Das Kind der Liebe.

Ein Schauſpiel

in fünf Acten

von

Herrn Präſident v. Kotzebue

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frankfurt und Leipzig
1791.

Perſonen.

Obriſter, Baron von Wildenhain, auſſer Dienſten.

Amalie, ſeine Tochter.

Der Pfarrer von dem Gute des Obriſten.

Graf von der Mulde, Kammerjunker.

Wilhelmine, eine Bettlerin.

Fritz Böttcher, ein junger Soldat.

Ein Bauer und ſein Weib.

Ein Wirth.

Ein Pachter.

Ein Bauer.

Ein junges Bauermädchen.

Ein Jude.

Ein Jäger.

Tafeldecker des Obriſten.

Bediente, Jäger.

Act 1.

Der Schauplatz iſt an der Landſtraße nahe bei einer Stadt; die Straße führt bei einem kleinen Dorf vorbei, deſſen letzte Häuſer ſichtbar ſind.

Scene 1.

Wilhelmine

(ſitzt auf einem Steine an der Landſtraße, neben ihr ein Stab und ein kleiner leerer Sack. Ihre Kleidung iſt zerriſſen, ihr Geſicht trägt Spuren von Krankheit und Kummer; doch ſind Ueberreſte vormaliger Schönheit ſichtbar.)

Welch ein ſchöner Morgen! — wie die Sonne mich ſo warm beſcheint — ach! nun wird mir doch einmal wieder warm! Lieber Gott! der du bis zu dieſer Stunde mich vor Verzweiflung geſchützt haſt, nimm meinen Dank! (Pauſe — ſie hebt den Sack auf) Ich bin ſo hungrig. — Wenn ich doch einen Biſſen Brod hätte! — wenn ich doch erſt wieder arbeiten könnte! — Das Fieber hat mich ſo zuſammengeſchüttelt — bettlen, bettlen müſſen! das iſt ſo hart! — Wenn das mein Fritz wüſte, daß ſeine Mutter hungert — lebt er noch, oder deckt ihn ſchon ein Haufen Erde! — Ach nein, nein! guter Gott! ich lebe ja nur, um ihn noch einmal zu ſehn!

Scene 2.

Ein Bauer mit Arbeitsgeräth auf der Schulter, kömmt die Straße her.

Wilh. Guten Morgen!

Bauer. Guten Morgen!

Wilh. Theilt einer armen Frau ein Allmoſen mit. (Bauer geht ab) Da war's nichts, ſo ſind die meiſten. Gott, du weißt, ich war nicht ſo, als ich noch ein Paar Groſchen übrig hatte. — Dem thue ich wohl unrecht, er mag wohl ſelbſt nichts haben.

haben. — Du Urheber meiner Leiden! — ich will dir nicht fluchen — Gott laſſe es dir wohl gehen, wenn es dem Verführer der Unſchuld wohl gehn kann. — Mögte der Zufall dich hier vorüber führen — mögteſt du unter dieſen Lumpen, in dieſer abgehärmten Geſtalt dein ehemals blühendes Minchen erkennen — wie würde dir zu Muthe werden! —

Scene 3.

Ein dicker Pachter, geht gemächlich daher.

Wilh. (da ſie ihn erblickt) Eine arme kranke Frau bittet um ein Allmoſen.

Pacht. (bleibt ein wenig ſtehn und ſchnauft aus) Schämt ihr euch nicht? ihr ſeyd noch jung, ihr könnt arbeiten.

Wilh. Ach lieber Gott! ſeht ihr denn nicht, wie krank und ſchwach ich bin? ein langwieriges Fieber, keine Arzenei — keine Nahrung —

Pacht. Ja, man muß ſichs ſauer in der Welt werden laſſen, man muß arbeiten. Das Geld iſt heut zu Tage rar. (will gehn.)

Wilh. (hebt ihren leeren Sack bittend in die Höhe) Nur um einen Biſſen Brod zu kaufen! ich habe ja geſtern nichts zu eſſen gehabt.

Pacht. (indem er vorüber geht) Die Erndte iſt ſchlecht geweſen, und die Seuche hat mein beſtes Vieh weggerafft. (ab)

Wilh. (~~wiſcht ſich heimlich~~ eine Thräne aus dem Auge) Geduld! — Geduld! — hier an der Landſtraße werden ſie mich doch nicht verhungern laſſen.

Scene 4.

Eine junge Bäuerin, welche Eyer und Milch zu Markte trägt, kömmt flink die Straße her, und ſpricht, ſobald ſie Wilhelminen ſieht.

Bäuerin. Gott grüß euch!

Wilh.

Wilh. Schönen Dank! — Ach liebes Kind, haſt du nicht ein Stück Brod für eine arme Frau?

Bäuerin. (bleibt mitleidig ſtehn) Brod? — nein, wahrlich, das hab ich nicht. Seyd ihr denn hungrig?

Wilh. Ach ja!

Bäuerin. Je du lieber Gott! und Geld hab ich auch nicht; und mein Morgenbrod hab ich rein aufgegeſſen. Ich will eben in die Stadt, und meine Milch und meine Eyer verkaufen; wenn ich zurückkomme, ſo verſpkech ich euch einen Dreyer. Aber — unterdeſſen ſeyd ihr doch immer hungrig — wollt ihr nicht einmal von meiner Milch trinken?

Wilh. O ja, gutes Kind!

Bäuerin. Nun trinkt! trinkt! (hält ihr mit vieler Gutmüthigkeit das Gefäß hin) Wollt ihr nicht mehr? Trinkt! trinkt! ich geb's gern.

Wilh. Gottes Lohn dafür! Du haſt mich erquickt.

Bäuerin. Das freut mich. (nickt ihr freundlich zu). Guten Tag, Mutter! Gott behüt euch! (geht ſingend ab)

Wilh. (ihr nachſehend) So war ich auch einſt; eben ſo leicht und froh, und empfänglich für das Gute.

Scene 5.

Ein Jäger mit Gewehr und ein paar Hunden geht auf die Jagd.

Wilh. Viel Glück auf die Jagd, lieber Mann, gebt einer armen Frau ein Almoſen.

Jäger. (im Vorübergehn) Verdammt! muß mir auch grade ein altes Weib zuerſt aufſtoſſen. Nun wird mir heute den ganzen Tag keine Klaue zum Schuß kommen. Hol euch der Geier, ihr alte Hexe! (ab)

Wilh.

Wilh. Der verſteckt ſein hartes Herz hinter ſeinen Aberglauben. — Da kommt wieder einer — ein Jude — will ihn lieber gar nicht anreden. Wenn mich die Chriſten hungern laſſen, wer wollte Hülfe bei den Juden ſuchen.

Scene 6.

Ein Jude, iſt im Begriff vorüber zu gehn, als er Wilhelminen ſieht, bleibt er ſtehn, und betrachtet ſie einen Augenblick.

Wilh. Gott grüß euch!

Jude. Großen Dank, arme Frau! ihr ſeht krank aus.

Wilh. Ich habe das Fieber.

Jude. (greift ſchnell in die Taſche und holt ein kleines Beutelchen heraus, aus welchem er ihr ein Paar Groſchen giebt) Da, nehmt vorlieb, ich habe ſelbſt nicht viel. (ab)

Wilh. (ruft ihm gerührt nach) Tauſend Dank! tauſend Dank! — Vergib mir Gott, daß ich ihm Unrecht that. Herz und Glauben haben ja nichts miteinander zu ſchaffen.

Scene 7.

Fritz, mit ſeinem Torniſter auf der Schulter ſchreitet munter einher und trällert für ſich: als er näher kömmt, erblickt er das Schild des Wirthshauſes, und bleibt ſtehn.

Fritz. Hm! einmal trinken! es iſt heute ein warmer Tag. Aber erſt mit dem Beutel Rath halten. (zieht einige Groſchen hervor, die er auf der flachen Hand betrachtet) Da wäre wohl eben noch ſo viel um ein Frühſtück und ein Mittageſſen zu bezahlen, und auf den Abend wills Gott! ſind wir zu Hauſe. — Wohlan! ich bin recht durſtig. He da! Herr Wirth!

Wilh. Erbarmt euch einer armen kranken Frau!

Fritz. (der ſie nun erſt erblickt, für ſich) So; da werden wir wohl das Trinken einſtellen müſſen, ſonſt behalten wir für den Mittag nichts übrig. Es iſt auch eben ſo gut! eine Wohlthat üben, löſcht Hunger und Durſt. Da! (geht auf ſie zu, um ihr das Geld zu reichen, welches er bereits zwiſchen den Fingern hielt, ſeinen Trunk damit zu bezahlen)

Wilh. (betrachtet ihn genauer, und ſtößet einen lauten Schrey aus) Fritz!

Fritz. (ſtutzt, ſieht ſie ſtarr an, wirft Geld, Torniſter, Hut, Stock, alles was ihn hindert, von ſich, und ſtürzt in ihre Arme) Mutter! — (beide ſprachlos, Fritz der ſich zuerſt erholt) Mutter! um Gottes willen! — So find ich euch wieder! — Mutter! — was iſt das? — redet!

Wilh. (zitternd) Ich kann nicht — ſprechen — lieber Sohn — lieber Fritz — die Freude — die Freude! —

Fritz.

Fritz. Erholt euch — liebe gute Mutter! — (legt ihren Kopf an ſeine Bruſt) Erholt euch! — Wie ihr zittert — ihr ſeyd ohnmächtig —

Wilh. Ich bin ſo ſchwach — mir iſt ſo ſchwindlicht — ich habe geſtern den ganzen Tag — nichts gegeſſen. —

Fritz. (auſſer ſich aufſpringend und ſein Geſicht in beide Hände verhüllt) Ach, mein Gott! — (lauft nach ſeinem Torniſter, reißt es auf, und holt ein Stück Brod heraus) Hier iſt Brod! (rafft das Geld zuſammen, welches er wegwarf, und thut das übrige aus ſeiner Taſche dazu) Hier iſt mein bischen Geld — meinen Stock — meinen Mantel — mein Gewehr will ich verkaufen. — Ach Mutter! — Mutter! — He da, Herr Wirth! (klopft heftig an die Schenke)

Wirth. (zum Fenſter hinausſehend) Was giebts?

Fritz. Eine Flaſche Wein — geſchwind! geſchwind!

Wirth. Eine Flaſche Wein?

Fritz. Ja doch, ja!

Wirth. Für wen denn?

Fritz. Für mich. Zum Teufel! macht fort!

Wirth. Nun, nun, Herr Soldat! kann ers bezahlen?

Fritz. Hier iſt Geld! Macht fort, oder ich ſchlag euch alle Fenſter im Hauſe entzwei.

Wirth. Geduld! Geduld! (macht das Fenſter zu)

Fritz. (zur Mutter) Gehungert! den ganzen Tag gehungert — und ich hatte zu eſſen! ich ließ mir geſtern Abend in der Herberge Braten und Wein auftiſchen, indeſſen meine Mutter hungerte! — O mein Gott! mein Gott! wie iſt alle Freude mir verbittert!

Wilh. Ruhig, lieber Fritz! ich ſehe dich wieder — mir iſt ſo wohl. — Ich bin ſehr krank geweſen — hoffte nicht dich wieder zu ſehn.

Fritz. Krank? und ich war nicht bei euch? Nun trenne ich mich nie mehr von euch. Seht, ich bin groß und ſtark geworden, nun will ich für euch arbeiten.

Wirth. (aus dem Hauſe mit Flaſche und Glas) Da iſt Wein. Ein köſtliches Gewächs, ein herrliches Gläschen! zwar nur Frankenwein, aber er hat ſo recht eine Rheinweinſäure.

Fritz. Her damit! Was koſtet der Plunder?

Wirth. Plunder? eine ſolche liebliche Gottes Gabe? — Mein Wein, guter Freund, iſt kein Plunder! Ich habe auch noch einen köſtlichen franzöſiſchen Wein im Keller, uf! den ſolltet ihr koſten! — So dick, ſo öhlicht — und wenn man das Glas ausgetrunken hat, ſo iſt es über und über roth gefärbt. (Fritz will ihm ungeduldig die Flaſche wegnehmen) Nun, nun, erſt Geld! dieſer hier koſtet 8 gute Groſchen.

Fritz. (ihm all ſein Geld hingebend) Da, da! (ſchenkt der Mutter ein, welche trinkt und einen Biſſen Brod dazu ißt)

Wirth. (das Geld nachzählend) Ein Dreyerchen fehlt noch daran — Indeſſen man muß barmherzig ſeyn. Um eine arme Frau zu erquicken, mags ſo hingehn. Nur die Flaſche in Acht genommen, und das Glas nicht zerbrochen. An dem Glaſe ſteht ein ſchöner hochdeutſcher Reim. (ab)

Wilh. Ich danke dir, lieber Fritz! Wein erquickt — und Wein aus Sohnes Händen giebt neues Leben.

Fritz. Redet nicht zu viel, Mutter! erholt euch!

Wilh. Erzähle mir doch, wie es dir in den 5 Jahren ergangen?

Fritz. Gut und Böſe, durcheinander; heute vollauf — und morgen gar nichts.

Wilh. Du haſt mir lange nicht geſchrieben.

Fritz. Ach, liebe Mutter! es wird einem armen Soldaten ſo ſauer, das Poſtgeld zu erſchwingen. Bedenkt nur, die weite Entfernung, da geht eine halbe Jahrslöhnung darauf, und man will doch leben. Und dann dacht ich immer, die Mutter iſt geſund und friſch, ich bin auch geſund und friſch, ſo will ich noch ein Paar Wochen warten; und ſo verſchob ſich das immer von einer Woche zur andern. Vergebt mir, liebe Mutter!

Wilh. Nach überſtandner Angſt vergiebt man gern. Haſt du denn deinen Abſchied genommen?

Fritz. Nein, noch nicht. Ich habe nur Urlaub erhalten auf ein Paar Monat, aus einer gewiſſen Urſache. Aber ihr habt mich nöthig, ich bleibe bei euch.

Wilh. Nicht doch, lieber Fritz! dein Beſuch wird mich geſund machen und verjüngern, denn habe ich neue Kräfte zu arbeiten, dann magſt du wieder hingehen, ich will dir an deinem Glücke nicht hinderlich ſeyn.—

Urlaub

Urlaub haſt du erhalten, aus gewiſſen Urſachen? ſagteſt du nicht ſo? darf ich ſie wiſſen dieſe Urſachen?

Fritz. Seht nur, Mutter! ich will euch das erzählen. Als ich vor 5 Jahren von euch ſchied, da hattet ihr mit Kleidung und Wäſche und Geld mich treflich ausgerüſtet; aber eine Kleinigkeit hattet ihr doch vergeſſen, meinen Geburtsbrief. Ich war damals ein wilder unbeſonnener Knabe von 15 Jahren, und dachte auch nicht daran; das hat mir nachher manchen Verdruß gemacht. — Ein Paarmal war ich das wüſte Soldatenleben herzlich müde, da wollt ich meinen Abſchied nehmen, und wollte ein ehrlich Handwerk lernen; aber wenn ich hinkam zu irgend einem Meiſter und ſprach: Lieber Meiſter! ich will mich zu euch in die Lehre verdingen; ſo war die erſte Frage immer: Wo iſt euer Geburtsbrief? Das fuhr mir durch den Kopf — ich ärgerte mich, und blieb Soldat. Da frägt man doch nur, ob das

Herz auf dem rechten Flecke ſitzt? Denn der Geburtsbrief ſchlägt eben ſo wenig zu, als das Adelsdiplom. Indeſſen machte mir das Ding mancherlei Händel. Meine Kameraden waren dahinter gekommen, und wenn einer einmal was gegen mich hatte, oder ein wenig trunken war, ſo ſchraubte er mich, und gab mir ſpitzige Reden und rieb ſich an mir. Da mußte ich mich ein Paarmal herum hauen, da kam ich in Arreſt, mein Hauptmann warnte mich — und als ich endlich vor 5 Wochen wieder ſo eine Stänkerei vorfiel, ſo ließ er mich zu ſich auf ſein Zimmer rufen. — O Mutter! mein Hauptmann iſt ein feiner, lieber Mann! — Böttcher, ſprach er zu mir, ich höre das nicht gern von euch, daß ihr alle Augenblicke Händel habt, und Strafe verdient; denn ich bin ſonſt mit eurem Dienſt zufrieden, und halte viel auf euch. Aber der Feldwebel hat mir auch geſagt, woher das entſteht. Wißt ihr was, ſchreibt nach Hauſe, laßt euren Geburtsbrief kommen, oder, wenn ihr Luſt habt, ihn ſelber zu holen, ſo will ich euch auf ein Paar Monat Urlaub geben, die Exercierzeit iſt vorbei. — O Mutter! eure Geſtalt ſchwebte vor mir, als er ſo freundlich redete. Ich küßte ſeine Hand, und ſtammelte meinen Dank. Er drückte mir einen harten Thaler in die Hand: Geh, geh mein Sohn! ſagte er, reiſe glücklich, und komm zu rechter Zeit wieder. — Nun ſeht ihr, da bin ich! ſo iſt es zugegangen.

Wilh. (die ſeiner Erzählung verwirrt und verlegen zuhörte) Du biſt alſo gekommen, lieber Fritz, um deinen Geburtsbrief zu holen.

Fritz. Ja.

Wilh. Ach Gott!

Fritz. Was iſt euch?

Wilh. (bricht in Thränen aus.)

Fritz. Um Gottes willen, was iſt euch?

Wilh. Du haſt keinen Geburtsbrief.

Fritz. Nicht?

Wilh. Du biſt ein Kind der Liebe.

Fritz. So? — und wer iſt mein Vater?

Wilh. Ach, dein wilder Blick zermalmet mich!

Fritz. (ſich faſſend, ſanft und liebreich) Nicht doch, liebe Mutter! ich bin ja immer euer Sohn. Sagt mir, wer iſt mein Vater?

Wilh. Als du vor 5 Jahren von mir gingſt, da warſt du noch zu jung, um ein ſolches Geheimniß in dein Herz niederzulegen. Du biſt indeſſen meinem Vertrauen entgegen gereiſt — Du biſt ein Mann geworden, und ein guter Mann. Meine ſüßen mütterlichen Hoffnungen haben mich nicht betrogen. — Ach, ich habe immer ſo viel davon gehört, wie tröſtlich und erquickend es ſey, für einen Leidenden

ſich

ſich mitzutheilen. Die Thräne, welche dein Kummer aus dem Auge eines Dritten lockt, verſüßt die Deinige. Gottlob! Gottlob! die Stunde iſt gekommen, in welcher ich zum Erſtenmale dieſe Wonne fühlen werde. Mein Vertrauter iſt mein Sohn! ſey auch mein Richter. Denn einen ſtrengen Richter muß ich ſcheuen. — Mein Sohn wird mir kein ſtrenger Richter ſeyn.

Fritz. Redet, gute Mutter! macht eurem Herzen Luft.

Wilh. Ach, lieber Fritz! ich will dir alles erzählen — aber — mir feſſelt Schaam die Zunge — du darfſt mich nicht dabei anſehn.

Fritz. Kenn ich etwa nicht das Herz meiner Mutter? Verflucht ſey der Gedanke, der eine Schwachheit an euch verdammt! Eines Verbrechens ward ihr unfähig.

Wilh. Jenes Dorf, deſſen Kirchthurmſpitze

ſpitze du hier von ferne ſiehſt, iſt mein Geburtsort. In jener Kirche ward ich getauft, in jener Kirche empfing ich die erſten Lehren unſers Glaubens. Meine Aeltern waren fromme gute Bauersleute, arm und ehrlich. Als ich 14 Jahr alt war, ſah mich eines Tages die gnädige Frau. Ich gefiel ihr, ſie nahm mich zu ſich auf den Edelhof, und hatte ſo ihre Freude daran, meine rohe Anlagen auszubilden. Sie gab mir gute Bücher in die Hände. Ich las, ich lernte Franzöſiſch und Muſik, meine Fähigkeiten und Begriffe entwickelten ſich; aber auch meine Eitelkeit. Ja, ich wurde unter der Larve der Beſcheidenheit ein eitles albernes Ding. — Ich war 17 Jahr alt, als der Sohn meiner Wohlthäterin, der in ſächſiſchen Dienſten ſtand, Urlaub erhielt, um uns zu beſuchen. Ich hatte ihn noch nie geſehn — er war ein ſchöner verführiſcher Jüngling. Er ſchwatzte mir von Liebe, von Heirathen — er war der erſte, der meinen Reizen huldigte —

Sieh mich nicht an, lieber Fritz! ich kann nicht weiter ſprechen —

Fritz. (ſchlägt die Augen nieder, und drückt ihre Hand an ſein Herz Pauſe)

Wilh. Ich leichtgläubiges Geſchöpf ward um meine Unſchuld betrogen! Er heuchelte heiße Liebe, er verſprach mir die Ehe nach dem Tode ſeiner alten Mutter, er ſchwur mir Beſtändigkeit und Treue — Ach — und ich vergaß meine fromme Aeltern — die Lehren unſers alten Pfarrers — die Wohlthaten meiner Pflegmutter — ich ward ſchwanger! — Fritz! Fritz! ſo oft ich auf jenen Kirchthurm blicke, ſo oft ſteht unſer ſelger alter Pfarrer mit ſeinen weißen Haaren vor mir; an jenem Tage, als ich zum Erſtenmale zur Beichte ging, wie er mein junges Herz erſchütterte — wie ich ſo voll hoher Andacht und Tugend war! O damals hätte ich, gewiß des Sieges, kühn mit jeder Sünde angebunden, und — o Gott! wie war es möglich! — jenen tiefen, tiefen Eindruck verwiſchte ein leichter unbeſonnener Jüngling durch ein Paar Blicke, durch ein Paar Worte. Ich ward ſchwanger. Wir erwachten beide aus dem ſüßen Rauſche, und die fürchterliche Ausſicht in die Zukunft quälte uns. Ich hatte alles auf das Spiel geſetzt, er fürchtete nur den Zorn ſeiner Mutter, einer guten, aber einer unerbittlich ſtrengen Frau. Wie ſchmeichelte er ſo ſanft, wie bat er ſo rührend, ihn nicht zu verrathen; wie lockend und lieblich verſprach er, mir einſt alles zu erſetzen — und ich gab ihm mein Wort, zu ſchweigen, den Namen meines Verführers, wie ſein Bild, in mein Herz zu verbergen, um ſeinetwillen alles zu erdulden, was über mich ergehen würde — denn ich liebte ihn ſo ſehr — und ich habe viel erduldet. — Er reiſte beruhigt ab, die Zeit meiner Entbindung rückte heran, ich konnte meinen Zuſtand nicht länger verheelen. Ach, man ging hart mit mir um, als ich auf meiner Weigerung beſtand, den Vater meines Kindes zu nennen. Man verſtieß mich — man warf mich aus dem Hauſe — und als ich vor die Thüre meiner gebeugten Aeltern kam — ließ man mich auch nicht ein. — Mein Vater wollte mich mißhandeln — und meine Mutter riß ihn noch haſtig weg von mir, als er mir eben ſeinen Fluch geben wollte. — Meine Mutter kam zurück, und warf mir einen gehenkelten Thaler zu, den ſie am Halſe trug — und weinte — und ich hab ſie ſeitdem nie wieder geſehen! — Den Thaler hab ich noch — (ſie zieht ihn hervor) lieber wäre ich verhungert, als daß ich den angegriffen hätte. (betrachtet ihn, küßt ihn und ſteckt ihn wieder ein) Ohne Dach und Fach, ohne Geld und Freunde irrt ich eine ganze Nacht auf freiem Felde umher. Einmal kam ich dem Fluß ſehr nahe, dort wo die Mühle ſteht, und es arbeitete heftig in mir, mich hineinzuſtürzen unter die Mühlräder, und ſo meinen Jammer zu enden. Aber gleich war mir wieder der alte Pfarrer gegenwärtig, mit ſeiner ſanften ehrwürdigen Mine. Ich bebte zurück, ich ſah mich ſchüttern um, ob der Greis nicht hinter mir ſtehe; ſeine Lehren und mein Zutrauen zu ihm erwachten — Der Morgen brach an, ich ging in ſein Haus. Er nahm mich liebreich auf, er machte mir keine Vorwürfe: was geſchehen iſt, ſprach er, iſt geſchehen. Dem Büßenden vergiebt Gott! Beſſre dich, meine Tochter, ſo kann noch alles gut werden. Hier im Dorfe darfſt du nicht bleiben, das wäre nur Kränkung für dich, und Aergerniß für meine Gemeinde. Aber — hier drückt er mir ein Goldſtück in die Hand, und überreichte mir einen Brief, den er für mich geſchrieben hatte — geh in die Stadt, meine Tochter! geh zu der alten ehrlichen Wittwe, an welche dieſer Brief gerichtet iſt, bei ihr biſt du gut aufgehoben. Sie wird dir auch ſagen, wie du es anfangen mußt, um dir ein ehrlich Stück Brod zu erwerben. — Mit dieſen Worten legte er ſeine Hand auf meine Stirn, und gab mir ſeinen Segen, und verſprach mir auch meinen Vater zu beſänftigen. Ach, da war ich neu geboren! — Auf dem Wege nach der Stadt, ſöhnte ich mich mit Gott aus. Ich gelobte feierlich mir ſelbſt, nie wieder von dem Pfade der Tugend abzuweichen. Ich habe mein Gelübde gehalten — Sieh mich nun wieder an, lieber Fritz! (Fritz drückt ſie ſprachlos in ſeine Arme; ſie fährt nach einer Pauſe fort) Deine Geburt machte mir vielen Kummer und viele Freude. Ich ſchrieb zweimal an deinen Vater — aber — Gott weiß, ob er die Briefe bekommen hat — Antwort hab ich nicht erhalten.

Fritz. (heftig) Nicht?

Wilh. Nicht wild, lieber Fritz! nicht wild! Es war damals Krieg, auch ſein Regiment ſtand im Felde, es war ein Wirrwarr im ganzen Lande, dreier Herrn Truppen jagten ſich wechſelsweiſe, wie leicht geht da ein Brief verloren. Nein, er er hat ſie gewiß nicht bekommen! Denn er war kein Böſewicht. — Nachher hab ich freilich ihn nicht wieder beunruhigen mögen. — Es war ſtolz, oder wie du es nennen willſt. Ich dachte: wenn er mich nicht vergeſſen hat, ſo wird er ja wohl kommen, mich zu ſuchen, weiß doch unſer Pfarrer wo ich bin. — Aber er kam nicht, und einige Jahre nachher, hörte ich ſogar — (mit einem Seufzer) daß er geheirathet hatte! ſo ſagt ich denn meinen letzten Hoffnungen Lebewohl! Still und einſam bewohnt' ich eine dürftige Hütte, erwarb unſern Unterhalt mit meiner Hände Arbeit, und unterrichtete nebenher einige Kinder, in dem, was ich ſelbſt auf dem Edelhofe gelernet hatte. Meine einzige Freude warſt du, lieber Fritz! auf deine Erziehung wandt ich alles, was ich mir am Munde abſparen konnte. Meine Sorgfalt blieb nicht unbelohnt, du warſt ein guter Knabe, nur dein wildes jugendliches Feuer, deine Liebe zum ſoldatenleben,

leben, dein Hinauswollen in die weite Welt, das machte mir manchen Kummer. Endlich dachte ich, wie Gott will! iſt es ſeine Beſtimmung, nun ſo will ich ihn nicht hindern, wenn auch die Trennung von ihm mir das Herz bricht. So ließ ich vor 5 Jahren dich von mir, und gab dir mit, ſoviel ich dir geben konnte — vielleicht mehr als ich dir geben konnte, denn ich war geſund, und der Geſunde glaubt immer, er könne nie krank werden. Freilich — wäre es ſo geblieben, ſo hätte ich mehr verdient als ich brauchte, wäre nach meiner Art eine reiche Frau geweſen, und hätte dir lieber Fritz, noch jährlich einen Weihnachten geſchickt. Aber ich fiel in eine langwierige auszehrende Krankheit. Da ſtockte mein Verdienſt, meine kleine Sparbüchſe reichte kaum hin, für Arzt und Wärterin und Arzeneien. — So mußt ich vor wenigen Tagen meiner kleinen Hütte den Rücken kehren, da ich den Miethzinß nicht mehr entrichten konnte; ſo ſo mußt ich mit dieſem Stabe, dieſem Bettelſack und dieſen Lumpen, auf die Straße wanken, und einen Biſſen Brod von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden heiſchen.

Fritz. Wenn euer Fritz das geahndet hätte, wie bitter würde ihm jeder Biſſen, jeder Trunk geworden ſeyn. Nun, Gott ſey Dank! ich bin wieder da, ihr lebt, und ich bleibe bei euch, ich gehe nicht von euch, das will ich meinem Hauptmann ſchreiben. Mag ers nehmen wie er will, mag ers deſertiren ſchelten, ich weiche nicht von meiner Mutter. Ach, leider hab ich nichts gelernt! keine Kunſt, kein Handwerk; aber ich habe ein Paar nervigte Arme, ich kann den Pflug regieren und den Dreſchflegel ſchwingen. Ich will mich als Knecht verdingen, am Tage arbeiten, und des Nachts für irgend einen Advokaten abſchreiben; denn ich ſchreibe eine gute leſerliche Hand, und das verdank ich euch, liebe Mutter. O es wird ſchon gehen; Gott wird wohl helfen, ſen, Gott iſt mit denen die ihre Aeltern lieben.

Wilh. (ſchließt ihn gerührt in ihre Arme) Welche Fürſtin darf mir einen Tauſch anbieten?

Fritz. Eins habt ihr noch vergeſſen, Mutter. Wie hieß mein Vater!

Wilh. Baron Wildenhain.

Fritz. Und wohnt auf dieſem Gute?

Wilh. Da wohnte einſt ſeine Mutter. Sie iſt todt. Er ſelbſt hat in Franken ein reiches Fräulein geheirathet, und, wie man mich verſichert, ihr zu Liebe ſein Vaterland auf immer verlaſſen. Hier lebt indeſſen ein Verwalter, der nach ſeinem Gefallen hauſt.

Fritz. Ich will zu ihm — ich will ihm kühn unter die Augen treten! Ich will euch auf meinem Rücken zu ihm tragen! — Wieweit iſt Franken? 20 bis 30 Meilen? So weit lief er nur? und da war er ſchon ſeinem Gewiſſen entlaufen? — Wahrlich! ein langſames, kriechendes Gewiſſen? Seit 20 Jahren kriecht es ihm nach, und hat ihn noch nicht eingeholt? — O pfui, pfui! warum muß ich meinen Vater kennen, wenn mein Vater kein guter Menſch iſt! hatte doch mein Herz genug an einer Mutter, eine Mutter, die mich lieben lehrte — Ach! wozu ein Vater, der mich haſſen lehrt! — Nein, ich will nicht zu ihm. Mag er bleiben, wo er iſt, und ſchwelgen, und ſich gütlich thun, bis an ſeine letzte Stunde — und dann mag er ſehn, wie er mit Gott fertig wird. — Nicht wahr, Mutter, wir brauchen ihn nicht, wir wollen — aber was iſt euch? Euer Auge iſt gebrochen — Mutter, was iſt euch?

Wilh. (ſehr ſchwach und halb ohnmächtig) Nichts, nichts! — Die Freude, das viele Reden — Ich wünſcht ein wenig zu ruhen.

Fritz. Gott! nun ſeh ich erſt, daß

wir

wir auf der Landſtraße ſind. (er klopft an die Schenke) He! Wirth!

Wirth. (am Fenſter) Nun, was giebts ſchon wieder?

Fritz. Geſchwind, ein gutes Bett für dieſe Frau!

Wirth. (höhniſch) Ein Bett? für dieſe Frau? ha, ha, ha! Sie hat die vorige Nacht in meinem Stall gelegen und mir das Vieh behext. (ſchlägts Fenſter zu)

Fritz. (wüthend nach einem Stein greifend) Verdammter Hund! — (er blickt auf ſeine Mutter, und läßt den Stein fallen) Ach, meine arme Mutter! (er klopft in verzweifelnder Angſt an ein Bauerhaus, welches weiter im Hintergrunde ſteht) Holla! Holla!

Scene 8.

Ein Bauer tritt in die Thüre, Vorige.

Bauer. Gott grüß euch! Was wollt ihr?

Fritz. Guter Freund! ſeht dieſe arme kranke Frau, ſie verſchmachtet hier unter freiem Himmel. Sie iſt meine Mutter, gebt ihr ein Plätzchen, wo ſie eine halbe Stunde ruhen möge. Ich bitte euch um Gottes willen! der Himmel wird es euch vergelten.

Bauer. Haltet doch das Maul; ich hab euch wohl verſtanden. (hineinredend) Liſe! klopfe doch geſchwind das Bett ein bischen auf. Du kannſt den Jungen unterdeſſen auf die Ofenbank legen. (kömmt hinaus) Schwatzt mir da ein Langes und ein Breites von Gottes Lohn und Himmels Vergeltung. Wenn der liebe Gott alle ſolche Lumpereien vergelten wollte, ſo hätt er viel zu thun. — Allons! faßt an! wir wollen die arme Frau behutſam hineinbringen. Ein Bett, ſo gut ichs habe, ſonſt findet ihr freilich nicht viel bei mir. (ſie führen ſie ins Haus.)

Act 2.

Scene 1.

(Bauernſtube.)

Wilhelmine, Bauer und ſein Weib, Fritz.

Wilh. (ſizt auf einem hölzernen Schemel ohne Lehne, und hat ihr Haupt kraftlos an Fritzens Bruſt ſinken laſſen)

Fritz. (zu den ängſtlich herumtrippelnden Bauersleuten) Liebe Leute! habt ihr denn gar nichts? Nichts ſtärkendes? nichts erquickendes?

Bäuerin. Lauf doch Vater und hol eine Flaſche Wein von unſerm Nachbar dem Schenkwirth.

Fritz. Ach, das laßt nur! ſein Wein iſt herbe wie ſein herz — Sie hat davon getrunken, ich fürchte, er iſt ihr zu Gift geworden.

Bauer. Sieh doch nach Mutter, die ſchwarze Henne hat gegakert. Ein friſches Ey weich geſotten —

Bäuerin. Oder eine Hand voll reifer Johannisbeeren. —

Bauer. Oder — das beſte was ich habe — ein Stückchen Speck —

Bäuerin. Es ſteht auch noch ein halb Nöſelchen Brandwein unten in der Milchkammer.

Fritz. (gerührt) Gottes Lohn und Segen für eure herzliche Bereitwilligkeit! Habt ihr gehört, Mutter?

Wilh. (nickt mit dem Kopf)

Fritz. Beliebt euch etwas davon?

Wilh. (macht eine verneinende Bewegung mit der Hand)

Fritz. Sie will nicht! Iſt denn kein Arzt hier in der Nähe?

Bauer. Unten im Dorfe wohnt ein Pferdearzt — ſonſt hab ich in meinem Leben keinen Doctor geſehn.

Fritz. Ach Gott! was ſoll ich anfangen!

gen!— Sie ſtirbt mir unter den Händen! — Lieber Gott, erbarme dich! — Betet! betet! gute Leute! — ich kann nicht beten.

Wilh. (mit gebrochner Stimme) Ruhig, lieber Fritz — mir iſt wohl — nur matt — matt — ein Glas — guten Wein —

Fritz. Ja Mutter! gleich Mutter! gleich! — Ach Gott! wo hernehmen! — Kein Geld — nichts — gar nichts —

Bäuerin. Siehſt du Vater, hätteſt du die Steuern geſtern nicht zum Amtmann getragen —

Bauer. Ja freilich, dann könnte man wohl helfen. Aber wie nun Rath ſchaffen? Ich habe, ſo wahr ich ehrlich bin, keinen baaren Dreyer im Hauſe.

Fritz. So will ich — ja ich will betteln! — Und wenn man mir nicht giebt, ſo will ich ſtehlen! — Lieben Leute, habt Acht! thut, was ihr vermögt! Helfet, wie ihr könnt! Bald bin ich wieder bei euch. (ſtürzt hinaus.)

Scene 2.

Vorige, ohne Fritz.

Bauer. Wenn er zu unſerm Herrn Pfarrer kömmt, der giebt ihm gewiß.

Wilh. Lebt denn der alte Pfarrer noch?

Bäuerin. Ach nein! der brave Herr! Gott hab ihn ſelig! Vor 2 Jahren ſtarb er, alt und lebensſatt.

Bauer. Er verloſch wie eine Lampe.

Bäuerin. (ſich die Augen wiſchend) Wir haben recht um ihn geweint.

Bauer. (eben ſo) Er war unſer Vater.

Wilh. (ſehr bewegt) Unſer Vater!

Bäuerin. So einen kriegen wir nicht wieder.

Bauer. Nun, nun! Jedermann in Ehren — man muß keinen verachten. Unſer jetziger Herr Pfarrer iſt auch ein lieber braver Mann.

Bäuerin.

Bäuerin. Ja doch, Vater, aber ſo jung.

Bauer. Freilich, es ſteht ihm nicht alles ſo wohl an, man faßt nicht ſo geſchwinde ein Herz zu ihm; aber der alte Herr Pfarrer war doch auch einmal jung geweſen.

Bäuerin. (zu Wild.) Dieſer war Hofmeiſter bei der jungen Herrſchaft, und da ſoll der gnädge Herr gar wohl mit ihm zufrieden geweſen ſeyn, und da hat er ihm die Pfarre gegeben.

Bauer. Die mag er denn auch wohl verdient haben; denn unſer gnädges Fräulein, Gott behüte ſie! iſt gar ein freundliches, liebreiches Mamſellchen.

Bäuerin. Gar nicht ſtolz. Wenn ſie in die Kirche kömmt, ſo nickt ſie hier und da, herüber und hinüber, allen Bauerweibern zu.

Bauer. Und wenn ſie in den Kirchſtuhl tritt, ſo hält ſie gleich den Fächer vor, und betet recht andächtig.

Bäuerin. Und während der Predigt verwendet ſie kein Auge von unſerm Herrn Pfarrer.

Wilh. (beſtürzt) Welches Fräulein?

Bauer. Die Tochter unſers gnädgen Herrn.

Wilh. Iſt ſie hier?

Bäuerin. J Herr je! wißt ihr das nicht? Auf den Freitag werden es ſchon 5 Wochen, daß die gnädge Herrſchaft mit Sack und Pack auf dem Schloſſe einzog.

Wilh. Baron Wildenhain.

Bäuerin. Ganz recht.

Wilh. Und ſeine Gemahlin?

Bauer. Die gnädge Frau iſt geſtorben. Viele 1000 Meilen von hier, haben ſie in Frankreich zuſammen gewohnt. So lange ſie lebte, iſt der gnädige Herr gar nicht zu

uns

uns gekommen. Das hat uns mannichmal gar ſehr weh gethan. (heimlich und vertraulich) Sie ſoll eine hoffärtige Dame geweſen ſeyn, mit einer großen Juntanſche. Nun, nun, von Todten ſoll man nichts übels reden. Unſer gnädger Herr iſt doch immer ein guter Herr! Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, flugs ließ er anſpannen: fahr zu Kutſcher! nach Wildenhain! — Iſt ja auch ſein Geburtsort, iſt ja hier groß geworden, hat auf der Gemeinde Wieſe manchen Ball mit mir geſchlagen, und unter der Linde des Sonntags manches Tänzchen mit meiner Frau gemacht. Weißt du noch Liſe?

Bäuerin. I Herr je! ich werde ja noch wiſſen. Der Junker trug einen rothen Rock, und koſtbare Schnallen von flimmenden Steinen.

Bauer. Hernach, wie er Officier wurde, war er wohl ein Bischen ein lockerer Zeiſig; aber Jugend hat nicht Tugend;

der Boden war doch gut, und das beſte Erdreich trägt auch zuweilen Unkraut.

Bäuerin. Ja, weißt du, Vater! wie er den Spittakel machte mit Böttchers Minchen — das war nicht fein.

Bauer. Ach ſchweig! wer wird ſolche alte Suppen wieder auf den Tiſch bringen. Weißt du doch nicht einmal, ob er Vater zum Kinde war; hat ſie es doch nicht einmal geſtanden.

Bäuerin. Kein andrer Menſch als er, darauf verwett ich mein Sonntagsmieder, und meine Treſſenmütze. Nein, Vater! das mußt du nicht vertheidigen, das war gottlos. Wer weiß, wo das arme Menſch in Hunger und Kummer geſtorben iſt. Und ihr Vater, der alte Böttcher, der hätte auch wohl länger gelebt, wenn er das Herzeleid nicht hätte erdulden müſſen.

Wilh. (wird ohnmächtig)

Bauer. (der es zuerſt bemerkt) Liſe! Liſe! greif zu! Sapperment, greif zu!

Bäuerin. Ach du lieber Gott! die arme Frau!

Bauer. Geſchwind hinaus mit ihr in die Kammer, aufs Bett! und dann wollen wir zum Herrn Pfarrer ſchicken, denn die wird den Morgen ſchwerlich erleben. (ſie führen ſie fort.)

Scene 3.

(Zimmer im Schloß.)

Der **Theetiſch** iſt gedeckt, **Bedienter** ſetzt die Theemaſchine, ein brennendes Licht, und ein Wachsſtock auf den Tiſch. Der **Obriſt**, im Schlafrock, tritt ein.

Obr. Schläft der Fremde noch?

Bed. Nein, er hat ſich ſchon friſiren laſſen.

Obr. Hätte es denken können — der ganze Vorſaal riecht nach Poudre à la Marechal. — Ruf mir meine Tochter! (Bed. ab)

(indem

(indem er eine Pfeife ſtopft und anzündet) Ich denke immer, der alte Geheimderath hat mir da einen Laffen über den Hals geſchickt. Alles was er ſagt und thut, iſt ſo flach und ſchlaff wie ſein Geſicht. — Nein, ich werde nichts übereilen — dazu iſt mir mein Malchen zu lieb. Wir müſſen den jungen Herrn erſt ein wenig beſſer kennen lernen. Aus alter Freundſchaft macht man keine Tochter nicht unglücklich. Das arme Mädchen ſpräche in ſeiner Unſchuld: ja! und ſäße dann und jammerte und winſelte über den Vater, der das Ding beſſer hätte verſtehen ſollen. — Schade, Jammerſchade! daß das Mädchen nicht ein Bube geworden iſt, daß der Name Wildenhain auslöſchen muß, (er bläſt den Wachsſtock aus, mit dem er die Pfeife angezündet) wie das Flämmchen, welches ich da ausblaſe. — Meine ſchönen Güter, meine herrlichen Anlagen, meine brave wohlhabende Bauern — Alles, alles, in fremde Hände! das iſt recht dumm! recht dumm!

Scene 4.

Amalie, (in leichter Morgenkleidung). Obriſt.

Am. (küßt ihm die Hand) Guten Morgen, lieber Vater!

Obr. Guten Morgen, Malchen! gut geſchlafen?

Am. O ja!

Obr. Wirklich? recht gut geſchlafen? gar nicht ein Bischen unruhig?

Am. Nein; nur die Mücken haben mir ein wenig um die Ohren geſummt.

Obr. Die Mücken? Nun, das geht noch an! da muß man mit Wacholderſtrauch räuchern laſſen. Die Mücken kann man eher vertreiben, als die Grillen.

Am. Wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.

Obr. (lachend) So? — Wohl dir, wenn du noch keine andre Grillen kennſt,

als

als ſolche, die ein Teller voll Erbſen tödtet.

Am. Ah! Sie meinen Grillen im Kopfe! Nein, die habe ich nicht.

Obr. Deſto beſſer! Wie käme auch ein junges munteres Ding von 16 Jahren zu Grillen im Kopfe? Du haſt einen Vater, der dich liebt, und einen Freyer, der um Erlaubniß bittet, dich zu lieben. — Wie gefällt dir der Graf von der Mulde?

Am. Recht gut!

Obr. Wirſt du nicht roth, wenn ich ihn nenne?

Am. (ſich an die Backen fühlend) Nein!

Obr. Nicht? Hm! hm! Haſt du nicht etwa von ihm geträumt?

Am. Nein!

Obr. Haſt du denn gar nicht geträumt?

Am. (ſich beſinnend) Doch! von unſerm Pfarrer hab ich geträumt?

Obr. Aha! wie er vor dir ſtand, und dir den Ring abfoderte?

Am. Ach nein! das nicht! Mich träumte, wir wären noch in Franken, und er wäre noch mein Hofmeiſter, und er ſollte eben abreiſen, und ich weinte ſo ſehr —

Obr. Und der Vater lachte, und die Mutter ſchalt — nicht wahr? — Ja, ja, es war ein närriſcher Auftritt; er iſt mir noch ganz gegenwärtig.

Am. Als ich erwachte, waren meine Augen wirklich naß.

Obr. Höre Malchen, wenn du wieder von dem Pfarrer träumſt, ſo träume, er ſtünde vor dem Altar, und du und der Graf von der Mulde, ihr ſtündet vor ihm, und wechſeltet die Ringe. Was meinſt du dazu?

Am. Wenn Sie befehlen, lieber Vater — recht gern!

Obr. Zum Henker nein! Ich befehle

das nicht. Aber ich will wiſſen, ob du ihn etwa liebſt? Du haſt ihn doch ſchon im vergangnen Winter, als wir ein Paar Tage in der Stadt waren, auf dem Ball geſehn.

Am. Soll ich denn alle die lieben, die ich auf dem Balle geſehn habe?

Obr. Malchen! Malchen! ſey nicht einfältig! Ich meine, der Graf von der Mulde hat damals um dich herum geſchmunzelt und ſcharwenzelt, hat ein Paar zierliche Menuets mit dir getanzt, hat dir Eau de mille fleurs aufs Schnupftuch gegoſſen — und weiß der liebe Gott, was er dir alles dabei geſagt hat!

Am. Ja, das weiß der liebe Gott! Ich weiß nichts mehr davon.

Obr. Nicht?

Am. Wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geſchicht, ſo will ich mich darauf wohl beſinnen.

Obr. Nein, nein, laß es nur bleiben! Worauf man ſich erſt beſinnt, das holt man aus einem Winkel des Gedächtniſſes hervor, und nicht aus einem Winkel des Herzens. — Du liebſt ihn alſo nicht?

Am. Ich? ich glaube nicht!

Obr. (für ſich) Ich glaubs auch nicht! — Sagen muß ich dir doch, wie ſein Beſuch und meine Fragen miteinander zuſammenhängen. — Sein Vater iſt Geheimderath — ein reicher, vornehmer Mann — reich und vornehm, hörſt du?

Am. Ja, lieber Vater! wenn Sie befehlen! Aber unſer Pfarrer hat mir immer geſagt, ich ſoll auf dergleichen nicht hören. Stand und Reichthum ſind Gaben aus des Zufalls Hand.

Obr. Nun, nun! da hat er ſchon recht! Wenn ſich's aber grade ſo trifft, daß Stand und Reichthum dem Verdienſt die Hand bieten, ſo iſt es denn doch beſſer. Begreifſt du?

Am. Vollkommen! (naiv, ohne alle Beziehung) Iſt das der Fall bei dem Grafen v. d. Mulde?

Obr. (verlegen) Hm! hm! Sein Vater hat dem Staate wichtige Dienſte geleiſtet — Er iſt mein alter Freund — er war mein Freywerber bei deiner Mutter — da hab ich denn immer große Stücke auf ihn gehalten — und weil er die Heirath zwiſchen dir und ſeinem Sohne ſo herzlich wünſcht, und weil er meint, du würdeſt den jungen Menſchen mit der Zeit wohl lieben — —

Am. Meint er das?

Obr. Ja! Es ſcheint mir aber, als ob du nicht ſeiner Meinung wärſt?

Am. Nicht ſo recht! Doch, wenn Sie befehlen, lieber Vater —

Obr. Zum Teufel! ich ſage dir, daß man dergleichen nicht befiehlt. — Eine Ehe ohne Liebe iſt eine Galeere. Gleich und gleich geſellt ſich. Ich paare keine

Nachti-

Nachtigall zu einem Finken. — Wollt ihr einander, ſo iſts gut; wollt ihr einander nicht, ſo laßts bleiben. (beſänftigt) Siehſt du, Malchen! es kommt alles darauf an, ob du den Menſchen lieben kannſt. Iſt das nicht, ſo — ſo ſchicken wir ihn mit Proteſt zurück.

Am. Lieber Vater! es kömmt mir gar nicht ſo vor, als ob ich ihn lieben würde. Ich habe in Romanen ſo viel von der Liebe geleſen, wie wunderlich und ſonderbar einem dabei zu Muthe iſt.

Obr. Ach was! geh mir mit deinen Romanen vom Halſe! die wiſſen den Henker davon. Es giebt ſo gewiſſe kleine Simptomen, die man nur aus Erfahrung kennen lernt. — Warte, ich will ſie dir ein wenig abfragen. Malchen! aber aufrichtig, Malchen! aufrichtig!

Am. Ich habe nie gelogen.

Obr. Hörſt du es gern, wenn man von dem Grafen ſpricht.

Am. Gutes, oder Böſes?

Obr. Gutes, Gutes!

Am. Ach ja! Ich höre gern Gutes von allen Menſchen reden.

Obr. Aber wird dir nicht warm, wenn man von ihm redet? (ſie ſchüttelt den Kopf) Biſt du nicht verlegen? — (ſie ſchüttelt den Kopf) Wünſcheſt du nicht zuweilen, die Leute möchten von ihm reden, und haſt doch nicht das Herz ſelbſt anzufangen? — (ſie ſchüttelt den Kopf) Vertheidigſt du ihn nicht, wenn etwa jemand ihn tadelt?

Am. Wenn ich kann — o ja! — Unſer Pfarrer —

Obr. Laß jetzt den Pfarrer zu Hauſe. — Wenn du den Grafen ſiehſt, wie iſt dir zu Muthe?

Am. Recht wohl!

Obr. Wird dir nicht ein wenig ängſtlich beklommen, wenn er dir zu nahe kommt?

Am. Nein! (ſich ſchnell beſinnend) Doch Ja! einmal!

Obr. Aha! jetzt kommts!

Am. Es war auf dem Balle, als er mir auf den Fuß trat.

Obr. Malchen ſey nicht dumm! — Schlägſt du die Augen nieder, wenn er vor dir ſteht?

Am. Das thu ich vor niemand.

Obr. Zupfſt du nicht am Haltuch, oder an der Schürze, wenn er mit dir ſpricht?

Am. Nein!

Obr. Glühſt du nicht im Geſicht, wenn er dir etwas Artiges ſagt? ſo etwas Beziehendes auf Liebe und Heirath?

Am. Hat er mir dergleichen geſagt? — Ich weiß es nicht.

Obr. Hm! hm! — (nach einer Pauſe) Haſt du auch wohl zuweilen gegähnt, wenn er mit dir ſprach?

Am. Nein, lieber Vater! das ſchickt ſich nicht.

Obr. Aber iſt dir das Gähnen wohl angekommen?

Am. Ach ja, lieber Vater!

Obr. So? denn iſt wenig zu hoffen! — Findeſt du ihn ſchön?

Am. Das weiß ich nicht.

Obr. Weißt du nicht, was ſchön iſt? oder fühlſt du nicht was ſchön iſt?

Am. Doch! aber ich habe in dieſer Rückſicht ihn noch nie betrachtet.

Obr. Das iſt ſchlimm. — Als er geſtern Abend ankam — was empfandſt du?

Am. Ich ärgerte mich, denn ich war eben mit unſerm Pfarrer nach dem romantiſchen kleinen Hügel ſpaziert, als mich der Bediente ſo ungelegen abrief.

Obr. Ungelegen? So?— Nun, noch eine Frage! — Haſt du nicht etwa heute ſchon, ohne es zu wollen, die Haare ſorgfältiger in Locken gelegt, und ein andres Negligee gewählt?

Am. (ſich beſiehend) Das iſt ja noch nicht ſchmutzig, lieber Vater! ich hab es ja nur geſtern und vorgeſtern getragen.

Obr. (für ſich) Da iſt wenig Troſt zu ſchöpfen! — Alſo, liebes Kind! mit dem Grafen iſts nichts!

Am. Wenn Sie befehlen — warum nicht?

Obr. (hitzig) Höre, Malchen! wenn du mir mit deinem verdammten Befehlen noch einmal in die Queere kommſt, ſo — ſo — ſo bin ich im Stande es wirklich zu befehlen. — (ſanfter) Dich glücklich zu ſehn, iſt mein Wunſch; und glücklich macht kein Befehl. — Die Ehe, mein Kind! iſt ein widrigklingendes Duett, wenn die Töne nicht zuſammen ſtimmen; darum hat jener große Komponiſt die reine Harmonie der Liebe in unſer Herz gepflanzt. — Weißt du was, Malchen! ich will den Paſtor zu dir ſchicken.

Am. (freundlich) Den Paſtor?

Obr. Er ſoll dir die Pflichten des Eheſtandes erklären; das kann der Paſtor beſſer, als der Vater. Denn prüfe dich; und wenn du glaubſt, daß der Graf der Mann iſt, gegen den du dieſe Pflichten erfüllen könnteſt — i nu, in Gottes Namen! — Bis dahin nichts mehr davon! — (ruft) Heinrich! — (Bed. kommt) Geh zum Herrn Paſtor, und bitt ihn auf eine Viertelſtunde herüber zu kommen, wenn es ſeine Geſchäfte erlauben. — (Bed. will gehn)

Am. Ich laß ihm einen guten Morgen wünſchen.

Obr. (ſieht nach der Uhr) Der Herr Kammerjunker braucht auch verteufelt viel Zeit ſich anzukleiden — Haſt du ſchon getrunken, Malchen? Schenke dir ein!

Am. (ſetzt ſich hinter den Theetiſch und frühſtückt)

Obr. Was haben wir für Wetter?

Haſt

Haſt du den Kopf ſchon zum Fenſter hinausgeſteckt?

Am. O, ich war ſchon um 5 Uhr im Garten! Es iſt ein recht ſchöner Morgen.

Obr. Da könnte man noch ein Stündchen auf die Jagd gehn. Ich weiß ohnehin mit dem Menſchen nichts anzufangen. Er macht mir erſchrecklich viel Langeweile. Ah! unſer Gaſt!

Scene 5.

Vorige, Graf v. d. Mulde.

Gr. Ah, bon jour! mon Colonel! — Gnädiges Fräulein! ich küſſe Ihnen die Hand.

Am. (macht eine ſtumme Verbeugung)

Obr. Guten Morgen, guten Morgen! Ei, Herr Graf! es iſt ſchon hoch am Tage. Auf dem Lande muß man früh aufſtehn.

Gr. Pardonnez, mon Colonel! Ich

bin mich aufgeſtanden, gleich nach 6 Uhr geſchlagen; aber mein homme de Chambre hat mir betice gemacht, die mich zur Verzweiflung gebracht hat. Der pour le moment gar nicht zu erſetzen iſt.

Obr. Ei, ei! das bedaure ich!

Am. (präſentirt ihm Thee)

Gr. (indem er es anni[illegible]t) Unterthäniger Sclav! iſt es Hebe ſelbſt, oder iſt Venus à la place von Hebe getreten?

Am. (Verneigt ſich lächelnd.)

Obr. (etwas ärgerlich) Weder Venus noch Hebbe, ſondern Malchen Wildenhain, mit Ihrer Erlaubniß. — Aber darf man Ihren Verluſt wiſſen?

Gr. O mein Gott! helfen Sie mich dieſe triſte Erinnerung verbannen. Ich bin da in ein Labirinth von Verlegenheit enveloppirt worden, ich glaube, ich werde ſogar deshalb einen Brief ſchreiben müſſen.

Obr. Nun, das Unglück iſt ſo gar groß nicht!

Gr. (indem er den Thee ſchlürft) Ein wahrer Nektar, gnädiges Fräulein! doch wie anders aus Ihren ſchönen Händen?

Obr. Man hat mir dieſen Nektar für Conjo-Thee verkauft.

Am. Sie haben uns noch immer nicht geſagt, Herr Graf! was Sie verloren haben?

Obr. (bei Seite) Den Verſtand.

Gr. Sie befehlen — Ihr Sclav gehorcht. Sie reiſſen Wunden wieder auf, die Ihr Anblick kaum geheilt hat. Mein homme de Chambre, der Veint rien, o der Verluſt iſt ein mauvais Sujet. — Als er vorgeſtern Abend einpackte, ſo ſagt ich zu ihm: Henri! ſagt ich zu ihm, dort auf dem Fenſter ſteht der kleine Pot mit Pommade — verſtehn' Sie, gnädiges Fräulein! ich ſagte es ihm ausdrücklich: vergiß ihn nicht! pack' ihn ein! ich repetirte ihm das wohl 3 — 4mal. Du weißt, Henri, ſagt ich zu ihm, ich kann nicht ſeyn ohne

dieſen

dieſen Pot mit Pommade. Denn verſtehn Sie, gnädiges Fräulein! die Pommade wird gar nicht gemacht hier in Deutſchland; man kann ſie nicht machen; man kann ihr die Odeurs nicht geben. Ich ſage Ihnen, ſie iſt incomparable, ſie kommt tout droit aus Paris. Der Verfaſſer davon iſt Parfumeur du roi. Mehr als einmal bin ich Dejour geweſen bei Ihro Durchlaucht, der Prinzeßin Adelaide, daß ſie mir geſagt hat: mein Gott, Comte! hat ſie mir geſagt: die ganze Antichambre iſt parfumirt, ſo oft Sie bei mich Dejour ſind. — Nun bitte ich Sie, gnädiges Fräulein! urtheilen Sie! ich bitte Sie, mon Colonel! rein vergeſſen, den ganzen Pot mit Pommade. Er iſt ſtehn geblieben auf das Fenſter, ſo wahr ich ein Cavalier bin!

Am. (lächelnd) Das iſt entſetzlich!

Obr. Wenn nur nicht die Mäuſe darüber gerathen.

Gr. Voila, mon Colonel! eine neue Raiſon, welche mich zur Verzweiflung treibt.

treibt. Und ſollten Sie glauben, daß dieſer Menſch, dieſer Henri, 30 Jahr in unſern Dienſten iſt? 30Jahr lang iſt er geweſen verſorgt von alles, was ein Menſch von ſeiner Extraction kann nöthig haben; und der Dank? was thut er, ich bitte Sie, er vergißt, ſo wahr ich ein Cavalier bin, den Pot mit Pommade, auf das Fenſter läßt er ihn ſtehn — o Ciel! — und die Mäuſe freſſen vielleicht den delicateſten Parfum, den Frankreich jemals hat gebähren ſehn. Aber länger war es mir auch nicht möglich meinen Zorn zu moderiren — Ich gab ihm auf der Stelle ſeinen Abſchied.

Obr. (zurückprallend) Wie? einem 30jährigen Diener?

Gr. O! ſeyn Sie unbeſorgt, ich habe ſchon einen andern in petto — einen excellenten Menſchen, er friſirt wie ein Gott!

Am. Und der arme Henri muß wegen dieſer Kleinigkeit —

Gr. Was ſagen Sie, gnädiges Fräulein? Bagatelle?

Am. Einen Menſchen auſſer Brod ſetzen —

Gr. Mein Gott! kann ich weniger thun? er hat mich ſo zu ſagen auſſer Pommade geſetzt.

Am. Ich bitte für ihn.

Gr. Ihre Sentiments entzücken mich; aber man muß nicht mißbrauchen von Ihrer Güte. Der Menſch hat eine quantité Kinder, welche mit der Zeit, wenn ſie zu einem Age mûr gekommen ſeyn werden, den Pinſel von Vater ſchon ernähren können.

Am. Auch Familie! O, ich bitte Sie recht ſehr, Herr Graf! behalten Sie ihn!

Gr. Sie ſind aimable! mein Fräulein! ſehr aimable! Sie befehlen, Ihr Sclav gehorcht. Henri ſoll bleiben Ihnen den Rock zu küſſen.

Obr. (reibt ſich ungeduldig die Hände, bei Seite) Nein, das iſt nichts! fort mit dem

Laſ-

laſſen! — (laut) Wie wärs, Herr Graf! wenn wir vor dem Eſſen noch ſo ein Stündchen auf die Jagd gingen.

Gr. (ſich ſelbſt die Fingerſpitzen küſſend) Bravo, mon Colonel! ein charmanter Einfall! ich acceptire die Parthie! — Sie ſollen ſehn, mein gnädiges Fräulein, meine elegante Jagdkleidung — Sie werden ſie vom letzten Geſchmack finden. Ich habe ſie expres zu dieſer Tour verfertigen laſſen. Und mein Gewehr, Monſieur le Colonel! der Schafft iſt mit Perlemutter ausgelegt — man kann nicht finden eine Arbeit von einem beſſern gout; ſogar mein Wappen iſt darauf angebracht.

Obr. (trocken) Können Sie auch ſchieſſen?

Gr. Ich bin nur einigemal in meinem Leben von einer Jagdparthie geweſen, aber par hazard habe ich nichts attrapirt.

Obr. Ich habe da ein altes unſcheinbares Gewehr; aber meinen Vogel hol ich damit aus der Luft. — (Bediente kommt)

Bed.

Bed. Der Herr Pfarrer bittet um Erlaubniß —

Obr. Nun, geſchwind, Herr Graf! werfen Sie ſich in Ihre elegante Jagdkleidung, ich werde ſogleich kommen Sie abzuholen.

Gr. Ich fliege, mein ſchönes Fräulein! es iſt ein Sacrifice, was ich Ihrem Herrn Vater mache, daß ich mich auf einige Stunden von ſeiner aimablen Tochter trenne. (ab)

Obr. Höre, Malchen! kaum wirds nöthig ſeyn, daß ich mit dem Paſtor ſpreche, und daß der Paſtor mit dir ſpricht. Doch, weil er einmal da iſt, ſo laß uns allein. Ich habe auch ſonſt noch mit ihm zu reden.

Am. (im Abgehn) Lieber Vater! ich glaube, ich werde den Grafen nie lieben.

Obr. Nach deinem Gefallen.

Am. (dem Paſtor in der Thüre begegnend, ſehr freundlich) Guten Morgen, guten Morgen, lieber Herr Paſter! (ab.)

Scene 6.

Obriſt, der Pfarrer.

Pf. Auf Ihren Befehl, Herr Obriſt —

Obr. Ohne Umſtände. Verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ohngefehr 20 Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deuſches Original, wovon ich ohne Ruhm zu melden der Verfaſſer bin, und da verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen, und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. Nun wollt ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen?

Pf. Wirklich, Herr Obriſt, die Allegorie verſteh ich nicht.

Obr. Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ichs eingefädelt hätte; alſo, kurz und gut, Herr Paſtor, der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Tochter heirathen.

Pf. (erſchrickt, faßt ſich aber gleich wieder) Wirklich?

Obr. Der Menſch iſt Kammerjunker, und auf Gottes Erdboden weiter nichts. — Er iſt — er iſt — kurz, er gefällt mir nicht.

Pf. (ein wenig haſtig) Und Fräulein Malchen?

Obr. (ihr nachſpottend) Wie Sie befehlen — wenn Sie befehlen — was Sie befehlen. — Nun, nun Herr Paſtor! ich denke, Sie trauen mir ſo viel Verſtand zu, daß ich hier nichts befehle. — Aber wäre des Menſchen Hirnkaſten nur nicht ſo ganz leer, und ſäße nur ſein Herz auf der rechten Stelle, ſo ſähe ich es freilich gern; denn

ſein

ſein Vater iſt mein alter Freund, und die Parthie übrigens ſehr vortheilhaft. —

Pf. Uebrigens, Herr Obriſt, was bleibt denn noch an einem Manne übrig, deſſen Kopf und Herz nicht taugen?

Obr. Nun, ich meine nur ſo; Stand, Anſehen — Herr Paſtor! ich will Ihnen meine Gedanken über dieſen Punct auskramen. Wenn Malchen einen andern liebte, ſo würde ich kein Wort drum verlieren. Ich würde auch nicht fragen, wie heißt der Mann? ſondern (aufs Herz deutend) wie iſts hier mit dem Manne beſchaffen? Antwort: Gut! Nun dann, in Gottes Namen! Da habt ihr meinen Segen. — Aber Malchen iſt in keinen Menſchen verliebt, und das verändert den Geſichtspunct.

Pf. Wird auch nie lieben.

Obr. Freilich, das iſt wieder eine andre Frage. Nun, ich will ja auch nicht — ich beſtehe ja auch nicht darauf — ich möchte nur thun, was an mir liegt, damit der alte Graf von der Mulde nicht bös wird, wenn ich den Wechſel honorire, den er auf meine Tochter traßirt hat, denn ich habe noch mehr freundſchaftliche Valuta von ihm empfangen — Deshalb wünſcht' ich, Herr Paſtor, Sie gingen zu dem Mädchen, und machten ſo ein kleines Präambulum, und erklärten ihr rund und deutlich die Pflichten einer Ehegattin — einer Mutter; und wenn ſie das alles wohl begriffen; dann frägt man, ob ſie Luſt hat, dieſe Pflichten an der Seite des Herrn Kammerjunkers auszuüben. — Sagt ſie nein! dann Baſta! kein Wort weiter. — Was meinen Sie dazu?

Pf. Ich — mir iſt zwar — ich ſtehe zu Befehl — ich will mit dem Fräulein reden.

Obr. Ja, ja, thun Sie das. — (tief Athem holend) Ach! der Stein wäre abgewälzt; aber da liegt mir noch ein andrer auf der Bruſt, dito ſchwerer. Sie verſehn mich. — Wie iſt's Herr Paſtor, noch keine Erkundigung eingezogen?

Pf. Nach meinen Kräften, — aber bis jezt umſonſt.

Obr. Glauben Sie mir, das läßt mich manche Nacht nicht ſchlafen. Man macht zuweilen ſo einen dummen Streich in der Jugend, und gäbe dann im Alter oft gern ſein ganzes Vermögen darum, das böſe, lockre Stückchen wieder wegzuwiſchen; denn ein Menſch, der nicht ſo recht frei und ohne Scheu ſeinen Kopf umdrehen darf, um in ſein vergangnes Leben zurückzublicken, o, der bleibt doch immer ein elender Menſch! zumal da der Rückblick mit dem Blicke vorwärts ſo genau zuſammenhängt. Sieht es hinten trübe aus, ſo ſteht auch vorne ein Gewitter. — Nun, nun, wir wollen das Beſte hoffen. — Leben Sie wohl, Herr Paſtor! ich gehe ein wenig auf die Jagd. Verſuchen Sie indeſſen Ihr Heil, und dieſen Mittag ſpeiſen Sie bei mir. (ab)

Pf. (allein) Welch ein Auftrag! — nur? — (ſich ſchüchtern umſehend) wenn ſie mir nur nicht grade in den Wurf kömmt! Ich muß mich erſt ſammeln, mich vorbereiten — jetzt gleich iſt es mir unmöglich! — ein Spaziergang in die Felder, und ein herzliches Gebet zu Gott! — Dann will ich wieder kommen; aber ach! nur der Prediger allein darf wieder kommen, den Menſchen muß ich zu Hauſe laſſen. — (ab.)

Act 3.

Scene 1.

(Eine Gegend im freien Felde.)

Fritz, (allein).

(Einige kleine Goldſtücke auf der flachen Hand haltend) Umkehren mit dieſen wenigen Groſchen? Umkehren, um meine Mutter ſterben zu ſehn? Nein, lieber ins Waſſer ſpringen — Lieber laufen bis in die neue Welt. — Ach, an meinen Füßen hängt Blei; ich kann nicht vorwärts, ich kann nicht rückwärts. — Der Anblick jenes Strohdaches, unter welchem meine Mutter leidet — Warum muß ich immer dahin ſehn? Sind nicht blühende Felder und lachende Fluren rings um mich her? Warum immer mein Blick ſo gewaltſam hingezogen auf jene Hütte, die alle meine Freuden und Leiden deckt? — (aufs Geld ſehend, bitter) Iſt das eure Wohlthat, ihr Menſchen! — Dieſen Groſchen gab mir ein Reuter auf ſeinem ſtolzen Gaule, mit einem Bedienten hinter ſich, deſſen Livree von Silber ſtrotzte. — Dieſen Groſchen gab mir eine empfindſame reiſende Dame, welche aus ihrem Wagen geſtiegen war, um die ſchöne Gegend zu begaffen, zu beſchreiben, und es hernach drucken zu laſſen. „Jene Hütte —“ ſagte ich zu ihr, und meine Thränen ließen mich nicht weiter reden — „ſie iſt recht maleriſch,“ verſetzte ſie, und hüpfte in den Wagen. — Dieſen Groſchen gab mir ein dicker Pfaff in einer Wolkenperüke, und ſchallt mich dabei einen Faullenzer, einen Tagedieb, und raubte ſo ſeiner Wohlthat ſeinen ganzen Werth. (gerührt) Dieſen Dreyer gab mir ein Bettler ungefordert. Er theilte ſeinen Sechſer mit mir, und wünſchte mir dabei Gottes Segen. — O, dieſer Dreyer wird an jenem großen Tage viel gelten! Wahrlich! jener Richter wird ihn hoch einwechſeln! — (Pauſe, dann wieder aufs Geld ſehend) Was ſoll ich dafür kaufen? Damit kann ich die

Nägel

Nägel nicht bezahlen, um meiner Mutter Sarg zuzunageln — Kaum genug zu einem Strick, mich daran zu hängen. — (in die Ferne blickend) Da winken mir die ſtolzen Thürme der fürſtlichen Reſidenz. Sollt ich dorthin und Barmherzigkeit ſuchen? — o, in Städten wohnt ſie nicht! Die Hütte des Armen iſt ihr Pallaſt, das Herz des Armen ihr Tempel. — Wenn doch ein Werber hier vorbeizöge, für ein Handgeld von 5 Rthlr. ſollt er den rüſtigen Purſchen haben. — Fünf Rthlr! — o welch eine Summe! — ſie ſteht vielleicht in dieſem Augenblicke auf mancher Karte! — (wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn) Vater! Vater! über dich dieſen Angſtſchweiß! über dich die Verzweiflung eines Menſchen, und alles was daraus entſtehen kann und mag; und mögeſt du einſt dort nach Vergebung ſchmachten, wie hier meine arme Mutter nach einem Trunke Wein. — (Jagdgetöſe in der Ferne. — Es fällt ein Schuß — man hört Holla! Holla! rufen; einige Hunde laufen über die Bühne — Fritz blickt ſich um) Jäger — Edelleute vermuthlich — Ja, ja! — Nun noch einmal gebettelt, gebettelt für meine Mutter! — Gott! Gott! laß mich weiche Herzen treffen!

Scene 2.

Fritz. Obriſt. Graf.

Obr. (einen Augenblick auf den Grafen wartend, der ihm nachkeucht) Raſch, raſch, Herr Graf! — Ei, ei! das war gewaltig gepudelt! Dort laufen die Hunde, aber ſie haben die Spur verloren, ſie ſchlagen nicht mehr an.

Gr. (auſſer Athem) Tant mieux, tant mieux! mon Colonel! So kann man hier erſt ein wenig Athem nehmen. (ſtützt ſich auf ſein Gewehr)

Obr. (hält ſich im Hintergrunde und lauſcht nach ſeinen Hunden.)

Fritz. (ſich beſcheidend dem Grafen nähernd) Gnädger Herr! ich bitte um ein Almoſen!

Gr.

Gr. (ihn mit ſeinen Blicken meſſend) Wie, mon ami? Du biſt verzweifelt impertinent. Du haſt Knochen, wie ein Hercule, und Schultern wie der Kretenſer Milow, ich wette, du wäreſt im Stande einen Ochſen wegzutragen.

Fritz. Wenn Ew. Gnaden mir erlauben wollen einen Verſuch zu machen.

Gr. Unſre Polizei iſt nicht wachſam genug auf Müßiggänger und Tagdiebe.

Fritz. (mit einem bedeutenden Blick) So kommt es mir auch vor. (wendet ſich zum Obriſten, der eben vortritt) Gnädger Herr! erbarmen Sie ſich eines unglücklichen Sohnes, der für ſeine kranke Mutter bettelt.

Obr. (in die Taſche greifend, und ihm eine Kleinigkeit hinreichend) Es wäre beſſer, mein Sohn, ihr arbeitet für eure kranke Mutter.

Fritz. Gern, gern! nur heut iſt die Noth zu dringend. Verzeihn Sie mir,

gnäd-

gnädger Herr! was Sie mir da geben, iſt nicht genug.

Obr. (verwundernd und halblächelnd) Iſt nicht genug?

Fritz. Bei Gott! es iſt nicht genug.

Obr. Sonderbar! ich will aber nicht mehr geben.

Fritz. Wenn Sie ein menſchenfreundliches Herz haben, ſo geben Sie mir einen Gulden.

Obr. Zum Erſtenmal in meinem Leben, ſchreibt mir ein Bettler vor, wieviel ich ihm geben ſoll.

Fritz. Einen Gulden, gnädger Herr! Sie retten damit einen Menſchen von der Verzweiflung.

Obr. Mein Freund, du biſt wahnſinnig. Kommen Sie, Graf!

Gr. Allons, mon Colonel!

Fritz. Um Gottes willen, meine Herren, einen Gulden! um zween Menſchen das

Leben

Leben zu retten! — (da er ſieht, daß ſie ſich entfernen, kniet er nieder) Einen Gulden, meine gnädige Herrn! Sie werden nie die Seligkeit eines Menſchen ſo wohlfeil erkaufen! — (ſie entfernen ſich weiter. Fritz ſpringt wütend mit gezogenem Seitengewehr auf den Hauptmann zu, den er an die Bruſt faßt) Die Börſe, oder das Leben!

Obr. (erſchrocken) Wie? was? He! Hülfe! Hülfe! — (einige Jäger ſtürzen hinein, und entwaffnen Fritz. Der Graf iſt indeß davon gelaufen.) Straßenräuber!

Fritz. Gott! was hab ich gethan!

Obr. Führt ihn fort! gebt wohl Acht auf ihn! Sperrt ihn in den Thurm, ich komme gleich ſelbſt nach.

Fritz. (knieend) Nur eine Bitte, gnädger Herr! ich habe das Leben verwürkt, thun Sie mit mir, was Sie wollen, nur Hülfe! Hülfe für meine arme Mutter! ſie ſchmachtet dort in jener Hütte — Senden Sie hin, ob ich gelogen habe. Für meine

Mutter

Mutter zog ich meinen Säbel, für ſie werd ich mein Blut mit Freuden vergieſſen.

Obr. Führt ihn weg in den Thurm, hört ihr? bei Waſſer und Brod!

Fritz. (indem er von den Jägern begleitet abgeht) Verflucht ſey mein Vater, daß er mir das Leben gab. (ab)

Obr. (dem 3ten Jäger rufend) Franz! — lauf hinüber ins Dorf — im erſten, oder zweiten, oder dritten Hauſe — du wirſt es ja wohl finden — da ſoll eine kranke Frau liegen. Iſt es ſo, ſo gib ihr dieſen Beutel!

Jäger. Ganz wohl! (ab)

Obr. Eine ſonderbare Gelegenheit,, bei meiner armen Seele! der junge Menſch trug etwas Edles in ſeinen Blicken — und wenn es wahr iſt, daß er für ſeine Mutter bettelte, für ſeine Mutter zum Straßenräuber wurde — — Nun, nun, daß wollen wir näher unterſuchen, das giebt Stoff zu einer Meißneriſchen Skizze. (ab.)

Scene 3.

(Zimmer im Schloß.)

Amalie.

Warum bin ich nun ſo verdrüßlich? Wer hat mir etwas gethan? In dieſes Zimmer wollt ich ja nicht gehn — In den Garten wollt ich! — (will ab, kehrt aber ſogleich um) Nein, das will ich auch nicht — Doch ja! ich will ſehn, ob meine Aurikeln noch blühn, und ob der Apfelkern aufgegangen iſt, den neulich unſer Pfarrer ſteckte. — O, der iſt gewiß aufgegangen! — (abermals umkehrend) Aber wenn jemand kommt, und mich ſprechen will, ſo bin ich nicht da, und man muß mich erſt lange ſuchen, und rufen und holen — Nein, beſſer ich bleibe hier. — Aber die Zeit wird mir lang. (zerrupft einen Blumenſtrauß) Horch! die Hausthüre geht auf — Nein — es war nur der Wind. — Ich muß doch ſehn, was meine Kanarienvögel machen — Aber wenn nun jemand kömmt, und mich nicht im Beſuchzimmer findet? — Wer kann denn kommen? — Warum fährt mir's auf einmal ſo heiß über die Wange? — (Pauſe, ſie fängt an zu weinen) Was fehlt mir denn? (ſchluchzend) Warum weine ich denn?

Scene 4.

Amalie, Pfarrer.

Am. (ganz freundlich, indem ſie ſich eine Thräne wegwiſcht) Ach, guten Morgen, lieber Herr Ehrmann — Herr Paſtor, wollt ich ſagen. Vergeben Sie, ich bin noch immer gewohnt Sie ſo ſchlechtweg Herr Ehrmann zu nennen.

Pf. Bleiben Sie immer dabei, liebes Fräulein! ich höre das aus Ihrem Munde ſo gern.

Am. Gewiß?

Pf. Gewiß! — Aber kömmt es mir nur ſo vor, oder haben Sie wirklich geweint?

Am. Ah! nur ein wenig, nur ein Paar Thränen.

Pf. Alſo doch immer Thränen. Darf ich forſchen, welchem Gegenſtande ſie [illegible]ſſen?

Am. Ich weiß es nicht.

Pf. Vielleicht dem Andenken Ihrer Frau Mutter?

Am. Ich könnte ja ſagen — Aber, es wäre gelogen.

Pf. Alſo ein kleines Frauenzimmergeheimniß? — Ich werde nicht unbeſcheiden ſeyn. — Verzeihen Sie, Fräulein! daß ich zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde hier erſcheine — Es geſchieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters.

Am. Sie ſind mir in jeder Stunde willkommen.

Pf. Wirklich? Bin ich das? o Amalie!

Am. Mein Vater ſpricht: Der dir Geiſt und Herz bildet, iſt mehr dein Wohlthäter, als der das nackte Leben dir gab. Mein Vater ſpricht das, (niederſehend) und mein Herz ſpricht das auch.

Pf. Wie ſüß lohnt dieſer Augenblick mir die achtjährige Bemühungen!

Am. Ich war ein wildes Mädchen — Ich habe Ihnen oft den Kopf recht warm gemacht — Es iſt billig, daß ich Sie recht lieb dafür habe.

Pf. (in ſich) O Gott! — (laut und ſtotternd) Ich — ich — komme von Ihrem Herrn Vater — mit einem Auftrage — Wollen wir uns ſetzen?

Am. (holt ihm geſchwind einen Stuhl) Setzen Sie ſich — Ich ſtehe lieber.

Pf. (ſchiebt den Stuhl zurück) Der Graf von der Mulde iſt hier angekommen —

Am. Ja.

Pf. Wiſſen Sie auch in welcher Abſicht?

Am. Er will mich heirathen.

Pf. Er will — (etwas haſtig) Aber glauben Sie mir, Fräulein! Ihr Herr Vater wird Sie nicht zwingen — Nein, zwingen wird er Sie nicht.

Am. Das weiß ich! —

Pf. Aber er wünſchte — wenn er nur erſt Ihrer Neigung gewiß wäre — Ich ſoll Ihre Neigung erforſchen.

Am. Zu dem Grafen?

Pf. Ja — nein — zum Eheſtande überhaupt.

Am. Was ich nicht kenne iſt mir gleichgültig; ich kenne den Eheſtand nicht.

Pf. Eben darum bin ich hier, mein Fräulein! eben das iſt der Auftrag Ihres Herrn Vaters — Ich ſoll Ihnen die angenehme und unangenehme Seite dieſes Standes ſehen laſſen.

Am. Zuerſt die unangenehme, lieber

Herr Ehrmann! ich verſpare das Beſte gern bis zuletzt.

Pf. Die unangenehme? — O, mein Fräulein! wenn zwei liebende gleichgeſtimmte Herzen ſich treffen, ſo hat der Eheſtand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar gute Menſchen Hand in Hand. Wo ſie auf ihrem Wege Dornen verſtreut finden, da räumen ſie ſie fleißig und fröhlich hinweg; wo ſie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere dem Schwächern hindurch; wo ein Felſen zu erklettern iſt, da reicht der Stärkere den Schwächern die Hand. Geduld und Liebe ſind ihre Gefährten. Was dem Einzeln unmöglich ſeyn würde, iſt dem Vereinigten ein Scherz; und wenn ſie dann oben ſtehn am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiß von der Stirne. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bei ihnen ein; nie beherbergt der eine den Kummer, wenn die Freude der Gaſt des andern iſt. Ein Lächeln auf beider Wangen, oder Thränen in beider Augen. Aber ihre Freude iſt lebhafter, als die Freude des Einzelnen; denn Mittheilung erhöhet die Freude und mildert den Schmerz. So iſt ihr Leben ein ſchöner Sommertag; auch denn noch ſchön, wenn einſt ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur, und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne. So ſtehn ſie Arm in Arm am Abend ihrer Tage, unter den Blumen, die ſie ſelbſt pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann — ja — dann freilich, dann legt ſich einer zuerſt ſchlafen; und der iſt der Glückliche, der andre geht herum und weint, daß er noch nicht ſchlafen kann — und das iſt die einzige unangenehme Seite des Eheſtandes.

Am. Ich will heirathen.

Pf. Reizt Sie das Bild?

Am. Recht ſehr!

Pf. Recht, mein Fräulein! das Bild

iſt reizend; aber vergeſſen Sie nicht, daß es Kopie eines Gemäldes iſt, zu welchem zwei Liebende ſaßen; wenn Konvenienz und äuſſere Verhältniſſe, Leichtſinn und Launen das Band der Ehe knüpften, o dann hat der Eheſtand keine glatte Seite. Wo der freie Mann das freie Mädchen, munter und leicht einherſchreiten, da ſchleppt dann der Züchtling ſeine Ketten hinter ſich her. Ueberdruß lagert ſich auf beider Stirne. Bilder verſcherzter Glückſeligkeit, von der Einbildungskraft um ſo lebhafter ausgemalt, je unmöglicher es wird, ſie zu erreichen. Herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne dieſe Ehe nie realiſiret worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeſchmiedet durch unverträgliche Feſſeln. So leiden wir, wo wir ſonſt geduldet haben würden; ſo gewöhnen wir uns den überläſtigen Gefährten unſers Lebens, als die Urſach alles Uebels zu betrachten, wel-

ches

ches uns begegnet; ſo miſcht ſich Bitterkeit in unſre Geſpräche, und Kälte in unſre Liebkoſungen; ſo ſind wir gegen niemand empfindlicher, werden von Niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten; und was an einem Fremden uns Freude machen würde, läßt an ihm uns gleichgültig. So ſchleichen ſie mit abgewandten Geſichtern und niederhängenden Köpfen miteinander durchs Leben, bis endlich einer von beiden ſich ſchlafen legt; dann hebt der andere den Kopf freudig empor, und athmet mit großen Zügen: Freiheit! Freiheit! — Und das iſt dann die einzige angenehme Seite des Eheſtandes.

Am. Ich will nicht heirathen.

Pf. Das heißt doch nur mit andern Worten: Ich will nicht lieben.

Am. Doch — ja — ich will heirathen — Denn ich will lieben.— denn ich liebe.

Pf. (äuſſerſt betreten) Wirklich? Alſo den Grafen von der Mulde?

Am. O weg! weg mit dem Narren! (ihm mit herzlicher Vertraulichkeit beide Hände hinhaltend) Ich liebe Sie.

Pf. Fräulein! um Gottes willen!

Am. Sie will ich heirathen.

Pf. Mich?

Am. Sie, lieber Herr Ehrmann!

Pf. Amalie, Sie vergeſſen —

Am. Was vergeß ich?

Pf. Sie ſind von Adel.

Am. Was thut das?

Pf. Ach Gott, nein! das geht nicht.

Am. Wenn Sie mir nur gut ſind.

Pf. Ich liebe Sie wie mein Leben.

Am. Nun, ſo heirathen Sie mich.

Pf. Amalie! ſchonen Sie meiner, ich bin ein Diener der Religion — ſie giebt

mir

mir viele Kräfte, aber ich bleibe ein Menſch.

Am. Sie ſelbſt haben mir ja den Eheſtand ſo reiſend geſchildert. Ich bin alſo nicht das Mädchen mit dem Sie Hand in Hand gehen, mit dem Sie Ihre Freuden, Ihre Schmerzen theilen möchten?

Pf. Dürft ich wählen, Amalie, keine andre als Sie! und lebten wir in den goldnen Zeiten der Gleichheit aller Stände, von welchen die Dichter träumen, keine andre als dich! Aber nun — ſo wie die Welt einmal iſt — wir werden nichts davon ändern. — Sie müſſen einen Edelmann heirathen. Fräulein von Wildenhain ward für einen Herrn von geboren. Ob der Paſtor Ehrmann Sie glücklich gemacht haben würde oder nicht? darnach wird nicht gefragt — O Gott! ich ſpreche ſchon zu viel!

Am. So? darnach frägt man nicht? Aber ich frage darnach. Haben Sie mir nicht oft geſagt, nur das Herz adelt? — O wahrlich! ich werde einen Edelmann heirathen!

Pf. Mein Fräulein! ich bitte Sie, rufen Sie Ihre Vernunft zu Hülfe! Es giebt hundert Gründe, und aber hundert Gründe gegen eine ſolche Verbindung, — aber — in dieſen Augenblicken — Gott weiß! es fällt mir keiner bei.

Am. Weil es keine giebt.

Pf. Doch! doch! — Aber mein Herz iſt ſo voll — mein Herz ſpricht mit — und das ſoll, das muß es nicht. — Denken Sie ſich nur das Naſerümpfen Ihrer Verwandten, wie Sie ſich Ihnen entziehen, ſich des neuen Vetters ſchämen, an feierlichen Tagen, wo die ganze Familie zuſammen gebeten wird, nur Sie nicht mitbitten, von Ihnen mit Achſelzucken ſprechen, ſich ihre Geſchichte ins Ohr flüſtern, ihren Kindern verbieten, mit Ihren Kindern zu ſpielen, oder ſich Du zu nennen; ihre

Wappen

Wappen auf Livreen ſticken, auf Karoſſen malen laſſen, indeſſen ſie in einem einfachen geunlakirten Wagen demüthig zur Kirche fahren; ſich am dritten Orte Ihrer kaum erinnern, und wenn ſie ſich herablaſſen ein Paar Worte mit Ihnen zu ſprechen, Sie ja nicht „Frau Muhme,“ ſondern mit verzogenem Munde „Frau Paſtorin“ nennen —

Am. Hahaha!

Pf. Sie lachen?

Am. Ja, lieber Herr Ehrmann! verzeihen Sie mir, Sie waren 7 Jahre mein Hofmeiſter, aber nie haben Sie mir irgend eine Ihrer Lehren mit ſo ſeichten Gründen bewieſen, als heute.

Pf. Das thut mir leid — wirklich, das thut mir ſehr leid, denn —

Am. Mich freut es ungemein, denn —

Pf. (äuſſerſt verlegen) Denn —

Am. Denn — denn Sie müſſen mich heirathen.

Pf. Nimmermehr!

Am. Sie kennen mich ja ſo gut — Sie wiſſen, daß ich kein böſes Geſchöpf bin, und in Ihrem Umgang immer beſſer und beſſer werde. Ich will mir recht viel Mühe geben, Sie glücklich zu machen — oder nein! ich werde das thun ohne mir Mühe darum zu geben; wir werden vergnügt, recht ſehr vergnügt miteinander leben, bis endlich eins von uns ſich ſchlafen legt, und da wird denn der Uebrigbleibende freilich weinen; aber das iſt noch lange — lange hin! Topp! ſchlagen Sie ein; oder ſind Sie mir nicht gut?

Pf. O, es iſt ſchön, ein ehrlicher Mann zu ſeyn; aber es iſt auch verzweifelt ſchwer. Fräulein! wenn Sie wüſten, wie Sie mich martern — Nein — ich kann nicht! ich kann nicht! ich würde zermalmt in den Boden ſinken, wenn ich Ihrem Vater dieſen Antrag thun ſollte.

Am. Ei, das will ich ſelbſt thun!

Pf. Um Gottes willen nicht! Seiner Güte dank ich meinen jetzigen Wohlſtand, ſeiner Freundſchaft die ſchönſten Stunden meines Lebens — und ich Undankbarer könnte ihm ſeine Tochter verführen, ſein einziges Kind — o Gott! Gott! du ſiehſt, daß ich es redlich meine, unterſtütze mich in dieſem Kampfe —

Am. Mein Vater wünſcht, ich ſoll heirathen — mein Vater wünſcht, mich glücklich zu ſehn; nun gut! ich will heirathen, ich will glücklich ſeyn — doch nur mit Ihnen. Das will ich meinem Vater ſagen; und wiſſen Sie, was er antworten wird? Im erſten Augenblick wird er vielleicht ſtutzen und ſprechen: Mädchen, biſt du toll? Aber dann wird er ſich beſinnen und lächelnd hinzuſetzen: Nun, nun, in Gottes Namen! Und dann werd ich ihm die Hand küſſen, zur Thüre hinaushüpfen, an Ihren Hals fliegen. Die Leute werden erfahren, daß ich Braut bin; die Bauern und Bäuerinnen aus dem ganzen Dorfe werden kommen, mir Glück zu wünſchen — werden Gottes Segen auf uns herabbeten — und gewiß, Gott wird uns ſegnen! gewiß! gewiß! Ach, wenn doch der Vater ſchon zurückkäme! Hab ich doch nicht gewußt, was mir auf dem Herzen lag, nun weiß ich es; es iſt herunter! (ſeine Hand ergreifend)

Pf. (ſeine Hand losreiſſend) Fräulein! Sie bringen mich um den Verſtand, und um mehr als das, um meine Herzensruhe. (ſie greift nach ſeiner Hand)

Am. Nicht doch! nicht doch! — O pfui! da kommt jemand die Treppe herauf; ich habe Ihnen noch allerlei zu ſagen.

Scene 5.

Vorige. Tafeldecker, (ein altes Inventarium des Guts).

Am. (verdrießlich) Ach! iſt ers!

Tafeld.

Tafeld. Ohne Ruhm zu melden, Chriſtian Leberecht Goldmann hat ſeinen Weg hieher genommen, ſobald die frohe Nachricht ihm zu Ohren gekommen —

Am. (verlegen) Welche Nachricht?

Pf. (beſtürzt) Er hat uns behorcht.

Tafeld. Ein alter treuer Diener, mein gnädges Fräulein, welcher Dero gnädgen Frau Mutter oft auf ſeinen Händen getragen, und hernachmals von ihren Händen, ohne Ruhm zu melden, manche Ohrfeige empfangen, hat an dieſem frohen Tage ſeinen unterthänigen Glückwunſch beſtügeln wollen und ſollen. Drum ſinge, o Muſe! ertöne o Leyer!

Am. Ach mein guter Chriſtian! ich habe jezt nicht Luſt, mir etwas vorleyern zu laſſen — und was will er denn grade heute?

Tafeld. Ach, mein gnädges, holdſeliges Fräulein! heute kann ich unmöglich ſchweigen; es müſſen ertönen Trompeten, Pauken und Geigen, meine Verſe müſſen flieſſen, wie das Waſſer über die Wieſen. Noch iſt kein Geburts- oder Namenstag, und Hochzeitfeſt, oder Kindtaufſchmaus in der hochfreiherrlichen Familie gefeiert worden, das meine jederzeit dienſtfertige und gehorſame Muſe nicht beſungen. In einer Zeit von 46 Jahren, ſind 397 Glückwünſche aus meiner Feder gefloſſen. Heute erſchallet der Dreihundert acht und neunzigſte; wer weiß, wie bald ein chriſtliches Eheverlöbniß mir Gelegenheit giebt, den Dreihundert neun und neunzigſten losbrechen zu laſſen, und dann — he, he, he! ein Jahr nachher den Vierhundertſten.

Am. Heute iſt Freitag, das iſt die einzige Merkwürdigkeit, deren ich mich entſinne.

Tafeld. Freitag! ja wohl, gnädges Fräulein! denn fürs erſte hat der Himmel unſern gnädgen Herrn von großer Gefahr befreit, und fürs zweite iſt es auch ein Freudentag. —

Am. Von Gefahr befreit? mein Vater? was will er damit ſagen?

Tafeld. So eben kam der Jäger Franz nach Hauſe geeilt, und berichtete dem verſemmelten Hofgeſinnde ein Bubenſtück, welches die ſpätſte Nachwelt, ohne Ruhm zu melden, noch mit Schaudern leſen wird.

Am. (ängſtlich) Geſchwind! was giebts?

Tafeld. Unſer gnädge Herr und der fremde Herr Reichsgraf hatten kaum eine halbe Stunde auf ungebahnten Wegen dem edlen Waidwerk obgelegen —

Am. Sprech er jezt in Proſa.

Tafeld. Der Herr Baron hatten auch bereits einen Haaſen geſchoſſen — den ich ſelbſt die Ehre gehabt habe zu ſehen, der linke Vorderlauf war ihm zerſchmettert.

Am. (ungeduldig) Weiter, weiter!

Tafeld. Ein zweiter Haaſe war bereits aufgejagt, und die Hunde klafften pflicht-

ſchul-

ſchuldigſt hinter ihm her — wobei beſonders die Spadille ſich ſehr hervorgethan haben ſoll; als plötzlich die gnädge Herrſchaften, mitten auf dem Felde einen Soldaten antrafen, der ein Allmoſen heiſchte. Der Jäger Franz hat ſelbſt von Ferne geſehen, wie der Herr Baron aus angeſtammter Milde ein Stück Geld aus der Taſche gezogen, und ihm dargereicht. Aber der undankbare, verwegne Straßenräuber zieht plötzlich ſeinen Säbel, ſtürzt ohne Ruhm zu melden, wie ein toller Hund auf den gnädgen Herrn los, und wären unſre Jägerpurſche nicht ſchleunig herzugeſprungen, ſo hätte ich armer alter Mann ein Leichenkarmen und ein Epitaphium ausarbeiten müſſen.

Am. Mein Gott! (erſchrocken)

Pf. Straßenräuber — am hellen lichten Tage — das iſt doch ſonderbar! — Hat man den Menſchen nicht arretirt?

Tafeld. Ei freilich! der gnädge Herr haben befohlen, ihn bis auf weitere Verordnung in den alten Thurm zu ſperren. Franz ſagt, ſie werden gleich hier ſeyn. — (tritt ans Fenſter) Ich glaube wahrhaftig — die Sonne blendet mich ein wenig — dort kommen ſie ſchon. — Singe Muſe! ertöne o Leyer! (läuft hinaus) (die andern treten ans Fenſter)

Am. Ich hab in meinem Leben noch keinen Straßenräuber geſehn. Das muß ein recht fürchterlich Geſicht ſeyn, was ſo ein Menſch hat.

Pf. Haben Sie die Vatermörderin in Lavaters Fragmenten nicht geſehen?

Am. Pfui! eine Vatermörderin! Giebt es eine ſolche auf der Welt? Aber ſehn Sie, der junge Menſch kömmt näher; — eine intereſſante Figur — O wahrhaftig — ein edler Blick — und die Schwermuth auf ſeinem Geſichte — Nein, nein! der iſt kein Straßenräuber. — Der arme Menſch dauert mich. —

O Pfui! ſehn Sie, wie die Jäger ihn da in den Thurm hineinſtoſſen — O, die hartherzigen Menſchen! — nun ſchlieſſen ſie zu — nun ſitzt er da im Finſtern — wie mag dem Unglücklichen wohl da zu Muthe ſeyn?

Scene 6.

Vorige, Obriſt.

Am. (ihm entgegen) Tauſend Glückwünſche, lieber Vater!

Obr. Ums Himmels willen, verſchone mich! der alte Chriſtian hat ſchon die ganze Treppe herauf ſeine Gratulationen in Alexandrinen vor mir hergeſtreut.

Pf. So iſt es doch wahr? In dem Munde des alten, ſchwatzhaften Tafeldeckers ſchien mir die Geſchichte bald unglaublich.

Am. Der junge Menſch mit dem einnehmenden Geſicht wäre wirklich ein Straſſenräuber?

Obr. Er war's! doch, faſt möcht ich glauben, er war es in dieſem Augenblicke vielleicht zum Erſten- und Letztenmal in ſeinem Leben. Herr Paſtor! es war ein ſeltſamer Vorfall! Der junge Menſch bettelte für ſeine Mutter — ich gab ihm einige Groſchen, ich hätt ihm wohl mehr geben können, aber die Haaſen liefen in meinem Kopfe herum, und das Hundegebell war mir vor den Ohren. Sie wiſſen ja wohl, wenn der Menſch ſeiner Vergnügung nachgeht, ſo hat er keinen Sinn für das Leiden ſeiner Brüder. Kurz, er wollte mehr haben — die Verzweiflung ſprach aus ſeinen Gebehrden — ich kehrte ihm den Rücken; da vergaß er ſich, und zog den Säbel. Aber ich wette mein Leben gegen dein Kopfzeug, wenn Straßenraub ſein Handwerk iſt.

Am. Gewiß nicht!

Obr. Er zitterte, als er mich bei der Bruſt packte — ein Kind hätte ihn überwältigen können. Pfui! daß ich den armen Teufel nicht entwiſchen ließ! Der Spaß kann ihm ſeinen Hals koſten, und ich hätte das Leben eines Menſchen durch einen Gulden erkaufen können. Hätten nur die Leute es nicht mit angeſehn; aber das böſe Beiſpiel — Kommen Sie in mein Kabinet, Herr Paſtor! wir müſſen ſehn, wie wir uns den jungen Menſchen mit guter Manier vom Halſe ſchaffen; denn geräth er erſt unter die Klauen meines Gerichtshalters, ſo iſt keine Erlöſung für ihn. (will gehn)

Am. Lieber Vater! ich habe mit dem Herr Ehrmann recht viel geſprochen —

Obr. Haſt du? den heiligen Eheſtand betreffend?

Am. Ja, ich hab ihm geſagt —

Pf. (ſehr verlegen) Meinem Auftrag zufolge —

Am. Er will mir nicht glauben —

Pf. Hab ich das gnädige Fräulein erforſcht —

Am. Und ich ſprach doch gewiß von Herzen —

Pf. (auf das Kabinet deutend) Dürft ich bitten —

Am. Aber ſeine Beſcheidenheit —

Pf. Das Reſultat unſers Geſprächs in Ihrem Kabinette —

Obr. Was zum Henker! ihr laßt ja einander nicht zum Worte kommen. Malchen! Malchen! haſt du alle Lebensart vergeſſen?

Am. O nein, lieber Papa! aber nicht wahr? Papa läßt mich heirathen wen ich ſelbſt will?

Obr. Das verſteht ſich!

Am. Hören Sie, lieber Herr Ehrmann?

Pf. (hält plötzlich ſein Schnupftuch vor und geht ab) Verzeihn Sie, ich bekomme Naſenbluten.

Obr. (ihm nachrufend) Ich erwarte Sie! (will gehn)

Am. Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, ich habe ſehr wichtige Dinge mit Ihnen zu reden.

Obr. (lachend) Wichtige Dinge? Ich ſoll dir wohl einen neuen Fächer kaufen. (ab)

Am. (allein) Einen Fächer? beinahe glaub ich ſelbſt, daß ich einen Fächer nöthig habe, denn es iſt mir ſo innerlich warm. — (mit der Hand auf die Bruſt) Ach mein Gott! wie mir das Herz klopft! Ich habe Herrn Ehrmann ſehr lieb — es iſt wahrhaftig wahr! daß er auch grade jezt Naſenbluten bekommen mußte! Nein, der Graf kommt mir gar nicht vor wie ein Mann. Wenn ich meinen Vater betrachte, oder den Herrn Pfarrer, da fühl ich eine Art von Ehrfurcht; aber dieſem hab ich immer Luſt auf der Naſe herumzuſpielen, wenn ich den heirathen müßte — Ei, ei! was würde ich für närriſche Streiche mit ihm machen. (tritt ans Fenſter) Der Thurm iſt noch verſchloſſen — Hu, das muß ſchauerlich ſeyn, wenn man ſo eingeſperrt iſt! Ob der arme Menſch denn auch ordentlich zu Eſſen und zu Trinken bekömmt? — (winkend und rufend) Chriſtian! Chriſtian! komm er doch geſchwind herauf! — Der Jüngling gefällt mir, ich weiß ſelbſt nicht recht wie und warum er mir gefällt. Er hat ſein Leben gewagt für ſeine Mutter, das thut kein böſer Menſch!

Scene 7.

Amalie, Tafeldecker.

Am. Hör er doch, guter Chriſtian! hat er dem Gefangenen zu eſſen gebracht?

Tafeld. Ja, mein holdſeliges Fräulein!

Am. Was hat er ihm gebracht?

Tafeld. Waſſer und Brod.

Am. O pfui! ſchäm' er ſich! Den Augenblick geh er hinunter in die Küche, laß er ſich vom Koch ein Stück Braten geben — hol' er eine Flaſche Wein aus dem Keller, und trag er es hinüber.

Tafeld. So gern ich auch den gnädigen Willen meines Fräuleins wollte erfüllen, ſo muß es doch für dieſesmal bei Brod und Waſſer ſein Bewenden haben; denn der gnädige Herr haben ausdrücklich befohlen —

Am. O, das hat mein Vater in der erſten Hitze gethan.

Tafeld. Was Hochderſelbe in der Hitze befiehlt, gebührt ſeinem treuen Diener mit kaltem Blute zu befolgen.

Am. Er iſt ein alberner Menſch! So alt, und noch hat er nicht gelernt, wie man einen Unglücklichen tröſten muß.

Geb er mir den Kellerſchlüſſel, ich gehe ſelbſt.

Tafeld. Proteſtire feierlichſt, mein holdſeliges Fräulein!

Am. Geb er her! ich befehle es ihm.

Tafeld. (reicht den Schlüſſel) Ich werde ſogleich gehn, mich bei dem Herrn Obriſt zu exculpiren.

Am. Das mag er thun! (ſchnell ab)

Tafeld. (nach einer Pauſe den Kopf ſchüttelnd) Angſt und Plage alle Tage; iſt nicht kläglich und beweglich. Das junge Blut, meint es wohl gut, doch willſt du gehn ſicher und bequem, ſo folge dem Sprüchlein: Trau, ſchau, wem! (ab.)

Act 4.

(Art von Gefängniß in einem alten Thurm der Burg Wildenhain).

Scene 1.

Fritz.

Wie doch ein Paar elende Augenblicke, das ganze Glück eines Menſchen verſchlingen können! ein Paar elende gefräßige Stunden! — Als ich dieſen Morgen aus der Herberge ging, und die Sonne heraufſtieg, und ich mein Morgenlied ſang — o wie war ich ſo heiter und glücklich! ſchwelgte in Gedanken an der Tafel der Freude, und träumte mir das erſte Wiederſehn meiner Mutter ſo ſüß! — Da wollt ich in die Straße ſchleichen, wo ſie ehemals wohnte, da wollt ich mich an den Wänden wegdrücken, daß ſie mich nicht aus dem Fenſter erblicken möchte; da wollt ich an die Hausthüre leiſe die Klingel ziehn, dann ſah ich im Geiſt, wie ſie ihr Nähzeug bei Seite legte, und aufſtand und herabkam — und wie ich nun ihren Gang auf der Treppe hörte, wie mir das Herz pochte, wie ſie mir die Thüre öffnete, und ich in ihre Arme ſtürzte! — Fahrt wohl ihr ſchönen Luftſchlöſſer, ihr bunten lieblichen Seifenblaſen! ich kehre zurück in mein Vaterland, und der erſte Gegenſtand, der ſich meinem Leiden darbietet, iſt meine ſterbende Mutter — meine erſte Wohnung ein Gefängniß, und mein erſter Gang — zum Rabenſteine? — O gerechter Gott! hab ich mein Schickſal verdient, oder trägt der Sohn vielleicht die Miſſethat des Vaters! — Stille! ſtille! ich verirre mich da in ein Labirinth! Dulden ohne Murren, leiden und ſchweigen; ſo hat mich meine Mutter gelehrt, und meine Mutter hat viel gelitten! Gott! du wirſt es wohl machen! (ſteht mit aufgehobenen Händen gen Himmel.)

Scene 2.

Amalie, (tritt herein mit einem Teller voll Backwerk und eine Flaſche Wein). **Fritz.**

Fritz. (auf das Geräuſch ſich umwendend) Wer kömmt?

Am. Freund! ich bringe ihm eine Erquickung — er mag wohl hungern und durſten.

Fritz. Ach nein! ich durſte nicht und hungre nicht.

Am. Da iſt eine Flaſche alter Wein, und ein Paar Biſſen zu eſſen.

Fritz. (haſtig) Alter Wein? wirklich guter alter Wein?

Am. Ich verſtehe mich nicht darauf, aber ich habe oft von meinem Vater gehört, daß er ſagte, dieſer Wein ſey eine wahre Herzſtärkung.

Fritz. Tauſend Dank, ſchöne liebreiche Unbekannte! Sie machen mir ein koſtba-

koſtbares Geſchenk durch dieſe Flaſche Wein. O geſchwind, geſchwind, wohlthätiges ſanftes Mädchen, ſchicken Sie den erſten beſten Bauerknaben mit dieſer Flaſche ins nahe Dorf, gleich neben dem Wirthshauſe ſteht eine kleine Hütte, da wird er eine kranke Frau finden, eine kranke verſchmachtete Frau — ihr dieſen Wein, wenn ſie noch lebt! (er nimmt ihr die Flaſche aus der Hand, hebt ſie empor) Gott ſegne dieſen Trunk! warum darf ich nicht ſelbſt — (giebt ihr die Flaſche wieder) Nun fort damit, fort damit! Holdes, weibliches Geſchöpf! — rette meine Mutter, und du ſollſt meine Schutzheilige ſeyn.

Am. (gerührt) Guter Menſch! nicht wahr, er iſt kein Böſewicht, kein Mörder?

Fritz. Gott ſey Dank, noch verdien ich's, daß ein edles Blut ſich meiner annimmt.

Am. Ich will gleich ſelbſt gehn. Aber behalt er dieſe Flaſche nur hier hier, ich

ſchicke

ſchicke ſeiner Mutter eine andere. (ſie läßt das Mitgebrachte ſtehn, und geht fort)

Fritz. Nur noch ein Wort — Wer ſind Sie, ſchönes, liebreiches Mädchen, daß ich Ihren Namen vor Gott nenne?

Am. Mein Vater iſt der Baron Wildenhain, der Beſitzer von dieſem Landgut.

Fritz. Gerechter Gott!

Am. Was iſt ihm?

Fritz. (bebend) Und der Mann, den ich heute umbringen wollte —

Am. War mein Vater.

Fritz. Mein Vater!

Am. Mir wird bange bei ihm. (ab.)

Scene 3.

Fritz.

(Wiederholt ſchaudernd die Worte) War mein Vater! — Ewige Gerechtigkeit! du ſchlummerſt nicht! Der Mann, gegen den ich heute meinen Säbel zuckte, war mein

mein Vater! — noch einen Augenblick, und ich wurde zum Vatermörder! Hu! mir läuft es eiskalt über den Rücken! meine Haare ſträuben ſich, mir iſt ein Flor vor den Augen! Erholung! Erholung! (ſinkt auf einen Stuhl — Pauſe) Wie das in meinem Kopfe untereinander brauſt und tobt! Wie das vor meinen Augen flirrt! wie Nebel und Wolken, die in jeder Minute ſich anders geſtalten. — Und wenn nun das Schickſal ihn zum Opfer beſtimmt, wenn mein Arm den unſeligen Streich vollführt hätte — Gerechter Richter! wer trüge denn die Schuld? — Hätteſt du nicht ſelbſt die Hand des Sohnes bewaffnet, die beleidigte Mutter am unnatürlichen Vater zu rächen? — O Zadig! — (verſinkt in ein minutenlanges Nachdenken) Aber das Mädchen — dies ſchöne, gute, unausſprechlich liebe Geſchöpf, das da eben von mir ging, welch ein neues angenehmes Gefühl erwacht in meiner Bruſt! Dies Geſchöpf iſt meine Schweſter! — Aber der alberne

Bube, der Laffe, der meinen Vater begleitete, der war wohl mein Bruder? — Ein verzogenes Knäbchen, wie es mir ſchien, von Jugend auf bekannt mit ſeinen Reichthümern, mit ſeinem Adel, ſchwelgt und praßt, denn er mag wohl der einzige Erbe ſeyn; und ich — ſein Bruder — ich darbe! und meine Mutter darbt.

Scene 4.

Pfarrer, Fritz.

Pf. Gott grüß ihn, guter Freund!

Fritz. Auch ſie, mein Herr! nach Ihrer Kleidung zu urtheilen, ſind Sie ein Diener der Religion, und alſo ein Bote des Friedens. Seyn Sie mir zwiefach willkommen.

Pf. Ich wünſche Friede und Ruhe in ſeine Seele zu bringen. Ich verſchone ihn mit Vorwürfen, denn das eigne Gewiſſen muß da mehr wirken, als die Stimme des Predigers.

Fritz. Recht, Herr Paſtor! und wo das Gewiſſen ſchweigt, meinen Sie nicht auch, da ſey das Verbrechen zweifelhaft?

Pf. Oder habe ſeinen Sitz in einem böſen harten Herzen aufgeſchlagen.

Fritz. Das iſt nicht mein Fall! Wahrlich, dieſes Herz tauſche ich mit keinem Fürſten — und auch mit keinem Pfaffen. Verzeihen Sie mir, Herr Paſtor! das gilt nicht Sie. —

Pf. Und wenn auch! Sanftmuth iſt die Schweſter der Religion, die ich lehre.

Fritz. Und alſo wollt ich nur ſagen, mein Herz iſt nicht verſtockt, und doch macht mein Gewiſſen mir die heutige Begebenheit nicht zum Verbrechen.

Pf. Täuſche er ſich nicht! Die Stelle des Gewiſſens vertritt auch oft die Selbſtliebe.

Fritz. Nein, nein! — O Schade, daß ich nicht ſtudiert habe! daß ich meine Gedanken nicht zu ordnen verſtehe, daß ich nur fühlen, nicht demonſtriren kann. Ich bitte Sie, mein Herr! was war mein Verbrechen? daß ich rauben wollte? — O ich bitte Sie nur einen Augenblick an meine Stelle. — Haben Sie auch Aeltern?

Pf. *Ich ward ſchon ſehr früh zur Waiſe.*

Fritz. Schade, Schade! dann können Sie nicht urtheilen. Aber beſchreiben will ichs doch, wenn ich kann. Sehn Sie, wenn man ſo rings um ſich herſchaut, und ſieht, wie die Natur ihr großes Füllhorn überall ausſchüttet, Nahrung und Ueberfluß, wohin das Auge blickt — wenn man dieſes Schauſpiel beobachtet, an der Seite einer ſterbenden Mutter, die mit dünner Zunge nach einem Tropfen Wein ſchmachtet; wenn dann die Reichen und Wohlgemäſteten an einem vorübergehn, und dem Verzweifelnden einen Gulden verſagen, weil — weil der Haaſe ſonſt davon laufen möchte; dann erwacht plötzlich das Gefühl der Gleichheit aller Menſchen; der vom Glück Verwahrloſte tritt zurück in ſeine

Rechte,

Rechte, denn die gütige Natur verwahrloſte keines ihrer Kinder; unwillkürlich ſtreckt ſich ſein Arm aus, ſeinen kleinen Theil von denen Geſchenken zu nehmen, die ſie für alle auftiſchte; er raubt nicht — er nimmt — und er thut recht daran.

Pf. Dieſe Sittenlehre, mein Freund! wenn ſie allgemein würde, müßte die Bande der Geſellſchaft trennen, müßte uns bald in Arabiſche Horden verwandeln.

Fritz. Möglich, auch möglich! daß wir denn nicht unglücklicher würden — Unter den gaſtfreien Arabern wäre meine Mutter wahrlich nicht an der Landſtraße verhungert.

Pf. (verwundernd) Junger Mann! Sie ſcheinen eine Erziehung genoſſen zu haben, über Ihren Stand.

Fritz. Das bei Seite! Was ich bin, verdank ich meiner Mutter. — Sie ſollten nur hören, warum mich mein Gewiſſen nicht anklagt. Der Richter ſpricht nach den todten Buchſtaben ſeiner Geſetze, der Pre-

Prediger ſoll richten, nicht die Handlungen ſelbſt, die Triebfedern, welche die Handlung beſtimmte. So wird der Richter mich verdammen, aber Sie, mein Herr, werden mich frei ſprechen — Daß der Ueberſatte, der noch an dem letzten Biſſen eines Faſans kaut, das ſchwarze Brod ſeines Nachbars liegen läßt, das iſt kein Geheimniß.

Pf. Wohl, junger Mann! Ihre Trugſchlüſſe zugeſtanden; zugegeben, daß Ihre beſondere vielleicht einzige Lage Ihnen verſtattete zu nehmen, wo man Ihnen nicht gab; entſchuldigt das auch den Mord, welchen zu verüben Sie im Begriff ſtanden?

Fritz. Den Mord? nein, den entſchuldigt es nicht. Doch, ich war nur das Werkzeug einer höhern Macht. Sie erblicken in dieſer Begebenheit nur das einzelne Glied einer Kette, welche von einer unſichtbaren Hand gehalten wird. Ich kann mich darüber nicht erklären, auch nicht entſchuldigen. Doch heiter werd ich meinem Richter unter die Augen treten, und ruhig werd ich zum Tode gehn, überzeugt, daß eine mächtige Hand, die Erreichung eines höhern Zweckes in das Buch des Schickſals mit meinem Blute ſchrieb.

Pf. Es iſt der Mühe werth, junger, ſonderbarer Mann, Sie näher kennen zu lernen, und vielleicht manchem Ihrer Begriffe eine andere Richtung zu geben. Kann es ſeyn, ſo bleiben Sie einige Wochen bei mir, und ſchenken mir Ihren Umgang; Ihre kranke Mutter nehm ich in mein Haus.

Fritz. (umarmt ihn) Tauſend Dank, wegen meiner Mutter! Was mich betrifft, ſo wiſſen Sie, ich bin ein Gefangner, der ſein Todesurtheil erwartet. Den Aufſchub, welchen vielleicht gerichtliche Formalitäten mir noch geſtatten, nutzen Sie nach Gefallen.

Pf. Nicht doch, Sie ſind in den Händen eines edlen Mannes, der Ihre kindliche Liebe ehrt, Ihre traurige Lage bemitleidet, und Ihnen das, was heute vorgefallen, herzlich verzeiht. — Sie ſind frei. Er ſendet mich her, Ihnen Ihre Freiheit anzukündigen, und Sie dann mit einer väterlichen Ermahnung, mit einer brüderlichen Warnung aus Ihrem Kerker zu entlaſſen.

Fritz. Und der Name dieſes großmüthigen Mannes?

Pf. Baron von Wildenhain.

Fritz. Von Wildenhain? — (als ob er ſich beſönne) Lebte er nicht ehemals in Franken?

Pf. Richtig! Nach dem Tode ſeiner Frau, vor wenig Wochen, zog er auf dieſe ſeine Erbgüter.

Fritz. Alſo ſeine Frau iſt todt? und das liebenswürdige Mädchen, welches vor wenig Minuten hier war, iſt ſeine Tochter?

Pf. Fräulein Amalia, ſeine Tochter.

Fritz. Und der junge wohlriechende Menſch iſt ſein Sohn?

Pf. O der iſt nicht ſein Sohn!

Fritz. (bei Seite) Gottlob!

Pf. Nur ein Beſuch aus der Stadt.

Fritz. Ich danke Ihnen für die kleinen mitgetheilten Nachrichten; ſie haben mich ſehr intereßirt. Auch dank ich Ihnen für Ihre gütige Bemühung, Ihre Menſchenfreundlichkeit. Es thut mir weh, daß ich Ihnen meine Freundſchaft nicht anbieten darf — unter gleich und gleich möchte ſie etwas werth ſeyn.

Pf. Sollte die Freundſchaft nicht das mit der Liebe gemein haben, daß ſie die Stände gleich macht?

Fritz. Nein, Herr Paſtor! dieſe Zauberei iſt nur der Liebe eigen. — Nun bleibt mir noch eine Bitte übrig. Führen Sie mich zum Baron von Wildenhain, und verſchaffen Sie mir, wenn es ſeyn kann, ein Geſpräch von wenigen Minuten mit ihm — und wenn es ſeyn kann, unter vier

Augen; ich wollte ihm danken für ſeine Großmuth; wenn aber Menſchen um ihn ſind, ſo bin ich verlegen, rede nicht ſo von Herzen.

Pf. Folgen Sie mir! (beide ab.)

Scene 5.

(Zimmer im Schloß.)

Obriſt, (auf einem Stuhl ſitzend und eine Pfeife rauchend). **Amalie**, (neben ihm ſtehend, und im Geſpräch begriffen). Der **Graf**, (auf dem Sofa, bald Toback ſchnupfend, bald das Riechfläſchgen vorhaltend).

Obr. Nein, nein, mein Kind! laß das bleiben! Gegen Abend, wenn es kühl wird, machen wir wohl ſelbſt einen Spatziergang dahin.

Am. Aber Wohlthun iſt ja ſo ſchön, warum ſoll man es durch einen Bedienten thun laſſen? Wohlthun iſt eine Freude; und für die Freude ſind wir doch wohl nicht zu vornehm?

Obr.

Obr. Narr! wer ſpricht denn von zu vornehm? Das war eine dumme Anmerkung, die mich böſe machen könnte. Ich ſage dir ja, ich habe ſchon ſelbſt hingeſchickt; die Frau befindet ſich beſſer. Auf den Abend gehn wir denn alle zuſammen hinunter ins Dorf ſpatziren; der Herr Pfarrer begleitet uns wohl auch.

Am. (befriedigt) Nun, wenn Sie meinen — (ſie ſetzt ſich, und nimmt irgend eine weibliche Arbeit vor)

Obr. Es wird Ihnen doch auch eine Freude machen?

Gr. Je n'en doute pas, mon Colonel! die Douceur und die bonté Dame von Mademoiſelle werden mich charmiren. Aber wenn die gute Perſon nicht eine epidemiſche Krankheit gewonnen hat! — Doch, ich beſitze einen incomparablen Vinaigre gegen die Peſt, damit wollen wir uns wenigſtens præſerviren.

Obr. Nach Belieben, Herr Graf! ich weiß Ihnen kein beſſres Mittel gegen die

Lange-

Langeweile vorzuſchlagen, als eine ſolche Erquickung des Herzens.

Gr. Langeweile? o, mon Colonel! wie möchte die Langeweile durchdringen, an einem Ort, der von Mademoiſelle bewohnt wird.

Obr Sehr gütig. — Malchen, bedank dich doch.

Am. Ich bedanke mich.

Gr. (ſchneidet Komplimente)

Obr. Sagen Sie mir doch, Herr Graf! haben Sie ſich lange in Frankreich aufgehalten?

Gr. Ach, ſprechen Sie nicht, Herr Obriſt! ich bitte Sie! Sie zerfleiſchen mir das Herz. Mein Vater, der Barbar, hat die Sottiſe gemacht, mir 1000 Louisd'or zu refuſiren, welche ich dazu deſtinirt hatte. Zwar ich bin da geweſen einige Monate — ich habe ihn beſucht, jenen Ort, voll von Reizen — und ich würde vielleicht noch da ſeyn, meinem barbariſchen

ſchen Vater zum Trotz, wenn nicht ein unangenehmer Zufall —

Obr. (ſpöttiſch) Vermuthlich eine Affaire d'honneur?

Gr. Point du tout! es war da für einen Kavalier keine Ehre zu erlangen. — Sie haben gehört von der Revolution? Nun ja, Sie haben davon gehört, ganz Europa ſpricht ja davon. Eh bien! imaginez vous! ich bin in Paris — Ich! ich paſſire das Palais Royal, ich weiß von nichts — tout un Coup. Ich ſehe mich umringt von einem Haufen Lumpengeſindel, man ſtößt mich hier, man zirkt mich da — man fährt mir mit Fäuſten unter die Naſe — Ich frage, was iſt das? was ſoll das vorſtellen? Man ſchimpft, man ſchreit, daß ich keine Kokarde auf meinem Hut trage — verſtehn Sie, keine Nationalkokarde. Ich rufe laut, daß ich bin ein Comte du St. Empire — Was thut man? Man prügelt mich, foi d'honnete homme! Man hat mich geprügelt, und eine ſchmutzige

Poiſarde hat mir einen Naſenſtüber gegeben; ja, es waren ſogar einige, die mich wollten an den Laternenpfahl führen. Was ſagen Sie dazu? Was würden Sie gethan haben, à ma place? Ich warf mich über Hals und Kopf in meine Poſt-Chaiſe, und eilte aus den Barrieren zu kommen. Voila tout! es war eine facheuſe Hiſtorie; aber dennoch regrettire ich mich noch der delicieuſen Moments, welche ich geſchmäckt habe in jener Capitale du monde, und das muß man ſagen, das muß man geſtehn, ob ich gleich nur wenige Monate daſelbſt paſſirt, mein Savoir vivre, meine Formirung, der Pli den man an mir remarquirt, der iſt ganz Franzöſiſch, ganz Pariſiſch.

Obr. Darauf verſteh ich mich nicht, aber die Sprache kommt mir zum wenigſten nicht deutſch vor.

Gr. Ah mon Colonel! Sie machen mir da ein groß Kompliment.

Obr. Bitte ſo vorlieb zu nehmen.

Gr. So ſind alle meine Soins, dacht ich a pare perte ſeit 5 Jahren, ich habe mir gegeben alle Mühe, die möglich war, um zu vergeſſen ganz und gar das Deutſch. Was ſagen Sie, mein Fräulein? Die deutſche Sprache, iſt ſie nicht entblößt von aller Grazie? und höchſtens nur ſupportable in einem ſo ſchönen Munde als der Ihrige. Das ewige Schnarren und Knarren, und Kollern und Gurgeln; à tout moment, man ſtößt ſich, man ſtolpert, es fließt nicht, es rollt nicht — man will par Exemple eine Declaration d'amour machen, man will da recht ein Chef d'oeuvre von Beredſamkeit ſehen laſſen — Verſtehn Sie, man hat darauf ſtudirt — hélas! Kaum eine Douzaine von Worten iſt hervorgegangen, ſo hält die Zunge bald hier, bald da, ſtößt ſich bald da, bald dort, die Zähne gerathen pêle mêle untereinander, der Gaumen zankt ſich mit der Gurgel, und ſchickt man nicht geſchwind ein Douzend franzöſiſche Worte hinterher, um alles

les wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, ſo riſquirt man die Sprache auf ewig zu verlieren. Und conveniren Sie davon, mein Fräulein! es kann auch nicht anders ſeyn, wie? warum? weil wir nicht haben celèbre genies, von welcher der Geſchmack vereinigt iſt. Zwar, ich weiß wohl, die Deutſche piquiren ſich heute von gout, von lecture, von belles Lettres, da iſt ein gewiſſer Monſieur Wieland, der hat ſich erworben einige Renommée durch ein Paar Mährchen, welche er überſetzt hat, aus der mille & une nuit. Aber mein Gott! das Original iſt doch immer Franzöſiſch.

Obr. Aber zum Henker, Herr Graf! ſagen Sie mir nur, warum Sie alle Augenblick eine Priſe Toback ſchnupfen, und das Riechfläſchgen in die Naſe ſtopfen, und Ihre Kleider und meinen Sofa mit Eau de lavande überſchwemmen, und mir die Luft im Zimmer ſo fade machen, daß man glauben ſollte, man käme zu einer franzöſiſchen Putzhändlerin.

Gr. Pardonnez, mon Colonel! aber man muß geſtehn, daß der Tobacksrauch ganz imſupportable iſt. Meine Nerven ſind davon auf das empfindlichſte affectirt — meine Kleider müſſen einen Monat in freier Luft hängen; und ich verſichre Sie, mon Colonel! er zieht ſogar in die Haare, ſogar in die Haare! Es iſt eine üble Gewohnheit, die man freilich verzeihen muß an die Meſſieurs vom Militaire, weil ſie en Campagne von der Gelegenheit manquiren, zu leben mit der freien Welt, und zu lernen den guten Ton. Unterdeſſen, es iſt kein Mittel auszuhalten gegen dieſen horriblen Geruch. Vous m'excuſerez, mon Colonel! ich gehe friſche Luft zu nehmen, und die Kleider zu wechſeln. (ab.)

Scene 6.

Obriſt. Amalie.

Obr. Bravo, junger Herr! weiß ich

doch nun ein Mittel dich los zu werden, wenn du mir zuviel ſchnickſchnackſt.

Am. Lieber Vater, den mag ich nicht zum Manne.

Obr. Ich mag ihn auch nicht zum Sohne.

Am. (der man es anmerkt, daß ſie etwas auf dem Herzen habe) Ich kann ihn gar nicht leiden.

Obr. Ich auch nicht.

Am. Was kann man dafür, wenn man einen Menſchen nicht leiden kann!

Obr. Gar nichts.

Am. Die Liebe kommt und geht ungefragt.

Obr. Das thut ſie.

Am. Man weiß oft ſelbſt nicht, warum man liebt oder haßt.

Obr. Das trift ſich wohl.

Am. Indeſſen giebts auch Fälle, wo Neigung und Abneigung auf gute Gründe gebaut ſind.

Obr. Die giebt es freilich.

Am.

Am. Zum Beiſpiel, meine Abneigung für den Grafen.

Obr. Ganz recht!

Am. Und meine Neigung für unſern Pfarrer.

Obr. Richtig! (Pauſe)

Am. Heirathen möcht ich wohl!

Obr. Das ſollſt du auch! (Pauſe)

Am. Warum mag doch unſer Pfarrer noch nicht heirathen?

Obr. Ja, Malchen, darum mußt du ihn ſelbſt fragen. (Pauſe)

Am. (immer in ſich mit ihrer Arbeit beſchäftigt, und den Blick darauf geſenkt) Er iſt mir recht gut.

Obr. Das freut mich.

Am. Ich bin ihm auch recht gut.

Obr. Nicht mehr als billig. (Pauſe)

Am. Ich glaube, wenn Sie ihm meine Hand antrügen, er würde ſie nicht ausſchlagen.

Obr. Ja, das glaub ich ſelbſt.

Am. Und ich würde Ihnen gerne gehorchen.

Obr. (aufmerkſam) Ei, iſt das dein Ernſt?

Am. O ja!

Obr. Ha ha ha! nun, wir wollen ſehn!

Am. (heiter aufblickend) Iſt das Ihr Ernſt, lieber Papa?

Obr. O nein!

Am. (niedergeſchlagen) Nicht?

Obr. Nein, Malchen, das geht nicht! ſo ein Romänchen ſpielen, wie Abelard und Heloiſe, wie St. Prurz und Julie — das taugt nicht in unſern Kram, und unſer Pfarrer denkt ſelbſt zu edel dazu.

Am. Sie ſind ſein Wohlthäter.

Obr. Wenigſtens hält er mich dafür.

Am. So wärs ja edel, die Tochter ſeines Wohlthäters glücklich zu machen.

Obr. Wenn aber dieſe Tochter ein Kind iſt, und kindiſche Einfälle hat, und heute vor Begierde brennt, eine Puppe zu

beſitzen,

beſitzen, die ſie vielleicht morgen mit Verdruß wegwirft.

Am. O ſo ein Kind bin ich nicht!

Obr. Mädchen, laß dich bedeuten! — Siehe, hundert Väter würden dir ſagen: Du biſt von Adel, du mußt einen Edelmann heirathen — aber ſo ſpreche ich nicht. Ich opfere mein Kind keiner Grille auf. Ein Weib kann den Adel nie verdienen, darf alſo auch nie ſtolz darauf ſeyn —

Am. Nun, und alſo?

Obr. Und alſo würde ich ſprechen: Heirathe in Gottes Namen den Pfarrer, wenn du unter unſerm jungen Adel niemanden findeſt, der deinen Begriffen von Schönheit und Biederherzigkeit beikömmt; aber es giebt deren gewiß noch manche — vielleicht noch viele — du kennſt die Männer bis jetzt zu wenig; warte bis künftigen Winter — da wollen wir in die Stadt, da wollen wir uns herumtreiben auf Bällen und Aſſembleen, da wird ſich ſchon etwas anſpinnen.

Am. Nicht doch, die müßte ich ja erſt kennen lernen, und würde doch wohl betrogen werden. Unſern Pfarrer kenn ich ſchon lange — ich kenne ihn ſo gut — ſein Herz liegt ſo offen vor mir, wie mein Catechismus.

Obr. Mädchen! du haſt nie geliebt — Herr Ehrmann hat dich erzogen, und da nimmſt du deine warme Dankbarkeit für Liebe, weil du noch nicht weißt, was das iſt.

Am. Sie habens mir ja dieſen Morgen erklärt.

Obr. Hab ich? — Nun, und meine Fragen?

Am. Paßten alle auf unſern Pfarrer, als ob Sie das Innerſte meines Herzens belauſcht hätten.

Obr. Wirklich? Hm, hm!

Am. Ja, guter Vater! ich liebe — und ich werde auch geliebt.

Obr.

Obr. Wirſt auch geliebt? Hat er dir das geſagt?

Am. Ja.

Obr. Pfui! das iſt nicht fein von ihm!

Am. O, wenn Sie wüſten, wie ich ihn überraſcht habe!

Obr. Du ihn?

Am. Er kam auf Ihren Befehl wegen des Grafen und für den Grafen mit mir zu ſprechen, und da ſagt ich ihm, daß ich den Grafen nicht heirathen wollte.

Obr. Aber ihn?

Am. Ja, ihn!

Obr. Sehr naiv! bei meiner armen Seele! und was antwortete er dir?

Am. Er ſchwatzte ſo viel von meinem Adel, von meiner Familie, von Vettern und Muhmen — von ſeinen Pflichten gegen Sie — Kurz, er wollte mich überreden, gar nicht mehr daran zu denken — aber mein Herz ließ ſich nicht überreden.

Obr. Das war brav von ihm! Er

wird alſo auch mit mir kein Wort darüber wechſeln?

Am. Nein! er ſagt, das ſey ihm unmöglich!

Obr. Deſto beſſer! ſo ignorir' ich den ganzen Vorfall.

Am. Aber ich verſicherte ihn, daß ich es thun würde.

Obr. Deſto ſchlimmer! da komme ich in große Verlegenheit.

Am. Und nun thu ichs auch wirklich.

Obr. Das höre ich!

Am. Lieber Vater!

Obr. Liebes Malchen!

Am. Sehn Sie, die Thränen kommen mir in die Augen.

Obr. (ſich von ihr wendend) Schlucke ſie hinter! (Pauſe)

Am. (ſteht auf, bückt ſich, als ſuche ſie etwas)

Obr. Was ſuchſt du?

Am. Ich habe meine Nähnadel verloren.

Obr. (ſchiebt ſeinen Stuhl zurück, und beugt

ſich

ſich vorwärts, um ihr zu helfen) So weit kann ſie doch nicht geſprungen ſeyn.

Am. (nähert ſich ihm, und fällt ihm zärtlich um den Hals) Mein guter Vater!

Obr. Was giebts?

Am. Dieſe einzige Bitte!

Obr. Laß mich los! du machſt mir ja mit deinen Thränen die Backe ganz naß.

Am. Ich werde nie einen andern lieben — nie mit einem andern glücklich ſeyn.

Obr. Poſſen, Malchen! Kindereien! Sey ein gutes Mädchen! (ſtreichelt ihr die Wange) Setz dich wieder hin! Wir wollen auf ein andermal mehr davon ſprechen. Du haſt doch ſo gar große Eile nicht? So etwas macht man nicht auf der Extrapoſt ab. In einem Nu wird das Eheband geknüpft, lange Jahre dauert der Eheſtand. Manches Mädchen vergießt ein Thränchen, weil ſie den Geliebten nicht haben ſoll, und vergießt nachher Millionen Thränen, weil ſie ihn hat. — Fürs erſte haſt du doch deine Bürde heruntergewälzt vom

Herzen, und dein Vater trägt ſie nun auf dem Seinigen für dich, für ſein liebes Malchen. Die Zeit wird die kleine Schramme ſchon heilen — und geſchieht es nicht — nun dann magſt du dir einen Arzt wählen.

Am. (die ſich wieder auf ihren Platz geſetzt, und emſig fortarbeitet mit dem Ausdruck des Danks) Mein guter, lieber Vater!

Obr. Ja, freilich, wenn deine Mutter noch lebte, bei der wäreſt du nicht ſo wohlfeil abgekommen; die hielt gar viel auf 16 verſtorbene Menſchen, die ſie Ahnen nannte.

Scene 7.

Vorige, Pfarrer.

Obr. Ha, gut, daß Sie kommen!

Pf. Ihrem Befehl zufolge, Herr Obriſt, hab ich den jungen Menſchen aus ſeinem Kerker befreit. Er iſt im Vorzimmer, und wünſcht Ihnen perſönlich zu danken.

Obr. Das iſt mir lieb! Ich darf ihn doch nicht mit leeren Händen gehn laſſen, wenn ich nicht eine halbe Wohlthat thun will.

Pf. Er bittet um ein Geſpräch unter vier Augen.

Obr. Unter vier Augen? ganz allein? warum das?

Pf. Er ſchützt ſeine Verlegenheit vor in Gegenwart mehrerer Zeugen. Vielleicht hat er auch irgend eine Entdeckung auf dem Herzen.

Obr. Nun, in Gottes Namen! Geh hinaus Malchen, bleibe ſo lange mit dem Paſtor im Vorzimmer, ich habe hernach mit euch beide noch ein Wörtchen zu reden. (Amalia ab. Der Pfarrer öffnet die Thür, Fritz tritt auf, nachdem der Pfarrer ihm einen Wink gegeben, und abgegangen.)

Scene 8.

Obriſt. Fritz.

Obr. (ihm entgegen) Geh er mit Gott,

guter

guter Freund! Er iſt frei. Ich habe nach ſeiner Mutter geſchickt, ſie befindet ſich beſſer. Um ihretwillen verzeih ich ihm; aber thu er das nicht wieder. Straßenraub iſt ein böſes Handwerk. — Da hat er einen Louisd'or, ſuch' er ein ehrlich Unterkommen; und wenn ich höre, daß er fleiſſig und ordentlich iſt, ſo ſollen ihm auch in Zukunft meine Thüre und mein Beutel unverſchloſſen bleiben. — Nun geh er, mein Sohn! Gott befohlen!

Fritz. (nimmt den Louisd'or) Sie ſind ein großmüthiger Mann! freigebig mit Ihrem Golde — nicht karg mit Ihrem guten Rathe. Aber ich bitte um eine andere, gröſſere Wohlthat; Sie ſind ein reicher einflußhabender Mann — ſchaffen Sie mir Gerechtigkeit gegen einen unnatürlichen Vater.

Obr. Wie das? Wer iſt ſein Vater?

Fritz. (bitter) O, ein vornehmer Herr, mit Land und Leute beliehen, geachtet bei Hofe, geehrt in der Stadt, geliebt von ſeinen Bauern, wohlthätig, ehrlich, biederherzig und großmüthig.

Obr. Und doch läßt er ſeinen Sohn darben?

Fritz. Und doch läßt er ſeinen Sohn darben!

Obr. Ja, guter Freund! er wirds wohl darnach gemacht haben. Ein junger Wildfang, brav durchgebracht; vielleicht geſpielt, Maitreſſen gehalten — man kennt euch Zeiſige ſchon. Da hat denn der Vater gedacht — laß den jungen Herrn ein Paar Jahre dem Kalbfell folgen. O die Trommel iſt ein trefliches Remedium für ſolche Genieſtreiche! Und ſieht er, Freund! wenn es ſo iſt, ſo kann ich ſeinem Vater eben nicht Unrecht geben.

Fritz. Sie irren, Herr Baron! mein Vater kennt mich nicht einmal, hat mich nie geſehn. Hat mich ſchon in Mutterleibe verſtoſſen.

Obr. Was?

Fritz. Die Thränen meiner Mutter,

das iſt alles, was ich von meinem Vater geerbt habe. Nie hat er nach mir gefragt, ſich nie um mein Daſeyn bekümmert.

Obr. Das iſt ſchlecht! (verwirrt) Das — das iſt nicht gut.

Fritz. Ich bin ein Kind der Liebe! Meine arme verführte Mutter hat mich unter Kummer und Seufzen auferzogen; mit ihrer Hände Arbeit hat ſie ſoviel errungen, daß ſie im Stande war, mein Herz und meinen Geiſt nicht ohne alle Bildung zu laſſen. Und ſo denke ich denn noch immer ein Menſch geworden zu ſeyn, der einem Vater Freude machen könnte. Aber der meinige entbehrt dieſe Freude gern, und ſein Gewiſſen läßt ihn über das Schickſal ſeines unglücklichen Kindes ruhig.

Obr. Ruhig? wenn ſein Gewiſſen dabei ruhig iſt, ſo — ſo iſt er ein verdammter Kerl!

Fritz. Als ich heranwuchs, und meiner dürftigen Mutter nicht länger zur Laſt fallen wollte, da blieb mir keine andere re Zuflucht als dieſer Rock. Ich nahm Dienſte unter einem Freibataillon — denn ein Baſtard wird ja nicht einmal in einer Handwerkszunft aufgenommen.

Obr. Armer Junge!

Fritz. So verſtrichen die Jahre der Jugend mir unter Plackereien — Sorgen und Kummer gab die Natur dem ſtärkern Manne zum Gefährten; dem leichtſinnigen Jüngling gab ſie die Freude, um durch ihren Genuß ſich zu ſtärken auf künftige trübe Tage — Aber die Freuden meiner Jugend ſind Kommißbrod und klares Waſſer, und Schläge von der Hand des Feldwebels. — Doch, was frägt mein Vater darnach? ſeine Tafel iſt gut beſetzt, und für die Geiſſel des Gewiſſens iſt er fühllos.

Obr. (für ſich) Der Menſch greift mir ans Herz!

Fritz. Nach einer 5jährigen Trennung von meiner Mutter, kehrte ich heute zurück, voll Mutterlandsliebe, voll ſüßer Träume lieblicher Bilder meiner Einbil-

dungs-

dungskraft. Ich ſinde meine arme Mutter krank am Bettelſtabe, hungernd ſeit vorgeſtern — kein Bund Stroh unter ihrem Haupt — kein Obdach für Regen und Ungewitter — keinen barmherzigen Menſchen, der ihr die Augen zudrückt — und kein Plätzchen auf dem ſie ſterben darf. — Aber was kümmert das meinem Vater! der hat ein ſchönes Schloß, und weiche ſchwellende Betten, und wenn er ſtirbt, ſo wird der Herr Pfarrer in einem herrlichen Leichenſermon ſeine chriſtlichen Tugenden der Nachwelt preiſen.

Obr. Junger Menſch! wie heißt dein Vater? (erſchüttert)

Fritz. Daß er der Schwachheit eines unſchuldigen Mädchens mißbrauchte, durch falſche Eidſchwüre ſie hinterging, daß er einem unglücklichen Geſchöpf das Daſeyn gegeben, welches ihn verflucht, daß er ſeinen eigenen Sohn beinahe zum Vatermörder gemacht — o das ſind Kleinigkeiten, welche ſich an jenem Tage des

Gerichts durch ſo ein Goldſtück wieder gut machen laſſen. (wirft ihm den Louisd'or vor die Füße)

Obr. (auſſer ſich) Junger Menſch! wie heißt dein Vater?

Fritz. Baron Wildenhain.

Obr. (ſchlägt ſich mit beiden Händen vor die Stirn, und bleibt ſtehn)

Fritz. (in heftiger Bewegung) In dieſem Hauſe, in dieſem Zimmer vielleicht, haben Sie meine Mutter um ihre Tugend betrogen, und mich für das Schwerd des Henkers erzeugt! — Und nun, mein Herr! ich bin nicht frei — Ich bin Ihr Gefangner — Ich will nicht frei ſeyn! Ich bin ein Straßenräuber! Laut klage ich mich an! Sie ſollen mich den Gerichten überliefern! Sie ſollen mich zum Richtplatz begleiten! Sie ſollen hören, wie der Prediger mir vergebens Troſt zuſpricht! Sie ſollen hören, wie ich in Verzweiflung meinen Vater verfluche! Sie ſollen zunächſt an mir ſtehn, wenn mir der

Kopf vom Rumpfe fliegt, und mein Blut — Ihr Blut, ſoll Ihre Kleider beſpritzen.

Obr. Halt ein!

Fritz. Und wenn Sie ſich dann wegwenden und herabſteigen, ſo ſollen Sie am Fuße des Rabenſteins meine Mutter finden, wie ſie eben ihren letzten Seufzer aushaucht.

Obr. Halt ein Unmenſch!

Pf. (ſtürzt hinein) Was iſt das? Ich höre heftig reden — was geht hier vor? Junger Mann, er wagt doch nicht —

Fritz. Doch Herr Paſtor! ich hab es gewagt, Ihnen ins Amt zu greifen — Ich habe einen Sünder erſchüttert. (auf den Obriſt zeigend) Sehn Sie, ſo ſieht die Sünde aus! ſo rächt ſich eine gebüſte Luſt noch nach 21 Jahren. Ich bin ein Mörder, mein Herr! ein Straßenräuber! aber was ich in dieſem Augenblick empfinde, iſt Seeligkeit gegen das Schneiden in ſeine Bruſt. Ich gebe mich den Gerichten zu überliefern,

und

und dann will ich dort blutiges Zeugniß ablegen gegen dieſen Mann. (ab)

Scene 9.

Obriſt. Pfarrer.

Pf. Um Gottes willen — was iſt das? ich begreife nicht —

Obr. Er iſt mein Sohn! er iſt mein Sohn! Fort, Herr Paſtor! rathen Sie! helfen Sie! fort zu der kranken Frau, unten im Dorfe — mein Franz wird Ihnen den Weg zeigen. Eilen Sie!

Pf. Aber was ſoll ich —

Obr. O Gott! Ihr Herz muß Ihnen ſagen, was dabei zu thun iſt! — (Pf. ab.) (ſich mit beiden Händen den Kopf faſſend) Bin ich von Sinnen? fantaſire ich? — Ich habe einen Sohn! einen braven lieben Jungen! und ich habe ihn noch nicht in meine Arme, an mein Herz gedrückt? — He, Rudolph! — (Jäger kommt) Wo iſt er?

Jäger. Wer? der Spitzbube?

Obr.

Obr. Schlingel! der junge Menſch der eben bei mir war.

Jäger. Er will zum Gerichtshalter — wir haben nach dem Frohnvogt geſchickt.

Obr. Werft ihn die Treppe hinunter, wenn er kömmt! daß ſich keiner unterſteht, Hand an den jungen Menſchen zu legen!

Jäger. (verwundernd) Sehr wohl! (will gehn)

Obr. He, Rudolph!

Jäger. Gnädger Herr!

Obr. Führt den jungen Soldaten in das grüne Zimmer neben an den Speiſeſaal, und bleibt bei ihm zu ſeiner Bedienung.

Jäger. Da logirt ja der Herr Graf von der Mulde?

Obr. Werft den Grafen hinaus, und laßt ihn zum Teufel fahren! (Jäger bleibt — Obr. geht auf und nieder) Ich brauche keinen Schwiegerſohn! Ich habe einen Sohn! einen Sohn, der meinen Namen fortpflanzen, meine Güter beſitzen wird; einen Sohn, in deſſen Armen ich ſterben werde!

de! — Ja, ich will alles wieder gut machen! ich will mich nicht ſchämen. Alle meine Bauern, alle meine Bediente mögen es wiſſen, daß ich mein Kind vergeſſen konnte, aber nicht verſtoſſen werde! — He, Rudolph!

Jäger. Gnädger Herr!

Obr. Führ' ihn herein! bitt' ihn hereinzukommen; und alles was im Vorzimmer iſt, laß mithereintreten! — (Rudolph ab) Alter Knabe, wie iſt dir ſo wunderlich zu Muthe! was peitſcht mir das Blut ſo durch die Adern, daß ich von der Fußſohle bis zur Scheitel Pulſe fühle! — Freude! Freude! die ich nicht verdient habe! — (Fritz von einem Schwarm von Bedienten umgeben, tritt ein, Obriſt ihm entgegen) Er kömmt! — He da! Herein an mein Herz! (indem er auf ihn zuſtürzt, und ihn heftig in ſeine Arme ſchließt) Mein Sohn! —

Act 5.

Bauernſtube wie im zweiten Act.

Scene 1.

Wilhelmine, Bauer und ſein Weib.

Wilh. Geht doch hinaus Vater, und ſeht doch, ob er noch nicht kömmt?

Bauer. Das kann nicht helfen, gute Frau! ich bin den Augenblick auf der Landſtraße geweſen, habe hinauf und hinunter geſehen, da iſt nichts und überall nichts.

Bäuerin. Habt nur ein wenig Geduld; wer weiß, wohin er ſich verlaufen hat.

Bauer. Ei freilich! er wird in die Stadt gegangen ſeyn!

Bäuerin. Recht, Vater! und da werden ſie ihm auch nicht viel ſchenken. In der Stadt ſind die Leute gar hart.

Wilh. Geht doch wieder hinaus, Vater! vielleicht kömmt er nun bald.

Bauer. Nun ja, gleich! (ab)

Bäuerin. Wenn euer Sohn wüßte, was der liebe Gott unterdeſſen beſchert hätte — er wäre gewiß ſchon lange hier.

Wilh. Mir iſt ſo ängſtlich.

Bäuerin. Ach, was ängſtlich! wer einen ſolchen Beutel voll Geld in der Taſche hat, dem kann nicht ängſtlich zu Muthe ſeyn. Wens nämlich ehrlich erworben iſt.

Wilh. Wo er nur bleiben mag! Vier Stunden iſt er nun ſchon weg; ihm muß ein Unglück zugeſtoſſen ſeyn!

Bäuerin. Ach, warum nicht gar! Wo ſoll denn das Unglück herkommen? Es iſt ja noch heller lichter Tag. Seyd luſtig, und guter Dinge! Auf den Abend wollen wir kochen und braten. O, mit dem Gelde könnt ihr lange leben, und euch was zu gute thun. Nicht wahr, unſer gnädger Herr iſt recht ein lieber goldner Herr?

Wilh. Wie mag er es doch wohl erfahren haben, daß ich hier bei euch bin?

Bäuerin. Das mag der liebe Himmel

wiſſen! der Muſje Franz war ſo geheimnißvoll —

Wilh. (halb in ſich) Ob er mich wohl kennt? — O gewiß! er muß mich kennen, weil er ſo viel ſchickte.

Bäuerin. Das glaubt nur ja nicht! Unſer gnädger Herr thut Gutes an Bekannten und Unbekannten.

Bauer. (tritt ein, ſich im Kopf kratzend)

Wilh. (ſobald ſie ihn erblickt) Nun? noch nichts?

Bauer. Da könnte unſer einer ſich blind gaffen?

Wilh. Ach Gott! was ſoll daraus werden!

Bauer. Unſer Herr Pfarrer kam eben die Ecke herum.

Wilh. Hieher zu euch?

Bauer. Wer weiß? er pflegt wohl alle drei — vier Wochen hier einzuſprechen.

Bäuerin. Ja, er beſucht alle ſeine Beichtkinder recht fleißig. Da frägt er einen jeden, wie es in der Wirthſchaft ſteht, und wie ſie untereinander leben. Wenn irgendwo Hader und Unfriede iſt, da ſchlichtet er; und wo es mit einem Manne nicht mehr fort will, da hilft er. Weißt du noch, Vater? wie neulich dem lahmen Michel ſeine Kuh gefallen war —

Bauer. Ja; da ſchenkte er ihm doch ſeine beſte Milchkuhe aus dem Stalle. Gott ſegne ihn dafür!

Bäuerin. Gott ſegne ihn!

Scene 2.

Vorige, Pfarrer.

Pf. Gott grüß euch, Kinder!

Bauer u. Bäuerin. Schönen Dank!

Bauer. Seyn Sie uns ſchönſtens willkommen!

Bäuerin. (holt einen Stuhl, den ſie mit der Schürze abwiſcht) Setzen Sie ſich doch nieder.

Bauer. Es iſt warmes Wetter, ich will Sie einen Trunk Bier holen.

Bäuerin. Oder ein Paar ſaftige Birn!

Pf. Ich dank euch, lieben Leute! ich bin nicht durſtig. — Wie ich ſehe, habt ihr Beſuch?

Bauer. Ja, lieber Herr Pfarrer! Da iſt eine arme Frau, die iſt ſehr ſchwach und krank — ich habe ſie von der Landſtraße hereingeholt.

Pf. Das wird euch Gott belohnen.

Bauer. Ach, das hat ſich ſchon belohnt. Bin ich doch heute ſo luſtig und guter Dinge, als ob wir morgen Kirmis feiern würden. Nicht wahr, Liſe? (reicht ihr die Hand)

Bäuerin. (ſchlägt ein) Ja Vater! (ſchütteln ſich die Hände)

Pf. (zu Wilh.) Wer ſind ſie gute Frau?

Wilh. Ich — ach! — (halb leiſe) Wenn wir allein wären.

Pf. (zum Bauer) Thut mir den Gefallen, Hanns! und laßt mich ein Paar Minuten mit dieſer Frau allein — Ich hab mit ihr zu reden.

Bauer. Hörſt du, Liſe? Komm heraus? (mit ſeinem Weibe ab.)

Scene

Scene 3.

Pfarrer, Wilhelmine.

Pf. Nun, meine gute Frau, ſind wir allein.

Wilh. Ehe ich Ihnen Rechenſchaft gebe, von dem, was ich bin, und was ich war, erlauben Sie mir einige Fragen. Sind Sie aus dieſer Gegend gebürtig?

Pf. Nein, ich bin ein Franke.

Wilh. Haben Sie den alten ſeligen Paſtor, Ihren Vorfahren, im Amte, gekannt?

Pf. Nein!

Wilh. (forſchend) Sie wiſſen alſo wirklich nichts von meiner unglücklichen Geſchichte? und es iſt bloßer Zufall der Sie hieherführt?

Pf. Wenn ich in Ihnen diejenige Perſon finde, die ich vermuthe, und ſchon lange ſuchte, ſo iſt Ihre Geſchichte mir nicht ganz fremd.

Wilh. Vermuthen? — und ſchon lange ſuchten? — wer gab Ihnen den Auftrag dazu?

Pf. Ein Mann, der an Ihrem Schickſal herzlichen Antheil nimmt.

Wilh. Wirklich? — o mein Herr! geſchwind! wen vermuthen Sie in mir zu finden?

Pf. Wilhelmine Böttcher.

Wilh. Ja, ich bin die unglückliche, verführte Wilhelmine Böttcher. Und der Mann, der ſo hochgerühmten Antheil an mir nimmt — iſt Baron Wildenhain! — der mir meine Unſchuld raubte, meinen Vater ermordete, mich und ſein Kind 20 Jahre lang dem Elende preis gab, und das alles heute durch dieſen armſeligen Beutel Geld zu erſetzen glaubt. (zieht den Beutel hervor) Sie mögen nun gekommen ſein, mein Herr, in welcher Abſicht Sie wollen; mich zu demüthigen, oder mir beizuſtehen, oder mich von dieſer Grenze zu verweiſen, damit mein Anblick dem Wollüſtling kein Vorwurf ſei, ich habe nur eine Bitte an Sie: bringen Sie dem Mann, der mich zu Grunde richtet, dieſen Beutel zurück; ſagen Sie

ihm,

ihm, meine Tugend ſei nicht um Gold feil geweſen! ſagen Sie ihm, meine Gewiſſensruhe bezahle kein Gold! den Fluch meines alten Vaters kaufe kein Gold ab von meiner Seele! ſagen Sie ihm, die arme hungernde Wilhelmine denke auch in Bettlerlumpen noch zu groß, um Wohlthaten von ihrem Verführer anzunehmen. Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Er hat mein Herz verachtet — ich verachte ſein Geld; er hat mich mit Füßen getreten, ich trete ſein Geld mit Füßen! (wirft den Beutel heftig auf die Erde) Aber er ſoll ruhig ſein — ganz ruhig! er ſoll leben wie bisher, luſtig und guter Dinge, mein Anblick ſoll ihm ſeine Freuden nicht vergällen. So bald ich nur wieder ein wenig mehr bei Kräften bin, will ich den Ort auf ewig verlaſſen, wo der Name Wildenhain, und das Grab meines Vaters mich niederbeugen. Und ſagen Sie ihm, ich habe nicht gewußt, daß er aus Franken zurückgekehrt, daß er mir ſo nahe ſei, ich habe es warlich nicht gewußt!

wußt! er möchte glauben, ich ſei ihm nachgegangen — Pfui! wenn er das glauben könnte! — (ſchwer athmend) Nun, mein Herr, Sie ſehn, daß Ihre Gegenwart und der Gegenſtand Ihres Beſuchs meine Kräfte erſchöpft haben. Ich wüßte Ihnen nichts mehr zu ſagen, ich wüßte auch nicht, was der, der Sie ſchickte, ſonſt noch von mir fordern könnte. — (bitter) Doch, noch eins! vielleicht iſt es dem Herrn Baron eingefallen, daß er mir einſt die Ehe verſprochen, daß er auf den Knieen vor mir gelegen, und Gott zum Zeugen gerufen, und ſeine Ehre zum Pfande geſetzt! — Ha ha ha! Sagen Sie ihm, er ſoll ſich darüber nicht beunruhigen, ich hätte das ſchon längſt vergeſſen.

Pf. Ich habe Sie ganz ausreden laſſen, um Ihre Geſinnungen gegen den Baron, und Ihre Art zu denken überhaupt kennen zu lernen. In dieſem unvorbereiteten Augenblicke, wo Ihr volles Herz überfloß, haben Sie ſich gewiß nicht verſtellt;

und ſo freue ich mich, ein edles Weib in Ihnen zu finden, werth alles deſſen, was ein edler Mann für Sie thun kann. Ich freue mich, einen Irrthum ſogleich vernichten zu können, der vielleicht zu mancher Bitterkeit, in dem was Sie mir geſagt haben, Anlaß gab. — Hätte der Baron gewußt, die kranke Frau in dieſer Hütte ſei Wilhelmine Böttcher, und hätte Ihnen dann, ſtatt alles Troſtes, dieſen Beutel geſchickt; ſo würde er verdienen — von ſeinem eigenen Sohne ermordet zu werden. Aber nein! warlich nein! ſehn Sie mir ins Geſicht, mein Stand fodert Zutrauen, und auch ohne das: ich lüge nicht. Ein bloßer Zufall machte Sie zum Gegenſtande ſeiner Wohlthätigkeit, die er auszuüben wähnte an einer Unbekannten —

Wilh. Wie, mein Herr! Sie wollen mich überreden dieſes Geſchenk ſey Zufall? Einer Unbekannten ſchickt man wohl einen Gulden, einen Thaler, aber nicht einen Beutel voll Gold.

Pf. Nun ja, freilich! das ſcheint ſo — Aber ein ſonderbarer Zufall — ihr Sohn —

Wilh. Was? mein Sohn? —

Pf. Ruhig, ruhig! — Ein guter Sohn bettelte für ſeine Mutter, und das rührte den Baron —

Wilh. Bettelte bei dem Baron? bei ſeinem Vater?

Pf. Ja doch, ja! Aber Sie begreifen wohl, daß beide ſich nicht kannten, daß die Mutter alſo nur bloß dies Geſchenk erhielt, um des Sohnes willen.

Wilh. Sich nicht kannten? — Wo iſt mein Sohn?

Pf. Auf dem Schloſſe.

Wilh. Und kennen ſich noch nicht?

Pf. Doch, nun kennen ſie ſich; und jetzt bin ich hier abgeſendet von dem Baron, nicht zu einer kranken unbekannten Frau, ſondern zu Wilhelmine Böttcher; nicht mit Gold in der Taſche, ſondern ſein Auftrag war: Thun Sie, was Ihr Herz Ihnen ſagt!

Wilh.

Wilh. Ihr Herz? — O mein Herr! leihen Sie dieſem harten Manne nicht die Empfindungen Ihres Herzens. — Doch immerhin! das Weib vergißt, was es um ſeinetwillen erlitten — er tröſte nur die Mutter! Das Weib verzeiht ihm, wenn er den Dank der Mutter verdient. — Was macht mein Fritz? wie empfing er ihn?

Pf. Ich verließ ihn in heftiger Bewegung — es war der Augenblick der Entdeckung — noch war nichts entſchieden. Doch gewiß liegt jetzt, indem wir davon ſprechen, der Sohn in den Armen des Vaters. Mir bürgt ſein Herz —

Wilh. Schon wieder ſein Herz? — Mein Gott, wie hat das Herz dieſes Mannes ſich ſo plötzlich verwandelt? 20 Jahre lang taub gegen die Stimme der Natur —

Pf. Sie thun ihm Unrecht? Hören Sie mich erſt an, ehe ſie richten. — Manches Vergehen in zwei Worte gefaßt, dünkt uns abſcheulich. Wüßten Sie aber alles, was dazwiſchen lag, alles was den Handelnden beſtimmte, ohne daß er ſelbſt wuſte, alle die Kleinigkeiten, deren Einfluß ſo unmerklich, und doch ſo groß iſt. Hätten wir den Verbrecher von Schritt zu Schritt begleitet, ſtatt daß uns jetzt nur der erſte und zehnte und zwanzigſte ins Auge fällt; wahrlich, wir würden oft entſchuldigen, wo wir jetzt verdammen. Fern ſey es von mir, die böſe Sache des Barons vertheidigen zu wollen; aber das darf ich behaupten: auch ein guter Menſch kann wohl einmal einen ſchlechten Streich machen, ohne daß er eben aufhört, ein guter Menſch zu ſeyn. Wo iſt der Halbgott, der von ſich rühmen darf: mein Gewiſſen iſt rein, wie friſch gefallener Schnee? Und giebt es einen ſolchen Praler, ſo trauen Sie ihm um Gotteswillen nicht; er iſt gefährlicher, als ein reuiger Sünder. — Verzeihn Sie meine Schwatzhaftigkeit. — Jetzt in wenig Worten die Geſchichte des Barons ſeit Ihrer Trennung. — Damals liebte er Sie wirklich; nur die Furcht vor ſeiner ſtrengen

Mutter hielt ihn ab, Wort zu halten. Aber der Krieg rief ihn zurück ins Feld; er ward ſchwer verwundet, gefangen — hütete ein Jahr lang das Bette, konnte ſelbſt nicht ſchreiben, und erhielt gar keine Nachricht von Ihnen. So wurde zuerſt Ihr Bild ſchwächer in ſeiner Seele. — Man hatte den tödtlich Verwundeten vom Schlachtfelde weg auf ein nahes Landgut gebracht, deſſen Beſitzer ein biedrer Edelmann, großes Vermögen und eine ſchöne Tochter beſaß. Das Mädchen fand Wohlgefallen an dem Jüngling, ſie verließ ſein Lager ſelten, ſie pflegte ſein ſchweſterlich, ſie vergoß Thränen um ihn, die nicht unbemerkt blieben. Wohlwollen und Dankbarkeit knüpften ein Band, welches der Tod vor wenig Monden zerriſſen hat. So verloſch Ihr Bild in ſeiner Seele. Er vertauſchte ſein Vaterland gegen ein Rittergut in Franken; er ward Gatte, Vater, Landwirth; kein Gegenſtand von allen, die ihn umgaben, erinnerte ihn an Sie;

und

und ſo ſchlummerte ihr Bild in ſeiner Seele, bis Gram und Unmuth es weckten, häuslicher Zwiſt ihm das Leben verbitterte; denn er erkannte zu ſpät in ſeiner Frau ein ſtolzes gallſüchtiges Geſchöpf, ein verzärteltes Kind, das immer widerſprach, immer Recht haben wollte, und ihn nur dem Tode entriſſen zu haben ſchien, um ihn ſelbſt todt zu quälen. Damals führte ein Zufall mich in ſein Haus — Er gewann mich lieb — Ich ward der Erzieher ſeiner einzigen Tochter, und bald ſein Vertrauter. — O wie oft hat er mit beklommner Bruſt meine Hand an ſein Herz gedrückt, und mir geſagt: Dies Weib rächt an mir meine unſchuldige Wilhelmine! — Wie oft hat er alle die Reichthümer, die ſeine Gemahlin ihm zubrachte, verwünſcht, und ein minder glänzendes, aber unendlich glücklichers Loos in Ihren Armen ſich geträumt! — Als endlich der alte Pfarrer hier in Wildenhain ſtarb, und er mir die erledigte Stelle anbot, ſo war ſein erſtes

Wort,

Wort, mit welchem er dieſen Auftrag begleitete: Lieber Ehrmann! dort werden Sie auch erfahren, was aus meiner Wilhelmine geworden. Jeder Brief, den ich hernach von ihm empfing, enthielt immer den Ausruf: Noch keine Nachricht von meiner Wilhelmine? — Ich habe dieſe Briefe noch; ich kann ſie Ihnen zeigen. — Auch lag es wahrlich nicht an mir, Ihren Aufenthalt zu entdecken; das Schickſal hat es bis auf den heutigen Tag gehindert, denn es hatte höhere Abſichten mit Ihnen.

Wilh. Sie haben mich gerührt, und mein Herz dringt mir dieſe Rührung für Ueberzeugung auf. Aber wie ſoll nun das enden? Was ſoll aus mir werden?

Pf. Zwar hat der Baron mir nie geſagt, was er thun werde, im Fall er Sie wieder finden ſollte; doch Ihre Leiden fordern Erſatz; und ich weiß nur ein Mittel, Ihnen dieſes zu gewähren. — Edle Frau! wenn Ihre Kräfte es erlauben, ſo folgen

Sie mir. Mein Wagen erwartet Sie — der Weg iſt bequem und nicht weit.

Wilh. Ich mit Ihnen gehn? In dieſen Lumpen vor ihn treten?

Pf. Warum denn nicht?

Wilh. Will ich ihm denn Vorwürfe machen?

Pf. Schöne Seele! kommen Sie, wir fahren an meinem Hauſe vorbei, meine Schweſter ſoll Ihnen geſchwind einige Kleidungsſtücke überwerfen.

Wilh. Und dort werd ich auch meinen Fritz finden?

Pf. Gewiß!

Wilh. (aufſtehend) Nun, ich will dieſen ſauren Gang unternehmen, für meinen Fritz! Er iſt der einzige Zweig, in dem meine Hoffnungen noch blühn, alle übrige ſind abgeſtorben. — Aber wo ſind meine guten Wirthsleute, daß ich Abſchied nehme, und ihnen danke?

Pf. (hebt den Beutel auf, geht an die Thüre und ruft) He, Nachbar Hanns!

Scene

Scene 4.

Vorige, Bauer und ſein Weib.

Bauer. Ja, ja, da bin ich ſchon!

Bäuerin. Je, du lieber Gott! Sie iſt ja ſchon wieder auf den Beinen! Nun, das thut mich recht herzlich freuen.

Pf. Ja, lieben Leute! ich werde die gute Frau mit mir nehmen; ſie hat es denn doch bei mir bequemer.

Bauer. Ei freilich! unſer eins iſt nicht ſo darauf eingerichtet.

Bäuerin. Unſer eins gäbe gern, aber's fehlt am Beſten.

Pf. Ihr habt gehandelt als rechtſchaffene Leute. Da, nehmt das zum Lohn für eure Gutherzigkeit! — (reicht dem Bauer den Beutel)

Bauer. (ſetzt beide Daumen in die Seite, ſpielt mit den Fingern auf der Weſte, ſieht aufs Geld, und ſchüttelt den Kopf)

Pf. Nun, wollt ihr nicht? — (reicht es der Bäuerin)

Bäuerin. (ſpielt mit dem Zipfel ihrer

Schürze, ſieht mit halbweggewandtem Geſichte aufs Geld, und ſchüttelt den Kopf)

Pf. Was habt ihr?

Bauer. Herr Pfarrer! nehm Er mirs nicht übel, ſo was laſſe ich mir nicht bezahlen.

Bäuerin. (gen Himmel blickend) Das wird ſchon einmal bezahlt werden.

Pf. (gerührt ſeine Hände auf ihre Schultern legend) Das wird es! Gott ſegne euch!

Wilh. Meinen Dank werdet ihr doch nicht verſchmähen?

Bauer. Iſt ſchon gut!

Bäuerin. Iſt gern geſchehn!

Wilh. Lebt wohl! (Bauer und Bäuerin ſchütteln ihr die Hände)

Bauer. Adies! Adies! bleibe Sie fein geſund.

Bäuerin. Und wenn Sie mal wieder vorbeigeht, ſo ſprech Sie bei uns ein.

Wilh. (trocknet ihre Thränen, hängt ſich an des Pfarrers Arm, und ſtützt ſich mit der andern Hand auf ihren Stab)

Pf. Gott befohlen!

Bauer. (ſeine Mütze abziehend mit vielen Kratzfüßen) Adies, Herr Pfarrer!

Bäuerin. Danken auch ſchön für den Beſuch.

Beide. Komm Er bald 'mal wieder. (ſie begleiten ſie bis an die Thüre)

Bauer. (ſeinem Weibe die Hand reichend) Nun Liſe! was meinſt du? wie werden wir dieſe Nacht ſchlafen?

Bäuerin. (ſchlägt ein) Wie die Säcke! (beide ab.)

Scene. 5.

(Zimmer im Schloß.)

Obriſt, (ſitzt auf dem Sofa, erſchöpft durch mancherlei Gemüthsbewegung.) **Fritz,** (ſteht vor ihm, etwas über ihn gebeugt, und hält des alten Hand in ſeinen beiden Händen.)

Obr. Alſo wirklich mit im Felde geweſen? Pulver gerochen? — Sapperment Junge! gib mir einen Kuß! — Sieh' ich wette meinen Hals gegen eine gelbe Rübe, als Fritz von Wildenhain hätten dich Vater und Mutter verhätſchelt; als Fritz Böttcher biſt du ein tüchtiger Kerl geworden — Freilich hat dir das wohl manchen Schweißtropfen gekoſtet! Deine Jugend hat dir keine Roſen getragen. — Nun, nun, Fritze! es ſoll anders werden! Es ſoll beſſer werden! Ich will dich legitimiren — ja Junge! das will ich! Will dich öffentlich für meinen einzigen Sohn und Erben erklären — ja ja, lieber Junge! das will! — He, was ſagſt du dazu?

Fritz. Und meine Mutter?

Obr. Ei, die ſoll auch nicht darben! Meinſt du, dein Vater ſey ein armer Schlucker? — Weißt du auch wohl, daß Wildenhain eins der beſten Güter im Lande iſt? und eine Meile von hier liegt das niedliche Gütchen Wellendorf; das gehört mir auch; und in Franken hat mir meine Frau — Gott laß ſie ſanft ruhn! drei große Rittergüter hinterlaſſen.

Fritz. Aber meine Mutter?

Obr. Nun, da wollt' ich eben ſagen — deine Mutter kann ſich nach Gefallen ihren Aufenthalt wählen. — Will ſie nicht nach Franken, ſo bleibt ſie auf Wellendorf. Da iſt ein niedliches Häuschen, nicht zu groß, nicht zu klein — ein allerliebſter Garten — eine herrliche Gegend — Kurz, ein Paradies nach verjüngtem Maaßſtabe. — Da ſoll es ihr an nichts fehlen! Da ſoll ein frohes Alter die Falten wieder ausgleichen, die vielleicht eine kummervolle Jugend auf ihre Wangen gebracht hat.

Fritz. Wie? (zurücktretend)

Obr. Ja, ja! — und ſieh nur Fritz! das iſt nicht weit. — Wir ſtehn des Morgens auf — es fällt uns ein die Mutter zu beſuchen — he da! wir laſſen uns ein Paar Pferde ſatteln, und in einer Stunde — hopp! hopp! ſind wir herüber.

Fritz. Wirklich? — Und unter welchem Namen ſoll meine Mutter dort wohnen?

Obr. (verlegen) Wie?

Fritz. Als Ihre Haushälterin, oder als Ihre Maitreſſe?

Obr. Närrchen!

Fritz. Ich verſtehe Sie! Ich will mich entfernen, mein Vater! um Ihnen Zeit zu laſſen, Ihren Entſchluß recht zu überlegen. — Nur eins betheure ich Ihnen unwiderruflich bei allem was mir heilig und theuer iſt! — Mein Schickſal iſt unzertrennlich von dem Schickſal meiner Mutter — Fritz von Wildenhain und Wilhelmine von Wildenhain, oder Wilhelmine Böttcher und Fritz Böttcher. — (ab)

Obr. Zum Henker! was will er? Er meint doch wohl nicht, daß ich ſeine Mutter heirathen ſoll? — Ei, ei, junger Menſch! du mußt deinem Vater keine Geſetze vorſchreiben! — Ich denke Wunder, wie gut ichs gemacht habe; bin froh, wie ein König — hab eben eine Laſt von meinem Gewiſſen gewälzt, und ſtehe nun und verpuhſte, und ſchöpfe ſo recht von Herzen friſchen Athem; da wirft der Bube mir ei-

nen

nen Stein vor die Füße, und will, ich ſoll von neuem drüber ſtolpern. — Baſtat — he, Freund Gewiſſen! — Gott ſey Dank! wir dürfen uns wieder Freunde nennen. Was meinſt du dazu? — Du ſchweigſt? Wie? — oder du murrſt noch ein wenig? —

Scene 6.

Obriſt, Pfarrer, (durch die Seitenthür).

Obr. Sieh' da, Herr Paſtor! gut, daß Sie kommen! Mein Gewiſſen und ich, wir ſind in einen Prozeß verwickelt worden; und dergleichen Prozeſſe gehören für Ihr Forum.

Pf. Ihr Gewiſſen hat Recht.

Obr. Ei, ei, Herr Richter! nicht ſo partheiiſch! Sie wiſſen ja noch gar nicht, wovon die Rede iſt.

Pf. Das Gewiſſen hat immer Recht; denn es ſpricht nie anders, als wenn es recht hat.

Obr. So? — Ich weiß aber noch gar nicht, ob es redet oder ſchweigt. Ein

Prediger hat in ſolchen Fällen ein leiſeres Gehör, als unſer eins. Helfen Sie doch ein wenig. Hier iſt der Status cauſæ in zwei Worten. Ich habe meinen Sohn wiedergefunden — (ihm auf die Schultern ſchlagend) Herr Paſtor! ein braver, liebenswürdiger Junge; feurig, wie ein Franzoſe, ſtolz wie ein Engländer, und ehrlich, wie ein Deutſcher! — Das beider! — Ich will ihn legitimiren — Wie? thu' ich nicht Recht daran?

Pf. Vollkommen Recht!

Obr. Und ſeine Mutter ſoll auf ihre alte Tage herrlich und in Freuden leben. — Das Gut Wellendorf, das will ich ihr ſchenken, da mag ſie wohnen, mag ſich das einrichten ganz nach ihrer Laune, wieder aufleben in ihrem Sohne, wieder jung werden in ihren Enkeln — Wie? thu' ich nicht Recht daran?

Pf. Nein!

Obr. (zurückprallend) Nicht? — Und was ſoll ich denn thun?

Pf. Sie heirathen.

Obr. Ei, warum nicht gar!

Pf. Baron Wildenhain iſt ein Mann, der nichts ohne zureichenden Grund thut. Ich, der Anwald Ihres Gewiſſens ſtehe hier, und erwarte Ihre Gründe; dann ſollen Sie auch die meinigen hören.

Obr. Zum Henker! ich werde doch kein Bettelweib heirathen?

Pf. (nach einer Pauſe) Sind das Ihre Gründe alle?

Obr. (verlegen) Nein, das eben nicht — Ich habe noch mehrere — noch weit mehrere —

Pf. Dörft' ich mir ſie ausbitten?

Obr. (immer ſehr verlegen) Ich bin ein Edelmann —

Pf. Weiter!

Obr. Die Leute würden mit Fingern auf mich zeigen —

Pf. Weiter!

Obr. Meine Verwandten würden mich über die Achſeln anſehn —

Pf.

Pf. Weiter!

Obr. Und — und — (ſehr heftig) Peſtilenz! nun weiß ich nichts mehr!

Pf. So iſt die Reihe an mir. Doch ehe ich rede, ein Paar Fragen: Hat Wilhelmine Ihnen Anlaß gegeben, durch Koketterie, durch buhleriſche Leichtfertigkeit den Plan Ihrer Verführung zu entwerfen?

Obr. Nein; das iſt nicht wahr! ſie war immer ein keuſches, ſittſames Mädchen.

Pf. Hat es Ihnen Mühe gekoſtet, die Tugend dieſes Mädchens zu beſiegen?

Obr. (kurz) Ja.

Pf. Gott dabei zum Zeugen gerufen?

Obr. Ja!

Pf. Ihre Ehre zum Pfande geſetzt?

Obr. (mit Ungeduld) Ja! ins Teufels Namen!

Pf. Nun, Herr Baron! Ihr Zeuge war Gott, der Sie damals ſahe — der Sie jetzt ſieht! das Pfand war Ihre Ehre, das Sie wieder einlöſen müſſen, wenn Sie wirklich ein Edelmann ſind. Ich ſtehe vor

Ihnen, voll der Würde meines Berufs; ich darf mit Ihnen reden, wie mit dem geringſten Ihrer Bauern — meine Pflicht heiſcht es, und ich will meine Pflicht erfüllen, ſelbſt wenn ich Ihre Freundſchaft drüber wagen ſollte. — Haben Sie als ein froher, leichtſinniger Jüngling, der da nur für den gegenwärtigen Augenblick lebt, ein unſchuldiges Mädchen verführt, ohne an die Folgen zu denken; haben Sie im reifern Alter einen jugendlichen Fehltritt bereut, und wieder gut gemacht, was Sie gut machen konnten; o ſo ſind Sie noch immer ein Mann, werth der Achtung eines Rechtſchaffenen. Aber — hat der wohllüſtige Jüngling durch boshafte Schlingen ein ſchuldloſes Geſchöpf ins Elend geſtürzt; hat er Tugend und Glück eines Mädchens vernichtet, um die Begierde eines Augenblicks zu befriedigen; hat er ſein Ehrenwort im Rauſch verpfändet, und ſein gutes Gewiſſen einem thieriſchen Bedürfniß aufgeopfert; glaubt er das alles wieder gut zu machen, durch ein Handvoll Gold, die der Zufall ihm gab; o, ſo verdient er nicht — verzeihn Sie meiner Heftigkeit, Herr Baron! ſie könnte der guten Sache ſchaden, ob ſie gleich hier ſehr natürlich iſt. — Noch einmal, Herr Baron! Sie müſſen Wort halten, und wenn Sie ein Fürſt wären! — Den Fürſten kann vielleicht der Staat frei ſprechen — doch nie ſein Gewiſſen. Drum danken Sie Gott, daß Sie kein Fürſt ſind! Danken Sie Gott, daß es in Ihrer Macht ſteht, Ihre Gewiſſensruhe, den koſtbarſten Reichthum, um ſo wohlfeilen Preis zu erkaufen. Der Endſchluß, Wilhelminen zu heirathen, iſt nicht einmal ein Verdienſt; denn dieſe Verbindung wird Ihr Glück erhöhen. Schade, daß es Ihnen kein Opfer koſtet, daß nicht Ihr ganzes Vermögen auf dem Spiele ſteht! Dann mögten Sie noch auftreten und ſagen: Ich heirathe Wilhelminen! Handle ich nicht brav? — Aber jetzt, da Wilhelmine einen Brautſchatz Ihnen mitbringt, größer, als irgend eine

Fürſtin

Fürſtin thun konnte, jezt müſſen Sie ausrufen: Freunde! wünſcht mir Glück! ich heirathe Wilhelmine!

Obr. (der in groſſer Unruhe und Bewegung, bald auf und niedergegangen, bald ſtille geſtanden, bald Unwillen, bald Rührung geäuſſert, geht, nachdem der Pfarrer ausgeſprochen, mit offnen Armen auf ihn zu, drückt ihn an ſein Herz, und ſpricht) Freund! wünſchen Sie mir Glück! Ich heirathe Wilhelmine!

Pf. (ſeine Umarmung erwiedernd) Ich wünſche Ihnen Glück!

Obr. Wo iſt ſie? Sie haben ſie geſehn?

Pf. Sie iſt in Ihrem Kabinet. Um alles Aufſehn zu vermeiden, führte ich ſie durch den Garten.

Obr. Nun dann, heute iſt Hochzeit! Sie ſollen noch dieſen Abend den Segen über uns ſprechen.

Pf. Nicht doch! nicht ſo raſch! nicht ſo heimlich! nicht ſo verſtolen! Die ganze Dorfſchaft war Zeuge von Wilhelminens Schande, ſie ſey auch Zeuge von Wilhelminens wiederhergeſtellten Ehre. Drei Sonntage hintereinander kündige ich Sie öffentlich von der Kanzel ab. Sind Sie das zufrieden?

Obr. Von ganzem Herzen!

Pf. Iſt nun der Prozeß entſchieden? Iſt Ihr Gewiſſen ſtill?

Obr. Wie ein Mäuschen! — Wenn nur die erſte Zuſammenkunft ſchon vorüber wäre. Ich ſchäme mich vor dem erſten Anblick wie ein Dieb, den man dem Beſtohlenen unter die Augen ſtellt.

Pf. Seyn Sie ruhig! Wilhelminens Herz iſt Ihr Richter.

Obr. Und dann — warum ſoll ich es nicht geſtehn — Vorurtheile ſind wie alte längſt geheilte Wunden; wenn das Wetter ſich ändert, ſo jucken ſie noch — Ich — ich ſchäme mich — das alles vor meiner Tochter — vor dem Grafen — vor meinen Leuten zu bekennen — ich wollte, es wäre ſchon vorbei! Und ich mag Wilhelminen nicht eher ſehn — mag mich nicht eher ganz der Freu-

de

de überlaſſen, bis das alles vorbei iſt. — He! Franz! — (Jäger tritt ein) Wo iſt meine Tochter und der Graf?

Jäger. Im Speiſeſaal.

Obr. Bitte ſie herüber zu kommen! — (Jäger ab) Bleiben Sie bei mir, Herr Paſtor! damit der Laffe mit ſeiner Kammerjunkermine mich nicht aus der Faſſung bringt. Ich will ihm meine Meinung kurz und deutlich vortragen; und wenn er geſcheit iſt, ſo läßt er ſeine Rappen anſpannen, und fährt mit allen ſeinen Pommadebüchſen zum Teufel!

Scene 7.

Vorige, Amalie, Graf.

Gr. Nous voila à vos Ordres, mon Colonel! wir haben eine delicieuſe Promenade gemacht. Wildenhain iſt ein irrdiſches Paradies, und beſitzt eine Eva, welche gleicht an jene Mutter von allen Menſchen. Es manquirt nur noch ein Adam, der, wie die Mythologie lehrt, mit Entzücken aus

ihrer

ihrer Hand den Apfel des Todes nehme; und — er iſt gefunden, dieſer Adam! er iſt gefunden!

Obr. Wer iſt gefunden? Fritz! aber nicht Adam.

Gr. Fritz? Wer iſt dieſer Fritz?

Obr. Mein Sohn! mein einzigerSohn!

Gr. Comment? Ihr Herr Sohn? — mon Pere hat mir geſagt, daß Sie haben nur dieſe einzige Tochter.

Obr. Ihr Pere konnte das auch nicht wiſſen, denn ich erfahre es ſelbſt erſt vor wenig Minuten.

Gr. Vous parlez des enigmes.

Obr. Kurz und gut! der junge Menſch, der uns heute auf der Landſtraße überfiel — Sie wiſſen ja wohl noch, wie Sie ſo ſchnellfüßig verſchwanden?

Gr. Ich habe eine confuſe Erinnerung davon. Nur weiter!

Obr. Nun, eben der iſt mein Sohn!

Gr. Eben der? — aber die Möglichkeit? die Mittel es zu glauben?

Obr. Nun ja, er — (heimlich zum Pfarrer) Herr Paſtor! mein Seele ich ſchäme mich vor dem Laffen!

Pf. Ein Mann wie Sie vor einem ſolchen Halbmenſchen!

Obr. (laut) Er iſt mein Sohn von der linken Seite. Aber das thut nichts! Um ein Paar Wochen heirathe ich ſeine Mutter, und wer eine Mine drüber verzieht, dem breche ich den Hals. — Ja, ja, Malchen! ſperr die großen Augen nur auf — Du haſt einen Bruder bekommen.

Am. (freudig) Scherzen Sie nicht? darf ichs glauben?

Gr. Und ſeine Mutter — Wie nennt ſie ſich? Iſt ſie aus einer bekannten Familie?

Obr. Sie iſt — Herr Paſtor! ſagen Sie ihm das!

Pf. Sie iſt eine Bettlerin.

Gr. (lächelnd) Vous badinez!

Pf. Wilhelmine Böttcher, wenn Ihnen am Namen etwas liegen ſollte.

Gr. Von Böttcher? Die Familie iſt mir nicht bekannt.

Obr. Sie gehört in die Familie der ehrlichen Leute; und die iſt verdammt klein.

Gr. Alſo wohl gar eine Meſalliance?

Pf. Großmuth und Redlichkeit verbinden ſich mit Liebe und Treue. — Nennen Sie das Meſalliance?

Gr. Man muß geſtehn; es iſt nothwendig ein Oedipe zu ſeyn, um alle dieſe Räthſel zu löſen. Un fils naturel? à la bonne heure, mon Colonel! ich habe deren auch zwei. Man hat Momens, wo der Inſtinkt uns führt zu einem hübſchen Küchenmädchen — dergleichen arrivirt alle Tage! Aber mein Gott! mit ſolchen Buben macht man nicht viel Weſens! man läßt ſie ein Handwerk lernen, ſo ſind ſie gemachte Leute. Die meinigen ſollen beide Friſeurs werden.

Obr. Und der meinige ſoll ein Edel-

mann

mann werden. Erbherr auf Wildenhain und Wellendorf.

Gr. Me voila ſtupe fait! — Mein Fräulein! ich plaidire Ihre Sache — man iſt auf dem Point Sie zu ecraſſiren.

Am. Bemühn Sie ſich nicht.

Gr. La fille unique! L'unique heretière!

Am. Il me reſte l'amour de mon pere!

Obr. Bravo Malchen! komm her, einen Kuß! (Amalie fliegt in ſeine Arme) Herr Graf, Sie werden mich verbinden, wenn Sie uns auf einige Augenblicke verlaſſen; es mögte hier eine Scene geben, bei welcher ſich weder Lachen noch Pfeifen läßt.

Gr. De tout mon Cœur! wir haben, wo ich nicht irre, clair de lune — und ſo werden Sie mir erlauben, noch dieſen Abend in die Stadt zu retourniren.

Obr. Nach Ihrem Gefallen.

Gr. A dire vrais, mon Colonel! ich bin nicht gekommen, mir zu ſuchen einen Voleur de grand Chemin zum Schwager, und eine Gueuſe zur Schwiegermutter! (hinaushüpfend) Henri! Henri!

Scene 8.

Vorige, ohne Graf.

Obr. (Amalien noch in ſeinen Armen haltend) Ha, ich athme freier! — Nun ein Wort zu dir, gutes Malchen! Dein Vater hat vor 20 Jahren einen einfältigen Streich gemacht — hat ein armes Mädchen verführt, und einen Buben in die Welt geſetzt, der bis auf dieſen Tag in der Irre und im Elend herumgelaufen iſt. Die Geſchichte hat mir auf dem Herzen gelegen, wie ein Felſen von Granit. Erinnerſt du dich noch manchen trüben Abends, wo ich mit der Pfeife im Lehnſtuhl ſaß, und vor mich hinſtarrte, und nicht hörte, wenn du mit mir ſprachſt, und nicht lächelte, wenn du mir liebkoſteſt: da züchtigte mich das Gewiſſen, da fühlt ich, daß all' mein Reichthum, und du ſelbſt mein Kind, mir nicht erſetzen konnten, die Ruhe des ehrlichen Mannes. Nun ſieh, ich habe ſie wiedergefunden — Weib und Sohn, und dieſer, (auf den Pfarrer zeigend) und dieſes, (auf das Herz deutend) meinen, es ſey Pflicht, ſie öffentlich anzuerkennen, als Weib und Sohn. — Was meinſt du?

Am. (ſich an ihn ſchmiegend) Das fragt mein Vater noch?

Obr. Wird der Verluſt dir keinen Seufzer koſten, wenn dein Vater ſeine Ruhe dadurch gewinnt?

Am. Welcher Verluſt?

Obr. Du warſt meine einzige Erbin.

Am. (zärtlich verweiſend) O mein Vater!

Obr. Du verlierſt zwei Rittergüter.

Am. Die ſoll mir meines Bruders Liebe bezahlen.

Obr. Und die meinige! (drückt ſie heftig in ſeine Arme)

Pf. (abgewandt) Warum nicht auch die meinige?

Obr. Herr Paſtor! den Sieg über ein Vorurtheil verdank ich Ihnen, den Sieg über ein Zweites verdank ich mir ſelbſt. Ein Mann, wie Sie, Lehrer und Vorbild der Tugend, erhebt ſeinen Stand zum Erſten in der Welt. Wenn alle Ihre Brüder Ihnen gleichten, ſo dürften die Chriſten ſtolz ſeyn. — Sie ſind ein edler Mann — Ich bin nur ein Edelmann. Und wenn ich vielleicht im Begriff ſtehe mehr zu ſeyn und zu werden, ſo verdank ich das Ihnen. Ich bin Ihnen viel ſchuldig — Malchen! willſt du für mich bezahlen?

Am. (ſieht ihren Vater einen Augenblick zweifelhaft ins Geſicht, er läßt ihre Hand los, mit einer Bewegung gegen den Pfarrer, ſie fliegt an deſſen Hals)

Pf. (höchſt überraſcht) Mein Gott — Herr Baron —

Obr. Stille! ſtille! kein Wort!

Am. (ihn küſſend) Stille! ſtille! Sie haben mich ja lieb!

Pf. (windet ſich aus ihren Armen — Thränen brechen hervor — er will reden und kann nicht — geht auf den Obriſt zu, ergreift ſeine Hand, will ſie an den Mund drücken, Obriſt zieht die Hand weg, und ſchließt ihn in ſeine Arme)

Am. Ach, mir iſt ſo wohl!

Obr. (ſich von dem Pfarrer losmachend) Baſta! — Mein Seel, ich fange an zu heulen. — Laßt mich! laßt mich nur einen Augenblick zu mir ſelbſt kommen — ein Auftritt ſteht mir noch bevor, herzangreifender als dieſer. — Nun, lieber Sohn — in wenig Minuten iſt alles vollbracht,

bracht, und der letzte Stral der untergehenden Sonne blickt herab auf den ſeligſten Menſchen im weiten Reiche der Natur! — Wo iſt Wilhelmine?

Pf. Ich gehe ſie zu holen.

Obr. Halt! — mir iſt ſo wunderlich zu Muthe — ſo beklommen — einen Augenblick Erholung. — (geht auf und nieder, athmet ſchwer, und blickt einigemal nach der Thüre des Kabinets) Dort wird ſie herauskommen — das war das Schlafgemach meiner Mutter — dort hab ich ſie oft herauskommen ſehn — habe mich ergötzt an ihrem holden Lächeln — Wie werde ich nun ihren finſtern ſtrafenden Blick ertragen! — Fritz ſoll für mich bitten. — Wo iſt mein Fritz? — He! — (Jäger kommt) Wo iſt mein Sohn?

Jäger. Auf ſeinem Zimmer.

Obr. Er ſoll herüber kommen! — (zum Pfarrer) Nun wohlan denn! mein

Herz

Herz kloſt heftig — geſchwind! geſchwind! führen Sie ſie her! — (Pfarrer ab in die Seitenthür — Obriſt mit dem Geſicht gegen das Kabinet gekehrt, aber einige Schritte davon entfernt, alle Geſichtsmuskeln ſind in Bewegung.)

Scene 9.

Vorige, Wilhelmine, Pfarrer.

Obr. (ſtürzt ſprachlos in ihre Arme)

Wilh. (wird in den ſeinigen halb ohnmächtig. Obr. und Pf. ſetzen ihr einen Stuhl)

Obr. (kniet vor ihr, ſeinen Arm um ſie geſchlungen, ihre Hand in der Seinigen) Wilhelmine! kennſt du meine Stimme noch?

Wilh. (zärtlich und ſchwach) Wildenhain! —

Obr. Verzeihſt du mir?

Wilh. Ich verzeihe dir.

Fritz. (ſtürzt ein) Die Stimme meiner

ner

ner Mutter! — Ha! Mutter! Vater! (er wirft ſich an der andern Seite vor ihr nieder, ſie bücken ſich zärtlich über beide, der Pfarrer blickt dankend gen Himmel — Amalie auf des Pfarrers Schultern gelehnt, wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge).

Der Vorhang fällt.

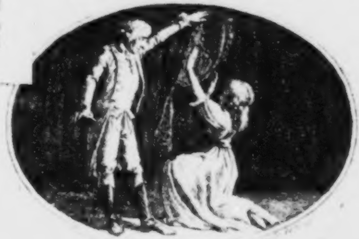
Ende.

Le Baron de Pfetten.

Armuth und Edelſinn.

[redacted]

Ein
Luſtſpiel in drey Aufzügen
von
Auguſt von Kotzebue.



Meine Mutter

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1795.

Universitäts-Bibliothek München

Perſonen.

Peter Plum, ein reicher Kaufmann.

Joſephine, ſeine Tochter.

Hinrich Plum, ſein Bruder, verabſchiedeter Major.

Fabian Stöpſel, ſein Buchhalter.

Frau Roſe, eine Prediger-Wittwe, welche in Peter Plums Hauſe der Wirthſchaft vorſteht.

Louiſe, ihre vermeinte Tochter.

Klaas, Bedienter.

von Cederſtröm, vormals Lieutenant auf der ſchwediſchen Flotte.

Van der Huſen, ein junger Holländer.

Der Schauplatz iſt in einer Seeſtadt.

Ad
.Bibl.
Acad.
Lund.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Ein Saal in Peter Plums Hauſe.)

Peter Plum am Theetiſch, eine Pfeife ſchmauchend. **Klaas** ſteht vor ihm, mit beiden Händen in den Rocktaſchen.

Klaas.

Die ganze Stadt ſagt, Sie wären ein ſteinreicher Mann.

Plum. (die Schlafmüzze rükkend.) Gott ſey Dank! ich habe zu leben.

Kl. Wenn ich nun die Livree betrachte —

Pl. So betrachteſt du einen braunen Rock.

Kl. Sieht aus, wie Rhabarber.

Pl. Iſt ſolid.

Kl. Weder Kragen noch Aufſchlag.

Pl. Läßt man dich hungern?

Kl. Nein, aber —

Pl. Empfängſt du deinen Lohn in klingender Münze?

Kl. O ja, aber —

Pl. Nun was, aber? —

Kl. Wenn ich reden dürfte —

Pl. Rede mein Sohn.

Kl. Gelb oder roth, mit Borten —

Pl. Kann man die Borten eſſen?

Kl. Da iſt der Kammerjunker hier neben an —

Pl. Ein adelicher Schlukker.

Kl. Seine Leute ſehn aus, wie die Puppen.

Pl. Und hungern wie die Puppen.

Kl. Hellgrün mit Silber. Treſſenhüte —

Pl. Alles unbezahlt.

Kl. Das iſt ſeine Sorge.

Pl. Kurz und gut. Dein Rock iſt braun, und bleibt braun. Aber das Tuch iſt engliſch. Die Elle koſtet vier Thaler. Die Knöpfe ſind maſſiv — — und wenn du mir den Kopf toll machſt, ſo laſſe ich Brillanten drauf nähen. Jezt pak dich fort.

Kl. Soll ich den ſchwediſchen Lieutenant hereinlaſſen?

Pl. Wie lange hat er ſchon gewartet?

Kl. Ueber eine halbe Stunde.

Pl. Er könnte wohl noch länger warten, doch — laß ihn nur kommen.

Kl. (geht)

Pl. Ein armer Edelmann — lieber ein Bettelmann. Dieſen nährt ſein Brodſack — jener, muß Ehrenhalber mit Anſtand verhungern.

Zweite Scene.

Cederſtröm tritt herein.

Pl. (die Mütze ein wenig lüftend, doch ohne aufzuſtehn) Gehorſamer Diener.

Ced. Mein Herr Plum, ich komme —

Pl. Vermuthlich, um den Miethzins abzutragen? Das freut mich. Sie ſind prompt. Die Herren Officiere ſind nicht immer prompt.

Ced. Im Dienſt immer.

Pl. Das heißt, wenn ſie den Beutel ziehen ſollen, ſo ziehen ſie den Degen.

Ced. (empfindlich) Sie vergeſſen, daß auch der ärmſte Officier einen Schatz beſitzt —

Pl. Seine Ehre vermuthlich?

Ced. Richtig.

Pl. Gute Waare, — wird aber nicht geſucht. Eine Schaumünze für das Kabinet; im Handel und Wandel gilt ſie nicht.

Ced. Freilich hat ſie nur Werth für den, der ſich darauf verſteht.

Pl. Ja ja, für den curioſen Liebhaber. Setzen Sie ſich.

Ced. Ich ſollte am Ende dieſes Monats Ihnen eine Schuld abtragen, und ich komme eine neue zu machen.

Pl. So?

Ced. Ich brauche Geld.

Pl. Wer braucht das nicht? Geld iſt unentbehrlicher als Luft. Ohne Luft kann man doch wenigſtens ſterben, aber nicht ohne Geld.

Ced. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir zwanzig Louisd'or auf einen Wechſel verſtreckten —

Pl.

Pl. So ſo? gehorſamer Diener.

Ced. Mich treibt die Noth. Glauben Sie mir mein Herr, dieſer Schritt iſt mir ſauer geworden. Ich bin mit leichterm Herzen einer Schlacht entgegen gegangen.

Pl. Ey ey!

Ced. Von Jugend auf mit Mangel unbekannt; durch einen Strudel fortgeriſſen; ſeit vier Monaten aus meinem Vaterlande verbannt; harre ich täglich auf Briefe die mein Schickſal mildern werden.

Pl. Wünſche baldigen Empfang.

Ced. Ich habe noch Freunde in Schweden, und baue nicht auf leere Hofnungen.

Pl. Kann ich mit einer Taſſe Thee aufwarten?

Ced. Wenn Sie nur jezt in meiner bedrängten Lage —

Pl. Rauchen Sie Tobak? Ei freilich. Ein Seemann. Hier iſt ächter Knaſter.

Ced. Sie ſind ein reicher Kaufmann, und haben gewiß viel durch Speculationen gewonnen. Speculirten Sie nie auf das Geſicht eines ehrlichen Mannes?

Pl. Nein.

Ced. (ſeufzend und die Achſeln zukkend) Ich kann freilich keine Sicherheit leiſten. (nach einer Pauſe zieht er ein Portrait hervor) Dies Portrait meiner Mutter iſt das Einzige was mir übrig blieb. Es iſt in einige Brillanten von geringem Werth gefaßt. Ich trenne mich ſehr ungern davon. Aber wenn ich als Unterpfand es Ihnen anbieten dürfte —

Pl. Wo denken Sie hin mein Herr? Ich leihe nicht auf Pfänder.

Ced. Verzeihen Sie —

Pl. Wenn ich gebe, ſo gebe ich ohne Pfand, ohne Wechſel, ohne Verſchreibung.

Ced. Einem Unbekannten —

Pl. Bekannt oder Unbekannt, dem Nothleidenden muß man beiſtehen ohne Eigennuz.

Ced. Großmüthiger Mann.

Pl. Nota bene, wenn man kann, aber meine Kaſſe iſt jezt ſo erſchöpft — der Krieg — die Londner Bankerotte.

Ced. Nur zwanzig Louisd'or.

Pl. Die vermaledeiten Franzoſen, ſie haben mir ein Schiff gekapert; und dann das liebe

Haus-

Hausweſen — item, man hat auch ein Herz, man iſt wohlthätig. Da iſt die Prediger Wittwe mit ihrer Tochter — nun ich mag nicht ſagen, was die beiden Leute mich koſten. Die Rechte muß nicht erfahren was die Linke thut. Wiſſen Sie was, gehn Sie zu dem Juden Hirſch in der Bruderſtraße, der leiht Ihnen auf das Ding, ſo viel es ohngefähr werth ſeyn mag.

Ced. (unwillig aufſtehend) Zu einem Juden?

Pl. So ein Jude iſt ein Kleinod für die Chriſten.

Ced. Sehr wohl mein Herr (er will gehn)

Pl. Apropos, ich habe noch eine Bitte an Sie.

Ced. Befehlen Sie.

Pl. Ich erwarte täglich den Bräutigam meiner Tochter, aus Holland. Er ſoll in meinem Hauſe wohnen, und ich habe der Zimmer ſo wenige. —

Ced. Ich verſtehe Sie. Ich werde mich um ein anderes Quartier bemühen.

Pl. Gehorſamer Diener. Darf ich mir auf dieſen Mittag die Ehre ausbitten? Ich habe friſchen Caviar mit der Poſt erhalten.

Ced. Ich bitte um Entſchuldigung — doch — Ich werde mich einſtellen.

Pl. Gehorſamer Diener.

Ced. (mit einem Blick zum Himmel und einem halb erſtickten Seufzer) o Gott! (er geht ab.)

Pl. Ha! ha! ha! der Narr will auf das Portrait ſeiner Mutter Geld leihen, wie die Egyptier auf die Mumien ihrer Vorfahren.

Dritte Scene.

Fabian Stöpſel und Peter Plum.

Stöpſel. Ich offerire dem Herrn Patron einen ſchönen guten Morgen.

Pl. Guten Morgen Stöpſel, iſt die Poſt gekommen?

St. Hier pro primo ein Brief, beikommend eine Schachtel, gemerkt P. P.

Pl. (erbricht den Brief) Laß Er doch ſehen. Poz tauſend! der Brief iſt von unſerm Könige.

St. (mit einer tiefen Reverenz) Von Sr. allerglorreichſten Majeſtät?

Pl. (lieſt) Unſern freundlichen Gruß zuvor. Lieber Getreuer. Aus dem allerunterthänigſten

nigſten

nigſten Vortrag unſers Seeminiſters, haben Wir mit allergnädigſtem Wohlgefallen vernommen, wie Ihr die Lieferung zu dem lezten Feldzuge mit dem ruhmwürdigſten Eifer betrieben. Wir haben Euch daher unſern gnädigſten Beifall nicht verhalten wollen, und überſenden Euch zum Zeichen unſrer Huld beigehende Tabatiere.

Euer wohlaffectionirter König.

St. Gratulire zu der hohen Gnade.

Pl. Man muß es in die Zeitungen ſezzen laſſen.

St. Vermuthlich mit Brillanten?

Pl. (hat unterdeſſen die Schachtel geöffnet) Allerdings.

St. (ſie beſehend und ſchäzzend) Ohngefähr tauſend Thaler werth.

Pl. Gedruckt, ſind es 3000.

St. Nebſt einem gnädigen Handſchreiben.

Pl. In den huldreichſten Ausdrükken.

St. Werde den Druck beſorgen. Hier pro ſecundo ein Brief von van der Huſen aus Amſterdam.

Pl. (erbricht und lieſt) Ew. Ew. adviſire, daß unterm 17ten paſſato einen Sohn Hans Wilhelm an Dieſelben ſpediret habe. Hoffe guten Empfang, und bitte, denſelben recta an Dero Jungfrau Tochter zu conſigniren. Da die jungen Leute heut zu Tage al corſo und al marco wenig taugen, ſo kann dennoch verſichern, daß der Hans Wilhelm von beſonderer Bonität iſt, und Ew. Ew. ſammt Dero Jungfer Tochter völlig contentiren wird. Salvo errore et omiſſione EE. DD. van der Huſen et Comp.

St. Gratulire abermals.

Pl. Danke.

St. Wir werden alſo cito eine Hochzeit im Hauſe haben.

Pl. cito, citiſſime.

St. Item einen Ball.

Pl. Und Feuerwerk im Garten.

St. Dero brennender Name.

Pl. Und der fliegende Merkur.

St. Wird viel Geld koſten.

Pl. Wird aber Aufſehn machen.

St. Mit des Herrn Patrons Genehmigung hätte wohl auch eine Speculation.

Pl. Ins Große?

St. So groß als ein Frauenzimmer von mittlerer Taille.

Pl. Das heißt?

St. Eine Doppel-Mariage.

Pl. Ei! wahrhaftig? Und der Bräutigam?

St. Hä hä hä!

Pl. Doch nicht Er ſelbſt?

St. Auf eigenes Riſico.

Pl. Und die Braut?

St. Jungfer Luisgen.

Pl. Wo denkt Er hin? Louiſe hat gar nichts.

St. Ein niedlich Geſicht.

Pl. Wie hoch verzinſt ſich das?

St. Ein paar weiche Patſchgen —

Pl. Die nichts verdienen.

St. Ein kleiner Fuß —

Pl. Ei! ei! Stöpſel! Stöpſel! Iſt das ſolid gedacht?

St. Dieſelben haben nicht Unrecht, und ich ſehe leider wohl, daß der Teufel ſein Spiel mit mir treibt, ſintemal ich dieſen Herzenshang ſchon oft manu propria mortificiren wollen.

Pl.

Pl. Will er denn mit ſeiner Frau von der Luſt leben?

St. Nein, ſolches bin ich nicht geſonnen. Muß dem Herrn Patron eröfnen, daß unter heutigem Dato ein Advis-Brief an mich eingelauſen, des Inhalts, daß es dem Höchſten gefallen, meinen Herrn Vater in die andre Welt zu ſpediren.

Pl. Gratulire.

St. Derſelbe hat mir an baarer Soſtenſa 80000 Mk. hinterlaſſen.

Pl. 80000 Mark? Ei ei mein lieber Herr Stöpſel, ich wünſche Ihnen von Herzen Glück. Wollen Sie ſich nicht niederlaſſen? (er präſentirt ihm einen Stuhl).

St. Bin daher geſonnen, nunmehr eine Properhandlung zu errichten.

Pl. Item eine Frau zu nehmen?

St. Sintemal ich dieſen Artikel nicht wohl entbehren kann.

Pl. Aber er bleibt hernach auf dem Lager liegen, und man gäbe ihn gerne unter dem Einkaufspreiſe weg.

St. Jungfer Louiſe iſt ein gutes Kind.

Pl.

Pl. Das ich aus Barmherzigkeit ins Haus genommen.

St. Jung und hübſch.

Pl. Die Geſtalt iſt nur Faſtage, wenn man die Tara abzieht, was bleibt übrig?

St. Haushälteriſch, wirthſchaftlich.

Pl. Das iſt wahr, ich wünſchte meine Tochter wäre ihr gleich. Ich weiß gar nicht, wie ich zu ſo leichter Waare gekommen bin.

St. Wenn der Herr Patron alſo nichts dagegen haben. —

Pl. Nichts auf der Welt mein lieber Herr Stöpſel. Im Gegentheil werde ich eine Koſtgängerin los, die mir von meiner Tochter aufgeſchwazt worden.

St. Werde folglich proximo meine Worte anbringen.

Pl. Hat Er ihr denn — Haben Sie ihr denn ſchon etwas merken laſſen?

St. Mit unter, ja.

Pl. Und wie geberdet ſie ſich dabei?

St. Der kleine Schelm liebt mich im Stillen. Pro primo, ſo oft ſie mich ſieht, muß ſie immer lachen. Das deutet auf Wohlgefallen.

Pro ſecundo, weicht ſie mir immer aus, das deutet auf Schüchternheit. Pro tertio antwortet ſie mir immer verkehrt, das deutet auf Zerſtreuung. Endlich pro quarto mokirt ſie ſich über meine Perücke —

Pl. Das deutet offenbar auf Liebe.

St. Nur ein kleiner Umſtand beunruhigt mich. Der ſchwediſche Officier.

Pl. Speculirt der auch?

St. Wenn ſie ſich auf der Treppe begegnen, ſo ſpedirt er ihr einen gewiſſen Blick, ſie ſpedirt ihm einen dito, und es wird nach und nach ein Tauſchhandel daraus, den ich ohnmöglich à conto curniren kann.

Pl. Unbeſorgt lieber Stöpſel! der Schwede iſt ein armer Schlukker, der nicht lange mehr in meinem Hauſe ſeyn wird.

St. Habe ich nur die Waare einmal im Gewölbe, ſo ſoll kein ungebetener Käufer ſie mehr beſchnüffeln.

Pl. Unter uns: ich halte den Schweden für einen Spion.

St. Hm! ich zweifle.

Pl. Warum?

St. Die Spione verlieben ſich ſelten.

Pl. Wer weiß, es wäre immer gut, wenn Sie einmal gelegentlich — wenn er nicht zu Hauſe iſt — auf ſeinem Zimmer — Sie verſtehn mich?

St. Hinauf ſchleichen und viſitiren, ob contrebande Briefe und Papiere — ?

Pl. Richtig.

St. Werde nicht ermangeln.

Vierte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Frau Roſe (geht mit einem Bund Schlüſſel über die Bühne).

Pl. Guten Morgen Frau Roſe. Wohin ſo eilig?

F. R. Ei ja doch, ich habe alle Hände voll zu thun. Auf dem Komptoir wollen ſie Kaffe trinken; der Koch will Reiß und Roſinen haben; die Lakaien verlangen ihr Frühſtück; und die Mamſell hat keinen Puder mehr.

Pl. Wir werden zu Mittag Gäſte bekommen.

Fr. R. Gäſte? das wäre mir eben recht.

Pl. Die beiden dikken Kammerräthe. Der magere Kommerzienrath —

Fr. X. Meine Küche iſt gar nicht darauf eingerichtet.

Pl. Was geht uns die Küche an, wenn nur der Tiſch beſezt iſt.

Fr. X. Ja? der Tiſch? ei ſeht doch! wenn man die Braten auf den Tiſch hauchen könnte. Vor alten Zeiten gabs ein Märchen, da heißt es: Tiſchchen dekke dich! und gleich ſandte der Teufel — Gott verzeih mir die Sünde! — ſeine Lekkerbiſſen aus der Hölle. Aber mit ſolchen ſündhaften Zaubereien kann eine fromme Prediger-Wittwe ſich nicht abgeben.

Pl. Wir wollen auch ohne Zauberei ſchon ſatt werden.

Fr. X. Ei warum denn nicht? Satt will ich Sie wohl machen. Da iſt Rindfleiſch, da iſt ein Pudding, da iſt Kalbsbraten —

Pl. Ich feiere heute ein großes Feſt.

Fr. X. Ein großes Feſt? ach mein Gott! ſo kann ich den Kalbsbraten nicht brauchen. Aber ich habe noch einen Auerhahn in Eßig liegen.

Pl.

Pl. Fürs erſte habe ich eine Doſe und einen Brief von unſerm König erhalten.

Fr. R. Von Sr. Majeſtät? — Da muß ich Gelé auf die Tafel ſezzen.

Pl. Fürs zweite wird der Bräutigam meiner Tochter vielleicht noch heute ankommen.

Fr. R. Der Bräutigam? — Da muß ich eine Mandeltorte vom Zukkerbekker holen laſſen.

St. Fürs dritte könnte wohl bey dieſer Gelegenheit noch eine Verlobung clarirt werden.

Fr. R. Noch eine Verlobung?

St. Hochedle Frau. Ich adreſſire mich an Sie.

Fr. R. An mich?

St. Die Valuta iſt in Ihren Händen.

Fr. R. In den meinigen?

St. Muß Denenſelben notificiren, daß mein Herr Vater geſtorben iſt.

Fr. R. Condolire.

St. Wenn nun derſelbe mir ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, als bin mit Gott entſchloſſen, in den heiligen Eheſtand zu treten.

Fr. R. (geziert verſchämt) Mein Herr Stöpſel Sie erzeigen mir viele Ehre —

St. Bitte unmaßgeblich um ſchleunige Expedition.

Fr. X. Es ſind dabey verſchiedene Bedenklichkeiten.

St. Wollen Sie dieſelben gütigſt numeriren.

Fr. X. Fürs erſte: der Unterſchied des Alters.

St. Kann ſo groß nicht ſeyn.

Fr X. Freilich man ſieht älter aus; man hat allerley Strapazen im menſchlichen Leben.

St. Wenn nur die Geſundheit noch nicht banquerot gemacht hat.

Fr. X. Darüber kann ich, Gott ſey Dank, nicht klagen. Aber es iſt doch immer ein ſchwerer Schritt. Ich bin eine arme Frau. Ich habe gar nichts.

St. Wer Fleiß und Arbeitſamkeit von Ihnen erbt, der iſt nicht arm.

Fr X. Ich muß mich doch vorher mit Gott im Gebet berathen.

St. Und gelegentlich Dero Jungfer Tochter ausforſchen.

Fr. X. Ach, was geht das meine Tochter an?

Pl. Nun ich denke, ſie hat mit ein Wörtchen drein zu reden.

Fr. X. Nicht eine Silbe. Aber mein zartes Gewiſſen — Als mein ſeeliger Herr ſtarb, der Herr Paſtor Olearius Roſe — es war am zweiten Oſtertage — der Schlag rührte ihn auf der Kanzel — er wurde ſprachlos nach Hauſe gebracht — da lag er bis auf den Abend ohne Beſinnung — 50 Minuten auf 9 Uhr, entſchlief er ſanft und ſeliglich — (ſie weint) ſeines Alters 63 Jahr 4 Monat und 7 Tage.

St. Gott gebe ihm eine ſanfte Ruhe!

Fr. X. Damals that ich ein Gelübde, mich niemals wieder zu verheirathen.

Pl. Welches Sie vermuthlich halten werden.

Fr. X. Ach mein Herr Plum, man muß doch auf eine Zuflucht im Alter denken. Der Herr Fabian Stöpſel iſt ein verdienſtvoller Mann, der ſein reichliches Auskommen hat —

Pl. Folglich ſchlagen Sie zu, und wenn es Ihnen bey mir nicht mehr gefällt, ſo gehen Sie zu Ihrer Tochter.

Fr. X. Zu meiner Tochter?

Pl. Nun freilich zu der Madam Stöpſel.

Fr. R. (erſtaunt) Zu der Ma — dame Stöpſel?

St. Es ſcheint hier ein kleiner error in calculo obzuwalten.

Fr. R. Sie wollen alſo meine Louiſe heirathen.

St. Mit Dero Erlaubniß, ja.

Fr. R. So? ſo? — ei! ei! — — Hm! hm! (ſie wiegt das Haupt hin und her, und klatſcht davon mit der Zunge) Nun nun, das geht mich nichts an, da müſſen Sie mit Louischen ſelber ſprechen.

St. Ihre Fürſprache.

Fr. R. Ach, die kann hier zu nichts helfen.

St. Der Rath einer Mutter.

Fr. R. Mutter? — freilich! — ach Gott! davon wäre viel zu reden. Die gute Mutter — kurz, mein Herr Stöpſel, ſprechen Sie mit ihr. Meine Einwilligung haben Sie, und meinen Segen auch.

St. Mit dieſen beyden Artikeln verſehen, hoffe ich, die Speculation werde einſchlagen, und bin Dero dienſtwilliger Diener. (er geht ab).

Fr. R. Was wird aber Ihr Herr Bruder dazu ſagen?

Pl. Was geht das meinen Bruder an?

Fr. R. (verlegen) Er vertritt doch gleichſam Vaterſtelle bey ihr.

Pl. Mein Bruder? — Nichts weniger. Sind Sie nicht in meinem Hauſe? an meinem Tiſche?

Fr. R. Alles wahr, aber meine Louiſe iſt ſeinem Herzen ſehr nahe.

Pl. Ei was! das ſind Modeausdrücke. Erſt der Magen, und dann das Herz.

Fr. R. Nun, wie Gott will! der Herr Stöpſel iſt ein feiner Mann, ein ſolider Mann, fleißig und fromm. Des Sonntags verſäumt er nie die Frühpredigt, und da darf man ihn nur ſingen hören, um erbaut zu werden.

Fünfte Scene.

Heinrich Plum. Vorige.

H. Pl. Guten Morgen Bruder.

Pl. Guten Morgen. Wohin ſo früh?

H. Pl. Früh? es wird bald Mittag ſeyn.

Fr. R. Ach du mein Gott, da hab' ich den Puder und die Roſinen vergeſſen. (ſie trippelt fort).

Pl. Ich will dir eine Neuigkeit erzählen.

H. Pl. Ich bin kein Liebhaber von Neuigkeiten. Das Alte [illegible] nicht viel, und das Neue [illegible] weniger.

Pl. Unſre Luiſe wird heirathen.

H. Pl. Luiſe? wen?

Pl. Rathe.

H. Pl. Ich verſtehe mich ſo ſchlecht aufs Rathen, daß ich nicht einmal Titularrath werden könnte.

Pl. Meinen Buchhalter Fabian Stöpſel.

H. Pl. Fabian Stöpſel? Hm! das thut mir leid.

Pl. Sein Vater iſt geſtorben, und hat ihm 20000 Mk. hinterlaſſen.

H. Pl. (im Gedanken.) Das thut mir ſehr leid.

Pl. Warum nicht gar. Das iſt ja eben das Beſte bey der Sache. Er will eine Properhandlung errichten.

H. Pl. Pfui Teufel.

Pl.

Pl. Bruder, du biſt ein drolliger Kauz.

H. Pl. Ein Mädchen wie ein Engel, und ein Kerl wie ein Pavian.

Pl. Aber ein armer Engel, und ein reicher Pavian.

H. Pl. Ja, wenn die reichen Leute nicht gemeiniglich darbten.

Pl. Sie darben?

H. Pl. Weil ſie nicht zu genieſſen verſtehn. Nur Genuß iſt Reichthum. Hat Louiſe ſchon eingewilligt?

Pl. Sie weiß noch nichts.

H. Pl. Deſto beſſer. Ich hoffe, ſie wird den Perukenſtok mit einer langen Naſe heim ſchikken.

Pl. Das wäre ein alberner Romanſtreich.

H. Pl. Ein ſchlechter Roman iſt immer beſſer, als eine ſchlechte Ehe.

Pl. Ich würde ihr eine große Hochzeit ausrichten.

H. Pl. Ich hoffe, du würdeſt ſie ausſteuern.

Pl. Ausſteuern? Nein Bruder, das werd' ich wohl bleiben laſſen.

H. Pl. Mit deinem vielen Gelde —

Pl. Eine ſolche Verſchwendung könnte das Viel bald in wenig verwandeln.

H. Pl. Man muß nichts halb thun.

Pl. Und dann, — wer ſpricht von einer Ausſteuer? wer erfährt das? — Aber eine große Hochzeit mit Trompeten und Pauken —

H. Pl. Pfui ſchäme dich! du verdienteſt — ein Trompeter zu ſeyn.

Pl. Ei, wenn das Mädchen dir ſo lieb iſt, warum ſteuerſt du ſie nicht ſelbſt aus? du haſt ein ganz artiges Vermögen.

H. Pl. Das gehört meiner Tochter.

Pl. Hätteſt du dein väterliches Erbe fein zu rathe gehalten, ſo wie ich; hätteſt du das multipliciren verſtanden, ſo wie ich.

H. Pl. So wäre ich — ein Peter Plum geweſen, ſo wie du. Es iſt aber gut, daß es der Peter Plums nicht gar zu viele in der Welt giebt. Ich habe locker gelebt, das iſt wahr —

Pl. Ein Glück für dich, daß deine ſeelige Frau —

H. Pl. Ich bitte dich Bruder, rede nicht von meiner ſeeligen Frau.

Pl. Daß ſie ſo reich war, wollt ich nur ſagen. Sie half dir wieder auf die Beine.

H. Pl. O meine Wilhelmine!

Pl. Eine kreuzbrave Frau! ſie hatte Geld.

H. Pl. Und ein Herz.

Pl. Ich taxire ihr Vermögen —

H. Pl. Ihr Herz war nicht zu taxiren.

Pl. Ja, wenn Sie noch lebte —

H. Pl. (in Thränen ausbrechend, und davon laufend) Geh zum Teufel!

Pl. (lachend) Da haben wirs. Ich habe drei Weiber gehabt; ich habe ſie alle drei vergeſſen, er kann mit der einen nicht fertig werden.

Sechſte Scene.

Joſephine, Louiſe. Peter Plum.

Joſ. Gratulire Papa.

Pl. Wozu?

Joſ. Ich weis nicht, aber Frau Roſe hat mir geſagt, wir werden dieſen Mittag große Tafel haben, und das thut Papa nicht umſonſt.

Pl. Recht mein Kind, man muß nichts in der Welt umſonſt thun.

Joſ. Ich ſtehe auf Nadeln.

Pl. Warum?

Joſ. Sie wiſſen wohl Papa; Neubegier und Nadeln, ſie ſtechen beide.

Pl. Du biſt ein Frauenzimmer.

Joſ. Leider.

Pl. Plagt dich nicht auch die Neugierde Louischen?

Louiſe. Ich bin auch ein Frauenzimmer.

Pl. Nun ſeht nur Kinder — die große Tafel hat ihre große Urſache.

Joſ. Müſſen wir uns auch in Staat werfen?

Pl. Wie ihr wollt.

Joſ. Wenn es der Mühe werth iſt.

Pl. Wenn es nun ein Bräutigam wäre?

Joſ. Dann bleiben wir ſo wie wir ſind.

Pl. Ein Bräutigam?

Joſ. Nun ja, ich höre. Zwiſchen Bräutigam und Mann, iſt kein anderer Unterſchied, als zwiſchen Kind und Jüngling. Wenn die Kinder klein ſind, ſind ſie alle hübſch, und wenn ſie heranwachſen, werden große Bengel daraus. — Alſo ein Bräutigam wäre auf der Fahrt? für mich lieber Papa?

Pl. Für dich.

Joſ. Haben Sie ihn ſelbſt verſchrieben?

Pl. Ich ſelbſt.

Joſ. Aus China vermuthlich.

Pl. Närrin! aus Holland.

Joſ. Alſo giebt es dort die beſten Bräutigams? Halten ſie ſich aber auch lange? denn man kauft dergleichen Waare nur einmal in ſeinem Leben.

Pl. Er iſt aus einem ſoliden Hauſe.

Joſ. Koſtet er viel?

Pl. Deine Hand.

Joſ. Ziemlich theuer.

Pl. Und dein Herz.

Joſ. O! das iſt zu viel!

Pl. Ich halte den Preis ſehr convenable. Ich vermuthe, daß er noch heute wohl conditionirt hier eintreffen wird, und ſobald er ausgepackt iſt, kannſt du ihn nach Herzens Luſt betrachten.

Joſ. Nur noch eine Kleinigkeit lieber Papa, ſein Nahme?

Pl. Hans Wilhelm van der Huſen.

Joſ. Hans Wilhelm? warum nicht gar!

Pl.

Pl. Nun, wie denn?

Joſ. Der Wilhelm mag paßiren, aber der Hans muß mir nicht auf die Nähe kommen.

Pl. Da haben wirs. So ſind die Weiber. Der verdienſtvollſte Mann, wenn er Hans heiſt, oder wenn er den Zopf nicht nach der Mode trägt, wird ein Gegenſtand des Muthwillens.

Joſ. Aber bedenken Sie nur, lieber Papa, man könnte ja nicht einmal eine Ballade auf uns machen. Hans und Joſephine! wie klingt das!

Pl. Schweig, und nimm ein Beiſpiel an Louiſen. Das iſt ein wackeres beſcheidenes Mädchen.

Louiſe. Meine Freundin ſcherzt nur.

Pl. Dafür habe ich ihr auch einen Bräutigam ausgeſucht,

Joſ. Auch aus Holland?

Pl. Hieſige Fabrike, Landesprodukt.

Joſ. Heißt er auch Hans?

Pl. Halt das Maul! und denke an deinen Brautſtaat.

Joſ. Ach Gott! da iſt noch lange hin.

Pl. Ich ſage dir ja, daß er noch heute kommen wird. Wir haben Handlungsgeſchäfte abzumachen, und nebenbey, ſoll auch deine Hochzeit ſeyn.

Joſ. Nebenbey? allerliebſt! Aber wie, wenn ſich Hinderniſſe fänden?

Pl. Hinderniſſe? zum Exempel?

Joſ. Zum Exempel, wenn er mir nicht gefiele?

Pl. Das iſt kein Hinderniß.

Joſ. Wenn ich ihm noch vor der Hochzeit die Augen auskratzte?

Pl. So gehſt du mit einem Blinden zu Bette. Denn, kurz und gut, der Handel iſt gemacht, und, du haſt nicht ein Wörtchen drein zu reden. Ein Mädchen iſt ein Wechſel, den der Vater endoßirt, und der Bräutigam acceptirt. Das Mädchen zahlt die Valuta nach Wechſelrecht.

Joſ. ſub hypotheca ihres häuslichen Glücks.

Pl. Punctum. Ich gehe aufs Comptoir. Stekket die Köpfe zuſammen, und berathſchlagt Euch, über die Wahl der Brautkleider. (er geht ab).

Sieben-

Siebente Scene.

Joſephine. Louiſe.

Joſ. Poz tauſend! wir haben vergeſſen nach dem Namen deines Bräutigams zu fragen.

Louiſe. Mit mir, wär es nur Scherz.

Joſ. Und mit mir noch, lange nicht Ernſt. Wenn mein Vater glaubt, mich nach Holland zu ſpediren wie ein Schiffpfund Flachs, ſo irrt er ſich.

Louiſe. Glückliches Mädchen! du haſt doch einen Vater.

Joſ. Sollen wir tauſchen?

Louiſ. Nicht um die Welt! der Meinige iſt ungerecht gegen mich, er will mich nicht ſehen, nicht kennen; aber dieſe Grille ausgenommen, iſt er ein edler vortreflicher Mann.

Joſ. Er will dich nicht ſehen, und ſieht dich täglich.

Louiſe. Ach! wenn er wüßte —

Joſ. Viel Ehre für dich, daß er nicht weiß. Du haſt dich bey ihm eingeſchmeichelt, ſeinem Vorurtheil zum Poſſen. Er liebt dich um dein

ſelbſt

ſelbſt willen, die väterliche Eitelkeit kann ſich nicht ins Spiel miſchen.

Louiſe. Und, wenn er einſt erfährt —

Joſ. So wird ihn die Freude tödten, wenn man ihm nicht ſchnell zur Ader läßt.

Louiſe. Ach nein. Warum verſtößt er ein Kind, das ihn nie beleidigen konnte, weil es ihn nie ſah; das fern von ihm, aufwuchs, und ſeit es fühlen kann, vergebens flehte, ſeine Vaterhand zu küſſen.

Joſ. Haben wir unſern Plan nicht dennoch durchgeſezt?

Louiſe. Durch Betrug.

Joſ. Den ſchuf der Himmel für Väter und Männer.

Louiſe. Geſtern hat er meinen lezten Brief erhalten.

Joſ. Sehr drollig. Vater und Tochter wohnen in einem Hauſe, und correſpondiren mit einander. Sie ſprechen ſich täglich, aber die Briefe laufen einige Wochen, ehe ſie an Ort und Stelle gelangen.

Louiſe. Wenn die Gefühle eines Herzens, das in Wehmuth ſchmolz, je rühren können, ſo muß ihn dieſer Brief gerührt haben.

Joſ.

Joſ. Ach ja. Rede nur nicht davon. Hat er doch mir ſogar eine Thräne gekoſtet; und Thränen ſtehn bey mir in hohem Preiſe.

Louiſe. Bemerkteſt du nicht geſtern Abend, daß er ungewöhnlich trübe in ſich ſelbſt verſunken war?

Joſ. Einmal zitterte ſogar eine Thräne in ſeinem Auge.

Louiſe. O daß ich ſie nicht wegküſſen durfte! — ich ſchöpfe Hofnung.

Joſ. Mit dem Eimer der Geduld.

Louiſe. Ich lauſchte dieſen Morgen an ſeiner Thür; ich ſchielte herein, als der Bediente ſie öfnete; er ſaß und ſchrieb.

Joſ. Vermuthlich an dich.

Louiſe. Gott gebe zur guten Stunde!

Joſ. Munter liebes Couſingen! munter! Männergrillen ſind Frühjahrsſchnee. In Gruben und Wäldern bleibt er länger liegen; aber Weiberſanftmuth und die Sonne, ſchmelzen endlich ihn auch dort. —

Achte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Fr. R. Nun mein Kind, da iſt wieder ein Brief.

Louiſe. (heftig zufahrend) von ihm?

Joſ. Sollte man nicht glauben, es ſey ein billet doux.

Louiſe. (hat den Brief erbrochen, und lieſt) Meine einzige geliebte Tochter. (ſie drückt den Brief an ihr Herz) lieber, lieber Vater! (ſie lieſt) „Dein „lezter Brief hat mir Thränen der Wehmuth „ausgepreßt. Dein Wunſch mich zu ſehen, iſt „der Meinige. Aber wenn mein Leben dir lieb „iſt, ſo ſteh ab davon. Seit 17 Jahren habe ich „mich auf deinen Anblick vorbereitet, und noch „vermag ich es nicht. Sende mir dein Porträt, „daß ich nach und nach an deine Geſtalt mich „gewöhne. Du wirſt Geld brauchen, und bitteſt nie darum. Du findeſt beyliegend einen „Wechſel. Es muß dir an nichts fehlen. Alles „was ich habe, iſt dein. Von deiner Mutter erbt „ich es. Alles was ich einſt war, war ich durch „ſie! — Gleiche ihr. — Die Feder ſinkt mir

„aus der Hand. — Lebe wohl! gutes Kind!
„Grüße die braven Leute, bey denen du im
„Hauſe biſt. Liebe deinen Vater, der keine an-
„dere Freude auf der Welt hat, als dich. — “
Keine andere Freude, als mich? und dennoch will er mich nicht ſehen? muß ſich nach und nach an meine Geſtalt gewöhnen? — Ach! was hab' ich verbrochen!

Fr. X. Armes Kind! trau auf Gott! Morgen iſt auch ein Tag. Man muß nie verzweifeln. Erdennoth iſt keine Noth. In einer Minute kann ſich vieles ändern. Da hab ich noch neulich ein Buch geleſen, ein ſchönes Buch, ein gewiſſer Stilling hat es geſchrieben, der war arm, blutarm, und ſollte Schulden bezahlen, das Feuer brannte ihm auf die Nägel. Nun, was geſchieht? Eines Morgens — um zehn Uhr ſollte er bezahlen — er geht in ſeinem Kämmerlein auf und nieder. Er betet recht inbrünſtig zu Gott. Es ſchlägt ein Viertel auf 10, noch keine Hülfe; es ſchlägt halb 10, noch keine Hülfe, ach! da wird ihm angſt und bange. Es ſchlägt drei Viertheil, poch! poch! da klopft jemand an die Thür. — Herein! — wer war es? der Poſtillion.

lich. Was bringt er? einen Brief ſchwer mit Geld beladen, ich weiß nicht mehr wofür? aber er hatte gar nicht darauf gerechnet. Da ſpürte er Gottes Finger, und verzweifelte nie wieder, wenn er in Noth war.

Louiſe. Noth? Mangel? das Herz kennt dieſe Worte nicht.

Fr. X. Weil das Herz weder hungert noch durſtet.

Louiſe. Mangel drükket, aber Leiden zermalmt.

Fr. X. Nu nu, Mangel iſt ein ſchlimmer Gaſt. Danke Gott, mein Kind, daß er nie bey dir einkehrte. Dein Vater, der kreuzbrave Mann, läßt es dir an nichts fehlen — Sieh doch, da hat er dir wieder einen Wechſel geſchickt. Laß doch ſehen, iſt es viel?

Louiſe. Sehr viel, mehr als ich brauche.

Fr. X. Ei ei. Man kann alles brauchen, wo nicht heute, ſo doch Morgen, wo nicht für uns, doch für die liebe Armuth.

Louiſe. Sie haben Recht Mutter; für die Armuth, für die liebe Armuth.

Fr. X. Das iſt ſo ein Ausdruck.

Louiſe. Nein nein, es iſt kein Ausdruck, — ich werde — — (ſie ſteht in Gedanken)

Joſ. Nun, was wirſt du denn?

Louiſe. Etwas thun.

Joſ. Was denn?

Louiſe. Etwas, das ſeinen Werth verlöhre, wenn ich davon ſpräche. (ſie wirft einen Blick auf den Wechſel) 300 Mark. Warum nicht 3000.

Fr. X. Dreihundert Mark, eine ſchöne Summe! Kind! Kind! die willſt du doch nicht verſchenken?

Louiſe. Nein, ich will ſie auf Intereſſen legen.

Fr. X. Zu 4 pro Cent?

Louiſe. Mehr, mehr! einen jüdiſchen Wucher will ich damit treiben.

Fr. X. Wucher? ſchäme dich!

Louiſe. Fürchten Sie nichts. Wer den Armen giebt, der wuchert.

Fr. X. Ja, wenn du es ſo meinſt. Aber 300 Mark iſt zu viel.

Louiſe. Ich werde meinem Vater einſt Rechenſchaft von dieſer Summe ablegen.

Fr. X. Nach deinem Gefallen. Das Geld iſt dein. Die liebe Jugend! ſie lernt rechnen und rechnen, aber wie viel Pfennige auf einen Thaler gehn, das lernt ſie nimmer.

Neunte Scene.

Cederſtröm. Vorige.

Louiſe. (fährt ſchüchtern zuſammen als ſie ihn erblickt)

Ced. Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet —

Joſ. Ein Freund iſt immer willkommen.

Ced. Ihr Herr Vater hat mich zur Tafel eingeladen.

Joſ. Das hat mein Herr Vater recht gut gemacht. Sie ſollen zwiſchen uns ſitzen, rechter Hand ich, und linker Hand Louiſe. Oder Frau Roſe, wenn Sie lieber wollen?

Fr. X. Muthwilliges Kind! eine alte Frau, und ein junger ſchmucker Herr —

Ced. Ich bedaure den Jüngling, dem das Alter läſtig iſt.

Fr X. Das iſt brav gedacht. Ein jeder hofft alt zu werden.

Joſ. Alſo linker Hand Frau Roſe?

Ced. Sie ſind ſchalkhaft. Sezzen Sie mich wohin Sie wollen. An Ihrer Tafel iſt kein Plaz den ich verſchmähe.

Joſ. Recht gut, aber hier kömmt es darauf an, ob Sie viel oder wenig eſſen, viel oder gar nicht reden wollen.

Ced. Wie ſo?

Joſ. Wenn Sie Luſt haben wenig zu eſſen und gar nicht zu reden, ſo ſezze ich Sie neben Louiſen.

Ced. (verlegen) Ich verſtehe Sie nicht.

Louiſe. (verlegen) Sie weiß ſelbſt nicht was ſie will.

Joſ. O ich weiß recht gut. Hab' ich nicht zwanzigmal von ferne geſehn, wie er Stunden lang neben dir geſeſſen, ohne den Mund aufzuthun?

Louiſe. Du irrſt; der Herr von Cederſtröm hat mich immer ſehr gut unterhalten.

Joſ. Unterhalten? Ja, daran zweifle ich keinesweges. Aber geſprochen hat er nicht.

Fr. R. Wie das ſchnackt; wie das plappert. Als ob man Jemand unterhalten könnte, ohne zu ſprechen.

Joſ. Verſtand der ſeelige Herr Paſtor Olearius Roſe dieſe Kunſt nicht?

Fr. R. Nein mein Kind, er ſprach, und er ſprach immer mit Salbung. Beſonders, wenn er auf den Grundtext kam.

Ced. Aus dem was ich höre, muß ich vermuthen, daß Mademoiſelle Louiſe über lange Weile in meiner Geſellſchaft geklagt hat. Ich bin Soldat, und ich geſtehe gern, daß zwei Augen wie die Ihrigen, mich leichter aus der Faſſung bringen, als eine feindliche Batterie.

Joſ. Verneige dich Louiſe.

Louiſe. Geklagt? nein Herr v. Cederſtröm, wahrlich nein!

Joſ. Ein kühner Schwur.

Louiſe. Ich bin recht gern in Ihrer Geſellſchaft.

Joſ. St! um Gottes willen! das war zu viel. So viel muß man die jungen Herren kaum errathen laſſen.

Leo. Ihre Freundin kennt meine Lage. Sie weiß, daß ich Troſt bedarf. Ihr edles Herz gewährt dem Unglücklichen, was vielleicht der Wohlſtand dem Fremdling verſagt hätte.

Louiſe. Ich bin nicht eitel genug, um zu glauben, daß meine Freundſchaft Ihnen Troſt bringen könnte.

Leo. Und ich weiß zu gut, daß meine jezzige Lage jedes meiner Gefühle in engere Grenzen ſchließen muß.

Joſ. Bravo! das geht vortreflich. Weiter, wenn ich bitten darf!

Fr. X. Ich will verdammt ſeyn in vier Wochen in keine Kirche zu gehn, wenn ich ein Wort von dem allen verſtehe. Wie die Zeiten ſich ändern! zu meiner Zeit, wenn die jungen Leute zuſammen kamen, da ſezten ſie ſich fein einander gegenüber, und ſprachen vom Wetter, und erkundigten ſich nach dem Wohlſeyn des Herrn Papa, und der Frau Mama, und was dergleichen nützliche Geſpräche mehr waren. Aber heut zu Tage, da leſen ſie Schäfergedichte von Klopſtok, und Romane von Lavater, und bekümmern ſich gar nicht mehr um das liebe Wetter, es mag regnen oder ſchneien. Ach! da kommt der Herr Fabian Stöpſel, das iſt noch ein Mann aus der alten Welt.

Zehnte Scene.

Stöpſel. Die Vorigen.

St. Bin ungemein erfreut, Sie hier beyſammen zu treffen.

Joſ. Ei Herr Stöpſel, Sie haben ja eine neue Perüque aufgeſezt.

St. An meinem Ehrentage.

Joſ. Wollen Sie ſich begraben laſſen?

St. Begraben? ja, in die Arme einer wunderſchönen und tugendſamen Ehegenoßin.

Joſ. Die arme Perſon!

St. Das hat nichts zu ſagen, wir ſehen darauf nicht, wir ſind reich genug, maßen mein Vater Todes verblichen. Ha ha ha.

Louiſe. Und dabey können Sie lachen?

St. Die Trauerkleider ſind noch nicht fertig. Morgen werde mein Geſicht ganz anders ausſtaffiren.

Joſ. Unſertwegen brauchen Sie ſich keinen Zwang anzuthun.

St. Es iſt ſo der Weiſe wegen. Es muß ſo ſeyn. (heimlich zu Frau Roſe) haben Sie ſchon occaſionaliter ein Wörtchen fliegen laſſen?

Fr. R. Ich miſche mich nicht darein.

St. Der verdammte Schwede iſt mir im Wege.

Fr. R. Er wird hier ſpeiſen.

St. Hol' ihn der Geyer!

Fr. R. Gott behüte!

St. Nun in Gottes Namen, er mag es mit anhören. Es ſoll ihm warm genug werden. Sie zeichnen doch Aſſecuranz auf meine Ladung?

Fr. R. Keinen Heller.

St. Wie Sie wollen. Mit 80000 Mark in der Taſche haſardirt man wenig.

Joſ. Sehr galant Herr Stöpſel. Ziſcheln und Ohrenflüſtern, ſchickt ſich das?

St. Werde ſogleich mit lauter Stimme alles von mir geben.

Joſ. Nein! ums Himmels willen! behalten Sie es bei ſich.

St. Ich kann es nicht länger auf meinem Herzen tragen.

Joſ. Haben Sie auch ein Herz?

St. Ich habe eins, und ich ſuche noch eins. (er liebäugelt mit Louiſen)

Joſ. Sie ſuchen ein Herz? da müſſen Sie an das große Handlungshaus Amor et Compagnie ſchreiben. Der hat das Monopolium.

St. Sehr wahr! Amor iſt der größte Handelsmann auf Erden.

Joſ. Und zugleich der dümmſte. Die beſten Waaren verſchenkt er, und die ſchlechten verkauft er.

St. Kurz und gut. Hochedle Jungfrau! ich komme Sie zu fragen, ob Sie haſardiren wollen, eine Mascopey mit mir zu errichten?

Louiſe. Ich verſtehe Sie nicht.

St. Ich wünſchte Dero Freundſchaft, Dero Liebe, und Dero Zutrauen in Bauſch und Bogen zu erhandeln.

Joſ. Was zahlen Sie dafür?

St. Bitte mich nicht aus dem Concept zu bringen. Sintemal ein ſolcher Handel kein Pferdehandel iſt. Ich ſtehe auf dem Sprunge —

Joſ.

Joſ. Sie, und ein Sprung? — wo denken Sie hin!

St. Reden Sie Jungfer Louisgen, darf ich mir ſchmeicheln? —

Louiſe. Mein Gott, womit?

St. Herz und Hand, Hand und Herz. Wenn Ihnen ein baratto gefällig wäre.

Louiſe. Ich glaube wahrhaftig, Sie wollen mich heirathen?

St Hierauf antworte ich ein deutliches und vernehmliches Ja.

Leo. (bei Seite) o Gott!

Louiſe und Joſephine (lachen)

St. Worauf deutet dieſes ſchalkhafte Lächeln?

Joſ. Die pure klare Freude.

St. Ja? dürft ich hoffen, daß Sie eine certe partie mit mir errichten, und mein Schifflein mit Dero Gegengunſt befrachten werden?

Joſ. Furchten Sie ſich denn gar nicht vor den Kapern?

St. Keinesweges! mit einer Convoy von 20000 Mark fährt man in ziemlicher Securität.

Fr. R. Es wäre freilich ein ſchönes ſolides Etabliſſement.

Joſ. Was meynen Sie dazu, Herr v. Cederſtröm?

Ced. (ſehr verwirrt) Ich — ich — ich habe nicht die Ehre den Herrn Stöpſel zu kennen.

Joſ. Sie hören ja, daß er 80000 Mark beſitzt.

Ced. Wenn nur das Vermögen Anſpruch auf die größte irdiſche Glückſeligkeit giebt —

Joſ. Ei ei Sie verſchnappen ſich.

Louiſe. Mein Herr Stöpſel. Sie erzeigen mir viel Ehre, aber ich hänge nicht von mir ſelbſt ab.

St. Mit Dero Frau Mutter iſt der Handel bereits ſo gut als richtig. Sie hat mir befohlen, mich adrittura an Sie ſelbſt zu wenden.

Fr. R. Du weißt mein Kind, daß ich mir keine Stimme bey deiner Wahl anmaße.

Louiſe. Und Sie wiſſen, liebe Mutter, daß mich noch andere Pflichten binden.

Ced. (zwiſchen den Zähnen murmelnd) andere Pflichten?

Joſ. (welche neben ihm ſteht) Ja ja mein Herr, im Vertrauen, ſie hat ſich ſchon verplempert.

Louiſe. (zu Joſephinen) Keine Nekkerey, liebe Freundin. (zu Stöpſel) Herr Stöpſel, ich darf Sie nicht in Ungewißheit laſſen. Ich kann die Ihrige nie werden.

St. Nicht? mein Gott warum denn nicht?

Joſ. Baſta mein Herr! man muß ein Mädchen nie fragen, warum.

St. Ich bin freilich keiner der Jüngſten (mit Beziehung auf Cederſtröm) Ich gehöre nicht zu den Kippern und Wippern; mein Herz iſt von altem Schrot und Korn.

Joſ. Lieb' und Wein, ſind zwar Geſellen, aber nur der Wein muß alt, und die Liebe jung ſeyn.

Eilfte Scene.

Heinrich Plum. Die Vorigen.

St. Da kömmt der Herr Obriſt-Wachtmeiſter. Der wird die Güte haben, ſich meiner hülfreich anzunehmen.

H. Pl. Gehorſamer Diener. Was giebts denn?

Joſ.

Joſ. Herr Stöpſel will heirathen.

H. Pl. Das höre ich.

St. Sintemal ich durch Gottes Fügung in den Stand geſezt worden, mich ſelbſt zu etabliren, ſo bin ich geſonnen, nach Landes Uſance eine Frau zu nehmen.

H. Pl. Da haben Sie Recht.

Joſ. Seine Wahl fällt auf Louiſen,

H. Pl. Da hat er Recht.

Joſ. Aber Louiſe will ihn nicht.

H. Pl. Da hat ſie auch Recht.

Fr. X. Indeſſen wäre ein fleißiger wohlhabender Mann doch immer eine gute Verſorgung?

H. Pl. Da haben Sie Recht.

Louiſe. Nur an der Hand der Liebe muß man zum Altar gehn.

H. Pl. Da haſt du Recht.

St. (ganz verblüfft) Wir haben alſo alle Recht?

H. Pl. Alle.

St. Und ich bekomme doch keine Frau?

Joſ. Nehmen Sie mich.

St. Sie ſind mir zu raſch, zu flink, zu munter, zu ſchalkhaft.

Joſ. Ich verſpreche Ihnen ſo lange zu tanzen, bis ich an der Schwindſucht ſterbe.

St. Aber das menſchliche Leben iſt kein Contretanz.

Joſ. Warum nicht? wenn die Liebe aufſpielt.

Zwölfte Scene.

Peter Plum. Die Vorigen.

Pl. Willkommen meine Herren und Damen. Ich denke wir gehn herüber. Im Speiſeſaal ſizzen ein paar alte Kammerräthe, und ſchwazzen von dem großen Hagelwetter Ao. 54.

Fr. K. O deſſen kann ich mich noch recht gut erinnern. Es war gerade an einem Donnerſtage, ich hatte die große Wäſche — mein ſeliger Herr war im Beichtſtuhl —

H. Pl. Und ſo weiter. Das übrige bitten wir uns beym Deſert aus.

Pl. Apropos Bruder. Ich habe dir die ſchöne Tabatiere noch nicht gezeigt, die unſer König mir

mir als einen Beweis ſeiner Huld und Gnade geſchickt hat. Der dikke Kammerrath taxirt ſie auf 3000 Thl. (er reicht die Doſe dem Major, der ſie nachläßig beſieht)

H. Pl. Gratulire.

Joſ. Geſchwind lieber Onkel, laſſen Sie ſehn. (Joſephine betrachtet die Doſe, welche alsdann aus einer Hand in die andere herum geht, bis ſie zulezt wieder an Peter Plum kömmt, der ſie, während er im Geſpräch begriffen iſt, empfängt, und in ſeine Rocktaſche ſteckt)

Pl. Was fehlt Ihnen lieber Herr Stöpſel? Sie ſehen aus als ob Sie Haverey erlitten hätten.

St. Haverey, Bodmerey, alles was Sie wollen.

Pl. Ei ei, lebt ſein Herr Vater noch?

St. Mein Gott ſey Dank! er iſt wirklich aus dieſem Jammerthal erlößt.

Pl. Nun was iſt denn vorgefallen?

St. Der Spizbube! ich habe noch nie Geſchäfte mit ihm gemacht.

Pl. Wer denn?

Joſ. Amor lieber Papa, merken Sie denn das nicht?

Pl. So ſo? ſperrt ſich Louisgen? Warum denn mein Kind? wenn man nichts hat, als ein glattes Lärvgen, und die Füße unter fremder Leute Tiſch ſezt, ſo muß man die Preiſe nicht zu hoch ſchrauben.

Louiſe. (empfindlich) Wenn ich Ihnen läſtig bin.

H. Pl. Pfui Bruder, ſchäme dich.

Pl. Das iſt kurios. Louiſe begeht eine Albernheit, und ich ſoll mich ſchämen.

H. Pl. Hol der Henker alle Ehen, die vor Plutus Altare geſchloſſen werden.

Joſ. Und alle Bräutigams die Peruken tragen. Das ſage ich Ihnen vorher, lieber Papa. Wenn der Holländer eine Peruke trägt, ſo flechte ich ihm ein zierliches Körbchen.

Pl. Du biſt eine Närrin, die Louiſen angeſtekt hat. Munter, Herr Stöpſel, mit 80000 Mark darf man nur die Hand ausſtrekken, ſo hängt eine Braut an jedem Finger.

Joſ. Das mögen auch wohl Bräute ſeyn, zum Hängen.

St. Es wird mir ſchwer werden, Jungfer Louischen aus meinem Herzen zu depechiren.

Pl Ein Glas Champagner ſoll Ihnen die Mühe erleichtern. Fort zur Tafel! Aber — Kinder — (er ſchlägt an die Taſchen) wo iſt meine Doſe?

H. Pl. Ich gab ſie an Joſephinen.

Joſ. Ich habe ſie weiter gegeben.

Louiſe. Ich auch.

Leo Ich auch.

F. R. Ich auch.

St. Ich auch.

Pl. (in allen Taſchen ſuchend) Ich habe ſie aber nicht zurück bekommen.

Joſ. Sie wird ſich wohl finden. —

Pl. Sie muß ſich auch finden.

H. Pl. Nach Tiſche Bruder, die Kammerräthe warten.

Pl. Nicht von der Stelle, bis ich meine Doſe wieder habe.

Fr. R. Die Suppe wird kalt.

Pl. Und wenn alle Suppen in der ganzen Stadt zu Eis gefrören; ſo eine Doſe iſt keine Kleinigkeit, der König ſchickt ſie nicht alle Tage.

H. Pl. Warum gehſt du ſo nachläßig damit um.

Pl. Ich, nachläßig? Ich ſage dir, ich habe ſie gar nicht zurück bekommen. Da. — Da ſind meine Taſchen — (er wendet ſie um) hier nichts —. und da nichts — und wieder nichts.

H. Pl. Nun, um der Poſſe ein Ende zu machen, da ſind auch die meinigen (er wendet die Taſchen um)

St. Die Meinigen ſtehen gleichfalls zu Befehl (er wendet ſie um)

Pl. (der ein ängſtlicher Zuſchauer bei dieſer Viſitation geweſen, zu Cederſtröm) Nun iſt die Reihe an Ihnen mein Herr Lieutenant.

Ced. (verlegen) Ich will nicht hoffen —

Pl. Ich auch nicht, es iſt nur der Weiſe wegen.

Ced. Sie werden doch nicht im Ernſt —

Pl. Im Scherz, im Ernſt — wie Sie wollen.

Joſ. (unwillig) Lieber Papa. Dieſen Augenblick können Sie nicht mit zehn ſolchen Doſen zurück erkaufen.

Pl. Aber mein Gott! Wir haben ja Alle unſre Taſchen umgewendet.

Louiſe.

Louiſe. (halb leiſe zu Cederſtröm) Thun Sie es mir zu Gefallen.

Ced. Nimmermehr.

St. (boshaft lächelnd) Der Herr Lieutenant werden gelieben.

Pl. Was man ſo gewöhnlich in den Taſchen trägt, iſt ja nicht Contrebande.

Ced. Mein Herr, wenn dieſe Zumuthung nur Scherz iſt, ſo iſt ſie, gelinde ausgedrückt, ein plumper Scherz. Iſt ſie aber Ernſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich durch Geburt und Herz, über einen ſo niedrigen Verdacht weit erhaben bin, und daß ich es nicht der Mühe werth halte, Sie vom Gegentheil zu überzeugen. (er geht raſch ab)

Pl. Da geht er hin. Poz Donnerwetter, man muß ihn nicht fort laſſen.

H. Pl. Bruder, wo denkſt du hin? weißt du was das heißt, einen Edelmann, einen Officier des Diebſtahls zu beſchuldigen?

Pl. Was kümmert mich der Edelmann? er iſt ein Landſtreicher!

H. Pl. Er iſt ein Unglücklicher, der ſeit 4 Monaten ſtill und eingezogen in deinem Hauſe lebt, und der ſchon als Fremdling Achtung verdient.

Pl. Achtung ſo viel du willſt, das koſtet mich nichts. Aber meine Doſe, meine Doſe!

Louiſe. (feurig) er hat ſie nicht! er kann ſie nicht haben! Sehn Sie ſeine edle Beſcheidenheit; ſeinen unbefangenen Blick, in welchem Güte und Seelengröße ſo innig verſchmolzen ſind; dieſe Wange, auf welcher ſtiller Kummer ſich gelagert hat, die Stirn, auf welcher Redlichkeit und Treue wohnt —

H. Pl. Ei ei Louisgen, ſo warm habe ich dich noch nie declamiren hören.

Louiſe. (erröthend) Verzeihen Sie mir, die leidende Unſchuld machte mich warm.

Pl. Was das ſchwazt und plappert. Was gehn mich ſeine Wangen und ſeine Stirn an? Meine Doſe will ich haben. Auf der Stirn wird er ſie freilich nicht herumtragen. Aber, wir wollen ſchon Mittel finden, denn kurz und gut, es hat ſie kein andrer Menſch als Er. (geht ab)

H. Pl. (den Kopf ſchüttelnd) Ich weiß zwar nicht aus welchen Gründen er ſeine Taſchen umzukehren verweigerte, aber ich wollte darauf ſchwören, er hat ſie nicht. (geht ab)

St. Hå hå hå! wenn man alle Umſtånde zuſammen addirt, ſo kommt die Summa heraus, er hat ſie! (ab)

Joſ. Ståpſel iſt ein Narr, und ich ſage, er hat ſie nicht. (ab)

Fr. R. Man ſoll zwar nicht richten, Gott bewahre! Man kann Niemanden ins Herz ſehen, aber, wenn ich ſo den ganzen Vorfall reiflich überlege, ſo ſage ich doch immer, er hat ſie (ab)

Louiſe. (allein) Cederſtröm ein Dieb? nimmermehr! und wenn man in dieſem Augenblick die Doſe aus ſeiner Taſche zöge, ſo würde ich ſagen, er hat ſie nicht! (ſie geht ab)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Hinrich Plum welcher **Cederſtröm**
an der Hand nach ſich zieht.

H. Pl. Sie müſſen herein kommen, bey Gott! Sie müſſen.

Ced. Ich ſollte dieſe Wohnung nie wieder betreten.

H. Pl. Aber ich ſage Ihnen ja, die Doſe iſt gefunden.

Ced. Sehr natürlich.

H. Pl. Ein Loch in meines Bruders Taſche, ſie war in das Rotfutter gefallen. Als wir zur Tafel gingen, ſezte er ſich drauf.

Ced. So hängt oft die Ehre eines Menſchen von der armſeligſten Kleinigkeit ab.

H. Pl. Wohl wahr! mein Bruder ſchämt ſich, er wird Sie ſelbſt um Verzeihung bitten.

Ceo. Das verlang ich nicht. Jede Rückerinnerung an dieſe Begebenheit iſt eine neue Kränkung.

H. Pl. Wir alle haben ihm den Text geleſen, und beſonders Louiſe.

Ceo. (haſtig) Louiſe?

H. Pl. Das ſanfte Täubchen wurde ganz wild.

Ceo. So ſey alles vergeſſen.

H. Pl. Aber jezt ſagen Sie mir, ich bitte Sie, warum wollten Sie Ihre Taſchen nicht umwenden?

Ceo. Falſche Schaam.

H. Pl. Heraus mit der Sprache.

Ceo. Sie ſind ein Mann von Ehre.

H. Pl. Ich denke, ja.

Ceo. Ihnen darf ich geſtehen, daß ich arm bin, ſehr arm.

H. Pl. Armuth iſt keine Schande.

Ceo. Daß ich manchen Abend hungrig zu Bette gehn muß.

H. Pl. Hunger? — Junger Menſch! Jugend und Arbeit ſind ein paar Freunde, die ſich in der Noth nicht verlaſſen.

Ced. Ich arbeite, o ja ich arbeite. Aber meine Kenntniſſe ſchränken ſich ein auf meinen Stand. Dieſer Ort iſt eine Handelsſtadt, wer bedarf meiner? Einige Stunden in der Mathematik, das iſt alles. Es reicht kaum hin mir die nothdürftigen Kleider zu verſchaffen, um mit Anſtand in der Welt zu erſcheinen.

H. Pl. Zur Sache.

Ced. Was mir übrig bleibt, iſt ſehr wenig. Ich muß mich behelfen, und ich thue es gern. Wenn um Mittag die Schornſteine der Reichen dampfen, ſo gehe ich hinaus ins Feld, und eſſe da mein Mittagsbrod. Das wollt ich auch heute, als Ihr Herr Bruder mich einlud.

H. Pl. Weiter.

Ced. Was vorfiel, wiſſen Sie. Ich wollte meine Taſchen nicht umwenden, weil — weil ich mein Mittagsbrod hätte zeigen müſſen.

H. Pl. Und das war?

Ced. Hier iſt es. (er reicht ihm ein Stück ſchwarzes Brod)

H. Pl. (betrachtet es gerührt, wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen, und umarmt Cederſtröm)

Ced.

Ced. Ich hatte vielleicht Unrecht. Eine Demüthigung iſt leichter zu tragen als eine Kränkung. Mitleid ſchmerzt, aber falſcher Verdacht brennt, das habe ich mir nachher geſagt.

H. Pl. Junger Mann, wir müſſen bekannter werden. Ihr Brod behalte ich, meine Thränen ſind darauf gefallen.

Ced. Ich bin ſo elend, daß ich Sie ſogar um dieſe Thränen beneiden muß.

H. Pl. Geduld und Muth! Es kann alles beſſer werden. Nur mehr Offenheit, mehr Zutrauen.

Ced. Es giebt ſo wenig Menſchen, unter den Menſchen.

H. Pl. Doch, doch! aber der Unglückliche ſucht ſie nicht, und wenn er ſie findet, ſo ſtößt er ſie von ſich, und wenn ſie ſich ihm aufdringen, ſo ſchämt er ſich. Geſtehn Sie, es war doch immer eine menſchenfeindliche Grille, ſich lieber einem ſchimpflichen Argwohn, als freundſchaftlichem Mitleid auszuſetzen.

Ced. Eine Grille? mag ſeyn! aber wenn ich nun gethan hätte, was die Uebrigen thaten,

und

und wenn nun einer über mein Stück ſchwarzes Brod gelächelt hätte.

H. Pl. Dem hätte ich den Hals umgedreht. (verlegen) Wiſſen Sie was, Sie ſind ein Mann von Kopf und Herz, — es kann Ihnen nicht immer fehlen — und Ihre Freunde wagen nichts — wenn ſie Sie bitten, ein kleines Darlehn anzunehmen — (er will ihm ſeinen Beutel in die Hand ſtecken)

Ced. Nein mein Herr! keine Wohlthat! mein ſchwarzes Brod hatt' ich verdient, und dies Bewußtſeyn war die Würze meiner Mahlzeit, wollen Sie mir auch den lezten Schaz rauben, den Stolz auf mich ſelbſt.

H. Pl. Sie ſtoßen Freundes Hand zurück?

Ced. Wenn ich auch dies Brod nicht mehr verdienen kann, dann komme ich zu Ihnen.

H. Pl. Die Hand darauf.

Ced. (ſchlägt ein)

H. Pl. Genug. Sezzen Sie ſich. Wir wollen plaudern. Sie ſollen mir Ihr Schickſal mittheilen. Ich bin nicht neugierig, aber ich habe Sie lieb, und ein Freund kann immer hier und da ein wenig helfen.

Ced.

Ced. Warum wollen Sie Ihr glückliches Alter durch das Bild meiner ſtürmiſchen Jugend trüben?

H. Pl. Ich glücklich? — Ach! junger Menſch, verſündige dich nicht! — Und wenn ich es wäre — um glücklich zu ſeyn, muß man Unglückliche neben ſich ſehen, und helfen. Wenn alle Menſchen glücklich wären, ſo würde es keiner fühlen. Das ſchönſte Glück, iſt Kampf mit dem Unglük und Sieg. Sehen Sie da, mein Glaubensbekenntniß. Wohlan, ſezzen wir uns. Mein Herz iſt offen zu empfangen, öffnen Sie auch das Ihrige.

Ced. Sie wollen es, — es ſey! — Seit meiner Geburt verfolgte mich das Unglück, denn mein erſter Athemzug koſtete meiner guten Mutter das Leben.

H. Pl. (ſpringt auf) Was? (er ſucht umſonſt eine gewaltige Erſchütterung zu unterdrükken, ſeine Thränen ſtürzen wider Willen heraus) verzeihen Sie, — ich muß hinaus! (er läuft fort)

Ced. Was ſoll das? — Sonderbarer Mann! Auch ihn drückt irgend ein Leiden. Er iſt mir drum lieber. Wir ſind verwandt. — O Louiſe!

Du haſt meine Vertheidigung übernommen. Edle ſchöne Seele! — wer wird mir die Kraft leihen, dich täglich zu ſehn, und immer zu ſchweigen.

Zweite Scene.

Peter Plum und Cederſtröm.

Pl. Willkommen, Herr Lieutenant. Die Doſe hat ſich gefunden. Ich bitte um Verzeihung wegen meines ungegründeten Verdachts.

Ced. Iſt ſchon verziehen. Ein reicher Mann darf ſich alles erlauben.

Pl. Sehr wahr. Reichthum iſt ein ſalvus conductus von allen Monarchen des Erdbodens unterſchrieben. Darum rathe ich einem Jeden, daß er ſich Mühe gebe reich zu werden.

Ced. Ein guter Rath. Aber er geht Ihnen nicht von Herzen.

Pl. Warum nicht?

Ced. Weil, wenn alle Menſchen reich wären, Sie aufhören würden es zu ſeyn, und was bliebe Ihnen dann übrig?

Pl.

Pl. Sie haben Recht, aber es hat keine Gefahr. Fleiß und Arbeit ſind ein paar Fußſteige, die nicht ein Jeder gern betritt. Und doch ſind es die Einzigen die in den Tempel des Reichthums führen. So lange die Leute nur in Kutſchen dahin fahren wollen.

Ced. Die Einzigen? Sie vergeſſen die groſſe Heerſtraße des Glücks.

Pl. Das Glück iſt eine Sclavin des Fleißes. Verſuchen Sie es nur. Ich habe ein Unrecht bey Ihnen wieder gut zu machen, und ich komme, Ihnen einen Vorſchlag zu thun.

Ced. Mir?

Pl. Sie ſind ein Seemann?

Ced. Ich war es.

Pl. Sie finden Gefallen an dieſer Lebensart?

Ced. Ich bin von Jugend auf daran gewöhnt.

Pl. Wollen Sie mit mir in Compagnie eine Entreprieſe wagen?

Ced. Ich? — ich habe nichts zu wagen.

Pl. Nun, Ihr Leben doch wenigſtens?

Ced. Das iſt aber auch Alles.

Pl. Das iſt mir genug. Ich rüſte ein Schiff auf meine Koſten aus, Sie übernehmen das Commando, und ſegeln damit nach Afrika.

Ced. Nach Afrika? — was dort?

Pl. Eine profitable Speculation, der Sclavenhandel —

Ced. (zurückſchaudernd) Iſt das Ihr Ernſt?

Pl. Nun ich werde Ihnen doch keinen blauen Dunſt vormachen. Ich ſorge für Alles. Sie laden Eiſen, Brandtewein, Flinten, Schießpulver, kleine Meſſer, zinnerne Becken, oſtindiſche Tücher und ſo weiter. — Da bezahlen Sie für einen geſunden friſchen Kerl ohngefähr 160 Rthl. an Werth, für ein Weib nicht mehr als 128, denn nur in Europa ſind wir galant gegen die Damen. Hat aber der Sclave oder die Sclavin irgend ein Gebrechen, ſo wird von dem Preiſe abgezogen. Zum Exempel, für einen mangelnden Zahn 2 Rthl. weniger, für wunde Füße 10 Rthl. überdieß muß der Mann 4 Fuß 4 Zoll rheinländiſch meſſen, das Weib aber nur 4 Fuß. Sie hören, ich verſtehe mich darauf?

Ced. Zum Erſtaunen!

Pl. Glauben Sie mir, es läßt ſich bey dieſem Handel viel gewinnen. Die Neger können weder rechnen noch ſchreiben, man betrügt ſie nach Herzensluſt.

Ced Betrügen?

Pl So eine verworfene Menſchen-Race verdient nicht beſſer behandelt zu werden.

Ced. Hat Gott irgend eine Menſchen-Race verworfen?

Pl. Sie ſaufen und ſtehlen.

Ced. Von wem haben ſie es gelernt?

Pl. Sie ergreifen jede Gelegenheit, um davon zu laufen.

Ced. Freilich, die Narren ſollten bleiben, bey einer ſo menſchenfreundlichen Behandlung.

Pl Was thut man ihnen denn? man haut ihnen das Fell ein wenig auf; und wenns hoch kömmt, ſtreut man Salz und ſpaniſchen Pfeffer in die Wunden.

Ced Vortreflich!

Pl Ich merke Sie ſind auch von dem engliſchen Schwindelgeiſte angeſteckt worden. Da iſt ein Hansdampf mit Namen Wilberforce, der giebt ſich nun ſeit ein paar Jahren alle Mühe im Parlament, dieſen vortheilhaften Handel zu ruiniren.

Ced. Noch iſt ihm keine Ehrenſäule geſezt worden.

Pl. Fragen Sie die Einwohner von Liverpool ob er ſie verdient?

Ced. Ich will unſre Nachbarn, die Dänen, fragen.

Pl. Ei! ei! die Dänen, ſie haben ein böſes Beiſpiel gegeben.

Ced. Die Muſe der Geſchichte wird dieſer edlen Nation ein unzerſtörbares Denkmal errichten.

Pl. Die Muſe der Geſchichte? Papperlapap! Arbeiten die Muſen in den Plantagen, He? geben uns die Muſen Kaffe zu trinken? pflanzen ſie Zukkerrohr?

Ced. Unſere Ahnherren aßen Bierſuppe mit Honig, und befanden ſich beſſer als wir.

Pl. Sie verſchmähen alſo mein Anerbieten?

Ced. Ich würde mich für den niedrigſten Sterblichen halten, wenn Ihr Vorſchlag mehr als Scherz geweſen wäre.

Pl. Aber Sie bedenken nicht, daß Sie in wenig Jahren ein großes Vermögen —

Ced. Schweiß und Blut würde an jedem Groſchen kleben.

Pl. Lariſari! wenn Schweiß und Blut ſo leicht klebten, man würde keine blanke Münze mehr ſehn.

Ced. Genug, mein Herr, wir denken verſchieden.

Pl. Nach Ihrem Gefallen. Sie werden es bereuen. — Die jugendliche Schwärmerey.

Dritte Scene.

Louiſe. Vorige.

Pl. Aha! da kömmt Louiſe. Das iſt ein vernünftiges Mädchen, die wird Sie gewiß auslachen.

Ced. Ich wette, nein!

Louiſe. Sie gewinnen die Wette, denn ich lache nie Jemand aus.

Pl. Du haſt Recht, man ſollte ſich ärgern. Ein junger Mann, der nichts hat, als ſein porte epée.

Louiſe. (verweilend) Lieber Herr Plum.

Pl. Dem ich ein Schiff anbiete — —

Louiſe. Ein Schiff?

Pl. Bemannt, befrachtet, ohne daß es ihn einen Heller koſten ſoll —

Louiſe. Wirklich?

Pl. Mit dem ich den Gewinn einer vortheilhaften Handlungs-Speculation theilen wollte —

Louiſe. In der That, Herr von Cederſtröm —

Ced. Fragen Sie doch erſt, wozu mein großmüthiger Gönner dieſes Schiff beſtimmt hat?

Louiſe. Doch nicht zum Kaper?

Pl. Gott bewahre! Ich ſchicke es nach Africa —

Ced. Um Menſchen zu kaufen.

Louiſ. Pfui!

Pl. Wer ſpricht denn von Menſchen, Neger hab' ich geſagt.

Louiſe. Sind denn die Neger Affen?

Pl. Nicht viel beſſer.

Louiſe. Vielleicht ſind ſie ſchlimmer daran, als die Affen.

Pl. Du biſt ſelbſt ein Affe. Der Dämon der Empfindeley iſt in dein zartes Herz gefahren. Du verwirfſt den Sclavenhandel, du verwirfſt den Herrn Stöpſel; das Erſte iſt albern, und das Zweite dumm. Ich wollte dir eine große Hochzeit ausrichten, mit Trompeten und Pauken; ich wollte den jungen Herrn da, zum reichen Manne machen: aber weil Ihr beyde nicht wollt, ſo gehabt Euch wohl. Wenn Euch dürſtet, ſo geht hin und ſeht die untergehende Sonne, wie ſie ſich purpurfarben in Thetis Schoos taucht! und wenn Euch hungert, ſo blikket hinauf zum heiligen keuſchen Monde, der hinter einem Wolkenſchleier auf Euch herablächelt; und wenn Ihr das ſo ein vierzehn Tage getrieben habt, ſo gebe ich Euch mein Wort: Du wirſt mit dem Herrn Fabian Stöpſel liebäugeln, und Sie werden nach Guinea ſegeln. (er geht ab)

Vierte Scene.

Cederſtröm. Louiſe.

Ced. Nimmermehr!

Louiſe. Nimmermehr!

Ced. Dort will er Sclaven einhandeln, und hier ein liebenswürdiges Mädchen verhandeln.

Louiſe. Zu dem Erſtern werden Sie ſich nicht mißbrauchen laſſen.

Ced. Und Sie nicht zu dem Leztern.

Louiſe. Gewiß nicht.

Ced. Troz der verſprochenen Trompeten und Pauken?

Louiſe. Das Geflüſter des Herzens wird nie übertäubt.

Ced. Leider!

Louiſe. Warum leider?

Ced. Weil ſelbſt die Armuth, die doch ſonſt jedem Gefühl Stillſchweigen auflegt, nicht immer Meiſter über das Herz bleibt.

Louiſe. Man kann arm ſeyn, und ein reiches Herz beſizzen.

Ced. Ein Diamant im nakten Felſen verborgen; wer ſucht ihn dort?

Louiſe. Der Kenner.

Ced. Glück und Zufall — — Herr Plum hat wohl Recht: nur der Reiche darf Alles.

Louiſe. Doch nur, was man für Geld darf?

Leo. Iſt das nicht Alles? — Ein Menſch wie dieſer Stöpſel zum Beiſpiel darf es wagen, Ihnen ſeine Hand anzubieten.

Louiſe. Deſto ſchlimmer für ihn! ſein Geld macht ihn übermüthig, er iſt nicht gefaßt auf einen Korb.

Leo. Aber, er darf doch ſagen: ich liebe Sie, ich wünſche Sie zu heirathen.

Louiſe. Ei nun, das darf ein Jeder.

Leo. Ein Jeder?

Louiſe. Auch der Aermſte; das iſt Männer-Vorrecht.

Leo. Aber den Reichen weiſt man nur ab, den Armen verſpottet man.

Louiſe. Pfui, welche kleine Seele wäre deſſen fähig? Ein Mädchen zu dem ein Mann ſpricht „ich glaube meines Lebens Glück in dir zu finden, ich bitte um deine Hand“ iſt dieſem Manne immer Schonung ſchuldig, auch wenn ſie ſeinen Wunſch nicht erfüllen kann oder mag. Wenn aber vollends der einzige Fehler dieſes Mannes Armuth wäre —

Leo. Nun dann?

Louiſe. Wenn Liebe, Redlichkeit und Treue ſeines Herzens Mitgift wäre.

Leo. Nun dann? —

Louiſe. Ich weiß nicht was andere thun würden —

Leo. Aber Sie?

Louiſe. (nach einer Pauſe) Ich würde ihn heirathen.

Leo. Und mit ihm darben?

Louiſe. Und mit ihm darben!

Leo. Ohne Furcht vor Reue?

Louiſe. Wenn ich ihn liebte?

Leo. Mangel, Kummer, Langeweile —

Louiſe. Wenn ich ihn liebte?

Leo. Haben Sie ſchon jemals geliebt?

Louiſe. Wahrhaftig von einem ſo verſchloſſenen Manne als Sie ſind, kommt dieſe Frage ein wenig unerwartet.

Leo. Ich verſchloſſen?

Louiſe. Allerdings. — Was wiſſen wir von Ihnen, als daß Sie ein Schwede ſind? und auch das würden wir kaum wiſſen, wenn Ihre Kleidung Sie nicht verriethe.

Ceo. Sollten Sie wohl Theil an meinem Schickſal nehmen?

Louiſe. Ja, weil ich Sie hochſchäzze.

Ceo. Und mit Geduld mich anhören, wenn ich Ihnen — Ihnen allein mich anvertraute?

Louiſe. Ich würde das nicht für eine Probe meiner Geduld, wohl aber für einen Beweis Ihrer Freundſchaft halten.

Ceo. Es ſey. — Die lezten Unruhen in Schweden — Sie werden davon gehört haben?

Louiſe. So viel ein Mädchen von dergleichen Dingen hört.

Ceo. Jugend, Unerfahrenheit und Schwärmerey machten mich zum Mitſchuldigen eines Plans, den ich für das Glück meines Vaterlandes nothwendig hielt. Ich irrte mich, und trage nun die Strafe meines Irrthums. Ich bin verbannt. Mein Vermögen iſt eingezogen und die Bemühungen meiner Familie waren bis jezt fruchtlos.

Louiſe. Ich bedaure Sie von Herzen. Ihre Lage iſt traurig, aber nicht hülflos. Scheint die Sonne nur allein in Schweden?

Ced. So glaubt' ich vormals, — aber ſeit Kurzem iſt mir mein Unglück beinahe lieb geworden.

Louiſe. Theilen Sie Ihren Kummer mit der Freundſchaft.

Ced. Iſt Freundſchaft das Einzige Band, welches ſchöne Seelen bindet?

Louiſe. Das ſtärkſte wenigſtens, weil die Zeit es feſter knüpft, wenn ſie andre Bänder löſt.

Ced. Ihr Herz ſcheint alſo nur der Freundſchaft offen?

Louiſe. Weil ich nur dieſe kenne.

Ced. Und weil Sie jene fürchten?

Louiſe. Vielleicht.

Ced. Wenn Sie das Glück der Liebe ahndeten; wenn Sie wüßten, wie man jeden ſchönen Tag zwiefach durchlebt, jede kleine Freude zwiefach genießt.

Louiſe. Sehr möglich.

Ced. (nach einer Pauſe) Ich rede aus Erfahrung.

Louiſe. Das verräth Ihr Feuer.

Ceo. (ſie ſcharf beobachtend) Ich beſitze eine geliebte Gattin.

Louiſe. (erſchrokken) Sie ſind verheirathet?

Ceo. Seit wenig Monden.

Louiſe. (ſehr verwirrt) Wirklich? — verheirathet? — Das glaubt' ich nicht.

Ceo. Warum nicht?

Louiſe. Weil — ich weiß ſelbſt nicht, aber ich finde Sie ſehr beklagenswerth —

Ceo. Sie haben Recht. Die Trennung von meiner Gattin —

Louiſe. Erlauben Sie mein Herr, — ich muß mich entfernen.

Ceo. Was iſt Ihnen?

Louiſe. Mich dünkt ich höre meinen Namen rufen.

Ceo. Nicht doch.

Louiſe. Mir iſt nicht recht wohl. (ſie macht eine Verbeugung und will fort)

Ceo. (ſtürzt zu ihren Füßen) Louiſe, ich bin nicht verheirathet.

Louiſe. Nicht? — aber was geht das mich an?

Leo. Sollte mein Herz mich täuſchen? Sollt' ich nicht in dem Ihrigen geleſen haben?

Louiſe. Was wollen Sie?

Leo. Vergebens kämpfe ich mit mir ſelber! die Vernunft ſchweigt, und das Herz wird ein Verräther.

Louiſe. Stehn Sie auf, ich bitte Sie! — wenn man uns überraſchte —

Leo. Die Liebe warf mich zu Ihren Füßen, die Hofnung muß mich wieder aufrichten.

Louiſe. (wendet ſich erröthend von ihm, bedeckt ihr Geſicht mit der einen Hand, und reicht ihm die andere)

Leo. (ſpringt auf, ergreift ihre Hand, und drückt ſie entzückt an ſeine Lippen) Louiſe iſt mein?

Louiſe. (wendet ſich zu ihm, und verbirgt ihr Geſicht auf ſeine Schulter).

Leo. (ſie in ſeine Arme drükkend) Ich bin glücklich! Gott, ich danke dir! hab' ich von Verbannung geträumt? hab' ich von Armuth und Elend geträumt? O ich bin erwacht! und ein ſchöner Morgen lächelt mir! — Liebe um Liebe! —

Louiſe. (ſich verſchämt an ihn ſchmiegend) Treue um Treue!

Leo. Ewig dein!

Louiſe. Bis in den Tod!

Ced. Biſt du feſt entſchloſſen mir deine Hand zu reichen?

Louiſe. Sie haben mein Herz.

Ced. Willſt du Armuth und Mangel mit mir theilen?

Louiſe. Ich will!

Ced. O welche ungekannte Kraft gießt, wie mildes Feuer ſich durch meine Adern! Ha! wie ſich jede Muskel ſpannt zur Arbeit für meine Louiſe! Der erſte Sonnenſtrahl ſoll mich geſchäftig finden, und der lezte mir zur Arbeit leuchten! Liebe, wird die magere Koſt würzen! und im Arm der Liebe wird am Abend der müde Gatte ſanfter ruhen als auf Eiderdunen.

Louiſe. Ich danke Ihnen! doch ſeyn Sie unbeſorgt, ich bin nicht ſo arm als Sie glauben.

Ced. Wie?

Louiſe. Ich bin keine verwaißte Predigers-Tochter.

Ced. Nicht?

Louiſe. Ich habe noch einen Vater.

Ced. Sie?

Louiſe. Einen wohlhabenden Vater.

Ced.

Ced. Wohlhabend?

Louiſe. Einen edlen braven Mann, der meine Wahl billigen, der Sie lieben wird.

Ced. Gott! was höre ich!

Louiſe. Freuen Sie ſich mit mir!

Ced. Ich mich freuen? o Sie haben durch dieſes Wort alle meine Hofnungen zu Boden geſchlagen.

Louiſe. Was ſoll das?

Ced. Der arme Cederſtröm durfte ſein Auge zu der armen Louiſe erheben —

Louiſe. Welche Grille?

Ced. Die reiche Louiſe iſt für den armen Cederſtröm verlohren!

Louiſe. Macht uns nicht die Liebe gleich?

Ced. Nur in Gottes Augen!

Louiſe. Iſt das nicht genug?

Ced. Nein. Die Liebe iſt mein Freund, die Ehre iſt mein Tyrann! ich gehorche wider Willen, aber ich gehorche. Daß der Mann arbeite, und das Weib die Früchte ſeiner Arbeit genieße, das will die Natur. Aber daß der Mann nur im Wohlleben von dem Vermögen ſeiner Gattin ſchwelge, das verbietet die Ehre.

Louiſe. So will ich, was ich habe, dem erſten beſten Armen ſchenken.

Leo. Edles Mädchen! o warum wußte ich das nicht früher! nie, nie wäre ein Wort meinen Lippen entſchlüpft! — Von dir geliebt, und dir entſagen müſſen. — Schickſal! ich habe deinen Kelch geleert!

Louiſe. Mir entſagen?

Leo. Ich muß! — ich will fort — fort in die weite Welt! — ich nehme nichts mit mir, als das Andenken deiner Liebe! — Im Getümmel der Schlachten will ich dein Bild auf jeder Fahne ſehn, und wo man nur meiner Liebe danken ſollte, da wird man meinen Heldenmuth preiſen! — Wenn dann der Fürſt, dem ich diene, mich durch Ehrenzeichen belohnen will, Ehrenzeichen, die vormals mein höchſter Wunſch waren; ſo will ich mich ihm zu Füßen werfen: Fürſt! — will ich ſprechen: ich habe kein Gefühl für die Ehre! nimm deinen Orden zurück, und gieb mir Geld! meine Geliebte iſt reich! ich brauche Geld! auf daß ich ohne Schaam mich vor ihren Vater hinſtellen und ſagen darf: Gieb mir deine Tochter!

Louiſe. Cederſtröm, du ſchwärmſt.

Ced. Leb' wohl! — reich und glücklich ſiehſt du mich wieder, oder nie! (er will fort)

Louiſe. (ihn umarmend) Nein ich laſſe dich nicht!

Ced. Ach Louiſe! (er drückt ſie an ſeine Bruſt)

Fünfte Scene.

Joſephine. Die Vorigen.

Joſ. (im Hereintreten) Bravo Kinder! laßt Euch nicht ſtöhren.

Louiſe und Cederſtröm (fahren erſchrocken auseinander)

Joſ. Da haben wirs! wenn man ein paar Liebende überraſcht, ſo fahren ſie auseinander; wenn ſie aber Piquet ſpielen, ſo bleiben ſie ſitzen. Sonderbar, daß ein paar Menſchen ſich mehr dafür ſchämen, verliebt zu ſeyn, als Piquet zu ſpielen.

Ced. (verlegen) Sie irren ſich, Mademoiſelle, wenn Sie glauben —

Joſ. Daß Sie verliebt ſind? o nein! dazu ſind Sie viel zu alt.

Leo. Daß Mamſell Louiſe —

Joſ. Auch ein wenig verliebt iſt? o nein, dazu iſt ſie viel zu jung!

Leo. Ich verſichere Sie —

Joſ. Daß Sie von ihr gehaßt werden? auch das, wenn Sie wollen. Ein großer böſer Mann hat geſagt; die ganze Welt lebe in einem ewigen Kriege mit einander, untereinander, gegen einander, und wer das nicht glauben will, der darf nur Sie und Louiſen ſehn, wie ſie auf einander ergrimmt ſind; wie ſie die Augen niederſchlagen, um ſich gar nicht vor Augen zu ſehn; wie ſie wechſelsweiſe ſeufzen, um einander zu ärgern; wie ſie ſich die Hände drükken, um ſich wehe zu thun; und endlich ſich gar umarmen aus purer Heucheley.

Louiſe. Laß die Poſſen. Wozu die Verſtellung? ja ich liebe ihn.

Joſ. Nun das war einmal ein vernünftiges Wort. Friſch auf mein ſchöner Herr, beichten Sie auch, ohne Umſtände.

Leo. Wer könnte Louiſen ſehn, und —

Joſ. Halt! halt! ſo arg müſſen Sie es nicht machen, wenn ein anderes Mädchen gegenwärtig iſt. Ich erlaube Ihnen nichts weiter zu ſagen, als (mit einem komiſchen Seufzer) Ach ja! ich liebe Louiſen!

Leo. Ich darf ſie nicht lieben.

Joſ. Warum denn nicht?

Leo. Weil ich arm bin, und ſie reich.

Joſ. Da haben Sie Recht. Wiſſen Sie aber auch, daß Louiſe Sie ebenfalls nicht lieben darf?

Leo. Warum nicht?

Joſ. Weil Sie Baron ſind, und Louiſe nur eine Bürgerliche.

Leo. Ich würde meinen Namen mit ihr theilen.

Joſ. Und ſie, ihr Vermögen mit Ihnen. Beyde gab der Zufall.

Leo. Das kann ich nicht annehmen.

Joſ. So leide ich auch nicht, daß Louiſe Baroneſſe wird.

Leo. Von meinem Titel werde ich nicht ſatt, aber von Louiſens Vermögen würden wir leben.

Joſ. Sie ſind ein gutherziger Menſch. Sie wiſſen welche Quaal es verurſacht, ſein Vermögen

gen mit dem Geliebten zu theilen, und ſie wollen Louiſen dieſe Marter erſparen.

Ced. Sie ſcherzen, Mademoiſelle, weil Sie die Geſezze der Ehre nicht kennen.

Joſ. Ich ſcherze, ja; oder wenn Sie wollen, ſo kann ich mich auch ärgern. Wiſſen Sie wohl mein ſchöner Herr, daß Sie ein drolliger ſchöner Herr ſind? — Es war einmal ein armer Mann, der ſaß am Wege, und fror. Eine gute fromme Seele hatte Mitleid mit ihm. Sie bot ihm einen koſtbaren Diamant, und obendrein einen Mantel um ſich zu wärmen. Den Diamant nahm der Mann ohne Bedenken, aber den Mantel ſchämte er ſich zu nehmen. Wiſſen Sie, was das heiſſen ſoll? der Mantel iſt Louiſens Vermögen, und der Diamant ihr Herz —

Louiſe. (zärtlich) Cederſtröm! ſollte ſie wohl Unrecht haben?

Ced. Sie ſcheint freilich Recht zu haben —

Joſ. Sie hat Recht. Kurz, mein Herr! man giebt Ihnen eine ſächſiſche Friſt Bedenkzeit, das iſt ein Jahr, ſechs Wochen und drei Tage, dann wird Louiſe gerade 18 Jahr alt, und wenn Sie ſich dann nicht entſchließen, ſie mit ſammt ihrem Vermögen zu heirathen; ſo ſind Sie kein Schwede, ſondern ein Lappländer; wir laſſen Ihnen ein paar Rennthiere vorſpannen, und ſchikken Sie wieder nach Hauſe.

Louiſe. Verſprechen Sie mir wenigſtens, keinen raſchen Schritt zu thun, der Sie gereuen und mich betrüben könnte.

Leo. Mein Schickſal ſteht in Ihrer Hand.

Joſ. Dann iſt es ziemlich gut aufgehoben. Sey nur ruhig, Louiſe. Der Menſch iſt noch jung, man kann ihn lenken.

Sechſte Scene.

Klaas. Die Vorigen.

Kl. Drauſſen im Vorzimmer ſteht ein fremder Herr.

Joſ. Bitte ihn, ſich nieder zu laſſen.

Kl. Er will herein kommen.

Joſ. So mach ihm die Thür auf.

Kl. (will fort)

Louiſe. Halt! um Gottes willen! ich bin gar nicht in der Stimmung Fremde zu ſehn.

Leo. Ich auch nicht.

Joſ. Nun ſo geht.

Cederſtröm und Louiſe. (zaudern, und werfen ſich verſtohlen Blicke zu)

Joſ. Nun, warum geht Ihr denn nicht? Habt ihr einander noch was zu ſagen? mes enfans, prenez garde au domestique.

Ced. Unſere Freundin hat Recht. Leben Sie wohl. (er geht ab)

Louiſe. Ach Joſephine! welch ein edler Mann!

Joſ. Das ſollſt du mir ein andermal erzählen, denn die Verliebten pflegen ein wenig weitläuftig zu ſeyn. Jezt geh auf dein Zimmer.

Louiſe. Ich will mich meinem Vater entdekken. Dieſen Mann, oder Keinen! (ſie geht)

Joſ. Apropos Louiſe! Das hätte ich bald vergeſſen. (halb leiſe) Da haſt du den Hauptſchlüſſel. Papa wollte den ſeinigen durchaus nicht hergeben. Ich habe dieſen der Frau Roſe abgeſchwazt.

Louiſe. Ich danke dir! (ſie geht durch eine Seitenthür ab)

Siebente Scene.

Joſephine, Klaas.

Kl. Soll ich den Fremden nun herein laſſen?

Joſ. Warte noch. Wie ſieht der Fremde aus?

Kl. Wie eine Mannsperſon.

Joſ. Iſt er alt oder jung?

Kl. Zum Lottoknaben iſt er viel zu alt, und, zum Papſt viel zu jung.

Joſ. Wie trägt er ſich?

Kl. Luſtig. Windig.

Joſ. Spricht er viel?

Kl. Nein, er ſingt.

Joſ. Er ſingt?

Kl. Und pfeift.

Joſ. So ſag' ihm, wir hätten Kanarienvögel genug im Hauſe.

Kl. Wohl. (er will fort)

Joſ. Bleib Eulenſpiegel!

Kl. Ich bleibe.

Joſ. Wollte er mit meinem Vater ſprechen?

Kl. Das hat er nicht geſagt.

Joſ. Was denn?

Kl. Er will ſprechen, gleich viel mit wem.

Joſ. Ein drolliger Kautz! — laß ihn hereinkomen.

Kl. (geht ab)

Joſ. (tritt ſchnell vor den Spiegel, und beſſert ein wenig am Kopfzeug und Halstuch) Eine fremde Mannsperſon? — Da muß man ſich in die Bruſt werfen. — Um zu gefallen? — das eben nicht — aber doch! — Der Soldat ſtellt ſich in Poſitur, wenn ein Officier vorbeygeht, und das Mädchen ſieht geſchwind ein paarmal in den Spiegel, wenn eine Mannsperſon hereintritt. — Da iſt er! —

Achte Scene.

Van der Huſen. Joſephine.

V. d. H. Mein ſchönes Kind, ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.

Joſ. Mein Herr, es iſt ſchon Mittag vorüber.

V. d. H. Der Morgen dauert ſo lange man jung und hübſch iſt, und wahrhaftig! bey Ihnen iſt die Sonne kaum aufgegangen.

Joſ. Sehr galant. Darf ich fragen —

V. d. H. Wer ich bin? — Ich bin ein armer Teufel.

Joſ. Aber, die armen Teufel haben gewöhnlich auch Namen?

V. d. H. Es wäre eben ſo gut, ſie hätten keine, ſo bliebe den Reichen weniger zu vergeſſen übrig. Indeſſen heiſſe ich Peter Flock, zu Ihrem Befehl.

Joſ. Und Ihr Charakter?

V. d. H. Ich bin ein ehrlicher armer Teufel.

Joſ. Das glaub' ich gern, aber — (bey Seite) der Menſch bringt mich aus der Faſſung. (laut) Ihr Titel, wollt' ich ſagen.

V. d. H. Für die Mannsperſonen bin ich Herr Flock, und für die Damen ein gehorſamer Diener Flock, ſchlecht weg. Wer mir eine Freude machen will, der nennt mich lieber Flock.

Joſ. Alſo Herr Flock —

V. d. H. Sie wollen mir keine Freude machen, wie es ſcheint.

Joſ. Mein Gott! wer kann allen Menſchen Freude machen?

V. d. H.

V. d. H. Hm! das muß Ihnen ziemlich leicht werden.

Joſ. (bey Seite) Ein drolliger Menſch.

V. d. H. Sie haben mich um meinen Namen gefragt. Wenn wir noch in der Zeit der Nymphen, Najaden, Sylphiden u. ſ. w. lebten, ſo würde ich den Ihrigen errathen. Da ich aber ein guter Chriſt bin, ſo bitte ich —

Joſ. Ich — ich heiſſe Louiſe Roſe, und bin eine arme Predigerstochter, die hier im Hauſe als Geſellſchafterin wohnt.

V. d. H. Roſe? — Sie ſollten Roſenknoſpe heiſſen — und arm ſagten Sie?

Joſ. Sehr arm.

V. d. H. Das freut mich.

Joſ. Vermuthlich um des Sprichworts willen: gleich und gleich geſellt ſich gern?

V. d. H. Ich müßte ſehr eitel ſeyn, wenn ich meiner Armuth wegen mich für Ihres Gleichen hielte.

Joſ. (etwas verwirrt) Sie haben vielleicht Geſchäfte mit dem Herrn Plum.

V. d. H. Mit ihm ſelbſt wenig, aber mit ſeiner Tochter.

Joſ. Mit ſeiner Tochter?

V. d. H. Ja, ich bin gekommen, ſie zu heirathen.

Joſ. So?

V. d. H. Herr Plum und mein' Vater ſind zuſammen in die Schule gegangen, und da — meint meine Mutter — könnten die Kinder wohl zuſammen in die Eheſtands-Schule gehn.

Joſ. Meynt Ihre Frau Mutter? ey!

V. d. H. Es mögen nun ungefähr vier Wochen ſeyn, da ſagte ſie eines Abends zu mir: Peter, du biſt ein armer Junge, du mußt dein Glück durch eine reiche Heirath machen.

Joſ. Sehr vernünftig.

V. d. H. Sehr mütterlich wollen Sie ſagen. Da iſt der Herr Peter Plum — fuhr ſie fort — deines ſeeligen Vaters alter Schulfreund, der ſoll eine allerliebſte Tochter haben —

Joſ. Allerliebſt? worauf bezieht ſich das.

V. d. H. Bey meiner Mutter auf das Geld, bey mir, auf die Perſon. Sie werden mir am beßten ſagen können, ob wir vielleicht beyde Recht haben.

Joſ. Ich kenne Joſephinen wie mich ſelbſt.

V. d. H. Iſt ſie hübſch?

Joſ. Wenn ſie in ihren Spiegel ſieht, ſo glaubt ſie es.

V. d. H. Das glaubt eine jede von ſich, und Keine von der Andern. — Gleicht Sie Ihnen?

Joſ. Sie iſt nicht häßlicher als ich.

V. d. H. Das iſt mir lieb. Hat ſie Verſtand?

Joſ. Nicht ſo viel, als nöthig iſt, um zu ſchweigen.

V. d. H. Das wäre auch zu viel gefordert Lieſt ſie gern?

Joſ. Sechs Tage in der Woche, Romane, und am Sonntage eine Predigt.

V. d. H. Das iſt mir nicht lieb. Beſucht ſie das Schauſpiel fleißig?

Joſ. o Ja.

V. d. H. Welche Stücke gefallen ihr am beßten?

Joſ. Die Ifflandſchen.

V. d. H. Das iſt mir lieb. Iſt ſie wirthſchaftlich? haushälteriſch?

Joſ. Das iſt ihr geringſter Kummer.

V. d. H. Geizig oder freigebig?

Joſ. Freigebig mit Worten.

V. d. H. Thut ſie den Armen Gutes?

Joſ. Lieber Gott, wenn ich den Armen nichts gebe, ſo bekommen ſie gar nichts.

V. d. H. Das iſt mir nicht lieb. Iſt ſie ſtill? munter? ſanft oder lebhaft?

Joſ. Sie iſt wild wie der Satan.

V. d. H. So? das iſt mir lieb.

Joſ. Aber ſagen Sie mir, mein Herr, Sie ſind ein drolliger Menſch mit Ihrem lieb und nicht lieb. Wiſſen Sie denn auch, daß meine Freundin ſchon verſprochen iſt?

V. d. H. An wen?

Joſ. An einen jungen Holländer, Wilhelm van der Huſen.

V. d. H. O mit dem Hallunken will ich wohl fertig werden, den kenn ich.

Joſ. Sie kennen ihn?

V. d. H. Ein ſteifer Pedant in einer Zopfperüke.

Joſ. O weh!

V. d. H. Mit einer klaren Stimme und krummen Beinen.

Joſ. O weh! o weh!

V. d. H. Ich verſpreche Ihnen, der ſoll nicht heirathen, wenn ich es nicht haben will.

Joſ. Wenn auch — das wird Ihnen wenig helfen. Herr Plum ſieht auf Reichthum.

V. d. H. Wenn ſeine Tochter nur auf mich ſieht, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Joſ. Aber, wird ſie Ihnen auch gefallen?

V. d. H. Warlich Mamſell, das iſt eine andere Frage. Sie lieſt Romane, das iſt ſchlimm; ſie giebt den Armen nichts, das iſt noch ſchlimmer, und endlich (mit einem halb komiſchen Seufzer) — je mehr ich Sie anſehe, je mehr mißfällt ſie mir, das iſt am ſchlimmſten.

Joſ. Was hab' ich damit zu ſchaffen?

V. d. H. Schaffen, umſchaffen, das ſind Dinge, die ein hübſches Mädchen oft thut, ohne es zu wiſſen, und ohne es zu wollen.

Joſ. Sehn Sie nur erſt meine Freundin, und Sie werden anders urtheilen.

V. d. H. Wohl, wohl. Das Sehen hat man umſonſt.

Joſ. (ſich verſchnappend) Ich will Ihnen meinen Vater herſchikken.

V. d. H. Ihren Vater?

Joſ. (verwirrt) Meinen — meinen Pflegevater wollt ich ſagen. (ſie will gehn)

V. d. H. Halt, halt! noch einen Augenblick, (er ſtellt ſich vor ſie hin, und ſieht ihr ſteif ins Geſicht) Sie heiſſen Louiſe Roſe?

Joſ. Nun freilich!

V. d. H. Sie könnten eben ſo gut Louiſe Vergißmeinnicht heiſſen, von der Farbe Ihrer Augen, oder Louiſe Lilie von der Farbe Ihres Buſens. Aber Ihr eigentlicher Name, ohne Anſpielung, ohne Sinnbild, — wollen Sie ihn wiſſen?

Joſ. Nun?

V. d. H. Für ſo eine zarte Schöne iſt er freilich ein wenig plump, denn Sie heiſſen Joſephine Plum.

Joſ. Woher vermuthen Sie?

V. d. H. Ich vermuthe nicht, ich weiß es gewiß. Sie haben in meiner Phyſionomie ſogleich den Ehemann ausgeſpäht, und da hielten Sie es für Ihre Pflicht, mich auf der Stelle zu betrügen.

Joſ. Sie ſind ein Satan. (ſie läuft weg)

V. d. H. Bravo! — Das Mädchen gefällt mir. Da hat mein Vater, das blinde Huhn, doch auch einmal ein Korn gefunden. Mir war ſehr bange, das ganze Gebäude ſeiner Hofnungen würde zuſammenſtürzen, ob es gleich auf einem ſoliden Grunde von Ducaten erbaut war. Der Mann denkt, das Weib lenkt. — Indeſſen wollen wir die Larve noch ein wenig vor dem Geſicht behalten, wie die Sultane der Morgenländer, die verkleidet herumſchleichen, wenn ſie die Wahrheit ohne Kleid ſuchen.

Neunte Scene.

Van der Huſen. Peter Plum.

Pl. Mein Herr, ich höre von meiner Tochter, daß Sie mich zu ſprechen wünſchen.

V. d. H. Gehorſamer Diener! alſo war das Frauenzimmer das eben von mir ging, Ihre Tochter?

Pl. (empfindlich) Meine Mamſell Tochter, ja.

V. d. H. Ihre Mamſell Tochter, gut, wird ſie noch lange Mamſell bleiben?

Pl. Ich denke, mein Herr, das iſt nicht Ihre Sorge.

V. d. H. Sorge? nein, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen.

Pl. Woraus?

V. d. H. Sie zur Madame umzuſchaffen.

Pl. Das wird ſie zeitig genug werden, ohne Sie.

V. d. H. O ja. Heirathen und Aufhängen kommt immer zu früh.

Pl. Ich habe Geſchäfte, mein Herr, und bitte, ſich kurz zu faſſen.

V. d. H. Wohlan. Erinnern Sie ſich noch des Namens Flok?

Pl. Flok? — nein!

V. d. H. Sind Sie nicht mit einem gewiſſen Georg Flock in die Schule gegangen?

Pl. Das iſt wohl möglich.

V. d. H. Wiſſen Sie nicht? bey dem dikken Conrektor mit der rothen Naſe.

Pl. Roth oder blau, wie es Ihnen beliebt. — Zur Sache!

V. d. H. Wiſſen Sie nicht, wie Sie mit dem nämlichen Georg Flock einmal in des Nach-

bars

bars Garten Pfirſichen ſchmauſten, und der Gärtner Ihnen das ſehr übel nahm?

Pl. Ich kann mich nicht beſinnen.

V. d. H. Mein Gott! das müſſen Sie ja noch wiſſen.

Pl. (ungeduldig) Ich ſage Ihnen aber, nein, nein, nein, ich weiß nichts davon, weder von Ihrer rothen Naſe, noch von Ihren Pfirſichen.

V. d. H. Mein Vater erinnert ſich deſſen noch oft.

Pl. Ihr Vater? — wer iſt Ihr Vater?

V. d. H. Mein Herr Vater, iſt der nämliche Georg Flock.

Pl. So? — gehorſamer Diener.

V. d. H. Und ich bin ſein Herr Sohn.

Pl. Das freut mich.

V. d. H. Mich nicht. Denn wenn ich zum Exempel Ihr Herr Sohn wäre, ſo wäre ich der Sohn eines reichen Mannes, da ich hingegen jezt nur ein armer Teufel bin.

Pl. (bey Seite) Ich merke ſchon, der Kerl iſt ein Bettler.

V. d. H. Indeſſen, was nicht iſt, kann werden. Mein Vater läßt ſich Ihnen ſchönſtens empfehlen,

pfehlen, und bittet Sie aus alter Freundſchaft und Cameradſchaft, mir Ihre Mamſell Tochter zur Frau zu geben.

Pl. Meine Tochter? — zur Frau?

V. d. H. Nun freilich, wozu denn?

Pl. (ganz erſtaunt) Mit Einem von uns Beiden, iſts nicht recht richtig.

V. d. H. Ich ſpüre noch nichts.

Pl. Darf ich fragen, mein Herr, welche Gattung von Anſprüchen Sie wohl machen könnten?

V. d. H. Welche Gattung? — Ich bin ein Mann, das ſehn Sie ja wohl.

Pl. Weiter nichts?

V. d. H. Und mein Vater, war Ihr Schulcamerad.

Pl. Ei was! ich bin mit Hans und Niclas in die Schule gegangen. Wenn ich alle Söhne meiner Schulcameraden verſorgen ſollte, ſo müßte ich mehr Töchter haben, als Salomon Kebsweiber zählte. Wovon wollen Sie denn eine Frau ernähren?

V. d. H. Von Ihrem Gelde.

Pl. Sehr naif bey meiner armen Seele!

V. d. H. Was geht mich Ihre arme Seele an, wenn nur Sie reich ſind.

Pl. Sie könnten mir einen Gefallen erzeigen.

V. d. H. Mit Vergnügen.

Pl. Der dikke Conrektor mit der rothen Naſe hat vermuthlich mehrere Töchter, denn die Kirchen- und Schuldiener haben gemeiniglich viele Kinder. Suchen Sie ſich dort Eine aus, und kommen Sie mir nie wieder über die Schwelle.

V. d. H. Bravo. Ich liebe die luſtigen alten Leute. Mein Vater wird ſich freuen, wenn er hört, daß Sie noch immer ſo ſpashaft ſind.

Pl. Gehn Sie zum Teufel, mit Ihrer ganzen Familie.

V. d. H. Die Hälfte iſt ſchon dort. Aber — bald hätte ich vergeſſen — Ihnen den Brief meines Vaters (er ſucht in den Taſchen)

Pl. Ich weiß ihn ſchon auswendig.

V. d. H. Da müßten Sie hexen können! und zum Hexen gehört viel Verſtand. — Der Geyer, ich habe den verdammten Brief im Wirthshauſe gelaſſen.

Pl. Laſſen Sie ihn nur dort.

V. d. H. Ich eile, ihn zu holen.

Pl. Meinthalben brechen Sie unterweges den Hals.

v. d. H. Ich bin entzückt über Ihre gute Aufnahme. Das hat mir mein Vater wohl geſagt, daß Sie ein Mann ſind, der ſeine alten Freunde nicht vergißt.

Pl. (ironiſch) Beſonders ſolche arme Schlukker.

v. d. H. Welche edle Denkungsart! Aufs Wiederſehn lieber Schwiegerpapa! (er umarmt ihn, troz ſeines Sträubens und läuft fort)

Pl. Das iſt ein verdammter Windbeutel! Ich kann mich nicht beſinnen, in meinem Leben etwas von dem Georg Flock gehört zu haben. Ich glaube, er iſt eben ſo wenig mit mir in die Schule gegangen, als ich mit dem Papſt Ganganelli.

Zehnte Scene.

Hinrich **Plum** und **Peter Plum.**

H. Pl. Bruder, gieb mir den Hauptſchlüſſel.

Pl. Wozu?

H. Pl. Das kann ich dir nicht ſagen.

Pl.

Pl. So bekömmſt du auch den Schlüſſel nicht.

H. Pl. Wie? Ich will nicht hoffen.

Pl. Was nicht hoffen?

H. Pl. Daß du Mißtrauen in Deinen eigenen Bruder ſezzeſt.

Pl. Aber ſeht mir einmal den curioſen Vorfall. Erſt kommt meine Tochter, „Papa“ — was giebts mein Kind? — „Ich bitte um den Hauptſchlüſſel.“ — Kaum iſt ſie fort, ſo kommſt du: Bruder, gieb mir den Hauptſchlüſſel. — Was zum Teufel! Wollt ihr mir denn heute das ganze Haus aufſchlieſſen?

H. Pl. Du könnteſt alſo im Ernſt für nöthig halten, Vorſicht gegen mich zu gebrauchen?

Pl. Vorſicht iſt überall gut. Wäre Abel vorſichtiger geweſen, ſo hätte ihn ſein Bruder Kain nicht todt geſchlagen; er lebte vielleicht noch, und wäre ein reicher Mann. Aber ich ſage nicht ein Wort, ich weiß wohl, daß Du mich nicht beſtehlen wirſt.

H. Pl. Nun, ſo gieb mir den Schlüſſel.

Pl. Du ſollſt ihn haben, ob es gleich billig wäre, dir ihn abzuſchlagen.

H. Pl. Billig? warum?

Pl. Wer hat ſich eigene franzöſiſche Schlöſſer an ſeine Zimmer machen laſſen? he?

H. Pl. Das hat ſeine Urſachen.

Pl. Wer ſizt den ganzen Tag hinter verſchloſſenen Thüren? he?

H. Pl. Ich bin gern allein.

Pl. Wer hat ein geheimnißvolles Cabinet, das ſeit vielen Jahren keines Menſchen Fuß betreten darf? he?

H. Pl. Eine unbedeutende Grille.

Pl. Siehſt du, Herr Bruder, wenn ich nun ſpräche: ich gebe dir den Hauptſchlüſſel nicht, es hat ſeine Urſachen, eine unbedeutende Grille — was könnteſt du dagegen einwenden? Aber ich denke weit brüderlicher als du. Da haſt du den Schlüſſel. Schließ meinthalben Keller und Boden auf; wenn aber eine einzige Flaſche Wein fehlt, ſo halte ich mich an dich. (er geht ab.)

H. Pl. So ganz Unrecht hat er nicht, doch das iſt ſeine Schuld. Wenn ich irgend einen Schlüſſel zu ſeinem Herzen wüßte, mein Cabinet ſollte ihm gleich offen ſtehn. Aber, das wäre Muſik für einen Tauben. Er würde lachen,

und

und ich — knirſchen (er ſezt ſich, und ſtüzt den Kopf in die Hand) Ja es iſt ſüß, in eines Freundes Buſen Mitgefühl zu wekken — aber Schweigen iſt doch beſſer — denn mißverſtanden und verſpottet werden, iſt zehnfach bitterer!

Eilfte Scene.

Louiſe. Hinrich Plum.

Louiſe. (hat ſich während der lezten Worte langſam genähert) Ich ſtöre Sie vielleicht?

H. Pl. (gütig) Biſt du es, liebe Louiſe? nicht doch, du ſtörſt mich nie.

Louiſe. Sie ſehen trübe aus.

H. Pl. Siehſt du mich zum Erſtenmale ſo?

Louiſe. Haben Sie Kummer?

H. Pl. Nicht mehr, noch weniger, als immer.

Louiſe. Sie ſind ein ſo guter Mann, und doch nicht glücklich.

H. Pl. Ich war einſt glücklich. Es giebt wenig Menſchen auf der Welt, die mehr ſagen können.

Louiſe. Damals — als Sie glücklich waren — ließen Sie gewiß Ihre Freunde Theil an Ihrem Glükke nehmen.

H. Pl. Natürlich. Nur der Böſewicht iſt Alleine glücklich.

Louiſe Aber Ihren geheimen Kummer theilen Sie Niemand mit.

H. Pl. Weil man um nichts auf Erden mit mehr Widerwillen bettelt, als um Mitleid.

Louiſe. Warum denn betteln? wo jedes Herz dem Biedermann entgegenwallt?

H. Pl. Liebes Kind! nicht alle Menſchen haben Herzen.

Louiſe. Ich bin arm — aber ich habe ein Herz.

H. Pl. Das glaube ich dir.

Louiſe. Wenn Sie wüßten, wie manche Thräne mir im Stillen Ihr geheimes Leiden koſtet —

H. Pl. (gerührt) Thränen? Dir? Thränen um mich?

Louiſe. Ich bin freilich wohl zu jung, um Anſpruch auf Vertrauen zu machen.

H. Pl. Zu jung? — Du biſt in dem glücklichen Alter, wo noch kein Gefühl ſich abgeſtumpft hat.

Louiſe. Wenn ich irgend ein Recht auf Ihre Liebe hätte —

H. Pl. Jedes gute Geſchöpf hat ein Recht darauf.

Louiſe. Wenn ich — zum Beiſpiel — Ihre Tochter wäre.

H. Pl. Wollte Gott!

Louiſe. Sie haben eine Tochter? nicht wahr?

H. Pl Ja.

Louiſe. Ungefähr in meinem Alter?

H. Pl. Ungefähr.

Louiſe. Warum haben Sie ſie nicht bey ſich?

H. Pl. Weil — — liebes Kind verſchone mich mit dieſer Frage.

Louiſe. Hat ſie Sie beleidigt?

H. Pl. Nein, nimmer.

Louiſe. Lieben Sie ſie denn nicht?

H. Pl. Sie iſt mein einziges Glück auf Erden.

Louiſe. Und doch verſtoßen?

H. Pl. Wer ſagt das?

Louiſe. Iſt das nicht verſtoßen? ſie lebt fern von Ihnen unter fremden Leuten.

H. Pl. Ich werde ſie vielleicht bald ſehn.

Louiſe. Ich ſezze mich an die Stelle des armen Mädchens — es mag ihr vielleicht dort recht wohl gehn — es mag ihr an nichts fehlen — die Menſchen bey denen ſie lebt, mögen recht fromm und gut ſeyn — aber, es iſt doch immer weder Vater noch Mutter! —

H. Pl. (in Thränen ausbrechend) Sie hat keine Mutter mehr!

Louiſe. (ſehr bewegt) Sie hat auch keinen Vater.

H. Pl. Laß ab mein Kind! habe Mitleid mit meinem Schmerz.

Louiſe. Ich will ihn theilen. Ich will Ihren Kummer zu dem Meinigen machen! Vertrauen Sie ſich mir! Iſt es nicht der ſchöne Beruf unſers Geſchlechts, Freuden zu erhöhen und Leiden zu mildern? — der Tod nahm Ihnen eine Gattin, aber er ließ Ihnen eine Tochter, die keinen andern Wunſch kennt, als den, die Stelle ihrer Mutter zu erſezzen —

H. Pl. (trocknet ſeine Thränen — nach einer Pauſe) Ich will ſie kommen laſſen.

Louiſe. Und bis ſie kommt, betrachten Sie mich als Ihre Tochter! — laſſen Sie mich dieſe Thränen trocknen! Ihre väterliche Hand küſſen —

H. Pl. Kind, was machſt du? — Deine Theilnahme hat mein Innerſtes erſchüttert. Du haſt eine unbegreifliche Gewalt über mich. — Wohl — ich will dich einweihen in das Heiligthum meines Schmerzes. Aber, laß mir Zeit — komm in einer Stunde auf mein Zimmer — Thränen müſſen keine Zeugen haben.

Louiſe. (ſeine Hand an ihr Herz drückend) O wie ſtolz, wie glücklich macht mich Ihr Vertrauen!

Zwölfte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Fr. R. Nun da haben wirs! — die rohe Jugend! ſpielt mit dem Leben, als wärs ein Rechenpfennig.

H. Pl. Was giebts denn Frau Roſe?

Fr. R. Je du lieber Gott! da ſtrömen die Leute vom Kaffeehauſe die Straße herunter. Iſt da nicht ein Duell geweſen, Gott verzeih mir die Sünde! mit blanken Degen haben ſie gefochten, und auf einander hineingeſtoßen, als wäre der Menſch ein Wollſack.

H. Pl. Wer denn?

Fr. R. Das weiß ich nicht, und mags auch nicht wiſſen. Ein paar Unglückskinder ſind es geweſen, ein paar wilde Martisſöhne.

H. Pl. Iſt denn einer von beiden gefährlich verwundet worden?

Fr. R. Nun freilich. Der eine hat gefochten wie ein Cannibale, und der Andre, wie ein Hottentott. Wenn das mein ſeeliger Herr, der Herr Paſter Olearius Roſe, wüßte, noch im Grabe wendete er ſich um. Er hat eine ſchöne Predigt drucken laſſen gegen den Zweikampf, aber Niemand kauft ſie, Niemand lieſt ſie. Ein ganzer Ballen iſt als Maculatur zu den Käſeweibern gewandert.

H. Pl. (lächelnd) Deswegen duelliren ſich die Käſeweiber auch nur auf ein paar Fäuſte.

Dreizehnte Scene.

Stöpſel. Die Vorigen.

St. Schöne Streiche! unſer Herr Miethsmann iſt ein ſauberer Zeiſig.

H. Pl. Unſer Miethsmann?

Louiſe. (faſt zugleich) Cederſtröm?

St. Ein grimmiges Duell.

Louiſe. Geſchwind!

St. Der junge Herr hat zur Ader gelaſſen.

Louiſe. Verwundet?

St. Der Degen iſt in die Lunge gegangen, aus der Lunge in den Unterleib, und aus dem Unterleibe in das Herz.

Louiſe. (ſich kaum auf den Füßen haltend) Mein Gott!

H. Pl. Wo iſt er?

St. Es hat derſelbe eine ſolche Leccagie an Blut erlitten —

H. Pl. Wo iſt er?

St. Und einen ſolchen Banquerut an Kräften gemacht —

H. Pl. Gehn Sie zum Teufel! (er rennt fort)

St. Da müßte ich dem Herrn Schweden Geſellſchaft leiſten.

Louiſe. Ach liebe Mutter! mir wird ſchlimm.

St. Beruhigen Sie ſich, hochedle Mamſell, ich werde Ihnen dieſen Schaden zu bonificiren ſuchen.

Fr. K. Komm in die friſche Luft mein Kind. Erhole dich. Es wird ſo gefährlich nicht ſeyn. (indem ſie Louiſen wegführt) ach! die Jugend! die Jugend! Man ſollte gar nicht eher geboren werden, bis man funfzig Jahr alt iſt! (ab mit Louiſen).

St. Hä! hä! hä! (er geht auf und nieder, lacht einigemal, ſchneidet Grimaſſen, bleibt endlich ſtehn, nimmt eine große Priſe Tabak, ſpricht gravitätiſch „ein ſchöner Tabak!" und geht ab)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Cederſtröms Zimmer, mit einem Alcoven und Cabinet).

Louiſe. (öfnet ſchüchtern die Thür) Ich habe die Straße hinauf und hinab geſehn, er kömmt noch nicht. Für einige Minuten bin ich ſicher. Er iſt verwundet — vielleicht gefährlich — er wird das Zimmer hüten müſſen — Aerzte und Wundärzte werden ihn heimſuchen; er wird tauſenderley Dinge nöthig haben, ohne die ein geſunder Menſch ſich allenfalls behelfen kann; — und er hat nichts — er iſt ſo arm, ſo edel, ſo ſtolz — geſchwind Louiſe! gieb was du haſt. (ſie zieht den Wechſel ihres Vaters hervor) Glückliches Papier! du wirſt durch ſeine Hände gehn, du wirſt ihm nützen, ihm Miethlinge erkaufen. O daß ich nicht ſelbſt ihn pflegen und warten darf!

darf! ſeine Liebe ſollte mir bezahlen! — wo lege ich es hin? daß er es bald findet. Auf den Tiſch! — da könnte es überſehn und weggeworfen werden. In dieſen Koffer? — er iſt offen. Recht. Es iſt Wäſche darin. Hier kann es ſeinen Blicken nicht entgehn. (ſie legt den Wechſel herein) So. Gottes und der Liebe Seegen begleiten Dich! — Jezt geſchwind herunter auf mein Zimmer, ehe es jemanden einfällt mich zu ſuchen. (ſie geht nach der Thüre) Gott! was hör ich! es kömmt jemand die Treppe herauf — um Gotteswillen! — ſollte Cederſtröm — unmöglich! — die Zeit war zu kurz — es nähert ſich — ich bin verloren wenn man mich hier findet! — meine Angſt — meine Verwirrung — man wird Wunder glauben — ach! wo verberg ich mich! — (ſie ſchlüpft in den Alcoven)

Zweite Scene.

Hinrich Plum. (öfnet vorſichtig die Thüre.)

Die Thür iſt ja offen. Da hätt' ich den Hauptſchlüſſel entbehren können. Man merkt wohl, daß der junge Herr nicht viel zu verlieren hat.

Wenn

Wenn es wahr iſt, was die Leute von ſeinem Duell erzählen, ſo verdient er doppelt Hulfe. (er zieht eine Rolle mit Gold aus der Taſche) Dieß zum Anfang. Es ſoll beſſer kommen. Ich will ſeinen ſtolzen Sinn beugen. Seiner edlen Starrköpfigkeit zum Poſſen, will ich das Vergnügen haben ihm zu helfen. — Wo lege ich das Geld hin, daß er es auch findet? — Hier auf den Tiſch? — da wäre es nicht ſicher vor der Magd. Gelegenheit macht Diebe. — In dieſen Koffer, der enthalt wahrſcheinlich alle ſeine Habſeligkeiten. Recht, da wollen wir es zwiſchen die Wäſche — (er hat den Koffer geöfnet, und erblikt Louiſens Papier) Ha! was iſt das? Träum ich oder wache ich? — Bey meiner Seele! das iſt der Wechſel, den ich mit der heutigen Poſt an meine Tochter ſandte. Wie kömmt der hieher? — das ſonderbarſte Rathſel! Sollte der Bediente den Brief erbrochen? ſollte er ihn an Cederſtröm gegeben haben? — Das iſt mir zu hoch! — auf jeden Fall ſcheint mir das Ding verdachtig — mein leichtgläubiges Herz iſt ſchon oft betrogen werden — und ich werde wohlthun, mein Gold ſo lange in der Taſche zu behalten,

bis

bis die Geſchichte ſich aufklärt. — Aber wie ſoll ſie ſich aufklären? — und wo bleibt indeſſen der Wechſel? — ſoll ich ihn wegnehmen? er gehört mir. — Nein er gehört nicht mir. Geſtern war er noch mein, aber heute — mit welchem Rechte kann ich aus dem Koffer eines Fremden ein Papier nehmen, das ich mit der Poſt nach Frankfurt ſchickte? — Er mag bleiben, wo ich ihn gefunden (er legt den Wechſel wieder in den Koffer) und mein Geld eben ſo, (er ſteckt das Geld in die Taſche) Der Kopf geht mir rund um. Ich werde mich in mein Zimmer verſchließen, und ſehen, ob es möglich iſt, eine Wahrſcheinlichkeit heraus zu grübeln. (er geht ab)

Louiſe. (tritt hervor) Das hab ich ſchön gemacht. Statt meinem Geliebten zu helfen, habe ich einen ſchändlichen Verdacht auf ihn gewälzt. Was iſt nun zu thun? — ich muß mich meinem Vater entdecken, es koſte auch was es wolle. Ich muß ihm alles ſagen, alles! — Ach! ein Mädgen, dem ſeine Ehre lieb iſt, darf auch nicht einmal etwas Gutes heimlich thun. — Fort! ehe man mich noch einmal überraſcht. (ſie eilt nach der Thür, und fährt plötzlich erſchrocken zurück) Mein Gott!

Gott! da iſt ſchon wieder jemand! — und dießmal vielleicht gar Cederſtröm ſelbſt. — Gott der Tugend und Unſchuld! nimm den guten Ruf eines **Mädchens** in deinen Schutz, das keine unedle Abſicht hieher führte. (ſie ſchlüpft wieder in den Alcoven)

Dritte Scene.

Stöpſel. (ſteckt den Kopf durch die Thür) Die Thür iſt offen, und niemand zu Hauſe? — (er kömmt herein) Deſto beſſer! ſo wollen wir von der Gelegenheit profitiren, kraft der Procura meines Patrons jeden Winkel obſerviren, und den Herrn Spion wo möglich demaskiren. (er ſieht ſich neugierig um) Aber hier ſieht es verzweifelt kahl aus. Kein Schreibtiſch, kein Pult, keine Brieftaſche, kein Papier — nicht einmal ein armſeliges Couvert liegt irgendwo auf der Erde. — Vielleicht ſchreibt er ſeine Depeſchen dort in dem Cabinet. Wir müſſen doch ein wenig recognoſciren. (er ſchleicht in das Cabinet)

Louiſe (aus ihrem Hinterhalt hervorlaufend) Du Spitzbube! dich will ich einſperren. (ſie eilt ſchnell fort und ſchließt die Thüre hinter ſich zu)

St. (zurückkommend) Papier genug, aber alles in blanco. — Aha, da ſteht ein Koffer, den wollen wir ein wenig viſitiren; doch vorher einen Blick auf die Straße werfend uns inſtruiren, ob der Moſje Eiſenfreſſer nicht näher iſt, als wir glauben? (er tritt ans Fenſter) So wahr ich Fabian heiße! da kommt er! — er iſt ſchon ganz nahe — mein lieber Stöpſel! eine ſchnelle Retirade — (er will heraus und findet die Thüre verſchloſſen) Was iſt das! — die Thür iſt zu — der Wind hat ſie ins Schloß geworfen — (er rüttelt vergebens) O weh mir! — der Menſch kommt vom Blutvergießen — er iſt ein Schwede — ein Barbar — er wird mich umbringen — er wird mich hängen laſſen — mein junges Leben — die Kinder die ich hätte haben können — meine 80000 Mark — da kommt er — da iſt er — ich bin verloren! — ich bin todt.

Vierte Scene.

Stöpſel, Cederſtröm, Van der Huſen.

Ced. (ſchließt die Thür auf, und bleibt voll Verwunderung ſtehn, als er Stöpſel erblickt)

St.

St (in größter Verlegenheit) Ganz gehorſamer Diener! ich freue mich Sie wohl zu ſehn.

Leo. Wie zum Henker kommen Sie in mein Zimmer?

St. Die ſchöne Ausſicht — die ſchöne Landſchaft — die Schaafe auf der See — und die Schiffe auf der Wieſe — unten im erſten Stock iſt alles ſo verbaut —

Leo. Aber ſind Sie denn durch das Schlüſſelloch hereingekrochen?

St. Nein — nein — das verſteh ich nicht — die Thüre war offen.

Leo. Ich habe ſie ja ſelbſt zugeſchloſſen, als ich ausging.

St. Die Magd hat das Bette gemacht.

Leo. Und aus Neckerey Sie eingeſperrt?

St. Nein das nicht — der Wind —

Leo. Es regt ſich kein Lüftgen draußen?

St. Es war auch nur ein leiſer Zugwind. — Der Herr Lieutenant werden doch nicht glauben, daß ich aus unlautern Abſichten —

Leo. Gott bewahre! dafür bin ich Ihnen Bürge. Der größte Spitzbube würde auf meiner Stube Ciceros Buch von den Pflichten überſetzen können.

V. d. H. Mein Beſter! Sie vergeſſen Ihre Bleßur?

Ced. Sogleich.

St. Bin unendlich erfreut, daß Dero Lunge von ſo gutem Gehalt iſt.

Ced. Wie ſo?

St. Die hundertzüngige Poſaune der großen Trompeterin Fama genannt, hat uns avertirt, wie Hochdieſelben einen gewaltigen Stich empfangen, welcher an Dero Lunge addreßirt geweſen.

Ced. Kleinigkeit! eine Streifwunde an der Hand. Ein Paar Tropfen Wundbalſam, und morgen iſt nicht einmal eine Narbe nachgeblieben.

V. d. H. Aber verbinden Sie doch —

Ced. Ja doch, ja. (er geht nach dem Alcoven)

V. d. H. Ich muß Ihnen den Vorfall erzählen, mein Herr. Ich wünſchte vom Theater oder von der Kanzel herab ihn der ganzen Stadt erzählen zu können.

St. Kanzel und Theater! ey! ey!

V. d. H. Gleich viel mein Herr. Ich war auf einem Caffehauſe hier in der Nachbarſchaft, ich hatte eine Flaſche Wein getrunken. Ich bin ein Fremder, erſt dieſen Morgen angekommen, und bin überhaupt, Gott ſey Dank! leicht zu betrügen, denn ich glaube an Ehrlichkeit.

St. Auf dieſe Waare zeichnen wir hier keine Aſſuranz.

V. d. H. Ein Kerl in Uniform, der ſich für einen Officier in ſardiniſchen Dienſten ausgab, machte Bank. Ich pointirte, ziemlich hoch; wurde betrogen, hatte ſchon ein paar hundert Dukaten verlohren —

St. Ein paar hundert Dukaten!

V. d. H. Ich merke immer nichts, werde hitzig, will das Spiel forciren, und ſetze hundert Dukaten auf eine Karte.

St. Contant?

V. d. H. Das verſteht ſich. Mein Freund dort im Alcoven, deſſen Namen ich noch nicht einmal weiß, ſteht mir gegenüber auf einen Stuhl gelehnt, und ſieht dem Spiel zu. Die Karte wird mir abgeſchlagen, ich will das Geld hinſchieben — Halt! mein Herr, ruft er mir plötzlich zu, ſtreichen Sie Ihr Geld ein, Sie ſind betrogen worden.

St. Ei, ei.

V. d. H. Der Banquier ſpringt auf, ſchimpft, mein Freund zieht den Degen, und ehe wir ſie auseinander bringen konnten, waren beyde verwundet.

St. Und Ihre hundert Dukaten?

V. d. H. Die vergaß ich über dem Lärm.

St. Vergeßen? hundert Dukaten vergeſſen?

Ced. (aus dem Alkoven tretend) So, der Verband iſt fertig. Nun noch einen Lappen alte Leinwand darum gewickelt, und die ganze Geſchichte iſt vergeſſen.

V. d. H. Ich werde ſie nimmer vergeſſen.

St. Das glaube ich, einige hundert Ducaten —

Ced. (hat ſeinen Koffer geöfnet, um Leinwand herauszunehmen, der Wechſel fällt ihm in die Hände) Was iſt das? wie komme ich zu dieſem Wechſel?

St. Ein Wechſel?

Ced. Sehn Sie da.

St. Auf van der Hope in Amſterdam — und bereits acceptirt — der Wechſel iſt ſo gut als baar Geld.

Ced. Das kann ſeyn, aber wie kommt er in meinen Koffer?

St. Das werden Hochdieſelben wohl am beßten wiſſen.

Ced. Ich bin verſteinert. (nach einigem Nachdenken) Mein Herr Stöpſel, ich komme nach Hauſe, finde Sie auf meinem verſchloſſenen Zimmer, und einen Wechſel in meinem Koffer, von dem ich nichts weiß. Es kann niemand anders den Wechſel hereingelegt haben, als Sie.

St. Als ich? wie können Sie glauben —

Ced. Es iſt freilich ſchwer zu glauben, aber alle Umſtände —

St. Ich ſollte 300 Mark verſchenken!

Ced. Sie wollen mir den Dank erſparen.

St. Nein wahrhaftig nicht! ich kann durch meine Bücher beweiſen, daß ich in meinem Leben noch nichts verſchenkt habe.

v. d. H. Ich glaube Ihnen aufs Wort.

St. Gehorſamer Diener, viel Ehre.

Ced. Wenn Sie nicht ſelbſt der Geber ſind, ſo haben Sie im Namen eines dritten gehandelt.

St. Kein Menſch auf der Welt hat mir ein ſolches Negoz committirt.

Ced. Kurz und gut, Sie müſſen den Wechſel zurück nehmen.

St. Aber mein Gott! was ſoll ich denn damit machen?

Ced. Was Sie wollen. Ich verlange durchaus keine Wohlthaten. Nehmen Sie.

St. Je du lieber Gott! wer nähme denn nicht gern einen Wechſel von 300 Mark! wenn ich nur wüßte, unter welcher Rubrik ich denſelben zu Buche führen ſollte?

Ced. Meinen herzlichſten Dank Ihnen, oder dem, der mir dieſe Hülfe zugedacht hatte. (er will ihm den Wechſel mit Gewalt in die Hand ſtecken)

St. Ich muß proteſtiren. Ich habe weder traßirt, noch acceptirt, noch endoßirt. Ich weiß nichts von der Valuta. Ich weiß nichts von Ihrem Koffer. Alles was mir ungefehr bewußt —

Ced. Das iſt? nun?

St. Daß ich bin Ew. Ew. dienſtwilliger Diener Fabian Stöpſel. (er läuft davon)

Fünfte Scene.

Cederſtröm und Van der Huſen.

V. d. H. Glauben Sie im Ernſt, daß der Kerl einer ſolchen That fähig ſey?

Ced. Das nicht, aber ich glaube, daß der biedere Plum —

V. d. H. Plum? ja da kennen Sie ihn recht. Der ärgſte Knauſer —

Ced. Ich meyne ſeinen Bruder den Major.

V. d. H. Hat er einen Bruder? So? das iſt was anders. Den kenne ich nicht.

Ced Gewis iſt er es. Ich wundre mich nur, daß er ſich dieſes Stöpſels bediente.

V. d. H. Freund, ich ſchließe aus dieſem Vorfall, daß Sie alles haben, was ein braver Mann haben ſoll und muß, nur kein Geld. Mein Beutel ſteht Ihnen offen, mein Herz haben Sie ſelbſt geöfnet.

Ced. Ich danke Ihnen, und werde in der Noth Gebrauch davon machen.

V. d. H. Nun der Himmel verſezze Sie recht bald in groſe Noth. Sie hören, daß ich ein Egoiſt bin.

Ced. Ich caßire ſolche Schulden ungern ein.

V. d. H. Wiſſen Sie aber auch, daß Sie mich in ein Haus geführt haben, wo ich nicht fremd bin?

Ced. Als Kaufmann darf die Firma Peter Plum Ihnen nicht unbekannt ſeyn.

V. d. H. Hier iſt die Rede von einer ſehr mißlichen Speculation. Eine gewiſſe Louiſe Roſe —

Ced. (haſtig) Louiſe Roſe?

V. d. H. Ja. Kennen Sie ſie?

Ced. Ob ich ſie kenne? o ja! nur weiter.

V. d. H. Alſo giebt es doch wirklich eine Louiſe Roſe hier im Hauſe?

Ced. Mein Gott freilich! es giebt nur eine Louiſe Roſe in der Welt.

V. d. H. Sie iſt ſchön?

Ced. Wie ein Weib!

V. d. H. Sie hat Verſtand?

Ced. Wie ein Mann!

V. d. H. Und ein Herz?

Ced. Wie ein Engel!

V. d. H. So, ſo, ich verſtehe. (bey Seite) zieh ab, guter Freund, hier kömmſt du zu ſpät. (laut) Sie iſt reich.

Ced. Leider muß ich das erfahren.

V. d. H. Leider?

Ced. (ſich vor die Stirne ſchlagend) was thu ich! was red' ich! Ihr ofnes Geſicht, mein Herr, hat mich hingeriſſen. Sie ſind der erſte Menſch, der ein halbes Bekenntniß von meinen Lippen hört.

V. d. H. Vollenden Sie es.

Ced. Ein ſo raſches Zutrauen —

V. d. H. Iſt freilich ſo ſelten, als die Art, wie Sie meine Freundſchaft erfochten haben.

Ced. Es ſey! ja ich liebe dieſe Louiſe! die Bewegung in der Sie mich ſehn, muß Ihnen ſagen, wie ſehr ich ſie liebe! ich glaubte ſie arm, das gab mir Muth. Ich bin auch arm; aber ich habe Kopf, Herz und meinen Degen. Immer kann es mir nicht fehlen, das Unglück muß endlich müde werden mich zu verfolgen. Ueberall iſt Krieg, überall braucht man Menſchen, denen ihr Leben feil iſt. Hat mein Vaterland mich ohne Rückkehr ausge-

ſtoßen,

ſtoßen, ſo nehme ich fremde Dienſte. Louiſe oder Tod! iſt die Loſung, mit der ich mich zum Helden empor ſchwinge. So dacht' ich, ſo träumt' ich, als ich noch nicht wußte daß Louiſe Reichthümer beſizt; als ich ſie noch für eine arme Predigers-Tochter, eine vaterloſe Waiſe hielt —

V. d. H. Mein Gott, warum verleugnet Plum ſeine Tochter?

Ced. (erſtaunt) Plum? iſt Louiſe Plums Tochter?

V. d. H. Nun freilich.

Ced. Peter Plums Tochter?

V. d. H. Ja doch, ja, das wußten Sie nicht?

Ced. Und woher wiſſen Sie es denn?

V. d. H. Weil er mirs ſelbſt geſagt hat, und weil ich ſie heirathen ſoll.

Ced. Sie ſollen ſie heirathen?

V. d. H. Ja freilich, deswegen bin ich hier.

Ced. Und Sie wollen ſie auch heirathen?

V. d. H. Ich habe gewollt, aber nun will ich nicht mehr.

Ced. Warum denn nicht?

V. d. H. Weil Sie ſie lieben, und weil Sie verdienen von ihr geliebt zu werden.

Ced. Sonderbar! man hat mir von einem Bräutigam für Joſephinen geſprochen.

V. d. H. Joſephine? nun ja, iſt denn das nicht dieſelbe?

Ced. Dieſelbe?

V. d. H. Wenn der Name Roſe ſich in den Namen Plum verwandelt hat; ſo muß ja auch wohl aus Louiſe Joſephine geworden ſeyn.

Ced. Auf Ehre! ich verſtehe Sie nicht.

V. d. H. Hat denn Plum mehr als eine Tochter?

Ced. Sie behaupten er habe zwey.

V. d. H. Ich? ich weiß nur von einer.

Ced. Sagten Sie nicht eben, Louiſe ſey Plums Tochter?

V. d. H. Allerdings.

Ced. Nun folglich.

V. d. H. Entweder ich bin ein Dummkopf, oder hier iſt ein Irrthum.

Ced. Sie kommen hieher um zu heirathen?

V. d. H. Ja.

Ced. Wen?

V. d. H.

V. d. H. Joſephine.

Ced. Und wer will Ihnen denn Louiſen aufdringen?

V. d. H. Iſt denn Louiſe und Joſephine nicht eine Perſon?

Ced. Warum nicht gar!

V. d. H. Dann hab ich wiſchi waſchi geſchwazt. Aber eines von den Mädchen hat mich offenbar betrogen.

Ced. Wie ſo?

V. d. H. Welche von beiden iſt die ſchalkhafteſte?

Ced. Joſephine.

V. d. H. So war ſie es. Glück zu mein Freund! wir gehen einander nicht ins Gehege.

Ced. Ich begreife noch nicht —

V. d. H. Ein Weiberſtückgen. Liſt über Liſt. Ich betrat dieß Haus unter fremden Namen, es war ſo eine Grille. Joſephine war die erſte der ich aufſtieß. Die Mädchen haben feine Naſen. Sie muß gemerket haben, daß es mit meinem Namen nicht recht richtig war; flugs log ſie ſich auch einen andern.

Ced. Sie wiſſen alſo nichts von Louiſens Herkunft?

V. d. H. Nicht ein Wort.

Ced. Kennen ſie auch gar nicht?

V. d. H. Ich höre zum erſtenmale von ihrer Exiſtenz.

C. d. Gott ſey Dank!

V. d. H. Ein drolliger Irrthum, bey meiner Ehre! ich will herunter zu dem alten Harpagon, und wenn das luſtige Mädgen mir wieder aufſtößt, ſo will ich ihr die Neckerey vergelten. Leben Sie wohl! auf Wiederſehn! — noch Eins, mein lieber neuer Freund. Ich werde eine große Rolle hier im Hauſe ſpielen, denn ich habe Geld. Wenn Sie bey Ihrem Liebeshandel mich etwa brauchen können, ſo bin ich treu wie der Zwerg Urbande dem Ritter Palmerin von Oliva. (er geht ab)

Ced. (In tiefem Nachdenken verſunken) Wie ſeltſam reiht ſich Glied an Glied in der Kette meines Schickſals — Vaterland! — Louiſe! — Ehre! — Liebe! — was ſoll endlich aus mir werden! (er geht langſam in ſein Kabinet)

Sechſte Scene.

(das Zimmer der beiden erſten Akte)

Fr. R. (klappert mit ihrem Schlüſſelbund über die Bühne)

Joſ. (zu einer andern Thür hereintretend) Frau Roſe!

Fr. R. Mein Gott! überall ſchreit man nach mir! Frau Roſe hier, Frau Roſe da! Nun mein Kind, was ſoll denn Frau Roſe?

Joſ. Ich höre, Cederſtröm iſt nach Hauſe gekommen?

Fr. R. Nun freilich. Auf der Treppe habe ich ihn geſehn. Du lieber Gott! blaß, verſtört —

Joſ. Aber doch lebendig?

Fr. R. Halb tod, halb lebendig, die rothen Backen waren weg, und ich ſage immer, wer keine rothe Backen hat, der ſieht aus wie der Kopf des heiligen Johannes drüben im Speiſeſaal.

Joſ. Man muß ſich ſchminken.

Fr. R. Gott bewahre! ein geſchminktes Angeſicht ſoll nicht ins Himmelreich kommen.

Joſ. Dort wäre es auch unnütz, weil man den Kopf alle Augenblicke in die Morgenröthe tauchen kann. — Aber wenn ich recht geſehen habe — ich ſtand am Fenſter als Cederſtröm nach Hauſe kam — ſo begleitete ihn ein junger Mann?

Fr. X. Ganz recht.

Joſ. Eine einnehmende Geſtalt —

Fr. X. Ein Sauſewind, Brauſewind.

Joſ. Offene Manieren —

Fr. X. Offene Manieren? ei ſeht doch! ich ſtehe auf der Treppe, und habe meinen Hut Zucker im Arm, und als ich die jungen Herren kommen ſehe, ſo bleibe ich ſtehen, und nehme den Zipfel von meiner Schürze und mache einen tiefen Knix. Der Herr von Cederſtröm hat mir auch recht höflich gedankt, das kann ich nicht anders ſagen. Aber der andre Muſje ſah mir ſteif ins Geſicht, rückte ſeinen runden Hut ein wenig, und ſtreifte ſo nahe an mir her, eben da ich den zweiten Knix machen wollte, daß ich beinahe umgefallen wäre. Der Gelbſchnabel! ich hatte den erſten Mann ſchon längſt begraben, und den zweiten genommen, als er noch in den Windeln lag.

Joſ. Er hat es ſo böſe nicht gemeynt. Blieb er oben?

Fr. R. Ich habe ihn nicht herunter kommen ſehen.

Siebente Scene.

Louiſe. Die Vorigen.

Fr. R. Nun Louisgen, haſt du dich wieder erholt?

Louiſe. O ja liebe Mutter.

Joſ. (verſtohlen) Iſt alles glücklich vollbracht?

Louiſe. So ziemlich, aber ich habe viel Angſt ausgeſtanden.

Joſ. Wie ſo?

Louiſe. Davon ein andermal.

Joſ. Weißt du auch, warum Cederſtröm ſich duellirt hat?

Louiſe. Ich weiß es. O es war edel und ſchön!

Fr. R. Edel und ſchön! Kind! Kind! wo denkſt du hin! Blut vergießen! einem Menſchen

ſchen nach dem Leben trachten, mit einem ſpitzigen Degen auf ihn hineinſtoßen, iſt das edel und ſchön? Haſt du denn ganz vergeſſen was mein ſeliger Herr in ſeiner langen Predigt mit ſo vieler Salbung ſpricht? hab ich es dir nicht mehr als einmal vorgeleſen?

Joſ. Und iſt ſie nicht mehr als einmal dabey eingeſchlafen?

Fr. K. Das gottloſe Kind! leider ja!

Louiſe. Wenn er nur erſt zu Hauſe wäre.

Joſ. Er iſt ſchon lange zu Hauſe.

Louiſe. Iſt er? o liebe Mutter! gehn Sie herauf zu ihm, fragen Sie wie es ihm geht, ob er nichts bedarf?

Fr. K. Kind wo denkſt du hin? das ſchickt ſich nicht.

Louiſe. Warum nicht? Ich weiß Sie haben viele ſchöne Recepte, Wundbalſam und dergleichen, bringen Sie ihm das.

Fr. K. Es iſt wohl wahr, ich habe viele ſchöne Medicamente, Käuter und Wurzeln, in welche der liebe Gott eine groſſe Kraft gelegt hat. Ich beſitze unter andern ein Arcanum, es ſind präparirte Menſchenſchädel und egyptiſche Mumien darunter —

Louiſe. So eilen Sie.

Fr. X. Aber liebes Kind, das geht nicht an. Ich bin ein ehrbares Frauenzimmer, und wenn man noch nicht zu gewiſſen Jahren gekommen iſt.

Louiſe. Muß man denn gewiſſe Jahre haben um Leidenden beizuſtehen?

Fr. X. Da haſt du freilich wieder Recht. Wenn man helfen kann, ſo muß man zuweilen den Wohlſtand ein wenig bey Seite ſetzen, wenn auch die böſen Läſterzungen ſtechen. Alſo wenn du meynſt, ſo will ich ihm von der ſchwarzen Salbe bringen, die in meiner Schlafkammer hinter dem Ofen ſteht.

Louiſe. Thun Sie das.

Fr. X. Ja, ja, gleich. Aber laßt euch nichts merken. Die Herzen der Menſchen ſind heutzu Tage ſo verderbt — wenn man erführe, daß ich zu einem jungen Herrn aufs Zimmer ginge, man würde Wunder denken! Wunder denken! und der liebe Gott weiß, daß es in allen Ehren geſchieht, ja in allen Ehren! (ſie trippelt fort)

Achte Scene.

Joſephine, Louiſe.

Joſ. Ich glaube wahrhaftig, du wollteſt ſie nur los ſeyn?

Louiſe. Beynahe. Ich liebe ſie, ich verehre ſie, denn ſie iſt eine kreuzbrave Frau, und ich habe ihr viel zu danken; aber ſie verſteht mich nicht und mein Zutrauen —

Joſ. Was haſt du denn wieder zu vertrauen?

Louiſe. Ach liebe Couſine! mein Herz iſt ſo gepreßt. Ich liebe —

Joſ. Das iſt freilich ſchlimm.

Louiſe. Ich werde geliebt.

Joſ. Das iſt noch ſchlimmer.

Louiſe. Seine Zärtlichkeit wirbt um mich —

Joſ. Doch nicht vergebens?

Louiſe. Und ſein Edelmuth ſchlägt mich aus.

Joſ. Poſſen! ſeine Zärtlichkeit iſt Gefühl und ſein Edelmuth Grundſatz. Haſt du noch je geſehen, daß Grundſatz über Gefühl ſiegte?

Louiſe. Auf der andern Seite mein Vater —

Joſ. Deſſen Grillen anfangen mir Langeweile zu machen.

Louiſe. Ich habe mit ihm geſprochen.

Joſ. Nun?

Louiſe. Ich habe ihn gebeten mir ſeinen Kummer zu vertrauen, es iſt mir gelungen ihn zu rühren.

Joſ. Endlich.

Louiſe. Er hat mich auf ſein Zimmer beſtellt.

Joſ. So geh.

Louiſe. Bald. O Joſephine! an dieſer Stunde hängt Wohl und Weh meines Lebens.

Joſ. Vermuthlich wirſt du ihn mit Sohn und Tochter zugleich beſchenken?

Louiſe. Ich weiß nicht was ich thun oder reden werde. Auf ſolche Scenen muß man ſich nicht vorbereiten. Was das Herz fühlt, muß von den Lippen ſtrömen, unbedacht aber empfunden, ungeſchmückt aber wahr.

Joſ.

Joſ. Eine Regel, bey der man allenfalls mit dem Vater nichts wagt, aber die bey dem Liebhaber ſelten was taugt.

Neunte Scene.

Van der Huſen. Die Vorigen.

V. d. H. Wenn ein dritter hier nicht zu viel iſt —

Joſ. Wir zwey ſind ſo wenig, daß kein dritter zu viel ſeyn kann.

V. d. H. Ihre Vielheit ſcherzt mit meiner Wenigkeit. Ich habe nicht die Ehre dieſe Dame zu kennen.

Joſ. Ich habe die Ehre Ihnen die Demoiſelle Joſephine Plum vorzuſtellen. Liebe Freundin das iſt der Herr Peter Flock ſchlecht weg.

Louiſe. Welche Poſſen! — mein Herr, ich heiße Louiſe Roſe.

V. d. H. Noch eine Louiſe Roſe? ei! ei! Zwillingsſchweſtern vermuthlich?

Joſ. Beinahe.

V. d. H. Nach Ihrem Belieben. Aber ſagen Sie mir doch meine ſchöne Damen, wo finde ich denn endlich die wahrhafte leibhafte Demoiſelle Plum? Wenn Sie wirklich beide Louiſe Roſe heißen, ſo habe ich nichts mit Ihnen zu ſchaffen, denn in fremden Gärten pflücke ich keine Roſen. Sollten Sie aber vielleicht beide Joſephine Plum ſeyn, ſo heirathe ich Sie wahrhaftig alle beide.

Joſ. Thun Sie was Sie nicht laſſen können.

Louiſe. Vielleicht gar Herr van der Huſen, dein Bräutigam?

Joſ. Gott bewahre! du ſiehſt ja wohl, daß er keine Perücke trägt.

V. d. H. Aber dennoch bin ich ein Stück von einem Bräutigam.

Joſ. Verzweifelt! — Louiſe! du bringſt mich da auf eine Idee — heute ſoll mein Herr Bräutigam, Gott ſey bei uns! hier eintreffen — und gerade heute kommt dieſer kecke Herr — hören Sie junger Menſch, wenn Sie wirklich van der Huſen ſind, ſo kratze ich Ihnen die Augen aus.

V. d. H. Warum?

Joſ. Weil Sie ſich unterſtanden haben mich zu betrügen.

V. d. H. Kratzen Sie in Gottes Namen, doch unter der Bedingung, daß wenn ich nun blind ſeyn werde, Sie mich für den Gott der Liebe halten.

Louiſe. Ich merke, daß ich überflüßig bin.

Joſ. Bleib!

Louiſe. Du weißt, was mich abruft.

Joſ. Nun ſo geh. Wenn der ſchöne Herr da meynt, daß ich mich fürchte mit ihm allein zu bleiben, ſo irrt er ſich.

V. d. H. Auch werden wir nicht allein ſeyn. Sie, ich und die Liebe —

Joſ. Wie impertinent.

Louiſe So bald ich zurück komme, ſuche ich dich auf deinem Zimmer.

Joſ. Gott weiß, wo du mich finden wirſt!

V. d. H. Vielleicht in meinen Armen.

(Louiſe ab)

Zehnte Scene.

Joſephine, van der Huſen.

Joſ. Alſo mein Herr Liebesgott, Sie haben ſich wirklich unterfangen —

V. d. H. Was Frau Mutter?

Joſ. Mich bey der Naſe herum zu führen?

V. d. H. Gott behüte!

Joſ. Heraus mit der Sprache! ſind Sie Peter Flock? oder Hans Wilhelm van der Huſen?

V. d. H. Welches wünſchen Sie am meiſten?

Joſ. Mir iſt beides ſehr gleichgültig.

V. d. H. Das verſteht ſich, weil ich nur Ihr Mann werden ſoll.

Joſ. Sie ſind unausſtehlich.

V. d. H. Noch nicht, noch bin ich Bräutigam.

Joſ. Könnten Sie wohl Einmal in Ihrem Leben die Wahrheit reden.

V. d. H. O ja, warum nicht?

Joſ. Nun ſo reden Sie.

V. d. H. Ich liebe Sie.

Joſ. Mein Gott! wer hat darnach gefragt?

V. d. H. Ich ſoll ja die Wahrheit ſagen?

Joſ. Ihren Namen will ich wiſſen.

V. d. H. Wollen Sie ihn in ihre Schreibtafel oder in Ihr Herz notiren?

Joſ. Es iſt in beiden kein Platz.

V. d. H. So? darf man fragen, wer in dem lezten reſidirt?

Joſ. (mit dem Finger auf die Gegenden ihres Herzens deutend) Oben mein Vater, unten mein Onkel, rechts Louiſe, links Frau Roſe —

V. d. H. Und in des Herzens Mitte?

Joſ. Sie doch wohl nicht?

V. d. H. Vielleicht iſt der Platz noch leer?

Joſ. Aber gut bewacht.

V. d. H. Wie heißen die Wächter?

Joſ. Munterkeit und Frohſinn.

V. d. H. O die kenne ich, das ſind ein paar ehrliche Kerls.

Joſ. Eben deswegen haben ſie mit der Liebe nichts zu ſchaffen.

V. d. H. Sie irren, Frohſinn iſt Amors Milchbruder.

Joſ. So ſprechen ſie alle vor der Hochzeit.

V. d. H. Gut daß Sie an die Hochzeit denken. Wenn ehr befehlen Sie?

Joſ. Sie beſtehen alſo im Ernſt darauf mich zu heirathen?

V. d. H. Im ganzen Ernſt.

Joſ. Haben Sie mit meinem Vater geſprochen?

V. d. H. Ja.

Joſ. Was ſagt er?

V. d. H. Er bat mich, nie wieder über ſeine Schwelle zu kommen.

Joſ. So? und Sie haben ihm dieſe kleine Gefälligkeit abgeſchlagen?

V. d. H. O nein, aber ich nehme Sie mit.

Joſ. Iſt das gewiß?

V. d. H. Ganz ſicher.

Joſ. Aber mein Herr, wenn man ein ehrliches Mädchen um ſeinen angebohrnen Namen bringen will, ſo giebt man ihm wenigſtens einen andern.

V. d. H. Habe ich Ihnen nicht die Wahl gelaſſen?

Joſ. Sie heißen alſo nicht Peter Flock?

V. d. H. Eben ſo wenig als Sie Louiſe Roſe heißen.

Joſ. Warum haben Sie mich betrogen?

V. d. H. Das will ich Ihnen ſagen. Mein Vater und der Ihrige haben unſere Liebe ein wenig kaufmänniſch behandelt —

Joſ.

Joſ. Unſere Liebe?

V. d. H. Ich wollte dem meinigen nicht geradezu widerſprechen, denn mein Herz war frey. Ich ſagte alſo weder ja noch nein, ſondern machte mich flugs auf den Weg um Sie zu beſehn.

Joſ. Nun da, beſehn Sie mich (ſie dreht ſich rund herum)

V. d. H. Bemühen Sie ſich nicht. Ich habe Sie leider ſchon zu viel beſehn. Hätten Sie mir nicht gefallen, ſo wäre ich ſtraks wieder fortgereiſt, mein Vater hätte poltern mögen vom Montag bis zum Sonnabend. Aber Sie gefallen mir —

Joſ. Viel Ehre.

V. d. H. Und folglich bin ich als ein gehorſamer Sohn entſchloſſen —

Joſ. Halt! halt! mein Herr, nicht ſo raſch. Ich will Sie auch erſt beſehn.

V. d. H. Von Herzen gern. (er dreht ſich rund um)

Joſ. Von außen geht es an, aber von innen —

V. d. H. Das findet ſich nach der Hochzeit.

Joſ. Nein, nein, ich kaufe die Katze nicht im Sacke.

V. d. H. Ich bin ja keine Katze.

Joſ. Richtige Abrede verhütet Streit. Wiſſen Sie was? ich will Ihnen alle meine Fehler rein heraus ſagen, Sie ſagen mir die Ihrigen, und dann wollen wir ſehen, ob wir mit einander auskommen können.

V. d. H. Ich bins zufrieden.

Joſ. Wohlan, machen Sie den Anfang.

V. d. H. Ich bin hitzig, aufbrauſend —

Joſ. Das könnte man allenfalls durch Sanftmuth niederſchlagen.

V. d. H. Ich bin leichtſinnig —

Joſ. Das verliert ſich, wenn die Wirthſchaftsſorgen kommen.

V. d. H. Ich bin eitel —

Joſ. Das iſt nicht gut.

V. d. H. Und ich befürchte, ich werde es noch mehr werden.

Joſ. Warum das?

V. d. H. Wenn ich ſo glücklich ſeyn ſollte Ihre Liebe zu gewinnen.

Joſ. Gehorſame Dienerin! nur weiter!

V. d. H. Weiter? ich bin fertig.

Joſ. Schon fertig?

V. d. H. Auf meine Ehre, ich weiß nichts mehr.

Joſ. Hitzig? leichtſinnig? eitel? dann ſind Sie gerade keiner der ſchlimmſten.

V. d. H. Das denke ich auch. Nun iſt die Reihe an Ihnen.

Joſ. An mir? — ich habe gar keine Fehler.

V. d. H. Gar keine?

Joſ. Nein mein Herr! ein Mädchen hat nie Fehler.

V. d. H. Aber eine Frau?

Joſ. Hat auch nur die die der Mann ihr giebt.

V. d. H. So ganz Unrecht haben Sie nicht.

Joſ. Mit den Fehlern wären wir alſo fertig. Aber es iſt noch ein Punkt übrig, der zuweilen ſchlimmer iſt als Fehler.

V. d. H. Der wäre?

Joſ. Ueble Gewohnheiten. Haben Sie keine?

V. d. H. Daß ich nicht wüßte.

Joſ. Laſſen Sie hören. Wie iſt Ihre Lebensart zu Hauſe? wie bringen Sie Ihren Tag zu?

V. d. H. Des Morgens rauche ich viel Tabak.

Joſ. Das gefällt mir nicht.

V. d. H. Mir auch nicht, aber ich habe es mir einmal angewöhnt.

Joſ. Sie müſſen ſichs abgewöhnen.

V. d. H. Schwerlich.

Joſ. Wie Sie wollen. Ich ſitze unterdeſſen des Morgens bis eilf Uhr vor dem Spiegel.

V. d. H. Das gefällt mir nicht.

Joſ. Gewohnheit.

V. d. H. Sie müſſen ſichs abgewöhnen.

Joſ. Vielleicht. So oft Sie Ihre Pfeife ausklopfen, ſtehe ich auf.

V. d. H. So werde ich lieber gar nicht rauchen.

Joſ. Nun, ſo werde ich lieber gar nicht vor dem Spiegel ſitzen.

V. d. H. Punct zwölf Uhr, eſſe ich zu Mittage.

Joſ. Ich nicht eher als um zwei.

V. d. H. Ihnen zu Liebe könnte ich eine Stunde zugeben.

Joſ. Ihnen zu Gefallen könnte ich eine Stunde ablaſſen.

V. d. H. Alſo um Eins?

Joſ. Es mag drum ſeyn.

V. d. H. Gleich nach Tiſche ſchlafe ich ein.

Joſ. Und ich fahre ſpazieren.

V. d. H. Ohne mich?

Joſ. Ich kann ja Ihr Bette nicht in den Wagen ſezzen.

V. d. H. Wenn ich aber nicht ſchlafe.

Joſ. So bleibe ich zu Hauſe.

V. d. H. Gegen Abend gehe ich in den Klubb.

Joſ. Und ich habe Geſellſchaft.

V. d. H. Ohne mich?

Joſ. Ich kann ja den Klubb nicht in mein Zimmer einladen.

V. d. H. So bleibe ich zu Hauſe.

Joſ. So bin ich allein.

V. d. H. Das geht ja vortreflich. Wechſelſeitige kleine Aufopferungen und Gefälligkeiten, machen das Glück der Ehe.

Joſ. So ſagt man.

V. d. H. Noch eine Angewohnheit muß ich Ihnen bekennen, die Sie gütigſt überſehn werden.

Joſ. Und die iſt?

V. d. H. Ich habe ein ſehr reizbares Herz; ich kann kein ſchönes Frauenzimmer ſehn, ohne ihm ein wenig den Hof zu machen.

Joſ. O, das hat gar nichts zu ſagen.

V. d. H. Wirklich? — Ihre Nachſicht entzückt mich.

Joſ. Ich muß wohl Nachſicht haben, weil ich gerade den nemlichen Fehler beſizze.

V. d. H. Den nämlichen.

Joſ. Es geht mir wie Ihnen. Jeder liebenswürdige Mann gefällt mir.

V. d. H. So? —

Joſ. Ich laſſe mir gern was Schönes von ihm ſagen.

V. d. H. So?

Joſ. Ich werfe ihm ein paar Blikke zu.

V. d. H. Ei?

Joſ. Höchſtens ein Händedruck.

V. d. H. Ei! ei!

Jos. Was iſt Ihnen? was bedeutet das trokkene So? und Ei!

V. d. H. Nichts. Ich dachte nur — ob es nicht beſſer wäre — daß wir das Beide bleiben ließen?

Jos. Herzlich gern.

V. d. H. Ich hätte nur Augen für Sie.

Jos. Das ſoll mir lieb ſeyn.

V. d. H. Und Sie hätten nur Augen für mich?

Jos. Eins zieht das Andere nach ſich.

V. d. H. Wohlan! — im Ernſt! — ſchlagen Sie ein!

Jos. (einſchlagend) Nun da! in Gottes Nahmen!

V. d. H. (kniet nieder, und drückt ihre Hand feurig an ſeine Lippen) Unter Scherz und Lachen, wurde dieſer ſchöne Bund geknüpft. Holde Freude wandle mit uns durch das Leben, unter Scherz und Lachen finde uns der Tod.

Eilfte Scene.

Peter Plum. Die Vorigen.

Pl. Potz alle Wetter! mein Herr Flock! Glauben Sie, weil Ihr Vater in der Schule mit mir auf Erbſen gekniet hat, Sie dürften hier vor meiner Tochter knien? und du, unverſchämtes Mädchen, leideſt ſolche contrebande Waare im Hauſe?

Joſ. Ich bin ja kein Zollviſitator; woher ſoll ich denn wiſſen, daß ein hübſcher junger Menſch Contrebande iſt?

V. d. H. Dieſer Brief meines Vaters.

Pl. Was ſoll mir der Brief? da wird wieder von dem dikken Conrektor mit der rothen Naſe, ſtehn, und von den Pfirſichen, und Gott weiß, was ſonſt noch! — aber meine Tochter iſt weder ein Pfirſich, noch eine Aprikoſe.

Joſ. Warum denn nicht Papa? der Vergleich iſt gar nicht übel.

Pl. Und kurz mein Herr, hier iſt nichts für Sie zu ſchmauſen.

Joſ. Er will ja auch nicht ſchmauſen, er will nur eine Schüſſel haben.

V. d. H.

V. d. H. Leſen Sie doch nur wenigſtens dieſen Brief.

Pl. Wozu ihn leſen? — da Sie die Antwort ſchon dreimal gehört haben.

V. d. H. Es ſtehen aber noch verſchiedene Dinge darin, welche Sie vielleicht intereßiren werden.

Pl. Wieder alte Schulgeſchichten, wovon ich nicht ein Wort weiß.

V. d. H. Nein, nein.

Pl. Nun ſo geben Sie her! ich habe in meinem Leben ſchon manchen unnüzzen Brief geleſen. (er erbricht den Brief und lieſt)

„Vorzeiger dieſes, mein ehelicher Sohn,
„Hans Wilhelm —
(er lieſt ſtockend und ſtaunend weiter)
„welchen wohlconditionirt mit der heutigen
„Poſt von hier abſende —
(er ſieht ſchnell nach der Unterſchrift)
„Van der Huſen et Compagnie.“

Alle Wetter! Ew. Edlen haben mich angeführt.

Jos. Mich auch, lieber Papa!

V. d. H. Ein unſchuldiger Scherz.

Pl. Ew. Edlen ſind, wie ich merke, ein luſtiger Bruder.

Joſ. Ein luſtiger Ehemann.

V. d. H. Verzeihen Sie.

Pl. Was verzeihen. Mit einer halben Millien Gulden im Vermögen, kann man Niemand beleidigen. — Nun Binchen? hab' ichs nun recht gemacht? ein ſchmukker Bräutigam, nicht wahr?

Joſ. Es geht wohl an.

Pl. Du haſt doch nichts einzuwenden, he?

Joſ. Wir wollen ſehen, ob wir ihn brauchen können.

Pl. Kehren Ew. Edlen ſich nicht an das naſeweiſe Ding.

Joſ. Ich ein Ding?

Pl. Sobald wir unſre Geſchäfte als ernſthafte Leute abgethan haben, ſoll die Hochzeit ſtraks erfolgen.

V. d. H. Ich wünſchte, daß wir dieſes Geſchäft zuerſt vornähmen.

Pl. So? ſind Ew. Edlen ſo hitzig? was meinſt du Binchen?

Joſ. Weil die Galeere doch einmal auslaufen muß.

Pl. Ich verſtehe, ich verſtehe! nun nun, wir wollen ſehn. Ich bin recht luſtig geworden. Ich wäre im Stande, mit der alten Frau Roſe ein Cotillon zu tanzen. Kommt Kinder, kommt herein! — Wir müſſen doch die Hausgenoſſen zuſammenrufen. Wir wollen Muſik kommen laſſen, und an deinem Hochzeittage — vergiß mir das nicht Binchen — ſoll jeder Arme auf öffentlicher Straße ein Stück Kuchen und zwei gute Groſchen erhalten. (Er nimmt von der Hufen unter den einen und Joſephinen unter den andern Arm) Ew. Edlen ſind ein loſer Schelm! wenn Sie nicht ſo reich wären —

Joſ. So wären Ew. Edlen ein Spitzbube.

Pl. Mädchen! Mädchen!

V. d. H. Um ein ſolches Herz zu ſtehlen —

Joſ. Und ſo weiter. Er iſt noch wild lieber Papa, laſſen Sie mich nur erſt vier Wochen ſeine Frau ſeyn, er ſoll ſchon zahm werden.

V. d. H. Wie ein Tyger.

Joſ. Wie ein Lamm!

V. d. H. Wenn Amor mich füttert, vielleicht.

Pl. Hä! hä! hä! neckt euch, neckt Euch! ſo hör' ichs gern. Nun eine Flaſche alten Rheinwein aus Römern getrunken, nicht wahr Herr Sohn? Trallalleralallera! (er führt ſie ſingend ab)

Zwölfte Scene.

(Heinrich Plums Cabinet, ringsherum ſchwarz behangen. Im Hintergrunde ein großes Gemählde, durch ſeidne Verhänge bedeckt. Verzierungen und Möbeln zeugen von trübſinniger Schwärmerey.)

H. Pl. (ſchließt die Thür auf, und tritt gedankenvoll herein) Die Stunde hat geſchlagen. — Sie wird kommen. — Zum erſtenmale nach 15 Jahren, du Heiligthum meines Schmerzens! wird dich ein fremder Fuß betreten. — Zum erſtenmal wird dieſes Herz ſich fremdem Mitleid öfnen, und fremde Thränen werden mit den meinigen ſich miſchen. Ein unbegreifliches Wohlwollen kettet mich an dieſes gute Mädchen. Wenn ihr meine Tochter gleicht — Gott gebe es! — Heiterkeit und Ruhe auf meine alten Tage — Ruhe? — Heiterkeit? Wilhelmine ohne dich? — man klopft. — Sie iſt es! — (er öfnet die Thür)

Dreizehnte Scene.

Louiſe tritt ſchüchtern herein.

H. Pl. Du haſt Wort gehalten.

Louiſe. Ich zählte die Minuten (um ſich blickend) Aber mein Gott! welch ein trüber Aufenthalt!

H. Pl. Schwarz iſt die Färbe der Trauer. Andere Völker trauren gelb. Das gilt gleich viel. Das Auge gewöhnt ſich an Alles, und die Bekleidung dieſer Wände macht keinen Eindruck mehr auf mich; denn wahre Traurigkeit iſt weder ſchwarz noch gelb, und wehe dem, der, wenn er ſeinen Rock ausgezogen, nicht mehr weiß, ob er einen Freund oder eine Gattin verlohren hat.

Louiſe. Der Tod trägt die Farbe der Nacht.

H. Pl. Weil der Tod eine lange Nacht iſt.

Louiſe. Und das Leben eine Morgenſtunde, die man genießen ſollte.

H. Pl. Ich habe ſie genoſſen. Der Mittag war ſchwül, und der Abend — —

Louiſe. Könnte heiterer ſeyn, wenn Sie wollten.

H. Pl. Wenn ich wollte? — Kann ich den trüben Wolken gebieten, die ſich um die untergehende Sonne lagern?

Louiſe. Sie haben mir Anſprüche auf Ihr Zutrauen vergönnt — Sie haben mich an den ſüßen Gedanken gewöhnt, daß ich Ihnen angehöre — daß ich forſchen und fragen darf, wo ein Fremder ſchweigen müßte.

H. Pl. Frage. Ich will dir gern antworten.

Louiſe. Sind Sie nicht grauſam gegen ſich ſelbſt, daß Sie die einzige Hand von ſich ſtoßen, die durch Liebe und Pflicht bewegt ſich nach Ihnen ausſtreckt? — Sind Sie nicht grauſam gegen Ihre Tochter, daß Sie der mutterloſen Waiſe auch den Vater rauben?

H. Pl. Ich will dies Räthſel dir löſen. — Aber ſage mir Kind, welchen warmen Antheil nimmſt du an meiner Tochter? es iſt nicht das Erſtemal, daß du dieſen Ton anſtimmſt.

Louiſe. Weil ich ſie kenne.

H. Pl. (haſtig) Du kennſt ſie?

Louiſe. Sie iſt meine Freundin.

H. Pl. Du kennſt ſie?

Louiſe. Wir ſind einige Jahre zuſammen in Penſion geweſen.

H. Pl. Und das ſagſt du mir erſt heute?

Louiſe. Eben weil ich wußte, wie lange ſchon vergebens Ihre arme Louiſe um väterliche Liebe fleht; eben weil ich dieſe Härte mir nicht erklären konnte; wollte ich vorher Sie kennen lernen, den Grund Ihres Widerwillens erforſchen.

H. Pl. Ich, Widerwillen? — o geſchwind! erzähle mir von meiner Tochter!

Louiſe. Von ihrem Kummer? ihren Thränen?

H. Pl. Liebt ſie mich?

Louiſe. Seit ſie den Kinderjahren entwuchs, war der Wunſch Sie zu ſehen, der Einzige den ihr Herz kannte. Wie oft hat ſie an meinem Buſen geweint! wie oft hat die Klage „mein Vater liebt mich nicht!“ dies Herz durchſchnitten!

H. Pl. Sie ſoll kommen.

Louiſe. Gewiß?

H. Pl. Ja, ſie ſoll kommen; und wenn in ihren Armen mich die Freude zu Boden wirft;

wenn

wenn ich ſtumm bin, und meine Thränen reden; dann wird ſie fühlen, daß ich ſie liebe.

Louiſe (mit beiden Händen zitternd ſeine Hand ergreifend) Ich — darf ich — das glauben? (ſie iſt im Begriff vor ihm hin zu ſinken)

H. Pl. Verdamme mich nicht mein Kind, wenn ich bis jezt kalt und gleichgültig ſchien. Ein leidendes Herz, einſam und verſchloſſen, — neigt ſich zur Schwärmerey, gewöhnt ſich an den Kummer, gewinnt ſeine Schmerzen lieb, und nähret ſie gern auf Koſten eigener Ruhe. — So wie du mich ſeit einigen Monden kennſt, ſo habe ich 17 Jahre zugebracht, und in Geſellſchaft meines Kummers bin ich alt und grau geworden. Ich lebte hin und wieder noch für Menſchen, doch kein Menſch lebte für mich. Du gutes Mädchen wärſt die Erſte, zu der mein ſtörriſches Herz ſich wieder neigte; die Erſte, die den Wunſch in mir erweckte meine Tochter zu ſehn.

Louiſe. Dann ſey der Augenblick geſegnet, in dem ich dieſes Haus betrat.

H. Pl. Wohl ſegne ich ihn! — o laß mit wenig Worten die Geſchichte meines kurzen Glücks und meiner langen Leiden dir erzählen!

verdamme

verdamme wenn du willſt meine Schwärmerey, nur entſchuldige mein armes Herz. — Ich war einſt reich, denn ich beſaß in einem guten Weibe das Einzige Glück hienieden: Zufriedenheit und Ruhe. Als mit der nackenden Natur der Schöpfer fertig war, da wollt er ihr noch einen Schmuck verleihen, und ſchuf das Weib! — verlange kein Gemählde unſrer ehelichen Zärtlichkeit. Wer das nie empfand, der verſteht mich nicht — und wer es je empfand, der vergißt es nie!

Ich liebte ſie allein, aus allen Weſen,
Ich hätte ſie aus einer Welt erleſen,
Aus einer Welt erwählt' ich jezt noch ſie!

Schnell entflohen die Jahre unſerer Liebe, in eine Ewigkeit, wo nun auch ſie — ach ohne mich — im Chor der ſchönen Seelen wandelt. — Die Geburt meiner Tochter, war der ſchönſte und lezte Augenblick meines Glücks! — die Mutter ſtarb, mein Schmerz grenzte an Wahnſinn — ich mogte das Kind nicht ſehn — nein, ich liebte es nicht! denn ſein Daſeyn vernichtete das Meinige, ſein erſter Hauch war der Grabgeſang meiner irrdiſchen Freuden.

Louiſe. Das unſchuldige Geſchöpf —

H. Pl. Du haſt Recht. — Aber wer betrachtet nicht mit Abſcheu den Degen mit welchem ein Freund ermordet wurde? und doch iſt er unſchuldig. Der erſte wütende Schmerz, entriß mir einen unbedachten Schwur, dieſes Kind aus meiner Gegenwart ſo lange zu verbannen, bis es durch Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter, auf Vergeſſenheit ſeiner Schuld und väterliche Liebe Anſpruch machen könne. Ich floh das Grab, das meine Freuden verſchlang, ich ſuchte Troſt unter den Menſchen, ich theilte mich mit, und ward verſpottet; „mein Gott, iſt er der Erſte, der ein Weib verlor? wird er der Lezte ſeyn?“ das mußte ich hören; mußte meinen bittern Schmerz für Künſteley, Verſtellung oder Ueberſpannung ausflüſtern hören, in einem Augenblikke, wo ich mit Hallern ausrufen konnte:

O nennet mir ein Elend wie das Meine,
und ſprecht mir dann das Recht der Thränen ab.

Was ich fühlte, ward belächelt, was ich that, ward hämiſch bekrittelt, man laurte auf mich, wie man auf jeden laurt, der nicht gerade ſo ſteht und geht, wie alle andere Menſchen; und wo ein gleichgeſtimmtes Herz ſich etwa zu mir neigte, da ziſchelte Verläumdung hinter meinem Rükken, bis ich endlich allein war! Alles in meinen Buſen verſchloß, und die Menſchen haßte! — Da ſuchte meine hochgeſpannte Einbildungskraft überall Nahrung für meinen Trübſinn. Ich wurde abergläubiſch, citirte Geiſter, ſchrieb Briefe an meine verſtorbene Geliebte, und hofte zuweilen im Ernſt auf Antwort. Endlich erfand ich mir das Cabinet, wo ich die Reliquien meines guten Weibes ſammlete, wo ihr Geiſt mich überall umweht. (mit ſteigender Rührung und Erſchütterung) Ja hier wohnt ſie! — ich fühle ihre Gegenwart — ſie iſt mir nahe, — wie könnte mir ſonſt ſo wohl ſeyn? — auf dieſem Stuhl hat ſie geſeſſen. (die Lehne betrachtend) Hier iſt noch ein wenig Puder aus ihrem Haar, ich habe es ſorgfältig geſchont. — An dieſem Tiſche hat ſie geſchrieben, mit dieſer nämlichen Feder, ſo manchen liebevollen Brief an ihren glücklichen Gatten! — hier ſind ihre Briefe! Ein jeder iſt ein Denkmal ihres vortreflichen Herzens! ihrer treuen Liebe! dieſe Handſchuh hat ſie mir geſtrikt — dieſe Weſte, war ein Geſchenk an meinem Geburtstage — dieſe Haarlokke ward ihr nach dem Tode abgeſchnitten — ach! und hier iſt ihr Bild (er reißt den Vorhang weg)

Louiſe. (vor dem Bilde zu Boden ſtürzend mit aufgehobenen Händen) Meine Mutter!

H. Pl. (zurückbebend) Mädchen was thuſt du?

Louiſe. (außer ſich) Meine Mutter! meine Mutter!

H. Pl. (zitternd in unausſprechlicher Bewegung) Rede! wer biſt du?

Louiſe. Sie war meine Mutter.

H. Pl. Louiſe!

Louiſe. Ihre Tochter.

H. Pl. (Will auf ſie zuſtürzen, ſeine Kniee wanken, er ſinkt zurück in einen Seſſel)

Louiſe. (eilt herbey, und umfaßt ſeine Knie) Vergebung mein Vater!

H. Pl. Biſt du es wirklich?

Louiſe. Spricht Ihr Herz nicht ja?

H. Pl. (an ihrem Buſen) Ja du biſt es!

Louiſe. Meine Briefe waren fruchtlos; ich wollte verſuchen, ob es mir ſelbſt gelingen werde, Ihre Liebe zu gewinnen —

H. Pl. Es iſt dir gelungen!

Louiſe. Frau Roſe begleitete mich.

H. Pl. Ich verſtehe alles.

Louiſe. Und verzeihen mir?

H. Pl. Verzeihe Du mir! — o wie konnt' ich mir ſo lange dieſen Troſt verſagen! (er hebt

Louiſen

Louiſen auf) Geliebtes Kind! hilf mir auf! — meine Knie zittern — leite mich unter das Bild deiner Mutter, auf daß ich dort dich ſeegne! —

Vierzehnte Scene.

Cederſtröm (tritt haſtig herein, und ſtuzt als er beide in dieſer heftigen Bewegung gewahr wird)

Verzeihen Sie, wenn ich den Wohlſtand beleidige — Edler Mann! Ich mußte Sie ſprechen — Sie haben mir auf eine ſo edle Art eine Wohlthat erwieſen —

H. Pl. Ich, mein Herr?

Ced. Kommt dieſer Wechſel nicht von Ihnen?

H. Pl. nimmt den Wechſel, und betrachtet Louiſen, welche die Augen niederſchlägt — nach einer Pauſe) Dieſer Wechſel kommt nicht von mir!

Ced Nicht?

H. Pl. Nun verſtehe ich.

Ced. Was?

H. Pl. Er kömmt von ihr.

Ced. Von Louiſen?

H. Pl. (Louiſen forſchend betrachtend) dieſe glühende Wange, — dies niedergeſchlagene Auge — geſtehe, es war mehr als Mitleid —

Louiſe. (ſchüchtern) Es war mehr.

H. Pl. (zu Cederſtröm) Sie iſt meine Tochter.

Ced.

Ced. Ihre Tochter?

H. Pl. (ihm die Hand bietend) Und Sie ſind mein Sohn.

Ced. Gott! — ein Verbannter —

H. Pl. Der eine Freiſtatt in unſern Herzen fand.

Ced. Meine Armuth —

H. Pl. Sie müſſen wieder dienen.

Ced. Das will ich —

H. Pl. Aber jezt —

Ced. Darf ich der Stimme meines Herzens folgen?

H. Pl. Sie dürfen, denn ich habe Sie geprüft.

Ced. Louiſe!

Louiſe. Mein Cederſtröm!

H. Pl. (beider Hände ergreifend) Tochter! unter dieſem Bilde wurdeſt du getauft, unter dieſem Bilde empfange meinen Segen!

Louiſe und **Cederſtröm** (knien nieder) Vater!

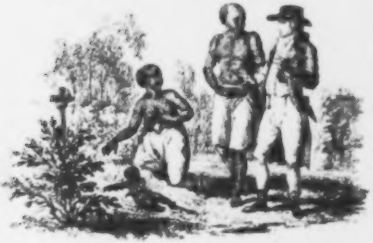
H. Pl. Gott ſegne Euch! (er blickt wehmüthig hinauf nach dem Bilde) Wilhelmine! — ſieh herab, und lächle! —

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Die
Negerſklaven.

Ein
hiſtoriſch-dramatiſches Gemählde
in drey Akten
vom
Präſidenten von Kotzebue.



Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1796.

6504260*8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Dem Herrn

Jever Winter von Buch

Juſtizrath und Kön. Däniſchem Agenten

am

Ruſſiſchen Hofe

gewidmet.

Mein theurer Freund!

Schon längſt war es meine Abſicht, Ihnen auch Einmal gedruckt zu ſagen, was Sie ſeit dreyzehn Jahren ſchon ſo oft geſchrieben und mündlich von mir gehört haben: daß ich Sie herzlich liebe und innig hochachte. Ich wählte zu dieſem Behuf die Negerſklaven, weil Sie ein Däne ſind; weil die Dänen die Erſten waren, die die Feſſeln dieſes unglücklichen Volkes zerbrachen, und weil ich in Ihnen der ganzen Däniſchen Nation meinen Dank als Weltbürger darbringen wollte.

Ich hätte mich freylich an Ihren Monarchen wenden, ich hätte mit dem großen Nahmen Bernſtorf — zu groß für jedes Beywort — dieſes Blatt ſchmücken können; aber man würde die herzlichen Ergieſſungen des Menſchenfreundes für kahle Schmeicheleyen genommen haben.

Lieber rede ich zu dem biedern Dänen, der mich kennt, und weiß, daß ich mein Lob nie verſchacherte.

Hier, in meiner ländlichen Einſamkeit, wo von Allem, was mit Recht oder Unrecht groß genannt wird, nur die Natur mir nahe iſt; hier, wo Liebe, Freundſchaft, Unabhängigkeit mein Haupt täglich mit friſchen Blumen kränzen; hier will ich meine Hand nur dem wackern Freunde reichen, und ihn bitten, im Strudel der Reſidenz zuweilen einen Blick auf das friedliche Ufer zu werfen, wo ſein Freund ſich eine Hütte unter Ulmen baute.

Jewe, den 3ten July
1795.

Kotzebue.

Die
Negerſklaven.

Vorbericht.

Der Verfaſſer erſucht ſeine Leſer, Zuſchauer und Recenſenten, dieſes Stück nicht blos als Schauſpiel zu betrachten. Es iſt beſtimmt, alle die fürchterlichen Grauſamkeiten, welche man ſich gegen unſre ſchwarzen Brüder erlaubt, in einer einzigen Gruppe darzuſtellen. Der Dichter hat blos eingekleidet, aber nicht erfunden. Raynals hiſtoire philoſophique, Selle's Geſchichte des Negerhandels, Sprengel vom Negerhandel, Iſerts Reiſe nach Guinea, der famöſe Code noir, und einige in periodiſchen Schriften zerſtreute Aufſätze haben ihm den Stoff geliefert. Er muß mit einem lauten

Seufzer bekennen, daß leider keine einzige Thatſache in dieſem Stücke vorkömmt, die nicht buchſtäblich wahr wäre. Selbſt die Cataſtrophe hat ſich zugetragen, und Adas lezte Erzählung iſt aus Raynal entlehnt. Das Gebet der Sklaven am Grabe ihres Herrn, iſt eine rührende Anecdote, welche von dem großen und guten Albuquerque erzählt wird. — Der Verfaſſer ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er, während er dieſes Schauſpiel ſchrieb, tauſend Thränen vergoſſen hat. Wenn des Zuſchauers Thränen ſich mit den ſeinigen miſchen, ſo iſt ſeine Mühe belohnt.

Noch ein Wort von den Negern überhaupt. Es giebt Philoſophen und Afterphiloſophen, welche glauben, die Natur habe den Neger in Anſehung ſeiner moraliſchen Fähigkeiten ungefähr eben ſo vom Europäer unterſchieden, wie den Mops vom Pudel. Hier ſind zwey wahre Anecdoten, nach deren

ren Leſung ein Jeder ſelbſt über dieſen Grundſatz urtheilen mag.

Murray blieb krank auf der afrikaniſchen Küſte zurück. Ein Neger nahm ihn auf und pflegte ſein. Eines Tages erſchien ein holländiſches Schiff, raubte Menſchen am Ufer und floh. Die Väter und Brüder der Geraubten wüteten, ſie drangen zu der Hütte, in welcher Murray lag, ſie wollten ihn ihrer Rache opfern. Da trat ſein Wirth heraus vor die Thür: „Erſt, rief er, müßt ihr mich umbringen, ehe ihr meinem Gaſte ein Haar krümmt. Tödtet die Räuber wo ihr ſie findet, aber nicht einen unſchuldigen kranken Mann, den heilige Gaſtfreyheit ſchützt. Wollt ihr meine Hütte beſchimpfen, daß kein Fremdling je wieder einen Schluck Palmwein von mir begehre?“ — Da ſchämten ſich die Neger, und kehrten um, und weinten über ihre entführten Brüder, aber übten nicht Rache an dem unſchuldigen Weiſſen.

Louis Desrouleaux verkaufte ſeine Plantagen, und gieng in ſein Vaterland zurück. Die Reize der Hauptſtadt verſchlangen bald ſein ganzes Vermögen, und er ſah ſich gezwungen, nach America als Bettler zu fliehen. Dort, wo ſich ſeine europäiſchen Freunde kalt von ihm zurück zogen, dort warf ſich ein Neger zu ſeinen Füßen, den er vormals mit Wohlthaten überhäuft und endlich frey gelaſſen hatte. Der fleiſſige, redliche Mann hatte ſich indeſſen ein kleines Vermögen erworben, beſaß Haus und Hof, Weib und Kind. Er umfaßte die Kniee ſeines alten Herrn, und ließ nicht eher mit Bitten nach, bis dieſer einwilligte, ſeine Wohnung zu theilen, und eine jährliche Leibrente von 1500 Livres von ihm anzunehmen. Beyde lebten noch im Jahr 1774.

Da viele Züge in dieſem Schauſpiele allzugräßlich ſind, ſo iſt bey der Auffüh-

rung

rung manches weggelaſſen worden. Das mag für die Bühne gelten; im Druck aber ſah ſich der Verfaſſer genöthigt, alles Weggelaſſene wieder herzuſtellen, wenn ſeine Arbeit anders den Titel eines hiſtoriſchen Gemähldes verdienen ſollte.

Perſonen.

John, ein reicher Pflanzer,

William, ſein Bruder.

Ada,
Lilli, } zwey junge Negerſklavinnen.

Ayos,
Jameo, } Negerſklaven,

Truro, ein alter Freyneger.

Paul der Meiſterknecht, oder Aufſeher der Sklaven.

Neger und Negerinnen.

Die Scene iſt auf der Inſel Jamaica.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Ein Zimmer in Johns Hauſe.

Ada mit einer Baumwollen-Mühle beſchäftigt. **Lilli** tanzt indem ſie eine kleine Keſſeltrommel ſchlägt und dabey ſingt.

Lilli (macht eine Pauſe und ſchöpft Athem)

Ah! ich kann nicht mehr.

Ada. Biſt du endlich müde?

Lilli. Müde. Aber der Körper iſt gelenker als die Seele; man kann länger tanzen als denken.

Ada. Denkt man nicht immer?

Lilli. Ach ja, leider! Es wäre beſſer, ein Sklave dächte nie.

Ada. Und fühlte nie!

Lilli. Und thäte Alles ſchlafend. Was meynſt du Ada? Wer doch nur immer ſchlummern könnte!

Ada. Im Grabe?

Lilli. Nicht doch. Auf Blumen.

Ada. Kommt das nicht auf Eins heraus? Der Tod iſt ein Schlummer ohne Athemhohlen.

Lilli. Aber ſo kalt — ſo einſam —

Ada. Und ohne Träume.

Lilli. Deſto ſchlimmer! Träume ſind noch das Beſte was man auf der Welt hat.

Ada. Du haſt Recht. Mein Schlaf iſt ein Traum von ihm.

Lilli. Und dein Erwachen nicht minder. Es iſt drollig und verdrüßlich, wenn ſo ein Er unſere Träume belebt. Wohl mir! keine Mannsgeſtalt umgaukelt mein Lager.

Ada. Weh mir! Die Ruhe iſt ein Fremdling in meiner Kammer.

Lilli. Liebe und Ruhe ſind ein paar Kinder, die ſich alle Augenblicke beym Spielen zanken.

Oder

Oder nein, nur die Liebe iſt ein Kind; die Ruhe iſt ein alter Mann, den jener unartige Knabe beym Barte zupft.

Ada Glückliches Mädgen! dem jedes Ding die lachende Seite zudreht.

Lilli. Mach es wie ich, vergiß weil du mußt.

Ada. Ich kann nicht — und mag nicht! — Alles was mich umgiebt, die entfernteſten Aehnlichkeiten, führen das Bild meines Gatten herbey. Sehe ich von ungefähr einen Mann aus dem Buſche treten, mit der Flinte auf der Schulter und einem erlegten Perlhuhn — ſo kam er von der Jagd. Erblick' ich einen Andern am Meeresufer, der nach Fiſchen angelt — ſo ſaß er oft, indeſſen ich bunte Muſcheln ſuchte, mich für ihn zu ſchmücken. Der Schall der Keſſeltrommel mahlt mir ſeinen ſchlanken Leib im Tanz; und hör' ich ein Lüftgen ſäuſeln, ſo ſehe ich, wie der Wind mit ſeiner krauſen Wolle ſpielt.

Lilli. Es taugt nicht für Andre zu leben.

Ada. Ach! die frohſten Stunden der Menſchen ſind in Anderer Glück verwebt.

Lilli. Mann und Weib müſſen ein Ganzes bilden? wohl! aber dies Ganze muß dem Polypen gleichen; ſchneide ihn auseinander und jeder Theil lebt für ſich. (Sie ißt von einer Ananas die auf dem Tiſche ſteht.) Das Tanzen hat mich durſtig gemacht. Willſt du Ananas eſſen?

Ada. Ich kann dieſe Frucht nie ſehen ohne wehmüthig zu werden. Am letzten ſchönen Abend unſers ſtillen Glückes, als er den ganzen Tag in heiſſen Sonnenſtrahlen Piſang gepflanzt, und mit ſeinem Schweiße begoſſen hatte; als er heim kam vom Felde, und ſich müde auf die Bank warf; da wandelte mich die unſelige Luſt an, eine Ananas zu eſſen. Und Er, voll Beſorglichkeit für das Pfand der Liebe unter meinem Herzen, ſprang auf, vergaß ſeine Müdigkeit, und eilte meinen kindiſchen Wunſch zu befriedigen. Ich trat heraus vor die Hütte und ſah ihm nach von der Wieſe über den Hügel, bis ihn die Anhöhe verbarg. Dort verſchwand er im Buſche — er verſchwand! — ich habe ihn nie wieder geſehen! — Ich ſtand noch und lächelte in die Abendſonne, voll Sehnſucht ſeiner Rückkunft harrend, als dieſe Räuber, die heimlich

lich vom Seeſtrand heraufgezogen waren, mich plözlich packten, und ſinnlos fortſchleppten. — Ach! denke dir den unglücklichen Mann, als er die Hütte leer fand, und mein Name in den Gebürgen verhallte.

Lilli. Iſt es dir ſchlimmer ergangen als mir? Mich hat meine eigne Mutter verkauft. Gott gebe ihr einen guten Morgen! ſie war ſehr arm.

Ada. Dir blieb der Troſt deine Mutter erquickt zu haben. Was mir?

Lilli. Zeit und Gewohnheit.

Ada. Ach! die Zeit verwiſcht nicht Alles, und die Gewohnheit bedeckt den Abgrund nur wie das Seegras das Meer; man vergißt Einmal leiſe aufzutreten, und man verſinkt.

Lilli. Nicht doch. Gewohnheit mahlt endlich auch Kerker bunt und wären ſie eng wie eine Cocosnuß. (ſie ſchlägt auf die Trommel.) Wirf deine Arbeit weg, und laß uns tanzen.

Ada. Ich mag nichts thun wofür ich mich ſchämen müßte, wenn Er es ſähe.

Lilli. Schämen? Der Tanz iſt heilig. *) Haſt du nicht oft im Fetistempel getanzt?

Ada.

Ada. Es bleibt doch immer ein Ausdruck der Freude. Er weint und ich ſoll tanzen!

Lilli. Wenn du nicht willſt ſo tanze ich allein. Mit jedem Stampfen meines Fuſſes ſtoſſe ich eine Grille von mir, und jeder Schlag auf die Trommel betäubt eine böſe Laune. (ſie tanzt, ſingt und trommelt.)

Ada. Glückliches Mädgen! das ſeine Tage gedankenlos abhaſpelt, wie ich dieſe Baumwolle.

Zweyte Scene.

Truro. Die Vorigen.

Truro. Holla Kinder! ſchämt euch. Ihr tanzt, und unten heulen ſie.

Lilli. Komm, hilf mir Ada aufmuntern.

Truro. Was fehlt ihr?

Lilli. Siehſt du nicht, wie ſie die Baumwolle in Thränen nezt, als wolle ſie dem Schmerz eine Lampe anzünden, und drehe eben den Tacht dazu?

Truro. Wer keine Leiden hat, ſchafft ſich welche.

Ada. Ich keine Leiden!

Truro. Nennſt du etwa Leiden, daß du an einer leckern Tafel ſchwelgſt, indeſſen wir den unſchmackhaften Brey von Manioc verzehren? daß du auf weichen Polſtern deine Glieder dehnſt, indeſſen wir, von Sonnenglut erdrückt, von Peitſchenhieben ermuntert, mit Schweiß und Blut die dürre Erde bethauen? nennſt du etwa Leiden, daß unſer Herr, der nichts und Niemand liebt, dennoch deinen Reizen huldigt?

Lilli. Nennſt du etwa Freuden, daß unſer Herr, den Niemand liebt, doch Adas Gegenliebe zu erpreſſen ſtrebt, wie man den Saft aus einem Zuckerrohr gewaltſam preßt?

Truro. Was iſts nun mehr? ich beneide die Weiber. Was der Mann nur aus Liebe giebt, darf das Weib aus Gehorſam gewähren, und es gilt für Liebe.

Ada. Ich verſtehe dich, aber ich habe einen Gatten.

Truro. Kann er dich retten? Biſt du doch nicht eines Königs Weib, das zu berühren nach unſern Sitten den Tod verdient.

Ada. Nur Liebe, nicht Königswürde, giebt ein Recht auf Weibertreue.

Truro. Du könnteſt dir und uns ein hartes Schickſal erleichtern, dir durch Nachgiebigkeit, uns durch ſanfte Bitten.

Ada. Quäle mich nicht. Meine Unſchuld iſt meines Gatten Heiligthum; mit ihr würde ich den lezten Troſt verlieren: den Troſt an ihn zu denken.

Truro. Du biſt ein braves Weib; aber nur in dem Menſchen herrſcht zuweilen die Tugend, auſſer ihm immer die Gewalt.

Lilli. Hat die Erfahrung dich nichts beſſers gelehrt, ſo verlohnt es kaum der Mühe ſo alt zu werden.

Ada. Keine Gewalt iſt ſtärker als Verzweiflung.

Lilli. Vierzehn Tage gab er ihr Bedenkzeit.

Ada. Ich habe Alles bedacht. Ausraufen kann er die Blume, aber nicht brechen.

Lilli. O daß der alte Herr noch lebte!

Truro. Wer wünſcht es nicht mit dir!

Ada. Ich hoffe ihn bald wieder zu ſehn.

Truro. Ihm gleicht ſein jüngſter Sohn, der nun vor kurzem aus Europa kam. Schade nur daß er nicht Herr von dieſer Pflanzung wurde.

Lilli. Was meynſt du Truro? Europa muß ein gutes Land ſeyn, weil dort die Menſchen beſſer werden.

Truro. Hm! Eine Schwalbe zwitſchert den Sommer nicht herbey. Die Weiſſen taugen alle nichts.

Lilli. St.! die Wände horchen. Ich höre die Stimme unſers böſen Herrn.

Ada. Die Stunde der Prüfung ſchlägt!

Dritte Scene.

John. William Die Vorigen.

John. (im Geſpräch begriffen) Nein Bruder, das verſtehſt du nicht. Ich habe den Cicero nie geleſen; aber wenn ich, ſtatt Hunger und Peitſche, mir einen Redner halten wollte, der die Sklaven an ihre Pflichten erinnerte —

William. (zwiſchen den Zähnen murmelnd) Haben Sklaven auch Pflichten?

John. Thut der engliſche Bauer recht, wenn er ſeinen Ochſen vor den Pflug ſpannt, und die Peitſche über ihm ſchwingt?

William. Ein herrliches Gleichniß.

John. Glaube mir, Hunger überredet ſicherer als Fox, und ein einziger Peitſchenknall würkt kräftiger als alle Rednerkünſte eines Burke.

William. Meine Lippen ſchweigen, aber mein Herz widerſpricht laut.

John. Das Herz! das Herz! Leerer Schnickſchnack! ich mögte wohl wiſſen, wie die Menſchen auf den Einfall gerathen ſind, die Schwärmereyen ihrer Köpfe aus den Herzen abzuleiten? Das Herz iſt ein Klumpen Fleiſch, weiter nichts. Es gehorcht dem Willen eben ſo gut als Arme und Beine. Ueberlade dir den Magen, und dein Herz wird klopfen. Unſer Vater, Gott habe ihn ſelig! war gerade wie du, er ſprach auch immer vom Herzen.

William. Genug Bruder! ich verliere meine Worte, und es wäre Schade, wenn

am

am Ende die Bruderliebe mit verlohren gienge.

John. Da ſey Gott für! Du irrſt, wenn du glaubſt, ich hätte keinen Sinn für das, was du zarte Empfindung zu nennen beliebſt. Sie iſt nur nicht von europäiſcher Luft ſo fein zugeſpitzt worden als die deinige; ſie iſt nicht ſo zart als eine Engelſeele, deren eine Million auf einer Nadelſpitze tanzen. Ich fühle zum Beyſpiel ſehr gut, daß Ada ein ſchönes Mädchen iſt, und daß ich ohne ihren Beſitz nicht froh ſeyn kann — Was meynſt du Ada? ſind die vierzehn Tage bald abgelaufen?

Ada. Ich verſtehe dich. Sie ſind abgelaufen.

John. Wirklich? erinnerſt du dich deſſen? eine gute Vorbedeutung.

Ada. Du irrſt.

John. Dein Entſchluß?

Ada. Noch immer derſelbe.

John Du ſcherzeſt mein Kind.

Ada. Scherzt man auch mit thränenden Augen und blutendem Herzen?

John. Da haben wirs! da iſt das Herz ſchon wieder. Eine verdammte Redensart! Ich wette, dein Herz blutet nicht um einen Tropfen mehr als vorher. Was die Thränen betrifft, die magſt du nach deinem Gefallen vergieſſen oder verſchlucken, denn kurz, auch ich habe nicht Luſt länger zu ſcherzen, und ſage dir hiermit ſehr ernſtlich, daß du in vier und zwanzig Stunden die Meinige biſt.

Ada. Nein, du wirſt keine Gewalt brauchen! ich bin verheyrathet, ich liebe meinen Gatten — ich kann dich nicht lieben — nein du wirſt keine Gewalt brauchen! —

John. Gewalt? Hm! nachdem es fällt. Ich habe Einmal ein wildes Mädchen ſo zahm gekirrt —

Lilli. Wie machteſt du das?

John. Ich ließ ihr den ganzen Leib mit Stecknadeln ſanft zerprickeln. Dann wurde ihr in Oel getauchte Baumwolle um die Finger gewickelt, und angezündet. Drey Tage nachher liebte ſie mich auf das zärtlichſte.

William. (ihn raſch bey der Hand faſſend) Bruder! iſt das wahr? haſt du das gethan?

John. Freylich, und ich verſichre dich, es half.

William. O unmöglich konnte Eine Mutter uns gebähren!

John. (kalt) Ich hab' es doch für gewiß gehört.

Ada. (zu John) Martern kannſt du mich — mein Herz brechen, aber nicht treulos machen.

John. Schon wieder das Herz? Närrchen, thue mit deinem Herzen was du willſt, die Rede iſt hier nur von deiner niedlichen Perſon.

Ada. Wenn du mich liebteſt, du würdeſt nicht die Eine ohne das Andre begehren.

Lilli. (ſchalkhaft zu John) Warum verliebſt du dich nicht in mich?

John. Weil du eine Meerkatze biſt.

Lilli. (bey Seite) Hm! ich denke, die paßt ſich zum Affen.

John. Hörſt du Ada? ſey nur halb ſo gefällig als deine Geſpielin, die mir ſelbſt entgegen kömmt —

Lilli. Wer? Ich?

John. Frageſt du nicht eben —

Lilli. Ja? aber warum fragt' ich? weil ich mehr Muth habe als Ada, weil ich dir die Augen auskratzen würde.

John. Ihr ſeyd beyde Närrinnen die meine Geduld misbrauchen. Packt euch fort, ich habe Geſchaffte.

Lilli. Mich dünkt, du behandelſt deine Liebe gerade wie ein Geſchafft.

John. Du weinſt Ada?

Ada. Ich weine.

John. Geh! ich verbiete dir zu weinen.

Ada. Kannſt du mir auch zu ſterben verbieten? (ſie geht ab)

John Poſſen! der Tod iſt keine Puppe. Ein Geſchenk von Glas-Korallen, und das Leben gewinnt friſchen Reiz.

Lilli. (ſich ihm ſchalkhaft nähernd.) Alſo brennende Baumwolle um die Finger?

John. Ja.

Lilli. Und Stecknadeln in den Leib?

John. Ja.

Lilli. Und davon wird man verliebt?

John. Allerdings.

Lilli. Das iſt zum Todlachen! (ſie lacht ihm ins Geſicht und läuft fort.)

John. Boshafte Kreatur! Sie iſt Schuld daran, daß das Mädchen mich flieht, als hätte ich den Ausſatz. (zu Truro) Geh Alter, hohle ein Bund Ruthen.

William. Warum nicht Schlangen dich zu geißeln?

John. Ha! ha! ha! eine Morgenländiſche Hyperbel! Fort alter Krauskopf, rufe mir den Meiſter-Knecht her. Du biſt auch ein Weib wenn's zum Schlagen kömmt.

Truro. Ach Herr! ihr haltet da den Weibern und mir eine ſchöne Lobrede. (er geht.)

William. Kann erzwungne Liebe dir Genuß gewähren?

John. Warum nicht? ich breche eine Roſe, die Dornen ſtechen ein wenig, aber ich breche ſie doch, und ſie duftet drum nicht minder ſchön.

William. Verkauf mir das Mädchen.

John. Gehorſamer Diener! Da haben wir den Schwärmer. Er predigt und predigt, fließt über von erhabnen Gefühlen, und am Ende will er ſie für ſich ſelbſt kaufen.

William. (verächtlich) Muß ich darauf antworten? — Wohlan Bruder, ich gebe dir hundert Guineen.

John. Hundert Guineen? viel Geld. Aber nein, vor der Hand wird noch nichts daraus.

William. Du biſt ein Tyrann. (er ſezt ſich, und zieht ein Buch aus der Taſche.)

John. Vortreflich. Lerneſt du die ſchönen Bruder-Nahmen aus deinen Büchern? — Das verzweifelte Leſen! Die Seele ſizt im Treibhaus, und wird getrieben wie eine Ananas in Europa. Da kommen dann ſo unſchmackhafte Früchte heraus. Hätte mein Vater das Mädgen nicht leſen gelehrt, ich wette ſie würde vernünftiger ſeyn.

William. (bitter) Du haſt Recht. Das Leſen iſt der verbotene Baum im Paradieſe.

Vierte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Die Vorigen.

Meiſt. Kn. Ihr habt mich rufen laſſen?

John. Du kömmſt zu ſpät, mein Zorn iſt verraucht.

Will. Dein Zorn? Du ſprachſt mit einer Kälte, die dem Zorne nicht eigen iſt.

John. Warum nicht? Unſer Einer gewöhnt ſich an den Zorn, wie der Hofmann an ein heiteres Geſicht. Ich bin den ganzen Tag zornig, aber man ſieht es mir nie an.

Will. Deſto ſchlimmer.

John. (zum Meiſter-Knecht.) Wie haſt du die Sclaven an die Arbeit vertheilt?

Meiſt. Kn. Einige ſchwingen den Kaffee auf der Schwingmühle; andere ſieden den Roku in die Keſſel und laſſen ihn kochen. Die Kinder jäten das Unkraut zwiſchen den Baumwollenſträuchern.

John. Gut, aber der Zucker?

Meiſt. Kn. Ich habe dem alten Benno den Rücken aufhauen, und Salz und ſpaniſchen Pfeffer hinein ſtreuen laſſen.

John. Warum?

Meiſt. Kn Weil der erſte Keſſel zu wenig Feuer hatte, und der vierte zu viel.

John. Der Böſewicht! warum befahlſt du nicht ihn aufzuwinden, ſo hätte er es beſſer gefühlt.

M. Kn. War nicht nöthig. Die Feuerglut, bey welcher er ewig ſchwizt, hat ihn ſo ausgedörrt, daß bey jedem Hiebe die Haut ſich von den Knochen löſt, wie die Schaale von einer Kaffeebohne.

Will. (ſchlägt das Buch heftig zu. Sein Geſicht glüht von Unwillen.)

John. Er wird ſchon zu alt, man muß ihn nach und nach ruhig ſterben laſſen.

Will. Ruhig ſterben? wie machſt du das?

John. Ich laſſe ihn weniger arbeiten, und gebe ihm weniger zu eſſen, ſo verliſcht er endlich wie ein Licht.

Will. (mit verbiſſner Wuth) Bruder, laß dem Teufel ſagen, daß du hier eine Schule angelegt haſt, ich wette, er kommt um bey dir zu lernen.

John. Ha! ha! ha! viel Ehre. — (zum Meiſter Knecht) Haſt du die neuen Sklaven ſchon zur Arbeit geführt?

M. Kn. Noch nicht. Ihr wißt ja die alte dumme Gewohnheit, ſie nach ihrer Ankunft zehn Tage lang in der See zu baden, und gut zu füttern, ehe man ſie arbeiten läßt. Die Narren denken immer, man mäſte ſie nur, um ſie aufzufreſſen.

Will.

Will. Es frägt ſich noch welches beſſer wäre.

M. Kn. Einer von ihnen fragte mich in allem Ernſt: ob meine Schuhe von Negerleder gemacht wären? weil ſie ſchwarz ausſehn.

Will. Von Leuten, die täglich geſchunden werden, war die Frage eben nicht befremdend.

M. Kn. Da iſt unter Andern Einer, ein alter Kerl, der quält mich täglich ihn zu euch zu bringen; er ſolle und müſſe euch ſprechen; er werde vor Gram ſterben, wenn er ſein Herz nicht ausſchütten dürfe.

John. Was will der Narr?

M. Kn. Ich habe ihn mit herauf gebracht. Wollt ihr ihn ſehen?

John. Ich bin doch neugierig, laß ihn kommen.

M. Kn. (ab)

John. Siehſt du Bruder wie gut ich bin. Jedem alten Schwätzer leihe ich mein Ohr. Das iſt eine Schwachheit, die mir noch von unſerm Vater anklebt.

Will. (wirft einen ſpöttiſch verächtlichen Blick auf ihn, und ſchweigt.)

Fünfte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Ayos. Die Vorigen.

M. Kn. Da bring' ich ihn.

Ayos. (ſich vor John niederwerfend) Herr, ich küſſe den Staub unter deinen Füſſen.

John. Steh auf, ich liebe das nicht. Weniger Demuth und mehr Arbeit. Du biſt ein alter Knabe. Ich wette, man hat dich für ein paar Ellen Tuch und einige Kannen Brandtwein gekauft.

Ayos. Man hat mich gar nicht gekauft, ich ſelbſt habe mich verſchenkt.

John. Verſchenkt?

Ayos. Oder verkauft, wenn du lieber willſt. Ich habe meine Freyheit um den lezten Troſt meines Lebens verkauft, um die Hoffnung meinen Sohn wieder zu ſehen!

John. Deinen Sohn? wo iſt er?

Ayos. Ja wo iſt er? das frage ich dich guter Herr. Du wirſt nicht ſo unbarmherzig ſeyn, als dieſer Mann, der mir nicht einmal Ja oder Nein antwerten will.

M. Kn. Bin ich denn nur da um euch zu antworten? Wenn ich mich mit jedem Sklaven in ein Geſpräch über ſeine Familie einlaſſen wollte, ſo würde die Pflanzung bald zu Grunde gehn.

John. Er hat Recht. Hier wird nicht gefaullenzt, wie in euren heiſſen Sandwüſten.

Ayos. Ach! ich will ja gern arbeiten, ſo viel ein Greis vermag, der den Piſang ſiebenzigmal blühen ſah; aber gieb mir meinen Zameo wieder! Du wirſt dabey gewinnen, denn an der Seite meines Sohnes werde ich wieder jung werden, flink und raſch — die Freude giebt Kraft —

John. (zum Meiſter-Knecht) Zameo? Haben wir einen ſolchen Sklaven?

M. Kn. (ſich beſinnend) Ich glaube, ja.

Ayos. Nun endlich! Meinen Dank für dieſes Wort! Du ſprachſt es ſo kalt aus, mich wärmt es mehr, als das heiſſe Gewürz der Moluckiſchen Inſeln.

John. Woher weiſt du, daß dein Sohn gerade auf meinen Schiffen hieher gebracht wurde?

Ayos. War es denn nicht der Preiß, um welchen ich meine Freyheit verhandelte? Kannte ich etwa den Schiffer nicht wieder, der vor einem Jahre meinen Zameo wegführte? — O wenn du wüßteſt wie mein Zameo ein Sklave wurde —

John. Ich will es nicht wiſſen. Pack dich fort! Ich habe das Winſeln ſatt.

Will. (ſteht auf) Bruder, ich bitte dich, laß ihn erzählen.

John. Freylich, das iſt ein Seelenſchmaus für einen europäiſchen Philoſophen. Nun wohlan, erzähle.

Ayos. Ich zog in den Krieg gegen die Neger von Aſſa, und wurde gefangen. Man verkaufte mich an der Kuſte. Ein Weib und zwey Söhne weinten um mich. Da kam der jüngſte Sohn, den ich in vielen Jahren nicht geſehen hatte, denn er war einem Madgen zu Liebe in ein anderes Land gezogen. Nun hatte er aber ſein Weib eingebüßt, das Leben war ihm eine Laſt, und als er von meinem Unglück hörte, eilte er herbey, warf ſich dem Sclavenhändler zu Füſſen, und bat für ſich um meine Feſſeln.

Der

Der harte Mann ſah den ſchönen ſtarken Jüngling, ließ mich ohne Bedenken los, ſchmiedete meinen Zameo in Ketten, und ſtieß ihn hinab in den Schiffsraum. Noch Einmal ſah er ſich nach mir und ſeinen Brüdern um, lächelte und verſchwand.

Will. Aber warum raubteſt du ihm die Frucht ſeiner kindlichen Liebe? warum haſt du ſelbſt deiner Freyheit entſagt?

Ayos. Ach guter Herr! mein Weib iſt geſtorben; meine Söhne ſind im Kriege erſchlagen, und meine Enkel durch die Blattern weggerafft worden. Ich war allein in der Welt, und mir blieb Niemand als mein Zameo, der in einer weiten Ferne für mich litt. Was ſollte ich thun? ich dachte: es iſt doch beſſer, ſeine Leiden zu theilen, als meine übrigen Tage auf Gräbern einſam zu verweinen. Die Todten hören meine Klagen nicht; mein Sohn lebt und wird ſie hören! —

John. Genug gewinſelt! (zum Meiſt. Knecht) Geh, führe ihn hinab zu ſeinem Sohne, und vergönne ihm, ſich einige Minuten zu freuen.

Ayos. Ach! einige Minuten ſind viel für einen Greis! — Ich werde meinen Zameo wieder ſehen! — kann ich auch hinabgehn ohne zu wanken? — Vergieb mir guter Herr, glaube nicht, daß ich immer ſo kraftlos bin. O ich kann noch arbeiten, aber jezt zittert die Freude in allen meinen Gliedern. — (zum Meiſt. Kn.) Ich bitte dich, unterſtütze mich.

M. Kn. (ſtößt ihn vor ſich her) Geh alter Knabe! Du wirſt ſchon ohne mich hinunter kommen.

Ayos. (indem er wankend fortſchreitet) Ach ja — ich werde wohl — mein Zameo! — zu dir — zu dir! — (er geht ab mit dem M. Kn.)

Sechſte Scene.

John und William.

Will. Weißt du auch Bruder, daß du ein garſtiges Handwerk treibſt?

John. Wie ſo?

Will. Mir ſchmeckt kein Biſſen in deinem Hauſe.

John.

John. Das thut mir leid.

Will. Ich finde keine Ruhe in deinen Betten.

John. Ich ſchlafe recht gut.

Will. Wenn mit Sonnen-Aufgang der Meiſter-Knecht die armen Sklaven herauspeitſcht, weckt dich ihr Geſchrey denn nicht?

John. Ich bin das ſchon gewohnt.

Will. Gerechter Gott! kann nur der Menſch allein ſich an Alles gewöhnen, und von Allem entwöhnen, ſogar von ſeiner Menſchheit!

John. Was ſoll man thun? man kann das Zuckerrohr doch nicht ſelbſt bauen.

Will. Muß es denn durchaus gebaut werden?

John. Seltſame Frage!

Will. — Sage mir Bruder, hältſt du deine Sklaven für Menſchen? — ich wette, dieſe Frage kommt ihm gar nicht ſeltſam vor.

John. Ich behandle ſie wie Menſchen.

Will. (ſpöttiſch) Würklich?

John. Ich gebe ihnen zu eſſen und zu trinken.

Will. Das giebſt du deinen Hunden auch.

John. Sie ſind auch nicht viel beſſer als Hunde. Glaube mir, Bruder, es iſt eine eigne Race zur Sklaverey gebohren.

Will. Wo iſt das Zeichen mit dem Gott ſie zu Sklaven ſtempelte?

John. Sie ſtammen von Kain ab, ſie ſind ſchwarz, weil ihr Stammvater der erſte Brudermörder war.

Will. Vortreflich! -

John. Sie ſind ſpitzbübiſch, boshaft und dumm. Sie erkennen ſelbſt die Ueberlegenheit unſers Geiſtes, und folglich die Gerechtigkeit unſerer Herrſchaft.

Will. Sie ſind dumm, weil Sklaverey jede Kraft der Seele zermalmt; ſie ſind boshaft, aber nicht genug gegen euch. Sie lügen, weil man keinem Tyrannen die Wahrheit ſagen muß. Sie erkennen die Ueberlegenheit unſeres Geiſtes, weil wir ſie in ewiger Unwiſſenheit erhalten; die Gerechtigkeit unſerer Herrſchaft, weil wir ihre Schwäche mißbrauchen. O ihr habt Alles gethan, um dieſe Unglücklichen herabzuwürdigen, und dann beklagt ihr euch noch, daß ſie dumm und boshaft ſind.

John. Aber die Neger wurden als Sklaven gebohren?

Will. Falſch! kein Sklave wird gebohren. Sey Fürſt oder Vater, wer gab dir ein ſolches Recht?

John. Aber wenn nun der Neger ſich ſelbſt verkaufte? er iſt Herr ſeines Lebens, warum nicht auch ſeiner Freyheit? er ſelbſt beſtimmt den Preiß:

Will. Die Freyheit des Menſchen hat keinen Preiß.

John. Deſto ſchlimmer für ihn, wenn er mir ein koſtbares Ding wohlfeil verkauft. Er iſt ein Narr, aber ich bin kein Schelm.

Will. Verkaufen? das darf er nicht weil er nicht Alles darf, was ein ungerechter Herr als Sklave von ihm fodern könnte. Er gehört ſeinem erſten Herrn, Gott! der ihn nie frey ließ. Der Menſch kann ſein Leben verkaufen, wie der Soldat, aber nicht den Mißbrauch ſeines Lebens, wie der Sklave.

John. Aber die Meiſten waren Kriegsgefangene, ohne uns würde man ſie umgebracht haben.

Will. Ohne euch wären ſie nie gefangen worden, ihre Kriege ſind euer Werk. Und wenn der Sieger ſeinen Sieg mißbraucht, warum wollt ihr ſeine Mitſchuldige ſeyn?

John. Aber viele waren Verbrecher, die ſchon in ihrem Vaterlande den Tod verdienten.

Will. Seyd ihr die Henkersknechte von Africa?

John. Sind ſie nicht hier wenigſtens eben ſo glücklich als dort?

Will. Warum ſeufzen ſie denn ohne Unterlaß nach ihrem Vaterlande? Warum leben ſie lieber unter Tygern und Löwen als unter euch? warum vergiften und erhängen ſie ſich? warum ſind von 9 Millionen Sklaven, welche die neue Welt erhielt, ſieben und eine halbe Million umgekommen?

John. Machen es denn die übrigen Nationen beſſer als wir Engländer?

Will. Leider nein! der Spanier macht aus den Negern Gefährten ſeiner Faulheit; der Portugieſe mißbraucht ſie zu ſeinen Ausſchweifungen; der Holländer zu Schlachtopfern ſeines Geizes. Der Franzoſe beugt ſie unter ſchwere

Arbeiten, und verſagt ihnen oft das Nothdürftige; aber er lacht doch zuweilen mit ihnen, und ihr Elend iſt erträglicher. Der Engländer lächelt nie, läßt ſich nie zu ihnen herab —

John. Ich will deine ganze Afterphiloſophie mit Einem Streiche zu Boden ſchlagen: ohne uns würden ſie die chriſtliche Religion nie kennen lernen. Sie vertauſchen ihre Freyheit gegen das Heil ihrer Seelen.

Will. O göttlicher Stifter! Hätteſt du vorausgeſehen, daß durch deine ſanften Lehren man einſt ſolche Greuel rechtfertigen würde! — Wenn die Religion Verbrechen heiligt, hinweg mit ihr auf ewig! Redet laut, ihr Diener der Kirche! widerſprecht laut! Hier wäre hier Weisheit und Schweigen ein Verbrechen.

John. Das iſt eitel Declamation von hohen Schulen mitgebracht. Davon wächſt keine Kaffeeſtaude, und wird kein Zuckerrohr reif. Du beſitzeſt ein feines Vermögen, das hat unſer Vater durch Negerſklaven erworben, und es behagt dir wohl, nicht wahr? (er geht lächelnd ab)

Will. (allein) Weh mir daß er Recht hat! Jeder Schilling in meiner Taſche glüht! jeder

Biſſen in meinem Munde iſt durch Thränen der leidenden Menſchheit vergiftet! —

Siebente Scene.

William. Ada und Lilli.

Ada. Guter weiſſer Mann, ich finde dich allein. Zürne nicht. Als vorhin dein Bruder ſo unfreundlich gegen mich war, da merkte ich wohl, daß es dir weh that, und plötzlich kam mir der Gedanke: geh zu William, der wird dich ſchützen. Guter weiſſer Mann, ſchütze mich!

Lilli. Du haſt Augen wie dein Vater, freundliche fromme Augen.

Will. Liebe Kinder, wollte Gott ich könnte euch helfen.

Ada. Gewiß Gott will das. Ich bin ein armes unſchuldiges Geſchöpf, nie habe ich mit Vorſatz einen Wurm getreten; warum werde ich denn ſo gemartert?

Will. Nennſt du geliebt werden eine Marter?

Ada. Nennſt du, was dein Bruder heiſcht, Liebe?

Lilli. Brennende Baumwolle und Stecknadeln, haſt du vergeſſen?

Will. Rauh und mürriſch ſeyn iſt mehr bey ihm Gewohnheit. Du ſollteſt das überſehn.

Ada. Ich kann nicht, wenn ich auch wollte. In meinem Herzen iſt nicht Raum für zwey Männer.

Will. Du haſt einen Geliebten in Africa zurückgelaſſen?

Ada. Einen Geliebten nur? — mehr als Geliebten! einen Gatten!

Will. Man hört, daß du keine Europäerin biſt.

Ada. Wir waren kaum ſo lange verheyrathet, als der Piſang blüht. Wir wohnten am Strande, das Meer gab uns Fiſche, der Wald hinter uns, wildes Geflügel: zu beyden Seiten grüne Saat von türkiſchem Waizen, und in der Mitte von dem Allen wir ſelbſt, und in uns nur Ein Herz — glaube mir, wir hatten genug.

Will. Ich glaube dir, gutes Kind.

Ada. Ein kleiner Beutel mit geröſtetem türkiſchen Waizen-Mehl ſtillte unſern Hunger, und wenn ich Abends meine Kürbis-Flaſche voll Palmwein nach Hauſe brachte, ſo erquickten wir uns mehr, als die Weiſſen bey ihrem Rum; und wenn wir des Nachts auf einer ſelbſt gewebten Matte ruhten, ſo ſchlieſen wir ſanfter als unſer Kaboſſier auf ſeinem europäiſchen Teppich. Es war Etwas mit uns und um uns, das Heiterkeit und Frohſinn athmete, und dem wir keinen Nahmen zu geben wußten — es war Liebe!

Will. Und wer zerſtörte euer ſtilles Glück?

Ada. Weiſſe Menſchen raubten mich, während mein Gatte abweſend war. Sie haben Ada, die geraubte Sklavin, an deinen Bruder verkauft, aber Ada die Liebende und Geliebte, konnten ſie nicht verkaufen. Zwiſchen jenen Wänden von Palmenzweigen geflochten, athmet noch der Geiſt meiner Liebe! —

Will. Was nuzt dieſe ſchwärmeriſche Treue einem Gatten, den du nie wieder ſehen wirſt?

Ada. Ich ſeh' ihn immer, er ſteht überall vor meinen Augen! — O du ſollſt mich nicht

um

um meine lezte Hoffnung ſchwatzen! — Ihn nie wieder ſehen? — Was haſt du davon, daß du einem Verunglückten den Strohhalm aus der Hand reiſſeſt, an dem er ſich hielt? — Und wenn du Recht hätteſt — was kümmert mich dieſer Tropfen Zeit! dieſe Spanne Land, von euch Welt genannt! — Einmal werde ich ihn doch wiederſehen! — Nicht wahr, du glaubſt an ein beſſeres Leben, wo auch Schwarze glücklich ſeyn dürfen?

Lilli. Drum laß uns der weiſſen Tyrannen ſpotten! Es kann doch nicht ewig währen. Unſer Kaboſſier nannte ſich auch einen Herrn über Himmel und Erde, aber die Erde iſt Meiſter über ihn geworden, und hat ihn zugedeckt. Was iſts nun mehr? die Weiſſen plagen uns eine Weile, doch wenn es zu arg wird, haben wir einen Freund, der nicht der ihrige iſt. Er hat einen häßlichen Nahmen — er heißt Tod! aber wer wird ſeinen Retter fragen wie er heißt? wer vor dem Nahmen eines Wohlthäters erſchrecken? — Luſtig Ada! das Leben iſt nur ein Spielzeug; wir ſind keine Kinder mehr, wir werfen es weg.

Will. Frohes Mädgen, du verträgſt dich mit deinem Schickſal?

Lilli. Ich bin aus Congo gebürtig: in Congo und Loango ſind wir immer froh; wir leben heute, und genieſſen heute, und ſprechen nicht: morgen iſt auch ein Tag. Drum wohnt die Gaſtfreyheit in unſern Hütten, und den Geiz verabſcheuen wir. Drum nennen wir euch Europäer verſchloſſene Hände. Wir denken nicht an das Vergangene, wir zählen unſere Jahre eben ſo wenig als die Waſſertropfen, welche der große Volta-Fluß unter unſern Füſſen hinwälzt. Wir glauben an den höchſten Gott Numbo, der aber viel zu vornehm iſt, als daß er ſich um uns bekümmern ſollte. In Congo und Loango können wir Tage lang über Kleinigkeiten lachen. Unſere junge Burſche verſtehen ſich gut auf Pantomime, ſie wiſſen das Geſchrey der Thiere nachzuaffen; ſind luſtig ſobald ſie nur Muſic hören, und ermüden nie im Tanz.

Will. Genügſames Völkchen.

Lilli. Soll ich dich lehren immer froh ſeyn?

Will. Dann würdeſt du mich lehren, was hundert europäiſchen Philoſophen mislungen iſt.

Lilli. Nichts leichter als das. Merke dir nur zwey kurze Verhaltungsregeln: Thue nie Böſes und iß dich nie ſatt, ſo bleiben Seel' und Leib immer geſund. Für das Eine ſorge ich ſelbſt, und für das Andere dein Bruder. (Aſ lacht)

Will. Goldene Regeln!

Lilli. Warum golden? Ich traue dem Menſchen nicht, der Alles was ſchön und gut iſt mit Gold vergleicht. Nenne ſie lieber Sonnen-Regeln, denn ſie erwärmen das Herz; oder Todes-Regeln, denn ſie lehren froh ſterben. Dein Vater kannte ſie wohl. Ich freue mich immer wenn ich zurück denke, wie der alte Herr ſtarb.

Will. Du freuſt dich?

Lilli. Ja wohl. Er ſaß auf einem Stuhl in dieſem Zimmer —

Will. (haſtig) In dieſem Zimmer? wo? wo?

Lilli. (auf einen Platz deutend) Da ſaß er.

Will. (ſehr bewegt) Da? — nur weiter.

Lilli. Er ließ alle ſeine Sklaven herein kommen. Kinder, ſagte er, ich gehe zu Gott. — Vater! riefen wir, gieb uns deinen Segen! — Da ſegnete er uns, und wir ſegneten ihn. Er lächelte — und wir weinten.

Will. Ich ſehe, du kannſt doch nicht immer lachen?

Lilli. Warum nicht? meynſt du wegen der Thräne, die mir da über die Backe rollt? Wenn ich ſo weine, ſo lacht mein Herz.

Will. Gute, liebenswürdige Geſchöpfe!

Lilli. Was nutzen deine glatten Worte? lobe nicht, hilf uns.

Will. Ich kann nicht.

Lilli. Warum nicht? Biſt du nicht auch ein Sohn von dem alten Herrn?

Will. Ich bin nur der jüngere Bruder.

Lilli. Darf denn der ältere Bruder allein Gutes thun? — Theilt immerhin eure Schätze, das Recht wohl zu thun, ſollte zwiſchen Brüdern ungetheilt bleiben. — Du ſchweigſt? du betrachteſt mich und Ada mitleidig? — O kümmere dich nicht um mich; meine Schutzgeiſter

geiſter ſind Hoffnung und froher Muth. Aber ſchütze Ada, ihr mangelt beydes.

Ada. Schütze mich, guter weiſſer Mann!

Will. Was kann ich thun? — ich habe meinem Bruder viel Gold um deine Freyheit geboten; er hat es ausgeſchlagen.

Liſſi. Er hat Gold ausgeſchlagen? Arme Ada! wenn er dich mehr liebt als Gold, ſo biſt du verlohren!

Ada. Ach! hätte dein Vater nur noch wenige Wochen gelebt! ſchon wurde das Schiff ausgerüſtet, das mich in die Arme meines Gatten führen ſollte. — Mein Wohlthäter ſtarb — wohlan! auch ich kann ſterben!

Liſſi. Hörſt du? — die arme Ada! — Betrachte ſie. Iſt ſie nicht ſchön wie die Blume Glorioſe? und doch iſt ſie mehr gut als ſchön. — Pfuy! ihr ſeyd häßliche Menſchen! wir zerſetzen unſere Haut, ihr eure Seelen; wir glauben, daß die Schmarren im Geſicht uns verſchönern, ihr haltet eure Laſter für ſchön. Wer hat dem Andern etwas vorzuwerfen?

Will. Bey Gott! nicht wir!

Achte Scene.

Truro bringt Kaffee. **Die Vorigen.**

Truro. Hier iſt das Frühſtück. (er ſetzt es auf den Tiſch.)

Will. Was fehlt dir? deine Augen ſchwimmen in Thränen?

Truro. O nichts guter Herr! der Pflanzer muß ſich an Thränen gewöhnen, wie der Bergmann an bleiche Geſichter. Wenn ihr mich einmal lachen ſeht, dann mögt ihr fragen: warum lachſt du Truro?

Will. Guter Gott! iſt denn Jamaica die Thränen-Inſel?

Truro. Schade um die milde Luft und den fruchtbaren Boden; Alles grünt und gedeyht, nur keine Freude.

Will. Rede, was erpreßte dir dieſe Thränen?

Truro. Ein paar alltägliche Geſchichtgen. Die Erſte von einem armen Teufel, der mit einem Stocke über das Feld gieng. Das iſt ſcharf verbotten, wir dürfen keine Waffen führen, nicht einmal einen Knüttel, um uns der Hunde zu erwehren, oder eine Schlange damit auf den Kopf zu ſchlagen. Der Meiſterknecht ſah es, und peitſchte ihn wie gewöhnlich; der Sklave winſelte und warf ſeinen Stock weg. Bald nachher fiel ein toller Hund ihn an, er wollte ihn mit der Fauſt abhalten, und wurde gebiſſen. Nun iſt er Waſſerſcheu geworden. In ein paar Tagen bricht die Wuth aus, dann iſt ihm wohl.

Will. Fürchterlich!

Truro. Das andere Geſchichtgen iſt noch weit luſtiger. Es handelt von ein paar Brüdern, die bey den Zuckerkeſſeln arbeiten. Ach Herr! das iſt eine ſaure Arbeit, weil man den ganzen Tag von der Glut gebraten wird. Der jüngere Bruder iſt nicht recht geſund, er konnte es nicht länger aushalten, lief zu Buſche und verſteckte ſich. Dieſen Morgen haben ſie ihn wieder eingefangen. Maſter John kam herab, und war ſehr böſe. Er befahl dem ältern Bruder den jüngern halb tod zu peitſchen; und als der ſich weigerte — ach! wie konnte er anders! — da ließ er ihn ſelbſt peitſchen, daß das Blut den Rücken herunter lief. Plötzlich griff der arme Schelm in der Angſt nach einer Axt die neben ihm lag, und hieb ſich die rechte Hand ab, und ſagte: er wolle lieber ohne Hand ſeyn, als ſich damit an ſeinem Bruder vergreifen. Ich kam eben dazu, und ſah den blutigen Stummel; da muſte ich alter Narr weinen.

Will. Hör auf! du zermalmſt mich!

Lilli. Was ſagſt du nun, guter weiſſer Mann?

Truro. So geht man mit uns um, weil wir ſchwarz ſind.

Lilli. Und doch war die Muttermilch, welche wir geſogen, auch weiß.

Ada. Und unſer Blut iſt auch warm und roth.

Will. Kein Wunder, wenn es ſiedend heiß wäre! wenn die Verzweiflung es in Flammen ſezte, und ihr eure Henker erwürgtet.

Truro. Ach ja! die Verzweiflung hat ſchon manche gräßliche Rache gebohren. Es giebt Neger, die unter ihrem Volke für Zauberer gelten, weil ſie aus gewiſſen Inſecten ein feines Gift zubereiten, womit ſie ihren Durſt nach Rache löſchen. Es giebt Andere, welche die Verzweiflung noch ſinnreicher macht. Vor ein

paar

paar Jahren ließ Einer unſerer Nachbarn ſeinen unſchuldigen Sklaven grauſam peitſchen; dann gieng er ruhig hinaus auf ſeine Pflanzung. Drey kleine Kinder, die er zurück ließ, wurden von dem Gemißhandelten auf das Dach geſchleppt. Da ſaß er Racheſchnaubend, und lauerte auf ſeines böſen Herrn Zurückkunft. Als der nun, grade vor ſich hinſehend, vom Felde heim kam, da fiel ihm plözlich ſein jüngſter Sohn vor die Füſſe. Erſchrecken ſah er empor — da ſtürzte der zweyte herab. Bebend fiel er auf die Kniee und bat um das Leben des Dritten — vergebens! auch der Dritte, und endlich der Sklave ſelbſt, lag zerſchmettert zu ſeinen Füſſen.

Will. Gräßlich! — O warum verbergt ihr euch nicht in Höhlen und Wälder?

Truro. Das thut denn auch wohl Dieſer und Jener, aber wird er gefangen, ſo haut man ihm das Erſtemal die Ohren ab. Das zweytemal ſchneidet man ihm die Kniekehle entzwey, und brandmarkt ihn auf der Schulter. Das drittemal muß er ohne Gnade ſterben.

Will. Iſt denn kein Gerichtshof im Lande, dem ihr eure Noth klagen könntet?

Truro. Ein Gerichtshof? — Nicht einmal als Zeugen dürfen wir auftreten, vielweniger als Kläger. Ein Neger hat nie Recht. Jeder Europäer, ſelbſt der Fremdling, darf ihn ungeſtraft peitſchen, und hebt der Neger die Hand gegen ihn auf, ſo iſt er des Todes.

Will (knirſchend) Vortreflich! — wirft denn nicht mindeſtens die Liebe zuweilen einen Sonnenblick in eure ewige Nacht?

Truro. Die Liebe? — Ach! da reißt ihr mir eine alte Wunde auf. Als ich noch ein junger, flinker Burſche war, verliebte ich mich in eine Negerin aus einer fremden Pflanzung. Solche Heyrathen ſind aber verboten, und ich habe viel darum gelitten!

Will. Verboten?

Lilli. Was iſt hier nicht Alles verboten? Heyrathen wider den Willen unſerer Eltern, das dürfen wir; aber nicht ohne Einwilligung des Herrn.

Truro. Als euer guter Vater mich frey ließ, nahm ich ein Weib, aber meine Kinder ſind dennoch Sclaven.

Will. So dürft ihr doch noch Kinder haben?

Lilli.

Lilli. Aber ſie dürfen uns nicht lieben und ehren.

Truro. Auch können wir ihnen nichts hinterlaſſen, wir beſitzen kein Eigenthum.

Lilli. Und was meynſt du, wie einem Vater zu Muthe iſt, der ſeine Kinder wie Pferde vor einen Wagen geſpannt ſieht?

Will. Was ſagſt du?

Truro. Sie lügt nicht. Unſer Herr fährt oft in heiſſer Sonnen-Glut ſpatzieren mit ſechs vorgeſpannten Negern.

Will. Heilige Natur! iſt es möglich! (er trocknet ſich die Augen) Ich muß meine Thränen hinabſchwemmen. (Er ſchenkt ſich Kaffee ein.)

Truro. Ja, ja, guter Herr, der Kaffee ſchmeckt euch wohl ſüß, aber wenn ihr die bittern Thränen zählen könntet, mit welchen dieſer Zucker begoſſen worden iſt —

Will. (der eben trinken wollte, ſezt die Taſſe nieder, verbirgt ſein Geſicht, und geht ſchnell ab.)

Truro. (ihm nachſehend) Ganz das Ebenbild ſeines Vaters. Gott ſegne ihn!

Lilli. Wäre er ſchwarz, ich würde mich in ihn verlieben.

Ada. Ach! er kann mir doch nicht helfen!

Truro. Wenn wir Einmal ſchwarz und weiß untereinander vor Gottes Throne ſtehen —

Lilli. Wenn die Farbe kein Verbrechen mehr iſt —

Ada. Und die Natur wieder in ihre Rechte tritt —

Truro. Dort wird kein Meiſterknecht uns peitſchen! (er geht ab.)

Lilli. Der Himmel iſt ſüß, dort wird kein Zuckerrohr gebaut. (ſie läuft fort.)

Ada. O mein Gatte! dort werde ich dich wieder finden! (ſie geht ab.

(Ende des Erſten Actes.)

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Ein groſſes Feld, auf welchem viele Neger mit der Kultur des Zuckerrohres beſchäftigt ſind, entweder indem ſie es pflanzen, oder ſchneiden, oder von dem dazwiſchen wachſenden Unkraut ſäubern. *) Im Vordergrunde der Bühne ſieht man rechts ein Grab, und links eine Laube.

Die Negerſklaven ſingen bey der Arbeit nach einer einfachen und rührenden Melodie:

— Wir weichen Sklavenbrod
In bittre Thränen ein!
Komm, lieber Bruder Tod!
Ach! komm' uns zu befreyn!
An deiner mit Ruhe geſegneten Hand,
Geleit' uns hinüber ins beſſere Land!

---

*) Der Schauſpieldirector wird am beſten beurtheilen können, welche von dieſen Arbeiten das ſchönſte Tableau macht.

Während des Geſanges treten **William** und **Truro** auf.

Will. Wo führſt du mich hin? überall Töne des Jammers!

Truro. Dies iſt mein Lieblings-Plätzgen. — Schaut um euch, guter Herr, ſagt euer Herz euch nichts?

Will. Gott! — dieß Grab —

Truro. Eures Vaters.

Will. (ſich auf das Grab werfend) Mein Vater — mein guter Vater! — Wer pflanzte die Roſen um das Grab?

Truro. Das thaten die armen Neger aus Lieb' und Dankbarkeit. Die Natur gab ihnen ein Herz, und Blumen; ſonſt haben ſie nichts.

Will. Welch' ein heiliger Schauer durchbebt meine Glieder! (mit aufgehabnen Augen und Händen.) Vater! ich darf nicht wünſchen, daß dein Geiſt über dieſem Staube ſchwebe; jener Anblick, jener Klaggeſang würden des Himmels Freuden dir verbittern.

Truro. Es iſt tröſtlich zu glauben: er ſieht, und bedauert uns.

Will. Warum ward er eben hieher begraben?

Truro. Er hat es ſo gewollt. Hier pflegte er immer zu ſitzen, und die Arbeit zu überſchauen. Wer unter uns dann irgend ein Anliegen auf dem Herzen trug, der kam, und ſagte es gerade heraus, mit beſcheidener Zuverſicht; da wurde ihm immer geholfen. — Aber jezt — wie oft muß ich Zeuge ſeyn, daß ein hungernder Sklave vor den Meiſterknecht tritt, ſeinen Bauch über einander faltet wie ein Kleid, und ſeine lechzende Zunge herausſtreckt wie ein dürres Blatt. Ein Peitſchenhieb iſt die gewöhnliche Antwort.

Will. Welcher Feind meiner Ruhe hauchte mir den unſeligen Gedanken ein, in dieß Land der Quaalen zurückzukehren! — Doch nein! — ich habe das Grab meines Vaters beſucht; durch Wohlthaten will ich ſeiner Aſche ein Todtenopfer bringen; und dann fort! fort von dieſer Küſte! — wohin? — nach England, in die Arme des Mannes, den ſein edles Herz zum Redner der Menſchheit auffoderte; — nach Dännemark, zu den Füſſen des Fürſten, der, der Erſte, die Feſſeln dieſer Unglücklichen zerbrach, und dankbare Thränen gegen Geld eintauſchte.

Truro. Wäret ihr ein Jahr früher gekommen, ihr hättet es anders gefunden. Wie oft haben wir Abends nach vollbrachter Arbeit auf dieſem Platze geſungen und geſprungen. Da ſaß der alte Herr mitten im Kreiſe, erquickte uns mit allerley Getränken, und hatt' es gern, wenn wir luſtig lärmten, wenn die Keſſeltrommel ſchallte, und wir den Tact zum Tanz wacker in die Hände klatſchten. — Damals wurde der Brandtwein noch nicht verwäſſert, und mit Seife zum Schäumen gebracht. Der Neger bedarf ſo wenig zur Freude. Gebt ihm einen Dudelſack und ein Glas unverfälſchten Rum, ſo arbeitet er Wochenlang ohne Murren. Das wuſte euer guter Vater wohl. (Er ſeufzt.) Es iſt vorbey! — Jene frohen Zeiten kommen nicht wieder! — Ich habe da zum Andenken dieſe Laube gepflanzt, und begieſſe ſie oft mit meinen Thränen.

Zweyte Scene.

Eine Negerin mit einem todten Kinde in den Armen. Die Vorigen.

Die Neg. (wild und wahnſinnig) Weg da! weg da! der Platz gehört meinem Kinde!

Will. (aufſpringend.) Gott! was iſt das!

Neg. (neben dem Grabe knieend) Hier ruhe ſanft armer Wurm. Da unten wohnt ein guter Mann, der wird dich ſchützen.

Will. (ſchaudernd) Truro, was iſt das? das Kind blutet —

Neg. (ſieht ſich lächelnd um) Es blutet? Freylich blutet es. Sieh dieſen Tropfen auf meinem Gewande — und dieſen — und dieſen — Eins — zwey — drey —

Will. Weſſen iſt das Kind?

Neg. (ſchließt es mit Inbrunſt in ihre Arme.) Es iſt mein Kind!

Will. Wer hat es ermordet?

Neg. (lächelnd) Ich habe es ermordet. Wer anders als die Mutter konnte ſich ſeiner erbarmen?

Will. Gott erbarme ſich deiner, arme Mutter!

Neg. Ja, Gott erbarme ſich meiner!

Will. Warum thateſt du das?

Neg. Soll die Mutter nicht für ihr Kind ſorgen?

Will. Was bewog dich zu dieſer ſchrecklichen That?

Neg. Mutterliebe! Mein armes Kind ſollte viele Jahre lang gequält werden, nun hat ſeine Quaal nur drey Tage gedauert. Vor drey Tagen habe ich es gebohren. Ich war ſehr ſchwach und krank, da kam der Meiſterknecht und verlangte, ich ſolle den Zucker zwiſchen den ſchweren metallenen Walzen preſſen. Das konnte ich nicht. Da hat er mich geſchlagen — (ſie entblößt ihre Schulter) ſieh wie er mich geſchlagen hat, ſieh wie die Peitſchenriemen vom Nacken über die Bruſt herab laufen. Hernach wollte ich meinem Kinde Milch geben, und es kam nur Blut. Zwey Tage hat mein armes Kind von Blut gelebt, das ſog es aus den Schwülen, und weinte ſo erbärmlich — (lächelnd) Nun weint es nicht mehr.

Will. Ach! was haſt du gethan!

Neg. Meine Pflicht. Wollte Gott, guter Herr, meine Mutter hätte mir den Hirnſchädel zerſchmettert, als ich gebohren wurde! Ich habe keine Freude auf der Welt! nur zu Leiden hat Gott die Schwarzen erſchaffen. Als ich noch klein war, ſtahl man mich meinen Eltern, und verkaufte mich für einen kupfernen Keſſel. Zwiſchen Arbeit und Hunger ſind meine Tage, zwiſchen Fieberſchlaf und Thränen meine Nächte hingekrochen; bis man mir einen Mann gab, um noch mehr Sklaven in die Welt zu ſetzen. Dreymal hoffte und fürchtete ich Mutter zu werden, dreymal entwand ſich mir, unter zu harter Sklavenarbeit, eine unreife Frucht. Den Jagdhund laßt ihr zu Hauſe, wenn er werfen will, und nicht mehr gehen kann; aber die Negerin muß arbeiten, bis die Geburtsſchmerzen ſie in den Sand krümmen. Dieſes Kind war das Erſte, deſſen Leben mir einen frohen Augenblick ſchenkte. Ich habe es lallen hören — es hat an meiner Bruſt gelegen — ich habe mich gefreut — ich habe erfahren wie einem frölichen Menſchen zu Muthe iſt! — Süſſer Rauſch der Mutterliebe! Ach! er iſt

verliegen! man hat mich zu neuen Quaalen geweckt, zu neuen verdoppelten Quaalen! Ich ſollte nicht mehr allein leiden — das arme Geſchöpf ſollte meine Marter theilen. Als mich der Meiſterknecht ſchlug — Gott weiß! ich litt es geduldig, und bedeckte mein Kind mit meinen Armen — aber Ein Streich fiel doch auf mein Kind — da kam ich von Sinnen — da drückte ich ihm einen Nagel in das Herz — es ſchrie nicht — es zuckte nur Einmal — und ſieh, es iſt tod — Wollte Gott, guter Herr, meine Mutter wäre auch ſo barmherzig geweſen, und hätte mir den Hirnſchädel zerſchmettert, als ich gebohren wurde!

Will. (zerknirſcht) Mein Herz will mir ſpringen!

Truro. (ſich eine Thräne aus den Augen wiſchend) Ich habe das ſchon ſo oft erlebt, und kann es noch immer nicht gewohnt werden.

Neg. Rieſele ſanft, unſchuldiges Blut! rieſele hinab, und benetze die Gebeine eines Mannes, der fromm und gut war. Ach! hier ruht ein Todter — er war weiß, aber menſchlich. Er hatte Mitleiden mit mir, er kaufte mich

mich, weil ich unglücklich war. Kurz darauf ſtarb er, und ich bin wieder unglücklich! Aber nicht lange mehr! nein, nicht lange mehr! Man wird mich martern, weil ich mein Kind ſo lieb gehabt habe, ich bin krank und ſchwach, und werde die Marter nicht überleben. Gott ſey Dank! ich werde bald ſterben! — Du weinſt? — kann ein Weiſſer auch weinen? — laß mich ſehn — wahrhaftig es ſind Thränen. — Weine nicht — gieb mir dieſe Thränen — ich bin ſo arm, daß ich auch die nicht mehr habe — mit meinen lezten Thränen habe ich die Wunde meines Kindes ausgewaſchen.

Will. (verhüllt ſein Geſicht, und wirft ſich auf die Bank in der Laube.)

Neg. Sieh da, ein Weiſſer der auch ein Menſch iſt. Steig hinab zu dieſem Todten, hier oben biſt du unter deinen Brüdern allein. — Horch! was war das? — hörte ich nicht die Stimme des Meiſterknechts? — Gute Nacht liebes Kind! ſchlaf wohl! — nun wird man deine Mutter ſchlagen, aber du biſt dem Elend entriſſen. — Ruhe ſtill auf dieſem Grabe — ruhe ſanft — ſchlaf wohl! — —

(ſie

(ſie küßt das Kind noch Einmal und will gehn) Nein, ich kann es doch nicht hier laſſen! es iſt tod, aber das Mutterherz lebt noch — Ach mein Kind! mein Kind! (ſie ſchließt es in ihre Arme, und rennt verzweifelnd fort.)

Truro. Ihr weint guter Herr? — Ach! das thut mir wohl — das habe ich lange nicht geſehn.

Will. (ſein Geſicht verbergend) Laß mich allein Truro.

Truro. Ihr ſeyd nicht allein. Der Geiſt eures Vaters ſchwebt um euch — Der Geiſt unſers Vaters! (er kniet neben dem Grabe) O du guter alter Vater! könnte ich mit meinen Nägeln dich aus der Erde ſcharren! —

Dritte Scene.

Die Neger laſſen ihre Arbeit liegen, und kommen hervor.

Ein Neger. Kommt nur Brüder, der Meiſterknecht iſt noch weit.

Ein Anderer. Du beteſt Truro? wir wollen mit dir beten.

Ein Dritter. Ach! er hört uns nicht mehr!

Truro. Was wollt ihr Brüder?

Neger. Hülfe von unſerm alten Herrn!

Truro. Tod iſt tod!

Neger. Sage das nicht. Wenn er ganz tod wäre, wofür war er ſo gut? und wenn Alles mit uns ſtirbt, wofür leiden wir ſo viel?

Ein Ander. Er wird uns hören. Kniet nieder um das Grab. (ſie knien.)

Ein Dritt. Lieber Herr hilf uns!

Ein Viert. Unſer Elend iſt groß!

Alle. Guter alter Herr, hilf uns!

Neger. Meine Kräfte ſind erſchöpft.

Zweyter. Mein Rücken blutet.

Dritter. Meine Wunden heilen nie.

Vierter. Man giebt mir ſchlechten Manioc zu eſſen.

Fünfter. Uns wird kein Schlaf vergönnt.

Sechſter. Kein Schlaf und keine Freude!

Siebenter. Hilf uns Herr! du warſt ſonſt ſo gut!

Alle. Ach! du warſt ſo gut!

Neger. Mir Ungehorſamen haſt du verziehen!

Zweyter. Mich Kranken haſt du mit Wein erquickt.

Dritter. Meinem alten Vater haſt du die Freyheit geſchenkt.

Vierter. Meine Kinder haſt du von böſen Pocken geheilt.

Teuro. Er war unſer Aller Vater!

Alle. Das war Er!

Teuro. Dankt ihm noch im Grabe.

Neger. Ruhe ſanft auf unſerm Segen!

(Alle bücken ſich und küſſen das Grab.)

Will. (in der Laube, innigſt gerührt) Wer tauſchte nicht den Marmor auf des Siegers Grabe gegen dieß lebendige Denkmal!

Neger. Dein Sohn iſt hart und unfreundlich.

Ein Ander. Stille! verklagt lieber den Meiſterknecht.

Ein. Dritt. Gieb uns deinen andern Sohn zum Herrn.

Vierter. Seine Geſtalt gleicht der Deinigen.

Fünfter. Er wird gut ſeyn wie du.

Will. (tritt bewegt aus der Laube.)

Alle. Da iſt Er! (ſie ſpringen auf und umringen ihn.) Sey du unſer Herr!

Will. Ich danke euch Kinder! ich will euer Schickſal zu erleichtern ſuchen.

Die Neger. Gott ſegne dich!

Will. Könnte ich nur viel für euch thun!

Neger. Wir ſind ſchon getröſtet, weil du das ſagſt.

Ein Andrer. Und weil dein frommes Auge noch weit mehr ſagt.

Dritter. Seht Brüder, er weint.

Alle. (ſich um ihn drängend.) Er weint! er weint über unſer Elend!

Will. Hofft arme Menſchen! es wird beſſer werden. In England lebt ein Mann, der euch liebt; der Tag und Nacht auf eure Befreyung ſinnt, und von der ſchönen Glut der Menſchenliebe erwärmt, mit feuriger Beredſamkeit eure Rechte vertritt.

Die Neger. Segen über den guten fremden Mann!

Ein Andrer. Nenne uns ſeinen Nahmen.

Will. Er heißt Wilberforce.

Neger. Gott im Himmel! ſchreibe ſeinen Nahmen in dein Buch!

Will. Der Sklavenhandel wird aufhören, man wird keinen eurer Brüder mehr herüber bringen.

Neger. Wohl ihnen! weh uns!

Will. Auch eure Bürde ſoll leichter werden.

Ein Neger. Tröſtliche Worte!

Ein Andrer. Hoffnung! ſüſſer Palmwein.

Will. Ich will meinen Bruder bitten, daß er euch heute einen frohen Tag mache.

Neger. Thu das, guter Herr, damit wir das Frohſeyn nicht ganz verlernen.

Will. (zu Jameo, der etwas von den übrigen entfernt, ſich an einen Baum gelehnt hat.) Wer biſt du ſtiller Jüngling, dem keine Klage entwiſcht?

Jameo. Ich bin mit meinem Schickſal zufrieden.

Neger. Er lügt. Von ihm iſt das Lied an den Tod, welches wir immer ſingen.

Will. Du wünſcheſt zu ſterben?

Jameo. O ja.

Will. Doch lieber frey zu ſeyn?

Jameo. Der Tod macht frey.

Will. Hängſt du an nichts mehr in der Welt?

Zameo. Ach! — ich weiß es nicht! —

Will. Wie geriethest du in die Sklaverey? — du antworteſt nicht?

Neger. So macht er es immer. Nie will er unſer Vertrauen erwiedern.

Will. Gebt ihm mit eurem Beyſpiele vor. Erzählt mir, wie ein Jeder unter euch um Freyheit und Vaterland betrogen wurde.

Truro. Betrogen! das iſt das rechte Wort. Die erſten Spanier gaben vor, ſie kämen von den glücklichen Inſeln, wo unſere verſtorbene Väter und Freunde wohnen. — Wir arme Leichtgläubige! — Wer einen Gatten, Vater, Sohn oder Bruder verlohren hatte, ſchiffte ſich wohlgemuth ein, und ward Sklave.

Ein Neger. Die portugieſiſchen Statthalter verkauften das Recht, mit Spürhunden auf die Menſchenjagd zu gehn.

Ein Andrer. Man ſtempelte uns mit glühenden Eiſen, unter dem Vorwand, daß in Portugall nur der für einen Mann gelte, der ein ſolches Zeichen auf der Schulter trage.

Truro. So hintergieng man unſere harmloſen Väter. Zu Verbrechern wurden ſie geſtempelt, als ſie noch in Fried' und Unſchuld kein Verbrechen kannten. Wenn euch jemals ein Hauſe ſolcher Unglücklichen aufſtößt, ihr werdet glauben einer Reihe von Miſſethätern zu begegnen. Kummer und Ketten beugen Leib und Seele; zwiſchen großen hölzernen Gabeln ſtecken ihre Köpfe, hinten mit eiſernen Klammern befeſtigt; keiner vermag einen Schritt zu thun, wenn die ſchwere Gabel nicht auf der Schulter deſſen ruht, der vor ihm her keucht; ihre feſt gebundenen Hände können nicht einmal den Schweiß abtrocknen; nur ihre Thränen waſchen Blut und Schweiß von den Geſichtern. So treibt ihr eure Sklaven zu Markte; euer Maſtvieh geht wenigſtens frey zur Schlachtbank.

Will. Gott! das Alles wußtet ihr? und waret nicht auf eurer Huth?

Truro. Ich wurde als Kriegsgefangener verkauft. Vormals führten meine Landsleute ſelten Krieg, und geſchah es je zuweilen, ſo war es um ein Dutzend Fiſche, oder eine Hand voll Salz. Nun ermorden ſie ſich täglich, um die übrig bleibenden zu verkaufen. Was die Pocken verſchonen, das vertilgen die Europäer. — Vormals handelten wir mit getrockneten Fiſchen, mit Leinewand, Wachs und Elfenbein; den Menſchenhandel lernten wir von euch.

Ein Neger. Mich entführte man mit Gewalt, als ich ſorglos am Strande mein Fiſchnetz beſſerte.

Ein Andrer. Ich verlohr alle meine Haabe im Schiff, und endlich mich ſelbſt.

Ein Dritt. Ich ſtahl eine Tabackspfeife und wurde verkauft.

Vierter. Den Diebſtahl kennen wir nur, ſeit die Weiſſen unter uns kamen.

Fünfter. Sie haben uns ſo reich an Bedürfniſſen gemacht, daß wir überall Mangel leiden.

Sechſter. Mich haben meine Eltern aus Noth verkauft, als ich noch klein war.

Will. (zu Zamer.) Nun, und du? — du ſchweigſt noch immer?

Neger. Es iſt vergebens, er ſpricht nie von ſeinem Schickſal.

Ein Andrer. Er iſt immer vor ſich. Des Nachts weint er.

Will. Haſt du kein Zutrauen zu mir?

Jameo. Warum willſt du meine Wunden bluten ſehn?

Will. Ich will ſie heilen.

Jameo. Das kannſt du nicht.

Will. Haſt du ein Verbrechen begangen?

Jameo. Nein.

Will. Sind deine Leiden ſchwerer, als die deiner Brüder?

Jameo. Ach ja!

Will. Verlohrſt du mehr als die Freyheit?

Jameo. Ich verlohr Alles.

Will. Und könnteſt mit der Freyheit nicht Alles wieder gewinnen?

Jameo. Nein.

Will. Dann iſt er der Aermſte unter euch. (Er nähert ſich ihm, und legt ſeine Hand auf Jameos Schulter.) Jüngling, möchte ich dein Zutrauen gewinnen, wie du mein Mitleid.

Jameo. Guter Herr, deine Farbe ſchreckt mich nicht, ich ſehe wohl daß du es ehrlich meynſt.

Will. So entdecke dich mir.

Jameo. Du willſt es? — wohlan es ſey! — Weder Leichtſinn noch Verbrechen belaſten mein Herz, mein freyer Wille gab mir Sklavenketten. — Als ich vor einem Jahre —

Ein Neger. (laut aufſchreyend.) Der Meiſterknecht kommt!

Alle. Fort! fort an die Arbeit!

Will. Bleibt! ich ſchütze euch.

Die Neger. Mein guter Herr, das kannſt du nicht. Er ſchlägt uns. Fort! fort! (ſie zerſtreuen ſich Alle.)

Will. Pfuy des Menſchen, vor dem Alles flieht, wie vor einem Tyger!

Truro. Ach! er iſt grauſam, wie der afrikaniſche Buſchhund, der Kinder und Schaafe ſtiehlt, und den man nicht Einmal ſchieſſen darf, weil er für heilig gehalten wird.

Will. Und einem ſolchen Menſchen vertraut mein Bruder — ?

Truro. Heucheln und ſchmeicheln, die Neger quälen und den Herrn beſtehlen, das verſteht Meiſter Paul. Ein reicher Mann iſt wie ein Hayfiſch, an den ſich immer kleine Fiſche anſaugen, und von dem Schleime leben, welchen er ausdünſtet. — Geht in die Laube, guter Herr, da werdet ihr unbemerkt Zeuge ſeyn, wie er die armen Schwarzen peinigt.

Will. Ach! ich habe ſchon zu viel geſehn! (er verbirgt ſich mit Trute in der Laube.)

Vierte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Ayos. Die Vorigen.

M. Kn. Da, geh hin und ſuche deinen Sohn. Ich will unterdeſſen das Feld überſehn. Wenn ich wieder zurückkomme, mußt du an die Arbeit. (Er geht auf der andern Seite ab.)

Ayos. Ich kann nicht weiter — Erwartung, Ungeduld, Angſt und Freude haben mich erſchöpft. — Mir iſt als watete ich durch mannhohes Schilf, und die Sonne ſtäche mir ſenkrecht auf den Kopf. — Und doch — wenn ich ihn nur ſähe — wenn ich nur wüßte welcher es iſt? — (ſein Auge ſchweift umher) Zameo! — mein Sohn Zameo!

Jameo. (im Hintergrunde bey der Arbeit) Wer ruft?

Ayos. Gott! ich höre ſeine Stimme — wie wird mir — Jameo! mein Sohn! (Jameo tritt hervor. Sein Vater breitet beyde Arme zitternd nach ihm aus. Jameo bleibt erſchrocken einige Schritte von ihm ſtehen, betrachtet ihn einen Augenblick lang ſtier und bebend, fällt dann auf beyde Knie nieder, ſein Vater taumelt auf ihn zu, und ſtürzt in ſeine Arme.)

Jameo. (nach einer ſtummen Pauſe.) Kein Traum — Kein Geiſt —

Ayos. Nun will ich gern ſterben!

Jameo. Du biſt es Vater? —

Ayos. Ich bin es mein Sohn.

Jameo. Welcher Unmenſch hat dich verkauft? welcher Teufel hat mir den lezten Troſt geraubt, durch mein Elend die Ruhe deiner alten Tage errungen zu haben?

Ayos. Ich ſelbſt, mein Sohn, ich komme dich abzulöſen.

Jameo. Mich abzulöſen?

Ayos. Du haſt ein Jahr lang meine Ketten getragen, gieb mir ſie wieder.

Zameo. Nimmermehr! — Wie, Vater, du konnteſt ſo grauſam ſeyn, meine alte Mutter zu verlaſſen?

Ayos. (nach einer Pauſe) Sie hat mich verlaſſen.

Zameo. Ich verſtehe dich — ſie iſt tod — (ſchmerzvolle Pauſe) Aber meine Brüder —?

Ayos. (bebend.) Sie haben — die Mutter begleitet.

Zameo. (erſchüttert) Auch tod! — aber ihre kleinen Kinder —?

Ayos (mit erſtickter Stimme.) Sie ſind — den Eltern nachgelaufen.

Zameo. (die Hände ringend.) Alles tod! —

Ayos. Alles tod! —

Zameo. Fürchterlicher Wiederhall! — Hörteſt du nichts von meinem Weibe?

Ayos. Nichts.

Zameo. Alles tod! —

Ayos. Zulezt kam noch eine Heuſchrecken-Wolke, die fraß mein bisgen Reiß und Hirſe. Da lief ich an den Strand und wollte mich ins Meer ſtürzen. Plötzlich ſah ich ein Geſicht, das mir fürchterlich bekannt vorkam. Es war

der

der nemliche Schiffer, der dich nach Jamaica brachte. Ich umfaßte ſeine Kniee, und bat ihn mich mit ſich zu nehmen. Um welchen Preiß? fragte der rauhe Mann. Um den Anblick meines Sohnes! rief ich. Da lächelte er wild und höhniſch, und ſtieß mich hinab in einen engen Raum, wo mehr als vierhundert meiner Brüder neben einander geſchichtet lagen; denn ein Schiff das kaum 200 Menſchen faßt, wird mit 452 Sklaven und 36 Europäern vollgepfropft. Man ſchmiedete mich mit einem Jüngling zuſammen; man zog überdieß eine lange ſchwere Kette durch uns alle; keiner vermogte aufzuſtehen, ohne alle übrige mit aufzujagen. Müde und Kranke, Schlafende und Todte — ja Todte! denn nicht ſelten zwang uns die Verweſung, unſern Henkern zuzurufen: wir haben auch einen Glücklichen unter uns! Die übrigen Elenden fütterte man mit Erbſen und Bohnen. Kreiſchende Kinder ſteckte man in Säcke, brüllenden Männern ſtieß man Knebel in den Mund. Seufzer und Flüche ſangen mich in den Schlaf, Jammertöne weckten mich wieder. Hier verwünſchte Einer die Stunde ſeiner Geburt; dort

lach-

lachte ein Anderer laut in Fieberphantaſieen. Dieſer betete um Erlöſung, jener fluchte ſeinem Schöpfer. Oft lechzten wir in feuchter Wärme nach einem Tropfen Waſſer, und nur Thränen benezten unſere dürren Zungen. Ein Athemzug friſcher Luft war eine ſeltene Wohlthat. Kamen wir Einmal heraus aufs Verdeck, ſo ſtarrten wir aus hohlen Augen hin nach der Küſte unſers Vaterlandes. Dieſer Anblick machte viele meiner Gefährten ſtill wehmüthig, die Wehmuth gieng in tiefe Trauer, und endlich in Verzweiflung über. Der Wunſch zu ſterben brannte in jedem Herzen, der Nahme des Todes erſcholl von jeder Lippe. Unſere Henker hatten das vorausgeſehn, und verſucht, ſogar den Tod zu überliſten. Nicht einmal einen ſchmalen Streifen Leinewand, um unſere Blöße zu bedecken, ließ man uns, aus Furcht, wir mögten uns daran erhangen.

Zameo. Ach Vater! du erzählſt mir meine eigene Geſchichte!

Truro. (in der Laube mit einem Seufzer.) Und die meinige!

Azos.

Ayos. Alle Wohlthaten des Himmels darf ein Tyrann uns vorenthalten, nur nicht den Tod! Verbittern kann er ihn, aber nicht hemmen. Meine unglücklichen Gefährten fanden, trotz aller Vorſicht, Mittel ihrem Elend zu entrinnen. Hier lag Einer und hungerte ſich zu Tode; dort zerſchmetterte ein Anderer ſein Gehirn an den Wänden des Schiffes; hier erſtickte ſich ein Dritter, indem er ſeine eigene Zunge herabſchluckte —

Jameo. Hör' auf Vater! war ich nicht ſelbſt Zeuge dieſer fürchterlichen Ausbrüche der Verzweiflung?

Truro. (in der Laube.) Und ich!

Ayos. Sieh mein Sohn, Alles habe ich ſtandhaft gelitten, um die Freude dich wieder zu ſehen, und deine Ketten zu löſen.

Jameo. Ach! du weißt nicht was du begehrſt. Dein ſchwaches Alter iſt unvermögend, in ſolchem Elend auszudauern.

Ayos Litt ich nicht ſchon das härteſte? — Hier iſt doch friſche Luft. O! Luft, Brod und ein gutes Gewiſſen! Alles übrige iſt leicht zu tragen.

Jameo.

Jameo. Du kennſt das Schickſal nicht, das deiner wartet. Abends, wenn jeder Vogel auf ſeinem Zweige ruhig ſchlummert, ſperrt man dich in ein enges niedriges Haus. Ein Raum von zwanzig Fuß in die Länge, iſt dreymal durch geflochtene Wande geſchieden, und mit Sklaven voll gepfropft. Licht und Luft dringen nur durch die ſelten offene Thüre herein, und in der hinterſten Abtheilung iſt nie weder, Licht noch Luft. Ein hartes Bret dient dir zum Lager; eine Tonne um Wurzeln zu verwahren, ein Waſſertopf und eine Kürbisflaſche — ſieh da dein ganzen Reichthum. — Gelingt es dir, trotz dem Jammern und Winſeln um dich her, gegen Morgen einzuſchlummern, ſo weckt dich plötzlich die Peitſche des grauſamen Meiſterknechts; ſie weckt dich aus der Ohnmacht, wenn du kraftlos hinſinkſt; ſie ſucht dich noch vom Tode zu wecken, wenn du ſchon deinen lezten Kampf ringeſt. Arbeiten mußt du, ſo lange du nur ein Sterbender biſt; Ruhe allein dem Todten. Die Europäer machen es mit uns, wie wir mit der Palme: wir ziehen den Saft heraus, und laſſen den verdorrten Stamm liegen. Sie ſind

un-

unnütze Fetiſchſchlangen, die wir herrlich füttern müſſen. Unſere Speiſe aber ſind Fröſche, Eydechſen, Feldmäuſe und Manioc — Manioc! ein Gift für jedes Thier, das nur durch ſorgfältige Zubereitung gemildert wird; doch wer wendet Sorgfalt auf eine Schüſſel, um die nur Sklaven ſich lagern ſollen? — Daher die grauſamſten Krankheiten, eckelhafte Geſchwüre — ein einſamer Tod! — Fühlſt du Vater, alles Elend das in den paar Worten liegt: ein einſamer, ſchmerzvoller Tod? —

Ayos. (ihm gerührt in die Arme ſinkend.) Ich werde nicht verlaſſen ſterben! — Mein Sohn wird mich nie verlaſſen! —

Jameo. Ach Vater! warum raubteſt du mir den lezten Troſt, dich frey oder tod zu träumen! —

Ayos. Bin ich dir unwillkommen?

Jameo. Quäle mich nicht! — O ſüſſer Augenblick! in welchem der Vater zum Erſtenmale des Sohnes Hütte als Gaſt betritt! wie ſich Alles ſchmückt durch die Hand der Liebe; wie man Wochen lang vorher das Beſte verwahrt für den lieben Beſuch; wie an dem feſtlichen Ta-

ge

ge Alles munter erwacht: heute! heute wird er kommen! — wie die Kleinen durch die Fenſter ſchielen: kommt er noch nicht? — nun erblicken ſie ihn, umringen ihn, führen und tragen ihn herein; der Eine bringt ihm das, der Andere jenes; ein Jeder will Theil nehmen, will bemerkt ſeyn, die Kleinen wie die Großen. Er lächelt, und der Himmel lächelt mit; er iſt froh, und die Hütte wird zum Pallaſt; er ſegnet, und ſie wird zum Tempel! — Ach Vater! wie oft und reizend hat meine glühende Phantaſie mir dieſes Bild gemahlt, als noch eine Hütte mein war, und ein Weib an meinem Buſen lag. — Aber hier, wo ich nichts habe dich zu erquicken — keine Matte dein Haupt darauf zu legen — keine ſüſſe Frucht — keinen Trunk Palmwein —

Ayos. (ſich ermattet an ihn lehnend) Kindliche Liebe iſt erquickender als Palmwein.

Jameo. (ängſtlich) Wie iſt dir Vater? — biſt du krank? —

Ayos. Sey ruhig, lieber Sohn — nur die Freude — hohle mir einen Trunk Waſſer, ich bin durſtig.

Jameo. Schnell wie ein Pfeil! — Setze dich indeſſen auf das Grab unſers guten alten Herrn. Dieſer Hügel deckt einen Heiligen, dieſe Erde dünſtet Kraft aus. (Er führt den Alten zum Grabe und will gehn.)

Fünfte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Die Vorigen.

M. Kn. (packt Jameo an) Halt! wo willſt du hin?

Jameo. Einen Trunk Waſſer für meinen Vater hohlen.

M. Kn. Poſſen! der Mittag iſt noch fern. Fort an die Arbeit!

Jameo. Haſt du mich verſtanden? der alte Mann durſtet.

M. Kn. Haſt du mich verſtanden? Fort an die Arbeit!

Jameo. Unmenſch! und ſollte es mein Leben koſten — (er will fort.)

M. Kn. Nicht von der Stelle! (er mißhandelt ihn.)

Ayos. Ach mein Sohn!

Jameo. (ſich am Boden krümmend) Siehſt du nun Vater? hab' ich wahr geredet?

William und **Truro** treten aus der Laube.

Will. Halt! keine Grauſamkeit in meiner Gegenwart!

M. Kn. Der Hund widerſezte ſich.

Truro. Sey ruhig Jameo, ich werde deinen Vater durch einen Schluck Rum erquicken. (Er reicht Ayos eine Kürbisflaſche.)

Jameo. Der große Numbo ſegne dich!

Ayos. Und vergelte es dir an deinen Kindern.

Truro. Dann geb' er mir einen Sohn wie den deinigen.

Will. (drückt Ayos Geld in die Hand) Nimm dieß, Alter, und thue dir gütlich.

Jameo. Dank! Dank! du gabſt es mir!

M. Kn. Sir William, ihr verderbt das Volk. Eure Gutherzigkeit blendet euch. Ihr kennt dieſe Menſchen nicht; ſie ſinnen nur auf Lug und Trug; ſie ſind undankbar, treulos; ſie mögten gern uns alle vergiften —

Zameo. (ſpringt plötzlich auf, ergreift ein Werkzeug das ihm im Wege liegt, und tödtet damit eine Schlange, die in demſelben Augenblicke den Meiſterknecht ſtechen wollte.)

M. Kn. (erſchrecken) Was machſt du da?

Zameo. (hebt die Schlange empor) Siehſt du nicht? (er ſchleudert ſie fort.)

Truro. Ha! Paul! es war um dein Leben geſchehen!

Will. (läuft auf Zameo zu) Komm in meine Arme edler Jüngling!

Ayos. (fröhlich) Guter Herr, nimm dein Geld zurück; das hat mein Sohn gethan! Wer iſt reicher als ich!

Zameo. Was war da Lobes werth! ich that es unbedacht.

Truro. Was meynſt du Paul? ſind die Neger würklich ſo treuloſe Geſchöpfe?

M. Kn. (in einiger Verlegenheit) Welche Art von Schlange war es denn?

Truro. Die giftigſte, eine Brillenſchlange. In wenig Minuten fielſt du tod zur Erde.

M. Kn. Wahrhaftig? eine Brillenſchlange? — Hm! Zameo, das war gut und wacker von dir. Da, nimm dieſe Krone und vertrinke ſie auf den Sonntag.

Zameo. Gieb mir die Krone auf ein Anderesmal. Was ich that hat mich nichts gekoſtet, und würde mich gereuen 'wenn ich es bezahlt nähme.

M. Kn. Thor!

Will. Menſch! ich glaubte immer, Gott habe aus Einem Stoffe uns geformt; ich irrte mich, er ſchuf euch beſſer!

Zameo. Guter Herr, ich verſtehe dich nicht.

Will. Geh Paul, er hat dich zwiefach beſchämt.

M. Kn. Poſſen, er that ſeine Pflicht.

Will. Ich bitte dich, Zameo, beehre mich mit deiner Freundſchaft.

Zameo. Herr, du ſpotteſt meiner.

Will. Verſchmähe mein Herz nicht.

Zameo. Ich bin nur ein armer Sklave.

Will. (mit Enthuſiasmus) Du biſt der reichſte Mann auf Erden!

Ayos. Er iſt mein Sohn! er iſt mein Sohn!

Will. Glücklicher Vater!

Zameo. Ihr macht daß ich mich ſchämen muß.

Sechſte Scene.

John. Die Vorigen.

John. Nun? was ſteht ihr da und faullenzt?

M. Kn. (ſchwingt die Peitſche) Fort an die Arbeit!

Ayos. (rafft ſich auf und wirft ſich John zu Füſſen) Herr! als dein Schiffer einſt mich kaufte, und für einen ſchwachen Greiß wenige Thaler bezahlte; da kam dieſer muntere, ſtarke Jüngling, ließ an meiner Stelle ſich in Feſſeln ſchmieden, und hat länger als ein Jahr dein Feld gebaut. Freywillig trug er meine Ketten, freywillig komme ich heute ihn abzulöſen.

John. Ein allerliebſter Tauſch.

Zameo. (wirft ſich ihm zu Füſſen) Höre nicht was der alte Mann bittet! Er iſt krank und ſchwach, er kann dir wenig nützen; ich bin geſund und ſtark, ich kann noch lange arbeiten.

John. Das verſteht ſich.

Ayos. Mich haſt du bezahlt, nicht ihn. Du haſt kein Recht auf meinen Sohn.

Zameo. Kein Recht? Habe ich nicht Zwanglos deine Feſſeln übernommen? hat er nicht den Tauſch genehmigt?

Ayos Ich habe ihn genehmigt. Aber nun fordere ich den Platz zurück der mir gebührt. Ich bin dein Vater, und verlange daß du mir gehorcheſt.

Zameo. Nimmermehr! Lieb' und Pflicht ſind ſtärker als dein Befehl.

Ayos Höre nicht auf ſeine Worte! ich fordere was Recht iſt.

Zameo Höre nicht auf den Rauſch der Vaterliebe! denk an deinen Vortheil.

John. Sey unbeſorgt. Ha! ha! ha! ich muß wahrhaftig lachen. Ihr ſtreitet um den Vorzug mein Sclave zu ſeyn, und im Grunde ſeyd ihr es doch beyde.

Zameo. Ich allein! ich übernahm ſeine Feſſeln.

Ayos. Ich allein! mich haſt du gekauft.

John. Gleichviel, ich behalt euch beyde.

Ayos. Das kannſt du nicht, ich verklage dich.

John. (lächelnd) Wo?

Ayos. Vor Gott!

Jameo. Mein Vater iſt frey, er hat ſich freywillig auf dein Schiff begeben; du haſt keinen Preiß für ihn bezahlt.

John. So? rechneſt du Ueberfahrt, Speiſ und Trank, für nichts? wer bezahlt mir das?

Jameo. (ſpringt auf geht zu dem Meiſterknecht und ſpricht haſtig) Jezt gieb mir das Geld welches du mir anbeteſt.

M. Kn. Laß mich zufrieden!

Will. Bruder, ich beſchwöre dich bey dem Grabe unſers Vaters! handle menſchlich! gieb Beyden die Freyheit!

John. Das nennſt du menſchlich? nenn' es lieber unſinnig.

Will. Fordre, was verlangſt du für den Jüngling?

John. Zahle mir hundert Guineen ſo gebe ich dir den Alten in den Kauf.

Will. (zieht ſein Taſchenbuch heraus) Hier ſind ſie.

John. Im Ernſt?

Will. Ich ſcherze nicht mit Menſchenglück.

John. Es giebt auch ernſthafte Thorheiten.

Will Nimm das Geld. Jameo iſt mein.

John. Nach Belieben.

Jameo. (zu William) Dein Sklave mit Freuden! aber mein Vater —

Will. Er iſt frey. Komm her Alter.

Ayos. Hilf mir Sohn! hilf mir zu den Füſſen dieſes guten weiſſen Menſchen! (Jameo hebt ihn auf, und führt ihn zu William, vor dem er ſich niederwerfen will.)

Will. Nicht knieen, Alter, das beſchämt mich Du warſt frey, und biſt frey. Aber mit all deiner Freyheit könnteſt du leicht verhungern, wenn ich dir nicht ein Geſchenk machte, welches dich in Zukunft vor Mangel ſchützen ſoll. — Da! ich ſchenke dir deinen Sohn, er mag für dich arbeiten. (Er wirft Jameo in Ayos Arme.)

Truro. (bewegt) Geiſt meines alten Herrn! blick herab und freue dich!

John. Bruder, wenn du ſo fortfährſt, ſo wünſche ich dir nächſtens Glück zum Bettler.

Will. Lieber Brod betteln, als ein frohes Herz. Brod kann jeder Fremde dir geben, ein frohes Herz nur du ſelbſt.

Vater und Sohn erwachen aus ihrem ſtummen Entzücken.

Jameo. (umfaßt Williams Kniee) Wer durch Wohlthaten feſſelt, der bedarf keiner Ketten. Du haſt mich frey gelaſſen, und ich bin dein Sclave auf ewig; mit gebundenen Armen hätte ich entlaufen können, aber du feſſelteſt mein Herz – ich weiche nimmer von dir!

Ayos. Ich kann nicht reden — der große Numbo ſieht mein Herz und meine Thränen — Er wird wohlthätige Fetiſſen um dich her lagern, die, ſo lange du lebſt, deinen Topf mit Palmwein, und dein Herz mit Freude füllen werden! —

Truro. Guter Herr, wie muß euch ſo wohl ſeyn. Nicht alles Geld von Tombukto nähme ich um dieſes erquickende Schauſpiel.

Will. (gerührt) Was meynſt du Bruder? wie viele reiche Plantagen wiegt ein ſolcher Augenblick auf?

John. Nicht hundert Pfund Zucker.

Will. (ſchließt Vater und Sohn in ſeine Arme) Bleibt bey mir ſo lange es euch gefällt. Ich ſehe ſo gern Menſchen um mich, die mich lieben.

Trovo Ach! wir Alle lieben dich!

Will. Wollte Gott ich könnte euch alle erlöſen!

John. Du würdeſt eine ſaubere Wirthſchaft führen.

Will. Bruder, eine Bitte an dich. Vergönne deinen Negerſklaven heute einen frohen Tag. Laß ſie tanzen und trinken, die Koſten nehme ich auf mich.

John. Heute wird zu viel verſäumt. Ein Anderesmal, bey ſchlechtem Wetter, mag es geſchehn.

Will. Der Himmel iſt heiter, und wir ſind frey. Ein frohes Herz und Sonnenſchein muß man beyde nutzen. Bruder, ſtimme deine Seele doch nur dieſesmal in Einklang mit den unſrigen.

John. Du wirſt mich noch zum Kinde machen. Wohlan, es ſey! um deinen Glauben an meine Hartherzigkeit zu widerlegen.

Will. Ich danke dir.

John. (zum Meiſterknecht) Geh und peitſche ſie her, daß ſie tanzen.

(Der Meiſterknecht geht.)

Will. Auch deine Mädgen laß herabkommen. Sie bedürfen der Freude vielleicht noch mehr als jene Unglücklichen.

John. Alle, Alle mögen kommen. Geh Truro, hohle ſie.

Truro. Gern! gern! ſolch ein Auftrag iſt mir lange nicht geworden. Die armen Kinder ſind ſchon ſeit Jahr und Tag nicht aus ihrem Käſicht gekommen. (ab.)

Will. Du biſt ſo ſtill Zameo?

Zameo. Verzeih mir guter Herr! Reden kann ich nicht — und tanzen auch nicht.

Ayos. Er hat Recht. Die Freude iſt ein Kind, ſie lallt nur.

Will. Auch ſuche ich die Freude nicht in Worten; mögte ich ſie nur in deinen Augen glänzen ſehn.

Zameo. Es iſt undankbar daß meine Freude ſo karg iſt mit Blicken und Worten — aber es hat mich überraſcht; — betäubt — vergönne

mir

mir einen einſamen Augenblick. (er geht ab.)

Will. Er iſt nicht froh.

Ayos. Ihn nagt ein geheimer Kummer wie der guineeiſche Muſkelwurm.

Will. Dann iſt ſeine Freyheit ihm kein Geſchenk. Nur Arbeit erleichtert Kummer.

Ayos. Meynſt du, nur Sklaven arbeiten?

John. Kein Sklave, keine Peitſche; und ohne Peitſche wenig Arbeit.

(Man hört in der Ferne den Schall der Keſſeltrommel, Becken und anderer Neger-Inſtrumente.)

John. Sie kommen. Zum Tanzen und Trinken darf man ſie nicht zweymal nöthigen.

Siebente Scene.

Neger und **Negerinnen** mit Muſik. **Meiſter-Knecht. Vorige.**

Will. (ihnen entgegen) Freut euch Kinder! und feyert dieſen Tag zum Andenken eures alten Herrn.

Chor der Neger und Negerinnen.

Seltne Luſt!
Sey willkommen!
Athme Bruſt
Unbeklommen!

O vergeßt
Was euch preßt!
Eure Sorgen
Weckt der Morgen.

Morgen wieder
Sclaverey!
Heute, Brüder,
Froh und frey!

Ein Neger mit einem blechernen Maulkorb, und ein Anderer mit einem eiſernen Halsband und Hörnern darauf, treten vor William.

Der Erſte. Ach guter Herr! wir können uns nicht recht freuen; ich vermag kaum Athem zu ſchöpfen.

Der Andere. Ich kann meinen Hals nicht rühren, und ſoll tanzen.

Will. Bruder, was bedeutet das?

John. Der mit dem Halsband iſt davon gelaufen, er trägt die Hörner, auf daß man ihn kenne. Der mit dem Maulkorbe iſt ein Säufer.

Der Neger. Ach ich habe zuweilen getrunken, um mein Elend zu vergeſſen.

Will. Ich bitte dich Bruder, befreye ſie wenigſtens heute von ihrer Marter.

John. Aber ſie tanzen ja weder mit dem Maule noch mit dem Halſe. Die Füſſe ſind frey.

Will. (bittend) Verbrechen und Strafe ſeyen heute vergeſſen.

John. Du wirſt mir das Volk auf einen ganzen Monat verderben. Wohlan Meiſterknecht, löſe ihnen den Hauptſchmuck.

(Es geſchieht. Die beyden Neger umfaſſen dankbar Williams Kniee, und miſchen ſich froh unter die übrigen.)

Achte Scene.

Truro. Ada. Lilli. Vorige.

Lilli. Soll ich meinen Augen trauen? Hier iſt Tanz und Freude?

John. Komm Ada, ſieh, das habe ich dir zu Liebe angeſtellt.

Ada. Ich danke dir.

Lilli. Nein wahrhaftig? — wenn du anfängſt gut zu werden, dann biſt du wirklich verliebt. Solche Launen muß man nutzen, wie Sonnenblicke in den Regenmonaten. Auf! Brüder und Schweſtern! (ſie ergreift einen Neger bey der Hand) Komm Landsmann aus Congo, du ſollſt mit mir tanzen. (die Trommel tönt. Neger und Negerinnen tanzen ihren Lieblingstanz, die Calenda, wobey ſie den Tact in die Hände ſchlagen.)

Will. (zu Ada) Miſche dich unter die Fröhlichen.

Ada. Soll ich ihre Freude trüben?

John. Du willſt nicht tanzen, Ada?

Ada. Verſchone mich — ich habe mir den Fuß vertreten.

John. So ſetze dich hieher in die Laube, und genieße den frohen Anblick.

Ada. (ſezt ſich in die Laube, und verſinkt in Schwermuth.)

John. Paul! meine Pfeiſe! (Man bringt ihm eine angezündete Pfeife. Er ſezt ſich auf ſeines Vaters Grab, und dampft Gedankenlos.)

Will. (lehnt ſich mit verſchränkten Armen an einen Baum, und ſieht dem Tanze zu. Nach einigen Minuten erſcheint Zameo.)

Will. (ihm entgegen) Kömmſt du endlich? vergiß heute was dich quält; tanze, trinke.

Zameo. Laß mich guter Herr, ich habe keine Freude mehr daran.

Will. Ich bitte dich.

Zameo Du darfſt befehlen.

Will. Kein Befehl, thu es mir zu Liebe.

Zameo. Dir zu Liebe? o ja.

Will. Komm her, ich will dir eine Tänzerin verſchaffen.

Zameo. Gleichviel welche.

Will. (führt ihn zu der Laube) Gutes Mädgen, ich bitte dich, tanze mit dieſem Jüngling.

Ada. (blickt auf) Zameo!

Zameo. Ada! (ſie ſinken einander in die Arme.)

John. (ſpringt auf) Was iſt das?

Zameo.

Jameo. Ada! mein Weib!

John. Reißt ihn fort von ihr!

Will. Bruder! welch' ein Anblick!

(Der Tanz hört auf. Alle Neger und Negerſklaven ſammeln ſich um die Gruppe.)

Ada. (iſt ohnmächtig geworden.)

John und der **Meiſt. Kn.** (packen Jameo) Sklave! laß los!

Jameo. (ſchleudert ſie beyde fort) Zurück! ſie iſt mein Weib! keine Macht auf Erden ſoll ſie mir entreiſſen!

John. Ketten her!

Will. Keine Gewalt Bruder, ich habe ihn gekauft.

John. (zu Jameo) Zurück! oder du biſt des Todes!

Jameo. Lieber ſterben als Ada laſſen!

John. Auf ihr Sklaven! Schwinge die Peitſche Meiſterknecht! reißt ihn weg von ihr! es gilt euer Leben!

(Die Sklaven ſtürzen ſich auf Jameo, und trennen ihn, trotz ſeiner wüthenden Gegenwehr, von der lebloſen Ada.)

Will. (der ihm vergebens beyzuſtehen ſuchte) Du biſt mein Bruder nicht mehr!

John. Wie du willſt. Das Mädgen iſt mein! (Er faßt ſie in ſeine Arme.)

Jameo. (ſeinen Blick dahin werfend) Mein Weib in ſeinen Armen! (Er ſtürzt ſinnlos nieder.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Adas Zimmer.)

Ada liegt noch immer ohnmächtig auf einem Ruhebette.
Lilli. ſizt neben ihr und ſucht ſie zu ermuntern.

Lilli. Endlich ein Zeichen des Lebens.

Ada. (erwachend) Wo bin ich!

Lilli. In den Armen deiner Lilli.

Ada. O! du weckſt mich aus einem ſüſſen Traume. Denke nur, ich träumte — mir war als ob — Gott! wie iſt mir! — habe ich geträumt? —

Lilli. Wollte der Himmel!

Ada Ich lag in Zameos Armen —

Lilli. Man riß euch voneinander —

Ada. (aufſpringend) Ha! ich habe nicht geträumt! Wo iſt er! wo iſt mein Zameo! — (ſie rennt nach der Thür, die ſie verſchloſſen findet.)

Lilli. Bemühe dich nicht. Ach! die Thür iſt verſchloſſen und verriegelt wie das Herz der Weiſſen.

Ada. (rüttelt an der Thür) Macht auf! macht auf! Barmherzigkeit! — (ſie kommt haſtig zurück) Lilli, was iſt das? haben ſie ihn umgebracht? ſage, ſag' es gerade heraus!

Lilli. Nicht doch, was hätte er denn verbrechen?

Ada. Seine Liebe zu mir iſt ein Verbrechen. — Ha! Zameo hier und Ada getrennt von ihm! (ſie rennt wieder nach der Thür) Macht auf! macht auf!

Lilli. Du wirſt das ganze Haus in Aufruhr bringen.

Ada. Was kümmert mich das Haus, die Welt! ich will zu meinem Manne! ich will hinaus! hinaus! (ſie ſucht die Thür mit Gewalt zu ſprengen.)

Lilli. Du kannſt nicht.

Ada. Ach! ich kann nicht! und hier bleiben kann ich auch nicht! — (ſie eilt ans Fenſter und reißt es auf) Zu Hülfe! zu Hülfe! — Gott! Niemand hört mich! — (ſie kömmt zu Lilli und fällt vor ihr auf die Kniee) O du Vertraute meiner kummervollen Stunden! Theure, beſte Lilli! hilf mir!

Lilli. Wie kann ich —

Ada. (ringt ihre Arme gen Himmel.) Aber Gott! du kannſt! Du ſchufſt Herzen für die Liebe, und dieſen Mann für mein Herz! Du gabſt der Taube Flügel und der Unſchuld Muth! — Wohlan! ich ſpringe aus dem Fenſter! (ſie ſtürzt nach dem Fenſter hin)

Lilli. (vertritt ihr den Weg) Biſt du wahnſinnig?

Ada. Iſt die Angſt einer liebenden Gattin Wahnſinn? Laß mich! ein guter Engel wird mich ſchützen!

Lilli. Ich laſſe dich nicht, du wagſt dein Leben!

Ada. Kann ich weniger für ihn wagen! beſſer mein Leben als meine Unſchuld! — Fort! fort! laß mich!

Lilli. (ſie mit Gewalt zurückhaltend) Nimmermehr!

Ada. (ſchmerzhaft) Auch du! — du! — meine Angſt rührt dich nicht — du haſt nie geliebt — (ſie fliegt wieder nach der Thür) Zameo! Zameo! Macht auf! macht auf! — Ha! ich höre Schlüſſel klirren — oder ſind es Ketten? — Lilli, ſtütze mich — er kommt —

Zweyte Scene.

Der Meiſter Knecht, hinter ihm Ayos.
Die Vorigen.

M. Kn. Welch ein Lärmen! wollt ihr das Haus umkehren?

Ada. Wo iſt mein Gatte?

M. Kn. In ſicherer Verwahrung.

Ada. Barmherzigkeit! führe mich zu ihm!

M. Kn. Du darfſt nicht aus dieſem Zimmer.

Ada. Tyger! du haſt ein menſchlich Antlitz! Erbarme dich!

M. Kn. Umſonſt!

Ada. Henkersknecht! zittre vor der Wuth eines liebenden Weibes! (ſie will mit Gewalt fort. der Meiſterknecht ſchlendert ſie zu Boden.)

M. Kn. Ohnmächtiges Geſchöpf! du bleibſt vor der Hand eingeſperrt, ſo will es unſer Herr. Doch hier bringe ich dir Geſellſchaft, dieſer Alte hat nach dir verlangt. Halte dich ruhig Mädgen, und ſchwimme nicht gegen den Strom. Dich Alter hohle ich in wenig Minuten wieder ab. (Er geht und verſchließt die Thür.)

Lilli. Ich möchte wohl wiſſen, welchen Ehrenplatz der Teufel einſt dieſem Menſchen in der Hölle anweiſen wird.

Ayos. (ſchmerzvoll) Meine Tochter!

Ada. (ſich langſam aufraffend) Wer biſt du Alter?

Ayos. Zameos Vater.

Ada. Du ſein Vater? Du *mein* Vater! (ſie ſchließt ihn in ihre Arme.) Gott ſey Dank! ſo habe ich einen Menſchen der mich verſteht, der meinen Zameo liebt; nicht wie *ich* ihn liebe — nein! nein! ich bin ſein Weib, du biſt nur ſein Vater; — aber du begreifſt mich doch wenn meine Angſt mich verwirrt; dein Herz klopft auch ſchneller, wenn ich ſeinen Nahmen nenne; du biſt nicht kalt wie dieſe —

Lilli. Ich verzeihe deinem Schmerz.

Ada. Ach Vater! warum haſt du deinen Kindern geflucht!

Ayos. Geflucht?

Ada. Würden ſie ſo elend ſeyn, wenn dein Segen auf ihrer Verbindung ruhte?

Ayos. Euch ſegnend entſchlummert' ich jeden Abend, erwachte ich jeden Morgen; Euch ſegnend werd' ich einſt hinüber ſchlummern, und dort erwachen.

Ada. Wo iſt mein Zameo?

Ayos. Er liegt gebunden unter den Bäumen, und ſeine Zähne nagen an den Banden.

Ada. Hinab! hinab! mit glühenden Thränen will ich die Stricke zu Aſche verbrennen! — Ach Vater! rette! rette deine Kinder!

Ayos. Was kann der ſchwache Greiß —

Ada. Laß uns fliehen in die Wälder, in die Gebürge —

Ayos. Fliehen? gutes Kind! wir werden ſcharf bewacht.

Ada. Iſt doch ſchon ſo mancher entflohen, dem nur der Durſt nach Freyheit Muth und Mittel lieh; ach! Liebe iſt mächtiger als Freyheit! komm! komm! es wird gelingen! und ſind deine Füſſe zu ſchwach, ſo wechſeln deine Kinder mit der geliebten Laſt. Fort! fort in die Gebürge! dort ſind wir frey wie im Fetistempel zu Malfi!

Ayos. Vergebens! über den Sklaven wacht nur Eigennutz, über dich und Zameo die Eiferſucht.

Ada. Ich will meinen Körper verſtümmeln; ich will dieß Geſicht mit meinen Nägeln zerkratzen! ich will häßlich werden wie die Fledermaus, die ſich mit ihren Krallen an den Feigenbaum hängt. — Zameo wird mich doch lieben!

Ayos. Gute Ada! deine Angſt, deine Wuth werden unſere lezte Hoffnung zertrümmern.

Ada. Hoffnung? iſt noch Hoffnung? o ich will ſanft werden wie eine Taube. Sieh ich bin ruhig — ganz ruhig — was willſt du? geſchwind! was verſtehſt du unter Hoffnung?

Ayos. Nur mühſam und durch eine Lüge iſt es mir gelungen, bis zu dir zu dringen. Mein Sohn, dein Gatte, iſt in Gefahr des Lebens.

Ada. Des Lebens? Ha! macht auf! macht auf! (ſie rüttelt heftig an der Thür.)

Ayos. Höre mich.

Ada. Zameo in Gefahr des Lebens! ich dich hören! macht auf! macht auf!

Ayos. Du beſchleunigſt ſeinen Untergang.

Ada. (in fürchterlicher Angſt) Wie — was ſoll ich denn thun — ach Gott! was ſoll ich denn thun?

Ayos. Der böſe John drohte Zameo mit einem martervollen Tode. Vergebens ſprach William mit edler Wärme für ihn. Zameo lächelte und ſchwieg. Da warf ich mich in der Angſt auf die Kniee, und bat, und verſprach dem böſen Herrn deine Gunſt durch Ueberredung zu gewinnen. Geh! rief er wild: verſuche es, es iſt das einzige Mittel deinen Sohn zu retten.

Ada. Das Einzige? ſo iſt er verlohren! — Hörte Zameo dieſe Worte?

Ayos. Er hörte ſie.

Ada. Und was ſprach er?

Ayos. Er wandte ſeinen Blick gen Himmel, und ſchüttelte den Kopf.

Ada. Dank dir Zameo! Dank für dieſes ſtumme Zeugniß meiner Treue! dieſer Blick gen Himmel, dieſes Kopfſchütteln, o! es iſt mehr als Worte! Nimmer nimmermehr ſoll der Tyrann dein treues Weib in ſeine Buhler-Arme ſchlieſſen! Du kannſt ſterben — und ich!

Ayos. Auch kam ich warlich nicht hieher um einen ſolchen Preiß das Leben meines Sohnes zu erbetteln. Aber Verſtellung, liebe Ada, Verſtellung könnte uns Aufſchub gewinnen, und Aufſchub — Rettung.

Ada. Verſtellung? ſieh mich an! ſieh wie jede Nerve zittert, fühle meine Wange wie ſie glüht, meine Bruſt wie ſie klopft; kann ich meinem Puls gebieten? kann ich mich jetzt verſtellen?

Ayos. Das Leben deines Gatten —

Ada. Kann ich zaubern wie unſere Fetisprieſter? — Geh, ſage deinem Sohne er ſolle ruhig ſeyn, ich war werth Zameos Gattin zu heiſſen.

Ayos. Er ſoll ſterben?

Ada. Nicht ohne mich!

Ayos. Und was wird aus mir?

Ada. Eine Wehklage um Mitternacht, ein Geſpenſt auf unſerm Grabe.

Ayos. Bin ich deshalb unter tauſend Quaalen übers Meer geſchifft —

Ada. Schweig, mein Herz hat keinen Platz für deinen Kummer. Ich höre nur Zameos Aechzen, ich ſehe nur ſeine Bande.

Ayos. Die du nicht löſen willſt!

Ada. Iſt nur der gebunden, dem Stricke die Haut wund reiben? O es giebt Bande aus unſichtbarem Eiſen gewebt, die kein Sterblicher zerreißt! Sanft und feſt ſind die Bande der Tugend, keine Gewalt löſt ihre ſtarken Knoten, kein Schwerdt trennt ſie von meiner Seele! ſie hat mich aus der Kindheit hinüber in das Mädchen-Alter geleitet, ſie hat mich in die Brautkammer geführt, ſie iſt mir ins Elend gefolgt, und wird mich auch im Tode nicht verlaſſen. — Hinweg! Amulet mit Schlangenköpfen benäht, das einſt ein Prieſter mir gab! (ſie reißt es vom Halſe und ſchleudert es von ſich.) Die Tugend iſt das ein-

einzige Amulet! ſie kühlt in Fieberhitze und wärmt in Fieberfroſt! mit der Tugend wie mit der Liebe lebt man frey unter einem Dach von Palmblättern! Tugend und Liebe ſchaffen ein heiteres Leben und einen ſanften Tod. — Ha! welche ſchlummernde Kräfte ſind in mir erwacht! ich bin nicht mehr die ich war, mein Herz iſt größer, mein Buſen weiter, es belebt mich ein Weſen das ich nicht kannte, eine innere Glut verzehrt die Furcht und trocknet mein Auge! ich habe keine Thräne — ich zittre nicht — ich ahnde den Tod! — Geh Greis, ſage meinem Zameo: ſo haſt du mich gefunden; geh, ſage meinem Tyrannen, ich erwarte ihn.

Ayos. (drückt ſie in ſeine Arme) Ada! ich bin ſtolz darauf der Vater deines Geliebten zu ſeyn!

Dritte Scene.

Der Meiſter-Knecht öfnet die Thür.

M. Kn. Heraus Alter! man fodert dich!

Ayos. (reicht Ada wehmüthig die Hand) Wir ſehn uns wieder!

Ada. Frey von allen Feſſeln!

Ayos. Gott gebe dir Kraft!

Ada. Dir und mir!

M. Kn. Fort Alter!

Ada. Ich darf nicht mit ihm gehn?

M. Kn. Nein.

Ada. Unmenſch! ich lache dein. Leb wohl Vater! dir folgt mein Herz.

M. Kn. Schwärmerin, tröſte dich mit einem Wortſpiel. (Er führt Ayos fort und verſchließt die Thür.)

Ada. (haſtig zu Lilli) Nicht wahr Lilli du liebſt mich?

Lilli. Siehſt du nicht wie ich um dich weine?

Ada. Du kannſt mir helfen.

Lilli. Ich?

Ada. Verſchaffe mir ein Meſſer.

Lilli. Ein Meſſer? wozu?

Ada. Ich weiß es nicht, aber ich brauche einen Freund in der Noth. Man iſt ruhig, wenn man Herr ſeines Schickſals iſt.

Lilli. Ada! es wälzt ſich ein gräßlicher Vorſatz in deiner Seele.

Ada.

Ada. Vorſatz? nein. Ich ſchwöre dir, ich weiß ſelbſt nicht was ich will. Der Sturm beugt den Baum hierhin oder dorthin, und die ſchwachen Zweige gehorchen dem Sturme. Soll dieſer Arm meine Unſchuld retten, oder hat ihn Gott erkohren, der Rächer von Tauſenden zu ſeyn, ich weiß es nicht; aber gieb mir ein Meſſer, daß ich ruhig ſeyn darf.

Lilli. Ich habe keines.

Ada. Dir wird es leicht werden die Auflaurer zu betrügen. Dich bewacht man nicht. Glückliches Mädgen! um dich buhlt man nicht. Entſchlüpfe ſobald du kannſt. Gift oder Dolch, gleich viel. Schweſter! Schweſter! rette mich!

Lilli. Sobald ich kann.

Ada. Du verſprichſt es mir?

Lilli. (weinend) Ich verſpreche es dir.

Ada. Wohlan Wüterich! ſo ſpotte ich deiner Gewalt!

Vierte Scene.

John. Die Vorigen. Lilli ſchleicht ſich während dieſer Scene unbemerkt fort.

John. (immer kalt und höhniſch) Du biſt entſchloſſen, wie ich höre, der ehelichen Treue ein heldenmüthiges Opfer zu bringen?

Ada. Entſchloſſen? ſind Liebe und Abſcheu Dinge die man beſchließt? ich liebe Zameo, ich verabſcheue dich! der häßlichſte Neger unter den Bambaras wäre mir willkommner als du.

John. Schön. Du ſpielſt deine Rolle meiſterhaft. Aber der Ton mißfällt mir; ich bitte einen andern anzuſtimmen.

Ada Dieſen, und das Röcheln des Todes — du wirſt nie einen Andern von mir hören.

John. Würklich? kleiner Starrkopf! mißbrauche meine Geduld nicht. Du ſiehſt, ich bin gelaſſen; aber Ein Wort, Ein Wink, und dir werden Qualen zubereitet —

Ada. Die Liebe ſtreut Roſen auf eine Marterbank, und gießt Ruhe auf ein Sterbebett.

John Wohlan, das wird ſich zeigen, du willſt nicht die meinige ſeyn!

Ida. Nimmermehr!

John Der Tod deines Gatten ſchreckt dich nicht?

Ida. Ich ſterbe mit ihm.

John. Vielleicht. — Vielleicht noch heute.

Ida. Ich halte dich beym Wort.

John. Mädgen, ſey vernünftig, zum leztenmale warne ich dich. Immerhin behalte Zameo dein Herz. Das Herz iſt ein Ding das in Luftſchlöſſern wohnt, Blütenduft ſpeiſt, und ſich im Thau berauſcht; Sonne, Mond und Sterne ſind ſeine Vertraute, aber die Erde iſt ihm fremd; kurz, es ward nicht für dieſe Welt und nicht für mich geſchaffen. Aber du beſitzeſt ein anderes Kleinod, die Reize der Natur, meinem Auge ſichtbar, meinen Sinnen fühlbar; ein Kleinod, das du verſchenken darfſt ohne dein Herz. Dieß bleibe Zameos Eigenthum. Jenes habe ich für Geld erkauft, und meine Großmuth bittet als ein Geſchenk darum.

Ida. Ich kann kein fremdes Eigenthum verſchenken.

John. Was nutzen dem ſterbenden Gatten deine Reize?

Ada. Dem Sterbenden?

John. Du willſt es ſo.

Ada. Doch nicht ohne mich?

John. Vor der Hand ohne dich.

Ada. Nein! nein! nicht ohne mich! Thu was du willſt, nicht ohne mich!

John. Du kannſt ihn retten; du kannſt euch beyde retten.

Ada. Tödte mich, rette Zameo!

John. Ein Wort, Ein Wink; du biſt mein, er iſt frey.

Ada. Kann nur ein Verbrechen ihm das Leben erhalten — ſo bin ich Wittwe! —

John. Du ſollſt es werden, und Stunden lang zuſehn, wie du es wirſt. Schon lodert die Flamme, in welcher die Zangen glühen, die ſein Fleiſch Stückweiſe ihm von den Knochen löſen ſollen.

Ada. (zitternd nach einer Pauſe) Wenn ich hoffen dürfte durch Angſt und Bitten dich zu rühren —

John. Verſuche es durch Gehorſam.

Ada. (vor ihm niederknieend) Wenn ich bebend deine Knie umfaſſe —

John. (lüſtern auf ſie herabblickend) Liebes, ſchönes Mädgen!

Ada. Wenn ich heiſſe Thränen auf deine Hand weine —

John. Komm in meine Arme.

Ada. Lerne das Entzücken einer ſchönen Seele kennen, die genießt, indem ſie Andern giebt. Unſer Freuden-Rauſch ſey dein Genuß!

John. Wohlthaten um Wohlthaten, gieb und ich gebe, gehorche und du gebieteſt.

Ada. Meine ſchwachen Reize werden verwelken — die Blume die heute dir duftet, iſt morgen verblüht — du ſelbſt wirſt alt werden, und deine Sinnlichkeit wird ſchweigen — aber die Rückerinnerung an eine gute That ſchweigt nie! ſie wird am lauteſten in deiner Todesſtunde flüſtern —

John. Spare die ſchönen Redensarten. Ich bin entſchloſſen in deinen Armen zu ſterben.

Ada. Du wirſt nur Thränen von meinen Lippen küſſen — du wirſt am Buſen einer Leiche ruhen —

John. Meine Liebe ſoll dich ins Leben rufen.

Ada. (ſteht auf) Ach Gott! vergebens!

John. Alles vergebens.

Ada. (mit Kälte) Wohlan! ich trotze deiner Härte und meinem Schickſal.

John. Würklich? Biſt du feſt entſchloſſen?

Ada. Feſt.

John. Du bleibſt bey deiner Weigerung?

Ada. Ich bleibe dabey.

John. Auch wenn Zameo ſtirbt?

Ada. Auch dann!

John. Herrlich! vortreflich! nun ſo komm und ſieh. (Er ziebt ſie ans Fenſter.)

Ada. (wirft einen Blick hinaus, ſchreyt, ſinkt zurück in Johns Arme, und ſträubt ſich, um ſich los zu winden.)

John. (ſie feſt haltend) Nein, du entſchlüpfeſt mir nicht. Siehſt du, wie Zameo dort unter dem Baume kniet? ſiehſt du wie das Schwerdt über ſeinem Haupte gezückt iſt? wie er ſeine Blicke hülflos gen Himmel wendet, und dich anklagt, daß ſein Tod dein Werk iſt.

Ada. Halt! halt!

John. Noch lebt er, noch kannſt du ihn retten; Ein Augenblick, und es iſt geſchehen.

Wenn ich das Schnupſtuch aus meiner Taſche ziehe — wenn ich winke — (Er greift nach dem Schnupftuch.)

Ada. (umklammert ihn mit wütender Angſt) Um Gottes willen! — halt! —

John. Biſt du mein?

Ada. Ach! — ich kann nicht —

John. Nun ſo muß ich — (er zieht das Schnupfeuch hervor.)

Ada. Halt! halt! — ja — nein — ja —

John. Du willſt?

Ada. Hinweg das Schnupftuch!

John. Du willſt?

Ada. Ich will — (ſie ſinkt ohnmächtig in die Kniee.)

John. Endlich! erhohle dich, er lebt.

Ada. (ſchwach) Er lebt —

John. Noch mehr, er iſt frey, und mit Geſchenken überhäuſt, ſende ich ihn in ſein Vaterland zurück.

Ada. Ohne mich!

John. Du wirſt vernünftig werden, und noch einſt in meinen Armen über deine Thorheit lachen.

Fünfte Scene.

William. Die Vorigen.

Will. Was iſt das Bruder? du unterſtehſt dich meinen Sklaven zu mißhandeln? du kannſt ſeit einer Stunde dulden, daß deine Knechte meine Bitten verlachen und meine Drohungen verhöhnen?

John. Sey ruhig, dein Sklave lebt und ſoll leben. Ada iſt mein.

Will. Ich komme dir zu ſagen, daß wir uns auf ewig trennen.

John. Nach deinem Gefallen.

Will. Ich reiſe.

John. Heute noch?

Will. Heute noch.

John. Ich muß es dulden.

Will. Zameo nehme ich mit mir.

John. Allerdings. Doch Ada iſt mein.

Ada. Ich bin dein. Nur vergönne mir Erhohlung — laß den Spuren meiner Thränen Zeit zu vertrocknen — ich will verſuchen lächeln zu lernen — nur bis Morgen —

John. Morgen? wohlan, die lezte Friſt.

Ada. Und dann noch Eine Bitte — die lezte —

John. Sprich.

Ada. Erlaube mir Abſchied von Zameo zu nehmen.

John. Du begehrſt viel.

Ada. Er war doch mein Gatte — ich werde ihn nie wieder ſehen — und habe ihn ſo lieb gehabt! — Er geht nach Africa — ich habe dort noch eine alte Mutter —, kleine Geſchwiſter — ſo Manches zu beſtellen — was dir vielleicht unbedeutend ſcheinen mag — kleine Aufträge — nur wichtig für mein Herz. Wenn der Wunſch dir Ernſt iſt, mich in Zukunft froh und heiter zu ſehn, ſo gewähre mir meine lezte Bitte!

John. Du bitteſt ſo ſüß; deine Gewalt über mich iſt größer als du glaubſt. Mißbrauche ſie nie!

Ada. Nur Eine Viertelſtunde noch, um das Band der Liebe und Treue für dieſe Welt zu löſen.

John. Wohlan, noch Eine Viertelſtunde ſey dein. Es verſteht ſich, daß der Meiſterknecht in der Nähe bleibe. Ich ſende dir Zameo her. Tröſte ihn, gieb ihm dein Herz mit auf die Reiſe, ich habe nichts dagegen. (Er geht ab.)

Sechſte Scene.

William. Ada.

Ada. Gott ſey Dank! Aufſchub!

Will. Ein kurzer Aufſchub, was kann er dir nützen?

Ada. Man braucht nur Eine Minute um zu ſterben.

Will. Nicht ſo gutes Mädgen. Bediene dich der Gewalt deiner Reize, beſſere meinen Bruder, mache ihn ſanfter, menſchlicher: erleichtere das Schickſal deiner armen Gefährten, und dein Opfer iſt vergolten.

Ada. Solche Wunder würkt nur die Liebe.

Will. Er liebt dich.

Ada. Du zwingſt mir ein Lächeln ab. Führe mich in einen dunkeln Keller, wo eine elende Lampe brennt, und ſprich: die Sonne ſcheint.

Will. Welche andere Hoffnung bleibt deiner ſchönen Seele?

Ada. Keine! du wirſt mein Geſicht, und ich ſein Gewiſſen nicht weiß waſchen. Es iſt vorbey! — Keine Thränenfluth tilgt Einen Buchſtaben aus dem Buche des Schickſals. Nothwendigkeit erzeugt Ruhe. Ich bin ruhig. — Meine Zukunft lag im Nebel, ich zitterte; der Nebel theilt ſich und ich lächle, denn der Tod tritt aus der Wolke.

Will. Edles Mädgen! du mußt leben, ich wage dich zu retten, noch einen Verſuch.

Ada. Ich danke dir den Verſuch wie die That, aber vergebens! du kennſt deinen Bruder nicht. Laß ab von mir, und ſtrecke deine ſegnende Hand über meinen Zameo aus. Er wird mit dir fliehen — O! erbarme dich ſeiner in den erſten Augenblicken des ſinnloſen Schmerzes! laß ihn nicht allein, entferne jedes tödliche Werkzeug; und wenn ſein Kummer ſanfter wird,

Univ.-Bibl.
München

ſo gieb ihm den köſtlichſten Troſt, gieb ihm Thränen; mache ihn wehmüthig durch mein Lob; ſprich oft von mir; erinnere ihn an die Tage ſeiner Jugend, unſerer Liebe; er wird weinen, und ruhiger werden. — Du biſt gerührt? — Leb wohl, guter weiſſer Mann; verlaß mich jezt. Du haſt gehört daß mein Zameo kommen wird; laß dieſe lezten frohen Augenblicke mich genieſſen.

Will. (reicht ihr die Hand) Faſſe Muth! wenn mein halbes Vermögen dich noch retten kann, ſo biſt du frey. (er geht ab.)

Ada. Ich bin ſchon frey! wer den Tod nicht fürchtet, iſt immer frey. — Zameo wird kommen — welche wolluſtvolle Bangigkeit zieht mein Herz zuſammen — das Gefühl einer Braut — armes Mädgen! das Grab iſt dein Hochzeitbett! — aber wo bleibt Lilli? — ſie verſprach doch — wenn ſie nicht Wort hielte — und wenn es mir dann an Muth oder Kraft gebräche, meinen Kopf an den Wänden zu zerſchmettern — O Tod! mein Retter! erſcheine mir in einer ſanften Geſtalt, in der Geſtalt meines Gatten!

Siebente Scene.

Lilli. Ada.

Ada. (ihr entgegen) Ha Lilli! gutes Mädgen! du haſt mich nicht vergeſſen! nicht wahr du bringſt mir den letzten Troſt?

Lilli. (weint.)

Ada. Du weinſt? du antworteſt mir nicht? — Ach Gott! iſt es dir nicht gelungen?

Lilli. Doch.

Ada. (haſtig) O gieb! gieb!

Lilli. Ada!

Ada. Keine Schwachheit in dieſer Stunde! Es giebt nur Ein Mittel meine Unſchuld zu retten, und — Gott ſey Dank! — Dieß Mittel iſt in der Hand meiner Freundin! Zögre nicht, gieb, und laß mich allein.

Lilli. (hebt bittend und ſchweigend ihre Hände empor.)

Ada. Was willſt du? An mir iſt es zu bitten: erbarme dich meiner Unſchuld! — Zameo wird kommen, er wird Abſchied von mir nehmen — nur noch Ein ſaurer Schritt — vielleicht thue ich ihn an der Hand meines Gatten.

— O

— O du ſiehſt, daß Angſt und Verzweiflung in meinem Buſen wüten, und du zögerſt noch!

Lilli. (zieht ein Meſſer hervor und reicht es ihr bebend.)

Ada. (ergreift es haſtig) Dank! Dank! (ſie umarmt Lilli) Dank dir Gott! (ſie küßt das Meſſer) Ich bin nicht verlaſſen! — Jetzt geh! leb wohl meine Freundin! Gott vergelte dir deine treue Liebe! jede Thräne die du mit mir geweint, jedes Lächeln das du mir entlockt haſt. Beſuche zuweilen mein Grab, brich dort die Blumen, die ſich vom Staube deiner Ada nährten. — Leb wohl! — verlaß mich! —

Lilli. (ſinkt weinend an ihren Buſen.)

Ada. Liebes ſanftes Mädgen, weine nicht — ſey ruhig — meine Nacht iſt vorüber — freue dich mit mir! der Morgen bricht an! — Geh! Gott ſegne dich!

Lilli. (wankt ſchluchzend einige Schritte nach der Thür und ſieht ſich wehmüthig um.)

Ada. (breitet die Arme aus) Lilli! noch Einmal!

Lilli. (ſtürzt ſich in ihre Arme. Stumme Pauſe.)

Ada. (ſich loswindend) Genug! wir ſehen uns wieder! — Eine Stunde früher oder ſpäter — wir ſehen uns wieder — dort! wo man keine Stunden zählt. Geh! geh! deine Thränen erſchüttern meinen Muth.

Lilli. (verhüllt ſich lautweinend das Geſicht und geht fort.)

Ada. (tief Athem ſchöpfend) Ha! das war vorüber! — das Band der Freundſchaft iſt zerriſſen — Gott! gieb mir Muth und Kraft auch das Stärkere zu zerreiſſen — das Band der Liebe! — ſind es doch nur irrdiſche Fäden, du wirſt ſie dort alle wieder anknüpfen! — Horch — ein Fußtritt — wie wird mir — meine Kniee wanken — es raſchelt an der Thür — o Gott! —

Achte Scene.

Jameo tritt herein. **Ada** fliegt in ſeine Arme.

(Eine lange Pauſe des ſtummen Entzückens.)

Jameo. Du liebſt mich noch!

Ada. Du liebſt mich noch!

Jameo. Ich finde treu dich wieder.

Ada. Treu bis in den Tod!

Jameo. (entzückt) Ich ſchlieſſe mein treues Weib in meine Arme!

Ada. Zum Erſtenmale nach zwey bangen Jahren!

Jameo. Und zum leztenmale!

Ada. Ich habe viel gelitten!

Jameo. Mehr als ich?

Ada. Mehr als du.

Jameo. Im Schlaf und Wachen ſah ich dich in eines Andern Armen — wer hat mehr gelitten?

Ada. — — Du!

Jameo. Ich wagte deinen Tod zu hoffen, die Hoffnung deines Todes war mein lezter elender Troſt — wer hat mehr gelitten?

Ada. — — Du!

Jameo. Und wer wird mehr leiden?

Ada. Nicht du. Was quält dich noch? nur ſterben kann dein treues Weib.

Jameo. Ada! das iſt die Sprache der unbefleckten Unſchuld.

Ada. Sie iſt es.

Jameo. Du darfſt mir feſt ins Auge ſehen?

Ada. Ich darf.

Jameo. Und wehe mir wenn ich dieſem Engelblick mistrauen könnte! Mein treues Weib nach tauſendfacher Noth! — Gott! du haſt die Freuden meines Lebens in Einen Tropfen zuſammengepreßt! Ich bin glücklich! Laß mich ſterben ehe dieſer Augenblick verrinnt!

Ada. (ſich an ihn ſchmiegend) Laß uns ſterben!

Jameo. O Ada! — noch Eine Frage — lieſ ſie in meinen ängſtlichen Blicken — als du mir entriſſen wurdeſt — da trugſt du meine frohſten Hoffnungen in deinem Schooſe — du ſchweigſt?

Ada. Der Schmerz um dich — dein Verluſt — Mißhandlungen — und eine Ohnmacht, die auf den Stufen der Schiffstreppe mich heftig niederwarf — errathe das übrige —

Jameo. (ſchmerzvoll) Ich bin alſo nicht Vater!

Ada. Ich bin nicht Mutter.

Jameo. Wohlan, eine Pflicht weniger.

Ada. Ein Schritt näher zum Tode.

Jameo. Wir ſollen uns trennen.

Ada. Nimmermehr!

Jameo. An den Küſten von Europa ſollen meine Blicke über das Weltmeer ſchweifen, und in jedem Nebel der aus der See ſteigt, deine liebe Geſtalt ſuchen.

Ada. Du mich verlaſſen? mich noch Einmal zur Wittwe machen? meine wehrloſe Unſchuld der Gewalt Preis geben? — das kannſt du nicht! nein, Geliebter, das wirſt du nicht! — gieb mir den Tod! — konnte an jenem ſchrecklichen Abend meine Lüſternheit dich in den Wald treiben, eine Frucht zu hohlen, die dir und mir das Leben vergiftete; konnteſt du jene kleine Bitte mir nicht verſagen; o ſo höre auch heute das Angſtgeſchrey deiner Gattin! ich fodere die größte Wohlthat von dir! gieb mir den Tod! den Tod von deiner Hand!

Jameo. (erſchrocken ſtaunend) Ada! du ſchwärmſt.

Ada. Als du wähnteſt, ein unbefriedigtes Verlangen werde meinem Kinde ſchaden, da eilteſt du haſtig fort, und ſpotteteſt nicht der Schwärmerin. War jenes Kind dir lieber als meine Unſchuld? — Rette mich! mein Gatte! mein Geliebter! erbarme dich meiner Angſt! es iſt der lezte Augenblick in welchem die Liebe handeln darf! er kehrt nie zurück! nimm dieſes Meſſer und ſtoſſe es mir in die Bruſt!

Zameo. (ſchaudernd) Ada! mein Blut erſtarrt —

Ada. Ich habe dir ewige Treue geſchworen, ich habe meinen Schwur gehalten, aber wer ſteht mir für die Zukunft? wer ſchüzt mich vor Gewalt? wer vor den ſanftern Regungen des Mitleids, wenn die Gefährten unſers Elends um mich her knieen, und mit blutigen Thränen das Opfer meiner Unſchuld heiſchen? — Weſſen Arm ſoll ich auffodern wenn der deinige mich zurückſtößt? — kein Bliz zerſchmettert mich! kein Grab verſchlingt mich! — mein Gatte flieht und läßt mich hülflos!

Zameo. Grauſames Weib! du wühlſt in meinem Herzen.

Ada. O Zameo! faſſe Muth! laß als dein treues Weib mich ſterben! — Der Ueberwundene verheert ſeine Felder damit der Sieger die Früchte nicht genieſſe; er ermordet ſeine fallenden

den Kinder, um ſie von der Sklaverey zu retten — und du könnteſt ruhig am Ufer ſtehn, indeſſen die Wellen deine Geliebte verſchlingen? — Erbarme dich! gieb mir den Tod! — meynſt du ich fürchte ihn? — o nein! er iſt mein Freund, mein Bruder! ich kenne ihn, ich habe ihn oft mit Jnnbrunſt gerufen. An deiner Hand verſprach er mir zu erſcheinen, an deiner Hand wird er in freundlicher Geſtalt mir willkommen ſeyn. — Was zauderſt du? nimm dieſes Meſſer — hier iſt meine Bruſt —

Zameo. Nimmermehr! —

Ada. Jſt das der Schwur deiner Liebe: nichts ſolle uns trennen als der Tod? uns trennt Gewalt — vergeſſen iſt dein Schwur — du zitterſt — und fliehſt! — Nun ſo lerne von mir wie Gatten ihren Pflichten treu bleiben bis ins Grab! — Gott! erbarme dich meiner! mich hat Alles verlaſſen! leite meinen Arm daß ich nicht fehl ſtoſſe! und reiche mir dort den Kranz der unbefleckten Unſchuld! (ſie will ſich das Meſſer in die Bruſt ſtoſſen.)

Zameo. (fällt ihr in den Arm) Gott! was thuſt du!

Ada.

Ada. Auch das willſt du hindern? willſt du ſelbſt mich dem Tyger in den Rachen liefern? — noch wenige Minuten, und er wird hereinſtürzen, mich fortſchleppen, du wirſt mein Winſeln hören — du wirſt den lezten Seufzer meiner ſterbenden Unſchuld hören — mit Hohnlächeln wird er dir unter die Augen treten — triumphirend wird er rufen: es iſt vollbracht! —

Zameo. (reißt ihr das Meſſer haſtig aus der Hand) Gieb!

Ada. Endlich! nun fühle ich wieder daß du mich liebſt. O zaudre nicht! ſchlinge deinen Arm um mich und ſtoße hieher. (Sie deutet auf das Herz)

Zameo. (nach einer Pauſe von der marterndſten Unentſchloſſenheit) Ich kann nicht!

Ada. Faſſe Muth! was fürchteſt du? Hängſt du nicht mehr am Glauben unſerer Väter? haſt du vergeſſen, daß mit dem lezten Seufzer unſere Seelen zurück ins Vaterland fliehen? Dort wandeln wir im kühlen Schatten immer blühender Palmen; dort lächelt der Geiſt meines ungebohrnen Kindes mir entgegen! — Stoß zu

Geliebter! gieb dem Kinde ſeine Mutter wieder! —

James. Weib! was forderſt du von mir!

Ada. Liebe um Liebe, Treue bis in den Tod; darf ich das nicht fodern?

M. Kn. (tritt herein) Nun? hat das Geſchwätz bald ein Ende?

Ada. O nur noch Einen Augenblick verlaß uns, nur noch eine einzige Minute vergönne mir, um meinem Mann das lezte Lebewohl zu ſagen.

M. Kn. Unſer Herr iſt des Wartens müde; und du James mußt augenblicklich fort, Mäſter William iſt reiſefertig. (Er geht ab.)

James. (erſchüttert) Fort!

Ada. Hörſt du? — die Stunde ſchlägt — jezt oder nie! — James! mein Gatte! laß mich dieſen Nahmen voll Unſchuld ausſprechen bis in den Tod! Erbarme dich meiner! ſtürze mich nicht in Verzweiflung!

James. Habe Mitleid mit meiner wütenden Angſt.

Ada. Du mußt fort — noch Eine Minute und wir ſind getrennt — der Tod kann uns doch auch nur trennen. — Du könnteſt abreiſen, und mich als die Buhlerin eines Weiſſen zurücklaſſen? O dann haſt du mich nie geliebt! dann fließt kein heiſſes afrikaniſches Blut in deinen Adern. Höre ein Beyſpiel das vor wenig Jahren ſich in dieſer Pflanzung zutrug, hör' es und erröthe! — Zwey Neger, warme Freunde, liebten eine Negerin, beyde gleich heftig. Für keinen mochte das Mädgen ſich entſcheiden, keiner vermogte ſie dem Andern abzutreten. Eines Tages giengen ſie mit ihr in den Wald, da warfen ſich beyde vor ihr nieder, benezten ihre Füſſe mit glühenden Thränen, ſprangen auf, ſchloſſen ſie wehmüthig in ihre Arme, und ſenkten ihr beyde zu gleicher Zeit einen Dolch in die Bruſt. Zweifelſt du? jedes Kind wird dir die Geſchichte wiederhohlen. Das waren Freunde, hörſt du wohl? Ein Freund vermogte ſie nicht dem Andern zu überlaſſen; aber du, du willſt mich einem weiſſen Tyrannen in die Arme liefern. Das war ein Mädgen, nur eine Geliebte — ich bin dein Weib! und mich willſt du zur Buhlerin eines Unmenſchen erniedrigen. (Sie ſtürzt vor ihm nieder und umfaßt ſeine Kniee) Jameo! höre zum leztenmale die Stimme deiner treuen Ada! in wenig Minuten wirſt du nur noch die Stimme der zertretenen Unſchuld hören! ſie wird Wehe! über dich rufen, Wehe! über den ſchwachen liebloſen Mann! Tödte mich, daß der Segen der Liebe dich übers Meer begleite!

Jameo. (außer ſich) Komm in meine Arme!

Ada. (in ſeinen Armen) Gieb mir den lezten Kuß.

Jameo. (küßt ſie. Man hört drauſſen ein Getümmel. Ada ruft: O geſchwind! man kömmt! (Sie verbirgt ihr Geſicht auf ſeiner Schulter. Er wendet das ſeinige ab. ***) und ſtößt ihr das Meſſer in die Bruſt. Ada ſinkt. Jameo legt ſie ſanft auf den Boden.)

Ada. Dank! — es ſchmerzt nicht — (ſie ſtirbt ohne Zucken.)

Jameo. (ſteht erſtarrt neben der Leiche, das blutige Meſſer in ſeiner Hand. Der Körper zittert, das Auge todt.)

Neunte Scene.

John. William und **Truro** treten herein.

John. Wozu noch länger das verliebte Winſeln? — Ha! was iſt das! (Alle ſtürzen herzu. Jameo ſteht unbeweglich.)

Will. Hülfe!

Truro. (der ſich über den Leichnam bückt) Hier iſt keine Hülfe mehr — armes Weib!

John. Bube! was haſt du gethan!

Jameo. (ſtarrt ſie ringsumher gedankenlos an) Was wollt ihr? was wollt ihr hier?

Will. (faßt ihn ſanft bey der Hand) Unglücklicher!

Jameo. Wer biſt du?

Will. Dein Freund.

Jameo. Ich habe keinen Freund. Den Einzigen den ich hatte, habe ich meinem Weibe zum Begleiter mitgegeben.

John. Böſewicht! wer hilft mir neue Quaalen erſinnen —

Jameo. (geht mit gezücktem Meſſer auf ihn los) Fort! fort von dieſer Leiche!

John. Hülfe! er will auch mich ermorden!

Jameo. Keiner komme dieſer Heiligen zu nahe! Sie war mein treues Weib! Triumph! ſie iſts geblieben bis in den Tod!

John. (zum Meierknecht, der eben herein tritt) Rufe Hülfe herbey, und binde dieſen Wahnſinnigen.

Jameo. Keinen Schritt näher oder du biſt des Todes!

Will. Laß ihn Bruder, Verzweiflung kennt keine Furcht.

Jameo. Ich ſchwöre bey Adas Blut, daß keine Gewalt auf Erden mich lebendig von dieſer Leiche trennen ſoll! — Wo bin ich — was iſt mit mir geſchehen — welcher Nebel umſchleyert mich — was ſchwebt da ſo glänzend durch den Nebel? — immer höher — immer weiter — es lächelt — es winkt — wer biſt du? — komm herab — näher daß ich dich erkenne — Ha! mein treues Weib bis in den Tod! — ſie breitet die Arme nach mir aus — ſie deutet auf die blutende Wunde — ich! ich habe dein Blut vergoſſen! — ich war dein Retter! — Ja dieß dankbare Lächeln lohnt meine Liebe — ſeliger Geiſt! — auch deine Hülle lächelt

lächelt noch — O Ada! Ada! (er wirft ſich auf die Leiche und bedeckt ſie mit Küſſen.)

John. (zum Meiſterknecht) Jezt iſt es Zeit, pack ihn von hinten.

James. (ſtößt ſich das Meſſer in die Bruſt, ſinkt vorwärts auf die Leiche und ruft:) Mein treues Weib bis in den Tod! —

Alle ſchaudern. John und der Meiſterknecht ſtarren wild vor ſich hin.

Will. (heftig hervorſtürzend zu John) Fluch dir Mörder!

(Alle ſtehn unbeweglich. Der Vorhang fällt.)

Ende.

***) und zückt das Meſſer. In dieſem Augenblick ſtürzen

Neunte Scene.

William. Ayos. Truro, und Lilli herein.

Will. Freude Kinder! ihr ſeyd gerettet!

Ayos. Keine Trennung mehr!

Truro. Ihr ſeyd frey!

Lilli. (ſchließt Ida in ihre Arme) O meine Schweſter!

Truro. (auf William zeigend) Dankt es ihm!

Ayos. Er gab ſein halbes Vermögen.

Will. Auf wuchernde Zinſen.

Ida und Jameo ſtarren bewußtlos die Umſtehenden an.

Truro. Ihr verſtummt?

Ayos. Begreift euch liebe Kinder.

Will. Ha! was iſt das! Jameo! was ſoll das Meſſer in deiner Hand?

Lilli. Gott! welchen Jammer hätt' ich faſt verſchuldet!

Ayos. (ſeinen Sohn am Arm rüttelnd) Jameo! hörſt du nicht?

Lilli. Ida! faſſe dich!

Truro. Die Freude verwirrt ihre Sinne.

Ayos Dein Weib iſt dir zurückgegeben.

Lilli. Jameo iſt dein.

Jameo. (erhohlt ſich zuerſt. Er läßt das Meſſer fallen, ſtürzt auf beyde Kniee nieder, und hebt ſeine zitternden Hände gen Himmel) Gott! — ein Augenblick ſpäter — was wäre aus mir geworden! —

Ayos.

Ayos. (auf William deutend) Hier ſteht dein Retter.

Jameo. (ſich zu William kehrend) Ach! — Worte — Worte —

Ada. Ihr täuſcht mich nicht?

Lilli. Er gab ſein halbes Vermögen.

Ada. Jameo mein!

Will. Dein!

Ada. (wankt zu William und kniet neben Jameo. Ihr Buſen arbeitet heftig. Sie verſucht einigemal zu reden) Ich — Gott! — ach! — du — (ſie ſinkt ohnmächtig nieder.)

Will. (trocknet ſich die Augen) Gott! welch' ein ſüſſer Lohn!

Jameo. (faßt Ada in ſeine Arme; die übrigen bilden eine Gruppe um die Liebenden)

John. (tritt herein, mit Papier und Feder in der Hand) Hier Bruder, zuvor unterſchreibe.

Will. Herzlich gern. (er unterſchreibt.)

John. Und nun muß ich dich noch bitten, daß du nie vor meiner Thür bettelſt.

Will. Bruder, ich bin reicher als du.

John. Wohl bekomme es (Er geht ab.)

Trura.

Trurd. (hat ſich der Feder bemächtigt, mit welcher William unterſchrieb, und verbirgt ſie ſorgfältig in ſeinem Buſen.) Dieſe Feder ſey hinfort mein Reichthum. Nur Gottes Engel darf ſie von mir fodern, wenn er dieſe That ins Buch des Lebens zeichnen will.

Der Vorhang fällt.

V.

ve
is
y-
it
is

0,-

C. G. v. Maassen.

Maassen 347

Kotzebue

Ex Libris * C. G. v. Maassen *

Der hyperboreeiſche Eſel
oder
Die heutige Bildung.

Ein draſtiſches Drama,
und philoſophiſches Luſtſpiel für Jünglinge,
in Einem Akt.

Von
A. v. Kotzebue.

Saltantes Satyros imitabitur —
Virg. Ecl. 5. 73.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer. 1799.

6004248*9

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

C. G. v. Maassen * Ex Libris

Zueignungsſchrift
an
die Herren Verfaſſer und Herausgeber
des Athenäum.

Ihnen, meine günſtigen Herren, widme ich dieſen Verſuch, Ihre Lehren auch in das große Publicum zu verbreiten, und ſie folglich gemeinnütziger zu machen. Die dramatiſche Form habe ich gewählt aus reiner Freude am ſprechen und ſprechen laſſen [1]). Ich bilde mir ein, ein gutes Drama gemacht zu haben, denn es iſt draſtiſch, und Sie ſelbſt ſagen: Gute Dramen müſſen draſtiſch ſeyn [2]).

Wie dieſer Gedanke, oder dieſes Profil von einem Gedanken [3]) in mir ent-

---

[1]) Athenäum pag. 6. [2]) Ibid. pag. 13. [3]) ibid. pag. 12.

ſtand, davon will ich kürzlich Rechenſchaft geben. Ich habe einen Freund, mit dem ich in einer parzialen Ehe [1]) lebe, den ich aber bald werde portraitiren laſſen, weil ich mich ſchon ein wenig müde an ihm geſehen habe). Die Haupturſache dieſer Müdigkeit liegt wohl darin, daß ich Sie beyde, meine günſtigen Herren, als die größten Genies betrachte, die auf dem Erdboden leben, Er hingegen mit ſeinem beſchränkten Sinn die hohe Verwirrung Ihrer hohen Geiſter nicht zu faſſen vermag. Neulich war er gar ſo verwegen, mir eine Stelle aus Duclos moeurs de ce siècle vorzuleſen, und ſie recht unverſchämt auf Sie zu appliciren. Sie lautet nemlich folgendergeſtalt:

Qui sont ceux qui jouissent du droit de prononcer? — des gens, qui, à force de braver le mépris, viennent à bout de se faire respecter, et de donner le ton; qui n'ont que des opinions et jamais des sentimens; qui en changent, les quittent et les reprennent, sans le savoir ni s'en

---

[1]) Athenäum pag. 106.

douter; ou qui sont opiniâtres sans être constans. Voilà cependant les juges des reputations; voilà ceux dont on méprise les sentimens et dont on recherche le suffrage; ceux qui procurent la Consideration, sans en avoir eux mêmes aucune. — Vous voyez des hommes dont on vante le mérite; si l'on veut examiner en quoi il consiste, on est étonné du vide; on trouve que tout se borne à un air, un ton d'importance et de suffisance; un peu d'impertinence n'y nuit pas; et quelques fois le maintien suffit.

Zu deutſch: „**Wer ſind denn die** Herren,
„die das Recht zu entſcheiden ausüben? —
„Leute, die der Verachtung ſo lange trotzen,
„bis ſie es endlich dahin bringen ſich geltend
„zu machen, und den Ton anzugeben; die
„nie Grundſätze ſondern nur Meynungen
„haben, die ſie wechſeln, wegwerfen,
„wieder aufnehmen, ohne es ſelbſt zu wiſſen,
„oder zu ahnden; die ſich beſtändig glau-
„ben, weil ſie halsſtarrig ſind. Sehet da
„die Richter über Reputation; Menſchen,
„deren Geſinnungen man verachtet, und den-
„noch ihren Beyfall ſucht; Menſchen, die

„Andern Anſehn verſchaffen, ohne ſelbſt wel„ches zu beſitzen. — Man rühmt ihre Ver„dienſte, aber bey näherer Unterſuchung er„ſtaunt man über ihre Leerheit, und wird „bald gewahr, daß ſich Alles nur auf ein ge„wiſſes Air einſchränkt, einen Ton der Wich„tigkeit und Selbſtgenügſamkeit mit ein we„nig Impertinenz gemiſcht, der Manche „blendet.'

Da meynte nun der unverſchämte Menſch, Sie erfüllten gewiſſenhaft Duclos Vorſchriften, und der Erfolg habe Duclos Prophezeyungen entſprochen.

Um ihn zu widerlegen, führte ich ihn mit triumphirender Miene in mein Bücherkabinet; ich zeigte auf Ihre Fragmente, Ihre Lucinde u. ſ. w. Von der Lucinde meynte er, es hätten ſich von den Gergeſener Säuen, deren Sie pag. 84 der Fragmente als ſämmtlich erſäuft erwähnen, doch wohl einige gerettet, und zwar die feiſteſten, um da hinein zu fahren. Dabey ſey nichts kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt ergeben, nemlich ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind 1).

---

1) Fragmente pag. 34.

Ich wurde zornig, aber er kehrte ſich nicht daran. Von der Lucinde kam er auf Ihre ſchöne poetiſche Wuth ſchlechte Sachen anzupreiſen, von welcher Sie zuweilen ergriffen würden, wenn nemlich Ihre Gönner oder Freunde die Verfaſſer wären. Er meynte, viele Lobredner bewieſen die Größe ihres Abgottes antithetiſch durch die Darlegung ihrer eigenen Kleinheit 1).

Ich wollte ihm das Läſtermaul ſtopfen; ich deutete auf Ihre Fragmente. Da ſagte er: die meiſten wären hoher Unſinn, den Niemand, auch Sie ſelbſt nicht einmal verſtünden.

Länger konnte ich mich nicht halten, denn eben ergriff mich ein Gedanke — dießmal war es aber kein Profil ſondern eine Seele von einem Gedanken 2) — und frohlockend rief ich aus, daß es dieſen herrlichen Fragmenten nur an einer faßlichern Form fehle um verſtanden zu werden; daß ſie nur nicht eben Igel 3) ſeyn müßten, und daß

---

1) Fragm. pag. 18. 2) ibid. p. 51. 3) ibid. p. 54.

ich mich ſelbſt anheiſchig mache, ſie in dramatiſcher Form ſo darzuſtellen, daß Jedermann Luſt und Freude daran haben ſolle. Er faßte mich beym Wort und flugs gieng ich an die Arbeit.

Nun muß ich zwar bekennen, daß es mir nicht möglich geweſen iſt, Ihren ganzen herrlichen fragmentariſchen Unterricht in die dramatiſche Form zu gießen, und ich habe theils Ihre ſchönen, volltönigen, in der neueſten philoſophiſchen Terminologie ausgedrückten Wundergedanken, theils Ihre herrlichen, kraftvollen Zoten weglaſſen müſſen; denn dasjenige Publicum für welches ich ſchreibe — (Sie wiſſen, ich ſchreibe nur für den großen Haufen) — würde die Erſteren doch nicht verſtanden, und für die Letztern zu zarte Ohren affectirt haben.

Weh, ſehr weh hat es mir freylich gethan, die köſtlichſten Dinge in dieſer Art mit Stillſchweigen übergehn zu müſſen. Wie gern hätte ich zum Beyſpiel den Zuſchauern die intereſſante Situation aus den Myſterien der Venus Παίδημος mitgetheilt, welche, wie Sie ſagen, eine Allegorie auf die Vollendung des männlichen und weiblichen Geſchleches zur vollen ganzen Menſchheit iſt 1), und welches die witzigſte und ſchönſte Situation in der ſchönſten Welt ſeyn ſoll 2). Wie gern hätte ich meinem Karl in der Scene mit Malchen die Bitte in den Mund gelegt: ſich doch einmal der Wuth ganz hinzugeben, und unerſättlich zu ſeyn 3); wie ſchön würde in ſeinem Munde die Behauptung geklungen haben: daß zwar ein Libertin verſtehen möge, den Gürtel mit einer Art von Geſchmack zu löſen, aber daß nur die Liebe den höhern Kunſtſinn der Wolluſt lehre 4); wie angenehm würden nicht die Zuſchauer durch die lehrreiche, höchſt ſittliche und in dramatiſche Handlung gebrachte Anecdote unterhalten worden ſeyn, wo die Thür zugeſchloſſen wird, und man damit anfängt ſich zu küſſen, daß es böſe Gedanken macht, wo man alsdann das elende dumme Halstuch als ein Vorurtheil wegſchiebt, und 5) — doch halt! es wird zuviel. Ich

---

1) Lucinde pag. 28. 2) ibid. p. 28. 3) ibid. p. 9. 4) ibid. p. 61. 5) ibid. p. 91.

ſchweige und bewundere nur den feſſelloſen Geiſt.

Sehen Sie, meine günſtigen Herren, alle dieſe ſchönen Sächelchen habe ich weglaſſen müſſen, ob ich gleich wohl wußte, welchen ſtarken Effect ſie hervorgebracht haben würden. Aber die Alltags-Menſchen haben keinen Sinn für die Frechheit, der Sie ſo vortrefflich das Wort reden [1]), und ich mußte mich daher auf dasjenige einſchränken, was auf der Bühne ſagbar iſt. Dem Himmel und Ihnen ſey Dank! es blieb noch immer genug übrig, um meinen parzialen Ehekonſorten zu beſchämen, und den Saamen Ihrer weiſen Lehren auch unter dem großen Haufen auszuſtreuen.

Freylich ſteht mein Karl allein da; die mit ihm ſpielenden gehören eigentlich auch zum großen Haufen, haben auch keinen hinan reichenden Sinn; aber hier blieb ich nur der Natur getreu, denn wie wenige mögen ſich dieſes erhabenen Kunſt-Sinnes erfreuen.

Nach allem dieſem wage ich mir zu ſchmeicheln, daß ich, meine günſtigen Herren, ein Lächeln des Beyfalls von Ihnen wohl verdient habe, und daß, wenn es mir einmal wiederfahren ſollte, einen ſchlechten Roman wie William Lovell zu ſchreiben, in welchem die Langeweile in Mittheilung übergeht 1) oder einen ſolchen, in welchem, nach Ihrem eigenen Geſtändniß, die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit verletzt 2) und die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang getäuſcht werden 3), Sie dennoch nicht ermangeln werden, Ihrem Publicum zu beweiſen, daß mein Buch tief und ausführlich, klar und transparent iſt, und daß den Leuten nur der ächte ſyſtematiſche Inſtinct, der Sinn für das Univerſum fehlt 4).

---

[1]) Lucinde pag. 40.

So berge ich mich unter dem weißen Fittig Ihres Schwans, der Alles was ſterblich an ihm iſt, in Geſänge aushaucht 5), welches drum doch keine ſterblichen Geſänge ſind; und wenn ich vielleicht ſo glücklich ſeyn ſollte, daß Sie in dieſen

---

1) Fragmente pag. 128. 2) Ueber Göthes Meiſter. p. 157. 3) ibid. p. 159. 4) ibid. p. 159. 5) Vorrede zur Lucinde.

Blättern ein wenig äſthetiſche Bosheit fänden, ſo würde ich mich unendlich freuen, dieſes, nach Ihrem Ausſpruch, weſentliche Stück der harmoniſchen Ausbildung 1) mir zu eigen gemacht zu haben.

Uebrigens iſt der reichhaltige Stoff noch lange nicht erſchöpft, und ich werde mit Vergnügen, bey wiederhohlten Veranlaſſungen, meine Dankbarkeit auf eine ähnliche Art zu beweiſen ſuchen.

Geſchrieben zu Jena, mit einer Schwanenfeder aus Ihrem weißen Fittig. Im September 1799.

Der Verfaſſer.

---

1) Lucinde pag. 90.

Der hyperboreeiſche Eſel

oder

Die heutige Bildung.

Ein draſtiſches Drama,
und philoſophiſches Luſtſpiel für Jünglinge,
in Einem Akt.

Perſonen.

Baron Kreutz.
Malchen, ſeine Tochter.
Frau von Berg, ſeine Schweſter, eine arme Wittwe.
Karl, } ihre Söhne.
Hans, }
Der Fürſt von * *

Die Scene iſt auf dem Landgute des Baron Kreutz.

Die Rolle des *Karl* iſt einzig und allein, und zwar *wörtlich*, aus den bekannten und berühmten Schriften der Herren Gebrüder Schlegel gezogen. Alle die goldenen Sprüchlein dieſer Weiſen ſind ſorgfältig unterſtrichen worden, theils, damit man nicht glauben möge, ich wolle mich mit fremden Federn ſchmücken, theils weil — wie gleichfalls Einer ihrer goldenen Sprüche behauptet — *in der wahren Proſa Alles unterſtrichen ſeyn muß.*

Siehe *Fragmente* p. 122.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer. Im Hintergrunde eine Glasthür, die in den Garten führt. Rechts und links Seitenthüren.)

Fr. v. Berg und **Malchen** mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.

Baron Kreutz tritt herein.

Baron. Freut euch Kinder! heute kommt er.

Fr. v. Berg. Wer? mein Karl?

Malchen (blutroth). Der Vetter?

Baron (ihr nachſpottend). Ja ja, der Vetter. Werde du nur roth bis über beyde Ohren.

Fr. v. Berg. Woher weißt du Bruder — ?

Baron. Je nun, er iſt geſtern Mittag ſchon in der Stadt geweſen.

Fr. v. Berg. Nur eine Stunde von hier? und noch nicht ſelbſt hier?

Baron. Seinen Franz hat er vorausgeſchickt. Es ſoll da in der Stadt ein tiefgelehrter Mann wohnen, den hat er nur noch beſuchen wollen.

Fr. v. Berg. Wie? drey Jahre war er abweſend von Mutter und Braut? Kaum noch ein Spatziergang trennt ihn von beyden? und er findet noch Muſſe Gelehrte zu beſuchen?

Baron. Nun, nun, Schweſter, er muß doch das Handwerk grüſſen.

Fr. v. Berg. Ey, ey, das gefällt mir nicht.

Malchen. Mir auch nicht.

Baron. Was haſt du darein zu reden? Eitelkeit, nichts weiter. Ein Burſche wie Karl, der alle vier Facultäten im Kopfe hat —

Fr. v. Berg. Soll drum doch die Mutter im Herzen behalten.

Baron. Das wird er auch. Die Wiſſenſchaften veredeln den Menſchen, machen ihn — wie nennen ſie es doch gleich? — human. Das iſt ein neues Modewort.

Malchen. Wenn wir nur über den neuen Worten nicht die alten Gefühle verlieren.

Baron. Naſeweiß! du meynſt wohl, Karl ſollte noch immer den Schäfer aus Geßners Idyllen ſpielen? — Der tändelt nicht mehr, der iſt jetzt tranſcendental!

Malchen. Was heißt denn das?

Baron. Das weiß ich ſelbſt nicht. Aber es iſt was Großes, was Schönes.

Fr. v. Berg. Ich zittre ihn wieder zu ſehn!

Baron. Ich auch, aber vor Freuden.

Fr. v. Berg. Mein letztes Vermögen hab' ich an ihn gewandt, um ſeinen viel verſprechenden Geiſt zu bilden —

Baron. Das war brav von dir.

Fr. v. Berg. Eine Stütze im Alter hofft' ich mir an ihm zu ziehen —

Baron. Das ſoll er auch werden. Mein Schwiegerſohn und Erbe oben drein.

Fr. v. Berg. Wenn wir ihn nicht ſo fänden, wie unſere hoffende Liebe ihn mahlt —

Baron. Poſſen.

Fr. v. Berg. Seine Briefe, Bruder — geſteh es mir — ſie ſind hochtönend, aber kalt.

Baron. Das kommt dir nur ſo vor, weil wir die neue Sprache nicht verſtehn.

Fr. v. Berg. Mit mir ſollte er, wie vormals, vom Herzen zum Herzen reden.

Malchen. Mit mir auch.

Baron. Kinder, andere Zeiten, andere Sitten. Jetzt herrſcht die Vernunft! die kritiſche Vernunft!

Malchen. Allen Reſpect vor der Vernunft, aber wenn ſie ſich nicht mit dem Herzen vermählt, ſo kommt ſie mir vor, wie unſer langer dürrer Nachbar, der Hageſtolz.

Baron. Schweig, und ſtöre mir meine Freude nicht. O ich habe euch noch mehr zu ſagen. Es iſt heute ein wichtiger Tag für Karln und für uns Alle. Der Fürſt jagt in meinem Forſte.

Malchen. Das find' ich nur wichtig für Ihre Haaſen.

Baron. Er wird aber ein Frühſtück bey uns einnehmen. Wenn nur Karl bald käme, daß ich ihn dem Fürſten ſogleich vorſtellen könnte. Was gilt's, der macht ihn aufs wenigſte zum Geheimde-Kabinets-Rath.

Fr. v. Berg. (lächelnd.) Du bau'ſt ſchöne Luftſchlöſſer.

Baron. Was Luftſchlöſſer! Karl hat bey Fichte die Wiſſenſchaftslehre, bey Schlegel die Aeſthetik, bey Schiller die Hiſtorie gehört; Sapperment Kinder! er muß ein ganzer Kerl ſeyn.

Fr. v. Berg. Wenn er nur auch ſeine ganze Unverdorbenheit wieder mit zurückbringt.

Baron. Hör' einmal auf, Schweſter, mit deinem ewigen wenn nur und wenn nur.

Fr. v. Berg. Ach Bruder, du haſt keine Söhne; du weißt nicht, wie einer Mutter zu Muthe iſt, die ihren Liebling hinaus in die weite Welt ſchickt, ohne mit ſorglicher Mutterliebe in der Ferne über ſeine Schritte wachen zu dürfen; die ein geſundes herziges Natur-Kind aus ihren Armen ließ, und vielleicht einen phyſiſch und moraliſch verbildeten Krüppel zurück erhält.

Baron. Aber ein ſolches vielleicht iſt hier gar nicht anwendbar.

Fr. v. Berg. Das bitt' ich euch, wenn er kommt, laßt mich nur gleich mit ihm allein, daß ich nur erſt ſein Herz erforſche, mit ſeinem Wiſſen mag es dann beſtellt ſeyn wie es wolle.

Baron. Schon gut, Schweſter. Komm, wir wollen die Buchen-Allee hinab ihm entgegen wandeln; er kann nicht lange mehr bleiben.

Fr. v. Berg. Gern Bruder. Ich hoffe, die alte Mutter werde nicht vergebens gehn, weil er etwa mit den Gelehrten noch zu ſprechen hat.

Baron. Du, Malchen, ſorge indeſſen für das Frühſtück. (Beyde ab durch eine Seitenthür.)

Zweyte Scene.

Malchen allein.

Ich freue mich — und doch iſt mir ſo bänglich zu Muthe — wenn er auch hinan reicht an das mütterliche Ideal, wird er drum mir noch ſeyn, was er vor drey Jahren war? — wird meine Natürlichkeit ſich mit ſeiner hohen Weisheit vertragen?

Dritte Scene.

Hans aus der andern Seitenthür. **Malchen.**

Hans (ein Jagdkleid mit der Flinte.) Guten Morgen, liebe Kuſine.

Malchen. Guten Morgen, Vetter. Wiſſen Sie ſchon, daß Ihr Bruder gleich hier ſeyn wird?

Hans. Mein Bruder? wirklich? o das iſt ſchön!

Malchen. Unſere Eltern ſind ſchon hinunter ihm entgegen.

Hans. Wie wird die gute Mutter ſich freuen! o das iſt recht ſchön! Nun darf ſie nicht mehr klagen, daß ſie keine Stütze hat, weil ich ſo dumm bin, und nichts lernen kann.

Malchen. Ey Vetter, das hat ſie nie geſagt.

Hans. Geſagt wohl nicht, aber es iſt doch wahr. O ich fühle es recht gut, daß ich nur ein ſimpler Menſch bin. Ich meyne es wohl gut, aber ich kann es nicht ſo von mir geben. Wenn zuweilen ein Brief von meinem Bruder vorgeleſen wird, und ich verſtehe kein Wort davon, da muß ich mannichmal fortgehen und mich ſchämen.

Malchen. Sie ſind ein braver Menſch, Vetter, Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen.

Hans. Ach liebe Kuſine! ich kann ja ſo gar nichts für meine alte Mutter thun! Die Jägerey hab' ich freylich gelernt, aber was hilft das? Alle Dienſte ſind beſetzt; ich verſtehe mich auch nicht zu präſentiren; ſchwatzen kann ich vollends gar nicht, und ſo bleib' ich ſitzen. Ach! Sie glauben nicht, wie mich das ſchmerzt, daß ich meiner Mutter und dem Oheim ſo auf dem Halſe liege. Nun Gottlob! der Bruder iſt wieder da! der wird Geheimde-Rath werden, oder ſo etwas; der wird der Mutter ein ſorgenfreyes Alter verſchaffen; und da werde ich ihn recht lieb haben. Alle werden ihn lieb haben, weit mehr als mich, aber ich will ihn nicht beneiden, er iſt ja mein guter Bruder, und nun werden Sie ihn heyrathen, nicht wahr?

Malchen. Vermuthlich.

Hans. Sehen Sie, das iſt ein großes Glück, denn Sie ſind gar ein wackeres Mädchen. Was man doch glücklich iſt, wenn man Verſtand hat!

Malchen. Nicht immer.

Hans. Ja, wenn ich auch ſo ein geſchelter Kerl geworden wäre, warlich, liebe Kuſine, Sie hätte ich mir nicht nehmen laſſen.

Malchen. Mich?

Hans. Werden Sie nur nicht böſe, daß ich es ſo gerade heraus ſage; ich habe Sie ſehr lieb — ſehr lieb!

Malchen. Ich Sie auch.

Hans. Ja, Sie ſind mir wohl gut, Sie haben Mitleid mit mir; aber ich — mein Leben könnt' ich für Sie laſſen.

Malchen. Guter Vetter.

Hans. Nun, es iſt nun einmal ſo. Wir können ja nicht Alle klug ſeyn, und der Klügſte muß die Beſte haben, von Rechtswegen. In Zukunft werde ich Sie Schweſter nennen, nicht wahr?

Malchen. Lieber Bruder!

Hans. Und Sie und Karl werden mich noch ein wenig zuſtutzen, was ſich ſo eben hineinbringen läßt; viel wird es nicht ſeyn, aber freuen werde ich mich über Ihr Glück, das brauchen Sie nicht erſt hinein zu bringen, das iſt ſchon hier in meinem Herzen.

Malchen. Sie müſſen dann auch ein gutes Mädgen heyrathen.

Hans. Beyleibe nicht! wenn ich nur immer mit Ihnen ſeyn kann, bey Ihnen bin ich am liebſten. Jetzt muß ich gehn. Der Fürſt jagt in unſerm Forſte. Es thut mir leid, daß ich meinen Bruder nicht empfangen kann. Sagen Sie ihm das. Es thut mir recht leid. Er ſoll drum nicht denken, daß ich ihn weniger liebe, oder daß ich etwa gar — neidiſch auf ihn wäre. Nein, der Oheim hats befohlen. Jch muß in den Wald. Adjeu liebe Kuſine! — (bewegt) Adjeu liebe Schweſter!

(ab durch den Garten).

Malchen allein (ihm nachſehend).

Guter Menſch! wer weiß, ob Karl mich liebt, wie du. (ab durch die Stubenthür, aus welcher Hans kam.)

Vierte Scene.

Fr. v. Berg und **Karl** *) (von der andern Seite.)

Fr. v. Berg. Noch Einmal drücke ich dich an mein mütterliches Herz! (ſie umarmt ihn) Gott ſey Dank, daß ich dich wieder habe! Dich, meine Hoffnung, meinen Stolz, mein Alles! — Biſt du noch der du warſt? der gute, fromme, herzliche Menſch? — O ja, du wirſt es ſeyn! Magſt du doch viel oder wenig gelernt haben; die bekümmerte Mutter mögte dich lieber fromm als gelehrt wieder ſehn. Tugendhaft gingſt du von mir, tugendhaft kehrſt du in meine Arme zurück, nicht wahr?

Karl. Liebe Mutter, es giebt keine andre Tugend als Konſequenz. 1)

---

*) Karl trägt rund geſchnittenes Haar, und ſeine Kleidung iſt ſehr nachläſſig.

1) Lucinde pag. 182.

Mutter. Wie? ſo könnte ja auch der ärgſte Böſewicht tugendhaft ſeyn?

Karl. Wenn er konſequent handelt —

Mutter. O weh! was iſt das! Karl! Du haſt doch noch Religion?

Karl. Die Religion iſt meiſtens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung — 1)

Mutter. Nichts weiter?

Karl. Nichts iſt religiös im ſtrengen Sinne, was nicht ein Product der Freiheit iſt. 2)

Mutter. Ich kann darüber mit dir nicht ſtreiten, auch begehre ich nur Beruhigung. Man hat mir ſo manches von den jetzigen Modeſyſtemen erzählt. (Sie legt ihre Hand auf ſeine Schulter und ſpricht ängſtlich) Karl! du glaubſt doch an Gott?

Karl. Ich ſelbſt bin Gott.

Mutter. Weh mir! er iſt geworden wie der arme Wezel in Sondershauſen!

Karl. Jeder gute Menſch wird immer mehr und mehr Gott. Gott wer-

---

1) Fragmente pag. 63. 2) ibid. p. 63.

den, Menſch ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke, die Einerley bedeuten. [1])

Mutter. Was iſt das! Ich fürchtete, er mögte gar keinen Gott glauben, und er glaubt deren Millionen!

Karl. Wenn jedes unendliche Individuum Gott iſt, ſo giebts ſo viele Götter, als Ideale. [2])

Mutter. Hin iſt ſein Chriſtenthum!

Karl. Das wiſſenſchaftliche Ideal des Chriſtianismus iſt eine Characteriſtik der Gottheit mit unendlich vielen Variationen. [3])

Mutter. Sprichſt du von einem Rondo?

Karl. Gott iſt nicht bloß ein Gedanke, ſondern zugleich auch eine Sache, wie alle Gedanken, die nicht bloße Einbildungen ſind. [4])

Mutter. Sprich, welche Religion haſt du denn eigentlich?

Karl. Es iſt ein ſehr natürlicher, ja faſt unvermeidlicher Wunſch, alle Gattungen der Religion in ſich vereinigen zu wollen. [5])

---

1) Fragmente p. 73. 2) ibid. p. 105. 3) ibid. p. 126. 4) ibid. p. 63. 5) ibid. p. 91.

Mutter. Alle? —

Karl. Alle.

Mutter. Ach! ich kann dir nicht antworten. Aber ich bitte dich, rede mit unſerm Pfarrer, er iſt ein wackerer, vernünftiger Mann —

Karl. Ich mag nicht. Die Religion iſt ſchlechthin groß wie die Natur. Der vortrefflichſte Prieſter hat doch nur ein Stück davon. [1])

Mutter. Ich verſichere dich, er hat ſie ganz.

Karl. Ueberdieß bin ich ſelbſt Prieſter.

Mutter (erſtaunt). Zugleich Gott und Prieſter? [illegible]

Karl. Das Verhältniß des wahren Künſtlers und des wahren Menſchen zu ſeinen Idealen iſt durchaus Religion. Wem dieſer innere Gottesdienſt Ziel und Geſchäft des ganzen Lebens iſt, der iſt Prieſter, und folglich bin ich auch Prieſter. [2])

Mutter. Sohn! Sohn! was ſoll aus dir werden in dieſer und jene Welt!

---

[1]) Fragmente pag. 97. [2]) ibid. p. 125.

Karl. Bey den Neuern redet man immer von dieſer und jener Welt, als ob es mehr als Eine Welt gäbe. 1)

Mutter. Weh dir! Du biſt in den Stricken des Satans!

Karl. Der Satan iſt eine deutſche Erfindung, denn der deutſche Satan iſt ſataniſcher als der italiäniſche und engliſche. Er iſt ein Favorit deutſcher Dichter und Philoſophen, er muß alſo auch wohl ſein Gutes haben.

Mutter. Der Satan ſein Gutes?!

Karl. Das gefällt mir nicht in der chriſtlichen Mythologie, daß die Sataniſken fehlen.

Mutter. Ach mein Gott! haben wir denn an Einem Satan noch nicht genug? —

Karl. Mutter, ich bitte Sie, nicht dieſe Elegieen von der heroiſch kläglichen Art; es ſind die Empfindungen der Jämmerlichkeit bey dem Gedanken der Albernheit von den Verhältniſſen der Plattheit zur Tollheit 2).

---

1) Fragmente pag. 15. 2) ibid. p. 102.

Mutter. Wohl mir, daß ich deine Schmähungen nicht verſtehe.

Karl. Sie wollen mich in meiner Bahn aufhalten? Dieß iſt umſonſt. Wer Einmal thöricht oder edel ſich beſtrebt hat, in den Gang des menſchlichen Geiſtes mit einzugreifen — 1)

Mutter. Eingreifen? in einen Gang? Was heißt das?

Karl. — Der muß mit fort, oder er iſt nicht beſſer daran, als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts ſetzen will.

Mutter. Ach! ich bitte dich, ſetze die Pfoten rückwärts! Deine hohe Geiſtesverwirrung kann dich einſt zu Verzweiflung und Selbſtmord führen!

Karl. Der Selbſtmord iſt nur eine Begebenheit, ſelten eine Handlung. 2)

Mutter. O! es wäre für mich eine ſchreckliche Begebenheit!

Karl. Iſt es eine Handlung, ſo kann vom Recht gar nicht die Rede

---

1) Fragmente pag. 7. 2) ibid. p. 2. 126.

ſeyn, ſondern nur von der Schicklichkeit.

Mutter. Es iſt weder recht noch ſchicklich.

Karl. Sie irren. Es iſt nie Unrecht, freywillig zu ſterben, aber oft unanſtändig länger zu leben.

Mutter. Was muß ich hören! weh mir! wie bitter hat meine Hoffnung mich getäuſcht!

Karl. Getroſt Mutter, Sie werden bald ſelbſt denken wie ich.

Mutter (mit Abſcheu). Nimmermehr!

Karl. Sie meynen vielleicht wie Rouſſeau: daß irgend eine gute und ſchöne *) Freygeiſterey den Frauen weniger zieme als den Männern?

Mutter. Weder Euch noch uns.

Karl. Aber das iſt nur Eine von Rouſſeau's unendlich vielen allgemein geltenden Plattheiten 1).

Mutter. Alberner Menſch! es iſt unverſchämt ſo von Rouſſeau zu ſprechen. Aber großer Gott! möchteſt du doch bloß unverſchämt ſeyn! — Ich verlaſſe dich tiefgebeugt.

---

*) belle et bonne, man kennt den franzöſiſchen Ausdruck ſo gut wie [illegible].

1) [illegible] pag. 130.

Ich bin nur ein Weib, und kann dir nichts entgegen ſetzen, als mein Gefühl. Dein Oheim iſt ein Mann, er mag männlich mit dir ſprechen. (ab.)

Fünfte Scene.

Karl (allein.)

Der platte Menſch beurtheilt alle andere Menſchen wie Menſchen, behandelt ſie aber wie Sachen, und begreift es durchaus nicht, daß ſie andere Menſchen ſind als Er [1].

Sechste Scene.

Der **Baron** und **Karl.**

Baron. Nun Vetter? deine Mutter ſcheint nicht recht mit dir zufrieden.

Karl. Sie hat ihre Begriffe noch aus der **Alterthümlichkeit** [2].

Baron. Das ſind nicht immer die ſchlechteſten. Aber freylich, du biſt ein Genie.

---

[1] Fragmente pag. 119. [2] ibid. p. 50.

Karl. Was man gewöhnlich Genie nennt, iſt Genie des Genies [1]).

Baron. So? das iſt verzweifelt ſcharfſinnig.

Karl. Genialſcher Scharfſinn iſt ſcharfſinniger Gebrauch des Scharfſinnes [2]).

Baron. Was man doch nicht alles erfährt! Aber ſieh nur Vetter, du mußt dich ein wenig in deine Mutter fügen, wieder herzlich werden wie vormals. Du biſt ſo kalt, ſo ernſthaft.

Karl. Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie [3]).

Baron. Eine Beſtie? ſchäme dich. Ich merke ſchon, du haſt zu viel ſtudiert, biſt zu einſam geweſen. Ich werde dich in gute Geſellſchaften führen.

Karl. Die Geſellſchaften der Deutſchen ſind ernſthaft, ihre Komödien und Satyren ſind ernſthaft, ihre Kritik iſt ernſthaft, ihre ganze ſchöne Literatur iſt ernſthaft [4]).

Baron.

---

[1]) Fragmente pag. 78. [2]) ibid. p. 79. [3]) ibid. Lucinde p. 112. [4]) ibid. p. 71.

Baron. O es giebt auch Narren genug unter den Deutſchen.

Karl. Narrheit iſt abſolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an hiſtoriſchem Geiſt 1).

Baron. Hör' einmal, Vetter, bleib mir mit dem Krimskrams vom Halſe, und laß uns vernünftig reden. Ich habe ein Project für dich.

Karl. Ein Project iſt der ſubjective Keim eines werdenden Objects 2).

Baron. Gleichviel. Du mußt eine Exiſtenz haben.

Karl. Es kann nichts anmaßender ſeyn, als überhaupt zu exiſtiren, oder gar auf eine beſtimmte ſelbſtſtändige Art zu exiſtiren 3).

Baron. Nun zum Teufel! wie exiſtire ich denn?

Karl. Sie? Sie exiſtiren gar nicht.

Baron. (prallt zurück.) Gar nicht?

Karl. Die meiſten Menſchen ſind nur gleich berechtigte Prätendenten

---

1) Lucinde p. 70. 2) Ibid p. 4. 3) Ibid p. 9.

der Exiſtenz; es giebt wenig Exiſtenten [1]).

Baron. Menſch! du biſt entweder närriſch oder toll.

Karl. Die Narrheit iſt bloß dadurch von der **Tollheit verſchieden,** daß ſie **willkührlich** iſt wie die Dummheit [2]).

Baron. Alſo iſt deine Narrheit willkührlich? Gut, ſo laſſe ich dich einſperren. — O Karl! Karl! nicht wahr du verſtellſt dich nur? Du biſt nicht ſo ein Erz-Genie? — rede, **was haſt du denn eigentlich ſtudiert?**

Karl. Göthes rein poetiſche Poeſie, denn ſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie [3]).

Baron. Gott helfe mir! du biſt der vollſtändigſte Narr aller Narren! Höre Vetter! noch will ich mich moderiren. —

Karl. Moderantiſmus iſt Geiſt der kaſtrirten Illiberalität [4]).

Baron. [5]) Solche überſchwengliche Dummheiten ſollten in den

---

1) Lucinde p. 10. 2) ibid. p. 20. 3) ibid. p. 68.
4) ibid. p. 17. 5) ibid. p. 24.

Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt werden, man kann ſie mit allem Verſtande nicht ſo erfinden. Haſt du weiter nichts gelernt, ſo iſt es ewig Schade um das ſchöne Geld und die koſtbare Zeit. — Was ſoll nun aus dir werden?

Karl. Um zu ſagen, was der Menſch ſoll, muß man Einer ſeyn, und es nebenbey auch wiſſen 1).

Baron. Ich habe immer gedacht, das wäre mein Fall. — Rede, kannſt du dich in der Welt benehmen? verſtehſt du, mit aller deiner kritiſchen Weisheit dir in ſchwürigen Fällen zu helfen?

Karl. O das Talent aus einer Muſtercharte von Mitteln die zweckmäſſigſten auszuwählen, iſt ſo geringfügig, daß auch der gemeinſte Verſtand dazu hinreicht 2).

Baron. Wollte Gott, du hätteſt dieſen gemeinſten Verſtand! — Da ſteht er nun, der Jammer-Menſch mit der hohen Anmaßung! Was iſt aus ihm geworden!

---

1) Lucinde p. 105. 2) ibid. p. 107.

Karl. Ich iſt äqual ich [1].

Baron. Dein Ich iſt äqual einem Narren. Ich meynte es ſo gut mit dir; ich hatte dir meine Tochter beſtimmt, das liebe naive Mädgen. —

Karl. Naif iſt, was bis zur Ironie, oder bis zum ſteten Wechſel von Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung natürlich, individuell oder klaſſiſch iſt oder ſcheint [2].

Baron. Potz Unſinn und kein Ende! Vetter, ich rathe dir Gutes. Lenke wieder ein, oder du wirſt nimmer mein Schwiegerſohn.

Karl. So bleib' ich mir ſelbſt genug. Es iſt ſchön, wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt [3].

Baron. Ey lächle du dich an ſo viel du willſt. Ich ziehe meine Hand von dir ab. — Es bleibt mir nur noch Eine Hoffnung übrig: ich will dir das Mädgen herſchicken. Wenn es der Liebe nicht gelingt, dieſen verrückten Kopf wieder an Ort und Stelle zu rücken, ſo iſt Alles verlohren! (ab.)

---

[1] Lucinde p. 69. [2] ibid. p. 15. [3] ibid. p. 101

Siebente Scene.

Karl allein.

(Er ſchwätzt). Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menſchen und das Leben ſo betrachten, als ob von der beſten Schaafzucht die Rede wäre. Es ſind die Oekonomen der Moral [1]).

Achte Scene.

Malchen. Karl.

Karl (eilt ihr entgegen und drückt ſie wüthend an ſeine Bruſt). Ha! meine Amalie!

Malchen. Gemach! Gemach, lieber Vetter! Sie erdrücken mich.

Karl. Es liegt in der Natur des Mannes ein gewiſſer tölpelhafter Enthuſiasmus, der leicht bis zur Grobheit göttlich iſt. [2]) (er will ſie abermals umarmen.)

Malchen (verſchämt und ſich ſträubend.) Nicht ſo ungeſtüm, lieber Karl.

---

[1]) Lucinde p. [illegible] [2]) ibid. p. [illegible]

Karl (betrachtet ſie lächelnd). Es iſt doch wirklich eine komiſche Situation, ein unſchuldiges Mädgen zu ſeyn 1).

Malchen (erſtaunt). Wie? eine komiſche Situation?

Karl. Allerdings, aber die Frauen müſſen wohl prüde bleiben, ſo lange die Männer ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, ewige Unſchuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern 2).

Malchen. Sie fodern alſo keine Unſchuld von mir?

Karl. Sie ſind ein blühendes Mädchen, und folglich das reizendſte Symbol vom reinen guten Willen 3).

Malchen. Ein ſonderbares Kompliment.

Karl. Wir werden uns heyrathen.

Malchen. Vielleicht.

Karl. Zwar fehlt es den Frauen an Sinn für die Kunſt, an Anlage zur Wiſſenſchaft und an Abſtraction 4), zwar iſt muthwillige Bosheit mit naiver Kälte und lachender

---

1) Lucinde p. 116. 2) Fragm. p. 10. 3) ibid. p. 10. 4) ibid. 15.

Gefühlloſigkeit eine angebohrne Kunſt Ihres Geſchlechts — [1]).

Malchen. Eine ſchmeichelhafte Schilderung.

Karl. Dennoch bin ich entſchloſſen den Verſuch zu wagen.

Malchen. Einen Verſuch? Allerliebſt.

Karl. Faſt alle Ehen ſind nur **Konkubinate**, proviſoriſche Verſuche zu einer wirklichen Ehe [2]).

Malchen. Herr Vetter, ich hoffe, daß ich Sie nicht verſtehe.

Karl. Wir könnten auch allenfalls den Wunſch ins Große treiben. Zum Exempel **eine Ehe à quatre.**

Malchen (faſt ſtumm vor Erſtaunen). Wie?

Karl. Ja, es läßt ſich nicht abſehn, was man gegen eine Ehe a quatre gründliches einwenden könnte [3]).

Malchen. Sie wären wirklich im Stande Ihre Geliebte zu theilen?

Karl. Ich werde mich bemühen Sie ſo zu beſitzen, als ob ich Sie nicht beſäſſe.

---

[1]) Lucinde p. 157. [2]) Fragm. p. 11. [3]) Ibid. p. 11.

Malchen. Eine angenehme Ausſicht. —

Karl. Das iſt die Pflicht des wahren Cynikers [1]).

Malchen (mit ausbrechender Ungeduld). Herr Vetter, Sie werden mich wahrſcheinlich gar nicht beſitzen.

Karl. Wie Amalie? Haben Sie die ſchönen Zeiten ſchon vergeſſen, wo ein Chaos von Harmonieen in uns war? [2]).

Malchen. Jetzt ſcheint ein Chaos von Diſſonanzen daraus geworden zu ſeyn.

Karl. Was mißfällt Ihnen an mir?

Malchen. Ihr gänzlicher Mangel an Delicateſſe —

Karl. Niedliche Gemeinheit und gebildete Unart heißt in der Sprache des feinen Umgangs Delicateſſe [3]).

Malchen. Ihre Immoralität —

Karl. Warum ſollt' es auch nicht unmoraliſche Menſchen geben dürfen, ſo gut wie unphiloſophiſche und unpoetiſche [4]).

Malchen. Sie proponiren mir eine Ehe à quatre wie eine Parthie whiſt.

---

[1]) Fragm. p. 11. [2]) Lucinde p. 14. [3]) Fragm. p. 126. [4]) ibid. p. 74.

Karl. Nun ja.

Malchen. Fühlen Sie denn nicht einmal was die Welt dazu sagen würde?

Karl. Die Menge nicht zu achten iſt ſittlich [1].

Malchen. Eine ſchöne Sittlichkeit.

Karl. Die öffentliche Meynung iſt ein Unthier, das man muthig auf den Rücken werfen muß, und dann iſt es nur ein gemeiner Froſch [2].

Malchen. Ich fürchte mich auch vor Fröſchen; und kurz, Herr Vetter, wir paſſen nicht mehr für einander.

Karl. Was ſagen Sie? wir, die wir uns einſt umarmen mit eben ſo viel Ausgelaſſenheit als Religion? [3]

Malchen. Warlich, Ihre Sprache iſt faſt noch ſonderbarer als Ihre Meynungen.

Karl. Die Sprache der Liebe ſey frey und kühn nach alter klaſſiſcher Sitte [4].

Malchen. Aber nicht leichtfertig.

Karl. Warum nicht? Leichtfertige Geſpräche müſſen ruchlos genug ſeyn, ſie ſind das Salz an den Speiſen. Es frägt ſich gar nicht, warum man ſie ſagen ſoll, ſondern nur wie man ſie ſagen ſoll; denn laſſen kann und darf man es doch nicht [1].

---

[1] Fragm. p. 56. [2] Lucinde p. 90. [3] ibid. p. 9. [4] ibid. p. 77.

Malchen. Warlich, es wäre beſſer man ließe es.

Karl. Aber, es wäre ja grob, mit einem reizenden Mädgen ſo zu reden, als ob ſie ein geſchlechtloſes Amphibion wäre [2].

Malchen. Erſparen Sie ſich dieſe Gattung von Höflichkeit.

Karl. Es iſt Pflicht und Schuldigkeit immer auf das anzuſpielen, was ſie iſt und ſeyn wird [3].

Malchen. Mein Gott, ich entlaſſe Sie der Pflicht wie der Schuldigkeit.

Karl. Geben Sie doch nur Acht auf die Kinder. Ein kleines Mädgen findet nicht ſelten ein unbeſchreibliches Vergnügen darinn, mit den Beingen in die Höhe zu geſtikuliren, unbekümmert um ihren Rock, und um das Urtheil der Welt. Wenn das ein kleines Mädgen thut, was darf ich nicht thun, da ich doch bey Gott ein Mann bin, und nicht zarter zu ſeyn brauche als das zarteſte weibliche Weſen 1).

---

[1] Lucinde p. 116. [2] ibid. [3] ibid.

Malchen. Vortrefflich! wenn es noch länger dauert, ſo fängt er an zu geſtikuliren. Sehn Sie, mein Herr, Sie werden frech.

Karl. Die Bildung der Frechheit iſt groß und edel 2).

Malchen. Ich habe genug. Sind das die Wunderdinge, die wir erwarteten? — welche Täuſchung! — Guter Hans! Wie liebenswürdig erſcheint gegen dieſe hohe kritiſche Aufklärung dein ſimples ehrliches Gemüth!

Karl. Gemüth iſt die Poeſie der erhabenen Vernunft 3).

Malchen. Wieder eine hohe Albernheit. Ich werde den Menſchen nicht mehr antworten.

---

1) Lucinde p. 38. 2) ibid. 51. 3) Fragm. p. 100.

Neunte Scene.

Der Baron. Die Vorigen.

Baron (eilig). So eben reitet der Fürſt auf den Hof. Nun Malchen, wie iſts?

Malchen. Ach!

Baron. Auch da nichts? Nun ſo hohl dich der Teufel! — Denk nur Malchen, was der Hans eben gemacht hat, der brave Junge.

Malchen. Nun?

Baron. Der Fürſt — du kennſt ihn — auf der Jagd iſt er ein Wagehals. Da hat er eine wilde Sau gereizt, die Beſtie ſtürzt wüthend auf ihn los, kein Jäger in der Nähe, retiriren kann er nicht mehr, bey meiner armen Seele! es war um ihn geſchehn. Flugs ſpringt unſer Hans vor, zuckt ſein Waidmeſſer, ſtellt ſich dem erboßten Thier entgegen, und läßt es auflaufen, wie man eine Lerche ſpießt.

Malchen. Das war brav.

Baron. Ein wackerer Junge. Der Fürſt ſoll ſehr gnädig gegen ihn geweſen ſeyn. Ich muß fort Sr. Durchlaucht zu empfangen. — Nun Karl, noch iſt es Zeit, beſinne dich, ſey vernünftig. Ich werde dich dem Fürſten vorſtellen. Wenn du aber auch da dumme Streiche machſt, ſo ſind wir geſchiedne Leute. (ab.)

Karl (laut lächelnd). Wenn Verſtand und Unverſtand ſich berühren, ſo giebt es einen elektriſchen Schlag, das nennt man Polemik [1].

Malchen. Schön. Der Herr Vetter macht ſich noch luſtig über ſeinen alten biedern Oheim.

Zehnte Scene.

Hans. Die Vorigen.

Hans (läuft auf Karl zu, und drückt ihn feurig an ſeine Bruſt). Bruder! lieber Bruder! es iſt recht fatal, daß der Fürſt eben kommt, daß ich dir nicht ſagen kann, wie ſehr ich mich freue! wie lieb ich dich habe! Aber nun bleiben wir ja wieder beyſammen, und wenn ich gleich gegen dich nur ein einfältiger Menſch bin, ſo wirſt du doch mein Freund ſeyn, nicht wahr? Mein väterlicher Freund?

---

[1] Fragm. p. 81.

Karl (ſeine Liebkoſungen ſteif erwiedernd). 1) Jeder ungebildete Menſch iſt die Karikatur von ſich ſelbſt. Dein Freund kann ich alſo nicht ſeyn. Denn die Freundſchaft iſt für dich, wie für die Weiber, zu vielſeitig und zu einſeitig. Sie muß ganz geiſtig ſeyn, und durchaus beſtimmte Grenzen haben 2).

Hans. Ach! die meinige für dich iſt grenzenlos!

Karl. Dieſe Abſonderung würde dein Weſen nur auf eine feinere Art eben ſo vollkommen zerſtören, wie bloße Sinnlichkeit ohne Liebe 3).

Hans. Was iſt das liebe Kuſine? ich verſtehe ihn nicht.

Malchen. Ich auch nicht.

Eilfte Scene.

Der Fürſt. Der Baron. Fr. v. Berg.
Die Vorigen.

Baron. Hier habe ich die Ehre, Ew. Durchlaucht meinen ältern Vetter vorzuſtellen,

---

1) Fragm. p. 17. 2) Lucinde p. 113. 3) ibid.

der ſo eben von der Univerſität zurückgekommen, wo er ſtudiert hat bis an den Hals.

Fürſt (lächelnd). Ich will hoffen, auch noch ein wenig höher hinauf.

(Zu Karl). Herr von Berg, ich freue mich Sie kennen zu lernen. Ihre Familie hat meinem Hauſe jederzeit wichtige Dienſte geleiſtet. Ihr Vater war ein braver Mann.

Karl. Ich darf kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel beſſer zu ſeyn als unſere Väter [1]).

Fürſt (lächelnd). Das klingt faſt ein wenig arrogant.

Karl. Arrogant iſt, wer Sinn und Charakter zugleich hat, und ſich dann und wann merken läßt, daß dieſe Verbindung gut und nützlich ſey [2]).

Fürſt. Sie ſcheinen viel Vertrauen auf ſich zu haben; faſt ein wenig mehr als ſich mit der Beſcheidenheit verträgt.

Karl. Was darf ſich der nicht zutrauen, zu dem der Witz ſelbſt durch eine Stimme vom geöffneten Him-

---

1) Fragm. p. 4. 2) ibid. p. 71.

mel ſprach: Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe [1].

Fürſt (bey Seite). Das iſt zu arg.

Baron (der ſich nicht länger zu halten vermag). Vetter, ich weiß nicht, ob der Witz Wohlgefallen an dir hat; aber das weiß ich, daß Sr. Durchlaucht, ich, deine Mutter und wir Alle, — ein großes Mißfallen an dir haben.

Fürſt. Gelaſſen, lieber Baron. Dieſe Zuverſichtlichkeit gründet ſich vielleicht auf ein ſehr ausgezeichnetes Verdienſt, und dann iſt ſie ſchon verzeihlich. Laſſen Sie doch hören, junger Herr, worauf haben Sie ſich am meiſten applicirt?

Karl. Auf das Philoſophiren, das heißt, die Allwiſſenheit gemeinſchaftlich ſuchen [2].

Fürſt. Die Allwiſſenheit? Das iſt wieder ein wenig ſtark. Haben Sie die Rechte ſtudiert?

Karl. Nein.

Fürſt. Vielleicht waren ſie Ihnen zu trocken? Es giebt doch aber auch philoſophiſche Juriſten.

---

[1] Lucinde. p. 71. [2] Fragm. p. 101.

Karl. So nennen ſich ſolche, die neben ihren andern Rechten, die oft ſo unrechtlich ſind, auch ein Naturrecht haben, welches nicht ſelten noch unrechtlicher iſt 1).

Fürſt. Hart abgeſprochen. Sind Sie mit der Geſchichte vertraut?

Karl. Der Hiſtoriker iſt ein rückwärts gekehrter Prophet 2).

Fürſt. Ich liebe die Geſchichte.

Karl. Der hiſtoriſche Styl muß vornehm ſeyn durch nackte Gediegenheit, erhabne Eil und großartige Fröhlichkeit 3).

Fürſt. Welch ein Bombaſt von Worten! Haben Sie ſich vielleicht der Staatsverwaltung gewidmet?

Karl. Wenn nur nicht in den Handlungen der geſetzgebenden, ausübenden oder richterlichen Gewalt oft etwas willkührliches vorkäme, wozu ſie für ſich nicht berechtigt ſcheinen 4).

---

1) Fragm. p. 145. 2) ibid. p. 20. 3) ibid. p. 57. 4) ibid. p. 118.

Fürſt. Was wäre dabey zu thun?

Karl. Iſt die Befugniß dazu nicht etwa von der konſtitutiven Gewalt entlehnt? [1]).

Fürſt. Kann ſeyn.

Karl. Die daher nothwendig auch ein Veto haben müßte? [2])

Fürſt. Jetzt merke ich, wo Sie hinaus wollen, und rathe Ihnen wohlmeynend, ſich mit der Staatsverwaltung nicht zu befaſſen; wenigſtens nicht in meinem Lande, wo Ruhe und Sittlichkeit herrſchen.

Karl. Sittlichkeit? das glaube ich kaum. Denn die Erſte Regung der Sittlichkeit iſt Oppoſition gegen die poſitive Geſetzlichkeit und konvenzionelle Rechtlichkeit [3]).

Fürſt. Das ſchmeckt ſehr nach den neuern alles zerſtörenden Grundſätzen.

Karl. Es iſt natürlich, daß die Franzoſen dominiren, denn ſie ſind eine chemiſche Nation; das Zeitalter iſt gleichfalls ein chemiſches Zeitalter [4]).

Fürſt. Immer beſſer.

---

1) Fragm. p. 118. 2) ibid. 3) ibid. p. 134. 4) ibid.

Karl. Die Franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Göthes Meiſter ſind die größten Tendenzen des Zeitalters.

Fürſt. Nun habe ich genug. Aber noch immer weiß ich nicht, was Sie eigentlich gelernt haben?

Karl. Ich verſtehe mich auf die Kunſt. Ich weiß, wie Diderot Gemählde muſicirt [1].

Fürſt. (lächelnd.) Weiter.

Karl. Ich trage einen Theorien-Eyerſtock im Gehirn, und lege täglich wie eine Henne meine Theorie [2].

Fürſt. (ein wenig ungeduldig.) Aber welches Amt wären Sie im Stande zu verwalten?

Karl. Ich wünſche blos liberal zu ſeyn.

Fürſt. Liberal? ich kenne kein ſolches Amt.

Karl. Liberal iſt, wer von allen Seiten und nach allen Richtungen wie von ſelbſt frey iſt, und in ſeiner ganzen Menſchheit wirkt [3].

---

[1] Fragm. p. 46. [2] ibid. p. 71. [3] ibid p. 145.

Fürſt. Armer Schwärmer! Das kann Niemand, ſo lange er ein Mitglied der Geſellſchaft iſt, welche Fleiß und Nutzen von ihm ſodert.

Karl. Fleiß und Nutzen ſind die Todes-Engel mit dem feurigen Schwerdte, welche dem Menſchen die Rückkehr ins Paradieß verwehren 1).

Fürſt. Himmel! welche ungeheure Behauptung!

Karl. Kennen Sie, mein Fürſt, die Gott ähnliche Faulheit? 2).

Fürſt. Dem Himmel ſey Dank, nein!

Karl. O Müſſiggang! Müſſiggang! Du biſt die Lebensluſt der Unſchuld und der Begeiſterung! 3)

Fürſt. Aber nicht die Lebensluſt meiner Staaten.

Karl. Dich athmen die Seligen, und ſelig iſt, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod!

Fürſt. Bey dieſem Kleinod würden meine Unterthanen verhungern.

---

1) Lucinde p. 86. 2) ibid. p. 77. 3) ibid. p. 78.

Karl. Einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradieſe blieb!

Fürſt (ſich zu den übrigen wendend). Sie ſehen, mit dieſen jungen Menſchen läßt ſich nichts anfangen.

Baron (mit Bitterkeit und verbiſſenem Grimm) Allenfalls könnten Ew. Durchlaucht einen Profeſſor der Aeſthetik aus ihm machen.

Fürſt. Ich hatte den beſten Willen ihm nützlich zu werden, aber er iſt der größte moraliſche Vagabund, der mir jemals vorgekommen iſt. Er weiß nichts von Pflichten gegen Gott, den Staat und ſeine Mitbürger.

Karl. Aus dem Unterſchied, den man zwiſchen Pflichten macht, entſtehen die Fantome von Hingebung, Aufopferung, Großmuth, und was Alles für moraliſches Unheil 1)).

Fürſt. Da hören Sie es. Aufopferung und **Großmuth** nennt er Fantome, moraliſches Unheil.

Karl. Ich gebe mich ſelbſt wie ein Kunſtwerk, welches, im Freyen aus-

---

1) Lucinde p. 113.

geſtellt, Jedermann den Zutritt verſtattet, und doch nur von denen genoſſen und verſtanden wird, die Sinn und Studium mitbringen 1).

Fürſt. Sehr wohl, junger Herr, dieſen Sinn und Studium habe ich freylich nicht, und Alles was mir zu Ihrer Entſchuldigung übrig bleibt, iſt der menſchenfreundliche Glaube, daß Sie verrückt ſind.

Karl. Es wird mir immer klarer und feſter, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen, das eigentliche Vorrecht der Männer ſey 2).

Fürſt. Wirklich mißbrauchen Sie dieſes Vorrecht ein wenig.

Karl. Mein Fürſt, ſagen und glauben Sie was Sie wollen. Es giebt unvermeidliche Lagen und Verhältniſſe, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man ſie durch einen kühnen Act der Willkühr verwandelt, und durchaus als Poeſie betrachtet 3).

Fürſt. Junger Herr, ich ſchicke Sie einſtweilen ins Tollhaus, und bitte Sie, die-

---

1) Lucinde p. 96. 2) ibid. 3) Fragm. p. 139.

ſes Tollhaus, Kraft Ihrer kühnen Willkühr, als Poeſie zu betrachten.

Karl. (indem er ſtolz abgeht.) Das Leben des univerſellen Geiſtes iſt eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die urſprünglichen ewigen nemlich, leben in ihm. Er iſt ächter Polytheiſt, und trägt den ganzen Olymp in ſich 1). (ab.)

Letzte Scene.

Die Vorigen ohne Karl.

Fürſt. Das iſt alſo unſere heutige Bildung? Impertinente Anmaaßung, hochtrabender Unſinn, und gänzliche Nutzloſigkeit.

Baron. (bey Seite.) Ich mögte berſten!

Fürſt. Wenn dieſe Peſt um ſich greift, was ſoll aus der menſchlichen Geſellſchaft werden! — Weinen Sie nicht Madam. Er verdient Ihr Mitleid, nicht Ihren Zorn. Ein paar Jahre im Tollhauſe werden ihn ſchon zur Vernunft bringen. — (zu Hans.) Nun, mein lieber junger Freund, Sie ſagen gar nichts zu dem Allen?

---

1) Fragm. p. 146.

Hans. Ich, Ew. Durchlaucht? ich habe auch gar nichts davon verſtanden.

Fürſt. Deſto beſſer für Sie.

Hans. Ach nein, gnädigſter Herr. Wenn ich Alles verſtanden hätte, ſo würde ich vielleicht meinen Bruder zu vertheidigen wiſſen.

Fürſt. Schwerlich. Auch gehört das nicht in Ihr Departement, Herr Oberforſtmeiſter.

Baron. Oberforſtmeiſter? wie? (Alle ſtutzen.)

Fürſt. Sie ſtutzen? kann ich denn weniger für einen Mann thun, der mir dieſen Morgen vielleicht das Leben gerettet hat?

Hans. (ganz verblüfft.) Ew. Durchlaucht —

Fr. v. Berg. Gnädigſter Fürſt —

Fürſt. Keinen Dank. Ich will das nicht. Es war längſt mein Vorſatz, in Einem Ihrer Söhne die Verdienſte ſeiner Vorfahren zu belohnen. Der Zufall im Walde macht mir dieſe Belohnung jetzt zur perſönlichen Pflicht.

Fr. v. Berg. (Hans umarmend.) Gott! ſo warſt du mir zum Verſorger erkohren! Du, an dem ich mich oft durch Geringſchätzung verſündigt habe!

Fürſt. Es geſchieht nicht ſelten, Madam, daß Eltern den ſimpeln aber nützlichen Menſchen vernachläſſigen, und den Feuerkopf zum Liebling wählen, der Alles durcheinander wirft, aber nichts wieder in Ordnung ſtellt.

Baron. Gnädigſter Herr — ich bin ſo bewegt — komm her, Vetter — laß dich an mein Herz drücken! Auch ich habe dir abzubitten. Ja, du biſt ein wackerer Menſch, und ein guter Oberforſtmeiſter. Du verſtehſt Wälder anzupflanzen, die einſt unſern Nachkommen Schatten und Wärme geben werden; Jener Bube verſteht nur Alles auszuwurzeln, was unſern Vorfahren und uns Schatten und Wärme gab.

Hans. Mein Gott, ich habe nichts gethan, und Sie loben mich Alle.

Baron. Weil du ein löblicher Menſch biſt. Ja Hans, du ſollſt mein Erbe werden, mein Schwiegerſohn.

Hans. Oheim! — um Gotteswillen! iſt das Ernſt?

Baron. Ernſt, Herr Oberforſtmeiſter.

Hans. Wird Malchen wollen?

Baron. Den Hals drehe ich ihr um, wenn ſie noch an dem Tollhäusler hängt.

Hans. (ängſtlich zu Malchen.) Kuſine — Schweſter —

Malchen. Nichts mehr davon — (ſie reicht ihm freundlich die Hand) dein Weib.

Hans. (an ihre Bruſt ſinkend.) Ach! das verdien' ich nicht!

Baron. Verzeihen Ew. Durchlaucht, es iſt wider den Reſpect.

Fürſt. Was? — doch wohl nicht dieſe Scene? — Was könnte einem Fürſten willkommner ſeyn, als das häusliche Glück ſeiner Unterthanen!

Ende.

Univ.-Bibl.
München

Erklärung der Titel-Vignette.

Athenäum. Erſten Bandes, zweytes Stück p. 52.

„Schwerlich hat irgend eine andere Literatur ſo viele **Ausgeburten der Originalitätsſucht** aufzuweiſen als unſre. Es zeigt ſich auch hierin, daß wir Hyperboreer ſind. Bey den Hyperboreern wurden nemlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.“

C Märtens

G. v. Maassen

Maassen

353

Kotzebue

EX LIBRIS
CGV
MAASSEN

Johanna
von
Montfaucon.

Ein
romantiſches Gemälde
aus dem vierzehnten Jahrhundert
in fünf Akten.

Von
Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer
1800.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
6804+254x3

[illegible]rſonen.

[illegible] von Eſtavajel, Herr zu [illegible]on, [illegible]mont ꝛc.

Jo[illegible] v[illegible]Montfaucon, ſeine Ge[illegible]

[illegible] Sohn, 8 Jahre alt.

[illegible] Eginhard von Laſarra, Herr zu Monts.

Ritter Darbonnay, Anführer eines Haufens Söldner und Laſarra's Bundsgenoſſe.

Wenzel von Montenach, Burgvoigt zu Belmont.

Philipp, ſein Sohn.

Guntram, Beſitzer eines Meyerhofes nahe bey Granſon.

Hildegard, ſeine Tochter.

Ein Einſiedler.

Wolf, Adalberts alter Knappe.

Eberhard,
Reinhard,
Ulrich,
Robert,
Heribert, } Montenachs Reiter.

Romuald, Laſarra's Knappe.

Ullo,
Rupert, } Laſarra's Knechte.

Ein Greis, — ein Hirt, — eine alte Frau, — ein Mädchen, — ein Bauer, — ein Henkersknecht. — Reiter, Knappen, Bauern, Bauernkinder, Hirten vom Gebirge.

Die Szene iſt am Welſchneuenburger See und in der Gegend umher.

Erſter Akt.

(Der innere Hof der Burg Granſon, mit alten Linden; ein Balkon iſt an dem Wohnzimmer der Burg ſichtbar. Es iſt früher Morgen.)

Erſte Scene.

(**Greiſe** und alte **Mütterchen**, **Männer**, **Weiber** und **Kinder** haben ſich unter den Linden gelagert. Die Mädchen haben Körbe, aus denen ſie Feldblumen hervorziehen, in Sträußer binden und dieſe vertheilen. Die Kinder ſitzen in Gruppen und winden Kränze. **Laſarra**, als Pilger gekleidet, ſteht im Vordergrunde in einem Winkel, und läßt ſeine Blicke überall umherſchweifen.)

Greis (klopft mit ſeinem Stabe an die Linde, weil die Kinder etwas laut werden). Still Kinder! ſtille! Unſre edle Frau ſchläft vielleicht noch.

Hirt. Das weiß ich beſſer. Zieh ich doch alle Morgen mit meinen Schaafen hier vorüber. Wenn die Sonne am Himmelsfenſter erſcheint, ſo ſteht auch Frau Johanna ſchon am Burgfenſter.

Mädchen. Zu meiner kranken Mutter iſt ſie oft vor Tage gekommen.

Mütterchen. Ey ſeht doch, bey mir hat ſie wohl eine ganze Nacht durchwacht.

Greis. Ganz recht, Kinder, als ſie geſund war; aber nun iſt ſie krank.

Hirt. Schweig! Sie iſt nicht mehr krank.

Viele. Nein, nein, ſie iſt nicht krank!

Hirt. Der alte Unglücksvogel will uns wieder ſo ein Lied vorkrächzen.

Mädchen. Haben wir doch Angſt genung ausgeſtanden.

Mütterchen. In Kirchen und Kapellen uns die Knie wund gelegen.

Hirt. Unſer geſtrenger Herr iſt heute zum erſtenmale wieder in den Forſt gezogen.

gen. Das hätte er wohl bleiben laſſen, wenn Frau Johanna noch krank wäre.

Mädchen. Ließ er doch die Hunde todt ſchlagen, weil ſie heulten.

Hirt. Und die Raben aus dem alten Thurm jagen, weil ſie krächzten.

Mädchen. Aber heute — habt ihr's gehört? Das Jagdhorn tönte laut und luſtig.

Greis. Nun ja doch, Kinder! Sie iſt in der Beſſerung.

Hirt. Schweig! Sie iſt geſund.

Mehrere. Ja, geſund! Sie ſoll und muß geſund ſeyn.

Greis. Nun, dafür danken wir Gott!

Mehrere. Mit Mund und Herzen.

Greis. Aber ſeyd nur ruhig, bis unſer Bothe wieder herabkommt. Vielleicht hat er ſie geſehen.

Hirt. Wir wollen ſie auch ſehen.

Alle. Wir auch.

Greis. Sie wird noch zu ſchwach ſeyn.

Hirt. Nichts da! Sie iſt nicht mehr ſchwach. Immer greinſt du, wenn wir jubeln möchten.

Greis. Wunderliche Leute! Liebe ich ſie denn weniger, als Ihr?

Laſarra. (bey Seite) Von allen geliebt!

Greis. Ich ſitze gern in der Sonne, aber lieber ſtehe ich noch vor ihr. Das erquickt wie Sonnenſtrahlen.

Laſarra. (bey Seite) Nur ich ſtehe im Schatten!

Hirt. Ha! da kommt unſer Bothe!

Zweyte Scene.

Vorige, ein (reputirlicher) **Bauer** kommt aus der Burgpforte. — (Alle umringen ihn.)

Greis. Nun, Nachbar! Wie ſteht's?

Hirt. Haſt du ſie geſehen?

Mütterchen. Und geſprochen?

Mädchen. Iſt ſie geſund?

Bauer. Stille, ſtille! Sie läßt Euch Alle freundlich grüßen.

Alle. Freundlich grüßen?

Greis. Ja, ja, freundlich! So iſt ſie immer.

Hirt. Stille!

Bauer. Sie ließ mich hineinkommen und gab mir die Hand.

Hirt. Die Hand? Nachbar, gieb mir die Hand!

Alle. Mir auch! Mir auch! (der Bauer muß ringsumher die Hand geben.)

Hirt. Es war doch die rechte?

Bauer. Ja, ja, die rechte. Als ich ihr ſagte, warum wir hier verſammelt wären, und daß wir zu ihrer Geneſung Glück wünſchen wollten, — da weinte ſie.

Mehrere. Sie weinte?

Greis. Sie freut ſich unſerer Liebe?

Bauer. Ihr ſollt nur ein wenig warten, ſie wird gleich heraus auf den Söller treten.

Alle.

Alle. Juchhe!

Lasarra. (bey Seite) Ha! Du wirſt ſie wieder ſehen!

Dritte Scene.

Vorige, Philipp mit zwey Knechten, die Becher und Flaſchen tragen.

Phil. Gott grüß Euch, gute Leute!

Greis. Großen Dank, lieber Junker!

Alle. Großen Dank, Herr Philipp!

Phil. Unſere edle Frau wird gleich erſcheinen. Sie ſendet Euch indeſſen einen Labetrunk!

Hirt. Ey Junker! Meint Ihr, wir wären gekommen, um zu trinken?

Bauer. Nur ſie ſehen, Gott danken und uns freuen.

Greis. Hört Kinder! Laßt immer die Becher füllen, und wenn ſie heraustritt — Ihr verſteht mich wohl?

Alle. Ja, ja!

Greis. Vorher trinkt keiner einen Tropfen.

Hirt. So recht! Nehmt die Becher zur Hand!

(Sie ſtehen alle mit gefüllten Bechern, und ſchauen mit Sehnſucht nach dem Balcon.)

Phil. (zu Laſarra) Pilgersmann! Begehrt Ihr einen Trunk?

Laſarra. Auf das Wohl Eurer Gebieterin! (Philipp reicht ihm den Becher.)

Greis. Still Kinder! Sie kommt!

Hirt. Mützen und Hüte herunter!

Vierte Scene.

Vorige, Johanna, (erſcheint mit Otto auf dem Balcon.)

Greis. Unſere edle Frau von Eſtavajel! Sie lebe!

Alle. Sie lebe! (trinken.)

Laſarra. (halblaut) Johanna von Montfaucon! (leert den Becher.)

Greis. Und nun nieder auf die Knie; denn Gott erhörte unſer Flehen! Ihm Preis und Dank! (Alle, außer Laſarra, knieen nieder.)

Joh. (ſehr bewegt) Gute Menſchen! — Ich kann nicht reden.

Einige Mädchen und Kinder. — Unſere Mutter!

Joh. Ja, Ihr ſeyd Alle meine Kinder! Ich lebe nur für meinen Gatten, für meinen Sohn und Euch.

Greis. Edle Frau, gewährt uns eine Bitte!

Joh. Sprecht!

Greis. Kommt herab, wenn Eure Kräfte es geſtatten. Kommt herab in unſre Mitte!

Alle. Ach Mutter! Kommt herab!

Joh. Ich komme! (geht mit Otto vom Balcon.)

Alle. (ſpringen freudig auf) Sie kommt! ſie kommt!

Laſarra. (bey Seite) So ſchön, wie vormals! Ruhig, pochendes Herz! Willſt du mir den Harniſch ſprengen? (Johanna tritt mit Otto aus der Burgpforte.)

Alle (eilen ihr entgegen.) Da iſt ſie! (Die Mädchen halten Kränze über ihr Haupt, die übrigen reichen Blumenſträuße dar.)

Einige. Gott erhalte Euch!

Greis, Hirt und Bauer. Euerm wackern Gemahl zur Wonne!

Laſarra. (bey Seite) Fluch ihm!

Andere. Und Euerm lieben Jungen zur Freude!

Joh. (ſehr gerührt) Dank! Dank! Wie geht's Euch Allen?

Alle. Gut! gut! (Die folgenden Reden werden ſehr ſchnell hintereinander, auch wohl zu gleicher Zeit geſprochen, indem ſich die Redenden wechſelweiſe an Johannen drängen.)

Mädchen. Meine Großmutter geht ſchon auf Krücken herum.

Greis.

Greis. Das Augenwaſſer hat meinen alten Augen recht wohl gethan.

Bauer. Die abgebrannte Scheune habe ich mit Gottes und Eurer Hülfe wieder hergeſtellt.

Mütterchen. Die Stämmchen aus Eurer Baumſchule blühen alle in meinem Garten. Gott laſſe Euch auch wieder blühen!

Joh. (die jedem freundlich zuhört) Gute Menſchen! Ihr gebt mir einen frohen Morgen. Dank dem Schöpfer, daß ich meines Lebens und eurer Liebe mich wieder freuen kann! Nun komme ich bald, wie vormals, in eure Hütte, und trinke von eurer Milch, und theile eure kleinen Sorgen. In Zukunft bringe ich euch den Knaben mit, daß ihr euch wechſelſeitig lieben lernt. Otto, gieb den wackern Männern deine Hand! (Otto thut es.)

Die Männer. Gott ſegne Euch, Junker!

Phil.

Phil. (zu Laſarra) Pilgersmann! Ihr mögt weit und breit im Lande herum reiſen; dergleichen ſeht Ihr nicht.

Laſarra. Ihr habt Recht, Knapp! Es iſt gar eine ſchöne, hochherzige Frau. ..

Joh. Nun Kinder! Geht an eure Arbeit! Nächſten Sonntag wallfahrte ich zur Kloſterkirche, und dann beſuche ich euch alle.

Bauer. Heute, edle Frau, wird uns die Arbeit raſch von ſtatten gehen.

Greis. Wir haben Euch geſund erblickt.

Mädchen. Wir haben den Saum Eures Kleides geküßt.

Hirt. Wir ziehen fröhlich heim.

Alle. Lebt wohl!

Joh. Lebt wohl! (Alle ab. Philipp und die Knechte tragen die Becher wieder hinein, Otto geht mit ihnen.)

Fünfte Scene.

Laſarra, Johanna.

Joh. Pilgrim, woher des Landes, und wohin?

Laſ. Ein Gelübde bindet mich, eine Wallfahrt zu vollbringen.

Joh. Wollt Ihr in dieſer Burg der Ruhe pflegen, ſo ſeyd willkommen!

Laſ. Nein, edle Frau, mich ſandte eine Jugendfreundin zu Euch mit Gruß und Bothſchaft.

Joh. Eine Jugendfreundin? Wo?

Laſ. Die Frau von Vergy.

Joh. (freudig) Adelheid von Kiburg?

Laſ. Dieſelbe. Als ich durch Savoyen zog, da übernachtete ich in ihrer Burg, und als ſie vernahm, daß meine Straße mich an die Ufer des Welſchneuenburger Sees führe, da gedachte ſie Eurer mit ſchweſterlicher Wärme.

Joh. Die gute Adelheid!

Laſ. Sie klagte, daß ſie ſchon ſo lange nichts von Euch vernommen.

Joh. Uns trennt ein weiter Raum.

Laſ. Ich mußte ihr geloben, auf meiner Heimkehr wieder einzuſprechen, und von Euch ein gutes Wort zu bringen.

Joh. Sagt meiner lieben Adelheid, daß ich geſund und glücklich ſey.

Laſ. Auch glücklich?

Joh. Glücklich iſt das Weib, das im Kreiſe ſtiller Häuslichkeit unbemerkt ſchafft und ſorgt, den Pfad des Mannes ebnet, hier einen Dorn wegreißt, dort eine Blume hinſtreut. Sagt meiner Freundin, daß ich den beſten, redlichſten der Männer als Gemahl verehre —

Laſ. Nur verehre?

Joh. Und innig liebe.

Laſ. Wirklich?

Joh. Daß ich einen holden Knaben an meine mütterliche Bruſt drücke.

Laſ. O ſchon genug! Sie war beſorgt um Euch. Ein lügenhaftes Gerücht hatte ihr verkündet, daß Euch nur Zwang an Adalbert von Eſtavajel feßle.

Joh. Läſterung!

Laſ. Daß Laſarra, Herr zu Monts, zugleich mit ihm um Eure Hand geworben.

Joh. Das iſt wahr!

Laſ. Es habe Euer Herz für dieſen, für jenen aber der väterliche Wille entſchieden.

Joh. Das iſt unwahr!

Laſ. Beym Turnier zu Neuſchatel habt Ihr Laſarra zum erſtenmal' erblickt, bewundert, — ihm ſelbſt den erſten Dank gereicht.

Joh. Nun ja!

Laſ. Mit einem holden Spruch, der ſchnell ſein Herz entzündete, und Hoffnung ihm gegeben.

Joh. Hoffnung? Eitler Thor! Bewundern kann man wohl den Mann, der ſeiner Lanze Meiſter iſt; doch ein liebend Herz iſt nicht der Preis eines Turniers.

Laſ. (kaum an ſich haltend) Schöne Frau! Eure Worte ſind Nadeln.

Joh. (gutmüthig) Und ritzen nur. Ich ſah ſeit jenem Tage Laſarra nie wieder, und könnte faſt behaupten, ich habe ihn nie geſehen, denn das kaum geöffnete Viſier verbarg mir damals ſeine Züge. (Mit leiſem Spott) Dennoch warb der fremde Mann um mich.

Laſ. Und — ſo ſprach die Frau von Bergy — eine lange, blutige Fehde ſey zwiſchen ihm und Eſtavajel dann entſprungen.

Joh. So iſt's leider! Doch ein Jahr iſt ſchon verfloſſen, ſeit Liebe und Friede in dieſer Burg hauſen.

Laſ. Und Laſarra?

Joh. Er ward beſiegt.

Laſ. Meint Ihr?

Joh. Ohnmächtig heilt er jetzt die Wunden, die meines Gatten Schwerd ihm ſchlug.

Laſ. (fröſtlich lächelnd) Thut er das? Ey nun! In Jahr und Tag heilt manche Wunde.

Joh. (etwas befremdet) Wie meint Ihr das?

Laſ. (ſich ſchnell faſſend) Ey nun, ich freue mich des Willkommens Eurer Freundin, wenn ich mit froher Bothſchaft vor ſie trete.

Joh. Sagt ihr, daß keine Alpen mein Herz von ihrem Herzen trennen, daß ich noch ſtets um meinen Hals die goldne Kette trage, die ſie mir am Morgen unſrer Trennung gab.

Laſ. So lebt denn wohl, edle Frau!

Joh. Lebt wohl!

Laſ. Vergönnt mir, Eure Hand zu küſſen!

Joh. (indem ſie ihm die Hand reicht) Friede ſey mit Euch!

Laſ. Friede? Ja, Friede gebe mir einſt dieſe Hand! (ab.)

Joh.

Joh. (ſieht ihm nach) Was iſt das? Hatten ſeine Worte Bedeutung? Mir war die Stimme nicht ganz fremd. — Auch dieſer Blick, der wie eine Kohle in der Aſche glühte; — eine dunkle widerwärtige Erinnerung ſchwebt mir vor der Seele!

(Man hört Jagdhörner in der Ferne.)

Sechſte Scene.

Johanna, Otto, bald darauf Adalbert und Philipp.

Otto. Der Vater kommt.

Joh. Geſchwind ihm entgegen! Er glaubt mich noch in meiner Krankenſtube. Ich will ihn beſchleichen, ihm den Bügel halten, und wenn er auf den ungeſchickten Knappen ſchelten will, ſo ſinke ich lachend in ſeine Arme. O Liebe! Liebe! Dunkel iſt das Gewebe unſrer Tage, ohne dich nur die Decke über einen Sarg; aber jeder helle Faden, den du hineinwirkſt, giebt ihr Licht und Leben, und ſie wird zum Brautgewand der ſchaffenden Natur! Komm, mein Sohn! (faßt Otto bey der Hand und eilt ihrem Gemahl entgegen.)

Adalbert. (tritt auf) Johanna! Du hier?

Joh. Die Freude deiner Unterthanen lockte mich herab, und die Lindenblüthen duften ſo erquickend.

Adalb. Aber die kühle Morgenluft —

Joh. (legt ſeine Hand an ihr Herz) Hier iſt es warm.

Adalb. Es kann dir ſchaden.

Joh. Schilt nicht; ich bin ſo froh.

Adalb. (ſanft vorwerfend) Du haſt mir eine Freude verdorben.

Joh. Welche?

Adalb. Einen Kranken, den wir lieben, zum erſtenmale in Gottes freye Luft führen, jeden Athemzug, der ihn erquickt, mit froher Wehmuth feyern, das iſt der Augenblick der Vergeltung für angſtvoll durchwachte Nächte. (drückt ſie liebevoll an ſein Herz.)

Otto. Vater! haſt du was geſchoſſen?

Adalb. Einen Wolf.

Otto. Einen Wolf? Den muß ich ſehen. Komm, Philipp, zeige ihn mir. (mit Philipp ab.)

Siebente Scene.

Adalbert, Johanna.

Joh. (indem ſie ihm freundlich mit der Hand über die Stirne fährt) Mein Adalbert! Noch immer ſteht ſie da, die finſtre Wolke, und verhüllt mir meinen heitern Himmel.

Adalb. Forſche nicht!

Joh. Iſt es auch dem muntern Jagdgetöſe nicht gelungen, die ſeltſame Schwermuth zu verſcheuchen, die dich ſeit drey Tagen ſo entſtellt herumtreibt?

Adalb. Ach!

Joh. Dein Seufzer ſpricht: — Nein!

Adalb. Nein!

Joh.

Joh. So laß mich denn zum erſtenmale das ſchöne Frauenrecht üben, des Gatten Kummer zu theilen.

Adalb. Noch beugt dich körperliche Schwäche, und du willſt ſchon Seelenlaſten ertragen?

Joh. Nicht ich, die Liebe trägt, die ſtarke Liebe.

Adalb. Wohlan! Vertrauen iſt eine Schuld, die der Mann dem Weibe nur mit dem letzten Hauche ganz abbezahlt.

Joh. So war es immer zwiſchen uns.

Adalb. So ſoll es bleiben! — Du weißt, Johanna, oder weißt du nicht? — wie mein Vater dieſe Herrſchaft Granſon mit ſo mancher Burg, ſo manchem Dorfe vor 20 Jahren erworben?

Joh. Ich war ein Kind. Oft hörte ich die Geſchichte; doch iſt es mir jetzt wie ein Traum.

Adalb. Amadäus der 7te, Graf von Savoyen, ſtarb plötzlich auf der Jagd.

Joh.

Joh. Es hieß, er ſey vergiftet worden.

Adalb. Der alte Freyherr Granſon ward dieſer That beſchuldigt.

Joh. Von deinem Vater.

Adalb. Aus altem Groll.

Joh. Woher weißt du das?

Adalb. Du wirſt es gleich erfahren. Ein Kampf auf Leben und Tod, ein Gottesurtheil ſollte entſcheiden. Granſon war ſchwach und krank: an ſeiner Stelle erſchien ſein wackerer Sohn in den Schranken.

Joh. Und ward erſchlagen.

Adalb. (mit einem Seufzer) Ja!

Joh. Die Güter des Verbrechers wurden dem Sieger zugeſprochen.

Adalb. Verbrecher? Kein Verbrecher!

Joh. Nicht?

Adalb. Vor 3 Tagen ſtarb unſer Nachbar, der alte Herr von Thurn zu Geſtellenburg. Von Gewiſſensangſt gepeinigt, ließ er mich an ſein Sterbebette rufen, und vertraute mir unter gräßlichen Seelenmartern: die Anklage ſey falſch geweſen.

Joh. Wußte er um die Sache?

Adalb. Er war meines Vaters Buſenfreund und Kampfgeſelle.

Joh. Das iſt alſo dein Kummer?

Adalb. Ungerechtes Gut belaſtet mein Gewiſſen.

Joh. Gieb es zurück!

Adalb. Wem?

Joh. Iſt Granſon todt?

Adalb. Gewiß! Man ſtieß ihn krank aus ſeinem Eigenthum. Er floh von Schande und Gram bedeckt, von Alter und Armuth gebeugt, — gewiß, er iſt todt.

Joh. Und kein Sprößling ſeines Stammes — ?

Adalb. Der Sohn fiel durch meines Vaters Schwerdt. Nur eine Tochter blieb ihm noch, ein Kind, das nahm er mit ſich.

Joh. Sie lebt vielleicht.

Adalb. O daß ich ihre Spur entdeckte!

Joh. Vielleicht! Laß uns kundſchaften und hoffen!

Adalb. Und du wollteſt, gute Seele, ihr freudig alles erſtatten?

Joh. Das kannſt du fragen?

Adalb. Haſt du vergeſſen, daß mir dann nichts übrig bliebe, als meine Stammburg Eſtavajel?

Joh. Nichts ſonſt? Böſer Mann! Bleibt dir nicht ein gutes, treues Weib? Ein hoffnungsvolles Kind? Und das Bewußtſeyn einer edeln That? Behalten wir nicht leichte, offne Herzen für die Freude und einen Biſſen Brod für den Armen? Des Gatten frohen Muth erkauft die Gattin nie zu theuer. Wenn du mit heitrer Stirn in meine Kammer trittſt, ſo ſchmücken ſich die Wände; wenn Du an meinem Arm die Fluren froh durchwandelſt, ſo gilt mirs gleich, ob Schritte oder Meilen der Maasſtab unſrer Grenze ſind. Ich habe nichts, als Dich! Du biſt mein Eigenthum, durch Liebe wohl erworben. Mir bleibt noch eine feſte Burg: häuslicher Friede! Mir lacht noch eine reizende Flur: — Deine Zärtlichkeit! Mich ſchmückt noch ein koſtbarer Diamant: — mein Kind!

Adalb Denkſt du ſo? O dann erſcheine heute Granſons Tochter. Meine Schlöſſer mag ſie nehmen, meinen Reichthum nimmt mir nur der Tod! (ſchließt ſie feurig in ſeine Arme.)

Achte Scene.

Vorige, Otto, Philipp.

Otto. (betrübt) Vater! Da iſt Philipp. Er will fort.

Phil. (mit beklemmter Bruſt) Ihr habt es ſo gewollt, geſtrenger Herr!

Adalb. Ja, Philipp! Für deines Vaters Treue haſt du mir ein Jahr gebürgt. Jetzt bedarf ich keiner andern Geißel, als deines

deines Herzens — und das bleibt hier, nicht wahr?

Phil. Das Leben danke ich meinem Vater, — die Tugend euch, — mein Herz bleibt hier.

Adalb. So ziehe in Frieden und grüße deinen Vater.

Phil. Ihr habt ihm ganz verziehen?

Adalb. Ich verzeihe nie halb.

Phil. Eure Großmuth hat vergeſſen, daß er einſt mit Laſarra im Bunde —

Adalb. Was ich verzeihe, das vergeſſe ich auch.

Phil. Und Euer Vertrauen für die Zukunft —

Adalb. Das haſt Du.

Phil. (traurig) Nicht mein Vater?

Adalb. Guter Philipp, daß ich heute dich entlaſſe, rechneſt du nur für Großmuth an, und es iſt doch nur Vorſicht, Eigennutz. In dir habe ich einen Freund gewonnen, den ſende ich meinem Feinde zum Beobachter.

achter. Hier als Geiſel kannſt du mir nicht ferner nützen; dort als Freund für meine Ruhe wachen.

Phil. Das will ich, das werd' ich.

Adalb. So gehab dich wohl!

Joh. Beſuche uns oft!

Phil. Lebt wohl! Ihr habt mich nie als Eures Feindes Sohn behandelt, — ich danke Euch! Ihr habt durch Lehre und Beyſpiel Rittertugend in meine Bruſt gepflanzt, — ich danke Euch! Des Vaters Fehltritt habt Ihr in Gegenwart des Sohnes nie erwähnt. Für dieſe zarte Schonung nehmt meinen beſten Dank! Und Ihr, edle Frau, Ihr ſeyd ſo mild und ſchweſterlich mit einem armen Jüngling umgegangen, — wie ſollte ich mich der Thräne ſchämen, die Eure hohe, reine Tugend mir entlockt? Vergönnt mir, die mütterliche Hand zu küſſen, die oft mit ſorgſamer Zartheit der Menſchenliebe Schleyer über meinen

nen Kummer deckte. (er drückt ihre Hand an ſeine Lippen.)

Joh. Leb wohl, guter Philipp, und laß mich oft auf Granſon dich willkommen heißen!

Phil. O daß Ihr ſo reich und mächtig ſeyd, daß ich nimmer hoffen darf, Euch zu vergelten.

Adalb. Des Menſchen Hoheit wandelt ſich oft ſchnell. Wer weiß —

Phil. O das verhüte Gott! Doch wäre es — nicht wahr, — Ihr zählt auf mich in Noth und Tod?

Adalb. (reicht ihm die Hand) In Noth und Tod.

Phil. (hebt Otto auf und küßt ihn) Lebt wohl, Junker!

Otto. Du gehſt, Philipp? Wer wird mir nun meine Pfeile ſchnitzen, wer meine Drachen fliegen laſſen?

Phil. Ich denke einſt mehr für Euch zu thun. (trocknet ſeine Thränen, und will Adalberts Hand küſſen.)

Adalb.

Adalb. An mein Herz! (umarmt ihn, Philipp ſtürzt fort.)

Otto. Philipp! Ich begleite dich bis an die Brücke. (ihm nach.)

Adalb. (ihm nachſehend) Wackerer Junge! Sieh, Johanna, da hab' ich mir einen Nothpfennig zurückgelegt.

Joh. Du ſchlauer Wucherer! Dein Herz hat die Zinſen vorher ſchon abgezogen.

Adalb. Ja, in Freundes Buſen ſammle Schätze für das Alter; dann möge deine Hütte brennen, dich deckt ſein Mantel, dich wärmt ſein Herz!

Neunte Scene.

Adalbert, Johanna, Wolf und ein Jäger führen Romuald gebunden herbey.

Wolf. Geſtrenger Ritter! dieſen Knecht fiengen wir im Forſt.

Adalb. Warum?

Wolf. Er trägt Laſarra's Farben.

Adalb. Habe ich Fehde mit Laſarra?

Wolf. Schon ſeit mehreren Tagen ſah man dieſen Buben verſtohlen um die Burg ſchleichen, bald im Dickigt, bald in Steinklüften ſich verbergen. Es iſt verdächtig.

Adalb. (zu Romuald) Was thuſt du hier?

Rom. Der alte Guntram, deſſen Meyerhof unten am See gelegen, iſt mein Oheim; den beſuche ich.

Wolf. Guntram iſt ein alter Fuchs, dem trauen wir ſo wenig, als dir.

Rom. Warum ſchiltſt du? Was haben wir verbrochen?

Adalb. Schweig, Wolf!

Wolf. Geſtrenger Herr! ich trage es lange ſchon auf meinem Herzen. Der Guntram hat ſich da ſo angeſiedelt, hat Euerm Vater, Gott weiß, wie? — ein Stück Landes nach dem andern abgeſchwatzt, und allerley Verkehr mit ihm getrieben.

Adalb. Soll der Sohn etwa den Mann vertreiben, dem der Vater Schutz gewährte?

Wolf. Wenn er nur am Ende nicht Euch vertreibt. Die ganze Nachbarſchaft denkt und redet Böſes von ihm.

Adalb. Das ſind nicht immer ſchlechte Leute, von denen die Nachbarn Böſes reden.

Wolf. Selbſt Junker Philipp, der doch um die ſchöne Tochter buhlt —

Adalb. Wolf! ich haſſe alle Zwiſchenträgereyen.

Wolf. Guntram treibt Schleichhandel, — er giebt Spitzbuben Herberge.

Rom. Meinſt du mich?

Wolf. Dich!

Adalb. Schweig! Seit wann iſt es Sitte auf meiner Burg, Gefeſſelte zu beſchimpfen? Gleich binde ihn los!

Wolf. (thut es mit verhaltenem Grimm) Meinetwegen! Aber kommſt du noch einmal in unſern Forſt, ſo nimm dich in acht vor meiner Armbruſt.

Adalb. (zu Romuald) Biſt du in Laſarra's Dienſten?

Rom. Ja.

Adalb. Wo iſt dein Herr?

Rom. Das weiß ich nicht. Ich bin auf Urlaub.

Wolf. Wie viele ſind Eurer auf Urlaub?

Rom. Haſt du ein Recht zu fragen?

Wolf. Verdammt! — Geſtrenger Herr! Ich bitte Euch, traut ihm nicht. Er hat Spießgeſellen; ſie führen Böſes gegen Euch im Schilde.

Adalb. Pfuy, Alter! Warſt du nicht ſelbſt dabey, als Laſarra mir den Verſöhnungsbecher zutrank?

Wolf. Wo wächſt der Wein, der alten Groll aus dem Herzen ſchwemmt?

Adalb. Genug, Laſarra iſt Ritter; zwiſchen mir und ihm iſt Friede. Ehrliche Fehde verkünde mir ſein Herold. Lauernde Buben kenne ich nicht. (Zu Romuald) Geh, du biſt frey.

Rom. (ab.)

Wolf. (mit verbiſſenem Aerger) Edler Herr! vergönnt dem alten Wolf noch eine Rede.

Adalb. Zu Gottes Namen!

Wolf. Als Ihr noch ſo groß waret, (macht mit der Hand ein Zeichen, wie groß) habe ich oft Euch zugerufen: Fallt nicht, Junker! — Jetzt, — wenn ich dürfte, — jetzt möcht' ich's wiederhohlen.

Adalb. (lächelnd) Du meinſt es gut.

Wolf. Ihr auch, das weiß ich. Aber die es böſe meinen, machen ſich das zu Nutze. Großmuth, Vertrauen, ja ja, es ſind ſchöne Blümlein, doch ehe ihr ſie in fremden Boden pflanzt, unterſucht vorher das Erdreich, ſie gedeihen nicht überall. Sonderbar! Als man Euch die fremden Obſtbäume aus Wälſchland ſandte, da habt Ihr lange rings umher ein Plätzchen geſucht, wo die zarten Früchte gedeihen möchten, aber den Saamen Eures Vertrauens werft Ihr ohne Unterſchied in jedes Herz. — Ihr

lä

lächelt? — Nun, Gott gebe, daß Euch keine giftigen Pilze daraus erwachſen mögen! Sein Gewiſſen hat der alte Wolf verwahrt. (ab.)

Zehnte Scene.

Adalbert, Johanna.

Adalb. (lächelnd) Ehrlicher Knabe! Wenn die Leute alt werden, thun ſie keinen Schritt, ohne mit dem Stabe vor ſich her den Boden zu prüfen. Darum laufen ſie nicht weit.

Joh. Fallen aber auch nicht.

Adalb. Lieber fallen, als das Mißtrauen zur Krücke nehmen. Es iſt ſo behaglich, alle Menſchen gut zu glauben. Nur Greiſe und Böſewichter ſchauen überall durch die Argwohns-Brille.

Joh. Du irreſt. Auch der Unglückliche, der Betrogene. — Wolfs bedenkliche Reden —

Adal. Beunruhigen Dich?

Joh. Allerdings. Wenn Laſarra wirklich —

Adalb. Nichts! Und wäre es auch, kann er mir ſchaden? Iſt ſeine Macht der Meinigen gewachſen?

Joh. Du biſt ſo ſicher, mein Adalbert! Lebſt du doch, als ob kein Fauſtrecht in der Welt wäre. Wie oft ſchon blieben unſere Brücken die ganze Nacht herabgelaſſen, und die Wächter ſchlummerten.

Adalb. Mein Herz ſteht jedem Menſchen offen, warum nicht auch meine Burg?

Joh. Wie, — wenn Verrätherey —

Adalb. Bin ich denn ein böſer Herr? Wo ich Liebe gebe, da erwarte ich Treue. — Doch laß uns auch das Schlimmſte ahnden: — was kann mir Laſarra rauben? Die Herrſchaft Granſon? — O ihr Beſitz drückt mich ohnehin ſchwer. Die Liebe meines Weibes? Dieſen Felſen, auf dem mein Glück ruht, erſchüttern keine Wellen.

Joh. Auch dann nicht, wenn ein Bubenſtück mich in ſeine Gewalt brächte?

Adalb. Auch dann nicht; denn ich weiß, was du thun würdeſt.

Joh. Nun?

Adalb. Johanna von Montfaucon würde zu ſterben wiſſen.

Joh. (ihn umarmend) Ja, Du kennſt mich.

Adalb. Ich kenne Dich; drum bin ich ruhig.

Joh. O möchte uns die ganze Welt vergeſſen, und dieſe Burg zur Inſel werden, von einem klippenvollen Meer umgeben! Möchte man uns fliehen, wie abgeſchiedene Geiſter! Wir ſind hier ſo glücklich! aber ſtille! ſtille! Sage es deinem beſten Freunde nicht ins Ohr! Denn ſtilles Glück iſt ein geheimer Vorwurf allen denen, die ſtilles Glück nicht kennen. Es waffnet gegen dich die Eitelkeit der Menge. Er will beſſer ſeyn, als wir! Empfindung heißt Schwärmerey,

merey, Luſt an kleinen Freuden Kinderſpiel. Sie ſpotten und beneiden dich. Drum ſtille, ſtille, lieber Adalbert! Verborgenheit ſey unſer Panier; verſtecken wollen wir das Glück in unſer Herz, durch kein lautes Wort den Neid herbeylocken, ſondern leiſe, leiſe Liebe um Liebe von den treuen Lippen küſſen! (umſchlingt ihn.)

Adalb. (ruft entzückt:) Johanna! (Arm in Arm ab.)

(Guntrams Meyerhof, im Hintergrunde durch den Welſchneuenburger See begrenzt, links der Eingang zu den Wohngebäuden. Rechts läuft vom See an heraufwärts, doch in ſchiefer Richtung, eine hohe Mauer, deren Ende ſich in den Kouliſſen verliert. An einigen Stellen wird die Mauer durch dickes Geſträuch verborgen. Links im Vordergrunde eine Grotte.)

Eilfte Scene.

Hildegard (ſitzt auf einem Steine am See und angelt; indem ſie einig mal die Angelruthe heraufzieht.)

Nichts, — wieder nichts! Ich bin heute ſo ungeduldig! werde nichts fangen. —

Warte! Jetzt rührt ſich etwas. (zieht auf) Ach nein! der Wurm iſt abgefreſſen — ein unglücklicher Tag! Ich fange nichts und Philipp kommt auch nicht. — Ach, ich bin nur eine arme Dirne, er aus edlem Stamme entſproſſen, — wäre er eines Landmanns Sohn, — er wäre längſt ſchon hier.

Zwölfte Scene.

Philipp, Hildegard.

(Philipp, der während dieſes Selbſtgeſprächs über die Mauer geſtiegen, nähert ſich leiſe und umfaßt ſie von hinten.)

Hild. (freudig erſchrocken) Philipp!

Phil. Du thateſt mir Unrecht.

Hild. Wie gern erkenne ich das! O möchte ich immer Unrecht thun, wenn ich Böſes von dir denke!

Phil. Wahrlich immer; — denn ich bin gut.

Hild. Warum heute ſo ſpät? Die Sonne ſteht hoch über den Bergen.

Phil. So eben kehrte unſer Ritter von der Jagd zurück; dann — (ſtockend) nahm ich Abſchied von dem wackern Manne.

Hild. Ach! Und jetzt von mir!

Phil. Sey nicht traurig. Belmont liegt dir nahe und mein Herz noch näher. Wenn du am heitern Abend jenen Felſen erklimmſt, ſo ſiehſt du in der Ferne den Wachthurm von Belmont.

Hild. Was kümmert mich der Thurm?

Phil. Ich ſtehe eben und gedenke dein, wenn das Abendroth im See ſich ſpiegelt. Auch komme ich oft, dich zu beſuchen. Ich nehme einen Bogen von der Wand, und ziehe hinaus auf die Jagd. Die Knechte laſſe ich dann im Forſt, der Vater hört das Horn, indeſſen mich ein ſchnelles Roß nach Granſon trägt.

Hild. Ach! Du kommſt, ich weiß nicht, wann? Nur ſelten darf ich hier am See verweilen. Du ſuchſt mich überall und findeſt mich nur in deinem Herzen. So kön-

nen

nen Wochen, Monden verſtreichen, nur unſere Seufzer werden ſich begegnen. O Philipp! wärſt du hier geblieben!

Phil. Sey frohen Muths! Bald keine Trennung mehr! Täglich ſollen meine Bitten den Vater beſtürmen.

Hild. Den Vater? — Kannſt du auch den Stolz des Ritters beugen? Ich eine arme Dirne, ohne Namen, — du ein Montenach —

Phil. O wäre nur dein Vater — Vergieb mir die harte Rede! — Beſäße er nur den Ruf eines Biedermannes!

Hild. Schweig!

Phil. Wäre er nicht ſo mancher zweydeutigen Handlung verdächtig!

Hild. Ich bitte Dich, — ſchweig!

Phil. Wer ſind die Fremden, die ſo oft um Mitternacht bey ihm einkehren, und vor Tage wieder verſchwinden?

Hild. Ich kenne ſie nicht.

Phil. Was bringen ſie, oder, was holen ſie?

Hild. Ich bin dann immer eingeſperrt in meine Kammer.

Phil. Sieh, Hildegard, ich kenne meinen Vater. Wärſt du eine Hirtin, mein Flehen könnte ihn erweichen; aber Guntrams Tochter —

Hild. Bittet dich, ihr Ohr zu ſchonen.

Phil. Guntram weiß, daß ich es ehrlich meine; warum verſagt er mir den Zutritt? Warum muß ich immer wie ein Dieb über jene Mauer klettern?

Hild. Weil er meint, du könnteſt ſeine Tochter nie als Braut zum Altar führen.

Phil. Darum nur? Ich weiß es beſſer.

Hild. Kamſt du hieher, meinen Vater zu ſchmähen, ſo verlaß mich!

Phil. Genug! Laß uns dulden, hoffen und vertrauen. Bete für unſer Glück, ich werde handeln. Jetzt leb' wohl!

Hild. Wann ſeh' ich dich wieder?

Phil. Morgen vielleicht.

Hild. Nur vielleicht?

Phil. Die Liebe weicht der Pflicht.

Hild. O, wann werd' ich ſagen dürfen: auch deine Liebe zu mir iſt Pflicht?

Phil. Nie! Die wahre Liebe kann der Pflicht entbehren.

Hild. Wirſt du immer ſo denken?

Phil. Immer ſo fühlen.

Hild. Wenn ich alt werde —

Phil. Die Liebe wird nicht alt.

Hild. Oder häßlich —

Phil. Dein Auge bleibt der Abdruck deiner Seele.

Hild. Meine Armuth —

Phil. Dein Herz iſt reich.

Hild. Meine Niedrigkeit —

Phil. Deine Tugend iſt erhaben.

Hild. Die Jahre ſchwinden.

Phil. Die Tugend iſt ewig.

Hild. Die Liebe flattert.

Phil. Die Freundſchaft wurzelt.

Hild. Jene verwelkt.

Phil. Dieſe beſchattet im Alter. Weg mit jedem Zweifel! Treu bis in den Tod! (reicht ihr die Hand.) Stände jene Mauer in Flammen, oder würde ſie durch ein Erdbeben erſchüttert, ich überſpränge ſie eben ſo leicht und muthig, als jetzt, und trüge dich durch Flammen und Ruinen auf meinen Armen zum Altar. Leb wohl! (ſpringt über die Mauer.)

Hild. Leb wohl! (ſteigt auf einen Hügel am See, und ſteht auf den Zehen, um ihm nachzublicken) Ich ſehe nichts. Er kam doch glücklich hinüber? Ja, ja, dort wallt ein Federbuſch. Gott geleite dich! Gott und der Engel unſrer Liebe. (Blickt nach der andern Seite) Mein Vater! Gut, daß Philipp gieng! (eilt hinunter.)

Dreyzehnte Scene.

Guntram, Darbonnay, Hildegard.

Guntr. (zu Hildegard) Was machſt du hier?

Hild. Ich wollte angeln, habe aber nichts gefangen.

Darb. Angelt Herzen, ſchöne Dirne, das wird Euch beſſer glücken.

Guntr. Fort in deine Kammer!

Hild. (ab.)

Darb. Du verwahrſt da einen Schatz —

Guntr. Der ſchwer zu hüten iſt.

Darb. Beſtelle mich zu ſeinem Hüter.

Guntr. (liſtig) Euch? Wer weiß?

Darb. Du ſpötteltſt.

Guntr. Die Zeit bringt Roſen, ſagt das Sprüchwort; mehr als Roſen, ſprech ich. Ihr ſeyd ein tapfrer Ritter; aber noch ſind Lanze und Schwerd Euer ganzer Reichthum.

Darb. Verkaufſt du deine Tochter?

Guntr. Was ich mit ihr im Sinne habe, fordert Zeit und Reiſe. Unterdeſſen kehrt ſich manches um; was oben lag, kommt herunter, was unten liegt, hinauf. Es giebt für alles in der Welt einen rechten Augenblick, den verſäume keiner, ſo gelingt ihm auch das Schwerſte.

Darb. Alter Schlaukopf!

Guntr. Und wer in wenig Stunden eine wohlverwahrte Veſte ſtürmen will, der rede nicht von hübſchen Dirnen. Verſteht Ihr mich, Herr Ritter?

Darb. Beſtimme ſie zum Lohn der Tapferkeit, und du ſollſt Wunder ſehen.

Guntr. Dieſen Lohn zahlt Euch Laſarra.

Darb. Der Liſtige! Er ficht mit fremder Kraft, und lohnt mit fremden Raube.

Guntr. Unter uns, Herr Ritter, ich traue ihm nur halb.

Darb. Ich gar nicht. Schon hat manche Warnung meine Vorſicht aufgeſchreckt.

Freund iſt er nicht, Herr will er ſeyn, Er liebt nur einen, ſich ſelbſt. Wir müſſen ſammeln, er genießt. Was dann von Brocken übrig bleibt, wirft er uns gnädig zu.

Guntr. Mir hat er viel verſprochen.

Darb. Mir auch. Doch wird er Wort halten? Schon murren meine Söldner, die ich in Wälſchland mühſam für ihn warb.

Guntr. Wortbrüchig? Deſto beſſer! Dann wäre alles, wie ich wünſche.

Darb. Wie du wünſcheſt?

Guntr. Glaubt mir, Herr Ritter, Uebermuth fährt immer ſeine eigne Ruthe auf dem Rücken. Um dieſer Worte Deutung müßt Ihr nicht forſchen. Aber wenn Laſarra meine Liſt und Eure Tapferkeit mit Undank lohnt, dann kommt zu mir, dann wehe ihm! Ihr ſeyd der Mann, wie ich ihn brauche, und vergelten kann Euch keiner ſo fürſtlich, wie der arme Guntram.

Darb. Hexenmeiſter! Kannſt du das, warum verzögern?

Guntr. Weil in meinen Plan es taugt, daß Eſtavajel ſterbe, und die Herrſchaft Granſon durch Verbrechen an Laſarra falle. Geraubtes Gut alsdann dem Räuber zu entreißen, dazu hilft ein jeder gern; — hilft, oder ſchweigt.

Darb. Schweig auch du, ich ſehe ihn kommen.

Vierzehnte Scene.

Vorige, Laſarra (ſtürzt haſtig herzu.)

Laſ. Ich habe ſie geſehen, geſprochen! Liebe und Rache ſchlagen helle Flammen. — O ſie iſt ſchön, wie damals, als ſie beym Turnier den Dank mir reichte! Auf Darbonnay! Waffne deine Söldner! Eile, Sonne, vollende deinen Lauf! Herbey, Mitternacht, verhülle deine Sterne! Senke dich kalt und finſter herab! Hier (aufs Herz deutend) kocht die heiße Liebe, und dort —

dort — (nach der Gegend der Burg) ſchwingt die Rache ihre Fackel! — Fort! Ich kenne mich nicht mehr! Weg mit dieſer Pilgerkutte! Mein Schwerdt! mein Schwerdt! (ſtürzt hinein.)

Darb. (ruft in die Grotte:) Herauf! herauf! es iſt Zeit! (aus der Tiefe der Grotte ſtürzen eine Menge Bewaffnete mit entblößten Schwerdtern, und folgen Darbonnay. Während des Getümmels fällt der Vorhang.)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Akt.

(Waffenſaal in der Burg mit verſchiedenen Thüren, durch eine Lampe ſparſam erleuchtet. — Nacht. Man hört in der Ferne verwirrtes Getöſe und Schwerdtgeklirre. Während folgender erſten, ſtummen Scene dauert eine rauſchende Muſik im Orcheſter fort.)

Erſte Scene.

Johanna (von Schrecken und Angſt gejagt, kommt aus der Mitte, ſie horcht, flieht, ſieht, horcht wieder, und als der Lärm ſich zu nähern ſcheint, flieht ſie durch eine Seitenthür rechts, — das Gefecht zieht ſich indeſſen hinter der Bühne rechts herum. Johanna kommt zurück, ringt die Hände, und ſtürzt zur Seitenthüre links hinein. Das Getöſe verliert ſich nach und nach.)

Zweyte Scene.

Darbonnay (mit bloßem Schwerdte aus der Seitenthüre rechts.)

Es iſt genug! (ſpricht rückwärts:) Schafft die Verwundeten fort und bindet die Ge-

fan-

fangenen. (ſteckt ſein Schwerdt ein.) Ein leichter Sieg! Nacht und Schlaf waren mit uns im Bunde. Um weiter vorzudringen, bedarf es keiner Schwerdter mehr. Dort hauſen Weiber. Die Zunge thut den Dienſt.

Dritte Scene.

Darbonnay, Laſarra.

Laſ. (mit entblößtem Schwerdt) Es iſt vollbracht!

Darb. Ich grüße dich, Laſarra, Herr von Granſon!

Laſ. Sprich: Iſt das kühne Wagſtück ganz gelungen?

Darb. Stecke dein Schwerdt in die Scheide. Nur mit den Seufzern der Verwundeten haſt du noch zu kämpfen.

Laſ. Wo iſt Johanna?

Darb. Vermuthlich floh ſie in die innern Gemächer der Burg.

Laſ. Wo? wo?

Darb. Laß ihr Zeit, dort vor dem Spiegel den verführeriſchen Kummer zu erkünſteln, der des Siegers Herz beſiegen ſoll.

Laſ. Ach! Es iſt beſiegt! — Und ihr Sohn — (ſchmerzhaft) nicht *mein* Sohn!

Darb. Ein alter Knappe dachte ihn zu retten. Schon hatte er, mit dem Knaben auf dem Arm, den Burghof erreicht, da flog eben ein Pechkranz in die Luft. Mein Ullo wird den Fliehenden gewahr, ein Pfeil ſtreckt ihn zu Boden. Das Kind warf ſich auf den Leichnam, dort ließ ich es binden, und die ſpröden Bande wurden durch des Knechtes Blut geſchmeidiger.

Laſ. Und der verhaßte Vater?

Darb. Die Verzweiflung gab ihm Kraft des Auerſtiers; er ſchlug ſich durch.

Laſ. Eſtavajel entflohen?

Darb. Nur, um die Trümmer ſeiner Herrſchaft erſt mit Thränen, dann mit Blut zu netzen. Entrinnen kann er nicht; an jedem Wege, und wär' es nur ein ſchma-

ler

ler Hirtenpfad, lauern Spürer; ein hoher Preis auf ſeinen Kopf erhält ſie wachſam. Ehe der Abend dämmert, iſt er in deiner Gewalt.

Laſ. Und todt, bevor die Mitternacht ſeine Klage vernimmt.

Darb. Irre ich nicht, ſo wird er Schutz auf ſeiner Veſte Belmont ſuchen; doch der alte Montenach iſt unſer. Die Reiter, die ich ausgeſandt, bringen gute Bothſchaft. Der Liſtige hat ſchlau dein Glück berechnet, und als er ſah, wohin die Waage zog, da warf er noch ein Steinchen in die Schale.

Laſ. Darf ich dem Verräther trauen?

Darb. Auch der Böſewicht iſt treu, ſo lang ihn Vortheil bindet.

Laſ. Endlich, endlich nahe dem Ziele! Mein Fuß auf Eſtavajels Nacken, — ſein Weib in meinen Armen!

Darb. Du ſiehſt, ich habe mehr gethan, als ich verſprach. Du hatteſt nur den Arm gemiethet, und ich lieh dir auch den Kopf.

Laſ. Ich danke dir.

Darb. Jetzt, Laſarra, laß uns theilen!

Laſ. Davon ein andermal!

Darb. Doch bald?

Laſ. (hingeworfen) Ja doch, ja!

Darb. Merke es dir, Laſarra, ich möchte nicht gerne wie die Katze mit verbrannten Pfoten aus der Küche ſchleichen, indeſſen du die fette Beute verzehrſt.

Laſ. (verdrüßlich) Wer ſpricht davon? Wer denkt daran? Doch vor der Hand bleibt noch ſo mancherley zu thun übrig.

Darb. Und was?

Laſ. Der Knabe muß ſterben.

Darb. Heute noch?

Laſ. Noch in dieſer Stunde. Furcht, Liebe, Rache, Gegenwart und Zukunft heiſchen dies Opfer.

Darb. (zieht ſein Schwerdt) Zwar iſt mein Schwerdt vom Blut der Feinde ſtumpf, doch für des Knaben Bruſt noch immer ſcharf genug. (will ab.)

Laſ. Halt! Führe ihn hieher, ich will ihn ſehen. (Darb. ab.) Des Vaters Züge ſollen mich zu neuer Wuth entflammen! Dann reiche ich der Mutter die blutige Hand, die einſt ihr bethörtes Herz verſchmähte.

Vierte Scene.

Laſarra, Darbonnay mit dem gebundenen Otto.

Laſ. Willkommen, ſchöner Knabe!

Otto. Wer biſt du? Ich kenne dich nicht.

Darb. Neige dich vor dem Ritter.

Otto. Ein Ritter? wo?

Darb. (deutet auf Laſarra) Biſt du blind vor Schrecken?

Otto. Dieſer? Nein! — Einſt fragte ich meinen Vater: was ein Ritter ſey? — Ein Mann, der Hülfloſe ſchützt, gab er mir zur Antwort. — Dieſer hat mich binden laſſen; er iſt kein Ritter.

Laſ. Bube!

Otto. Nicht Bube! Otto von Eſtavajel, Erbe von Granſon.

Darb. Zittre!

Otto. Thue recht und zittre nie! ſpricht mein Vater.

Laſ. (höhniſch) Sie haben dir die Heldenrolle früh einſtudiert.

Otto. Des Vaters Beyſpiel. Neben dir würde ich die Rolle bald vergeſſen.

Laſ. Knabe! Zittre vor der Ruthe!

Otto. Jetzt haſt du wahr geſprochen. Dem Knecht die Ruthe, mir einen Dolch!

Laſ. Um Schmetterlinge zu ſpießen?

Otto. Ich martre nicht, wie du, wehrloſe Geſchöpfe.

Laſ. Ziſche nur, du kleine Schlange! Ich ſorge ſchon, daß du nie ſtechen kannſt.

Otto. Du fürchteſt mich?

Darb. Kannſt du den Uebermuth noch länger dulden?

Laſ. Haue ihn nieder!

Otto. (fällt auf die Knie und bedeckt mit beyden Händen sein Geſicht) Lieber Gott! nimm mich barmherzig auf! (Darbonnay zieht ſein Schwerdt.)

Laſ. Halt! — Ich ahnde eine Möglichkeit, daß mir ſein Leben nützen könnte, wenn ich es auf kurze Zeit noch friſte. Verbirg den Knaben. Ich ſuche indeſſen ſeine ſchöne Mutter.

Otto. (ſpringt auf) Meine Mutter! wo iſt ſie?

Darb. Fort, Knabe!

Otto. In ihrem Schooße pflege ich jeden Abend zu entſchlummern. Wenn ich ſterben ſoll, laß mich in ihrem Schooße ſterben.

Darb. (ſchleudert ihn hinaus.)

Fünfte Scene.

Laſarra.

Haß und Rache ſind geſättigt. Liebe! Liebe! Jetzt gehöre ich dir allein! (will zu Johan-

Johannen und findet die Thüre verſchloſſen.) Verſchloſſen? — welche Ziererey! Mauern habe ich überſtiegen, durch Schwerdter mir einen Weg gebahnt; hier ſprengt ein Fußtritt mir die ſchwache Pforte. Hat die ſchöne Frau das nicht bedacht? — Oder iſt es Alltagseitelkeit der Weiber, die ſo gern den Sieger am Thron der Schönheit bittend knieen ſehen? Wohlan! Auch in dieſe Grille wollen wir uns fügen! (nähert ſich der Thüre und ruft:) Johanna von Montfaucon! Edle, ſchöne Frau! Laſarra wünſcht Euern Reizen zu huldigen! — Es iſt Laſarra, welcher bittet, wo er fodern dürfte! — Keine Antwort? Johanna von Montfaucon! Bedenkt wohl, was Ihr thut und wagt! — Reizt nicht des Siegers Zorn! — — Keine Antwort? — Welche Verachtung! (entfernt ſich von der Thüre) Iſt ſie krank? ohnmächtig? Oder ſpottet ſie meiner? Ich will ſie ſehen, und wenn ihre Riegel in Höllenflammen geſchmiedet wä-

ren.

ren. (geht raſch auf die Thüre zu und ſprengt ſie durch einen Fußtritt.)

Sechſte Scene.

Johanna (tritt mit gezücktem Dolch ihm entgegen.) **Laſarra** (prallt zurück.)

Joh. Was wollt Ihr von mir?

Laſ. Warum iſt Eure Hand mit dem Werkzeug des Todes bewaffnet? Eure Augen verwunden ſchärfer, als dieſer Dolch.

Joh. Spart Euern Hohn! Grinſt nicht ſo! Ihr ſeyd mir unerträglich!

Laſ. Iſt der Liebe Lächeln Euch zuwider?

Joh. Entweihet nicht mit Euern Lippen ein Gefühl, das Euer Herz nie kannte!

Laſ. Habt Ihr vergeſſen, daß ſeit länger als 9 Jahren Euer Bild in meinem Herzen herrſchte?

Joh. O ja, das hatt' ich vergeſſen. Nur dann und wann, in kranken Tagen, wenn böſe Träume mich folterten, erſchien mir Eure Geſtalt.

Laſ. Habe ich dieſen Hohn um Euch verdient?

Joh. O, daß Euch nach Verdienſt vergolten würde!

Laſ. Mein Leben wagte ich kühn um Euern Beſitz.

Joh. Ihr thatet mehr; Ihr wagtet Eure Seligkeit und habt verloren.

Laſ. In Euern Armen finde ich meine Seligkeit.

Joh. (zuckt den Dolch) Den Tod, wenn Ihr mich anrührt.

Laſ. (zornig) Johanna, hütet Euch!

Joh. Recht, Tyger! wirf die Larve weg! Die Klauen zu verbergen wird dir nie gelingen.

Laſ. Du trotzeſt auf die Macht der Schönheit.

Joh. Mit Nichten! Dies kleine Stück Eiſen in meiner Hand macht mich zum

Herrn

Herrn meines Schickſals. Aus der Hand in die Bruſt, und meine Ehre iſt gerettet.

Laſ. (fürchtend) Johanna!

Joh. Kennſt du das Geſchlecht der Montfaucon? Tapferkeit und Tugend war ſeit Jahrhunderten ſein Adel. Weißt du, daß ich die letzte meines Stammes bin? Im heiligen Kriege gegen die Sarazenen, unter den Fahnen des Prinzen von Burgund, fiel mein Vater. Er beſchloß die lange Reihe tapfrer Männer, deren Namen die Geſchichte mit Ehrfurcht nennt. Und du meinſt, ich könnte die lange Reihe edler, tugendhafter Frauen mit einem ſchändlichen Leben beſchließen? — Nein! mag immerhin der Name Montfaucon verlöſchen! Doch, daß von mir die Chronik ſpreche: ſie war die letzte ihres Stammes, aber ſie fiel nicht unwerth ihrer tapfern Ahnen!

Laſ. Iſt das Geſchlecht Laſarra nicht ſo edel, als das Deine?

Joh. Geweſen, ehe du den Namen trugſt.

Laſ. Beſinne dich, — blick in die Zukunft, — wähle!

Joh. Beſinnen? wählen? Zwiſchen Schande und Tod?

Laſ. Zwiſchen Liebe und Tod! Dir winkt die Liebe. Bleib, was du warſt, die angebetete Johanna, der der Sieger ſeinen Lorbeer zu Füßen legt, die in aller Herzen, wie zu Granſon herrſcht.

Joh. Schweig!

Laſ. Gieb der Vernunft Gehör! Hier biſt du Königin; dort mußt du dem vertriebenen Gatten ins Elend folgen!

Joh. Meinem Adalbert! O ja! das will ich! Laß mich ihm folgen, und ich werde deine Großmuth preiſen.

Laſ. Du wollteſt Mangel und Gefahr mit ihm theilen?

Joh. Gern! gern!

Laſ. Ueber ſteile Klippen durch unwegſame Wälder mit ihm irren?

Joh. Durch Wellen und Flammen, wenn es ſeyn muß!

Laſ. Kaum geneſen den Stürmen trozzen? Vielleicht in einer ſchlechten Bauerhütte hülflos erkranken?

Joh. Alles, alles! O Ihr wißt nicht, was eine liebende Gattin zu dulden vermag. Die ſäugende Löwin iſt ſtark, ein Weib, das ſeinen Gatten redlich liebt, iſt ſtärker. Mein Vaterland iſt da, wohin *er* mich führt; mein Pallaſt die Hütte, die *er* bewohnt. Dürre Blätter, die ſeine Hand mir ſtreut, ſind mir ein Roſenlager, die wilde Frucht vom Baume ein köſtlich Mahl, das Waſſer aus der Quelle ein Labetrunk! In ſeinen Armen iſt Ruhe, in ſeinen Blikken Freude, an ſeinem Buſen Seligkeit. — O Ihr verſteht mich nicht, mein Herz hat keine Sprache! Treue Liebe ſchuf Gott ſprachlos; denn nur treue Liebe ſollte ſie verſtehen! Drum laßt mich fort zu meinem Gatten, ich will Euch ſegnen; ich ſegne und verzeihe Euch, nur gebietet, daß man mir die Pforte öffne! Welchen Weg nahm er? wo floh er hin? — Doch gleichviel! Ich werde rufen, er wird meine Stimme hören, die Berge ſie verdoppeln, die Stille der Wälder ſie zu ſeinen Ohren tragen — Adalbert! Adalbert!

Laſ. (bey Seite) Verdammt! (laut) Ihr zwingt mich, ſchöne Frau, Euch eine Nachricht mitzutheilen, die ich noch ſchonend Euch verſchwieg.

Joh. Was kümmern mich Eure Nachrichten? Mein Gemahl! mein Sohn! Nur dieſe! Was kümmert mich die Welt?

Laſ. Eben Euer Gemahl. Ihr wähnt, er ſey entflohn?

Joh. Hat meine Kammerfrau Matilde ihn nicht beym Fackelſchein auf der Brücke erkannt, wie er zwey deiner Buben in den

Staub

Staub ſtreckte, und dann der überlegenen Menge entwich?

Laſ. Sehr wahr; doch ſeine Wunden —

Joh. Er war verwundet?

Laſ. Raubten ihm die Kraft.

Joh. Laß mich fort!

Laſ. Meine Reiter —

Joh. Brachten ihn zurück?

Laſ. Man wollte ihn binden.

Joh. Pfuy!

Laſ. Er ſetzte ſich zur Wehr. Seine Tollkühnheit —

Joh. Sprich: Heldenmuth!

Laſ. Der Einzelne, Verwundete, ſiegen konnt' er nicht, nur erbittern.

Joh. Weiter!

Laſ. Und in blinder Wuth ſtieß einer meiner Knappen ihm ſein Schwerdt ins Herz.

Joh. (wankend, mit gräßlicher Stimme) Todt?

Laſ. (achſelzuckend) Todt.

Joh. (von Schmerz und Wuth erſtickt) Rache! (wankt mit aufgehobenem Dolche einige Schritte, um Laſarra zu durchbohren, er weicht ihr aus, ſie iſt zu ſchwach, ihn zu verfolgen, und ſinkt ohnmächtig an einem Pfeiler nieder) Todt!

Laſ. Ein glücklicher Augenblick! Fort mit der mörderiſchen Waffe! (entwindet ihr den Dolch und ſteckt ihn zu ſich) Für dieſen reizenden Buſen ward'ſt du nicht geſchliffen! (betrachtet ſie lüſtern) Wie ſchön! Selbſt auf dieſen blaſſen Lippen thront die Liebe! (beugt ſich über ſie) Erhole dich! Laſarra bittet. — Nicht der ungeſtüme Sieger, — der Freund, der ſchüchterne Beſiegte.

Joh. (ſich erholend und ſprachlos um ſich ſchauend) Wo bin ich? (ſich beſinnend, mit einem Schrey des Schmerzes) Ach! (ängſtlich ſuchend) Wo iſt mein Dolch?

Laſ. Ich ehre den Schmerz der Gattin; doch dem Ausbruch der Verzweiflung vorzubeugen, geboten mir Liebe und Menſchlichkeit.

Joh. (faltet bittend die Hände) Meinen Dolch!

Laſ. Edle Frau! warum fordert Ihr das Einzige, was ich verſagen muß?

Joh. Ritter! ſeyd großmüthig! ſeyd barmherzig! Was nützt Euch, mich langſam ſterben zu ſehen? — denn ſterben will ich, werd' ich. Gram und Hunger ſollen mich tödten, wenn Ihr die Qual mir nicht verkürzen wollt.

Laſ. Laßt ſehen, edle Frau, ob nichts vermag, die Luſt am Leben Euch wieder einzuhauchen. (geht raſch ins Nebenzimmer.)

Siebente Scene.

Johanna, hernach Otto.

Joh. (ſchwach taumelnd, halb bewußtlos in einer Art von Wahnſinn, wankt umher und ſtammelt das Wort:) Sterben! Sterben! — (ſucht mit irren Blicken den Dolch am Boden) Er iſt nicht da, man hat ihn mir entriſſen! (ihr herumſchweifender Blick fällt auf die umherhängenden alten Waffen) Ha! (verſucht hier und da ein Schwerdt herabzureißen, aber theils hängen ſie zu hoch, theils iſt ſie zu ſchwach.) Umſonſt! (fällt zitternd auf die Knie) Guter Gott! verleihe mir Kraft! Zum letztenmale! Erbarme dich meiner! — ich kann nicht leben ohne ihn! Erbarmen! — Laß ſein Vertrauen zu mir nicht zu Schanden werden! — „Johanna von Montfaucon wird zu ſterben wiſſen!“ – ſo ſprach er. Verzweiflung, gieb mir Kraft! (ſpringt auf und rüttelt mit Gewalt an einem Schilde, über welchem Schwerdt und Lanze aufgehängt ſind.) Ha! gelungen! Adalbert! ich komme! (zieht das Schwerdt aus der Scheide) Barmherziger! vergieb mir! Nimm meine Seele gnädig auf! (ſetzt die Spitze des Schwerdts gegen ihre Bruſt) Adalbert! (iſt im Begriffe ins Schwerdt zu fallen, die Thür gegenüber öffnet ſich.)

Otto. (ungebunden, ſtürzt mit offnen Armen auf ſie zu) Mutter!

Joh. (läßt das Schwerdt fallen, ſinkt auf ihre Knie und breitet die Arme aus) Mein Sohn!

Otto. (umſchlingt ſie) Meine Mutter!

(Freyer Platz, im Hintergrunde Gebirge, auf deren Spitze die Burg Belmont.)

Achte Scene.

Philipp (kommt langſam und ſchwermüthig, ſteht dann und ſchaut in die Ferne.)

Hinunter iſt die Sonne! — Hildegards Wohnung im Thale ſchwimmt im Nebel, wie meine Zukunft. Nur die Thürme von Granſon ragen noch hervor, wie meine Hoffnung. Horch, da bläſt ein Alpenhirt ſein Abendlied. — O wär' ich dort Bewohner eines Felſenthals, und bey dem Ruf der friedlichen Schalmey führte Hildegard die muntre Heerde heim! — Was regt ſich dort? Warum ſchleicht der fremde Mann ſo hinter den Büſchen — warum ſteht er zweifelhaft, und ſinnt und lauſcht, und mißt die Burg mit ſeinen Blicken? (zieht ſich etwas zurück.)

Neunte Scene.

Philipp, Adalbert.

Adalb. (nach der Burg blickend) Soll ich den mißlichen Verſuch wagen? hinaufklimmen und dem Thurmwächter meinen Namen nennen? Armer Adalbert! Iſt dein Vertrauen auf Menſchen noch nicht erſchöpft? — Dieſer Montenach — war und blieb er nicht mit Laſarra im Bunde? — nur mein Schwerdt zwang ihm den Sohn als Geißel ab. Philipp kehrte zurück, und vergeſſen ſind des Vaters Schwüre. Nein! nein! dort oben auf den Felſenſpitzen, wo die Flamme ſchimmert, um die ein treues Hirtenvolk ſich lagert, dort will ich Menſchen ſuchen! — O nur einen Wegweiſer, der in der Dämmerung mich den ſteilen Pfad hinauf geleitete!

Phil. (ſich leiſe nähernd) Wer biſt du, Fremdling?

Adalb. (wendet ſich) Philipp!

Phil. (erſtaunt) Edler Ritter! woher ſo ſpät? ſo allein?

Adalb. Das fragſt du noch?

Phil. Allerdings! — Ihr war't doch geſtern nicht geſonnen —

Adalb. Geſtern? — Weißt du nicht, welche fürchterliche Nacht zwiſchen heute und geſtern lag?

Phil. Ihr erſchreckt mich!

Adalb. Noch kein Gerücht drang zu deinen Ohren?

Phil. Keines!

Adalb. So höre: ich bin ein Flüchtling, mein Weib gefangen, mein Sohn ein Sklave, die Erde mein Lager, der Himmel mein Dach, verrathen, vertrieben —

Phil. Wie? von wem?

Adalb. Treue Seele! Du haſt mich wohl gewarnt vor den wälſchen Landsknechten.

Phil. Die Ihr als Bettler in Eure Burg aufnahmt?

Adalb. Sie gehörten zu Laſarra's Hauſen.

Phil. Laſarra?

Adalb. Mitternacht und bübiſche Verrätherey waren ſeine Bundesgenoſſen. Er überfiel mich wehrlos. Kaum ergriff ich noch ein Schwerdt. Meine wenigen Getreuen fielen um mich her; dem Tode bin ich fechtend durch die Flucht entronnen. Weib und Kind blieben in der Gewalt des Räubers.

Phil. (haſtig ſein Schwerdt ziehend) Rache! Rache!

Adalb. Was willſt Du?

Phil. Dankbar ſterben.

Adalb. Ruhig! Was könnte ſolch ein Opfer mir nützen? — Noch iſt nicht alles verloren. Dieſe Burg —

Phil. Iſt Euch treu. Von der Spitze dieſer Felſen will ich der Rache Blitz auf jene Räuber ſchleudern.

Adalb. Wo iſt dein Vater?

Phil. Ihr ſaht ihn nicht?

Adalb. Wann? wo?

Phil. Geſchah es nicht auf Euern Befehl, daß er mit ſeinen Knechten ſchon in der Morgendämmerung hinauszog?

Adalb. Auf meinen Befehl?

Phil. Kam nicht um Mitternacht ein Eilbote von Granſon?

Adalb. Von Granſon? Das mag ſeyn! Aber nicht von mir.

Phil. O gewiß! Er zog hinab zu Eurer Hülfe.

Adalb. Und ließ dich daheim?

Phil. Die Burg zu bewachen.

Adalb. Als Freund wäre er hinabgezogen, und dich, meinen Freund, ließ er daheim?

Phil. Gott! welch ein Argwohn!

Adalb. Mich wußte er in Gefahr, und dir verheelte er es?

Phil. Vielleicht aus ſchonender Liebe.

Adalb. Ließ kein Wort von meiner vorgegebenen Bothſchaft fallen?

Phil. Er war geheimnißvoll, unruhig —

Adalb. Was wäre auch Tugend, wenn Ruhe bey Verbrechen wohnte?

Phil. Ich bitte Euch, Ritter, glaubt das nicht von meinem Vater. Geſtern habt Ihr mit dem edelſten Vertrauen ihm den Sohn zurückgeſandt, und heute könnte er — Unmöglich!

Adalb. Aber wo iſt er? wo kann er ſeyn?

Phil. Der Thurmwächter erzählt, er habe hier im Thale ſeine Reiter in mehrere Haufen getheilt.

Adalb. Um dem Flüchtling nachzuſpüren. Ein Engel hat mich ſicher durch den Forſt geleitet.

Phil. So kommt auf Eure Burg. Wir ziehen die Brücke auf, und hat Euer fürchterlicher Argwohn Grund, ſo verſchließe ich meinem Vater Thor und Herz.

Adalb.

Adalb. Nein, guter Jüngling! Was kann es meiner Gattin nützen, wenn ich mich in die Mauern ſperre? Man würde uns umzingeln, belagern, Wochen-, Mondenlang, und Johanna litte indeſſen tauſendfachen Tod.

Phil. So ſprecht: was ſollen wir? Ich weiche nicht von Eurer Seite in Noth und Tod.

Adalb. Wohlan! Laß uns die Alpen erklimmen! Laß uns die wackern Hirten um Beyſtand anſprechen. Sie lieben ihre friedlichen Wohnungen, aber ich weiß, ſie lieben auch mich. Es iſt ein treues, braves Volk, das droben auf den Bergen bey alten Sitten und mäßiger Koſt fromm, einfach und bieder lebt, und in deſſen tapfrer Fauſt zur Zeit der Gefahr jeder Stock zur Keule wird.

Phil. Aber dieſe Burg — —

Adalb. In den Mauern von Granſon leidet Johanna, in den Mauern von Granſon

ſon ſchmachtet mein Kind. Stürmen will ich Granſon, Weib und Kind retten oder ſterben! Hinauf zu den Alpenbewohnern! Die Liebe ruft, die Pflicht gebeut. Kein Gold, kein Blut bezahlt den verlornen Augenblick! (will fort.)

Zehnte Scene.

Vorige, Eberhard, Reinhard, (vertreten ihm den Weg.)

Eberh. Halt! wer ſeyd Ihr?

Adalb. Euer Herr!

Reinh. Eſtavajel?

Eberh. Unſer Gefangener!

Adalb. Fort, Buben, oder mein Schwerdt wird Euch zeichnen!

Eberh. Ergebt Euch, Ritter!

Phil. Zurück! was wollt Ihr?

Reinh. Den Preis verdienen.

Phil. Kennt Ihr mich?

Eberh. Junker Philipp.

Phil. Wohl, Ihr ſeyd meines Vaters Knechte. Ich befehle Euch, dieſem Manne mit Ehrfurcht zu begegnen.

Eberh. Nur Euer Vater hat uns zu befehlen.

Phil. Das würde er auch, wenn er hier wäre.

Eberh. Von ihm haben wir den Auftrag.

Phil. Welchen Auftrag?

Eberh. Den Ritter zu fangen.

Phil. Du lügſt!

Adalb. Nun, Philipp?

Phil. Er lügt!

Reinh. Junker, geht uns aus dem Wege!

Phil. Packe dich, wenn deine Ohren dir lieb ſind.

Reinh. Wozu der Widerſtand? Rings umher wimmelt der Buſch von unſern Kammeraden. Wenn ich ins Horn ſtoße, ſo ſtürzen ſo herbey.

Phil. Die Fauſt haue ich dir vom Rumpf, wenn du nach dem Horn greifſt.

Adalb. Fort da! Platz da! (dringt mit entblößtem Schwerdte auf ſie ein.)

Eberh. (ſich vertheidigend) He! Kammeraden!

Reinh. (ſtößt ins Horn.)

Phil. (haut ihn nieder) Da haſt du deinen Lohn!

Reinh. Weh mir!

Eberh. (zieht ſich fechtend zurück) Kammeraden, zu Hülfe!

Ulrich und Robert (ſtürzen herbey.)

Ulr. Was giebts hier?

Rob. Iſt er gefunden?

Adalb. (zieht ſich etwas zurück) Noch mehr Geſindel?

Heribert (ſtürzt mit noch einem Reiter herbey) Habt ihr ihn?

Eberh. Ergebt Euch, Ritter!

Adalb. (ſchwingt das Schwerdt) Nur im Tode!

Phil. Nichtswürdige Buben! Er iſt euer Herr! Euer Wohlthäter!

Eberh. Junker Philipp, hütet Euch!

Ulr. Junker! was wollt Ihr hier?

Robert. Es iſt Eures Vaters Wille.

Phil. (ſchließt ſich an Adalbert) Den erſten, der uns in den Weg tritt, haue ich nieder. Kommt, Ritter! Platz da!

Adalb. Zurück, ihr Buben! (wollen vorwärts dringen.)

Eberh. Auf, Kammeraden! Laßt ihn nicht entwiſchen!

Adalb. Philipp! hier gilts Rücken an Rücken! (ſtellen ſich Rücken an Rücken und fechten gegen die Menge. Ulrich und Robert fallen. Mehrere Knechte eilen herbey; verwirrtes Getümmel, Getöſe und Geſchrey.)

Eilfte Scene.

Vorige, Montenach.

Mont. Ha! was iſt das? (Die Fechtenden machen eine Pauſe.)

Eberh. Wir haben den Ritter gefunden.

Mont. Ergreift ihn!

Eberh. Euer Sohn ſtellt ſich zur Wehre.

Mont. Mein Sohn?

Eberh. Reinhard, Ulrich und Robert ſind von ſeiner Hand gefallen.

Mont. Philipp!

Phil. Vater! ſeyd Ihrs? Nein, eher will ich glauben, daß der Satan mir ein Blendwerk vorgaukelt.

Mont. Fort von ihm! Ueberlaß ihn ſeinem Schickſale!

Phil. Nimmermehr!

Mont. Ich befehle es dir!

Phil. Das könnt Ihr nicht befehlen.

Mont. Bube! Ich bin dein Vater.

Phil. Und dieſer iſt mein Wohlthäter.

Mont. Gehorch', oder du ſtirbſt an ſeiner Seite.

Adalb. Laß mich, guter Philipp!

Phil. Nur im Tode!

Mont. Greift an!

Phil. (ſchwingt das Schwerdt) Herbey, ihr Schurken! Leichen auf Leichen ſoll mein Schwerdt thürmen, ehe das Bubenſtück euch gelingt!

Mont. Nun ſo verſchont keinen! lebendig oder todt! — (die Knechte wollen eindringen) Halt! noch eins! Mein Sohn! Laß ihn, und ich gebe dir deine Hildegard zum Weibe!

Phil. Nein, die Liebe ſoll kein Verbrechen lohnen! **Zurück! zurück!** (macht ſich Platz mit ſeinem Schwerdt.)

Mont. Haut zu! (Gefecht. Es fallen wieder einige Knechte. Montenach vor Wuth ſchäumend.) **Verdammter Bube!** Meine beſten Reiter! (zieht das Schwerdt) Wohlan! ſo ermorde auch deinen Vater! (ſtellt ſich an die Spitze der Knechte, um Philipp anzugreifen.)

Phil. (gleichſam gelähmt, läßt ſein Schwerdt ſinken) Mein Vater!

Mont. Ergreift ihn! (Einige Knechte bemächtigen ſich Philipps.) Jetzt raſch herbey! Umzingelt dieſen!

Adalb. (als er ſieht, daß er überwältigt iſt) Gott ſchütze Weib und Kind! (kehrt das Schwerdt gegen ſeine Bruſt und will hineinfallen; die Knechte packen ihn und reißen ihm das Schwerdt weg.)

Mont. Triumph! Fort auf die Burg!

Phil. Aus Barmherzigkeit, tödtet mich!

Adalb. (indem er fortgeſchleppt wird) Philipp! Sey meines Weibes Bruder!

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

(Guntrams Meyerhof.)

Erſte Scene.

Guntram, Darbonnay (kommen aus dem Hauſe.)

Darb. Ich ſage dir, wir ſind betrogen.

Guntr. Deſto beſſer!

Darb. Hörſt du nicht? Betrogen!

Guntr. Nun ja, ich höre und ſage: deſto beſſer!

Darb. Wagſt du noch mich zu verſpotten?

Guntr. Keinesweges!

Darb. Du haſt auf ſolchen Fall mit Rath und Hülfe zugeſagt.

Guntr. Ich werde rathen und helfen.

Darb. Aber bald, bald! Denn hat er ſich erſt eingeniſtet, was vermag ich dann mit meiner Handvoll Söldnern?

Guntr. Seyd Ihr aber auch gewiß, daß Lasarra wortbrüchig zu werden gedenkt?

Darb. O ich kenne ihn, den Schlauen! Wie hat er mich gebeten, überredet, goldne Berge vorgemahlt, und als ich nach erkämpftem Siege ein Wort von Theilung fallen ließ, da schob ers in die Weite. Ich schwieg, bis alles ruhig war; dann sprach ich ernstlicher. Er wurde ungeduldig; ich mahnte ihn an sein Ritterwort. Der Hohn verzerrte seine Lippen. „Ich bin der Stärkere und lasse mir keine Gesetze vorschreiben!“ so sprach er übermüthig.

Guntr. Und von mir?

Darb. Dich nannte er einen alten Bösewicht, der sich bedanken müsse, wenn man ihn nicht hängen lasse.

Guntr. Wirklich? Ey vortreflich! Denn ich habe das so halb und halb vorausgesehen, und bin vorbereitet.

Darb. Aber ich?

Guntr. Wie, Herr Ritter, wenn ich Euch die ganze Herrſchaft Granſon als ein gerechtes Eigenthum verſchaffe?

Darb. Gerecht? Laß hören!

Guntr. Seyd Ihr entſchloſſen, etwas zu wagen?

Darb. Alles!

Guntr. Schwört mir zuvor bey Gott, bey Eurer Ehre, daß Ihr mein Geheimniß nicht zur Unzeit offenbaren wollt.

Darb. Ich ſchwöre.

Guntr. Schwört mir bey Gott und Rittertreue, daß, wenn ich halte, was ich zugeſagt, die Hälfte Eurer Güter mir verbleibe bis an meinen Tod.

Darb. Ich ſchwöre.

Guntr. Seyd Ihr auch entſchloſſen, die Urkunde deshalb mit Euerm Wappen zu beſiegeln?

Darb. Ich bin's.

Guntr. Nun, ſo vernehmt ein Geheimniß, das ſeit 18 Jahren tief in meiner Bruſt gleich einem Waſſertropfen in der Muſchel lag, und das mir vielleicht heute zur koſtbaren Perle reift. (ſchüchtern um ſich blickend.) Das Mädchen, das Euch heute wohl gefiel —

Darb. Deine Tochter?

Guntr. Nicht meine Tochter.

Darb. Nicht?

Guntr. Iſabelle, Erbfräulein von Granſon.

Darb. Wie?

Guntr. Der Vater ward in die Acht und vogelfrey erklärt.

Darb. Ich kenne ſeine traurige Geſchichte.

Guntr. Er floh mit ſeiner einzigen Tochter und einem treuen Knechte.

Darb. Wo blieb er?

Guntr. Er iſt todt.

Darb. Wie ward ſein Schickſal dir bekannt?

Guntr. Ich ſtand damals an der Spizze einer tapfern Schaar.

Darb. (lächelnd) Du?

Guntr. Es waren zerſtreute Flüchtlinge von dem Haufen des berühmten Armagnac, die ſich, da in Wäſchland Friede wurde, hier in den Wäldern und Gebirgen ſammelten.

Darb. Räuber alſo?

Guntr. Wir waren freylich nicht zu Rittern geſchlagen; ſonſt aber Euch, mit Gunſt, in allem ähnlich.

Darb. Weiter! weiter!

Guntr. Am Ufer des Welſchneuenburger Sees zog der alte Granſon mühſelig herab. Wir überfielen ihn —

Darb. Den Wehrloſen?

Guntr. War er nicht geächtet? Er und ſein Knecht wurden erſchlagen. Ich glaubte Schätze zu finden, und fand nur ein weinendes Kind.

Darb. Iſabelle?

Guntr. Meine Leute wollten ſie ins Waſſer ſchleudern, da warf ich meinen Blick in die Zukunft. Halt, dacht ich, dieſe kleine Dirne, mit ihrem Käſtchen voll beſchriebenem Pergament, kann mir einſt mehr werth ſeyn, als Juwelen. Ich trug Sorge für ſie, und als hernach des Schickſals Laune meinen wackern Haufen trennte, als ich mit den Jahren und des Alters Schwäche das unſtete Leben aufgeben mußte, da zog ich klüglich hieher, um in der Nähe abzulauern, wie ich einſt mit Vortheil mein Kleinod an den Mann bringen könne.

Darb. Du haſt Beweiſe?

Guntr. Die bündigſten.

Darb. Alter Judas! Ich durchſchaue deinen Plan.

Guntr. Eſtavajel iſt entflohen, der verjährte Groll der Grafen von Savoyen erloſchen, der junge Amadäus wird als ein gütiger Lehnsherr, Euch an des Mädchens Hand empfangen, und Ihr ſiegt ohne

Schwerdt-

Schwerdtſchlag. Doch ſtill! ſtill! Dort nahet ſich ein ungebetener Horcher. Folgt mir, Hr. Ritter! wir wandeln am See herab; das Murmeln der Wellen verſchlingt dort unſere Worte.

Darb. Wozu die Heimlichkeit? Das Recht der Erbin ſpreche laut!

Guntr. Schon mancher hat ſein Recht verloren, weil er zu früh und laut davon geſprochen. (beyde ab.)

Zweyte Scene.

Eremit.

Da ſchleiche ich nun ſchon dreymal auf und nieder. Heute verweilt ſie lange. — Hungerſt du, Graukopf? ha, ha! So lernſt du noch in deinen alten Tagen, was Hunger iſt. Vormals, auf den ſilbernen Schüſſeln lag die Würze nie. — Und des Mädchens holde Freundlichkeit! — Ich könnte mir ja wohl noch Speiſe kaufen, — o ja, ich bin ſo arm noch nicht; aber jene milde

Liebe,

Liebe, jene Arzney der Seele — könnte ich die auch bezahlen? Was Herzen geben, und Herzen erquickt, hat keinen Preis.

Dritte Scene.

Eremit, Hildegard.

Hild. (mit einem Körbchen voll Früchte und Brod, ſieht ſich überall ſchüchtern um, dann eilt ſie mit leichtem Schritte zu ihm.) Zürne nicht, daß ich ſo ſpät die ſüße Pflicht erfülle!

Erem. Des Bettlers Zorn wäre unverſchämt.

Hild. Was mahnt gute Menſchen dringender, als Beſcheidenheit? Haſt du mich je um Hülfe angeſprochen?

Erem. Mit Worten freylich nicht.

Hild. Wehe meinem Herzen, wenn es ſolche Blicke ſich überſetzen müßte. Als ich zum erſtenmale in unſerm Hain deinen grauen Bart gleich den Blättern der Silberpappel ſchimmern ſah, als ich ungeſehen mich dir näherte, Dank von deinen Lippen

hörte

hörte für die Wurzeln, die du aus der Erde grubſt —

Erem. Da gieng das Herz dir über, und täglich ſpeiſeſt du den Fremdling ſeit jener Stunde troz dem Verbote deines Vaters.

Hild. Das Leben haben wir vom Vater, die Menſchlichkeit von der Natur. — Aber iß doch, guter Alter! Haſt du keinen Hunger?

Erem. (der ſich in ihrem Anſchauen vergaß.) Das Thier ſättigt ſich, der Menſch genießt.

Hild. Ich wäre längſt ſchon hier; denn dies iſt die Stunde, wo mein Vater zu ſchlummern pflegt.

Erem. Darf Wohlthätigkeit nur wachen, wenn er ſchläft?

Hild. Beſchäme nicht die Tochter! Jetzt iſt ein Fremder bey ihm. Heute und geſtern war in unſerm Hauſe und in der Gegend überall ein wilder Lärm. — Haſt du nichts vernommen?

Erem. Ich ſchlief in meiner Höhle.

Hild. Wie? Du weißt nicht, daß zu Granſon —

Erem. Granſon iſt mir fremd geworden.

Hild. Sie haben unſern guten Ritter von der Burg vertrieben und von ſeiner wackern Hausfrau.

Erem. Wer?

Hild. Ich weiß nicht, waren es Feinde, oder Räuber; ſie überfielen ihn bey Nacht.

Erem. (für ſich) Die Rache hinkt; ruht aber nie.

Hild. O wäre Philipp da geweſen!

Erem. (für ſich) So büßt der Sohn des Vaters Miſſethaten.

Hild. Weinen muß ich um den edlen Eſtavajel.

Erem. Ich kannte ihn nicht.

Hild. Das nimmt mich Wunder. Ihn kannte jeder Arme. Jetzt ſchmachtet er in Feſſeln.

Erem. Den Tugendhaften kann man feſſeln, die Tugend nie.

Hild. Ach ſo plötzlich vom Gipfel in den Abgrund zu ſtürzen — du haſt das nie erfahren.

Erem. Doch! doch! Man findet zuweilen im Abgrunde, was auf dem Gipfel verloren ſchien, — ſich ſelbſt.

Hild. Noch immer verſchweigſt du mir dein Schickſal?

Erem. Immer noch.

Hild. Du trau'ſt mir nicht?

Erem. Ich traue deiner Menſchenliebe. Du wirſt kein Gemälde meiner Leiden fordern, du wirſt nicht grauſam gegen mich ſeyn, wie die Zeit, die ſonſt alles verlöſcht, nur meinen Kummer nicht.

Hild. Armer Greis!

Erem. Gieb mir zu trinken!

Hild. (unwillig auf ſich ſelbſt) Sieh, ſo iſt der Menſch. Immer fragt er, wo er helfen ſoll. Vergieb! Gleich bin ich wieder bey dir. (ab.)

Erem. (ſetzt ſich in die Grotte) Tochter! ſo alt wäreſt du, — vielleicht auch ſo gut! — O nein, ich will's nicht glauben! Soll ich auch das beweinen, was ſeyn könnte? Habe ich doch kaum noch Thränen für das, was wirklich iſt!

Vierte Scene.

Eremit (verborgen), Guntram, Darbonnay, (im Geſpräch zurückkommend.)

Guntr. Habt Ihr mich begriffen?

Darb. Vollkommen!

Guntr. So zieht nun in der Stille Eure Söldner aus der Burg, und ſendet ſie in kleinen Haufen auf die Straße nach Savoyen.

Darb. Ganz recht.

Guntr. Laſarra werde nichts von Eurer Flucht gewahr, und bleibe zweifelhaft, warum Ihr ihn verlaſſen.

Darb. Und Hildegard? Wann lieferſt du ſie in meine Arme?

Gunteram. Um Mitternacht.

Darb. Warum nicht gleich?

Guntr. Weil die Dirne durch ihr Geſchrey das Volk von allen Straßen herbey locken würde.

Darb. Geſchrey? Wenn ein glänzendes Glück ihrer wartet?

Guntr. Ich kenne meine Hildegard, Holzäpfel und Liebe, mehr verlangt ſie nicht.

Darb. Gieb dem Kinde eine Kupfermünze, und es wähnt ſich reich.

Guntr. Drum ſendet eine wohlverwahrte Sänfte.

Darb. Von einer Schaar Bewaffneter begleitet.

Guntr. Ich empfange dann die beſiegelte Urkunde.

Darb. Und ich die ſchöne Widerſpenſtige.

Guntr. Ihr eilt, bevor der Morgen graut.

Darb. So lange noch die Straßen öde ſind.

Guntr. Sie dann durch Furcht und Liebe, Geduld und Strenge Euch geneigt zu machen, ſey Eure Sorge.

Darb. Recht, Vater Guntram!

Erem. (von Abſcheu ergriffen, ſich vergeſſend, — laut) Vater!

Darb. Was war das? Iſt Jemand hier in dieſer Grotte? (geht nebſt Guntram auf die Grotte zu; der Eremit ſtellt ſich ſchlafend.)

Guntr. Ein alter Eremit, der in der Gegend bettelt.

Darb. (zuckt den Dolch) Soll ich ihn niederſtoßen?

Guntr. Laß ihn! Er ſchläft.

Darb. Doch, wenn er uns behorchte?

Guntr. Ich wag' es nicht, ihn anzutaſten. Es wäre gefährlich, den Pöbel zu reizen, der unter dieſen Lumpen einen Heiligen verehrt. Fände man den Leichnam hier im Garten, es wäre um mich geſchehen.

Darb. Wir werfen ihn von jener Klippe in den See.

Guntr. Am hellen Tage? Die Hirten weiden in der Nähe. Laß ihn, — ſey unbeſorgt. Er verdaut und ſchläft.

Darb. Nun ſo mag das Unkraut länger noch am Boden kriechen. (ſteckt den Dolch ein.) Ich eile, das Nöthige zu veranſtalten. (ab.)

Guntr. (ihm nachrufend) Um Mitternacht erwart' ich dich.

Fünfte Scene.

Guntram, Eremit.

Guntr. Der iſt der Mann, wie ich ihn brauche. Arm, tapfer, mit beſchränktem Kopf und folgſam. So werd' ich ärndten, was vor langen Jahren meine Klugheit ausgeſäet. Es war die höchſte Zeit! Ich fürchte dieſen Philipp, den Liebe und Jugend tollkühn machen, den aber meine Liſt vergebens gegen Eſtavajel zu waffnen ſuchte, weil ſchwärmeriſche Dankbarkeit den Arm des Knaben feſſelte. (wirft einen Blick auf den Eremiten) Noch immer ſchläft er! Gebt einem frommen Müßiggänger gut zu eſſen, und laßt ihn dann für die Verdauung ſchlummern, ſo ſchadet er euch nie! (ab ins Haus.)

Sechſte Scene.

Eremit (allein.)

Meinſt du, Böſewicht? Der alte Bettler und die Rache *ſcheinen* nur zu ſchlummern. — Hätt' ich doch kaum gehofft, noch eine Stunde zu erleben, in der ich Gott für meines Daſeyns lange Marter danken würde! Ich kann noch Gutes ſtiften. Wie lange wird der Menſch nur ſtets nach Jahren zählen, in welchen er gegeſſen und getrunken? *Ein* Augenblick von einer guten That bezeichnet, iſt vor Gott ein Jahr.

Siebente Scene.

Eremit, Hildegard (mit einem Weinkruge.)

Hild. Trink, edler Greis! Schon wieder mußt' ich zögern. Mein Vater war mir im Wege.

Erem. So wie du ihm.

Hild. Ich ihm? Ach nein! Er achtet meiner wenig.

Erem. Du irrſt! Er hat dich eben um einen hohen Preis verkauft.

Hild. Verkauft?

Erem. Wohl mir, du gute, fromme Dirne, daß ich dir vergelten kann!

Hild. Vergelten?

Erem. Kennſt du den Buben in Rittertracht, der hier ſein Unweſen treibt?

Hild. Nein!

Erem. Er hat dich deinem Vater abgehandelt.

Hild. Ich verſtehe dich nicht.

Erem. Du biſt beſtimmt, ſein Weib, vielleicht auch nur ſeine Buhlerin zu werden.

Hild. (ängſtlich erſchrocken) Dein Scherz iſt grauſam!

Erem. Scherz? — Sieh, wie der Stab in meinen Händen zittert. Ich ſcherze nicht.

Hild. So rede! rede!

Erem. In dieſer Grotte habe ich abſichtlos das Bubenſtück behorcht. Um Mitternacht wirſt du dem Ritter ausgeliefert.

Hild. Aber doch nur todt?

Erem. Lebendig, ein Opfer ſeiner Lüſte.

Hild. Todt! todt! Ich eine Verworfene? Ich treulos meinem Philipp? Lieber ſterben; zehnfach ſterben!

Erem. Warum ſterben? Faſſe Muth und fliehe!

Hild. Wohin?

Erem. Wenn die weich erzogne Hildegard nicht die Armuth ſcheu't —

Hild. Rette meine Unſchuld und du retteſt meinen Reichthum.

Erem. So folge mir in meine Höhle!

Hild. Mit Freuden!

Erem. Ich räume dir mein Binſenlager, ich bewache deinen Schlummer. Am Tage will ich Lebensmittel für dich betteln.

Hild. O ich bedarf nur wenig. In Wäldern und auf Klippen werd' ich dir Kräuter und Wurzeln ſuchen helfen.

Erem. So laß uns eilen! Zwar wird das bleierne Alter ſich an den guten Willen hängen, doch ein Blick auf meine fliehende Wohlthäterin ſoll mir ungewohnte Kräfte leihen! Fort! fort! (geht.)

Hild. Ach du vergiß'ſt: wie ſoll ein ſchwaches Mädchen jene Mauer überſteigen?

Erem. Steht nicht die Pforte offen?

Hild. Sie wird bewacht zu jeder Stunde. Meines Vaters Mißtrauen hat eine Schaar von Knechten um die Pforte hergelagert.

Erem. Iſt keiner unter ihnen, der beſtechbar wäre?

Hild. Wenigſtens nicht durch Bitten, und ſonſt habe ich nichts.

Erem. Aber ich.

Hild. Du?

Erem. Des Bettlers Nothpfennig für ein ehrliches Begräbniß aufgeſpart.

Hild. Den wollteſt du für mich —

Erem. Mit Freuden geben.

Hild. O dich will ich von nun an Vater nennen.

Erem. Thu das, meine Tochter!

Hild. Ach Vater! Auch dieſe Hoffnung iſt nur eitel. Guntrams Schlauheit wußte wohl, daß ein Schurke unter Fremden oft wider Willen ehrlich ſcheinen muß, drum wechſelt er die Knechte oft, damit ein Schelm des andern Wächter und Verräther werde.

Erem. Wie elend iſt der Menſch, dem nicht Liebe, nur feile Wächter Bürgſchaft leiſten!

Hild. Mein guter Philipp hat ſchon oft verſucht, die Kettenhunde zahm zu machen, aber ſtets vergebens.

Erem. Dein Philipp? Wen nennſt du ſo?

Hild. Den Geliebten meiner Seele.

Erem. Ich will dir nicht zur Unzeit dein Vertrauen abſchwatzen, doch nur eine Frage vergönne mir: ſahſt du dieſen Philipp oft und wo?

Hild. Täglich; hier.

Erem. Wohlan! wenn *ihn* ein guter Engel ſchützte; warum nicht uns?

Hild. Was iſt dem liebenden Jüngling eine Mauer? — Dort hinter dicht verwachſenen Erlenbüſchen iſt ein Winkel, wo die Vögel 'gerne niſten, weil ſo ſelten ein Fußtritt ſie verſcheucht. Dort leiht die Sehnſucht dem Geliebten Flügel.

Erem. Und wird ſie deiner Unſchuld leihen. Komm, laß uns das Unmögliche verſuchen! Auf meinem Rücken kletterſt du empor.

Hild. Und jenſeits? Welch ein Sprung!

Erem. Zaghaftes Mädchen! — Warum laſſen eure Knechte mich ungehindert durch die Pforte?

Hild. Es iſt meines Vaters Wille.

Erem. Hat er zu mir Vertrauen?

Hild. Er ſcheuet deinen Bart und dein Gewand; er kennt dein Anſehen beym Volke, und möchte gern für einen Mann gelten, der den frommen Klausner durch milde Gaben ehrt.

Erem. Wohlan! wenn dies Gewand dir Sicherheit gewährt, ſo nimm es, flieh und laß mich hier!

Hild. Ich fliehen? Mit der Bürde auf dem Herzen, daß meines Retters Edelmuth durch Mißhandlung vergolten würde? Ich fliehen? ſo allein? wohin?

Erem. Guter Gott! So kann denn nur ein Wunder deine Unſchuld retten!

Hild. Vielleicht gelingt der Liebe dieſes Wunder. Mir ſchimmert eine Hoffnung.

Eile,

Eile, Vater, eile zu der Veſte Belmont, dir wird dort, wie hier, dein Gewand die Thore öffnen. Suche meinen Philipp! Er iſt Montenachs, des Burgvoigts, Sohn. Entdecke ihm die Gefahr, in der ich ſchwebe. Doch zügle ſeine Kühnheit, daß nichts vor der Zeit verrathen werde. In der Dämmerung begleite ihn zur Mauer; hinter den Erlenbüſchen harre ich ſeiner. Eine Leiter und die feſte Hand der Liebe, ſo bin ich frey. Geh, mein Vater!

Erem. O dieſer theure, faſt vergeßne Name ſoll dem Greis die ſteile Felſenhöhe zu der Veſte Belmont erklettern helfen; ſoll ihm, wie ein friſches Lüftchen, um die grauen Haare ſäuſeln! Und gelingt ſie nicht, meine letzte gute That, ſo kehre ich wieder, und will an deiner Sänfte heulen, bis die Räuber den Ueberläſtigen ermorden.

Hild. Es wird gelingen. Aus jenem Fenſter fiel ich einſt als Kind auf den harten Marmor, und ein guter Engel ſchützte mich.

mich. Damals hatte ich nur das Leben zu verlieren; — ſollte meine Unſchuld keinen Engel haben? Gott geleite dich! (ab.)

Erem. O dies kindliche Vertrauen auf den Beyſtand höherer Weſen — Gott! täuſche es nicht! Laß mich der Engel dieſer Unſchuld ſeyn! (ab.)

(Zimmer in Burg Belmont.)

Achte Scene.

Montenach (ſitzt am Tiſche beym Weinkruge.)
Philipp, (in düſtern Gram verſunken ſteht ihm mit verſchränkten Armen gegenüber.)

Mont. (ruft) Knappen! bringt mir Wein! (trinkt.) Verdanke es meiner frohen Laune, daß du ungeſtraft geblieben.

Phil. Frohe Laune? Nach einer ſolchen That?

Mont. Viktoria! Sie iſt gelungen! (trinkt.)

Phil. Frohſinn, wähnte ich immer, ſey nur eine Frucht vom Baum der Tugend.

Mont. Herr Doktor! Ihr ſollt leben! (trinkt.)

Phil. Unmöglich, Vater, könnt Ihr bey dem ſchrecklichen Entſchluß beharren, den edelſten der Männer zu ermorden!

Mont. Ich befolge nur den Willen meines neuen Lehnsherrn. Dieſe Burg iſt der Preis des Gehorſams. Verſtehſt du mich?

Phil. Der Preis einer Schandthat.

Mont. Bube!

Phil. Ihr verkauft die Ewigkeit.

Mont. (ſtutzt.) Die Ewigkeit? (trinkt.) Laſarra mag's verantworten.

Phil. Ihr ſeyd nun ſchon ein alter Mann. Was nützt es Euch, ſagen zu können: Dies Stück Land, mit Blut gedüngt, iſt mein? Dieſe öden Mauern, in welchen die Geiſter der Erſchlagenen wandeln, ſind mein?

Mont. Sind mein! (trinkt.)

Phil.

Phil. Ihr ſeyd ein alter Mann. Wenn Leibesſchwäche und Gewiſſensfolter Euch belagern, dann zieht Ihr vergebens Eure Brücken auf und ſtellt vergebens Wächter auf die Mauer. Kein Jagdhorn übertönt die letzten Seufzer des Ermordeten, und kein voller Becher ſchwemmt Eure Todesangſt hinunter.

Mont. Ich baue ein Kloſter. (trinkt.)

Phil. Ihr mögt immerhin in Eurer letzten Stunde fromme Männer um Euch ſammeln; Euer Blick wird Troſt in ihren Blicken ſuchen, aber über ihre Schultern wird Eſtavajels Geiſt Euch angrinſen!

Mont. Schweig!

Phil. Ihr mögt hundert Kerzen anzünden, es wird Euch immer noch dunkel vorkommen; und in jedem Winkel ſteht Eſtavajels drohende Geſtalt.

Mont. Hinweg! (trinkt.)

Phil. Vermag denn nichts, Euch zu erſchüttern?

Mont. Meinen Zorn zu reizen, wird dir bald gelingen.

Phil. Wißt Ihr auch, warum Ihr den edlen Ritter haßt?

Mont. Gleich viel!

Phil. Weil er Euch beſchämte, und weil ein — Mann wie Ihr, Beſchämung nie verzeiht.

Mont. Sehr weiſe!

Phil. Als Ihr und Euer Laſarra, — den Gott verdamme! vor Jahr und Tag überwunden und gefangen wurdet, als Ihr zitternd vor dem Sieger ſtandet, Euern Lohn erwartend, und er, der große Mann, mit dem edelſten Vertrauen Eure Bande löſte, Euch das Schwerdt wiedergab und freundlich ſprach: „Zieht hin in Frieden! „ſeyd hinfort mein treuer Burgvoigt; das „ſey meine Rache!“ — da erdrückte Euch das Gewicht der Großmuth, und Schaamröthe überzog Eure blaſſe Wange.

Mont. Wozu das? Willſt du meinen Grimm noch ſtärker reizen?

Phil. Und als er geſtern Euch den Sohn, der als Geiſel Eure Treue verbürgen mußte, ohne Argwohn, ohne Bedingung zurückſandte, da ſah ich in Euern funkelnden Augen, daß Ihr den Mann haßt, weil er Euer Wohlthäter iſt.

Mont. Genug! Wer einem verſöhnten Feinde traut, iſt ein Thor und verdient Züchtigung. (trinkt.)

Phil. Einen Thoren nennt Ihr ihn? O ſo thörigt gieng der Menſch aus der Hand Gottes hervor. Wehe, wehe Eurer Klugheit!

Mont. (auffahrend) Wehe dir, wenn du nicht ſchweigſt!

Phil. (nach einer Pauſe) So habt Ihr Eſtavajels Tod unwiderruflich beſchloſſen?

Mont. So befiehlt Laſarra.

Phil. Und Ihr gehorcht dem frechen Räuber?

Mont. Ich gehorche meinem Lehnsherrn.

Phil. Wohl! So ſprecht denn auch: ich hatte einen Sohn.

Mont. Was ſoll das heißen?

Phil. Er, der durch Lehre und Wandel mich Tugend lehrte, er iſt mein Vater! Ihr nicht, Ihr ſeyd es nie geweſen.

Mont. Philipp!

Phil. Ich trenne mich von Euch.

Mont. Biſt du raſend?

Phil. Ihr ſeht mich nie wieder.

Mont. Willſt du betteln gehen?

Phil. Für Eſtavajels Wittwe; ja.

Mont. Sie wird herrlich und in Freuden leben.

Phil. Meint Ihr?

Mont. Sie wird noch heute Laſarra's Weib.

Phil. Kennt Ihr Johanna von Montfaucon?

Mont.

Mont. Ich kenne die Weiber. Willſt du Zeuge ſeyn bey der Hochzeitfeyer, ſo eile nach Granſon.

Phil. Fort, fort nach Granſon, um Eſtavajels Blut zu rächen! Allmächtiger! höre meinen Schwur: (kniet nieder) Kein Tropfen Wein ſoll meine Zunge netzen, kein Lächeln der Freude meine Wange entweihen, kein Troſt der Kirche meine Seele erquicken, bevor ich dieſe ſchändlichſte der Thaten nicht gerächt, und mit Laſarra's Blut den Schatten meines Wohlthäters verſöhnt habe! (aufſpringend) Lebt wohl, Vater! (Stößt an der Thür auf Adalbert, der von Eberhard und Knechten gefeſſelt hereingeführt wird. Philipp tritt zurück und bleibt.)

Neunte Scene.

Vorige, Adalbert, Eberhard, Knechte. (Letztere bleiben an der Thüre ſtehen.)

(Adalbert tritt gelaſſen Montenach gegen über, und ſieht ihn ſtarr an; Montenach, der ſeinen Blick nicht ertragen kann, wendet ſich und trinkt.)

Phil. (ſchmerzhaft) Mein edler Herr! (will Adalbert die Hand küſſen! Adalbert zieht ſeine Hand zurück und umarmt ihn; dann ſchiebt er ihn ſanft von ſich, und heftet ſeinen Blick wieder ſtarr auf Montenach. Montenach will reden, — Adalberts Blick macht ihn verſtummen.)

Mont. (wendet ſich ab.) Knappen bringt mir Wein!

Phil. Ihr verſucht umſonſt Euch zu betäuben. Vater, geht in Euch! Ihr vermögt ſeinen Blick nicht zu ertragen.

Mont. Schweig! — Eſtavajel! Warum ſeht Ihr mich ſo an? Keine Antwort? Ihr ſeyd in meiner Gewalt! — (Adalbert lächelt.) Hölle und Teufel! Ich will Antwort haben! Noch nicht? (Adalbert ſchweigt. —

Montenach mit ſteigender Wuth:) Ihr höhnt mich? Was? Sprich! ſprich ein Wort! Ich rufe meine Knechte, ich laſſe dich mißhandeln!

Phil. Mißhandeln? ihn? (zieht ſeinen Dolch.) Doch nicht, ſo lange Euer Sohn noch lebt?

Mont. (ſpringt auf, die Haltung ſeines Körpers verräth den Trunkenen, ſtammelt von Wein und Wuth erhitzt.) Schon wieder trittſt du Bube mir in den Weg? Fort aus meinem Antlitz! — Und Euch, Ritter, thue ich kund im Namen Eginhards von Laſarra, Herrn zu Monts und Granſon, daß das Beil des Henkers noch in dieſer Nacht euren Kopf vom Rumpfe trennen ſoll. Bereitet Euch auf Euer Sterbeſtündlein. (taumelt in ſein Gemach.)

Zehnte

Zehnte Scene.

Adalbert, Philipp, Eberhard, Knechte.

Phil. O heilige Natur! Welchen Vater gabſt Du mir!

Adalb. (ihm die Hand reichend.) Leb wohl Philipp!

Phil. Nein, ich laſſe Euch nicht! Ich ſterbe mit Euch!

Adalb. Guter Philipp! Was kann dein Tod mir nützen? Lebe! Lebe für mein Weib! Für meinen Sohn!

Phil. Jene retten, Euch rächen!

Adalb. Keine Rache! O Philipp, du weißt nicht, — ich trage vielleicht die Miſſethat meines Vaters! Keine Rache; aber rette, rette Sohn und Gattin!

Phil. Empfange meinen Schwur, ſo wie Gott ihn empfieng.

Adalb. Kein Schwur! Für ein dankbares Herz ward er nicht erfunden. Sey

Johannens Bruder, ſey der Vater meines Knaben; befreye beyde aus Laſarra's Händen durch Liſt oder Gewalt, und gelingt es dir, ſo führe ſie nach Hochburg und zu Diebold, ihrem alten Oheim, daß die Mutter dort im Stillen weine, und der Sohn zu ihrem Beſchützer unter deiner Pflege heranwachſe!

Phil. Ehrenvolles Vermächtniß!

Adalb. Wann ziehſt du hinab nach Granſon?

Phil. Noch in dieſer Stunde.

Adalb. Täuſche den Verräther durch erkünſtelte Freundlichkeit!

Phil. Ritter! was verlangt Ihr von mir?

Adalb. Das Schwerſte, ich weiß es, aber auch das Nöthigſte. Nur durch Verſtellung kann dir Johanna ſichtbar werden. Forſche dann, wie es ihr geht? Ob Laſarra ſie behandelt, wie es einem Ritter und einem ſolchen Weibe ziemt? Oder ob ſeine ungeſtüme Leidenſchaft ihrer Ehre droht? Ach! — und fürchteſt du das Letztere, — Philipp! dann bringe dem edlen Weibe einen Dolch! — Du verſtehſt mich.

Phil. Ich verſtehe Euch.

Adalb. Sage ihr, ich ſey mit der ſeligen Ueberzeugung ihrer unbefleckten Treue aus der Welt gegangen. Ich danke ihr für alle die frohen Stunden, die ihre edle Liebe mir gegeben. Ich harre ihrer dort, und bis zu unſerer Vereinigung werde ſelbſt die Freude einer beſſern Welt meine Sehnſucht nicht zerſtreuen. (wird immer weicher.) Bringe meinem Otto des Vaters letzten Segen. Er ſoll ehrlich ſeyn und brav, er ſoll ſeine Mutter lieben, ehren, — ſein Herz der Tugend, — ſein Schwerdt der unterdrückten Unſchuld weihen! (bricht in Thränen aus.) Ich kann nicht mehr!

Phil. Gott! Nur eine Stunde laß mich leben, um meinen Wohlthäter zu retten! Nur

Nur eine ſolche Stunde, und ich habe lange gelebt!

Eberh. Fort, Ritter, in den Thurm! Es wird ſchon finſter.

Adalb. (zu Philipp.) Leb' wohl!

Phil. (faßt krampfhaft in Todesangſt ſeine Hand.) Halt! Halt! — Nein! nein! Knappe, nur noch einen Augenblick! (ſtößt die Thüre von ſeines Vaters Gemach auf.) Vater! Vater! (ſtutzt.) Er ſchläft? Mein Gott! Er ſchläft!

Eberh. Und wenn er wachte, was könnt' es nützen? Laſarra hat befohlen, nichts ändert ſeinen Sinn.

Phil. (der noch immer in ſeines Vaters Gemach ſtarrt.) Er kann ſchlafen? und ſo feſt? (Ein Gedanke fährt ihm wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf.) Ha!

Adalb. Was iſt dir?

Eberh. Fort! Fort!

Phil. (ſich gewaltſam verſtellend.) Gleich! gleich! — Ja, du haſt Recht. Jede Hoffnung iſt vergebens; er muß hinab, hinab in den Thurm! Nicht wahr, in den Thurm gegen Weſten?

Eberh. Gegen Oſten, wo die Felſenkette beginnt.

Phil. (lallend und bebend.) Gegen Oſten, — wo die Felſenkette — ganz recht', gegen Oſten. Und wie lange iſt es noch bis zu ſeiner Hinrichtung?

Eberh. In der Mitternachtsſtunde.

Phil. (indem er dann und wann furchtſam nach ſeinem Vater blickt.) So iſt es billig, daß man den Gefangenen allein laſſe, um ſich mit Gott zu berathen. Nicht wahr, Ritter, Ihr wollt allein ſeyn?

Adalb. Das wünſch' ich.

Eberh. Ich werde ihm den Burgkaplan ſchicken.

Phil. (immer unruhig.) Das hat Zeit. Nicht wahr, Ritter, das hat noch Zeit? — Zuvor noch eine Stunde allein, — man betet herzlicher. (Verſtohlen zu Adalbert.) Sprecht, Ihr wollt allein ſeyn.

Adalb. Ich begreiſe dich nicht.

Phil. (ſehr dringend.) Allein! allein! das darf man Euch nicht verſagen.

Eberh. Wenn es dem Ritter ſo beliebt, ſo ſoll niemand ſeine Andacht ſtören.

Phil. So geht, Ritter, geht!

Adalb. Wie? Ohne Abſchiedskuß willſt du von mir ſcheiden?

Phil. (umarmt ihn und ſpricht leiſe:) Wir ſehen uns wieder.

Adalb. Dort! (geht ab, Eberhard und Knechte folgen.)

Eilfte Scene.

Philipp.

(Sieht Adalbert eine Weile ſtarr und horchend nach, dann blickt er durch die offne Thüre nach ſeinem Vater.) Mein Vater iſt berauſcht, — er ſchläft feſt, — Gott! (Kniet einen Augenblick nieder und hebt die gefaltenen Hände mit Inbrunſt empor; dann ſpringt er auf und eilt haſtig, aber leiſe in ſeines Vaters Schlafgemach. Nach eini-

gen

gen Augenblicken kehrt er mit einem Bund Schlüſſel zurück; die er mit ſtillem Entzücken im Triumph empor hält; er macht die Thüre leiſe hinter ſich zu.) Jetzt laſſe Eſtavajels Engel meinem Vater eine gute That im Traum erſcheinen, damit er ruhig fortſchlummere! (will raſch ab und ſtößt auf den Eremiten.)

Zwölfte Scene.

Eremit, Philipp.

Phil. (haſtig) Wer ſeyd Ihr? was wollt Ihr? Macht kein Geräuſch! Mein Vater ſchläft. Hier darf Niemand laut reden. Fort! fort!

Erem. Leiſe! leiſe! deſto beſſer! Ich ſuche Philipp von Montenach.

Phil. Ich bins. Habt Ihr mit mir zu reden, ſo verſpart es bis Morgen.

Erem. Morgen wäre es zu ſpät.

Phil. Gleichviel! Ich habe Eile!

Erem. Ich auch.

Univ.-Bibl.
München

Phil. Ihr könnt mir nichts vertrauen, was mir wichtiger wäre, als dieſe Stunde.

Erem. Doch, vielleicht. — Mich ſendet Hildegard.

Phil. (Angſt.) Hildegard?

Erem. Sie ſoll dieſe Nacht entführt, einem fremden Buhler ausgeliefert werden.

Phil. Entführt? Ausgeliefert? Von wem?

Erem. Von ihrem unnatürlichen Vater. Ich ſelbſt war im Verborgenen Zeuge des ſchändlichen Handels.

Phil. Wer? wo? wie? Gott erhalte mir meine Sinne!

Erem. Zur Flucht iſt jeder Weg verſperrt. Nur du, Jüngling, biſt ihre letzte Hoffnung.

Phil. (bebend.) Ich?

Erem. Sie erwartet dich vor Mitternacht an der Mauer hinter den Erlenbüſchen.

Phil. Vor Mitternacht?

Erem.

Erem. Eine Leiter und ſie iſt gerettet.

Phil. Ich ſoll ſie retten?

Erem. Du zögerſt noch? (Philipp blickt auf die Schlüſſel und ringt verzweifelnd die Hände.) Was ſoll das heißen? Du biſt doch Philipp von Montenach?

Phil. Ich bins!

Erem. Wenn du ſie liebſt, ſo folge mir! Es iſt die höchſte Zeit.

Phil. Ja, es iſt die höchſte Zeit!

Erem. Wir haben einen weiten Weg.

Phil. (in fürchterlichem Kampf.) Gott! ich bin nur ein armer Menſch, ich kann dieſe Laſt nicht tragen.

Erem. Was iſt dir?

Phil. Geliebte! Wohlthäter! Pflicht! Liebe! Herz! Gewiſſen! Geh, Verſucher! Ich kann dir nicht folgen!

Erem. Biſt du wahnſinnig? Haſt du mich verſtanden?

Phil. O nur zu gut! Aber wird Hildegard mich verſtehen? (haſtig) Greis! wer du auch ſeyn magſt, dir darf ich vertrauen; denn du biſt ein Bothe meiner Hildegard. Hier in dieſer Burg ſchmachtet der edle Eſtavajel in Feſſeln, um Mitternacht ſoll er gemordet werden. Er iſt mein Wohlthäter, mein Erzieher, mein Pflegevater, mein Vater! Er hat mich wie ſeinen Sohn geliebt, ich verdanke ihm alles, alles! Hier in meiner Hand iſt ſeine Freyheit. Ein unterirrdiſcher, verſchloſſener Gang führt aus dem Thurm auf die Felſenklippen, — hier ſind die Schlüſſel. Verweile ich eine Stunde, ſo iſt es zu ſpät. Nein, ich kann dir nicht folgen. Dankbarkeit iſt meine heiligſte Pflicht. Hildegards Liebe muß ich in dieſer Stunde mich würdig machen, und iſt mir meine ſchönſte That gelungen, dann will ich ſie befreyen, oder ſterben. Jetzt ſchütze ſie der Engel ihrer Unſchuld! Ich kann es nicht, ach Gott! ich kann es nicht! (ſtürzt fort.)

(Eremit ringt die Hände, und blickt mit Wehmuth gen Himmel.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Guntrams Hausflur, — kurzes Theater.)

Erſte Scene.

Eremit.

(Indem er eintritt, ſpricht er hinterwärts:) Ich muß ihn unverzüglich ſprechen! (Ziehet einen koſtbaren Ring hervor und betrachtet ihn.) Ja, ſo wird es gehen. Zwar — von dir mich trennen, du theures Pfand, mit dem ich einſt die Hand des beſten Weibes empfieng — du treuer Gefährte in Glück und Unglück, der einſt die Blicke meiner Gattin auffieng, und ſie mir jetzt in kummervollen Stunden zurückſtrahlt. Von dir mich trennen, wird mir ſchwer, doch ſchwerer noch die häßliche, fremde Rolle. — Faſſe Muth! Hier gilt's Verſtellung! — Um mir zu trauen, muß er mich für ſeines Gleichen halten. Wird dieſe ſchlechte Kunſt der rauhen Ehrlichkeit gelingen? Er kommt! Gott, ſchlage ihn mit Blindheit, daß er den ungeübten Lehrling ſeines Handwerks in mir verkenne!

Zweyte Scene.

Eremit, Guntram.

Guntr. Biſt du es, frommer Eremit, der mich hat rufen laſſen?

Erem. Ich bin's.

Guntr. Verlangſt du eine Gabe, um mich in dein Gebet einzuſchließen?

Erem. Kenne ich etwa nicht den klugen Guntram, der mehr auf ſich, als auf den Himmel baut?

Guntr. (betroffen.) Was willſt du damit ſagen?

Erem. Ich merke wohl, Ihr ſcheuet mein Gewand; drum ſey es mir vergönnt, es in Eurer Gegenwart abzuwerfen.

Guntr. Wie? Du wärſt nicht, was du ſcheinſt?

Erem. Der Menſch iſt ſelten, was er ſcheint; der Kluge nie.

Guntr. (nach einer Pauſe, in der er ihn mißtrauiſch betrachtet.) Alter! willſt du mich verſuchen? und warum?

Erem. Ich verſtehe Euern Blick. Ihr ſollt mich näher kennen lernen. Es wird Euch nicht gereuen.

Guntr. Biſt du nicht der Einſiedler vom Gebirge, der ſeit Jahren ſchon in dieſer Gegend bettelt?

Erem. Ganz recht! Mein Bettelſtab, mein Bart und meine Kutte haben manche, ſonſt verſchloßne Pforte mir geöffnet. Ich kenne nun die Gegend ringsumher, weiß, wo ich ſchweigen muß und wo ich reden darf. Hier — darf ich reden.

Guntr. (mit geſpannter Erwartung.) So rede! Wer biſt du?

Erem. Morgen wirſt du der Vertraute meines Schickſals und meiner Entwürfe; ſie ſind reich belohnend und ſicher angelegt.

Auch

Auch ſteht mir das Glück zur Seite; denn meinen furchtbarſten Feind, dem ich lange ſchon vergebens nachgeſchlichen, lieferte der Zufall heute in meine Höhle.

Guntr. Wen?

Erem. Eſtavajel.

Guntr. Er dein Feind? Warum?

Erem. Um dich ganz in mein Geheimniß einzuweihen, bedarf es einer halben Nacht. Jetzt gebietet mir ein Sterbender zu eilen.

Guntr. Ein Sterbender?

Erem. Mit Wunden bedeckt, die ihm Laſarra's Waffen ſchlugen, hat Eſtavajel bis in meine Höhle ſich geſchleppt; dort naht ſein Sterbeſtündlein. Er wird die Mitternacht nicht überleben.

Guntr. Deſto beſſer!

Erem. Als er des Todes kalten Schauer fühlte, da entdeckte er mir, er habe einen Familienſchatz von Diamanten gerettet und im Walde unter einer Eiche vergraben.

Guntr. Wo? wo?

Erem. (ſpöttiſch) Wenn ich das wüßte, meint Ihr, ich wäre jetzt zu Euch gekommen? — Ich theile nur, wenn ich muß.

Guntr. Nun, — was willſt du bey mir?

Erem. Dieſer Schatz, ſprach Eſtavajel, wird meinem fliehenden, verlaſſenen Weibe zu ſtatten kommen, doch bedarf ich eines treuen, ſichern Mannes, in deſſen Hände ich ihn überliefere. Vergebens erbot ich mich zum Ueberbringer, er ſah mich forſchend an, ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Nach einer langen Pauſe nannte er plötzlich Euren Namen.

Guntr. Meinen Namen?

Erem. Guntram, ſprach er, hat ſchon meinem Vater manchen treuen Dienſt erwieſen. Ihn beobachtet Niemand, auf ihn fällt kein Argwohn, eile, eile, ihn herzubringen, ehe ich ſterbe.

Guntr. (haſtig und gierig) Mir will er die Schätze anvertrauen?

Erem. Nur Euch. Folgt mir ohne Verzug, damit wir ihn noch lebend finden.

Guntr. Iſt es weit bis zu deiner Höhle?

Erem. Wenn wir unſere Schritte verdoppeln, und Ihr die ſteile Felſenhöhe nicht ſcheut, ſo können wir in einer Stunde dort ſeyn.

Guntr. Wo denkſt du hin? Ich laufen? ich Felſen klettern? hat Eſtavajel vergeſſen, daß ſchon ſeit Jahren mich das böſe Zipperlein plagt? und daß ich ohne meine Krücke kaum am Seegeſtade zu wandeln vermag?

Erem. Auch daran hat er in der Todesangſt gedacht. Sollte, rief er mir ächzend nach, Guntram dir nicht eilig folgen können, ſo ſende er mir ſeine Tochter, daß ich meine Kleinodien in ihre Hände lege.

Guntr. (mißtrauiſch) Meine Tochter?

Erem.

Erem. Ihr werdet doch bey einem alten Klausner keine Gefahr für ihre Unſchuld wähnen?

Guntr. Bey dir wohl eben nicht. Doch vergieb, — dein bloßes Wort — Haſt du ein Zeichen deiner Sendung?

Erem. Dieſen Ring. Erkennt Ihr ihn?

Guntr. Er iſt koſtbar.

Erem. Er bleibe Euch ein Unterpfand bis zu unſrer Wiederkehr.

Guntr. (bey Seite, den Ring lüſtern betrachtend) Wahrlich, er verdiente, in eines Fürſten Krone zu prangen. (Laut:) Alter, daß deine Sendung von Bedeutung iſt, zeigt dieſer Ring mir klar; doch, um dir zu trauen, iſt dieſer Ring mir nicht genug.

Erem. (erſchrocken) Nicht?

Guntr. Dein unwillkührliches Erſchrekken mehrt den Verdacht. Wer weiß, wem dieſer Diamant gehört? Ich ſah ihn nie an Eſtavajels Finger. Geh, geh, Guntram iſt dir zu fein.

Erem. Ihr irrt! — Gut, daß ich mich beſinne! Der Ring trägt noch ein andres Zeichen, dem Ihr den Glauben nicht verſagen werdet. Dreht nur den Stein einwärts, und Ihr findet das Siegel des alten Freyherrn Granſon.

Guntr. Granſons Siegel? (betrachtet es.) Ja, es iſt ſein Wappen; jetzt darf ich trauen. Nur in Eſtavajels Händen konnte dieſes Siegel ſich befinden.

Erem. Seyd Ihr endlich überzeugt?

Guntr. Ich bin es.

Erem. Daß wir den Schatz nicht an Eſtavajels Wittwe ausliefern, darüber ſind wir einig; nicht wahr?

Guntr. Einig!

Erem. Auch, daß wir redlich theilen?

Guntr. Auch das.

Erem. Nun, ſo ruft Eure Tochter! Ich zittre vor der Möglichkeit, ihn todt zu finden. Ungenoſſen würden dann die Schätze im Walde modern.

Guntr. Recht, aber die Gegenwart meiner Tochter iſt in dieſer Nacht mir unentbehrlich.

Erem. Kaum gieng die Sonne unter. Der Mond beleuchtet unſern Pfad, noch vor Mitternacht ſind wir zurück.

Guntr. Vor Mitternacht? — Kann ich darauf bauen?

Erem. Wie auf dein eignes Wort.

Guntr. Wohlan! ſo ſey es! (geht und ruft hinein:) Hildegard!

Hild. (inwendig) Vater!

Guntr. Wirf ein Tuch um dich, nimm das Käſtchen von Ebenholz und komm herab! (bleibt an der Thür, um Hildegard zu erwarten.)

Erem. (für ſich) Gott! der entſcheidende Augenblick nahet! Höre mein Gelübde, mein Gebet! Laß mich dieſe Unſchuld retten und dann ſterben!

Dritte Scene.

Vorige, Hildegard (mit einem Käſtchen unterm Arm, das mit einem weißen Tuche bedeckt iſt.)

Hild. Hier bin ich. Was begehrt Ihr?

Guntr. Du folgſt dieſem Manne, wohin er dich führen wird.

Hild. (erſchrocken.) Dieſem Manne? Wer iſt dieſer Mann?

Crem. (ſich zu ihr wendend.) Ein armer Greis, der —

Hild. (erkennt ihn und ſchreyt.) Ah! Seyd Ihr es?

Guntr. (mißtrauiſch.) Wer? Kennſt du ihn?

Hild. Er bat mich hier zuweilen um ein Almoſen.

Guntr. Warum erſchrakſt du ſo?

Hild. (verlegen.) Ich weiß nicht, — die Geſtalt hat mir immer ſo viel Ehrfurcht eingeflößt.

Guntr. Thörin! So folge dieſer Geſtalt.

Hild. (bereitwillig.) Gern!

Guntr. Du fragſt nicht einmal, wohin?

Hild. (ſtockend.) Vielleicht zu einer Wallfahrt ins Gebürge?

Guntr. (bey Seite.) Beſäße ich nicht das Unterpfand, ich würde Böſes ahnden.

Erem. (bey Seite.) Er überlegt — ich zittre!

Guntr. (ſeinen Argwohn verwerfend.) Doch nein, — das Siegel — geht nur! geht! — Doch eile, meine Tochter. Vor Mitternacht ſey alles abgethan.

Hild. Ja gewiß; ich werde eilen auf den Flügeln des Gehorſams! (mit inniger Bewegung.) Lebet wohl! (küßt ihm die Hand.)

Guntr. Was iſt dir? Du zitterſt?

Hild. Nichts, gar nichts. Dieſes leere Käſtchen, — muß ich es mit mir nehmen? Es hindert mich.

Guntr. Dies leichte, leere Käſtchen bringſt du mir voll und ſchwer zurück. Das Uebrige erfährſt du unterweges von deinem Begleiter.

Hild. Wohlan! Ich bin bereit.

Erem. Lebt wohl, Guntram! Verwahrt mein Unterpfand. Es gehört nicht mit in unſre Theilung. Folge mir getroſt, ſchöne Dirne!

Hild. Lebt wohl, Vater! (beyde ab.)

Vierte Scene.

Guntram.

Geht nur, geht! Ein günſtiger Zufall wirft mir Eſtavajels Schätze in den Schoos. Theilung? Grauer Dummkopf! Da kennſt du den alten Räuberhauptmann nicht. (zieht einen Dolch aus dem Buſen.) Stahl für Gold! So war von jeher meine Weiſe. Komm nur, komm! Die Füße ſind gelähmt, doch der Arm hat das gewohnte Handwerk nicht verlernt. (will gehen.)

Fünfte Scene.

Guntram, Darbonnay.

Darb. (schleicht ihm entgegen.) Guten Abend, Alter!

Guntr. Wie, Herr Ritter? Schon so früh?

Darb. Meine Ungeduld trieb mich zu dir. Alles iſt bereit. In der Burg ahndet noch Niemand meinen Abzug. Laſarra hat nur Auge und Ohr für ſeine wilde Liebe, und Frau Johanna kämpſt wie eine Löwin um ihres Kindes Leben.

Guntr. Der Knabe lebt noch? Das iſt ſchlimm!

Darb. Sey unbeſorgt! Iſt die Vermählung nur vollzogen, ſo flieſſt des Knaben Blut auf ſeiner Mutter Brautbette.

Guntr. Die ſtolze Frau! Willigt ſie in die Vermählung?

Darb. Sie wird, — ſie muß! Alle Anſtalten dazu ſind getroffen. Güte oder

Gewalt entſcheidet noch in dieſer Nacht ihr Schickſal.

Guntr. Deſto beſſer! Um ſo ſicherer iſt unſer Spiel.

Darb. Die Sänfte harrt ſchon draußen an der Pforte, und meine Söldner wachen. Aber wer war die weibliche Geſtalt, die mir auf dem Hofe entgegen kam?

Guntr. Es war Hildegard.

Darb. Wohin ſo ſpät?

Guntr. (liſtig vertraut.) Um einen Schatz zu heben.

Darb. Treibſt du Scherz?

Guntr. Mit nichten! In des alten Klausners Höhle, der ſie geleitet, liegt der ſterbende Eſtavajel.

Darb. (erſtaunt.) Eſtavajel?

Guntr. Was er an Kleinodien gerettet, will er meinen Händen anvertrauen.

Darb. In des Klausners Höhle?

Guntr. Beſorgt nichts. Ich habe Unterpfand. Vor Mitternacht ſind ſie zurück.

Darb. Alter, man hat dich ſchändlich überliſtet.

Guntr. Wie?

Darb. Eſtavajel iſt gefangen auf der Burg Belmont.

Guntr. Gefangen?

Darb. Vielleicht ſchon hingerichtet.

Guntr. (außer ſich.) Ha! wär es möglich? Ich betrogen? Betrogen von einem alten Betbruder? Auf, Ritter! ſetzt ihnen nach!

Darb. Wohin?

Guntr. Schleppt ſie zurück!

Darb. Bin ich des Weges kundig?

Guntr. Verdammt! Ihr wißt, was auf dem Spiele ſteht, und zögert noch?

Darb. Soll ich wie ein Narr im Gebirge herumklettern, oder habt ihr Hunde, die Menſchen wittern?

Guntr. Fort! fort! einer meiner Knechte ſoll Euch zum Wegweiſer dienen. Er kennt den Klausner, er kennt die Gegend rings umher — der Vorſprung iſt nicht groß. — Es kann nicht fehlen, ihr findet die Spur. Mich, mich betrügen! — Es iſt klar! — Hildegard war einverſtanden; aber der Ring — das Siegel — ich werde wahnſinnig! — O daß ich jetzt ſtatt meiner Krücke ein Schwerdt ergreifen, und den alten, räthſelhaften Böſewicht zur Hölle ſenden könnte! (beyde ab.)

(Wilde, waldigte Gegend, links eine weite Höhle, ein Strahl des Mondes fällt durch eine Oeffnung von oben hinein, und erleuchtet ſie ſchwach. Vor derſelben eine Raſenbank. Ueber der Höhle ein Fußpfad, der auf die Gebirge führt, welche den Hintergrund begrenzen. Auf der andern Seite ein dickverwachſenes Geſträuch. Auf dieſer Stelle hört man Geräuſch und Poltern unter der Erde, und ſieht bald darauf ein Schwerdt aus der Erde hervorragen, welches links und rechts das Geſträuch weghaut.)

Sechſte Scene.

Philipp, Adalbert.

Phil. (aus der Tiefe.) Wir ſind am Ziele. Nur Dornen und verwachſenes Geſträuch verſperren uns noch den Ausgang. (er wird halb ſichtbar.) Triumph! da ſehe ich ſchon den freundlichen Mond! (windet ſich ganz herauf.) Jetzt, Ritter! reicht mir Eure Hand! Stemmt Euch nur an dieſen hervorragenden Stein. (Adalbert klimmt herauf.) Ha! es iſt vollbracht! — Wir ſind in Sicherheit.

Adalb. Wie iſt mir geſchehen? Bin ich wirklich frey?

Phil. Frey!

Adalb. Meine Feſſeln —

Phil. Die Dankbarkeit hat ſie gelößt.

Adalb. Wo bin ich?

Phil. Im Arm der Freundſchaft.

Adalb. Wohin mich wenden?

Phil. Liebe und Treue ſollen Euch durch dieſe Wildniß führen.

Adalb. Jüngling! Worte hab' ich nicht. Komm an mein Herz! (umarmt ihn.)

Phil. O dieſem edeln Herzen nahe kommen, war das ſtolze Ziel des Jünglings. — Es iſt erreicht.

Adalb. Solche That belohnen kann nur Gott!

Phil. Ich bin belohnt! Was will ich mehr? Gold, Ritterſchlag und Ehrenkette, Turnierpreis und Sieg in Schlachten — eitler Lohn! Das Schickſal hat es beſſer mit mir gemeint; es machte mich zum Retter meines Wohlthäters! Ich danke dir, Gott! Ich bin noch ſo jung, und du ließeſt mir eine That gelingen, die mir im Alter ein weicher Pfühl auf meinem Sterbebette wird.

Adalb. (um ſich ſchauend.) Wo ſind wir nun?

Phil. Am Fuße der Gebirge. Hier iſt eine Höhle, wo ich oft als Knabe mich vor dem Regen barg. Hier ruht ein wenig. Ich klimme indeſſen ſchnell empor, bis zur nächſten Sennenhütte; wir laſſen Feuerbrände auf den Felſenſpitzen leuchten, und rufen ſo die entlegenen Hirten herbey. Was ich in der Nähe von wackern Männern finde, das raffe ich zuſammen und führe es Euch zu.

Adalb. Ich gehe mit dir.

Phil. Bleibt, Herr Ritter! Ihr ſeyd der Felſenpfade unkundig, Ihr würdet meine Schritte nur hemmen. Jeder Augenblick iſt koſtbar; denn ehe der Morgen graut, müſſen wir vor Granſon ſtehen.

Adalb. So fliege hin, mein treuer Schutzgeiſt!

Phil. Hier ſeyd Ihr ſicher bis zu meiner Rückkehr. Die Thüre iſt verrammelt, und der Felſengang verſchüttet. Kein Spürhund meines Vaters kann Euch wittern.

Ruht nun auf dieſer Moosbank, die ich hier zum erſtenmale erblicke, und die vielleicht ein freundlicher Engel für Euch hieher getragen. Ruht aus und ſammelt Eure Kräfte, Ihr bedürft deren.

Adalb. Und du?

Phil. Mich ſtärkt die Dankbarkeit.

Adalb. Und mich die hoffende Liebe.

Phil. (von dieſem Worte ſchmerzlich ergriffen.) Ha!

Adalb. Was iſt dir?

Phil. Nichts! fort! fort! (indem er den Felſenpfad eilig hinaufklimmt, und von Zeit zu Zeit mit einem Dolche an ſein Schwerdt ſchlägt, daß es klirrt.) Halloh! Halloh! Ihr Bergbewohner! Auf aus der Ruh! Waffnet euch für euern rechtmäßigen Herrn! (verſchwindet oben auf dem Gebirge.)

Siebente Scene.

Adalbert.

So erfahre ich erſt im Unglück, wie reich ich bin! — Was war das dienſtfertige Lächeln eines beſoldeten Haufens, ſo lange ich Herr von Granſon war? — So lange meine Hand geben, und meine Gewalt ſchützen konnte? Jetzt, — jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo der Herr von dem Menſchen ſcheidet, wo der verlaſſene Menſch allein zurückbleibt. — Jetzt muß die Liebe ſich verzinſen, die mein Herz in beſſern Tagen jedem Unterthan ſo willig gab. (Man hört oben auf den Bergen rechter Hand ein Harſthorn.) Horch! Das Harſthorn tönt auf den Gebirgen. (Ein anderes Horn beantwortet den Ruf in weiter Entfernung.) Es antwortet in der Ferne. Philipp iſt thätig. Frohe Hoffnung! Philipp wird's vollbringen! (wirft ſich auf die Moosbank.) Johanna! Otto! (Man hört auf den Gebirgen linker Hand in weiter Ferne den ſchweizeriſchen Kuhreihen blaſen. Die Melodie iſt zu finden in Krünitzens Encyklopädie.) Recht ſo! Jene muntern Hirten hat mir ein günſtiger Zufall noch erhalten. Willkommen, ihr ſanften, vaterländiſchen Töne! Verſcheucht die bange Sorge um Weib und Kind, und flötet Ruhe in meine Bruſt! Johanna! Otto! (beginnt zu ſchlummern, die Schalmey tönt, jedoch kaum hörbar, eine Weile fort.)

Achte Scene.

Adalbert (ſchlummernd), Eremit,
Hildegard.

Erem. Gott war mit uns! Du biſt frey! Hier iſt meine Höhle!

Hild. (kniet nieder und küßt ſeine Hand.) Geſteh' es nur, du biſt kein Menſch, du biſt ein guter Engel, der dieſe Geſtalt annahm, um mich zu retten!

Erem. Ich bin ein Menſch.

Hild. Nein, nein, du willſt mich nur nicht ſchrecken mit deiner Glorie; aber mich dünkt, ich ſehe ſchon ein überirdiſch Licht um dein Haupt! Du biſt ein Heiliger! Gieb deiner dankbaren Magd dich zu erkennen!

Erem. Schwärmerin! Steh auf! Ich bin ein armer Menſch! Wenn mein Auge überirdiſch leuchtet, ſo iſt es nur die Freude, denn ich feyere meines Lebens froheſten Augenblick.

Hild. Biſt du wirklich nur ein Menſch? Ach! ich zittre immer noch, du werdeſt plötzlich mir verſchwinden. Wie vermochte ein Sterblicher meines Vaters Mißtrauen zu beſiegen?

Erem. Es ſoll dir alles deutlich werden. Jetzt folge mir in meine Höhle! Der rauhe Weg, den du mit Todesangſt mir nachgewandert, hat dich ermattet, die Dornen haben dich verwundet. Komm, ruhe aus, damit der dämmernde Morgen uns aufs neue fliehend finde; denn auch hier ſind wir noch nicht ſicher.

Hild. Ich folge dir, wohin du willſt; nur verſprich mir, mich nimmer zu verſtoßen. Deine Tochter, deine Magd, das dankbare Geſchöpf deiner Großmuth. Wenn des hohen Alters Schwäche dich beugt, ſo ſtütze dich auf meine raſche Jugend. In Knabenkleidern will ich dir zur Seite gehen, dich führen, wenn du blind wirſt, dich pflegen, für dich arbeiten und betteln!

Erem. (ſie gerührt in die Arme ſchließend.) Gott! ich bin wieder Vater! Komm, mein Kind, und ſchaffe mir durch deine Liebe dieſe Höhle zum Pallaſt um! (führt ſie hinein und erblickt Adalbert.) Ha! was iſt das? Ein Fremder?

Hild. (zitternd.) Ein Verfolger!

Erem. Nicht doch! Vielleicht ein Verirrter; denn nur ſelten betritt eines Menſchen Fuß dieſe Einöde.

Hild. (welche ihn genauer betrachtet.) Gott! Es iſt unſer Ritter!

Erem. Wer?

Hild. Eſtavajel!

Adalb. (erwachend.) Wer ruft mich? wo bin ich? wer ſeyd Ihr?

Erem. (ganz erſtarrt.) Du biſt Eſtavajel?

Adalb. Du kennſt mich?

Hild. Verzeiht, Ritter! Durch Euern Anblick überraſcht verrieth ich Euern Namen. Doch, hier habt Ihr nichts zu fürchten. Der Bewohner dieſer Höhle iſt der edelſte Greis.

Adalb. Wie nennt er ſich? und wer biſt du?

Hild. Ein Mädchen, das auf Eurer Burg oft Zeugin Eures Glückes war: Hildegard.

Adalb. Hildegard! Biſt du es? Und dein Vater?

Hild. Dieſer iſt jetzt mein Vater. Ach, Guntram wollte mich verkaufen, — der Schande preis geben. Ich bin entflohen — Ihr werdet mich nicht verrathen.

Adalb. Ich? ſelbſt ein Flüchtling? Selbſt kaum dem Tode entronnen?

Hild. Sprecht! Hat mein Philipp Euch gerettet?

Adalb. Philipp, ja!

Hild. Der gute, edle Menſch! Wo iſt er? Ach, Ritter! Iſt Euch auch bewußt, welch Opfer er der Dankbarkeit gebracht?

Adalb. Allerdings! Des Vaters Zorn, — ſein eignes Leben in Gefahr —

Hild. Mehr, — weit mehr noch!

Adalb. Was, mehr?

Hild. Er liebt mich, er wußte, daß er mich verlieren werde, wenn er nicht vor Mitternacht zu meiner Hülfe herbey eilte; er wußte das, und rettete Euch!

Adalb. (ſehr bewegt.) Das that er — und ſchwieg?

Hild. Denkt, welchen Kampf es ſeinem Herzen gekoſtet!

Adalb. Schweigend that er das? — O Philipp! Jetzt verſtehe ich deinen Seufzer. Großer, edler Menſch!

Hild. Aber warum verließ er Euch?

Adalb. Bald iſt er wieder hier.

Hild. Er kommt? Mein Philipp?

Adalb. Und findet unverhofft den Lohn, der ſeiner hohen Tugend gebührt. Gott! Du biſt gerecht und gnädig!

Erem. (aus ſeiner Betäubung zu ſich kommend.) Gott! Du biſt gerecht und gnädig!

Adalb. Wer ſeyd Ihr, Alter?

Erem. Ich? wer ich bin? Verlangt das nicht zu wiſſen!

Adalb. Warum nicht?

Erem. Ihr habt viel gelitten, und ſteht noch feſt auf euern Füßen; ich ſpreche ein Wort und Ihr ſinkt vor mir nieder.

Adalb. Was ſoll das? Welche Räthſel?

Erem. Ha! Es ſey! Warum ſollte ich auch länger ſchweigen? Um eine Handvoll Tage noch zu friſten, an denen Kummer und Elend nagen? (feyerlich.) Gott! Du biſt gerecht und gnädig! Du haſt mich eine große Stunde erleben laſſen, die Stunde der Rache! — Hier ſteht der Mann, deſſen Vater mich kinderlos machte — hier ſteht er unbewaffnet, — ich bin es nicht; (indem er einen Dolch hervorzieht.) und ich verzeihe ihm. (ſteckt den Dolch wieder zu ſich.)

Adalb. Greis, wer biſt du?

Erem. Ich bin der alte Freyherr Grauſon.

Adalb. Großer Gott! (ſinkt auf die Bank.)

Erem. So ſtürzte ich auch zu Boden, als man meines Sohnes Tod mir meldete. Erwachen mußte ich zu langem Jammer; mein Sohn erwachte nicht! — — Junger Mann! Du wähnſt dich elend, und du haſt noch Weib und Kind! — Ich habe Niemand! —

mand! — Du darfſt noch hoffen, die Deinigen aus Räuberhänden zu retten, die Meinigen ſind in der Gewalt des Todes! Ich habe keine Hoffnung, als das Grab.

Adalb. Laß ab, du tödteſt mich!

Erem. Alles, alles hat dein Vater mir geraubt: — Kinder, Ehre und Vermögen! Dich gab Gott in meine Gewalt, — und ich verzeihe dir.

Adalb. Ich bin unſchuldig.

Erem. Auch ich war es.

Adalb. Das weiß ich ſeit drey Tagen, als der alte Thurn zu Geſtellenburg mir's in der Todesangſt bekannte. — Seit drey Tagen hat das ungerechte Gut mein Gewiſſen ſchwer belaſtet. Nur ein heiliges Gelübde gewährte mir ſchwachen Troſt: dir, oder deiner Tochter, wenn es mir gelänge, ſie auszukundſchaften, alles zu erſtatten.

Erem. Meine Tochter? Ach!

Adalb. Ich gehe, mit Laſarra zu kämpfen, mir mein Weib, die Granſon zu erobern,

obern, dir und deiner Tochter. Wo iſt ſie? lebt ſie noch?

Erem. Sie iſt todt!

Adalb. O ich ärmſter! Was kann ich dann dir wiedergeben?

Erem. Ich begehre nichts von dir, als Schutz für dieſe — (auf Hildegard deutend.) und für mich ein ruhiges Sterbeſtündlein!

Adalb. Unglücklicher Mann! Warum habt Ihr Euch nicht früher mir vertraut?

Erem. Geächtet und verlaſſen habe ich manches Jahr meine Thränen auf fremden Boden geweint, bis ich Eures Vaters Tod erfuhr. Da glimmte wieder auf der Funke der Vaterlandsliebe, der in keines Menſchen Bruſt ſo ganz verlöſcht. Unkenntlich durch Alter, Kummer und Gewand, wagt ichs, die Schweiz aufs neue zu betreten. Kein Ehrgeiz, keine Hoffnung kam im Geleite meines Elends; nur der Tod war mein Ziel. Hier wollt' ich ſterben; hier,

wo

wo die Gegend rings umher mir die ſchönen Tage meiner Jugend zurückzaubert, hier, wo ich den Platz mit meinen Thränen waſchen konnte, auf welchem Barbaren mir mein letztes Kind ermordeten.

Adalb. Dein Kind ermordet?

Hild. Dein einziges Kind?

Erem. Am See zog ich herab mit meiner kleinen Iſabelle, und einem treuen Knechte, da wurden wir von Räubern überfallen; man ſchlug mich zu Boden. Ich blieb für todt im Staube liegen. Ach, warum mußte ich erwachen? — Als die Ohnmacht mich verließ, und ich betäubt und blutend um mich ſchaute, da lag mein treuer Knecht entſeelt neben mir.

Adalb. Und Eure Tochter?

Erem. Nichts fand ich mehr von ihr, als eine Windel mit Blut befleckt. (zieht ſie hervor.) Da iſt ſie; das iſt alles, was ich von meinen Kindern übrig habe.

Hild. (weinend und ſich an ihn ſchmiegend.) Armer, armer Greis!

Erem. Faſt hätten meine Thränen das Blut ausgewaſchen. Seht, wie bleich die Flecken ſind. Jetzt hüte ich mich und weine nicht mehr darauf. Auch habe ich wenig Thränen mehr.

Adalb. Aber Iſabellens Leichnam?

Erem. Haben ihn die Räuber mitgenommen, oder hat eine Welle ihn vom Ufer weggeſpült, ich weiß es nicht. Vergebens habe ich ihn Tagelang geſucht, vergebens mit meinen Nägeln jeden kleinen Sandhügel aufgekratzt, weil ich wähnte, er ſey da eingeſcharret worden. Ach, nur begraben wollte ich ihn; nur den Wölfen und Geyern ihn entziehen! — Auch dieſen kleinen Troſt hat mir Gott verſagt!

Hild. (ſchluchzend.) Ihr habt Euch heute eine Tochter erworben. (ergreift ſeine Hand.)

Adalb. (die andere Hand faſſend.) Und einen Sohn!

Erem. (beugt ſich wehmüthig über beyde.) Meine Kinder!

Neunte Scene.

Vorige, Darbonnay (mit einigen Bewaffneten erſcheint über der Höhle.)

Darb. Ich höre Stimmen!

Knecht. Da unten iſt ſeine Höhle!

Darb. Mir nach! (kommen herab.)

Hild. Welch ein Geräuſch?

Adalb. Es wird Philipp ſeyn.

Darb. Recht, da iſt ſie. Ergreift ſie! Fort mit ihr!

Erem. Gott! was iſt das?

Hild. Weh mir!

Adalb. (wirft ſich zwiſchen ſie.) Zurück, ihr Buben!

Darb. Zurück du ſelbſt, verwegner Fremdling! Seyd alle ruhig! Es ſoll keinem Leides geſchehen. Fort mit ihr! (die Knechte ſchleppen Hildegard fort.)

Hild. Philipp! - Philipp!

Erem. (will folgen.) Meine Tochter!

Darb. (ſtößt ihn zurück, daß er taumelt.) Fort da, du grauer Böſewicht!

Adalb. O warum habe ich kein Schwerdt?

Erem. (ſtützt ſich an die Wand.) Ich armer, ſchwacher Greis!

Hild. (in der Ferne.) Philipp! Philipp!

Zehnte Scene.

Philipp (kommt an der Spitze bewaffneter Hirten vom Gebirge herab. Die Hirten tragen, Morgensterne, Streitäxte, Kolben, ꝛc.) **Eremit, Adalbert.**

Phil. (noch auf den Bergen.) Welche Stimme ſchlägt an mein Ohr? (ſteht einen Augenblick und horcht.)

Hild. (in der Ferne.) Philipp! Philipp!

Phil. Hildegard! Um Gotteswillen! folgt mir, Brüder!

Adalb. (tritt aus der Höhle.) Herab, Philipp! Eile! Deine Geliebte — ein Räuber!

Phil. (außer ſich.) Wo? wo?

Hild. (in der Ferne.) Philipp! Philipp!

(Philipp ſtürzt an der Höhle vorüber der Stimme nach. Alle folgen. Adalbert reißt einem Hirten den Streitkolben aus der Hand und eilt nach.)

Eilfte Scene.

Eremit.

Ach, ich kann nichts, als beten! (wirft ſich an der Moosbank nieder und erblickt plötzlich das ſchwarze Käſtchen, welches Hildegard dorthin geſtellt hatte.) Ha! was iſt das? Täuſchen mich meine Sinne? (ergreift es zitternd.) Iſt

das

das nicht daſſelbe Käſtchen, das mich einſt auf meiner Flucht begleitete? das meine Urkunden verwahrte? (öffnet es.) Ja, bey Gott! es iſt es! aber leer. Hildegard trug es. Wie kam es in Guntrams Gewalt? Welcher Bliz erleuchtet mir die dunkle Vergangenheit?

Zwölfte Scene.

Eremit, Adalbert, Hildegard, Philipp, Hirten, (Darbonnay und Knechte gefangen.)

Adalb. (in der rechten Fauſt den Streitkolben, im linken Arm die ohnmächtige Hildegard; legt ſie ſanft auf die Moosbank.) Triumph! ſie iſt gerettet!

Erem. Gerettet? Gott lohne es Euch!

Phil. (ſchleppt den entwaffneten Darbonnay auf die Bühne, und hält ihm das Schwerdt auf die Bruſt.) Bekenne! Wer biſt du?

Darb. Ich heiße Darbonnay, bin aus edlem Geſchlecht, bin Ritter, und bitte Euch um ritterliche Haft.

Phil. Du Ritter? Und ſolch ein Bubenſtück?

Darb. Kein Bubenſtück! Die Dirne iſt mir ehrlich zugeſagt von Guntram, ihrem Pflegevater.

Phil. und Crem. Pflegevater?

Darb. Gebt mir die Dirne und laßt mich in Frieden ziehen an den Hof des Grafen von Savoyen. Es ſoll euer Schade nicht ſeyn; denn wißt, ſie iſt nicht Guntrams Tochter.

Alle. (in höchſter Spannung) Nicht?

Darb. Sie iſt Iſabelle, Erbfräulein von Granſon.

Alle. Ha!

Hild. (richtet ſich auf.) Was hör' ich?

Crem. (heftig zitternd.) Was ſagſt du, Himmelsbote? Sprich! Wie nannteſt du die Dirne?

Darb. Iſabelle, Erbfräulein von Granſon.

Erem. (fällt auf die Knie.) Engel Gottes!

Darb. Ihr Vater ward von Guntrams Räuberhorde am See erſchlagen. Das Kind nahm Guntram mit ſich, und erzog es als ſeine Tochter.

Erem. Ich bete dich an im Staube!

Darb. Iſt der Alte wahnſinnig?

Phil. Was iſt dir?

Adalb. Er iſt Granſon.

Phil. und Darb. Was?

Erem. Nicht Granſon, Vater bin ich! Ich bin wieder Vater! helft mir, helft mir auf!

Phil. Iſt's ein Traum?

Darb. (ſich vor die Stirn ſchlagend.) Alles verloren!

Adalb. (der indeſſen die ſchwache Hildegard in des Eremiten Arme legt.) So bezahle ich

dir

dir einen Theil von meines Vaters Schulden.

Erem. Tochter!

Hild. Unſre Herzen hatten ſich erkannt!
(ſprachloſe Umarmung.)

Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

(Zimmer in Burg Granſon.)

Erſte Scene.

Laſarra, Romuald.

Laſ. Darbonnay fort, ohne Abſchied?

Rom. Fort!

Laſ. Und keiner ſeiner Söldner mehr in der Burg?

Rom. Keiner. Ganz im Stillen hat ſich einer nach dem andern fortgeſchlichen.

Laſ. Sonderbar! Doch gleichviel! Wir wollen uns um dieſe Thorheit ein andermal den Kopf zerbrechen. Jetzt rufe mir die Burgfrau. Sie ſoll erſcheinen: *gleich*!
(Romuald ab.)

Zweyte Scene.

Laſarra.

Laß ſehen, ob die Furcht das Mutterherz bezähmte? Oft iſt es ja den Weibern nur um einen Vorwand zu thun, daß ſie mit Anſtand ſich ergeben können; und wer darf richten, wenn um eines Kindes Leben die Heldin der Mutter weicht?

Dritte Scene.

Laſarra, Johanna (im ſchmuckloſen Haar, und weiten, härnen Wittwengewand, mit einem Strick umgürtet, tritt langſam ein.) Romuald.

Laſ. Was iſt das? welche Kleidung? was habt Ihr vor?

Joh. Dies Gewand ziemt einer trauernden Wittwe.

Laſ. Im Hochzeitkleide hoffte ich Euch zu erblicken.

Joh. So feyre ich die Vermählung mit dem Tode.

Laſ. Ihr habt falſch gerechnet. Ihr wolltet Eure Reize mir verbergen, und ſelbſt in dieſem härnen Kittel ſeyd Ihr ſchöner, als je.

Joh. Ich dulde jeden Spott.

Laſ. Euer Spiegel ſey der Wahrheit Bürge!

Joh. Verſchont das Ohr der Tiefgebeugten! Wäre es möglich, daß auch dieſe abgehärmten Wangen noch Eure Sinne reizen könnten, mit meinen Nägeln würde ich ſie zerfleiſchen. Jetzt ſprecht; Ihr habt mich rufen laſſen. Warum?

Laſ. Und das fragt Ihr noch? Die Stunde der Bedenkzeit iſt vorüber.

Joh. Mein Schmerz kennt keine Stunden.

Laſ. Zum letztenmale, Johanna! Seyd taub für die Liebe, aber hört die Vernunft!

Joh. Ich höre nur das letzte Röcheln meines Gatten.

Laſ. Euer Wehklagen zieht ihn nicht aus ſeinem Grabe.

Joh. Doch mich zu ihm hinab.

Laſ. Hin iſt hin! Laßt die Todten ruhen! Gedenkt der Lebenden, gedenkt Eures Sohnes!

Joh. Ich habe meinem Sohne ein großes Opfer gebracht; denn ich lebe noch.

Laſ. Und die Blumen der Freude, die einen Augenblick zu welken ſchienen, werden, von der Liebe angehaucht, aufs neue ſchöner blühen. Auf, Johanna! Weg mit dieſem düſtern Gewand! Schmückt Euch! Folgt mir zum Altar! Alles iſt bereit.

Joh. Ihr ſeht, daß ich vernichtet bin, und könnt noch ſcherzen?

Laſ. So laßt doch zum mindeſten mich von der Zukunft hoffen.

Joh. Für mich iſt keine Zukunft mehr, als jenſeits.

Laſ. Die lindernde Hand der Zeit —

Joh. Die Zeit beherrſcht alles, nur wahre Liebe nicht.

Laſ. Ihr ſeht, wie ſchonend ich verfahre. Wollt Ihr mir jeden Troſt verſagen? Kein ſchwaches Licht in ferner Dämmerung mir anzünden?

Joh. Nein!

Laſ. Ihr ſeyd unwandelbar entſchloſſen, nie die Meinige zu werden?

Joh. Nie!

Laſ. Nun dann, mich trifft kein Vorwurf, wenn ich der Halsſtarrigkeit Gewalt entgegenſetze.

Joh. Ich ſpotte der Gewalt.

Laſ. Auch dann, wenn Eures Kindes Leben an dieſem Augenblicke hängt?

Joh. Auch dann!

Laſ. Ich ſchwöre es Euch, der Knabe ſtirbt in dieſer Stunde.

Joh. Er ſterbe; dann feſſeln mich keine Bande mehr an dieſe Welt: dann wohnt alles, was ich liebe, jenſeits des Grabes; dann ſchlägt die Stunde der Vereinigung.

Laſ. Mutter, du haſt deines Kindes Todesurtheil ausgeſprochen.

Joh. Und das Meinige!

Laſ. Laß ſehen, ob dieſen Heldenmuth nichts beugen kann. Knappe! (giebt Romuald einen Wink, dieſer geht ab.) Schade um den muntern, goldgelockten Knaben! Es hätte ein wackerer Ritter aus ihm werden können.

Joh. (beklommen) Er werde mehr, er werde ein Engel Gottes!

Laſ. Ich hätte ihn geliebt und erzogen, wie meinen eignen Sohn.

(Romuald kommt mit dem Henker zurück.)

Joh. Was ſoll der?

Laſ. Ihr fragt? Geh, führe den Knaben her!

Joh. (ſehr unruhig.) Meinen Otto? Er ſchläft.

Laſ. Er ſoll erwachen, um bald wieder einzuſchlafen. Geh!

Rom. (ab.)

Joh. Wie? Du könnteſt der Mutter zumuthen, Zeuge bey der Hinrichtung ihres Sohnes zu ſeyn?

Laſ. Ihr wollt es ja.

Joh. Nein, es iſt nicht möglich! So tief kann Gottes Ebenbild nicht fallen! Biſt du ein böſer Geiſt der Hölle, ſo wirf die Menſchenlarve von dir! Nein, es iſt nicht möglich! Du willſt mich Aermſte nur verſuchen.

Laſ. Warum tobſt du? warum zitterſt du? Iſt des Kindes Leben nicht in deiner Gewalt?

Vierte Scene.

Vorige, Otto, Romuald.

Otto. Mutter! ich ſchlief ſo ſanft!

Joh. (ſchließt ihn bebend in ihre Arme.) Komm, komm, in meinen Armen ſollſt du einſchlummern und ich mit dir!

Laſ. Johanna! Noch iſt es Zeit.

Joh. (in fürchterlicher Angſt.) Otto! dein Vater iſt todt, bald ſtirbt auch deine Mutter. Willſt du allein bey dieſem Manne bleiben?

Otto. Nein Mutter! mit dir!

Joh. In den Tod?

Otto. Mit dir!

Joh. Kannſt du ſterben?

Otto. Laß mich nur nicht von deinem Schooße!

Joh. (umklammert ihn feſt.) Wohlan, Henker! Jetzt ermorde uns beyde!

Laſ. Mit nichten! Reißt ihn weg von ihr!

Otto. (ſich erſchrocken an die Mutter ſchmiegend.) Ach, Mutter!

Joh. (ihn mit Todesangſt umklammernd.) Fürchte nichts, mein Sohn! — Hörſt du nicht? — es donnert — ja es donnert ſchon — jetzt gleich wird ein Blitz herabfahren. — Gott! Gott iſt uns nahe! Fürchte nichts! Solchen Frevel duldet der Allmächtige nicht! — Nein! nein! es donnert! — es wird blitzen! — es muß blitzen!

Laſ. Johanna! beſinne dich! Kein Wunder wird den Knaben retten. Nur du — ſprich ein Wort!

Joh. Tod, mir und dem Kinde!

Laſ. (wüthend.) Tod? Wohlan! Dein Wunſch ſey gewährt. Reißt den Knaben von ihr weg! (Die Knappen gehorchen.)

Joh. (ihr Kind mit mütterlicher Angſt vertheidigend.) Nein! nein! Gott! Barmherzigkeit! Hülfe! Rettung! (Die Knappen ſchleppen Otto fort, Johanna ſchlägt ſinnlos zu Boden, indem ſie ſich das Haar zerrauft.) Halt!

Otto. Mutter! Mutter!

Joh. Ich — halt! — ich will — Gott! — Adalbert! — ich muß — halt! (mit erſtickter Stimme.) Laſarra! Ich folge dir zum Altare!

Laſ. Endlich! (hilft ihr auf.) Erhole dich! Steh auf, fürchte nichts!

Joh. (ſchwach winkend.) Weg! weg! dieſe gräßlichen Menſchen!

Laſ. Laßt den Knaben los und geht! (Die Knappen und der Henker gehen ab.) Steh, es ſchmerzt mich, daß dein Trotz es ſo weit kommen ließ. Doch vergeſſen ſey die Vergangenheit! Die Zukunft heiter — folge mir!

Otto. Mutter! darf ich wieder bey dir bleiben?

Joh. Du darfſt!

Otto. Wir werden leben?

Joh. Du wirſt leben. Vergieb, Adalbert! das leidende Weib war ſtark, — die Mutter war zu ſchwach! — Du, mein Sohn, wirſt leben!

Laſ. Komm, Theure! Alles iſt bereit.

Joh. (ſehr ſchwach.) Ich komme!

Fünf-

Fünfte Scene.

Vorige, Ullo, dann Rupert,
dann Romuald.

Ullo. Herr, die Veſte iſt umringt.

Laſ. Von wem?

Ullo. Von Hirten und Bauern. Ihre Zahl mehrt ſich mit jedem Augenblick; ſie ſcheinen aus der Erde hervorzuwachſen.

Laſ. Geſindel!

Ullo. Doch ſah ich beym Fackelſchein auch Ritter an ihrer Spitze.

Laſ. Was wollen ſie?

Ullo. Sie ſchmähen Euch und rufen Frau Johanna.

Laſ. Wohl! Sie mögen uns den Glückwunſch zur Vermählung rufen! (bietet Johannen die Hand, um zu gehen.)

Rupert. (eilig.) Geſtrenger Herr! drauſſen wird's bedenklich.

Laſ.

Laſ. Habt ihr feigen Buben euch gegen mich verſchworen?

Rupert. Sie ſchleudern Steine in die Burg. Sie fallen hageldicht.

Laſ. So ſammelt ſie und ſchleudert ſie zurück! Fort! Verhaltet euch nur ruhig; die Burg iſt wohlverwahrt. Lärmen und toben mag das Geſindel, wir lagern uns indeß zum Hochzeitſchmauſe.

Romuald. (eilig.) Herr Ritter! Es iſt hohe Zeit, daß Ihr das Schwerdt ergreift.

Laſ. Morgen! Morgen!

Romuald. Morgen wäre vielleicht zu ſpät. Von allen Seiten werden Sturmböcke und Mauerbrecher gegen die Burg geſchleppt.

Laſ. Seyd ihr alle zu Haſen geworden? Habt ihr keine Fäuſte mehr, euch zu vertheidigen? Giebt es keine Steine, keine Felſenſtücke, kein ſiedend Pech hinabzuſchleudern?

Romuald. Seit Ritter Darbonnay mit ſeinen Söldnern uns verlaſſen, ſind zur Vertheidigung der öden Veſte zu wenig.

Laſ. Verdammt!

Romuald. Mein Rath, Herr Ritter, wäre ein Ausfall. Es ſind Hirten, Bauern, ſchlecht bewaffnet; wir ſtürmen unter ſie mit unſern breiten Schwerdtern, und ſprengen ſie aus einander, wie Feldhühner.

Laſ. (nach kurzem Beſinnen.) Du haſt Recht. Mein Schwerdt! meinen Harniſch! Waffnet Euch! (Die Knappen gehen.) Verdammter Pöbel! welche Stunde entrückt mir deine blinde Raſerey! Verzeiht, ſchöne Braut! Noch einmal muß ich um Euern Beſitz kämpfen, hoffentlich zum letztenmale! — Dann ruhe ich ſanft in Euern

Armen, und umwinde mein Schwerdt mit den Roſen der Liebe! Ha! der Morgen dämmert ſchon! Fort, hinaus! (ab.)

Otto. Mutter, laß mich auch fort. Ich will hinaus zu den Leuten, die uns lieben; ich will ihnen helfen.

Joh. Du?

Otto. Ich kann werfen; ich treffe Vögel auf den Bäumen. Philipp hat mich das gelehrt.

Joh. Willſt du mich verlaſſen?

Otto. Nimmermehr!

Joh. Ich habe dich theuer erkauft! Bleib! wir können nur beten! Beten wollen wir! (ſinkt auf die Knie.)

Sechſte Scene.

Vorige, Wolf (tritt ein, Gang und Sprache verrathen den Verwundeten.)

Otto. (hüpft ihm entgegen.) Wolf! mein Wolf! Lebſt du noch?

Joh. (ſpringt auf.) Wolf! biſt du ein Geiſt? Matilde ſagte mir —

Wolf. Ja, edle Frau, man hielt mich für todt. Der Blutverluſt — ein ehrlicher Knappe hat Barmherzigkeit an mir geübt, mich heimlich gepflegt, verbunden — Ein andermal mehr davon! Jetzt ſind die Augenblicke koſtbar!

Joh. Ach Wolf! Mein Gemahl! dein guter Herr!

Wolf. Ich weiß es; — er iſt unten.

Joh. Wo? wo?

Wolf. Er ſtürmt die Veſte.

Joh. Adalbert?

Wolf. Und Junker Philipp!

Joh. Mein Gemahl iſt nicht todt?

Wolf. Wer ſagt' Euch das?

Joh. Lafarra.

Wolf. Lüge!

Joh. (iſt außer ſich, ihre Freude grenzt an Wahnſinn; ſie will Wolfs Hand küſſen, er zieht ſie zurück.)

Wolf. Edle Frau! was wollt Ihr thun?

Joh. (drückt Otto in die Arme und ſagt mit erſtickter Stimme:) Dein Vater lebt!

Wolf. Habe ich doch ſeine Stimme ſelbſt vernommen!

Otto. Freude, Freude, liebe Mutter!

Joh. (ſtürzt auf die Knie und hebt die Hände dankend gen Himmel.) Ach! — Luſt! — Luſt!

Wolf. Faßt Euch! Jetzt gilts! Ich bin ermüdet, kann nicht fechten. Aber Ihr könnt helfen, retten, ſiegen!

Joh. (ſpringt auf.) Ich? wie?

Wolf. Unſere Knappen waren gefangen, unten im Burgverlies. Im Getümmel haben die Wächter ſich entfernt. — Ich raffte mich auf, ſchlich hinab, und ließ ſie frey. Noch zagen ſie; doch wenn Ihr erſcheint, und ihnen Muth einſprecht, ſo waffnen ſie ſich mit allem, was ihnen unter die Hände fällt, und packen den Feind im Rücken, ehe er ſich deſſen verſieht.

Joh. Habe Dank, treuer Wolf! Ja, ich will hinunter, hinaus! Sorge du indeſſen für den Knaben — Adalbert! — Gott! wie konnt' ich einen Augenblick an deiner Gerechtigkeit verzweifeln! (ſtürzt fort.)

Wolf. Kommt, Junker! Ihr ſollt mir helfen auf die Mauer klettern, — fechten können

können wir beyde nicht, aber ſchreyen wollen wir, daß Gott und Euer Vater uns hören ſollen. (ab mit Otto.)

(Freyer Platz, die Sonne geht auf. Im Hintergrunde die Burg Granſon. — man ſieht das Thor und einen Theil der Zugbrücke, welche aber nicht auf die Bühne führt.)

Siebente Scene.

Eremit, Hildegard (kniet neben ihm und hat ihren Kopf in ſeinen Schoos gelegt. Bauern und Hirten bewaffnet, ſtehen hinter ihnen.)

Hild. Wir ſollen ruhig ſeyn, ſprach mein Philipp, hieher werde das Getümmel ſchwerlich eindringen. Dieſe wackern Männer ließ er uns zum Schutz. Jenſeits wol-

len

len ſie ſtürmen, wo das Waſſer den Felſen beſpült.

Erem. O, ich kenne die Stelle recht gut. War ich gleich ſeit 18 Jahren nicht an dieſer Pforte, ſo iſt mir doch Alles noch bekannt, und ich vermiſſe jeden Baum, der verdorrte, oder abgehauen wurde. Es iſt ein ſonderbar beklemmendes Gefühl, ſo in ſeine Heimath treten, und alles fremd, alles anders finden. Die alten Steine zwar trotzen noch der Zeit, doch die guten Herzen, die hinter dieſen Steinen hauſten, ſind verdorrt.

Hild. Ward' ich nicht in dieſer Burg gebohren? Vater! hinter jenen alten Mauern ſoll Euch meine Liebe junge Roſen pflanzen.

Erem. Siehſt du den Wipfel der Linden, die aus dem Burghofe herüber winken? Ich habe ſie ſelbſt gepflanzt. Werde ich noch einſt in ihren Schatten ruhen?

Hild. Gewiß! Gott iſt mit der gerechten Sache!

Erem. Horch! Die Brücke knarrt! Was iſt das? Männer, ſeyd auf eurer Huth! (Das Burgthor öffnet ſich, die Brücke wird herabgelaſſen. Laſarra mit ſeiner Schaar eilt herüber, und verſchwindet hinter der Scene.) Ha! der Verwegene wagt einen Ausfall!

Hild. Und beſchleunigt ſelbſt vielleicht den Augenblick der Rache.

Erem. Wenn er die Unſrigen im Rükken überfiele!

Hild. So ſtellen mehr als hundert ihm die treue Bruſt entgegen. Ich vertraue nicht der Menge, die von den Gebirgen herab uns zuſtrömte; aber wohl dem Geiſte, der ſie leitet!

Erem. Es iſt freylich gar ein anders, für einen guten Herrn, einen Vater ſeines Volks zu kämpfen, als für Räuber, die

nur

nur Beute lockt und Zügelloſigkeit bewaffnet.

Hild. Still! noch Mehrere!

(Johanna in glänzender Rüſtung mit gezücktem Schwerdt und geſchloſſenem Viſir eilt über die Brücke, hinter ihr Eſtavajels befreyte Knappen mit Eſtavajels Fähnlein.)

Erem. Iſts ein Traum? War mir's doch, als ſäh ich meinen Sohn!

Hild. Und mir, als wehte Eſtavajels Fähnlein unter dem Hauſen.

Erem. So ſah er aus, als er für mich in die Schranken zog, ſo gieng er raſch und ſtolz für mich zum Tode.

Hild. Weg mit dem Traumbilde! Sein Heldengeiſt ſchwebt über uns.

Erem. Alles weckt an dieſem fürchterlichen Morgen die Erinnerung verjährter Leiden. Sieh, wie blutroth die Sonne heraufſteigt; ſo gräßlich war ihr Schimmer

mer auch an jenem Tage, als ich mit dir auf meinen Armen mein väterliches Erbtheil verließ, und Guntrams Räuberhorde dich am Seegeſtade raubte.

Hild. Trübe ſteht die Sonne da; doch verzweifle Keiner! ſie kann am Abend dennoch heiter untergehen. Vater! Euer Abend wird ohne Wolken ſeyn. — Ha! ich ſehe Philipp!

Achte Scene.

Vorige, Philipp.

Hild. Philipp! welche Botſchaft bringſt du?

Phil. (faſt athemlos.) Sie haben uns von hinten überfallen. Die Unſrigen weichen, doch nur einen Augenblick. Jetzt ſtehen ſie wie Mauern und fechten.

Erem. Und du?

Phil. Ich habe mein Schwerdt zerbrochen. Ein Steinwurf hat mir den Schild zerſchmettert und den rechten Arm gelähmt. (Zu einem Bauern.) Freund! leihe mir deinen Streitkolben! Du haſt genug an deinem Schwerdte. (Der Bauer giebt ihm den Streitkolben, den er mit der Linken faßt.) Euch, Vater, bitte ich, verbergt Euch hinter jene Felſen. Ich muß die Männer mit mir nehmen. Der Kampf wird hitzig, und es gilt die letzte Anſtrengung.

Hild. Wie? Verwundet wollteſt du aufs Neue ins Gefecht dich wagen?

Phil. Habe ich nur einen Arm? Fort! fort! Für die Dankbarkeit habe ich mit der rechten Fauſt geſtritten, jetzt fechte ich mit der Linken, um meinem unglücklichen Vater Verzeihung zu erkämpfen. Folgt mir, Freunde! (ſtürzt fort, die Bewaffneten ihm nach.)

Hild.

Hild. Gott! ohne Schild! ohne Waffen! Nur eines Armes mächtig! — Philipp! Philipp!

Erem. Laß uns ſchleunig ſeinen Rath befolgen. Das Getümmel nähert ſich. Dort im Steinbruch unter den Brombeerſtauden warten wir den Ausgang ab. (Zieht ſie nach ſich.)

Hild. Philipp! Philipp! (beyde ab.)

Neunte Scene.

(Am Fuße des Berges, auf deſſen Spitze die Burg ſteht, erſcheinen einzelne Haufen fechtend zwiſchen den Felſen, — die Felſen ſind ſo geſtellt, daß ſie die Fechtenden von Zeit zu Zeit verbergen. Auf der Zugbrücke ſieht man Clavalis Knappen ſich fechtend zurückziehen, dann wieder vordringen und verſchwinden. Eben ſo werden am Fuße des Berges die Hirten zurückgetrieben, bis Philipp Laſarra's Reitern in den

den Rücken kommt, worauf ſich das Gefecht wieder endet, und die Fechtenden verſchwinden. Während dies im Hintergrunde vorgeht, und die Hifthörner tönen, treten im Vordergrunde **Adalbert** und **Laſarra** kämpfend auf; ſie fechten eine Zeitlang wie Löwen mit gleichem Vortheil, bis endlich Adalbert hinterwärts über einen Stein fällt. Dieſen Zufall benutzt Laſarra, wirft ſich ſchnell auf ihn, reißt ihm das Schwerdt aus der Hand, ſchleudert es fort, und ſetzt ihm ſein Schwerdt an die Gurgel.)

Laſ. Jetzt ſollſt du meiner Rache nicht entgehen.

Johanna (ſtürzt mit lautem Schrey herzu, faßt ihr Schwerdt mit beyden Händen, und führt aus allen Kräften einen Streich auf Laſarra's Haupt, — ſein Helm iſt geſpalten, und fällt herab; eine blutende Kopfwunde wird ſichtbar.)

Laſ. (taumelt in die Höhe.) Ha!

Johanna (durch die Anſtrengung aller Kräfte erſchöpft, vermag kaum ſich zu halten, ſtützt ſich auf ihr Schwerdt, und holt gewaltſam Athem. Laſarra verſucht noch einmal nach Johannen zu hauen, iſt aber zu betäubt, wankt hinterwärts, und ſinkt betäubt am Felſen nieder.)

Adalb. (der ſich indeſſen aufraffte.) Wer biſt du, edler Fremdling, — Engel, der über mein Leben wachte? Johanna ſtreckt die Hand nach ihm aus, und deutet erſchöpft aufs Helmband.) Soll ich dir den Helm lüften? (ſie bejaht es, er löſt ihr den Helm und wirft ihn ab.) Gott! Johanna! (ſinkt zu ihren Füßen, Johanna will reden, vermag es nicht und blickt mit unausſprechlicher Liebe auf ihn herab.)

Laſ. (ſterbend) Verflucht! Die Hölle hat ſich gegen mich verſchworen!

Zehnte Scene.

Vorige, Philipp, dann Eremit, Hildegard, Wolf, Otto.

Phil. (freudig herzu ſtürzend.) Es iſt vollbracht! Wir ſiegen überall! — Ha! was ſeh ich?

Adalb. Mein Weib! Mein treues Weib! (umfaßt ihre Knie.)

Joh. (ihn aufhebend.) Dies Entzücken — ich kann nicht reden!

Phil. Herbey, herbey, wer Freude hat am Guten! herbey! wer eine Stimme hat zu lallen, der danke Gott mit uns! (Von allen Seiten ſtrömen Hirten und Bauern herzu, und in ihrer Mitte die Gefangenen.)

Hild. (in Philipps Armen.) Philipp! du lebſt?

Phil. Wir ſiegen! wir ſiegen!

Erem. Durch Gott und treue Liebe!

Phil.

Phil. Jetzt, Hildegard, knie mit mir im Staube! Gnade für meinen Vater! (wirft ſich zu Adalberts Füßen.)

Adalb. Wäre ich ein Menſch, wenn ich in dieſem Augenblick ſtrafen könnte?

Wolf. (auf der Burgmauer, hebt Otto hoch empor.)

Otto. Vater! Mutter!

Adalb. und Joh. (ſich wendend und ihre Arme ausbreitend.) Unſer Otto!

Ende.

Die

deutſchen Kleinſtädter.

Ein

Luſtſpiel in vier Akten.

von

Auguſt von Kotzebue.

10. 4. 05.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1803.

6904257*8

UNIVERSITAETSBIBLIOTHEK MUENCHEN

Die

deutſchen Kleinſtädter.

Ein

Luſtſpiel in vier Akten.

Perſonen:

Herr Nicolaus Staar, Bürgermeiſter, auch Oberälteſter zu Krähwinkel.

Frau Unter-Steuer-Einnehmerin Staar, ſeine Mutter.

Sabine, ſeine Tochter.

Herr Vice-Kirchen-Vorſteher Staar, ſein Bruder, ein Gewürzkrämer.

Frau Ober-Floß- und Fiſch-Meiſterin Brendel,
Frau Stadt-Acciſe-Caſſa-Schreiberin Morgenroth,
} zwey Muhmen

Herr Bau-Berg- und Weg-Inſpectors-Subſtitut Sperling.

Olmers.

Ein Nachtwächter.

Klaus, der Rathsdiener.

Eine Magd.

Ein Bauer.

Ein paar Kinder.

(Die Scene iſt in der kleinen Stadt Krähwinkel. In den erſten drey Acten ein Zimmer in des Bürgermeiſters Hauſe. Im letzten Act, die Straße vor dem Hauſe.)

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Sabine allein.

(Sie ſteht am Fenſter, ſchlägt es haſtig zu, läuft an die Thür und ruft hinaus.)

Margarethe! Margarethe!

Die Magd. (draußen) Mamſellgen!

Sab. Die Poſt iſt gekommen. Geſchwind hinüber! ſieh, ob ein Brief an mich da iſt. — (ſie tritt hervor) Schon ſeit fünf Wochen bin ich aus der Reſidenz zurück, und noch keine Zeile. Wenn ich heute wieder vergebens hoffe, ſo — ſo — ja was denn? — ſo werd' ich böſe und heirathe Sperling. — Gemach! gemach!

gemach! ich kann ja auch wohl böſe werden, ohne Sperling zu heirathen. Wer wäre ſonſt am meiſten geſtraft?

Zweyte Scene.

Die Magd. Sabine.

Magd. Da iſt ein Brief Mamſellgen.

Sab. (reißt ihr den Brief haſtig aus der Hand) Endlich! endlich! (ſie beſieht die Aufſchrift) von meiner Couſine.

Magd. Da ſind auch die Zeitungen. (ſie legt ſie auf den Tiſch) Es iſt heute ein ſtarker Poſttag. Sechszehn Briefe ſind angekommen, Alle nach Krähwinkel! Der Herr Poſtmeiſter wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand.

Sab. Geh nur, geh nur.

Magd. (ab.)

Dritte Scene.

Sabine allein.

(Sie lieſt flüchtig) „Neues Schauſpiel —“ — was kümmerts mich? — „Die Schleppen werden jetzt ſehr lang getragen“ — wer will das wiſſen? — „engliſche Strohhüte“ — wer hat darnach gefragt? — Wie? — ſchon zu Ende? — Keine Sylbe von ihm? — Freylich hab' ich ihm verboten mir ſelbſt zu ſchreiben, das ſchickt ſich nicht. Aber er verſprach doch durch die Couſine — und auch die Couſine verſprach — warum hat denn keines Wort gehalten? — bin ich ſchon vergeſſen? — er wollte ja ſelber kommen, mit Empfehlungsſchreiben vom Miniſter? und nun kömmt er nicht, und ſchreibt auch nicht. Er weiß doch, daß ich den Sperling heirathen ſoll. Der Vater quält mich, die Großmutter quält mich, und nun werd' ich auch noch von ihm gequält! — (ſie zerreibt den Brief zwiſchen den Händen) Es geſchieht dir ſchon recht. Man hat dich genug vor den jungen Herren aus der Reſidenz gewarnt. Sie verlieben ſich in Einem Tage dreymal, und wenn ſie Abends in die Komödie gehn, wiſſen ſie ſchon nichts mehr davon. — Aber Karl! Karl! auch du ein Alltagemenſch? auch du nur ein Schönſchwätzer? (ſie zieht ein Portrait aus der Taſche) Können dieſe edlen Züge täuſchen? — mit dieſem Blicke ſchwur er mir, in wenig Wochen ſelbſt zu kommen, und meinen Vater zu gewinnen. Sind fünf Wochen wenig? muß ich ihm vorrechnen, daß ſie aus 35 ewig langen Tagen beſtehn? — O Karl! eile! ſonſt bin ich für dich verloren! (Sie betrachtet wehmüthig das Bild.)

Vierte Scene.

Frau Staar und Sabine.

Fr. Staar. Sabingen, die Kuchen ſind ſchon aus dem Ofen, köſtliche Kuchen! ſie machen dir Ehre. Nun wollen wir ſie mit Blumen beſtecken, und auch mit Myrthenreis, du weißt ſchon warum. Das wird Morgen ein Feſt werden! ein gewaltiges Feſt! — Aber du ſtehſt ja da wie ein kranker Kanarienvogel? — hörſt du mich nicht? — was haſt du denn da?

Sab. (erſchrickt, und will das Portrait wegſtecken) Nichts, liebe Großmutter.

Fr. Staar. Ey ja doch. Das war ja ein Ding wie ein Brillenfutteral? gieb nur her! gieb her! ich will es haben.

Sab. (giebt es) Es iſt ein Portrait.

Fr. Staar. Ein Portrait? ein Mannsbild? — Gott ſteh mir bey! — Kind, ich will nicht hoffen —

Sab. Was denn?

Fr. Staar. Ich mache Lärm im Hauſe! ich ſchreye Feuer!

Sab. Ums Himmelswillen nicht, liebe Großmutter! (ſchalkhaft) Geſetzt, es brennt, was kann Ihr Schreyen helfen?

Fr. Staar. Was? ein fremdes Mannsbild in deiner Taſche? wohl gar in deinem Herzen?

Sab. Es iſt ja nur ein Mann in Glas und Rahmen.

Fr. Staar. Ey, lehre du mich die Männer kennen, ſie ſpringen aus dem Rahmen heraus, ehe man ſichs verſieht. — Nun da haben wirs! ich bin immer dagegen geweſen, dich in die Reſidenz zu ſchicken. War ich doch auch zu meiner Zeit eine wohlerzogene Jungfrau, aber von der Reſidenz hab' ich nichts weiter gewußt, als daß Se. Majeſtät der König

nig dort wohnen. — Nun haben wir die Beſcheerung! Bildergen hat ſie mitgebracht! Mannsbildergen! du gottloſe Dirne! weißt du, was ſo ein Ding zu bedeuten hat? Zu meiner Zeit ließ ſich keiner mahlen, der nicht in Amt und Würden ſtand, oder wenigſtens 10 Jahr verheirathet war. Dann geſchah es aber auch mit der gehörigen Gravität in Lebensgröße, einer Spitzenhalskrauſe, und einem Blumenſtrauße in der Hand. So hängt dein Großvater draußen hinter dem Küchenſchranke, der wohledle Herr Unterſteuereinnehmer, Gott hab' ihn ſelig! aber heut zu Tage, daß Gott erbarm! die Kinder laſſen ſich mahlen mit ſtruppigten Haaren und offener Bruſt! und klein, winzig klein, daß man es in eine Nadeldoſe legen kann. Daher kömmt eben der Unfug. Große Bilder ſtehn frey und ehrbar vor der ganzen Welt; aber die kleinen Spitzbuben ſchleichen ſich in alle Taſchen, und Gott verzeih mir die Sünde! hängen wohl gar an Bändergen und Kettgen in den Buſen hinab!

hinab! — Wer iſt der Menſch? heraus mit der Sprache!

Sab. (verlegen) Liebe Großmutter, Sie ereifern ſich ohne Noth —

Fr. Staar. Nun? wer iſts?

Sab. Es iſt — (für ſich) was ſoll ich ihr ſagen? (laut) es iſt das Bild unſers Königs.

Fr. Staar. Unſers Königs?

Sab. Die Couſine ſchickt es mir, weil ſie weiß, daß wir ihn Alle lieben.

Fr. Staar. Ah! ja ſo! das iſt ein Anders. Sieh, ſieh doch, iſt das unſer König? hab' ich doch längſt gewünſcht ihn einmal zu betrachten. Aber er hat ja keinen Stern?

Sab. Den braucht er nicht um zu glänzen.

Fr. Staar. Ey! ey! nun das war ein geſcheuter Einfall von deiner Couſine. Höre Sabingen, das Bild mußt du mir ſchenken. Ich will es an eine Zitternadel befeſtigen, und auf meine Haube ſtecken.

Sab. (bey Seite) O weh!

Fr. Staar. An deinem Ehrentage leih' ich es dir. Oder auch ſchon morgen am Verlobungstage. (ſie ſteckt es zu ſich.)

Sab. Nein, nein, lieber will ich es nie tragen, nur keine Verlobung.

Fr. Staar. So recht Sabingen, ziere dich, wein' ein Thrängen, verſtecke dich, das iſt fein ſittſam; ich hab' es auch ſo gemacht. Heutzutage ſehen die Mädgen ihren Liebhabern ſtarr in die Augen, und ſprechen von einer Verlobung als wie von einem Recept zu einer Mandeltorte. Höchſtens bey der Trauung fallen ſie noch ein bisgen in Ohnmacht.

Sab. Aber bey mir, liebe Großmutter, iſt es keine Ziererey. Ich kann den Herrn Sperling nicht ausſtehn. Er hängt ſich an wie eine Klette, und ſchwatzt wie eine Elſter, — und kurz, er iſt ein Narr.

Fr. Staar. Ey ey, Kind, was redeſt du da? wahre deine Zunge! Ich habe ſchon manche Dirne ſpotten hören, die hinterdrein froh war, wenn der Verſpottete ſie heim führte.

Sab. Lieber bleib' ich ledig.

Fr. Staar. Ey du mein Gott! was kannſt du denn gegen ihn einwenden? hat er nicht einen feinen Titel? iſt er nicht Bau-Berg- und Weginſpectors-Subſtitut?

Sab. Das gilt mir gleich.

Fr. Staar. Waren ſeine Eltern nicht honette Leute? ſein Großvater hat ſogar mit im Rathe geſeſſen.

Sab. Immerhin.

Fr. Staar. Du kömmſt da gleich in eine große Verwandtſchaft.

Sab. Deſto ſchlimmer.

Fr. Staar. Eine Menge Vettern und Muhmen; der Eine hilft hier, der Andere dort.

Sab. O ja, alle Woche ein Familienſchmauß.

Fr. Staar. Auch gut. Dabey wirſt du nicht zurück bleiben. Herrliche Wäſche bekömmſt du mit, Gedecke zu 18 Perſonen. Herr Sperling hat hübſches Silberzeug; er iſt auch ſonſt nicht arm; ein Krautland vor dem Thore und ein Erbbegräbniß in der Kirche —

Sab. Ich wollte er läge ſchon darin.

Fr. Staar. Gottloſes Kind! da kömmt dein Oheim, der wird dir ſagen, was der Herr Bau-Berg und Weginſpectors-Subſtitut für ein feines Männgen iſt.

Fünfte Scene.

Der Vicekirchenvorſteher Staar. Die Vorigen.

Fr. St. Gott zum Gruß, mein Sohn Andreas. Komm doch näher. Du biſt Vicekirchenvorſteher, du weißt deine Worte zu ſetzen; bedeute doch das alberne Mädgen. Sie will nichts von der Verlobung hören, ſie macht ſich luſtig über den Bräutigam.

Hr. St. Ey, ey, ich will nicht hoffen —

Sab. Mein Oheim wird mir beyſtehn. Er hat eine Leſebibliothek und folglich kennt er die Welt.

Hr. St. Ja ja die kenn ich.

Sab. Die neuen Romane hat er Alle geleſen, und folglich kennt er das menſchliche Herz.

Hr. St. Ja ja das kenn' ich.

Sab. Er wird Ihnen gleich ſagen, wie manches arme Mädgen, das zu einer Heirath gezwungen wurde, an der Schwindſucht ſterben mußte.

Hr. St. Nein, Bingen, nein, dergleichen führ' ich nicht. Die weinerlichen Romane ſind aus der Mode, ich brauche ſie nur noch in meiner Gewürzbude. Räuber müſſen es ſeyn, Banditen!

Fr. St. Gott ſteh uns bey!

Hr. St. Schade nur, daß unſere Dichter ſo wenig Patrioten ſind, und immer nur Italiäner verewigen. Wir haben doch auch

einen

einen Käſebier! einen Schinderhannes und wie die großen deutſchen Männer Alle heißen.

Fr. St. Da war ja auch vor zehn Jahren der Lorenz Schmeckebein, der an unſern eigenen Galgen gehangen wurde.

Hr. St. Recht Frau Mutter. Im Vertrauen, ich bin jetzt dabey, ſein Leben zu dramatiſiren. Sperling macht die Romanzen dazu. Er iſt kein übler Dichter. Beſonders weiß er mit den Sonnetten umzuſpringen; da müſſen die Reime herbey, und ſollt' er ihnen alle Haare ausraufen.

Fr. St. Hörſt du, Bingen? hörſt du?

Hr. St. Es iſt ein ganzes Kerlgen, der Sperling, hat die neuere Aeſthetik ſtudiert, könnte Collegia darüber leſen.

Fr. St. Hörſt du Kind? hörſt du?

Hr. St. Sentenzen ſprudelt er von ſich, und Fragmente würgt er heraus; den will ich ſehen, der ſie toller macht als Er.

Fr. St. Nun Bingen? nun?

Hr. St. Kurz, Mädgen, er wird dein Mann, mein Neffe, mein Erbe, mein Gehülfe bey der Leſebibliothek; und damit Punctum.

Sechſte Scene.

Der Bürgermeiſter. Die Vorigen.

Bürg. Sabine, hole mir die Perucke, ich muß aufs Rathhaus.

Sab. Gleich lieber Vater. (ab.)

Bürg. Sein Diener Herr Bruder. Ein ſaurer Tag! ich muß arbeiten wie ein Ackergaul.

Hr. St. Was giebt es denn?

Bürg. Liegt denn nicht Alles auf mir? das Wohl der ganzen Stadt? — der Proceß, den Meiſter Barſch mit dem Nachtwächter führt, wegen der zerbrochnen Laterne, wird heute entſchieden.

Hr. St. Wer hat gewonnen?

Bürg.

Bürg. Der Nachtwächter muß die Laterne repariren laſſen, und Meiſter Barſch bezahlt die Gerichtskoſten, 4 Thaler 8 Groſchen.

Fr. St. Das iſt billig.

Bürg. Der Schuſter Korb und der Schneider Lümmel werden heute auch vorgenommen, wegen der Prügeley im Bierhauſe.

Hr. St. Was giebts denn da?

Bürg. Beyde behalten ihre Prügel und zahlen Straſe.

Fr. St. Von Rechtswegen.

Bürg. Dann iſt noch die wichtige Sache mit der ganzen Bürgerſchaft.

Hr. St. Wegen des Straßenfegens?

Bürg. Ganz recht. Der Hochlöbliche Magiſtrat will nun einmal nicht die Straſſen fegen. Es iſt ein Onus der Bürgerſchaft, ſie hat ſich von jeher mit dem Straßenkothe befaßt, und der Hochlöbliche Magiſtrat wird ſich drein legen ſo lange, bis die Widerſpenſtigen ihre Pflicht thun.

Fr. St. Ein jeder ſege vor ſeiner Thür, das iſt ein altes Sprüchwort.

Bürg. Nein Frau Mutter, ich bin Bürgermeiſter, auch Oberälteſter, und ſege nicht vor meiner Thür. Sie mögen nur appelliren, der Koth bleibt liegen. Und ſollte der Proceß 10 Jahre dauern, der Koth rührt ſich nicht von der Stelle.

Hr. St. Auf Recht muß man halten.

Bürg. Wohlgeſprochen Herr Bruder.

Fr. St. Aber am Ende können wir nicht mehr vor die Hausthür.

Bürg. Thut nichts, wir bleiben daheim, dann mögen ſie ſehen, wie ſie auf dem Rathhauſe fertig werden. Standhaft bin ich wie die babyloniſche Mauer. Was wäre auch ſchon längſt aus unſern Privilegien geworden, wenn ich nicht geweſen wäre? — wer hat es ſo weit gebracht, daß wir Morgen das hohe Feſt feyern können? ich! ich bin durchgedrungen, ich habe die Ehre der Stadt gerettet!

Siebente Scene.

Sabine mit der Perücke. Vorige.

Sab. Da iſt die Perücke.

Fr. St. Es bleibt doch dabey, mein Sohn, daß morgen zugleich Sabinens Verlobung gefeyert wird?

Bürg. Allerdings. Es iſt ein merkwürdiger Tag.

Fr. St. Das Mädgen macht Einwendungen.

Bürg. Was? ich bin Bürgermeiſter, auch Oberälteſter, mir macht man keine Einwendungen.

Sab. Lieber Vater!

Bürg. Erſt die Pflicht, dann die Liebe. Ich gehöre dem Staate. Mir gebührt es, ein Feſt zu verherrlichen, das noch unſern Urenkeln Segen bringen wird. (indem er die Perücke

rücke erregt) Die Juriſdiction zwiſchen unſerer guten Stadt Krähwinkel, und dem benachbarten Amte Rummelsburg war ſtrittig — eine Diebin wurde eingefangen — wir wollten ſie an den Pranger ſtellen, die Rummelsburger gleichfalls — wir wollten ſie mit Ruthen ſtreichen, die Rummelsburger gleichfalls — Neun Jahre lang haben wir proceſſirt — die Delinquentin iſt indeſſen wohl verwahrt worden — Gott ſey Dank! ſie lebt noch — wir ſiegen, und morgen ſteht ſie am Pranger.

Sab. Lieber Vater, der Delinquentin kann faſt nicht ſchlimmer zu Muthe ſeyn, als mir.

Bürg. Wie ſo?

Sab. Wenn ſie ihre Strafe überſtanden hat, ſo iſt ſie frey. Ich habe nichts verbrechen, und ſoll Morgen auf ewig in Ketten geſchmiedet werden.

Bürg. Sey ruhig mein Kind. Der heydniſche Gott Amor oder Hymenäus ſchmiedet nur Blumenfeſſeln.

Sab. Ach! die nicht ſelten das Herz wund drücken.

Bürg. Der Herr Bau- Berg und Weg-inſpectors-Subſtitut Sperling iſt ein Mann bey der Stadt.

Fr. St. Das hab' ich auch geſagt.

Bürg. Es fehlt ihm keineswegs am Judicio.

Hr. St. Das hab' ich auch geſagt.

Bürg. Er hat Vermögen.

Fr. St. Meine Worte.

Bürg. Schreibt allerley poetiſche Exercitia.

Hr. St. Mir aus der Seele geſprochen.

Bürg. Kurz, ich habe denſelben zu meinem Schwiegerſohn erkieſet, wogegen keine weitere dilatoriſche Einrede ſtatt findet.

Sab. (bey Seite) Weh mir! Alles hat ſich gegen mich verſchworen!

Achte

Achte Scene.

Die Magd. Die Vorigen.

Magd. Da bringt eben ein Bauer einen Brief. Der Herr, der ihn ſchickt, liegt draußen im Steinbruch und flucht. Er hat den Wagen zerbrochen, und ich glaube auch ein Bein.

Bürg. Seit ich Bürgermeiſter auch Oberälteſter bin, iſt, Gott ſey Dank, noch in jeder Woche auf unſerer Straße ein Reiſender umgeworfen worden.

Fr. St. Warum läßt denn aber ein Hochedler Rath die Wege nicht repariren?

Bürg. Was ſoll denn aus unſern Schmieden und Sattlern werden, die vom Umwerfen leben müſſen? Das iſt Alles berechnet.

Sab. Aber, lieber Vater, die Reiſenden klagen gewaltig. Sie müſſen noch obendrein Chauſſeegeld bezahlen.

Bürg. Laß ſie klagen und zahlen. Was wollen die Reiſenden reden, wenn *wir* uns ſogar gefallen laſſen, daß das Pflaſter unſerer guten Stadt Krähwinkel noch weit ſchlechter iſt als die Landſtraße?

Sab. Trotz des Pflaſtergeldes.

Bürg. Eben deswegen. Wir brechen hier auch die Beine und murren nicht. Alſo, wo iſt der Brief?

Magd. (öffnet die Thür) Nur herein guter Freund. (ſie geht ab.)

Neunte Scene.

Ein Bauer. Die Vorigen.

Bauer. Ew. Geſtrengen halten zu Gnaden. Draußen im Steinbruch liegt ein Herr, muß wohl ein vornehmer Herr ſeyn, denn er hat auch Laternen am Wagen, die ſind alle zerbrochen.

Bürg. Und Arm und Beine?

Bauer. Die ſind für diesmal noch ganz geblieben. Nur die Naſe ein wenig geſchunden.

Bürg. Aber der Wagen?

Bauer. Der ſieht jämmerlich aus. Ein Rad liegt oben, grade neben der Tafel, wo das Chauſſeegeld darauf ſteht.

Hr. St. Da kann er leſen zum Zeitvertreib.

Bauer. O Bücher hat er die Menge! aber alle beſchmutzt, ſo wie ſeine Kleider. Drum getraut er ſich auch noch nicht, vor Ew. Geſtrengen Gnaden zu erſcheinen.

Bürg. Was will er bey mir?

Bauer. Er hat mir einen halben Gulden gegeben, daß ich den Brief hertragen und ihn anmelden ſoll.

Fr. St. Vielleicht kömmt er zu dem morgenden Feſte.

Sab. (bey Seite) Oder vielleicht — o wie klopſt mein Herz!

Bürg. (öffnet den Brief) Wie? was? von Sr. Excellenz dem dirigirenden Herrn Miniſter? dem hohen Gönner und Patron dieſer Stadt? — man ſchweige — man verwundre ſich — man höre — (er lieſt) „Mein lieber Herr Bürgermeiſter“ — O ja! Se. Excellenz haben mich immer geliebt. — „Ueberbringer dieſes, mein alter Schul- und Univerſitätsfreund, Herr Olmers —“

Sab. (bey Seite) Er iſts!

Fr. St. Herr Olmers ſchlechtweg? ein Freund des Miniſters?

Bürg. Stille! (er lieſt) „hat viel Gutes von Ihnen und Ihrer Stadt gehört, und wünſcht einige Wochen da zuzubringen“ — Hört ihr Kinder? in der Reſidenz ſprechen ſie von nichts als von mir und unſerer Stadt. — „Da ich ihn nun ſehr liebe und hochſchätze, ſo wünſche ich, Sie mögten die Gefälligkeit für mich haben“ — unterthänigſter Diener! — „ihn in Ihrem Hauſe aufzunehmen“ — Ew. Excellenz haben zu befehlen! — „ſein

„ſein etwaniges Anliegen beſtmöglichſt zu befördern“ — ſoll geſchehn. —

Sab. (bey Seite) Gottlob!

Bürg. (lieſt) „und ihn als Ihren eigenen Sohn zu betrachten“ — hat! — „Mit Vergnügen werde ich jede Gelegenheit ergreifen, Ihnen wiederum gefällig zu ſeyn“ — Zu viel Gnade! — „Ich verbleibe mit Hochachtung meines Herrn Bürgermeiſters dienſtwilliger Graf von Hochberg.“ — Alles manu propria. Habt ihrs gehört? Se. Excellenz der Herr Graf von Hochberg —

Fr. St. Er iſt dein Dienſtwilliger.

Hr. St. Er verbleibt mit Hochachtung.

Bürg. Er ergreift jede Gelegenheit! — Das iſt ein Mann! Kinder, das iſt ein Mann! der könnte alle Tage Bürgermeiſter in Krähwinkel werden! Aber er ſoll auch an mir ſeinen Mann gefunden haben. (zu dem Bauer) Marſch! fort! hinaus! Ich laſſe dem fremden Herrn meinen unterthänigſten Reſpect vermel-

vermelden, und den Augenblick ſoll mein eigner Wagen ihm zu Dienſten ſtehn.

Fr. St. Wo denkſt du hin? unſere Pferde ſind aufs Feld, Kartoffeln zu holen.

Bürg. Ja ſo! ein verdammter Streich! man ſpringe hin zu dem Wirth in der goldenen Katze, er ſoll verſpannen, ſoll ſeine Schützenuniform anziehn, ſoll ſich ſelber auf den Bock ſetzen, hinausfahren, aufladen, hereinführen, fort! fort!

Bauer. (ab.)

Sab. (bey Seite) Er hat doch Wort gehalten.

Fr. St. Aber das gefällt mir nicht, mein Sohn, daß du dem Fremden deinen unterthänigſten Reſpect haſt vermelden laſſen. Das iſt zu viel.

Bürg. Zu viel? iſt er nicht der Freund des Herrn Grafen? und iſt der Herr Graf nicht mein Dienſtwilliger?

Fr. St. Alles gut, aber er iſt doch nun einmal gar nichts, hat weder Titel noch Amt,

Herr

Herr Olmers ſchlechtweg. Du biſt Bürgermeiſter, auch Oberälteſter.

Bürg. Freylich, freylich. Was iſt zu thun? Der Bauer iſt mit dem unterthänigſten Reſpect nun einmal davon gelaufen.

Hr. St. Ich denke, Frau Mutter, dahinter ſtecken noch ganz andere Dinge. Wenn der Herr Olmers ſchlechtweg Herr Olmers wäre, ſo würde der Miniſter den Henker nach ihm fragen. Schulfreund? Univerſitätsfreund? Du lieber Gott! die vornehmen Herrn vergeſſen wohl wen ſie geſtern geſehn haben, das find' ich in allen Romanen; wie viel mehr Leute, mit denen ſie vor 20 Jahren einmal den Cornelius Nepos exponirten. Nein, nein, ich bleibe dabey, der Herr Olmers reiſt incognito, und iſt ein wichtiger Mann im Staate.

Bürg. Da hat der Herr Bruder allerdings einen klugen Einfall. Gebt Acht, der Fremde iſt nicht viel weniger als Miniſter.

Hr. St. Ehe ihrs euch verſeht, knöpft er den Oberrack auf — da habt ihr den Stern.

Fr. St.

Fr. St. Ein Stern! ich bekomme meinen Schwindel.

Sab. (bey Seite) Er trägt allerdings etwas Koſtbares auf dieſer Stelle.

Fr. St. Aber ſagt mir nur, was kann er denn bey uns ſuchen?

Bürg. Fehlt es uns etwa an Merkwürdigkeiten? Das alte Rathhaus! 1430 iſt es erbaut worden. Auf dem großen Saale hat ein Huſſitengeneral dem damaligen Bürgermeiſter eine Ohrfeige gegeben.

Hr. St. Und die Wallfiſchrippe an der Decke —

Bürg. Und die Stadtuhr, wo der Hahn kräht, und der Apoſtel Petrus mit dem Kopfe nickt.

Fr. St. Und unſere Leinewandbleiche —

Hr. St. Und das große Hirſchgeweih —

Bürg. Ein Pommerſcher Herzog hat den Hirſch höchſt eigenhändig erlegt.

Fr. St. Vielleicht kömmt er auch wegen der Tuchfabriken?

Bürg. Poſſen! ein ſolcher Herr hat in ſeinem Leben Tuch genug geſehn.

Fr. St. Meinen Cichoriencaffee ſoll er bewundern.

Hr. St. Ein gutes Buch dabey aus meiner Leſebibliothek.

Bürg. Oder die merkwürdigſten Akten, welche vor einem Hochlöblichen Rathe verhandelt worden.

Fr. St. Was wird das vor Aufſehn in der Stadt machen, daß ein ſolcher Herr bey uns logirt.

Bürg. Wir müſſen ihn nur auch nach Würden empfangen.

Hr. St. Sabinchen, laß die Kinder weiß anziehn. Ich will den Sperling herſchicken, der ſoll ſie lehren Blumen ſtreun, das iſt jetzt Mode.

Bürg. Und ich will ſogleich den Thürmer beſtellen. Er kann ein wenig die Trompete blaſen. Wenn der Fremde zum Thore herein fährt,

fährt, ſo ſoll er blaſen, was die Lunge nur halten will.

Hr. St. Find' ich nur den Sperling, er iſt capabel noch Verſe zu machen.

Bürg. Suche der Herr Bruder ihn auf; und die Frau Mutter, nebſt Jungfer Tochter, verfügen ſich in die Küche, backen, kochen, ſieden, braten. Heute wird nicht von Zinn geſpeiſt, ſondern von Fayance. Was von Silber im Hauſe iſt, muß auf den Tiſch. Meine ſilberne Tabaksdoſe kann als Salzfaß gebraucht werden. — Das große Deckelglas mit meinem verzogenen Namen wird vor den Fremden geſtellt. Kein ſchwarzes Brod, lauter Semmeln. Zwey Flaſchen von meinem köſtlichen Naumburger. Ein Kalbskopf mit einem verguldeten Lorbeerblatt im Maule. Eine Paſtete mit Morcheln, und eine gebratene Gans mit Borſtdorferäpfeln. O Se. Excellenz ſollen wiſſen, daß wir auch verſtehn, was dazu gehört.

Fr. St. Und was das Nöthigen betrifft, da verlaß dich auf mich. Ich will ihn nöthigen, ſo lange noch ein Biſſen hinein geht. Er ſoll einen Knopf nach dem andern von der Weſte ſpringen laſſen.

Bürg. Das thue die Frau Mutter. Komm der Herr Bruder. Jeder verrichte das Seine, zu Ehr' und Ruhm unſerer guten Stadt Krähwinkel. (ab mit Herrn Staar.)

Zehnte Scene.

Frau Staar. Sabine.

Fr. St. Nun Sabingen, jetzt rühre dich. Die Garnitur von Damaſt muß auf den Tiſch. Sie ſollte zwar erſt Morgen an deinem Verlobungstage prangen —

Sab. Je nun, liebe Großmutter, wer weiß was heute geſchieht.

Fr. St. Wie? ziehſt du andre Saiten auf? der Fremde, nicht wahr?

Sab. Freylich, der Fremde.

Fr. St. Wir bitten ihn zur Hochzeit?

Sab. Das verſteht ſich.

Fr. St. Er ſitzt oben an.

Sab. Er ſoll neben mir ſitzen.

Fr. St. Nein, Kind, das geht nicht, da ſitzt der Bräutigam.

Sab. Recht liebe Großmutter.

Fr. St. Und an der andern Seite Brautvater, und gegenüber ſitz' ich, und neben mir, da mag er ſitzen.

Sab. Ich will ihm ſchon ein Plätzgen anweiſen, mit dem er zufrieden ſeyn ſoll.

Fr. St. Vielleicht kann er auch deinem künftigen Manne weiter forthelfen.

Sab. Das denk' ich.

Fr. St. Es iſt ſchon lange im Werke mit dem Sperling, daß er Runkelrübencommiſſionsaſſeſſor werden ſoll. Das wäre denn doch ein feiner Titel.

Sab. Ein recht ſüßer Titel. — Alſo die Garnitur von Damaſt?

Fr. St. Ja Bingen. Ich habe ſie noch als Braut geſponnen. Dein Großvater hat oft dabey geſeſſen.

Sab. Da iſt der Faden wohl manchmal abgeriſſen?

Fr. St. Schalk! nun freylich —

Sab. Ich hole ſie, und denke dabey an die treue Liebe. (ab.)

Eilfte Scene.

Frau Staar. Bald darauf die **Magd.**

Fr. St. (allein) Sieh, ſieh, das Blümchen iſt auf einmal ganz lebendig geworden. Aber ſie hat Recht, wir müſſen uns tummeln. — Ach du mein Gott! da fällt mir eben bey, es müſſen ja auch noch Gäſte gebeten werden; der Fremde kann doch nicht ganz allein mit uns eſſen. — Aber wen ſoll man einladen? — Da ſind ſie nun Alle fort! — Mit wem ſoll man dergleichen wichtige

tige Dinge berathſchlagen? — Margarethe! Margarethe!

Die Magd. (kömmt)

Fr. St. Lauft doch geſchwind hin zu meiner Muhme, der Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin Brendel, und zu meiner Muhme, der Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin Morgenroth, und ſprecht: die Frau Unterſteuereinnehmerin laſſe ſich der Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin und der Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin ganz gehorſamſt empfehlen, und wenn die Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin und die Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin die Güte haben wollten, die Frau Unterſteuereinnehmerin auf einen Augenblick zu beſuchen, ſo würde die Frau Unterſteuereinnehmerin ſolches mit großem Dank erkennen, ſintemal etwas ſehr Wichtiges vorgefallen ſey.

Die Magd. (ab.)

Fr. St. (allein) Nun muß ich auch noch die geblümte Contuſche anziehn — und eine andere Haube aufſetzen — aber der Peruckenmacher!

macher! — daß Gott erbarm! — der kömmt nur an Sonn- und Feyertagen — in der Woche geht er auf dem Lande umher und friſirt den Paſtoren ihre Perücken. — Was iſt anzufangen? — ich könnte mich freylich von der Sabine — aber die jetzigen Moden ſind ſo lüderlich, ſo pudelmäßig — da iſt nichts Geklebtes, nichts Geſchniegeltes — weder Pommade noch Kammſtrich! — Mein Sohn Niclas denkt auch an gar nichts. Hätte er den vornehmen Herren noch ein Paar Stunden im Steinbruch zappeln laſſen, ſo könnte man ihn mit der gehörigen Gravität empfangen.

Zwölfte Scene.

Frau Staar und **Frau Brendel.**

Fr. Brendel. Da bin ich, liebwertheſte Frau Muhme. Ich bin gelaufen, ich habe keinen Athem mehr — ich war eben erſt bey meiner ſiebenten Taſſe Caffe, aber ich habe Alles ſtehn und liegen laſſen —

Fr. St. Sehr verbunden, hochgeſchätzte Frau Muhme. Wiſſen Sie ſchon —

Fr. Br. Ach ich weiß Alles! Meine Magd war im Fleiſchſcharren, da hat der Fleiſcher erzählt, ſein Nachbar, der Leineweber, habe gehört, wie der Rathsbote zu ſeiner Tochter geſagt hat: Mieke, hat er geſagt, draußen im Steinbruche liegen ein paar Grafen, die haben Arme und Beine gebrochen und werden gleich hier ſeyn. Der Thürmer wird blaſen, die Kinder werden Blumen ſtreuen,

ſtreuen, der Magiſtrat in corpore wird ihnen entgegen ziehn, und die Glocken werden geläutet.

Fr. St. Es iſt nur Einer, Frau Muhme, nur Einer liegt draußen im Steinbruch, vermuthlich ein vornehmer Herr. Bey uns wird er logiren. Der Miniſter hat ſelber geſchrieben, und hat meinen Sohn um Gotteswillen gebeten. Nun können Sie denken, Frau Muhme, was für ein Rumor hier im Hauſe iſt. Und Alles liegt auf mir! Alles auf mir!

Dreyzehnte Scene.

Frau Morgenroth. Die Vorigen.

Fr. Morgenroth. Gehorſame Dienerin, meine theureſte Frau Muhme! ſehn Sie nur wie ich ſchoſſirt bin. Ich komme doch nicht zu ſpät? Mit Erlaubniß zu reden, ich war faſt noch im Hemde, ſinge mein Morgenlied

genlied und kämme den Mops. Beym dritten Vers ſtürzt Ihre Magd herein, je du mein Gott! ich denke das Haus brennt. Da bin ich aufgeſprungen, der Mops iſt mir vom Schooſe gefallen, das Geſangbuch in die Kohlpfanne, wo ich meinen Caffee wärmte, der Caffee iſt in die Kohlen gefloſſen, und von dem Liede, Wach auf mein Herz und ſinge! ſind zwey Verſe verbrannt.

Fr. St. Ich bedaure unendlich, werthgeſchätzte Frau Muhme —

Fr. M. Hat nichts zu bedeuten. Ich weiß ſchon Alles. Draußen im Steinbruche liegen drey oder vier Prinzen, der Eine iſt todt, der Andere ſchnappt nur noch ein Bischen. Der Kutſcher hat den Hals gebrochen, und die Pferde ſtrecken alle Viere von ſich. Der Herr Amtsadvocat Balg iſt mir auf der Straße begegnet, der hat es von ſeiner Köchin, die weiß es von der Frau Lotterieinſpectorin, der hat ihres Mannes Balbier alles umſtändlich erzählt.

Fr. St. Nun, nun, ſo gar gefährlich iſt es doch nicht. Vor einer kleinen Weile kam ein Bauer von Rabendorf —

Fr. Br. Ich weiß, der hat einen harten Thaler zum Trinkgeld bekommen.

Fr. M. Nicht doch, Frau Gevatterin, ein Louisdor ſoll es geweſen ſeyn.

Fr. St. Der war gelaufen was er konnte —

Fr. Br. Er ſoll das Milzſtechen bekommen haben.

Fr. M. Auch Naſenbluten.

Fr. St. Ein vornehmer Herr hat den Wagen gebrochen —

Fr. Br. Ein Graf —

Fr. M. Etliche Prinzen.

Fr. St. Das wiſſen wir noch nicht. Vornehm muß er ſeyn, denn er logirt nicht in der goldenen Katze, ſondern bey uns, auf ausdrückliches hohes Begehren. Nun, da mein Sohn, der Bürgermeiſter auch Oberälteſte, die Erſte Perſon in der Stadt gleichſam repräſentirt,

ſentirt, ſo begreifen Sie wohl, liebwertheſte Frau Muhme, daß er ſeinem Range Ehre machen muß.

Fr. Br. Ein Schmauß auf dem Rathhauſe —

Fr. M. Ein Tanz auf der Schützengilde.

Fr. St. Morgen iſt das große Feſt wie Sie wiſſen.

Fr. Br. Ach ja das Weib, das vor 9 Jahren die Kuh ſtahl —

Fr. M. Morgen ſteht ſie am Pranger. Ich freue mich ungemein darauf.

Fr. Br. Ich habe mir eine ganz neue Roberonde dazu machen laſſen.

Fr. St. Da iſt nun ohnehin ſchon Allerley zu dieſer Feyerlichkeit veranſtaltet. Aber heute ruht die Ehre der Stadt auf uns allein; heute müſſen wir tractiren, und das wollen wir denn auch mit Gottes Hülfe. Die Tiſche ſollen ſich biegen unter Gottes Segen.

Meine werthgeſchätzten Frau Muhmen ſind auch dazu eingeladen.

Fr. Br. Iſt mir eine große Ehre —

Fr. M. Werde nicht ermangeln.

Fr. St. Nun wünſcht' ich aber doch den fremden Herrn mit den Honoratioren unſerer Stadt bekannt zu machen. Da hab' ich mir denn nun Ihren guten Rath erbitten wollen, wer etwa noch einzuladen wäre?

Fr. Br. (nachdenkend) Je nun, ich dächte —

Fr. M. Sie könnten etwa —

Fr. Br. Den Herrn Geleits- und Landacciscommiſſarius Kropf —

Fr. St. Nein, Frau Muhme, der hat neulich an ſeiner Mutter Geburtstage einen Schmauß gegeben, und hat uns nicht dazu gebeten.

Fr. Br. Ah ſo!

Fr. M. Etwa den Herrn Supernummerarius-Rentkammerſchreiber Wittmann?

Fr. Br. Nein, Frau Muhme, mein ſeliger Mann hatte einen Proceß mit ſeinem

ſeinem Schwiegervater wegen einer Dachrinne.

Fr. M. Ah das iſt ein Andres.

Fr. St. Ich denke den Herrn General-Poſtgüterbeſchauer Holbein?

Fr. M. Um Gotteswillen nicht Frau Muhme! der hat eine unausſtehliche Frau! faſt alle Sonntage ein neues Kleid. Das tauſcht an den Kirchenſtühlen vorüber —

Fr. Br. Das trägt die Naſe ſo hoch —

Fr. M. Und man kennt ſie doch noch recht gut —

Fr. Br. Ja wohl, wie ſie das graue Leibgen mit der grünen Schürze trug.

Fr. M. Man munkelt auch Allerley, woher ſie es nimmt.

Fr. Br. Nein, da mögt' ich lieber den Herrn Kreis- Trank- Schock- und Quatemberſteuer- auch Impoſteinnehmer Runkel vorſchlagen.

Fr. St. Mit dem bleiben Sie mir vom Leibe, Frau Muhme; der iſt ein Grobian!

Glauben Sie wohl, daß er uns ordentlich beſucht hat? Der Naſeweiß! eine Karte hat er abgegeben, eine Viſitenkarte. — Eher könnte man den Herrn Floßſtrafbefehlshaber Weidenbaum bitten.

Fr. Br. Ja nicht, Frau Muhme, ums Himmelswillen nicht! Sie wiſſen doch, daß der böſe Menſch dreymal mit meines Schwagers Stieftochter geſprochen hat, und daß er ſie folglich heirathen wollte? Nun iſt er weggeblieben, und hat das arme Mädgen ins Gerede gebracht.

Fr. St. Ja du lieber Gott! wen ſollen wir denn aber bitten?

Fr. W. Da kömmt der Herr Vetter Sperling.

Vierzehnte Scene.

Sperling. (mit einem großen Blumenſtrauß) Die Vorigen.

Sperl. Frau Unterſteuereinnehmerin — Frau Oberfloß⸗ und Fiſchmeiſterin — Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin — allerſeits gehorſamſter Diener! Ich war in meinem Garten — der Herr Vicekirchenvorſteher hat den Rathsboten nach mir geſchickt — ich bin gelaufen wie ein Sonnenſtrahl! Kaum hab' ich mir ſo viel Zeit genommen, dieſe Kinder des Frühlings zu pflücken.

Die drey Frauen. Wiſſen Sie ſchon?

Sperl. Alles weiß ich. Ein berühmter Gelehrter — umgeworfen — das Naſenbein gequetſcht — Empfehlungsſchreiben vom Miniſter —

Fr. St. Ein Gelehrter, ſagen Sie?

Fr. Br. Nur ein Gelehrter?

Fr. M.

Fr. M. Ey du mein ſchöner Caffe! der in die Kohlen lief.

Fr. St. Glauben Sies nicht, Frau Muhme. Ich habe alle mein Lebstage gehört, daß die Miniſter ſich wenig um Gelehrte bekümmern. Nein, nein, es hat eine andere Bewandniß.

Sperl. Und ich bleibe dabey, der Mann mit der gequetſchten Naſe iſt ein Gelehrter, kömmt aus Egypten oder aus Weimar; hat die Säule des Pompejus gemeſſen, oder doch Wieland aus dem Fenſter gucken ſehn. Kurz, wir haben keine Zeit zu verlieren. Hier ſind die Blumen, ſchaffen Sie mir nur geſchwind die Kinder herbey. Kinder muß ich haben! dann mag er kommen und ſehn was in Krähwinkel geſchieht!

Fr. St. Nun, nun, ſie ſollen gleich hier ſeyn. (ab.)

Sperl. (ſteht ſeitwärts und probirt pantomimiſch den Empfang)

Fr. M. Haben die Frau Gevatterin wohl bemerkt, wie lächerlich die alte Frau Muhme ſich geberdet?

Fr. Br. Ja wohl, Frau Gevatterin, ſie bläht ſich wie ein Teig am Ofen.

Fr. M. Lieber Gott! ihr Mann war doch nur *Unter*ſteuereinnehmer.

Fr. Br. Wie er ſtarb blieb er einen Reſt in die Kaſſe ſchuldig.

Fr. M. Und was wird das für ein Tractament werden? wiſſen Sie noch vor 8 Wochen den Braten? er war ja ganz verbrannt.

Fr. Br. Und wie ſie ausſieht! was wird ſie anziehn?

Fr. M. Sie hat ja nur drey Kleider.

Fr. Br. Ganz recht, das braune —

Fr. M. Und das weiſſe —

Fr. Br. Und das ſtoffene —

Fr. M. Das hat ſie machen laſſen, wie der Bürgermeiſter zum Erſtenmale taufen ließ.

Fr. Br. Um Vergebung, Frau Gevatterin, das wurde gemacht, als der Vicekirchenvorſteher ſeine zweyte Frau heirathete.

Fr. M. Die auch eine Närrin war.

Fr. Br. Ja wohl, ja wohl.

Funfzehnte Scene.

Frau Staar mit zwey **Kindern**, die groſe Butterbrödte eſſen. Die **Vorigen.**

Fr. St. Da ſind die Kinder.

Sperl. Her damit!

Fr. St. Verneigt euch erſt vor den lieben Frau Muhmen. So! — Nun gebt eine Patſchhand. So!

Fr. Br. (indem ſie ſich die Butter von den Fingern wiſcht) Allerliebſte Püppgen! Gott behüte ſie!

Fr. M. (eben ſo) Der lieben Frau Muhme wie aus den Augen geſchnitten.

Fr. Br. Haben doch die Pocken ſchon gehabt?

Fr. St. Noch nicht. Mein Sohn wollte ſie immer inoculiren laſſen, aber das leid' ich nicht. Man muß dem lieben Gott nicht vorgreifen.

Fr. M. Jetzt will man die Kinder gar unter das Vieh ſtecken.

Fr. Br. Man nimmt die Materie von den Beſtien.

Fr. St. Es iſt ein gottloſes beſtialiſches Weſen.

Sperl. (der ſich indeſſen mit den Kindern beſchäftiget) Kinder, legt die Butterbrodte bey Seite.

Die Kinder. Ne, ne,

Sperl. So nehmt wenigſtens die Blumen in die Eine Hand.

Sechzehnte Scene.

Herr Staar. Der Bürgermeiſter. Sabine. Einer nach dem Andern. Die Vorigen.

Hr. St. (eilig) Eben fährt er zum Thore herein. Die ganze Straße iſt voll Jungen. Sie laufen neben dem Wagen her, und gaffen ihm ins Geſicht.

Bürg. (eilig) Er kömmt! er kömmt! Der Thürmer ſteht auch ſchon unten mit ſeiner Trompete.

Sperl. Du lieber Gott! die Kinder ſind noch ſo dumm —

Hr. St. Streut nur Blumen, und werft ſie ihm ins Geſicht.

Sabine. (eilig) Olmers! Olmers! er iſt da!

(Ein verſtimmter Trompetenſtoß.)

Bürg. Allons! ihm entgegen!

Hr. St. Die Kinder voraus!

Sperl. (reißt ihnen die Butterbrödte aus den Händen und wirft ſie auf den Tiſch) Laßt die Butterbrödte ſo lange hier.

Hr. St. (ſchiebt die Kinder zur Thür hinaus) Fort! fort!

Die Kinder. (ſchreien) Mein Butterbrodt! mein Butterbrodt!

Bürg. (ihnen folgend) Wollt ihr die Mäuler halten!

Sperling und **Herr Staar** folgen.

Sabine. (ſteht am Fenſter und wirft Küſſe hinab)

Fr. St. Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin, Sie werden die Güte haben voran zu ſpazieren.

Fr. Br. Das wird nimmermehr geſchehn. Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin, ich bitte gehorſamſt —

Fr. M. Frau Unterſteuereinnehmerin, Ihnen gebührt die Ehre.

Fr. St. Bewahre der Himmel! ich bin in meinem eigenen Hauſe.

Fr. Br. Ich kenne meine Schuldigkeit —

Fr. M. Ich gehe nicht von der Stelle.

Alle Drey. (fangen plötzlich an zu reden und zu complimentiren.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

(Die drey Frauen ſtehen noch immer an der Thüre und complimentiren. Sabine ſeitwärts.)

Frau Brendel. Sie werden excuſiren.

Fr. M. Ich muß depreciren —

Fr. St. Bitte mich nicht in Verſuchung zu führen.

Fr. Br. Ah! da hör' ich ſie ſchon auf der Treppe.

(Alle drey prallen zurück.)

Zweyte Scene.

Olmers. Der Bürgermeiſter. Herr Staar. Sperling. Die Vorigen.

Bürg. Heil iſt meinem Hauſe wiederfahren! Heil der guten Stadt Krähwinkel!

Olm. Nicht doch, Herr Bürgermeiſter, ich bin ſchon zufrieden, wenn auch nur eine einzige Perſon (mit einem Blick auf Sabinen) ſich über meine Ankunft freut.

Bürg. Bewahre der Himmel! ich wollt' es keinem gehorſamen Bürger rathen, ſich nicht unterthänigſt zu freuen. Dafür haben wir Mittel.

Olm. Dieſe Damen gehören vermuthlich zu ihrer Familie?

Bürg. Meine wertheſte Frau Muhme, die Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin Brendel, desgleichen meine wertheſte Frau Muhme, me, die Frau Stadtacciſecaſſeſchreiberin Morgenroth.

Fr. Br. und Fr. M. (mit gewaltigen Knixen) Wir freuen uns unendlich die Ehre zu haben —

Bürg. Hier iſt meine Mutter, die Frau Unterſteuereinnehmerin Staar.

Fr. St. Bitte nur tauſendmal um Vergebung, daß die Vorhänge noch nicht gewaſchen ſind. Es geſchieht ſonſt immer vor Pfingſten und Weihnachten.

Olm. Madam, ich würde untröſtlich ſeyn, wenn Sie durch mich in Ihrer alten Ordnung ſich ſtören ließen.

Fr. St. (bey Seite mit gerümpfter Naſe) Madam?

Olm. (zum Bürgermeiſter) Dies junge Frauenzimmer iſt vermuthlich Ihre Mademoiſell Tochter?

Bürg. Jedermann erkennt ſie doch gleich an der Aehnlichkeit mit mir.

Olm.

Olm. Mademoiſell, ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß meine Gegenwart keinen unangenehmen Eindruck auf Sie machen werde.

Sab. Im Gegentheil, der Eindruck iſt ſo angenehm, daß ich ihn nur früher gewünſcht hätte.

Hr. St. Man hört doch gleich, daß das Mädgen ein Jahr in der Reſidenz geweſen iſt.

Olm. Vermuthlich haben Sie dort intereſſante Bekanntſchaften gemacht?

Sab. Wenn auch nicht viele, doch Eine.

Olm. Die ſich um ſo glücklicher ſchätzen wird.

Sab. Wer weiß. Man findet in der Reſidenz ſo ziemlich Alles, ausgenommen Gedächtniß.

Olm. Hüten Sie ſich, daß Sie kein Unrecht abzubitten bekommen.

Sab. Dabey würde ich gewinnen.

Olm.

Olm. Wer Einmal ſo glücklich war Sie zu ſehn —

Sab. Sie ſchmeicheln einem armen Landmädgen.

Bürg. Nun, nun, Sabingen, ein Landmädgen biſt du doch gerade auch nicht. Wir bewohnen Gott ſey Dank! eine ganz feine Stadt.

Hr. St. Die beyden Hauptſtraßen ſind gepflaſtert.

Sperl. 5000 Einwohner, worunter auch einige Dichter.

Fr. St. Drey ſchöne Kirchen.

Fr. Br. Eine anmuthige Promenade bis zum Galgen.

Olm. Ich habe eine liebliche Anhöhe bemerkt.

Fr. M. O die iſt ganz vortrefflich zum Wäſchetrocknen.

Olm. Und das Thal ſo mahleriſch mit Gebüſchen beſtreut.

Fr. St. Die ſchönſten Erdbeeren wachſen dort.

Sperl. (mit einem Blick auf Sabinen) Gewürzig und Purpur roth wie gewiſſe Lippen.

Olm. In der Tiefe ſchlängelt ſich ein Fluß.

Fr. St. Mit Forellen und Karauſchen.

Olm. Ein ſchattenreicher Wald beherbergt ein Heer von Nachtigallen.

Hr. St. Der Wald iſt dick genug, aber das Holz wird doch alle Jahre theurer.

Olm. Treibt das Städtgen einen ſtarken Handel?

Fr. St. O ja, mit Meerrettig.

Hr. St. Auch giebt es Niederlagen von oſt- und weſtindiſchen Gewürzen, ſammt einer Leſebibliothek.

Sperl. Von unſerm Scheibenſchießen haben Sie wohl ſchon gehört?

Olm. Leider nein.

Sperl. Es iſt auch ein Hanswurſt dabey.

Fr. St.

Fr. St. Und einen Nachmittagsprediger haben wir an der Aegidienkirche, das iſt ein Mann wie ein Apoſtel! O der iſt Ihnen ſicher ſchon bekannt?

Olm. In der That, ich muß mich ſchämen —

Sperl. Was ſagen ſie denn in der Reſidenz von unſerm Liebhabertheater? ich ſpiele den Peter in Menſchenhaß und Reue.

Fr. M. Und recht natürlich.

Sperl. Nicht wahr, Frau Muhme?

Bürg. Vor allen Dingen werd' ich dem Herrn unſer Rathhaus zeigen. Ein Baumeiſter aus Gotha hat es vor 300 Jahren erbaut. Es iſt im ächt Gothiſchen Geſchmack.

Olm. So bald ich mich ein wenig von der Reiſe erholt habe.

Fr. St. Sabingen, führe doch den Herrn auf ſein Zimmer.

Sab. Herzlich gern.

Bürg. Ich werde die Ehre haben zu begleiten.

Hr. St. Auch ich.

Sperl. Auch ich.

Olm. Bemühen Sie ſich nicht meine Herren, ich bin vollkommen mit meinem Führer zufrieden.

Bürg. Mit nichten. Se. Excellenz, der Herr Miniſter, haben mir Hochdieſelben empfohlen, und ich werde nicht ermangeln, Sie wie Dero Schatten zu umgeben.

Olm. Dann werden Sie mir oft in die Sonne treten.

Bürg. Sonne genug. Dero Fenſter liegen gegen Mittag. Uebrigens ſehr bequem. Nur drey Stufen hinab in die Kammer, und wiederum zwey Stufen hinauf in den Alcoven.

Olm. (reicht Sabinen die Hand) Mademoiſell, an Ihrer Hand hoffe ich die Stufen leicht zu erklimmen.

Sab. Es wäre doch beſſer, wenn wir uns ſchon am Ziele befänden. (ab mit Olmers.)

Der Bürgermeiſter folgt.

Sperl. (zu Staar) Was meinen Sie, wenn ich ihm gleich die Ode vorläſe? die an die braunſchweiger Mumme?

Hr. St. Jetzt nicht. Ich zeig' ihm erſt meine Nürnberger Kupferſtiche. (Beyde ab.)

Dritte Scene.

Frau Staar. Frau Brendel. Frau Morgenroth.

Fr. St. Nun! was ſagen Sie, liebwertheſte Frau Muhmen?

Fr. Br. Mich hat er kaum angeſehn.

Fr. M. Mit mir hat er kein Wort geſprochen.

Fr. St. Und mich hat er gar eine Madam genannt! Seht doch! Madam! ich bin

mit

Gott und Ehren Frau Unterſteuereinnehmerin und keine Madam.

Fr. Br. Er hätte doch fragen können, ob mein Mann ſchon lange todt wäre? oder ſo etwas dergleichen.

Fr. M. Wenn er ſich doch nur nach meinen Kindern erkundigt hätte.

Fr. St. Mein Sohn hat ihm deutlich genug geſagt: Frau Unterſteuereinnehmerin; und dennoch hat er mich recht unverſchämterweiſe zur Madam gemacht.

Fr. M. Was Lebensart heißt, muß er erſt in Krähwinkel lernen.

Fr. Br. Ein hübſcher Mann iſt er.

Fr. St. Ja, aber gar nicht ein bischen ſteif. That er nicht als ob er hier zu Hauſe wäre?

Fr. M. Recht, Frau Muhme, es mangelte ihm ganz die volle Verlegenheit.

Fr. Br. Feine Wäſche trägt er.

Fr. St. Aber keine Manſchetten.

Fr. M. Das Haar mag auch wohl vor 8 Tagen zum Leztenmal gepudert worden ſeyn.

Fr. St. Der Menſch kömmt mir ſo bekannt vor. Es iſt mir immer als hätte ich ihn ſchon irgendwo geſehn. — (ſich plötzlich beſinnend, und ſehr heftig erſchrecken) Ah! Ah! mein Schwindel! ich falle in Ohnmacht!

Fr. Br. und Fr. M. (eilen ihr zu Hülfe) Was iſts Frau Muhme?

Fr. St. Da, in meiner Taſche —

Fr. Br. Das Riechfläſchgen?

Fr. St. Nein — nein — ein Bild — ein Bild —

Fr. Br. (hat unterdeſſen in ihrer Taſche geſucht) Nun ja, da iſt Eins. Ey ſeht doch, das iſt wahrhaftig der Fremde.

Fr. St. Zeigen Sie her. — So wahr ich eine arme Sünderin bin! er iſts! ich bin des Todes!

Fr. Br. Wer denn?

Fr. M. Ich will nicht hoffen —

Fr. St. Ich kann nicht zu Athem kommen —

Fr. Br. Doch kein entſprungener Delinquent?

Fr. M. Wohl möglich. Man wird das Bild zu dem Steckbriefe gelegt haben.

Fr. St. Es iſt der König! es iſt der König!

Beyde. (ſchreyen laut auf) Der König!

Fr. St. Se. allerglorreichſte Majeſtät!

Fr. Br. Frau Gevatterin, mir wird ſchlimm — (ſie ſinkt auf einen andern Stuhl)

Fr. M. (eben ſo) Auch mir, theuerſte Frau Gevatterin. (Alle drey ſtöhnen.)

Fr. St. Nein, das überleb' ich nicht — die hohe Ehre — die hohe Gnade — und die Vorhänge nicht gewaſchen —

Fr. Br. Weiß es denn noch Niemand in der Stadt?

Fr. St. Keine Chriſtenſeele.

Fr. Br. Ah! da muß ich ja eilen! Kommen Sie, Frau Gevatterin!

Fr. M. Ja doch, ja! es iſt mir zwar wie Bley in die Füße geſunken — aber der König — die Vaterlandsliebe — kommen Sie! kommen Sie! (beyde ab.)

Vierte Scene.

Frau Staar (allein.)

Ich bin ganz weg — thut nichts — Nun mag mein Stündlein ſchlagen wann es dem Himmel gefällt! Ja, nun will ich auch in Gottes Namen eine Madam ſeyn! der König mag mich Madam nennen ſo viel er will! — Horch! da oben geht er auf und nieder — man hört es doch gleich, es iſt ein königlicher Schritt! — Wenn ich nur von der Stelle könnte — wenn nur mein Sohn erſt wüßte — daß er nicht gegen den Reſpect manquirt —

Fünfte Scene.

Bürgermeiſter. Herr Staar. Sperling. Frau Staar.

Fr. St. Kommt ihr endlich? ſeht, da ſitz' ich, und wer weiß, ob ich in meinem Leben wieder aufſtehe.

Bürg. Was iſt der Frau Mutter wiederfahren?

Fr. St. Ich will es kurz machen — ich will reden — ich will das große Geheimniß von mir geben — und dann in mein Kämmerlein gehn, und mit lauter Stimme einen Lobpſalm ſingen!

Hr. St. Was ſchwazt die Frau Mutter?

Fr. St. Wo iſt Euer Gaſt?

Sperl. Er wird gleich herunter kommen.

Fr. St. Niemand bey ihm?

Bürg. Keine Seele. Die Sabine wollte bey ihm bleiben, aber ich jagte ſie in die Küche.

Fr. St. Nun ſo lauft! rutſcht auf Euren Knieen die Treppe hinauf! — Niclas! Niclas! der König iſt in deinem Hauſe!

Bürg. und **Hr. St.** Wie? was?

Sperl. Der König?

Bürg. Mache mich die Frau Mutter nicht confus.

Fr. St. Ja, nun wird die Confuſion erſt recht angehn. Ganz Krähwinkel muß confus werden! Er iſt da! ſag' ich, er iſt da! Gleich dem großen Weltkönig, der auf einem Eſelein ritt, hat er dich erwählt, mein Sohn Niclas! in *dein* Haus iſt er eingezogen, du glücklicher Bürgermeiſter auch Ober-Aelteſter!

Bürg. Frau Mutter, ich bitte ſich zu expliciren, denn ich weiß ſchon nicht mehr, ob ich einen Kopf oder eine Windmühle auf dem Rumpfe trage.

Fr. St.

Fr. St. Da! da iſt unſers gnädigſten Königs Portrait! nun, da ſeht ſelbſt! iſt ers? oder iſt ers nicht?

Bürg. Der Fremde, wie er leibt und lebt.

Hr. St. Richtig.

Bürg. Aber woher weiß die Frau Mutter —?

Fr. St. Hab' ich vor 40 Jahren nicht des Königs Großvater geſehn? und iſt ihm der Enkel nicht wie aus den Augen geſchnitten? Ich ſage dir, das iſt ſein Portrait, und die geheiligte Perſon wandelt über unſern Köpfen.

Hr. St. Da haben wirs! er reiſt incognito.

Sperl. Der Landesvater im Steinbruche!

Bürg. Ach mein Gott! was iſt nun anzufangen? Da muß ja die Bürgerwache mit der alten Trommel aufziehn.

Sperl.

Sperl. Und die Schützencompagnie mit der Fahne.

Hr. St. Und der Magiſtrat mit den Waiſenkindern.

Fr. St. Ach! wenn das mein ſeliger Herr noch erlebt hätte!

Bürg. Aber iſt es denn auch ſo recht gewiß?

Hr. St. Wie kann der Herr Bruder noch zweifeln? die Frau Mutter hat ja den Großvater ſelbſt geſehn.

Sperl. Und das Portrait läßt ſich doch auch nicht weg demonſtriren.

Fr. St. Es iſt der König, ſag ich dir!

Bürg. So muß mit allen Glocken geläutet werden, daß die Bürger zuſammen laufen.

Fr. St. Die Frau Muhmen ſind ſchon hinaus.

Bürg. So brauchen wir keine Glocken. Aber eine Ehrenwache muß gleich vor das Haus.

Fr. St. Vor unſer Haus! Wenn ich die Ehrenwache ſehe, ſo rührt mich der Schlag.

Sperl. Da iſt er.

Fr. St. (zwingt ſich aufzuſtehn) Ach Gott! Ach Gott!

Bürg. Ein Herz gefaßt.

Sechſte Scene.

Olmers. Vorige.

Olm. Ein recht bequemes Haus, lieber Herr Bürgermeiſter, und eine vortreffliche Ausſicht. Ich hoffe, ſehr frohe Stunden hier zu verleben.

Bürg. Allergnädigſter König —

Olm. Wie?

Hr. St. Ew. Königl. Majeſtät —

Olm. Was?

Sperl. Glorreichſter Monarch —

Olm. Scherzen Sie mit mir?

Fr. St. Geſalbter des Herrn —

Olm. Wir haben doch heute nicht den ſechſten Januar?

Bürg. Verbergen Sie ſich nicht länger Ihren getreuen Unterthanen!

Hr. St. Unſere Herzen brennen —

Sperl. Und lodern —

Fr. St. Und zerfließen —

Olm. Was haben Sie mit mir vor?

Bürg. Dero Premierminiſter hat bereits halb und halb verrathen —

Olm. Mein Premierminiſter? (für ſich) ich werde doch nicht ins Tollhaus gerathen ſeyn?

Siebente Scene.

Die Magd. Vorige.

Magd. Draußen ſtehn zwey Männer. Sie ſprechen, ſie wären Deputirte von der Schützengilde, und wollten den König bewillkommen.

Bürg. Wollen Ew. Majeſtät allergnädigſt erlauben?

Olm. Ey zum Henker! was fällt Ihnen ein? ich bin ja eben ſo wenig eine Majeſtät als Ihr Nachtwächter.

Bürg. Ach großer Gott! was wollen Allerhöchſtdieſelben länger leugnen? wir beſitzen ja Dero unſchätzbares Portrait.

Olm. Mein Portrait?

Fr. St. Hier iſt es, großer König. (ſie überreicht es)

Olm. Ja, es iſt allerdings mein Portrait —

Bürg.

Bürg. Endlich! (zu der Magd) Die Deputation ſoll herein kommen, ſoll die Gnade haben vorgelaſſen zu werden.

Olm. Ums Himmels willen nicht! Sie machen mich zum Geſpött; ich heiße Karl Olmers, und damit holla.

Hr. St. Laſſe der Herr Bruder es gut ſeyn; Se. Majeſtät wollen nun einmal durchaus incognito bleiben.

Fr. St. Aber die Ehrenwache werden Allerhöchſtdieſelben doch nicht verſchmähen?

Olm. Wenn Sie nicht bald aufhören, ſo brauch' ich allerdings eine Wache, denn ich werde verrückt. (zu Sabinen, welche eben hereintritt) Ah Mademoiſell! gut daß Sie kommen. Man will mich hier mit Gewalt zum König machen. Wie das zugeht, mag Gott wiſſen. König bin ich warlich nicht! zu herrſchen begehr' ich nirgends, als nur in Einem Herzen. Erlang' ich aber dieſen Wunſch, ſo beneid' ich auch keinen König. (ab.)

Achte Scene.

Fr. Staar. Der Bürgermeiſter. Hr. Staar. Sperling. Sabine.

Bürg. Man muß Se. Majeſtät begleiten. (er will nach.)

Sab. (hält ihn auf) Lieber Vater, was ſoll das heißen? wie kommen Sie auf den Einfall?

Bürg. Naſeweiß! es iſt unſer König.

Sab. Gott bewahre! wer hat Ihnen das weiß gemacht?

Hr. St. Weiß gemacht?

Bürg. Hat die Frau Mutter nicht den Großvater geſehn?

Hr. St. Hat ſie nicht das Portrait?

Fr. St. Von ihr ſelbſt hab' ich es empfangen.

Sab. Ah! nun verſteh' ich — ja lieber Gott, das war nur ein Scherz.

Alle. Ein Scherz?

Sab. Verzeihen Sie liebe Großmutter —

Fr. St. Ich drehe dir den Hals um!

Sab. Konnt' ich das vermuthen —

Fr. St. Gottloſes Kind! du wußteſt alſo, wen das Portrait eigentlich vorſtellt?

Sab. (ſich etwas verlegen heraushelfend) Nein — das wußte ich nicht —

Fr. St. Wie kamſt du dazu?

Sab. Ich — ich hab' es gefunden.

Fr. St. Gefunden? wo? wie?

Sab. Als ich noch in der Reſidenz war — auf einem Spaziergange — im hohen Graſe — ich ſteckt' es in die Taſche, und hab' es vergeſſen bis auf den heutigen Tag.

Fr. St. Ey! woher denn aber die Zärtlichkeit, mit der du das Bild angaffteſt, als ich dieſen Morgen herein trat?

Sab. Zärtlichkeit?

Fr. St. Ja ja, Mamſell, dir war Hören und Sehen vergangen.

Sperl. Ey, ey, Mademoiſell.

Sab. Ah das kann ich Ihnen leicht erklären. Aufmerkſamkeit war es. In den Zeitungen wurde ein verlornes Bild angezeigt. Da fiel mir das Meinige wieder bey. Schnell zog ich es aus der Taſche, um es mit der Angabe zu vergleichen.

Fr. St. Ich habe ja keine Zeitungen geſehn?

Sab. Dort liegen ſie noch auf dem Tiſche.

Fr. St. (zieht die Brille heraus) Gieb doch her, ich will den Artikel ſelber leſen.

Sab. (erſchrocken) O ja — warum nicht — hier ſind ſie — ach verwünſcht! da haben die Kinder das Butterbrod darauf gelegt. Es iſt Alles durchgeweicht, Alles unleſerlich.

Fr. St. Verſchmitzte Kreatur! wenn ich nun das Bild an einer Zitternadel auf meine Haube geſteckt hätte? Die ganze Stadt hätte mit Fingern auf mich gewieſen. — Fort damit! Laß es mir nie wieder vor die Augen kommen.

Bürg.

Bürg. Gieb es dem Fremden zurück.

Sab. Ey freylich, er könnte ja ſonſt wunder glauben —

Sperl. Der Erſatz ſey meine Sorge. Ich ſelber laſſe mich mahlen.

Sab. (bey Seite) Lieber ausſtopfen.

Hr. St. Die Jungfer Nichte iſt eine Närrin! Daß doch ſo eine leichtfertige Dirne eine ganze reputirliche Stadt wie ihren Strickbeutel umkehrt. Ich muß nur gehen, und die Bürgerſchaft beruhigen. (ab)

Bürg. Und ich will die Schützendeputation abfertigen. Das ſag' ich dir! bringſt du mir noch Einmal einen ſolchen König ins Haus, ſo ſchick' ich dich auf die Spinnſtube. (ab.)

Fr. St. Alle Freude umſonſt! ich ſah ſchon die Ehrenwache vor unſerer Thür; ich erzählte es ſchon meinem ſeligen Herrn im Grabe — und indeſſen ſind meine Braten zu Kohlen verbraunt, du Rabenkind! (ab.)

Neunte Scene.

Sperling und Sabine.

Sab. Herr Bau-, Berg- und Weginſpectorsſubſtitut, Sie werden vermuthlich vor dem Eſſen auch noch Geſchäfte haben?

Sperl. Wertheſte Mademoiſell, vor dem Eſſen und nach dem Eſſen hab' ich kein anderes Geſchäft, als mein treues Herz vor Ihnen auszubreiten.

Sab. Ausbreiten? es iſt ja kein Mantel.

Sperl. Poetiſcherweiſe allerdings ein Mantel, aber ohne Falten, ohne alle Falten. Schönſte Sabina! verſuchen Sie es! wickeln Sie ſich darein bey Sturm und Froſt.

Sab. Ich bin noch jung, mein Herr, und bedarf keiner geborgten Wärme.

Sperl. Will ich denn dies treue Herz nur borgen? nein, ſchenken will ich es! (er kniet nieder) Hier zu ihren Füßen empfangen

gen Sie Ihr Eigenthum! ſchalten Sie damit nach Gefallen. Der König iſt verſchwunden, aber die Königin ſteht vor mir! Meine Königin! mein Götterkind!

Zehnte Scene.

Olmers. Vorige.

Olm. (ſtutzt als er herein tritt) Ich bitt' um Vergebung, eine ſo ſchöne Unterhaltung muß man nicht ſtören.

Sperl. (ſteht' auf)

Sab. Es hat nichts zu bedeuten. Kommen Sie nur näher.

Olm. (bitter) Nichts zu bedeuten? Es mögte doch wohl Leute geben, denen ein ſolcher Anblick ſehr bedeutend vorkäme.

Sperl. Ey freylich! Sie ſollen wiſſen, mein Herr, daß nach einer Ewigkeit von zwey Jahren die treue Liebe endlich ſiegt.

Olm. Wirklich? ich wünſche Ihnen Glück.

Sperl. Wenn Sie einige Wochen bey uns verweilen, ſo werden Sie einem Feſte beywohnen, an welchem Amor und Hymen ſich brüderlich umarmen.

Olm. In der That?

Sab. Ja mein Herr, das hoff' ich von ganzem Herzen.

Olm. Ey, welche liebenswürdige Offenheit! Natürlich werde ich ſo lange hier bleiben, denn ich muß für meinen zerbrochenen Wagen doch durch *etwas* entſchädigt werden.

Sab. Noch bin ich zwar nicht Braut, aber ich hoffe es bald zu werden.

Olm. Sie wären es noch nicht? Sie belieben zu ſcherzen.

Sperl. Purer klarer Scherz im Gefolge der Grazien.

Sab. Mein Herr, verſtehen Sie mich recht. Schon ſeit fünf Wochen hab' ich gehofft, daß mein Geliebter ſich erklären würde, aber er ſchwieg.

Sperl. Er ſchwieg? Schalkhafte! haben meine Augen denn nicht geſprochen?

Olm. (der zu begreifen anfängt) Er ſchwieg vielleicht nur, um Alles vorzubereiten.

Sperl. Ganz recht, mein Herr. In meiner künftigen Wohnung wird noch gebaut. Jetzt logie' ich im Dachſtübgen bey dem Herrn Vicekirchenvorſteher.

Sab. Er hätte mir doch durch die dritte Hand eine ſchriftliche Nachricht können zukommen laſſen.

Sperl. Lag ich denn nicht täglich ſelber zu Ihren Füßen?

Olm. Vielleicht hat er ein ſtrenges Verbot, welches die Sittſamkeit ihm auflegte, zu gewiſſenhaft erfüllt.

Sperl. Errathen, mein Herr. Als die Mamſell nach der Reſidenz gieng, verbot ſie mir ausdrücklich, meine Seufzer durch die Poſt zu ſpediren.

Sab. Einer dienſtfertigen Muhme hätte man ſich immer vertrauen mögen.

Sperl. Schönſte Mademoiſell, alle unſere Muhmen ſind Klatſchmäuler.

Olm. Vielleicht glaubte man auch, von Liebe und Treue bereits ſo viele Proben abgelegt zu haben, daß man auf edles Vertrauen rechnen dürfe.

Sperl. Getroffen, mein Herr. Ich bin ja ſo treu als der Hund des Melai in Meißners Skizzen.

Sab. Sie glauben alſo wirklich, Herr Olmers, daß mein Geliebter noch eben ſo warm für mich empfinde, als vormals?

Sperl. Nur warm? — ſiedend heiß! — Ja, Mademoiſell! hätte Archimedes ſolche Liebe empfunden, er hätte ſeine Spiegel nicht gebraucht, um die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken.

Olm. Ich wage zu behaupten, daß ſeine Empfindungen durch die Abweſenheit nur noch heftiger geworden.

Sperl. Freylich, freylich. Als ſie in der Stadt war, wollt' ich raſend werden.

Sab. Nun ſo bin ich beruhigt.

Sperl. Endlich!

Olm. Auch ich.

Sperl. Sie ſind ein ſcharmanter Mann, daß Sie um meinetwillen ſich ſo beunruhigt haben. Ich bitte mir Ihre Freundſchaft aus.

Olm. Gehorſamer Diener.

Sab. Wer mich aufrichtig liebt, wird es aber nicht blos *mir* ſagen.

Sperl. Wem ſonſt?

Olm. Vermuthlich wird er ſich Ihrem Herrn Vater entdecken.

Sperl. Iſt ja ſchon geſchehn.

Sab. Was noch zu thun wäre, muß *bald* geſchehn, da meine Verlobung bereits auf Morgen feſtgeſetzt worden.

Sperl. Eben deswegen iſt nichts mehr vonnöthen.

Olm. Und *wäre* noch etwas vonnöthen, ſo wird es ſicher dieſen Abend geſchehn.

Sperl.

Sperl. Natürlich.

Sab. Ich ſchwebe zwiſchen Furcht und Hoffnung.

Sperl. Werfen Sie ſich der Hoffnung getroſt in die Arme.

Olm. Mächtige Fürſprache kann Gutes bewirken.

Sperl. Wozu? Die Familie iſt einig.

Der Schmetterling vermählt ſich mit der Roſe,
Und trinkt entzückt den Thau aus ihrem Schooſe.

Sab. Wohlan! in Gegenwart dieſes Herrn ſchwör' ich nochmals ewige Liebe!

Olm. Ich empfange den Schwur im Namen des Geliebten.

Sperl. Ach wie rührend!

Sab. Keine Gewalt ſoll mich von ihm trennen!

Olm. Er iſt auf ewig mit Ihnen verbunden.

Sperl. Meine Thränen fließen.

Sab. Zum Pfand des Schwurs reich' ich die Hand.

Olm. Dankbar drücke ich ſie an die Lippen.

Sperl. Na, ich bin recht ſeelenvergnügt.

Eilfte Scene.

Frau Staar. Vorige.

Fr. St. Das Eſſen iſt aufgetragen. Die Gäſte ſind bereits in der großen Stube. Wenn ich gehorſamſt bitten darf —

Olm. Zu Befehl. (Er reicht Sabinen hinter Sperlings Rücken die Hand und entſchlüpft mit ihr.)

Sperl. (indem er weiſſe Handſchuh anzieht) So will ich denn im Triumph an der Hand der Liebe — (er wendet ſich galant, um Sabinen die Hand zu reichen, ſteht aber vor der Großmutter.)

Fr. St. (verneigt ſich) Herr Bau-, Berg- und Weginſpectorsſubſtitut —

Sperl. (ſtotternd) Frau Unterſteuereinnehmerin — (Sie reicht ihm ihre Fingerſpitzen, welche er mit ſeinen Fingerſpitzen faßt, und mit einem ſüßſauren Geſichte ſie fortführt.)

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Frau Staar allein.

Nein, ſo etwas dergleichen von Ungezogenheit iſt mir noch nicht vorgekommen. Sind das die feinen Sitten in der Reſidenz? Gott behüte und bewahre! — Von der **Madam** will ich gar nichts mehr reden, denn die liegt mir ſchon tief im Magen. Aber — ich weiſe ihm den Ehrenplatz an zwiſchen zwey reſpectablen alten Frauen, was thut er? er läßt ſie ſitzen wie ein paar Wachsbilder in einer Jahrmarktsbude, und pflanzt ſich mitten unter das junge Volk! — Ey! ey! ey! —

Nein, da lob' ich mir den Herrn Bau- Berg- und Weginſpectors-Subſtituten! das iſt noch ein Männgen! galant und ſcharmant, gebiegelt und geſchniegelt.

Zweyte Scene.

Frau Staar. Frau Brendel. Frau Morgenroth. (Beyde nach ihrer Art geputzt.)

Fr. St. Nun Frau Muhme? der liebe beſcheidene Gaſt!

Fr. Br. Der ſcheint mir ein lockerer Zeiſig.

Fr. M. Haben Sie bemerkt, wie er das Brod zu Kugeln drehte, und die Jungfer Muhme damit warf?

Fr. St. Der böſe Menſch! die edle Gottesgabe!

Fr. Br. Den rothen Wein hat er aufs Tiſchtuch verſpritzt.

Fr. M. Was wollen Sie ſagen! beym Lichtputzen hat er ſogar einen Funken darauf fallen laſſen.

Fr. St. I du Böſewicht! mein damaſtnes Tiſchtuch.

Fr. Br. Das Eſſen ſchien ihm auch nicht recht zu ſchmecken.

Fr. M. Er ließ manche Schüſſel ganz vorübergehn. Schickt ſich das?

Fr. St. Ich habe ihm doch genug geſagt, wie gut jede Schüſſel zubereitet ſey, und aus welchen Ingredienzien ſie beſtehe.

Fr. Br. Ich denke, am Nöthigen haben wir es Alle nicht fehlen laſſen.

Fr. M. Er war ja ſo unverſchämt, ſich das Nöthigen ganz zu verbitten.

Fr. M. Man ſieht, daß er noch wenig gute Geſellſchaft frequentirt hat.

Fr. Br. Nicht einmal den Kuchen hat er gelobt, und der war doch vortrefflich.

Fr. M. Außerordentlich mürbe.

Fr. Br. Er zergieng auf der Zunge.

Fr. M. Vermuthlich ſelbſt gebacken?

Fr. St. Zu dienen.

Fr. Br. O das merkt man gleich.

Fr. St. Allzugütig.

Fr. M. Der Teig iſt wie Schaum.

Fr. St. Sie beſchämen mich.

Fr. Br. Darf ich fragen, wie viel Eyer die Frau Muhme dazu nehmen?

Fr. St. Ich werde die Ehre haben, das ganze Recept mitzutheilen. Man nimmt Erſtens —

Dritte Scene.

Herr Staar. Die Vorigen.

Hr. St. Bleibt mir vom Halſe mit Eurem vornehmen Gaſte! Der kann ſich erſt aus meiner Leſebibliothek das Sittenbüchlein holen, und ſolches fleißig ſtudieren.

Fr. Br. Ja wohl, Herr Vicekirchenvorſteher, der iſt gar ſehr in der Erziehung verwahrloſt.

Hr. St. Erſt hat er nicht einmal ordentlich ſein Tiſchgebet verrichtet.

Fr. St. Und noch obendrein über die armen Kinder gelacht, die doch ihr „Komm Herr Jeſu ſey unſer Gaſt“ recht ordentlich herunter beteten.

Hr. St. Als ich, nach alter ſcherzhafter Weiſe, die Geſundheit: **Was wir lieben**, ausbrachte, gleich rief er: was uns wieder liebt und ſeinem Nachbar einen Kuß giebt.

Fr. Br. (ſich verſchämt mit dem Fächer wedelnd) Ich hatte das Unglück ihm an der linken Hand zu ſitzen.

Fr. St. Die hübſche Mamſell Morgenroth, die ihm zur Rechten ſaß, wurde feuerroth.

Hr. St. Die Sabine warf ihm einen grimmigen Blick zu.

Fr. St. Am Ende wollte er ja gar ein heydniſches Lied ſingen: Freude ſchöner Götterfunken! nein, ſo verrucht geht es bey uns nicht zu.

Hr. St. Weil er ſelbſt keinen Titel hat, ſo giebt er auch keinem Menſchen ſeine gebührende Ehre.

Fr. St. Wenn mein Sohn, der Bürgermeiſter, auch Oberälteſte, die wichtigſten Proceſſe abhandelte, ſo ſaß er und kritzelte mit der Gabel auf dem Teller.

Fr. Br. Und Zucker hat er in den Kaffe geworfen, eine ganze Hand voll!

Fr. M. Und ſtatt nach Tiſche zur geſegneten Mahlzeit die Hand zu küſſen, hat er ſich ein Einzigesmal rings herum verbeugt.

Hr. St. Ich möchte nur wiſſen, wie der Herr Miniſter ſolche Leute empfehlen kann.

Vierte Scene.

Sperling. Vorige.

Sperl. Hochgeehrteſte Frau Muhmen, ich wollte, der Fremde läge noch im Steinbruche, denn unter uns geſagt, er hat keine Conduite.

Hr. St. Darüber ſind wir einig.

Sperl. Haben Sie wohl das ſpöttiſche Lächeln bemerkt, als ich den löblichen alten Leberreim vorſchlug?

Hr. St. Von Ihrer ſchönen Ode auf die braunſchweiger Mumme, hat er nicht drey Worte gehört.

Fr. Br. Da zwinkert' er immer mit der Jungfer Muhme, die ihm gegenüber ſaß.

Sperl. Für die ſchöne Literatur ſcheint er wenig Sinn zu haben.

Hr. St. Er hat ja nicht einmal den Rinaldo Rinaldini geleſen.

Sperl. Er iſt zu bedauern. Es mag ihm nicht an Anlage fehlen, aber keine Ausbildung.

Hr. St. Keine Sitten.

Fr. Br. Keine Moral.

Fr. M. Keine Lebensart.

Fr. St. Keinen Titel.

Sperl. Wenn der bey dem morgenden großen Feſte erſcheint, geben Sie Acht, der wird zum Kinderſpott.

Hr. St. Danken wir dem Himmel, daß in unſerer guten Stadt Krähwinkel die liebe Jugend feiner erzogen wird.

Fünfte Scene.

Sabine. Vorige.

Fr. St. Gut Bingen, daß du kömmſt. Sag' uns doch ein wenig, gleichen die jungen Herrn in der Reſidenz Alle dieſem Musje Olmers?

Sab. Alle, die Anſpruch auf feine Bildung machen.

Fr. St. So? ſcharmant.

Hr. St. Er iſt ja ein Grobian.

Fr. Br. Dreht Brodkugeln.

Fr. M. Befleckt die Tiſchtücher.

Fr. St. Titulirt keinen Menſchen.

Sperl. Verhöhnt die Poeſie.

Fr. Br. Lobt keinen Kuchen.

Fr. M. Läßt die Hälfte auf dem Teller liegen.

Hr. St. Weiß von keinem Tiſchgebet.

Fr. St. Will heydniſche Lieder ſingen.

Sperl. Küßt die Nachbarin.

Fr. St. Hat weder deinem Vater noch dem Herrn Paſtor loci geduldig zugehört.

Sab. O weh! o weh! der arme Olmers! — Liebe Großmutter, in der Reſidenz verbannt man ſo viel möglich allen Zwang. Komplimente ſind dem, der ſie macht, im Grunde eben ſo läſtig, als dem, der ſie empfängt. Man läßt die Leute eſſen wovon ſie Luſt haben, und ſo viel ſie mögen, man nöthigt nie. Das Tiſchgebet iſt nicht mehr gebräuchlich, weil die Kinder nur plappern, und die Erwachſenen nichts dabey denken. Ein anſtändiger Scherz, ein frohes Lied, würzen das Mahl. Der Titel bedient man ſich blos im Amte, im geſelligen Leben würden ſie nur die Freude verſcheuchen. Kurz, ein guter Wirth ſucht Alles zu entfernen, was die Behaglichkeit ſeiner Gäſte ſtören könnte. Man kömmt, man ſetzt ſich, man ſteht, Alles nach Belieben.

Belieben. Man geht wieder ohne Abſchied zu nehmen.

Fr. St. Hör' auf! ich bekomme meine Schwindel.

Fr. Br. Ohne Abſchied! iſt das möglich?

Fr. M. Sich nicht einmal zu bedanken für genoſſene Ehre!

Sab. Wenn die Gäſte vergnügt ſind, ſo hält der Wirth das für den beſten Dank.

Fr. St. Ach du mein Gott! iſt denn die Reſidenz zu einer Dorfſchenke geworden?

Sechſte Scene.

Der Bürgermeiſter. Olmers. Vorige.

Bürg. Wie ich Ihnen ſage, Herr Olmers, die Stadtheerde hat ſeit 100 Jahren das Privilegium auf den Rummelsburger Stoppeln zu weiden —

Olm. So?

Bürg. Nun aber hat der Amtmann daſelbſt noch neuerlich einen Hammel gepfändet —

Olm. (zu Sabinen) Meine ſchöne junge Wirthin iſt mir entſchlüpft.

Bürg. Einen Hammel, ſag' ich, hat er gepfändet —

Olm. Zwar kleidet die häusliche Sorge Sie überaus wohl —

Bürg. Einen fetten Hammel ſage ich —

Sab. (halb leiſe) So hören Sie doch auf den Hammel!

Olm. Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Bürgermeiſter. Ich bin von den Privilegien Ihrer Stadtheerde ſattſam überzeugt. Der Amtmann muß den Hammel herausgeben, das verſteht ſich.

Bürg. Ey damit iſts noch nicht gethan.

Olm. Und Strafe dazu, ſo viel Sie wollen. (zu Frau Staar) Nicht wahr Madam? — Sie haben uns ſo ſchön bewirthet, daß wir in dieſem Augenblicke ſelbſt für den

fetteſten

fetteſten Hammel uns nicht zu intereſſiren vermögen.

Fr. St. Es ſcheint überhaupt, mein Herr, daß vernünftige Geſpräche nicht Jedermann intereſſiren. Zu meiner Zeit wurde das Alter in hohen Ehren gehalten. Betitelte Perſonen von geſetzten Jahren führten das Wort, die unbetitelte Jugend hörte und lernte. Sintemalen nun aber dieſe ehrbare Sitte nicht mehr gebräuchlich, ſo thun ältere Perſonen wohl, ſich der Geſellſchaft zu entziehen, und über den Sittenverfall in chriſtlicher Einſamkeit zu ſeufzen. (Sie verneigt ſich und geht ab.)

Olm. Ich will nicht hoffen, daß Madam auf mich zürnt?

Hr. St. Meine Frau Mutter, die Frau Unterſteuereinnehmerin, wird in ganz Krähwinkel ſo hoch reſpectirt, daß ſie auch dann nicht einmal zornig wird, wenn Dieſer oder Jener ihr die gebührende Titulatur verſagt.

(ab.)

Olm.

Olm. Mein Gott! die Titel ſind hier in der Provinz ſo lang, und das Studium derſelben ſo beſchwerlich —

Sperl. Beſonders wenn man ſelbſt keinen Titel hat. (ab.)

Olm. Aus einer frohen Geſellſchaft ſollte jeder Zwang verbannt ſeyn.

Fr. Br. Da man aber bey einer Gaſterey nicht zuſammenkömmt, um froh zu ſeyn, ſondern um die Gaben Gottes reichlich und mit Anſtand zu genießen, ſo ſollte man doch billig auf die reſpective Würde der Geſellſchaft einige Rückſicht nehmen. (verbeugt ſich und geht.)

Fr. M. Zumal, da die guten Sitten nur durch ein ehrbares Ceremoniel in ihrer Reinigkeit erhalten werden. (verbeugt ſich und geht.)

Olm. Bewahre der Himmel!

Bürg. (bey Seite, indem er ſich die Perrücke zurechte zupft) Wenn nur der Miniſter nicht wäre, ich wollte es ihm auch ſchon ſagen.

Sab. (leiſe) Sie ſind auf dem beſten Wege, es mit der ganzen Familie zu verderben. Reden Sie mit meinem Vater, ehe es zu ſpät wird. (ab.)

Siebente Scene.

Olmers und der Bürgermeiſter.

Bürg. Wiederum auf beſagten Hammel zu kommen —

Olm. O Herr Bürgermeiſter! und wenn Sie mir alle Hammel von ganz Tibet verſprächen, jetzt hab' ich einen Wunſch, der mir näher am Herzen liegt.

Bürg. So? ſo?

Olm. Ich liebe Ihre Mademoiſell Tochter.

Bürg. Ey, ey.

Olm. Ich wünſchte ſie zu heirathen.

Bürg. Viel Ehre.

Olm. Ich habe Vermögen, und durch das Wohlwollen des Miniſters hoffe ich auch bald ein anſtändiges Amt zu erhalten.

Bürg. Gratulire.

Olm. Nur Ihre Einwilligung fehlt noch zu meinem Glücke. Darf ich mir ſchmeicheln?

Bürg. Gehorſamer Diener!

Olm. Als ein ehrlicher Mann hab' ich meine Anwerbung in wenig Worten ohne Schminke vorgetragen. Antworten Sie mir eben ſo.

Bürg. O ja — Sie erlauben nur — ich bin pater familias — meine Pflicht erheiſcht, die ſämmtlichen Vettern und Muhmen zuſammen zu berufen, und ſelbigen Dero Anliegen in geziemenden terminis vorzutragen.

Olm. Thun Sie das. Ich gehe indeſſen in den Garten, und erwarte mit Ungeduld die Entſcheidung. (ab.)

Achte Scene.

Der Bürgermeiſter allein.

Ey ſeht doch! der Menſch fällt mit der Thür ins Haus. Iſt das eine Manier zu heirathen? weiß er denn nicht einmal, daß man vorher ein halbes Jahr in einem Hauſe ab und zu, aus und eingehen muß, bis die ganze Stadt davon ſpricht, ehe man zu ſolchen Extremitäten ſchreitet. — Gott verzeih mir die Sünde! das ſähe ja aus, als müßte die Hochzeit über Hals und Kopf aus gewiſſen Urſachen beſchleunigt werden. (er geht an die Thür und ruft hinaus) Margarethe! Bittet geſchwind die Frau Mutter, und den Herrn Bruder, und auch die Frau Muhmen herüber; ich hätte etwas importantes mit ihnen zu überlegen. (kömmt zurück) Ja, wenn nur der Miniſter nicht wäre, auf der Stelle hätte ich ihn abgefertigt. Aber ich wollte denn

doch,

doch, daß er das morgende Feſt Sr. Excellenz getreulich referirte; drum muß ich ihn ſchonen.

Neunte Scene.

Bürgermeiſter. Frau Staar. Herr Staar. Frau Brendel. Frau Morgenroth.

Fr. Br. Da ſind wir auf des Herrn Bürgermeiſters Verlangen.

Fr. St. Was begehrſt du, mein Sohn?

Hr. St. Was will der Herr Bruder?

Bürg. Es iſt eine Familienangelegenheit zu berathſchlagen; da hab' ich denn die lieben Angehörigen verſammeln wollen.

Fr. Br. und **Fr. M.** Ey was denn? Herr Vetter, was denn?

Bürg. Etwas Nagelneues.

Fr. Br. Doch nicht wegen der neuen Frau Steuereinnehmerin, die der alten würdigen

digen Frau Muhme beym heiligen Liebesmahl durchaus vortreten will?

Fr. St. Sie ſoll ſich nur unterſtehen —

Bürg. Nein, das iſt es nicht.

Fr. M. Oder wegen Feldſcheers Chriſtian, der ihren Gottlieb einen Strohkopf geſchimpft hat?

Bürg. Auch nicht. Die Sache iſt jetzt vor einem Hochedeln Rath und kann unter zwey Jahren nicht beendigt werden.

Fr. St. Nun ſo explicire dich mein Sohn.

Bürg. Nehmen wir zuvor Platz, um in gehöriger Ordnung zu procediren. Die Frau Mutter, als Familienpräſes, in der Mitte; die Stammhalter zu beyden Seiten. Die Frau Muhmen auf dem rechten und linken Flügel. So.

Fr. Br. (indem ſie ſich ſetzt) Ich ſterbe vor Verlangen.

Fr. M. (eben ſo) Ich platze vor Neugier.

Bürg. (räuſpert ſich) Es iſt ihnen allerſeits wohl bewußt, welchergeſtalt meine älteſte Eheleibliche Tochter Sabina nunmehro, die mannbaren Jahre erreicht hat.

Fr. St. Freylich, ſie ſoll ja heirathen.

Fr. Br. Etwas zu jung mögte ſie allerdings noch ſeyn.

Fr. M. Wenn ſie nicht meine liebe Muhme wäre, ſo würde ich ſagen, ſie ſey noch ein wenig naſeweiß.

Hr. St. Getroffen. Die Bücher aus meiner Leſebibliothek ſind ihr Alle nicht gut genug.

Fr. Br. Ein ziemliches Weltkind, das die neueſten Moden aus der Reſidenz bekömmt.

Fr. M. Neulich ſpottete ſie gar über unſere Manier uns zu verneigen.

Fr. Br. Unſer alter Tanzmeiſter war zu ſeiner Zeit doch ein berühmter Mann.

Fr. M. Freylich wußte er nichts von dem neumodiſchen Hopſaſa!

Fr. Br.

Fr. Br. Und litt auch nicht, daß man auf der Straße die Schleppe um ſich wickelte wie einen naſſen Lappen.

Fr. St. Nun, nun, liebwertheſte Frau Muhmen, der Jugend muß man etwas zu gute halten. Mein Sabingen hat doch ein ehrliches Gemüth. Fahre fort, mein Sohn Niclas.

Bürg. Obbeſagte, meine Tochter Sabina gedenket nunmehro der Herr Bau-Berg- und Weginſpectors-Subſtitut Sperling als ſein eheliches Gemahl heim zu führen.

Hr. St. Iſt zur Gnüge bekannt. Nur weiter.

Bürg. Es findet ſich aber, daß, ehe noch die ſponſalia vollzogen worden, ein Mitbewerber auftritt, welcher gleichfalls chriſtliche Abſichten heget.

Alle. Wer? wer?

Bürg. Es iſt ſolches der mir von Sr. Excellenz dem höchſt zu verehrenden Herrn

Miniſter

Miniſter auf das dringlichſte empfohlene Herr Olmers.

Fr. St. Der?

Hr. St. Hm!

Fr. Br. Ey!

Fr. M. Seht doch!

Fr. St. Wirklich?

Hr. St. Curios.

Fr. Br. In der That.

Fr. M. Unvermuthet.

Bürg. Was meinen nun die lieben Angehörigen nach reiflicher der Sache Erwägung?

Fr. St. Je nun —

Hr. St. Ich meine —

Fr. Br. Was mich betrifft —

Fr. M. Ich habe ſo meine eigenen Gedanken.

Fr. Br. Die Heirathen nach der Reſidenz gedeihen nicht allzuwohl. Man hat Beyſpiele.

Fr. St. Ganz recht Frau Muhme, die Stadtſecretairs Tochter.

Fr. Br. Das war ein Juchhe und eine Herrlichkeit, wie ſie den Journalenſchreiber heirathete.

Fr. M. Drey neüe Kleider auf Einmal wurden angeſchafft.

Fr. St. Aber es dauerte kein Jahr, ſo kam ſie mit einem Würmgen zurück.

Fr. Br. Sitzt nun da und nagt am Hungertuche.

Fr. M. Die ſeidenen Fähngen ſind verkauft.

Fr. St. Natürlich, wo ſoll es herkommen!

Fr. Br. Das Leben wird alle Tage theurer.

Fr. M. Ja wohl, Frau Muhme, die Butter hat auf dem lezten Markttage wieder einen Groſchen mehr gekoſtet.

Fr. St. Wo will das hinaus!

Fr. Br. Die Frau Rentkammerſchreiberin Wittmann tractirt doch alle Tage.

Fr. M. Ich höre ja, ſie hat geſtern wieder Kuchen gebacken?

Fr. St. Was Sie ſagen!

Fr. Br. Ihr Mann iſt doch nur Supernumerarius.

Fr. St. Wo nehmen nur die Leute das Geld her?

Fr. M. Ja, wenn ich reden wollte —

Fr. St. und Fr. Br. O reden Sie, liebe Frau Muhme, reden Sie.

Bürg. Ein Andresmal, wenn ich unmasgeblich bitten darf. Wiederum auf meine Sabina zu kommen —

Hr. St. Wo denkt der Herr Bruder hin? Der Menſch hat ja gar keine Familie.

Fr. Br. Man weiß ja nicht einmal, wie er geboren iſt?

Fr. M. Ob man Hoch- oder Wohledel an ihn ſchreibt?

Fr. Br. Sie wiſſen, daß die Honoratioren unſerer Stadt ſeit undenklichen Zeiten Alle untereinander verwandt ſind.

Fr. M. Der Familie wegen werden ja eben die Heirathen geſtiftet.

Hr. St. Das hilft ſich einander in den Hochweiſen Rath.

Fr. Br. Der Herr, Vater wiſſen das ſelber am beſten.

Fr. M. Ein Fremder iſt eine Raubbiene in unſerm netten Bienenkorbe.

Hr. St. Weiß nichts von unſern alten ehrwürdigen Gebräuchen —

Fr. Br. Macht ſich luſtig über unſere ehrbaren Sitten —

Fr. M. Vergiftet die liebe Jugend, die ohnehin täglich ſchlimmer wird —

Fr. St. Ja wohl Frau Muhme! zu unſerer Zeit —

Fr. M. Ey ja wohl! ja wohl!

Fr. St. Ich wundre mich nur, wie ſie die Hauptſache vergeſſen können! Der Menſch iſt ja gar nichts, nicht einmal ein Supernumerarius, oder ſo etwas dergleichen. — Seht doch! das gefällt mir nicht übel. Die Tochter eines Bürgermeiſters auch Oberälteſten! Die Enkelin eines Unterſteuereinnehmers! Die Naſe ſteht ihm hoch.

Bürg. Das Concluſum dieſer Berathſchlagung fiele alſo dahin aus —

Fr. St. Nein, er bekömmt ſie nicht.

Alle. Er bekömmt ſie nicht.

Bürg. Bene! optime! Das iſt auch meine Meinung. Nur ſtehet annoch zu erörtern, wie man auf eine glimpfliche Weiſe ihm ſolches inſinuiren möge? Denn aus ſchuldigem Reſpect vor Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter muß Solches mit beſonderer Schonung tractiret werden.

Fr. St. Wenn er alle Tage zu Gaſte geladen wird, ſo kann er ſchon zufrieden ſeyn.

Bürg. Das wäre etwas.

Fr. Br. Der Herr Vetter können ihm ja von Rathswegen den Ehrenwein ſchenken.

Bürg.

Bürg. Nein, Frau Muhme, das wäre zu viel.

Fr. M. Oder bey der nächſten Kindtaufe, welche in der Familie vorfällt, könnte man ihn zu Gevatter bitten.

Bürg. Das läßt ſich hören.

Hr. St. Wie wär' es — da es ihm doch hauptſächlich darauf ankömmt, ſich hier in Krähwinkel zu etabliren — wenn man ihm eine andre Frau proponirte?

Bürg. Da hat der Herr Bruder einen geſunden Einfall.

Fr. St. Ja, aber wen?

Hr. St. Deine Urſula. Sie geht ins neunte Jahr. Er kann warten; kann unterdeſſen mit Hülfe des Miniſters ein ordentlicher, honnetter Menſch werden; kann in unſern Geſellſchaften Lebensart lernen; durch meine Leſebibliothek ſich ausbilden, und dann wieder zufragen.

Fr. St. Recht. Man bliebe dann noch immer Herr zu thun oder zu laſſen.

Bürg. Wenn er aber nicht ſo lange warten will? Denn ich kenne die jungen Herrn, wenn ſie einmal das Heirathen anwandelt, ſo geht es über Hals und Kopf.

Hr. St. J nu, ich wollt' ihm auch wohl eine reife Schönheit vorſchlagen.

Alle. Wen denn?

Hr. St. Da, unſere Frau Muhme, die Frau Oberfloß- und Fiſchmeiſterin.

Fr. Br. (verſchämt) Ah! Sie ſpaßen.

Hr. St. Sie iſt ſchon acht Monat Wittwe.

Fr. Br. Bald neun Monat, Herr Vicekirchenvorſteher, bald neun Monat.

Hr. St. Sie hat Vermögen, kann ihm irgend einen Titel kaufen, ſie ſind wohlfeil zu haben. Ein hübſcher Menſch iſt er doch nun Einmal.

Fr. Br. Ja, hübſch iſt er, das muß man geſtehn.

Hr. St. So käm' er denn doch in die Familie.

Fr. St. Und darum ſcheint es ihm beſonders zu thun.

Bürg. Ja, wie wär' es, Frau Muhme?

Fr. Br. (ſich hinter dem Fächer verſteckend) Ach laſſen Sie doch den lieben Gott walten.

Zehnte Scene.

Olmers. Vorige.

Olm. Verzeihen Sie der Ungeduld der Liebe, die mich raſtlos umher treibt. Ich ſehe Sie verſammelt. Vielleicht iſt mein Schickſal ſchon entſchieden. Darf ich mir ſchmeicheln bald mit in dieſen Kreis zu gehören?

Bürg. (verwirrt und umſtändlich) Ja — ja — Se. Excellenz der Herr Miniſter haben dieſelben Allerdings ſo dringend empfohlen — wenn auch gewiſſe Wünſche nicht grade angebrachtermaßen —

Fr. St. So gäb' es denn doch noch Mittel —

Hr. St.

Hr. St. Mit einigen Modificationen —

Fr. Br. Ach ich bitte! ſchweigen Sie.

Fr. M. Die Familie iſt, dem Himmel ſey Dank, groß —

Fr. Br. Sie machen, daß ich glühe.

Olm. Was ſoll ich aus dieſen abgebrochenen Sätzen ſchließen? Ich bitte, Herr Bürgermeiſter, erklären Sie ſich deutlich.

Bürg. Meine Frau Mutter iſt das Haupt der Familie, ihr kömmt es zu das Wort zu führen. (ab.)

Olm. Von Ihren Lippen, Madam, erwart' ich alſo den Ausſpruch.

Fr. St. (nieſt)

Alle. (außer Olmers) Zur Geſundheit! Gott ſtärke Sie!

Fr. St. (bey Seite) Nicht einmal Proſit ſagt der Unmenſch. (laut) Nein, mein Herr, die Madam hat hier nichts auszuſprechen. Rede du mein Sohn, du kennſt meine Gedanken. (ab.)

Olm. O geſchwind, mein Herr, laſſen Sie mich nicht länger in dieſer marternden Ungewißheit.

Hr. St. Eine delicate Sache. Heirathen und Nähnadeln müſſen die Frauenzimmer einfädeln. Bitte daher, ſich an die Frau Muhmen zu halten. (ab.)

Olm. Sie alſo meine Damen?

Fr. M. Das Herz eines Jünglings, mein Herr, weiß nicht immer was es wünſcht. Oft wähnt es ſich fern vom Ziele, indeſſen Amor, durch einen glücklichen Tauſch, es zu beſeligen im Begriff ſteht.

Olm. Was ſoll das heißen?

Fr. M. Fragen Sie nur die Frau Gevatterin. (ab.)

Olm. Werden Sie mir endlich dieſe Räthſel löſen?

Fr. Br. (minaudirend) Die Familie hat Abſichten — Sie glaubt Ihnen Erſatz ſchuldig zu ſeyn — man thut Vorſchläge — man entwirft Pläne — aber Sie fühlen wohl, mein Herr, daß es unſchicklich wäre, wenn eine junge Frau ſich auf etwas einlaſſen wollte, die erſt ſeit zehn Monaten Wittwe iſt.

(ab.)

Eilfte Scene.

Olmers allein.

Was Teufel ſoll das bedeuten? — Man iſt doch wahrhaftig übel daran, wenn man ſein ganzes Leben in einer großen Reſidenz zugebracht hat. Führt Einen der Zufall dann in eine kleine Stadt, ſo ſteht er da wie eine Eule auf der Stange; die Krähen flattern rings umher und ärgern ſich über den Fremdling.

Zwölfte Scene.

Sabine und Olmers.

Sab. Sind Sie endlich allein?

Olm. Ja wohl, aber nicht in der beſten Laune.

Sab. Ich habe Ihnen tauſenderley zu ſagen.

Olm. Ich Ihnen nur Einerley.

Sab. Daß Sie mich lieben? nicht wahr?

Olm. Getroffen.

Sab. Dazu iſt jetzt nicht Zeit. Der verdammte Sperling ſitzt mir überall auf der Ferſe. — Ach mein Gott! da iſt er ſchon wieder!

Univ.-Bibl.
München

Dreyzehnte Scene.

Sperling. Vorige.

Olm. (leiſe) Soll ich ihn zur Thür hinauswerfen?

Sab. (leiſe) Ums Himmelswillen! verderben Sie nicht Alles.

Sperl. Da bin ich, da bin ich, mein reizendes Sabingen, treu und folgſam wie die Schleppe an ihrem Kleide.

Olm. Da ſtehen Sie in Gefahr getreten zu werden.

Sperl.

Ach! aber ach! das Mädgen kam,
Und nicht in Acht das Veilgen nahm,
Zertrat das arme Veilgen —

Olm. Die Grauſame!

Sperl. Hat nichts zu bedeuten. Nicht wahr mein Binchen? Wir wiſſen ſchon wie wir mit einander ſtehen.

Olm.

Olm. Nur nicht vor dem Altare.

Sperl. Bald! bald! —

Die Myrtenkron' im blonden Haar
Führ' ich die Holde zum Altar.

Olm. (der nur mit Mühe noch an ſich hält) Wie aber, mein Herr Bau- Berg- und Weginſpectors-Subſtitut, wenn Sie ſich vorher noch mit einem Nebenbuhler den Hals brechen müßten?

Sperl. Ey, ey, wie das?

Olm. (rückt ihm näher) Wenn man Ihnen kurz und rund heraus ſagte —

Sperl. (retirirt) Ey was denn? was denn?

Sab. (tritt zwiſchen ſie) Ja, Herr Olmers, Sie haben Recht, es wird am beſten ſeyn, dieſen Herrn um Rath zu fragen.

Sperl. Worin denn?

Sab. (Olmers winkend) Er verſteht ſich darauf, das dürfen Sie mir ſicher glauben.

Sperl. Worauf denn mein Engel?

Sab. (zu Sperling) Sehn Sie nur, dieſer Herr hier ſteht im Begriff einen Roman zu vollenden.

Olm. Ich einen Roman?

Sab. (leiſe) Ey ſo ſchweigen Sie doch.

Sperl. Einen Ritterroman?

Sab. Ja ja, es iſt ſo eine Art von Ritterroman. Um nun die Kataſtrophe vorzubereiten, iſt es durchaus nothwendig, daß der Ritter mit ſeinem Mädgen eine geheime Unterredung habe.

Olm. Ja, mein Herr, das iſt durchaus nothwendig.

Sperl. Wohl, wohl, ich begreife das.

Sab. Nun iſt aber das arme Mädgen den ganzen Tag von läſtigen Augen bewacht. Bald der Vater, bald die Mutter, bald der Nebenbuhler —

Sperl. Aha! iſt auch ein Nebenbuhler dabey? vermuthlich eine widerliche Kreatur?

Olm. Ja wohl, mein Herr, ein unerträglicher Narr!

Sperl.

Sperl. Ich verſtehe, hä! hä! hä! hä! hä!

Sab. Es muß alſo eine Liſt erſonnen werden, um der Dirne Gelegenheit zu verſchaffen, unbemerkt mit ihrem Ritter zu ſchwatzen, denn (mit Beziehung) ſie hat ihm höchſt wichtige Dinge zu ſagen.

Sperl. Die der Nebenbuhler nicht hören darf?

Sab. Nun freylich.

Sperl. Ich verſtehe. Und nun iſt der Herr da in Verlegenheit, wie er das Ding einfädeln ſoll?

Olm. Allerdings. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir mit gutem Rath beyzuſtehn —

Sperl. Herzlich gern. Nichts leichter auf der Welt. (er ſinnt nach) Sehen Sie — zum Exempel — am Tage darf die Zuſammenkunft ſchon nicht geſchehn, denn da geht der abgeſchmackte Nebenbuhler dem Mädgen nicht von der Seite.

Olm. So iſts mein Herr.

Sperl. Alſo bey Nacht! und zwar in der Geiſterſtunde! um Mitternacht!

Sab. Das mögte bedenklich ſeyn, weil das Mädgen zwar munter und muthwillig, aber doch ſehr ſittſam geſchildert worden.

Olm. Das hätte doch ſo viel nicht zu bedeuten, da der Ritter ohnehin ſchon halb und halb ihr Bräutigam iſt.

Sab. Nein, Herr Olmers, die Ehre Ihrer Heldin iſt mir zu lieb. Um Mitternacht wird nichts daraus. Allenfalls den Abend.

Sperl. Wohl, wohl, den Abend. Vermuthlich iſt der Nebenbuhler eine Schlafmütze, die früh zu Bett geht?

Sab. Getroffen.

Sperl. Nun, ſo bleiben wir bey dem Abend. Da iſt denn ein langer, einſamer Gang in der Burg, von einem Lämpgen ſchwach erleuchtet —

Sab. Nein, nein, das Local iſt bereits ſehr umſtändlich geſchildert. Da iſt kein ſolcher Gang.

Sperl. Oder ein Garten, wo zwiſchen düſtern Taxushecken —

Sab. Sie vergeſſen, Herr Sperling, das ſittſame Mädgen geht nicht zwiſchen die düſtern Taxushecken.

Olm. Mich dünkt doch, dahin könnte man ſie immer gehen laſſen.

Sab. Ey bewahre! das thut ſie nicht.

Sperl. So könnte der Ritter ſich kurz und gut in ihr Schlafzimmer ſchleichen?

Sab. Behüte der Himmel! das thut ſie noch weniger.

Olm. Es ſcheint faſt, ſie hat kein Vertrauen zu ihrem Geliebten.

Sab. Das wohl. Aber was würden die Recenſenten von der Moralität ſagen? nein, auf ſolche Dinge läßt ſie ſich durchaus nicht ein.

Sperl. Ja, dann ſind wir doch wirklich in einiger Verlegenheit. Ich wollte, weiß Gott! herzlich gern die Sache befördern. — Schade, mein Herr, daß Sie den Character des Mädgens faſt ein wenig zu ſtreng und ſittſam angelegt haben.

Olm. Sie haben Recht. Ich ſehe wohl, ſie wird am Ende doch noch dem albernen Nebenbuhler zu Theil werden.

Sperl. Nein, nein, nein! das muß nicht geſchehn. Nein durchaus nicht! das wollen wir zu verhüten ſuchen. (nachſinnend) Wie — wenn — das Einzige, wozu das Mädgen ſich allenfalls verſtehen könnte, wäre etwa, vor Schlafengehn, eine kurze Unterredung vor der Hausthür. Da wäre denn noch Alles rings umher wach — es giengen Leute vorüber, der Nachtwächter und dergleichen. — Was meinen Sie dazu?

Olm. Ein herrlicher Einfall.

Sab. Recht ſchicklich kömmt es mir freylich auch nicht vor —

Sperl. Seyn Sie ganz ruhig, das nehm' ich auf mich. (zu Olmers) Veranſtalten ſie in Gottes Namen die Zuſammenkunft auf dieſe Weiſe; dagegen kann niemand etwas einwenden.

Sab. Nun ja, Herr Olmers, wenn es Ihnen ſo gefällt —

Olm. (zu Sperling) Ich befolge Ihren Rath mit Freuden.

Sperl. (reibt ſich ſehr zufrieden die Hände) Na, ſo hätten wir denn doch dem armen ſittſamen Mädgen aus der Klemme geholfen.

Sab. (macht einen Knix) Dafür muß ſie ſich bey Ihnen bedanken.

Sperl. Iſt gern geſchehn. Vielleicht könnte man es auch ſo einrichten, daß der Nebenbuhler dabey auf eine lächerliche Weiſe hinter das Licht geführt würde?

Sab. Allerdings.

Sperl. Wenn er nemlich dumm genug dazu iſt?

Olm. O ja, dafür ſteh' ich Ihnen.

Sab. Wie wenn das Mädgen in Gegenwart des Nebenbuhlers ihr Rendezvous mit dem Geliebten veranſtaltete?

Sperl. Bravo! bravo! Da giebt es etwas zu lachen.

Sab. Man könnte ihn ſogar ſelbſt mit lachen laſſen.

Sperl. Immer beſſer! immer beſſer! (er lacht von ganzem Herzen.)

Sab. Horch! die Gäſte brechen auf. Gute Nacht, meine Herren! morgen wollen wir mehr darüber lachen, denn vermuthlich wird Herr Olmers noch dieſen Abend alles in Richtigkeit bringen.

Olm. Ganz gewiß.

Sab. Nun dann, auf Wiederſehn! (ab.)

Sperl. Sie wollen noch heute daran arbeiten?

Olm. Ja, das erſte Feuer muß man nutzen.

Sperl. Sie haben — Recht. — Hören Sie — wenn Ihr Roman fertig iſt —

darf

darf ich mir wohl ein Exemplar davon ausbitten?

Olm. Er ſoll Ihnen dedicirt werden.

(ab.)

Vierzehnte Scene.

Sperling allein.

Zu viel Ehre, mein Herr! allzuviel Ehre! — Kam es mir doch beynahe vor, als ob er ſich luſtig über mich machte? — der Herr Romanenſchreiber! —

Er bläht ſich auf gleich Superintendenten!
Hofft Ehr' und Geld — nun nun, der Himmel gebs!
Daß ſein Roman von zwanzig Recenſenten
Geläſtert wird, gebt Achtung, ich erlebs.

Zwar half ich ihm mit eigenen Talenten;
Er ohne mich — gienz rückwärts wie
ein Krebs:
Das Mägdelein hinunter auf die Straſ-
ſen —
Dies groſe Wort hab' ich ihm zuge-
blaſen! (ab)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Die Straße vor dem Hauſe des Bürgermeiſters. Dem gegenüber das Haus ſeines Bruders, von mehrern Stockwerken; in der Dachſtube Sperlings Wohnung. Vor dieſem leztern Hauſe ſteht ein Laternenpfahl mit einer Laterne, die aber nicht brennt. Es iſt Nacht, doch ſieht man noch Licht in beyden Häuſern.)

Erſte Scene.

Olmers allein.

(Er kömmt aus dem Hauſe.)

Dem Himmel ſey Dank, daß die Menſchen in kleinen Städten wenigſtens früh ſchlafen gehn.

Anmerkung. Die Häuſer müſſen herauswärts, gleich an die erſte oder zweyte Couliſſe gebaut ſeyn, ſo, daß die Bühne dadurch etwas verengt wird, und die aus den Fenſtern Schauenden von dem Zuſchauer en face geſehen werden. Der Laternenpfahl kann ſodann etwas mehr zurück ſtehn.

gehn. Bin ich doch den ganzen Tag nicht Herr einer Minute geweſen. Das fragt, das complimentirt, das ſchnattert unaufhörlich; will Alles wiſſen und weiß doch alles ſchon beſſer. Keinen Augenblick laſſen ſie den lieben Gaſt allein; auf jedem Schritt und Tritt ſchleichen ſie ihm nach. Er muß eſſen ohne Hunger, trinken ohne Durſt, ſich ſetzen ohne Müdigkeit; ihre Wunderwerke ſehen, ihre Stadtklatſchereyen hören und Alles loben und preiſen. Gern wollt' ichs ertragen um den Beſitz der Geliebten! aber noch lächelt mir keine Hoffnung, und nicht einmal ein Geſpräch unter vier Augen hat mir bis jetzt den langweiligen Zwang verſüßt. Hieher wollte ſie kommen, wenn Alles ſtill im Hauſe wäre. Sie wird doch Wort halten?

Zweyte Scene.

Sabine und Olmers.

Sab. (die aus dem Hauſe ſchlich, klopft ihm auf die Schulter. Ja lieber Zweifler, ſie hält Wort.

Olm. Endlich, beſtes Mädgen! endlich ſind wir allein! und ich darf Ihnen einmal wieder recht herzlich ſagen —

Sab. Was denn? Alles was Sie mir zu ſagen haben, weiß ich ſchon längſt.

Olm. Aber ich muß ja die Augenblicke ſtehlen —

Sab. So ſeyd ihr Alle. Der Liebhaber findet nie Zeit genug, das tauſendmal Geſagte tauſendmal zu wiederholen. Der Ehemann hingegen dürfte plaudern den ganzen Tag, aber der geht im Zimmer auf und nieder, und brummt.

Olm. Ich will nicht hoffen —

Sab. Daß Sie es auch ſo machen werden? nein das hoff' ich auch nicht. Aber wahr bleibt es doch immer: Liebhaber und Lerchen ſingen nur im Frühling, und man muß noch froh ſeyn, wenn ſie im Herbſt nicht gar davon ziehn.

Olm. Ich ſchwöre Ihnen —

Sab. Schwören Sie nur nicht zu laut. Wir ſind hier von ein paar Dutzend Ohren umringt. Dort iſt meines Vaters Schlafzimmer, er hat noch Licht. Hier wohnt die Großmutter, die ſingt gewiß noch ihr Abendlied. Da gegenüber der Oheim, der blättert noch in ſeinen Romanen; und oben im Dachſtübgen Herr Sperling, macht wohl gar noch ein Sonnett auf mich. Ferner wird es nicht lange währen, ſo kömmt der Nachtwächter mit dem Horn und der Feuerwächter mit der Schnarre.

Olm. Allerliebſt. Vermuthlich wird auch die Laterne da bald angeſteckt?

Sab. Nein, das nicht. Wir haben Mondſchein.

Olm. Erſt gegen Morgen.

Sab. Thut nichts. Er ſteht doch im Kalender, und da befleißigen wir uns einer weiſen Sparſamkeit.

Olm. Freylich, bey dem herrlichen Steinpflaſter —

Sab. Spotten Sie nicht, und ſeyn Sie froh, daß Sie mit einer geſchundnen Naſe davon gekommen ſind.

Olm. Aber, liebes Mädgen, auf meinem Zimmer wären wir ja weit ruhiger, weit ungeſtörter geweſen?

Sab. Meinen Sie? o ja. Schade nur, daß es in Krähwinkel nicht Sitte iſt, daß die jungen Mädgen zu ihren Liebhabern auf die Stube gehn. Hier auf der Straße befinde ich mich gleichſam in der Obhut aller meiner Verwandten.

Olm. Und können im Nothfall den Nachtwächter zu Hülfe rufen.

Sab. Allerdings mein Herr.

Olm. Ich hätte geglaubt als meine Braut —

Sab. Das bin ich noch nicht, und wenn Sie fortfahren ſich ſo albern aufzuführen, ſo mögte ichs auch wohl ſchwerlich jemals werden.

Olm. Albern? wie ſo?

Sab. Welcher Satan hat Ihnen eingegeben, meine Großmutter Madam zu nennen? Sie iſt Frau Unterſteuereinnehmerin, merken Sie ſich das.

Olm. Nun ja, morgen ſoll ſie es wenigſtens dreyhundertmal hören.

Sab. Je mehr je beſſer. Und warum aßen Sie denn dieſen Abend keinen Biſſen?

Olm. Weil ich ſatt war.

Sab. Gleichviel. Das iſt ein ſchlechter Liebhaber, der ſeinem Mädgen zu Liebe nicht einmal einer Indigeſtion Trotz bietet.

Olm. Gut, ich will eſſen, wie der berühmte Paul Butterbrod.

Sab. Und warum gähnten Sie immer als mein Vater den langen Proceß erzählte?

Olm. Eben weil er ſo lang war.

Sab. Hilft nichts. Muß ruhig und aufmerkſam angehört werden.

Olm. Aufmerkſam? wenn Sie mir gegenüber ſitzen?

Sab. Konnten Sie doch, mir gegenüber, recht ſtattlich gähnen. Und waren Sie denn ganz raſend, als mein Oheim ſeine Leſebibliothek auskramte, zu ſagen, es ſey lauter Schofel?

Olm. Ja, es iſt ja lauter Schofel, nichts als Räuber, Banditen, romantiſche Dichtungen und fromme Almanache.

Sab. Was geht das Sie an? Wir glauben nun einmal Geſchmack zu beſitzen. Wir ſind erhaben über die gemeine Menſchennatur. Wir leſen Wieland und Engel nicht mehr.

Olm. Nun wohl, morgen will ich die Kraftgenies loben, noch ärger als ſie ſich ſelbſt.

Sab.

Sab. Das mögte Ihnen ſchwer werden, aber verſuchen Sie es.

Olm. Um Ihren Beſitz wag' ich das Schwerſte.

Sab. Mit alle dem werden Sie doch noch nicht zum Ziele gelangen. Es fehlt Ihnen noch ein Haupterforderniß.

Olm. Das wäre?

Sab. Ein Titel, lieber Freund, ein Titel! Ohne Titel kommen Sie in Krähwinkel nicht fort. Ein Stück geprägtes Leder gilt hier mehr als ungeprägtes Gold. Ein Titel iſt hier die Handhabe des Menſchen, ohne Titel weiß man gar nicht, wie man ihn anfaſſen ſoll. Hier wird nicht gefragt: hat er Kenntniſſe? Verdienſte? ſondern, wie titulirt man ihn? Wer nicht 12 bis 15 Sylben vor ſeinen Namen ſetzen kann, der darf nicht mit reden, wenn er es auch zehnmal beſſer verſtünde. Die Titel nehmen wir mit zu Bette und zu Grabe, ja, wir nähren eine leiſe Hoffnung, daß einſt an jenem Tage noch

manches

manches Titelgen aus der lezten Poſaune erſchallen werde. Kurz, mein ſchöner Herr, ohne Titel bekommen Sie mich nicht. Meine Großmutter wird es nimmermehr zugeben, daß der Prediger beym feyerlichen Aufgebot nichts weiter zu ſagen haben ſolle, als: der Bräutigam iſt Herr Karl Olmers.

Olm. Wie aber, wenn ich mir ſchon ein ganz feines Titelgen verſchafft hätte?

Sab. Haben Sie? nun dann ſind wir ja über alle Berge. Warum ſagten Sie das nicht gleich?

Olm. Ich wußte ja nicht —

Sab. Ey das hätten Sie wiſſen ſollen und müſſen. Glauben Sie denn, die Titelpeſt graſſire nur hier zu Lande? C'est par tout comme chez nous. — Stille! ich höre ein Geräuſch. Es iſt Sperlings Dachfenſterlein. Er wird uns doch nicht belauſcht haben?

Dritte Scene.

Sperling am Fenſter. **Vorige.**

Sperl.

Holla! Holla! thu auf mein Kind!
Schläfſt Liebgen, oder wachſt du?
Wie biſt noch gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du?

Sab. (leiſe) Das iſt wohl gar eine Apoſtrophe an mich?

Sperl. Dort ſind die lieben Fenſterlein, hinter welchen die Holde weilt. Alles dunkel und finſter. Vielleicht haben die ſieghaften Aeuglein ſich bereits geſchloſſen.

Sab. Hören Sie mein Herr? ſieghaft.

Olm. Er ſagt mir nichts neues.

Sperl. Zarte Melodien ſollen der Keuſchen Schlummer umgaukeln. (er ſtimmt eine Violine.)

Sab. O weh! das iſt wohl gar auf eine Serenade angeſehn. Der Menſch iſt im Stande, die ganze Nachbarſchaft aus dem Schlafe zu kratzen.

Olm. Hohl' ihn der Teufel!

Sperl. (ſpielt und ſingt)

Trallyrum larum höre mich,
Trallyrum larum Leyer —

Sab. (Die ſich umgeſehen hat, ſpricht während des Geſanges) Nun ja, das fehlte noch. Da kömmt der Nachtwächter. Geſchwind hinter den Laternenpfahl. (ſie verbergen ſich beyde ſo gut ſie können.)

Vierte Scene.

Der Nachtwächter. Die Vorigen.

Nachtw. (ſtößt ins Horn) Hört ihr Herren —

Sperl. (herunter ſchreyend) Unverſchämter Menſch! hört er nicht daß ich muſicire?

Nachtw. Ey was kümmert das mich! wenn der Herr die Stunden ſelber abſingen will, ſo komm' er herunter. (Er ſingt) Hört ihr Herren und laßt euch ſagen —

Sperl. (zugleich ſpielt und ſingt) Trallyrum larum das bin ich —

Fünfte Scene.

Frau Staar am Fenſter. **Vorige.**

Fr. St. (ſingt zugleich) Nun ruhen — (ruft) Mein Gott! welch ein Lärm! (ſingt) alle Wälder!

Nachtw. (zugleich) Die Glocke hat Neune geſchlagen!

Sperl. (zugleich) Herzliebchen dein Getreuer!

Fr. St. Man kann ja ſein eignes Wort nicht hören!

Sperl. Der verfluchte Nachtwächter!

Nachtw. Na, na, ich bin ſchon fertig.

(ab.)

Sechſte Scene.

Herr Staar am Fenſter. Vorige.

Hr. St. (über ſich ſchauend) Herr Nachbar da oben, krakeelen Sie nicht ſo. Das liebe Vieh wird ſogar unruhig im Stalle.

Fr. St. Und die Menſchen werden in der Andacht geſtört.

Sperl. Ich wollte nur meiner Braut ein Ständgen bringen.

Fr. St. Ey die ſchläft ſchon lange. (Sie macht das Fenſter zu, indem man noch in der Ferne die lezten Töne ihres Abendlieds verhallen hört.)

Hr. St. Wir haben heute einmal recht geſchwärmt. Die Uhr iſt gleich Zehne.

Sperl. Wer iſt Schuld daran, als der Avantürier aus der Reſidenz?

Sab. (zu Olmers) Das ſind Sie.

Hr. St. Und die Jungfer Naſeweiß, der ſonſt immer ſchon um 8 Uhr die Augen zufallen.

Olm. (zu Sab.) Das ſind Sie.

Sperl. Faſt kam es mir vor, als hätte ſie kein Auge von dem Landſtreicher verwandt.

Sab. (zu Olm.) Das ſind Sie.

Hr. St. Leider! prahlen können wir wohl mit Sittſamkeit —

Olm. Das geht auf Sie.

Sperl. Und doch ertragen wir fremde Unverſchämtheit.

Sab. Das geht auf Sie.

Hr. St. Die Jungfer Nichte bildet ſich viel auf ihr Lärvgen ein.

Olm. Merken Sie ſich das.

Sperl. Und der Herr Olmers auf ſeine philoſophiſchen Floſkeln.

Sab. Schreiben Sie das in Ihr Gedächtniß.

Hr. St. Morgen muß das Ding ein Ende nehmen.

Sab. Mit Gottes Hülfe.

Sperl. Morgen iſt Verlobung.

Olm. Zwiſchen uns.

Hr. St. Schlafen Sie wohl Herr Bau⸗ Berg⸗ und Weginſpectors⸗Subſtitut.

Sperl. Angenehme Ruh Herr Vicekirchenvorſteher. (Beyde hinein.)

Siebente Scene.

Olmers und Sabine.

Olm. Endlich ſind ſie fort!

Sab. Aber nun müſſen auch wir hinein.

Olm. Nicht doch, der Abend iſt ſo ſchön, ſo lau. Noch ein Spazlergang vor das Thor.

Sab. Sind Sie toll? warum nicht lieber gar in Ihren Steinbruch?

Olm. Oder doch durch die Straßen.

Sab. Eben ſo wenig. Da ſieht man was ein Mädgen wagt, wenn es nur einen Finger breit vom Wohlſtande weicht. Weil ich vor die Hausthür mich locken ließ, ſo meint der Herr nun gleich, er dürfe mit mir luſtwandeln in die weite Welt.

Olm. Ein harmloſer Spaziergang —

Sab. Ein fröhlicher Gang durchs Leben an Ihrer Hand, aber kein ſolcher Spaziergang vor der Hochzeit. Drum gute Nacht. Morgen rücken Sie nur fein früh mit dem Titel heraus, und befolgen meine übrigen Vorſchriften pünctlich.

Olm. Gute Nacht, trefflicher Mädgen! Ein Kuß wird mir doch nicht verweigert?

Sab. Ein Händedruck iſt ſchon mehr als zu viel. Gute Nacht. — O weh! da ſehe ich eine Laterne eilig auf uns zukommen. Es iſt der blinde Rathsdiener, wo ich nicht irre. Geſchwind noch Einmal Verſteckens geſpielt.

(Sie treten wieder hinter den Laternenpfahl.)

Achte Scene.

Klaus der Rathsdiener, mit einer Blendlaterne.
Vorige.

Klaus. (außer Athem) Uf! ich armer, ich geſchlagener Mann! das bringt mich um das Leben! o weh! o weh! wenn es mich nur nicht gar um den Dienſt bringt. Aber was hilft's? der Bürgermeiſter muß es wiſſen — noch in dieſer Nacht — vielleicht läßt er Sturm läuten. (er klopft an das Haus) He! holla! he!

Bürg. (inwendig) Wer klopft denn noch ſo ſpät?

Kl. Aufgemacht! der Staat iſt in Gefahr!

Bürg. (am Fenſter) Klaus? ſeyd ihr es? was wollt ihr?

Kl. Ach geſtrenger Herr Bürgermeiſter! ich bin des Todes!

Bürg.

Bürg. Was geht denn vor?

Kl. Die Delinquentin —

Bürg. Nun?

Kl. Sie iſt zum Teufel!

Bürg. Was?

Kl. Fort iſt ſie über alle Berge!

Bürg. Das wolle Gott verhüten!

Kl. Meine Ehre! meine Reputation! meine Sporteln! ich ſtürze mich in den Teich!

Bürg. Stille nur Klaus! ſtille! die Sache muß verſchwiegen tractirt werden. Wart' er ein wenig, ich komme hinunter. (er macht das Fenſter zu.)

Kl. Ich armſelige miſerable Kreatur! Wer ſoll nun Morgen am Pranger ſtehn? Kein Chriſtenkind in der ganzen Stadt wird mir aus der Noth helfen.

Neunte Scene.

Bürgermeiſter im brocatnen Schlafrock. **Vorige.**

Bürg. Nun Klaus? man referire den Zuſammenhang der ſchrecklichen Begebenheit.

Kl. Ew. Geſtrengen wiſſen doch, daß ich der Delinquentin alle Abend ein halbes Pfund Brod, und einen Krug Waſſer aus dem Stadtgraben bringen mußte? nun, das geſchah auch heute. Sie war luſtig und guter Dinge. Die Handſchellen ſaßen feſt. Ihr gutes Bett von altem weichen Stroh war aufgeſchüttelt. Ich wünſche ihr Glück zu ihrem morgenden Ehrentage, ſchließe zu, verriegle, gehe zu Bett. Vor einer Stunde ſtößt mich meine Frau mit dem ſpitzen Ellenbogen in die Seite, und ſpricht: hör' einmal wie oben die Katzen lärmen. Was Katzen! ruf' ich

ich bedenklich: denen iſt längſt verboten auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, ſeitdem, zur höchſten Ungebühr, einſt eine Katze den Stuhl des Herrn Bürgermeiſters zum Wochenbette erkohren.

Bürg. Nur weiter.

Kl. Ich horche — ich lauſche — ich muthmaße — ich verwundre mich — das mag wohl ſo eine halbe Stunde gedauert haben —

Bürg. Viel zu lange!

Kl. Endlich ſammle ich meine Lebensgeiſter. Ich ſtehe auf, zünde mein Laterngen an, ſchleiche hinauf, riegle los, ſtecke den Kopf hinein — rührt mich der Schlag auf der Stelle! das Neſt leer — der Vogel ausgeflogen!

Bürg. Mit Satans Hülfe?

Kl. Wie ſonſt? Die Handſchellen hat ſie abgeſtreift, die Wand durchbrochen, iſt in meine Schinkenkammer geſtiegen, hat einen

Schinken und drey Würſte aufgepackt, und fort iſt ſie!

Bürg. Eine Hexe! ſie muß verbrannt werden! ich mache einen Bericht an die Kammer — der Oberförſter muß herrſchaftliches Holz zum Scheiterhaufen liefern.

Kl. Ja wenn wir ſie nur erſt wieder hätten!

Bürg. Verdammter Streich! Neun Jahre lang hab' ich es mir ſauer werden laſſen, zu der Höhe eines Stockwerks ſind die Acten angewachſen, (mit Pathos) morgen erſchien endlich der große Tag, an dem ich die Früchte meines Fleißes erndten ſollte — ſchon harrt ganz Krähwinkel der feyerlichen Stunde entgegen — ſchon winkt der Pranger zu Ehr' und Ruhm des Hochweiſen Stadtrathes — und ſiehe, zerplatzt ſind meine ſtolzen Hoffnungen wie die Seifenblaſen der Gaſſenbuben!

Kl. Meine Reputation! meine Sporteln! mein Schinken!

Bürg. Iſt denn keine Spur zu entdecken, ob vielleicht eine verruchte Hand zu der Flucht beförderlich geweſen?

Kl. Der Satan, ſonſt keine Chriſtenſeele. Das Weib iſt im lezten Kriege als Marketenderin mit in Lothringen geweſen, da hat ſie den Teufel kennen lernen. Eine abgefeimte Kreatur! Die Worte wußte ſie zu ſetzen wie eine Edelfrau, und leſen that ſie den ganzen Tag. Ein paar Bücher lagen auch noch auf dem Tiſche, und ein ſchmutziger Zettel. Ich kann nicht leſen.

Bürg. Her mit dem Zettel! (er lieſt beym Lichte der Laterne) „Ein Hochweiſer Rath wird verzeihen, daß ich ihm den morgenden Spaß verderbe —“ Spaß? es war nichts weniger als Spaß.

Kl. Hätten wir dich nur wieder! wir wollten dich beſpaßen.

Bürg. (lieſt) „Die Zeit wurde mir endlich gar zu lang. Ich hatte Luſt friſche Luft zu ſchöpfen —“ Hätte ſie denn nicht warten können, bis ſie am Pranger ſtand?

Kl. Undankbares Menſch! Neun Jahr iſt ſie gefüttert worden.

Bürg. (lieſt) „Dem Herrn Vicekirchenvorſteher verdank' ich meine Befreyung“ — Wie! was! mein Bruder? iſt er raſend?

Kl. Gott ſey Dank, ſo halten wir uns an den.

Bürg. (lieſt) „Er hat die Güte gehabt, mir manch ſchönes Buch aus ſeiner Leſebibliothek zu leihen“ — Das hat ihm der Teufel geheißen! — (lieſt) „unter andern Trenks Leben und Flucht aus dem Gefängniſſe.“ — ich wollte er ſäße ſelber darin! — (lieſt) „Aus dieſem Buche hab' ich gelernt, durch Muth, Geduld und Geſchicklichkeit meine Flucht vorzubereiten. Der Augenblick iſt gekommen — ich fliehe! —“

Kl. Das iſt nicht wahr, ſie iſt ſchon fort.

Bürg. (lieſt) „Dem geſtrengen Herrn Bürgermeiſter danke ich für ſein verſchimmeltes Brod —“ — Dummer Schnack! ich ſoll ihr wohl Kuchen ſchicken? — (lieſt) „dem Herrn Rathsdiener Klaus für ſein ſchlammigtes Waſſer —“

Kl. Es iſt erlogen! der Stadtgraben hat unterirdiſche Quellen.

Bürg. (lieſt) „Sämtlichen Einwohnern von Krähwinkel empfehle ich mein Andenken. Ich bereue von Herzen, vor 9 Jahren die Kuh geſtohlen zu haben, denn ſie war ſehr mager.“

Kl. Der Umſtand iſt richtig.

Bürg. (lieſt) „Der Himmel ſegne dafür den Herrn Bürgermeiſter mit Fett, und laſſe ihm auch den morgenden Feſtbraten gedeihen. Eva Schnurrwinkel.“ — O du vermaledeyte Eva!

Kl. Du Schlange!

Bürg. Du Baſilisk! Wie werden nun die Rummelsburger frohlocken! meine Ehre!

der

der Ruhm der Stadt Krähwinkel! Alles verlohren! — Hört Klaus! wißt ihr keinen unter unſerer getreuen Bürgerſchaft, der aus Patriotiſmus, und um der Ehre willen — man könnt' ihm ja eine Larve vorbinden.

Kl. Es thuts keiner, geſtrenger Herr Bürgermeiſter. Zuſehen wollen ſie Alle; aber wenn Einer ſelber hintreten ſoll, zum Wohl des Staats, ja, da iſt Niemand zu Hauſe.

Bürg. Wehe! wehe! — und — mein Bruder! mein verdammter Bruder! der ſchläft quaſi re bene geſta. (Er trommelt an des Bruders Haus) He da da! holla! he da!

Hr. St. (am Fenſter) Tauſend Sapperment! wer klopft ſo ſpät? Packt euch fort! ich verkaufe nach 10 Uhr keinen Kaffee mehr. (ſchlägt das Fenſter zu.)

Bürg. Nun höre mir Einer den Maulaffen! ich, Bürgermeiſter auch Oberälteſter, komme zum Gewürzkrämer um ein Loth Kaffee, (klopft wieder) he da! holla!

Hr. St. (am Fenſter) Wenn ihr nicht bald geht, ſo laſſ' ich die Polizey aus dem Erſten Schlafe wecken.

Bürg. Sey der Herr Bruder nur ſelber froh, wenn ſie fortſchläft.

Hr. St. Sieh da! iſts der Herr Bruder? was bringt denn der ſo ſpät?

Bürg. Eine Hiobspoſt. Komme der Herr Bruder nur herunter.

Hr. St. Ey, ey, es brennt doch nicht?

Bürg. Wollte Gott die halbe Stadt wäre lieber abgebrannt, und des Herrn Bruders' Haus vor allen.

Hr. St. Behüte der Himmel! Ich komme ſchon. (er macht das Fenſter zu.)

Bürg. Komm nur, komm nur. Eine ehrſame Bürgerſchaft hat ſich auf den morgenden Tag ſo gefreut; haben ſich neue Röcke machen laſſen und fette Schweine geſchlachtet. Wenn ſie hören, daß durch ſeine Schuld nichts paſſirt, ſo ſind ſie capabel ihm das

Haus zu ſtürmen, und ſeine ganze Leſebibliothek an den Pranger zu nageln.

Kl. Deſto beſſer. Sie beſteht ſo aus lauter Raubgeſindel.

Zehnte Scene.

Herr Staar im Nachthabit. **Vorige.**

Hr. St. Nun? was giebt es denn?

Bürg. Schöne Dinge hat der Herr Bruder angerichtet, koſtbare Dinge.

Hr. St. Wer? ich?

Bürg. Mit ſeinen verdammten Büchern!

Hr. St. Verdammt? ſie haben Alle die Cenſur paſſirt.

Bürg. Wer hat dem Herrn Bruder von Obrigkeitswegen erlaubt, einer Delinquentin die Zeit zu vertreiben?

Hr. St. Du lieber Gott! es will ja doch heutzutage Alles leſen. Delinquenten haben

haben ſo gut Langeweile als vornehme Leute. Aus Barmherzigkeit hab' ich ihr dann und wann einen Banditen oder ſo ein Ungethüm zugeſteckt.

Bürg. Vortrefflich!

Hr. St. Auch wohl ein neues geiſtliches Lied nach Jacob Böhm, da hat ſie ſich erbaut.

Bürg. Eine herrliche Erbauung! Zum Teufel iſt ſie gegangen.

Hr. St. Was?

Bürg. Durch die Mauer hat ſie gebrochen.

Kl. Meine Schinken hat ſie geſtohlen.

Bürg. Und bedankt ſich bey dem Herrn Bruder.

Hr. St. Bey mir?

Bürg. Da! da! nehme der Herr Bruder die Laterne und leſe.

Hr. St. (thut es)

Sperl. (am Fenſter) Was murmelt? was flüſtert? was brummt? was ziſchelt?

Bürg. (der Sperling gewahr wird) Da haben wirs! Alle Narren in ganz Krähwinkel werden noch aufwachen.

Sperl. Was ſeh' ich? was hör' ich? was vermuth' ich?

Bürg. Iſt der Herr flink auf den Beinen, ſo komm' Er herunter, und ſetze ihr nach.

Sperl. Iſt meine Braut davon gelaufen? ich komme auf den Flügeln des Sturmwinds. (er ſchlägt das Fenſter zu)

Bürg. (zu Staar) Nun? wie ſchmeckt es?

Hr. St. Der Herr Bruder ſieht mich voller Erſtaunen —

Bürg. Was hilft mich das? ich kann ſein Erſtaunen nicht an den Pranger ſtellen.

Eilfte Scene.

Sperling im Nachthabit. Vorige.

Sperl. Da bin ich! da bin ich! wer hat ſie entführt?

Bürg. Der Satan!

Sperl. Ich merke ſchon, weiß ſchon, verſtehe ſchon; der Satan heißt Olmers.

Bürg. Iſt der Herr verrückt? wer redt denn von meiner Tochter? Die Delinquentin iſt fort.

Sperl. Die Delinquentin?!

Kl. Sammt Schinken und Würſten.

Bürg. Der Herr Bruder hat ihr durchgeholfen.

Hr. St. Sie hat den Trenk geleſen.

Sperl. All' ihr himmliſchen Mächte! was hör' ich! was vernehm' ich! Morgen kein Feſt! kein Pranger! keine Verlobung! —

Was ſoll nun werden aus meinen Kunſtwerken?! ein Sonnett hab' ich gedichtet auf die Delinquentin! ein Triolett auf den Galgen, den dreybeinigten! —

Bürg. Ich wollte, daß ihr Alle daran hienget.

Hr. St. Was iſt anzufangen?

Bürg. Ja da ſtehn wir nun wie eine Heerde Ochſen am Berge.

Sperl. So ein unterbrochenes Opferfeſt!

Hr. St. Die Rummelsburger lachen ſich tod.

Bürg. Das iſt das wenigſte. Aber was wird man in der Reſidenz dazu ſagen?

Hr. St. Keine Ordnung wird es heißen.

Bürg. Keine Vorſicht, keine Wachſamkeit.

Hr. St. Der Miniſter wird außer ſich ſeyn.

Bürg. Der König in Zorn gerathen.

Hr. St. Der Herr Bruder wird abgeſetzt.

Bürg. Und der Herr Bruder kömmt ins Zuchthaus.

Hr. St. O weh! o weh!

Bürg. Dreymal weh!

Hr. St. Man muß Sturm läuten! ihr nachſetzen!

Bürg. Es iſt ja ſtockfinſtere Nacht.

Hr. St. Befehle der Herr Bruder, daß die Laternen angezündet werden, gleich auf der Stelle.

Bürg. Es ſteht ja Mondſchein im Kalender.

Hr. St. Wenn gleich! es gilt des Staates Wohlfahrt! ich liefre das Oel. Herr Klaus hieher! hier vor meinem Hauſe mach' er den Anfang.

Kl. Herzlich gern, wenn ich nur meine Schinken dadurch zu ſehen bekäme. (indem er die Laterne anzünden will, erblickt er die Verſteckten, und ſchreyt) Ah! die Delinquentin! da ſteht ſie leibhaftig!

Alle. Wie! was!

Kl. Und der Satan neben ihr!

Bürg. Hervor! hervor! du gottloſe Kreatur!

Kl. (Sabinen beym Arm faſſend) Wo ſind meine Würſte?

Sab. (knieend) Ach mein Vater!

Bürg. und **Hr. St.** Was? Sabine?

Sperl. Die Jungfer Braut?

Kl. Ein ſataniſches Blendwerk.

Olm. (hervortretend) Herr Bürgermeiſter —

Bürg. und **Hr. St.** Und unſer Gaſt?

Sperl. Hab' ichs nicht geſagt?

Bürg. Wie kömmſt du hieher? Was machen Sie hier?

Sab. Morgen, mein Vater, ſollen Sie Alles wiſſen. Der Zufall hat uns überraſcht. Ich liebe Olmers. Ich verabſcheue Sperling.

Sperl. Barbarin!

Sab. Olmers hat Vermögen, hat einen Titel, iſt ein Schulfreund des Miniſters —

Olm. Und würde ſich glücklich ſchätzen, die unangenehme Begebenheit, von der er ſo eben Zeuge geweſen, bey Hofe zu vermitteln. Denn es iſt nicht zu leugnen, die Sache iſt ſehr ſchlimm und bedenklich.

Bürg. (ängſtlich) Meinen Sie in der That?

Hr. St. (eben ſo) Was ſtünde zu erwarten?

Olm. Sie, Herr Bürgermeiſter, würden caſſirt.

Bürg. (ſehr erſchrocken) Wirklich?

Olm. Und Sie, Herr Vicekirchenvorſteher, würden eingeſperrt.

Hr. St. Ohne Gnade?

Olm. Aber ich nehme Alles auf mich, und ſtehe für den guten Erfolg.

Bürg. Wenn Sie das könnten —

Hr. St. Der Herr Bruder muß auch bedenken, daß das Mädgen in unſrer Stadt ohnehin zum Geſpötte werden wird. Mitten

in

in der Nacht, auf offner Straße, mit einem jungen Burſchen — es nimmt ſie keiner mehr.

Sperl. Ich wenigſtens nehme ſie nicht.

Bürg. Ja wenn ich auch wollte, von wegen der bedenklichen Aſpecten — aber die Großmutter —

Sab. Er hat einen Titel.

Bürg. Hat er wirklich?

Fr. St. (am Fenſter) Sind denn die böſen Geiſter dieſe Nacht Alle los? was wird da unten vor Spuck getrieben?

Bürg. Eben recht. Komme doch die Frau Mutter ein wenig herunter. Wir wollen Verlobung feyern.

Fr. St. Auf der Straße? unter freyem Himmel? bey Nacht und Nebel? Das wäre mir eben recht. (ſchlägt das Fenſter zu.)

Bürg. (zu [illegible]) Das ſage ich dem Herrn, die Sache mit der Delinquentin muß beygelegt

beygelegt werden, ehe iſt an keine Hochzeit zu denken.

Olm. Ich ſtehe für Alles.

Zwölfte Scene.

Frau Staar im Nachthabit. Vorige.

Fr. St. Nun? Herr Bau- Berg- und Weginſpectors-Subſtitut, was ſind das einmal wieder für Romanenſtreiche?

Speri. Ey, von mir iſt gar nicht die Rede.

Bürg. Herr Olmers will Sabingen heirathen, und Sabingen will ihn.

Fr. St. Und deshalb vexirt man mich aus dem Bette? Hab' ich denn nicht meine Meinung ſchon rund und deutlich an den Tag gelegt? nein, daraus wird nichts.

Hr. St. Aber es hat ſich allerley zugetragen —

Fr. St. Was kümmerts mich?

Bürg. Der Herr kann uns aus einer groſsen Verlegenheit helfen.

Fr. St. Gleichviel.

Hr. St. Das Mädgen hat mit ihm hinter dem Laternenpfahl geſteckt.

Fr. St. Deſto ſchlimmer.

Bürg. Sie bekömmt nun doch keinen Mann.

Fr. St. So mag ſie als eine ehrſame Jungfrau ſterben.

Bürg. Der Herr hat Geld —

Fr. St. Iſt Nummero 2.

Hr. St. Und Verdienſte —

Fr. St. Iſt Nummero 3.

Bürg. Er hat auch einen feinen Titel.

Fr. St. Einen Titel? wie? was hat er denn für einen Titel?

Olm. (zieht ſein Taſchenbuch hervor) Wenn die Frau Unterſteuereinnehmerin die Güte haben

haben wollen, einen Blick auf dieſes Papier zu werfen, ſo ſchmeichle ich mir, die Frau Unterſteuereinnehmerin werden, nach den bekannten edlen Geſinnungen, welche die ganze Welt an der Frau Unterſteuereinnehmerin rühmt —

Fr. St. (beſänftigt) Nun, nun, der Herr iſt ein höflicher Herr, das muß man ihm laſſen. Was iſt es denn für ein Titelgen?

Olm. Geheimde-Commiſſionsrath.

Fr. St. (erſtaunt) Rath!

Hr. St. (eben ſo) Commiſſionsrath!

Bürg. (eben ſo) Geheimde-Commiſſionsrath!

Fr. St. Ey ey, das verändert allerdings die Sache. Etwas Geheimes haben wir in unſerer Familie noch nicht gehabt. Ja wenn dem ſo iſt, und der Herr Geheimde-Commiſſionsrath unſerm Hauſe die Ehre erzeigen wollen —

Olm. Mein Glück ruht ganz in den Händen der Frau Unterſteuereinnehmerin.

Fr. St. Der Herr Geheimde-Commiſſionsrath dürfen auf mich zählen.

Olm. Die Frau Unterſteuereinnehmerin ſind die Güte ſelbſt.

Fr. St. Und der Herr Geheimde-Commiſſionsrath ein Muſter von guter Lebensart.

Bürg. Nun wohlan, Kinder, kommt herein, daß wir ſogleich einen Contract und einen Steckbrief aufſetzen.

Hr. St. Topp! wir wollen Punſch machen. Ich hol' euch Citronen. (ab in ſein Haus.)

Olm. Darf ich die Ehre haben, der Frau Unterſteuereinnehmerin die Hand zu bieten?

Fr. St. Der Herr Geheimde-Commiſſionsrath finden jederzeit an mir eine bereitwillige Dienerin. (Olmers führt ſie in das Haus.)

Bürg. (zu Sperling) Nehme mirs der Herr nicht übel. Wenn das Vaterland in der Klemme iſt, da muß ein guter Patriot allenfalls ſeine Tochter dem Moloch opfern. (ab.)

Sperl. Gehorſamer Diener!

Sab. (zu Sperling) Herr Bau- Berg- und Weginſpectors- Subſtitut, ich bitte um ein Hochzeitgedicht. (ſie verneigt ſich tief, und geht in das Haus.)

Sperl. Warte nur! eine Ehrenpforte will ich dir ſchreiben! ein Kunſtwerk!

Klaus. Wer weiß hinter welchem Zaune das Weib jetzt ſitzt und an meinen Würſten ſchmaußt.

Sperl. Herr Klaus, komm' er hinauf zu mir. Ich will ihm mein Triolett auf den Galgen vorleſen.

Klaus. Ey, ich habe den Teufel von Ihrem Trio! ſchaffen Sie mir meine Schinken! (er geht fort.)

Sperl. (allein) Ganz umſonſt kann ich es doch nicht geſchrieben haben. — Wenn nur der Nachtwächter käme. — (Zu dem Zuſchauern mit ſüßer Höflichkeit) Iſt denn keiner, der ſich herauf bemühen mögte, mein Triolett zu hören?

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Don Ranudo de Colibrados.

Ein

Luſtſpiel in vier Acten.

Nach

Holberg frey bearbeitet

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1803.

6904244 * 6

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Don Ranudo de Colibrados.

Ein
Luſtſpiel in vier Acten,
Nach
Holberg frey bearbeitet.

Perſonen.

Don Ranudo de Colibrados, Grand von Spanien.

Donna Olympia, ſeine Gemahlin.

Donna Maria, ihre Nichte.

Leonore, ihr Kammermädgen.

Pedrillo, ihr Bedienter.

Gonzalo della Mare, ein junger, reicher Edelmann.

Iſabella, ſeine Schweſter; eine Wittwe.

Ein Gerichtsdiener.

Ein Notarius.

Ein Bauer.

Der Schauplatz iſt in einer ſpaniſchen Provinz-Stadt.

Erſter Act.

(Eine Straße. Auf einer Seite der ganz verfallene, antike Palaſt des **Don Ranudo**, auf der andern ein geſchmackvolles Haus des **Gonzalo della Mare.**)

Erſte Scene.

(**Gonzalo** ſteht an der eingefallenen Mauer, die **Ranudo's** Hof umgibt, und blickt ſtarr darüber hin, nach einem Gegenſtand in der Ferne. **Iſabella** erſcheint auf dem Balcon von ihres Bruders Hauſe, ſieht ihn, beobachtet ihn, lächelt mitleidig, und zuckt die Achſeln. Nach einer Pauſe biegt ſie ſich über das Geländer und ruft:)

Iſab. Bruder!

Gonz. (hört nicht)

Iſab. Bruder! — Ich merke wohl, er hört einmal wieder mit den Augen. Seit acht Tagen ſpricht er auch nicht mehr Die Verliebten ſind eine Gattung von Taubſtummen. Zum Glück haben ſie eine treffliche berdenſprache. — Ich muß ihn nur holen, ſonſt wird er dort unten zur Mamorſäule. (Sie verläßt den Balcon)

Gonz. (Auf den Fußſpitzen lauſchend) Jetzt — jetzt — nein, es iſt der Vorhang. — Da — da ſtellt jemand einen Blumentopf vor das Fenſter — ein verdammtes Geranium, ſo hoch und breit wie ein Ofenſchirm! — iſt es denn noch nicht genug, daß ſie da hinten am Taubenſchlage wohnt? muß auch noch ein vermaledeytes Geranium, und zwar eines von den großblättrigen, mir die Ausſicht verſperren?

Iſab. (Hat ſich genähert und klopft ihm auf die Achſeln) Bruder!

Gonz. Ah ſieh da, Schweſter.

Iſab. Willſt du dir denn durchaus den Schnupfen holen?

Gonz. Wie ſo? die Witterung iſt ja ſo übel nicht.

Iſab. Freylich, für einen Verliebten iſt auch der November ein Wonnemond. — Da kaufen wir ein Haus in einer abgelegenen

Straße,

Straße, und bezahlen es übertheuer, weil — weil unſer Haus auf dem Markte zu geräuſchvoll liegt. — Dann laſſen wir noch ein Paar Fenſter in die Mauer brechen, welche die Façade verderben, aber — doch mehr Licht geben. Und weil es denn doch mit alle dem noch nicht luftig genug iſt, ſo wohnen wir den größten Theil des Tages auf der Straße.

Gonz. Liebe Schweſter, ich habe auf alle deine Sticheleyen nur eine Antwort.

Iſab. Die ich auch ſchon auswendig weiß.

Gonz. Ich liebe Marien zum Raſendwerden.

Iſab. Wollte Gott, zum Vernünftigwerden; denn raſend biſt du ſchon ein wenig.

Gonz. (Empfindlich) Darf ich fragen, was du an ihr auszuſetzen haſt? etwa ihre Armuth?

Iſab. Pfuy, du kennſt mich beſſer. Bey deinem großen Reichthum wäre es ſehr engherzig, darauf Rückſicht zu nehmen.

Gonz. Nun? was denn? was denn?

Iſab. Du kannſt noch fragen? der unbegrenzte Hochmuth ihrer Verwandten —

Gonz. Leider iſt es arg damit.

Iſab. Der mehr als lächerliche Stolz auf ihre Ahnen.

Gonz. Sind wir nicht auch von gutem Adel?

Iſab. Bruder, wir ſind nur Moſt gegen ihren hundertjährigen Wein.

Gonz. Einer Verbindung mit uns darf keine Familie im Lande ſich ſchämen.

Iſab. Außer der Familie Colibrados, deren Ahnherr mit Noah ſoupirte am letzten Abend vor der Sündfluth.

Gonz. Was kann die holde Marie für die Thorheiten ihrer Verwandten?

Iſab. Nichts, gar nichts, und ich würde ſie mit Freuden Schweſter nennen, ſobald es ohne Demüthigung meines Bruders geſchehen kann.

Gonz. Die Liebe iſt ein Kind, der Ehrgeiz ein Rieſe, aber die Schleuder des Knaben warf den Rieſen zu Boden.

Iſab. Es ſey darum. Doch ſelbſt deine Demüthigungen fruchten nichts. Sie haben ein Verhack von Stammbäumen um ſich her gezogen, das du vergebens zu durchdringen hoffſt.

Gonz. Doch vielleicht mit goldenen Pfeilen.

Iſab. Die Hoffarth iſt ihr Feldherr.

Gonz. Aber die Armuth ihr General-Proviantmeiſter.

Iſab. Sie ſterben lieber, ehe ſie ſich ergeben.

Gonz. Und Maria heyrathet mich lieber, ehe ſie Hungers ſtirbt.

Iſab. Ey ja doch, wenn ſie auch ein Wort dazu geben dürfte.

Gonz. Sie hat ein Herz dazu gegeben. So lange ich das beſitze, verzweifle ich nicht am guten Erfolg. Mit Bitten will ich den

Stolz des Oheims beſtürmen; alle meine Schätze will ich bieten, den Glanz der Familie wieder herzuſtellen; hilft das nicht, ſo nehm' ich meine Zuflucht zur Liſt, und iſt auch Liſt vergebens, ſo brauch' ich Gewalt.

Iſab. Du dauerſt mich, Bruder, du biſt entſetzlich verliebt. Rechne auf meinen ſchweſterlichen Beyſtand. Ich will mein Köpfgen ſo lange martern, bis die geharniſchte Klugheit zu deiner Hülfe hervorſpringt. — St! die Pforten des Pallaſtes thun ſich auf. Es iſt Pedrillo. Geſchwind bey Seite! ich will den albernen Menſchen ein wenig aushorchen.

Gonz. (Schlüpft in ſein Haus. Iſabella tritt zurück.)

Zweyte Scene.

Pedrillo. (Aus dem Pallaſt)

Es geht gut — es geht ganz vortrefflich. Einen Keſſel ſoll ich leyhen — aber wo? auf meiner Herrſchaft Nahmen borgt mir niemand eine Stecknadel. Und wozu der Keſſel? wir haben doch nichts drin zu kochen. Wenn wir auch alle unſre Titel hinein thun, ſo gibt es doch immer eine magere Suppe. — Recht ſo! wir ſterben lieber Hungers, ehe wir auch nur einen Buchſtaben von unſerm großen Nahmen fahren laſſen. Gehorſamer Diener! ich bin nur ein gemeiner Kerl, aber das Ding verſteh' ich beſſer. Ehe ich Noth leide, verkaufe ich meines Vaters Nahmen, und noch ein Stück von meinem eignen dazu. Hoheit und Ehre bitt' ich mir Vor- und Nachmittag aus; aber zum Mittag- und Abendbrod taugen ſie nicht. Ein Paar Tage will ichs wohl noch

aus-

aushalten. Ich eſſe bey guten Freunden in der Stadt, indeſſen die hohen Herrſchaften daheim ihre Erbſenſuppe verzehren, und ſtatt des Confects an den Thaten ihrer Vorfahren ſchmauſen. — (Er ſieht ſich um) Still, ſtill! ich bin nicht allein.

Dritte Scene.

Iſabella und Pedrillo.

Iſab. Guten Morgen, mein Freund!

Pedr. Unterthänigſter Knecht.

Iſab. Wie befindet ſich deine Herrſchaft?

Pedr. Wohl, gnädige Frau, ſehr wohl. Sie erwarten dieſen Mittag Fremde bey der Tafel. Ich ſoll eben die Confitüren zum Deſſert einkaufen.

Iſab. Wer ſind die Fremden?

Pedr. Ey, da iſt der Herzog de la Vera Crux mit der Fürſtin de las Spadas, der Abt von Sanct Jago, der Marcheſe Ferdinando Gonzalo Philippo de Santo Ciſuente

mit

mit der Marquiſe, ſeiner Gemahlin, und noch eine Menge Andere, deren Nahmen ich als ein unwürdiger Diener viel zu gering bin auszuſprechen.

Iſab. So darf ich wohl heute nicht wagen, meinen Beſuch abzuſtatten?

Pedr. Nichts für ungut, Ihro Gnaden, wir dürfen heute niemand herein laſſen, der nicht wenigſtens von den alten Chriſten abſtammt, die ſchon vor der Mohren Zeit in Spanien florirt.

Iſab. Was bedeutet denn der herrliche Schmaus? Don Ranudo pflegt ſeit einiger Zeit ſelten zu tractiren.

Pedr. Es iſt der Gedächtnißtag eines großen Siegs, welchen ſein Vorfahr, Don Proſpero de Colibrados, über einen Mohrenkönig erfochten, den er zu Burgos gefangen genommen. Es wäre freylich nicht gut, wenn viele ſolche Tage im Jahre kämen; denn unter 10000 Cruſaden kommen wir heute nicht ab.

Iſab. Aber wie kommts denn, Pedrillo, daß du an einem ſo hohen Feſte in ſo kahler und zerlumpter Livree erſcheinſt?

Pedr. Das geſchieht zur Erinnerung der zerriſſenen Hauptfahne, welche höchſt bemeldeter Don Proſpero de Colibrados in jener Schlacht getragen. (Bey dieſen Worten nimmt er den Hut ab)

Iſab. Trugen damals die Generale ſelbſt ihre Fahnen?

Pedr. Nicht doch, ſein Fähndrich. (Bey Seite) Sie geht mir grauſam zu Leibe. (Laut) Die Fahne wurde ſo von Flintenkugeln durchlöchert, daß ſie wie meine Livree ausſah.

Iſab. Wie lange iſt das wohl her?

Pedr. Es mögen 6- bis 700 Jahre ſeyn.

Iſab. Ey, ey, Pedrillo, ſo lange ſind die Flinten nicht im Gebrauch.

Pedr. Sie ſind nachher wieder abgekommen, wie es denn ſo mit den Moden zu gehn pflegt.

Iſab. Mich dünkt aber, ich ſehe dich ſchon lange in dieſen Lumpen?

Pedr. (Zur Seite) Nun hab' ichs ſatt. (Laut) Jeder kann gehn, wie es ihm beliebt. Ich habe ſo meine Urſachen dazu.

Iſab. Man ſollte faſt glauben, die Familie Colibrados ſey in Armuth gerathen?

Pedr. In Armuth? ha, ha, ha! eine Herrſchaft, die über eintauſend achthundert und zwey vollwichtige Ahnen zählen kann! wenn jeder derſelben auch nur etliche Thaler werth iſt, denken ſie, welch eine Summe da herauskommt.

Iſab. Das beweiſt noch nichts zu Gunſten einer ſolchen Livree.

Pedr. Laſſen Sie ſich dienen. Meine Herrſchaft ſieht, daß heutzutage jeder bürgerliche Rath eine nette Livree gibt, und daß vornehme Leute nichts für ſich behalten können; drum haben ſie ein neues Mittel verſucht. Sobald wir aber gewahr werden, daß gemeine Lakeyen wieder ſimpel einher treten, flugs holen wir unſre mit Gold und Silber verbrämten Livreen wieder hervor. Die gnädige Frau haben

haben ja wohl ſelber am Hofe zu Madrit geſehn: je prunkender die Bürger, je einfacher die Hofleute.

Iſab. Alſo iſt deine Herrſchaft reich?

Pedr. Wie ein Dutzend Erdnüſſe. Ihre Haarnadeln ſind von Bernſtein, und ihre Zahnſtocher von Brillanten. Sie beſitzen unter andern einen Stammbaum, der mehr als eine Tonne Goldes werth iſt.

Iſab. (Lächelnd) Ich wollte doch nicht rathen, ihn auf einer Auction zu verkaufen.

Pedr. Ey, wer wird denn auch ſolche Dinge verauctioniren?

Iſab. Warum klagen denn aber die Kauf- und Handelsleute, daß ſie von Don Celibrados nie Geld bekommen?

Pedr. Ihro Gnaden ſcherzen. Sie wiſſen ja wohl, daß es in vornehmen Häuſern Mode iſt, die Leute nach ihrem Gelde brav laufen zu laſſen.

Iſab. In dem unſrigen nicht.

Pedr. Halten zu Gnaden! die della

Mare's

Mare's gegen die Colibrados ſind auch nur ſo zu ſagen Brombeerbüſche gegen Eichbäume.

Iſab. Das Compliment iſt nicht ſo ſchlecht, als du glaubſt; denn Brombeeren kann man wenigſtens eſſen. Kurz, mein lieber Pedrillo, jedes Plätzchen eurer Ahnentafel, auf welchem der Nahme eines Helden prangt, bedecken wir mit dem Nahmen eines Rittergutes. Was meynſt du?

Pedr. Ich meyne, daß man nicht Alles beyſammen findet. Wir haben die Ritter, und ſie die Güter. Wenn ſie ſich wärmen wollen, müſſen ſie ſich Holz aus ihren Wäldern fahren laſſen, das brauchen wir gar nicht. Wir wärmen uns an der Ehre! ja, wir ſchwitzen nicht ſelten dabey, daß wir uns mit den ſeidnen Schnupftüchern die erhabne Stirn trocknen müſſen. (Er zieht ein altes ſeidnes Schnupftuch aus der Taſche, und mit demſelben ein Stück ſchwarzes Brod, welches auf die Erde fällt.)

Iſab. Ha, ha, ha! da wirfſt du einen Theil deines Reichthums auf die Erde.

Pedr.

Pedr. (Koſtet es auf) Es iſt eine Tafel Chocolade.

Iſab. Nicht doch, es iſt ein Stück verſchimmelt Brod.

Pedr. Ach ja, ganz recht. Ich hab' es aus einer gewiſſen Urſach zu mir geſteckt. Wenn ich nemlich zu dem Fürſten Mendez geſchickt werde, ſo muß ich immer ein Stück Brod für den Kettenhund an der Schloßpforte mit mir nehmen, ſonſt beißt er mich. Ich weiß nicht, warum die Beſtie mich nicht leiden kann.

Iſab. Ha, ha, ha! reiche Leute ſind doch immer bang vor ihr Leben.

Pedr. (Empfindlich) Immer beſſer, als wenn ſie arme Leute verſpotten.

Iſab. Nun, nun, Pedrillo, es war ſo böſe nicht gemeynt. Du gefällſt mir. Weſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge.

Pedr. (Bey Seite) Ich bin wohl noch mehr werth. Ich eſſe nicht, und ſinge doch.

Iſab.

Iſab. Du haſt weit mehr Verſtand, als du zum Lakeyen brauchſt.

Pedr. Deſto ſchlimmer.

Iſab. Du könnteſt etwas weit beſſeres werden.

Pedr. Zum Exempel.

Iſab. Kalenderſchreiber. Das iſt ein Handwerk, das ſeinen Mann nährt und fett macht.

Pedr. Ey, ein Kalenderſchreiber muß brav lügen können.

Iſab. Eben deswegen.

Pedr. Ich ſehe ſchon, gnädige Frau, Ihnen kann ich nichts aufbinden.

Iſab. Der geflickte Rock, das verſchimmelte Brod —

Pedr. Nun ja, es muß heraus. Sie haben recht, und dreymal recht. Hier unten wohnt der Mangel, und oben die Hoffarth. In der Küche kann man verhungern, und im Keller verdurſten. In den Prunkzimmern iſt nichts, und im Beutel weniger als nichts.

Mein

Mein Herr trägt einen ſammtnen Rock, aber er hat keine Weſte darunter. Die gnädige Frau ſchneidet alle Hintertheile aus den Kleidern, um die Vordertheile damit zu flicken. Deshalb iſt ſie auch ſo höflich und kehrt niemanden den Rücken zu. Muß ſie ſich ja einmal umdrehen, ſo muß ich oder das Kammermädgen ihr zum Rückenſtück dienen. Da kommt Leonore, ſagen ſie nur die. Wir möchten oft weinen über unſer Elend, aber wir ſind ſo ausgehungert, daß wir auch nicht eine Thräne mehr heraus pumpen können.

Vierte Scene.

Leonore. Die Vorigen.

Leon. Ich glaube gar, du ſtehſt da, und läſterſt über die Herrſchaft?

Pedr. Ich nicht, Leonore, aber mein Magen, der hat ein gewaltiges Läſtermaul; ich weiß gar nicht mehr, wie ich es ihm ſtopfen ſoll.

Leon. Schäme dich. Sind wir noch jemals hungrig zu Bett' gegangen?

Pedr. Ich weiß nicht, wie du zu Bett' gehſt; aber ich ſchlafe nicht gern allein, ich nehme meinen Gevatter Hunger immer mit mir.

Iſab. Wozu die Verſtellung, mein Kind? ich weiß, wie es in eurem Hauſe zugeht. Auch iſt es warlich nicht meine Abſicht, eurer Armuth zu ſpotten, ſondern ihr abzuhelfen.

Leon. Ach wenn Sie das könnten!

Pedr. Wenn Sie den Wein wieder in unſre Keller, den Braten in die Küche zaubern könnten!

Iſab. Nichts leichter auf der Welt. Mein Bruder liebt euer Fräulein. Bekommt er ſie zur Gemahlin, ſo ſchüttelt flugs der Ueberfluß ſein Fruchthorn über euern Pallaſt.

Leon. Ach, gnädige Frau! wenn das das einzige Mittel iſt —

Pedr. So können wir den Schmachtriemen nur feſter ſchnallen.

Iſab. Wie ſo?

Leon. Man verwundert ſich —

Pedr. Man ſpöttelt —

Leon. Wie Don Gonzalo ſo hohe Gedanken hegen —

Pedr. Wie er ſo verwegen ſeyn könne —

Leon. Ein Edelmann von kaum 200 Jahren —

Pedr. Und eine Familie von eben ſo viel Tauſenden —

Leon. Ein Landjunker —

Pedr. Und ein Grand von Spanien!

Leon. Zwar Fräulein Marie iſt ihm wohlgewogen —

Pedr. Sie iſt ſo zu ſagen grimmig verliebt.

Iſab. Das hör' ich gern.

Leon. Aber ſie hat keine Stimme im Rathe.

Pedr. Sie darf nicht muckſen.

Leon. Einmal fing ſie nur von weitem an —

Pedr. „Der Unterſchied des Standes ſey doch ſo gar groß eben nicht“

Leon. Aber da kam ſie ſchön an.

Pedr. Der gefangene Mohrenkönig wurde ihr ſogleich vorgeritten, ſammt der durchlöcherten Hauptfahne.

Leon. Ach leider ja! da hat der verzweifelte Mohrenkönig vor 600 Jahren verſprochen, daß Einer ſeiner Enkel eine Donna Colibrados heyrathen ſolle —

Pedr. Aus Dankbarkeit, weil man ihn großmüthig in Freyheit geſetzt —

Leon. Nun warten ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert auf den ſchwarzen Prinzen.

Pedr. Und können warten bis zum jüngſten Tage.

Iſab. Wer weiß! ja wahrhaftig, wer weiß! ich gebe die Hoffnung für meinen Bruder noch nicht auf. Wenn ihr mir beyſtehn wollt? auf reiche Belohnung dürft ihr zählen.

Leon. Herzlich gern, auch ohne Intereſſe.

Pedr. Du, verſchwöre nichts. Großmuth iſt die leichteſte und die ſchwerſte Tugend, je nachdem man ſatt oder hungrig iſt.

Leon. Dem guten Fräulein zu Liebe ging' ich durchs Feuer.

Pedr. Ach ja, beſonders wenn eine Rehkeule dabey gebraten würde.

Iſab. Nun ſo laßt uns mit vereinten Kräften — Seht, da kommt mein Bruder. Iſt er nicht ganz mager geworden aus Liebe?

Pedr. Das mag der Himmel wiſſen. (Indem er ſeine Weſte löſt) Man wird mager aus allerley Urſachen.

Fünfte Scene.

Gonzalo. Die Vorigen.

Iſab. Bruder, dieſe guten Leute verſprechen uns Beyſtand.

Leon. Sie haben über unſre Köpfe zu gebieten.

Pedr. Wir verſprechen euch nichts im Rauſch; denn wir ſind auf Ehre noch ganz nüchtern.

Gonz. Ihr entzückt mich. Rechnet auf meine unbegrenzte Dankbarkeit. Und damit es nicht bey leeren Worte bleibe — (er gibt Leonoren einen Ring) nimm — (und Pedrillo einen Beutel) nimm.

Leon. Gnädigſter Herr —

Pedr. Blume des ſpaniſchen Adels!

Leon. (Indem ſie den Ring betrachtet) Welch' ein Glanz!

Pedr. (Indem er die Goldſtücke mit der Hand wiegt) Welch' ein Gewicht!

Leon. Welch' ein Waſſer!

Pedr. Welch' ein Feuer!

Iſab. Aber ſprecht, wie fangen wirs an?

Leon. Um vor allen Dingen unſer Gewiſſen zu beſchwichtigen —

Pedr. Mein Gewiſſen! (er klopft ſich auf den Magen)

Leon. Mögt' es gerathen ſeyn, fürs erſte eine förmliche Anwerbung zu thun.

Iſab. Das will ich im Nahmen meines Bruders.

Gonz. Hofft ihr aber einigen Erfolg?

Leon. Noch geſtern hätte ich nichts hoffen mögen, aber heute —

Gonz. Warum denn heute eher als geſtern?

Leon. Weil geſtern noch eine Mahlzeit vorräthig war; heute hingegen müſſen ſie blos an den Thaten ihrer Ahnherren kauen, denn die Speiſekammer iſt leer.

Pedr. Drum gibt es auch nirgend in der Welt ſo ehrliche Ratten und Mäuſe, als in unſerm Hauſe. Man darf die Speiſekammer dreiſt offen laſſen, ſie rühren nichts an.

Iſab. Aber mein Gott! wie behilft ſich denn die Herrſchaft?

Pedr. Mit der Ehre. Wenn ſie nichts zu eſſen haben, ſo ſprechen ſie: es ſey von Alters her ein Faſttag in der Familie. Wenn ſie Waſſer ſtatt Wein trinken müſſen, ſo berufen ſie ſich auf einen Ahnherrn vor der Sündfluth, der auch nichts als Waſſer getrunken. Wenn ſie nicht in die Kirche gehn können,

weil

weil ſie keine Kleider auf dem Leibe haben, ſo heißt es: wir wollen unſre Andacht in unſrer eignen Kapelle verrichten; das iſt vornehm. Und endlich, wenn ich zuweilen, vom Hunger überwältigt, ihnen den gebührenden Reſpect verſage, ſo ſprechen ſie, ich ſey der Hofnarr; das iſt auch vornehm.

Gonz. Du machſt mir wenig Hoffnung, die Feſtung auszuhungern.

Leon. Ey nun, ſo überrumpeln wir ſie durch eine Kriegsliſt. Dann haben wir die Lacher auf unſrer Seite; denn jene werden von der ganzen Stadt gehaßt wegen ihres unerträglichen Hochmuths. Seyn Sie nur ruhig indeſſen, und laſſen Sie die gnädige Frau auf eine Anrede ſtudiren.

Gonz. Sie mag den Stoff in meiner heißen Liebe zu Marien ſchöpfen.

Iſab. (Gibt ihm den Arm) In deinem Gelde, Bruder. Auf Wiederſehn, Kinder. In einer halben Stunde bin ich in eurem ſogenannten Pallaſt.

Pedr. Unterthänigſter Knecht. In einer Viertelſtunde bin ich in Ihrer Küche.

(Gonzalo und Iſabella ab)

Sechſte Scene.

Leonore und Pedrillo.

Pedr. Was meynſt du, Lorgen?

Leon. Was meynſt du, Petergen?

Pedr. Ich habe ganz charmante Gedanken.

Leon. Laß doch hören.

Pedr. Don Gonzalo iſt reich.

Leon. Und freygebig.

Pedr. Wenn er das Fräulein heyrathet —

Leon. So wird ſie eine Frau.

Pedr. Und wir dazu behülflich ſind —

Leon. So regnet es Gold.

Pedr. Das bringen wir in Sicherheit.

Leon. Ich fange ein Galanterie-Krämgen an.

Pedr.

Pedr. Ich pachte eine Brandtewein-Schenke.

Leon. Nach und nach gibt das einen großen Laden.

Pedr. Nach und nach wird die Schenke zum Wirthshaus.

Leon. Und endlich eine marchande de modes très rénommée.

Pedr. Und endlich ein hotel des quatre nations.

Leon. Ich verſende meine niedlichen Waaren bis nach Portugall.

Pedr. Und ich meine geſchmierten Weine bis nach Teutſchland.

Leon. In ein Paar Jahren ſind wir reiche Leute.

Pedr. Dann wird eines Morgens an deine Thüre geklopft —

Leon. (Vornehm) Ich frage mein Mädgen: wer klopft ſo früh?

Pedr. Sie antwortet: es iſt der prémier aubergiste Don Pedro della ſiluteria.

Leon. (Mit vornehmer Nachläſſigkeit) Was will der gute Mann? ich erinnere mich ſeiner kaum.

Pedr. Dann trete ich herein mit Bauch und Unterkinn, ein Rohr mit goldnem Knopf in der Hand.

Leon. Ihre Dienerin, mein Herr. Setzen Sie ſich.

Pedr. Ich aber ſetze mich nicht, ſondern ich knie. (Er thut es)

Leon. Mein Gott! was wollen Sie von mir?

Pedr. Venus meiner Gedanken! jüngſte der Grazien, Alecto! erinnern Sie ſich noch der glücklichen Zeiten, als Sie nur noch eine armſelige Kreatur waren? als ich die Ehre genoß, Ihre niedlichen Schuhe zu flicken, und manche harte Brodrinde mit Ihnen zu theilen?

Leon. Wie? Sie wären —?

Pedr. Dero allergetreuſter Pedrillo?

Leon. Der nemliche, der ſo manche Ohrſeige?

Pedr.

Pedr. Dankbar empfing.

Leon. Und jetzt?

Pedr. Jetzt erſcheine ich, alle dieſe Ohrfeigen gegen Küſſe auszuwechſeln. Meine Hand, mein Herz, mein hotel des quatre nations, meine Marqueurs in grünen Schürzen, Alles lege ich zu Ihren Füßen. Sie brauchen deswegen Ihr Gewerbe nicht aufzugeben. Ich werde Sie im Handel und Wandel gar nicht geniren. Gebieten, befehlen, herrſchen, winken, ſchalten und walten Dieſelben mit meiner Perſon und ſo weiter nach Willkühr, Gefallen, Luſt und Belieben, und erquicken mich zum Zeichen der Erhörung mit — mit — (er ſpitzt den Mund zum Küſſen)

Leon. Mit einer Ohrfeige. (Sie gibt ihm eine und läuft davon)

Pedr. Die Spitzbübin! (er ſteht auf) mir auf nüchternen Magen eine Ohrfeige zu geben! iſt das erlaubt? — Putzmacherin will ſie werden? o ja, beſonders zum Coeffüren hat ſie ſchöne Gaben, und ich wette, ſie findet keinen beſſern Schauplatz für ihre Talente, als ein hotel des quatre nations. (**)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

(Ein altväteriſcher Saal im Pallaſt des Don Colibrados. Seidene, aber zerriſſene, vergoldete, aber unſcheinbare Meublen. Prächtige Seſſel mit drey Beinen. Marmor-Statuen ohne Arm oder Kopf. Eine Wand iſt durch einen großen bunt gemahlten Stammbaum bedeckt.)

Erſte Scene.

Don Ranudo de Colibrados und **Donna Olympia.** (Sitzen einander gegenüber, er im alten brocatnen Schlafrock, ſie im ſteifſten Negligee) **Pedrillo.** (Hinter Don Ranudo's Seſſel)

D. Ran. Nein, Donna Olympia, dieſer iſt nicht unſer erſter Stammvater und Ahnherr geweſen. Ich kann einen Colibrados aufweiſen, welcher noch 300 Jahre vor dem Einfall der Mohren in Spanien gelebt hat.

Olymp. Ey iſt das möglich! zeigen Sie mir doch, mein vortrefflichſter Gemahl.

D. Ran. (Schlägt eine alte Chronik auf, und deutet mit dem Finger auf das Blatt) Sehen Sie hier, meine Angebetete: Antonio de Colibrados, der bereits die Ehre genoß, Erb-Steigbügelhalter des Königs von Granada und Murcia zu ſeyn.

Olymp. (Welche zu ihm trat, und über ſeine Achſel in das Buch ſchaute) Dieſe Entdeckung, mein Venerabler, iſt mir werther als eine Million. (Sie ſetzt ſich wieder) Ich muß Ihnen bekennen, daß ich immer geglaubt, durch unſre Vermählung meinem uralten Adel zwar keinen Dintenflecken, aber doch einige Regentropfen aufgeſpritzt zu haben, ſintemal mein Geſchlechtsregiſter, welches ich auf den Fingern herzuſagen weiß, wie mein Ave Maria, von Juliano de Monte Ricco im 7ten Jahrhundert bis auf meinen Vater Ramiro Melchior de Monte Ricco —

D. Ran. Sie thun ſehr wohl, Donna Olympia, ſich dieſes immer feſter in das edle Gemüth zu prägen; denn es iſt das größte Kleinod, welches wir beſitzen.

Pedr. Ach Ew. Erzellenz, mit Ihrer gnädigſten Erlaubniß, kein Jude borgt einen Maravedis darauf.

D. Ran. Thut nichts, mein Sohn, thut gar nichts. Die Juden verſtehn ſich auch nicht auf dergleichen Dinge. Was mich betrift, mir iſt ein edler Nahme Reichthums genug. Wenn ich in dieſem Buche leſe, und die Thaten meiner Vorfahren beſchaue, ſo kann ich ſo ſatt werden, als käme ich von einem Schildkröten-Schmauſe.

Pedr. Nu freylich, wer ſo ein fünf bis ſechs Dutzend Colibradoſſe im Magen hat, der kann ſich ſchon behelfen. Die alten Helden knurren freylich bisweilen, das macht, ſie führen Krieg noch nach ihrem Tode. Mit mir armen Teufel hat es eine ganz andre Bewandniß; ich habe nur einen gemeinen ſchlechten Magen, der iſt mit gar nichts anders zu füllen als mit Brod.

Olympo. Es iſt doch erſchrecklich mit ſolchen gemeinen Volke, das, aus gröberer Materie erſchaffen, nur den Bauch zu ſeinem Gott macht. Sagen Sie mir doch, mein Vortrefflichſter! können ſolche Menſchen auch ſelig werden?

D. Ran. Ich ſollte doch glauben, meine Illuſtre, daß ſie gewiſſermaßen ſelig werden können, obgleich nicht in dem Grade wie wir. Gleichwie aber zwiſchen Hohen und Geringen eine große Kluft befeſtigt worden, alſo auch hinwiederum zwiſchen dem gemeinen Volk und den unvernünftigen Thieren. Ich unterſtehe mich daher nicht, ihnen die Seligkeit gänzlich abzuſprechen. Weil ſie jedoch faſt eben ſo unvernünftig denken wie das Vieh, ſo ſteht zu vermuthen, daß ihre Herrlichkeit in jenem Leben auch nicht ſonderlich groß ſeyn werde.

Pedr. Es iſt doch gut, daß Ew. Exzellenz noch einen Troſt für die andre Welt in petto behalten; denn in dieſer Welt geht es Ihnen doch miſerabel.

Olymp. Man vergeſſe nicht, Pedrillo, daß man zu ſeiner gnädigſten Herrſchaft redet.

D. Ran. Laſſen Sie ihn immer reden, Donna Olympia. Wir müſſen bedenken, daß Kayſer, Könige und Fürſten jederzeit luſtige Räthe in ihrem Dienſt gehalten, denen es frey geſtanden, nach Gefallen zu ſchwatzen, und ſelbſt Ihren geheiligten Majeſtäten Sottiſen zu ſagen. Drum rede nur, mein Sohn, rede, was dir beliebt.

Pedr. Ich ſage, daß Ew. Exzellenz Stammbaum mir vorkommt, wie der verfluchte Feigenbaum in der Bibel: viele Blätter, keine Früchte.

D. Ran. Du irrſt, Pedrillo, und redeſt einfältig. Vornehmen Standesperſonen mangelt es nie. Drum werden ſie ja riccos hombres genannt: reiche Leute.

Pedr. Ja doch, ſo wie die faulen Mönche Gottes Diener heiſſen.

D. Ran. Worauf ſinnt meine reſpectable Donna Olympia? ich ſehe ſie in tiefen Gedanken?

Olymp. ich wundre mich eben, daß heute noch kein Poet ſich eingefunden, zu unſerm Nahmenstage Glück zu wünſchen.

Pedr. Ey ja, da kennen Ihro Gnaden die Poeten. Hieher kommen keine mehr. Ich kenne das Volk. Setzen Sie alle Ihre Titel mit goldnen Buchſtaben über die Hausthür, unſer Nachbar, der Schneider, ſoll einen Braten oder eine Paſtete dagegen ſetzen, wir wollen einmal ſehn, wohin die Poeten ihre Sonnette tragen werden. Ja, was gilt die Wette, Ew. Exzellenz? für eine gute Mahlzeit mit gehörigem Champagner, laſſe ſich mir noch heute einen Stammbaum poetiſiren, der mein Geſchlechtsregiſter in gerader Linie vom König Salomo herleiten ſoll.

Olymp. Ha, ha! über den Narren.

Ich

Ich möchte laut lachen, wenn es ſchicklich wäre. Mein guter Junge, da würde der Poet dir eine ſchlechte Ehre erweiſen; denn König Salomo war ja ein Jude.

Pedr. So? nun gleichviel. Es war nur ſo ein Exempel, wie es die Poeten zu machen pflegen; denn das muß ich verſtehn, weil ich gewiſſermaßen ſelber ein Poet bin.

Olymp. Du?

Pedr. Allerdings. Ich zähle über ſechs Poeten in meiner Familie.

D. Ran. Deswegen biſt du aber ſelber noch keiner.

Pedr. Warum denn nicht? Eben ſo könnt' ich ja auch ſagen, Ew. Excellenz wären drum noch kein großer Mann, ob Sie gleich von berühmten Männern entſproſſen ſind.

D. Ran. Ha, ha, ha! hören Sie doch, meine Angebetete, die liebe Einfalt. Der Adel, mein Freund, wird uns angeboren.

Pedr. Die Poeſie gleichfalls, beſonders die poetiſche Poeſie.

D. Ran. Ja freylich, gewiſſermaßen — aber — aber — kurz, man ſchweige.

Olymp. Ja, man ſchweige.

Pedr. Ah! gegen *dieſes* Argument läßt ſich nichts einwenden.

Zweyte Scene.

Leonore. Die Vorigen.

Leon. Donna Iſabella della Mare bittet um die Ehre, vorgelaſſen zu werden.

Olymp. Führe ſie in den Saal, bitte ſie einen Augenblick zu verweilen, damit wir ſie anſtändig empfangen mögen. (Sie geht in ein Seitenzimmer. Leonore ab)

D. Ran. Geſchwind, Pedrillo, hohle meinen Sammtrock.

Pedr. Wollten Ew. Exzellenz nicht lieber den Schlafrock anbehalten, von wegen der ſchwarzſeidenen Strümpfe, in welchen ſich einige Defecte ergeben.

D. Ran. Nimm ein wenig Dinte, mein Sohn, und vergrabe dieſelben damit in der Verborgenheit.

Pedr. (Gebückt) Soll ich mit den Schuhen ein Gleiches thun?

D. Ran. Das iſt nicht vonnöthen. Ich kann ſagen, daß ich um der Leichdorn willen Löcher in die Schuhe geſchnitten.

Pedr. Hier iſt der Sammtrock. Aber auch dieſer hat auf dem Rücken einige Offenherzigkeiten.

D. Ran. Thut nichts. Ich will mich ſchon ſo drehen, daß man es nicht gewahr wird.

Pedr. Man könnte vielleicht den defecten Sammtrock an einen Juden verſchachern, und ein honettes Tuchkleid dafür einhandeln?

D. Ran. Mit nichten, mein Sohn. Unter dem Sammtrock ſchlägt ein hohes Herz. Tuch iſt gemeine Bürgertracht.

Olymp. (Tritt wieder herein in einer großen Haube mit einer Straußenfeder oder ſo etwas dergleichen) Ich bin fertig.

D. Ran.

D. Ran. Ey ſieh da, meine Strahlende! Sie glänzen ja wie das Eſcurial.

Pedr. (Bey Seite) Hoſpital.

Olymp. Man laſſe nunmehr die Madam hereintreten.

(Don Ranudo und Olympia ſetzen ſich, und ſtochern die Zähne. Pedrillo öffnet die Thür, ſetzt eine große Brille auf die Naſe, ſtellt ſich hinter den Stuhl ſeines Herrn, und wedelt ihm mit einem großen Wedel Luft zu.)

Dritte Scene.

Iſabella. Leonore. Die Vorigen.

Iſab. Ich bitte tauſendmal wegen meiner Dreiſtigkeit um Vergebung.

Olymp. Es hat gar nichts zu bedeuten, Madam. Wir ſind gewohnt, den ganzen Tag hindurch Viſiten anzunehmen, haben auch heute bereits acht oder zehn dergleichen empfangen. Kann mein erhabener Gemahl ſich

nicht

nicht erinnern, welche Perſonen heute in unſerm Pallaſt geweſen?

D. Nan. Nein, meine verehrte Gemahlin; das iſt mir unmöglich, ſintemal unſre Audienz-Zimmer nie leer werden, wie am Hofe zu Madrit. Pedrillo, frage doch den Schweizer.

Pedr. Er iſt nicht zu Hauſe, Ew. Exzellenz, er iſt vor vier Wochen ein wenig ausgegangen. Aber ich kann Ihnen dienen. (Zieht eine Schreibtafel hervor und lieſt) Es ſind hier geweſen: der Graf Jago de Monte d'Oro, der Marqueſe Ferdinando de Leo nigro nebſt Gemahlin, Don Sebaſtian de Broquel d'Oro, der Herzog de la Cita Caſa ſammt der Herzogin, und endlich der Marqueſe Ferdinando Gonſalvo Philippo Carlos Jago Sebaſtiano Manuel de Rifuentez. (Bey Seite) Der muß wohl mehr als Einen Vater gehabt haben, wo hätte er ſonſt alle die Nahmen her?

Olymp. Da hören Sie, Madam, ſo geht es täglich. Anjetzt kommen wir eben von der Tafel, Sie verzeihen daher, daß ich mich

des

des Zahnſtochers bediene; die Kapaunen waren etwas zäh.

Iſab. Machen Sie keine Umſtände mit einer Perſon, die bald nicht mehr als Fremde betrachtet zu werden wünſcht. Ich komme im Nahmen eines jungen reichen Edelmannes, welcher den Zutritt in Ihr Haus für ſein größtes Glück halten würde.

Olymp. Jeder ächte Edelmann iſt uns willkommen. Vielleicht gedenket derſelbe nach Madrit zu reiſen? und wünſcht einige Empfehlungsſchreiben von uns nach Hofe?

Iſab. Nein. Es iſt mein Bruder, Don Gonzalo della Mare; er liebt Ihre Fräulein Nichte unausſprechlich, und wagt es, um ihre Hand zu bitten.

Olymp. Madam, wir ſchätzen ſowohl Sie als Ihren Herrn Bruder ſo hoch, als unſer Rang nur immer geſtatten will, aber —

Iſab. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ihre Familie iſt allerdings weit älter als die unſrige, doch ſind auch wir von gutem Adel,

und

und wenn Sie ſich entſchlieſſen könnten, die Reichthümer meines Bruders auf die andre Wagſchaale zu legen —

Olymp. Nimmermehr, Madam! das Geld achten wir nicht. Wir würden lieber die äußerſte Armuth erdulden, als die Pflichten gegen unſre erlauchten Vorfahren verletzen. Werfen Sie nur einen Blick dort auf unſern Stammbaum. Sie ſind eine vernünftige Perſon, und werden dann ſelbſt bekennen, daß Sie etwas unmögliches begehren. Mein hochſeliger Herr Vater ſagte in ſeiner Sterbeſtunde: „Donna Olympia, ſagte er, ich hinterlaſſe euch kein Gold, aber einen hohen Rang. Fürchtet Gott, ehret die Heiligen, und ſterbt lieber unvermählt in Armuth, ehe ihr Schimpf über eure uralte Familie bringt.“ Mit dieſen edlen Worten gab er ſeinen Geiſt auf. Ich bin ſeiner Ermahnung treulich nachgekommen; denn ich habe in dieſem meinem venerablen Gemahl Einen der erſten Kavaliere in Spanien geheyrathet. (Sie ſteht auf und verbeugt

verbeugt ſich gegen Don Ranudo, der gleichfalls aufſteht, und die Verbeugung erwiedert. Dann ſetzen ſie ſich wieder.)

Iſab. Um mit ihm Mangel zu leiden?

Olymp. Wer ſagt Ihnen das? und wäre es, ſo würde ich dennoch keinen Buchſtaben meines Nahmens für das beſte Rittergut weggeben.

D. Ran. Bravo! bravo! Donna Olympia! das verdiente mit goldnen Buchſtaben auf Gold geſchrieben zu werden. „Keinen Buchſtaben für das beſte Rittergut!“ Pedrillo, zeichne dieſe köſtliche Sentenz in deine Schreibtafel, und wiederhole mir dieſelbe heute Abend vor Schlafengehn, wenn ich das letzte Glas Waſſer trinke.

Pedr. (Gehorcht)

Iſab. Aber Ihre Fräulein Nichte würde dabey doch nichts verlieren, und ich darf behaupten, daß die größten Familien in Spanien die Verbindung mit meinem Bruder gern ſehn würden.

D. Ran.

D. Ran. Wenn auch alle Welt es thäte, ſo thut es doch Don Ranudo de Colibrados nicht. Pedrillo, zeichne das auf.

Pedr. Ganz wohl. (Er thut es) Heute Abend beym Glaſe Waſſer vorzuleſen.

Iſab. (Empfindlich) Die ſpaniſche Nation iſt freylich wegen ihres Hochmuths ſchon berüchtigt.

D. Ran. Der edle Ehrgeiz, Madám, welchen Sie Hochmuth zu nennen belieben, wird vielleicht unter andern Nationen noch größer und edler befunden. Zum Exempel, die Nairen in Indien waſchen jederzeit ihre Hände, wenn ſie Leute von geringem Stande berührt haben. Das thun wir Spanier nicht. Ja, wenn ſie auf der Straße gehn, laſſen ſie ſogar vor ſich her ausrufen, es ſolle jeder gemeine Menſch ſich hüten, ihnen zu nahe zu kommen. Das thun wir Spanier auch nicht, obgleich es wohl ſchicklich wäre

Iſab. Armuth hat doch ſchon öfter die Strenge ſolcher Grundſätze gemildert.

D. Ran.

D. Ran. Wer ſagt Ihnen aber, daß wir arm ſind?

Iſab. Die ganze Welt.

D. Ran. Verläumdung, Bosheit. Man thut ja wohl ſein Geld auf Zinſen, man erhält ſolche nicht prompt genug, und geräth dadurch zuweilen in Verlegenheiten —

Olymp. Wir ſind mit unſrer Lage vollkommen zufrieden.

Iſab. So habe ich nichts weiter zu ſagen. Man ſpricht zwar von Wechſeln, die verfallen ſind; von ungeſtümen Gläubigern, die Ew. Exzellenz auspfänden wollen.

D. Ran. Hat nichts zu bedeuten.

Iſab. Ein Schimpf, dem Sie durch die Verbindung mit meinem Bruder leicht entgehn können.

D. Ran. (Lächelnd) Nein, Madam, das will ſich nicht thun laſſen.

Iſab. (Steht auf) So bedaure ich in der That, mich in dieſe Angelegenheit gemiſcht zu haben.

Olymp. Wir ſind deshalb nicht im geringſten erzürnt. Sie, Madam, handeln aus ſchweſterlicher Gefälligkeit, und Ihr Herr Bruder — nun, man weiß ja wohl, zu welchen kühnen Wagſtücken die Liebe einen Jüngling verleitet.

D. Ran. Können wir Ihnen ſonſt in etwas dienen? etwa durch unſern Einfluß bey Hofe?

Iſab. Sehr verbunden. (Sie verbeugt ſich und geht)

(Don Ranudo und Donna Olympia heben ſich wiederum ein wenig von ihren Stühlen. Leonore begleitet ſie hinaus.)

Vierte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedrillo.

D. Ran. Was ſagen Sie dazu, meine allervortrefflichſte Gemahlin? mich dünkt, ich ſehe, wie unſre Ahnherren die Köpfe aus ihren Gräbern

Gräbern herausſtrecken, und uns freundlich zunicken.

Pedr. Ey ja, die Herren haben gut nicken, ſie brauchen weder Speiſe noch Trank.

Olymp. Beſonders, mein illüſtrer Gemahl, der heldenmüthige Don Proſpero de Colibrados, der den äthiopiſchen Mohrenkönig gefangen nahm.

D. Ran. Allerdings iſt dieſer beſonders zu nennen, wegen des Pactums, welches derſelbe mit dem ſchwarzen Monarchen geſchloſſen.

Olymp. Kraft deſſen einſt ein äthiopiſcher Prinz erſcheinen, mit einer Donna Colibrados ſich vermählen, und ſo unſer Geſchlecht auf den Thron von Aethiopien heben ſoll.

Pedr. Das ſind aber ſchon 600 Jahre her, und der ſchwarze Prinz kommt noch immer nicht?

D. Ran. Wer weiß, ob während dieſer Zeit nicht lauter Prinzeſſinnen daſelbſt geherrſcht haben?

Olymp. Ganz vermuthlich, mein ſcharfſinniger Gemahl.

D. Ran. Als die mohriſche Majeſtät von meinem Ahnherrn ſchied, da brach dieſelbe ihren goldnen Fingerring in zwey gleiche Helften, übergab die eine dem Don Colibrados, und verwahrte die andre mit dem Verſprechen, daß man einſt den ſchwarzen Prinzen, Dero Enkel, daran erkennen ſolle. In dieſem halben Ringe nun beſteht noch würklich ein koſtbarer Theil unſers Schmuckes, und ich zweifle daher keineswegs, daß über lang oder kurz der Mohrenkönig ſein Wort halten, und der edle Baum, den Don Proſpero de Colibrados pflanzte, königliche Früchte tragen werde.

Olymp. Wer weiß, ob nicht das Schickſal unſrer Nichte Maria ein ſolches Glück beſtimme.

D. Ran. Recht, meine Edelſte. Und wenn nun die Ambaſſade aus Mohrenland arrivirte, und fände ſie bereits in den Armen eines gemeinen della Mare!

Olymp. Ich würde, wenn es ſchicklich wäre, in Verzweiflung gerathen.

D. Ran. Drum haben wir nicht allein edel, ſondern auch klug gehandelt, indem wir den Antrag verwarfen.

Fünfte Scene.

Leonore. Die Vorigen.

Leon. Donna Iſabella empfiehlt ſich nochmals unterthänigſt, und zum Beweis, daß ſie keinen Groll hege, trug ſie mir auf, Ihnen auf eine feine Art dieſe Goldbörſe anzubieten.

Olymp. Was! — meynt ſie, daß wir Bettler ſind? fort auf der Stelle! wirf es ihr vor die Füße! fort!

Leon. Hu, hu! (ab)

Sechſte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedrillo.

Olymp. Welche unerhörte Dreiſtigkeit! eine della Mare will einer Monte Ricco Almoſen geben, deren Aeltermutter einen Don Alfonſo de Ribera ausgeſchlagen!

Pedr. (Bey Seite) Und die ihrer Enkelin große Kiſten voll Armuth und Hoffarth hinterlaſſen.

D. Ran. Einem Colibrados Almoſen! deſſen Vorfahren dem Reiche die wichtigſten Dienſte geleiſtet!

Pedr. (Bey Seite) Deſſen Enkel ſich auf einem Lehnſtuhl die Zähne ſtochert.

Olymp. Deren Ahnfrau die Bettler nie anders als mit Gold oder Perlen beſchenkte!

Pedr. (Bey Seite) Bis der ganze Schmuck zu Glasperlen wurde.

D. Ran. Deſſen Ahnherr in der Schlacht bey Burgos 400 Mohren mit eigner Hand erlegte!

Pedr. (Bey Seite) Und deſſen Enkel die Fliegen todt ſchlägt.

Olymp. Was würde mein Urgroßvater, Don Melchior de Monte Ricco ſagen, wenn er aus dem Grabe aufſtünde?

Pedr. (Bey Seite) Er würde ſagen: nimm das Gold, du Närrin, und flicke dein Kleid.

D. Ran. Wie würde Don Antonio de Colibrados ſich vernehmen laſſen?

Pedr. (Bey Seite) Gehe hin, mein Sohn, und bezahle deine Schulden.

Olymp. Mein erlauchter Gemahl, mich überfällt ein Fieberſchauer.

D. Ran. Auch ich fange an zu frieren, meine venerable Gemahlin.

Pedr. Kein Wunder, es iſt ſeit vier Wochen kein Feuer in den Kamin gekommen.

Olymp. Es ziemt ſich freylich nicht, über gemeine Leute in Zorn zu gerathen.

D. Ran. Aber auch ein alter Edelmann iſt je zuweilen ein Menſch.

Olymp. Wir wollen daher unſre köſtlichen Kleider ablegen, und uns ein wenig zu Bette verfügen.

D. Ran. Das wollen wir, meine Vortrefflichſte.

Olymp. So werden wir einander wechſelſeitig durch unſer reines Blut erwärmen. (Sie reicht ihm die Hand.)

D. Ran. Schon die Berührung dieſer unentweyhten Fingerſpitze gießt neues Feuer in meine Helden-Adern. (Er führt ſie fort, bey welcher Gelegenheit die defecten Hintertheile ihrer Kleider dem Publicum ſichtbar werden.)

Pedr. Wollen Ew. Erzellenz nicht Dero Stammbaum mitnehmen?

D. Ran. Wozu?

Pedr. Nun, womit wollen Sie ſich denn zudecken.

D. Ran. Spaßmacher! geh zu meinem Banquier Cortes, und erſuche ihn, mir 1000 Cruſaden zu ſchicken, nur bis morgen Mittag. Du kannſt ſagen, ich erwarte morgen meine Pächter. — Kommen Sie, meine Holdſelige. (Beyde ab)

Siebente Scene.

Pedrillo allein.

Daß ich ein Narr wäre. Ich habe keine Luſt, mich die Treppe hinabwerfen zu laſſen. — Kurios! ein Geſchenk aus gutem Herzen annehmen, iſt ſchimpflich; aber einen ehrlichen Kaufmann um ſein Geld prellen, das iſt vornehm.

O über die arge verkehrte Welt,
Die Früchte von ſolchen Bäumen fodert,
(Er deutet auf den Stammbaum)
Und noch dem Enkel für rühmlich hält,
Was Einer gethan, der längſt ſchon modert.

Dem

Dem ruhmloſen Junker es nimmer gebührt,
Sich mit der Ahnherrn Ruhme zu blähen;
S'iſt keine Pflanze, die perennirt,
Man muß ſie alljährlich friſch wieder ſäen;
Im magern Boden artet ſie aus
In taube Blüten, Domherrn und Schranzen.
Zum Ehrenkranz, zum duftenden Straus
Muß jeder den Lorbeer *ſelber* pflanzen.

(Er geht)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Maria und Leonore.

Mar. Ach, Leonore! was ſoll aus mir werden!

Leon. Mit Gottes und meiner Hülfe eine glückliche Gattin.

Mar. Mein Oheim, meine Tante ſind unerbittlich.

Leon. Und wir ſind unerſchöpflich in Liſt und Ränken. Es reift ſchon ein Anſchlag in meinem Köpfgen.

Mar. Gute Leonore, ich weiß, daß du nur mir zu Liebe Armuth und Hoffarth in dieſem Hauſe erträgſt. Könnte ich doch einſt deine Treue belohnen!

Leon. Dieſes einſt iſt vielleicht nicht fern mehr. Folgen Sie mir nur blindlings. Keine Mauer iſt ſo ſtark, ich reiße ſie nieder; kein Schloß ſo feſt, ich finde einen Schlüſſel dazu. Donna Iſabella und ich ſind geſonnen, Ihre Hochgebohrnen Verwandten mit eignen Waffen zu ſchlagen. Es wird glücken, es muß glücken! wo nicht, ſo thun wir ernſtlich zur Sache, und laſſen uns entführen. — St! ich höre die Exzellenzen. Gehn Sie auf Ihr Zimmer, damit man die rothgeweinten Augen nicht ſehe.

Mar. (Entfernt ſich)

Zweyte Scene.

Don Ranudo. Olympia und Pedrillo. (Treten auf)

Leon. (Läßt ſie ehrfurchtsvoll an ſich vorüber gehn, ſpricht dann bey Seite:) Ich laſſe die erſte Mine ſpringen. (Und entſchlüpft)

D. Ran.

D. Ran. Nun, Pedrillo, was ſagte mein Banquier?

Pedr. Der Grobian! er war ſo unverſchämt, Ew. Erzellenz einige recht gemeine Ehrentitel beyzulegen. Er ſagte ferner: ich ſollte mich zum Teufel packen. Sie möchten nur erſt die alte Schuld bezahlen, oder noch heute die Gerichtsdiener erwarten.

D. Ran. Haſt du Zeugen, Pedrillo, daß er dieſes würklich alſo geſprochen?

Pedr. Zeugen? o ja. Hier iſt der erſte Zeuge: eine Ohrfeige auf den linken Backen, welcher noch ganz röthlich ſchimmert. Hier der zweyte: eine dito auf den rechten, welcher glüht wie Aurorens Purpurfinger. Der dritte Zeuge iſt mein Rücken, da werden Ew. Erzellenz vollends Ihr blaues Wunder ſehn.

Olymp. Es gibt doch abſcheulich plumpes Volk unter der Bürger-Canaille.

Pedr. Das Lumpenpack ſollte ſichs für eine Ehre ſchätzen, ſein gemeines Geld auf eine noble Art los zu werden.

D. Ran. Geh, Pedrillo, und rufe unſre Nichte.

Pedr. Zur Tafel?

D. Ran. Du gemeiner ſinnlicher Menſch denkſt immer nur an Eſſen und Trinken.

Pedr. Das macht, weil ich hungre und durſte.

Olymp. Lerne von uns dieſe kleinen Bedürfniſſe zu verachten. Geh, rufe Donna Maria. (Pedrillo ab)

Dritte Scene.

Don Ranudo und Donna Olympia.

D. Ran. Wenn es Ihnen recht iſt, meine Allervortrefflichſte, ſo wollen wir dieſe, ſonſt der gemeinen Leibesnahrung gewidmete Stunde dazu anwenden, unſre geliebte Nichte mit erhabnen Grundſätzen zu ſpeiſen.

Olymp. Mir aus der Seele geſprochen, mein erlauchter Gemahl. So oft ich dieſes

theure

theure Kind erblicke, ſo glaube ich Ihre edle Großmutter, Donna Elvira, leibhaftig vor mir zu ſehn.

D. Ran. Ich hoffe, ſie werde gleich jener den Ruhm ihres Geſchlechts behaupten.

Olymp. Nur ſelten entſchlüpft ihr noch hier und da eine gemeine Unart. In voriger Woche, zum Exempel, ſprach ſie mit einer bürgerlichen Jungfrau ſo freundlich und vertraut, als wäre ſie ihres gleichen. Aber ich habe ihr zwey Stunden und vierzig Minuten lang die Pflichten eingeſchärft, welche ſie ihrem hohen Range ſchuldig iſt.

D. Ran. Ich weiß doch nicht, ob meine erhabenſte Gemahlin darin nicht etwas zu weit geht. Mit Bürgern, Bauern und dergleichen darf man immer freundlich und höflich verfahren; denn dieſes Geſchmeiß nimmt ſolches für ein Gnadenzeichen und eine ſonderliche Herablaſſung.

Olymp.

Olymp. Man kann ſich doch leicht zu familiär machen.

Vierte Scene.

Maria. Pedrillo. Die Vorigen.

Olymp. Tritt näher, mein Kind. Küſſe die Hand deines erlauchten Oheims und dann auch die meinige.

D. Ran. Wir ſind dir mit Huld und Liebe zugethan.

Olymp. Und haben dir noch heute einen glänzenden Beweis davon gegeben.

Mar. Darf ich fragen, worin derſelbe beſteht, um meiner Dankbarkeit freyen Lauf zu laſſen?

D. Ran. Denke nur, Kind, Don Gonzalo della Mare hat es gewagt, um deine Hand zu bitten.

Mar. Er iſt doch, ſo viel ich weiß, ein guter Edelmann?

Olymp.

Olymp. Kind, ein della Mare war vor 200 Jahren Haushofmeiſter bey einem Monte Ricco.

Mar. Er iſt — er ſoll ſehr liebenswürdig ſeyn.

D. Ran. O ja, für eine Beckerstochter.

Mar. Und ſehr reich.

Olymp. Mit all' ſeinem Gelde kann er ja nicht einmal Maltheſerritter werden.

Mar. Muß er denn eben Maltheſerritter ſeyn, um eine Gattin glücklich zu machen?

Olymp. Kind, was muß ich für Reden aus deinem edlen Munde hören?

D. Ran. Mich überläuft gleichſam ein gemeiner Schauder!

Mar. Verzeihen Sie, ich bin eine Waiſe, Ihnen zur Laſt, und mein Herz ſpricht für Gonzalo.

Olymp. Dein Herz? o Himmel! hat jemals in unſrer Familie ein Herz geſprochen?

Mar. Deſto ſchlimmer.

D. Ran. (Auf den Stammbaum deutend) Hier ſchau

ſchau her, du ungerathenes Fräulein Nichte, hier hängt unſer Herz.

Mar. Ach was kann mir dieſer Stammbaum helfen? Gonzalo iſt reich, er würde Ihre Schulden bezahlen, würde meinem guten Oheim ein gemächliches Alter verſchaffen —

Olymp. Schweig, eh' ich in Ohnmacht falle, du bürgerliche Creatur!

Mar. Sollte denn keiner von allen, deren Nahmen dieſen Baum zieren, empfunden haben wie ich.

D. Ran. Keiner! ich ſag' es mit gerechtem Stolz, keiner! ich ſelbſt, dein Oheim, der hier vor dir ſitzt, iſt ruhmvoll in die Fußtapfen ſeiner Ahnen getreten. Du ſollſt wiſſen, mein Kind, daß mich vor vierzig Jahren auch einmal eine Schwachheit anwandelte, ſintemal ein wunderſchönes Mädgen mir eine unedle Liebe einflößte. Aber ich kämpfte ritterlich! und obgleich deine hier gegenwärtige Frau Tante mit Leibes-Anmuth wenig begabt war, ſo ſah ich doch nicht auf ihre hohe Schulter oder auf ihren etwas geräumigen Mund, ſondern einzig und allein auf ihr uraltes Geſchlecht, drückte die Augen zu, und beſtieg an ihrer Hand das adeliche Ehebett'.

Mar. Ich bekenne, liebſter Oheim, daß ich mich nicht ſtark genug fühle, Ihnen nachzuahmen. Es muß heraus! ich liebe Gonzalo! ich wünſche von Herzen die Seinige zu werden.

Olymp. Du niedrige Seele! geh mir aus den Augen!

Pedr. (Bey Seit.) Soll heiſſen, aus einem Auge; denn auf dem andern hat ſie den Staar.

D. Ran. Ja du kranker Zweig des Colibradoſſiſchen Eichbaums, hebe dich hinweg in dein Kämmerlein! und richte daſelbſt dein Gebet zu dem heiligen Franz von Aſſiſi, der ein weitläuftiger Vetter von uns war.

Mar. Ich fürchte, ich fürchte, Amor iſt und bleibt mir näher verwandt. (ab)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Marien.

Olymp. Mein Gott, erhabener Gemahl! wo mag ſie ſolche verruchte Grundſätze eingeſogen haben?

Pedr. Glauben Ew. Erzellenz, das kommt alles vom leeren Magen. Sie iſt noch nüchtern, ſo wie wir Alle im Hauſe; wir müßten denn die ſchwarze Katze mit zur Familie rechnen, die heute ſchon auf der Jagd geweſen.

D. Ran. Ich meyne, das Geſinde hat ſie verdorben.

Pedr. Keineswegs, es iſt die liebe Natur. Denn wie der weiſe Seneca behauptet —

D. Ran. Packe dich fort, du Meiſter-Philoſophus, und laß uns allein.

Pedr. Herzlich gern, wenn nur die Gerichtsdiener Ew. Erzellenz lange allein laſſen. (ab)

Sechſte

Sechſte Scene.

Don Ranudo und Donna Olympia.

D. Ran. Ich bin erſtarrt über die gemeine Denkungsart unſerer Nichte.

Olymp. Das ſind die Früchte des Umgangs mit dem Geſinde.

D. Ran. Man muß ihr ſolchen auf das ſtrengſte unterſagen.

Olymp. Allerdings.

D. Ran. Man muß ihr einprägen, daß ſie aus anderm Stoff geformt worden —

Olymp. Daß ein reineres Blut in ihren Adern rollt —

D. Ran. Und daß es eine Stufenleiter der Weſen gibt, auf welcher der *alte* Edelmann dicht unter dem Engel ſteht.

Olymp. Im Vertrauen, ich wüßte nicht einmal, warum ſich ein Engel eines Vorzugs vor uns rühmen dürfte. Ich will nicht eben von den Cherubim und Seraphim ſprechen, aber ſo die gemeinen Engel —

D. Ran. Keinen andern Vorzug als den, daß ſie keine Speiſe zu ſich nehmen. — Apropos von Speiſe, meine Allervortrefflichſte! was werden wir heute eſſen?

Olymp. Kartoffeln, mein erhabener Gemahl.

D. Ran. Wenn mir recht iſt, ſo aßen wir dieſelben auch geſtern?

Olymp. Ich denke ja.

D. Ran. Auch vorgeſtern?

Olymp. Wenn ich nicht irre.

D. Ran. Auch die vorige ganze Woche?

Olymp. Es iſt wohl möglich. Die Kartoffeln ſind eine geſunde nahrhafte Speiſe.

D. Ran. (Steht auf) Nur ſcheint es mir faſt, als ob man dabey ſehr von Kräften komme, immaßen ich kaum noch auf meinen Füßen ſtehn kann. Ich ſtelle mich zwar, als ob die Leichdorn mich ſehr incommodirten, aber, unter uns, meine Hochbelobteſte, ich bin ſehr ſchachmatt.

Olymp. Ach leider ſchickt es ſich nun einmal nicht für uns, durch Arbeit etwas zu verdienen.

D. Ran. (Tritt ans Fenſter) Sehn Sie einmal, meine Venerable, da ſitzt ein armer Bauersmann vor unſerm Pallaſt, und ſpeiſet mit gutem Appetit. Er iſt in dieſem Stücke faſt glückſeliger als wir.

Olymp. Glückſeliger als wir kann er nicht ſeyn, mein Erhabenſter; denn er bleibt doch immer nur ein Bauer. Uebrigens jammert mich der arme Schelm, daß er da in der kühlen Herbſtluft unter freyem Himmel ſitzen und eſſen muß.

D. Ran. Ich läugne nicht, im engſten Vertrauen, daß es mir zuweilen erträglicher vorkommt, unter freyem Himmel zu eſſen, als unter einem Plafond von Raphael zu hungern.

Olymp. Es iſt beydes ſchlimm. Das

erſte iſt gemein, aber es ſättigt; das zweyte iſt vornehm, aber es ſtillt den Hunger nicht.

D. Ran. Was meynen Sie, Donna Olympia, ſollen wir den armen Mann hereinrufen, daß er hier ſitzen und ſein Mittagsbrod in Ruhe verzehren möge? Draußen weht ihm der Herbſtwind die Haare um das Maul; auch wird er von Fliegen und Hunden gequält.

Olymp. Er mag in Gottes Nahmen kommen.

D. Ran. (Ruft hinaus) Höre du armer Bauer! komm herein mit deinem Querſacke.

Olymp. Ich will lieber einen Bürger oder Bauer in meinem Pallaſt ſehn, als einen halb vornehmen Mann. Jene legen mir ſolches als chriſtliche Demuth aus; dieſer hingegen iſt capabel mich für ſeines Gleichen zu halten, und ſich zu emancipiren.

Siebente Scene.

Ein Bauer. Die Vorigen.

D. Ran. Nur näher, guter Freund.

Bauer. Ich bin viel zu gering und unwürdig, Hochwohlgebohrne Exzellenz, in einen ſolchen Pallaſt zu treten.

D. Ran. Wir ſind alle Menſchen. Es jammerte mich deiner, da ich dich unter freyem Himmel ſitzen und eſſen ſah. Setze dich nur nieder auf dieſen Stuhl, da kannſt du deinen Biſſen Brod in Ruhe verzehren.

Bauer. Ich danke, gnädigſter Herr. (Er ſetzt ſich, hohlt Brod und Käſe aus dem Querſacke und ißt.)

D. Ran. Wo gehörſt du zu Hauſe?

Bauer. Vier Stunden von hier.

D. Ran. Was haſt du heute zu Markte gebracht?

Bauer. Ein Paar Dutzend junge Hühner, die hab' ich auf dem Markte verkauft.

Olymp. Wenn du einmal gute fette Kapaunen haſt, ſo bringe ſie hieher.

Bauer. Will die gnädige Herrſchaft keine junge Hühner kaufen?

Olymp. Nein, wir eſſen nur Kapaunen oder Wildpret.

Bauer. So, ſo.

D. Ran. Wie heißeſt du, ehrlicher Kautz?

Bauer. Juan.

D. Ran. Und dein Vater?

Bauer. Eben ſo.

D. Ran. Und dein Großvater?

Bauer. Ja, das weiß ich nicht.

D. Ran. Es iſt doch erſchrecklich, ſeines Großvaters Nahmen nicht zu wiſſen. Das iſt ja das gröſte Vergnügen auf der Welt, ſein Geſchlechtsregiſter gründlich zu kennen.

Bauer. Auf dem Lande halten wir für das gröſte Glück, wenn unſer Acker brav Korn trägt, unſre Weiber alle Jahre ein Kind kriegen,

gen, und die Kinder bald in die Höhe wachſen, daß ſie uns zur Hand gehn können.

D. Ran. Wir hohe Standsperſonen hingegen, mein lieber Mann, halten den Kinderſegen für eine beſchwerliche Laſt. Je mehr Kinder, je mehr Ausgaben.

Bauer. Bey uns iſt das umgekehrt. Freylich, je mehr Junker, je mehr müſige Brodeſſer im Lande; aber je mehr Bauern, je mehr Arbeiter.

D. Ran. Es iſt wahr. Du redeſt wie ein Philoſoph. Wie alt warſt du, als du dich verheyratheteſt?

Bauer. Achtzehn Jahre.

Olymp. Du mein Gott! wie das zuſammen läuft!

D. Ran. Wir dürfen uns nicht eher vermählen, bis wir ſtandesmäßig ein Haus machen können. Die jüngern Söhne dürfen auch wohl gar nicht heyrathen, ſondern müſſen ihre Bruſt kreuzigen, oder ein Paar Läppsgen unter das Kinn hängen.

Bauer. Wir heyrathen, ſo bald es nur eben gehn will. Je mehr Hände im Hauſe, je beſſer.

D. Ran. Der Mann ſpricht ſehr verſtändig, Donna Olympia, der Bauernſtand iſt darin ein glückſeliger Stand. Auch mag es wohl daher kommen, daß ihre Kinder munterer und ſtärker ſind, als die unſrigen.

Bauer. Halten zu Gnaden, Ew. Exzellenz, daher kommts auch, daß unſre Weiber beſſer Farbe halten.

D. Ran. Ha, ha, ha! es iſt doch luſtig, einen gemeinen Bauer ſo reden zu hören. Uebrigens verwundre ich mich ſehr über dich, daß du das grobe Brod mit ſolchem Appetit eſſen kannſt.

Bauer. Käſe und Brod ſind eine treffliche Speiſe, wenn nur der Magen daran gewöhnt iſt.

D. Ran. Man muß alles in der Welt verſuchen. Laß mich Wundershalber einmal deinen

deinen Käſe koſten, und ſehn, ob ich ihn hinunterbringen kann.

Olymp. Ach, Don Ranudo, das wird nimmermehr angehn.

Bauer. Wills der gnädige Herr einmal verſuchen? (Er gibt ihm ein Stückgen Käſe)

D. Ran. Ja, blos aus Neubegier. (Er ißt) Ey das ſchmeckt doch ſo übel nicht.

Bauer. Die gnädige Frau nimmt auch wohl ein Stückgen. (Er präſentirt ihr mit bäuriſcher Höflichkeit)

Olymp. (Nimmt und ißt) Es iſt wahr, der Käſe ſchmeckt gut. Ich hätte geſchworen, ich würde ihn nicht genießen können.

D. Ran. Ha, ha, ha! ich muß in der That noch ein Stück haben: Das iſt kurios, ich hätte nie gedacht, daß es mir möglich wäre. Nun, das kann ich meinen Kindeskindern noch erzählen. Schneide nur noch ein dickes Stück ab, Juan, und gib mir auch etwas von deinem ſchwarzen Brode dazu. (Es geſchieht. Don Ranudo theilt ſeiner Gemahlin mit und ſie eſſen beyde brav)

Olymp.

Olymp. Die erſte Hiſtorie, die ich bey Hofe erzähle, ſoll ſeyn, daß ich mit einem Bauer Käſe und Brod gegeſſen. Wie wird die Königin darüber lachen!

D. Ran. Und der König, nicht wahr? — ſchneide nur immer drauf los, ich will wahrhaftig eſſen, ſo lange es mir ſchmeckt.

Bauer. Ich weiß nicht, Hochwohlgebohrne Exzellenz, ob es mein Käſe vertragen kann, daß ich noch mehr abſchneide.

D. Ran. Ha, ha, ha! (Er nimmt den Käſe ſelbſt und ſchneidet die Hälfte davon) nun ſollſt du ſehn, daß weder die gnädige Frau noch ich ſchlechte Bauerkoſt verachten.

Bauer. (Steckt den Ueberreſt in ſein Ränzel und kratzt ſich hinter den Ohren)

Olymp. Gib mir noch ein Stück. Ich will doch verſuchen, ob meine Fräulein Nichte auch ſolche Koſt genießen kann. Ha, ha, ha! zur Veränderung iſt es artig genug.

Bauer. Der gnädige Herr hat ſchon

ſo viel herunter geſchnitten, daß die ganze Familie davon verſuchen kann.

D. Ran. Wenn du wieder in die Stadt kommſt, ſo darfſt du frey bey uns zuſprechen.

Bauer. Danke, danke unterthänigſt. (Bey Seite) Nur mein Ränzel muß ich daheim laſſen.

D. Ran. Ich hoffe, Juan, du werdeſt in deinem Dorfe unſre Herablaſſung zu rühmen wiſſen.

Bauer. Ey freylich, inſonderheit wenn der Herr ſo gnädig iſt, mir meinen Käſe und Brod zu bezahlen; denn die Wahrheit zu ſagen: ich habe eben nur ſo viel mitgenommen, als ich unterwegs zu verzehren gedachte.

D. Ran. Was ſollen wir dem ehrlichen Manne geben, Denn Olympia? ich habe heute 2000 Roſenobel an einen Freund geliehen, und daher gerade kein Goldſtück bey der Hand.

Bauer. O Ew. Erzellenz, ich bin auch mit Silbermünze zufrieden.

D. Ran.

D. Ran. Das geht nicht, mein guter Mann; das wäre ein ewiger Schimpf für die Familie Colibrados, einen Bauer mit Silbergeld zu beſchenken. Wir belohnen entweder mit Gold oder mit Ehre.

Bauer. Weil nun aber kein Gold vorräthig iſt, und ich gerade ſo viel Ehre habe, als ich bedarf, ſo wollt' ich demüthigſt gebeten haben, mir nur einen ſilbernen Zehrpfennig —

D. Ran. Was meynen Sie, Donna Olympia? ſollen wir ihm ein Dutzend Stück von Achten geben? doch unter der Bedingung, daß er es niemanden wieder ſage.

Olymp. Nein, Don Ranudo, das gebe ich nimmer zu.

Bauer. Ich wills wahrhaftig niemanden wieder ſagen.

Olymp. Geh mit Gott, mein Freund. Wenn du in deinem Dorfe erzählſt, was dir hier begegnet iſt, ſo wird man dir große Ehre erweiſen.

Bauer. So laſſen Ew. Erzellenz mir

wenigſtens ein Stück Braten aus Ihrer Küche reichen, damit ich doch den Bauern etwas vorzeigen kann, zum Beweis, daß ich würklich in Dero Pallaſt geweſen.

D. Ran. Warte, ich will dir einen Abdruck von unſerm Wappen verehren.

Bauer. Ach was kann mir das helfen?

D. Ran. Höre, mein Freund, wenn irgend jemand zweifeln und etwa ſprechen ſollte: wie iſt es möglich geweſen, daß Don Ranudo de Colibrados, der da abſtammt von Antonio Proſpero, Alfonſo, Gonzalo, Hippolito, Stephano, Muſtacho —

Bauer. Lieber doch ein Stück Braten.

D. Ran. Lopes, Melchior, Gußmann, Theodoſio, Theophraſto —

Bauer. Oder wenn es auch nur ein Stück Speck wäre.

D. Ran. Carlos, Philippo, Manuel, Aurelio, Sancio, Ramirez —

Bauer. Und ein Paar Semmeln dazu.

D. Ran. Caſpar, Ranudo, Trinculo, Ventoſo —

Bauer. Das kann mich ja alles nicht ſatt machen, gnädiger Herr.

D. Ran. Wenn jemand, ſage ich, daran zweifeln ſollte, daß ein ſolcher Herr ſich mit einem armen Bauer gemein gemacht, ſo darfſt du ihm nur dieſen Abdruck meines Wappens zeigen.

Bauer. Ein wenig Wein in meine Flaſche werden Sie mir doch nicht verſagen?

D. Ran. Donna Olympia, dort liegt ein Abdruck auf dem Schranke, den mag der ehrliche Mann zur Erinnerung mit ſich nehmen.

Bauer. Sehn Sie nur, es iſt kein Tropfen mehr darin.

D. Ran. Nimm, und verwahr' ihn wohl, daß du ihn unterwegs nicht zerbrichſt.

Bauer. Darf ich den Kellermeiſter rufen?

D. Ran. Ich will dir ſogar die Felder dieſes Wappens erklären. Hier in dem erſten ſiehſt du einen blauen Falken —

Bauer. Ach! ich ſehe nur mein leeres Ränzel.

D. Ran. In dem andern ſteht ein Leopard —

Bauer. Den kann ich nicht eſſen.

D. Ran. In dem dritten vier Lilien —

Bauer. Die kleidet der liebe Gott auf dem Felde, ich aber muß arbeiten um zu eſſen.

D. Ran. In dem vierten ein brüllender Löwe —

Bauer. Das arme Beeſt wird hungrig ſeyn.

D. Ran. Nun will ich dir auch von Allem die Bedeutung ſagen.

Bauer. Ich empfehle mich der gnädigen Herrſchaft zu hohen Gnaden, und danke für erwieſene Ehre, daß Sie mein Käs und Brod nicht verſchmäht haben. (ab)

Achte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia.

D. Ran. Wie wird uns der Bauer rühmen, wenn er nach Hauſe kommt.

Olymp. Ja wohl, mein Erhabenſter.

D. Ran. Er wird auch wenig unſers Gleichen an Herablaſſung finden.

Olymp. So ein ehrlicher Bauer iſt mir zehnmal lieber, als ein neugepackener Edelmann, der die Ahnen mit Golde aufzuwiegen vermeynt, und vornehm nachläſſig aus einem Staatswagen herabſchaut. Solche Menſchen ſollten ſchwindlich werden, und ſich mit beyden Händen an die Carroſſe halten, wenn ſie ſich erinnern, daß ihre Frau Mutter auf dem Markte zu Sevilla Feigen verkaufte. Ja, mein Erhabenſter, ſolch Geſindel achte ich nicht höher, als das Stück Käſe, welches

Sie

Sie da in Ihrer Hand halten. (Sie nimmt ihm den Käſe-Ueberreſt aus der Hand, und ißt ihn auf)

D. Ran. Wohl bekomm' es, meine Allervortrefflichſte.

Neunte Scene.

Pedrillo. Die Vorigen.

Pedr. Nun iſt der Henker los! draußen ſtehn die Gerichtsdiener und wollen Ew. Exzellenz auspfänden.

D. Ran. Wo?

Pedr. Sie ſind ſchon in die grüne Stube eingebrochen.

D. Ran. (Gravitätiſch) Ich werde mich ihnen zeigen.

Pedr. Ach! da zeigen ſie ſich ſchon ſelber.

Zehnte Scene.

Gerichtsdiener. Vorige.

Gerichtsd. (Mit einer tiefen Verbeugung) Ew. Erzellenz bitte allerunterthänigſt um Verzeihung. Ich bin ein geringer Diener, welcher bey Verluſt ſeines Amtes die Befehle der Obrigkeit erfüllen muß.

D. Ran. Zu welchem Ende iſt er hergeſchickt?

Gerichtsd. Ich habe Befehl, an der hohen Herrſchaft eine allerunterthänigſte Execution zu vollziehen, im Nahmen Hans Beilochſens, Bürgers und Fleiſchhauers allhier, wie auch im Nahmen Chriſtoph Semmelbrods, Bürgers und Weißbäckers dieſer guten Stadt.

D. Ran. Ich will doch nicht hoffen, daß man mit mir wie mit einem gemeinen Manne umſpringen werde?

Gerichtsd. Es ſollte wohl nicht ſo ſeyn, allein die Geſetze machen leider keinen Unterſchied.

D. Ran. Bedenk' er wohl, was er thut, Monſieur.

Gerichtsd. Halten zu Gnaden, iſt alles wohl überlegt, habe mich auch bereits mit meinen Leuten einiges Hausraths bemächtigt. Da ſolches aber bey weitem nicht hinreicht, ſo muß ich unterthänigſt bitten, auch Dero Garderobe, Wäſche und dergleichen —

D. Ran. Man wird mir doch nicht die Kleider vom Leibe reißen?

Gerichtsd. Reißen? bewahre der Himmel, man wird ſowohl Ew. Exzellenz als die gnädige Frau mit ſchicklicher Sanftmuth entkleiden.

Olymp. Was? auch mich?

Gerichts. Ich bin untröſtlich darüber, die Hand an dergleichen hohe Herrſchaften legen zu müſſen. —

Olymp. Unterſteh' er ſich!

Gerichtsd. Werde mich allerunterthänigſt unterſtehen müſſen.

D. Ran. Seyn Sie ruhig, edelſte Donna!

Donna! und er, ſage er dem Magiſtrat, daß derſelbe exemplariſch dafür gezüchtigt werden ſoll.

Gerichtsd. Werde Ew. Exzellenz Worte pflichtgemäß hinterbringen, nachdem ich vorhero mit ſchuldiger Höflichkeit nochmals um beyderſeits entbehrliche Kleidungsſtücke erſucht.

Olymp. Ach, erhabener Gemahl! mir wird ſchlimm! (Sie zieht ein Riechfläſchgen hervor)

Gerichtsd. Auch um dieſes Riechfläſchgen muß ich demüthigſt erſuchen, wegen des ſilbernen Stöpſels. (Er nimmt es ihr aus der Hand)

Olymp. Abſcheulich! unerhört!

D. Ran. Standhaft, meine Illüſtre! eine Priſe Tabak wird dieſelben Dienſte verrichten. (Er präſentirt ihr eine Doſe)

Gerichtsd. Ich bin in Verzweiflung, daß ich auch dieſe Tabatiere mir ganz gehorſamſt ausbitten muß. (Er nimmt ſie weg)

D. Ran. Monſieur, er iſt ein —

Gerichtsd. Ein unglückliches, jedoch unſchuldiges Werkzeug der hohen Obrigkeit.

Eilfte Scene.

Gonzalo. Die Vorigen.

Gonz. Mein Gott, ich höre eben, Sie ſind in Verlegenheit, man will Sie auspfänden. Ich eile zu Ihrer Rettung herbey.

D. Ran. Mein Herr, bey Leuten meines Gleichen läßt man ſich vorhero anmelden.

Gonz. Verzeihen Sie — konnt' ich denn in dieſem Augenblicke — verſchmähen Sie meine Hülfe nicht.

D. Ran. Wir wiſſen ſchon, mein Herr, welchen Preis Sie auf Ihre Hülfe ſetzen; wir ſind aber nicht geſonnen, den Glanz unſrer Ahnen für einen alten Sammtrock aufzuopfern. Kommen Sie, Donna Olympia.

Gonz. Auch Sie, gnädige Frau?

Olymp. Lieber wollt' ich in jener Welt nackend unter meine Vorfahren treten, und den Fächer vor die Augen halten, als das

Hel-

Heldenblut der Colibrados verunreinigen. (Zum Gerichtsdiener) Komm er, Monſieur, und nehme er, was ihm beliebt. (Sie reicht Don Ranudo die Hand, welcher ſie gravitätiſch fortführt)

Gerichtsd. Werde allerunterthänigſt nicht ermangeln. (Er folgt)

Gonz. Iſt es möglich!

Pedr. Sapperment! ich muß meine Paar Lumpen retten, ſonſt iſt der höfliche Gerichtsdiener capabel ſie auch mit zuſammen zu packen. (ab)

Gonz. (Allein) Wohlan, wenn es denn doch vergebne Müh' iſt, den Mohren weiß zu waſchen, ſo wollen wir Hülfe bey dem Mohrenkönig ſuchen. (ab)

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Leonore. (Auf der Bühne) **Gerichtsdiener.** (Tritt mit einem Pack unter dem Arm aus einer Seitenthür, und verbeugt ſich rückwärts)

Gerichtsd. Bitte nochmals ganz unterthänigſt um Verzeihung.

Leon. (Bey Seite) Jetzt gilts. (Laut) Nun, mein lieber Herr Packfeſt, ſind Sie fertig?

Gerichtsd. Ach ja, mein ſchönes Kind. Dergleichen Expeditionen bey hohen Herrſchaften pflegen wenig Zeit wegzunehmen. Freylich, wenn man ſie ſo in koſtbaren Equipagen über die Straßen rollen ſieht, ſollte man meynen, das Haus ſey voll, vom Keller bis auf den Boden; aber es iſt alles nur auf die Straße calculirt; daheim iſt vacuum.

Leon. Was tragen Sie denn da?

Gerichtsd. Meine dienſtbaren Geiſter ſind mit den Meublen voran, das ſind die ſogenannten Nippes der gnädigen Frau. Da dacht' ich auch einen reichern Fiſchfang zu thun, bedeutet aber nichts.

Leon. Ach zeigen Sie doch. Ich ſehe ſo etwas für mein Leben gern.

Gerichtsd. Ey, Ey, mein ſchönes Kind, die Kammerjungfer wird ja wohl die Nippes ihrer Herrſchaft ſchon geſehn haben?

Leon. Ich bin noch nicht lange hier im Dienſt, und ſeit der Zeit ſind wir aus gewiſſen Urſachen niemals in Galla erſchienen.

Gerichtsd. Aus gewiſſen Urſachen? ich glaubs, hä, hä, hä! Nun da ſehn Sie. Eine plumpe Halskette von der hochadlichen Aeltermutter — ein aeklecksſtes Portrait von einem General Monte Ricco, der, glaube ich, unter den Maccabäern gefochten. Sieht grimmig aus. — Eine orientaliſche Perle, die

ein

ein Colibrados' aus den erſten Kreuzzügen mitgebracht —

Leon. Was iſt denn das für ein Stückgen Meſſing?

Gerichtsd. Hä, hä, hä! ſoll ein halber Ring ſeyn von einem Mohrenkönig. Die andre Hälfte hat der Schwarze mitgenommen, ich habe ſchon vergeſſen warum. Sollten Sie glauben, mein ſchönes Frauenzimmergen, daß Ihre gnädige Herrſchaft um dieſen Bettel den allermeiſten Lärm gemacht hat?

Leon. Wie ſo?

Gerichtsd. Ey ich habe das tolle Zeug gar nicht verſtanden. Sie vergeben — ich ſchäme mich faſt es nachzureden — ſie könnten mit dem Stückgen Meſſing einen Königsthron einbüßen. Muß wohl ein Talismann ſeyn, oder ſo ein Teufels-Werkzeug.

Leon. I nu, warum ließen Sie ihnen den Bettel nicht? er iſt ja keinen Dreyer werth.

Gerichtsd. Darf nicht, mein ſchönes Frauenzimmergen, darf nicht, muß Ordre

pari-

pariren. Wenn es aber der Becker Chriſtoph Semmelbrod zufrieden iſt, ſo mögen Sie meinethalben das Stückgen Königsthron wieder hinnehmen.

Leon. O der iſt mein Pathe. Geben Sie mir nur indeſſen den alten Gardinenring, ich will es bey meinem Pathen ſchon verantworten.

Gerichtsd. Kann nicht dienen, mein holdes Mamſellgen, muß alles getreulich überliefern.

Leon. Sehn Sie nur einmal *dieſen* Ring, mein werther Herr Packfeſt, (ſie hält ihm den Finger hin) ſieht der nicht aus ganz andern Augen?

Gerichtsd. Ey freylich, freylich.

Leon. Bemerken Sie nur den mittelſten Stein.

Gerichtsd. Er hat ſo ſchönes Waſſer, daß einem das Waſſer dabey in den Mund läuft.

Leon. Wie wär' es, wenn wir tauſchten?

Gerichtsd. Hä, hä, hä! Sie ſcherzen.

Leon. Mein bitterer Ernſt.

Gerichtsd. Sie werden doch nicht ein ſo koſtbares Ringelgen gegen ſolchen Auskehrigt vertauſchen?

Leon. Ich bin freylich eine gutherzige Närrin. Ich mögte gar zu gern meiner armen Herrſchaft Troſt bringen. Dieſen Brillant von mir zu nehmen, dazu iſt ſie zu ſtolz; aber jenes Stückgen Meſſing werden ſie mit Freuden empfangen, ohne zu fragen, was es mich koſtet, und ſo hätt' ich denn ganz im Stillen eine edle Handlung verrichtet, das iſt ſo meine Liebhaberey.

Gerichtsd. (Der, während ſie ſpricht, den Ring begierig beäugelt) Ey, ey, Sie ſind gar ein wackeres Mamſellgen. Wenn Sie denn durchaus ſo befehlen —

Leon. Geſchwind! (ſie tauſchen) es bleibt aber unter uns.

Gerichtsd. Ich bin eine Magiſtratsperſon,

perſon, auf meine Verſchwiegenheit kann man Pulvermagazine bauen.

Leon. Leben Sie wohl.

Gerichtsd. Könnt' ich nicht noch ein Küßgen auf den Kauf bekommen?

Leon. Ey ſeht doch! wenn Sie noch geſagt hätten: einen Kuß von mir, und den Brillant auf den Kauf.

Gerichtsd. Nein, nein, mein werthes Mamſellgen, in ſolchen ungeheuren Preiſen ſtehn die Küſſe heutzutage nicht mehr. Es wird wohl Alles von Jahr zu Jahr theurer; nur was dieſen Artikel betrift, der erhält ſich im gewöhnlichen Cours. Habe die Ehre, mich beſtens zu recommandiren. (ab)

Zweyte Scene.

Leonore allein.

Grobian! es gibt doch auf der Welt keine kühiern Männer, als die Juriſten. — Philoſophen ſind ſchon beſſer; denn wenn ſie gleich mit

mit unter meynen, daß ſie ihr Ich ſelber ſetzen, ſo müſſen ſie es doch ſetzen, wie es uns beliebt. — Die Aerzte kennen uns zu genau; in ihren Augen kann ein Frauenzimmer nie ein Ideal werden. Ein Arzt kann ſeine Frau herzlich lieben; aber ſeine Geliebte nie anbeten. — Poeten ſind unzuverläſſig, ſie mahlen immer ins Schöne, leben in der Zukunft oder in der Vergangenheit, und taugen ſelten für die Gegenwart. — Soldaten ſind gefährliche Liebhaber; die Kugeln fliegen und ihre Herzen flattern. — Ich lobe mir die Theologen, die ſchwärmen am beſten vor der Hochzeit, und ſind am leichteſten zu regieren nach der Hochzeit; denn gewöhnlich haben ſie ein Paar Steckenpferde, Baumſchulen, Mineralien, Bienenzucht, Nelken und Tulpen. Glücklich die Frau, deren Mann ein Steckenpferd hat! deß lebt ſie noch eins ſo froh und lange. Glücklich mein Fräulein, daß ihre Pflegeältern auf einem gewaltigen Steckengaul reiten, und dreymal glücklich, daß wir den Zaum zu dieſer Roſſinante gefunden haben. (Sie hält den halben Ring hoch in die Höhe.)

Dritte Scene.

Pedrillo und Leonore.

Pedr. Nun, Leonore, alle Schränke und Kiſten ſind verſiegelt. Jetzt kommt die Reyhe an dich.

Leon. So lang ich dein loſes Maul noch offen ſehe, bin ich für meinen Mund ſicher.

Pedr. Verlaß dich nicht darauf, mein Schatz. Wir erleben ja täglich, daß Einer dummes Zeug reden darf, ſo viel ihm beliebt, und wird noch obendrein bewundert. Ein anderer hingegen darf nur einmal eine kleine Albernheit laut werden laſſen — wie doch jedem ehrlichen Mann dann und wann begegnet — flugs wird er geſchüttelt.

Leon. Jetzt hab' ich keine Zeit, deine Plaudereyen anzuhören.

Pedr.

Pedr. Was haſt du denn für wichtige Geſchäfte? etwa ein Kleid zu garniren für die gnädige Frau? das wäre ein Werk der Barmherzigkeit; denn ſie hat nur noch eine alte Saloppe.

Leon. Hat ihr der höfliche Packfeſt denn gar nichts gelaſſen?

Pedr. Gar nichts, als die Haut, weil ſie nichts werth war.

Leon. Und der gnädige Herr?

Pedr. Gott weiß, was der anfangen wird, um ſeine hochadliche Mumie zu bedecken. In der ganzen Garderobe iſt nur noch ein alter Trauermantel, der hinter dem Schornſtein lag, und ſo den Habichtsblicken des Herrn Packfeſt entgangen iſt.

Leon. Wie nehmen ſich denn die allergnädigſten Herrſchaften dabey?

Pedr. O mir nichts, dir nichts, grade wie zuvor; denn ſie haben nach ihrer Meynung das Koſtbarſte gerettet, ihren Stammbaum.

baum. Nun wär' es aber Zeit, ſollt' ich denken, daß wir uns auch ſkiziren.

Leon. Narr! willſt du die Hochzeit nicht abwarten?

Pedr. Welche Hochzeit?

Leon. Dumme Frage. Zwiſchen Don Gonzalo und Donna Maria.

Pedr. Ich denke, Leonore, du wirſt dir auf dieſer Hochzeit keine Sohle von den Schuhen tanzen.

Leon. Es ſcheint, Monſieur Pedrillo hat ſchon alle Hoffnung verlohren?

Pedr. Zum Henker ja! im Hoffen bin ich ſonſt ſo ſtark als irgend Einer; aber da unſre Exzellenzen nicht einmal durch die Execution zu bewegen waren — haſt du denn vergeſſen, daß Don Gonzalo noch obendrein Stachelreden bekam, weil er ſich nicht vorher hatte anmelden laſſen?

Leon. Ich hatte vergeſſen, daß du ein Tölpel biſt, deſſen Witz da aufhört, wo ein Mädgen von zwölf Jahren erſt anfängt, den

ihri-

ihrigen in Bewegung zu ſetzen. Dafür biſt du auch hiemit förmlich abgedankt. Ich allein will die Ehre haben, dieſe Vermählung zu ſtiften.

Pedr. Wohl bekomm' es, Jungfer Weisheit. Haſt du dich aber verrechnet, ſo darfſt du für den Spott nicht ſorgen.

Leon. St! die gnädige Frau.

Vierte Scene.

Donna Olympia. Die Vorigen.

Olymp. Ach! dieſer Schimpf bricht mir das Herz! — Rache! Rache! und wenn es mein ganzes Vermögen koſten ſollte.

Leon. (Bey Seite) Eine wohlfeile Rache.

Olymp. Das Blut kocht in meinen Adern!

Pedr. (Bey Seite) Nun ſo kocht doch noch etwas im Hauſe.

Olymp. Ich mögte berſten!

Leon.

Leon. (Bey Seite) Vom vielen Eſſen wahrhaftig nicht.

Olymp. Hat das Volk vergeſſen, wer wir ſind?

Pedr. (Bey Seite) Das iſt eben das Unglück, daß ſie uns nicht vergeſſen haben.

Olymp. Wo ſind meine Leute, meine getreuen Domeſtiken? wo iſt die erſte Kammerfrau?

Leon. Hier, Ihro Erzellenz!

Olymp. Der Haushofmeiſter?

Pedr. Hier.

Olymp. Die Silberdienerin?

Leon. Hier.

Olymp. Der Page?

Pedr. Hier.

Olymp. Die Bettmeiſterin?

Leon. Hier.

Olymp. Der Stallmeiſter?

Pedr. Hier.

Olymp. Ach, ihr guten Leute! wißt ihr ſchon, welch eine Beſchimpfung uns widerfahren?

Leon. Leider wiſſen wir es.

Olymp. Und ſeyd durchdrungen davon, wie es ſich gebührt?

Pedr. Ach wir haben ſchon geſeufzt, daß es die Marmorſäulen an der Pforte bewegt hat.

Olymp. Wenn das meines Aeltervaters Oheim, der berühmte Cardinal de Monte Ricco, wüßte! er, der einſt Pabſt geworden wäre — wenn er nur die meiſten Stimmen gehabt hätte! (Sie wirft ſich in den Lehnſtuhl)

Leon. (Bey Seite) Jetzt wird es Zeit, die Komödie anzufangen. (ab)

Olymp. Aber ich weiß eine Rache, eine edle, doch grimmige Rache! Pedrillo! bis jetzt iſt der Burgemeiſter am heiligen drey Königstage jederzeit von uns zur Tafel gezogen worden; von nun an geſchieht es nicht mehr.

Pedr. Recht ſo.

Olymp. Wenn er zur Cour kommt, wird er abgewieſen.

Pedr. Zum Teufel mit ihm!

Olymp. Wir ſind nie für ihn zu Hauſe.

Pedr. Er wird in Verzweiflung gerathen, aber es geſchieht ihm ſchon recht.

Fünfte Scene.

Don Ranudo. (In einen alten Trauermantel gewickelt. Die Vorigen.

Pedr. (Als er ihn erblickt) Ach! ach! alle gute Geiſter! (Er fällt auf die Kniee)

D. Ran. Ey, mein lieber Sohn, die Demuth iſt allzugroß. Ich bin ja kein Heiliger. Ich bin zwar ein vornehmer Herr, aber doch nur ein ſündiger Menſch, und verlange daher keineswegs, daß man mich knieend verehre.

Pedr. (Steht auf) Ja ſo, es iſt der gnädige Herr. Ich dachte, es wäre ein Geſpenſt.

D. Ran. In dieſen alten Trauermantel habe ich nothgedrungen mich hüllen müſſen; allein ſo wahr ich Don Ranudo de Colibrados heiſſe, ſo ſoll das nicht ungeahndet bleiben! meine Gläubiger ſollen ausgerottet werden mit Weib und Kind.

Pedr. Es iſt unverſchämtes Volk, will ſein Geld haben.

D. Ran. Will ſein Geld haben. Was geht mich ſein Geld an? es gibt eine erwerbende, gemeine, und eine verzehrende, vornehme Klaſſe. Das hätte der Plebs bedenken ſollen. Ha! die ganze Stadt ſoll ihrer Freyheiten und Privilegien beraubt werden.

Pedr. Ach, gnädigſter Herr! bitte doch die Stadt zu verſchonen. Was können denn die andern ehrlichen Leute dafür?

D. Ran. Es muß ſeyn, Pedrillo. In ſolchen Fällen wird der Unſchuldige mit dem Schuldigen beſtraft.

Pedr. Aber wenn Ew. Erzellenz ein gutes Wort für die Stadt einlegten —

D. Ran. Wir wollen dann ſehn, was ſich thun läßt.

Sechſte Scene.

Leonore. Die Vorigen.

Leon. Unten auf der Straſe iſt ein gewaltiger Zuſammenlauf.

D. Ran. Aha! vermuthlich rebellirt das Volk wegen der unwürdigen Behandlung, die uns widerfahren.

Leon. Nein, es iſt ein äthiopiſcher Prinz angekommen.

Olymp. Ein Prinz?

D. Ran. Ein äthiopiſcher Prinz?

Leon. Schwarz iſt er, wie des gnädigen Herrn Trauermantel, aber ſehr reich und vornehm muß er ſeyn; denn ſein Gefolge erſtreckt ſich vom Dammthor bis auf den Markt.

Olymp. Ach, erhabenſter Gemahl! die Erwähnung eines äthiopiſchen Prinzen gibt mir einen Stich in das adeliche Herz.

D. Ran. Auch mir in die Heldenbruſt.

Olymp.

Olymp. Ich gedenke des tapfern Proſpero de Colibrados.

D. Ran. Ich gedenke des dankbaren Mohrenkönigs.

Leon. Man plaudert und murmelt ſchon gar ſonderbare Dinge.

Olymp. Was plaudert man?

D. Ran. Was murmelt man?

Leon. Irgend ein großer Mogul ſoll irgend einem ſpaniſchen Fürſten verſprochen haben, deſſen Tochter zur Königin von Mohrenland zu machen. Es iſt wohl nur ein Mährgen.

Olymp. Nein, Leonore, es iſt kein Mährgen.

D. Ran. Zwar war es kein ſpaniſcher Fürſt, aber doch ein Edelmann — ſo gut als irgend ein Fürſt auf der Welt; und kurz, es war Don Proſpero de Colibrados.

Leon. Wär' es möglich?

Pedr. Ey der Teufel!

Leon. Je mein Gott, gnädigſter Herr, da da käme ja wohl der äthiopiſche Prinz — ich wills nicht hoffen!

D. Ran. Wie wird Ihnen, meine Allervortrefflichſte?

Olymp. Ich zerfließe in Wonne!

Leon. Alſo war es darum, daß ich ein Paar ſchwarze Geſichter nach dem Pallaſt des Don Celibrados fragen hörte?

Olymp. Hörteſt du fragen?

D. Ran. Hörteſt du würklich?

Pedr. Ey verflucht!

Leon. Sie ſprachen ein wenig kauderwelſch; aber Ew. Exzellenz hohen Nahmen unterſchied ich gar deutlich.

D. Ran. Wie iſt Ihnen, meine illüſtre Gemahlin?

Olymp. Mein Buſen hebt ſich.

Pedr. (Bey Seite) Sapperment! die Todten erſtehn.

D. Ran. Aber der Ring, Donna Olympia, der Ring?

Olymp. Die Unholde haben die europäiſche

päiſche Hälfte geraubt. Was thuts, wenn nur die afrikaniſche im neuen Glanze hervor bricht.

Leon. Aber geſetzt, unſre Vermuthung habe Grund, wird Donna Maria einen Schwarzen heyrathen wollen?

Olymp. Leonore, ein Prinz iſt nie ſchwarz.

Pedr. Aber der gnädige Herr wird doch ſeine Pflegetochter keinem Kalmucken geben?

D. Ran. Reſpect, Pedrillo! hier iſt von einem Throne die Rede.

Pedr. (Bey Seite) Es wäre doch ein verfluchter Streich. Ich habe die Geſchichte nie glauben wollen. (Leiſe zu Leonoren) Nun, Leonore? wie ſtehts um den armen Gonzalo?

Leon. (Zuckt die Achſeln) Lieber Gott, wer konnte auch ſo etwas vermuthen? (Bey Seite) Der Eſel. (Iſabella klopft)

D. Ran. Man klopft ſehr vernehmlich.

Olymp. Geh doch, Leonore, und ſieh, wer

wer da iſt. Der Schweizer hat auf einige Wochen Urlaub erhalten.

Leon. (Geht hinaus)

D. Ran. Jetzt, meine Großherzige, müſſen wir zeigen, daß weder Freude noch Leid ein vornehmes Gemüth aus der Faſſung bringen kann.

Leon. (Kommt zurück) Da haben wirs! es iſt der Dollmetſcher des ſchwarzen Prinzen, ein allerliebſter junger Menſch. Er verlangt augenblicklich mit Ew. Excellenz zu ſprechen.

D. Ran. In dieſem Aufzug? nein, das geht nimmermehr an. Sage, Leonore, wir wären nicht zu Hauſe.

Olymp. Ey, wo denken Sie hin, mein erhabner Gemahl? den Geſandten eines ſolchen Herrn abzuweiſen? wir müſſen auf Mittel ſinnen.

Leon. Ich weiß ſchon. Der gnädige Herr iſt krank. Er hat eine ſeltſame Krankheit, dafür ihm ein ſchwarzer Mantel gerathen worden.

Pedr. Und der gnädigen Frau eine Saloppe.

D. Ran. Nein, Leonore, das geht nicht.

Leon. Warum nicht? es kann ja wohl eine Reliquie ſeyn? etwa der Mantel des heiligen Martin, den der Pabſt ſelber Ew. Exzellenz zugeſchickt?

D. Ran. Das klingt doch faſt gar zu wunderlich.

Leon. Oder noch beſſer: der gnädige Herr erfüllt ein Gelübde, er thut Pönitenz und kaſteyt ſeinen Leib.

D. Ran. Ja, Leonore, daß läßt ſich hören; denn ſchon zu den Zeiten der Kreuzzüge haben meine erlauchten Vorfahren Gelübde gethan.

Leon. Nun alſo, laſſen Sie mich nur machen. (Sie öffnet die Thür) Nur herein, hochzuverehrender Herr Dollmetſcher.

Siebente Scene.

Iſabella. (Als Dolmetſcher, in einer kohlſchwarzen Perücke, mohriſch gekleidet.) **Vier Mohren.** (Welche die Geſchenke tragen.) **Die Vorigen.**

Leon. Dort ſitzt unſer gnädiger Herr. Sie dürfen ſich nicht wundern, ihn in dieſem ſeltſamen Coſtüm anzutreffen; denn er iſt nicht nur der vornehmſte, ſondern auch der gottesfürchtigſte Herr in der Stadt, und will, nach dem Beyſpiel Nebucadnezars, der ein Ochs wurde, ſeinen Leib vierzehn Tage lang kaſteyen.

Iſab. Ich ſehe alſo, daß es in der Familie Colibrados nicht nur Helden, ſondern auch Heilige gibt.

D. Ran. Ach, mein Freund! eine ſolche Einbildung ſey ferne von mir! ich bin nur ein armer bußfertiger Sünder, und hier ſitzt meine holde Gemahlin als eine gemeine Bürgersfrau, ein

ein Zuſtand, in welchem wir aus chriſtlicher Demuth vierzehn Tage zu verharren beſchloſſen haben.

Iſab. Eine Tugend, welche der Himmel auf der Stelle belohnt! denn — vernehme es Ew. Exzellenz mit offnen Ohren! vernehmt es Alle ihr Gegenwärtigen und Anweſenden! Ich, Jago Montezuma de la Cores y Fuoro y Vlarabano! Dollmetſcher Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Tombucto Tarlictro Marzipano, Kronprinzen von Aethiopien, Großfürſten der Pyramiden, Großherzog vom Nil und Herr aller Crocodille! ſtehe hier vor Sr. Exzellenz Don Nanudo de Colibrados, Grand von Spanien et caetera et caetera et caetera, und vor deſſen glorreichen Gemahlin, Donna Olympia, gebohrne Monte Ricco, und werbe feyerlichſt im Nahmen meines königlichen Herrn um die edle Donna Maria de Colibrados, damit beſagte Donna Maria beſagtem Prinzen durch beſagten Dollmetſcher beſagtermaßen als eheliche Gemahlin und künftige Königin von Aethio-

Aethiopien geliefert, übergeben und ausgeantwortet werde. Zugleich bin ich angewieſen, nach äthiopiſchem Gebrauch dieſes ſilberne Käſtgen von Elfenbein, mit geprägtem Goldſtaub gefüllt, dieſe Corallen aus der Oſtſee, und dieſe Perlen aus dem Pico di Teneriffa Ew. Exzellenz demüthigſt zu überreichen.

Pedr. (Bey Seite) Ey der Teufel! nun gewinnt das Ding ein andres Anſehn.

Iſab. Auch für die Dienerſchaft ſind einige Raritäten mitgebracht worden.

Pedr. Würklich? darf man fragen, Herr Blarabano, worin ſie beſtehn?

Iſab. Die Kammerfrau wird ſich mit einigen Diamanten begnügen.

Pedr. Ey da kann die Meerkatze ſchon zufrieden ſeyn.

Iſab. Aber für den Kammerdiener —

Pedr. Unterthänigſter Knecht!

Iſab. Sind ein Paar ſehr ſeltne blaue Affen von den Quellen des Nils transportirt worden.

Pedr. Blaue Affen? ſo, ſo, ſo?

Iſab. Das Männlein iſt unterwegs geſtorben, aber das Weiblein —

Pedr. Mag der Teufel holen, ſo bald es ihm beliebt.

D. Ran. Herr Dollmetſcher, wir verſichern Euch zuvor unſrer Gnade. Die Ehre, welche Se. königliche Hoheit uns zugedacht, erkennen wir gebührendermaßen. Doch will es ſich nicht ſogleich geziemen, die uns überſandten koſtbaren Geſchenke anzunehmen.

Pedr. (Leiſe) Gnädigſter Herr! wo denken Sie hin? wenn Ihnen der blaue Affe beſſer gefällt, ſo können wir ja tauſchen.

D. Ran. Schweig! (Zum Dollmetſcher) Man unterrichte uns demnach zuvor, aus welchem Geſchlechte der edle Prinz ſeine Abkunft erweiſen kann? und wie derſelbe auf die Gedanken gerathen, eine Tochter aus dem Hauſe Colibrados auf den Thron von Aethiopien zu erheben?

Iſab. Dieſe Fragen ſind Ew. Exzellenz

Klugheit vollkommen gemäß, und Se. königliche Hoheit haben mich mit gnügender Antwort ausgerüſtet. Was nemlich zuerſt deren erhabene Abkunſt betrifft, ſo iſt hier der königliche Stammbaum in beglaubigter Copie, deſſen Original in der großen Pyramide aufbewahrt wird. (Sie winkt, die vier Mohren tragen den ungeheuren Stammbaum herbey, und rollen ihn auseinander) Zwar iſt ſolcher in arabiſcher Sprache verfaßt; doch kann ich auf Befehl Ew. Exzellenz dieſelbe zu Dero hohen Zufriedenheit verdollmetſchen.

D. Ran. Ey, ey, das iſt ein anſehnlicher Stammbaum.

Olymp. Mir lacht das Herz im Leibe bey dieſem Anblick.

Pedr. Groß genug zu einem Marketender-Zeit.

D. Ran. Wer iſt der Stammvater da unten an der Wurzel?

Iſab. Das iſt Murphus, König von Saba, deſſen Wittwe nachher den bekannten

Beſuch

Beſuch bey dem König Salomo abſtattete. Sie hatte, wie Ew. Erzellenz gewahr werden, drey Söhne, welche nachmals die heiligen drey Könige wurden.

D. Ran. Donna Olympia, wir müſſen bekennen, daß unſer Geſchlechtsregiſter nicht völlig ſo hoch hinaufreicht.

Olymp. Wer hätte es denken ſollen, daß wir einſt noch mit den heiligen drey Königen verwandt werden würden?

Iſab. Was die zweyte Frage anbelangt, ſo wird Ew. Erzellenz vielleicht ſelbſt nicht einmal bewußt ſeyn, daß vor mehrern hundert Jahren ein Held aus Dero Erlauchten Familie in der Schlacht bey Burgos einen Mohrenkönig mit eigner Hand gefangen nahm?

D. Ran. O mein Freund! es iſt mir allerdings ſehr wohl bewußt.

Iſab. Daß er demſelben großmüthig die Freyheit ſchenkte —

D. Ran. Ganz recht, ſo iſt es in den Annalen verzeichnet.

Iſab.

Iſab. Und daß die ſchwarze Majeſtät aus Dankbarkeit verhieß, ein zartes Liebesbündniß zwiſchen einem ſeiner Enkel und einem Fräulein Colibrados zu ſtiften.

D. Ran. Ja, ja, Herr Dollmetſcher, ſo finden wir es in den Familien-Archiven.

Olymp. Ach du groſſer Gott! ich ſitze hier, und kann vor Freuden kein adliches Glied bewegen.

D. Ran. (Er giebt ſeiner Gemahlin einen Wink, ihre Freude zu mäßigen, und fährt gelaſſen fort) Allein wiſſen Se. königliche Hoheit auch das Zeichen, welches zwiſchen Dero königlichem Ahnherrn und meinem Urältervater verabredet wurde?

Iſab. Der Mohrenkönig zog einen Ring von ſeinem mittelſten Finger, brach ihn in zwey Stücke, überreichte die eine Hälfte dem ſiegenden Feldherrn und ſprach: „welcher

Prinz von Aethiopien dir oder deinen Nachkommen die andre Hälfte dieſes Ringes verweiſt, der möge ungeändert ein Fräulein Colibrados als ſein Ehegemahl heimführen.“

D. Ran. Ja, ja, ſo iſt es.

Iſab. Und hier der halbe Ring. (Sie nimmt ihn aus einem Käſtgen, wo er in Baumwolle, Palmblätter und noch allerley andre Dinge eingewickelt iſt) Er iſt bis dieſen Augenblick in der Schatzkammer zu Memphis unter den Reichskleinodien aufbewahrt worden. Es iſt kein Zweifel, daß Ew. Erzellenz denſelben für den einzigen, rechten, ächten und wahren anerkennen.

D. Ran. Erhabene Gemahlin! Ich bitte, werfen Sie einen Ihrer glänzenden Blicke hieher. Iſt es nicht die leibhaftige zweyte Hälfte unſers ſtets mit Ehrfurcht verwahrten Kleinods?

Olymp. Sie iſt es! eine ſüße Ohnmacht wandelt mich an.

Iſab. Um jeden Zweifel zu vernichten, erſuche ich im Nahmen Sr. Hoheit, dieſe Hälfte mit der Ihrigen auf der Stelle zuſammenzupaſſen.

D. Ran. Iſt nicht vonnöthen. Jeden Thautropfen meiner Zweifel hat die Sonne der Wahrheit aufgeleckt. Herr Dollmetſcher, man berichte dem Prinzen Tombucto Talictro Marzipano, daß meine Nichte bereit iſt, ihm nach Aethiopien zu folgen, und wenn ſie auch unter jenem heißen Himmelsſtrich ihr junges Leben einbüßen ſollte.

Iſab. Das haben Ew. Exzellenz keineswegs zu befürchten. Zwar hat mein Herr allerdings Unterthanen, welche unter der Linie wohnen, und dadurch ſo heiß werden, daß man Schwefelſtöcke an ihnen anzünden könnte; aber der König und die Prinzen wohnen auf

Luſtſchlöſſern in gemäßigter Luft, auch ziehen täglich 15000 Mann mit Blaſebälgen auf die Wache, die rings um das königliche Schloß eine immerwährende ſanfte Kühlung unterhalten.

Pedr. (Wedelt ſich mit dem Hute Luft zu) Sapperlot! da mögt' ich ſchon wohnen.

D. Ran. Wie ſeyd ihr denn, Herr Dollmetſcher, bey ſo jungen Jahren an den Hof dieſes großen Monarchen gerathen?

Iſab. Die Miſſionarien hatten mich als Uhrmacher empfohlen. Die erſte königliche Waſchfrau verliebte ſich in mich, durch ſie ward ich nachmals Präſident der Academie der Wiſſenſchaften, und als der Kronprinz auf Reiſen gehn ſollte, wurde ich als königlicher Rath und Dollmetſcher ihm zugeſellt.

D. Ran. Wohlan, ſo eilt! denn wir zittern vor edler Begier, den Prinzen mit väterlichen Armen zu umfangen.

Iſab.

Iſab. Ich muß nur noch **einen** Umſtand unterthänigſt in Erinnerung bringen. Der Prinz erwartet, daß Ew. Exzellenz mit entblößtem Haupte ihm entgentreten, und die **erſte** Verbeugung machen werden; denn ſolches fordert er von einem Jeglichen, der nicht aus königlichem Geblüte ſtammt.

D. Ran. Nein, mein Freund, das geſchieht nimmermehr! Sollte ein Colibrados, ein Grand von Spanien, der das Vorrecht genießt, ſelbſt mit dem Könige bedecktes Hauptes zu reden, ſein Haupt vor einem ausländiſchen Prinzen entblößen?

Pedr. (Leiſe) Ew. Exzellenz haben ja ohnehin keinen Hut mehr.

D. Ran. Schweig! — meynt der Prinz, als mein Ahnherr den ſeinigen gefangen nahm, er habe den Hut dabey unter dem Arme gehalten?

Iſab. Ja, da kann aus der ganzen Negociation nichts werden; denn Se. Hoheit bequemen ſich durchaus zu keiner Unterredung, wobey Sie Ihrem erhabenen Range etwas vergeben müßten.

D. Ran. Das thut mir leid; aber ich hege gleiche Geſinnungen.

Pedr. (Bey Seite) Nun muß er ins Tollhaus.

Iſab. Bedenken Ew. Exzellenz —

Olymp. Wenn Don Ranudo de Collibrados hierin nachgibt, ſo laſſ' ich mich von ihm ſcheiden.

D. Ran. Dieſe edlen Worte, meine erlauchte Gemahlin, ſollen in Marmor gegraben werden.

Iſab. So muß ein ſolcher Prinz 17000 Meilen unverrichteter Sache wieder heimreiſen?

D. Ran. Die Etikette iſt eine edle Tyrannin, ſie fodert Gehorſam.

Iſab. Ich entferne mich mit betrübtem Herzen, um das Ohr meines gnädigſten Prinzen durch dieſen Donnerſchlag zu erſchüttern. (Verbeugt ſich und geht)

Achte Scene.

Die Vorigen ohne Iſabellen.

Pedr. Es iſt nur noch ein Glück, daß er das Gold und die Perlen hier läßt.

Leon. Fort iſt er!

Olymp. (Wider Willen ſeufzend) Er iſt fort!

D. Ran. Sie ſeufzen, Donna Olympia?

Olymp. Die gebrechliche Natur ſeufzt, der adliche Sinn bleibt ſtandhaft.

D. Ran. Auch ich empfinde einen anſtändigen Schmerz; aber die Ehre! die Ehre!

Leon. (Zu Pedrillo) Willſt du nicht deinen blauen Affen abholen?

Pedr. Es iſt ja nur eine Aeffin, und die brauch' ich nicht weit zu ſuchen.

Olymp. Meynen Sie nicht, erhabenſter Gemahl, daß der Durchlauchtige Prinz von dieſem Puncte abſtehn werde?

D. Ran. Ach! wenn ich gedenke, daß er von der Königin Saba abſtammt, und daß die heiligen drey Könige ſeine Vettern ſind — ſo muß ich zweifeln.

Olymp. Ich aber hoffe, er werde aus kindlichem Reſpect vor dem Pflegevater ſeiner Braut in etwas von der Strenge der Etikette abweichen. Mein Rath wäre dieſer, Pedrillo eile hinüber zu dem Juden, und löſe ſchnell das Kleid ein, in welchem Sie vor zwanzig Jahren die Ehre hatten — in des Königs Vorzimmer zu ſtehn.

D. Ran. Es kann geſchehn.

Pedr. Ja, ohne Geld gibt der Jude nichts heraus.

Olymp. Man verpfände ihm indeſſen dieſe koſtbare Perlenſchnur. (Sie gibt ihm die Perlen von den überbrachten Geſchenken)

Pedr. Das klingt anders. He! Mauſchel! du wirſt die Augen aufſperren! Perlen aus dem Pico di Teneriffa! die kommen dir nicht alle Tage vor. (ab)

Olymp. Du, Leonore, rufe unſre Nichte herüber.

Leon. Sogleich. (ab)

Univ.-Bibl.
München

Neunte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia.

Olymp. Mir ſagt mein klopfendes Herz, wir feyern die hohe Vermählung, und begleiten die junge Königin auf ihre Luſtſchlöſſer.

D. Ran. Wie, meine glorreiche Gemahlin? Sie wollten Ihre zarte Komplexion jenem brennenden Clima ausſetzen?

Olymp. Ich verlaſſe mich gänzlich auf die 15000 Blaſebälge.

D. Ran. Aber die beſchwerliche Reiſe?

Olymp. Man wird mir natürlich einen Elephanten bringen, auf welchem ſich ein bequemes Schlafzimmer einrichten läßt.

D. Ran.

D. Ran. Sie haben recht. Für **mich** aber ſchreitet ein Elephant zu langſam, ich werde mich der Kameele bedienen.

Olymp. Wollen wir auch, mein illüſtrer Gemahl, an der Regierung von Aethiopien Theil nehmen?

D. Ran. Wir werden uns derſelben ſchwerlich gänzlich entziehen können.

Olymp. Je nun, was Gott auf unſre Schultern legt —

D. Ran. Das müſſen wir tragen.

Zehnte Scene.

Maria. Leonore. Die Vorigen.

Olymp. Tritt näher, geliebte Nichte. Um deines erlauchten Stammes willen iſt dir heute ein großes Heil widerfahren.

D. Ran. Se. königliche Hoheit, der Kronprinz Tambucto Talictro Marzipano von Aethiopien —

Olymp. Großfürſt der Pyramiden —

D. Ran. Großherzog vom Nil —

Olymp. Und Herr aller Crocodille —

D. Ran. Wirbt um deine Hand.

Olymp. Er iſt zwar ſchwarz von Angeſicht —

D. Ran. Aber wir hoffen, du werdeſt, als eine ächte Colibrados, die gemeinen Rückſichten der Glorie deines Hauſes opfern.

Mar. Mein Oheim hat zu befehlen, ich werde mit Vergnügen gehorchen.

D. Ran. Jetzt erkenne ich meine Nichte wieder, und reiche dir zum letztenmal die väterliche Hand zum Kuß.

Mar. Zum letztenmal? warum das?

D. Ran. Als Kronprinzeſſin will es ſich nicht geziemen, daß du einem Edelmann, und wär' er auch der älteſte in der Welt, die Hand küſſeſt. Auch würde ich künftig im Staatswagen rückwärts dir gegenüber ſitzen.

Mar. Ich werde die Pflicht der Dankbarkeit nie vergeſſen.

Olymp. Ehre, mein Kind, iſt die erſte Pflicht einer Colibrados.

Eilfte Scene.

Pedrillo. Die Vorigen.

Pedr. Da iſt die koſtbare Schabrake. Als der Jude die Perlen ſah, gab er mir Federhut und Knotenperücke in den Kauf.

D. Ran. (Wirft den Mantel ab) Man kleide mich, und ſtülpe mir den edlen Haarſchmuck auf das Haupt. (Es geſchieht)

Olymp. Ach, Don Ranudo! wenn ich Sie jetzt betrachte, ſo ſchwebt der ganze Hof zu Madrit wiederum vor meiner trunknen Seele.

Pedr. Ich bin dem Herrn Dollmetſcher auf der Straße vorbeygerannt. Er wird gleich wieder hier ſeyn.

D. Ran. Geben Sie Acht, meine holde Gemahlin, das iſt ein gutes Zeichen.

Zwölfte Scene.

Iſabella. (Als Dolmetſcher) Vorige.

Iſab. (Verbeugt ſich tief) Se. königliche Hoheit haben Ew. Erzellenz groſsherzige Weigerung im geringſten nicht ungnädig vermerkt, ſondern vielmehr Dero ächt adeliche Geſinnungen bewundert. Prutsch ſaxen! ſagten Se. Hoheit, welches ſo viel bedeutet, als: es iſt ein Mann mit hohem Rittergeiſt begabt. Sie überlaſſen nunmehro die etwanigen Ehrenbezeugungen ganz Dero Willkühr.

D. Ran. Wohlan! da der Prinz ſein vermeintes Recht aufgibt, ſo geſchehe freywillig, was er begehrt.

Olymp. Wie, mein Erhabenſter? Sie wollten ſich bequemen —

D. Ran. Ja, meine Trefflichſte! da es nicht als Schuldigkeit begehrt wird —

Olymp. Aber dennoch —

D. Ran. Seyn Sie ganz ruhig. Ich kann aus der Chronik erweiſen, daß einer meiner Verfahren, Don Sancio de Colibrados, einem gemeinen Soldaten mit entblößtem Haupte entgegen gegangen, weil er in der groſſen Schlacht bey Xeres de la Fontera acht Mohren mit eigner Hand niedergemacht hatte.

Iſab. Ich höre ſchon den Prinzen. (Mohriſcher Marſch anfangs in der Ferne) Nur noch ein Wort, gnädigſter Herr, die Begrüßung auf äthiopiſch geſchieht durch Berührung der Naſenſpitzen.

D. Ran. Hören ſie, Donna Olympia, ſetzen Sie Ihre Naſenſpitze in Bereitſchaft.

Dreyzehnte Scene.

Mohren mit türkiſchen Inſtrumenten. Ihnen folgen Andere mit Bogen und Pfeilen, dieſen ein langbärtiger **Prieſter**, dieſem **Mohren** mit Geſchenken, hierauf ein **Mohr** mit einer langen Tabakspfeife, und ein Anderer mit der Betelbüchſe. Zuletzt **Gonzalo** als ſchwarzer Prinz. **Don Ranudo** ſteht gravitätiſch auf, nimmt den Hut ab, und tritt ihm zwey Schritte entgegen. Sie berühren ſich mit den Naſenſpitzen. Dann wendet ſich **Gonzalo** zu **Donna Olympia**, und thut desgleichen. Endlich nähert ſich auch der **Prieſter Pedrillo**, und ladet ihn zu einer Naſenberührung ein, welche dieſer nach großen Complimenten geſchehn läßt. Das Gefolge hat ſich geordnet, der Marſch ſchweigt.

Gonz. Laham tuibu, Scomta posi, la hom hubo, la hom haba.

Iſab. Se. königliche Hoheit wünſchen, daß Ew. Exzellenz noch ſo viele Jahre leben mögen, als die Sonne Meilen von hier entfernt iſt, und Sandkörner im Grunde des rothen Meeres liegen.

D. Ran. Ich wünſche dagegen Sr. Hoheit ſo viele Menſchen-Alter, als der Nil Tropfen und die africaniſchen Wälder Blätter zählen.

Iſab. (zu Gonz.) Allola!

Pedr. Das iſt eine herrliche Sprache für die kurzen Wintertage.

Gonz. Mullipu rakatakka privett privett trilli buschi — (eine Terze höher) püh?

Iſab. Se. Hoheit fragen, ob Ew. Excellenz den halben Ring als ächt und recht erkannt haben? oder ob Ihnen noch irgend ein Zweifel übrig bleibe?

D. Ran. Nicht der geringſte.

Iſab. (Bläſt den Gonzalo an) Puh!

Pedr. Kurioſe Sprache! — Püh? — Puh! —

Gonz.

Gonz. (Mit einer Art von Geſang) Parallala mideli dideli bac bac?

Iſab. Se.·Hoheit thun die förmliche Anwerbung um Dero Fräulein Nichte.

D. Ran. Ich ſowohl als meine illüſtre Gemahlin geben unſre Einwilligung.

Iſab. (Zu Gonz.) Lällaka Schnabraks pirekiki.

Gonz. (Lang gehalten) Püff?

Iſab. Der Prinz fragt, ob auch das holdſelige Fräulein nichts einzuwenden habe?

D. Ran. Donna Maria de Colibrados iſt ihrer Ahnen würdig.

Iſab. (Zu Gonz.) Pulsi mammella.

Gonz. Rumpli badakko mirri mirri Kuhlpisch.

Iſab. Sattel mattel brilli dux.

Gonz. Ikelmeis bahri muxen hundelsund mallbala mahla mahla.

Iſab. Se. Hoheit wollen als einen ganz beſondern Beweis ihrer Ergebenheit geſtatten, daß der Ehecontract vorläufig auf europäiſche Weiſe vollzogen werde; und haben deshalb einen hieſigen Notarius mitgebracht.

D. Ran. Wir erkennen dieſe Höflichkeit mit gebührendem Dank.

Iſab. (Zu Gonz.) Perre menne denne senne bulle mulle pipa.

Gonz. Rax.

Iſab. (Oeffnet die Thür) Treten der Herr Notarius näher.

Vierzehnte Scene.

Notarius. Die Vorigen.

Iſab. Vermuthlich haben Sie das Inſtrument ſchon abgefaßt.

Not. Einen Interims-Contract, wie mir befohlen worden. Sintemal jedoch und alldieweil mein Gewiſſen —

Iſab. In Aethiopien iſt es Sitte, die Herren Notarien praenumerando zu belohnen, ich überreiche Ihnen daher im Nahmen Sr. Hoheit dieſen Beutel mit Gold.

Not. (Nimmt ihn) Sehr wohl. Sintemal aber meine Pflicht —

Iſab. Und dieſen. (Gibt ihm noch einen Beutel)

Not. Bene, optime! ſintemal aber mein Amt, Pflicht und Gewiſſen —

Iſab. Und dieſen! (Gibt ihm einen dritten Beutel)

Pedr. Der Teufel! ich möchte ſchon Notarius in Aethiopien ſeyn.

Not. Argumenta irresistabilia. Ich will daher nur zu allenfallſiger Sicherſtellung meiner Perſon Se. Exzellenz Don Ranudo de Colibrados, wie auch deſſen eheliche Gemahlin hiemit feyerlich und öffentlich befragt haben: ob ſie gegenwärtiges als Prinz von Aethiopien ſich darſtellendes Individuum für den reſpectiven Gemahl ihrer Nichte erkennen, annehmen und beſtätigen?

D. Ran. Allerdings.

Olymp. So iſt unſer Wille.

Not. Wie auch, ob ſie wegen des Standes und Nahmens dickbeſagten Prinzens keine weitere Erkundigung einzuziehen für nöthig haben?

D. Ran. Keineswegs.

Olymp. Der Herr Notarius weiß nichts vom Ringe.

Not. Und ob, falls irgend ein Umſtand unrichtig befunden werden ſollte, ſie ſich verbindlich machen, die Rechtskraft dieſes Contracts auf keine Weiſe anzufechten?

D. Ran. Genug, Herr Notarius. Man hört wohl, daß er noch keine Ehepacten zwiſchen hohen Häuptern abgefaßt hat. Wir nehmen Alles auf uns.

Not. Bene! vigilantibus jura sunt scripta. Fiant sponsalia. Braut und Bräutigam belieben zu unterzeichnen.

Iſab. Der kindliche Reſpect wird in Aethiopien alſo und dergeſtalt geübt, daß nie das Brautpaar vor den reſpectiven Eltern oder Pflegeeltern zu unterzeichnen wagt.

D. Ran. Hören Sie, meine Allervortrefflichſte! welche chriſtliche Grundſätze!

Olymp. Ich höre, und bedaure nur, daß ich den unſchicklichen Freudenthränen nicht freyen Lauf laſſen darf.

D. Ran. Wohlan, ſo fügen wir uns und unterſchreiben, (Sie thun es)

Gonz. (Bey Seite) Wir ſiegen!

Mar. (Bey Seite) Ich zittre.

Pedr. (Zu Leonoren) Mideli dideli bac bac!

Leon. Was willſt du Narr?

Pedr. Puh! puh! putt!

Leon. Meynſt du, du habeſt deinen blauen Affen vor dir?

Pedr. So ungefehr.

Leon. Nur noch einen Augenblick Geduld, guter Freund, du wirſt gleich ſehn, daß du ein Gänſekopf biſt.

(Unterdeſſen haben auch Gonzalo und Maria unterſchrieben)

Not. (Lieſt) „Nachdem u. ſ. w. mit Bewilligung hoher Anverwandten ein ewiges und unauflösliches Ehbündniß geſchloſſen worden zwiſchen Donna Maria de Colibrados und Don Gonzalo della Mare —“

D. Ran. Wie!

Olymp. Was!

Gonz. (Entlarvt ſich und kniet nieder) Ich bin es.

Mar. (Kniet neben ihn) Verzeihung!

Pedr. O ich Eſel!

Leon. Nicht wahr?

D. Ran. Verrätherey!

Olymp. Abſcheulicher Betrug!

Genz. Ich gelobe die kindlichſte Ehrfurcht.

Mar. Beſtätigen Sie mein Glück.

Olymp. Nichts da. Der Contract muß vernichtet werden!

D. Ran. Und verbrannt!

Pedr. Und hinterdrein zerriſſen!

Not. Mit nichten; denn ſolcher iſt ein rechtskräftiges Inſtrument.

D. Ran. Er hat ſein Amt mißbraucht.

Not. Keineswegs. Alle Cautelen ſind beobachtet, wie ſolches durch Zeugen erwieſen werden kann.

D. Ran. Es iſt eine Mésalliance, welche der Hof nicht geſtatten wird.

Not. Dieſer Herr iſt von gutem Adel.

Olymp. Meine Nichte wird eher ihr Leben laſſen, als ſich unter ihrem Stande vermählen.

Mar. Eher laſſe ich mein Leben, als dieſen Mann.

Olymp. Ich werde raſend!

D. Ran. Auch ich, meine Allervortrefflichſte.

Olymp. Was meynen Sie, mein erhabenſter Gemahl? wir wollen die ungerathene Dirne enterben.

D. Ran. Ja, das wollen wir.

Pedr. Ach du lieber Gott!

D. Ran. Doch ſolches iſt nicht genug, unſern edlen Unwillen gebührend an den Tag zu legen. Merkt auf, ihr Alle, die ihr hier verſammelt ſeyd, Chriſten und Heyden, Spanier und Mohren! ſeyd Zeugen, wie der älteſte Edelmann in Caſtilien einen verdorrten Zweig muthig von ſeinem blühenden Baume ſchneidet. Seht her — ich ergreife dieſe Feder — ich tauche ſie in dieſes Dintenfaß — ich nähere mich dieſem koſtbaren Ehrendenkmal — (er geht zu dem Stammbaum) ich hebe die Hand — noch iſt es Zeit! — Maria! entſageſt du dieſem unwürdigen Gatten?

Mar. Ach mein Oheim! ich kann nicht!

D. Ran. Nun ſo ziehe ich ohne Gnade durch den Nahmen Maria de Colibrados einen dicken Strich! (Er thut es) So ſinke ſie hinab in die ſchwarze Nacht der Dinte, und ruhmloſe Vergeſſenheit ſey ihr niedriges Loos.

Olymp. So, mein Gemahl! die Strafe iſt gräßlich, aber gerecht.

D. Ran. Donna Olympia de Monte Ricco, reiche mir die Hand, und folge mir in das Innere des Pallaſts.

Olymp. (indem ſie Den Ranudo die Hand reicht) Pedrillo! der Schweizer ſoll Niemand vor uns laſſen.

Pedr. Sehr wohl.

D. Ran. Auch werden wir heute Abend nicht ſoupiren. (Beyde ab)

Pedr. Vermuthlich auch morgen nicht frühſtücken.

Gonz. Maria! dort biſt du ausgeſtrichen, hier (auf ſein Herz deutend) vertilgt Deinen Namen weder Feder noch Dolch.

Mar. (in ſeinen Armen) Ach, meine Freude iſt getrübt! ſie bleiben doch immer meine Pflege-Eltern.

Iſab. (Sie umarmend) Schweſter! ſie werden nicht unerbittlich ſeyn.

Gonz. Die Natur wird endlich ſiegen.

Leoh. Ich hoffe mehr vom Hunger als von der Natur.

Pedr. Fehlgeſchoſſen! Stolz auf eigne Verdienſte treibt wohl zuweilen die Blume der Demuth; aber Stolz auf fremde Verdienſte iſt ein unvertilgbares Unkraut!

Ende.

Univ. Bibl.
München

8 Germ. 10, 709 (1,1.2

Die Biene.

Eine Quartalſchrift

von

A. v. Kotzebue.

[1]

Erſtes Heft.

1808.

Universitäts-
Bibliothek
München

4 Liv. [illegible]

An die Leſer.

Wer dieß Büchlein kaufen und leſen will, muß eben nicht glauben, daß er lauter Honig darinn finden werde. Die Biene ſammelt auch Wachs und ſelten gelingt es ihr, den Bienenkorb ganz von Schimmel rein zu erhalten.

Ohne Allegorie: dieſes Allerley enthält, was ich in Nebenſtunden gedacht, geleſen, gedichtet, umgeſchmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So ſind nach und nach kleine Sammlungen entſtanden, die ſolchen Herren und Damen, deren Geſchmack nun gerade mit dem meinigen übereinſtimmt, auch wiederum in Nebenſtunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können.

Andere Anſprüche macht dieſes Büchlein nicht, und ob auch dieſe nicht ſchon zu weit getrieben ſind? — Das muß der erſte Ausflug der Biene lehren.

Der Herausg.

Inhalt.

Briefe eines reiſenden Lübeckers, geſchrieben auf den weſtlichen Hebriden 1807. S. 1
Volksaufruhr in England, im Jahre 1381. 30
Die räthſelhaften Gäſte, eine wahre Begebenheit. 39
Vondel. 48
Wer kann für ſich ſtehen? eine wahre Begebenheit. 56
Plato's Republik. 63
Fieldings Portrait. 67
Die Republik St. Marino. 72
Die Hochzeitnacht, eine wahre Begebenheit. 81
Piron und der Blinde. 85
Politiſche Unterredung. 86
Ludwig XIV. ein Phyſiognomiker. 92
Fragment aus einer ſpaniſchen Chronik. 94
Wer hat Recht? 96
Die Glücksquelle, eine wahre Begebenheit. 101

Vermählungsgeſchichte Ludwig des XIV. 105

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem IV. ſein erſtes Kind brachte. 163

Das Tulpenfeſt. 182

Das brave Weib. 184

Der Zweyzüngige. 193

Die Farbe der Trauer. 195

Die gefährliche Liebesprobe. 199

Vertheidigung der Menſchenfreſſer. 219

Quodlibet. 226

Briefe
eines reiſenden Lübeckers.

(Geſchrieben aus den weſtlichen Hebriden
im Jahr 1807.)

Erſter Brief.

Lieber Freund.

Entweder Leſſing hat Unrecht, wenn er behauptet: „wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren,“ oder wir Deutſche ſammt und ſonders, die wir noch immer herumgehn, eſſen, trinken und Geſchäfte treiben wie zuvor, hatten ſchon längſt keinen mehr zu verlieren. Nun deſto beſſer. Es leben alle Narren! Denn wenn man gleich nicht mehr wie vormals behaupten kann, daß es Ihnen wohl gehe auf Erden; ſo ſind ſie doch geſchmeidig und vergeßlich; zwey Eigenſchaften, die allein in unſern Tagen äuſſere und innere Ruhe gewähren. Ich ſelbſt, mein Freund, habe ich nicht zitternd vor Wuth und im Innerſten empört über all die Greul, von welchen ich Zeuge ſeyn müſſen, vor Ihnen geſtanden und geſchworen, ich wolle aus der bewohnten Welt laufen, weil es nicht mehr darinn auszuhalten ſey? — Nun ja, ich habe meinen Schwur gehalten, ich ſitze hier auf den weſtlichen Hebriden, das heißt fürwahr an der Welt Ende; aber will ich denn hier bleiben? quält mich der Satan nicht ſchon wieder mit Sehnſucht nach der geſchändeten Heymath? nach dem Vaterlande, wo ich weder von dem letzten Goldſtücke in meiner Taſche, noch von der Gattinn in meinem Ehebette, einen Augenblick mit Sicherheit behaupten kann: ſie ſind mein! — Was folgt daraus? ich muß mein eignes Urtheil ſprechen: entweder ich habe den Verſtand verlohren, oder ich hatte keinen zu verlieren. — Doch ich vergeſſe, daß ich Ihnen verſprochen, Sie in eine unbekannte Welt zu führen, weil es in der bekannten gar nicht erfreulich ausſieht. Ich will verſuchen Wort zu halten; nur erwarten Sie keine Ordnung in meinen Erzählungen; ich werde bisweilen einige Blätter aus meinem Tagebuche ſchütteln, und damit gut oder ſchlecht, wie es ſich eben trifft. Wundern Sie ſich auch nicht, wenn ich überall Vergleichungen anſtelle, die oft hinken mögen. Mein Maaßſtab des Menſchenwerths und Menſchenglücks, der Moralität u. ſ. w. war aus Philoſophenholz geſchnitzt, welches, wie Sie wiſſen, in Deutſchland häufig wächſt, und gewöhnlich für unbiegſam gehalten wird; aber es hat ſich in der Höllenglut unſerer Tage dermaſſen geworfen, daß der ſchiefe Maaßſtab nirgend mehr paſſen will.

Soll ich Ihnen mit zwey Worten die Hebriden beſchreiben? — es iſt eine lange Inſelkette, wo weſtlich im Sande, öſtlich in Moräſten und auf rauhen Felſen die Armuth thront. Man ſagt aber, dieſe gewaltige Fürſtinn werde nächſtens ihren Thron verlaſſen, um ihre deutſchen Staaten in Beſitz zu nehmen, die ſich immer mehr und mehr ausbreiten. Die kleinen Inſeln unter den Hebriden ſind mit Schieferſand bedeckt, den die Stürme zu großen Hügeln zuſammenwehen. Eine große heißt die lange Inſel, und ſie mag in der That wohl 25 Meilen lang ſeyn. Durch eine furchtbare Felſenkette wird ſie in zwey Hälften getheilt; Harris, die ſüdliche Hälfte, iſt eine Naturfeſtung, ihre Wälle ſind Klippen, ihre Graben Moräſte, der Donner ihres Geſchützes die ſchreckliche Brandung der Meereswellen. Gethürmter Schieferſand bedeckt hier jeden Pfad. Die einzigen glücklichen Bewohner dieſer unzugänglichen Freyſtatt ſind Dammhirſche. Wohl ihnen! ſie wiſſen nichts von den Wundern unſerer Zeit. — Die öſtliche Hälfte wird Lewis genannt, iſt fruchtbar, trägt Gerſte und Kartoffeln; man findet auch hie und da Wege, doch nicht häufig. Die meiſten Gegenden tragen keine Spur eines Fußpfades. Zu der Betreibung des geringen Verkehrs pflegt man zu warten, bis die Flüſſe und Moräſte Waſſer genug haben, um ſie mit Böten befahren zu können. Die ſandige Ebne zu durchreiten, iſt für einen Fremden oder Trunkenbold ein gefährliches Vergnügen, denn es giebt da ſo viele breite Fuhrten, über welche ſich die Fluth oft ſo ſchnell ergießt, daß der ſchnellſte Reiter Mühe hat zu entrinnen. Ein Flecken, er heißt die Nonnenſtadt, wird in 24 Stunden zweimal zur Inſel, und zwar ſo vollkommen zur Inſel, daß bisweilen ziemlich große Schiffe heran ſegeln können. Kein Obſt gedeiht hier, ſelbſt Johannisbeeren und Stachelbeeren trauern, wenn gleich durch hohe Gartenmauern vor Stürmen und Fluthen geſchützt. Die karge Natur hat dagegen ein paar andre Pflanzen, die ſie eben ſonſt nirgend brauchen konnte, hieher geworfen; die Eine heißt Rur, man kann wollenes Garn roth damit färben; die Andere Brisgran, man kann ihre Wurzel, wenn man hungrig iſt, wie Kartoffeln kochen. Das thaten auch die Einwohner ſonſt häufig, weil ſie immer hungrig waren, und wenn ſie ſich ſatt an der Brisgran gegeſſen hatten, färbten ſie ihr Garn mit der Rur; aber beydes iſt nun landesväterlich verboten, weil man fürchtet, das Auswühlen dieſer Pflanzen möchte den Winden ihr böſes Spiel erleichtern, die Felder mit Sand zu überſchwemmen. Holz giebt es nicht, aber Torf genug, und die Leute dürfen ihn auch graben, wenn ſie nur etwas dabey zu kochen hätten. Land- und Waſſergeflügel flattert auch überall umher, unter andern Adler — nun Sie wiſſen wie furchtbar die Adler heutzutage ſind — und fürwahr, die der Hebriden geben an Gröſſe, Stärke und Raubſucht keinen Andern etwas nach. Sie entführen, gerade wie bey uns, das Lamm der Mutter, das Schaaf der Heerde, das Reh der Weide, ſie binden ſogar mit Kühen, Pferden und Hirſchen an.

Der häufige Schade, den dieſer Raubvogel den Einwohnern zufügt, hat ſie eine verdammt ſinnreiche Induſtrie gelehrt, von der ich wünſchte, daß wir ſie nachahmen könnten. Wagehälſe erklettern die Neſter der Adler und nähen dort den Jungen das Ende des Maſtdarms zu. Nun leiden die jungen Räuber natürlich an Verſtopfungen und ſchreyen den ganzen Tag. Die Alten glauben, daß ſie hungern, und ſchleppen unaufhörlich friſches Futter herbey. Der Wagehals lauert indeſſen, und ſobald die Alten wieder fortgeflogen ſind, hohlt er den Braten in ſeine Küche. Es giebt Gutsbeſitzer, die dieſen Kunſtgriff als eine Grauſamkeit beſtrafen. Mich däucht mit Unrecht. Dem Schwachen, Beraubten, iſt gegen den ſtarken Räuber Alles erlaubt, und ſtände es nur in unſerer Macht, unſern

Adlern die Maſtdärme zuzunähen, Sie ſollten mich beſtändig mit Nadel und Zwirn in der Hand finden. — Neulich ereignete ſich ein artiges Schauſpiel. Einer der größten Adler ſchien auf der See ſtehend zu ſchwimmen, hatte ſeine gewaltigen Flügel wie Segel ausgeſpannt, und wurde vom Winde gerade in einen Hafen getrieben. Sie können denken, mit welcher Neugierde die Leute ihn ankommen ſahen. Es fand ſich, daß er ſeine Krallen in einen großen Fiſch, eine ſogenannte Theerbutte — die ſchlafend auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen pflegt — ſo feſt eingeſchlagen hatte, daß er ſie nicht wieder los wickeln konnte. Man fing ihn lebendig.

Es giebt auch eine gewaltig große Gans auf den Hebriden, die nicht fliegen kann und den drolligen Namen führt, Biſchoff Carara. Ich habe mich vergebens bemüht zu erfahren, wer dieſe Gans zum Biſchoff gemacht hat. Ferner findet man Enten, die von den Einwohnern um der lieblichen

Muſik willen geſchätzt werden, denn ſie ſitzen Schaarenweiß beiſammen und ſingen, daß man es eine Viertelſtunde weit hört. Wenn ein Sturm im Anzuge iſt, läßt ſich die Regengans vernehmen.

Daß Heringe und Stockfiſche hier zu Hauſe gehören, wiſſen Sie. Ein Glück, daß das Meer ſo freigebig gegen dieſe armen Inſulaner iſt, ſonſt würden ſie alle verhungern müſſen.

Zweyter Brief.

Nun werden Sie auch zu wiſſen verlangen, welche Gattung von Menſchen hier hauſt? — Eigentlich giebt es nur wenige Menſchen unter dieſen Menſchen. Da ſind ein halbes Dutzend ſogenannter Lairds, die vornehmen Grundeigenthümer, deren Einige gut und vernünftig, Andre ſchlecht und dumm ſind, deren Beſitzungen ſich bisweilen 70 engliſche Meilen weit erſtrecken, die große Einkünfte haben und ſie in London verzehren. Da giebt es übermüthige Pächter, die ſich mäſten; Pfarrer, die nicht den Acker ihres himmliſchen Vaters, ſondern nur ihren eignen bearbeiten; Einnehmer, die den Stab Wehe ſchwingen; Unterpächter, die gedrückt und ausgeſaugt werden; Sklaven, die hungernd und in Lumpen gehüllt vor den Einnehmern kriechen, den Blick zur Erde ſenken, ihr Ackergeräth über Felſen und Sandhügel viele Meilen weit hin und her tragen, um für ihre Tyrannen zu arbeiten, mit welchen ſie doch ſämmtlich aus Einem Stamme entſproſſen ſind; die in naſſen Kleidern die ganze Nacht in einer ſchmuzigen Küche oder gar im Schweinſtalle ſchlafen; die für des Einnehmers Schuhe Leder gerben, für ſeine Strohdächer Haide flechten, für ſeine Oeſen Torf ſtechen, für ſeine Schmiede Kohlen liefern, ſein Vieh hüten, ſeine Schaafe ſcheeren, ſeine Wolle ſpinnen; zwey Monate hintereinander aus verkalchtem Meergraſe Salz für ihn ziehen müſſen u. ſ. w. Außerdem ſind ſie gehalten, der Frau Einnehmerinn jährlich ſo und ſo viel Hühner, Butter und Käſe zu bringen. Um fünf Uhr Morgens, es ſey dunkel oder hell, iſt ſchon alles bey der Arbeit. Die Weiber drehen ihre Handmühlen, die Männer verrichten andre Arbeiten, bis Tagesanbruch ſie ins Feld oder an die Seeküſte ruft, wo ſie, während der Ebbe, eine beſtimmte Menge von Meergras ſchneiden müſſen. Wehe ihnen, wenn ſie in der vorgeſchriebenen Zeit nicht damit fertig werden! Da gilt keine Entſchuldigung, weder unfreundliches Wetter, noch die Steile der ſchroffen Felſen, noch ſonſt ein Unfall; kommen ſie nur um eine Stunde zu ſpät nach Hauſe, ſo wartet ihrer die grauſamſte Züchtigung. Da wird geſchlagen, geſtoſſen, gepeitſcht, gleichviel ob Männer oder Weiber; viele Unglückliche ſchleichen als Krüppel heim. Ich habe ein armes Mädchen geſehen, dem ein Einnehmer die Rippen entzwey gebrochen, weil ſie eine Arbeit für ihre Gebieterin, die ſie eben untern Händen hatte, erſt vollenden wollte, und darüber für die von ihm befohlne Arbeit ſich etwas verſpätete.

Ein ſolcher Satan von Einnehmer hat unter andern auch ein altes, ſchon längſt nicht mehr beobachtetes Geſetz wieder in Gang gebracht, kraft deſſen ihm jedes Lamm ſeiner Unterthanen zugehört, welches zur Zeit der Schaafſchur ungezeichnet herum läuft. Der Grund dieſes Geſetzes war: damit kein Dieb, unter dem Vorwande, es habe ſich eines ſeiner Lämmer unter des Einnehmers Heerde verirrt, Schaafe ſtehlen könne. Aber neulich erging es jenem Satan übel. Er wollte ein ſtarkes, ungezeichnetes Lamm wegnehmen laſſen, welches einer alten Frau zugehörte, die das Zeichnen blos deshalb unterlaſſen hatte, weil ſie keinen ſolchen Hund beſaß, wie man ſie hier abrichtet, um das Lamm zu haſchen. Daß ſie aber rechtmäßige Eigenthümerinn ſey, bewieß ſie klärlich durch ihr Mutterſchaaf, an deſſen Brüſten das Lamm ſog.

Daran kehrte ſich aber der Herr Einnehmer nicht, er befahl ſeinen Knechten das Lamm zu greifen. Die Knechte zauderten, denn die alte Amazone zeigte ihre Fäuſte. Der wüthende Einnehmer ſetzte ſich nun ſelbſt in Bewegung; er und die Alte jagten das Lamm, erwiſchten es zu gleicher Zeit; aber ſie hielt feſter als er, riß es ihm glücklich aus den Händen, und ſpottete in ihrer galiſchen Sprache: „Ein alt Weib hält feſter, als ein alter Kerl zieht.“ Dießmal mußte er ablaſſen, und das Recht des Stärkeren anerkennen.

Ein anderer Einnehmer, der ſogar Pfarrer iſt, verurtheilte einen armen Teufel, den Sohn einer Hühnerfrau, der ein Stück Gerſtenkuchen aus einer alten Kiſte geſtohlen hatte, zum Schandpfahl und Peitſchenhieben. Alle ſeine Pächter wurden zuſammen berufen, der Vollſtreckung des Urtheils beyzuwohnen. Es fand ſich aber keiner unter ihnen, der das Amt des Büttels verwalten wollte; da ergriffen der

Herr Pfarrer, ſammt der Frau Pfarrerin ſelbſt die Geiſſel, und peitſchten den Delinquenten ſo fürchterlich, daß ſeine Mutter, die Hühnerfrau, heulend ihr Haar zerrauſte und endlich in Ohnmacht fiel. Alle Umſtehenden weinten. Damit war es aber noch nicht abgethan. Der Burſche mußte am folgenden Sonntage, mit einem Mehlſack um den Hals, Kirchenbuße thun. — Sind dieſe Menſchen Leibeigne? oder Neger? hör' ich Sie fragen. Sie ſind beydes, nur unter einem andern Nahmen. Sie heißen Skallags. Viele waren zuvor Unterpächter. Wenn ſie nun aus irgend einem Grunde ihre Pachtung verlieren, und ihr geweſener Herr ihnen keine Empfehlung mitgiebt, ſo nimmt kein Anderer ſie auf und ſie ſehen ſich gezwungen, zu den ſogenannten Skallags, oder Gutsſklaven, herabzuſinken. Nun bauen ſie ihre Hütten von Baumzweigen und bedecken ſie mit Farrenkraut; arbeiten fünf Tage in der Woche für den Herrn; bauen am ſechſten für ſich ein wenig Kohl, Gerſte und Kartoffeln, fangen einige Fiſche, haben kein Salz ihre magere Speiſe zu würzen, und wiſſen nichts von Brodt. Der Herr giebt ihnen nichts, gar nichts, als ein Paar ſchlechte Schuhe, gewürfelte wollene Strümpfe, einen groben Rock und einen Mantel. Iſt es denn ein Wunder, daß ſie den jungen Adlern den Maſtdarm zunähen? — Der Neger arbeitet doch nur von ſechs Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends; auch werden ihm in der Zwiſchenzeit noch zwey Stunden zum Ausruhen vergönnt; der Skallag hingegen muß von vier Uhr morgens bis acht, und auch wohl bis zehn Uhr Abends ununterbrochen arbeiten. Der Neger bekommt reichlich zu eſſen, der Skallag muß hungern. Sonntags, oder wenn er krank iſt, bekümmert ſich Niemand darum, wo er etwas her bekommt; den alten kranken Neger muß der Herr füttern; den alten kranken Skallag jagt der Herr in die weite Welt, er muß von Thür zu Thür betteln, bis er vor der letzten niederſinkt. Ich mag dir

Parallele nicht weiter ziehen. In allen Stücken, wo es die Skallags nicht ſchlechter haben als die Neger, haben ſie es auch fürwahr nicht beſſer.

Und doch ſind ſie an Geiſtesfähigkeiten ihren weſtindiſchen Brüdern weit überlegen. Sie begreifen ſchnell, ſind vorſichtig, thätig, gefällig; erwerben ſich, durch ihre vertraute Bekanntſchaft mit den Gefahren des Meeres, Muth und Gewandheit; haben Anlage zu Muſik und Dichtkunſt; machen oft aus dem Stegreif beiſſende Satyren; laſſen oft in weichen Lauten Gefühle der Liebe oder Klagen um verlohrne Freunde ertönen. Ja fürwahr, wäre die galiſche Sprache bekannt genug, manche ihrer Geſänge würden auf unſern Bühnen Bewunderung erregen. Ohr und Auge werden ergötzt, wenn ihre vollen Stimmen im Chor zu Nationalinſtrumenten erſchallen, und ſie dabey im Kreiſe ſtehen, bald die Hand, bald ein Tuch bewegen. Im leichten, lebendigen Tanz übertreffen ſie vielleicht alle andre

Völker. Sie tanzen gewöhnlich nach der Geige. Der Dudelſack wird mehr auf dem Felde gebraucht, oder bey Hochzeiten, Begräbniſſen und andern feyerlichen Gelegenheiten. Dann muß der Pfeifer einen Nationalmarſch aufſpielen, den man ſehr weit vernimmt, und der augenblicklich eine ganze Geſellſchaft lebendig macht. Kurz, es ſind liebenswürdige Naturmenſchen, die unter der ſchmählichſten Herabwürdigung ſeufzen. Aber ſie genießen doch eines, wiewohl kümmerlichen Troſtes: ihre Tyrannen ſind wenigſtens ihre Landsleute, ſogar ihre Verwandte, unter ihnen gebohren und erzogen, indeſſen andre Skallags — Sie verſtehen mich — einem fremden Laird gehorchen müſſen.

Dritter Brief.

Ich fange an dieſe Menſchen zu lieben, und bleib' ich noch einige Monate hier, ſo wird es mir ſchwer werden, mich wieder von ihnen zu trennen. Wenn man ſie nur ohne Ekel in ihren Hütten beſuchen könnte; allein da ſieht es nur gar zu ſchmutzig und erbärmlich aus. Nach irgend einer Bequemlichkeit ſieht man ſich vergebens um. Einige Holzblöcke, von der See an's Ufer getrieben, oder auch wohl nur Steine, dienen zu Sitzen um das Feuer; höchſtens haben ſie Strohſäcke. Zum Schlafen hat Jeder ein Betttuch, das breitet er aus, wo es ihm beliebt; am Morgen wird alles auf einen Haufen gelegt. Sämmtliches Vieh iſt Mitbewohner der Hütte des Hebriders und hat ſeinen Platz am Feuer ſo gut, wie die Menſchen, auch wohl beſſer, denn das jüngſte oder zarteſte Vieh bekommt die nächſten Stellen. Ausgemiſtet wird jährlich nur Einmal, da jedoch immer trocken untergeſtreut wird, ſo erreicht dieſer Miſthaufen nach und nach beinahe die Höhe des Hauſes; da ſitzen nun die Menſchen unten am Feuer, und das Vieh ſchaut und blöckt von oben auf die Geſellſchaft herab, die ſich ganz wohl dabey befindet. Tritt ein Nachbar herein, ſo nennt man ihn Freund, lieber Freund und Nachbar, rücket ſchnell zuſammen, um ihm den Ehrenplatz zu räumen und ſezt ſich traulich mit ihm. Gegen Fremde ſind ſie anfangs zurückhaltend, doch fragen ſie gern viel, und wenn man ihnen Neuigkeiten zu erzählen weiß, ſo iſt man ſicher willkommen. Jedes Wort, das der Fremde ſprach, wird dann in der ganzen Nachbarſchaft herum getragen. Ich hatte leider ſehr viele Neuigkeiten zu erzählen, bey welchen die guten Menſchen ſchauderten, und meynten, ihre Einnehmer wären doch noch barmherziger, als die Helden, unter deren Geiſſel wir ſtöhnen.

Von Fenſtern und Thüren weiß man hier wenig oder nichts. Der Schornſtein und ein paar Löcher im Strohdach liefern das Tageslicht. Giebt es eine Hausthür, ſo wird ſie wenigſtens nie verſchloſſen, denn zu ſtehlen iſt da nichts; den Weberſtuhl wird Niemand forttragen. Höchſtens ſtiehlt ein kecker Jüngling bisweilen die Gunſt eines hübſchen Mädchens, deren Tugend ohnehin in ſteter Gefahr ſchwebt, denn Männer und Weiber ſchlafen beſtändig ohne alle Aufſicht unter einander. Daher kommt es denn auch, daß es einem armen Mädchen oft ſehr ſchwer wird, den eigentlichen Vater von ſeinem Kinde anzugeben. Gewöhnlich beehren ſie mit dieſem Titel den reichſten und vornehmſten unter ihren Liebhabern, und wo möglich einen Unbeweibten, denn haben ſie einem verheyratheten Manne ſich ergeben, ſo müſſen ſie, ſammt ihm, in einem weiſſen Hemde Kirchenbuße thun. Das hat übrigens wenig zu bedeuten. Man erzählt Fälle, wo mehrere Liebhaber, ſtatt die ſchwangere Dirne ſitzen zu laſſen, ſich um deren Beſitz geſtritten und geprügelt haben.

Nirgend auf der Welt begegnet man dem Bettlern mit ſo vieler Achtung als hier. Sein Betttuch muß er freylich in einem von Gras geflochtenen Sacke, von Haus zu Haus auf dem Rücken tragen, aber ſonſt hat er auch nichts nöthig, denn wo er hin kommt, iſt er mit den Leuten im Hauſe aus einer Schüſſel. Das kommt daher, weil Jeder fühlt und weiß, wie leicht er ſelbſt zum Bettler werden kann. Dieſelbe Urſach wird ſonder Zweifel auch in Deutſchland künftig das Schickſal der Bettler erleichtern, denn welcher Deutſche iſt jetzt ſicher vor dem weiſſen Stabe?

Ein Fremder, der ſich recht beliebt auf den Hebriden machen will, muß immer Taback bey ſich führen und freygebig vertheilen. Männer und Weiber ſind große Liebhaber von dieſem Kraute, und wenn ſie Einem begegnen, den ſie für vornehm halten, ſo ſprechen ſie ihn ſicher um ein wenig Taback an. Die Männer kauen ihn, ſtecken auch kleine Rollen Taback in ihre Naſenlöcher, und wenn ſie ſie endlich wegwerfen, ſammlen noch ärmere Leute ſie begierig auf, um ſich ihrer zum zweytenmal zu bedienen. So ſuchen die Bettelbuben in Neapel die abgenagten Melonen-Schaalen aus dem Kothe hervor, um ſie noch einmal zu benagen. Die Weiber ſchnupfen den Taback und verwahren ihn in einer Art von Seenüſſen, die auf dem Schilfe wachſen. Die Männer lieben auch den Branntewein und brennen ihn ſelbſt aus Haber, nicht aus Haidekraut, wie Pennant in ſeiner Reiſe vorgiebt. Das möchte wohl einen elenden Branntwein geben.

Der alte Stolz der Hochländer iſt noch nicht ganz unter dieſem armſeligen Volke erloſchen, und äußert ſich bisweilen ſehr komiſch. Sie begrüßen einander mit Junker und Fräulein, nehmen die Mützen ab und umarmen ſich. Wird um eine Dirne geworben, ſo ſpricht der Freywerber ein langes und breites von dem vornehmen Stamme, und hofft, man werde dem Fräulein eine Mitgabe verſprechen, die ihrer Familie Ehre mache. Da werden denn auch gewöhnlich ſehr viel mehr Kühe verſprochen, als die Eltern ſelbſt beſitzen, — denn im Vieh beſteht die Mitgabe — und wenn auch keine einzige Kuh im Hauſe iſt, ſo muß wenigſtens eine runde Zahl genannt werden, ſonſt würde ſich der Vater für beſchimpft und der Freywerber für beleidigt halten. Mit der wirklichen Auslieferung des Verſprochenen nimmt man es denn ſo genau nicht. Statt der erſten Kuh giebt man zum Exempel ein Kalb; ſtatt der zweyten ein paar Schaafe; ſtatt der dritten einen Spinnrocken; die vierte wird durch ein Paar Betttücher, die fünfte durch eine Kiſte erſetzt, u. ſ. w. bis die angelobte Zahl voll iſt. Vor den Leuten heißt es denn aber: ich habe meiner Tochter 20 oder 30 Kühe mitgegeben. — Bey der Trauung giebt der Bräutigam der Braut einen herzlichen Kuß, und das gefällt mir. Sogleich ſtürmen aber auch alle anweſende junge Männer herbey, um den zweyten Kuß zu erhaſchen, und das mag der ſittſa men Braut wohl nicht gefallen. Kurz vor der Trauung ſchnüren Braut und Bräutigam alles los, was feſt an ihnen ſitzt, Schuhe, Strumpfbänder u. dgl.; ſie bilden ſich ein, ich weiß nicht, welche Zauberey dadurch abzuwenden.

Auf den Hochzeiten muß geſchwelgt werden, und ſollte auch für den andern Tag kein Biſſen übrig bleiben. — Bey Kindtaufen herrſcht eine holde Sitte. Der Vater bringt das Kind einem Nachbar, mit dem er vorher in Unfrieden lebte, und begrüßt ihn als Gevatter. Dieſer wird dadurch auf der Stelle verſöhnt, küßt und ſegnet das Kind, bringt es der Mutter wieder, und iſt von dieſem Augenblicke an dem Kinde ein zweyter Vater, deſſen Eltern ein treuer Freund.

Bisher habe ich Ihnen die Einnehmer nur als Barbaren gegen ihre Unterthanen geſchildert; jetzt will ich noch eine Thatſache hinzufügen, die ſie auch als herzloſe Barbaren gegen ihre eignen Kinder darſtellt. In manchen Ländern müſſen die armen Bauern die Jagdhunde ihrer Herrn groß füttern, hier ſogar die Kinder ihrer Tyrannen.

Wird dem Herrn Einnehmer ein Kind gebohren, ſo ſchickt er es ohne Umſtände zu Einem ſeiner wohlhabendſten Unterpächter, der ſich für die Ehre und das Vertrauen demüthig bedanken muß. Dieſer unfreywillige Pflegevater heißt von nun an Eddigh (Stiefvater) und ſeine Frau Muimme (Stiefmutter); ſo nennt ſie auch das Kind, welches ſie ernähren, kleiden, und mehr Sorge dafür tragen müſſen, als für ihre eignen Kinder. Iſt die junge Brut 10 bis 12 Jahre lang gefüttert worden, ſo wird ſie endlich in das Haus der Eltern zurückgebracht, um nun eine vornehme Erziehung zu erhalten. Aber wehe dem armen Pachter, wenn er den Knaben mit leeren Händen heim ſchickt; er muß ihm nach Vermögen und über Vermögen Kühe, Schaafe, Kleider mitgeben, um zu zeigen, daß er der hohen Ehre würdig war, ſeinen künftigen Herrn gefüttert zu haben, hätte er auch deshalb den eignen Kindern oft dem Biſſen aus dem Munde reiſſen müſſen.

Wenn dieſe Sitte auf Einer Seite die Herz- und Schamloſigkeit der vornehmen Eltern begünſtigt, ſo ſollte man doch auf der andern Seite glauben, ſie werde in der Folge oft einen glücklichen Einfluß auf das Schickſal der geweſenen Pflegeeltern haben; allein nichts weniger; die junge Brut beſteht aus lauter Guckgucks. Ich könnte Ihnen hundert Beyſpiele von der ſchändlichſten Undankbarkeit dieſer Pflegkinder anführen; doch ein einziges wird hinreichen, Ihr Gefühl zu empören. Ein gewiſſer Monro Macandy war ein wohlhabender Unterpächter, und ſeine Gattinn, eine ſehr rechtliche Frau, fütterte mehrere Kinder des Einnehmers, unter andern den jetzigen Einnehmer ſelbſt, mit aller Sorgfalt groß. Nun ſind dieſe Leute verarmt, und haben ihre Pachtſtelle verlohren. So lange ſie noch eine Kuh oder ein Schaaf übrig hatten, wurde ihnen die Erlaubniß, in einer elenden Hütte zu liegen, theuer verkauft. Jetzt haben ſie gar nichts mehr und ſind beyde blind geworden. Wovon ſollten ſie nun die Miethe bezahlen? Der Alte hatte in beſſern Tagen ein wenig Geld geſammelt, und es dem Herrn gegen eine Verſchreibung geliehen. Jetzt ſah er ſich genöthigt, um die Zurückgabe dieſes Geldes zu bitten, um ſeinen harten Gläubiger befriedigen zu können. Allein vergebens! die vornehme Mutter ſelbſt, deren Kind er groß gezogen hatte, wieß ihn höhniſch zurück. Ich habe dieſe beyden eisgrauen, blinden, kraftloſen Alten in ihrer Hütte liegen ſehen, ohne eine Ziege, ohne ein Stückchen Brodt zu ihrem Unterhalt. Sie konnten auch nicht, wie andere Bettler, ihr Bett auf den Rücken nehmen, und von Haus zu Haus Nahrung ſuchen, denn ſie waren blind, und friſteten ihr elendes Daſeyn nur durch die Wohlthätigkeit armer Nachbarn, die ihnen dann und wann etwas ſchickten.

Sie ſchaudern ſchon wieder? — Ach, lieber Freund, werfen Sie einen Blick um ſich her; wie mancher muß die Söhne eines fremden Vaterlandes füttern, und es wird ihnen fürwahr nicht beſſer vergolten.

Was ſagen Sie aber zu folgender ſchaamloſen Betteley? — Wenn die Tochter eines Einnehmers Braut wird, ſey ſie noch ſo reich, ſey ihr künftger Gatte noch ſo wohlhabend, ſo geht ſie mit einem Bedienten bey den armen Unterpächtern von Haus zu Haus, und bittet um eine Beyſteuer zu der Einrichtung ihrer neuen Wirthſchaft. Ich wollte dem ärmſten Manne nicht rathen, ſie leer fort zu ſchicken, es würde ihm ſicher übel bekommen. Auch thut es keiner, und wenn er nur noch zwey Schaafe hat, deren Milch ſeine Kinder nährt, ſo giebt er Eins davon der gnädigen Dame, die ſich herabgelaſſen hat, ſeine Schwelle zu betreten. — Die vornehmen Kinder ahmen ſchon in zarter Jugend das Beyſpiel der liebenswürdigen Eltern nach; dieſe rauben das vierfüßige Vieh, jene das zweyfüßige. Kein Hahn und keine Henne iſt ſicher vor ihnen. „Die Hähner brauchen wir zu Hahnengefechten“ geben ſie vor, nehmen ohne Umſtände weg, was ſie finden, und verkaufen es oft hinterdrein dem Eigenthümer wieder. — Ja, mein Freund, unter ſolchem gräßlichen Drucke ſeufzt die Menſchheit in einem Winkel von Europa. Dennoch bin ich Egoiſt ſchlecht genug geweſen, mit einer Art von Vergnügen Monate lang hier zu verweilen. Ich ſah und hörte doch nichts von meinem unglücklichen Vaterlande; ich konnte mir einbilden, ich hätte ein Recht, die armen Skallags zu bemitleiden; ich konnte mir einbilden, wenn ich nach Hauſe käme, würde ich meinen Mitbürgern unerhörte Grauſamkeiten erzählen können. Ach! ich vergaß die gräßlichen Seitenſtücke, die wir aufzuſtellen vermögen! — Morgen reiſe ich ab und unterhalte Sie vielleicht künftig mit angenehmern Gegenſtänden.

Volksaufruhr in England, im Jahr 1381.

La Bruyere ſagt irgendwo ein wahres Wort: „wenn ein Volk ruhig iſt, ſo begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne; iſt es aber Einmal empört, ſo begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.“ — Beydes geſchieht plötzlich. Die ſtürmiſche See braucht mehrere Tage um ſich wieder zu ebnen; ein ſtürmiſches Volk iſt oft in dieſem Augenblicke ein Tyger, im nächſten ein Lamm.

England genoß eines tiefen Friedens, als die Brutalität eines einzigen, unbedeutenden Beamten, beynahe den Umſturz des Reichs bewirkt hätte. Es war eine Kopfſteuer ausgeſchrieben worden, von der man jedoch die Kinder ausnahm. Ein harter Einnehmer dieſer

Auflage in der Grafſchaft Kent kam in das Haus eines Dachdeckers. Der Mann, der ſich Tyler nannte, war nicht zu Hauſe, allein die Frau bereitwillig, für ihn, ſich und ihre erwachſene Familie die Kopfſteuer zu entrichten, nur beſtand ſie mit Recht darauf, daß eine Tochter, die kaum zwölf Jahre zählte, unter dieſer Auflage noch nicht begriffen ſey. Das Mädgen mogte für ihr Alter ſchon ziemlich erwachſen ſcheinen, der Einnehmer wollte daher nicht glauben, daß ſie noch ſo jung ſey, und um ſich zu überzeugen, that er einen unverſchämten Griff. Die Mutter tobte; ihr Geſchrey zog die Nachbarn herbey; der Vater, der nicht weit davon ein Dach deckte, ſprang herzu, ſtellte den Einnehmer zur Rede, erhielt ſchnöde Antworten, gerieth in Wuth, und ſchlug ihm mit ſeinem Hammer die Hirnſchaale entzwey.

Dieſe That war das Signal zum Aufruhr. In wenigen Tagen ſah ſich der Dachdecker an der Spitze von hunderttauſend Mann, die einen gräßlichen Eid ſchwuren, alle Einnehmer, alle Rechtsgelehrte, mit Einem Wort, Jeden der Leſen und ſchreiben könne, umzubringen. Wer das Unglück hatte, mit einem Schreibzeug in der Taſche ihnen zu begegnen, deſſen Kopf war verlohren. Sie zogen gerade nach London. Unterwegs begegneten ſie der Prinzeſſinn von Wallis, des Königs Mutter, die eben von einer Wallfahrt nach Kanterbury zurückkam, griffen ihr Gefolge an, zwangen ſie ſelbſt ihnen Küſſe zu geben, zum Beweiß der allgemeinen Gleichheit, und ließen ſie dann ihre Reiſe ruhig fortſetzen.

Der König, Richard II., ein Jüngling von ſechzehn Jahren, flüchtete bey ihrer Annäherung in den Tower. Das Volk zu London empfieng ſie mit offenen Armen. Der Pallaſt des Herzogs von Lancaſter, damals das ſchönſte Gebäude in der Stadt, wurde zerſtört; damit man aber nicht glauben ſollte, ſie wären gekommen, um zu plündern, ſo ergieng ein ſtrenger Befehl, nichts von der Beute ſich zuzueignen, ſondern das viele dort gefundene Silberzeug in Stücken zu hauen, und in die Themſe zu werfen. Einer unter ihnen, der ein Stück Silber in ſein Hemd verbarg, wurde augenblicklich niedergeſtoßen. Alle Bücher und Papiere, die ſie n der Bibliothek des Tempels fanden, wo viele Rechtsgelehrte wohnten, ſchleuderten ſie in die Flammen. Die Häuſer aller Höflinge ſtanden in Feuer. Sie bedrohten den Tower ſelbſt, und egehrten eine Unterredung mit dem Könige. Die Beſatzung war zu ſchwach, um etwas zu unternehmen, der Vorrath an Lebensmitteln zu geing, um eine Belagerung auszuhalten. Der König ließ daher die Thüre öffnen und trat ihen entgegen. Sie drangen in großen Haufen erein, gingen ungehindert hin und her, vertheiln ſich auch einzeln ohne Furcht, kamen bewafet bis in des Königs Zimmer, ſprangen auf in Bett, wälzten ſich darauf herum, und führn mit der Königin Mutter ſehr unanſtändige eſpräche.

Andre ſuchten den Erzbiſchoff von Canterbury, um ihn zu ermorden. Dieſer ehrwürdige Greis wußte, welches Schickſal ihm drohte; er hatte die ganze Nacht mit ſeinem Beichtvater gebetet. Sie fanden ihn in der Kapelle, wo er eben das Abendmahl genoſſen hatte, riſſen ihn vom Altar und ſchleppten ihn auf einen freyen Platz. Tauſend Schwerdter waren gegen ihn gezuckt. „Meine Kinder", redete er ſie ſanft an, „was hab' ich Euch gethan? hütet euch, daß ihr Eure Hände nicht mit dem Blute eines Geſalbten befleckt." — Umſonſt, ſie ſpalteten ihm den Kopf, den ſie auf der Londner Brücke auf einen Pfahl ſteckten. Gleiches Schickſal hatten die Schatzmeiſter und mehrere der angeſehenſten Perſonen. Sogar die Fremden, beſonders die Flammänder, wurden auf das grauſamſte ermordet. Um ſie zu erkennen, mußten ſie einige engliſche Worte nachſagen, die für einen Fremden ſchwer auszuſprechen ſind, und ſprach der zitternde Mund nicht wie Jener Ohren es verlangten, ſo flog der Kopf.

Aus großem Uebermuth forderten die Aufrührer vom Könige allgemeine Vergebung; Abſchaffung der Leibeigenſchaft und der Frohndienſte; Handels-Freyheit ohne Zölle. Richard ſah ſich gezwungen nachzugeben und einen förmlichen Freybrief auszuſtellen, worauf ein großer Theil der Empörer ſogleich nach Hauſe zog. Allein der Dachdecker war ſo leicht nicht zu befriedigen; er begehrte eine perſönliche Unterredung mit dem Könige; ſie wurde ihm zugeſtanden; beyde waren zu Pferde. Tyler hatte ſeinen Anhängern befohlen, auf ein gegebenes Zeichen des Königs Gefolge zu ermorden und ihn ſelbſt gefangen zu nehmen. Dann ritt er vorwärts, und näherte ſich dem Monarchen ſo ſehr, daß die Köpfe ihrer beyden Pferde ſich berührten. „Herr König“ ſagte der Uebermüthige, „ſiehſt Du alle das Volk da unten?“ — wohl ſehe ich es. — „Alle, fuhr er fort, haben geſchworen mir zu gehorchen bis in den Tod, und werden nicht eher weichen bis Du Alles bewilligt haſt, was wir verlangen.“ — Zu dieſen gefoderten Bewilligungen gehörte unter andern, eine ſchriftliche königliche Erlaubniß, allen Rechtsgelehrten die Köpfe abzuſchneiden.

Um den Sturm zu beſchwören, verſprach Richard, er wolle ihnen eben ſolche Freybriefe ausfertigen laſſen, wie ihren heimgezogenen Brüdern. Der Unſinnige war nicht zufrieden, tobte, ſchmähte, fand es ſogar ſehr keck von dem Ritter John Newton, des Königs Schwerdtträger, daß er, in Gegenwart eines Feldherrn des Volkes, ſich unterſtehe zu Pferde zu ſitzen, und nannte ihn einen Verräther. Du lügſt, ſagte der kühne Ritter. Da zog Tyler wüthend ſeinen Dolch und würde ihn ermordert haben, wenn nicht der König, um ſein Leben zu retten, ihm befohlen hätte abzuſteigen. Der Dachdecker, durch Richards Nachgiebigkeit immer kühner gemacht, foderte nun auch des Königs Schwerdt, welches der Ritter trug. „Nimmermehr!“ ſagte Newton, „du biſt nicht würdig des Königs Schwerdt zu berühren, und wären wir allein, du würdeſt nimmer eine ſolche Zumuthung wagen." — „Meinſt du?" erwiederte Tyler ſchäumend, „nun ſo ſchwöre ich, keinen Biſſen eher in meinen Mund zu ſtecken, bis ich deinen Kopf habe ſpringen laſſen."

Bey dieſen Worten wollte der Blutdürſtige ſich auf das Schlachtopfer ſtürzen. Da rief **Watworth**, der Lord Major von London, ein braver unerſchrockener Mann, der ſchon lange mit Mühe ſeine Zunge im Zaume gehalten: „Herr König, duldet nicht, daß ein ſo edler Ritter in Eurer Gegenwart von dieſem Auswurf des Pöbels ermordet werde.

Verhafte ihn! fuhr der König heraus. Alſobald verſetzte Watworth dem Rebellen-General einen ſo gewaltigen Streich über das Haupt, daß er betäubt vom Pferde ſtürzte; Richards Gefolge ſprang herzu und tödtete ihn vollends. Da die Empörer ihren Anführer fallen ſahen, erhoben ſie ein gräßliches Geſchrey, ſchüttelten die Schwerdter, und ſetzten ſich in Bewegung, um des Dachdeckers Tod blutig zu rächen. Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Richard beweiſen mußte, daß er des Thrones würdig ſey, und er bewieß es. Unerſchrocken ritt der ſechzehnjährige Jüngling mitten unter den wüthenden Haufen. „Was wollt ihr thun, meine Freunde?“ rief er laut. „Wollt ihr Euren König umbringen, um den Elenden zu rächen, der Euch betrog?“ — „Nehmt mich an ſeiner Stelle zu Euren Anführer, ich ſage Euch jede billige Foderung zu.“

Und ſiehe, überraſcht durch des Jünglings Kühnheit, beſänftigt durch ſeine Worte, legten ſie plötzlich Alle die Waffen nieder. Stolz ritt er vor ihnen her, führte ſie hinaus auf das freye Feld, ließ ſie von Truppen umringen, aber kein Leides ihnen zufügen; ja er verwarf mit Unwillen jeden Vorſchlag, ſein königliches Wort zu brechen. Mit eben den Freiheitsbriefen, die ihre Brüder erhalten, zogen ſie ruhig heim. Der junge Monarch, ehe er ſeinen triumphirenden Einzug in London hielt, ſchlug den Lordmajor zum Ritter, und verordnete dankbar daß alle ſeine Nachfolger im Amte die Ritterwürde empfangen ſollten. Um ferner das Andenken dieſer Begebenheit zu verewigen, ſetzte er einen Dolch in das Wappenſchild der Stadt London.

O hätte der Geiſt dieſes unerſchrocknen Jünglings auf Ludwig dem Sechzehnten geruht! Europa genöſſe noch heute das verlohrne, ſchmerzlich beweinte Glück.

Die räthſelhaften Gäſte,

eine wahre Begebenheit.

Eines Tages, vor etwa ſechzig Jahren, kamen zwey Engländer mit dem Paquetboot von Dower nach Calais, ſtiegen nicht bey den, durch Yoriks berühmt gewordenen Monſieur Deſſein, ſondern bey einem unbedeutenden Gaſtwirth, Namens, du Long ab, ließen ſich die beſten

Zimmer geben, verzehrten viel Geld, fanden des Wirths ſchlechte Küche ſehr ſchmackhaft und ſeinen geſchwefelten Wein ſehr ächt. Von einem Tage zum andern vermuthete du Long, ſie würden weiter reiſen, die Hauptſtadt beſuchen; denn daß ſie blos gekommen wären um Calais zu beſehen, konnte ſich doch Niemand einbilden. Aber ſie reiſten nicht weiter, und beſuchten die Hauptſtadt nicht, beſahen auch nicht einmal die Merkwürdigkeiten von Calais, ſondern gingen höchſtens dann und wann auf die Schnepfenjagd, ſaßen übrigens daheim, aßen, tranken und hatten Langeweile.

„Es mögen wohl Spions ſeyn“, dachte der Wirth, „oder Flüchtlinge, oder Narren. Gleichviel. Was geht es mich an? ſie bezahlen honnett.“ Wenn er mit ſeinem Nachbar und Gevatter, dem Gewürzkrämer, Abends bey einem Schoppen Wein ſaß, ſo pflegten ſie wohl die Köpfe über die räthſelhaften Fremden zuſammen zu ſtoßen: „es ſind Spions“, meynte der

Gewürzkrämer, „der Eine ſchielt mit dem linken Auge.“

„Man kann ſchielen ohne ein Spion zu ſeyn“, entgegnete der Gaſtwirth; „eher mögte ich ſie für Flüchtlinge halten, denn ſie leſen alle meine Zeitungen, vermuthlich um der Steckbriefe willen.“

Dann bewieß aber der Gevatter, daß alle Engländer wenigſtens den zwölften Theil ihres Lebens damit zubringen, Zeitungen zu leſen. Gewöhnlich kamen die beyden Zechbrüder am Ende darinn überein, daß, da beſagte Fremdlinge weder Spione noch Flüchtlinge zu ſeyn ſchienen, ſie durchaus nichts anders als Narren ſeyn könnten; und dabey blieb es; ja in dieſer Meinung wurde du Long noch mehr befeſtigt, als, nach einigen Wochen Einer der beyden Engländer, ein ältlicher Mann, ihn folgendergeſtalt anredete: „Mein lieber Herr Wirth, es gefällt uns bey Ihnen, und, wenn Sie ſich in eine gewiſſe Grille fügen wollen, ſo könnte es leicht geſchehen, daß wir unſer Geld noch recht lange in Ihrem Hauſe verzehrten.“

„Ew. Gnaden haben zu befehlen; ein Gaſtwirth iſt ein gebohrner Knecht aller Grillen, die aus den vier Welttheilen bey ihm zuſammen ſtrömen.“

„Sie haben“, fuhr der Engländer fort, zwar eine ſehr große Beſtie, nemlich einen Elephanten auf Ihr Aushängeſchild mahlen laſſen, als lein Ihr Haus iſt doch nur eine Mücke unter den Wirthshäuſern; kaum finden ſich drey erträgliche Zimmer, und die gehen zum Unglück alle auf die Straße hinaus. Wir lieben die Ruhe, wir wollen ſchlafen. Ihr Nachtwächter hat eine verdammt helle Stimme, und die Wagen raſſeln die ganze Nacht auf der Straßen, daß alle Fenſter klirren. Wir erwachen alle Augenblick, um zu fluchen, und ſchlafen wieder ein, um nach einer Viertelſtunde zu erwachen. Sie begreifen, mein lieber du Long, daß man dabey Geſundheit und Geduld verliert.“

Der Wirth zuckte die Achſeln. „Wie ſtehts zu ändern?“

„Ganz leicht“ meynte der Gaſt, „Wenn Sie eine kleine Ausgabe nicht ſcheuen, die wir ſogar zur Hälfte tragen, und bey unſrer Abreiſe nicht den geringſten Anſpruch auf Erſatz machen wollen.“ — Du Long, deſſen dürrer Acker, ſeit dem Aufenthalt der Engländer, täglich durch einen Guineen-Regen befeuchtet wurde, verſprach, was in ſeinen Kräften ſtehe, zur Befriedigung der hohen Gäſte beyzutragen, nur könne er den Wagen das Raſſeln, und dem Nachtwächter das Singen nicht verbieten.

„Iſt auch nicht vonnöthen,“ ſagte der Fremde. „Sie haben da hinten im Hofe einen kleinen Garten, ſind aber wohl kein Liebhaber von der Gärtnerey, denn, außer ein wenig Peterſilie für Ihre Waſſerſuppen, ſehe ich nichts als Neſſeln darinn. Auch droht die alte Gartenmauer den Einſturz, trotz ihrer Dicke. Wie wär' es, wenn Sie den Platz benutzten, um ein kleines Gebäude aufzuführen, eine Art von Luſthaus, wenn es auch nicht mehr als zwey Zimmer enthielte? Man könnte es an die alte

Mauer anlehnen, ſo ſparte man noch einen großen Theil der Koſten, und die Mauer ſelbſt würde dadurch geſtützt. Wie geſagt, um eine ruhige Wohnung zu beſitzen, tragen wir gern die Hälfte der Unkoſten, und ſind wir fort, ſo bleibt Ihnen das Gebäude, Sie haben dann ein paar bequeme Zimmer mehr zu vermiethen. Finden Sie aber Bedenken, unſern Vorſchlag einzugehen, ſo müſſen wir ausziehen.“

Allein der Wirth fand nicht das geringſte Bedenken, ob er gleich im Herzen dachte: mein Gevatter und ich hatten wohl Recht zu vermuthen, daß die Leute Narren ſind. Er ließ ſogleich einen Baumeiſter rufen, der Platz wurde beſehen, die Engländer beſchrieben, wie ſie es gern haben mögten, Balken und Ziegelſteine wurden ſchnell angefahren, drey leichte Seitenwände ſtiegen ſchnell empor, die alte Gartenmauer bildete die vierte, von ihr ſenkte ſich ein halbes Dach herab; das Ganze ſah einem Holzſtall ähnlicher als einer Wohnung; aber die

Gäſte waren zufrieden und der Wirth lachte ins Fäuſtchen.

Zwey Monate verſtrichen unter dieſer wechſelſeitigen Zufriedenheit; die Guineen-Quelle floß reichlich, ob gleich der Wein täglich ſchlechter wurde; die beyden Engländer verließen ihre Wohnung ſelten, aßen, tranken und laſen die Zeitungen. Das Einzige, was dem Wirthe zum goldnen Elephanten auffiel, war, daß ſie, um der nächtlichen Ruhe willen, ſich ein eignes Haus erbaut, und daß er nun doch ſehr oft die ganze Nacht hindurch Licht bey ihnen erblickte. Einmal gerieth er auf den Einfall, ſie mögten wohl falſche Münzer ſeyn; da aber alle ihre Ausgaben durch ſeine Hände gingen, und ihre Guineen bey der ſorgfältigſten Prüfung ſtets ächt befunden wurden, ſo blieb dem Herrn Gevatter und ihm abermals keine andre Vermuthung übrig, als: ſie ſind Narren.

An einem ſchönen Herbſttage ſah er ſie mit Flinten über die Achſeln gehängt hervortreten; ſie erklärten, ſie wollten ſich mit der Schnepfenjagd beluſtigen, und nahmen auf drey Tage Abſchied von ihm. Die drey Tage verſtrichen und der vierte dazu, allein die Gäſte kamen nicht wieder. Am fünften ſchüttelte du Long den Kopf; am ſechſten ſchüttelte ſein Gevatter ihn gleichfalls; am ſiebenten meldete er den bedenklichen Vorfall der Polizey, am achten wurde die verlaſſene Wohnung gerichtlich erbrochen. Da fand man auf dem Tiſche einen Zettel folgendes Innhalts:

„Lieber Herr Wirth. Wenn Sie ein wenig in der Geſchichte bewandert wären, ſo würden Sie wiſſen, daß einſt die Engländer während einem Zeitraum von zweyhundert und zehn Jahren Calais beſaßen, daß endlich der Herzog von Guiſe ſie daraus vertrieb, und es eben ſo mit ihnen machte, wie einſt Eduard der III. mit den Franzoſen, das heißt, er jagte ſie mit dem Bettelſtabe in der Hand zum Thore hinaus. Vor kurzem waren wir ſo glücklich, in einem Kaſten voll alter Pergamente Beweiſe zu entdecken, daß Einer unſrer Vorfahren in Calais ein großes Haus beſeſſen, auf einem Platze den jezt drey Häuſer einnehmen. Eins von dieſen dreyen iſt das Ihrige. Als unſer Ahnherr fliehen mußte, vergrub er ſein Gold und Silber am Fuße einer dicken Mauer, die noch heute exiſtirt. Wir fanden unter ſeinen Papieren eine Zeitung, welche uns von der ganzen Lage der Gebäude gnügenden Unterricht ertheilte, wir ſchifften ſogleich ſelbſt nach Calais, fanden glücklicherweiſe ein Wirthshaus auf dem für uns ſo intereſſanten Platze, mietheten uns ein, erforſchten Alles, und dachten auf Mittel, das uns von Gott und Rechtswegen gebührende Erbe, ohne Aufſehen zu erregen, in Beſitz zu nehmen. Auf welche Weiſe wir alle Schwierigkeiten gehoben haben, iſt Ihnen bekannt. Das große Loch und der leere eiſerne Kaſten, welche Sie in unſerm Schlafzimmer unter der Mauer finden werden, ſind Beweiſe, daß es uns gelungen iſt. Wir ſchenken Ihnen den Kaſten, rathen Ihnen das Loch wieder zuzumachen, und ſich weiter nicht um uns zu bekümmern. Alle Nachforſchungen würden doch vergebens ſeyn, da wir unter fremden Nahmen uns bey Ihnen aufgehalten. Leben Sie wohl!

Da ſtand der Wirth zum goldnen Elephanten mit offnem Munde. Der Herr Gevatter kam, beyde guckten tief in das Loch, dann wieder in den leeren Kaſten, ſahen einander an und meynten, die Leute wären doch wohl keine Narren geweſen.

Vondel.

So hieß der Shakespeare der Holländer. Er wurde 1587 gebohren. Seine Eltern gehörten zu der Secte der Wiedertäufer, er aber ſtarb als ein guter Catholik im ein und neunzigſten Jahre ſeines Alters. In ſeiner Jugend handelte er mit Strümpfen, überließ aber bald den Kram ſeiner Frau, um ſich ganz der dramati ſchen Dichtkunſt zu widmen. Vielleicht hat dieſe Verwandlung dem humoriſtiſchen Muſäus Veranlaſſung zu der witzigen Vorrede zu ſeinem zweyten Grandiſon gegeben, wo er bekanntlich das menſchliche Leben mit einem Strumpfe vergleicht. — Genie kann man dieſem Wondel nicht abſprechen, aber den Parnaß erklimmte er nicht auf den eingehauenen Stufen einer wiſſenſchaftlichen Bildung, ſondern wie eine Gemſe von Klippe zu Klippe ſpringend. Im dreyſſigſten Jahre lernte er Latein, nachher auch Franzöſiſch, und im ſechs und dreyſſigſten fieng er erſt an Logik zu ſtudieren. Das letztere hätte er lieber unterlaſſen ſollen, denn die damalige Logik konnte den geſunden Menſchenverſtand eher verfinſtern als erleuchten. Den Stoff zu ſeinen meiſten Trauerſpielen nahm er aus der heiligen Schrift. Man findet in ſeinen Werken ein Oſterfeſt, oder die Erlöſung des Volkes Iſrael, worinn Gott der Vater ſelbſt die Hauptrolle ſpielt. Ein anders ſeiner Trauerſpiele heißt: die Brüder, wo David die Kinder Sauls den Gabaonitern überliefert, von welchen ſie gefangen werden. Ein drittes: *die Empörung der böſen Engel und ihr Fall*, verurſacht durch eine heftige Leidenſchaft, welche der Satan für Eva gefaßt. Das Stück ſollte mit vielem Promp aufgeführt werden, und man hatte bereits in Amſterdam ein prächtiges *Himmelreich* dazu verfertigt; aber die eifrigen Theologen wußten es zu verhindern. In Vondels Werken iſt es unter dem Titel *Lucifer* gedruckt. Ein viertes: *das zerſtörte Jeruſalem*, iſt eine der ſeltſamſten Ausgeburten eines regelloſen Genie's. Nach dem Titel zu urtheilen, ſollte man vermuthen, die Einnahme von Jeruſalem mache den Knoten des Stücks; allein nichts weniger; Jeruſalem iſt bereits zerſtört, wenn das Trauerſpiel anhebt. Das übrige enthält blos allerley hochtrabende Declamationen, Grauſamkeiten der Römer, Grauſamkeiten der Juden, ohne irgend eine das Ganze verbindende Handlung. Joſeph ſpricht einen Monolog, dann treten auf

Titus ſelbſt und deſſen Centurio Librarius, (ein ſeltſamer Nahme für einen römiſchen Hauptmann,) blos um dem Sieger Complimente zu machen; und zwar wartet Titus nicht einmal, daß ſein Centurio das Rauchfaß vor ihm ſchwinge, ſondern er ſelbſt bewundert ſich in mehr als hundert Verſen, worauf dem armen Hauptmann nichts weiter hinzu zu fügen übrig bleibt, als: daß der große Cäſar mit dem großen Titus gar nicht verglichen werden könne. — Dann erſcheint eine große jüdiſche Prinzeſſinn, die Tochter Zions genannt, von einer Menge heulender Hofdamen begleitet. Der Sieger verſchließt ſeine Ohren vor ihren Jammerklagen; die Prinzeſſinn Tochter Zions verbirgt ſich unter den Trümmern der Stadt, aus welchen die römiſchen Soldaten ſie ohne Barmherzigkeit hervorziehen, um den grauſamen Titus zu verherrlichen. Am Ende ſcheint der Dichter, der nun einmal gar keinen Knoten geſchürzt hatte, ſehr verlegen um eine Entwicklung geweſen zu ſeyn. Der ganze fünfte Act beſteht nur aus einer einzigen Scene. **Simeon**, der Biſchoff von Jeruſalem, der entflohen war, kehrt ſeufzend zu den Ruinen ſeiner Kirche zurück. Ein Centurio, der ihm begegnet, hält ihn für einen Spion, wird aber durch die Erklärung befriedigt, Simeon gehöre zu der ſtillen Secte der Chriſten. Dann erſcheint ein Engel, der, um den frommen Prälaten zu tröſten, ihm erzählt, die Zerſtörung Jeruſalems ſey ſchon längſt von den Propheten geweiſſaget worden, und ſey eine **Rache Gottes** wegen der Verhärtung der Juden. Nach dieſer erbaulichen Predigt, welche gedruckt nicht weniger als neun große Quartſeiten füllt, verneigt ſich der Biſchoff und der Vorhang fällt.

Den Stoff zu einem **fünften** Trauerſpiele lieferte die **Eroberung von Amſterdamm** durch die Anhänger **Florent** des V. Grafen von Holland, der durch Gerhard von **Valſen** ermordet wurde. Der Mörder war ein Neffe **Gisberts von Arnſtel**, des Herrn der Stadt, und die Veranlaſſung des Meuchelmor des eine mit Gewalt befriedigte Leidenſchaft des Grafen von Holland für Gerhards Gemahlin. Das ſchuldloſe Amſterdam mußte für die That büßen. Es wurde faſt wie Troja erobert, denn die Belagerer machten einen verſtellten Rückzug, und hinterließen ein großes Schiff, in welchem ihre tapferſten Krieger verſteckt lagen. Das Schiff wurde jauchzend in die Stadt gezogen, und — das übrige erräth man leicht. Die Begebenheit trug ſich in der Weyhnachts-Nacht zu, ein Umſtand, den der Dichter nach ſeiner Gewohnheit benutzt, um Biſchöffe, Aebte, Aebtiſſinnen, Mönche und Nonnen mit frommer Salbung ſprechen und ſingen zu laſſen. Die Gemahlin Gisberts von Arnſtel erblicket man, ihr Sonntagskleid anlegend, um in die Kirche zu gehen; man hört die feſtlichen Kirchen-Geſänge, und der Biſchoff von Utrecht ſtimmt in ſchönen holländiſchen Verſen das Lied des alten Simeon an. — Dann plündert und wüthet der Feind gleich den Griechen in Troja, oder — um das ſtärkſte zu ſagen — gleich den Franzoſen in Lübeck; Gisbert will Weib und Kinder einſchiffen, um ſie zu retten, allein die heldenmüthige Frau will durchaus das Schickſal ihres Gemahls theilen, welches Veranlaſſung zu einer ſehr rührenden, pathetiſchen Scene giebt, die aber ſo lange dauert, daß Gott der Vater endlich für nöthig findet, den Engel Raphael zu ſchicken, der dem zärtlichen Paar befiehlt, nach Preuſſen zu fliehen, wo eine dauerhafte Glückſeligkeit ſeiner harre. (Ich habe in meiner preuſſiſchen Geſchichte gezeigt, daß die Sage, der Mörder des Grafen von Holland habe Preuſſiſch Holland gegründet, mit der Chronologie nicht vereinbar iſt.) Um die Vertriebenen noch kräftiger zu tröſten, weiſſagt ihnen der Engel die künftige Größe von Amſterdam, und die Religionsveränderung daſelbſt, nach deſſen Befreyung vom ſpaniſchen Joche; wobey er ſie jedoch ermahnet. dem Glauben ihrer Voreltern treu zu bleiben. — Dieß Trauerſpiel ſoll noch jetzt auf der holländiſchen Bühne mit großem Beyfall gegeben werden.

Ein allegoriſches Trauerſpiel verfertigte Vondel, um die bekannte Hinrichtung des Groß-Penſionaire Olden Barnepelt durch den Prinzen Moritz von Oranien verabſcheuungswürdig darzuſtellen. Es enthält den Tod des von Ulyſſes angeklagten Palamedes, und die Allegorie iſt größtentheils gut durchgeführt, nur iſt, um die Aehnlichkeit zu vergrößern, der noch junge Palamedes zum Greis gemacht worden, und die griechiſchen Prieſter erſcheinen im holländiſchen Prediger-Coſtüme. Durch dieſes Stück lud Vondel den Zorn des Prinzen von Oranien auf ſich. Man wollte ihm ſogar den Prozeß machen, und er hatte von Glück zu ſagen, daß er mit einer Strafe von 300 Gulden davon kam.

Man glaube übrigens nicht, es ſey meine Abſicht geweſen, durch dieſen Auszug Vondels Verdienſte herab zu würdigen. Er beſaß allerdings ein großes Genie und eine feurige Einbildungskraft. Die letztere allein iſt es, die der

Dichter Werke im Strom der Zeiten nicht unterſinken läßt. Wenn Form und Sprache längſt veraltet ſind, wird dieſer göttliche Funken von einem verwandelten Geiſte wieder hervorgezogen, um nur Formen durch ihn zu beleben.

Wer kann für ſich ſtehn!

eine wahre Begebenheit.

Muth iſt nur Bekanntſchaft mit der Gefahr. So ſpricht Guido im Julius von Tarent, allein der Spruch iſt falſch. Muth, behauptet Gall, iſt eine angebohrne Eigenſchaft; wem am Hinterkopfe ein paar Erhöhungen der Hirnſchaale fehlen, der iſt und bleibt ewiglich ein Poltron. Gall zeigt den Schädel des General Wurmſer, an welchem dieſe Erhöhungen ſehr fühlbar ſind. Galls ſchöne Entdeckung würde auch für das practiſche Leben von unabſehbarem Nutzen ſeyn, wenn ſie uns verbürgte, daß der Menſch nicht blos dieſe oder jene hervorſtehende Eigenſchaft *beſitze*, ſondern daß er auch, ſo oft die Gelegenheit ſich darbietet, ſie *üben* werde. Allein ſo iſt es nicht. Das ausgebildetſte Organ eines Menſchen ſteht doch immer wieder unter tauſend zufälligen Einflüſſen; man kann Vormittag muthig, und Nachmittag ein Poltron ſeyn; umgekehrt erheben oft ein paar Gläſer Wein oder ein paar Tropfen Opium den Feigherzigen zum Helden.

Einige Tage nach der Schlacht bey Malplaquet, im Jahr 1709, wurde die Witwe eines Edelmanns, die auf einem Landgute wohnte, Abends von der Tafel abgerufen, weil ein Fremder im Vorſaal ſie zu ſprechen begehre. Sie kam, erblickte einen alten Officier mit dem Ludwigskreuze, der bleich, bebend, mit rollenden Augen vor ihr ſtand, und in dem ſie endlich einen geliebten Verwandten erkannte, den ſie ſeit vielen Jahren nicht geſehen; einen Mann, der, in einem der erſten franzöſiſchen Regimenter, ſich von den unterſten Stufen, bis zum Obriſtlieutenant und Ritter durch Tapferkeit empor geſchwungen hatte. Erſchöpft, kaum ſeiner Stimme mächtig, bat er ſie um eine Freyſtatt für dieſe Nacht. Erſtaunen, Rührung, Neubegier wechſelten in ihrer Seele; ſie wollte ihn herein in den Kreis der Familie ziehen, er flehte ihn zu verſchonen: ſie bot ihm Erquickungen an, er ſchlug Alles aus, und begehrte nur ein einſames Zimmer. Morgen, ſagte er, ſollen Sie Alles wiſſen, heute bin ich unfähig Ihre Neubegier zu befriedigen. —

Die Dame erfüllte ſein Verlangen. Als ſie am andern Morgen nach ihm fragte, erfuhr ſie, daß er die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und nieder gegangen, daß er um zwey Uhr des Morgens einen Brief geſchrieben, um drey Uhr einen Bedienten geweckt, und durch ein Geſchenk vermogt habe, den Brief auf die eine Meile weit entfernte Poſt zu tragen. Sie hatte keine Zeit über alle dieſe Räthſel nachzudenken, denn ſchon trat er ſelbſt herein.

„Madam, ſagte er, ich bin Ihnen Vertrauen ſchuldig. Freywillige Verzichtleiſtung auf Ihre Hochachtung ſey meine erſte Strafe. Wiſſen Sie alſo, daß ich vor der letzten Schlacht beordert wurde, mit hundert Grenadieren einen Vorpoſten, wenn auch nur eine Stunde lang zu vertheidigen, weil der Ausgang der Schlacht von der Behauptung dieſes Poſtens abhängen konnte. Der General hatte das ehrenvolle Vertrauen zu mir, zu *mir*, einem alten, mit Wunden bedeckten Krieger, der noch nie ſeine Pflicht verletzt hatte. O Gott! kaum ließ der Feind ſich blicken, ſo floh ich Elender, floh, der Himmel weiß von welcher Furie gejagt. Erſt nach drey Stunden fand ich meinen Kopf wieder, meine Ehre war auf immer verlohren! — Ich eilte zu Ihnen, ich wollte Sie bitten mich zu beherbergen, bis ich mit Sicherheit nach England entweichen, und dort, unter fremdem Nahmen, meine Schande verbergen könnte. Allein Gottlob! noch bin ich nicht ſo tief geſunken. Die Stille der Nacht hat mir die Beſinnung wieder gegeben; meine Ehre iſt dahin, aber nicht mein Ehrgefühl; es hat mir vorgeſchrieben was ich thun müſſe, und ich habe ſein Gebot raſch befolgt. Ein Brief an den General iſt bereits auf der Poſt. Er enthält das Bekenntniß meiner Feigheit, und die Bitte, mir Zeit und Ort zu beſtimmen, wo ich vor einem Kriegs-Rechte mich ſtellen, und die verdiente Strafe empfangen könne. Gern will ich mit meinem Leben die verlohrne Achtung meines Feldherrn, das Mitleid meiner braven Kammeraden erkaufen."

Tief bewegt hatte die Dame ihm zugehört. Umſonſt verſuchte ſie den alten Mann zu tröſten, oder gar Hoffnung der Verzeihung in ihm zu erwecken. „Nein! rief er wild, nimmer kann ich mir ſelbſt verzeihen! die Nachſicht des Generals würde mich nur noch unglücklicher machen!" — Eine Woche verſtrich, in welcher der brave, in ſeinen eignen Augen entehrte Kriegsmann ſein Zimmer nicht verließ, und vor jedem Bedienten die Augen niederſchlug. Endlich kam die Antwort des Marſchalls Villars, geſchrieben zu Quesnoy den 26ten September 1709. Sie lautete alſo:

„Es iſt ſehr traurig für die Menſchheit, daß ein Mann von einem ſeit mehr als vierzig Jahren erprobten Muthe, plötzlich vergeſſen konnte, was er ſeiner heiligſten Pflicht und ſich ſelbſt ſchuldig war; es iſt aber nicht minder ſchön, daß derſelbe Mann, ſo bald die Geiſtes-Verwirrung, die ihn fortriß, von ihm wich, freywillig ſeinen Kopf darbietet, um ſein Vergehen, und das böſe durch ihn gegebene Beyſpiel zu büßen. Das ſind meine Geſinnungen, armer, unglücklicher P**! das ſind die Geſinnungen aller Braven in der Armee; und wenn gleich die Kriegs-Geſetze nicht verſtatten, Sie frey zu ſprechen, oder auch nur Ihren Fehltritt zu bemänteln, ſo beklagen wir Alle Sie doch viel zu aufrichtig, um das heldenmüthige Anerbieten anzunehmen, zu welchem die bitterſte Reue Sie vermogt hat. — Alſo, mein armer P**, empfangen Sie meine aufrichtigen Wünſche, vereinigt mit denen Ihrer alten Freunde, daß die Zeit Sie über ein Unglück tröſten möge, welches wir faſt eben ſo ſchmerzlich empfinden als Sie ſelbſt.“

Fand der Unglückliche Troſt in dieſem menſchenfreundlichen Briefe? — Nein! — Da die Gerechtigkeit ihn nicht ſtrafen wollte, ſo beſchloß er nun ſich ſelbſt zu ſtrafen, und warlich härter, als hätte er, vom Kriegs-Recht verdammt, mit verbundnen Augen vor ſeinem vormaligen Grenadieren gekniet. Er ſandte ſein Ludwigskreuz zurück, gieng nach Calais, wo ſich ſtets eine ſtarke Garniſon befand, zeigte ſich da täglich in der Uniform ſeines Regiments, aber ohne Degen, und weihte ſo ſich ſelbſt dem Schimpf, vor den Augen der Soldaten als ein warnendes Beyſpiel herum zu wandeln. Gebückt unter der Laſt der Jahre, und der Schande, hat man ihn noch lange dieſe, für einen Mann von Ehre ſchreckliche Buße tragen ſehn.

Wohl hatte der Marſchall Villars Recht: es iſt traurig für die Menſchheit, daß ſie oft in den gefährlichſten Augenblicken auf keine erworbene Tugend mit Sicherheit zählen darf. Was war es denn, das am 9ten September den grau geworden Helden plötzlich muthlos machte? — Man muß ſich ſchämen eine Vermuthung nieder zu ſchreiben, die gar zu ſchimpflich für die Menſchheit klingt, und doch iſt ſie die wahrſcheinlichſte: er hatte vielleicht am Abend zuvor, wider ſeine Gewohnheit zu viel gegeſſen.

Plato's Republik.

Die ſchlechten neuen Bücher werden geleſen, die guten alten vergeſſen. Was älter als zwey Leipziger Meſſen iſt, das verſchmäht die

Leſewelt. Vollends ein paar tauſend Jahre alt, wie Plato's Republik, da ſchaudert ſie! man muß froh ſeyn, wenn man ihr zuweilen einzelne Brocken von ſo nahrhafter Speiſe, mit einer andern Brühe zugerichtet, wieder vorſetzen darf. Hier iſt ein ſolcher Brocken aus einem Geſpräch des Socrates mit Thraſymach dem Sophiſten, welcher letztere keck behauptete: was man gerecht zu nennen pflege, ſey nichts anders, als der Vortheil des Stärkern. Geſetze, ſagte er, ſind überall nur nach Belieben des Machthabers verfertigt; in Democratieen begünſtigen ſie das Volk, in Ariſtocratieen den Adel, in Monarchien den Fürſten. Ueberall ſtrafen die Geſetzgeber den Ungehorſam gegen ihren Willen als eine Ungerechtigkeit, alſo halten ſie nur das für gerecht, was ihnen Vortheil bringt. Glaubſt du im Ernſt, fuhr er fort, daß der Hirt, der ſich die Mühe nimmt, ſeine Heerde auf die Weide zu führen, und ſich jedem Ungemach der Witterung auszuſetzen, es um der Schaafe willen thue? nein, mei-

Freund, um der Wolle willen. So machen es auch die Beherrſcher. Wenn der Schwache ſich für den Starken opfert, und wenn der Starke den Schwachen mit Füßen tritt, ſo thun beyde, was ſie müſſen. — Betrachte zum Beyſpiel einen Tyrannen, einen auf dem Throne wohl befeſtigten Deſpoten; er bedient ſich ohne Bedenken der Gewalt, wie der Liſt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Er raubt fremdes Eigenthum, verſchont weder das Heilige noch das Profane, es möge dem gemeinen Weſen oder einem Privatmanne zugehören. Es kommt blos darauf an, glücklich genug zu ſeyn, um den Augen der Welt die Verbrechen zu entziehen, oder ſtark genug, um ihrem Urtheil zu trotzen; verwogen genug, um Alles zu wagen; klug genug, um nichts halb zu thun. Freylich, wem dieſe Vortheile mangeln, der wird blos ein Beutelſchneider oder Straßenräuber, und am Ende gehangen. Aber hat man muthvoll einen großen Staat unterjocht, Königreiche erobert, Nationen in Feſſeln geſchlagen, ja, dann, mein guter Socrates, verſchwinden jene gehäſſigen Nahmen, verwandeln ſich in prächtige Ehrentitel, und die ganze Welt, von Bewunderung ergriffen, ſegnet die glänzenden Verbrechen. Wenn man bisweilen der Ungerechtigkeit Böſes nachſagt, ſo geſchieht es nicht, weil man etwa ſie verabſcheute und ſelbſt nicht ausüben mögte, ſondern blos, weil man ſich fürchtet, man werde, als Gegenſtand derſelben, ſie erdulden müſſen. — Begreifſt du nun den großen Sinn der Maxime: daß Alles gerecht iſt, was dem Stärkern Vortheil bringt? und daß der Schwächere ſehr ungerecht handelt, wenn er ſich weigert, Jenem ſeine Ehre, Güter, Geſundheit und Leben zu opfern? —

So raiſonnirt der Sophiſt Thraſymach immer fort, und der göttliche Sokrates antwortet ihm zwar durch manche ſchöne Redensarten; aber man muß bekennen, daß, wenn gleich Socrates ſich einbildet, und recht viel darauf zu gute thut, den Thraſymach widerlegt zu haben, er ſelbſt doch leider durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird.

Uebrigens wird hoffentlich Niemanden unterſagt ſeyn, Plato's Republik ganz oder theilweiſe zu überſetzen, und daß die oben ſtehende Ueberſetzung getreu iſt, wird jeder Gelehrte finden, der ſich die Mühe geben will, das erſte Buch nachzuſchlagen.

Fieldings Portrait.

Hogarth, ein vertrauter Freund von dem Verfaſſer des Tom Jones, beweinte deſſen Tod um ſo ſchmerzlicher, da er ihn, lebend, nie hatte bewegen können, ſich von ihm mahlen zu laſſen. Eines Morgens, in ſeiner Werkſtatt arbeitend, hört er plötzlich aus dem anſtoßenden Geſellſchaftszimmer eine hohle Stimme, die er augenblicklich für Fieldings Stimme erkennt, und die ihm zuruft: Hogarth! mahle mich! — Der Künſtler, der an Geſpenſter nicht glaubte, ſtutzt, ſchüttelt den Kopf, lächelt über ſeine lebhafte Einbildungskraft und fährt fort zu arbeiten. Aber die Stimme läßt ſich zum zweytenmale hören. Jetzt glaubte Hogarth, man wolle ihn foppen, ſpringt auf, reißt die Thür auf und ſchaudert zurück, denn Fieldings Geiſt ſteht vor ihm, gelehnt an die offne Saalthür, ſprechend: „Fürchte dich nicht, mahle mich ſchnell, ich darf nicht lange weilen." — Hogarth ermannt ſich, betrachtet das Geſpenſt, wagt aber doch nicht, es zu betaſten. „Sey wer du willſt," ſagt er endlich, „du rufſt mir die Züge meines Freundes zurück und biſt mir willkommen."

Flugs ergreift er Pinſel und Pallet, und ſkizzirt Fieldings Geſtalt. Das Geſpenſt nickt ihm Beyfall zu und verſchwindet. — „Verſchwinden nennt es meine Furcht — (ſo raiſonnirt Hogarth mit ſich ſelbſt) — allein der ſeltſame Beſuch kann auch eben ſo wohl mit einem einzigen Schritt in den dunkeln Vorſaal zurückgetreten ſeyn.“ — Er klingelt, ſeine Leute kommen, er fragt, keiner will einen Fremden geſehen haben. Er ſchweigt endlich ohne ſich näher zu erklären, geht eine Stunde auf und nieder, ſucht ſich ſelbſt die Erſcheinung weg zu ſpotten, glaubt, es ſey ihm gelungen, wirft einen Blick auf das angefangene Bild, und ſchaudert unwillkührlich, denn die Aehnlichkeit iſt auffallend.

Die Stunde war gekommen, in der ſeine Werkſtatt jedem Kunſtliebhaber offen ſtand. Die Neugierigen verſammeln ſich zahlreich, jeder, der Fieldings Portrait gewahrt, erkennt es auf den erſten Blick. Das Geheimniß quält den Künſtler, und doch fürchtet er verſpottet zu werden, wenn er es kund macht. Endlich vertraut er es ſeinem Freunde Garrik, der ihn lächelnd anhört und geſteht, er ſelbſt habe den Geiſt geſpielt, weil er Hogarth ſo oft und rührend klagen hören, daß er Fieldings Portrait nicht beſitze. Der Künſtler — obgleich ſelbſt einer der wärmſten Bewunderer des großen Schauſpielers — will ihm nicht glauben, hält eine ſo vollkommene Täuſchung für unmöglich; allein Garrik überzeugt ihn bald, indem er am andern Morgen dieſelbe Scene wiederhohlt. Ein beſtochener Bedienter hatte ihm unbemerkten Zutritt verſchafft. Jetzt umarmte Hogarth den Geiſt und bat ihn um Verſchwiegenheit, vermuthlich aus Künſtlereitelkeit, um das Publicum zu überreden, es verdanke das Portrait eines ſeit acht Jahren Verſtorbenen blos Hogarths lebhafter Einbildungskraft. — Nach des Mahlers Tode befand ſich Garrik einſt in Paris (1764), wo er dem bekannten Schriftſteller de la Place ein Geſchenk mit Fieldings Werken machte, und dieſem — als er des Verfaſſers Portrait vor dem erſten Bande betrachtete — die Anecdote mittheilte. La Place erzälte ſie weiter, niemand wollte ſie glauben. Irgend ein Graf oder Marquis ſagte ihm lächelnd: „ich beſuche Sie morgen auf einen Augenblick, wenn ich nach Hofe fahre; Sie ſollen mir das famöſe Portrait doch zeigen.“ Alſobald gab la Place ſeinem gefälligen Freunde Garrik Nachricht von dieſer Verabredung. Der Marquis kam, trat mit der Lorgnette vor das Bild und ſpöttelte über die Begebenheit, die er eine ſinnreiche Fabel nannte. Plötzlich ließ ſich eine hohle Stimme hinter einem Bettſchirme vernehmen: Hier iſt Fielding ſelbſt! — Der Marquis wendet ſich, und erblickt mit Erſtaunen, über den Rand des Bettſchirms hervorſchauend, das Original des Gemähldes.

Wir beſitzen in Deutſchland einen Veteran der Schauſpielkunſt, der — mit eben dem Glück, mit welchem Garrik Fieldings Geſtalt log — Friedrich den Großen darſtellt; er heißt Chriſt.

Die Republik St. Marino.

Es mögte wohl von Staaten, wie von Weibern gelten, daß diejenigen die beſten ſind, von denen am wenigſten geſprochen wird. Eine Frau und ein Staat, die viele Eroberungen machen, beglücken ſelten, jene ihren Mann, dieſer ſeine Bewohner; jene wie dieſer haben nicht Zeit an ihre Kinder zu denken, die ſind daheim dem Geſinde Preiß gegeben.

Von der kleinen, glücklichen Republik St. Marino wird ſo wenig geredet, daß ich ſie, während meines Aufenthalts in Italien, auch nicht einmal habe nennen hören. Schade, daß ich nicht zufällig an ſie erinnert wurde. Ich war in Rimini, nur wenige Meilen von ihr entfernt, und hätte den Ameiſenhaufen lieber beſucht, als manche brennende Revolutionsſteppe. Dieſe verlohrne Gelegenheit bedaure ich heute zwiefach, da mir die Reiſe des berühmten Addiſon in die Hände fällt, der unter andern von dieſer winzig kleinen Republik eine reizende Beſchreibung liefert. Exiſtirt ſie noch? iſt ſie nicht auch verſchlungen worden? — ich erinnere mich, vor mehreren Jahren in den Zeitungen geleſen zu haben, daß ihre Bürger den ſiegenden Franzoſen entgegen eilten, ihrem Schutze ſich empfahlen, und deſſen Zuſicherungen erhielten; aber iſt es auch dabey geblieben? — Das Schickſal von Frankfurt am Mayn, Nürnberg u. ſ. w. berechtigt wohl zu dieſer Frage. Ohnehin ſtützten damals — wo ich mich recht beſinne — die St Mariner ihre Bitte auf einen Grund, der längſt nicht mehr gilt; ſie rühmten nehmlich ſchon ſeit vielen Jahrhunderten die Freyheit zu beſitzen, welche die Franzoſen erſt erworben zu haben glaubten. Iſt ihnen würklich ihre Rettung bis jetzt gelungen, ſo verdanken ſie es wohl einzig ihrer Unbedeutendheit, die freylich ſo auffallend iſt, daß wohl nicht einmal ein franzöſiſcher Diviſionsgeneral prince de St. Marino werden mögte.

Etwa drey deutſche Meilen von Rimini liegt St. Marino auf einem hohen Berge, deſſen in Wolken verhüllter Gipfel einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt iſt. Die ganze Republik beſitzt nicht einen einzigen Brunnen, ſondern behilft ſich mit Regen und Schneewaſſer in Ciſternen geſammelt. Der Wein, der am Abhange des Berges wächſt, iſt der beſte auf dieſer Seite der Appenninen. Wenn die Einwohner aus ihrer in Wolken ſchwimmenden Stadt ſich an den Fuß des Berges begeben, ſo haben ſie auch die Grenzen ihres Gebiets erreicht. In dieſem engen Kreiſe zählen ſie drey Schlöſſer, drey Klöſter und fünf Kirchen. Zu Addiſons Zeiten beſtand die Bevölkerung nur aus 5000 Seelen.

Der Sage zufolge gründete der heilige Marino, ein Dalmatier von Geburt, den kleinen Staat. Er war ein Maurer, der vor 1300 Jahren lebte, in Rimini ſein Handwerk trieb, und endlich auf dieſen damals unbewohnten Berg ſich begab, um in der Einſamkeit den

Reſt ſeines Lebens ſtrengen Religionsübungen zu widmen. Der Ruf ſeiner Heiligkeit bewog die Beherrſcherinn des Landes, ihm den Berg zu ſchenken. Bald geſellten ſich mehrere Gefährten zu ihm, und das iſt der Urſprung der Republik, die ſeinen Nahmen trägt, ein Urſprung, edler als der, des von Räubern gegründeten Roms. Die ſchönſte Kirche iſt dem Heiligen gewidmet, deſſen Gebeine ſie bewahrt; ſeine Bildſäule ſteht auf dem Hochaltar, in der Hand einen Berg mit drey Schlöſſern haltend, das Wappen der Republik. Seinem Schutz glauben die Bewohner die lange Dauer ihres Staates zu verdanken; ihnen iſt er, nach der heiligen Jungfrau, der erſte Heilige im Himmel, und eines ihrer Geſetze belegt denjenigen, der verkleinerlich von ihm zu ſprechen wagt, mit gleicher Strafe, wie den Gottesläſterer.

Während alle Staaten von Italien wohl zwanzigmal Regierungsform und Herren gewechſelt haben, behauptete St. Marino vierzehnhundert Jahre lang ſeine Unabhängigkeit. Freylich iſt deſſen Geſchichte mager. Ein paar kleine, zu verſchiedenen Zeiten gemachte, friedliche Erwerbungen und ein Krieg, in welchem es dem Pabſte gegen einen Herrn von Rimini Hülfstruppen lieh, das ſind die ausgezeichneten Begebenheiten Alle, die ſeine Annalen ſchmücken. Im Jahr 1100 kaufte es ein benachbartes Schloß, und ein zweytes im Jahr 1170. Die Kaufkontrakte werden im Archive aufbewahrt, und ſind durch einen beſondern Umſtand merkwürdig; denn die unterzeichneten Nahmen des Verkäufers, des Bevollmächtigten der Republik, des Notarius und der Zeugen, ſind in beyden dieſelben, obgleich ſiebenzig Jahre zwiſchen beyden liegen. Ein Irrthum in der Jahrzahl kann nicht vermuthet werden, denn man hat nicht allein die Nahmen der damals regierenden Päbſte und Kayſer, ſondern ſogar ihr Regierungsjahr in der Urkunde angeführt; jener Umſtand mögte alſo eher einen Beweiß für das hohe Alter liefern, welches der Genuß dieſer reinen Bergluft gewährte. — Der Krieg, deſſen ich erwähnte, an dem die St. Mariner Theil nahmen, wurde 300 Jahre ſpäter zwiſchen Pabſt Pius dem Zweyten und einem Malateſta, Herrn von Rimini, geführt. Der Pabſt blieb Sieger und ſchenkte aus Dankbarkeit der Republik St. Marino vier kleine Schlöſſer. Dieſer Zeitpunkt iſt der glänzendſte in ihrer Geſchichte; ihre Herrſchaft erſtreckte ſich damals bis auf den halben Weg zu einem benachbarten Berge; allein in folgenden Zeiten wurde ſie wieder auf ihre alten Grenzen beſchränkt. Dieſe zu vertheidigen wird ihr leicht, denn es führt nur ein einziger ſchmaler Weg auf ihren ſchroffen Felſen, und es iſt ſehr ſtreng verboten, andere Wege anzulegen. Jeder Bürger übt ſich in den Waffen.

Das Regiment verwaltete urſprünglich ein großer Rath, Arengo genannt, zu welchem jedes Haus einen Repräſentanten ſchickte. Allein die Menge der Stimmenden verurſachte Verwirrung, weshalb man den Rath auf ſechs zig Mitglieder beſchränkte, und nur bey außerordentlichen Gelegenheiten den Arengo zuſammenberief; aber dann durfte auch keiner ausbleiben, bey Strafe ungefähr eines Pfennigs, und dieſe angedrohte Strafe, hieß es, ſoll nicht aus Gnaden vermindert werden, (sine aliqua diminutione aut gratia). Glückliches Ländchen, wo ein Pfennig hinreicht, um verletzte Bürgerpflichten zu beſtrafen! — Die laufenden Geſchäfte thut der Rath der Sechziger ab, der aber nur aus vierzig Perſonen beſteht, Adlichen und Bürgerlichen zu gleichen Theilen. Ein Alter von 25 Jahren iſt erforderlich, um Mitglied dieſes Rathes zu werden, in welchem Stimmenmehrheit entſcheidet. Er iſt es, der die Beamten der Republik ernennt.

Bis hieher wird man die Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem vormaligen großen Rath von Venedig bemerken, allein die Gewalt des erſtern iſt noch ausgebreiteter. Kein Urtheil kann vollzogen werden, wenn nicht zwey Drittheile des Raths es beſtätigt haben. — Die Mitglieder werden gewählt ohne Rückſicht auf Rang oder Geburt, nur können nicht zwey Perſonen aus Einer Familie im Rathe ſitzen, und kein Sohn darf bey Lebzeiten ſeines Vaters eine ſolche Stelle bekleiden. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen zweyer ſogenannten Capitains, die den alten römiſchen Conſuln an Macht gleichen, doch immer nach ſechs Monaten gewechſelt werden. Nicht ſelten findet man Leute, die ſechs und ſiebenmal Capitains geweſen ſind, obgleich Niemand zweymal hinter einander gewählt werden darf.

Die vornehmſte Perſon nach dieſen iſt der Richter, der ſowohl die Civil- als Criminaljuſtiz verwaltet; aber um alle Uebel zu vermeiden, die in einem ſo kleinen Staate aus vielfältiger Verwandtſchaft entſpringen könnten, muß der Richter ein Fremder ſeyn, und zwar ein Doctor der Rechte von unbeſcholtnem Rufe. Er bekleidet ſein Amt drey Jahr, und wird, während dieſer Zeit, auf Koſten der Republik unterhalten. — Die vierte Perſon im Staate iſt der Arzt, der gleichermaſſen ein Fremder, wenigſtens dreiſſig Jahr alt, in Religion und Sitten unverdächtig ſeyn muß. Auch ihn unterhält die Republik und löſt ihn nach drey Jahren durch einen andern ab; doch hält ſie, den Arzt betreffend, vernünftigerweiſe minder ſtreng über dieſen Punct; denn ſie hatte denjenigen, den Addiſon in St. Marino fand und ſehr rühmt, ſchon ſeit vielen Jahren beybehalten. — Auch der Schulmeiſter iſt eine angeſehene Perſon im Staate, und verdient es zu ſeyn, wenn, wie Addiſon verſichert, kaum ein Bürger gefunden wird, der nicht einigermaſſen mit den Wiſſenſchaften vertraut wäre.

Die Geſetze der Republik bewahrt ein lateiniſches Buch in Folio, betitelt: Statuta illuſtriſsimae rei publicae Scti Marini, gedruckt zu Rimini auf Befehl der Regierung. Von dieſen Geſetzen, von ſeinen Felſen und Schneetriften geſchützt, lebte das Völkchen von

St. Marino glücklicher, als die Bewohner der blühenden Thäler Welſchlands; freylich auch ſo unbekannt, daß wohl viele gebildete Deutſche ſich deſſen blos lächelnd aus Leſſings Minna von Barnhelm erinnern, wo der Windbeutel Riccaut de la Marliniere ſich rühmt, der Republik St. Marino gedient zu haben.

Die Hochzeitnacht,

eine wahre Begebenheit.

Der Graf de la Chetardie war ſchon ein alter, frommer Hageſtolz, als der Satan anfieng, ihn mit Fleiſchesläſten zu quälen. Lange kämpfte er mit dem böſen Feinde, bis er merkte, daß er endlich unterliegen werde. Da gieng er zu ſeinem Bruder, dem Pfarrer von St. Sulpice, ſprechend:

„Lieber Bruder, ſchaff mir eine Frau, oder ich fahre zur Hölle.“

„Ey, ey, erwiederte der Pfarrer, bedenke doch —“ „Schweig du nur ſtill,“ unterbrach der Graf ihn ungeduldig, „Alles, was du mir ſagen kannſt, habe ich mir hundertmal ſelbſt geſagt, es hilft Alles nichts. Alſo ſuche mir ein Mädchen von guter Geburt, arm wenn du willſt, denn ich bin reich; die laß mich heyrathen, ſo bald als möglich. Willſt du dich aber nicht damit abgeben, mein Freywerber zu werden, ſo ſuche ich mir ſelbſt eine Frau und nehme die erſte beſte.“

Um ſolchen Skandal zu verhindern, verſprach der Pfarrer ſeinen Beyſtand, ſann hin und her, und begab ſich endlich in ein Nonnenkloſter, wo mehrere junge Fräuleins erzogen wurden. Dort kannte er ein durch ſeine Schriften berühmt gewordenes Frauenzimmer, Mademoiselle de Lussan, eine Wayſe, deren Penſion jährlich auszuzahlen er beauftragt war. Ihr vertraute er ſich, mit der Bitte, ihm diejenige ihrer Geſpielinnen zu nennen, die ſie am geſchickteſten und willigſten glaubte, die Gemahlin ſeines Bruders zu werden. Ohne Bedenken nannte ſie Mademoiselle de Monastérolles, ein armes Fräulein von funfzehn Jahren, der, trotz ihrer Sittſamkeit das Kloſterleben nicht zu behagen ſchien.

Sie wurde herbeygerufen, nahm auf den erſten Blick den Freywerber ein, hörte ſeinen Antrag geneigt, und wenig Tage nachher wurde ihre Vermählung in dem Kirchenſprengel von Saint Sulpice gefeyert. Man brachte das junge Paar zu Bett, die Gäſte entfernten ſich lächelnd unter mancherley Betrachtungen. Doch kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als man in der Hochzeitkammer mit Heftigkeit klingeln und rufen hörte. Alles ſtürzte herzu, und erblickte mit Entſetzen den Grafen ſterbend an der Seite ſeiner jungen Frau, die vor Schaam und Schmerz wimmerte. Es war kaum Mitternacht. Was ſollte man thun? — Der Pfarrer ſchlug vor, die Neuvermählte auf der Stelle wieder in ihr Kloſter zu bringen. Es geſchah. Doch mußte man mit Gewalt ſie von dem entſeelten Gatten trennen, der einen ſo beneidenswerthen Tod geſtorben war. Denn daß er würklich ſein Leben nicht wohlfeil verkauft hatte, bewieß die Folge, indem Mademoiselle de Monasterolles neun Monat nachher von einem geſunden derben Knaben entbunden wurde, der vom Schickſal beſtimmt war, einſt als franzöſiſcher Geſandter in Rußland, zu den Zeiten der Kayſerin Eliſabeth, eine ſehr bedeutende Rolle zu ſpielen.

Mademoiselle de Lussan ſelbſt hat dieſe Begebenheit oft in ihrem vertraulichen Cirkel erzählt, und hinzugefügt, daß ihre Freundin — der Himmel weiß aus welcher Grille — nie den Nahmen eines Gemahls hat tragen wollen, der dieſen Titel doch in jeder Rückſicht verdient, und ſogar mit ſeinem Leben erkauft hatte.

Piron und der Blinde.

Auf der in der Revolutionszeit berühmt gewordenen terraſse des feuillans ſaß vormals ein blinder Bettler, der, um die Vorübergehenden zu rühren, ſchlechte Verſe an ſeine Hütte genagelt hatte. Eines Tages klagte er laut, daß ſeine Muſe ihm ſo wenig einträge, da rieth ihm ein ſchlauer Freund, ſich an Piron zu wenden, der täglich hier vorbeygehe, ſelbſt blind ſey, und ihm gewiß die Bitte um einige beſſere Verſe nicht abſchlagen werde. Der Blinde machte ſich den guten Rath zu nutze, ließ ſich zupfen, als Piron des Weges kam, und trug dem Verfaſſer der Metromanie ſein Anliegen vor. Auf der Stelle dictirte ihm Piron folgende Zeilen:

Chretiens, au nom du Tout-puiſſant,

Faites moi l'aumone en paſſant,
L'Aveugle, qui Vous la demande,
Ignore, qui la lui ſera,
Mais Dieu, qui voit tout le ſaura,
Il le priera, qu'il Vous la rende.

Die Begebenheit wurde ſchnell bekannt. Alles lief hin, um Pirons Verſe zu leſen, und keiner las ſie, ohne eine Gabe in den Hut des Blinden fallen zu laſſen. — Mit Wehmuth erinnere ich mich hiebey des ſchönen Liedes, welches mein unglücklicher Freund **Eckerdt** für einen Blinden dichtete, und welches, zu der Harfe geſungen, jetzt ſchon ſeit funfzehn Jahren dem armen Blinden Brodt verſchafft.

Politiſche Unterredung.

Vor ſechs und zwanzig Jahren iſt bey Cadell in London ein Buch erſchienen, welches den

Titel führt: political conferences u. ſ. w. Darin ſteht unter andern ein Geſpräch zwiſchen Cromwell, Fleetwood und Desborough, gehalten im Park von St. James, den 25. April 1657. Cromwell berathſchlagt ſich mit ſeinen Freunden, ob er den Königstitel annehmen ſoll, den das Parlament ihm angebothen. Des Uſurpators Ehrgeiz, Eitelkeit und Heucheley ſind mit ſtarken Farben gemahlt. Anfangs ſtellt er ſich abgeneigt, weil er hofft, daß Fleetwood und Desborough ihm zureden werden; als er aber andere Geſinnungen bey ihnen ſpürt, wendet er alle Ueberredungskünſte an, um zu ſeiner Meynung ſie zu bekehren. Hier iſt ein Fragment dieſes Geſprächs.

Cromwell. Morgen ſoll ich meinen Entſchluß kund machen. Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, mich zu erleuchten, allein vergebens; darum verſammelte ich Euch, meine klugen, getreuen Freunde, um Eure Gedanken zu vernehmen.

Fleetwood. Ich denke, daß deine Feinde dir einen Fallſtrick legen. Meinen Dienſt muß ich dir aufſagen, wenn du dein Ohr ſolchen Einliſpelungen leihſt. Haben wir nicht geſchworen der Republik getreu zu bleiben? Keinen König mehr zu dulden? welche Macht auf Erden kann dieß Gelübde löſen?

Cromwell. Das Parlament, als Repräſentant des Volkes, iſt allmächtig. Die den Schwur von uns gefodert, können uns auch von deſſen Erfüllung los ſprechen. Beruhige dein Gewiſſen und widerſtrebe nicht ſelbſt deiner künftigen Erhebung. Ich werde, in einem gewiſſen Range, mehr für meine Freunde thun können; ich werde, unter einem gewiſſen Nahmen, die Ruhe des Staates, deren er ſo ſehr bedarf, kräftiger befördern können.

Fleetwood. Nimmſt du den Königstitel an, ſo ſtellſt du dich und deine Familie ſelbſt an den Abgrund, und vernichteſt die Hoffnungen der rechtlichen Leute, deren Beyſtand zu dem gefährlichen Range eines Lord Protectors dich erhoben hat.

Desborough. Haben wir nur deswegen die monarchiſche Gewalt ſo lange bekriegt? haben wir Carl Stuart nur deswegen auf die Henkerbühne geführt, um *Dich* zum Könige zu machen?

Cromwell. Ich haſſe ſo wie ihr den königlichen Deſpotismus, aber ich haſſe nicht die vier Buchſtaben, die das Wort König (King) bilden. Iſt es meine Schuld, daß Pack und Jephſon dem Parlamente den Vorſchlag gethan, mir die Krone anzubieten. Ich habe dem letztern ſeine Verwegenheit vorgeworfen, und was hat er mir geantwortet? er bedürfe meiner Erlaubniß nicht, um zu thun, was ſein Gewiſſen ihm vorſchreibe. Er beruft ſich alſo auf denſelben Richter, an den *ihr* mich aus zwey andern Gründen verweiſt. Des Parlaments bewegende Urſachen werden nicht ſtets verborgen bleiben; das Volk fodert laut einen König; die Rechtsgelehrten ſagen laut: der König ſterbe nie, und, eigentlich zu reden, habe ſeit dem Anbeginn der Monarchie nur Ein König regiert.

Desborough. Die Kunſtgriffe eigennütziger Rechtsgelehrten führen dich auf einen ſchlüpfrigen Pfad. Ich hoffe es noch zu erleben, ſie Alle, bis auf den letzten, aus dem Parlamente geſtoßen zu ſehn. Giebſt du ihnen Gehör, ſo verwickelſt du dich in ein Labyrinth, aus dem du nimmer den Rückweg finden wirſt.

Cromwell. Aber nicht ſie allein, auch hundert Andere, die du wohl kennſt, und die mit den Rechtsgelehrten nichts zu ſchaffen haben, drängen mich den Königstitel anzunehmen und verbürgen mir einen glücklichen Erfolg. Ihr wißt, das Volk klebt an Gewohnheit; warum ſollte ich es nicht unter einem Titel regieren, an den ſein Ohr gewöhnt iſt?

Desborough. Wie? der Titel König und die damit verbundene Gewalt wären noch nicht vergeſſen? iſt der verhaßte Titel nicht aus allen öffentlichen Acten ausgeſtrichen worden? trägt unſre Münze nicht ein anderes Bild? eine andre Umſchrift? war England nicht eine Republik bis zu dem Augenblicke, wo du den Protector an deren Stelle geſchoben? hat dieſe Republik nicht zu Waſſer und zu Lande ſich durch Kriegsthaten hohen Ruhm erworben? ich proteſtire feyerlich gegen deinen gefährlichen Anſchlag.

Cromwell ſucht nochmals alles hervor, um ſeine hartnäckigen Freunde zu widerlegen, und ſchließt mit der Verſicherung, der eitle Titel habe zwar in ſeinen Augen keinen Werth, doch könne und werde auch das Volk nicht über einen Titel murren, der ein freiwilliges Geſchenk des Volkes ſey. „Der, den ich jetzt trage,“ fügt er hinzu, „hindert mich Aller Wünſche zu befriedigen, und ich mögte doch ſo gern, nachdem ich dem guten engliſchen Volke Bewunderung abgezwungen, nun auch von ihm geliebt werden.

Ludwig XIV. ein Phyſiognomiker.

Es iſt wohl nur Wenigen bekannt, daß irgendwo in einem franzöſiſchen Haus-Archiv eine ſehr merkwürdige Briefſammlung vorhanden iſt, wenigſtens vor der Revolution noch vorhanden war, die jenen berühmten Monarchen Frankreichs, der dem Jahrhunderte, in welchem er lebte, ſeinen Nahmen gab, als einen eifrigen Phyſiognomiker darſtellt. Wie würde der gute Lavater ſich gefreut haben, wäre dieſer ſonderbare Umſtand ihm bekannt geworden. Der Briefwechſel iſt geführt zwiſchen dem Könige und ſeinem Arzte de la Chambre. Dieſer Mann, der 1594 gebohren wurde, war Mitglied der franzöſiſchen Academie, ergab ſich in Nebenſtunden der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, ſtarb im 75ten Jahre, und hin terließ mehrere Schriften, die nicht Alle vergeſſen zu werden verdienen. Hier ſind die Titel von einigen derſelben: Die Kennzeichen der Leidenſchaften in 4 Theilen, (zu Amſterdam gedruckt) die Kunſt die Menſchen zu kennen. — Das Syſtem der Seele. — Die Kenntniß der Thiere, u. dgl. mehr. Schon die Titel dieſer Bücher machen es wahrſcheinlich, daß er auch mit der Phyſiognomik ſich abgegeben. Aus dem Briefwechſel erhellt, daß er nicht blos den Character der Menſchen in ihren Geſichtszügen las, ſondern auch ihre Fähigkeiten, und zu welchem Amte ſie brauchbar wären, und Ludwig XIV. baute ſo ſehr auf dieſe trügliche Kunſt, daß er keine Wahl traf, ohne zuvor ſein Orakel befragt zu haben.

Am Schluſſe der genannten Sammlung von Original-Briefen, hat de la Chambre noch eigenhändig folgendes hinzugefügt: „Wenn ich früher als Sr. Majeſtät ſterbe, ſo werden Sr. Majeſtät künftig viele ſchlechte Wahlen trefſen.“ — Er ſtarb in der That weit früher, und das Seltſamſte iſt, daß ſeine Prophezeihung nur allzuoft in Erfüllung gieng.

Wenn jene merkwürdigen Blätter vom Sturm der Zeit nicht verweht worden ſind, ſo wäre deren Bekanntmachung ſehr zu wünſchen, da ſie ohne Zweifel viele unbekannte, auffallende Anecdoten enthalten.

Fragment aus einer ſpaniſchen Chronik.

Denn Pedro, Graf von Barcellona, der ſiebente König von Arragonien, vermählte ſich mit einer ſchönen jungen Gräfinn, liebte ſie aber nicht, ſondern hielt ſich zu andern Frauen, darob die gute Königin ſich hoch betrübte, zumal da ſie keinen Erben hatte. Eines Tages gelang es ihr, mit Hülfe eines Kämmerlings, (der vermuthlich ſeinen Herrn in dergleichen Dingen ſchon öfter bedient hatte) ſich unter fremdem Nahmen in das Königliche Bett zu ſchleichen. Die Nacht verſtrich in ſtiller Freude. Bey anbrechendem Tage wollte Pedro ſie entfernen um ſeines guten Rufes willen, der damals von den Königen noch geachtet wurde; allein ſie öffnete ihren Mund und ſprach: „Mein Herr und Gemahl, ich bin nicht die ihr glaubt. Ihr habt bey Eurer Frau geſchlafen. Thut mir was ihr wollt, aber ich gehe nicht von hier, bis ihr Zeugen herbey gerufen, auf daß, wenn durch Gottes Gnade mein Leib geſegnet wird, Jedermann Euch, als den rechten Vater erkennen möge.“ — Und der König zürnte nicht über den ehrlichen Betrug, ſondern rief zwey Edelleute als Zeugen herbey. Zu rechter Zeit gebahr die Königin einen Sohn; da erhub ſich ein Streit, welchen Nahmen man dem erſchlichenen Kinde beylegen ſolle. Endlich kam man überein, zwölf Fackeln anzuzünden, jede dieſer Fackeln trug den Nahmen eines Apoſtels, und von der zuerſt verlöſchenden ſollte der kleine Prinz den Seinigen entlehnen. So wurde er Jacob getauft. Er war in der Folge ein trefflicher Fürſt, ein tapferer Feldherr, der ſiegreich die Mauren bekämpfte, von den Saracenen die Inſel Minorca eroberte, und im 72ten Jahr in eine Mönchskutte gekleidet, ſtarb. Die Begebenheit trug ſich zu im zwölften Jahrhundert.

Wer hat Recht?

Viel, ſehr viel ſprechen und ſchreyen die Franzoſen heutzutage über die Engländer, aber Alles was ſie ſagen, ſind nur Wiederhohlungen deſſen, was ſie ſchon ſeit Jahrhunderten geſagt haben. So, zum Beyſpiel, erſchien, vor etwa einem Vierteljahrhundert eine Broſchüre, betitelt: Influence du deſpotiſme de l'Angleterre ſur les deux mondes, (Einfluß des eng-

liſchen Deſpotiſmus auf beyde Welten,) in der die folgende Stelle vorkommt die ungefähr Alles in ſich faßt, was jezt der Argus in jedem Blatte ſprudelt.

„Die engliſchen Geſetze ſind ſehr mangelhaft, weil ſie den Keim innerer Volksunruhen entfalten, und den Privat-Vortheil, nicht blos mit dem der Nation, ſondern ſogar mit dem aller andern Völker überhaupt in Widerſpruch ſetzen. Dieſe Geſetze ſind ungerecht und grauſam, weil ſie Haß oder Verachtung gegen alle andere Staaten einflößen. Durch die Navigations-Acte von 1660 maßten die Engländer ſich das Recht an, Tyrannen des Handels und der Meere zu ſeyn. Der Geiſt dieſer Acte iſt der Eroberungsgeiſt. **Nun iſt aber jeder Eroberungsgeiſt Rauberey.** (Or, tout eſprit de conquête eſt brigandage. Das Buch iſt in Paris herausgekommen.) Seit jener Epoche haben die Engländer einen Theil der Nationen verſchlechtert, (corrompu) um die übrigen unglücklich zu machen. Sie haben ſich ſelbſt verſchlechtert, indem ſie unaufhörlich den Mißbrauch mit der Macht verwechſeln, die Zügelloſigkeit mit der Freyheit, das Geſetz mit dem Eigenſinn, die Gewalt mit dem Rechte. So bald ſie dieſe Stufe der Schlechtheit erklimmt hatten, durchbrachen ſie alle Dämme, verlezten alle Rechte, ſpielten mit Freyheit, Ehre und den heiligſten Privilegien, um nur ihre Raubſucht zu befriedigen. Seit jener Epoche liefert ihre Geſchichte blos eine abentheuerliche Verkettung von anſcheinender Freyheit und wahrer Knechtſchaft; von verwegenen oder ungerechten Unternehmungen, vorübergehendem Ruhm, dauerndem Unglück, Fehltritten, Ausſchweifungen und Verbrechen."

„In dieſem neuen Carthago erblicket der rechtliche Mann nur ein habſüchtiges, egoiſtiſches, undankbares, ungerechtes, wildes, mit Königsblut beflecktes, ſeine Mitbürger unterdrückendes Volk, deſſen ſtudierter Ehrgeiz nur dahin zielt, die alte wie die neue Welt zu unterjochen. Er erblickt in dem Betragen dieſes Volkes nichts als Kunſtgriffe, Abſcheulichkeiten, grenzenloſen Stolz, zügelloſe Habſucht, gefräſſige Angſt, (Sollicitudes voraces) treuloſe Unterhandlungen, eitle oder falſche Vorwände, Bruch der feyerlichſten Tractaten, Schändung der heiligſten Geſetze, Verachtung aller Mächte, Beleidigung aller Flaggen. Endlich, um auch in den Herzen ihrer Kinder ihren Uebermuth, Unverſchämtheit, Verwegenheit und Haß gegen das Menſchengeſchlecht fortzupflanzen, wenden ſie alle nur erſinnliche Mittel an, in Schulen, Kirchen, in öffentlichen und Privatverſammlungen, vor den Richterſtühlen, auf den Bühnen; unverſtändige Farcen, Pamphlets, Philippiken, beleidigende Declamationen, zu welchen alle europäiſchen Völker wechſelsweiſe den Stoff liefern müſſen. So ſieht der Leopard aus, der ſich mit dem Raube der ganzen Welt mäſten will; das iſt der Feind, bey deſſen Verderben alle Nationen frohlocken ſollten.“

Ich glaube dem Argus, dem Publiciſten u. ſ. w., die oft um einen Stoff zum Schimpfen verlegen ſind, einen Gefallen zu erzeigen, indem ich ſie auf dieſe zum Aufwärmen dienliche Broſchüre aufmerkſam mache. Auch ein Engländer hat ſie kürzlich aufgeſpürt, und in einem Flugblatte davon geſprochen. Wie er davon geſprochen hat? erräth man leicht. Er kehrt nemlich den Spieß um, und meynt ganz treuherzig: man dürfe nur ſtatt der Worte Meer, Flagge, Leopard andere Worte an die Stelle ſetzen, und etwa vor der Hand das Unglück weglaſſen; ſo paſſe Alles ganz vortrefflich auf ſeine Feinde. —

Wer hat Recht? — das weiß ich nicht. Aber wer Recht behält? das weiß ich wohl. Der Stärkere.

Die Glücks-Quelle,

Eine wahre Begebenheit.

Vor etwa hundert Jahren war ein junger Soldat mit ſeiner Compagnie in einer irrländiſchen Kirche, ſetzte ſich nieder, zog ein Spiel Karten aus der Taſche, und legte es Blatt für Blatt ſehr ernſthaft vor ſich hin. Sein Korporal verwieß ihm die Gottloſigkeit, und als er nicht darauf achtete, führte man ihn, nach geendigtem Gottesdienſt, zum Friedens-Richter. „Wer biſt du?“ fragte dieſer in einem ſtrengen Tone, „und warum haſt du dich unterſtanden, die öffentliche Andacht zu ſtören?“

„Ach mein Herr!“ ſagte Richard mit beſcheidner Dreiſtigkeit, „ich bin ein Unglücklicher, von armen Eltern gebohren, die, während unſerer bürgerlichen Kriege im Dienſt des Königs ihr

Leben opferten, und mich hülflos hinterließen. Ich ſchämte mich, dem Kirchſpiel zur Laſt zu fallen, da nahm ich vor drey Monaten Dienſte in einem durch unſer Dorf ziehenden Regimente. Das iſt in zwey Worten meine Geſchichte. — Was mein Betragen in der Kirche betrifft, ſo wird der Herr Corporal ſelbſt bekennen, daß ich mit meinen Karten mich in den fernſten Winkel geſetzt habe.“

Gleich viel! donnerte der Richter, der eben Geſellſchaft bey ſich hatte und gern zur Tafel gehen wollte, „gleichviel! wer hat jemals erhört, daß man in der Kirche Karten ſpielt, und wenn man auch ganz allein darinn wäre?“

„Ich bitte mich zu hören“ erwiederte Richard, „ich bin ſehr arm und kann mir nicht einmal ein Gebetbuch kaufen. Daneben bin ich jung und zerſtreut. Um nun meine frommen Gedanken, wie ſichs gebührt, beyſammen zu halten, bediene ich mich eines unſchuldigen Mittels, nemlich dieſer alten Karten. (Bey dieſen Worten zog er ſie aus der Taſche.) Sehen Sie das Aß — dabey erinnere ich mich, daß nur Ein Gott iſt, Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Die zwey bedeutet die Verkündigung Mariä; die drey die heilige Dreyeinigkeit; die viere, die vier Evangeliſten; die fünf, die klugen und thörigten Jungfrauen; die ſechs, die Zahl der Schöpfungstage; die ſieben den Ruhetag; die acht und neune, die Heilung der Ausſätzigen, deren nur Einer dem Herrn dankte; die zehn, die zehn Gebote; der Bube — o! rief er aus, indem er ihn beyſeite warf, der iſt ein Schurke! in der Dame (fuhr er fort) erblicke ich die Königin von Saba, die zu Salomon kam, und in dem König den Herrn des Himmels und der Erden.“

Der Richter lächelte. „Aber warum haſt du den Buben geſchimpft?“

„Weil ich darunter den gegenwärtigen Herrn Corporal verſtehe“ flüſterte der junge Menſch ihm ins Ohr, „der mich bey jeder Gelegenheit mißhandelt. Uebrigens dienen meine Karten mir nicht blos zum Gebetbuch, ſondern auch zum

Calender, denn wenn ich die Augen zuſammenzähle, ſo kommen gerade 365 heraus; folglich kann man einem armen Teufel eine ſolche Bibliothek wohl gönnen.“

Der Richter verbiß das Lachen, legte die Sache ſo ernſthaft als möglich bey, beſchenkte den Jüngling, um ſich ein Gebetbuch und einen Calender zu kaufen, ließ ſich ſeinen Nahmen ſagen, und gieng dann zur Geſellſchaft, die er mit dem Schwanke unterhielt. Zufällig befand ſich unter den Gäſten der berühmte Swift, der, als er den Nahmen des jungen Menſchen hörte, ſich alſobald erinnerte, daß er Verwandte gleiches Nahmens habe. Es wurde nachgefragt, und fand ſich in der That, daß Richard ſein Vetter war. Da Swift mit allen Großen und Miniſtern auf einem vertrauten Fuße lebte, ſo wurde es ihm leicht, dem frommen Kartenſpieler ſeinen Abſchied auszuwürken. Er ſelbſt vollendete dann deſſen Erziehung, und verſchaffte ihm eine einträgliche Stelle in Indien. Dort vermählte ſich Richard mit einer reichen, liebenswürdigen Frau, kam nach funfzehn Jahren nach England zurück, verheyrathete ſeine Kinder in die erſten Familien, und ein noch jezt lebender Lord verehrt in ihm ſeinen Ahnherrn.

Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville. Vermählungsgeſchichte Ludwig des XIV.

Männer und Frauen beobachten auf ganz verſchiedene Weiſe, und weichen auch eben ſo ſehr in der Darſtellung ihrer Beobachtungen von einander ab. Unter ſonſt gleichen Umſtänden ſind die Bemerkungen einer Frau ſtets treuer, ſchärfer, feiner, mannichfaltiger, als die eines Mannes. Der leztere wird ſchon früh vor Zerſtreuung gewarnt, daher fällt es ihm ſchwer, im Nothfall ſeine Augen zu verdoppeln.

Auch von Natur beſitzt er dieſe Gabe in weit geringerem Grade als die Frau, die überdieß von Jugend auf durch tägliche Uebung ſie ausbildet. Es iſt bekannt, daß eine Frau in den ſchönen Jahren des Gefallens, ohne die mindeſte Anſtrengung, mehrere Männer zu gleicher Zeit, die ihr den Hof machen, zu beobachten verſteht; ihr wird nichts Bedeutendes entſchlüpfen; ſie bewacht mit Einem Auge den Mann zur Rechten, mit dem andern den zur Linken, und behält immer noch Sehkraft genug übrig, um auch gerade vor ſich hin zu ſehen, was ſie ſehen will; ja — es verdient der Triumph der Kunſt genannt zu werden — daß ſie Alles das oft ſogar mit *niedergeſchlagenen* Augen bewürkt. Wenn ein Mann die erſte Minute zum *Sehen*, die zweyte *zum Fühlen*, die dritte zum *Nachdenken* braucht, ſo thut hingegen eine Frau das Alles zu gleicher Zeit. Und nicht genug, daß keine Thorheit der *zunächſt* ſie Umgebenden ihren Blicken entgeht, ſie ſieht auch zugleich was die übrigen Anweſenden thun und denken;

ihre allgegenwärtigen Augen ſind ſtille Zuhörer jedes Minnegeſprächs, in welchem Winkel es auch geführt werde; ſie ſitzen beſtändig vor dem Klavier der Seele, und ſpielen von jeder Stirn die Noten ohne Fehlgriff gleichſam vom Blatte weg. Es iſt nicht etwa Liebe allein, welche der Frau die äuſſern und innern Sinne ſchärft, es iſt Weiblichkeit, nichts als angebohrne Weiblichkeit — Inſtinct. Dieſe Gabe iſt die ſtärkſte Schutz- und Trutzwaffe, welche die Natur ihrer Schwäche verliehen, die gefährlichſte für ihren gebohrnen Feind, den Mann, denn ſie weiß ihn auswendig, ehe er ſich ſelbſt noch kennt.

Den Mann ſchuf die Natur zum Handeln, drum bringt er es im Beobachten ſelten weit; der Höfling freylich noch am weiteſten, theils weil er ſelten handelt, theils weil er ſtets von Feinden umringt iſt, die ihn freundlich haſſen, und die er eben ſo freundlich wieder haßt; nichts aber ſchärft — (die Liebe ausgenommen) — den Beobachtungsgeiſt mehr als der

Haß, der ſtets mit Furcht verknüpft iſt; denn Haß ohne Furcht iſt eigentlich nur Neid. Dennoch wird der männliche Höfling nie ſo ſicher beobachten als der weibliche. Nur verliebte Frauen, ſelbſt die klügſten, nehme ich von dieſer Behauptung aus, liebende nicht. Einer verliebten Frau iſt freylich nicht mehr zu trauen, ſie ſieht nur was ſie zu ſehen wünſcht; die blos liebende hingegen bewahrt ſich Freyheit des Geiſtes genug, um allenfalls auch den Geliebten richtig zu würdigen.

Tritt ſie nun endlich in die Jahre, wo ſie der Liebe ſeufzend Abſchied giebt, oder geben muß, ſo trägt ſie ihre ganze, lange geübte Beobachtungskunſt auf andere Gegenſtände über; die Thörin auf Kleinigkeiten, die Kluge auf Begebenheiten, und wenn die letztere ihre Beobachtungen aufzeichnet, ſo zaubert ſie jeden Leſer, wenn er auch Jahrhunderte nach ihr gebohren wurde, in ihre Gegenwart, und macht ihn, nicht blos zum Augenzeugen, ſondern auch ſelbſt zum Beobachter, was er, im Ernſt gegenwärtig, ſchwerlich geweſen wäre. Freylich wird ſie, dem Anſchein nach, mehr Kleinigkeiten erzählen, als ein Mann an ihrer Stelle gethan haben würde, aber man prüfe nur dieſe Kleinigkeiten, und man wird finden, daß es lauter Tropfen aus der Quelle ſind, welche dem Geſchichtsforſcher — der die in einer Urkunde aufgeſtellten unmotivirten Reſultate anſtaunt, verborgen blieb. Immerhin halte ſich der Gelehrte, dem es blos um Thatſachen und Jahrzahlen zu thun iſt, an jene Urkunden, für ihn ſchrieb keine Frau. Wem es aber Vergnügen macht, durch den getheilten Nimbus des Hofes, die handelnden Perſonen in ihrer wahren, oft ſehr menſchlichen Geſtalt zu erblicken; wem es Vergnügen, oder auch Schauder erregt, zu ſehn, wie die wichtigſten Begebenheiten — nicht bisweilen, nicht oft, ſondern immer — aus ſolchen Fäden ſich hervor ſpinnen, die von kleinen Leidenſchaften der Großen erzeugt, von unbedeutendem Neben-Perſonen regiert werden; der leſe die Memoiren einer klugen Frau. Eine ſolche war Madame de Motteville.

Ich kenne in Deutſchland eine Dame, die durch Scharfſinn, Beobachtungsgeiſt, Wahrheitsliebe, und durch die Verbindungen, in welchen ſie von Jugend auf gelebt hat, fähig wäre vortreffliche Memoiren zu liefern, und wenn ſie es nicht thut, ſo begeht ſie einen Raub an der Nachwelt. — Bis alſo Frau v. S** ſich entſchließt, die Feder zu ergreifen, verweiſe ich auf die Memoiren der Madame de Motteville, als einen Beleg zu meinen obigen Behauptungen. Man muß ſich nicht daran kehren, daß etwas zu viel Frömmigkeit und etwas zu viel Reſpekt, ihre Urtheile bisweilen irre leiten, ihre Beobachtungen hingegen bleiben immer treflich; ſie war ein Günſtling der Königin Anna von Oeſtreich, durch die, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten, der Cardinal Mazarin Frankreich beherrſchte;

ſie war Augenzeuge, und ſehr oft Vertraute, von den wichtigſten Begebenheiten. Nach dem Tode ihrer Gebieterin ging ſie in ein Kloſter, und ſchrieb dort ihre Memoiren mit unverkennbarer Wahrheitsliebe. Sie ſind in fünf Bänden gedruckt, die, ganz zu überſetzen, vielleicht verdienſtlich wäre, doch ſchwerlich vom großen Publicum dafür erkannt werden würde. Ich begnüge mich daher, dann und wann pikante Fragmente daraus zu liefern. Zu dieſen zähle ich die Vermählungsgeſchichte Ludwig des Vierzehnten, die man nirgend ſo umſtändlich und lebhaft dargeſtellt findet, denn hier war das Frauenzimmer in ſeinem Elemente.

Der junge König flatterte von einem hübſchen Mädgen zum andern, oft war es auch nicht Schönheit, die ihn feſſelte. Während des Hofes Aufenthalt zu Fontainebleau im Jahr 1658 ſchien er ſich vorzüglich mit Mademoiſell Mancini, einer Nichte des Cardinal Mazarin, zu beſchäftigen, troß ihrer Häßlichkeit, die das mals auffallend war. Ein kühner, heftiger Geiſt beſeelte dieſes Mädgen; ſie liebte den König würklich, das milderte ein wenig ihre Heftigkeit, die, wenn ſie auch bisweilen ausbrach, nur für einen Beweiß ihrer Leidenſchaft galt und dem dankbaren Geliebten nicht unwillkommen war. Indeſſen blieb dieſe Leidenſchaft doch in gewiſſen Grenzen. Man behauptet wenigſtens, viel Sittſamkeit, oder vielmehr viel Ehrgeiz, hätten ihr Vertrauen zu ſich ſelbſt eingeflößt, und wenn ſie etwa an den tugendhaften Abſichten des Königs zweifelte, ſo hätten ſolche Zweifel doch keine Furcht bey ihr erregt. Sie ſah das Beyſpiel ihrer Schweſter, der Gräfinn von Soiſſons, die Ludwig auch geliebt hatte, und die, ſtatt ihren guten Ruf zu verlieren, die Hand eines angeſehenen Mannes dadurch erwarb. Daß ihr wenigſtens gleiches wiederfahren werde, durfte ſie hoffen. Geiſt und Liebe erſezten den Mangel der Schönheit. Es giebt keine ſtärkere Feſſeln für eine edle Seele, als das Bewußtſeyn geliebt zu werden. Dieſes Bewußtſeyn knüpfte der König ſo feſt an Mademoiſell Mancini, daß, ohne die Standhaftigkeit der Königin Mutter und die Mäßigung des Cardinals, die außerordentlichſten Folgen zu befürchten ſchienen.

Indeſſen war ganz Europa aufmerkſam, und alle Prinzeſſinnen erwarteten mit unruhiger Neugier, welcher unter ihnen das Glück beſchieden ſey, zu Ludwigs Gemahlin erkohren zu werden. Die Herzogin von Savoyen warb bey dem Cardinal für ihre Tochter Margarethe, die nicht ſchön war, und bereits die Kränkung erleben mußte, daß der Herzog von Bayern die jüngere, ſchönere Schweſter ihr vorzog. Ludwig hatte zwar oft erklärt, er begehre eine ſchöne Frau, allein es ſchien doch, er werde ſich mit der häßlichen Margarethe begnügen müſſen, denn der Miniſter, der ihn überhaupt nicht eher vermählen wollte, bis er dazu gezwungen würde, ertheilte im Nothfall dieſer Prinzeſſin den Vorzug, vielleicht weil er ſelbſt, durch ſeine

Nichte, die Gräfin von Soiſſons, mit ihr verwandt war. Er gab der Herzogin von Savoyen zwar keine entſcheidende Antwort, allein er verſprach ihr doch eine Zuſammenkunft mit dem jungen Könige. Deſſen Mutter hingegen, Anna von Oeſtreich, wünſchte ſehnlichſt den Frieden mit Spanien, den eine Vermählung mit der Infantin von Spanien für immer befeſtigen konnte. Die Art, mit der ſie davon ſprach, verrieth freylich, daß ſie wenig Hoffnung hatte, ihren Wunſch erfüllt zu ſehen. Auch ſchien bis jezt dieſes Ziel unerreichbar, ſo lange der König von Spanien keinen Sohn hatte, folglich die Infantin Erbin aller ſeiner Staaten war. Vor kurzem hatte die Geburt eines Prinzen dieſe Schwürigkeit gehoben; die Königin von Spanien erwartete abermals ihre Niederkunft; nur das unerſchütterliche Mißtrauen der Spanier ſtand noch im Wege.

Wenn die Infantin Ludwigs Gemahlin nicht werden konnte, ſo hätte ſeine Mutter am liebſten die Prinzeſſin von England, die Tochter des enthaupteten Carl I. dazu erkohren, denn dieß liebenswürdige Geſchöpf ſchien der Königin nicht weniger als ihrer eignen Mutter ergeben. Allein theils war Ludwig der einzige Mann in Frankreich, der keinen Geſchmack an ihr fand, theils hatte der Cardinal kein Intereſſe, auf dieſe Seite ſich zu neigen. Die Königin bedauerte oft, daß die Prinzeſſin nicht drey Jahre älter ſey, denn es gieng dem Könige wie allen Jünglingen, er liebte nur völlig erwachſene Mädchen; dieſe war ihm noch zu jung.

Der ſchlaue Miniſter, die Abſichten der Herzogin von Savoyen begünſtigend, veranſtaltete eine Reiſe des Hofes nach Lion, unter dem Vorwand, den König von Spanien zu einer Erklärung zu nöthigen, wenn er ſehen werde, daß man den jungen Monarchen von Frankreich mit Margarethen vermählen wolle; im Grunde hoffend, daß Ludwig, der vor Begierde brannte eine Frau zu haben, die erſte beſte von ſeiner Hand empfangen werde, zumal da Margarethe den Mangel der Schönheit durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens bedeckte. Genug, der Cardinal verlangte eine Königin, die ihm allein ihre Erhebung verdankte, deshalb nahm er auch keine Rückſicht auf die Wünſche des Publicums, die ſich ziemlich laut für Mademoiſelle, die Tochter des Herzogs von Orleans, erklärten, eine ſchöne Prinzeſſin, älter als Ludwig. Auch die Königin von Portugall hatte eine häßliche Tochter, von der ſie ein ſchönes Portrait nach Paris ſandte, und dem franzöſiſchen Geſandten, Cominges, große Schätze bot, wenn er dieſe Vermählung zu Stande bringe; allein vergebens. Als die Reiſe nach Lion ruchtbar wurde, konnte ſie ihre Kränkung nicht verbergen, ſondern ſagte dem Geſandten mit dürren Worten: ſie wundere ſich, daß ſein Herr eine ſo ſchlechte Wahl treffe. — Unter allen dieſen erlauchten Nebenbuhlerinnen ſtand zwar Mademoiselle Mancini im Hintergrunde, doch an Hoffnung war ſie nicht die ärmſte unter ihnen. Sie gieng dem Könige nicht von der Seite, der hinwiederum ſie ſo auffallend auszeichnete, daß ſeine Mutter damals Kummer und Mißfallen oft laut gegen ihre Vertrauten äuſerte. Zurückhaltender blieb ſie die Prinzeſſin Margarethe betreffend, von der ſie mit Achtung ſprach, erklärend, ihres Sohnes Glück werde auch das ihrige ſeyn.

Anfangs hatte ſie keine Luſt mit nach Lion zu reiſen, beſann ſich aber anders, in Hoffnung dort Gelegenheit zu finden, die Vermählung zu hintertreiben. Man wird in der Folge ſehen, daß dieſes Schwanken in ihrem Entſchluſſe eine Fügung des Schickſals war, denn, um ihr Reiſegeräth in Stand zu ſetzen, mußte die Abreiſe von Paris vierzehn Tage verſchoben werden, und dieſer Aufſchub bewürkte große Veränderungen. Madame de Motteville bedauerte ſie eines Tages, daß ſie, in der rauhen Jahreszeit, eine ſo weite Reiſe wagen wolle. „Sehen Sie denn nicht," erwiederte Anna, ihr den Arm drückend, „daß ich reiſen muß!" — und als die Gräfin Fler, die zurückblieb, ſie bat, wenn des Königs Vermählung entſchieden ſey ihr ſogleich Nachricht davon zu geben, erwiederte ſie kopfſchüttelnd: „Seyn Sie ganz ruhig, ich hoffe keine Nachrichten für Sie zu haben.“ — Oeffentlich hingegen ſchien ſie gar keinen Theil an der Sache zu nehmen.

Am 25. Oktober reiſte der Hof endlich ab. Die Herzogin von Savoyen war zwar auch nicht frey von Unruhe, doch ſie vertraute auf den Vortheil des Miniſters, die geringe Wahrſcheinlichkeit einer Verbindung mit Spanien und die Verdienſte ihrer Tochter. Alle, die die Prinzeſſin geſehen hatten, ſprachen vortheilhaft von ihr, erhoben ihre Tugend, ihren Verſtand, und beſchrieben ſie zwar nicht ſchön, aber ſehr liebenswürdig. Die Herzogin ſchmeichelte ſich, da der ganze franzöſiſche Hof, durch die angetretene Reiſe, ihr einen ſolchen Schritt entgegen that, man werde nun nicht mehr zurücktreten können. Die beſcheidene Prinzeſſin dachte anders, wie man nachher erfahren. Sie fürchtete die Kränkung, verſchmäht zu werden; ſie ſuchte ſich von der Reiſe los zu machen, ſtellte ſich ſogar krank, doch alles vergebens. Indeſſen erwarb ſie ſich durch ihr Betragen allgemeine Hochachtung und Jedermann erklärte, wenn ſie nicht Königin werde, ſo ſey ſie wenigſtens würdig es zu ſeyn.

Der franzöſiſche Hof kam am 23. November nach Lion, der ſavoyiſche am 25. Sobald man die Annäherung des letztern erfuhr, eilte der Cardinal Mazarin ihm drey Meilen weit entgegen; Monsieur, des Königs Bruder, empfieng die Gäſte eine Meile von der Stadt, der König ſelbſt nebſt ſeiner Mutter, fuhren eine halbe Meile. Dann ſetzte ſich der König zu Pferde, und ritt bis auf zehn Schritt dem ankommenden Wagen entgegen. Die Herzogin mit ihren Töchtern ſtieg aus. Der König bewillkommte ſie mit hochklopfendem Herzen, und ſtarren Blicken auf die ihm beſtimmte Braut, ſprengte dann zurück an den Wagen ſeiner Mutter, und rief mit großer Fröhlichkeit: „Sie iſt ſehr angenehm, ſie gleicht ihrem Portrait vollkommen. Ein wenig braun iſt ſie freylich, aber ſehr ſchön gebaut.“

Jetzt ſtieg auch die Königin aus, die Herzogin küßte ihr, das Knie ein wenig beugend, ehrfurchtsvoll die Hand, die Prinzeſſinnen begrüßten ſie knieend; Alle wurden von der Königin dem Anſchein nach zärtlich umarmt. Sämmtliche hohe Perſonen ſtiegen jetzt in Einen großen Wagen. Ludwig ſaß neben Margarethen, unterhielt ſie ſehr lebhaft und ſprach, wider ſeine Gewohnheit, viel; auch ſie blieb ihm keine Antwort ſchuldig. Anna vertraute nachher der Frau von Motteville, ſie habe das junge Paar ängſtlich beobachtet, und ſich der Unruhe, über dieſe ſchnelle Vertraulichkeit, nicht erwehren können, zumal da ſie, gleich den übrigen Augenzeugen, bekennen mußte, Margarethe ſey ſchön gewachſen, reizend gebaut, habe ſchöne Augen und fein gezeichnete Augenbraunen. Hängende Wangen hatte ſie von ihrer Mutter geerbt, ihr Mund war ein wenig groß, ihre Naſe nicht ſchön, ihre Farbe braun, doch nicht häßlich bey Licht. Ihr Anſtand war edel, faſt ſtolz; ſie ſchien nicht verlegen, Aller Augen auf ſich geheftet zu ſehn.

Mit groſſem Pomp hielt die glänzende Geſellſchaft ihren Einzug in die Stadt, und ſtieg bey der Königin Mutter ab. Hier dankte die Herzogin öffentlich dem Könige und dem Cardinal für die Zurückgabe der Citadelle von Turin, und erhob dieſe Gefälligkeit mit einem ſolchen Schwall von Schmeichelworten, daß es der Königin mißfiel. Uebrigens ſchien an dieſem erſten Abend ſich Alles zum Vortheil der Prinzeſſinn zu neigen.

Allein das Schickſal hatte es anders beſtimmt. Die Infantin von Spanien ſelbſt erzählte in der Folge der Frau von Mötteville, daß, als ihr Vater von der Reiſe nach Lion gehört, er ausgerufen habe: „das kann nicht ſeyn, und wird nicht ſeyn.“ — Sie ſelbſt geſtand, ſie habe dieſe Begebenheit ſehr ungern, ihres Vaters Worte hingegen ſehr gern vernommen, und zu ihrem Troſte ſie oft leiſe wiederhohlt. Schnell wurde Dom Antonio Pimentel nach Frankreich abgefertigt, um Frieden und die Hand der Infantin dem Miniſter anzutragen. Er eilte, ohne Päſſe, auf die Gefahr gefangen zu werden, nach Lion, und an demſelben Tage, in derſelben Stunde, wo die Herzogin von Savoyen durch das eine Thor dieſer Stadt fuhr, kam er verkleidet durch das entgegengeſetzte. Doch ſah er den Cardinal an dieſem Abend vermuthlich noch nicht, aber er vertraute ſich Colbert, der ihn am andern Morgen bey dem Miniſter einführte. Seine Sendung hatte den erwünſchten Erfolg. Die Vortheile, die er bot, waren zu überwiegend; der Cardinal gab den Gedanken an die ſavoyiſche Prinzeſſin augenblicklich auf.

Noch wußte die Königin Mutter nichts; ihr Herz wurde von Kummer zernagt, denn als ſie, am Abend zuvor, den jungen, feurigen Ludwig von Margarethen abwendig zu machen

Univ. Bibl. München

verſuchte, erklärte ſich dieſer ſehr beſtimmt, und ließ ſich ſogar die Worte entſchlüpfen: er ſey nun endlich Herr. Seine Mutter, die ſelten weinte, vergoß häufige Thränen, und ließ in allen Klöſtern von Lion um Erfüllung ihrer Wünſche beten. Beringhen, der erſte Kammerdiener, gegen den ſie ihren Schmerz laut äuſſerte, gieng noch ſpät zum Cardinal, um ihn wo möglich umzuſtimmen. Allein Mazarin erwiederte trocken; „meine Schuld iſt es nicht, wenn der König ſich verliebt hat, und die ganze Sache geht mich nichts an.“ — Das war gewöhnlich ſeine Antwort, wenn er etwas abſchlagen wollte, er, ohne deſſen Zuſtimmung ſonſt nichts geſchehen durfte.

Man denke ſich nun das frohe Erſtaunen der Königin, als der Cardinal am andern Morgen zu ihr ins Zimmer trat, wo ſie eben kummervoll, in tiefen Gedanken, den Kopf auf den Arm geſtützt ſaß, und ihr lächelnd zurief: „eine gute Neuigkeit, Madam! ich bringe Ihnen den Frieden ſammt der Infantin.“ — Wie durch einen Zauberſchlag verſchwand der düſtre Wolkenvorhang, der die ſchöne, heitere Zukunft ihr verhüllt hatte.

Der junge König erfuhr an dieſem Tage noch nichts, obgleich ſein Betragen gegen die Prinzeſſin, aus ganz andern Urſachen, bereits verwandelt erſchien. Mademoiselle Mancini nemlich — die jezt etwas weniger mager und häßlich war, auch durch die aus ihren Augen ſtrahlende Liebe verſchönert wurde — nahm ſich die Freyheit eyferſüchtig auf Margarethen zu werden, machte dem Geliebten bittere Vorwürfe über den Geſchmack, den er an der ſavoyiſchen Fürſtentochter zu finden ſchien, und brachte es würklich ſo weit, daß der ganze Hof ſeine Kälte gegen die Prinzeſſinn bemerkte. Nun glänzte Zufriedenheit in den Augen der unwürdigen, aber ſiegenden Nebenbuhlerin, und ſie folgte dem Könige überall, wie ſein Schatten. Dieſe Kränkung diente doch nur, um Margarethen Aller Hochachtung, ſelbſt die der Königin Mutter zu erwerben; denn — Ludwig mochte ſie bemerken oder nicht — die Enkelin Heinrichs des Vierten blieb ſich immer gleich, freundlich, höflich gegen Jedermann, ohne die mindeſte Spur von Gefallſucht. Da der Cardinal der Herzogin, ihrer Mutter, würklich ſchon zu viel verſprochen, auch die Reiſe nach Lion ſelbſt eine Art von Verbindlichkeit war, die er gleichſam im Angeſicht von ganz Europa übernommen, und die Herzogin ſehr dringend ihn daran erinnerte; ſo gab es Tage, wo Margarethens baldige Vermählung außer Zweifel ſchien, und wiederum andere, wo der Einfluß des ſpaniſchen Unterhändlers, von den Wünſchen der Königin Mutter lebhaft unterſtützt, das angeknüpfte Band zu zerreißen drohte; aber es mochte nun jenes oder dieſes geſchehe, auf Margarethens Geſicht war nichts davon zu leſen, und ihr edler Stolz verließ ſie keinen Augenblick. Der Cardinal eröffnete endlich der Herzogin, daß man hoffe, ſie werde es nicht übel deuten, wenn, um

Frieden für Frankreich zu erlangen, die Infantin ihrer Tochter vorgezogen werde; er ſagte ihr aber nicht, wie weit dieſe Unterhandlung ſchon gediehen ſey, ließ ſie vielmehr hoffen, ſie habe wenig davon zu befürchten, und ertheilte ihr die beſtimmte Verſicherung, daß, im Fall jene Ausſicht verſchwinde, keine andere als Margarethe den Thron von Frankreich beſteigen ſolle. Daſſelbe wiederhohlte ihr die Königin und damit war die leichtgläubige Fürſtin zufrieden. Der Herzog von Savoyen, ihr Sohn, kam jetzt auch nach Lion, und erwarb ſich auf einem glänzenden Balle den Beyfall der Königin Mutter in einem hohen Grade, durch eine Galanterie im Geſchmack der alten Ritterzeiten, die der Eitelkeit der alten Dame ſehr behagte. Sie hatte nemlich noch ſehr ſchöne Hände und zeigte ſie gern. Als ſie nun, da der Herzog grade neben ihr ſtand, den Handſchuh auszog, warf ſich dieſer mit einem Ausruf der Bewunderung auf die Knie, ergriff die ſchöne Hand, und drückte ſie mit verliebter Ehrfurcht an die Lippen. Er ſtand im Rufe eines Wollüſtlings, allein die fromme Königin war ſo weit entfernt, ſich über ſeine Verwegenheit zu ärgern, daß ſie vielmehr der Frau von Motteville vertraute, ſie habe in ihrem Leben keinen liebenswürdigern Mann geſehn. Auch Margarethe bewieß auf dieſem Balle, daß ſie nicht blos liebenswürdig, ſondern bisweilen ſogar ſchön ſeyn könne. Die vielen Lichter waren ihrer bräunlichen Geſichtsfarbe günſtig, ſie hatte ſich ſehr geſchmackvoll gekleidet, und tanzte zum Entzücken.

Nach vielen gewechſelten Höflichkeiten und glänzenden Luſtbarkeiten trennten ſich endlich beyde Höfe. Die Herzogin von Savoyen nahm ein ſchriftliches, vom Könige ſelbſt unterzeichnetes Verſprechen mit, Margarethen ſeine Hand zu reichen, im Fall der Friede mit Spanien und die Hand der Infantin nicht zu erlangen wären. Die Königin, von ihrer Reiſe ſehr zufrieden, äußerte gegen ihre Vertraute, daß, ohne ihre Zwiſchenkunft, Ludwig höchſt wahrſcheinlich mit Margarethen ſich raſch verbunden haben würde. Der König ſelbſt ſchien erfreut, durch keinen übereilten Schritt ſich gefeſſelt zu haben; der Cardinal arbeitete mit laulichem Eyfer an der Ausſöhnung mit Spanien, die er noch entfernt genug glaubte; und Alle waren zufrieden.

Nur Ludwigs fortwährende Anhänglichkeit für Mademoiselle Mancini machte der klugen Mutter noch manche Sorge. Sie haßte dieſes Mädchen von ganzem Herzen, weil es ſogar ihre Gegenwart nicht ſcheute, den König keinen Augenblick verließ, und die Kühnheit ſo weit trieb, ihm, vor der Mutter Augen, mit Vernachläſſigung der geziemenden Ehrfurcht, in die Ohren zu ziſcheln. Vergebens ermahnte die Königin ihren Sohn ernſtlich, er hörte dieſe Ermahnungen nicht mit der gewohnten kindlichen Gelehrigkeit; er ſchmollte ſogar darüber. Der Wolluſt-Funke hatte in der jungen Bruſt gezündet, und es war bereits vorauszuſehn, daß er kein Cato werden würde.

Eine Unterredung mit dem Cardinal verwandelte den mütterlichen Haß gegen die ſchlaue Verführerin bald in Abſcheu. Mademoiselle Mancini nemlich, trunken von ihrer täglich wachſenden Gewalt über den gekrönten Geliebten, entdeckte ihrem Oheim, daß ſie Königin zu werden hoffe, wenn er durch ſeine Macht ſie unterſtützen wolle. Der ehrſüchtige Mazarin konnte dieſer glänzenden Lockung nicht widerſtehen, er ſprach davon mit der Königin Mutter, freylich nur ſo, als ob er über die Träume ſeiner Nichte lächle, doch war leicht zu merken, daß er die Geſinnungen der Mutter ſchlau ergründen wollte. „Ich glaube nicht, Herr Cardinal,“ ſprach die ſtolze Anna von Oeſtreich, „daß mein Sohn einer ſolchen Niederträchtigkeit fähig iſt; doch wäre es, ſo würde ſicher ganz Frankreich ſich empören, und ich ſelbſt, ſammt des Königs Bruder, mich an die Spitze der Empörten ſtellen.“ — Dieſe Unterredung hatte bittere Folgen für die Königin, denn der Miniſter konnte jene Worte ihr nie verzeihen. Zwar verbarg er ſeinen Groll, allein er hegte ihn bis an ſeinen Tod, und die Würkungen deſſelben, deren Urſach Niemand kannte, waren oft ſehr fühlbar.

Pimentel kam jetzt incognito nach Paris, auch die Königin ſprach ihn insgeheim. Die Monarchin von Spanien gebahr einen zweyten Sohn, und dadurch wuchs die Hoffnung, die Infantin bald auf Frankreichs Throne zu erblicken, indeſſen der Cardinal noch immer der Herzogin von Savoyen mit Hoffnungen ſchmeichelte, die ſein eigenes Intereſſe erzeugte. Er verheelte ſeinen Freunden nicht, daß er befürchtete, die Infantin — die ihre Erhebung nicht geradezu ihm zu verdanken haben werde — möchte wohl, nach dem Beyſpiel ihrer Tante, die den Cardinal Richelieu gehaßt, Intriguen gegen ihn anſpinnen. Darum betrieb er die Sache ſo laulich; darum war es ihm ſehr zuwider, als der ſpaniſche Feldherr, Dom Juan von Oeſtreich, incognito durch Paris reiſte, und die Königin darauf beſtand, ihn zu ſprechen. Es geſchah in einem Kloſter, in Gegenwart ſehr weniger Zeugen, unter welchen ſich auch Frau von Motteville befand, die den berühmten Helden ſehr genau beſchreibt: klein von Geſtalt, aber wohl gewachſen, ſchwarzes Haar, blaue Augen voll Feuer, ſchöne Hände, eine geiſtreiche Phyſiognomie. Er trug ein graues Kleid und eine Weſte von ſchwarzem Sammt mit ſilbernen Knöpfen nach franzöſiſcher Mode. Ob er gleich nur ein Baſtard war, ſo befanden ſich doch in ſeinem Gefolge die vornehmſten ſpaniſchen Edelleute. Die Königin ſchien hoch erfreut, einen Sprößling ihres erlauchten Stammes zu ſehn, ſie trat mit ihm in einen Winkel des Zimmers, wo beyde ſtehend wohl eine Stunde mit einander ſprachen. Dann gieng er zum Cardinal, wo er prächtig bewirthet wurde. Jedermann lief hin ihn zu ſehen, auch die Damen ſahen ihn ſpeiſen, und, da er keine derſelben kannte, ſo ließ er ſein Auge frey auf ihnen herum ſchweifen, ohne ſie anzureden, oder ihnen Stühle anzubieten; doch wenn Eine mit ihm ſprach, antwortete er ſehr verbindlich. Die Königin ließ ihn noch Einmal durch eine Hinterpforte nach dem Louvre kommen, und führte ihn in ihr ſchönes Badezimmer, wo er auch den König einen Augenblick ſah, und, den Soldaten vergeſſend, den Höfling ſpielte, indem er ausrief: Ludwig verdiene ein erwählter König zu ſeyn, wenn er nicht ſchon ein gebohrner wäre. Dom Juan reiſte nach zwey Tagen wieder ab; die Königin war entzückt von ihm, und hatte nichts weiter an ihm auszuſetzen, als daß er, ſammt ſeinem ganzen Gefolge, beſtändig Fleiſch aß, ohne ſich an die Faſtenwoche zu kehren.

Es wurde nun ein Waffenſtillſtand mit Spanien geſchloſſen. Der Cardinal und der ſpaniſche Miniſter Ludwig de Haro kamen auf der Grenze zuſammen, um an dem erwünſchten Frieden zu arbeiten. Doch kurz vor der Abreiſe des Cardinals hatte die Königin noch eine ſehr ernſtliche Unterredung mit ihm, wegen ſeiner Nichte. Sie ſtellte ihm vor, daß es ſich nicht gezieme, um die Hand der Infantin zu werben, während Ludwig daheim in unwürdigen Feſſeln ſchmachte, und ſie beſtimmte ihn endlich zu einer Handlung, die ihm große Ehre brachte. Er entfernte Mademoiselle Mancini vom Hofe, mit dem ſtrengen Verbot, an keinem Orte zu erſcheinen, wo der König ſich befinden werde. Der verliebte junge Monarch wurde durch dieſe heftige Maaßregel ſo erſchüttert, daß er, im Ausbruch der Leidenſchaft, dem Cardinal vorſchlug, deſſen Nichte zu heyrathen. Welche Verſuchung für den ehrſüchtigen Mazarin! aber auch welche Bedenklichkeiten! der entſchiedene Widerwille der Königin Mutter; das Murren des Volks; die weit vorgerückten Unterhandlungen mit Spanien; alles das beſtimmte ſeinen Entſchluß. „Ihr Vater,“ ſprach er, „und Ihre Mutter haben mich zu Ihrem Rathgeber beſtimmt. Lange habe ich Ihnen treu gedient, ſollte ich jetzt Ihre Schwachheit mißbrauchen? Lieber wollte ich meiner Nichte einen Dolch in die Bruſt ſtoßen, als zum Verräther werden.“

Weinend und ſchluchzend willigte der König endlich in die Abreiſe der Geliebten. Bey der Trennung ſoll ſie ihm geſagt haben: Sie weinen? und ſind doch hier der Herr? — Allein ihr Oheim zeigte, daß er der Herr ſey, und ſchickte ſie nach Brouage, dem Orte ihrer Verbannung. Ludwig zeigte ſich edel, indem er — wohl wiſſend, wie viel ſeine Mutter zu dieſer Verbannung beygetragen — doch nicht über ſie, ſondern nur mit ihr klagte. Den Abend vor der Trennung kam er zu der Königin, äußerſt niedergeſchlagen. Sie nahm ſelbſt ein Licht vom Tiſche und zog ihn in ihr Badekabinet, wo ſie ſehr lange mit ihm ſprach. Beyde hatten nach dieſer Unterredung verweinte Augen. „Ich bedaure den König,“ ſagte Anna von Oeſtreich zu der Frau von Motteville, „er iſt leidenſchaftlich und vernünftig zu gleicher Zeit. Ich hoffe, es ſey mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß er mir einſt, für das Uebel, welches ich ihm jetzt zufüge, danken wird.“ — Am andern Morgen begleitete Ludwig unter Thränenſtrömen, Mademoiselle Mancini bis zu ihrem Wagen, und ſcheute ſich nicht ſeinen heftigen Schmerz allen Umſtehenden zu zeigen. Dann nahm er haſtig Abſchied von der Königin und eilte nach Chantilly, um ſich zu zerſtreuen.

Einige Tage nach der Abreiſe des Cardinals empfieng die Königin einen Brief von ihrem Sohne, bey deſſen Leſung ſie Thränen vergoß. „Der König iſt gut,“ ſagte ſie zu ihrer Vertrauten, „ich verſichere Sie, der König iſt gut.“ Sie theilte darauf den Inhalt des Briefes mit. Ludwig bezeugte hohe Achtung für den Muth, mit dem ſie ſeine Leidenſchaft bekämpft; er brannte vor Verlangen, ſie wieder zu ſehen; er meldete, daß der Cardinal in einem langen Schreiben ihn ermahnt habe, mit ſeinen königlichen Pflichten ſich vertraut zu machen, und daß er entſchloſſen ſey, dieſe Ermahnungen zu befolgen. Rechter Ernſt war es ihm noch nicht damit, denn er unterhielt noch immer, durch einen gewiſſen Grafen, einen geheimen Briefwechſel mit Mademoiselle Mancini. Die Königin erfuhr es von der Schwiegermutter des Vertrauten, und theilte dieſe beunruhigende Nachricht ſogleich dem Cardinal mit, der einen ſehr ſtarken Brief an den König ſchrieb, ſeine Nichte für eine Närrinn erklärte, und den Unterhändler vom Hofe verbannte.

In Fontainebleau kamen Mutter und Sohn wieder zuſammen, und ſchieden zufrieden von einander. Ludwig zwar noch trauernd über ſeinen Verluſt, doch ſchon in mancherley Zerſtreuungen Troſt ſuchend. Eine derſelben, in der er nicht wenig Beſchäftigung fand, waren die neuen Livreen, die er zu ſeiner Vermählung machen ließ.

Einige Zeit nachher trat der Hof die Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze an, um das große angefangene Friedenswerk zu vollenden. Auf dem Wege nach Bourdeaux — in der Nähe von Brouage, wo Mademoiselle Mancini in Verbannung ſchmachtete — konnte Ludwig dem Verlangen, ſie wieder zu ſehen, nicht widerſtehen, und die Königin wagte es, ſeinem heftigen Wunſche nachzugeben. Die Zuſammenkunft geſchah zu Cognac und war ſehr rührend, hatte aber weiter keine Folgen. Der König ſetzte ſeinen Weg fort, Mademoiselle Mancini kehrte in ihre Einſamkeit zurück, und der Roman hatte ſeine Endſchaft erreicht.

Der Marſchall von Grammont war ſchon vorläufig als außerordentlicher Geſandter nach Spanien abgereiſt, um förmlich um die Hand der Infantin zu werben. In ſeinem glänzenden Gefolge befand ſich auch der Bruder der Frau von Motteville, der ſeiner Schweſter ſehr umſtändliche Nachrichten von der Aufnahme des Geſandten mittheilte. In Burgos war ihm zu Ehren ein Stiergefecht. In Alcobendas, drey kleine Meilen von Madrid, ſchickte der König ihm einen Gardeofficier entgegen mit einem Geſchenk von allerley Seltenheiten. Eine halbe Meile von der Reſidenz erwartete ihn der Poſtmeiſter mit acht ſchön gekleideten Poſtillons und einer Menge königlicher Rittpferde, deren Sättel und Zäume mit ſilbernen Spitzen beſetzt waren. Das ganze Gefolge im größten Pomp, mit Stickereyen, Bändern und hohen Federbüſchen herrlich geſchmückt. So hielt der Geſandte ſeinen Einzug und ritt im kleinen Gallop durch die mit Menſchen und Kutſchen angefüllten Straßen; die zahlreichen Balcons waren voller Damen. Die Luft ertönte von des Volkes Freudengeſchrey. Der Zug gelangte auf den Schloßplatz, den eine zahlloſe Menge prächtiger Wagen rings umgab, und alle Fenſter des Pallaſtes wimmelten von Herrn und Damen. Der Geſandte ſtieg ab, der Admiral von Caſtilien empfieng ihn. Man zog durch einen mit Menſchen voll geſtopften Vorhof, wo die Zuſchauer an den Federbüſchen und Bändern der Fran zoſen ſo großes Behagen fanden, daß ſogar die Damen ſich nicht ſcheuten, ſie ihnen abzureißen. Nachdem ſie viele, mit Gemählden und Statüen verzierte Säle durchwandelt hatten (die größtentheils ſehr dunkel waren, weil, wegen Seltenheit des Glaſes, manche nur ſehr kleine, und manche gar keine Fenſter hatten), traten ſie endlich in einen großen Saal, wo der König, umgeben von den Großen ſeines Reiches, ſich befand. Er war ſehr einfach gekleidet, und ſtand unter einem mit Gold und Silber geſtickten Thronhimmel. Beym Eintritt des Geſandten faßte er an den Hut, als aber der Marſchall ſich näherte, blieb der König unbeweglich, ſelbſt dann, wenn Jener, bey Ueberreichung ſeines Creditivs, den Hut von Zeit zu Zeit abnahm. Nur als der Geſandte ſich wieder entfernte, berührte der König ſeinen Hut noch einmal.

Zur Linken des Saales hinter einer Glasthür, befand ſich die Königin mit den beyden Infantinnen. Nach der Audienz bey dem

Könige verfügte der Marſchall ſich zu ihnen. Sie hatten ſich gleichfalls unter einen Thronhimmel begeben. Die Königin zählte damals 24 Jahr, die Infantin etwa 20. Beyde hatten ſo entſezlich große Reifröcke an — (die man drollig genug Infantinnen-Wächter (Guard Infante) nannte) — daß ſie, neben einander ſtehend die ganze Breite des um einige Stufen erhabenen Platzes einnahmen, und die jüngere kleine Infantin kaum noch ein Plätzchen auf dem Rande fand. Den Franzoſen ſchien ihres Königs Braut weit ſchöner als alle ihre Portraits. Sie hatte blaue, nicht große aber feurige Augen, aus welchen die Freude ſtrahlte. Ihre breite Stirn war, durch die Art ihr Haar zu tragen, ein wenig zu ſehr entblößt. Eine ſchöne Naſe, roſenrothe Lippen, eine blendend weiße Farbe, zierten ihr Geſicht. Sie hatte ſich geſchminkt, doch weniger als die übrigen Damen. Ihr ſchönes blondes Haar hatte ſie an dieſem Tage unter falſchen Haaren verborgen, die mit vielen Bändern aufgeflochten waren. Sie ſchien nicht groß, aber von üppigem Wuchſe.

Der Geſandte ſprach einige Zeit zu der Königin mit bedecktem Haupte, doch nachdem er auf dieſe Weiſe die Würde ſeines Herrn behauptet, nahm er den Hut ab, und, während er die Infantin begrüßte, blieb er ſtets unbedeckt. Er ſagte ihr, daß der Brief der Königin von Frankreich, ſein Schweigen und ſeine Ehrfurcht, ihr den Zweck ſeiner Reiſe deutlicher als ſeine Worte ankündigen würden.

Sehr auffallend war den Franzoſen, daß hinter den zahlreichen Hofdamen eine Menge von Herren mit bedeckten Häuptern ſtanden, die auch nicht einmal beym Eintritt des Geſandten ihre Hüte abnahmen. Man glaubte anfangs, es wären lauter Grands von Spanien; allein man erfuhr bald, daß bey ſolchen feyerlichen Gelegenheiten jede Dame das Recht habe, zwey ihrer Verehrer mitzunehmen, die nicht einmal vor der Königin den Hut abziehen dürften; und der Grund dieſer ſeltſamen Gewohnheit — weil man vorausſetzt, daß ſie ganz verlohren in dem Anſchauen ihrer Damen ſind; und nichts von alle dem gewahr werden, was um ſie herum vorgeht.

Einige vom franzöſiſchen Gefolge giengen nachher, um die Königin ſpeiſen zu ſehn; eine ſchwer zu erlangende Vergünſtigung, auch durften ſie nur von ferne an der Thür ſtehn. Die Königin ſaß ganz allein an der Tafel. Wenn ſie trinken wollte, ſo brachte ein Page das Glas einer von ihren Damen, die es knieend überreichte. Auch der Page mußte hin knieen, und auf der andern Seite des Seſſels knieete noch einer, die Serviette haltend. — Als der König in die Meſſe gieng, herrſchte nicht weniger Steifheit. Drey Frauenzimmer mit Bittſchriften vertraten ihm den Weg; er nahm ihre Papiere, hörte auf ihre Klagen, blieb aber ſo unbeweglich als eine Statüe. Mit dem Geſandten, der ihn begleitete, ſprach er kein Wort. Nach der Meſſe wurden die Franzoſen bey dem Admiral bewirthet. Man zählte 86 Perſonen; die Spanier ſaßen Alle an einer Seite der Tafel, die Gäſte an der andern. Es wurden ſieben bis achthundert Schüſſeln aufgetragen. Nach dem Eſſen hörte man Geſang von der Harfe und Guitarre begleitet. Dann war Schauſpiel, mit poſſenhaften Zwiſchenſpielen, auch Balletten, in welchen die Weiber mit Caſtagnetten tanzten.

Einige Tage darauf überbrachte man dem Marſchall Grammont Antwortsſchreiben vom Könige, der Königin und der Infantin. Ein im Geruch der Heiligkeit ſtehender Mönch, welcher Zutritt im Pallaſt hatte, erzählte dabey, er habe die Prinzeſſin mit „Ihro Majeſtät“ angeredet, und ſie habe gelacht. Die Franzoſen ſchmeichelten ſich daher nun ſchon eine Königin zu beſitzen. Bey der Abſchieds-Audienz that der König endlich auch einmal den Mund auf, und ſagte dem Geſandten: er habe ſich gefreut ihn kennen zu lernen. Als die Söhne des Marſchalls ihn begrüßten, ſagte er: „ſchöne Knaben“ und das war Alles.

Bey der Königin gab der Marſchall ſich alle Mühe, um die Infantin zum Reden zu bewegen, konnte jedoch nichts weiter aus ihr bringen, als: „Sagen Sie der Königin, meiner Gebieterin und Tante (mi Sennora y mi Tia) daß ich ſtets ihren Füßen unterworfen ſeyn werde.“ — Zum Beſchluß wurde noch ein Schauſpiel im Pallaſt aufgeführt, wobey nicht mehr als ſechs große Wachslichter auf ungeheuren ſilbernen Leuchtern brannten. Zu beyden Seiten des Saales befanden ſich zwey vergitterte Logen, Eine derſelben für die kleinen Prinzen, die andere für den Geſandten. Längs dieſer Logen ſtanden blos zwey lange Bänke mit perſiſchen Teppichen bedeckt. Zehn oder zwölf Damen ſezten ſich auf die Teppiche, den Rücken an die Bänke lehnend. Einige Herren ſtanden. Als der König, die Königin und die Infantin eintraten, leuchtete ihnen eine Dame mit einer Wachskerze. Der König zog den Hut vor den Damen ab, und ſetzte ſich dann neben einen Schirm. Während des ganzen Schauſpiels rührte er weder Kopf noch Hand noch Fuß; nur die Augen verdrehte er bisweilen nach beyden Seiten. Außer einem Zwerg war Niemand bey ihm. Als das Schauſpiel geendigt war, ſtanden die Damen auf, giengen gravitätiſch eine nach der andern bey dem Könige vorbey und machten tiefe Verbeugungen, welches eine halbe Viertelſtunde währte. Dann faßten ſie ſich paarweis bey der Hand und verließen den Saal. Der König blieb während dieſer Ceremonie unbedeckt. Endlich ſtand auch Er auf und machte der Königin eine Reverenz, die Königin machte der Infantin eine Reverenz, dann faßten ſich alle drey bey den Händen und giengen.

Der franzöſiſche Hof hatte zu Bayonne verweilt und erhub ſich nun nach St. Jean de Luz an die ſpaniſche Grenze. Auf einer kleinen Inſel war ein ſehr ſchönes Gebäude errichtet, ein Saal, dem zwey Gallerien zu Ausgängen dienten, die Eine derſelben führte nach Frankreich, die Andre nach Spanien. Im verfloſſenen Jahre hatte der Cardinal und Dom Ludwig de

Haro in dieſem Saal den Frieden unterhandelt, jezt ſollte er, noch köſtlicher geſchmückt, die beyden verſöhnten Monarchen aufnehmen. Der ſpaniſche Hof war zu St. Sebaſtian angekommen. Viele Franzoſen giengen dahin, um den König ſpeiſen zu ſehn, und drängten ſich bisweilen ſo um ihn her, daß ſeine Tafel in Gefahr gerieth umgeſtoßen zu werden. Ludwig ließ ſich oft nach dem Befinden der Infantin erkundigen, erhielt aber ſtets nur ſehr kurze Antworten, ſeiner Mutter hingegen ließ ſie die zärtlichſten Dinge ſagen. Der Biſchof von Frejus wurde hinüber geſandt, um im Nahmen des Königs Zeuge der Vermählungs-Ceremonien zu ſeyn. Ludwig gab ihm auch einen Brief an die Infantin, als an ſeine verſprochene Braut, mit. Weil aber noch einige Grenzſtreitigkeiten zu berichtigen waren, ſagte ihm der König von Spanien, er mögte den Brief nur noch behalten, es ſey noch nicht Zeit. Der ſchlaue Biſchof wollte wenigſtens der Infantin ſeines Herrn Ungeduld zu erkennen geben, trug deswegen, bey einer

Audienz, die ſie ihm ertheilte, den Brief verſiegelt in der Hand, und nach einigen lauten Komplimenten fügte er leiſe hinzu: „Aber, Madame, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen.“ — Bey dem Worte Geheimniß blickte ſie um ſich, um zu ſehn ob ihr Damen fern genug wären. Der Biſchoff fuhr fort, indem er ihr verſtohlen den Brief zeigte: „da der König, mein Herr, bereits glücklicher zu ſeyn glaubte, als er würklich iſt, ſo hat er mir dieſen Brief anvertraut, den Ihr Vater zu überreichen mir verboten.“ — Sie erwiederte leiſe: „Ohne meines Vaters Erlaubniß darf ich ihn nicht annehmen, allein er hat mir geſagt, daß Alles bald berichtigt ſeyn werde.“

Als hierauf der Biſchoff in ſie drang, ihm doch ein Wörtchen für den König aufzutragen, ſagte ſie: „Alles was ich der Königin, meiner Tante, verſichere, gilt auch für ihn.“

Indeſſen wurden ſpaniſcher Seits noch allerley Schikanen wegen einiger Dörfer gemacht. An beyden Höfen war man ſehr verdrießlich darüber und ziſchelte ſich bereits in die Ohren, es könne wohl noch Alles wieder abgebrochen werden. Endlich, nach vielen Botſchaften hin und her, kam die frohe Nachricht, daß Alles beygelegt ſey, und der ſpaniſche Monarch am 25. Juny (1660) in Fontarabien eintreffen werde, um am 3. die Vermählung ſeiner Tochter zu feyern. Sie ſollte dem ſpaniſchen Miniſter, Dom Ludwig de Haro, in Ludwigs Nahmen angetraut werden. Am beſtimmten Tage fuhren eine Menge neugierige franzöſiſche Damen, (unter ihnen auch Frau von Motteville) nach Fontarabien, um der Ceremonie beyzuwohnen. Sie fanden die Garden bereits in der Kirche aufgeſtellt, die müſſig ſtanden, weil kein Gedränge war, und die fremden Damen erſtaunten nicht wenig, an einem ſolchen Tage die Kirche ſo leer zu finden. Der Platz des Königs, um die Meſſe zu hören, glich einem Bett mit Vorhängen, die nur vorne gegen den Altar zu aufgezogen waren, ſo daß man gewöhnlich ihn gar nicht ſah. Ehe die Meſſe ihren Anfang nahm, unterhielten die ſpaniſchen

Prieſter die franzöſiſchen Damen ſo galant, daß die fromme Frau von Motteville ſich faſt darüber ärgerte, und es nur durch das heiße Clima zu entſchuldigen wußte. Nach dreyviertel Stunden ungefähr kam der König und führte die Infantin an der linken Hand. Er nahm ſeinen Platz ein, die Prinzeſſin ſezte ſich ihm zur linken. Die Vorhänge blieben dießmal offen, vielleicht weil Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, ſich incognito unter den Fremden befand. Der König ſah oft nach ihr hin. Die Grands von Spanien begaben ſich auf ihre Plätze, und berührten im Vorübergehn den Vorhang ihres Monarchen. Der Biſchoff von Pampeluna las die Meſſe, aber ohne alle Pracht. Der Biſchoff von Frejus ſaß als Zeuge neben dem Hochaltar. Nach der Meſſe näherte ſich der Biſchoff von Pompeluna ſammt Dom Ludwig de Haro der Infantin, die ein wenig vortrat. Die Vollmacht des Königs von Frankreich wurde verleſen, dann ſprach der Biſchoff die Trauungsformel. Als die Prinzeſſin das feyerliche Ja ausſprechen ſollte, wandte ſie ſich zuvor an ihren Vater, dem ſie eine tiefe Verbeugung machte, und dann ein leiſes Ja von ſich gab. Das zweytemal vernahm man es etwas deutlicher; nach völlig beendigter Ceremonie, kniete ſie vor ihren Vater nieder, der ſie aufhob, zärtlich in ſeine Arme ſchloß, und, aller Etikette zum trotz, väterlich weinte. Alle Zuſchauer weinten mit.

Das Urtheil der ſcharf bemerkenden franzöſiſchen Damen über ihre neue Königin, war ſehr vortheilhaft. Eine blendend weiße Haut, blaue Augen voll ſanften Feuers, Purpurlippen, ſilberblondes Haar, um einen vollen Buſen wallend, das waren die Schönheiten, die man ihr zugeſtand; nur etwas größer, meynte man, und mit ſchönern Zähnen begabt, würde ſie eine der ſchönſten Frauen in Europa geweſen ſeyn. Ihre Kleidung hingegen fand man abſcheulich. Die ſpaniſchen Damen trugen damals nichts feſt anſchlieſſendes um den Leib; die Schultern ganz bloß — (und ach! die meiſten hatten ſchwarze magere Schultern) — ihre kleinen Ermel aufgeſchnitten und ohne Geſchmack, ihr Leinenzeug ſparſam, ihre Spitzen häßlich, ihre hängenden Ermel abſcheulich, ihre Reifröcke fürchterlich, denn es ſah gerade ſo aus, als ob man Tonnen-Reiſe unter ihre Röcke genäht hätte, nur etwas mehr oval. Wenn ſie giengen, oder vielmehr wackelten, ſo bewegte ſich dieſe Maſchiene auf und nieder, wie ein Balken auf dem die Gaſſenbuben ſchaukeln. Ihr Kopfzeug war ſehr breit, mit falſchen Haaren ausſtaffirt, die Stirn ganz frey. Einige trugen die Haare geflochten und mit häßlichen Bändern aufgeſteckt. Da dieſe Mode der Natur näher kam, ſo war ſie auch weniger unangenehm. Die Infantin erſchien an ihrem Vermählungstage breit friſirt, ihr weißes Kleid mit Talſtein geſtickt, (denn Silberſtickerey war in Spanien verboten) ihre Diamanten in ſehr viel Gold gefaßt, ihr ſchönes Haar unter eine Art von Mütze geſteckt, die ſie verſtellte.

Nach der Trauung ſpeiſte die neue Königin ganz allein, und ließ zuvor die franzöſiſchen

Damen zum Handkuß. Bey der Tafel unterhielt ſie ſich mit Frau von Motteville, weil ſie ſpaniſch verſtand, und gewährte ihr ſogar die Bitte, ihr verſtecktes blondes Haar zu zeigen. Der König, ihr Vater, hatte unterdeſſen auch ganz allein geſpeiſt; Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, war unter den Zuſchauern, und kam nachher zu der neuen Königin, hinter deren Seſſel ſie trat. Es entſpann ſich ein ſehr verbindliches Geſpräch, wobey Frau von Motteville die Dollmetſcherin war. Da Mademoiselle ſtets incognito blieb, ſo ſagte die junge Königin lächelnd nach aufgehobener Tafel: „Ich wünſche Sie incognito zu umarmen,“ und führte ſie in ihr Zimmer. Vorher aber hatte ſie zu ihrem Vater geſchickt, und ſich erkundigen laſſen, welche Etikette ſie mit der Prinzeſſin beobachten ſollte.

Der ſpaniſche Hof war weit minder zahlreich als der franzöſiſche; die Kleidung der Grands, ohne Stickerey, minder prächtig ſcheinend, doch im Grunde weit koſtbarer, nemlich mit Edelſteinen beſezt. Ihre engen Unterkleider waren das Extrem von denen der Franzoſen, welche ſie damals entſezlich weit trugen.

Am andern Tage war eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Könige von Spanien, der Neuvermählten und der Königin Mutter beſchloſſen; Ludwig ſollte ſich zu Pferde unter den Fenſtern des Saales zeigen; und beyde Könige nur Einmal mit großer Feyerlichkeit zuſammenkommen, nemlich an dem Tage, wo ſie den Frieden beſchwören würden. Als die Königin Mutter, die leibliche Schweſter des Königs von Spanien, ihren Bruder erblickte, den ſie ſeit 45 Jahren nicht geſehn hatte, flog ſie in ſeine Arme. Er erwiederte die Umarmung ſehr gravitätiſch, und bog den Kopf zurück, als ſie ihn küſſen wollte, welches ſie verſchiedenemal vergebens verſuchte. Die Infantin warf ſich vor ihr auf die Knie und wollte durchaus ihre Hand küſſen, wurde aber ſtatt deſſen zärtlich von ihr umarmt. Zu Monſieur, Ludwigs Bruder, ſagte der König, daß er erfreut ſey Seine Hoheit kennen zu lernen. Dem Cardinal ertheilte er große Lobſprüche, erklärend, daß Europa ihm den Frieden verdanke. Die königlichen Geſchwiſter ließen ſich Seſſel reichen, die gerade auf die Grenzlinie der beyden Königreiche geſetzt wurden. Die junge Königin erhielt nur ein Polſter (Carreau) und Monſieur einen gewöhnlichen Stuhl (siege pliant.) Die Königin Mutter ſprach herzlich, ihr Bruder mit ſteifem Ernſt. Als jene eine Klage über den langen nun beendigten Krieg fallen ließ, ſagte er: „Ach Madame! der Teufel hatte ihn angeſtiftet!“ — Bald darauf ließ er ſich vernehmen: „Nun werden wir bald Enkelchen haben.“ — Während ſie noch dergleichen unbedeutende Worte wechſelten, näherte ſich der Cardinal, anzeigend, daß ein Unbekannter an der Thür ſtehe, welcher um Erlaubniß bitte ſie zu öfnen. Es wurde zugeſtanden, die Thür halb geöffnet, und ſo ſah Ludwig ſeine Gemahlin zum Erſtenmale. Er ragte über die beyden Miniſter, Mazarin und de Haro, welche die Thür offen hielten, um einen ganzen Kopf hervor. Die junge Königin betrachtete ihn erröthend, und ihr Vater ſagte: „Ein ſchöner Eydam." — Die Mutter wünſchte zu wiſſen, wie er ihrer Schwiegertochter gefalle? aber der unerſchütterliche König antwortete: „es iſt noch nicht Zeit davon zu reden." — „Und wenn wird es denn Zeit ſeyn?" fragte die Mutter ein wenig ungeduldig. „Sobald ſie über die Schwelle jener Thür wird geſchritten ſeyn" erwiederte der ernſte Monarch. — „Was dünkt Ew. Majeſtät von jener Thür?" flüſterte Monſieur der Infantin zu. — „Sie gefällt mir ſehr wohl" verſetzte ſie lächelnd.

Ludwig zog ſich wieder zurück, und gieng an das Ufer, um die Infantin einſchiffen zu ſehn. Dort ſagte er zum Prinzen Conti: anfangs habe er geſtuzt über die Häßlichkeit der Kleidung und des Kopfzeuges, aber, das abgerechnet, habe er ſie ſchön gefunden, und fühle, daß es ihm leicht ſeyn werde ſie zu lieben. — Die Spanier drängten ſich dermaßen um Ludwig, daß ſie ihn würklich trugen, und wo er ſich zeigte, erſchallte die Luft von Segenswünſchen. Eben ſo gieng es der jungen Königin, als ſie ihr prächtiges Boot beſtieg; die Hände wurden ihr faſt entzwey geküßt; beſonders ſchien ein Graf Pugno en rostro, der ihr Page geweſen, ihre Hand verſchlingen zu wollen. Als ſie nun endlich überſchiffte, galoppirte Ludwig längs dem Ufer mit dem Hut in der Hand. Die Neuvermählte geſtand nachher ihrer vertrauten Kammerfrau, daß ſie ihn ſehr ſchön gefunden habe.

Am 6. Juny kamen nun auch beyde Monarchen, im größten Pomp zuſammen, und beſchwuren den Frieden, wobey ſie vor einer Tafel knieten, und die Hand auf die Biebel legten. Dann umarmten ſie ſich mit der Verſicherung, daß ſie auch ewige Freundſchaft beſchwören wollten. Jeder König hatte ſeine Hälfte des Inſelſaales möblirt, und den Andern in Pracht zu übertreffen geſucht. An beyden Ufern paradierten die Garden, die Spaniſchen in gelb und rothen

Uniformen, die zwar ſchimmerten, allein von den in blau und Gold gekleideten Franzoſen verdunkelt wurden.

Am andern Morgen trennte ſich der Vater von ſeiner Tochter, die er nun zum leztenmale ſah; und hier triumphirte abermals die Natur über die Etikette, der König weinte bitterlich, die Infantin war außer ſich. Dreymal warf ſie ſich vor ihm auf die Knie und bat um ſeinen Segen, den er ihr ſchluchzend ertheilte. Die Grands von Spanien drängten ſich um ſie, Jeder wollte ihre Hand, ihren Rock noch einmal küſſen. Man hob ſie in einen mit Gold und Silber-Stickerey bedeckten Staatswagen, und brachte ſie nach Jean de Luz, begleitet von Garden, Chevauxlegers, Gensdarmes, Mousquetaires und dem ganzen Hofſtaat zu Pferde in der ſchimmerndſten Kleidung. Sie ſtieg bey der Königin ab, die, von dieſem Tage an, ſich Königin Mutter nennen ließ. Gegen Abend wurden alle Manns-Perſonen aus dem Hauſe getrieben, ausgenommen den Garde-Capitain und die Pförtner.

Nun entkleidete ſich die junge Königin; Ludwig beſuchte ſie zum erſtenmale, und wollte ihr das Souper im Bette ſerviren laſſen. Da ſie aber wünſchte mit ihm und ſeiner Mutter zu ſpeiſen, ſo führte er ſie hinüber, wo ſie hold erröthend in die Arme der Schwiegermutter flog, ſie bald Tante bald Mutter nannte und mit gleicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Anna von Oeſtreich wollte ihren Sohn bemerken laſſen, wie ſchön ſeine Gemahlin im Nachtkleide ſey, nachdem ſie den abſcheulichen Reifrock abgelegt; eine überflüſſige Bemerkung, die er längſt ſelbſt gemacht hatte. Es war nur ein einziger Stuhl im Zimmer, den ſie der Schwiegertochter reichen ließ, die ein wenig verlegen und verſchämt, dem Könige neben ſich Platz machen wollte; allein er war zu galant, um es anzunehmen. Während der Mahlzeit (bey welcher blos Monſieur noch gegenwärtig war, und keine andern Zeugen als Frau von Motteville und einige Kammerfrauen) war das Geſpräch ſo traulich, als habe man ſich längſt gekannt, und die junge Königin küßte ihrer Schwiegermutter ſehr oft die Hände. Nach der Tafel führte Ludwig ſeine Gemahlin in ihr Schlafzimmer, durfte aber noch immer nicht bey ihr bleiben. Sie hatte eine üble Nacht, ſchlief gar nicht, und rief ihrer Kammerfrau oft ſeufzend zu: „Ach Molina! mein Vater!“ — Am andern Tage gieng ſie mit dem Könige in die Meſſe, beſah alsdenn die ihr beſtimmten Kleider, Wäſche und Toilette, kleidete ſich auch zum erſtenmale nach franzöſiſcher Mode, und ertrug ſanftmüthig den Zwang, den es ihr verurſachte. Sie bat den König um einen Courier, den ſie an ihren Vater ſchicken wollte, gab aber zuvor den offnen Brief ihrem Gemahl zu leſen. Ludwig beſuchte ſie gegen Abend wieder, und es fand ſich, daß er, der bis jezt ſich geſtellt hatte, als verſtehe er kein ſpaniſch, dieſe Sprache recht geläufig redete. Die Königin gieng zeitig ſchlafen, um ſich auf den folgenden Tag vorzubereiten.

Am 9ten Juny erſchien ſie mit der Krone auf dem Haupte, im königlichen, mit goldenen Lilien beſäten Gewande, und dem königlichen Mantel mit einer langen Schleppe. Ludwig war ſchwarz gekleidet ohne Brillanten. Durch eine bedeckte Gallerie, die von der Wohnung der Königin Mutter bis zum Eingange der Kirche erbaut war, verfügte ſich das Brautpaar dorthin und ſtand unter einem Thronhimmel von violettem Sammet mit goldnen Lilien. Teppiche, Stühle, Polſter, Alles war mit goldnen Lilien beſät. Ehe der Biſchoff Meſſe las, überreichte er dem Könige den Trauring, den Ludwig, ſamt dem gewöhnlichen Geſchenk an Goldmünzen auf einer goldnen Schüſſel, der Braut darbot. Als die Königin ihr Opfer zum Altar brachte, trugen die Prinzeſſinnen von Geblüt ihre Schleppe, und die vornehmſten Herrn des Hofes trugen wiederum die Schleppen der Prinzeſſinnen. Daſſelbe geſchah während das Brautpaar unter das Tuch geſtellt wurde. Der Cardinal empfieng den Kuß des Friedens und brachte ihn der Königin Mutter, die zur Rechten unter einem Thronhimmel von ſchwarzem Sammet ſaß, und deren Geſicht durch innere Heiterkeit ſo verſchönert wurde, daß ſie im 59. Jahre ſich noch mit ihrer Schwiegertochter hätte vergleichen dürfen.

Nach geendeter Ceremonie ruhte die Neuvermählte aus, und kleidete ſich dann in Silberſtoff, der ihrer Schönheit neuen Glanz lieh. Der ganze Hof zeigte ſich dem Volke auf dem Balcon, der König ſelbſt warf Schau-Münzen aus. Gleich nach dem Abendeſſen verlangte der König ſchlafen zu gehn. Mit Thränen in den Augen flüſterte die Neuvermählte der Schwiegermutter zu: „es iſt noch zu früh.“ Als ſie aber hörte, daß der König ſchon ausgekleidet ſey, that ſie ein Gleiches, ſchien ſich ſelbſt zu ermuthigen, und ſagte: „geſchwind, geſchwind, der König erwartet mich.“ — Von der Schwiegermutter eingeſegnet beſtieg ſie nun das Brautbett.

Die innigſte Eintracht und Liebe folgten dem mütterlichen Segen. Ludwig bat ſeine Gemahlin die Gräfin von Priego, ihre ſpaniſche Ehrendame zurückzuſenden, weil die Sitte des franzöſiſchen Hofes nicht verſtatte, dieſen Platz einer Fremden zu überlaſſen. Sie antwortete: „ſie habe keinen Willen als den Seinigen; ſie habe Vater und Vaterland verlaſſen, um ſich ihm ganz zu ergeben, und ſie bitte blos um die Vergünſtigung, nie von ſeiner Seite zu weichen.“ Augenblicklich befahl Ludwig dem Reiſe-Marſchall, ihn auf der Reiſe nie von der Königin zu trennen, das Haus mögte noch ſo klein und unbequem ſeyn. Seine Mutter war außer ſich vor Freuden über ſein Betragen, denn da ſie ihn ein wenig kalt und ernſt kannte, ſo hatte ſie das Gegentheil befürchtet. Jetzt dankte er ihr ſogar noch einmal förmlich, daß ſie Mademoiselle Mancini ihn aus dem Herzen geriſſen.

Als die Gräfin von Priego abreiſte, ſchickte die Königin Mutter ihrem erlauchten Bruder eine prächtige, mit großen Brillanten bedeckte Tiſchuhr, ſchämte ſich aber, als ſie blos ſpaniſche Handſchuh zum Gegengeſchenk erhielt, die nicht einmal gut waren.

Auf der Reiſe des Hofes bis Fontainebleau trug ſich nichts merkwürdiges zu. Die

Städte Bourdeaux, Orleans u. ſ. w. empfiengen ihre neue Königin, welche die ſchönſte Morgengabe, den Frieden brachte, mit allen erſinnlichen Ehren- und Freudenbezeigungen. Einige Wochen nachher gieng der feyerliche Einzug in die Hauptſtadt vor ſich. Die Königin ſaß auf einem Triumphwagen, der an Pracht und Glanz mit dem Sonnenwagen ſtritt. Sie ſelbſt war ſchwarz gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, ihre Schönheit beſchämte Gold und Diamanten. Der König ritt auf einem muthigen Roſſe, und glich einem Halbgott. Das Volk jauchzte. Die Königin Mutter ſtand auf einem Balcon und vergoß Freudenthränen.

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten ſein erſtes Kind brachte.

Wenn der Leſer ohne Zweifel oft über jene ſteife Etikette gelächelt hat, die jedem wahrhaft grosſen Monarchen eben ſo läſtig als ſeinen Unterthanen, und nur von Solchen erfunden oder nachgeahmt worden, welchen ihr Gefühl ſagte, daß ſie keinen Anſpruch auf freywillige Ehrfurcht machen dürften; ſo wird, bey der folgenden Beſchreibung, die ich des Contraſtes wegen hieher ſtelle, jenes mitleidige Lächeln ſich in angenehme Rührung verwandeln. Es iſt von Heinrich dem Vierten die Rede, von dieſem als König und Menſch gleich liebenswürdigen Manne, der ſeinen Ruhm nie im Zertreten, nie ſein Vergnügen in elenden Schmeicheleyen fand; der ſtatt jener ſeinen Bauern ganz gleichgültigen Ehre, hundert oder tauſend Quadratmeilen Landes mehr zu Frankreich zu rechnen, lieber einem Jeden ein Huhn in den Topf zu verſchaffen ſuchte; deſſen Bildſäule niedergeriſſen und noch nicht wieder aufgerichtet; deſſen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis ſie verſcharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergeſtellten Tempel begraben werden. Dieſer Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um ſein Herz; aber freylich, er hatte auch ein Herz; es ſprach aus jeder ſeiner Handlungen; es ſpricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm ſein erſtes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünſtelten Bericht zu Paris im Jahr 1625 drucken. Ein Auszug aus dieſer Schrift wird bey keinem Leſer von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag ſelber reden.

Als die Königin mit ihrem erſten Kinde ſchwanger gieng, wollte der König, daß die alte Madam Dupuis Geburtshelferin bey ihr werden ſollte, weil ſie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königin mogte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein ſolches Glück beſchieden ſey. Die Frau Präſidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf, ſprechend: die erſte und nothwendigſte Eigenſchaft einer Hebamme ſey, daß ſie der Wöchnerin behage. Ich wurde vorgeſchlagen, wenigſtens als Gehülfin der alten ſchwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde ſein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königin davon ſpreche. Es wurde aber doch davon geſprochen, ich mußte erſcheinen; die Königin ſah mich ein Vaterunſer lang ſtarr an, ſagte nicht ein Wort und gieng. Am andern Tage ließ ſie mir ſagen: keine Andere als ich ſollte ſie entbinden. Indeſſen hörte ich vierzehn Tage lang nichts weiter, als daß der Hof alle Anſtalten zu der Reiſe nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten ſollte, und daß auch die alte Dupuis ſich dazu rüſte. Eines Abends hatte der König abermals von ihr geſprochen, die Königin aber den Kopf geſchüttelt und erklärt: „Ich mag die Dupuis nicht." — Er ſtutzte, fragte ängſtlich, hörte mich nennen, ließ ſeine Aerzte rufen, erkundigte ſich nach mir, ſchickte zu Madame de Thou, der gehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die ſich meiner Hülfe bedient, und beruhigte ſich endlich. Ich mußte zu der Königin kommen. Sie ſagte, ſie habe mich gewählt, und habe ſich noch nie in irgend einer ſelbſt getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezierer, ein Bett für mich bereit zu halten, und mir, meinen Koffer zu packen, weil ich in drey oder vier Tagen ſie begleiten ſolle. Am andern Morgen mußte ich ſie im Bette beſuchen, um ihr zu ſagen, ob ſie einen Sohn oder eine Tochter gebähren würde! Ich prophezeyte ihr einen Sohn. — Auf der Fahrt nach Fontainebleau ſaß ich bey ihr im Wagen, nebſt einigen Damen, und Meiſter Wilhelm, des Königs Narr, ſaß mit auf dem Bocke.

Die Reiſe wurde in zwey Tagen zurückgelegt. Das Nachtlager war zu Corbeil in einem Wirthshauſe, wo ſich nur eine einzige, kleine, niedrige, mit Rauch angefüllte Kammer für die Königinn befand.

Ich und die Kammerfrauen ſchliefen in einem Winkel, der nur durch eine dünne Lehmwand von dem Bette der Königinn getrennt war. (Man vergleiche doch in Gedanken dieſe Art zu reiſen der Gemahlin Heinrichs des Großen mit dem heutigen Prunk.) Zu Mittag wurde zu Melun geſpeiſt, bey Herrn de la Grange-le-Roi, wo ſich gar keine Möbeln befanden, und wo man ſich, ſtatt des Feuerbockes, blos einiger Steine bedienen muſte. Es war gegen Ende des Auguſt-Monats und nicht warm. Glücklicher weiſe hatte man drey Reisbündel und drey Stücken Holz angezündet. Die Königin ſtand mit dem Rücken gegen das Feuer, die Reisbündel, welche ſehr dick waren, rollten herunter, ihr auf die Hacken, und würden ſie ſicher umgeworfen haben, wenn ich nicht dazwiſchen geſprungen wäre. Das war der erſte Dienſt, den ich ſo glücklich war ihr und dem künftigen Könige zu leiſten.

In Fontainebleau folgte ich der Königin in ihr Zimmer, welches ich von nun an nur verließ um zu eſſen oder zu ſchlafen. Mademoiselle de la Renouilliere ſagte mir in ihrem Nahmen: wenn die Entbindung heranrücke, ſolle ich mich durch nichts irre machen laſſen, da es vielleicht geſchehen könnte, daß die Gönner der alten Dupuis mir allerley in den Weg legen würden, um mich zu verwirren. Sie aber werde nie an meiner Geſchicklichkeit zweifeln; ich ſolle nur mit ihr umgehen wie mit der ärmſten Frau im Königreiche, und mit ihrem Kinde wie mit dem des ärmſten Mannes. — Oft wiederholte ſie die Frage: ob ſie einen Sohn oder eine Tochter haben werde? — und da ihre Farbe ſo ſchön, ihr Auge ſo klar war — ſo verſprach ich ihr jedesmal einen Sohn. — Der König war verreiſt und blieb ungefähr vier Wochen aus. Während dieſer Zeit that Madame (des Königs Schweſter) Alles mögliche um der Königin die Zeit zu vertreiben. Es wurden Ballette getanzt; man fuhr auf die Jagd; die Königin ließ ſich als Zuſchauerrin in einer Sänfte hintragen; ich mußte mit Madame fahren, um im Nothfall gleich bey der Hand zu ſeyn.

Acht Tage vor der Niederkunft kam der König von Calais, Alles freute ſich, nur ich war furchtſam, denn er hatte mich noch nicht geſehn. „Ma mie", ſagte er zu ſeiner Gemahlin als er mich erblickte, „iſt das deine Hebamme?" — Ja. — „Nun, ſie ſieht aus als ob ſie dich gut bedienen würde." — O gewiß, ich betrüge mich nie in meiner Wahl. —„Madonne" ſprach er denn zu mir, „thu dein Beſtes; du haſt etwas wichtiges unternommen." — Sire, ich hoffe mit Gottes Gnade. — Der König näherte ſich mir und ſagte mir allerley Neckereyen. Das kam daher, weil er bey der Niederkunft der Frau Herzogin von Beaufort gegenwärtig geweſen, und damals die alte Dupuis ſehr frey mit ihm geſprochen hatte, ſo meynte er alle Hebammen müßten es eben ſo machen. Er berührte meine Hand und ſagte: „Nun? du antworteſt mir nichts?" — Ich war in grauſamer Verlegenheit. Zum Glücke trat eben der Herzog von Elboeuf ein, und rief, als er mich gewahr wurde, er freue ſich mich da zu finden. — „Wie Couſin?“ ſagte der König, „Ihr kennt die Hebamme meiner Frau?“

„Ja wohl, Sire, die meinige iſt von ihr ſehr glücklich entbunden worden.“

Da lief der König zu der Königin: „Ma Mie! Ma Mie! da iſt mein Couſin Elboeuf, „der kennt deine Hebamme und lobt ſie. Das iſt mir lieb, das giebt mir gute Hoffnung.“

Am andern Tage ſagte mir die Königin, daß, ſo bald ſie würde niedergekommen ſeyn, ſie wohl an meiner Miene ſehen werde, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädgen ſei. Ich bat Ihro Majeſtät das ja nicht zu erwarten, weil es gefährlich ſey in ſolchen Augenblicken Freude oder Mißvergnügen zu zeigen. Ich verſicherte, daß ich in jedem Falle eine ernſte, traurige Miene machen würde. Der König trat eben ein, und wollte wiſſen, wovon wir geſprochen? Als er es vernommen, ſagte er lachend: „Ja ja, ſagen wird ſie es nicht, wenn es ein

Junge iſt, aber ſie wird es aus allen Kräften aufſchreyen, denn es giebt kein Weib auf der Welt, das in einem ſolchen Falle ſchweigen könnte.“ — Ich bat Sr. Majeſtät, zu glauben, daß ich dennoch dieſe Gewalt über mich haben würde, da die Geſundheit der Königin und zugleich die Ehre meines Geſchlechts dabey auf dem Spiele ſtehe. — Mademoiselle de la Renouilliere zog mich bey Seite, und erſuchte mich, ihr bey der Niederkunſt ein unmerkliches Zeichen zu geben, um, wenn das Kind ein Knabe wäre, die erſte zu ſeyn, die es dem Könige ankündigte. Ich verabredete mit ihr, daß ich, bey einem Sohne, den Kopf nieder bücken, und bey einer Tochter ihn zurückwerfen wolle. Gleich darauf kam Gratienne, die zweyte Kammerfrau, und verlangte die nemliche Gefälligkeit von mir. Ich wurde verlegen. Sie merkte die Urſach, denn ſie hatte mich mit Mademoiselle de la Renouilliere heimlich ſprechen ſehn. „Schon gut“, ſagte ſie, „ich will Euch keinen Händel mit meiner ältern Kamerabln zuziehn; ich begehre nur, daß, bey der Geburt eines Knaben, ihr mir laut zuruft: „Meine Tochter! wärmt mir geſchwind ein Laken.“ Das verſprach ich.

Am 27. September um Mitternacht ſchickte der König nach mir, weil die Königin ſich übel befinde. Ich glaubte anfangs, man wolle mich nur necken, wie ſchon öfter geſchehn war; aber der Kammerdiener, Pierrot, drang ſo haſtig in mich zu eilen, daß ich kaum Zeit hatte mich einzuſchnüren. Als ich zu der Königin kam, rief der König mir entgegen: „Geſchwind! geſchwind! meine Frau iſt krank, ſie leidet große Schmerzen, ſieh, ob ſie niederkommen wird?“ — Ich fand ſogleich daß ihr Stündlein gekommen ſey. Da ſprach der König: „Ma Mie, ich habe dir ſchon oft geſagt, daß die Prinzen von Geblüt bey deiner Niederkunft gegenwärtig ſeyn müſſen; alſo bitte ich dich, entſchließe dich dazu, denn deine und deines Kindes künftige Größe hängen davon ab.“

Die Königin antwortete: ſie werde Alles thun was ihm angenehm ſey.

„Ich weiß wohl", erwiederte der König, „daß du Alles willſt was ich will, aber ich kenne dich, du biſt blöde und ſchamhaft, und ich fürchte, wenn du dich nicht darüber hinausſetzen kannſt, daß deine Niederkunft dadurch erſchwert werden wird. Alſo bitte ich dich nochmals, ſey ruhig; es iſt nun Einmal die vorgeſchriebene Form."

Die Königin hatte heftige Wehen. Bey jeder hielt ſie der König, und fragte mich, ob es nun Zeit ſey die Prinzen kommen zu laſſen? — Ich antwortete, ich würde ihm ſchon ſagen, wenn es Zeit wäre. Aber nach Ein Uhr wurde er ungeduldig und ſchickte nach den Prinzen Conti, Soissons und Montpensier. Während er ſie erwartete, ſagte er luſtig: „wer noch niemals drey Prinzen vom Geblüt in der größten Verlegenheit geſehn hat, der komme nur her, ich will ſie ihm zeigen. Der Montpensier, fürchte ich, wird in Ohnmacht fallen, denn er kann Niemand leiden ſehn." — Sie kamen alle drey gegen zwey Uhr. Als aber der König hörte, daß der Augenblick noch nicht ſo nahe ſey, ſchickte er ſie wieder fort, mit der Bitte, ſich auf die erſte Aufforderung fertig zu halten. Auch die Leibärzte wurden gerufen, und blieben im Nebenzimmer.

Indeſſen war der große ovale Saal, neben des Königs Zimmern, zurecht gemacht worden. Es ſtand da ein großes Bett von rothem Sammet, daneben das Geburtsbett; (lit de travail) zwey Vorhänge, ein großer und ein kleiner, die an der Decke aufgerollt waren, wurden herunter gelaſſen, der große wie ein Zelt mit dicken Seilen an vier Winkeln befeſtigt. Er war von feiner holländiſcher Leinewand, hatte wohl zwanzig Ellen im Umfang, und in deſſen Mitte befand ſich der kleinere, unter welchen man das Geburtsbett ſezte, und die Königin hinein legte. Ein Seſſel, Stühle und Tabourets wurden gebracht für den König, Madame und Madame de Nemours, auch der Geburtsſtuhl mit rothem Sammet beſchlagen. Gegen vier Uhr des Morgens miſchte ſich eine heftige Kolik in die Wehen und verhinderte die Niederkunft. Die Aerzte wurden gerufen. Sie fragten mich, was ich thun würde, wenn ich allein da wäre! — Ich nannte ihnen die Mittel, die ich für heilſam hielt, und ſie verordneten ſolche alſobald. Die Reliquien der heiligen Margaretha lagen auf einem Tiſche, und zwey Geiſtliche beteten unaufhörlich dabey.

Die Wehen dauerten zwey und zwanzig und eine Viertelſtunde. Die Königin bewieß, zum Erſtaunen aller Zuſchauer, eine außerordentliche Standhaftigkeit. Der König wich keinen Augenblick von ihr, und, wenn er bisweilen dazu gezwungen war, ſo ſchickte er in jeder Minute, um nachzufragen. Ich bemerkte, daß ſie ſich des Schreyens enthielt, und bat ſie, es nicht zu thun, damit ihr die Bruſt nicht ſchwelle. Sogleich rief der König: „Schrey! ſchrey, Ma Mie! ſonſt ſchwillt dir die Bruſt.“ — Die Königin wünſchte auf dem Stuhle niederzukommen; die Prinzen ſaßen ihr gegenüber unter dem großen Zelte, ich vor ihr auf einer Bank.

Endlich empfieng ich den Dauphin und verbarg ihn ſogleich in Windeln und Laken, ſo daß außer mir Niemand wußte von welchem Geſchlecht das Kind ſey. Da es ſehr ſchwach war, weil es lange gelitten hatte, ſo foderte ich von meinem Kammerdiener Wein, man brachte mir eine Flaſche und einen Löffel. Der König näherte ſich mir. „Sire“, ſagte ich zu ihm, „wenn es ein anderes Kind wäre, ſo würde ich Wein in meinen Mund nehmen und ihm einſprützen, weil es ſchwach iſt.“

Da nahm der König die Flaſche, ſetzte ſie mir ſelbſt an den Mund und rief: „Thu das ma bonne, thu wie mit jedem andern Kinde.“ Da nahm ich einen Mund voll Wein, flößte es dem Kinde ein, und es kam augenblicklich zu ſich.

Jetzt that es mir weh zu ſehn, daß der König traurig von mir gieng und ſich vor den Kamin ſtellte. Ich ſuchte mit den Augen die La Renouilliere, um ihr das verabredete Zeichen zu geben, aber ſie wärmte eben das groſe Bett. Da erblickte ich die laurende Gratienne und ſchrie ihr zu: „Meine Tochter, wärmt mir geſchwind ein Laken.“ — Alſobald lief ſie zum Könige und wünſchte ihm Glück. Er aber fuhr ſie an: „Wenn es ein Junge wäre, ſo würde ich es längſt der Boursier am Geſicht angeſehen haben.“ — Es iſt aber doch ein Sohn, behauptete Gratienne. Jetzt kam auch die La Renouilliere herzu, ich gab ihr das Zeichen, ſie nahm ſchnell ihre Kappe ab, machte dem Könige einen tiefen Reverenz, und verſicherte Se. Majeſtät, ſie habe das verabredete Zeichen von mir erhalten, es ſey gewiß und wahrhaftig ein Sohn.

Da färbten ſich des Königs blaſſe Wangen wieder. Er kam zu mir und flüſterte mir ins Ohr: „iſt es wahr, Hebamme? iſt es ein Sohn?“ — Auf meine bejahende Antwort ſagte er: „Nimm dich in acht, gieb mir nicht kurze Freude, das wäre mein Tod.“ — Ich deckte den kleinen Prinzen ein wenig auf, doch ſo, daß die Königin es nicht gewahr wurde.

Da hob der gute Vater die Hände zum Himmel auf, und Thränen liefen ihm über die Backen ſo groß wie Erbſen. Dann fragte er mich: ob ich ſeiner Frau ſchon etwas davon geſagt hätte? — Ich verſicherte, nein, bat ihn aber es ſchonend vorzubringen. Er lief zur Königin, küßte ſie und ſagte: „Ma mie, du haſt viel Schmerz ausgeſtanden, allein der gnädige Gott hat unſere Wünſche erhört, wir haben einen ſchönen Jungen.“ — Die Königin faltete ihre Hände, hob die Augen gen Himmel, weinte und wurde ohnmächtig. Der König bemerkte es aber gar nicht, denn ſchon lief er von Einem zum Andern, umarmte die Prinzen nach der Reihe, riß alle Thüren auf und ließ herein kommen, wer da wollte, wohl zweyhundert Menſchen; ſo daß man ſich gar nicht rühren konnte, um nur einmal die Königin in ihr Bett zu tragen. Als der König gewahr wurde, daß ich ſehr verdrüßlich darüber war, klopfte er mich auf die Schulter und ſagte: „Sey ſtill, ſey ſtill, Hebamme, werde nicht bös; dieß Kind gehört Allen, Alle ſollen ſich mit mir freuen.“ — Alles, was zum Hofe gehörte, führte er ſelbſt zu dem Neugebohrnen, dann trieb er ſie weg, um Andern Platz zu machen, und Alle küßten ſich untereinander nach Herzensluſt, ja die Freude war ſo groß, daß ich ſelbſt Damen von hohem Range geſehn habe, die ihre Bedienten umarmten.

Sobald der Dauphin gewaſchen, gewickelt war, und die Königin ihn zärtlich an ihre Bruſt gedrückt hatte, wurde er auf das ihm beſtimmte Zimmer gebracht, welches von nun an keinen Augenblick leer wurde, denn kaum hatte der König einen Haufen Menſchen herein geführt, ſo brachte er ſchon wieder einen andern. Sein Bett ließ er noch am ſelbigen Abend neben dem der Königin aufſchlagen, und ob ſie gleich für ſeine Geſundheit fürchtete, ſo wollte er ſie doch durchaus nicht mehr verlaſſen.

Einige Tage nachher gieng ich den Dauphin zu beſuchen. Ich fand das Zimmer voll

Prinzen und Prinzeſſinnen und wollte zurück treten; allein der König rief: „Nur herein! Nur herein, Hebamme! vor dir ſind die Thüren hier nicht verſchloſſen. Ventre saint gris!“ fuhr er fort, indem er ſich zu den übrigen wandte, „ich habe in meinem Leben manchen braven Kerl geſehn, im Kriege und anderswo, aber nie ſolch ein entſchloſſenes Weib, als dieſes. Hat ſie nicht meinen Sohn mit einer ſo kalten Miene auf ihrem Schooſe gehalten, als wäre es ein anderes Kind. Freylich hatte ſie es verſprochen, aber es war doch ein Dauphin, und ſeit achtzig Jahren war kein Dauphin in Frankreich gebohren worden. Nun du ſollſt auch künftig nicht anders heißen, als meine Entſchloſſene (ma resolue).“ —

Guter König! möchten doch deine Reliquien, ſtatt der heiligen Margarethe, auf dem Tiſche eines jeden Monarchen liegen! und Jeder ſeine Augen darauf werfen, ſo oft die Schaam ihn anwandelt ein Menſch zu ſeyn.

Das Tulpenfeſt.

Da jetzt die glücklichen Deutſchen ſehr oft aus lauter Freuden illuminiren, und eine Menge Illuminationsideen dadurch ſchon ſo abgenutzt worden ſind, wie der deutſche Patriotismus; ſo will ich hier nur mit ein paar Worten an das *türkiſche Tulpenfeſt* erinnern, deſſen Nachahmung etwas Mannigfaltigkeit in die rührenden Beweiſe unſers Entzückens bringen könnte. Jenes Tulpenfeſt beſteht darinn, daß man die Gärten des Sultans mit vielen tauſendfarbigen Lampen erleuchtet, und zwiſchen den Tulpenbeeten eine Menge Wachskerzen auf blechernen, unten mit einer Spitze verſehenen Leuchtern in die Erde ſteckt. Ueber den Tulpen werden Canarienvögel aufgehangen, die bey Licht ſingen und die Tulpen ſelbſt ſcheinen den Irrthum dieſer kleinen Sänger zu theilen, indem ſie ihre Kelche öffnen, wie am Mittage. — Schon um mancher eben nicht entfernten Aehnlichkeit willen, wäre es der Mühe werth, dieſe Erleuchtung nachzuahmen. Auch Deutſchland hat jetzt eine Menge Tulpen, die zwar nicht riechen, auch wohl den Boden ausſaugen, wo ſonſt Getrayde ſtand, aber doch recht hübſch bunt ausſehen, beſonders wenn wir die Lampen unſerer gehorſamen Freunde mit unſerm eignen Fett anfüllen, welches vortrefflich brennt. Auch werden unſere Dichter ſich ja von jenen Canarienvögeln nicht beſchämen laſſen, ſondern recht laut, vom Schimmer getäuſcht, *mitten in der Nacht* ſingen.

Die Türken verherrlichen ihre Illumination auch noch auf eine ganz beſondere Weiſe. Sie laſſen nemlich einige hundert Schildkröten vergulden, befeſtigen einer jeden ein Wachslicht auf dem Rücken, und vertheilen ſie alsdann in die Alleen, wo ſie nach Belieben herum kriechen. Welch' ein neues, treffendes Bild unſerer Freude, wie ſie, zwar mit unvergüldetem Rücken, aber doch auch mit einem Lichtchen verſehen, herum ſchleicht, und vor den Füßen der Luſtwandelnden hin und her kriecht.

Das brave Weib.

Wir haben ein ſchönes Lied vom braven Manne, aber noch keins vom braven Weibe. Woher kommt das? liefern die Weiber etwa keinen Stoff zu ſolch' einem Liede? — O gewiß täglich, und eben deswegen beſingt man ſie nicht. Die braven Weiber ſind immer brav, die braven Männer nur in einzelnen Stunden. Es geht den Weibern, wie den Sternen, die in jeder unbewölkten Nacht ſanft herableuchten, und von tauſenden gar nicht mehr bemerkt werden; die Männer hingegen gleichen den Feuerkugeln, die ſchnell am Horizont ſich hin wälzen und platzen und knallen, flugs ſchreyen alle Zeitungen. In der That, wenn wir einen moraliſchen Kraftmeſſer beſäßen, der uns andeutete, wie viel Kraft zum Beyſpiel dazu gehörte, um die That des braven Mannes zu verrichten, den Bürger besang; und wie viel Kraft eine edle Frau bedarf, um in einer langen unglücklichen Ehe alle ihre Leiden ſanftmüthig zu tragen, alle ihre Pflichten heldenmüthig zu erfüllen; fürwahr einem ſolchen braven Weibe würde der brave Mann weit nachſtehen müſſen. Dieſer bedurfte nur eines einzigen fieberhaften Augenblickes, der, nicht ungenutzt verfloſſen, ſeinen Ruhm auf immer gegründet, möge er auch weder vor= noch nachher etwas ruhmwürdiges geleiſtet ha=

ben; Jene hingegen bedarf eines ganzen langen Lebens, wo ſie an jedem Tage, in jeder Stunde, ſich immer gleich bleiben, und alle ihre Seelenkräfte in beſtändiger Spannung erhalten muß. Der Mann kämpft gleichſam nur in einer Schlacht, die Frau hingegen hat eine Feſtung zu vertheidigen, und daß zu dem letztern mehr Muth gehört, als zu dem erſten, das haben neuere Beyſpiele zur Genüge erwieſen.

Alexander Blackwell, ein Schottländer, war ein offener Kopf, lernte von Allem etwas, und von manchem viel. Vermuthlich beſaß er auch Galls Organ der Zugvögel, denn er blieb nicht gern lange auf einer Stelle. Zuerſt wurde er Corrector bey einem Buchdrucker in London, der ſeinen Fleiß ſehr rühmte. Verſchiedene Gelehrte waren ſeine warmen Freunde und Gönner. Die Liebe führte ihm ein wackeres Mädchen zu, eines Kaufmanns Tochter, die, nebſt dem reichen Schatze ihres Herzens, ihm auch einen anſehnlichen Brautſchatz brachte. Da verließ er ſeinen Dienſt, und bald auch ſein edles Weib, um die Welt zu durchſtreichen. Drey Jahre brachte er in Frankreich, Holland und Deutſchland zu, ohne andern Gewinn, als daß er die Sprachen dieſer Länder lernte. Des Herumſchweifens müde, kehrte er endlich zurück und wurde von ſeiner Frau mit offenen Armen empfangen.

Sein erheyrathetes Vermögen war nun ſchon ziemlich erſchöpft, er mußte irgend ein Gewerbe ergreifen, und wählte die Buchdruckerkunſt. Allein die Buchdrucker wollten ihn nicht für ihren rechtmäßigen Mitbruder erkennen, weil er keine Lehrjahre ausgeſtanden, und weil eine Parlamentsacte verordnete, daß nur ſieben Lehrjahre zu Betreibung eines Gewerbes berechtigten. In dem Proceß, der ihm deshalb von den Buchdruckern gemacht wurde, vertheidigte er ſich ſelbſt mit ſo großer Geſchicklichkeit, daß der Richterſtuhl von Weſtminſterhall zu ſeinem Vortheil ſprach.

Doch ſeine Gegner bewürkten eine neue Unterſuchung, die ihm nachtheilig war; man legte ihm das Handwerk. Nun folgte ein Unglück dem andern. Er gerieth in Schulden, machte 1734 Banquerout, und wurde von ſeinen Gläubigern zwey Jahre lang im Gefängniß gehalten.

Eliſabeth, ſein treues Weib, verließ ihn nicht in einem Elend, in welches ſein Leichtſinn ihn und ſie geſtürzt hatte. Zu ihrem Vergnügen hatte ſie von Jugend auf Blumen gezeichnet; ſie hörte, daß viele Liebhaber der Botanik ein gutes Herbarium zu beſitzen wünſchten; ſogleich übernahm ſie die mühſame Arbeit, zeichnete und mahlte nach der Natur mediciniſche Pflanzen und Kräuter, legte die Probeblätter den berühmten Aerzten Hans Slover und Mead vor, erhielt aufmunternden Beyfall, arbeitete mit unermüdetem Fleiße, verkaufte, ſammelte und — genoß endlich das ſüße Vergnügen, die Feſſeln ihres Mannes zu zerbrechen. Nur nach dieſem hatte ſie getrachtet, nicht nach dem Ruhm, den ſie zugleich erworben, und den ſelbſt der große Haller, in der Vorrede zu ſeiner Beſchreibung der Schweitzer Pflanzen, ihr mit Wärme zuſpricht.

Der Apotheker Rand, Aufſeher der botaniſchen Gärten in London, nahm ſich jetzt ihrer mit Eifer an. Auf ſeinen Rath bezog ſie eine Wohnung zu Chelsea, wo ſie Gelegenheit hatte, die Blumen und Pflanzen täglich friſch zu erhalten. Ihre Geſchicklichkeit nahm ſo zu, daß ſie nicht blos die Zeichnungen verfertigte und ausmahlte, ſondern ſie auch ſelbſt in Kupfer ſtach. Ihr befreyter Gatte, um doch auch ſein Scherflein beyzutragen, und die Producte ſeiner Frau dem Ausländer zu empfehlen, fügte die Nahmen der Pflanzen und ihren mediciniſchen Gebrauch in verſchiedenen Sprachen hinzu. Auf dieſe Weiſe verdiente Eliſabeth ſo viel, daß ſie ſich und den Ihrigen ein bequemes Leben verſchaffen konnte. Während ſie in Chelsea wohnte, genoß ſie allgemeiſte Hochachtung; Perſonen vom erſten Range beſuchten ſie oft, um ihre Kunſt zu bewundern; die ganze mediciniſche Facultät nahm ſich ihrer an; und als der erſte Band ihres Herbariums vollendet war, durfte ſie ſelbigen in Perſon der gelehrten Geſellſchaft überreichen, empfieng ein anſehnliches Geſchenk, und ein ſchmeichelhaftes ſchriftliches Zeugniß.

Indeſſen hatte Alexander Blackwell oft Langeweile. Der geringe Beytrag zu den Werken ſeiner Frau beſchäftigte ihn nicht genug; er ſtudierte Arzneykunde, Naturlehre und fiel endlich auf Verbeſſerung und Anbau unfruchtbarer Ländereyen, über welchen Gegenſtand er einen Tractat herausgab. Dadurch wurde er dem Herzog von Chandos bekannt, der den Feldbau liebte, und ihm eine Oberaufſieherſtelle auf ſeinen Gütern antrug. Sogleich verließ der unſtäte Blackwell die friedliche Wohnung zu Chelsea, wo er ſo glücklich geweſen. Seine Schrift, die zu London 1741 gedruckt wurde, erwarb ihm großen Beyfall, wurde aber die Quelle ſeines Untergangs. Sie fiel dem ſchwediſchen Geſandten in die Hände, der ſie ſeinem Hofe zuſchickte, und Befehl erhielt, dem Verfaſſer ſchwediſche Dienſte anzutragen. Ohne Bedenken nahm dieſer ſie an, denn ihn reizte das fremde Land; er gab ohne Bedauern die Dienſte des Herzogs von Chandos, der mehr ſein Freund als ſein Herr war, nebſt manchen Ausſichten zu Beförderung im Vaterlande auf, und ließ Weib und Kind in London zurück, verſprechend ſie nachkommen zu laſſen, wenn es ihm wohl ginge. Zu Stockholm wurde er günſtig aufgenommen; der erſte Miniſter nahm ihn in ſein eignes Haus, und er empfieng einen anſehnlichen Gehalt vom Hofe.

Einſt fiel der König in eine gefährliche Krankheit, Blackwell ſchlug Arzneimittel vor, die des Königs Geneſung bewürkten; dadurch erwarb er ſich eine Stelle unter den Leibärzten, wurde von nun an Herr Doctor genannt, ſah ſich berühmt, geehrt und verdiente viel

Geld. Seine edle Gattin vergaß er zwar nicht ganz, denn er ſchickte ihr von Zeit zu Zeit etwas Geld; allein er zögerte doch immer ſie nachkommen zu laſſen. Endlich erhielt ſie den längſt erſeufzten Ruf, und ſtand im Begriff ſich einzuſchiffen, als plötzlich die ſchrecklichſte Nachricht ſie vom Gipfel ihrer Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzte. Ihr unwürdiger und dennoch geliebter Gatte, der Vater ihres einzigen Kindes, wurde am 9. Auguſt 1747 zu Stockholm enthauptet. Warum? das weiß man nicht. Es heißt, er habe eine Verſchwörung angezettelt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Fremdling Einfluß genug beſeſſen, eine Verſchwörung zu Stande zu bringen; und iſt es geſchehen, ſo war es die Pflicht der Regierung ſein Verbrechen bekannt zu machen. Das hat man unterlaſſen zur Schande der ſchwediſchen Criminaljuſtiz. Was aus der armen Eliſabeth geworden, iſt mir unbekannt. Vielleicht haben die Engländer — die mit allen ſchönen Gefühlen vertraut ſind, ſo bald ſie ſich in Geld verwandeln laſſen — die Unglückliche unterſtützt; vielleicht hat ſie die Kraft ihres Geiſtes noch lange dadurch bewieſen, daß ſie am Leben blieb.

Der Zweyzüngige.

O ja, es hat würklich einen zweyzüngigen Menſchen gegeben. Nicht einen ſolchen, wie ſie in unſern Tagen bey tauſenden herumlaufen, die mit Einer Zunge und in Einem Athem verſchiedene Meynungen von ſich geben; ſondern würklich einen Mann, der mit zwey Zungen von Fleiſch gebohren wurde. Er hieß Henry Wharton, war nachmals Capellan eines Erzbiſchoffs, und wenn die ganze Chriſtengemeinde das alte Lied: „o daß ich tauſend Zungen hätte ꝛc.“ ſang, ſo war er der Einzige, der ſich nur 999 zu wünſchen brauchte. Bey ſeiner Geburt waren beyde Zungen gleich groß und von ganz gleicher Geſtalt. Man wollte ihm die untere Zunge wegſchneiden, allein die ängſtliche Mutter ließ es nicht zu. Nach und nach wurde ſie von ſelbſt kleiner und ſchrumpfte zuſammen, während die obere gehörig fort wuchs. Indeſſen behielt er dieſen Ueberfluß doch bis an ſein Ende, welches 1694 im 31. Jahre erfolgte. Der Secretair der königlichen Academie zu London ſtattete einen förmlichen Bericht von dieſer Seltenheit ab; er zog ihn aus der Beſchreibung, die Henry Wharton von ſeinem eignen Leben entworfen hatte. Schade daß dieſe Biographie nie gedruckt erſchien! Man würde vielleicht daraus erſehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat und mit der andern Wehe ſchreyen könnte? Vermochte er das, ſo wünſchte ich jedem ehrlichen Deutſchen zwey ſolche Zungen.

Die Farbe der Trauer.

Warum trauert man ſchwarz gekleidet? — Es war nicht immer ſo, und ſollte fürwahr auch nicht ſo bleiben. Die Wahrhaft trauernde Wittwe oder Waiſe bedarf eines freundlichen Anblicks; dem erkünſtelten Schmerz ſollte man die Verſtellung nicht erleichtern. — Die Mutter Ludwig des Heiligen wurde die weiſſe Königin genannt, weil ſie weiß um Ludwig VIII. trauerte. Daſſelbe thaten ſchon die Spartanerinnen und Römerinnen. In Spanien währte dieſer Gebrauch bis zu dem Tode des Prinzen Dom Juan 1498 (wie Herrel verſichert). Auch die Chineſer trauern weiß; die Türken hingegen blau oder violet, die Egyptier gelb, die Aethiopier grau. Man hat ſich viele Mühe gegeben, den Sinn dieſer verſchiedenen Farben zu erklären. Die weiſſe

Farbe, ſagte man, bedeutet die Reinheit, die gelbe iſt von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man den Todten verſcharrt; die blaue das Glück, deſſen er in einer beſſern Welt genießt; die ſchwarze die Beraubung des Lichtes; die violette, eine Miſchung von blau und ſchwarz, vereint die Trauer mit den Wünſchen für die Seeligkeit des Verſtorbenen. Solche Deutungen ſind eben nicht ſchwer zu finden. Hätte es irgend einem Volke beliebt, roth zu trauern, ſo würde man vielleicht ſagen, die Gewohnheit ſey nach einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher ſehr viel Blut vergoſſen worden. Und würklich ſollte man aus dieſer Urſache den Deutſchen rathen, jezt nicht anders als roth zu trauern, beſonders ſeitdem die deutſchen Blutſtröme zum Theil durch Deutſche vergoſſen worden ſind. (Ach! wenn man nur auch eine Farbe für die Schande hätte!)

Die Geiſtlichkeit ſollte wohl mit gutem Beyſpiel vorgehn, und zuerſt die häßliche dunkle

Farbe ablegen, die den Beichtkindern, ſtatt Vertrauen, nur Furcht einflößt, und dem Kranken, ſtatt Troſt, nur traurige Ahndungen bringt. Zu den Zeiten des heiligen Chryſoſtomus trugen die Geiſtlichen weiße Kleider; ſie ſollen ja auch die Engel auf Erden ſeyn, folglich weiß erſcheinen; nur die Teufel ſind ſchwarz. Die Prieſter der Iſis, und mehrere Andere, waren weiß gekleidet; der Engel an Chriſti Grabe erſchien ſogar ſchneeweiß. Freylich ſind auch die Geſpenſter weiß, zum Exempel der Comthur im Dom Juan, vor deſſen Nicken ſich Pedrillo ſo heftig entſezt; aber keine Regel ohne Ausnahme.

So gar aus dem Geſichtspunkt der Staatsökonomie betrachtet, wäre es heilſam, den häufigen Gebrauch der ſchwarzen Farbe zu verbannen, denn ſie verzehrt und verbrennt die Wolle, benimmt dem Tuche ſeine Dauerhaftigkeit, raubt ihm im Winter einen Theil ſeiner Wärme, ſchlucket aber im Sommer alle Sonnenſtrahlen ein, und hitzt unerträglich. — Um die Damen zu gewinnen, füge ich noch hinzu, daß nur wenige unter ihnen die ſchwarze Farbe kleidet, ſelbſt nicht die Blonden, ob ſie ſich es gleich einbilden. Schwarz macht einen ſonſt ſchön gebauten Körper gleichſam zuſammenſchrumpfen, da hingegen weiß den Wuchs heraushebt. Eine neue Urſach, warum auch die Geiſtlichen die weiſſe Farbe vorziehen ſollten, denn ihre Lehren werden weit mehr Eindruck machen, wenn ihre Geſtalt imponirt, und nicht Furcht ſondern Ehrfurcht einflößt.

Doch Alles das — ich weiß es wohl — iſt nur tauben Ohren geprediget, ſo lange es nicht irgend einer Franzöſin beliebt, die Sache zu beherzigen. Anna von Bretagne, die Wittwe Carls des VIII., war die Erſte, die ſchwarz trauerte, und ſiehe da, wir folgſamen Deutſchen trauern Alle ſchwarz. Ich zweifle nicht, daß, ſo bald eine Pariſer Wittwe der Leiche ihres Gemahls in weiſſer Kleidung folgt, wir vier Wochen nachher Alle weiß trauern werden.

Bis dahin bleiben wir ſchwarz, und — trauern um unſere Freyheit! —

Seltſam iſt, daß der Menſch eine Farbe für den Schmerz und keine für die Freude beſtimmt hat. Scheint es doch, als wollte er mit dem Schmerze prahlen, ſchämte ſich aber der Freude. So bald es eine Farbe giebt, die Jedem der uns begegnet zuruft: ſieh her, wir ſind traurig; warum giebt es nicht auch Eine, die Jeden erinnert: ſieh her, wir ſind luſtig? — Das letztere würde fürwahr ſchnellere Theilnahme erwecken. Dem Traurigen geht man gern aus dem Wege, der Luſtige iſt überall willkommen.

Die gefährliche Liebesprobe.

Wenn die Mädchen zum erſtenmale von Liebe ſprechen, täuſchen ſie gewöhnlich den Liebhaber, und ſich ſelbſt. Nicht abſichtlich zwar, o nein; ſie ſind vielmehr innig von der Wahrheit und Stärke ihrer Leidenſchaft überzeugt; ſie könnten den haſſen, der daran zweifelte; ſie ſind bereit jedes Hinderniß zu überwinden, im Nothfall die ſchwerſten Leiden zu ertragen — und dennoch war es nicht *Liebe*, ſondern nur eine Herzenslauer; ein durch Widerſpruch gereizter Eigenwille; oder gar Sinnlichkeit, die, unter der Maske der Liebe, auch die ſittſamſte Jungfrau in einem gewiſſen Alter beſchleicht, ohne daß die Beſchlichene es ahndet. Dann nimmt ſie für *Liebe*, das *Bedürfniß zu lieben*, und trägt alle die Eigenſchaften, durch welche ihre Einbildungskraft ihr Herz rührt, auf irgend einen Gegenſtand über, der ſie vielleicht alle *nicht* beſitzt, aber ſie wird ſie bey ihm finden, weil ſie ſie finden *will*. — *Daher* entſtehen ſo viele unglückliche Ehen; nicht — wie man zu ſagen pflegt — weil die Liebe erloſchen iſt. O nein, die Liebe erliſcht nie; wo ſie nicht *iſt*, da iſt ſie nie *geweſen*; ſondern irgend Einer von den vielen Dämonen, die ſie nachäffen, betrog junge Herzen, reichte die Feſſeln, entflatterte ſchadenfroh und ließ nur die Reue zurück.

Wilhelmine war ein ſchönes, gutes, verſtändiges Mädchen, von armen Aeltern gebohren. Der Vater, ein unterrichteter Mann, bildete ihren Geiſt, die Mutter, eine ſchwärmeriſche Frau, ihr Herz. In der Einſamkeit eines kleinen Landgutes erreichte ſie ihr achtzehntes Jahr. Da ſenkte ſich die Liebe in ihre Bruſt — nicht die Liebe zu einem Manne, denn ſie hatte keinen Umgang mit Männern — ſondern jenes allumfaſſende Gefühl, das einen Gegenſtand außer ſich ſucht, um ihn mit Heftigkeit zu umklammern. In dieſer Stimmung ſah ſie einen ſchönen Jüngling, ihr an Stande gleich, der bey einem benachbarten Förſter die Jägerey erlernte, um einſt durch dieſe Kunſt ein Hofamt zu erlangen. Eduard war ein gutmüthiger, aber ungebildeter Menſch. Das erſtere rechnete Wilhelmine ihm hoch an, das letztere bemerkte ſie gar nicht, denn er war der Erſte, der ſie zärtlich anblickte, der Erſte, der ihrer Einbildungskraft eine Geſtalt unterſchob, an welche das zur Liebe geſchaffne Herz ſich anſchmiegen konnte. Seine Geſpräche waren leer, aber ſie ſelbſt füllte ſie mit ihren Kenntniſſen, ihren Gefühlen aus, und glaubte hinterdrein, er habe ſie ſo angenehm unterhalten. Eduard war noch ärmer, als Wilhelmine, allein das würkte nur zu ſeinem Vortheil, denn die Armuth zog das Mitleid in das Spiel. Wilhelminens Aeltern dachten vernünftiger, und verboten einen zwecklosen, gefährlichen Umgang. Dieß Verbot entflammte die Tochter vollends. Sie ſchwur ſich ſelbſt mit Thränen, nie von Eduard zu laſſen, und gefiel ſich in ihrer Schwermuth.

Einſt jagte Graf Wallenthal in der Nachbarſchaft. Ein ſtarkes Gewitter nöthigte ihn ein Obdach zu ſuchen; der Zufall führte ihn zu Wilhelminens Aeltern. Er war reich, von feiner Bildung, geſchliffenen Sitten; er ſtand bereits an der traurigen Grenze, wo jenſeits die Hageſtolzen einſam herumſpazieren; gern wäre er ſchon längſt ihrer Geſellſchaft entwichen, allein er kannte nur die Weiber am Hofe, ſie hatten ihm den Muth benommen ſich zu feſſeln. Er ſah Wilhelminen, ergötzte ſich an ihrer Schönheit, noch mehr an ihrem reinen Gemüth; bald wurde er auch durch Kenntniſſe überraſcht, die ihr ungeſucht im Geſpräch entſchlüpften. Das Gewitter war vorübergezogen, er bemerkte es nicht; das Jagdhorn ertönte wieder, er hörte es nicht. Die hereinbrechende Dämmerung erinnerte ihn endlich, daß er aufbrechen müſſe. Er that es, doch nicht eher, bis er, durch eine ſchmeichelhafte Wendung, ſich die Erlaubniß wieder zu kommen erbeten, dann gieng er und ließ ſein Herz zurück.

Träumend betrat er nun die geſchmückten Fürſten-Säle, wurde viel geneckt von den geſchminkten Fräuleins, verglich ſie im Stillen mit ſeinem holden Land-Mädchen, und eilte, ſo bald der Wohlſtand es zu verſtatten ſchien, in den Wald zurück, in welchem das ſchöne Veilchen blühte. Nach jedem Beſuche überzeugte er ſich inniger, daß Wilhelmine das Kleinod ſey, welches zu finden er längſt nicht mehr gehofft. Den Mangel des Welttons überſah er, denn Unſchuld, rührende Einfalt, verbunden mit hoher Geiſtesbildung, erſetzten jenen Mangel reichlich, und — wenn ſie ihn liebte, wenn ſie die ſeinige wurde — wie bald konnte ſie nicht lernen, was ſo mancher Dummkopf ſich zu eigen macht.

Ja — wenn ſie ihn liebte — davon ſah er freylich noch keine Spur, allein er tröſtete ſich mit ihrer Blödigkeit, und zweifelte, Sieg gewohnt, keinen Augenblick, daß es ihm gelingen werde ihr Herz zu gewinnen, ſollte es auch erſt nach vollzogner Vermählung geſchehen. In dieſer, einen liebenswürdigen Höfling verzeihlichen Vorausſetzung, warb er um Wilhelminens Hand. Die guten Aeltern, hocherfreut, ge währten ſie ihm augenblicklich, nur ſollte er zuvor die freye Zuſtimmung der Tochter ſich erwerben. Man verſchafte ihm Gelegenheit, auf einem einſamen Spaziergange mit Wilhelminen zu ſprechen. Er that es mit der Zuverſicht, die Rang und Reichthum, Bewußtſeyn eigner Verdienſte und die Einwilligung der Aeltern ihm einflößten. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als Wilhelmine in Thränen ausbrach, als das ſanfte, blöde Mädchen ihm muthig erklärte: ſie erkenne und ſchätze alle ſeine Vorzüge, allein ihr Herz ſey nicht mehr frey. Vergebens beſtürmte er ſie mit allen Künſten, in welchen lange Uebung ihn zum Meiſter gemacht; alle ſeine Pfeile prallten ab von einem Herzen, dem ſeine Unerfahrenheit zum Schilde diente.

Schlau veränderte er jezt den Angriff, gab der Liebe die ſchöne Wachslarve der Freundſchaft, bat nur noch um Vertrauen, nannte ſie Schweſter, und gelobte ſeinen Beyſtand, wenn ſie alle ihre Wünſche und Hoffnungen in ſein Bru perherz niederlegen wolle. Sie wurde bewegt, ihr Herz floß über, ſie nannte Eduard, ſie mahlte das Bild des Geliebten mit den ſchönen Farben, die nur ſie ſelbſt ihm geliehn; ſie beſchwur des Grafen Großmuth um Vorſprache bey Hofe, bey ihren Aeltern: ihre Stimme, ihre Thränen, ihre innige Liebe, bewegten ihn ſo ungewöhnlich, daß er ihr raſch die Hand reichte, und ſchwur: wenn Eduard ein ſolches Herz verdiene, ſo wolle er Alles zu ihrer Vereinigung aufbieten. Dankbar ſank ſie in ſeine Arme und überhäufte ihn mit unſchuldigen Liebkoſungen.

Der Graf verließ Wilhelminen feſt entſchloſſen Wort zu halten, doch zuvor wollte er den glücklichen Nebenbuhler kennen lernen. Er ſah und prüfte Eduard, und fand in der erſten Stunde, daß Wilhelmine von ihrem Herzen getäuſcht werde; daß dieſer ſchöne aber unbedeutende Jüngling die Anſprüche eines ſolchen Mädchens unmöglich lange befriedigen könne. Aber wie war es anzufangen, ſie ſelbſt davon zu überzeugen? — Vorſtellungen? Erfahrungen? philoſophiſche Demonſtrationen? die konnten hier alle nicht würken, am wenigſten aus ſeinem Munde, und vollends jezt, da Wilhelmine, durch das Opfer, welches ſie dem Geliebten gebracht, ſich nur noch feſter an ihn geknüpft, noch inniger von ihrer Liebe ſich überredet hatte. Mit geheimen Stolz ſah ſie auf dieſes Opfer herab, und fand Vergnügen darinn, alle Vorzüge des Grafen ſich ſelbſt aufzuzählen, um den Werth ihrer Entſagung in ihren eignen Augen zu erhöhen. Daß *wahre* Liebe ſo nicht rechnet, wußte ſie nicht. Allein der Graf wußte es recht gut, und gab ſeine Hoffnung nicht auf.

„Unſer Fürſt“, ſagte er eines Tages zu ihr, „iſt nicht zu bewegen, Ihren Eduard jezt ſchon zu verſorgen. Es kann noch Jahre währen, ehe er in die Reyhe der fürſtlichen Jagdbeamten einrückt, und geſchieht es endlich, ſo können abermals Jahre verſtreichen, ehe ſeine Einkünfte ihm erlauben werden, an eine Verbindung zu denken.“

Wilhelmine ſeufzte und ſchwieg. „Aber“ fuhr der Graf fort, „wozu brauchen wir denn eben den Fürſten? ſo viel als genügſame Liebe bedarf, kann auch der reiche Freund wohl geben.“ — Wilhelmine ſah ihn mit großen Augen an.

„Gönnen Sie mir die Freude Ihr Glück zu gründen. Ich begehre keinen andern Lohn, als die Ueberzeugung, daß Sie würklich glücklich ſind.“ — Wilhelmine ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Bruſt.

„Merken Sie wohl, liebes Mädchen“, ſagte der Graf mit freundlichem Ernſt, ehe ich Sie mit Eduard verbinde, muß ich zuvor gewiß ſeyn, daß Ihre Wahl Sie nie gereuen werde, und darum fodere ich, daß Sie meiner Probe ſich unterwerfen.

Wilhelmine lächelte, als wollte ſie ſagen: wozu noch eine Probe? Ohne ſich an dieſes Lächeln zu kehren, fuhr er fort: „Ich beſitze ein Landgut, zwanzig Meilen von hier, in rauhen Gebürgen, doch romantiſch gelegen und einträglich. Es fehlt dem Gute nichts, als was die Liebe leicht entbehrt; Nachbarſchaft, Zuſammenhang mit der Welt. Dorthin werden Sie mit Ihren Aeltern ziehen, die bereits eingewilligt haben. Eduard wird Ihnen folgen; dort werden Sie, ohne allen Zwang, täglich mit ihm umgehen, täglich die Schwüre ſeiner Liebe und Treue gegen die Ihrigen eintauſchen; aber — auch ſonſt Niemanden ſehn als ihn. Wenn Sie, nach Jahr und Tag, dann noch wie heute Ihr Glück in ſeinen Armen finden, ſo gehört das Landgut Ihnen, und ich ſelbſt führe Sie zum Traualtar.“ —

Mit Thränen dankbarer Wehmuth umarmte Wilhelmine den großmüthigen Wohlthäter, willigte entzückt in Alles, und bemerkte blos, daß nichts überflüſſiger auf der Welt ſey, als dieſe Probe. Der Graf bat um gefällige Nachſicht für ſeine Grille, die ihm zwar zugeſtanden wurde, doch nicht ohne Mitleid, daß er noch zweifeln könne, und folglich keinen Sinn für wahre Liebe beſitze. Wenige Wochen nachher nahm

Wilhelmine von dem romantiſchen Landgute würklich Beſitz, und der glückliche Eduard flog in ihre Arme.

Die erſten Tage, Wochen und Monden verſtrichen in ſeligem Entzücken. Wilhelmine fand in dem Umgang mit dem Geliebten Erſatz für Alles; ſie ſchlenderte an ſeiner Hand durch das wilde Gebüſch, ſie kletterte an ſeinem Arm auf die Berge; ſie ſah an ſeiner Seite die Sonne auf und untergehn, lieh ihm freygebig ihre Gefühle, las in ſeinen Augen ihre Gedanken, legte ihm ſcharfſinnige Antworten in den Mund, und glaubte ſteif und feſt, er habe ſie erſonnen. Doch lange konnte dieſe Selbſttäuſchung unmöglich dauern. Der reiche Schatz in ihrem Geiſte und Herzen, der immer gab und nie empfieng, mußte endlich ſich erſchöpfen. Sie bekannte ſich wider Willen, daß ſie nicht ſelten Langeweile fühle, und anfangs zürnte ſie deswegen nur auf ſich ſelbſt. Auch Eduard fieng an, eine gewiſſe Unbehaglichkeit ſich vorzuwerfen. Die Ueberlegenheit ſeiner Geliebten drückte ihn; er war gewohnt, mit der Flinte über die Achſel gehängt, Tage lang Gedankenlos im Walde herum zu ſchlendern; jezt muſte er immer, nicht blos Gedanken hören, ſondern auch ſelbſt deren erzeugen, und ſtets auf ſeiner Huth ſeyn, nichts albernes zu ſagen. Das wurde ihm läſtig, machte ihn oft ſchüchtern oder gar ſtumm. Seine ganze Beredſamkeit beſtand in ſeinen Küſſen, aber ein Mädchen wie Wilhelmine foderte mehr.

Doch wagten beyde noch immer nicht, eine Verminderung ihrer Liebe zu ahnden; der bloße Gedanke ſchien ein Verbrechen. Lieber ſchob Wilhelmine dieſe ſichtbare Erkaltung auf irgend eine körperliche Verſtimmung, die bald wieder verſchwinden werde. Um Mannichfaltigkeit in ihren Umgang zu bringen, ſchlug ſie eines Tages dem Geliebten vor, einen Briefwechſel mit ihr anzufangen. Eduard fand es zwar ſehr drollig, mit ſeinem Mädchen unter einem Dache zu wohnen und ihr Briefe zu ſchreiben, da er täglich und ſtündlich ſie ungehindert ſprechen konnte, allein er fügte ſich in die Grille, nur wuſſte er durchaus nicht, was er ihr ſchreiben ſollte. Seine Briefe waren ſo kurz, ſo leer, ſo geziert, daß Wilhelmine auch dieſe Idee ſchnell wieder aufgab.

„Es iſt doch ein eigner Reiz“, ſo ſprach ſie ein anderesmal, „den die Liebe in Hinderniſſen findet. Wir haben freylich hier keine zu überwinden, aber könnten wir uns nicht ſelber welche machen? Laß uns verſuchen, Eduard, einander zu vermeiden. Du ſollſt nie wiſſen, wo ich bin, ich nicht wo du biſt; wir wollen einander ſuchen, und finden wir uns endlich, ſo wird unſer Vergnügen um ſo lebhafter ſeyn.“

Es geſchah. Sie ſpielten mehrere Tage Verſteckens miteinander, und allerdings gab das Spiel dem Wiederſehn neuen Reiz, aber auch dieſe Liſt half nicht lange. Nun luſtwandelten ſie Hand in Hand oft Stunden lang, ohne eine Sylbe zu ſprechen; Wilhelmine pflückte die Blumen rechts, Eduard knickte die Zweige links, und wenn ſie einmal ſtill ſtand, um eine ſchöne

Blume zu bewundern, ſo war eine botaniſche Benennung nach Linné Alles was ſie von ihm herausbrachte. Es kam endlich ſo weit, daß man — gleichſam zum Scherz — verabredete, der Eine ſolle dieſe Allee, der Andere Jene einſchlagen, an einer gewiſſen Stelle wolle man zuſammen treffen, und ſich, nach kurzer Trennung, des Wiederſehens erfreuen. Aber dieſe kurze Trennung, ſuchte man ſo viel möglich zu verlängern; man ſpazierte ſo langſam, ſo langſam, daß man Stunden brauchte, um auf den beſtimmten Platz zu kommen; der zuerſt Eintreffende wartete gern; der nach ihm Kommende wunderte ſich, ihn ſchon zu finden; durch Vorwürfe quälte keiner den Andern.

In dieſer Stimmung befand ſich das liebende Paar, als, nach etwa vier Monaten, Graf Wallenthal erſchien, um zu beobachten, ob ſein Mittel anfange zu würken. Er ſah auf den erſten Blick, daß die Langeweile im vollen Gange ſey, denn man empfieng ihn mit überſtrömender Freude, man ſchöpfte Athem, man wurde lebendig. Der Graf ſtellte ſich als bemerke er nichts, fragte auch nicht, ſondern bemühte ſich blos, an dem einzigen Tage den er den Verbannten ſchenkte, Wilhelmine ſo angenehm, ſo hinreiſſend zu unterhalten, daß das gute Mädchen wohl zwanzigmal erröthete, weil es ſich alle Augenblick auf Vergleichungen zwiſchen ihm und Eduard ertappte, die dem leztern nicht vortheilhaft waren. Der ſchöne Tag gieng ſchnell wie ein Gedanke vorüber; als Wilhelmine am andern Morgen aufſtand war der Graf ſchon wieder abgereiſt; eine Nachricht, die ſie verdrüßlich machte, und zu der erſten kleinen Lüge verleitete, denn ſie erſuchte Eduard, doch heute einmal auf die Jagd zu gehn, weil ſie Kopfſchmerzen habe und ihr Zimmer nicht verlaſſen werde. Er gehorchte gern, und ſie — ſchmollte mit ſich ſelbſt.

In den nächſten Tagen wurde nun die alte Lebensweiſe gähnend wieder fortgeſezt. Noch ein bleyerner Monat verſtrich, Sättigung und Ueberdruß waren ſein ſchleichendes Gefolge. Wilhelmine konnte es faſt nicht länger aushalten, nur den Geliebten zu ſehn, und mußte ſich bekennen, daß die Wahl ihrer Augen keine glückliche Wahl geweſen. Eduard konnte es faſt nicht länger ertragen, ſich ewig nur um die Geliebte zu bewegen, und fühlte — freylich ohne es deutlich zu denken — daß ungleiche Bildung, wenigſtens ungleiche Empfänglichkeit des Geiſtes und Herzens, die Liebe ohne Rettung in kurzem zerſtört. Noch ſchämten ſich beyde, ihre Gefühle einander zu bekennen; Jeder meynte auch wohl, er werde den Andern durch ſein Geſtändniß unglücklich machen; darum ſchwiegen Beyde, aber Wilhelminens Kopfſchmerzen wurden häufiger, und Eduard gieng öfter auf die Jagd.

Graf Wallenthal hatte ſich ſchon beym erſten Beſuch überzeugt, daß er die Vorſicht viel zu weit getrieben, als er, zu Prüfung der Lie benden, ein ganzes Jahr beſtimmte; er fand es überflüſſig, wiederum mehrere Monate verſtreichen zu laſſen, ehe er ſeinen, im ſtillen erſeufzten Beſuch wiederhohlte; er kam ſchon nach ſechs Wochen unangemeldet, traf gegen Abend auf dem Gute ein, fragte ſogleich nach ſeinen Schützlingen, und wurde doch ein wenig verwirrt, als er vernahm, ſie wären ſchon ſeit drey Stunden miteinander im Garten. „Alſo können ſie doch immer noch drey Stunden mit einander zubringen, ohne daß die Langeweile ſie nach Hauſe jagt? das iſt ein böſes Zeichen, da komm' ich doch wohl noch zu früh.“ — Unter ſolchen verdrüßlichen Betrachtungen durchſtrich er den Garten, um die Liebenden zu ſuchen. Er fand ſie endlich. Wilhelmine ſchlief auf einer Raſenbank, Eduard ſchlief im Graſe. Wallenthal ſetzte ſich lächelnd neben die ſchöne Schläferin, und ergriff ſanft ihre Hand. Sie erwachte. In ihren großen blauen Augen machten Schrecken und Verwirrung bald dem Vergnügen Platz. Der Graf erklärte, er ſey gekommen, ihr Glück zu beſchleunigen, und fügte mit einem zärtlichen Seufzer hinzu: „Ob es gleich mein Unglück iſt.“ Wilhelmine ſchlug die Augen nieder und gab den Seufzer unwillkührlich zurück.

„Morgen“, fuhr der Graf mit zitternder Stimme fort, „iſt Ihr Hochzeitstag — wenn Sie es wollen — wenn Sie noch eben ſo denken und empfinden als vor fünf Monaten. Können Sie mir das in dieſem erſten Augenblicke mit aufrichtigem Herzen betheuern, nun ſo gebe ich meine lezte Hoffnung auf, erfülle Ihre Wünſche und — ſehe Sie nie wieder.“

Daß Wilhelmine geradezu bekennen ſollte, ihr Herz habe ſie getäuſcht, das war zu viel begehrt; allein ſie ſchwieg und ſeufzte; der Graf verſtand ſie, ſank zu ihren Füßen, und ſie verbarg ihre Schamröthe an ſeinem Buſen.

Als Eduard nach einer guten Stunde endlich erwachte, fand er ſich ganz allein, und neben ihm im Graſe lag ein Patent, das ihn zum Hof- und Jagdjunker ernannte, daneben ein mit Bleyſtift geſchriebener Zettel, folgenden Inhalte:

„Mein lieber junger Freund. Ich entführe Ihnen Ihre Braut, weil ſie die Meinige ſeyn will. Wenn Sie — wie ich vermuthe — bey Leſung dieſer Zeilen zwar befremdet, aber nicht erſchrocken ſind, ſo habe ich auch Sie errathen, und darf mir ſchmeicheln, durch das beyliegende, für Sie ausgewirkte Patent, mein Wort von Ihnen gelöſt zu haben. Graf Wallenthal.“

Eduard brauchte einige Minuten, um Alles zu begreifen; als er es aber begriffen hatte, ſtand er wohlgemuth auf, ſteckte das Patent in die Taſche, ſchwang ſich auf ſeinen Gaul und ritt mit leichtem Herzen davon.

Vertheidigung der Menſchenfreſſer.

Ein ſeltſames Vorurtheil verbietet Menſchenfleiſch zu eſſen; die Natur ſelbſt ſcheint gegen dieſe nahrhafte, wohlſchmeckende Speiſe ſich zu empören, ſo groß iſt die Macht jenes Vorurtheils. Man hat ſogar gezweifelt, daß es jemals Menſchenfreſſer gegeben, und als endlich die Berichte der glaubwürdigſten Reiſenden es außer Zweifel ſezten, ſo behauptete man wenigſtens, die Wilden äſſen nur ihre Feinde, und der Abſcheu vor Menſchenfleiſch werde nur durch die Rachluſt überwältigt. Allein auch das iſt irrig. Als der Weltumſegler Kruſenſtern bey den Neukahiwa-Inſeln vor Anker lag, da ſtand er mit den Bewohnern, die ihre Feinde freſſen, im beſten Vernehmen; dennoch — wenn bisweilen Einige von der Schiffs-Equipage ſich badeten — ſtanden die Neukahiwer am Ufer, und bezeigten den größten Appetit, die weiſſen Gäſte als Leckerbiſſen zu verzehren. Sie thaten es nicht, aber ſie hätten es doch recht gern gethan. Es iſt alſo nicht blos das Fleiſch der Feinde, ſondern überhaupt Menſchenfleiſch, was ihren unverwöhnten Gaumen reizt.

Warum ſoll denn auch der Menſch — bey dem die Structur des Magens bekanntlich mit der vom Schweine gänzlich übereinſtimmt — nicht Alles das genießen, und gern genießen, was ein Schwein nicht verſchmäht? — Hält man es ſchimpflich für die Menſchheit dieſem verachteten Thiere zu gleichen? — Wollte Gott wir hätten keine andere Aehnlichkeit von ihm als dieſe. So lange aber nicht geleugnet werden kann, daß wir zum Beyſpiel, eben ſo gern alle Zäune durchbrechen, um des Nachbars Feld zu verwüſten, ſo lange begreife ich nicht, warum wir gerade ſeiner nichts verſchmähenden Freßgier uns ſchämen wollten? — Es iſt überhaupt jetzt gar nicht an der Zeit ſich zu ſchämen. Es giebt in unſern Tagen keine Art von Laſter, die ſich nicht durch illüſtre Beyſpiele beſchönigen lieſſe, und ſo große Feinde des Nachahmens wir auch immer ſeyn mögen, (ſo lange nemlich von Tugenden die Rede iſt) ſo finden doch längſt Moden und Verbrechen jederzeit ihre flinken Bewunderer und Nachahmer; warum ſollte nicht auch eine unſchuldige Neigung ſie finden?

Es wäre daher gar ſehr zu wünſchen, daß irgend ein Machthaber ſich entſchlieſſen möchte, ein gutes Beyſpiel zu geben, und nicht blos mit dem Schwerdte, ſondern künftig auch mit den Zähnen die Menſchen zu zermalmen; flugs würde die nützliche Gewohnheit über ganz Europa ſich verbreiten. Zwar haben, zu den Zeiten der Revolution, die Franzoſen uns ſchon manches ſchöne Beyſpiel aufgeſtellt; ſie haben das Herz der Prinzeſſin Lamballe gefreſſen, und Gott weiß was ſonſt noch; aber es waren doch nur nahmenloſe Menſchen, die ſich weiter durch nichts auszeichneten, als durch dieſe ſchöne

That. Darum wäre durchaus erforderlich, daß irgend ein berühmter Mann, der vor nichts erſchrickt, ſeinem Ruhme dadurch die Krone aufſezte, daß er ein Gaſtmahl veranſtaltete, bey dem gebratne oder fricaſſirte Menſchen, mit einer aus dem Almanac des Gourmands entlehnten Sauce aufgetiſcht würden.

Welchen ungeheuren Nutzen würde ein ſolches Beyſpiel bewürken! vorzüglich unter den Soldaten. Erſtens würde die Armee nie hungern, denn ſie fände auf dem Schlachtfeld ihren Tiſch gedeckt. Zweytens — wenn ſie auch einmal hungerte, ſo würde ſie um ſo tapferer fechten, denn ſie wüßte, hinterdrein giebt es einen Schmauß, und wer davon läuft bekommt nichts. Drittens würde ſie nie klagen dürfen, daß ſie nicht eigentlich wiſſe, warum ſie ſich ſchlage? denn man könnte ihr ſchnell antworten: um zu eſſen; und das wäre denn doch eine vernünftige Urſach. Viertens würde man nicht mehr die Mühe haben, die

Zahl der Gebliebenen zu verbergen, denn der Hungrige Sieger würde keine Spur von ihnen übrig laſſen. Fünftens könnten die Proviant-Commiſſaire mit gutem Gewiſſen ſtehlen, denn wozu noch Proviant nach führen, wenn der Feind ſelbſt ihn ſchon entgegen triebe? Sechſtens wäre es doch ein Troſt für ſterbende Krieger, zu wiſſen, daß ſie nicht etwa für Ehr- und Habſucht ihrer Fürſten das Leben opfern, ſondern das Vergnügen haben werden, ihre hungrigen Brüder zu ſpeiſen. Dergleichen Vortheile ließen ſich leicht noch bey Dutzenden aufzählen.

Man mußte ſich aber bey Leibe nicht blos darauf einſchränken, Feinde zu freſſen. Solches thun freylich die Wilden, aber wir ſind cultivirte Europäer, wir haben in den letzten zehn Jahren ganz andere Fortſchritte in der Aufklärung gemacht; wir müßten folglich auch hierinn die Wilden weit hinter uns laſſen, und Alles freſſen was uns vorkömmt, es ſey Freund oder Feind. Daraus werden abermals unzählige Vortheile entſpringen. Ein Bürger, zum Beyſpiel, den man rein ausplündern, oder deſſen Frau und Tochter man in ſeiner Gegenwart ſchänden will, wird ſehr froh ſeyn, wenn er zuvor gefreſſen wird, und dadurch der kleinen Unannehmlichkeit entgeht, ſolche Modebegebenheiten mit anzuſehn. Wie mancher Lübecker Bürger hätte ſich am 6. November 1806 lieber in dem Bauche eines Franzoſen, als in den Mauern ſeiner *freyen* und *neutralen* Hanſeſtadt befunden! — Welchen Nutzen würde es nicht in dieſem Augenblicke den unglücklichen Preuſſen gewähren, deren Felder nur mit Blut gedüngt und mit Menſchenknochen beſät ſind, wenn ſie in dieſer Verlegenheit einander ſelber eſſen dürften! Welchen Nutzen den liefländiſchen Bauern, denen ein Profeſſor zu Dorpat angerathen hat, *Fröſche* zu fangen und deren täglich achtzehn Stück zu verſpeiſen! Welchen Nutzen allen mit Kindern begabten Deutſchen, wenn ſie dieſe armen, freygebohrnen Geſchöpfe verzehren dürften, ehe Sklaverey ſie zu elenden Schmeichlern herabwürdigt!

Vielleicht würde ich noch vor wenigen Jahren Bedenken getragen haben, einen ſolchen Vorſchlag zu thun; allein jezt — da doch wohl kein ehrlicher Deutſcher in Abrede ſeyn wird, daß unſere moraliſche Cultur um Jahrhunderte zurück geſchritten iſt — (eine traurige Wahrheit, die kein Purpur verhüllt, und die unter Bergen von Lorbeerkronen nicht erſtickt) — jetzt, dünkt mich, iſt mein Vorſchlag ein Wort zu rechter Zeit geſprochen. Warum ſaugt man den Leuten das Blut tropfenweis aus? lieber ſchlage man ſie gleich Tod, und eſſe ſie auf, ehe ſie verhungern.

Quodlibet.

Einſt wollte der Mahler Mignard ſeinem berühmten Nebenbuhler Le Brun eine Schlinge legen, mahlte eine Magdalene, und ahmte, ſo täuſchend als ihm möglich war, Guido Reni's Manier und Colorit nach. Dann ließ er das Gemählde durch einen Unbekannten zum Verkauf ausbieten, wohl wiſſend, daß der Käufer, wie gewöhnlich, ihn und Le Brun zugleich um ihre Meynung fragen würde. Es geſchah. Mignard erklärte: Das Gemählde könne unmöglich von Guido Reni ſeyn, er finde es dieſes großen Meiſters völlig unwürdig. Le Brun widerſprach heftig, vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht auch nur um zu widerſprechen. Da lächelte Mignard höhniſch, erklärend, er hab' es ſelbſt gemahlt. „Nun wohl,“ ſagte der gereizte Le Brun,

„ſo bitte ich Sie, in Zukunft immer ſolche Guido's, und mir einen Mignard zu mahlen."

Ludwig XIV. litt nicht, daß man auf Spaziergängen ihn unbedeckt begleitete. Selbſt in Gegenwart der Herzogin von Bourgogne pflegte er zu ſagen: „Meine Herren, bedecken Sie ſich, die Frau Herzogin erlaubt es." — Sein Bruder hingegen war minder herablaſſend, weshalb Ludwig bisweilen lächelnd zu den Höflingen ſprach: „Meine Herren, bedecken Sie ſich, mein Bruder iſt nicht hier."

Als Ludwig XIV. im Jahr 1666 durch Rheims gieng, überreichte ihm der Maire der Stadt einige Flaſchen Wein, nebſt einigen getrockneten Birnen von Rousselet, ſprechend: „Sire! wir bringen Ew. Majeſtät unſern **Wein**, unſere **Birn** und unſere **Herzen**, das iſt das **beſte**, was wir haben." — Bravo! ſagte Ludwig, indem er lächelnd den Lakoniſchen Sprecher auf die Schulter klopfte, „ſo lieb' ich die Anreden.“

Nicht bey allen würde der wortkarge Maire ſo gut weg gekommen ſeyn, wenn er nicht wenigſtens in der Geſchwindigkeit alle Helden des Alterthums citirt hätte, um ſich vor dem größern Helden demüthig zu verneigen. Birn und Herzen! Was fragt ein Eroberer nach Birn und Herzen?

Es gab einmal einen gottloſen Dichter Ligniere, von dem der ſcherzende Boileau zu ſagen pflegte: „ich weiß von dieſem Menſchen nur eine einzige fromme Handlung: er hat nemlich einſt ein ganzes Gefäß voll Weyhwaſſer ausgetrunken, weil ſeine Geliebte ihren Finger hinein getaucht hatte.“

Andreas del Castagne, ein italiäniſcher Mahler, war ſo neidiſch auf die Verdienſte ſeines vertrauten Freundes, Dominichino, daß er ihm zu Florenz auf der Straße im Dunkeln einen Dolch in die Bruſt ſtieß. Der ſchwer verwundete Dominichino ließ ſich zu ſeinem Freunde Castagne tragen, und ſtarb in deſſen Armen. — Ein freundliches Seitenſtück zu dieſem ſchwarzen Bilde haben die franzöſiſchen Componiſten Rebel und Francour geliefert. Von Jugend auf die vertrauteſten Freunde, durch ihre Herzen wie durch ihre Kunſt eng mit einander verbunden, arbeiteten ſie ſtets gemeinſchaftlich; alle ihre Werke erſchienen unter beyder Nahmen; beyde wurden Directoren der Pariſer Oper; beyde Intendanten der königlichen Kapelle und Ritter des St. Michaels Ordens. Wenn in einer ihrer Opern dieſe oder jene Arie beſondern Beyfall erhielt, ſo erfuhr man nie, welcher von beyden der Verfaſſer ſey. Die Marquiſe von Pompadour, ihre Gönnerin und Beſchützerinn, fragte einſt Jeden für ſich, und erhielt keine andere Antwort, als: „Wir beyde haben ſie componirt.“ — Francœur hatte das Unglück ſeinen Freund zu überleben, aber noch zehn Jahr nach deſſen Tode, wenn man dem ſieben und achtzigjährigen Greis eine ſolche Frage vorlegte, erhielt man nie eine andere Antwort.

Duret, der Leibarzt des Cardinals von Vendome, ſagte eines Tages: man müſſe Heinrich dem Vierten 23 Kayſerpillen zu verſchlucken geben; er meynte nemlich drey und zwanzig **Dolchſtiche**, wie Cäſar ſie empfangen. Der König erfuhr es, haßte den Unſinnigen, that ihm aber nie etwas zu Leide. Das machte dieſen Duret ſo unverſchämt, daß er ſich ſogar, durch Marie von Medicis, um die erledigte Stelle eines königlichen Leibarztes bewarb. „Ich kenne ihn ganz,“ ſagte Heinrich, „er ſoll froh ſeyn, daß ich ihn leben laſſe.“ — Und der edle Monarch ließ würklich einen Menſchen leben und frey herumgehn, der verſucht hatte, ſich näher an ihn zu drängen, um vielleicht jene verbrecheriſchen Worte in eine heilloſe That zu verwandeln.

Selten verdient ein Secretair — zu deutſch Geheimnißbewahrer — ſeinen Titel mit ſo vollem Rechte, als der, deſſen Louvois ſich einſt bediente. Dieſer Miniſter hatte eine ſehr wichtige Depeſche von einem auswärtigen Geſandten erhalten, und dictirte die eben ſo wichtige Antwort, die folgendergeſtalt anhub: „Sie werden ſich wundern, daß ich mich in dieſer Sache einer fremden Hand bediene; allein Sie ſollen wiſſen, daß mein Secretair ſo complett dumm iſt, daß er nicht ein Wort von dem verſteht, was er ſchreibt.“

Als der Prinz von Oranien nur noch Statthalter war, befand er ſich einſt in der Oper, wo ein Schauſpieler einen Prolog voll der ekelhafteſten, an ihn gerichteten Schmeicheleyen herſagte. „Jagt mir den Kerl von der Bühne!" rief der Prinz entrüſtet, „hält er mich denn für den König von Frankreich?"

Nach der Schlacht bey Hochſtädt lud Prinz Eugen die gefangenen franzöſiſchen Offiziere in die Oper, ließ aber dort blos fünf Prologe nacheinander abſingen, die Quinault zum Ruhme Ludwigs des XIV. gedichtet hatte. „Sie ſehen, meine Herren," ſagte er zu den Kriegsgefangenen, „daß ich Ihren König recht gern loben höre." — Wie haben ſich doch ſeitdem die Sitten der Sieger verändert!

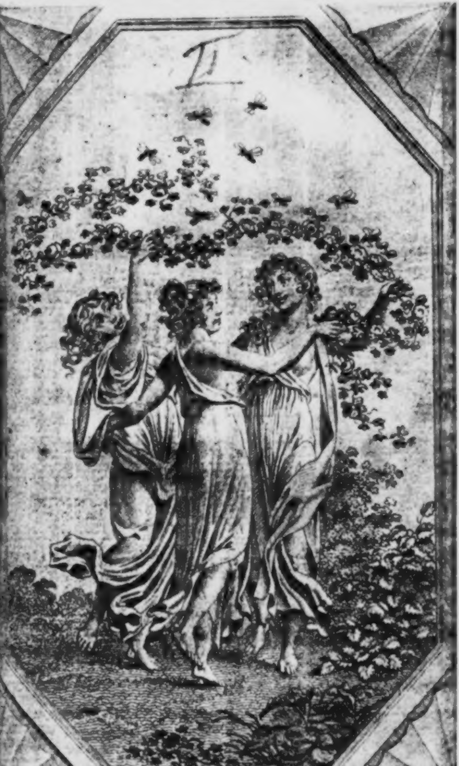
Der alte Marſchall von Villeroi pflegte zu ſagen: „So lange die Leute Miniſter ſind, muß man ihnen den Nachttopf halten, und, wenn ſie es nicht mehr ſind, ihnen den Nachttopf über den Kopf gießen." — „Wer auch Finanzminiſter werden mag," ſagte er ein andersmal, „ich erkläre zum voraus, daß ich ſein Freund, und auch wohl ein wenig mit ihm verwandt bin."

Als der Regent von Frankreich, auf Verlangen des Kardinal Dubois, der Alles über ihn vermogte, einen ſeiner Lieblinge Nocé aufopferte, wollte Jemand dieſen mit der Ausſicht tröſten, daß ſeine Ungnade nicht lange dauern werde. — „Was wiſſen Sie davon?“ fragte Nocé. — „Ich weiß es vom Regenten ſelbſt.“ — Was weiß Er davon?“ erwiederte Nocé verdrüßlich.

Der General Rivaroles hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verlohren. In der Schlacht von Nerwinden riß ihm abermals eine Kanonenkugel das hölzerne Bein weg. „Die Narren,“ ſagte er gelaſſen, „ſie wiſſen nicht, daß ich noch ein halbes Dutzend unter meiner Equipage habe.“

Der letzte Herzog von Lesdiguieres vermählte ſich in hohem Alter. „Warum thun Sie das?“ fragte ihn der Biſchoff von Orleans. — Um Kinder zu haben. — „Allein man ſagt, Ihre Gemahlin ſey ſehr tugendhaft?“

Ein Prieſter vermahnte Richard Löwenherz, er ſolle drey ſchändliche Maitreſſen abſchaffen, nemlich Ehrſucht, Geiz und Schwelgerey. „Sehr wohl,“ verſetzte Richard, „ich gebe meine Ehrſucht den Tempelherren, meinen Geiz den Mönchen, und meine Schwelgerey den Prälaten.


II

Univ. Bibl.
München

Die Biene.

Eine Quartalſchrift

von

A. v. Kotzebue.

[1.]

Zweytes Heft.

1808.

Universitäts-
Bibliothek
München

T Dbl 15

Inhalt.

Die Kraft des Glaubens. Seite 1
Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend. 38
Der beſtrafte Muthwille. 59
Livius und Salluſt. 65
Die eigenmächtigen Cenſoren. 68
Wunderſame Bekehrung einer Schauſpielerin. 72
Der Kleinigkeitsgeiſt. 102
Parallele zwiſchen Marie Stuart und Margarethe von Valois. 107
Monteſquieu und Piron. 110
Beſuch der Königin Chriſtine von Schweden in Frankreich. 113
Der heilige Ludwig. 134
Crebillon und die Ratze. 138
Die Wuth der Zweykämpfe. 142
Der geſegnete Strand. 152
d'Aubigné. 154
Ein Schreiben des Cardinal Granvella. 171

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin. S. 177
Sie und Du. 183
Das Kloſter auf Montſerrat. 186
Sobieſky. 192
Voltaire's Portrait. 196
Urtheil eines Engländers über das franzöſiſche und engliſche Theater. 200
Die heilige Catharina als Doctor der Theologie. 209
Frage. 211
Die Neutralen. 215
Quodlibet. 218

Die Kraft des Glaubens.

Luiſe ſtarb. Sie hatte das Erdenglück eines braven Mannes gemacht; ſie hinterließ ihm keine Kinder; Ernſt von Wallen blieb ganz allein. Er zählte kaum dreyßig Jahre. Ihm ſchien es, er ſey alt, denn die beglückende Liebe wohnte nicht mehr in ſeinem Herzen. Dunkel wurd' es da, ſo dunkel, daß kein Fremder den Weg hinein zu finden wußte; er ſelbſt vermied hinab zu ſteigen, verſchloß es lieber ſich und Andern. Hingegen war es hell, bisweilen allzu hell in ſeinem Kopfe. Zweifel, Grübeleyen, Spinoza und Fichte kreuzten mit ſprühenden Fackeln in dieſem Kopfe herum; kein Licht des Troſtes miſchte ſeinen ſanften Schimmer in jenen Fackelglanz.

Ernſt von Wallen gieng auf Reiſen, ſah und hörte viel, dachte über alles, fühlte wenig, kam düſter zurück, und bezog ein einſames Landgut. Zwar lief eine große Straße durch das Dorf, doch ſeine Wohnung lag ſeitwärts auf einem Hügel, in Gebüſch verſteckt. Er mied jene Straße, kein Spaziergang lockte ihn dahin; fremde Geſichter waren ihm zuwider; die wenigen Menſchen, die ihn umgaben, hatten Alle noch bey ſeinen Eltern gedient; unter ihnen auch die ehrliche Suſanne, die Wärterin ſeiner Kindheit, die ſich hoch betrübte, daß ihr guter junger Herr ſo hinwelkte, und unter ſeine Bücher ſich verſchloß, als ſey die Welt für ihn ausgeſtorben. Vergebens hatte ſie einigemal chriſtliche Troſtſprüche für ihn zubereitet; er hörte ſie freundlich, auch wohl lächelnd an, dankte ihr aber mit kurzen Worten für den guten Willen, und es blieb beym Alten.

Was der frommen Suſanne am meiſten zu Herzen gieng, war der bedenkliche Umſtand, daß ihr Herr mit keinem Fuße die Kirche betrat. Oft ſtahl ſie ſich Abends zu dem alten Gärtner, um darüber mit ihm zu ſeufzen, indeſſen Wallen auf dem Dache ſeines Schloſſes durch ein vortreffliches Sehrohr die Himmelsräume durchſpähte. Das war ſeine liebſte Beſchäftigung, in der ihn niemand ſtören durfte. Verdrüßlich wandte er ſich daher um, als die mitleidige Suſanne, troz ihrer geſchwollenen Füße, eines Abends ihm nachgeklettert war, und eine lange Erzählung anhub von einem Reiſenden, einem alten Manne, den eine ſchwere Krankheit überfallen, daß er in dem elenden Wirthshauſe, unten im Dorfe, liegen geblieben, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit fehle. Wallen, der eben die Bedeckung eines Jupiterstrabanten beobachten wollte, hörte nur halb und ſagte mürriſch: laß mich zufrieden. Das verdroß die gutherzige Fürſprecherin. Im gerechten Unwillen nahm ſie ſichs zum Erſtenmal heraus, ihr Gefühl laut werden zu laſſen.

„Man ſollte nicht eher nach den Sternen gucken,“ brummte ſie, „bis man den Leidenden auf Gottes Erdboden geholfen hat.“ — Das war ein Wort zu ſeiner Zeit. Hätte Wallen es in einem Dichter geleſen, es wäre verhallt, aber die Stimme ſeiner alten Wärterin drang in die kalte Bruſt; er ſchämte ſich.

„Du haſt Recht, Alte,“ ſagte er lächelnd und ſtand gelaſſen auf: „führe mich zu deinem Kranken.“

Die ſchnell beſänftigte Suſanne, mit Hausarzneyen und Erquickungen bepackt, leuchtete vor ihm her; die Sterne leuchteten, Wallen folgte in deren Anſchaun verloren, und hatte ſchon beynah vergeſſen, wovon die Rede war, als die Krankenſtube ſich öffnete. Von Rauch geſchwärzt, niedrig, feucht war die elende Kammer, in welcher auf hartem, ſchmutzigem Lager ein Greis ſtöhnte. Zu ſeinen Füßen, auf einem hölzernen Schemel, ſaß ein weinendes Mädchen, deſſen Thränen ſchnell verſiegten, als es, in nachläſſiger Kleidung, durch den Eintritt eines jungen Mannes überraſcht wurde. Wilhelmine ſprang auf. Ein großes Tuch, in welches ſie haſtig ſich wickelte, gab ihr die Faſſung wieder. Sie bewillkommte den Fremden mit ungezwungnem Anſtand, ihre traurige Lage gab ihr das Recht, die Förmlichkeiten abzukürzen. „Es iſt mein Vater,“ ſagte ſie ſchluchzend auf den Kranken deutend, der eben im heftigen Fieber lag. Dann reichte ſie dem Beſuchenden den einzigen vorhandenen Schemel, kniete an das Bett, und ſah ihrem Vater ſtill weinend in das glühende Geſicht.

Suſanne kramte ihre Arzneyen redſelig aus. Wallen ſtand ſich ſelbſt überlaſſen. Noch hatte er keine Sylbe geſprochen, denn er war überraſchter als die ſchöne Fremde. Von einem fremden Greiſe hatte man ihm erzählt, von deſſen Tochter kein Wort. Ein Bild des leidenden Alters anzutreffen, war er vorbereitet, nicht ein Bild der leidenden Schönheit, der rührendſten kindlichen Liebe. Es bewegte ihn und gab ihm zugleich eine behagliche Empfindung. So bald er ſich ermannt und die Sprache wieder gefunden hatte, redete er ſanft die holde Fremde an: „der traurige Zufall, der Sie betroffen, muß in dieſer öden Wohnung Sie doppelt ängſtigen. Erlauben Ihres Vaters Kräfte eine ſanfte Bewegung, ſo wollen wir ihn auf ein Landhaus tragen, wo es an keiner Bequemlichkeit ihm mangeln ſoll.“

Jetzt wandte Wilhelmine das große blaue, durch Thränen verſchleyerte Auge dankbar auf den jungen Mann, die alte Suſanne warf einen freundlichen Blick ihm zu, in dem geſchrieben ſtand: daran erkenn' ich einmal wieder meinen guten Ernſt. Nur noch Ein Zweifel entſtand: ob man den Kranken jetzt gleich hinauf tragen, folglich der Nachtluft ausſetzen, oder bis Morgen in dieſem feuchten Qualm laſſen ſolle?

Die ängſtliche Tochter wagte nicht zu entſcheiden aber Frau Suſanne, die bey ſolchen Gelegenheiten wacker durchzufahren pflegte, griff es entſchloſſen an. „Die Nacht iſt warm,“ ſagte ſie, „der Himmel heiter, die Luft erquickend. Wir ſpannen zum Ueberfluß einige Reiſe über das Bett, die wir mit doppelten Laken „bedecken, und ſo ſteh' ich dafür, es ſoll ihm „wohl thun, dieſen ſtinkenden Käficht gegen ein „freundliches Zimmer zu vertauſchen, dem die „Sonne einen guten Morgen bietet.“ — Wilhelmine nickte mit einem Lächeln, das ſie ihrer Wehmuth abzwang; ſprechen konnte ſie faſt nicht, ihre Bruſt hatte keine Luft übrig. Um aber ſchnell das beſchloſſene auszuführen, mußten Leute gerufen, Laken und Reife geholt werden. Wallen wollte gehen, doch Frau Suſanne ließ ſich das nicht nehmen. Was wußte ihr Herr davon, wo man die Laken ſuchen ſollte, da der Schrank nicht im Jupiter ſtand? auch mußte ja das Zimmer zum Empfang des Kranken bereitet werden, das konnte nur ſie mit eignen Händen gehörig vollbringen. Freylich waren ihr die Füße nicht ſo gehorſam als die Hände, aber dießmal warf ſie ihre Jahre und Beſchwer den muthig hinter ſich, wandelte fort und ließ den Philoſophen, bey einer düſtern Lampe, mit der ſchönen Leidenden allein.

Er lehnte ſich mit verſchränkten Armen an den Bettpfoſten und betrachtete ſie ſchweigend; ihr Blick hieng nur am Vater. Keine Neubegier regte ſich in ihm, zu wiſſen, wer ſie ſey? ihm kam es vor, als kenne’er ſie ſchon lange. Als aber der Kranke in einen dumpfen Schlummer fiel, der auch Wilhelminen zu beruhigen, ihre Bruſt zu erleichtern ſchien, da ſtand ſie behutſam auf, näherte ſich dem gaſtfreundlichen Manne und ſprach leiſe:

„Sie wollen uns beherbergen, ohne uns zu kennen?“

„Wozu iſt das vonnöthen?“ flüſterte Wallen, „Sie mögen ſeyn wer Sie wollen, der „Hülfsbedürftige braucht weder Stand noch „Nahmen.“

„Unſere Geſchichte iſt kurz,“ ſeufzte Wilhelmine, „mein Vater iſt Landprediger in der

„Schweiz unweit Zürch. Wir waren ſehr
„glücklich, bis ein furchtbares Uebel die Geſundheit
„meiner Mutter zerſtörte. Sie hatte eine
„ſchwindſüchtige Nachbarin Tag und Nacht gepflegt,
„hatte, trotz der Warnung des Arztes,
„den vergifteten Athem oft in ſich geſogen, und
„als die Kranke endlich ſtarb, trug auch meine
„Mutter ſchon den Keim des Todes in ihrer
„Bruſt. Sie kränkelte lange. Mein Vater,
„der ſie unausſprechlich liebte, ſuchte Hülfe nah
„und fern, wandte große Koſten auf, die er,
„mit ſeinen geringen Einkünften, nur durch Entbehrung
„jedes Lebensgenuſſes beſtreiten konnte.
„Alles vergebens! — Endlich rieth man ihm
„eine Reiſe ins Bad als die einzige letzte Hoffnung.
„Er verkaufte ſeine Bücher und Alles,
„was er heimlich bey Seite ſchaffen konnte, ohne
„daß die Kranke es gewahr wurde. Wir
„reiſten, langſam, koſtbar und beſchwerlich,
„aber die Hoffnung war unſer Begleiter. —
„Sie verließ uns nur zu bald! — Zwar, in
„den erſten Tagen unſers Aufenthaltes im Bade,

„ſchlich der Lebensfunke meiner Mutter wieder „aufzuglimmen, aber es war die lezte Anſtrengung der erſchöpften Natur. — Sie ſtarb!“

Ein ſanftes Schluchzen, das, um den Kranken nicht zu wecken, Wilhelmine mit Gewalt zu unterdrücken ſtrebte, unterbrach hier die Erzählung. Wallen dachte an Luiſen und war tief bewegt. Die holde Fremde, nachdem ſie ihren Schmerz bekämpft, fuhr fort:

„Jetzt ſind wir auf der Heimkehr begriffen, „die wir zu Fuß antreten mußten, da meiner „Mutter Begräbniß nur wenige Thaler uns „noch übrig gelaſſen. Mein Vater iſt alt — „zwar noch rüſtig und von Jugend auf an Fuß„reiſen gewöhnt; auch zweifle ich nicht, er wür„de die mühſelige Wanderung glücklich überſtan„den haben, wenn er nicht zugleich des Kum„mers ſchwere Bürde hätte tragen müſſen. „Dieſe warf ihn nieder! ach! ich fürchte, ſie „wird ihn in's Grab drücken! — Schon ge„ſtern wurde es ihm ſauer, ſeinen Weg fortzu-

„ſetzen, ob ich gleich allein unſer kleines Gepäck trug. Er machte ſich ſtark, er wollte es „mir und ſich ſelbſt verheelen, daß ſeine lezte „Kraft ſchwinde. Noch dieſen Morgen rang „ſeine ſtarke Seele mit dem erſchöpften Körper. „Wir giengen — er ſchritt vor mir her, und „ſang mit lauter Stimme ein Morgenlied; aber „plötzlich hielt er inne, wurde bleich, ihn überfiel ein Zittern — und hätte Gottes Engel „mich nicht geſtärkt, ihn faſt zu *tragen*, ſo „hätt' er auf der Landſtraße verſchmachten müſſen. Zum Glück war dieſes Dorf nicht fern. „Kaum hatten wir es erreicht, als das Fieber „ausbrach. Hier war ſein leztes Wort: *ach!* „*was ſoll aus Dir werden!* gleich darauf phantaſierte er und kannte mich nicht mehr. „Ich Unglückliche! ſoll ich ganz verwayſt in einer „fremden Welt allein bleiben!?“

Sie weinte heftig. Wallen tröſtete ſie ſtammeld, denn er ſelbſt war bis zu Thränen gerührt. „Blos Erſchöpfung,“ ſprach er, „hat „den Greis zu Boden geworfen; Erquickung,

„Ruhe werden ihn wieder aufrichten. Beyde „findet er in meinem Hauſe ſammt der herzlichſten „Theilnahme, denn auch ich hab' ein geliebtes „Weib begraben!"

Jetzt keuchten Wallen's Bediente herbey, beladen mit Allem, was der Kranke brauchen und nicht brauchen konnte, denn Frau Suſanne mochte in ſolchen Fällen lieber zu viel als zu wenig thun. Das Bett wurde verabredetermaſſen umhüllt, ſanft aufgehoben und fortgetragen. Wallen reichte der Tochter ſeinen Arm, beyde folgten dicht hinter den Trägern. Wallen ſah auf dem Heimwege nicht ein einzigesmal nach den Sternen, obgleich ihr helles Flimmern ihm willkommen ſchien, denn er beobachtete fleißig, wie es von dem holden Antlitz ſeiner Gefährtin zurückſtrahlte. Dieſe weinte heftiger als zuvor: es ſey ihr zu Muthe, ſagte ſie, als folge ſie noch einmal der Bahre ihrer Mutter. Dabey wachte ſie ängſtlich über jeden Schritt der Träger, warnte vor jedem Steine.

Als man endlich nah am Schloſſe die alten Linden erreichte, und in deren Schatten ſtill, wie die umgebende Nacht, fortwandelte, da glich der Zug fürwahr einem Leichenconduct. Wilhelmine mußte, um nicht zu ſinken, Wallen's Arm feſter umklammern. Aber auf den Stufen des Schloſſes gewann ſchon Alles ein freundliches Anſehn; da ſtand der alte Gärtner mit flackernden Kerzen, und die Treppe war hell erleuchtet; und oben öffnete ſich ein hohes, luftiges Zimmer, von Frau Suſanne wohl durchräuchert; ein ſchwellendes Bett, von Frau Suſannen wohl durchwärmt, ſtand zur Aufnahme des geliebten Kranken bereit. Er wurde ſanft hinein gehoben, erwachte zwar bewußtlos, doch kaum genoß ſein ſiecher Körper die lang entbehrte Bequemlichkeit, da entſchlummerte er ſanfter als zuvor. Frau Suſanne ſchickte ſich an, bey ihm zu wachen, aber Wilhelmine lächelte und wiegte das Haupt, als wollte ſie ſagen: wie kann man doch mir dieſes Recht ſtreitig machen wollen? — Ein Sofa, dicht neben dem

Krankenbett, war zwey Wochen hindurch ihr vom Schlafe ſelten begrüßtes Lager.

Wallen hatte richtig prophezeyt. Ruhe, Wein und freundliche Zuſprache des biedern Wirths, anderer Arzeneyen bedurfte der Greis zu ſeiner Erhohlung nicht. Schon in der dritten Woche konnt' er das Bett verlaſſen.

Eines Tages, als Wallen leiſe die Thür öffnete, um, nach ſeiner Gewohnheit, dem Kranken einen Morgenbeſuch abzuſtatten, erblickte er Vater und Tochter auf den Knieen, betend und dem Himmel dankend, der in der höchſten Noth ihren feſten Glauben an ihn belohnet. Die Betenden kehrten ihm den Rücken zu. Er zog die Thür leiſe wieder an ſich, um ſie nicht zu ſtören, und gieng eine halbe Stunde im Garten auf und nieder. „Wer doch auch ſo beten könnte!“ dachte er bey ſich ſelbſt. „Es iſt wohl „eine beneidenswerthe Kraft, die Kraft des „Glaubens, doch erwerben läßt ſie ſich „nicht; ſelbſt aus den himmliſchen blauen Au-

„gen dieſes guten Mädchens vermag ich ſie nicht „zu ſchöpfen.“

Auch Frau Suſanne hatte die Fremden betend angetroffen und mit frommer Neugier belauſcht. Der Vater ſprach zu Gott mit ſolcher Inbrunſt, die Tochter hörte ihm mit ſolcher Andacht zu, daß beyde den leiſen Schritt der Wärterin nicht vernahmen. Die gute Alte, obgleich einer andern Secte zugethan, und ſonſt eben kein Muſter der Toleranz, blieb gerührt ſtehn, faltete ihre Hände, betete weinend mit, und als mit erquickten Seelen die Gäſte ſich aufrichteten, einander in die Arme ſanken, da machte ſie ihrem Herzen Luft. Nach einem wohlgemeynten, doch etwas breit vorgetragenem Glückwunſch zur Geneſung, rühmte ſie die Frömmigkeit der lieben Gäſte, ſprang auf ihren Herrn über, ſagte viel Gutes von ihm, wußte über nichts zu klagen als über ſeinen Unglauben. Dieſen bejammerte und beſeufzte ſie mit unerſchöpflicher Redſeligkeit, nur dann und wann durch eingeſchobene Erzählungen ſich unterbrechend; wie ſie ihn ſelbſt auf ihren Armen getragen, ihn als Knabe die ſchönſten Gebete gelehrt, und nun doch erleben müſſe — — hier ſtockte ſie; ein düſtrer Blick, ein Schauder verriethen, was ſie nicht auszuſprechen wagte: daß ſie ihren Herrn für ewig verdammt hielt!

Der Prediger wollte ſie durch die Bemerkung tröſten: daß Gott nicht den Glauben, ſondern den Wandel richten werde; allein er wurde deutlich gewahr, daß durch dieſe Aeußerung er ſelbſt in Frau Suſannens Augen zum Ketzer herabſank. Sie ſchüttelte das Haupt und gieng, einen Blick auf ihn werfend, in welchem Mitleid und Abſcheu kämpften.

In den nächſten Tagen hörte Wallen mit Beklemmung ſeine dankbaren Gäſte von baldiger Fortſetzung ihrer Reiſe ſprechen. Er hatte in den wenigen Wochen an ihren Umgang ſich gewöhnt; Wilhelminen täglich zu ſehn, war ihm Bedürfniß geworden. So lange ſie ihren Vater in Gefahr wähnte, alle ihre Gedanken und Empfindungen nun in ihm ſich ſammelten, ſo lange hatte ſie keine Augen und karge Worte für den freundlichen Wirth. Doch als der Greis mit jedem Tage neue Kräfte gewann, that ſich auch die ſchöne Blume wieder auf, die, während des Ungewitters, ihre Blätter zuſammen geſchmiegt hatte; Wilhelmine entwickelte einen Geiſt, der ihres Herzens würdig war. — Nicht ſelten wurde Wallen von dem Gedanken beſchlichen und ergriffen: wie? wenn ſie dir Luiſen erſetzte? Gern hieng er ihm nach, und ſuchte jede freundliche Seite ihm abzugewinnen.

Nur ein ſcheues Mißtrauen hielt ihn zurück, ſich zu erklären. Luiſe hatte ihn geliebt wie er ſie. Wilhelmine konnte ihn noch nicht lieben und würde es vielleicht nie. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht bloße Dankbarkeit, oder wohl gar die Rückſicht auf ſeinen Wohlſtand, die zweyte Gattin ihm zuführen werde? — darum verſchloß er ſein Herz mit Gewalt, ſo wohl es ihm auch that, daß, nach dem langen Winter, endlich einmal eine milde Frühlingswärme hinein gedrungen war. Zwar faßte er den Entſchluß, ſeine Gäſte ſelbſt nach der Schweiz zu begleiten, allein er überredete ſich, es geſchehe nur, um dem kaum Geneſenen, dem er Geldhülfe anzubieten ſich ſcheute, mit geziemender Schonung einen Wagen aufzudringen.

„Ich war noch nie in der Schweiz," ſagte er mit möglichſter Unbefangenheit zu dem Greiſe, „die Schilderungen Ihrer Tochter haben die „ſchlummernde Neubegier geweckt, die mich „ſchon ſeit Jahren spornte, dieß ſchöne Land zu „beſuchen. Mich hindert hier kein Geſchäft, „ich begleite Sie. Mein Reiſewagen iſt bequem und geräumig; wir fahren mit einander, „und ich entgehe zugleich dadurch der ängſtlichen „Sorge, daß unterwegs ein Rückfall Sie aufs „neue in hülfloſen Zuſtand verſetzen könnte. Ich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis „ich Sie wohlbehalten vor Ihre eigene Wohnung gebracht."

Oswald, ſo hieß der Schweitzer, drückte ihm bewegt die Hand, und Wilhelminens dankbarer Blick und tiefer Athemzug bekannten, ihr ſey eine drückende Angſt vom Herzen gewälzt. Die Reiſe wurde angetreten; Wallen ſaß der ſchönen Wilhelmine den ganzen Tag in einem ziemlich engen Wagen gegenüber; ſo oft er oder ſie die Augen aufſchlugen, mußten ihre Blicke ſich begegnen; bey dem kleinſten Stoß des Wagens berührten ſich ihre Kniee. Für einen jungen Mann iſt ſolch eine Lage gefährlich, er möge übrigens Philoſoph oder Sternenbeobachter ſeyn, ſo viel ihm beliebt. Wahr iſts, die Hälfte der Gefahr hätte wohl können vermieden werden; es war ja noch ein leerer Platz im Wagen, Wallen durfte ſich ja nur dem Alten gegenüber ſetzen, ſo würde ſein aufblickendes Auge deſſen frommes Antlitz getroffen haben, und jede bedenkliche, obgleich zufällige Berührung wäre unterblieben. Aber — es hatte ſich nun einmal beym erſten Einſteigen ſo gemacht; vielleicht in aller Unſchuld, um dem Greiſe mehr

Bequemlichkeit zu verſchaffen; und jetzt dachte niemand daran, es abzuändern. Zugleich mit dem Sturm auf Wallens Sinnlichkeit that die Liebe noch einen härtern Angriff auf ſein unverwahrtes Herz. Der ſchöne Mund gegenüber lächelte nicht blos zum Entzücken, ſondern ſprach auch geiſtreiche Worte. Die ſchönen blauen Augen beſchämten nicht blos die Kornblume, an der man vorüberfuhr, ſondern verriethen auch nicht ſelten tiefes Gefühl. Mit jedem Tage trat Luiſens Bild um einige Schritte weiter in den Hintergrund, und wurde dort mit Vergißmeinnicht geſchmückt, während man im Vorgrunde Wilhelminen Roſen ſtreute. Nach drey allzukurzen Wochen erreichten ſie endlich das ruhige Thal, Oswalds Wohnung. Mit ſehr verſchiedenen Gefühlen erblickten ſie es zum Erſtenmal von einer Anhöhe.

Wallen bog ſich aus dem Wagen, und überſchaute mit behaglicher Neubegierde die reizende Gegend. Als er den Kopf zurückzog, wurde er gewahr, daß Vater und Tochter ſich die Hand gereicht und ſtille Thränen vergoſſen. Beyde ſchwiegen und theilten nur durch einen Händedruck ſich den erneuerten Schmerz um die Verlorne mit. Doch heftiger brach die Wehmuth aus, als ſie nun die öde Wohnung betraten, und jedes Zimmer, jeder Gegenſtand an die Lebensgefährtin erinnerte, die ſie nicht wieder mit zurück brachten. Wallen ehrte den gerechten Schmerz, indem er in dieſen erſten Augenblicken ſie von der Gegenwart des Fremdlings befreyte. Er ſtrich einige Stunden in dem ſchönen Thale umher, das von einem tiefen, in einen mahleriſchen See hinab wogenden Strome durchſchnitten wurde, deſſen Ufer Weingärten ſchmückten. Als er zurückkam, fand er den Greis, aus deſſen Antlitz eine ſanfte Heiterkeit ſtrahlte, von ſeinen herzuſtrömenden Pfarrkindern umringt. Ein jeder begrüßte den lange entbehrten Vater mit einem traulichen Handſchlag, beklagte den allgemeinen Verluſt mit rührender Herzlichkeit, erzählte, was während des Pfarrers Abweſenheit im Thale ſich zugetragen. Mit freundlicher Aufmerkſamkeit hörte Oswald einem Jeden zu, wenn gleich bisweilen die unbedeutendſten Dinge aus des Erzählers Hausweſen lang und breit ihm vorgetragen wurden.

Wilhelmine war ſehr beſchäfftigt mit einem Nachbars Kinde, einem kleinen Bauermädchen, welches von ihrer Mutter erzogen worden war. Sie wollte nun das Kind an ſich gewöhnen, die verlorne Wohlthäterin ihm erſetzen.

Mitten in dieſem frohen Gewühle hörte man eine Glocke ertönen. „Die Glocke ruft zur Betſtunde,“ ſagte Einer der älteſten Bauern, „kommt Kinder, heute iſt unſer Pfarrer zu ermüdet, heute müßt ihr ſchon noch Einmal, ſtatt ſeiner kräftigen Worte, mich einen Pſalmen leſen hören.“ — „Nein,“ rief Oswald, „ich gehe mit Euch. Danken will ich Gott, daß er mich wieder unter meine Kinder geführt, und zugleich noch Einmal das Andenken der Entſchlafenen feyern.“

Alle giengen. Wallen folgte uneingeladen. Seit vielen Jahren hatte er kein Bethaus betreten, oft geſpöttelt über Würkungen, die ſeiner Vernunft unbegreiflich blieben. Heute ergriff ihn doch eine ſeltſame feyerliche Empfindung, als er in den einfach geſchmückten Saal trat: in deſſen Hintergrunde ein weiſſer Vorhang eine kleine Orgel barg. Wilhelmine zog den Vorhang auf, verſchwand hinter demſelben und verſchloß ihn wieder.

„Meine Tochter iſt unſer Organiſt,“ ſagte der Alte im Vorbeygehen zu Wallen, „Sie dürfen aber nicht zu viel erwarten, denn nur ihre Mutter war ihre Lehrerin.“ — In dieſem Augenblicke hub Wilhelmine an, wehmüthig zu phantaſiren, und als nach und nach die Töne abſtarben, fiel plötzlich die ganze Gemeinde mit einem Geſange ein, der die Todten glücklich prieß, und den Troſt der Unſterblichkeit erhob. Wallen war erſchüttert; er verſuchte umſonſt, über ſein Gefühl zu vernünfteln. Wilhelmine, die aus dem Innerſten ihrer Seele mit Kraft und

Feſtigkeit accompagnirte, zog ſein Ohr und Herz hinter den weiſſen Vorhang. Als der Geſang verſtummte, wurden ihre Töne ſanfter, gehaltener — und immer ſanfter — immer hinſterbender — man hörte ſie vernehmlich ſchluchzen. Ihr Vater ſtand auf, um zu beten. Blaß, mit zitternder Stimme hub er an, kaum verſtändlich waren ſeine erſten, leiſen Worte; Thränen hiengen an ſeiner grauen Wimper, Thränen kämpften mit ſeiner Stimme. Aber er ermannte ſich und triumphirte über ſeinen Schmerz. Sein Blick ſchweifte über die Gräber hinaus; ſein Geiſt erhob ſich zu den Hoffnungen einer beſſern Welt; immer feſter, immer männlicher wurde ſeine Stimme, immer glänzender ſein Auge; und als er die lezten Worte von Klopſtock entlehnte:

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du
Mein Staub nach kurzer Ruh,
Unſterblichs Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben,
Halleluja!

da ſtand er mit erhabenem Haupte, ein Jüngling mit grauem Haar. Sonderbar bewegt verließ Wallen das Bethaus. Sein Herz, im Widerſpruch mit ſeinem Kopfe, war ſo voll, daß er zum Erſtenmal an dieſem Abend über Religion und Glauben mit dem Greiſe ſprach, und ſeine Denkart, ſeine Zweifel unverhüllt äußerte. Nie hatte Oswald ein ſolches Geſpräch veranlaßt, auch jetzt ſchien es ihm nicht erwünſcht.

„Es giebt Menſchen," ſagte er zu dem Philoſophen, „die keinen Sinn für Muſik haben, die nicht begreifen können, wie Harmonie auf Seelen würkt; dennoch wagen ſie nie, ſolche Würkungen wegzuleugnen, weil ſie täglich an Tauſenden ſie wahrnehmen. Wie? wenn es mit dem Glauben eine ſolche Bewandniß hätte? So wenig als ich den gering ſchätze, der der Töne Zauber nicht begreift, eben ſo wenig kann ich den verdammen, an dem der Glaube keine Kraft beweißt. Nur bedauern kann ich ihn, denn er entbehrt, was jedes Glück erhöht, jedes Unglück mildert."

Wallen ſchwieg, wünſchte ſich eine ähnliche Ueberzeugung, konnte ſie nicht erlangen, und tröſtete ſich mit dem Bewußtſeyn, daß er ihm nicht entgegen ſtrebe. Aber lebhafter fühlte er mit jedem Tage, daß eine Wohnung unter dieſen guten Menſchen, eine Verbindung mit dieſem holden Mädchen das verlorne Glück ſeines Lebens ihm wieder ſchenken werde. Nur eine Bedenklichkeit hielt ihn noch zurück. Mißtrauiſcher gegen ſein Herz als gegen ſeinen Kopf, befürchtete er, blos der Reiz der Neuheit übe ſeine Gewalt über ihn, oder Sinnlichkeit wolle ihn umſtricken. Um nun die Stärke und Dauer ſeiner Empfindungen zu prüfen, beſchloß er, das ſtille Thal und das ſchöne Mädchen noch einmal zu verlaſſen, ohne die geheimen Wünſche ſeines Herzens zu verrathen; und wenn er in der Heymath, im Kreiſe gewöhnlicher Beſchäftigungen, in der Nähe von Luiſens Grabe, noch daſſelbe empfände; wenn unbezwingliche

Sehnſucht ihn zu Wilhelminen zöge, dann wollt' er ſchriftlich um ſie werben, ſein Gut verkaufen, ſeine ehrliche Suſanne mit aufpacken, und für immer in dem friedlichen Thale ſich niederlaſſen.

Mit dieſem Vorſatz nahm er Abſchied. Des Vaters rührender Dank, der Tochter Thränen begleiteten ihn. So ſchnell die Wochen verſtrichen waren, in welchen er, Wilhelminen gegenüber, die Hinreiſe vollbrachte, ſo langſam krochen die wenigen Tage, deren er zur Heimkehr bedurfte. Zu Hauſe gieng nun Alles den alten trägen Gang. Er überſah, mit gleicher Verdroſſenheit, das Stückchen Erde, das ihm zugehörte, und den ganzen Himmel, der ihm vormals auch eine Art von Eigenthum zu ſeyn ſchien. Jetzt ließ er oben den lieben Gott und unten Frau Suſannen nach Gefallen walten; und wenn er auch in einer heitern Nacht hinter ſeinen Fernröhren ſaß, ſo trug das Auge doch die Phantaſie nicht mehr in jene unermeßlichen Räume, denn die behalf ſich jetzt in einem engen Schweitzer Thale. Hundert Bücher fieng er an zu leſen, keines endigte er. Hundert Geſchäfte machte er ſich, bald im Felde bald im Garten, keins zog ihn an. Doch hatte er die Gewalt über ſich, ſeinem Vorſatz getreu, den ganzen Sommer auszuhalten, um zu prüfen, ob die Zeit den Eindruck ſchwächen werde. Als er aber fühlte, daß der feuchte Herbſt mit ſeinen dunkeln Abenden die Sehnſucht nur vermehre, da ergriff er an einem heitern Morgen raſch die Feder, ſchrieb an Vater und Tochter, trug ſeinen Wunſch mit herzlichen Ernſt vor, verſiegelte die Briefe haſtig und ſchickte ſie auf die Poſt. Die zehn Tage, in welchen er auf Antwort harren mußte, zählte er ſehr bedächtig jeden Morgen beym Erwachen, jeden Abend beym Entſchlummern, und er, der einſt Cometenbahnen berechnet hatte, *verrechnete* ſich jetzt alle Augenblicke.

Schon am zweyten Tage fand er ſich gedrungen, mit irgend einem menſchlichen Weſen von ſeinen Hoffnungen zu ſprechen, wenn das Herz ihm nicht zerſpringen ſollte. Da war nun Niemand als Frau Suſanne. Die fragte er um Rath, nachdem ſchon längſt alles beſchloſſen und eingeleitet war. Die Alte, hoch entzückt über die ungewohnte Ehre, vergalt ihm reichlich durch ein gefälliges Ohr, durch ein breites Geſchwätz, mit welchem ſie unbedingten Beyfall und hundert kleine Bemerkungen über die liebe fremde Mammſell ausſchüttete; denn ihr Scharfſinn hatte beym Aus- und Ankleiden manches beobachtet und gehört, was einem Liebhaber nicht gleichgültig ſeyn konnte. Täglich mußte ſie daſſelbe wiederholen, Wallen wurde nicht müde es zu hören, und ſo betrog er ſich nun die ewigen zehn Tage.

Endlich kam die Antwort. Sie entſprach ſeinen heiſſen Wünſchen, und zwey Stunden nachher ſaß er ſchon im Reiſewagen. Frau Suſannens Thränen, Segen und Gebet begleiteten ihn. Daß er Tag und Nacht den lieben Bergen zueilte, daß kein böſer Herbſtweg, kein ausgeſchwollener Strom ihn aufhielt, begreiſt Jeder, der Einmal in ſeinem Leben zu der fernen Geliebten flog. Schon am Morgen des vierten Tages hoffte er das ſtille Thal zu erreichen, aber ein unaufhörlicher Regen hatte die Wege ſo verwüſtet, daß ihm nur mit Mühe, durch Geld, Bitten und Fluchen gelang, ziemlich ſpät am Abend bis zu dem Ufer des wohlbekannten Sees vorzudringen.

Nun glaubte er überwunden zu haben, denn im Sande war die Fahrt ſicher, am jenſeitigen Ufer lag Oswalds Kirche, und etwa tauſend Schritt von dieſer Kirche deſſen friedliche Wohnung. Wallen hatte, troz des Regens, ſein Verdeck zurück geſchlagen, und ſuchte die lezte Geduld, die das langſame Umkreiſen des Sees nothwendig machte, durch ſtarre Blicke nach der Gegend zu feſſeln, wo er nun bald der liebevollſten Bewillkommung ſich zu erfreuen hatte. Ein Licht ſchimmerte ihm von dort herüber, ein heller Schein, der ſich ſogar etwas zu nähern ſchien, einen langen, zitternden Strahl auf den See warf, bald auf wenig Augenblicke hinter Bäumen verſchwand, bald wieder glänzender hervorſtrahlte. Als der Reiſende ſich näherte, unterſchied er mehrere Fackeln, die im dichten Nebel ſich hin und her bewegten, doch keinen Träger konnt' er noch erkennen. Die müden Pferde zogen Schnecken gleich durch den tiefen Sand. Er ſprang aus dem Wagen, eilte den Fackeln entgegen, und als mit jedem Schritte, jedem Sprunge die durch ſie erleuchteten Gegenſtände deutlicher wurden, erkannte er bebend einen Leichenzug, der langſam feyerlich der Kirche zuſtrebte. Wilhelminens Vater war ſein erſter Gedanke. In wenigen Augenblicken hatte er die lezten ſchwarzen Männer erreicht.

„Wen begrabt ihr?“ fragte er einen Fackelträger mit heiſerer, kaum vernehmlicher Stimme.

Wilhelmine Oswald war die Antwort. — „Du lügſt!“ heulte Wallen, indem er ſich, um nicht zu ſinken, mit beyden Händen an den Schwarzmantel klammerte. Ach! es war nur allzuwahr! — vor wenigen Tagen ſpielte das kleine Bauermädchen, Wilhelminens Zögling in des Pfarrers Weingarten am Strome, während die holde Pflegmutter den Winzern eine Erquickung brachte. Auf einem ſchlüpfrigen Steine glitt das Kind aus und fiel hinab. Wilhelmine hörte ſein Geſchrey, ſtürzte hinzu, ſah es mit den Wellen kämpfen, warf ſich ihm nach, wurde vom Strom ergriffen. — Die Winzer eilten herbey, ſprangen in einen Nachen, zogen beyde leblos an's Ufer. Nach langen, vergeblichen Bemühungen, den erſtickten Lebensfunken wieder anzufachen, athmete endlich das Kind aufs neue, aber Wilhelminens Geiſt war ſchon bey ihrer Mutter.

Dieſe Erzählung vernahm der unglückliche Wallen von dem Fackelträger, indem er, an ihn ſich haltend, kaum ſeiner Sinne mächtig, hinter dem Sarge der Braut her wankte. „Und ihr Vater?“ ſtammelte er. — Der, hieß es, trägt ſein Leiden mit frommen Heldenmuth. Schon iſt er in der Kirche, um die Lei-

che

che zu empfangen, und die lezte Pflicht der Liebe mit ſeiner Amtspflicht zu verbinden.

Der Zug war jezt an der Pforte des Kirchhofes angelangt, wallte über die Gräber in den düſtern Tempel, von deſſen Gewölbe nun der Fackelſchein wiederſtrahlte. Unfern vom Altare ſaß der Greis und betete. Als der Sarg in der Mitte der Kirche niedergeſezt worden, entſtand eine ſchauerliche Stille, nur hie und da in einem Winkel von leiſem Schluchzen unterbrochen. Wallen ſtand mit brennendem Haupte, eiskalten Gliedern, trocknen Augen, und ſtarrte bald nach dem Sarge, bald nach dem Vater hin.

Jezt erhub ſich der Greis. An einem Stabe, deſſen er heute zum Erſtenmal bedurfte, wankte er zum Altare; doch ſo bald er dieſen erreicht, lehnte er den Stab von ſich, ſtand feſt mit aufgehobnen Händen und begann: „Allmächtiger! wir danken dir, daß du, im Uebermaaß irdiſcher Leiden, uns deinen Glau

„lenstroſt gewähreſt! — Ja in dieſer fürchterlichen Stunde, in der ich alter Mann die einzige Tochter beweine, ſendeſt du deine Himmelstochter, den Glauben, mir herab. „Den Stab, der mich hieher geleitet, hab' ich „muthig von mir geworfen, und ſtehe nun hier, „gelehnt auf den Stab des Glaubens. — „Wir ſind unſterblich!“ — Er ſchwieg eine Weile. Große Tropfen rollten über ſeine bleichen Wangen. „Dieſer Thränen,“ fuhr er fort, „darf die menſchliche Schwachheit ſich nicht „ſchämen. Sie fließen einem einzigen, geliebten, liebenswerthen Kinde, der lezten Freude „und Hoffnung meines Alters! Doch Gott hat „alles wohl gemacht! ſie ſtarb im edelſten Beruf, „ſie ſtarb, ein Engel, und lebt jezt ewig unter „Engeln! — Ja, ſie lebt!“ rief er plötzlich mit ſtarker Stimme, daß die hohen Gewölbe den Ton hundertfach wieder gaben, und Wallens Bruſt mächtig erſchüttert wurde; „ſie lebt! „ich werde ſie wieder ſehen! bald! — bald! — „— Wir Alle gehören nicht zu den Unglückli

„chen, deren kalte Vernunft die Herzen ver„ſchließt; wir glauben an einen Gott! wir „glauben an Unſterblichkeit! — und ſo „ſegne ich dieſe theuren Ueberreſte — ſo ſegne „ich Euch, meine theuren Kinder — und gelobe „an dieſer heiligen Stätte, meine Pflichten nach „wie vor treulich zu erfüllen, bis Gott mich „ruft!“ — Jetzt wandte ſich der Greis, griff beherzt nach ſeinem Stabe, folgte dem Sarge bis zur Gruft, ſah ihn hinab ſenken, warf die erſte Schaufel Erde darauf, und wurde dann in ſeinen Wagen gehoben, der ihn zurück in die öde Wohnung brachte.

Wallen folgte dieſem Wagen, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er that. Kaum war der Pfarrer ausgeſtiegen, als Wallen, ſtumm und bleich wie ein Geiſt, zu ihm trat. Der plötzliche Anblick des erwarteten Sohnes erſchütterte den Alten heftig, mit lautem Schluchzen ſank er in ſeine Arme. Aber Wallens Auge blieb trocken.

Der Greis, der Alles verlohren hatte, fand noch Kraft in ſich, den Jüngling zu tröſten. Jeden Morgen erneuerte er den Verſuch, den Glauben an das Heiligſte in Wallens lechzende Bruſt zu pflanzen. Vergebens! — Der Unglückliche ſchämte ſich ſeines Herzens, wenn es bisweilen überwältigt wurde; grollte dann gleichſam mit dem ehrwürdigen Manne, und erlaubte ſich kalte, bittere Spöttereyen über deſſen erhabenſte Gefühle. Oswald ſchwieg ſeufzend. Nur Einmal ſagte er mit ſanftem Ernſt: „Ihre „Philoſophie kann mir mein Erdenglück nicht „wiedergeben; warum will ſie denn meine Hoffnungen mir rauben? Troſt ſchenkt mir mein „Glaube; Ihre Vernunft ſtürzt mich „in Verzweiflung!“ — Das Wort traf den Elenden. Es war, als habe die Verzweiflung in ſeinem erſtarrten Buſen geſchlummert, und ſey durch den Ausruf ihres Nahmens plötzlich erweckt worden. Luiſens Verluſt hatte ihn tief gebeugt, Wilhelminens Tod zermalmte ihn. Ein beſeſſenes Glück verliert man leichter als ein gehofftes.

Seit jenem Tage wurde ſein Betragen unheimlich. Er nahm faſt keine Nahrung mehr zu ſich; trank nur Wein, bisweilen viel; ſprach mit Niemand; wich dem Alten aus; ſchlief am Tage; ſchweifte in der Nacht durch das Thal. Sein liebſter Ruheplatz war die Stelle am Ufer des Stromes, wo Wilhelmine ſich in die Wellen ſtürzte. Da ſuchte man ihn, ſo oft er lange vermißt wurde — da fand man ihn gewöhnlich — eines Morgens nur noch ſeinen Hut und ſeine Schreibtafel — den Leichnam warf der Strom nahe am Kirchhof aus, wo er ſtill neben Wilhelminen begraben wurde. In der Schreibtafel fand der Greis die an ihn gerichteten lezten Worte:

„Ich habe mit Ernſt gekämpft,
„um Ihren Glauben zu erringen —
„es iſt mir unmöglich — Gott hat
„mir dieſen Sinn verſagt — darum
„wird und muß er mir verzeihen.
„Sie, mein Vater, werden mich bey

„dauern, und vielleicht verdam„men."

„Das ſey ferne!" ſchluchzte der Greis. „Mir ſteht nicht zu, ergrübeln zu wollen, war„um der Schöpfer dieſem Unglücklichen ſeine „koſtbarſte Himmelsgabe verſagte? nur danken „kann ich ihm, daß er ſie mir gewährte!" — So lebte er noch Jahre lang durch die Kraft des Glaubens, ein Vater aller Thalbewohner, ein zärtlicher Vater des aufblühenden Mädchens, deſſen Leben Wilhelmine mit dem ihrigen erkauft hatte. Sie war es, die ihm die Augen zudrückte.

Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend.

Eine hiſtoriſche Unwahrheit — ſagt Mallet du Pan — die einmal zwanzig Jahre lang im Umlauf geweſen, kann oft nachher in Jahrhunderten nicht wieder ausgerottet werden. Betrifft ſie mächtige, glückliche Fürſten, ſo dienen leider die Geſchichtſchreiber ſelbſt ihr zu Zeugen gegen die Wahrheit, wie ſchon Horaz Walpole in Anſehung Richard des Dritten bemerkt hat, und wie wir bis auf den heutigen Tag täglich bemerken können. Betrifft ſie Lehren, Meynungen, Partheyen und dergleichen, bey welchen es darauf ankam, ſie geltend zu machen, ſo ſteht der Irrthum noch Jahrhunderte ſpäter unerſchüttert, denn er lehnt ſich auf Leichtglaubigkeit und Enthuſiasmus.

Beyde haben nur allzuſehr ihren Einfluß in die Urtheile über die römiſche Inquiſition behauptet: Es ſcheint freylich, obenhin betrachtet, es ſey nicht möglich eine Inquiſition zu verleumden; aber auch dem Teufel muß ſein Recht wiederfahren. Wenn die römiſche Inquiſition von einer der ſchwerſten, ihr aufgebürdeten Verſündigungen an der geſunden Philoſophie, nemlich von dem, über Galilei verhängten Urtheil, auch nicht losgeſprochen werden kann, ſo iſt ſie wenigſtens zu entſchuldigen. Dürfte man den pathetiſchen Erzählungen und Ausrufungen trauen, die in hundert gedruckten Werken bis zum Ekel wiederholt worden ſind, ſo wäre jener berühmte Philoſoph ein Opfer der Barbarey ſeines Jahrhunderts und der Dummheit des römiſchen Hofes geworden; Grauſamkeit hätte ſich mit Ignoranz verbunden, um die Phyſik in der Wiege zu erſticken, und die Herrn Inquiſitoren hätten alles mögliche gethan, um eine Grundwahrheit der Aſtronomie, ſammt ihrem Vertheidiger, auf ewig in einem Kerker zu begraben. Das iſt und bleibt aber, troz aller Declamationen, nur ein Roman. Galilei wurde nicht als guter Aſtronom, ſondern als ſchlechter Theolog verfolgt. Immerhin hätte er die Erde mögen wandeln und ſich drehen laſſen, nur mit Auslegung der Bibel mußte er ſich nicht abgeben. Feinde machte er ſich freylich, wie alle große Genies, durch ſeine Entdeckungen, das ſtrenge Richten hatte er blos ſeiner theologiſchen Streitſucht, Kummer blos ſeiner muthwilligen Rechthaberey zu verdanken.

Dieſe Wahrheit mag parador ſcheinen, aber ſie gründet ſich auf Galilei's eignes Geſtändniß; auf ſeine handſchriftlichen Briefe; auf die Berichte der Geſandten des Großherzogs zu Rom, Guichardin und Marquis Nicolini, beyde, ſo wie das Haus Medicis, Beſchützer, Schüler, und warme Freunde des herrſchſüchtigen Philoſophen. Was die ſogenannte Barbarey jener Zeiten anlangt, ſo lebten darin Taſſo, Arioſt, Machiavel, Bembo, Toricelli, Fra Paolo und andere mehr.

Um der Damen willen — die ich mir gern unter meinen Leſern denke, und die vielleicht von Galilei wenig haben reden hören — will ich eine Skizze ſeines Lebens vorausſenden. Galilei wurde 1564 zu Piſa oder Florenz gebohren; ein Kind der Liebe, wie Einige wollen, oder in rechtmäßiger Ehe erzeugt, wie Andere verſichern;

gleich viel. Sein Vater war ein florentiniſcher Edelmann, der ein geachtetes Werk über die Muſic hinterlaſſen. Ueber die Erziehung des jungen Galilei ſind die Meynungen eben ſo getheilt als über ſeine Geburt. Der Eine (Moteri) behauptet, ſein Vater habe ihn mit der größten Sorgfalt erziehen laſſen; der Andere (Bayle's Fortſetzer Chauſſerie) will, er ſey vernachläſſigt worden, und habe Alles ſeinem eignen Genie und Fleiß zu verdanken. Er legte ſich mit großem Eifer auf die Mathematik, wurde Profeſſor zu Padua, dann von Cosmus dem Zweyten, Großherzog von Toscana, nach Piſa, und endlich, als deſſen erſter Philoſoph und Mathematicus nach Florenz ſelbſt berufen. — Als er noch in Venedig war, erfuhr er, daß ein Holländer (Jacob Metius), ein Glas erfunden habe, welches entfernte Gegenſtände dem Auge nähere. Ohne dieſes Glas jemals geſehn zu haben, brachte Galilei durch eignes Nachdenken heraus, wie es beſchaffen ſeyn müſſe, und wurde dadurch der Erfinder des Teleſcops, womit er die wichtigſten Entdeckungen machte. Er ſah zuerſt Berge und Höhlen im Monde; bemerkte deſſen Schwanken; das Ab- und Zunehmen der Venus; ihre und des Mars veränderliche Größe; die Sonnenflecken und deren Beweglichkeit; die vier Jupiterstrabanten (die er mediceiſche Geſtirne nannte); er ahndete, daß deren öftere Verfinſterungen weit leichter zu Entdeckung der Länge führen könnten, als die ſeltenen Verfinſterungen des Mondes; er ſah zuerſt in der Milchſtraße und den Nebelflecken neue Sternenwelten. Alle dieſe Beobachtungen machte er ſchnell in wenigen Jahren, und Jedermann wurde von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der den Vorhang gleichſam vor Gottes Schöpfung wegzog.

Damals hatte Copernicus ſein neues Syſtem, von der Bewegung der Erde, mit deutſcher Gründlichkeit und deutſchem kalten Blut erwieſen, ſich aber weislich gehütet, jemals der Bibel zu erwähnen, um den Helden Joſua nicht Lügen zu ſtrafen. Mit heiſſem italieniſchen Blute umfaßte Galilei dieß Syſtem, begnügte ſich aber keineswegs, als eine Wahrheit der Phyſik es vom Katheder zu lehren, ſondern vermengte es alſobald mit theologiſchen Spitzfindigkeiten (dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß) und ließ die Phyſik gegen die Bibel zu Felde ziehen. Die Jacobiner — Inquiſitoren und fleißigere Beobachter ihres Vortheils als des Laufes der Geſtirne — wurden ſtutzig über die neue Lehre, ſahen den Philoſophen ſcheel an, blieben aber doch noch weit entfernt, ihm ſeine Kühnheit als Verbrechen anzurechnen. Schon das iſt zu verwundern, denn der Augenblick war ihnen günſtig. Paul der Fünfte trug die dreyfache Krone, der, nach Guichardins Bericht, „die Wiſſenſchaften, die ſchönen Geiſter und „alle Neuerungen haßte; vor dem die Gelehrten ihre Kenntniſſe verbargen, um ſich keine „ſchlimmen Händel zuzuziehen.“

Dieſe Lage der Dinge nicht achtend, und auf ſeinen Ruhm trotzend, gieng Galilei 1611 nach Rom, wo er ſeine Entdeckungen ungehindert öffentlich erwieß; den meiſten Cardinälen, Prälaten und vornehmen Römern die Sonnenflecken zeigte; mit Ehre und Beyfall, Feſten und Gaſtmählern überhäuft wurde, und von wo er drey Monat nachher ungehindert wieder abreiſte. Niemand hatte auch nur daran gedacht, ihn der Ketzerey zu beſchuldigen; Alle, die den römiſchen Purpur trugen, gehörten zu ſeinen Bewunderern. Selbſt Viviani, ſein Schüler und Biograph, oder vielmehr ſein Lobredner, ſpricht von dieſer rühmlichen Aufnahme, dieſer allgemeinen Bewunderung. Wodurch wurde denn nun aber die Ruhe des Philoſophen geſtört? — durch Mönchscabale und durch ſeinen eigenen ſprudelnden Uebermuth. Ein Jacobiner in Florenz hatte gegen die Bewegung der Erde geſchrieben und diſputirt. Wer nicht beweiſen kann, der ſchimpft und verleumdet, das iſt bekannt. Man ſuchte Galilei dem Pabſte, den Cardinälen und dem Großherzog verhaßt zu machen. Die Dominicaner blieſen in die Flamme, die Jeſuiten trugen in aller Stille Holz herbey. Cosmus der Zweyte kehrte ſich an nichts, und als ſein berühmter Schützling 1615 nach Rom citirt wurde, um ſich vor dem Inquiſitionsgericht zu ſtellen, ließ er unter ſeinem Schutz ihn dahin reiſen und in ſeinem eignen Pallaſte trinita del monte ihm eine Wohnung geben.

Die Vorurtheile, die man zu Rom gegen ihn eingeſogen, mußten die Gemüther wohl noch nicht erbittert haben, denn kaum erſchien er ſelbſt, als Alles vergeſſen war, und er von allen Seiten, wie vormals, Beweiſe der Hochachtung und Freundſchaft empfieng. Seine beſchämten Feinde ſchwiegen, und die Jeſuiten fiengen an ihm zu liebkoſen.

Triumphirend hätte er nach Florenz zurückkehren, mit philoſophiſcher Freyheit ſein Syſtem entwickeln, auf die Grundpfeiler der Phyſik und Mathematik es ſtützen mögen, nur Einmiſchung der Theologie vermeiden ſollen; dieſen klugen Rath gaben ihm der Cardinal del Monte und mehrere Glieder des Inquiſitionsgerichts; aber hitzig und eitel beſtand er darauf, dieß Gericht ſolle durchaus, über verſchiedene Stellen der Bibel, ſo denken wie Er.

Guichardin meldet in ſeinen Depeſchen: „Er foderte ausdrücklich, der Pabſt und das „Inquiſitionsgericht ſollten förmlich erklären, „das Syſtem des Copernicus ſey auf die Bibel „gegründet; er belagerte das päbſtliche Vorgemach und die Palläſte der Cardinäle; er ſtreute Schriften über Schriften aus; er hörte ſeine Freunde nicht. Nachdem er mehrere Cardinäle lange verfolgt und ermüdet hatte, ſo „klammerte er ſich endlich an den Cardinal Orſini, der wiederum dem Pabſt ſo lange und heftig zuſetzte, Galileis Begehren zu erfüllen, bis „der heilige Vater das Geſpräch kurz abbrach, „und mit dem Cardinal Bellarein überein kam, „Galilei's Behauptungen in einer Verſammlung (Congregation) am 2ten März zu unterſuchen. — Galilei betreibt dieſe Sache mit „der äußerſten Heftigkeit, und beſitzt weder

„Kraft noch Weisheit, ſie durchzuſetzen. Es „kann uns Alle noch in große Verlegenheiten „ſtürzen, und ich ſehe durchaus nicht ein, was „er, durch einen längern Aufenthalt allhier, gewinnen könnte."

So urtheilte ſein Freund und Schüler. Der Toscaniſche Hof wünſchte damals für zwey ſeiner Prinzen Cardinalshüte zu erhalten, und da er mit Recht befürchtete, dieſe theologiſchen Balgereyen mögten ſeinen Abſichten hinderlich werden, ſo rief er den unbeſcheidnen Philoſophen zurück. Galilei verließ Rom wider Willen im Juni 1616.

Und was beſchloß die verabredete Congregation? That ſie etwa dem Philoſophen weh? nicht im geringſten. Er ſelbſt ſchrieb an den Staatsſecretair des Großherzogs: „die Jacobiner mögen ſchreiben und predigen ſo viel ſie „wollen, daß das Syſtem des Copernicus ketzeriſch ſey; das Urtheil der Kirche hat ihren „Hoffnungen nicht entſprochen. Die Congrega-

„tion hat ſich begnügt zu entſcheiden, daß die
„Bewegung der Erde mit der Bibel nicht über-
„einſtimme. Nur die Werke ſind verboten,
„welche dieſe Uebereinſtimmung be-
„haupten“ — (alſo nicht die, welche die Be-
wegung der Erde lehrten) — „das Verbot trifft
„blos die ſatyriſche Schrift eines gewiſſen Car-
„meliters, die voriges Jahr gedruckt worden.
„Ich für meine Perſon bin bey dem
„Urtheil weiter nicht intereſſirt.“

Vor ſeiner Abreiſe ließ ihn Bellarein noch einmal zu ſich rufen, und hatte eine lange freundſchaftliche Unterredung mit ihm. Es wurde ihm zwar unterſagt, und ſolches auch in den Protocollen des Inquiſitionsgerichts verſchrieben, daß er von Uebereinſtimmung der Bibel mit dem copernicaniſchen Syſtem nicht mehr ſprechen ſolle, übrigens aber wurden alle mögliche aſtronomiſche Hypotheſen ihm frey geſtellt. Funfzehn Jahre lang gehorchte Galilei, und funfzehn Jahre lang ſchwiegen alle ſeine Feinde. Paul V. war geſtorben; auch Gregor XV., deſſein Nachfolger. Jetzt ſaß ein edler Florentiner, Urban VIII., vormals Cardinal Barberini, auf dem päbſtlichen Stuhle. Er liebte die ſchönen Wiſſenſchaften und die Jeſuiten, machte ſelbſt Verſe und verbeſſerte Hymnen. Auch Cosmus II. war tod. Marie von Oeſtreich, deſſen Wittwe, beherrſchte Toscana während der Minderjährigkeit Ferdinand des Zweyten. Dieſe ſanfte, ſchwache, ſehr fromme Fürſtin hatte einen Sohn, welcher Cardinal war, und einen Andern, der es werden ſollte; den leztern wünſchte ſie ſogar mit der dreyfachen Krone geſchmückt zu ſehen. Das war alſo nicht der Augenblick, wo die Philoſophie mit der Inquiſition hätte anbinden ſollen. Unglücklicherweiſe hatten die drey Cometen, welche 1618 erſchienen, Galilei's Eifer aufs neue angefacht. Ein Jeſuit zu Rom, Graſſi, und ein Schüler Galilei's, Guiducci, geriethen über die Cometen in einen ungleichen Kampf; der leztere wurde freylich von unwiderlegbaren Gründen, der erſtere hingegen von ſeinem Orden und dem allmächti gen Bellarein unterſtützt. Galilei kehrte ſich weder an dieſe bedenkliche Lage der Dinge, noch an das noch immer beſtehende Verbot; er ſchrieb gegen den Jeſuiten, dedicirte ſogar ſeine Schrift dem Pabſte, und ließ bald darauf ſeine berühmten Dialogen von den Weltſyſtemen drucken, für die er ſogar die Cenſur von einem Prälaten und Präfecten des heiligen Pallaſtes zu erhalten wußte.

Die Dialogen kamen ungehindert in Umlauf, wurden in alle Sprachen überſetzt. Dieſer glänzende Erfolg berauſchte den Philoſophen gänzlich. Der theologiſche Wettkampf lag ihm eben ſo ſehr am Herzen, als das copernicaniſche Syſtem. Rom wurde mit Streitſchriften überſchwemmt. Was Wunder, daß ſeine Feinde erwachten? Jeſuiten und Mönche ergriffen die Gelegenheit, ihn zu demüthigen; und wer mag leugnen, daß er dieſe Gelegenheit ſelbſt muthwillig herbeyführte? es war hier nicht von Vertheidigung der Wahrheit, ſondern blos von theologiſchen Philoſophen unwürdigen

Spitzfindigkeiten die Rede. Ueber dieſe allein ereyferte ſich Galilei dermaſſen, daß er ohne Bedenken den Schutz des Großherzogs, die Freundſchaft der Cardinäle und das wahre Intereſſe der Wiſſenſchaften compromittirte.

Um Urban VIII gänzlich gegen ihn aufzubringen, bedienten ſich die Jeſuiten eines ihrer würdigen Mittels. Bekanntlich ſchätzte dieſer Pabſt ein artiges Sonnet höher als alle aſtronomiſche Syſteme; man ſtachelte ſeine Eitelkeit und Eyferſucht, indem man ihm ins Ohr raunte, Galilei ſey ſein Nebenbuhler in der Verſemacherey, und habe ihn unter dem Namen Simplicio lächerlich zu machen verſucht. Dennoch theilte der Pabſt insgeheim dem Philoſophen ſelbſt die Anklagen ſeiner Feinde mit, und ſtatt dieſelben geradezu dem Inquiſitionsgericht zu übergeben, begnügte er ſich, eine beſondere Congregation zu deren Beprüfung zu ernennen. Allerdings waren die Gemüther vor eingenommen, aber nicht durch Fanatismus oder Dummheit, wie ſo mancher declamatoriſche Schrift ſteller wiederholt hat; nein, Rechthaberey entzündete den Streit, und wenn dieſe häßliche Eigenſchaft an Galilei zu entſchuldigen war, warum denn nicht auch am Pabſte, an Bellarmin, an der Inquiſition und am ganzen römiſchen Hofe, den er gleichſam herausgefodert hatte?

Der Marquis Nicolini, Nachfolger Guichardins, ſchrieb an ſeinen Hof: „die Sache muß kalt und ſanft behandelt werden; „wenn Galilei hitzig wird, ſo iſt Alles verloren. Man muß hier weder diſputiren, noch drehen, noch trotzen.“

Der Philoſoph wurde citirt. Der Toscaniſche Hof ſuchte durch allerley Vorwände, Unterhandlungen, Entſchuldigungen deſſen Abreiſe zu verzögern, aber endlich mußte er doch erſcheinen. Im Februar 1633 kam er nach Rom. — Wie wurde er dort behandelt? — mit ganz ungewöhnlicher Achtung, mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, mit einer Schonung, welche die allgemeine Ehrfurcht vor ſeinem Genie bezeugte. Man wieß ihm ſeinen Aufenthalt nicht im Inquiſitionshauſe an, er wohnte bey dem Toscaniſchen Geſandten. Zu dieſem ſagte der Pabſt ausdrücklich: „Ich räume Galilei einen „großen Vorzug ein, denn ſogar der Sohn des „Herzogs von Mantua iſt nicht allein in einer „verſchloſſenen Sänfte bis nach Rom gebracht, „ſondern auch bis zu Beendigung ſeiner Sache „in der Engelsburg eingeſperrt worden.“

Als einen Monat nachher, auf Anrathen des Großherzogs, der Gefangene ſich dennoch in das Inquiſitionshaus begab, wich man daſelbſt, ihm zu Gunſten, von der gewöhnlichen Regel ab, behandelte ihn weit gelinder, als Biſchöffe, Prälaten und andere vornehme Perſonen, die in gleichem Falle geweſen waren. Er hatte kein anderes Gefängniß, als die eigene Wohnung des Fiscals, er durfte ſpazieren gehen, ſeinen Bedienten behalten, ihn ausſchicken; auch den Marquis Nicolini und alle zur Geſandtſchaft gehörige Perſonen bey ſich empfangen. Nach

18 Tagen ſchickte man ihn ſogar in den Geſandtſchaftspallaſt zurück, obgleich ſein Verhör noch nicht geendigt war. Der Präſident der Commiſſion und der Cardinal Barberini nahmen dieſe Befreyung auf ſich, ohne einmal die Congregation darum zu befragen. Er durfte in den Gärten um Rom ſpazieren gehen, nur durfte er auf den Straßen nicht anders als in einem halb verſchloſſenen Wagen erſcheinen. Sind das die finſtern Kerker, von denen man fabelt?

Jedermann weiß, daß er völlige Freyheit hatte, ſich zu vertheidigen, und daß er es würklich that. Aber dieſe Vertheidigung, die Einer ſeiner handſchriftlichen Briefe aufbewahrt, iſt ein bloßer Galimathias. Er beweißt darin den Inquiſitoren keineswegs die Bewegung der Erde, ſondern ſcharmützelt mit ihnen über Hiob und Joſua, und wenn man ſie lieſt, bleibt man zweifelhaft, über wen man am mitleidigſten lächeln ſoll, über die Fragenden? oder über den Antwortenden? — Das Urtheil wurde endlich geſprochen. Man foderte bekanntlich Widerruf; man wieß ihm den Geſandtſchaftspallaſt zum Gefängniß an; aber das leztere nur zum Schein, und um durch ein Beyſpiel andere abzuſchrecken; denn zwölf Tage nachher durfte Galilei in ſein Vaterland zurückkehren, und er hatte, während der ganzen Verhandlung, ſo wenig gelitten, daß er, troz ſeiner 75 Jahre, von Rom bis Viterbo zu Fuße gieng.

Zum Beweiß, daß alle ſeine, in hundert Büchern herzrührend ausgemahlten Leiden, nichts als leere Declamationen ſind, leſe man ſeinen eigenen Brief an den Pater Receneri, ſeinen Schüler.

„Der Pabſt,“ ſchrieb er 1633, „hat mich „ſeiner Achtung gewürdigt, ob ich gleich weder „Epigramme noch verliebte Sonnette zu machen „verſtehe. Mein Gefängniß war der herrliche „Pallaſt von trinità del monte. Vor dem „Inquiſitionsgericht wurde ich ſehr höflich um „meine Gründe befragt. (Hier führt er ſie alle „an.) Man zuckte die Achſeln, die gewöhnli-

„che Zuflucht befangener Gemüther. Ich mußte, als ein guter Catholik — (alſo nicht als „Philoſoph) — meine Meynung widerrufen, „und nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt zu „Rom hat man mich entlaſſen. Da in Florenz „die Peſt ausgebrochen iſt, ſo hat man mir den „Pallaſt meines beſten Freundes, Monſignor „Piccolomini, Erzbiſchofs in Siena, zur Wohnung angewieſen. Dort hab' ich einer ſo ungetrübten Ruhe genoſſen, daß ich einen großen „Theil meiner Sätze, über den Widerſtand der Flüſſigkeiten, erwieſen habe. „Jetzt bin ich auf meinem Landgute, wo ich, „in der Nähe meines geliebten Vaterlandes, eine reine Luft einſauge."

Iſt das der Ton eines gemißhandelten, an Seele und Leib tief gebeugten Mannes? — iſt das die Geſchichte eines Märtyrers der Wahrheit? — Dünkel und Eigenſinn brachten mit Recht ſeine Zeitgenoſſen gegen ihn auf. Wir ſelbſt haben vor wenigen Jahren ein ſolches Beyſpiel erlebt. Ein bekannter Philoſoph —

dem Galilei ähnlich durch ſeinen Charakter, aber nicht gleich verdienſtvoll durch groſſe, nützliche Entdeckungen — wurde des Atheismus beſchuldigt, benahm ſich ungefähr wie Galilei, ſchrieb einen unartigen, trotzigen Brief an den Miniſter ſeines Hofes, und wurde von einem ſehr aufgeklärten Fürſten verkannt, gewiß nicht um des Atheismus willen.

Uebrigens ſoll Galilei — wem etwa an ſeinem Bildniß gelegen — klein von Perſon, doch von ſtarkem Körperbau und ehrwürdigen Antlitz geweſen ſeyn. Aufgeweckt war er im Umgang, liebte Baukunſt und Mahlerey, zeichnete ſelbſt ſehr gut, ſpielte vortreflich die Laute, und — wenn er auf dem Lande war — beſchäfftigte er ſich ſehr gern mit dem Ackerbau. Er wurde 78 Jahr alt.

Der beſtrafte Muthwille.

Auf einer berühmten Univerſität pflegte man, (wie auf vielen andern) die aus der umliegenden Gegend gebürtigen Studenten geringer zu ſchätzen, als die aus fernen Ländern kamen. Der Urſachen dazu gab es mancherley, nur keine gute. Die Fremdlinge verzehrten mehr, machten mehr Lärm und Schulden, duellirten und verliebten ſich häufiger, und liefen endlich gar oft davon, ohne die Philiſter zu bezahlen. Die Einheimiſchen hingegen mußten, um Beſchränktheit ihrer Glücksumſtände, oder künftigen Verſorgung willen, ſich ruhig verhalten, ſittſam aufführen, etwas gründliches lernen und die Philiſter bezahlen. Gleichwie alſo das Auge an einem Füllen in der Freyheit, das brav hinten ausſchlägt, ſich mehr ergötzt, als an ei nem andern, das ſchon früh den Kappzaum tragen muß; ſo ergötzten ſich auch die Herzen der Profeſſoren und Schönen auf beſagter Univerſität weit mehr an den rohen Fremdlingen als an den ſogenannten Kümmeltürken.

Ein Solcher war es — der Sohn eines braven Beamten Nahmens W* — der eines Tages, auf einem abgelegenen Spaziergang, unter einem Baume ſitzend, im Singen ſich übte. Er hatte Liebhaberey für dieſe ſchöne Kunſt; es blieb ihm wenig Zeit, und noch weniger Geld übrig, ſie zu erlernen, allein er wandte jede Erholungsſtunde und jeden erſparten Groſchen daran. Jetzt eben ſang er, mit halb lauter Stimme, eine Arie aus einer mozartſchen Oper. Siehe da ſchlenderten des Weges — halb trunken von einem Dorfe zurückkehrend — zwey junge Herrlein aus fremden Landen, mit Mutterpfennigen und Uebermuth reichlich begabt. Sie trugen gewaltige Knotenſtöcke und wankten Arm in Arm. Kaum vernahm der Eine den Sänger, und gewahrte, daß die Stimme aus dem Halſe eines Kümmeltürken kam, als er ſeinem Gefährten lachend zubrüllte: „Herr Bruder, da will ich mir einen „köſtlichen Spas machen.“ — Beyde näherten ſich dem jungen W*, welcher beſcheiden ſchwieg, ſo bald er ſie von ferne erblickte. — „Warum verſtummen ſie plötzlich?“ rief Baron S*, „der Zauber Ihrer Stimme hat uns herbey gelockt, wir bitten fortzufahren.“ — W* erklärt, er ſey nur ein Anfänger, und habe nicht den Muth vor Fremden zu ſingen. Jener wiederholt ſeine ſpöttiſche Bitte, dieſer ſeine ernſte Weigerung. Da hebt der junge Baron den Knotenſtock, und betheuert, daß, wenn er nicht augenblicklich ſinge, man den Takt auf ſeinem Rücken ſchlagen werde. — Was ſollte er thun? — er willfahrte dem Uebermüthigen ſo gut es gehen wollte. Doch mit Einer Arie kam er nicht los; ſo oft er endigte, ſchwang Herr v. S* den Knotenſtock, commandirte eine andere, oder da Capo, und trieb ſein muthwilliges Spiel ſo lange, bis der arme Jüngling athemlos vor ihm ſtand. Nun machte er ihm, mit wieherndem Gelächter, eine Menge Complimente über ſeine ſchöne Stimme, bedankte ſich für ſeine Gefälligkeit, gieng davon und erzählte den witzigen Streich auf allen Straßen. Sehr zufrieden mit ſich ſelbſt, taumelte er Abends auf ein Gartenhaus, welches er in der Vorſtadt gemiethet, und ſank in's Bett um den Rauſch auszuſchlafen.

Noch war die Sonne kaum aufgegangen, noch dehnte ſich der Baron auf weichem Lager, als ein Geräuſch in ſeinem Zimmer ihn weckte. Er ſchlug die Augen auf, und erſtaunte nicht wenig, als er den jungen W* mit einem Degen unter dem Arm und funkelnden Blicken vor ſich ſtehen ſah. „Mein Herr,“ ließ W* ſich vernehmen, „Sie haben geſtern ein unwürdiges „Spiel mit mir getrieben, weil Sie der Stärkere waren; ich fodere Genugthuung gleich auf „der Stelle.“ — Nach Belieben, erwiederte der Baron, dem es an Herz nicht fehlte.

Er ſprang aus dem Bette, und wollte ſich ſchnell ankleiden. „Darauf kann ich nicht warten,“ ſagte W*.

„Meinthalben auch im Hemde,“ verſetzte Jener, und wollte ſeinen Degen aus einem Winkel holen. Aber W* vertrat ihm den Weg. „Mein Herr Baron, ſo haben wir nicht gewettet,“ ſagte er mit kaltem Ernſt, indem er eine Piſtole aus der Taſche zog: „ich habe geſtern *Ihnen* zu gefallen *ſingen* müſſen; ich halte Sie für einen guten Tänzer, und erſuche Sie, jetzt *mir* zu Gefallen ein wenig zu *tanzen*.“

S* ſprudelte vor Verdruß und weigerte ſich ſchlechterdings zu gehorchen. Da rief ihm W* mit feſter Stimme zu: „Herr, Sie tanzen, oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf. Alle meine Anſtalten ſind getroffen.“

Seine Stimme, Blicke und ganze Haltung bewieſen, daß er nicht ſcherzte. Was blieb dem Herrn Baron übrig? — ſtammelnd fragte er: „was ſoll ich tanzen?“ — „Eins „Menuet a la Reine,“ foderte W*.

Sein Gegner tanzte im blanken Hemde recht niedlich. Bravo! rief W*, jetzt bitte ich mir einen Schottiſchen aus. — Alſobald hüpfte der Tänzer. — „Jetzt nur noch einen Walzer.“ — Auch dieſer wurde gewalzt.

„Nun mags genug ſeyn,“ erklärte W* indem er die Piſtole wegwarf und den Degen zog; „nun ſind wir einander wieder gleich. Belieben Sie jetzt Ihren Degen zu holen.“

„Nein,“ ſagte der junge beſchämte Baron, indem ein beſſeres Gefühl ſich regte, „nein. „Sie ſind ein braver Burſche, ich bitt' um „Ihre Freundſchaft.“ — Die Verſöhnung kam leicht zu Stande, und wurde Abends bey einer Bohle Punſch beſiegelt.

Livius und Salluſt.

Unter allen Geſchichtſchreibern des Alterthums iſt keiner höher geehrt worden, als Titus Livius. In einem Briefe des Plinius wird erzählt, daß ein Einwohner von Cadix, nachdem er des Livius Schriften geleſen, von Bewunderung durchdrungen, nach Rom gereiſt ſey, blos um den Verfaſſer zu ſehn. Sein Wunſch wurde erreicht, und er kehrte auf der Stelle wieder um, ohne ſich ſonſt um irgend eine Merkwürdigkeit der Hauptſtadt der Welt zu bekümmern.

Eine noch ſeltſamere Verehrung bezeigte dem Andenken dieſes Geſchichtſchreibers, Alphons, König von Neapel. Als man in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Venedig die Gebeine des Livius entdeckte, ſchickte Alphons eine feyerliche

Geſandtſchaft dahin, bittend um eine Reliquie von dieſem großen Manne. Panormita, der Geſandte, brachte ihm einen Knochen vom Arm des Livius zurück, den Alphons in einen koſtbaren Reliquienkaſten legen ließ. — Man weiß, daß ein großer Theil von des Livius Geſchichte verloren gegangen, und zwar gerade der intereſſanteſte. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts ſchmeichelten ſich lange, ihn wenigſtens in einer arabiſchen Ueberſetzung wieder zu finden. Zu Magdeburg ſoll eine Copie davon, bey deſſen Zerſtörung im dreyſſigjährigen Kriege, untergegangen ſeyn. Die heutigen Gelehrten wenden ihre Blicke mit Sehnſucht nach Neapel auf die noch unaufgerollten Handſchriften von Pompeji.

Salluſt hat nicht minder ſeltene Ehrenbezeugungen, allein von anderer Gattung empfangen; er iſt nemlich zweymal durch königliche Federn überſetzt worden. Das Erſtemal, nach dem Zeugniß des Camden, von der Königin Eliſabeth von England; das Zweytemal vor noch nicht dreyßig Jahren, durch den Infanten von Spanien. Dieſe leztere iſt mit einer Pracht im Druck erſchienen, welche, ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt, noch nie geſehen worden. — Salluſt war ein Bruder Lüderlich, der aber einen reizenden Styl ſchrieb. Man nannte ihn deßhalb in England den römiſchen Bolingbroke. Sein Haß gegen Cicero iſt bekannt. Er heyrathete deſſen geſchiedene Gattin, Terentia. Dieß außerordentliche Weib ſoll 103 Jahr alt geworden ſeyn. Sie begrub den Salluſt und vermählte ſich mit Meſſala, den ſie gleichfalls zu Grabe geleitete, und ſeine Stelle durch den Vitius Rufus erſetzte. Dieſer vierte Ehemann bildete ſich nicht wenig darauf ein, zwey der koſtbarſten Antiquitäten zu beſitzen, nemlich erſtens den Seſſel, in welchem Cäſar ermordet worden, und zweytens die Gemahlin des Cicero.

Die eigenmächtigen Cenſoren.

Gleich den weſtphäliſchen Vehmgerichten — zwar minder blutdürſtig, doch nicht minder Unheil ſtiftend — erhob ſich, ungefähr um das Jahr 1661, eine ſeltſame Verbrüderung in Frankreich, unter dem Nahmen der Compagnie des oeuvres fortes. Dieſe Compagnie ſuchte ſich überall Nachrichten von Lebensart, Sitten und Moralität jedes Staatsbürgers, vom Könige bis zum Laſtträger, zu verſchaffen, ſpürte jedem Laſter, jedem Verbrechen, aber auch jeder Schwachheit bis in die geheimſten Winkel nach; zog ſie ohne Schonung an's Licht; geiſſelte mit Rückſichtloſer Strenge; vernichtete das häusliche Glück vieler Familien, indem ſie die verborgenen Fehltritte eines Gatten oder einer Gattin dem beleidigten Theile offenbarte; zerſtörte das Vertrauen zwiſchen Obrigkeit und Bürger, ja zwiſchen dem König und ſeinen Unterthanen, indem ſie jeden Mißgriff der Regierung, jede Beſtechlichkeit eines Richters laut rügte. Die vornehmſten Herren, ſowohl zu Paris als in den Provinzen, traten ihr bey; denn das war das einzige Mittel verſchont zu bleiben.

Der Cardinal Mazarin ſoll, kurz vor ſeinem Tode, Ludwig XIV. vor dieſer Compagnie gewarnt, und erklärt haben, ſie ſey, unter anderer Form, eine neue Ligue oder Fronde. Der Monarch befahl, als er 1676 nach Flandern gieng, dem Generalprocureur des Parlements Paris, die ſaubere Brüderſchaft zu zerſtreuen, drohend, wenn er bey ſeiner Rückkehr ſie noch finde, ſämmtliche Mitglieder nach Canada zu ſchicken. Alſobald verfolgte man ſie im ganzen Reiche und von ganzem Herzen. Ein Burgundiſches Tageblatt vom Jahr 1777 liefert die Anklage, welche der Syndicus von Dijon, hundert Jahre früher, daſelbſt gegen die

Compagnie erhob. „Unter dem Vorwand chriſtlicher Liebe," ſagte er, „verwirrt ſie Staat, „Religion und häuslichen Frieden; alle Klatſchereyen finden bey ihr offene Ohren; die „Sucht zu beſſern leidet keine kalte Prüfung; „die Art und Weiſe, heimliche Vergehungen zu „beſtrafen, ſteht geradezu im Widerſpruch mit „der gerühmten chriſtlichen Liebe u. ſ. w." Er trug, im Nahmen des Königs, alles Ernſtes darauf an, dem Unheil zu ſteuern.

Hierauf erfolgte zu Dijon ein ausdrückliches Verbot, die Verſammlungen einzuſtellen; weder ſchriftlich noch mündlich die Sitten irgend eines Einwohners der unberufenen Cenſur zu unterwerfen; oder geheime Winke zu ertheilen, unter ſchwerer Strafe. Jeder Einwohner wurde aufgefodert, über die Vollziehung des Geſetzes ſtreng zu wachen. (und wie gern thaten ſie das!) Damit auch Niemand mit Unwiſſenheit ſich entſchuldigen könne, wurde das Urtheil von allen Canzeln verleſen, und bey Trompetenſchall auf allen Straßen bekannt gemacht.

Hierauf zerſtreuten ſich die Brüder des oeuvres fortes, man hat nichts weiter von ihnen gehört. Aber merkwürdig bleibt ihre Erſcheinung doch immer. Ich erinnere mich nicht, jemals geleſen zu haben, daß unter irgend einem Volke der Verſuch gewagt worden, einen ſolchen Zweck durch verbundene Kräfte zu erreichen. Auch war das unmöglich. Im Sittengericht darf nur Ein Cato auf dem Stuhle ſitzen. Wer durchaus mehrere Beyſitzer anſtellen wollte, der dürfte ſie wenigſtens nicht unter den Zeitgenoſſen wählen; Geſpenſter, aus andern Jahrhunderten, müßten die Plätze einnehmen.

Wunderſame Bekehrung einer Schauſpielerin.

Vorbericht, unter Duclos Papieren gefunden.

Mademoiſell Gautier, ſeit dem Jahre 1716 Schauſpielerin des franzöſiſchen Theaters, war groß, blühend, ſchön gebaut, von heftigem Charakter. Sie machte artige Verſe und mahlte ſehr hübſch in Miniatur. Dabey war ſie von bewundernswürdiger Leibesſtärke, wenige Männer konnten im Ringen gegen ſie aufkommen. Sie foderte einſt den Marſchall von Sachſen auf einen ſolchen Kampf heraus, der ſie zwar beſiegte, aber doch geſtand, ſelten habe ein Mann ihm ſo lange widerſtanden. Einen ſilbernen Teller konnte ſie zuſammen rollen wie eine Oblate.

Die Männer finden gewöhnlich keinen Geſchmack an ſolchen Amazonen, aber Mademoiſell Gautier war dabey ſo liebenswürdig, daß es ihr an Anbetern nicht fehlte, die es darauf wagten, bey dem erſten verliebten Zwiſt von ihr zermalmt zu werden. Einer ihrer Liebhaber war der Hofmarſchall des Herzogs von Würtemberg, an deſſen Hof ſie auch eine Reiſe mit ihm machte. Der Herzog hatte eine Maitreſſe, die er ſehr liebte. Man weiß nicht, ob es Neid oder Grille von der Gautier war, daß ſie dieſer Perſon bey jeder Gelegenheit impertinent begegnete, bis endlich der entrüſtete Herzog die unartige Fremde wegjagte. Rachedurſtend kam ſie nach Paris zurück und beſchloß, ſich ſelbſt eine auffallende Genugthuung zu verſchaffen. Sie reiſte abermals incognito nach Würtemberg, und lauerte, bis ſie erfuhr, daß die Maitreſſe in einem leichten halben Wagen ſpazieren gefahren ſey. Dann beſtieg ſie ein ähnliches Fuhrwerk, mit zwey raſchen Hengſten beſpannt, die ſie ſelbſt regierte, erreichte im Galopp den Wa gen ihrer Feindin, und — indem ſie ſich mit Vorſatz in die Räder deſſelben verwickelte, warf ſie ihn um. Dann eilte ſie lautlachend zurück in das Wirthshaus, wo eine angeſpannte Poſtchaiſe ſie bereits erwartete, ſprang hinein und verſchwand.

Sie zählte nachher noch manche liebenswürdige Männer unter ihre Verehrer, war aber ſelbſt nur Einmal verliebt. Dufresne, Einer ihrer Gefährten auf der Bühne, mit dem ſie eine Zeit lang in enger Vertraulichkeit lebte, flößte ihr eine ſo heftige Leidenſchaft ein, daß ſie ihn ſogar heyrathen wollte. Doch ſeine Gefühle waren ſchon erkaltet; dieſer Wankelmuth ſtürzte das ſtolze, gebieteriſche Weib in tiefe Melancholie; der erſte Wink zu ihrer Bekehrung, deren Geſchichte, von ihr ſelbſt beſchrieben, ein ſehr intereſſanter pſychologiſcher Beytrag iſt. Die folgende Erzählung iſt aus ihrer Handſchrift wörtlich entlehnt.

„Es war am 25ſten April 1722, zu einer Zeit, wo ich, nach den Begriffen der argen

Welt, in einem Meer von Wolluſt ſchwamm, und, von des Todes Finſterniſſen umgeben, in ſchrecklicher Sicherheit lebte, als ich, früher als gewöhnlich, um 8 oder 9 Uhr des Morgens erwachte. Ich erinnerte mich, daß dieſer Tag mein Geburtstag ſey; ich klingelte; mein Kammermädchen glaubte ich ſey krank, und erſtaunte nicht wenig, als ich ihr befahl mich anzukleiden, weil ich eine Meſſe hören wollte. „Es iſt heute kein Feſttag,“ bemerkte ſie. Ich beſtand auf meine Grille, und gieng zu den Barfüßer Mönchen, von einem Bedienten und meinem Pflegkinde, einem Waiſenknaben, begleitet. Dort hörte ich einen Theil der Meſſe ohne die geringſte Aufmerkſamkeit. Doch gegen das Ende ließ eine innere Stimme ſich vernehmen: Was führt dich her zu den Stufen des Altars? Kommſt du um Gott zu danken, daß er dir die Gabe zu gefallen verliehen, während du jedes ſeiner Geſetze täglich übertrittſt?“ —

„Dieſe Betrachtung ergriff mich wunderbar. Von dem Stuhle, auf dem ich nachläſſig hingelehnt ſaß, fiel ich herab auf meine Kniee. Die Meſſe gieng zu Ende; ich ſchickte den Bedienten mit dem Knaben nach Hauſe, und blieb in ängſtlicher Gemüthsverwirrung liegen. Plötzlich raffte ich mich auf, gehe in die Sacriſtey, und begehre eine ſogenannte Meſſe des heiligen Geiſtes, zu dem ein noch nicht ganz erſtickter Glaubensfunke in dieſer Angſt mich trieb. Das erſte Wort, welches meine Lippen ſtammelten, während ich den Prieſter erwartete, war: O mein Gott! ich wollte gern meine Seele retten! aber wie fange ich es an? mich hindern theure unauflösliche Feſſeln. Barmherziger Gott! hilf du mir ſelbſt! täglich will ich die Meſſe hören. Erleuchte mich!“

„Nach drey, in der heftigſten Bewegung zugebrachten Stunden kam ich nach Hauſe, wo nicht gerechtfertigt, doch auf dem Wege der Rechtfertigung. Sechs Monden verſtrichen, in welchen ich an jedem Morgen die Meſſe hörte, und an jedem Abend meiner gewohnten Lebensart mich überließ. Man ſpöttelte über mein Kirchengehen; ich verkappte mich, um nicht geſehen zu werden. Man erkannte mich dennoch und die luſtigen Spöttereyen verdoppelten ſich. Da gedachte ich der Worte des Evangeliums: Niemand kann zweyen Herren dienen, und muthig beſchloß ich am Allerheiligen Tage, den reizendſten aber gefährlichſten Dienſt zu verlaſſen. Ich fieng damit an, mein Kammermädchen zu entbehren und mich ſelbſt anzukleiden. Um mich nach und nach an die Einſamkeit zu gewöhnen, entzog ich mich den Luſtbarkeiten, unter dem Vorwand einer Kränklichkeit. Auf Oſtern hatte ich die Ausführung meines Entſchluſſes feſt geſetzt; allein je näher dieſe Zeit heran rückte, je heftiger wurde der innere Seelenkampf, der endlich den Körper zu Boden warf. Mich überfiel ein faſt unaufhörliches Erbrechen; doch behielt ich noch Kraft genug, um meine Beichte nieder zu ſchreiben.“

„Wo ſollt’ ich aber einen Beichtvater finden? — ich vertraute mich einer tugendhaften Verwandtin, deren fromme Ermahnungen ich oft verſchmäht hatte. Sie wieß mich an den Vicarius meines Kirchſpiels St. Sulpice. Der ſtrenge Mann ſtieß mich anfangs zurück, und wollte nicht eher von mir hören, bis ich gänzlich mit der Welt gebrochen. Ich lag zu ſeinen Füßen, mein Schluchzen, meine Thränen rührten ihn endlich; er ſah, daß es mir Ernſt war, und beſchied mich auf einen ruhigen Tag wieder. Welch’ ein Tag! guter Gott! es war derſelbe, an dem zum leztenmal alle die Perſonen, die ich liebte, bey mir zu Mittag eſſen ſollten. Ja, ſehr lieb waren ſie mir, doch meine Seligkeit jezt noch lieber.“

„Bey Tiſche litt ich unausſprechlich, um zu verbergen, was in mir vorgieng. Sie bewirthen uns allzuköſtlich für einen

Aſcher Mittwoch, ſagte von ungefähr Einer meiner Gäſte. Es iſt die Henkersmahlzeit, erwiederte lachend ein Anderer. Ich war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte ich Kraft aufzuſtehen, unter dem Vorwand, daß ich, wegen einer dringenden Bezahlung, die ich zugeſagt, ausfahren müſſe. Man begleitete mich bis an die Thüre. Ich ſtieg in den Wagen und die Geſellſchaft kehrte an die Tafel zurück. Beym erſten Peitſchenknall des Kutſchers war ich meiner nicht mehr mächtig, und ſtieß einen ſo lauten Schrey aus, daß die Gäſte oben mir ſchnell zu Hülfe eilen wollten. Ich hatte kaum noch ſo viel Zeit, in einen Vorſaal zu entſchlüpfen. Mein Kammermädchen überredete ſie, ich ſey fort; was ſie gehört, ſey das Geſchrey eines Kindes geweſen. Ich warf mich ſogleich wieder in den Wagen, und rettete mich nach St. Sulpice, wo der Beichtvater mich erwartete. Dort hub ich in der heftigſten Bewegung meine Beichte an, und nach drey peinlichen Stunden, in welchen Gott allein meinen

Muth aufrecht erhalten konnte, entließ mich der gerührte Beichtvater, mir einen andern Tag beſtimmend.“

„Ich kam in meine üppige Wohnung, wo ich nur noch vier Tage bleiben ſollte. Zitternd warf ich ſcheue Blicke umher, mich fragend wie der heilige Auguſtin: wirſt du auch alle dieſe Güter und Bequemlichkeiten des Lebens entbehren — wirſt du dieſen kleinen Pallaſt verlaſſen können, um in einer einſamen Zelle zu wohnen? nur Nonnen um dich zu ſehen? und endlich für dein ganzes Leben den einförmigen, verborgnen Stand zu umfaſſen, den du ſtets verabſcheut haſt? — Gott gab mir Kraft, dieſen ſchrecklichen Augenblick zu beſiegen. — Herr Lanquet, ein Pfarrer, über deſſen fromme Ermahnungen ich ſtets gelacht und geſpottet hatte, empfand ein inniges Vergnügen, als ich ihm die Würkungen der göttlichen Gnade mittheilte.“

„Der Tag meiner Entweichung kam. Ich ſchrieb die ganze Nacht, theils an meine geweſenen Kameraden, theils an den Vater meines

Zöglings, dem ich das Kind mit 20 Louisdors zurückſandte. Ich gab Befehl, die Briefe nicht eher als zu Mittag abgeben zu laſſen, und Jedem, der nach mir frage, zu antworten, ich ſey für lange Zeit abweſend. Dann verließ ich gegen 5 Uhr des Morgens mein Haus, um es nie wieder zu betreten. Aber ſtatt der vorhergehenden, marternden Seelenkämpfe, gieng ich jetzt aus meiner Wohnung mit der nemlichen Ruhe, mit der ich heute, eilf Monate nachher, aus meiner Zelle trete. Eben ſo ruhig kam ich nach Verſailles, um von meinen beſtändigen Gönnern, dem Cardinal Fleury und dem Herzog von Gesvres, Abſchied zu nehmen. Von ihnen begab ich mich in des Königs Kapelle, um die Meſſe zu hören. Während derſelben fiel mir ein, daß eine Dame im Schloſſe wohne, die ich ſehr beleidigt hatte. Sogleich gieng ich zu ihr, und ließ ſie erſuchen, in ein entlegenes Zimmer zu kommen, um durch den Ausbruch ihrer erſten Empfindungen kein Aufſehn zu erregen."

„Sie kam. Ich verſchloß die Thür und warf mich zu ihren Füßen. Sie ſtand beſtürzt und ſprachlos. Ich flehte knieend um ihre Verzeihung, da ich, um Buße zu thun, die Welt verlaſſen, und mit Erfüllung der ſchwerſten Pflicht anfangen wolle, die das Evangelium vorſchreibt. — Die Dame hatte ſich erholt, und ſagte mir jetzt mit Heftigkeit Alles, was der Zorn ihr eingab. Ich hörte ſie gelaſſen an, unterbrach ſie nicht, blieb ſtets auf meinen Knieen und ſtammelte: ich ſey nicht gekommen, um mich zu rechtfertigen, ſondern um ihre Verzeihung zu erbitten, wenn ſie mir dieſe zugeſtünde, ſo würde ich zufrieden abreiſen; wo nicht — auf Gott vertrauen, daß er meinen redlichen Willen gnädig anſehn, ihre Weigerung aber nicht billigen werde. Da reichte ſie mir die Hand, ließ mich neben ſich ſetzen, und wir waren verſöhnt. — Ich verließ Verſailles wieder, ohne Nahrung zu mir zu nehmen; was ich ſo eben gethan, hatte mich ſchon geſättigt. In Paris begab ich mich geradesweges in die Commune der heiligen Perpetua, wo ich mir ein kleines Zimmer hatte zurecht machen laſſen, um ſo lange daſelbſt zu wohnen, bis alle meine Geſchäfte in Ordnung wären. Als ich dieſe erſte Freyſtatt betrat, fühlte ich unſichtbar, was dem heiligen Paul ſichtbar wiederfuhr: die Schuppen fielen mir von den Augen, ich ſtieg, verwandelt in ein neues Geſchöpf, zu meiner Zelle als zum Himmelreich empor. Dort verſchwand urplötzlich die Vergangenheit; Güter, Freunde, Vergnügungen. Alles verlöschte in meinem Gedächtniß; tiefer Friede trat an ihre Stelle; ich mußte mich fragen, ob mein Leben bisher ein Traum geweſen?"

„Meine Couſine ſchwamm in Thränen, wollte ſich nicht von mir trennen, fürchtete mich allein zu laſſen, mich am andern Morgen tod zu finden, und konnte nicht begreifen, warum ich ſo haſtig ſie antrieb zu gehn, um endlich ganz allein zu ſeyn. Ich ſagte der Superiorin, ich hätte gefrühſtückt, und bat ſie, mir zum Abendeſſen die Ueberreſte von der Mittagsmahlzeit der

Commune zu geben. Wunderbar! ſeit drey Monaten hatte ich keine Nahrung bey mir behalten können, auch keine Kraftbrühen; jetzt empfing mein Magen nicht nur willig einen aufgewärmten Fiſch und einige Nüſſe, ſondern ich ſchlief auch die ganze Nacht ſo ruhig wie ein achtjähriges Kind. Und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.“

„Sobald man in der Welt meinen Bruch mit der Welt erfuhr, legte Jeder dieſen Schritt nach Gefallen aus. Niemand wollte glauben, daß ich in meinem Alter — ich zählte damals 31 Jahr — und bey der Heftigkeit meiner Leidenſchaften, einen ſolchen Entſchluß ungezwungen ergriffen. Die Verſteigerung meiner Meubeln wurde angeſchlagen; vierzehn Tage ſtrömte ganz Paris in meine Wohnung, um ſich von meiner unbegreiflichen Flucht zu überzeugen, und Jedermann kehrte bewegt zurück. Man drang in meine Verwandte, die jene zeitlichen Geſchäfte beſorgte, den Ort meines Aufenthalts zu verrathen, und da ſie unerbittlich blieb, ſo beſchwur man ſie, wenigſtens einen Brief zu beſtellen. Dieſer Brief war von einem Freunde, der mir mit glühenden Farben mahlte, was ich verließ, und vor ſpäter, fruchtloſer Reue mich herzlich warnte. Gott half mir auch dieſe Verſuchung überwinden.“

„Sobald meine Geſchäfte in Ordnung waren, reiſte ich am Himmelfahrts Abend, gerade ſechs Wochen nach meiner Erlöſung aus Egypten, zu einer Freundin, der Marquiſe d'Arcy, die ich gebeten hatte, mir in dem Kloſter der Urſulinerinnen von Pondevaux einen Platz zu beſtellen, um dort als eine unbekannte Penſionairin zu leben; denn der eigentliche fromme Beruf war mir noch nicht zu Theil geworden, da ich das Kloſterleben von jeher verabſcheut hatte. Als ich die Diligence beſtieg, fand ich einen Reiſegeſellſchafter, den Commandeur de l'Aubepin, der, durch mein Aeußeres getäuſcht, mir ſehr ehrerbietig begegnete. Zu Saulieu erwartete mich die Marquiſe. Das beſtätigte ihn noch in ſeinem Irrthum, und er drang in mich, ihm zu ſagen, wen er zu begleiten die Ehre gehabt? — Ich antwortete freymüthig, ich würde mich wohl hüten, ihm meinen Nahmen zu verrathen, nicht zwar aus Eitelkeit, ſondern um ihm ſelbſt die Beſchämung zu erſparen, daß er ſeine Höflichkeiten an eine Unwürdige verſchwendet habe. Er nahm das für ein bloßes Compliment, und verdoppelte ſeine Bitten. „Ich gebe Ihnen mein Wort,“ erwiederte ich, „daß Sie bey Ihrer Ankunft in „Lyon erfahren ſollen, wer ich bin; und wenn „ich dann Ihre Achtung verliere, ſo werde ich „Ihnen wenigſtens bewieſen haben, daß ich „Sie nicht täuſchen wollte.“ Ich hielt Wort, und er war ſo zufrieden von meiner Aufrichtigkeit, daß ich, bis an ſeinen Tod, den beſten, zuverläſſigſten Freund in ihm verehrt habe.“

„Kaum war ich in dem Kloſter von Pondeveaux eingezogen, wo die Nonnen mich ſchweſterlich empfiengen, als der Satan mir einen

Fallſtrick legte. Jemand ſchrieb mir, daß, da ich entſchloſſen ſey, eingezogen zu leben, er mich beſchwöre, Eines ſeiner Landgüter, welches er nannte, anzunehmen, und dort meine Tage nach Gefallen zu beſchließen; er ſey bereit, die förmliche Schenkungsurkunde auszufertigen. Ich lehnte ſein Anerbieten freundlich ab."

„Die Nonnen hatten mir ein großes Zimmer eingeräumt, aus welchem ich drey kleinere hatte machen laſſen, mit dem Vorſatz, meine Tage hier zu endigen. Ich wohnte allen Religionsübungen bey. Man hielt mich, durch den Schein betrogen, gleich dem Commandeur d'Aubepin, für eine Frau von Stande, und begegnete mir ſo ehrfurchtsvoll, daß ich beſchämt auch dieſe guten Nonnen aus dem Irrthum zog. Es ſchien, als ob dadurch ihre Freundſchaft für mich nur wärmer geworden wäre. Meine Zeit zwiſchen leſen und beten getheilt, führte ich das angenehmſte Leben von der Welt. Nur böſe, impertinente Träume quälten mich in den erſten ſechs Monaten. Ich gelobte der heiligen Jungfrau, an jedem Vorabend ihrer Feſte, bey Waſſer und Brodt zu faſten, bis an meinen Tod einen wollenen Knotenſtrick auf bloßer Haut zu tragen, und täglich eine Anzahl Roſenkränze abzubeten, wenn ſie von dieſen ſchlüpfrigen Verſuchungen mich erlöſe. Von dieſem Augenblick an wich der Satan von mir. Eine Begebenheit, die ſich damals zutrug, vergewiſſerte mich, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze des Allmächtigen ſtünde. In der Nacht vor dem St. Annen Tage erhob ſich ein wüthender Sturm. Der Donner rollte über das Dach und zerſchmetterte es dermaſſen, daß Regenſtröme auf die mit Mehl angefüllten Böden herabſtürzten, und durch die Decke in das Krankenzimmer drangen, wo eine alte gichtbrüchige Nonne lag. Die Nonnen liefen hin und her, und wußten nicht was ſie thaten. Ich ſprang im bloßen Hemde aus meiner Zelle, belud mich mit der Kranken, und wollte ſie in mein Bett tragen, wohin der Regen nicht gedrungen war. Zum Unglück hatte ich die Thür zugeworfen und den Schlüſſel inwendig gelaſſen, ich mußte die Leidende in eine andere Kammer bringen. Die Sündſluth, die von allen Wänden ſich über mich ergoß, hatte mich in einen eben ſo mitleidwerthen als lächerlichen Zuſtand verſetzt; die Nonnen mußten mir ein Hemd leyhen, und das war das erſte härene Hemd, welches ich trug. Nun ſtiegen wir Alle auf den Boden, um das Mehl zu retten, und wurden nicht gewahr, welcher Gefahr wir uns ausſetzten, denn als der Tag anbrach, ſahen wir überall die loſen Ziegeln über unſern Häuptern hängen, die gleichſam in der Luft ſchwebten. Alles ſchrie Wunder! und ſchrieb es einer Meſſe zu, die ich aus Dankbarkeit geſtiftet hatte, und die gerade an dieſem Abend zum Erſtenmale war gefeyert worden."

„Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte zu Pondevaux gieng ich nach Lyon, um dem Marſchall von Villeroi meine Aufwartung zu machen. Das Kloſter von Anticaille gefiel mir ſehr, und ob man gleich dort keine Penſionairinnen aufnahm, ſo bewürkte doch der Erzbiſchoff eine Ausnahme zu meinen Gunſten. Ich hatte einige Unruhe in Pondeveaux gehabt, weil ich den Beſuch des Gouverneurs, des alten Grafen de Feuillans ausgeſchlagen. Dazu kam noch, daß die Marquiſe d'Arcy meine gänzliche Eingezogenheit mißbilligte, und immerfort begehrte, ich ſolle einen Theil der ſchönen Jahreszeit auf ihren Gütern zubringen. Ich blieb alſo zu Anticaille, lebte dort wie bisher, und hatte einen Jeſuiten zum Beichtvater, deſſen Worte mir göttliche Ausſprüche ſchienen."

„Er fieng damit an, mir zu rathen, um 11 Uhr Abends aufzuſtehen, und bis Mitternacht zu beten. Ich erhielt mich wach, um ihm zu gehorchen, aber kaum war ich niedergekniet, ſo ſchlief ich wie ein Murmelthier, Gott weiß wie lange. Als er ſah, daß ich mit dem beſten Willen das nicht vermogte, ſo ertheilte er mir andere Vorſchriften. Ich ſollte an jedem Freytage meinen Rücken geiſſeln, man würde mir im Kloſter das Inſtrument dazu leyhen; wo nicht, ſo wolle er mir ſelbſt Eines bringen. Im erſten Augenblicke war ich ſehr beſtürzt, ja ich grollte ſogar heimlich mit meinem Beichtvater über eine ſolche Zumuthung, entſchloß mich aber doch zu gehorchen, machte mir ſelbſt eine Geiſſel aus einem neuen Stricke, ſchlug mehrere Knoten hinein, entblößte meine Schultern, und ließ die Streiche ſo dicht darauf hageln, daß ich faſt ohnmächtig niederſank, aus Verdruß, nicht aus Frömmigkeit weinte, und, nach einer ſchlafloſen Nacht, mit dreyfarbigen Schultern zu meinem Beichtvater eilte, und ihn erſuchte, mich von dieſer Buße los zu ſprechen. Er that es auf der Stelle, verſicherte mich aber, daß ich ihn bald auf den Knieen um Verwilligung einer Gunſt anflehen würde, die er mir dann verweigern werde. „O! ſagte ich verdrüßlich, „Ihr Bart wird ſehr lang wachſen, ehe dieſe

„Prophezeyhung in Erfüllung geht.“ — Sie gieng aber ſehr bald in Erfüllung; ich ſchämte mich meiner Feigheit, und meine Schultern waren noch nicht geheilt, als ich ihn ſchon flehentlich um die Erlaubniß bat, mein weiches rundes Fleiſch zu kreuzigen. Er ließ ſich zum Schein ein wenig bitten, aber nicht lange, und ich arbeitete mit Eyfer, meine erſte Poltronnerie wieder gut zu machen.“

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ähnliche Begebenheiten aufzeichnen wollte, die nach und nach den heiligen Beruf einer Nonne in mir erweckten. Man hatte mir im Kloſter das Leben der Madame de Montmerency geliehen, die, nach dem traurigen Tode ihres Gemahls, hier den Schleyer genommen. Dieſe Lectüre vollendete meinen Entſchluß. Ich theilte ihn dem Jeſuiten mit, der mich eyfrig darin beſtärkte.“

„Dieß geſchah im Monat July 1724. Als die Nonnen mein Vorhaben erfuhren, verdopzeiten ſie ihre Freundſchaft und Gefälligkeit. Ich ſchrieb nach Paris, und erſuchte meine Verwandte, zu kommen, weil ich meine zeitlichen Angelegenheiten nun ganz in ihre Hände niederlegen wollte. In der Zwiſchenzeit fiel mir die Geſchichte des berühmten Rancé, Gründers oder vielmehr Wiederherſtellers, des Ordens von la Trappe in die Hände. Sie ergriff mich gewaltig. Kaum hatte ich die Aehnlichkeit zwiſchen den Jugendverirrungen dieſes berühmten Büßenden und den meinigen wahrgenommen, als jede milde Ordensregel mir mißfiel, und ich Gott feyerlich gelobte, Rancé's Strenge nachzuahmen. Auf der Stelle würde ich zu den Clairetten geflogen ſeyn — (Nonnen, die gleich denen von la Trappe leben) — hätte nicht mein Beichtvater mich verſichert, ich würde bey den Carmeliterinnen Alles finden, was ich verlangte.“

„Ich vertraute meinen Wunſch dem ehrwürdigen Erzbiſchoff von Villeroi, der mir den heroiſchen Entſchluß anfangs ausreden wollte;

als er aber meine innige Reue, meine Angſt gewahrte, wurde er von meinem Zuſtand ſo durchdrungen, daß er plötzlich ausrief: „das iſt Gottes Finger, ich ſelbſt werde bey den Carmeliterinnen eine Stelle für Sie ſuchen."

„Aber, ſagt' ich ihm, vergeſſen Sie auch nicht ihnen zu entdecken, wer und was ich in der Welt geweſen bin, denn ich will Niemand betrügen. Er that es. Die guten Nonnen erſchracken anfangs heftig bey dem Worte Comödiantin; als jedoch der Erzbiſchoff alle ihre Scrupel auf ſeine eigne Seele nahm, ſchrieb mir die Superiorin, ſie erwarte mich. Um die zärtlichen Vorwürfe meiner Freundinnen von Anticaille zu vermeiden, begab ich mich heimlich, am 14ten October 1724, in das Carmeliterkloſter, von wo aus ich ſchriftlich Abſchied nahm. So betrat ich endlich das gelobte Land, 18 Monat nach meiner Entweichung aus dem Lande des Verderbens, wohin blos Dürftigkeit mich geführet hatte, denn alle meine Verwandte waren ehrliche, chriſtliche Leute. Durch die zerrütteten Umſtände meines Vaters war ich im 17ten Jahre gezwungen, den gefährlichen Pfad zu betreten, und einen Stand zu ergreifen, den ich verabſcheute. Freylich beruhigte man mich leicht durch die Vorſpiegelung, das Vorurtheil gegen die Schauſpieler herrſche nur noch bey dem Pöbel, Hof und Stadt dächten ganz anders, ehrten und belohnten das Talent. Leider hat Erfahrung mich nachher gelehrt, wie faſt unvermeidlich in dieſem Stande das Verderben iſt, weil man, ohne irgend eine andere Arbeit als die des Gedächtniſſes, im Ueberfluß und Vergnügen lebt. Ich hatte in den drey lezten Jahren, nach Abzug aller Koſten, 44000 Franken gewonnen. Ich muß indeſſen bekennen, daß es unter meinen Kameraden auch einige ſehr hochachtungswürdige Perſonen gab, nur ich gehörte nicht zu dieſer Zahl.“

„Sollte man es glauben, daß man mir ſogar die lezte Freyſtatt, das Kloſter der ſtrengen Carmeliterinnen, beneidete? — In der erſten Nacht meines dortigen Aufenthalts, kamen böſe

Menſchen an die Pforte, und erzählten dort Dinge von mir, die die Superiorin leicht hätten bewegen können, mich wieder zu verſtoßen. Sie gab ſich vergebliche Mühe, jene Böſewichter kennen zu lernen, und meldete es dem Erzbiſchoff, der, vermuthlich beſſer unterrichtet, der Büberey zu ſteuern wußte. Aber noch nicht genug. Man ſprengte aus, ich ſey nicht in rechtmäßiger Ehe gebohren. Wäre das wahr geweſen, ſo durft' ich nie in den heiligen Orden aufgenommen werden. Der Pfarrer von St. Sulpice, an den ich ſchrieb, vernichtete die Verleumdung durch meinen Taufſchein.“

„Alle dieſe und noch mehrere Prüfungen, die ich verſchweige, ſchlugen meinen Muth nicht nieder. Ich bat die Priorin um Erlaubniß, alle Verbindungen mit meinen Freunden, und ſelbſt mit meinen Verwandten, ganz aufzuheben; ſie ſchlug es mir ab, gewährte aber eine zweyte Bitte, mich gleich anfangs nicht zu ſchonen, wie man ſonſt bey Novizen zu thun pflegte. Schon am Tage meiner Ankunft gab man

mir

mir den Beſen in die Hand. Schmutzige Wäſche reinigen; das Waſſer aus einem tiefen Brunnen ziehn; die Tiſche im Refectorium waſchen; jeder Schweſter ihren Krug bringen; Teller und Küche ſcheuern; das waren die täglichen Geſchäfte, die mir mehr Vergnügen gewährten, als vormalige Wollüſte. Nach vier Jahren gab man mir andere Arbeiten. Ich mußte die Fußbekleidung von Stricken für das ganze Kloſter verfertigen und die Uhr aufziehen. Um das leztere zu bewerkſtelligen, mußte ich täglich drey ungeheure Steine aufheben. Da dieſes Geſchäfte nach drey Jahren meiner Geſundheit nachtheilig wurde, ſo erhielt es eine andere.“

„Drey Monate, nachdem ich in den Probeſtand getreten war, empfieng ich das heilige Gewand. Der Erzbiſchoff ſelbſt hatte die Güte, bey der Ceremonie zu präſidiren. Trotz der Kälte, (es war am 20. Januar 1728) lief die ganze Stadt zuſammen. Meine Augen waren zwey Thränenquellen, Thränen der aufrichtigſten Reue. Einige Tage zuvor verſuchte mich der Satan noch Einmal ſehr heftig, allein ich überwand, und ſprach mein leztes Gelübde mit einer Feſtigkeit und Freudigkeit, welche alle Zuſchauer überraſchte. Bald darauf erlaubte Gott dem böſen Feinde abermals mich zu quälen, zwar nicht durch ſchlüpfrige Träume, wie zu Pondevaux, aber Tag und Nacht befand ich mich in einem ſchrecklichen Zuſtande, den ich nicht durch Dornen, wie der heilige Benedict, nicht durch Feuer, wie der heilige Martin, ſondern durch Geiſſeln und Kaſteyen bekämpfte. Ich that ein Gelübde, nie Wein zu trinken, ſelbſt nicht in Todesgefahr, wenn auch ein einziger Tropfen mein Leben verlängern könnte. Zwölf Jahre lang habe ich die ſündigen Glieder härter gegeiſſelt, als die Regel vorſchrieb, bis, nach einer ſchweren Krankheit, meine Schwäche mich nöthigte, auf die gewöhnlichen Geiſſelungen mich einzuſchränken.“

„Ich danke Gott, daß, ſeit dem erſten Augenblick meiner Flucht aus der Welt, bis auf dieſen heutigen Tag, den 10. Auguſt 1747, ich meinen Entſchluß nie bereut habe, trotz der ſtrengen Buße, die meine ſonſt Rabenſchwarzen Haare und Augenbraunen ſchneeweiß gefärbt haben."

„Man urtheile von der vormaligen Heftigkeit meiner Leidenſchaften, aus den Gefahren, welchen ich ohne Bedenken mich ausſetzte, wenn es darauf ankam, ſie zu befriedigen. Zwey und zwanzig Jahre war ich alt, als ich von Paris nach Würtemberg, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Poſtchaiſe reiſte. Dieſer furchtſame Bediente trat oft zitternd an meinen Wagen, beſonders in den Gehölzen von Nancy und St. Menehoud, um mich zu erinnern, daß wir uns in Raubneſtern befänden. Fahr zu, fürchte nichts, ſprach damals ich leichtſinnige, du folgſt dem Cäſar und ſeinem Glücke. In einem Wirthshauſe ſchlich würklich ein Spitzbube in meine Kammer, den nur meine Wachſamkeit und mein Geſchrey verſcheuchten. So hat Gott über mich gewacht, trotz der Verachtung, mit welcher ich die Ermahnungen der angeſehenſten, tugendhafteſten Perſonen aufnahm. Wenn man mich fragte: ob ich auch die Sacramente genieſſe? — antwortete ich: nein, ich will die Sacramente weder entweyhen, noch vor dem 45. Jahr meinen Vergnügungen entſagen. — Aber fühlen Sie denn keine Gewiſſensbiſſe? — Nein. Warum? ich ſchade ja meinem Nächſten nicht, und was das künftige Paradies betrifft, mag ſich dort beluſtigen wer will, ich halte mich an das Zeitliche. — Schrecklicher Wahnſinn! traurige Blindheit! die ich ewig beſeufzen werde.“

„Doch muß ich wiederholen: nur Dürftigkeit führte mich an dieſen Abgrund. Als ich im 19. Jahre in Flandern an den Pforten des Todes ſtand, gelobte ich feyerlich, meinem gefährlichen Stande zu entſagen, wenn man mir nur eine Penſion von 200 Livres zuſichern wolle. Gott verzeihe denen, die es mir abſchlugen!“

Hier enden die Bekenntniſſe der Reuigen, die Göthe's langweiligen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele wohl an die Seite geſezt zu werden verdienen. Kein Rückfall trübte ihre Tage; die Schweſter Auguſtine von der Barmherzigkeit (ſo lautete ihr Kloſternahme) war das Muſter der Demuth und Frömmigkeit. Sie glaubte ſich im Ernſt ihrer Gefährtinnen unwürdig, und litt oft durch deren Geringſchäzung. Nur eine fromme Correſpondenz, in der ſie mit der Königin ſtand, verſchaffte ihr im Kloſter eine ungeſuchte Achtung. Ob ſie gleich in den lezten Jahren ihres Lebens blind wurde, verlor ſie doch ihre Heiterkeit nie, bediente ſich immer ſelbſt, und wollte Niemanden läſtig werden. Sie hatte es gern, daß man ſie beſuchte, und ſprach dann mit Feuer und Klarheit. Nie hörte ſie von einem Unglücklichen ſprechen, ohne gerührt zu werden, und ihre Freunde zu deſſen Beyſtand aufzubieten. Der Pabſt hatte ihr eine Diſpenſation ertheilt, um im Sprachzimmer unverſchley ert zu erſcheinen. Duclos, der dieſen Umſtand erzählt, begreift den Grund davon nicht. Ich vermuthe, daß die reuige Sünderin aus zarter Demuth ihr Geſicht nicht verbergen, die Schaamröthe ſich nicht erſchweren wollte; und ich wundere mich über nichts ſo ſehr, als daß man nicht ſchon längſt in der katholiſchen Kirche betet: Heilige Gautier bitte für uns!

Der Kleinigkeitsgeiſt.

„Es lebt kein großer Mann auf der Welt, der auch für ſeinen Kammerdiener noch groß bliebe," iſt eine eben ſo bekannte als wahre Behauptung. So wenig als die Kinderpocken Erwachſene verſchonen, ſo wenig verſchont der Kleinigkeitsgeiſt die großen Männer. Der Biſchoff Hüet von Avranches gehörte zwar nicht unter die Großen, aber doch unter die berühmten Männer. Dieſer berühmte Mann quälte ſich lange mit dem Zweifel: ob es auch wohl möglich ſey, die ganze Iliade ſo fein zu kritzeln, daß man ſie in eine Nußſchaale packen könne? — Nach langem tiefen Nachſinnen glaubte er endlich die Behauptung — und zwar öffentlich in Gegenwart des Dauphins und ſeines ganzen Hofes — wagen zu dürfen: daß jenes Kunſtſtück nicht allein möglich ſey, ſondern daß er ſogar ſelbſt es leiſten könne. Man hielt ihn beym Worte. Er ſollte auf der Stelle, zwar nicht die ganze Iliade abſchreiben, aber doch einen Verſuch liefern.

„Ein Stück dünnes dichtes Pergament," ſagte er, „10 Zoll lang und 8 Zoll breit, läßt ſich ſo geſchickt falten, daß es Platz in einer großen Nußſchaale findet. Pergament iſt dazu geſchickter als Papier (?). Nach dieſer Vorausſetzung ſchließe ich nun ferner: das Blatt von der angegebenen Größe kann in ſeiner Breite 30 Verſe in jeder Zeile faſſen, und in der Höhe 250 Zeilen. Freylich müſſen ſie mit Ra ſenfedern von einer ſichern Hand geſchrieben werden. Dann würde die Eine Seite dieſes Blattes 7500 Verſe, die andere eben ſo viel enthalten. Da nun die ganze Iliade aus 15185 Verſen beſteht, ſo würde man kaum noch Platz für eine einzige Zeile brauchen, um das Kunſtwerk zu vollenden.“

Nach dieſer Demonſtration nahm er ein Stück Papier und eine gewöhnliche Feder, weil eben nichts anders bey der Hand war, kritzelte wirklich auf einen Raum von etwas mehr als fünf Zoll Breite 20 Verſe, ſetzte auch mehrere Zeilen ſehr dicht untereinander, und zog endlich aus ſeiner mühſamen Arbeit das triumphirende Reſultat, der Möglichkeit eines ſolchen vortrefflichen Kunſtwerks. Der Herzog von Chevrauſe, der auch gegenwärtig war, verſuchte es ihm nachzumachen, und man ſieht daraus, daß die Höflinge damals doch ziemlich geübt im Schreiben ſeyn mußten, welches nicht zu allen Zeiten der Fall iſt; doch den Meiſter Hüet erreichte der Herzog nicht. Er brachte zwar eben ſo viele

Verſe in eine Zeile, konnte aber die Zeilen nicht ſo dicht untereinander ſchmiegen. — Als man eben am heftigſten über dieſe Materie ſtritte, und die Bedienten im Vorzimmer vermuthlich glaubten, man beſchäftige ſich, zum Heyl des Volkes, mit einer ſtaatswirthſchaftlichen Berechnung, trat die Königin herein, ließ ſich die Kunſtproben zeigen, und fand ſie ſo merkwürdig, daß ſie ſelbige zu behalten geruhte.

Weiter iſt von den Bemühungen des gelehrten Biſchoffs für das Wohl der Menſchheit nichts bekannt geworden, und leider muß man vermuthen, daß ſein Kunſtwerk in den Zeiten der Revolution mit untergegangen iſt. Ein gleiches Schickſal erfuhr einſt der große griechiſche Künſtler, Myrmecides, der einen kleinen Wagen mit ſechs kleinen Pferden und einem kleinen Kutſcher, ich weiß nicht woraus, verfertigte, welches Alles zuſammen eine Mücke unter ihrem Flügel verbergen konnte. Glücklicher war der heilige Epiphan, Biſchoff von Salamin in Cypern, der im vierten Jahundert lebte, und einen gelehrten Tractat über die zwölf Edelſteine ſchrieb, welche der hohe Prieſter Aaron auf ſeinem Bruſtſchild trug. Dieſes wichtige Werk iſt noch vorhanden, und ſogar von Geßner mit Anmerkungen verſehen worden.

Man weiß, daß einmal ein ähnlicher Künſtler den macedoniſchen Helden in Erſtaunen ſetzte, indem er mit großer Fertigkeit und Sicherheit Erbſen durch ein kleines Loch warf. Alexander befahl, ihm zur Belohnung einen Scheffel Erbſen zu liefern, damit er ſeine Kunſt beſtändig üben könne. Warum wurde Hüet weniger großmüthig behandelt? — Einige Bogen Pergament und ein Bund Rabenfedern würden der Nachwelt ewige Denkmäler geliefert haben.

Parallele zwiſchen Marie Stuart und Margarethe von Valois.

Beyde verloren ihren Vater in der Kindheit; beyder Schönheit wurde von den Zeitgenoſſen gerühmt; es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von beyden mehr Geiſt, Genie und Kenntniſſe beſaß. Beyde ſchrieben ſehr zierlich in Verſen und Proſa, verſtanden beyde mehrere Sprachen; wußten beyde ſehr angenehm und lebhaft zu unterhalten; waren beyde der Schmuck des glänzendſten Hofes in Europa. Sowohl Margarethe, die Gemahlin Heinrich des Vierten, als Marie, die ſchottiſche Königin, erweckte in den Herzen aller Männer eine zärtliche Empfindung, die nur mühſam und nicht immer durch die ſchuldige Ehrfurcht gezügelt wurde. Marien, ſchon in der Wiege Königin, verſprach der leere Titel wenig Genuß, hätte ſie nicht in Frankreich eine Freyſtatt und eine Krone gefunden. Margarethe, am Throne gebohren und Königin im 19. Jahre, ſah, gleich Marien, durch ihre Vermählung, ſich doppelt gekrönt. Marie genoß in Frankreich nur eines vorüber rauſchenden Glücks; Margarethe, als Königin von Navarra, entgieng dem Kummer und ſelbſt der Schande nicht. Marie, jung, unbeſonnen, leidenſchaftlich, böſen Rathſchlägen folgend, war ihres eignen Unglücks Urheberin. Eben ſo ſchmiedete Margarethe das ihrige durch Ausſchweifungen und gänzliche Vernachläſſigung des Wohlſtandes. Während Mariens Aufenthalt in Frankreich trübte keine Wolke ihren ſchönen Himmel. Als aber Franz des Zweyten früher Tod und der geheime Haß der Catharine von Medicis ſie zwangen, nach Schottland zurückzukehren, da wurde ihr Leben eine Kette von Unglücksfällen. Eben ſo war das ſchöne Loos von Margarethens Jugend. Von ihrem Vater, Heinrich dem Zweyten, wurde ſie zärtlich geliebt; von ihrem Bruder, Carl IX., ſo liebevoll behandelt, daß die böſen Zungen ſogar von mehr als brüderlicher Zuneigung murmelten. Ihre Mutter, Catharine von Medicis, betete ſie an, und ſagte oft: Margarethe ſey ein lebendiger Beweiß von der Ungerechtigkeit des ſaliſchen Geſetzes, welches die Töchter von der Thronfolge ausſchließt. Aber ihre zweydeutige, unkluge Neigung für den Herzog von Alençon, ihren Bruder; ihre unverheelte Liebe für den Herzog von Guiſe; ihre Gleichgültigkeit, ja ihr Haß gegen den König von Navarra, ihren Gemahl; ihre vielen anſtößigen Galanterien; ſtürzten auch ſie, gleich Marien, ins Verderben. Beyde ſchmachteten in Gefangenſchaft, Jene zu Fotheringai, dieſe in dem Schloſſe Uſſon, und wäre Heinrich IV. eben ſo grauſam geweſen als Eliſabeth, gewiß hätte Margarethe, gleich Marien, die Henkerbühne beſtiegen; denn ſie hatte nicht blos das königliche Bett geſchändet, ſondern auch die Fahne des Aufruhrs in Auvergne gepflanzt. Beyde Königinnen beobachteten gewiſſenhaft alle Gebräuche der katholiſchen Religion, und handelten gewiſſenlos hinter dieſem Schilde.

Nur der Tod führte endlich die berühmten und berüchtigten Damen auf verſchiedene Wege. Marie Stuart verſöhnte die Nachwelt durch rührende Leiden, ihren Gott durch einen grauſamen Tod. Margarethe von Valois endigte ihre ſchlüpfrige Laufbahn, indem ſie, was die Welt nicht mehr mogte, dem Himmel widmete.

Montesquieu und Piron.

Im Jahr 1752 war Montesquieu — der Verfaſſer des viel gerühmten und von den Deutſchen wenig geleſenen Buches: Geiſt der Geſetze — Director der franzöſiſchen Academie, als der Erzbiſchoff von Paris, ein Mitglied derſelben, ſtarb, und Piron den erledigten Platz zu erlangen ſtrebte. Schon vereinten ſich die Stimmen ihm zu Gunſten, als plötzlich ein Befehl des Königs ihn zu wählen unterſagte. (Piron hatte nemlich die berüchtigte Ode an Prior gedichtet, die Jedermann auswendig wußte, und die der König, obgleich ſie ihm ſelbſt ſehr wohl gefiel, nicht verzeihen durfte.) Montesquieu, der in gar keiner Verbindung mit dem ſonſt ſo achtungswerthen Greiſe ſtand, ſetzte ſich auf der Stelle nieder, und ſchrieb an die Marquiſe von Pompadour, **des Königs** Maitreſſe, folgenden Brief:

„Madame. **Ich habe der Academie die Befehle** des Königs bekannt gemacht. Da Herr „von Büſſon, aus Zartheit, ſeine Freunde „gebeten hat, unter dieſen Umſtänden ihn „nicht zu wählen, ſo ſind die Mitglieder, ver„legen um eine neue Wahl, überein gekommen, „ſelbige noch acht Tage aufzuſchieben. — Piron

„iſt genug geſtraft, Madam, für die ſchlechten
„Verſe, welche er gemacht haben ſoll; hingegen
„hat er deren auch ſehr gute gemacht. Er iſt
„alt, kränklich, blind, arm, verheyrathet.
„Sollte der König ihm nicht eine kleine Penſion
„verwilligen? — So, Madam, pflegen Sie
„den Credit zu benutzen, den Sie Ihren ſchönen
„Eigenſchaften verdanken; Sie ſind ſelbſt
„glücklich und wollen keinen Unglücklichen um
„ſich ſehn. — Auch der verſtorbene König
„verſagte La Fontaine einen Platz in der Academie,
„wegen ſeiner Erzählungen, gab
„ihm aber ſechs Monate nachher denſelben
„Platz um ſeiner Fabeln willen; ja er wollte
„ſogar, daß er vor Boileau aufgenommen würde,
„der ſich in der Zwiſchenzeit darum beworben
„hatte."

Zwey Tage nachher erhielt Piron eine Penſion von hundert Piſtolen, Einige ſagen, weil die Frau Marquiſe dem wackern Monteſquieu wohl wollte; Andere, weil ſie ins-

geheim

geheim fühlte, daß ſie dem Gott, den Platon beſungen, ſelbſt ihr ganzes Glück ſchuldig ſey.

Beſuch der Königin Chriſtine von Schweden in Frankreich.

Zweytes Fragment aus den Memoiren der Madam de Motteville.

— Damals (1656) ſahen wir die Königin von Schweden in Compiegne anlangen, von der wir ſo außerordentliche Dinge hatten erzählen hören. Sie war aus ihrem Reiche entwichen, weil ihr hoher Sinn eine Krone gering ſchätzte, und weil ſie abgeneigt war, dem Wunſche ihrer Unterthanen gemäß, ihren nächſten Verwandten zu heyrathen. Sie hatte ihre Ketzerey in die Hände des Pabſtes abgeſchworen. Es gab Leute, welche dieſe Handlung bis in den Himmel erhoben, und meynten, indem ſie die ſchwediſche Krone niedergelegt, habe ſie den Thron der ganzen Welt verdient. Andere hingegen wollten wiſſen, ſie ſey durch Gewalt oder eignen Leichtſinn aus Schweden vertrieben worden, wo ſie mit dem ſpaniſchen Geſandten einen allzuvertrauten Umgang gepflogen habe. Kurz, ſie war ſehr berühmt, folglich wurde ſie viel gelobt und viel geſcholten. Odendichter und Satyrenſchreiber ſprachen, jene von ihren Heldentugenden, dieſe von ihren Gebrechen. Sie war in Flandern und dann in Rom geweſen, nun wollte ſie Frankreich ſehn, und der große Ruf, der vor ihr hergieng, bewürkte, daß die Königin (Anna von Oeſterreich) ſich darauf freute, ſie kennen zu lernen. Auch hatte der König von Schweden — ein kriegeriſcher Fürſt, welcher anfieng, Furcht und Hochachtung einzuflößen — den Cardinal Mazarin erſucht, Chriſtinen wohl aufzunehmen, wozu dieſer ohnehin ſchon geneigt war. Sie wurde eben ſo empfangen wie vormals Carl V., als er durch Frankreich nach Flandern gieng. Der König (Ludwig XIV.) ſandte den Herzog von Guiſe, die Königin Mutter ihren Gardehauptmann Comminges, um ſie an der Grenze zu bewillkommen. Der Herzog von Guiſe ſchrieb einen Brief an Einen ſeiner Freunde, in welchem er die fremde Fürſtin nach der Natur ſchilderte. Der König und die Königin laſen dieſen Brief mit Vergnügen, und Frau von Motteville nahm eine Abſchrift davon.

„Während ich ſchreckliche Langeweile habe," ſchrieb der Herzog, „will ich verſuchen Sie zu beluſtigen, indem ich Ihnen ein treues Bild der Monarchin entwerfe, die ich begleite. Sie iſt nicht groß, aber von üppigem Wuchs, hat einen breiten Rücken, ſchöne Arme, ſchöne weiſſe Hände, die jedoch eher einem Manne als einer Frau anzugehören ſcheinen. Eine hohe Schulter weiß ſie ſehr gut durch ihre ſeltſame Kleidung, ihren Gang und ihre Bewegungen zu verſtecken, ſo daß man Wetten darüber anſtellen könnte. Sie hat ein großes Geſicht, ſtarke Züge, eine Adlernaſe, einen großen aber nicht häßlichen Mund, ziemlich gute Zähne, ſehr ſchöne feurige Augen, ihre Haut, trotz einiger Blatternarben, iſt von lebhafter, ſchöner Farbe, der Umriß des Geſichts ziemlich verhältnißmäßig, aber in ein höchſt ſeltſames Kopfzeug vermummt. Es iſt eine gewaltige Mannsperücke, auf der Stirn erhaben, an den Seiten ſehr dick, nach unten zu durchſichtig; oben auf dem Kopfe bilden die Haare eine dichte Mütze, und von hinten hot das Ganze Aehnlichkeit mit einem weiblichen Kopfputz. Bisweilen trägt ſie einen Hut. Ihr Leibkleid iſt hinten geſchnürt, und gleicht unſern Mannsjacken, denn das Hemd guckt überall oben über dem Rocke hervor, den ſie ſchlecht genug angebunden und auch etwas ſchief trägt. Sie iſt immer ſtark gepudert, bedient ſich vieler Pomade und zieht faſt nie Handſchuh an. Ihre Fußbekleidung iſt die eines Mannes, ſo auch ihre Stimme und faſt jede ihrer Bewegungen. Sie ſpielt gern die Amazone, und iſt wenigſtens eben ſo ſtolz als der große

Guſtav, ihr Vater, aber dabey ſehr höflich, ſehr einſchmeichelnd, ſpricht acht Sprachen, und vorzüglich franzöſiſch, als ob ſie in Frankreich gebohren und erzogen wäre. Sie iſt gelehrter als unſere ganze Academie mit ſammt der Sorbonne, verſteht ſich vortreflich auf Mahlerey und andere ſchöne Künſte, und iſt nebenher von allen unſern Hofintriguen beſſer unterrichtet als ich. Mit Einem Wort, ſie iſt fürwahr eine außerordentliche Perſon. Faſt hätte ich vergeſſen noch hinzuzufügen, daß ſie bisweilen ein Reutercollet und einen Degen zu tragen pflegt, daß ihre Perücke ſchwarz und ihr Buſen wenig bedeckt iſt."

Chriſtine kannte den Hof ſo gut, daß ſie zum Beyſpiel den Gardehauptmann Cominges fragte: wie ſich ſein Oheim, der gute alte Guitaut, befinde? und ob ſie das Vergnügen haben werde, ihn zornig zu ſehn? (denn dieſer Guitaut war ſehr hitzig und die Königin Mutter hatte oft ihren Spas daran.) Sie ſagte auch: ſie wiſſe wohl, daß man viel Gutes und viel Böſ ſes von ihr ſpreche, nun werde man wohl ſehn, daß beydes nicht wahr ſey.

Am 8. September hielt ſie ihren Einzug in Paris, nachdem man ſie zuvor in Eſſone mit Schauſpiel, Ballet, Feuerwerke empfangen, und eine Menge Damen hingefahren waren, ſie dort zu ſehn. Die Pariſer Bürger, bewaffnet und wohl gekleidet, zogen ihr entgegen, und bildeten eine Hecke von Conflans an, wo ſie geſchlafen, bis zum Louvre, wo ſie abtreten ſollte. Alle Fenſter und Balcons waren voll Damen und Herrn, in allen Straßen Volksgewühl. Es währte von 2 Uhr Mittags bis 9 Uhr Abends, ehe ſie den Louvre erreichte. Sie bewohnte dort die königlichen Zimmer, wo ſich die ſchöne Tapete vom Scipio befindet, und ein weiß atlaßnes Bett mit Gold geſtickt, welches der Cardinal Richelieu dem Könige hinterlaſſen. Bey ihrer Ankunft foderte ſie zu trinken. Der Prinz von Conti, der hingegangen war um ſie zu complimentiren, reichte ihr die Serviette, die ſie, nach einer höflichen Weigerung, annahm.

Bey dieſem ihrem erſten Erſcheinen fanden alle rechtliche Leute ſie liebenswürdig. Ihre Kleidung, die der Beſchreibung nach ſo ausſchweifend ſeltſam war, ſchien es weit weniger, wenn man ſie ſah, wenigſtens gewöhnte ſich das Auge ſehr bald daran. Ihre Züge fand man ſchön, und Jedermann bewunderte ihren lebhaften Geiſt, beſonders aber ihre genaue Kenntniß von Frankreich. Sie wußte nicht allein die Familien und deren Wappen zu nennen, ſie war auch mit allen Galanterien und Intriguen vertraut, ja ſie kannte ſogar die Liebhabereyen der franzöſiſchen Herren. So zählte ſie zum Beyſpiel dem Marquis de Sourdis die vorzüglichſten Gemählde ſeines Kabinets her, rühmte die des Herzogs von Liancourt, und lehrte die Herren oft Dinge, die ſie ſelbſt nicht wußten. Unter andern ſtritt ſie mit Einigen, daß in der Kapelle eine koſtbare Agathe befindlich ſey, die ſie ſehen wollte, und die man endlich in der That zu St. Denis antraf. Sie war beſonders artig gegen Männer, aber auch heftig und rauh;

(brusque) nichts in ihrem Betragen gab Veranlaſſung, die üblen Nachreden zu glauben, die in ganz Europa auf ihre Rechnung herumliefen. Kurz, die ſchwediſche Amazone gewann alle Herzen in Paris, die ſie vermuthlich ſehr bald wieder verloren hätte, wenn ſie länger geblieben wäre.

Nachdem ſie dort alle Merkwürdigkeiten beſehen, und überall vom zuſtrömenden Volke faſt erdrücket worden war, kam ſie nach Compiegne, um den König und deſſen Mutter zu begrüſſen. Sie wurde, nicht blos als Königin, ſondern als eine vom Miniſter geliebte Königin aufgenommen. Der Cardinal fuhr ihr nach Chantilly entgegen, wo ſie zu Mittag ſpeiſte. Zwey Stunden nach der Mahlzeit erſchienen der König und ſein Bruder als Privatleute mitten unter den übrigen Höflingen. Der Cardinal präſentirte ſie als ein Paar der vornehmſten Edelleute in Frankreich. Sie erkannte ſie ſogleich, denn ſie hatte ihre Bilder im Louvre geſehn, und ſagte: dieſe Edelleute ſchienen ihr würdig, Kronen zu tragen. Nach einigen gewechſelten Höflichkeiten wurde der König, der damals noch ſehr blöde und wenig unterrichtet war, doch ſo vertraut mit dieſer kühnen, ſtolzen, gelehrten Fürſtin, daß es ihm recht wohl bey ihr gefiel. — Am andern Tage machte ſich auch die Königin Mutter mit ihrem ganzen Gefolge auf, um Chriſtinen zu empfangen. Dieſe Zuſammenkunft geſchah zu Fayet, einem Landhauſe des Marſchalls de la Motte Houdancourt, drey Meilen von Compiegne. Die Chevauxlegers, die Gensdarmen und die Garden zogen prächtig gekleidet vor dem königlichen Wagen her. Anna von Oeſtreich kam zuerſt, und blieb mit dem ganzen Hofe auf einer Terraſſe, von welcher einige Stufen in den großen Vorhof herab führten, wo die Garden aufgeſtellt waren. Die Höflinge ſchimmerten in prächtig geſtickten Kleidern, und da man den Pöbel zurückgedrängt hatte, ſo gewährte der Hof, der auf der Terraſſe wie auf einem Theater ſtand, einen imponirenden Anblick.

Bald nachher fuhr Chriſtine unter Trompetenſchall auf den Hof, ohne andere Begleitung als die des Cardinal Mazarin und des Herzogs von Guiſe, denn ſie hatte nur einige häßliche Weiber zu ihrer Bedienung mit ſich, die ſich nicht zeigten. Sobald Chriſtine die Königin erblickte, die ihr einige Schritte entgegen kam, ſtieg ſie aus; höfliche Worte wurden gewechſelt; das Gedränge um beyde war ſo groß, daß ſie eilten, ſich demſelben zu entziehen. Der junge König führte ſie in das Haus, vor ſeine Mutter her. Viele fanden das unſchicklich, und Ludwig ſelbſt, nachdem er mehr heran gewachſen, hat ſeiner Mutter oft vorgeworfen, daß ſie dieſer Fremden, wie auch der Königin von Polen, den Vortritt bey ſich zugeſtanden.

Univ. Bibl. München

Frau von Motteville befand ſich Eine der nächſten im Gefolge und beſchreibt nun Chriſtinens Geſtalt ſelbſt. Die Haare hiengen an dieſem Tage ſehr unordentlich um ihre Perücke, der Wind ſpielte mit ihnen als ſie aus dem Wagen ſtieg; die wenige Sorgfalt für ihre Geſichtsfarbe hatte dieſe gebräunt, ſo daß ſie der Beobachterin faſt wie eine lüderliche Zigeunerin vorkam, die zufälligerweiſe nicht ſo ſchwarz ſey als gewöhnlich. Ihre ganze Geſtalt flößte mehr Furcht als Wohlgefallen ein. Sie trug ein Kleid, halb wie eine Mannsjacke, halb wie ein Dames Hongreline (vermuthlich eine damalige Mode) geſtaltet, aber ſo ſchlecht anſchließend, daß Eine ihrer Schultern, nemlich die höhere, überall hervor guckte. Ihr Hemd war ein Mannshemd mit einem Kragen, der unter der Bruſt mit einer einzigen Nadel feſt geſteckt war und den ganzen Rücken blos ließ, auch das forne ſtark ausgeſchnittene Leibkleid nicht bedeckte. Daſſelbe Hemd guckte auch da wieder ſtark hervor, wo das Leibchen an den Rock ſchlieſſen ſoll, und hieng ihr über die Hände herab, gerade wie bey Männern. Ihr grauer, mit goldnen und ſilbernen Borten beſetzter Rock war kurz, und ſtatt daß unſere Kleider ſchleppen, ſah man bey ihr die Füße. Um den Gürtel ihres Rockes waren ſchwarze Bänder geknüpft; ihre Fußbekleidung war ganz männlich und nicht ohne Grazie. Der König führte ſie in einen großen Saal zur Tafel, an welche nur Er und ſein Bruder zu den beyden Königinnen ſich ſetzten. Die andern umgaben neugierig die Tafel. Madame de Motteville beobachtete die Fremde ſehr ſcharf, und geſtand, — nachdem ſie ſich an ihre Tracht und Geſicht erſt ein wenig gewöhnt — daß ſie ſchöne, lebhafte Augen, ſanfte mit Stolz gemiſchte Züge habe. Auch gefiel ſie ihr mit jedem Augenblicke immer beſſer. Sie ſchien größer und weniger verwachſen, als man geſagt hatte; allein ihre Hände, die man als ſchön gerühmt, waren an dieſem Tage ſo ſchmutzig, daß man von der Schönheit nichts erblicken konnte. Sie aß viel und ſprach ſehr gewöhnliche Dinge. Der Herzog von Guiſe zeigte ihr Mademoiſelle Mancini, (des Königs damalige Geliebte) die unter den übrigen Zuſchauern ſtand. Chriſtine grüßte ſie, und neigte ſich tief vom Stuhle herab, um ſie auszuzeichnen.

Nach aufgehobener Tafel fuhr der ganze Hof nach Compiegne, wo die Königin Mutter — nachdem ſie ihren Gaſt in deſſen Zimmer geführt — zu ihren Vertrauten ſagte: ſie ſey entzückt von Chriſtinen, deren Unterhaltung während der Fahrt ſehr angenehm geweſen, ob gleich in der erſten Viertelſtunde ſie, die Königin Mutter, eben ſo vor ihr erſchrocken ſey, als die übrigen. Die ſchlaue Chriſtine hatte ſich unter andern, um Annen von Oeſtreich zu gewinnen, eines Mittels bedient, welches bey derſelben unfehlbar gewürkt zu haben ſcheint, ſie hatte nemlich — unter dem Vorwand, die Portraits des Königs und ſeines Bruders zu ſehn, welche Anna auf ihren Armbändern trug — ſie die Handſchuh ausziehen laſſen, ihr eine Menge artige Dinge über die Schönheit ihrer Hände geſagt, und zwar ſo unbefangen, daß Annen jede Verlegenheit erſpart wurde. — Sobald Chriſtine ſich ein wenig ausgeruht, ſtattete ſie einen Beſuch bey der Königin Mutter ab, und gieng mit ihr in das italiäniſche Schauſpiel, welches ſie ſehr ſchlecht fand, und es gerade heraus ſagte. Als man ſie verſicherte, die Schauſpieler pflegten es ſonſt beſſer zu machen, antwortete ſie ganz trocken; ſie zweifle nicht daran, weil man ſie behielt.

Nachher geleitete man die Fremde in ihre Zimmer, wo ſie von des Königs Leuten bedient wurde. Man mußte ihr ſogar Kammerdiener zum Auskleiden geben, denn ſie war ganz allein, hatte weder Damen, noch Bedienung, noch Equipage, noch Geld; ihr ganzer Hofſtaat beſtand aus ihr ſelbſt. **Canut**, der während ihrer Regierung Reſident in Frankreich geweſen, befand ſich bey ihr, und zwey oder drey häßliche Mannsbilder, die ſie der Ehre wegen **Grafen** titulirte. Ein paar Weiber ließen ſich auch bisweilen blicken, die eher Wäſcherinnen als Damen glichen. Der Frau von Motteville kam Chriſtine vor, wie eine Heldin aus den Ritterzeiten, die ſich eben ſo kümmerlich behalf, wie **Marfiſe** oder **Bradamante**, und die, wenn der Zufall ſie nicht bisweilen zu einem gro ſen Könige führte, wohl ſelten was Gutes zu eſſen bekam.

Am erſten Tage redete ſie wenig, wie es ſchien aus Beſcheidenheit. Dem Grafen Nogent, der, nach ſeiner Gewohnheit, ihr allerley alte Geſchichtchen auftiſchte, ſagte ſie ernſt: er ſey glücklich ein ſo gutes Gedächtniß zu beſitzen. Am andern Tage machte ihr der Cardinal und die ganz hohe Geiſtlichkeit die Aufwartung im geiſtlichen Ornat. Sie ſelbſt trug nun ein Leibkleid von feuerfarbnen Camelot und ihren grauen, beſetzten Rock; ihre Perücke war gepudert und friſirt, ihre Farbe durch die Nachtruhe etwas erfriſcht, auch hatte ſie ſich die Hände gewaſchen, und kam Allen weit liebenswürdiger vor, als ſie ſelbſt zu begehren ſchien. In ihren Geſprächen war Geiſt und Leben. Sie neckte den Chevalier de Grammont mit ſeiner hoffnungsloſen Liebe für Madame de Mercoeur. Man gieng auf die wilde Schweinsjagd, obgleich ſie erklärte, ſie liebe dieſe gefährliche Jagd nicht, nur um des Ruhmes willen dürfe man ſich Gefahren ausſetzen.

Abends im franzöſiſchen Schauſpiel zeigte ſie oft ihr leidenſchaftliches Gefühl, ſchrie bey ſchönen Stellen laut auf, überließ ſich bald dem Vergnügen, bald dem Schmerz, ſchaukelte dabey nachläſſig mit ihrem Stuhle, oder fiel auch wohl bisweilen in tiefes Nachdenken, recht als ob ſie ganz allein in ihrem Kabinette geweſen wäre. Selbſt die Königin Mutter verſuchte oft vergebens, ſie aus ihren Träumereyen zu ziehen. Nach dem Schauſpiel hatten einige Herren vom Hofe ſich um ſie verſammelt, und hörten, wie ſie mit vieler Feinheit die Anhänglichkeit der Franzoſen an ihren König rühmte. Kurz, dieſer Tag gewann ihr großen Beyfall; bey der Königin Mutter wurde nur von ihr geſprochen. Einige ſatyriſche Zungen verſuchten umſonſt, ſie lächerlich zu machen. — Am 18. September wohnten beyde Königinnen einem Trauerſpiele bey, welches die Jeſuiten gaben, und über welches die von Schweden laut lachte. Tags darauf gab ihr der König ein Ceremonienfeſt, wo Pracht und Ueberfluß herrſchten, und wo man,

man, wie gewöhnlich bey ſolchen Feſten, viel gähnte. Kurz nach dieſer unbequemen Feſtlichkeit langte ein Courier an, der dem Hofe die Nachricht von der Einnahme von Valence brachte. Alſobald kam Chriſtine, um Annen von Oeſtreich Glück zu wünſchen, und ſie that es auf eine Art, als ob ſie wirklich die Freude von Herzen theile. Anna ſpielte eben Carten, Chriſtine ſetzte ſich neben ſie, lehnte ſich auf den Spieltiſch, ſchien ſich ganz mit Betrachtung von Annens ſchönen Händen zu beſchäftigen, und ſagte: ihre Reiſe von Rom nach Frankreich werde ſie nie gereuen, wenn ſie auch weiter keinen andern Vortheil davon hätte, als den, die ſchönſten Hände von der Welt geſehn zu haben. (Unmöglich konnte eine ſo kluge Frau das ſagen, wenn ſie nicht ſchon zuvor recht gut gewußt hätte, daß ſelbſt die fadeſten Schmeicheleyen über dieſen Punkt ihr bey der Königin nicht ſchaden konnten.) Nogent, der immer fort ſchwatzte, erzählte ihr, daß gerade vor hundert Jahren Valence gleichfalls von den Franzoſen ſey erobert worden. „Ich wünſche,“ ſagte ſie, „daß es in hundert Jahren noch einmal geſchehen möge, und daß auch Sie, Herr Graf, nach hundert Jahren dieſelben Geſchichtchen wieder erzählen möchten, denn dann werde ich ſie lieber hören als jetzt.“ Es ſchien, ſie könne dieſen Regent nicht leiden, vielleicht weil ſie erfahren hatte, daß er ſich bisweilen über ſie luſtig machte. — Am andern Morgen war der Beichtvater der Königin bey ihr, wegen einiger Beſchwerden, die ihr über den Jeſuiterorden entſchlüpft waren. Eine derſelben: daß der General der Jeſuiten ihr in Rom keinen Beſuch gemacht. (Der übrigen erinnerte ſich Frau von Motteville nicht.) Nachdem ſie des Beichtvaters Entſchuldigungen angehört, verſetzte ſie ſpöttiſch und ziemlich rauh: „Da ich den Einfluß Ihres Ordens ſehr wohl kenne, ſo wollte „ich lieber einen ſouverainen Fürſten als ihn zum „Feinde haben; ich erkläre alſo, daß ich ganz „mit Ihrer Entſchuldigung zufrieden bin, nur „werde ich die Herren Jeſuiten mir weder zu

„Beichtvätern noch zu Schauſpielern wählen.“ Durch die lezten Worte auf das ſchlechte Trauerſpiel zielend, dem ſie hatte beywohnen müſſen.

Dieſe gothiſche Fürſtin glich in nichts einem Frauenzimmer, beſaß nicht einmal die dem Geſchlechte eigne Schaamhaftigkeit; ließ ſich zu jeder Stunde von Männern bedienen; gab ſich Mühe, in jeder Bewegung männlich zu ſcheinen; ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, wenn der Buffo in der italiäniſchen Comödie ſeine Sachen gut machte; rühmte oder ſeufzte über laut, wenn etwas rührendes ſie bewegte; fieng oft in der Geſellſchaft an zu ſingen; fiel dann wieder in ſo tiefe Träumereyen, als ob ſie die Starrſucht habe; war ungleich, rauh, ſchlüpfrig in ihren Reden, ſowohl Religion als ſolche Dinge betreffend, bey welchen den Weibern Zurückhaltung geziemt; fluchte mit unter; konnte nicht lange auf Einer Stelle bleiben; ſtüzte ihre Füße, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Hofes, auf Stühle, die eben ſo hoch waren, als der, auf dem ſie ſaß, und ließ ſie bis an die Waden hinauf ſehn; verachtete alle Frauenzimmer wegen ihrer Unwiſſenheit, und ſchwatzte mit Männern, gleichviel ob über ſchickliche oder unſchickliche Gegenſtände; beobachtete durchaus keine ſonſt unter gekrönten Häuptern gewöhnliche Sitte. Ihre beyden Weiber, ſo abſcheulich ſie auch waren, warfen ſich ganz vertraulich auf ihr Bett, und lebten wie Kameraden mit ihr. Dennoch fand die Königin Mutter — die anſtändigſte Dame von der Welt — Geſchmack an ihr. Auch war es wirklich ſchwer, wenn man ſie aufmerkſam geſehen und gehört hatte, ihr jene Unregelmäßigkeiten nicht zu verzeihen. Freylich war ſie nicht ſo geſchliffen, wie die damaligen Franzoſen. Man verglich ſie mit den Gebäuden von Fontainebleau, die groß und ſchön, aber ohne Symmetrie waren.

Bey ihrer Abreiſe, am 23. September, begleitete die Königin ſie zwey Meilen weit, und beyde Damen ſchienen beym Abſchied gerührt.

Der Marquis de St. Simon bewirthete ſie zu Senlis, und Mr. du Pleſſis auf ſeinem ſchönen Schloſſe Frêne mit außerordentlicher Pracht. Nicht weit von da fragte ſie nach einer gewiſſen Demoiſelle Ninon (de Lenclos) die — wie Madame de Motteville ſich ausdrückt — durch Laſter, Lüderlichkeit und ſchönen Geiſt bekannt iſt. Dieſe berüchtigte Ninon war die Einzige von allen Weibern in ganz Frankreich, welcher die Königin von Schweden einige Merkmale der Hochachtung gab. Von da aus ließ der König dieſer nordiſchen Amazone Miethwagen geben und auch Geld, um ſie zu bezahlen. So reiſte ſie weiter, blos von ihrem häßlichen Trupp begleitet, ohne Gefolge, ohne Gepäck, ohne Silberzeug oder ſonſt ein königliches Merkmal.

Der heilige Ludwig.

Von Jahr zu Jahr an einem gewiſſen Tage das Andenken eines berühmten Mannes feyern; der ein Wohlthäter ſeiner Nation war, oder dafür gehalten wurde, das iſt ein Gebrauch *von*, aber nicht *für* Menſchen erfunden; denn — ſo lange des Mannes Zeitgenoſſen leben, iſt die Feyer überflüſſig, und leben dieſe nicht mehr, ſo feyert die Nachwelt den Tag gedankenlos, ohne zu wiſſen warum, und ohne es wiſſen zu *wollen*. Iſt dabey, wie gewöhnlich, verordnet worden, jedesmal eine feyerliche *Lobrede* auf den Helden des Tages zu halten, und iſt den Herren Rednern gar erlaubt, ihre, vom Kalender anbefohlenen, Ausbrüche der Bewunderung drucken zu laſſen; ſo giebt das nach hundert Jahren einen entſetzlichen Schwall von ſchlechten Lobreden, über die ſich der Gelobte alle Jahr im Grabe umwendet. — Das war auch vormals in Frankreich der Fall mit Ludwig dem Heiligen, dem zu Ehren jährlich ein Mitglied der Academie in redneriſches Entzücken gerathen mußte, während ſeine Herren Mitbrüder, die gleichfalls Pflichtgemäß in der Kirche erſchienen, den Redner angähnten. Heutzutage, wo in Frankreich nichts Altes mehr gelobt wird — denn man hat genug mit dem Neuen zu thun — iſt natürlich auch dieſer Gebrauch abgekommen, der heilige Ludwig ſeinem Schickſal überlaſſen worden, und nichts übrig geblieben, als eine gewaltige Sammlung von Lobreden, bey welchen die Verfaſſer geſchwitzt und die Zuhörer gegähnt haben.

Doch zeichnet ſich unter dieſen Panegyriken Einer ſehr vortheilhaft aus, der vor 28 Jahren von dem Abbé du Tems gehalten wurde, und von welchem ich einige Stellen ausheben will. „Deutſchland,“ ſagt der Redner, „gehorcht Geſetzen, damit es keinem Herrn

„gehorchen dürfe; (!) allein Frankreich bedürfte eines Herrn, um die Wohlthat der Geſetze kennen zu lernen; und Ludwig war es, „der ihm Geſetze gab.“ — Dann zeigt er die Schwierigkeiten, welche Ludwig zu überwinden hatte. „Um ein Volk in der Kindheit zu organiſiren, iſt hinreichend, deſſen Schwäche durch einfache Vorſchriften und mächtigere Beyſpiele zu unterſtützen, ſo nach und nach die Herzen der Ordnungsliebe zu öffnen, das Glück durch Tugend vorzubereiten: oder wenn von einem verwilderten Volke die Rede iſt, da muß deſſen Geiſt ganz umgeſtaltet, da müſſen, an Stelle der Launen, des Irrthums und der Mißbräuche, Vernunft, Wahrheit, Ordnung treten; der Wille jedes Einzelnen, bisher durch Leidenſchaften vom Ganzen getrennt, nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte geleitet, die Grundſteine der Volksvorurtheile und Sitten umgeworfen; die ſüßeſten Gewohnheiten, die Gegenſtände, an welche es gleichſam ſein Daſeyn knüpfte, ihm entriſſen; gewiſſermaßen es dem Tode geweyht werden, um ein neues Leben ihm zu ſchenken. Eine erhabene Beſchäftigung, von der höchſten Weisheit nur ſolchen überlegenen Menſchen vorbehalten, die ſie, um Reiche zu ſtützen, hervor gerufen hat. Dieſes Amt hat der heilige Ludwig verwaltet; er ſteht ausgezeichnet unter den Geſetzgebern, denn er wußte ein barbariſches, ungelehriges Volk auf die Herrſchaft der Geſetze vorzubereiten; vom Throne herab vernichtete er die Tyranney durch ſein Beyſpiel; ſeine Rathſchläge hatten die Kraft der Befehle; er lud freundlich ein wo er nicht bezwingen konnte; er wurde Geleitsmann, wo er nicht Gebieter ſeyn durfte, und ſo bewürkte er, durch eine Geſetzgebung, die ſich faſt nur auf ſeine Domainen einſchränkte, die Wiedergeburt der Monarchie.“ — Ich enthalte mich aus guten Gründen aller Parallelen, obgleich, nach meiner Ueberzeugung, es ſehr verdienſtlich und nützlich wäre, die alte Geſchichte ſtets mit der neuen zuſammen zu ſtellen, um heilſame Reſultate aus dieſer Zuſammenſtellung zu ſchöpfen, denn wozu haben wir ſonſt die alte Geſchichte? — Aber ich weiß recht gut, daß Gedanken zwar zollfrey, nur nicht immer ſchußfrey ſind.

Crebillon und die Katze.

Crebillon ſchrieb einen allerliebſten Roman, Tanzai, und wurde dafür auf einige Zeit ins Gefängniß nach dem Schloſſe Vincennes geſchickt. In der erſten Nacht war er kaum entſchlummert, als er plötzlich etwas warmes, rauches unter ſeiner Decke fühlte. Er meynte, es wäre eine Katze, jagte das Ding fort und ſchlief wieder ein. Am andern Morgen that es ihm leid, die Katze verſcheucht zu haben, denn er liebte Katzen, und hoffte von dieſer einen Zeitvertreib in ſeiner Einſamkeit. Er ſuchte ſie vergebens in allen Winkeln. Kommt ſie wieder, dachte er, ſo will ich ſie beſſer empfangen.

Zu Mittag, als er ſeine frugale Mahlzeit verzehrte, gewahrte er in einiger Entfernung ein Thier, welches wie ein Affe auf ſeinen Hinterbeinen ſaß, und ihm ruhig zuſah. Das Zimmer war — wie bekanntlich alle dergleichen Zimmer — ſehr dunkel; Crebillon hielt den Zuſchauer für jene Katze, lockte das Thier freundlich, hielt ihm einen Biſſen hin, ſah es näher kommen, und erkannte nun, zu ſeinem höchſten Entſetzen, daß es eine ſehr wohlgenährte, abſcheulich große Ratze war. Das Ratzengeſchlecht war ihm äußerſt zuwider, er ſtieß daher einen lauten Schrey aus, und der Gaſt verſchwand augenblicklich. Dagegen wurde der Kerkermeiſter durch das Geſchrey herbey gezogen, der ſeinen Gefangenen auslachte, und ihm erzählte: der lezte Bewohner dieſes Zimmers habe die Ratze, als ſie noch ganz klein geweſen, ſo zahm gemacht, daß ſie beſtändig mit ihm geſpeiſt und ſogar in ſeinem Bette geſchlafen habe. „Das gefiel mir ſowohl,“ fuhr der Kerkermeiſter fort, „daß ich ſelbſt verſuchte, dieſe ehrliche Ratze an mich zu gewöhnen, und Sie ſollen urtheilen, ob es mir gelungen iſt.“

Bey dieſen Worten nahm er ein Stück Fleiſch in die Hand und rief: Raton! Raton! komm hervor mein kleiner Freund! — Alſobald zeigte Raton zuerſt ſeinen Kopf, und, den bekannten Wohlthäter erkennend, ſprang er ihm auf die Hand und verzehrte da den angebotenen Biſſen.

„Von dieſem Augenblick an,“ erzählte Crebillon ſeinen Freunden, „wurde Raton mein beſtändiger Geſellſchafter, trat wieder in Beſitz aller der Rechte, die er unter meinem Vorgänger genoſſen, (die Bettgenoſſenſchaft ausgenommen) und gern hätte ich, bey meinem Abzug, ihn mit nach Paris geführt, wenn der wackere Kerkermeiſter nicht dagegen proteſtirt hätte. Ja, ich leugne nicht, daß ich mit Thränen in den Augen mich von Raton getrennt habe.“

Die Wuth der Zweykämpfe,

ein merkwürdiges, und nicht ſehr altes Beyſpiel von dieſem ernſthaften Unſinn.

Im Jahr 1627 ſchlug ſich françois de Montmorency, Graf von Boutteville, mit einem berüchtigten Raufer la Frette. Damals war es aber nie hinreichend, daß zwey Menſchen, vielleicht um einer Kleinigkeit willen, Einer des Andern Tod ſuchten; ſondern auch die Secundanten beyder Hauptperſonen, die ſich nie geſehn, oder doch nie beleidigt hatten, kämpften, blos um der Ehre willen, auf Leben und Tod gegen einander. So wurde denn auch bey dieſer Gelegenheit der Secundant des Grafen Boutteville getödtet; er ſelbſt fürchtete üble Folgen und floh nach Flandern an den Hof der Erzherzogin.

War er gleich hier vor dem Zorn ſeines Königs in Sicherheit, ſo doch nicht vor der Rache derer, welchen ſeine verdammte Zweykampfsliebhaberey ſchon mehrmals Verwandte oder Freunde geraubt hatte. Kaum ein Jahr vorher hatte er den Grafen von Thorigny auf dieſe Weiſe ermordet, deſſen Freund, der Marquis von Beuvron, ſchon längſt vor Begierde brannte, ſeinen Tod zu rächen. Jetzt, als er erfuhr, Bouteville ſey zu Brüſſel, eilte er alſobald dahin, vermummt und nur von ſeinem Stallmeiſter Buquet begleitet. Er wurde dennoch erkannt und ſcharf bewacht, um neues Unglück zu verhüten. Da begab ſich Bouteville zu der Erzherzogin, betheuernd, er werde ſich nie in ihren Staaten ſchlagen. Sie befahl dem Marquis Spinola, die Feinde wo möglich zu verſöhnen. Spinola gab ein großes Gaſtgebot, wo die beyden Kampfluſtigen, in Gegenwart der vornehmſten Gäſte, ſich freundlich umarmten, und verſprachen, einander nie zu beleidigen. Ein dritter Rauſer, der Graf des Chapelles, war gleichfalls Zeuge von dieſer Ausſöhnung. Bald darauf, als Boutteville in Nancy war, empfieng er von Beuvron acht Briefe hinter einander ſämmtlich des Inhalts: daß, da er, Beuvron, von allen Seiten zu genau bewacht werde, um nach Lothringen kommen zu können, ſo erſuche er ſeinen Gegner um die Gefälligkeit, ſich Paris mehr zu nähern. Hinwiederum ſchrieb des Chapelles, den die Sache gar nichts angieng, an Beuvron: „Sie „machen viel Lärm, mein Herr, verkündigen „überall, daß Sie ſich ſchlagen wollen, aber ich „glaube es nicht eher, bis ich es ſehe.“

Unterdeſſen hatte die Erzherzogin um Begnadigungsbriefe für Bouteville angeſucht, allein der König antwortete: ſein Gewiſſen erlaube ihm das nicht, und Alles was er, aus Achtung für ſeine Tante, thun könne, ſey, den Grafen nicht verhaften zu laſſen, doch unter der Bedingung, daß er ſowohl den Hof als die Hauptſtadt meide. Kaum erfuhr Boutteville dies

Antwort, als er keck erklärte: nun wolle er ſich in Paris und ſogar im Palais royal ſchlagen.

Würklich reiſte er alſobald mit des Chapelles dahin, ließ Beuvron ſeine Ankunft wiſſen, und ihn zu einer Zuſammenkunft auf dem Königsplatz um 9 Uhr Abends einladen. Bey dieſer Zuſammenkunft ſchlug Beuvron vor, ihre Händel auf der Stelle auszumachen, ohne ihre beyderſeitigen Freunde darein zu miſchen. „Beyleibe nicht!“ verſetzte Bouteville, „ich nehme die Sonne zum Zeugen meiner Handlungen, habe auch zwey guten Freunden, des Chapelles und Berthe, verſprochen, daß ſie von der Parthie ſeyn ſollen. Darum erſuche ich Sie, Morgen Nachmittag um drey Uhr ſich gleichfalls mit zwey Freunden hier einzufinden.“

Sogleich eilte Beuvron zu dem Marquis d'Amboiſe, einem Stiefſohn des Präſidenten de Meſmes, den er krank und durch Aderlaſſen ſehr erſchöpft fand. „Das iſt ein fataler Streich,“ ſagte Beuvron. „Morgen erwartet mich

mich Boutteville mit zwey Freunden, deren Einer der berüchtigte des Chapelles, mit dem Sie ſchon ſo lange ſich zu meſſen gewünſcht haben; aber freylich, in Ihrem jetzigen Zuſtande iſt daran nicht zu denken.“

„Was? nicht daran denken?“ ſchrie Amboiſe, „und wenn mir der Tod ſchon auf der Zunge ſäße, ſo wollte ich die köſtliche Gelegenheit nicht verſäumen.“

Am andern Tage kamen die ſechs Unſinnigen würklich am beſtimmten Orte zuſammen. Nachdem ein Edelmann unterſucht hatte, ob ſie auch unter ihren Kleidern keine Panzerhemden trügen, wählte Jeder ſeinen Gegner; Boutteville ſtellte ſich gegen Beuvron, des Chapelles gegen Amboiſe, la Berthe gegen Buquet, Beuvrons Stallmeiſter. Die Waffen waren Degen und Dolch. Boutteville und Beuvron giengen gleich ſo heftig aufeinander los, daß ſie genöthigt waren, ihre Degen wegzuwerfen. Sie umklammerten einander, zogen die Dolche, hoben ſie auf, ſtießen aber nicht zu, und man behauptet, Boutteville habe zuerſt vorgeſchlagen, den Kampf zu endigen, worauf beyde wechſelſeitig um Lebensſchonung gebeten. Die Hauptperſonen zogen ſich alſo ziemlich albern aus der Geſchichte, während des Chapelles den Marquis d'Amboiſe niederſtieß, und la Berthe ſehr gefährlich von Buquet verwundet wurde.

Ein ſo öffentlicher Zweykampf in Gegenwart von mehr als tauſend Zeugen mußte des Königs Zorn aufs höchſte reizen. Er befahl die Schuldigen zu arretiren. Beuvron und Buquet hatten ſich bereits nach England gerettet; Boutteville hingegen und des Chapelles wurden eingeholt, nach Vitry geſchleppt und dort in eine Kammer geſperrt, wo ſie die erſten ſechs oder ſieben Tage, dem Anſchein nach ſehr ruhig, Piquet mit einander ſpielten, dann brachte man ſie nach Paris in die Baſtille. Hier wurden ſie verhört. Boutteville bekannte Alles, des Chapelles ſuchte Ausflüchte. — Vergebens warf

Boutteville's unglückliche Gattin ſich dem Könige zu Füßen; umſonſt verſuchten die angeſehenſten Perſonen des Hofes ihn zu beſänftigen, er blieb unerbittlich. Das Parlament erhielt Befehl, den Schuldigen nach aller Strenge den Prozeß zu machen.

Der Biſchoff von Nantes allein erhielt die Freyheit ſie zu beſuchen, und es gelang ihm, ſie nach und nach auf einen chriſtlichen Tod vorzubereiten. Boutteville bat ſchriftlich die Präſidentin de Mesmes um Verzeihung wegen des Todes ihres einzigen Sohnes. „Nicht als ein Opfer des Haſſes oder der Rache iſt er gefallen," ſo ſchrieb er ihr, „denn ich habe ihn ſtets hochgeſchätzt; ſondern als ein elendes Opfer der falſchen Weltehre, die, ich bekenne es, den Geſetzen Gottes und der Natur widerſpricht. Empfangen Sie mein Blut zur Sühne, Madam, rufen Sie nicht die Rache des Himmels auf mich herab, während ich ihn herzlich anflehe, Ihnen Segenreich zu erſetzen, was Sie durch mich verloren." An ſeine Gemahlin ſchrieb er:

„Mein gutes Weib! der Biſchoff von Nantes wird dir ſagen, in welcher Stimmung ich dem Tode entgegen gehe, und ich hoffe, das werde dir zum Troſt gereichen. Du wirſt mit ihm überlegen, was für mein Seelenheyl geſchehen kann, und wirſt auch bezahlen, was ich in der Welt noch ſchuldig bin. Dein Gebet kann mir groſſen Nutzen gewähren, allein die Hauptſache iſt, daß meine Schulden bezahlt werden. — Leb wohl! ich ſchweige von meiner grenzenloſen Liebe zu dir, aus Furcht, dich nur noch mehr zu betrüben.“

Am 11ten Juny wurden beyde Verbrecher noch Einmal öffentlich verhört, Boutteville zuerſt, der Alle ſeine Ausſagen bekräftigte. Auch des Chapelles war jetzt geſchmeidiger, und bat, am Ende des Verhörs, nur noch um die Erlaubniß zu ſprechen. Sie wurde ihm verwilligt. Er dankte, erkannte ſich ſchuldig, flehte um ſtrenge Gerechtigkeit für ſich, allein um Gnade für ſeinen Gefährten, deſſen Verdienſte er hoch rühmte, die Thaten ſeiner Voreltern ins Gedächtniß tief; die Ritter beſchwur, das Leben eines vortrefflichen Feldherrn zu retten, um der Mit- und Nachwelt Reue zu erſparen. — Alles vergebens! am andern Tage wurde Beyden das Todesurtheil bekannt gemacht.

Die Prinzeſſinnen von Condé, Montmorency, Angoulême, Ventadour, und die verzweifelte Gemahlin Boutteville's eilten in den Louvre, um den König zu ſprechen, der ſich mit vieler Mühe entſchloß, ihnen Audienz zu verwilligen. Als er erſchien, warfen ſich alle Damen auf die Kniee und ſchrieen: Barmherzigkeit! Sire! Barmherzigkeit! Frau von Boutteville lag ohnmächtig auf dem Boden. — Der König, mehr Unwillen als Rührung äußernd, ſagte zu der Prinzeſſin von Condé: „Ich bedaure Ihren Verluſt, aber „mein Gewiſſen verbietet mir, die Verbrecher „zu begnadigen.“ Mit dieſen Worten verſchwand er.

Gegen fünf Uhr Abends kamen die Verurtheilten auf dem Greveplatz an. Als der Henker dem Grafen Boutteville die Haare hinten abſchnitt, fuhr dieſer ſchnell nach ſeinem Knebelbart, wie er im Zorn zu thun pflegte. „Mein Sohn,“ ſagte der Biſchoff von Nantes, „Sie haben mir verſprochen, ſich ganz der Welt zu entſchlagen.“ — Er wurde ruhig. Man fragte ihn, ob er ſich die Augen wolle verbinden laſſen? — er antwortete, nein, kniete nieder, und im nächſten Augenblicke war ſein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Als des Chapelles, der noch auf dem Wagen, mit dem Rücken gegen die Henkerbühne ſaß, vernahm, daß ſein Gefährte todt ſey, rief er: „laßt uns Gott für ſeine Seele bitten!“ — Dann beſtieg er das Schaffot, betrachtete Boutteville's Leichnam, lehnte ſich auf einen Prieſter, kniete einen Augenblick betend, legte den Kopf auf den Block, und der Henker verrichtete ſein Amt. — Es liefen nachher viele Abſchriften von des Chapelles Briefen an mehrere ſeiner Freunde herum, unter andern Einer an Frau von Boutteville, in welchem er ſie tröſtete ſo gut er konnte, ſie beſchwur, ſich ihren Kindern zu erhalten, und für ſeine arme Mutter Sorge zu tragen. — Trotz aller dieſer Kennzeichen ſeiner Reue, war und blieb doch Jedermann erbittert gegen ihn, und ein damals berühmter Dichter von Gaſſenhauern (er hieß Blot) machte ein vielgeſungenes Lied auf ihn, in welchem die Freude der ganzen Hölle beſchrieben wurde, als er unter ſeinen guten Freunden, den Teufeln, erſchienen; Beelzebub, hieß es, habe ihn ſogleich zu ſeinem Gardecapitaine ernannt.

Aber auch mit des Königs unerbittlicher Härte war man nicht zufrieden; auch er mußte ſich gefallen laſſen, folgende Zeilen zu leſen:

Peu fait pour tout autre renom,
S'il ne faut que celui de Juſte,
Qu'être auſſi dur et froid qu'un buſte,
Louis a mérité ce nom.

Der geſegnete Strand.

„Wir haben einen ſchönen, ſtürmiſchen Winter,“ ſagte einſt eine Bauerfrau in der Gegend von Dünkirchen, „aber dennoch hat Gott unſern Strand noch nicht geſegnet.“ Das hieß nemlich: dennoch iſt noch kein Schiff an unſerer Küſte geſcheitert, und folglich haben wir nicht plündern können. Eben ſo ſprechen die Caffern, die, was das Plündern betrifft, den vormaligen Bewohnern der platten Küſten von Dünkirchen, Graveliers und Calais nichts nachgaben. Daſſelbe ſagen auch die **Ehſten** und bisweilen ſogar ihre Herren. Alſo drey in weiter Entfernung von einander wohnende Völker, von ſehr verſchiedener Civiliſation, ſuchen auf gleiche Weiſe ihre Raubgier zu beſchönigen, indem ſie einen ſegnenden Gott zu ihrem Mitſchuldigen machen. Alle drey begnügen ſich nicht blos mit dem erbaulichen Gebet um dieſen Segen, ſondern bedienen ſich zugleich einiger unſchuldigen Mittelchen, um ihn deſto ſicherer zu gewinnen. Die Caffern zünden an gefährlichen Stellen Feuer an, um die Schiffe herbey zu locken, und als einſt ein menſchlich Geſinnter — wie es deren ſparſam unter allen Völkern giebt — heimlich hingieng, das täuſchende Licht auszulöſchen, beklagten ſie ſich bitter über deſſen Bosheit. Eben ſo machten es vormals auch die Ehſten. Am ſchlauſten jedoch verfuhren die Franzoſen an den oben genannten Küſten. Sie ließen nemlich in finſtern, ſtürmiſchen Nächten, einige Eſel am Strande herum ſpazieren, nachdem ſie ihnen zuvor den rechten Fuß feſt gebunden, und ein Licht auf dem Rücken befeſtigt hatten. Der Gang dieſer Nachtwandler ahmte nun ſo täuſchend den Gang eines Schiffes nach, daß ferne Nothleidende häufig dadurch betrogen wurden, dem vermeynten Fahrwaſſer zueilten, und der lauernden Habgier in die Krallen fielen. — Es iſt abſcheulich! hör' ich den empörten Leſer ausrufen. Wie aber, wenn, in ſchweren Stürmen des Schickſals, ein liſtiger Tyrann ſeinen hinkenden Eſel ausſendet, um durch blendende Lichter, die er Aufklärung, Völkerrecht, und Gott weiß wie ſonſt noch betitelt, die ſchwankenden Nationen auf den gefährlichen Strand zu locken, wo er ſie dann nach Herzensluſt beraubt und mordet — iſt das minder abſcheulich?

---

d'Aubigné.

Dieſer Ahnherr der berühmten Frau von Maintenon hat eine Univerſalhiſtorie geſchrieben, die bekannter iſt als ſein Privatleben, welches er gleichfalls aufgezeichnet hat. Es wurde vor etwa achtzig Jahren in Amſterdam gedruckt; das Büchlein iſt ſehr ſelten geworden, enthält aber eine Menge intereſſanter Anecdoten, die um ſo anziehender ſind, da ſie von dem liebenswürdigen Heinrich dem Vierten handeln. Ein Auszug wird unterhalten. d'Aubigne ſelber mag ſprechen.

„Ich bin im Jahr 1550 gebohren. Im ſiebenten Jahre überſetzte ich den Crito des Plato, weil mein Vater mir verſprach, die Ueberſetzung drucken, und meinen Kindeskopf in Kupfer davor ſtechen zu laſſen. — Ein Jahr nachher ritt ich mit ihm durch Amboiſe, wo eben Jahrmarkt war. Die Köpfe der Mitſchuldigen an der bekannten Verſchwörung von Amboiſe, an welcher auch mein Vater Theil genommen, ſtaken noch auf Pfählen. Die Unmenſchen! rief er ganz laut, ſie haben Frankreich enthauptet! Mit dieſen Worten gab er ſeinem Roſſe die Sporn und ſprengte zum Thore hinaus. Als ich ihn wieder einholte, legte er mir die Hand auf das Haupt, ſprechend: „wenn Du jemals Dein Leben ſchonſt, wenn es darauf ankommt, den Tod jener Ehrenmänner zu rächen, ſo geb' ich Dir meinen Fluch!“

„In Paris wurde ich bey einen berühmten Gelehrten, Nahmens Beroald, in Penſion gethan. Als die Religionskriege und Ermordungen anhuben, ſich dieſer Beroald ſammt mir und allen meinen Mitſchülern, denn wir waren ſämmtlich Proteſtanten. Wir wurden eingeholt, verhaftet; ich weinte nicht, doch als man mir meinen kleinen ſilbernen Degen von der Seite nahm, da weinte ich bitterlich. — Die Inquiſitoren verhörten uns einzeln, ich antwortete keck. Man erklärte mir, daß wir Alle zum Feuer verdammt wären. Ich erwiederte: ich fürchte mich mehr vor der Meſſe, als vor dem Feuer. Als wir im Gefängniß wieder vereinigt waren, prüfte uns Beroald, ob wir auch den Muth hätten, lieber zu ſterben, als unſern Gott zu verrathen? Wir blieben ſtandhaft. Abends brachte man uns zu eſſen, und zeigte uns den Henker, der am andern Morgen uns hinrichten ſollte. Da fielen wir Alle betend auf unſere Kniee und bereiteten uns zum Tode. Aber zwey Stunden nachher trat ein Officier von unſerer Wache herein, küßte mich auf die Wange und ſagte zu Beroald: Aus Liebe zu dieſem Kinde will ich Euch Alle retten oder mit Euch umkommen. Haltet Euch bereit. Doch ich brauche 50 bis 60 Thaler, um zwey Wächter zu beſtechen; könnt Ihr mir die geben? — Wir hatten Geld in unſern Schuhen verborgen, das ſammelten wir und gaben es ihm. — Um Mitternacht kam er zurück. Der Vater dieſes Kindes, ſagte er, iſt Befehlshaber zu Orleans. Verſprecht ihr mir, daß er in ſeinen Dienſten mich aufnehmen werde? — wir verſprachen es und noch mehr. Da ließ er uns Alle einander bey den Händen faſſen, mich oben an, ergriff ſelbſt die meinige, ſchlich mit uns vor der Wache vorbey, hinaus aufs Feld, und nach vielen überſtandenen Gefahren und Mühſeligkeiten führte er uns glücklich nach Montargis.“

Der junge d'Aubigné verlor ſeinen Vater, fiel in die Hände eines harten Oheims, entzog ſich deſſen Gewalt, lechzte nach Krieg, zeichnete ſich durch Tapferkeit, faſt mehr noch durch Verwegenheit aus, hatte mancherley ernſte und luſtige Abentheuer, und trat endlich in die Dienſte Heinrich des Vierten, damals noch Königs von Navarra und ein Gefangner am Hofe Heinrich des Dritten. D'Aubigné, noch nicht zum Höfling eingeweyht, wurde anfangs von den Damen viel geneckt. Drey derſelben, die zuſammen 140 Jahre zählten, fragten ihn eines Tages: was betrachten Sie da? — „Die Alterthümer des Höfes," antwortete er keck, und von nun an ließen ihn die Damen zufrieden. — Einige Zeit nachher verließ der König von Navarra den Hof mit wenigen Vertrauten, unter welchen auch d'Aubigné ſich befand. Unterwegs wollte Heinrich in einem Schweinſtall ſeine Nothdurft verrichten, (es war in einem Dorfe bey Montfort) ein altes Weib wurde es gewahr, und ſtand im Begriff, ihm mit einer Senſe von hinten den Kopf zu ſpalten, als d'Aubigné noch zu rechter Zeit den Streich auffieng. — An demſelben Tage geſellte ſich ein Edelmann zu ihnen, der den König nicht kannte, und ihm eine Menge ſcandalöſe Anecdoten von den Hofdamen erzählte, in welchen Heinrichs Gemahlin ſelbſt eine Hauptrolle ſpielte. Der König lachte und ließ ſich nichts merken. Als ſie nun Abends vor die Thore von Chateau-neuf kamen, und der Wache zuriefen: „macht auf! Eurem Herrn, dem Könige von „Navarra!“ da erbleichte der luſtige Erzähler, bebte und floh queerfeld ein mit verhängtem Zügel. Er kannte den guten Heinrich nicht.

In der Folge machte d'Aubigné, auf Befehl ſeines Herrn, eine lange gefährliche Reiſe nach Gaſcogne, erhielt aber zur Belohnung nichts als Heinrichs Bildniß, und ſchrieb empfindlich darunter: „Sehet da einen ſeltſamen Fürſten! welcher Teufel hat ihn gemacht? er giebt gemahlte Belohnungen für würkliche Dienſte.

(Ce prince eſt d'étrange nature,
Je ne ſais qui diable l'a fait!
Car il recompenſe en peinture,
Ceux qui le ſervent en effet.)

Dennoch leiſtete er dem Könige noch ſehr wichtige Dienſte, weigerte ſich aber ſtandhaft, der geheime Unterhändler ſeiner Liebesgeſchichten zu werden. Darüber fiel er in Ungnade, reiſ'te und ſchrieb, als der Friede geſchloſſen war, folgenden Brief an Heinrich:

„Sire! Zwölf treue Dienſtjahre, zwölf
„Wunden, die ich in Ihrem Dienſt empfangen,
„Ihr Gefängniß, deſſen Riegel ich brach,
„Alles das wird dieſer Brief Ihnen verwerfen.
„Er wird Ihnen ſagen, daß meine Hand eben
„ſowohl leer von Ihren Wohlthaten, als wie
„von Beſtechungen blieb, mit welchen ſowohl
„Ihre Feinde als Sie ſelbſt ſie oft zu beſudeln
„verſuchten. Ich widme Gott meine vergangnen
„Dienſte, Ihnen meine künftigen, und
„werde Alles aufbieten, Ihnen zu zeigen, daß
„Sie

„Sie in mir verloren haben Ihren treuen d'Aubigné.

Bey ſeiner Abreiſe vom Hofe begegnete ihm ein Pudel, Nahmens Citron, auch ein vormaliger Liebling des Königs, der ſonſt ſtets auf deſſen Füſſen ſchlief, nun aber entlaſſen hungerte. Das arme Thier liebkoſte dem wohlbekannten Höfling, der jetzt ein gleiches Schickſal hatte. d'Aubigné that ihn in Penſion bey einer alten Frau, nachdem er zuvor auf ſein Halsband die Worte graben laſſen: Königlicher Lohn der Treue. — Zufällig kam der König ſelbſt am andern Morgen durch Agen, wo ihm ſein armer Citron mit dem ſatyriſchen Halsbande überliefert wurde. Er veränderte die Farbe, als er die Inſchrift las, wurde aber bald noch weit verlegner, als die Stände von Languedoc in einer Generalverſammlung ihn dreiſt befragten: wo d'Aubigné ſey? und was aus einem ſo treuen Diener geworden, der ihre Provinz gerettet habe? — Heinrich antwortete, er betrachte ihn noch immer als ihm angehörig, und werde ihn bald zurück berufen.

Es währte auch nicht lange, als verſchiedene Treuloſigkeiten, die der König von ſeinen ſogenannten Freunden erfuhr, ihn beſtimmten, vier Briefe nach einander an den verſtoßenen, ehrlichen Günſtling zu ſchreiben, der ſie aber trotzig alle vier ins Feuer warf, bis er endlich erfuhr, daß Heinrich, während d'Aubigné's Gefangenſchaft zu Limoges, einige Edelſteine der Königin hatte verkaufen wollen, um ihn auszulöſen, und daß, als er die falſche Nachricht vernommen, man habe ſeinem rauhen Liebling den Kopf abgeſchlagen, er in tiefe Trauer verſunken und ſeine Ruhe verloren habe. Das rührte endlich den eiſernen Mann. Er kam zurück, nebſt einem gewiſſen Decour, einer Art von Hofnarren, der Kammerdiener beym Könige geweſen, allein Trotz aller Bitten nicht hatte bleiben, ſondern lieber ſeinem Wohlthäter in die Verbannung hatte folgen wollen. Dieſen Decour ſandte jetzt d'Aubigné voraus, um ihn zu melden. „Wo kommſt du her?“ fragte Heinrich. — Ja, antwortete Decour, und auf alle Fragen hatte er keine andere Antwort, als Ja; bis endlich der König ungeduldig wurde, da ſprach Decour: „Sire! ich ſage Ja, weil die Könige Alle die fortzujagen pflegen, die nicht immer Ja ſagen.“ — Solche herbe Wahrheiten hörte der gute Heinrich und zürnte nicht.

Aber d'Aubigné vergalt ihm auch ſehr bald wieder die erneuerte Freundſchaft, wenn gleich auf ſeine gewohnte, rohe Weiſe. Die franzöſiſche Parthey hatte Heinrichs Vertrauten, Ségur, beſtochen, (wenigſtens glaubte es d'Aubigné) den König zu einer Reiſe nach Paris zu überreden, ein Wagſtück, vor dem alle eyfrige Hugenotten zitterten. Einſt gieng Ségur durch einen Saal, wo die kriegeriſche Jugend ſich eben in den Waffen übte. Als d'Aubigné den Höfling erblickte, gieng er, noch ganz erhitzt vom Fechten, auf ihn zu, ergriff ſeine Hand, führte ihn an ein Fenſter, aus welchem man einen ſteilen Felſen ſehen konnte, und ſprach:

„Im Nahmen aller ehrlichen Leute ſoll ich Ihnen ſagen, daß Sie, an demſelben Tage, an welchem der König nach Frankreich abreiſt, dort herunter ſpringen müſſen.“ — „Wer wird es wagen, mich dieſen Sprung thun zu laſſen?“ erwiederte Ségur trotzig. „Ich,“ verſetzte d'Aubigné, „und wenn ich es nicht allein vermag, ſo hab' ich hier Gehülfen.“ — Ségur ſah ſich um, Alle ſtarrten ihn an und drückten die Hüte in die Augen. Die Reiſe unterblieb.

Bald nachher verließ d'Aubigné auf kurze Zeit den Hof, um ſeine Gemahlin zu beſuchen. Da erfuhr er, daß die Gräfin von Guiſe, Heinrichs Maitreſſe, vereint mit Mehrern ſeiner Feinde, dem Könige das Verſprechen abgedrungen, ihn umbringen zu laſſen, wenn er zurück komme. Sogleich ſetzte er ſich zu Pferde, trotz der wehmüthigſten Bitten ſeiner Freunde, und ritt hin. Mit einem Dolch bewaffnet (gegen ſeine Gewohnheit) ſtieg er eine geheime Treppe hinan, und ſtand plötzlich im Kabinet des Königs, wo dieſer mit der Gräfin ſich ganz allein befand. Der beſtürzte Heinrich wußte nicht recht, wie er ihn empfangen ſollte. „Wie Sire?“ ſagte d'Aubigné, „Sie ſchwanken? — ich bin gekommen zu fragen, was ich verbrochen? und ob Sie meine Dienſte als König oder als Tyrann vergelten wollen?“

„Du weißt wohl,“ erwiederte Heinrich, „daß ich Dich liebe; aber ich bitte Dich, beſänftige den Ségur, der ſehr erbittert gegen „dich iſt.“ — Das that d'Aubigné auf der Stelle, und jagte dem Miniſter durch ſeine Vorwürfe und ſeinen Dolch einen ſolchen Schrecken ein, daß er ſchnell zum Könige eilte, und den Verleumdeten ſelbſt rechtfertigte, ihm auch eine Summe für vormals aufgewandte Reiſekoſten auszahlen ließ, von der d'Aubigné ſchon längſt keinen Heller zu erhalten befürchtete.

Er fuhr nun redlich fort dem Könige zu dienen, war Zeuge von Heinrichs Erhebung auf den franzöſiſchen Thron, und wurde bey der Vo lagerung von Rouen zum Sergent de Bataille ernannt. Dann zog er ſich, ohne zu ſagen warum, zurück, und lebte verſchiedene Jahre entfernt vom Hofe, bis er abermals erfuhr, Heinrich ſey ſehr erzürnt gegen ihn, und habe bey offner Tafel geſchworen, er wolle ihn umbringen laſſen, wenn er ihm jemals wieder in die Hände falle. — Sogleich ſetzte ſich d'Aubigné wieder auf, und ritt nach Chauny gerade vor die Wohnung der ſchönen Gabriele, wo man den König erwartete. Zwey ſeiner Freunde erblickten ihn dort, und warnten ihn ſehr ernſtlich, aber umſonſt. Er hörte ſogar die Officiere von der Wache unter ſich berathſchlagen, ob ſie ihn dem Gardecapitain oder dem Pallaſt-Präfecten als Gefangenen übergeben ſollten. Er kehrte ſich an nichts, ſondern war vielmehr ſo kühn, ſich Abends zwiſchen die Fackeln zu ſtellen, welche den König erwarteten. Der Wagen kam. Er hörte deutlich, daß, bey ſeinem Anblick, Heinrich zu ſeinen Begleitern ſagte: „Siehe da Monſeigneur d'Aubigné.“

Dieſes Monſeigneur ſchien ihm von ſchlimmer Vorbedeutung.

Indeſſen trat er keck hinzu, als man ausſtieg, und — der König küßte ihn, befahl ihm ſogar, ſeiner Maitreſſe aus dem Wagen zu helfen, und ließ ſie die Maske abnehmen, um ihn gleichfalls zu küſſen; (denn damals fuhren die Damen, entweder aus Sittſamkeit, oder um ihre ſchöne Haut zu ſchonen, nur maskirt aus.) Die Höflinge waren nicht wenig erſtaunt über dieſen Empfang; noch mehr, als d'Aubigné die ſchöne Gabriele in ihre Zimmer führte, wohin Niemand folgen durfte als ihre Schweſter, Juliette. Dort ſpazierte d'Aubigné zwiſchen dem König und Gabrielen länger als zwey Stunden auf und nieder, ſprach mit ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, und nahm dadurch die Maitreſſe dergeſtalt ein, daß ſie dem Könige anlag, ihm ſogar die großen Entwürfe zu vertrauen, die er für die Erhebung ihres Kindes gemacht hatte. Heinrich ließ den kleinen Ceſar (nachmaligen Herzog von Vendome) ganz nackend herbringen, legte ihn ſeinem alten, treuen Diener auf die Arme, und ſagte: „Sobald der „Junge drey Jahr alt iſt, ſollſt Du ihn nach „Xaintonge führen und unter den Hugenotten „erziehen laſſen, damit ſie ihm geneigt werden.“ — So wenig war Heinrich im Stande, Groll zu hegen.

Von ſolchen intereſſanten Zügen wimmelt dieß ſelten gewordene Büchlein. Ich füge nur noch ein Geſpräch zwiſchen d'Aubigné und dem beſten der Könige hinzu. Erſterer, dem die Höflinge unaufhörlich Fallſtricke legten, glaubte ſich nicht mehr ſicher in Poitou, wo er, durch den Tod des Herzogs de la Trimouille, den einzigen Beſchützer, dem er vertraute, verloren hatte, denn die übrigen Häupter der Hugenotten hatten ſich durch Penſionen beſtechen laſſen. Er ſtand im Begriff aus dem Lande zu fliehen, als eigenhändige Briefe des Königs ihn nach Hofe luden. Er gehorchte. Heinrich übergab ihm die Aufſicht über die Turniere, welche damals veranſtaltet wurden, und ſprach länger als zwey Monate kein Wort von dem, was er gegen ihn auf dem Herzen hatte. Endlich, eines Tages auf der Jagd, hub er an: „d'Aubigné, ich habe noch nicht von den Religionsverſammlungen mit Dir geredet, denen Du beywohnſt, und wo Du, durch Deinen Eyfer, Alles verderben kannſt. Ich weiß, Du meynſt es ehrlich.“

„Sire,“ antwortete der Unerſchrockene, „man hat mich zum Deputirten dabey erwählt, ohne mein Zuthun, während viele Andere nach dieſer Ehre griffen. Ich wußte recht gut, daß die vornehmſten Hugenotten an Ew. Majeſtät verkauft waren. Habe ich Ihr Mißfallen dadurch erregt, ſo will ich doch lieber ſterben, oder das Reich meiden, als Ihre Gnade durch Verrath meiner Brüder erkaufen. Allein es geſchehe was da wolle, ſo werde ich doch ſtets Gott bitten, daß er Sie ſegne und erhalte.“

Da umarmte ihn der König gerührt, ſagte, er vertraue ihm mehr als allen Zweyzüngifern, und ritt fort. d'Aubigné folgte ihm ſchnell, und rief bewegt: „Sire! ich ſehe Ihr „altes Geſicht wieder, und das macht mich ſo „kühn, auch meine alte Freymüthigkeit wieder „anzunehmen. Knöpfen Sie Ihr Wamms auf, „laſſen Sie mich Ihr Herz ſehn, ſagen Sie „mir, warum Sie auf mich gezürnt?“ — Heinrich erblaßte, wie er pflegte, wenn er ſehr bewegt war: „Du wußteſt,“ antwortete er, „daß ich Trimouille haßte, und doch fährſt Du „fort, ihm Anhänglichkeit zu beweiſen.“

„Sire,“ erwiederte d'Aubigné, „ich bin „in Ihren Füßen erzogen worden, und habe da „früh gelernt, Freunde in der Noth nicht zu „verlaſſen.“ — Heinrich umarmte ihn noch einmal herzlich, und ſagte: „Geh, geh, ich „liebe Dich.“ — Meine Kinder! ruft d'Aubigné bey dieſer Stelle aus, (denn ſeine ganze Lebensbeſchreibung iſt an ſeine Kinder gerichtet) warlich! Frankreich hat einen ſeiner größten Könige verlohren! er war nicht ſehr lerkey, aber er beſaß dagegen die erhabenſten Tugenden.

Ein Schreiben des Cardinal Granvella.

Dieſes merkwürdige Schreiben eines merkwürdigen Mannes befindet ſich im zweyten Bande der Mémoiren der Brüſſeler Academie; es iſt gerichtet an einen gewiſſen Belin, der in dem Criminalproceß der Grafen Egmont und Horn das Amt eines Fiscal verwaltete. Belin war ein ehrlicher Mann, bekleidete ſchon früher daſſelbe Amt zu Aumont in Burgund. Der ſchlaue Granvella, aus dem Leben Carl des V. zur Genüge bekannt, ſchickte ihn in die Niederlande, ein neues Werkzeug der Tyranney des Herzogs von Alba. Es ſcheint, der Herr Cardinal habe zwar Belin's Verdienſte, aber nicht deſſen Redlichkeit gekannt. Der neue Fiscal war nicht ſo gefällig als man gehofft hatte; er durchſchaute die Intriguen der Spanier, welche alle Flammänder aus Alba's blutdürſtigen Rath zu verdrängen ſtrebten; er rügte laut die Unregelmäſſigkeit der Procedur gegen die angeklagten Grafen, und als ſeine Stimme nicht durchdrang, klagte er es dem Cardinal, der in mehreren Briefen ihn zur Geduld ermahnte, und endlich den folgenden ſchrieb, welcher die vortrefflichſten und abſcheulichſten Lehren für einen Menſchen enthält, der, es koſte was es wolle, emporklimmen will. Keine mir bekannte Schilderung dieſes vollendeten höfiſchen Staatsmannes, ſtellt ſeinen Character ſo ganz in der Blöſſe dar, als deſſen eigne Feder in dieſem Briefe.

„Rom den 23ſten December 1567. Mit Verdruß habe ich aus Ihrem lezten Schreiben erſehn, daß Sie ſich mit den dortigen Staatsbeamten, und ſogar mit ſolchen Spaniern nicht vertragen können, die der Herzog von Alba liebt, ſie mögen es nun verdienen oder nicht. Sie würden wohl thun, Leuten zu folgen, die den Hof beſſer verſtehen. Haben Sie ſchon vergeſſen, was ich Ihnen zu Beſançon in meinem Zimmer ſagte: Beleidigungen und Pillen muß man verſchlucken, ohne ſie zu kauen, ſo ſchmeckt man das Bittere nicht.“

„Wie oft habe ich nicht den Prinzen von Oranien vom hochſeligen Kayſer rühmen hören; weil er jeden Auftrag, groß oder klein, willig übernahm, und weil man ihn zu Allem brauchen konnte. Das lieben die Fürſten und es iſt der ſicherſte und kürzeſte Weg, bey Hofe empor zu kommen.“

„Ich habe Sie zu Ihrem jetzigen Poſten empfohlen, hoffend, Sie würden ohne Leidenſchaft Ihr Amt verwalten, und ſich dadurch den Weg zu Beförderungen bahnen. Wenn Sie aber zu empfindlich ſind, in Launen ſich nicht zu ſchmiegen verſtehen, nichtsleiden wollen, ſich verhaßt machen, ſo rufe ich mit dem Propheten aus: Quod in me fuit hoc praeſtiti tibi. Sie ſprechen von vier Köpfen unter Einem Hute? wozu ſoll das? — Sie führen Geſetze an? werden Sie, mit ſammt Ihren Geſetzen, mehr Einfluß als die Spanier auf den Herzog haben? — Man begehrt Ihrer dort nicht, um ſich Steine in den Weg werfen zu laſſen. Sie ſagen, Sie wollen Ihren Abſchied fodern? — Wenn Sie das thun, ſo wird man Ihnen den Abſchied geben, und wird ſprechen: die Burgunder ſind Hitzköpfe, mit denen ſich Niemand vertragen kann. Sie haben Verdienſte? deſto ſchlimmer in dieſem Falle, denn der Neid klimmt ſich ſtets an das Verdienſt. Den Neid muß man ſtill tragen und ſanftmüthig fortarbeiten. Ich bitte Sie ums Himmelswillen, thun Sie was man von Ihnen verlangt, und wie man es verlangt. Stelle man Sie, wohin man wolle, Ihr Platz wird doch immer beſſer ſeyn, als den Sie in Burgund einnahmen, folglich dienen Sie nach dem Geſchmack des Herzogs.“

„Wer empor ſteigen will, muß leiden, beſonders im Anfang, und darf nicht ſo kleinmüthig gewiſſenhaft ſeyn. Wären Sie an meiner Stelle geweſen, als ich in Flandern täglich hören mußte, man werde mit Dolchen auf mich lauern, Sie wären vor Angſt geſtorben. Ich muß ſogar hier noch auf meiner Huth ſeyn. Wer hinauf will muß für ſeine Haut nicht fürchten.“

„Sie ſprechen von dem, was man in Deutſchland gegen die Procedur ſagen und ſchreiben wird? Lieber Himmel, leſen Sie doch, was man Alles in Flandern und Deutſchland, bey Gelegenheit der Gefangenſchaft des Landgrafen von Heſſen gegen mich geſchrieben hat; ich habe das Alles verſchluckt wie Milch. Papier iſt kein Dolch. Machen Sie es auch ſo. Befaſſen Sie ſich nicht damit, fremde Handlungen zu controliren. Sie ſind ein Neuling; merket man dergleichen, ſo wird man ſich Ihrer entledigen, und die Welt wird ſagen: man hat recht gethan. Das Cenſoramt iſt ein gefährliches Amt, das überlaſſen Sie andern; die ſchon ſprechen werden, wenn ſie dürfen. Thun Sie, was man Ihnen heißt, und bekümmern ſich übrigens um nichts.“

„Sie erzählen mir von meinen Feinden? dadurch thun Sie mir gar keinen Gefallen. Mein Grundſatz war beſtändig, keinen Menſchen auf der Welt für meinen Feind zu halten. Ich bitte Sie inſtändigſt, miſchen Sie mich nie mehr darein, erwähnen Sie meiner weder im Böſen noch im Guten, thun Sie als ob Sie mich gar nicht kennten; Sie werden ſonſt mir und ſich ſelbſt ſchaden, und wenn man Sie verabſchiedet nach Burgund zurück ſendet, ſo werden Ihre Neider lachen und Sie ſind entehrt. (!) — Sie ſagen, man werde mir die Pferte verſchließen. Wiſſen Sie denn, wernach ich trachte? Ich weiß Alles und ſehe weiter. Ich bin zufrieden, wenn mein Herr zufrieden mit mir iſt. Ich bin weder Flammänder noch Italiäner, ich bin was man will, und weder mehr noch weniger als man will. Verſuchen Sie es daher nicht noch einmal, mich hetzen zu wollen, ich weiß längſt, daß dabey nichts herauskommt. — Ich empfehle mich in Ihr Andenken und bitte den Allmächtigen, daß er Ihre Wünſche erfülle.

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin.

In verfloſſenen Jahrhunderten geſchah es bisweilen, daß die Großen der Erde, Fürſten und Fürſtinnen, ihre Grundſätze und Erfahrungen ſelbſt aufzeichneten, zum Nutzen für ihre Kinder und Enkel. Heut zu Tage, wo die Erfahrungen zu nichts auf der Welt nutzen, und alle Grundſätze, wie Unkraut, durch das Schwerdt oder durch den Egoismus entwurzelt werden, hütet man ſich wohl, dergleichen überflüſſige Dinge zu unternehmen. Die Lehren, von welchchen hier die Rede iſt, ertheilte einſt die Herzogin von Liancour ihrer Enkelin, der Mademoiſelle de la Roche-Guyon. 1698, achtzig Jahr nach dem Tode der guten alten Dame, wurden ſie gedruckt, und vor etwa dreyſſig Jahren zum zweytenmal aufgelegt. Die Verfaſſerin ſelbſt war in ihrer Jugend durch Kreuz und Leiden zu einem Tugendmuſter gebildet worden. Als Gattin eines jungen ausſchweifenden Mannes gelang es ihr, nach achtzehn in Kummer verlebten Jahren, durch Geduld und Sanftmuth ihn wieder an ſich zu feſſeln. Er zog mit ihr auf das Land, wo ſein Haus eine Wohnung des ſtillen Glücks, und eine Freyſtatt für jeden vom Aberglauben verfolgten Weiſen wurde. Freylich beſtrafte ihn ſein Pfarrer durch Verweigerung der Abſolution, unter dem Vorwand, daß er die fünf Sätze des Janſenius nicht glaube; es ſcheint aber nicht, daß dieſer geiſtliche Donner das häusliche Glück des fürſtlichen Paares im geringſten erſchüttert habe.

Die Herzogin hatte nur einen Sohn, der jung ſtarb und eine einzige Tochter hinterließ, für welche die wackere Großmutter die Feder ergriff. „Man überredete mich,“ ſo hub ſie an, „daß Lehren aus *meinem* Munde, wenn gleich ungekünſtelt vorgetragen, einen ſtärkern Eindruck als fremde Worte und Schriften auf meine geliebte Enkelin machen werden. Ich gebe dieſer angenehmen Vorſtellung nach und zeichne für dich auf, was Erfahrung mich ſelbſt gelehrt.“

Wenn jede verſtändige Mutter dieſes Beyſpiel nachahmte, ſo würden unſere Töchter den ganzen Schwall von Erziehungsſchriften entbehren können. Der Unterricht der Herzogin iſt in 19 Kapitel getheilt. Im erſten ſpricht ſie vom *Gebrauch der Zeit*, die damals noch als etwas koſtbares betrachtet wurde. Die folgenden handeln von *Vergnügen und Ruhe*; vom *wahren Glück*; von den *Pflichten einer Gattin*; vom *Umgang mit der Welt*, wo freylich Grundſätze vorkommen, die mit den heutigen ſeltſam contraſtiren. „Dulde keine Beſuche von Männern,“ ſagt ſie, „deren Alter oder Lebensart deinem Rufe ſchaden könnte. Finden ſich ſolche bey dir ein, „wenn du allein biſt, ſo laß ohne Umſtände deinen Wagen anſpannen, ſprich, du habeſt Geſchäfte und laß ſie ſtehn. Es hat nichts zu bedeuten, wenn ſie auch merken, warum du „ſo handelſt; es iſt genug, daß du ihnen nichts „davon ſagſt.“

Eine andere ihrer goldnen Lehren lautet ſo: „Dränge dich nicht aus Eitelkeit zu den großen „Fürſtinnen; theils würdeſt du blos Neid erregen, theils würde es dir ſchwer werden, ihnen „zu widerſprechen, wenn ſie etwas Böſes vorhaben. Es könnte ſich treffen, daß dein Gemahl „zu der einen Hofparthey und du ſelbſt zu der „andern gehörteſt. Es würde dir beſchwerlich „ſeyn, ſie überall zu begleiten; ſie hingegen „würden für Schuldigkeit halten, was du hundertmal gethan, und dich haſſen, wenn du es „ein einzigesmal unterlieſſeſt.“

Auch über die Erziehung ſagt ſie viel Gutes, beſonders in Rückſicht auf ihren Stand. „Präge den Erziehern deiner Kinder wohl ein, daß ſie ihnen nicht in den Kopf ſetzen, das Eine ſey beſtimmt Abbé, das andere Chevalier zu werden u. ſ. w. Verſtändig und tugendhaft laß ſie erziehen, denn das iſt gut in allen Ständen. Das übrige überlaſſe ihrer Neigung und dem Schickſal.“

Auch Lehren der Wirthſchaftlichkeit hat die gute Großmutter, trotz ihres hohen Ranges, nicht vergeſſen, und es wäre zu wünſchen, daß jede Dame von Stande auch in dieſer Hinſicht das zweyhundertjährige Büchlein ſtudieren möchte. Die lezte Auflage deſſelben iſt noch mit einer andern kleinen, merkwürdigen Schrift vermehrt worden, betitelt: Die Pflichten der Groſſen, deren Verfaſſer der Prinz von Conty iſt. Was er darüber ſagt, wäre freylich in dem Munde eines Philoſophen nur unbedeutend, aber in dem Munde eines Prinzen gewinnt ein Grundſatz wie der folgende neu es Intereſſe: „nicht um ihrer ſelbſt willen ſind „die Großen der Erde durch Macht und Anſehn „ausgezeichnet, ſondern allein zum Heyl des „Volkes.“ — Sein Teſtament wird in unſern Tagen freylich belächelt werden. Er macht ſich darin bittere Vorwürfe, daß er in ſeiner Jugend einen Krieg geführt, durch welchen Tauſende unglücklich geworden. Er erzählt, daß er entſchloſſen geweſen, alle ſeine Güter zu verkaufen, um den zugefügten Schaden zu erſetzen, daß aber die Prälaten und Schriftgelehrten ihm ſolches unterſagt, weil er ſeinem Stande gemäß leben müſſe. Indeſſen habe er ſich doch ſo viel möglich eingeſchränkt, und jährlich ein anſehnliches Erſparniß zu dieſem löblichen Zweck verwendet. Darauf macht er es ſeinen Erben zur Pflicht, ein gleiches zu thun, ja, er verordnet ausdrücklich, daß, wenn ſeine Kinder vielleicht andere Güter erwerben würden, ſie die von ihm geerbten ſogleich verkaufen, und, nach einer von ihm ſelbſt entworfenen Liſte, vertheilen ſollen. — Man muß bekennen, daß ſolch ein Glaube jetzt weder in noch außer Iſrael gefunden wird.

Sie und Du.

Ein junger Ehemann mußte verreiſen bald nach den Flitterwochen. Natürlich ſchrieb er ſchon von der erſten Station einen ſehr zärtlichen Brief an ſeine ſchöne junge Frau, ob er gleich noch immer nicht wagte ſie zu dutzen. Unter andern hatte er ihr die Frage vorgelegt: ob ſie auch ganz glücklich ſey? oder ob etwas an ihm ihr mißfalle? Gern — ſo betheuerte er — wolle er ſich alle Mühe geben, abzulegen, was die reinſte Liebe auch nur einen Augenblick ſtören könne. Hierauf erhielt er folgende Antwort:

„Nein, lieber Carl, ich bin ganz glücklich, ganz zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. —

Und die wäre? — Ich haſſe das kalte Sie. Dir habe ich keine Vorwürfe zu machen, aber Ihnen. Muß die Liebe ihre Sprache von der Förmlichkeit entlehnen? — Amor iſt unter den Griechen gebohren, die ihm alle entgegen riefen: ſey Du willkommen! — Der holde Knabe erſchrickt, ſo oft er mit Sie angeredet wird, denn er bildet ſich ein, es ſey von mehreren Perſonen die Rede, und wird eyferſüchtig. Du friert, wenn Sie ihm zu nahe kommt, und ſchlüpft ſchnell in den Mund eines Liebenden, um ſich wieder zu erwärmen. Ja, wenn Sie an das Herz klopft, ſo macht Du ihm nicht eher auf, bis es Brüderſchaft mit ihm getrunken hat. Auch das Vertrauen ladet Sie vergebens bey ſich ein. Das Vertrauen iſt an den Umgang mit Du verwöhnt und verſtummt in der vornehmen Geſellſchaft. Wenn die Zärtlichkeit ein Herz überwältigt, ſo iſt Du das Erſte, was daraus hervorſchlüpft; Sie wird exilirt, Aſſembleen ſind ſein Verbannungsort. — Werden Sie bald zurückkommen? ich wünſche blos Dich wieder zu ſehn. — Ich bin Ihre glückliche Gattin, doch lieber wär' ich noch

Dein glückliches Weib.

Antwort.

Ich fühle, daß Sie Recht haben, und eile es Dir zu ſagen. Denn wär' es undankbar von uns beyden, wenn wir dem Sie mit ſchnöden Worten ſeinen Laufpaß gäben; es hat wenigſtens verdient freundlich entlaſſen zu werden; denn es gab eine Zeit, wo Sie mich bey Ihnen einführte, und ob ich gleich im Stillen vom erſten Augenblick an Dich anbetete, ſo durfte ich es doch Ihnen nicht bekennen. Du herrſchteſt incognito in meinem Herzen; nur was die Lippen ſprachen hörten Sie.

Ja, Sie hat das ſchöne Glück erworben, welches Du mir gewähreſt, darum bleibe ich ihm ſtets gewogen. Weil es aber bey Dir in Ungnade gefallen, ſo ſoll es auch auf ewig aus

Ihrer Gegenwart verbannt ſeyn. Ohnehin hatte ſchon längſt mein Herz mir zugeflüſtert, daß ich blos nach Dir mich ſehnte; die Gewohnheit allein war Schuld, daß ich in meinem lezten Briefe dieſe Sehnſucht Ihnen ſchilderte. Nun iſt aber feſt beſchloſſen, daß ich an Sie zum leztenmale ſchrieb, und überhaupt nie zu Ihnen zurückkehren werde. In Deine Arme fliegt

Dein treuer Gatte.

Das Kloſter auf Montſerrat.

In Catalonien liegt ein Berg, Montſerrat. Reiſende ermangeln nicht ihn zu beſuchen. Er iſt oft beſchrieben, in Kupfer geſtochen, und endlich gar auf dieſelbe Art modellirt worden, wie der General Pfyffer die Schweitz dargeſtellt hat.

Der Künſtler hat ein Jahr daran gearbeitet. Das Modell iſt 13 Fuß hoch und hat 40 Fuß im Umfange. Kein Baum, kein Stein, und beſonders keine der vielen Einſiedlerhöhlen ſind vergeſſen. Unter den leztern die berühmteſte, die Höhle des Johann Guerin, deſſen Abentheuern und Verbrechen das Kloſter auf dem Berge ſeine Stiftung verdankt. Die ſeltſame Legende iſt aufgezeichnet in einem ſeltenen Büchlein, welches den Titel führt: „Geſchichte der Wunder unſerer lieben Frau von Montſerrat.“

Der erſte Graf von Barcellona hatte eine ſchöne, aber leider vom Teufel beſeſſene Tochter. Nachdem der betrübte Vater vergebens alle Waffen des geiſtlichen Arſenals gegen den böſen Feind gebraucht, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu dem Einſiedler Johann Guerin, der im Geruch der Heiligkeit ſtand. Dieſer kam, murmelte Gebete und der Teufel wich, doch nur auf kurze Zeit. So bald der Heilige den Rücken kehrte, nahm er gleich wieder Beſitz von ſeiner ſchönen Wohnung. Als eines Tages ihm ſcharf zugeſetzt wurde, erklärte er knirſchend, man ſolle, um ſeiner gänzlich los zu werden, die junge Gräfin auf neun Tage in die Höhle des Eremiten bringen. Der Vater überwand ſeine Bedenklichkeiten, und befolgte den Rath des unreinen Geiſtes, der mit ſchadenfrohem Gelächter über ſeine gelungene Liſt das ſchöne Mädchen auf den Berg begleitete.

Nie hatte Guarin in ſeiner öden Wohnung einen ſo reizenden Gaſt empfangen. Sein Gebet wurde zerſtreut, ſeine Blicke ſchweiften über das Crucifix hinaus auf das ſchwellende Lager von Moos, auf welchem die ſchöne Beſeſſene ſchmachtend hingegoſſen lag. Kurz, der Satan wich zwar von ihr, allein er fuhr geradesweges in den Leib des Eremiten, den er ſo lange quälte, ſtach und prickelte, bis die Unſchuld der Gewalt der Begierden unterlag.

Nun konnte der böſe Feind ruhig den Heiligen ſich ſelbſt überlaſſen, denn die erſte, kaum gebohrene Sünde wird bald nach ihrer Geburt ſchon Mutter. Guerin, um ſein Verbrechen zu verheimlichen, ermordete die junge Gräfin, wallfahrtete, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, nach Rom, warf ſich dem heiligen Vater zu Füßen, beichtete und flehte um Abſolution. Der Pabſt ſchauderte, als er den verübten Frevel vernahm, doch die Zerknirſchung des Reuigen bewog ihn, die Abſolution ihm nicht ganz zu verſagen, nur erſchwerte er ſie durch eine Art von Orakelſpruch, und ſetzte einen hohen, vermuthlich Gott wohlgefälligen Preiß darauf. Der Verbrecher ſollte auf allen Vieren nach ſeinem Berge zurückkehren, auch dort ſich nie unterfangen auf zwey Füßen zu gehen, oder nur ein einziges Wort zu ſprechen, bis ein Kind von drey oder vier Monaten ihm Verzeihung ankündigen und befehlen würde aufzuſtehen. — Guerin gehorchte. Sieben Jahre war er bereits ſtumm auf allen Vieren herum gekrochen, als der Graf von Barcellona auf Montſerrat jagte. Seine Jäger fanden das büßende Ungeheuer, deſſen Haar und Bart ihm ſtruppigt den Körper bedeckten; ſie brachten es nach Barcellona und legten es im Stall an eine Kette.

Einige Zeit nachher gab der Graf einen Schmaus. Die Gäſte waren neugierig, das gefangene Wunderthier zu ſehn; es wurde an ſeiner Kette in den Saal geſchleppt. Unter dem Haufen, der ſich herzudrängte, befand ſich auch die Amme des jüngſten gräflichen Kindes, welches damals gerade drey Monat alt war. Sobald es den neuen Lycaon erblickte, rief es mit lauter Stimme: Vater Guerin ſteh auf! Gott hat dir verziehen. Da ſtand der Eremit plötzlich auf zwey Füßen und erzählte ſeine Geſchichte. „Hat Gott dir vergeben,“ ſagte der Graf, „ſo thue ich es auch von ganzem Herzen.“ Dann begehrte er zu wiſſen, wo ſeine Tochter begraben ſey? um ihre Gebeine in die Familiengruft zu bringen. Guerin führte ihn an den Ort, wo er ſein Schlachtopfer eingeſcharrt hatte. Das Grab wurde geöffnet.

und — Wunder über Wunder! — Da lag die junge Gräfin ganz lebendig, hatte auch in ſieben Jahren nicht im mindeſten gealtert, ſondern war ſchöner als je zuvor. Nur um ihren Hals, da wo er abgeſchnitten war, zeigte ſich ein rother Strich, der ſie aber gar nicht entſtellte, ſondern blos einem Halsband von rother Seide glich. Sie erklärte, daß ſie in der Todesnoth, ſich an die heilige Jungfrau gewandt, und von dieſer gnädiglich beſchirmt worden ſey. Alſobald erbaute man auf dem Wunderplatze ein Kloſter. Daß man die junge ſchöne Gräfin zur erſten Aebtiſſin deſſelben machte, war, nach dem ihr zugeſtoſſenen Abentheuer, ganz vernünftig; daß aber Pater Guerin Beichtvater dieſes Kloſters wurde, ſcheint bedenklich, da es dem Satan leicht einfallen konnte, ſeine alten Bekannten wieder zu beſuchen. Uebrigens empfehle ich dem vergeſſenen Herrn Tick, Verfaſſer der vergeſſenen Genoveva, dieſen reichhaltigen Stoff zur Bearbeitung.

Sobiesky.

Die Geſchichte des Helden, der Wien rettete, iſt bekannt, weniger der Brief, den er nach dem, am 12ten September 1683 erfochtenen Siege, an ſeine Gemahlin ſchrieb. Er befindet ſich in einem 1686 zu Cölln gedruckten Buche: l'État préſent de la Hongrie p. 161. Es würde höchſt intereſſant, minder für die Geſchichte als für den Menſchenbeobachter, ſeyn, (der allein aus der Geſchichte wahren Nutzen zieht), wenn man eine Sammlung von ſolchen Berichten veranſtaltete, die von den Siegern ſelbſt, bald nach gewonnener Schlacht, verfaßt worden ſind. Im Rauſch des Glückes iſt eben ſo viel Wahrheit als im Weinrauſch.

Nachdem Sobiesky ſeiner Gemahlin die Schlacht geſchildert, und von der reichen Beute

ge

geſprochen, welche die Türken in ihren hunderttauſend Zelten zurückgelaſſen, fährt er fort: „Ich erzähle dir nichts von allen den Koſtbarkeiten, welche auf den Wagen des Großveziers gefunden wurden; nichts von den vielen Tauſend mit Rubinen und Saphiren beſetzten Bogen und Köchern, die leicht mehrere Millionen Ducaten werth ſeyn mögen. Du wirſt nicht ſagen können, was die tatariſchen Frauen ihren Kriegern entgegen rufen: Ihr ſeyd keine Männer, denn ihr kehrt ohne Beute heim; doch am meiſten wird dich erfreuen, daß unſer Sohn Alexander ſich brav gehalten hat. Herr von Stahremberg kam mit einer großen Menge der vornehmſten Bürger; ihre Haſt, mich zu ſehn, gefiel mir wohl. Sie nannten mich ihren Befreyer, wollten meine Kniee umfaſſen, meine Kleider berühren. Aber als ich vollends in die Stadt einzog, um mich nach der Stephanskirche zu begeben, da wimmelte es an allen Fenſtern, auf allen Dächern, und von allen Lippen erſcholl

„der Zuruf: es lebe der König unſer
„Erretter! — Ich bat den Gouverneur
„verſchiedenemal, dem Lärm zu ſteuern, es
„war umſonſt, er ſchrie ſelber mit.“

Dann erzählt Sobiesky, der Kayſer habe ihn wiſſen laſſen, er befinde ſich nur eine Meile weit von ihm entfernt, „aber,“ fährt er fort, „ich habe für nöthiger gehalten, den Feind zu verfolgen; und zweifle daher, daß ich Se. Kayſerl. Majeſtät werde ſehen können.“

Leopold hielt es unter ſeiner Würde, ſich in Perſon zu erheben, um ſeinen Befreyer auf dem Schlachtfeld, oder vielmehr im türkiſchen Lager, zu beſuchen; Sobiesky hielt es aber auch unter ſeiner Würde, Dankſagungen abzuholen, die er ſo redlich verdient hatte. Als beyde Monarchen endlich zuſammen kamen, ging Sobiesky mit dem Kayſer als mit ſeines Gleichen um, ja es war ihm ſehr anſtößig, daß einige der anweſenden Großen nur mit gebogenem Knie zu dem Kayſer ſprachen. Er hielt ſich ziemlich laut darüber auf, und der ſtolze Leopold mußte ſich ſtellen, als höre er nichts. — Der Wiener Hof entzog ſich ſo viel möglich der läſtigen Dankbarkeit. Auf den Medaillen und ſonſtigen Denkmälern, die jene große Begebenheit verewigen ſollten, war man äuſſerſt karg mit dem Lobe Sobiesky's. Unter dem Vorwand, der Hülfe Gottes Alles zuzuſchreiben, ſetzte man faſt gar nichts mehr auf die Rechnung des Königs von Polen, ſondern nannte ihn blos obenhin mit den übrigen Reichsfürſten, die dem Entſatz beygewohnt hatten. Ihm, dem Helden, war das gleichgültig; er hatte in der That ſeinen Lohn hinweg, denn welchen ſchönen Augenblick kann das Schickſal einem Krieger gewähren, als den eines ſolchen Einzugs in eine durch ihn befreyte Stadt? was ſind dagegen alle Triumphe der Länderverwüſter, denen erkaufte oder erzwungene Stimmen zujauchzen, indeſſen alle Herzen fluchen?

Voltaire's Portrait.

(Von dem Marquis von Charey, der 1734 in Deutſchland getödtet wurde.)

Voltaire iſt von etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu ſeyn ſcheint. Er iſt mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleiſchtes Geſicht, geiſtreiche, höhniſche Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer ſeiner Schriften belebt auch ſeinen Körper. Er iſt lebhaft, queckſilbrig, kommt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zuſieht. Natürlich muß ein ſolcher Menſch kränklich ſeyn. Er iſt frölich aus Temperament, ernſt um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politiſch ohne Feinheit, geſellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens ſpielt er den Ariſtipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet die Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, iſt aber verlegen unter ſeines Gleichen, anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bey Hofe. Empfindſam ohne Anhänglichkeit, wollüſtig ohne Leidenſchaft, bindet ſeine Wahl ihn an nichts, ſeine Unbeſtändigkeit an alles. Da er vernünftig iſt ohne Grundſätze, ſo ſchweift ſeine Vernunft oft eben ſo ſehr aus als anderer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiſte, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht ſich über Alles luſtig. Er verſteht auch zu moraliſiren ohne eigne Moral. Seine Eitelkeit wird nur von ſeinem Eigennutz übertroffen. Er ſchreibt weniger für den Ruhm als für Gold. Nach Gold hungert und durſtet er. Für den Genuß ſcheint er geſchaffen, und doch will er ſammeln, Schätze häufen. Zum Dichter gebohren werden die Verſe ihm allzuleicht. Er mißbraucht dieſe Leichtigkeit, daher er faſt nichts vollendetes liefert. Die Geſchichte würde, nach der Dichtkunſt, ſein Fach ſeyn, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob ſie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man ſagt, ein großer Schriftſteller müſſe weder Religion noch Vaterland beſitzen; Voltaire thut alles mögliche, um dieſe Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation iſt er eben nicht ſehr zugethan; er lobt gern die Vergangenheit und ſchmollt mit der Gegenwart; iſt ſtets unzufrieden mit ſeinem Aufenthalt, und rühmt hingegen ein Land, das tauſend Meilen weit von ihm liegt. Er beſitzt viel Beleſenheit in franzöſiſchen und ausländiſchen Werken, und jene oberflächliche Gelehrſamkeit, die jetzt Mode iſt. Politiker, Phyſiker, Geometer, er iſt alles was man will, doch keines gründlich. Indeſſen gehört allerdings ein ſehr umfaſſender Geiſt dazu, um gleich ihm, von Allem das Pikante abzuſchöpfen. Sein Geſchmack iſt fein, aber unſicher. Er iſt ein witziger Satyriker aber ein ſchlechter Criticus. Nie hält er die Mittelſtraſſe, bald liebt, bald ſchmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preiß ein außerordentlicher Mann ſcheinen. —

Beym Anblick dieſes Portraits möchte man hinzufügen: der Herr Marquis hat um jeden Preiß ein außerordentlicher Mahler ſeyn wollen. Mich dünkt, es giebt nur wenige Menſchen, die im Stande ſind, Voltaire zu beurtheilen, und dieſe wenigen müſſen ihm ſelbſt nahe ſtehn. Voltaire beſaß, um mit Gall zu reden, eine ſolche Menge ausgebildeter, geübter Organe, daß derjenige, der mit ſeinem halben Dutzend Organen ein Urtheil über ihn ſprechen will, der Auſter gleicht, die über den Menſchen räſonnirt. Er war eitel? — gleich viel. Die Familien Calas und Sieven ſegneten dieſe thätige Eitelkeit, indeſſen rings um ſie her die reine Menſchenliebe unthätig blieb. — Er war eigennützig? — ſchwerlich. Allein Erfahrung belehrte ihn, daß man ohne Geld weder geehrt noch unabhängig.

in der Welt leben kann. Seine Gelehrſamkeit war oberflächlich? — Das heißt: ſie war nicht pedantiſch, ſie prangte nicht mit Citaten, ſie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geſchrieben, hat mehr Kenntniſſe verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant ſeiner Zeitgenoſſen.

Urtheil eines Engländers über das franzöſiſche und engliſche Theater.

Als 1762 der Herzog von Bedford Geſandter in Paris war, befand ſich auch Robert Talbot, ein Freund Garrik's, in ſeinem Gefolge. Dieſer Talbot iſt der Verfaſſer des folgenden, an Garrik gerichteten Briefes, der ſich in einer ſeltnen, 1768 zu Amſterdam gedruckten Sammlung befindet. Er hebt mit dem Bedauern an, daß Garriks Bemühungen, Parlaments-

Glied zu werden, mißlungen. „Gewiß," ruft Talbot aus, „würde jeder gute Bürger Sie eben ſo gern auf Ihrem Sitz in Weſtmünſter, als auf dem Theater in Drury-lame erblickt haben; denn in England weiß man den Mann von ſeinem Stande zu ſcheiden; hier in Frankreich nicht. Eine ſolche Geiſtes Operation iſt zu tief und ſchwer für die oberflächlichen Franzoſen. Der berühmte Voltaire, der jetzige Modemann, (der bisweilen witzig auf Koſten ſeines Verſtandes iſt) würde ſeine helltönendſte Trompete an den Mund geſetzt, und gleich dem Bruder Lourdis (in der pucelle) gerufen haben: Franzoſen! erröthet vor Schaam! ſeht, der aufgeklärte Engländer zählt Einen jener Männer zu ſeinen Geſetzgebern, welchen ihr ein ehrliches Begräbniß verſagt."

„Man würde ihm geglaubt haben, ſo wie man ihm glaubte, als er ſeine Landsleute verſicherte, wir hätten Addiſon und Prior, aus Dankbarkeit für ihre ſchönen Verſe, zu Staatswürden erhoben. Seine Allerchriſtliche Majeſſtäte würden mit Bittſchriften beſtürmt worden ſeyn, den Schauſpielern die Kirchen zu öffnen u. ſ. w. Ich ſcherze nicht, denn hier intereſſirt man ſich eben ſo heiß für die Prinzen und Prinzeſſinnen hinter den Couliſſen, als bey uns für die Miniſterial- oder Oppoſitions-Parthey. — Ja, bey uns, wo eine unzählige Menge Volk aus allen Ständen das Theater beſucht, glaubt man daſſelbe zum Vergnügen, zur Erholung beſtimmt, und die Vernünftigen ſind zufrieden, wenn es dieſen Zweck erfüllt, ohne den guten Sitten nachtheilig zu werden. In Frankreich hingegen, wo das Theater blos der Sammelplatz einer Hand voll müſſiger, und faſt immer derſelben Menſchen iſt, da fodert man, daß es eine Schule der guten Sitten und der Tugend für die Nation ſey, daß ſie dort große, patriotiſche Geſinnungen oder liebenswürdige Eigenſchaften für die Geſellſchaft lernen und ſchöpfen ſoll. Sie werden mich fragen: wer denn ſolche Foderungen aufzuſtellen wagt? — Eine kleine Parthey, wenn man ſie zählt, aber eine groſe, wenn man ſie wiegt, denn die Schriftſteller von Profeſſion ſtehn an ihrer Spitze. Dieſe Herrn ſind in verſchiedene kleine Haufen vertheilt, deren jeder ſich für das Publicum hält, und mit dem ihm eignen, imponirenden Tone ſich dafür giebt. Sie finden Nachbeter, ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen, wo die Academieen jezt ſo zahlreich werden, als vormals die frommen Brüderſchaften.“

„Die guten Engländer hingegen verheelen dem achtungswürdigen Garrik nicht, daß ſie ihn lieben, ohne eben einen Stand hochzuſchätzen, dem er in ſeiner Jugend aus Leichtſinn ſich widmete, und dem er, im reifern Alter, aus Nothwendigkeit treu bleibt. Dem klugen Garrik ſchmeichelt es um ſo mehr, daß es ihm gelungen, durch perſönliches Verdienſt ein ungünſtiges Vorurtheil zu beſiegen, und einem Stande Ehre zu machen, der keinesweges einem mittelmäſſigen Menſchen Ehre bringt.“

„Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit des Churfürſten von der Pfalz, eines Fürſten, der engliſchen Scharfſinn mit deutſcher Redlichkeit und franzöſiſcher Geſchliffenheit verbindet. Ich habe oft geſehn, daß er einen elenden Frankfurter Juden, einen Briefträger, auf ſein Luſtſchloß berief, um einige Wochen lang Schach mit ihm zu ſpielen, worin der Jude Meiſter war. Den Schachſpieler ſchätzte der Fürſt, von dem Juden und Briefträger nahm er weiter keine Notiz. So muß man das Talent vom Stande, den Stand wiederum vom Character trennen. Hier aber fodert man, daß alle Eigenſchaften, alle Tugenden mit dem Talent ſich vereinigen ſollen; da hingegen der groſſe Hauſe ſeinem Vorurtheil gegen den Stand getreu bleibt, und gar keine Tugenden bey dem Talent erblickt oder ſucht.“

„Ein würdiger Marquis ſagte mir neulich, unſere Bühne ſey blos für den Pöbel; unſere Luſtſpiele wären unſittlich, unſere Trauerſpiele auf die lächerlichſte Weiſe mit Politik, Moral

Satyre und Bouffonerien durchſpickt. Ich antwortete ihm gelaſſen: in London, wie einſt in Athen, iſt das Theater für alle Volksclaſſen; es wird vom Pair des Reichs wie vom Handwerker beſucht; fünf bis 6000 Zuſchauer werden täglich von ſo vielen tauſend andern abgelöſt. In Paris will man im Schauſpiel ſich unterrichten, in London zerſtreuen und vergnügen. Der größte Theil der Zuhörer würde einſchlafen, wenn er nicht ſtark gerüttelt würde. Darum ſchweifen unſere Dichter und Schauſpieler bisweilen über die Grenzen der Natur. Ihr Theater, fuhr ich fort, iſt mangelhafter als das unſrige, ohne jedoch, wie wir, mit guten Gründen ſich entſchuldigen zu können. Ihr Theater iſt blos für den Hof und für die vornehmen Volksclaſſen. Unter vierzehn bis 1500 Zuſchauern zählt es höchſtens 200 Fremde, und 4 bis 500 Freudenmädchen. Der eigentliche Stamm Ihres Publicums beſteht aus 8 bis 900 Perſonen, die, aus Geſchmack oder Gewohnheit, täglich wieder kommen; die ein Ab teres Stück geleſen und wieder geleſen haben, ein neueres ſchon nach den erſten Vorſtellungen faſt auswendig wiſſen; gebildete, geſittete Leute, die beſonders auf Styl, Gedanken, Situationen, Verwebung und Entwicklung achten. Man gebe uns in London ein ſolches Publicum, und alſobald werden wir zierlich geregelt erſcheinen; unſere Dichter werden von Shakeſpeare nur noch die Kraft nachahmen, (wenn die ſich anders nachahmen läßt) werden nicht mehr in Luſtſpielen Thränen hervorlocken und in Trauerſpielen durch Geſpenſter erſchrecken wollen, u. ſ. w." „Der Herr Marquis meynte; die franzöſiſchen Schauſpieldichter wolle er mir gleichfalls Preiß geben; auf die komme es auch gar nicht an, ſondern allein auf die Schauſpieler, die in Paris beſſer wären als in der ganzen Welt. Habe der Dichter für Einen oder ein Paar der Erſten Rollen geſchrieben, ſo könne er ſich darauf verlaſſen, daß ſein Stück zwanzig Vorſtellungen erleben werde. Dem Dichter ſey bloß die Wahl des Gegenſtandes und allenfalls der Umriß zuzuſchreiben; die Farben hingegen, der Ausdruck, die Stellungen, kurz alle Einzelheiten kämen auf Rechnung des Schauſpielers."

„Ich möchte vielmehr, erwiederte ich, den Schauſpieler mit dem Componiſten vergleichen, der zu des Dichters Worten eine gute Muſic verfertigt. — Dieß Beyſpiel, rief er aus, ſpricht für meine Behauptung. Die Oper iſt erſt zur Vollkommenheit gediehen, ſeit man auf die Worte gar nicht mehr achtet. — Freylich, ſagte ich lachend, wenn es wahr iſt, daß Einer Ihrer berühmten Componiſten ſich vermeſſen hat, eine Zeitung in Muſic zu ſetzen. — Der Mann hat Recht, ſo redete der Marquis, er iſt ein ächter Künſtler. Ich habe in Wien mehreren Vorſtellungen des Titus von Metaſtaſio beygewohnt, und zwar mit dem größten Vergnügen, ohne ein Wort von den Verſen zu verſtehn, die ſo ſchön ſeyn ſollen. Wozu alle die prächtigen Tiraden? dieſe Tugendkrämerey? die iſt nur fürs Volk, nicht für unſer Einen.

Von erhabner Tugend gerührt ſcheinen, heißt das nicht bekennen, daß man einer ſolchen Handlung ſich ſelbſt unfähig halte? über ein großes Verbrechen erſtaunen, heißt das nicht bekennen, daß man die Menſchen nicht ſtudiert hat? — Weg damit! ich beurkunde meinen Geſchmack, indem ich den Schauſpieler critiſire, den Dichter überlaſſe ich den Recenſenten.“

„Mit dieſen Worten hüpfte der Herr Marquis zur Thür hinaus. Richten Sie, lieber Garrik, zwiſchen mir und ihm.“ — Wie manches aus dieſem, vor einem halben Jahrhundert geſchriebenen Briefe noch jetzt anwendbar, und nicht blos für die franzöſiſche oder engliſche Bühne geltend iſt, das wird der Leſer ohne meine Erinnerung finden.

Die heilige Catharina als Doctor der Theologie.

Die Spanier ſind feſt überzeugt, daß die heilige Catharina auf der Univerſität zu Alcala den Doctorhut empfangen hat, und wer daran zweifelte, würde ſich ſchlimme Händel mit der Inquiſition zuziehen. Sie haben ſogar ein Schauſpiel aus dieſer berühmten Doctorpromotion gemacht. Den erſten Act füllt das Leichenbegängniß eines Profeſſors der Theologie. Im zweyten Act ermahnt der Herr Chriſtus die heilige Catharina, ſich um die erledigte Stelle zu bewerben. Er ſetzt ihr eine göttliche Mütze auf den Kopf, und alſobald fühlt ſie ſich ausgerüſtet, mit allen ſcholaſtiſchen Subtilitäten, mit allen zum Diſputiren erforderlichen Eigenſchaften. Muthig erſcheint ſie in der Mitte der gelehrten Graubärte, beſteigt das Katheder, läßt ihre Mütze würken und diſputirt glücklich alles zu Boden. Am Ende erſcheint aber noch ein alter Doctor, bleich und mit gewölbtem Rücken, eine ungeheure Brille auf der ungeheuren Naſe tragend. Mit der Schleppe eines langen Talars fegt er den Boden, doch iſt die Schleppe nicht lang genug, um einen zottigen Schweif zu verſtecken, der den Unbekannten verräth; es iſt der Teufel ſelbſt. Die ganze hochanſehnliche Verſammlung ſperrt Maul und Naſe auf; Jedermann iſt begierig zu hören, wie die heilige Catharina, oder vielmehr ihre Mütze, dieſen ſchweren Kampf beſtehn wird: der Teufel — einer der ſpitzfindigſten Philoſophen ſeiner Zeit, fängt damit an, die Unſterblichkeit der Seele zu leugnen. Catharina läßt ihn eine Weile ſchwatzen; endlich erhebt ſie ſich mit triumphirender Miene, und legt dem Satan folgenden Schluß vor: „Orpheus hat ſeine Frau aus der Hölle geholt, ergo war ihre Seele unſterblich.“ — Und ſiehe da, der Teufel verſtummt, verſchwindet mit Geſtank; die ganze Verſammlung klatſcht lauten Beyfall; Catharina wird förmlich zum Doctor creirt, und das Stück beſchließt mit einem Ballet, in welchem die Profeſſoren der Theologie recht zierlich tanzen. Ich wundere mich, daß Herr Auguſt Wilhelm Schlegel uns noch keine Ueberſetzung von dieſem herrlichen Schauſpiel geliefert hat.

Frage.

Locke, in ſeinem treatiſe concerning government, C. VIII. §. 95. ſagt: „Da alle Menſchen frey, gleich, unabhängig ſind, ſo kann keiner der politiſchen Macht eines andern ohne ſeine ausdrückliche Einwilligung unterworfen werden.“ Und weiter unten §. 98.

„Der Anfang jeder politiſchen Geſellſchaft iſt nichts weiter als Einſtimmung einer Anzahl freyer Menſchen. So iſt jede rechtmäſſige Regierung auf der Welt entſtanden. — Nun giebt es aber doch bekanntlich manche Regierungen, die außer allem Zweifel rechtmäßig ſind, und zu welchen doch die Unterthanen nicht allein nicht eingewilligt, ſondern ſich auch ſo lange wie möglich widerſetzt haben; wie konnte denn der große Locke ſo irrige Sätze aufſtellen? und wie konnte man ſo lange ſich einbilden, daß er Recht habe? —

Ich weiß zwar wohl, daß Locke, §. 127. auch von einer ſtillſchweigenden Einwilligung ſpricht, allein dabey ſetzt er nie die Furcht voraus.

C. XI. §. 138. behauptet Locke, „die höchſte Gewalt könne dem Unterthan, ohne deſſen Einwilligung keines ſeiner Rechte nehmen?“ — Iſt das nicht abermals ein grober Irrthum? Giebt es nicht Beyſpiele, daß alte, wohlers worbene Rechte ſehr rechtmäßig aufgehoben werden?

Wie wenig Vertrauen der bisher ſo ſehr gerühmte Locke verdient, beweiſt auch noch vorzüglich folgende Phraſe; C. XVII. §. 198: „Keiner, der eine Herrſchaft durch andere Mittel, als durch die Geſetze der Gemeinheit, folglich durch die freye Zuſtimmung des Volkes erlangt, hat ein Recht Gehorſam zu fodern.“

Warum entlehnte der Philoſoph nicht Beyſpiele aus der Geſchichte, um dieſen Satz zu erweiſen? — fand er etwa keine? — Obgleich Prieſtley, Price und andere mehr, die ſich auch Philoſophen nennen, Locke's Meynungen angenommen, vertheidigt und wohl gar erweitert haben, ſo kann ich doch auch ein Gegengift empfehlen. Man leſe a treatiſe concerning civil government, von einem gewiſſen Tucker, der zwar kein Philoſoph, aber dagegen Decan von Gloceſter war, oder vielleicht noch iſt, denn ſein Buch iſt 1781 in drey Theilen erſchienen.

Dieſer Herr Decan iſt ein koſtbarer Schriftſteller für unſere Zeiten. Er erklärt Locke's Grundſätze für höchſt gefährlich und unvereinbar mit der Ruhe und dem Glück der menſchlichen Geſellſchaft. Er findet ſie überdieß abgeſchmackt, und verſichert, Locke habe in der Art falſch raiſonnirt, welche die Logiker a dicto ſecundum quid, ad dictum ſimpliciter zu nennen pflegen. — Ein anderer Ehrenmann — er hieß Scherlock — behauptete ſogar, daß Locke's Grundſätze geradeswegs zum Atheismus führten. Herunter alſo mit Locke's Bildſäule von dem ſo lange bekränzten Piedeſtal! Laßt uns Tucker und Scherlock darauf erheben, und hoffen, daß die Zeit gekommen iſt, wo man ihnen Ruhm, Titel, Kreuze und Penſionen nicht verſagen wird.

Die Neutralen.

Es wird heut zu Tage ſo viel über Neutralität, deren Rechte und Befugniſſe geſchwatzt, daß ich für gut halte — nicht etwa mit zu ſchwatzen (dafür ſoll mich der Himmel bewahren!) — ſondern nur auf ein vergeſſenes Buch aufmerkſam zu machen, betitelt: de doveri de' principi neutrali verso i principi guerragianti etc. (von den Pflichten der neutralen Fürſten gegen die kriegführenden und umgekehrt). Ein Neapolitaner, Namens Galliani, hat es geſchrieben, und ſich auch ſchon vorher durch einen Tractat über die Münze und über den Getraidehandel bekannt gemacht. Außer Hübner (der 1759 ein Werk über das Anhalten neutraker Schiffe heraus gab, hatte, vor Galliani, noch kein Publiciſt dieſe Materie gründlich erörtert. Ich werde mich auf keine Zergliederung ſeines Buches einlaſſen, (denn das Zergliedern gebührt jetzt nur dem Schwerdte, nicht der Feder) ſondern blos anzeigen, daß die Pflichten der Neutralen den größten Theil des Buches einnehmen, die der kriegführenden Mächte hingegen auf 20 Seiten abgefertigt werden. Das Ganze beſteht aus zwölf intereſſanten Kapiteln. Das dritte erörtert die Frage: ob es einem Fürſten erlaubt ſey, neutral zu bleiben? und in welchen Fällen? — Das ſechste handelt von den eigentlichen Pflichten der Neutralen. Das ſiebente von dem Durchmarſch der Armeen durch neutrales Gebiet. Das achte von den Rechten der Neutralen. (Damals nemlich hatten ſie Rechte.) Das neunte vom Handel und der Contrebande. Das zehnte von dem jetzigen (nemlich damaligen) herkömmlichen Verfahren auf dem Meere. Das eilfte von den Staatsgründen, welche kriegführende Mächte gegen Neutrale beherzigen ſollten u. ſ. w. Ein Recenſent jener Zeit bemerkt: Das Buch ſey mit derjenigen Freymüthigkeit geſchrieben, welche man an großen Genies nicht blos dulden, ſondern auch bewundern und reſpectiren müſſe. (Siehe die novelle letterarie) was die italiäniſchen Recenſenten jetzt davon ſagen, weiß ich nicht.

Quodlibet.

François de Beaumont, (Baron des Adrets) in den franzöſiſchen Religionskriegen berüchtigt durch ſeine ſchrecklichen Grauſamkeiten, rühmte ſich, in ſeinem Leben nur Einen Menſchen begnadigt zu haben, nemlich einen Soldaten, der ihn zu lachen zwang. Es war nach der Einnahme von Mont-Brillon, wo er die Kriegsgefangnen verurtheilte, von der Platte forme eines Thurmes herab in die Spieße der unten ſtehenden Soldaten zu ſpringen. Einer dieſer Unglücklichen hatte ſchon zweymal einen Anlauf genommen, und war immer wieder zurück gewichen. „Schämſt du dich nicht?“ rief Beaumont ihm zu: „Zweymal ſchon biſt du umgekehrt.“

„Ey zum Henker!“ ſagte der Gefangene, „ſo brav Sie auch immer ſeyn mögen, ich will es Sie dreymal verſuchen laſſen.“ — Dieß bon mot rettete ſein Leben.

Anton von Cryna rieth eines Tages Carl dem Fünften, ſich nach und nach mehrerer italiäniſchen Fürſten zu entledigen, und ſich ihrer Staaten zu bemächtigen. „Aber das Gewiſſen?“ wandte Carl ein. „Bah! Bah! das Gewiſſen!“ erwiederte Cryna, „haben Ew. Majeſtät ein Gewiſſen, ſo müſſen Sie auch nicht Kayſer ſeyn wollen.“

Der bekannte Ablaßkrämer Tetzel reiſte von Leipzig mit einem geſpickten Beutel. Unterwegs fiel ein Buſchklepper ihn an, und nahm ihm den Beutel ab. Tetzel drohte mit ewiger Verdammniß. „Hat nichts zu bedeuten,“ ſagte der Buſchklepper, „ſchon vor einigen Tagen habe ich Euch gebeichtet, daß ich

„eine groſſe Sünde begehn wolle, und Ihr ſelbſt
„habt mich abſolvirt.“

Brügge war lange Zeit die reichſte Stadt in Flandern. Einſt befand ſich der König Philipp der Schöne daſelbſt mit ſeiner Gemahlin Johanna, die von ihrer Königswürde einen ſeltſamen Begriff hatte; denn als ſie die Menge Damen um ſich her mit köſtlichern Diamanten, als ſie ſelbſt beſaß, bedeckt ſah, rief ſie empfindlich aus: „wie ſoll ich das verſtehn? ich glaubte allein Königin zu ſeyn, und ich finde hier überall Königinnen.“ — Die gute Dame kannte Luiſen nicht,, die ohne Diamanten überall die einzige Königin iſt.

In jener Schreckenszeit, als der grauſame Herzog von Alba die Proteſtanten in den Niederlanden erwürgen ließ, floh ein Mennonit vor einem ſpaniſchen Soldaten, der ihn verfolgte, und lief in der Angſt über einen nur ſchwach gefrornen Graben. Der Soldat verließ ſich darauf, daß das Eis auch ihn tragen würde, ſetzte hitzig nach, brach aber plötzlich ein. Da kehrte der wahre Chriſt augenblicklich um, und zog ſeinen Nachfolger aus dem Waſſer. Dankbar führte der Schein-Chriſt ſeinen Retter vor Gericht, und von da auf die Henkerbühne.

Eliſabeth durſtete nach dem Blute der Marie Stuart. Graf Leiceſter beſchwur ſie, glimpflich zu verfahren, ihre eigne Würde und die aller gekrönten Häupter nicht zu ſchänden. „Aber wie ſoll ich ſie los werden?“ rief die erbitterte Königin. „Laſſen Sie ſie mit Anſtand hinrichten.“ — Mit Anſtand? wie?“ — „Schicken Sie ihr keinen Henker, ſondern einen Apotheker.“

Eliſabeth bereute nachher oft, dieſen teufliſchen Rath nicht befolgt zu haben.

Der witzige Graf von Grammont, ſchon im hohen Alter, ſagte nicht gern, wie alt er ſey. Eines Tages ſpeiſte er an des Königs Tafel mit dem Biſchoff von Senlis, einem Greiſe. „Wie alt meynen Sie wohl,“ fragte Ludwig den Biſchoff, „daß unſer Graf ſeyn möchte?“

„Ich bin 83 Jahr alt,“ verſetzte der Prälat, „und der Graf muß wenigſtens eben ſo “alt ſeyn, denn wir haben zuſammen ſtudiert.“ — Sire! rief Grammont, Seine Hochwürden irren ſich, denn weder Er noch ich haben jemals ſtudiert.

Demſelben brachte einſt ein Gaſcogner hundert Louisdor zurück, die er von ihm geliehen hatte. Der Graf erſtaunte über die unerwartete Ehrlichkeit, und ſteckte das Geld in die Taſche. Einige Zeit nachher bat ihn der Gaſcogner abermals um ein Darlehn.

„Mit nichten,“ ſagte Grammont, „ich laſſe mich nicht zweymal betrügen.“

Einſt vergaß der hitzige Grammont ſich ſo ſehr, daß er einen königlichen Bedienten im Garten des Pallaſtes durchprügelte. Als er eben noch in voller Arbeit war, ſah er plötzlich den König neben ſich ſtehn, und erſtarrte vor Schrecken. „Was giebts hier?“ fragte Ludwig ſehr ernſt. Grammont fühlte, daß es um ihn geſchehen wäre, wenn er ſich nicht durch ein demüthiges bon mot aus dem ſchlimmen Handel zöge. „Nichts Sire,“ verſetzte er mit großer Gegenwart des Geiſtes, „nichts, was der Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät würdig wäre. Es „ſind blos zwey Ihrer Bedienten, welche Händel mit einander bekommen haben.“ — Der König lächelte über die feine Wendung, drohte mit dem Finger und ließ es dabey bewenden.

Der Abbé Grancey hätte Soldat werden ſollen. Er gieng mit zu Felde, und wagte ſein Leben trotz dem beſten Grenadier, blos um das fromme Vergnügen zu genießen, die Sterbenden auf dem Schlachtfelde zu abſolviren. In der Schlacht bey Turin fand er ſeinen Tod. Da ſagte ein Spaßvogel: „Der Abbé Grancey „iſt vor Freuden geſtorben, daß eine Kanonen„kugel ihn getödtet hat.“

Hervé, Biſchoff von Gap, der in jungen Jahren wegen ſeines heiligen Wandels berühmt war, wurde im Alter lüderlich. Der Cardinal le Camus, bey dem gerade der umgekehrte Fall eintrat, machte ihm Vorwürfe darüber. „Sie endigen wie ich angefangen habe,“ verſetzte Hervé, „und ich endige wie Sie angefangen haben; das kommt auf Eins heraus.“

Als die polniſchen Geſandten dem Herzog von Anjou ſeine Erhebung auf den polniſchen Thron ankündigten, war, bey der feyerlichen Audienz, die Marſchallin von Retz die Einzige, die im Stande war, ihnen lateiniſch zu antworten.

Einem Herzog von Alba, (doch nicht jenem Grauſamen, deſſen Nahme ſo berüchtigt iſt) lief ſeine Maitreſſe davon; da ließ er in allen Kirchen beten und Meſſe leſen, daß der liebe Gott ihm die Gnade erzeugen möchte, ſie wieder zu finden. — Der Aberglaube ſchien in dieſer Familie heimiſch zu ſeyn, denn eine Herzogin gleiches Nahmens gab ihrem kranken Kinde keine andere Arzney, als gepülverte Reliquien, und wunderte ſich ſehr, als es dennoch ſtarb.

Der Caſtrat **Farinelli**, Günſtling des Königs von Spanien, wurde endlich Miniſter. „Er hat es wohl verdient,“ rief Caſarelli, ein anderer Caſtrat, „denn er hat die ſchönſte „Stimme, die ich in meinem Leben gehört „habe.“

Als der Cardinal Fleury noch Lehrer Ludwig des Funfzehnten, und der Marſchall Villeroi deſſen Hofmeiſter war, ſchrieb der Leztere einſt ein Billet an den Erſteren, in einer Sache, die ihren Zögling betraf, allein ſo unleſerlich, daß Fleury es unmöglich entziffern konnte. Er bat daher den Marſchall, ſich deutlicher auszudrücken, damit man in Europa nicht ſagen möchte: der König von Frankreich habe einen Hofmeiſter, der nicht ſchreiben, und einen Lehrer, der nicht leſen könne.

Nicht lange vor der gräßlichen Mordnacht, die unter dem Nahmen des heiligen Bartholomäus bekannt iſt, machte ſich eines Tages Carl IX. einen zwar minder blutigen, allein nicht minder unköniglichen Spaß. Er befand ſich nemlich mit dem Prinzen von Navarra — nachmals Heinrich dem Vierten — zu Marſeille, wo ihn dieſer einſt bis an die Kirchenthür begleitete, aber als ein guter Proteſtant nicht mit hinein gehn wollte, um die Meſſe zu hören. Da riß ihm Carl im Scherz die ſchwarze, mit Diamanten beſetzte Sammtmütze vom Kopf, und warf ſie in die Kirche, damit Heinrich wenigſtens hinein gehn ſollte, um ſeine Mütze wieder zu holen.

Die berühmte Madam Dacier wollte 1682 Ludwig dem Vierzehnten ein Buch überreichen, es fand ſich aber Niemand, der es wagte, ſie vorzuſtellen, weil ſie eine Proteſtantin war. Montauſier, der den ſchönen, faſt einzigen

Ruhm genoß, auch bey Hofe nie die Wahrheit zu verleugnen, übernahm es, wurde aber ſehr trocken vom Könige mit der Erklärung abgefertigt: er verbiete nicht allein, daß man ihm das Werk zueigne, ſondern er werde auch alle Exemplare deſſelben confiſciren laſſen. „Wie Sire?“ ſagte der unerſchrockene Mann, „haben „Sie vergeſſen, daß ein großer König kein „Frömmling ſeyn darf? — Ich werde „Madam Dacier in Ihrem Nahmen danken, „und ihr hundert Louisdor einhändigen, die „Ew. Majeſtät mir wiedergeben mögen oder „nicht.“ — Man weiß fürwahr nicht, was bey dieſer Anecdote bewundernswürdiger iſt: daß der edle Montanſier ſo zu ſprechen wagte? oder daß der ſtolze Ludwig keine Ungnade deshalb auf ihn warf? — Was heutzutage geſchehen würde, das weiß ich wohl.

Bougelas, Einer der erſten franzöſiſchen Academiker, der dreyſſig Jahre an ſeiner Ueberſetzung des Quintus Curtius feilte, und, nachdem er ſehr lange Kammerherr bey dem Bruder Ludwig des XIII. geweſen war, dennoch in Armuth ſtarb, verordnete in ſeinem Teſtamente, daß man, zu Befriedigung ſeiner Gläubiger, alle ſeine Habſeligkeiten verkaufen, und, wenn das nicht hinreichend wäre, ſogar ſeinen Leichnam an die Wundärzte ſo vortheilhaft als möglich verhandeln ſollte.

Jedermann kennt die Niederlage der ſo genannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England erobern wollte. Auf dieſer Flotte — ſo berichtet d'Aubigné in ſeiner Univerſalhiſtorie — befanden ſich acht Franciscaner Mönche aus Caſtilien, 20 dergleichen aus Portugall, 29 Barfüßer aus Caſtilien, 16 dergleichen aus Portugall, 9 Auguſtiner aus Caſtilien, 14 aus Portugall, 12 Carmeliter aus Caſtilien, 9 aus Portugall, 8 Barfüßer vom Orden des heiligen Franciscus aus Portugall, 22 Jacobiner, 15 Jeſuiten aus Caſtilien und 8 aus Portugall, zuſammen nicht weniger als hundert und ſiebenzig Mönche. Dieſer frommen Flotte folgte ein großes Schiff voller Freudenmädchen, die aber, während eines Sturmes, nicht gebraucht werden durften.

Ein Herzog von Parma, dem es einſt gelungen war, ſeine zwiſtige Hofſchauſpieler-Geſellſchaft unter einander zu verſöhnen, rief aus: „ich werde mich ſo lange für den größten Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürſt mir beweißt, daß er unter einer Schauſpielergeſellſchaft Frieden zu erhalten verſteht.“

In der Geſchichte der Jungfrau von Orleans wird es ſtets unbegreiflich bleiben, daß die Franzoſen ſelbſt, nicht minder als die Engländer, zu ihrem Verderben mit gewürkt, denn ob-

obgleich die Verrätherey des Gouverneurs von Compiegne nicht völlig erwieſen ſcheint, ſo iſt doch gewiß, daß etwas mehr als Mangel an gutem Willen mit unterlief. Warum that Carl VII. keinen einzigen Schritt zu ihrer Rettung? warum wechſelte er ſie nicht gegen engliſche Gefangene aus, deren er viele der Vornehmſten in Händen hatte? und wenn man ſie nicht auswechſeln wollte, warum beſtrafte er nicht der Engländer grauſames Verfahren durch das Vergeltungsrecht? — So bald ſie gefangen war, bekümmerte ſich weiter Niemand um ſie, und Carl gab einen Beweiß von der traurigen Wahrheit, daß man Getraydekörner in einen Strom wirft, wenn man Wohlthaten in die Herzen der Könige ſäet.

Ludwig XII. als Dauphin, zog ſich den unverſöhnlichen Haß der Gräfin von Beaujeu, der Schweſter des regierenden Königs, durch eine Uebereilung zu, die ihm theuer zu ſtehen kam.

Er ſpielte eines Tages Ball in Gegenwart des Königs und der Gräfin; es ereignete ſich ein zweifelhafter Fall im Spiele, den er der Entſcheidung der Zuſchauer überließ. Die Gräfin entſchied gegen ihn, und er, von Natur hitzig, ſagte laut: „nur eine Hure könne ſo entſcheiden.“ — Er fühlte bald, daß ſie das unbedachte Wort ihm nie verzeihen werde, floh zum Herzog von Alençon und zog den Herzog von Bretagne in ſeine Parthey. Es entſtand ein langer, blutiger Zwiſt daraus, den die Schlacht von St. Aubin zu Ludwigs Nachtheil endigte, denn er wurde gefangen, und, wenn man dem lügenhaften Varillas glauben dürfte, ſo ſchmachtete er acht Monate lang in einem eiſernen Käficht. Gewiſſer iſt, daß er drey Jahre im Gefängniß büßte.

Der Graf von Peterborough, einer der edelſten, bravſten Männer, die England jemals hervorgebracht, belagerte Barcelona mit ſeinen

Truppen und deutſchen Hülfsvölkern, und zwang die Feſtung zur Uebergabe. Während er vor den Thoren der Stadt mit dem ſpaniſchen Gouverneur die Capitulation abſchloß, vernahmen ſie plötzlich ein furchtbares Geheul in den Straſſen. „Sie verrathen uns, Mylord,“ ſagte der Gouverneur, „während wir auf Treu und „Glauben capituliren.“ — „Mit nichten,„ verſetzte Peterborough, „ſicher ſind die „Deutſchen eingedrungen. Laſſen Sie mich mit „meinen Engländern in die Stadt, ich will ſie „verjagen und dann zurückkommen, um die Ca„pitulation vollends abzuſchließen.“ — Der Gouverneur, im Vertrauen auf ſeinen edlen Feind, öffnete die Thore. Peterborough, an der Spitze der Engländer, flog von Straße zu Straße, trieb die Deutſchen vor ſich her, entriß ihren Händen die Herzogin von Popoli, die ſie zu entehren im Begriff ſtanden, gab die Ohnmächtige ihrem Gemahl wieder, zog, zu großem Erſtaunen der Spanier, mit allen ſeinen Engländern wieder aus der Stadt, und fieng ganz ruhig die Unterhandlungen wieder an. — Armes L**! warum ſaheſt du keinen Peterborough vor deinen Thoren! —

Bouchet erzählt in ſeinen aquitaniſchen Annalen, daß, bey einer Zuſammenkunft Franz des Erſten mit dem Pabſt Clemens VII. zu Marſeille, drey ſchöne, fromme keuſche, tugendhafte Wittwen einen Liebling des Pabſts gebeten, ihnen die Erlaubniß auszuwürken, an Faſttagen Fleiſch zu eſſen. Dieſer, um den heiligen Vater und den König zu beluſtigen, führte die Damen zur Audienz und ſagte in italiäniſcher Sprache: „Aus Achtung für das Andenken ihrer verſtorbenen Männer und aus Liebe zu „ihren Kindern, ſind dieſe drey Damen entſchloſſen, nicht wieder zu heyrathen. Da aber „das Fleiſch doch ſchwach iſt, ſo bitten ſie Eure „Heiligkeit um Erlaubniß, dann und wann der „Verſuchung zu unterliegen.“ — Wie! rief Clemens ſchaudernd: ihr könntet verlangen, daß ich von den Geboten Gottes Euch diſpenſirte? — Da nahm Eine der Damen ſelbſt das Wort: Wir haben dieſen Herrn gebeten, Eurer Heiligkeit unſere Bedürfniſſe und die Schwachheit unſers Geſchlechts vorzutragen."

„Bewahre der Himmel!" antwortete der Pabſt, „fodern Sie Alles von mir, nur das nicht."

„Aber doch wenigſtens dreymal wöchentlich" — — „Pfuy meine Damen! wer hat je an einen Pabſt eine ſolche Bitte gerichtet?" — Jetzt brach der Liebling in ein lautes Gelächter aus, und bat die Damen um Verzeihung, daß er ſie mißverſtanden. Schwerlich verziehen ſie ihm den groben Scherz, obgleich der König, der Pabſt und ihre beyden Höfe ſich herzlich daran ergötzten.

„Du biſt ein Säufer, ein Lügner, ein Dieb!" ſo fuhr ein eyfriger Prieſter einen armen Ehemann an, deſſen Frau ganz ruhig dabey ſtand und gelaſſen zuhörte, wie der Strom von Scheltworten auf ihren Gatten ſich herabſtürzte. Als aber dem Prieſter endlich auch das Wort Hahnrey entfuhr, ſchrie ſie laut auf: „Ach der Böſewicht! er ſchwatzt aus der „Beichte!“

Verbeſſerungen zum erſten Hefte.

Seite 39 Zeile 15 ſtatt Yoriti lies Yorik
— 47 — 6 — Zeitung lies Zeichnung
— 52 — 21 — Arnſtel lies Amſtel
— 55 — 3 — Barnepelt lies Barnevelt.
— 56 — 4 — verwandelten lies verwandtem
— 56 — 5 — nur lies neue
— 89 — 20 — zwey lies ganz
— 107 — 2 — Minne lies Minen
— 147 — 6 — ihr lies ihre
— 148 — 7 — 3 lies 30
— 162 — 14 — ihn lies ihm
— 177 — 5 — meinem lies einem
— 188 — 18 — Slover lies Sloane
— 200 — 7 — Herzenslauer lies Herzenslaune
— 204 — 19 — einen lies einem
— 208 — 16 — meiner lies einer
— 219 — 13 — Neukahiwa lies Nukahiwa
— 227 — 2 — mir lies nie.

Univ. Bibl.
München

[illegible] (1, 3.4

Die Biene.

Eine Quartalſchrift

von

A. v. Kotzebue.

[1.]

Drittes Heft.

1808.

Universitäts-
Bibliothek
München

4 Phil. 15

Inhalt.

Die barmherzigen Schweſtern. Seite 1
Die Decenz der Türken. . . 3
Wink und Warnung für Geſchichtſchreiber. 6
Ueber Theater. 8
Die Waldenſer und die Feldmäuſe. . 19
Der letzte Dauphin. 23
Die Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres. 31
Lamoignon. 92
Pedro de la Gaſca. . . . 115
Lobrede auf das Roß des Kayſers Caligula. 125
Die Feengrotte. . . . 132
Die Ziffern. 150
Empfehlungswürdiges Beyſpiel für zankſüchtige Schriftſteller. . . . 153
Die Kniffgenies. . . . 158

Ein Vorbericht. . . Seite 163
Preißfrage. 170
Der Prätendent. . . . 175
Eine alberne Supplik. . . . 180
Warnung für politiſche Journaliſten. . 184
Thomas Kuli Chan. . . . 189
Fragmente aus der Geſchichte der Etikette. 192
Das abgeſchnittene Haar der Morgenländer. 197
Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt. . . . 203
Quodlibet. 224

Die barmherzigen Schweſtern.

Wir leſen in den Zeitungen, daß die Mutter des franzöſiſchen Kayſers einen nicht minder ehrenvollen Titel, nemlich den einer Mutter der **Armen und Kranken** zu erwerben ſucht. Unter andern hat ſie auch die barmherzigen Schweſtern in ihren Schutz genommen, und fürwahr, dieſe Prieſterinnen der Menſchheit, deren tägliche Beſchäftigung darin beſteht, für Andere mit dem Tode zu ringen, ſind bewundernswürdiger als der Held, der eine Batterie erſtürmt. Ihre beſcheidenen Annalen, die Niemand lieſt, enthalten die rührendſten Züge von Hingebung, von Heldenmuth, mit dem ſie allen Gefahren trotzten, und — unberühmt unterlagen. Eine ſchreckliche Seuche verheerte Frankreich im Jahr 1348, eine Geſchwulſt unter der Achſel raffte die Kranken in zwey Tagen hin. Paris wurde entvölkert. Im großen Hoſpital, (Hotel dieu) ſtarben täglich mehr als 500 Menſchen. Nie erfüllten die barmherzigen Schweſtern ihr ſchönes Gelübde mit wärmern Eyfer. Zweymal wurden ſie ſelbſt Alle ein Opfer ihrer thätigen Menſchenliebe; zweymal traten andere mit demſelben Muthe an ihre Stelle. Wenn neue Krieger in einer Schlacht ſich zweymal an die Plätze der Gefallenen drängen, ſo ſtößt die Fama in ihre Poſaune und verkündet es noch der ſpätern Nachwelt, indeſſen kaum Einmal in einer Gedächtniß-Predigt jenes größern weiblichen Heldenmuthes erwähnt wird, der unter dem Geläute der Todtenglocken ſich weit erhabener zeigt, als die Tapferkeit des Kriegers unter dem Donner der Kanonen. Dieſer darf ſich nur auf wenige Stunden zum Kampf ermuthigen, und nicht ſelten verdankt er den Sieg der Branntweinsflaſche; jene Frauen müſſen in jeder Stunde ihres Lebens dem Tode nüchtern entgegen treten; dieſer hofft den Frieden, mit ihm Genuß und Ruhe zu erkämpfen; jene dürfen, nach hundert erfochtenen Siegen, doch nur im Grabe Ruhe, und jenſeits des Grabes Lohn hoffen. Dieſer mordet im Dienſt der Ehr- und Habſucht, Jene, im Dienſt der Menſchheit, ſchenken neues Leben. Wem gebührt der Kranz?

Die Decenz der Türken.

Ein deutſcher Arzt ſchreibt aus Smyrna: Die Gemahlin eines vornehmen Türken hat ein ſchleichendes Fieber, ihre Ohrendrüſen ſind ſehr geſchwollen, und, auf mein Befragen erfuhr ich auch von ihr ſelbſt, daß die Achſeldrüſen ſich in gleichem Zuſtande befänden. Die Ohrendrüſen habe ich ſelbſt unterſucht, und dennoch ihr Geſicht nicht geſehen. Der Herr Gemahl hatte ihr ſogar die Hände dicht in Muſſelin gewickelt, ſo daß ich beym Puls fühlen ihre Hand nicht berühren konnte. Indeſſen hatte ich doch den Hals berührt, der wohl eben ſo viel werth ſeyn mochte als ihre Hände. Ehe man hier zu Lande einem Arzt erlauben würde, gewiſſe Theile des Körpers zu ſehn, ehe würde man das Frauenzimmer ſterben laſſen, wenn man auch ſicher wüßte, der Arzt könne ſie heilen. — Die Schweſter des Paſcha hat eine Fiſtel, wie man ſagt; aber ſie muß daran ſterben, denn ob ſie gleich unverheyrathet iſt, ſo leidet doch ihr Bruder nicht, daß ein Arzt ihr zu nahe kommt. — Vor einigen Jahren machte ſich hier ein Dominicaner durch Charlatanerie berühmt. Er hatte von einer Magd die Krankheit ihrer Dame ſorgfältig erfragt, nun ließ er die ſittſame Kranke einen Strick halten, deſſen anderes Ende er ſelbſt faßte, dem Stricke gleichſam an den Puls fühlte, und in großer Entfernung alle Symptome der Krankheit erzählte, das iſt ein geſchickter Mann! rief der Gemahl der Türkin, und belohnte ihn reichlich.

Der Verfaſſer dieſer Nachrichten erwähnt auch des unter den Türken üblichen Zungen-Abſchneidens als Strafe für Verſpottung des mahometaniſchen Glaubens. In den Gebürgen von Kurdeſtan ſoll es ſehr gewöhnlich ſeyn. Da es heißt, daß dieſe ſchöne Gewohnheit auch bald in Europa eingeführt, und jede Zunge, die nicht ſchmeicheln will, beſchnitten werden wird; ſo mag es dem Leſer intereſſiren, zu erfahren, daß nur diejenige Zunge verſtummt, welcher das äuſſerſte Ende abgeſchnitten worden. Schneidet man hingegen die ganze Zunge weg, ſo kann der Operirte zwar weniger ſchreyen, allein reden faſt ſo gut als zuvor, wobey er blos den Mund faſt gar nicht aufthut. Daher wird dieſe letztere Manier für eine Begnadigung des Verbrechers gehalten. In Europa wird man ſich wohl hüten, mehr als die Zungen-Spitzen wegzuſchneiden. Wir ſollen ja verſtummen.

Wink und Warnung für Geſchichtſchreiber.

Es giebt eine Geſchichte von Lothringen vom Abt Bexon, in welcher der Verfaſſer mit Wahrheit und Bitterkeit klagt, daß die Geſchichte öfter Verbrechen als Tugenden verewige. „Die Einzelnen vergeſſend," ruft er aus, „das Volk verachtend, mahlt ſie nur einige Männer des Jahrhunderts, nicht die beſten, ſondern die berühmteſten. An dem ſanften Lichte, welches die Tugend, freylich nur in ihrer Nähe, verbreitet, geht die Geſchichte vorüber, um den Schimmer anzuſtarren, den Ruhm und Ehrgeiz von ſich ſtrahlen. Privattugenden überſehend, weil ſie unberühmt und ohne Nacheiferung bleiben, ſchildert ſie unaufhörlich nur die glänzenden Verbrechen mit Farben, welche Seelenkleinheit und dumme Bewunderung ihr liefern. Ueber dieſe Verbrechen ſtreut ſie den Weyhrauch mit vollen Händen, den ſie der Weisheit und dem wahren Glück entzieht. Welche Wuth, Böſewichter und zugleich unſern Jammer zu verewigen! — Der Schatz, den die Geſchichte uns überliefern, den ſie der Zeit entrücken ſollte, iſt Tugend, Menſchlichkeit, Wohlthätigkeit. — In ein verſiegeltes Grab ſollte ſie alle die blutdürſtigen Helden verſchließen, die ſie, gleich weheſchreyenden Geſpenſtern unter uns wandeln ließ. Tief vergraben ſollte ſie alle die zerſtörenden Keime, die aus den Leichen der durch Verbrechen gemordeten Nationen hervorwachſen. Ja, die Geſchichte ſollte ſich nie anderer Menſchen erinnern, als jener guten tugendhaften, welche die Wonne ihres Zeitalters waren, und welchen dankbarbewegte Zeitgenoſſen die Unſterblichkeit wünſchten." — Ein franzöſiſcher Recenſent fügt hinzu: „Ohne Zweifel würde die Geſchichte, nach dieſem ſchönen Plan bearbeitet, unendlich viel mehr Nutzen ſtiften; allein wer wird ihn befolgen? (ein Franzoſe gewiß nicht.) Immer werden die Menſchen, geblendet durch den Glanz ſolcher Thaten, welche von Kraft zeugen, die Größe in Zerſtörung ſehen, Raub und Verwüſtung mit Beyfall krönen, (applaudiront aux brigandages et aux devaſtations) hingegen von friedfertigen Fürſten und Nationen ſchweigen, die im Stillen ein Glück ohne Schimmer ſuchen. Arme Menſchen! wie leicht ſeyd ihr zu betrügen!“

Ueber Theater.

(Schreiben an Frau von W*.)

Ihr letzter Brief aus Neapel, meine theure Freundin, fodert mich auf, Ihnen zu ſagen, ob ich jemals ein prächtigeres Theater geſehn habe, als das von Sanct Carlos? — Ich, ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, muß Ihnen freylich mit Nein antworten. Darum dürfen Sie aber nicht glauben, es habe nie ein prächtigeres gegeben. Da Sie ſich eben jetzt in einem Lande befinden, in welchem einſt die durch Raub übermäſſig reich gewordenen Römer herrſchten, ſo kann ich mir nicht verſagen, Sie in einige altrömiſche Theater zu führen, wo der heilige Carlos eine armſelige Figur geſpielt haben würde.

Im Jahr 694 nach Erbauung Roms, und — um recht gelehrt anzufangen — unter dem Conſulat des Piſo und Gabinius, baute der Aedil Scaurus auf ſeine Koſten ein Theaterwunder für einen einzigen Monat. Es beſtand aus drey Stockwerken, das erſte von Marmor, das zweyte von Cryſtall, das dritte von vergüldetem Holzwerk. Die Façade war verziert mit 360 der ſeltenſten Marmorſäulen, die untern 38 Fuß hoch, die übrigen von verhältnißmäſſiger Größe. Zwiſchen dieſen Säulen erblickte man drey tauſend Statüen von Bronze, und eine unendliche Menge von Gemählden aus Sicyon, wo damals die berühmteſte Mahlerſchule blühte. Das ſehr reich geſchmückte Parterre, (oder wie Sie es nennen wollen) konnte 80000 Zuſchauer faſſen. Mit Einem Wort: Alles zuſammen genommen, die koſtbare Garderobe der Schauſpieler mit eingerechnet, war von ſo ungeheurem Werth, daß Ihnen das folgende Factum unglaublich vorkommen wird. Scaurus nemlich verzierte, nach der Zerſtörung dieſes Theaters, mit deſſen Ueberreſten ſein Haus zu Rom. Was dann noch übrig blieb, (alſo das Geringſte) wurde auf ſein Landhaus zu Tuſculum gebracht. Dieß Landhaus verzehrten die Flammen, und man ſchätzte den Verluſt auf hundert Millionen Seſtertien (über drey Millionen Thaler.) Nun denken Sie ſich, wie viel das ganze Theater gekoſtet haben mochte.

Scaurus fand freylich wenige Nachahmer; wer hätte ihn noch überbieten können? —

wenn auch hie und da in der **Thorheit** Mancher ihm gleich kam, ſo fehlte es doch an der nöthigen Kraft. Das fühlte **Curio** im Jahr 701, und ergriff, um ſich auszuzeichnen, ein anderes Mittel. **Sein** Gebäude — von dem Sie aber keine **deutliche** Beſchreibung von mir erwarten dürfen — beſtand eigentlich aus **zwey** Theatern von Holz. **Zwey bewegliche** Bühnen ſtanden gegen einander gerichtet, und konnten ſo **gedreht** werden, daß ſie ſich vereinigten, und Ein Amphitheater bildeten, ſo daß nunmehr Fechterſpiele und Thierkämpfe auf die Schauſpiele folgten. Die Römer waren entzückt über dieſe neue Idee, obgleich, wie man ſagt, dieſelbe mit einiger Gefahr verbunden war, denn wenn die Bühnen anfiengen ſich zu drehen, ſo drehten ſich 60000 Zuſchauer mit. Ich bekenne, daß ich keinen Begriff von dem Mechanismus habe, durch welchen dieß bewürkt wurde,*) und will Ihnen meine, obgleich verbürgte Erzählung auch nicht als einen Glaubenspunct aufdringen. Plinius, dem ich ſie verdanke, macht, ein wenig declamatoriſch, ſehr bittere Bemerkungen darüber, daß ein hochweiſer, römiſcher Magiſtrat, und ein ganzes Weltbeherrſchendes Volk, ſich, während Städte verſchlungen wurden, gleichſam auf zwey Schiffe ſetzte, und, im Vertrauen auf eine einzige Walze, dem Schauſpiel ruhig zuſah.

---

*) Graf Caylus hat darüber geſchrieben.

Auch über die ungeheure Verſchwendung des Scaurus donnert Plinius, rechnet ſie unter die Hauptquellen der römiſchen Sittenverderbniß, und zweifelt, ob die Verurtheilungen des Sylla dem Staate mehr Schaden zugefügt. „Dreyhundert und ſechzig Säulen!“ ruft er aus, „in einer Stadt, wo man Einem der angeſehenſten Bürger ein Verbrechen daraus machte, daß er ſechs Säulen vom Berge Hymet in ſeinem Hauſe aufgeſtellt hatte.“ — Ein Geſchichtſchreiber fügt dem Bericht des Plinius noch bey: daß ein gewiſſer Römer, welcher verpflichtet war, die berühmten unterirdiſchen Abzüge in Rom, Cloaken genannt, ſtets im brauchbaren Stande zu erhalten, den Scaurus aufforderte, ſich zum Erſatz alles Schadens verbindlich zu machen, wenn das Schleppen ſeiner ſchweren Säulen über die Straſſen, die Gewölbe erſchüttern ſollte. Aber dieſe Gewölbe, die ſeit Tarquin dem Aeltern, alſo ſchon faſt 700 Jahr, ſtanden, werden auch noch heute, nach einigen tauſend Jahren, von den Reiſenden als Eines der wohlerhaltenen Wunder des alten Roms angeſtaunt.

Da ich nun einmal die Ungeſchliffenheit begangen, in einem Briefe an eine liebenswürdige Dame die Schriften alter Graubärte zu citiren, ſo kann ich nicht umhin, auch noch eine merkwürdige Stelle des Plutarch zu erwähnen, welche die Wundergeſchichte von dem Theater des Curio ein wenig zweifelhaft macht. Plinius hatte es freylich nicht ſelbſt geſehn; er ſchrieb vom Hörenſagen, ungefähr 130 Jahr nachher; es wäre alſo wohl möglich, daß, während dieſer Zeit die ſeltſame Maſchine des Curio ſich ſo lange in den Köpfen der Römer herumgedreht hätte, bis ein Wunderding daraus entſtand. Dieſe Muthmaßung unterſtützt Plutarch durch folgende Erzählung:

Zugleich mit dem Curio war ein gewiſſer Favonius Aedil, und alſo, Kraft ſeines Amtes, gleichfalls verpflichtet, das römiſche Volk mit Schauſpielen zu unterhalten. Er hatte einen mächtigen Freund, den ehrwürdigen Cato, der ihn dabey zu unterſtützen verſprach, und ſich herabließ, die Unkoſten ſelbſt zu reguliren. Und was beſtimmte er? — ſtatt goldner Kronen, welche die Schauſpieler und Muſiker ſonſt zu erhalten pflegten, theilte er blos Oelzweige aus, wie bey den olympiſchen Spielen; und ſtatt der koſtbaren Geſchenke, welche andere Aedilen gewöhnlich unter die Zuſchauer vertheilten, gab er den Griechen nichts als Sallat, Rüben, Sellery, den Römern nichts als etwas Wein, Schweinefleiſch, Feigen, Gurken und ein paar Klaftern Holz. Dabey erſchien er aber ſelbſt im Theater, und erſetzte durch ſeine Gegenwart, ſeinen Beyfall, jeden Mangel der Pracht ſo vollkommen, daß die meiſten Zuſchauer das herrliche Theater des Curio verließen, und zum Favonius eilten.

Nun iſt freylich wahr, daß die Römer eine außerordentliche Ehrfurcht für Cato hegten, aber dennoch ſcheint faſt unglaublich, daß ſie einer Bühne ſollten entlaufen ſeyn, wo koſtbare Geſchenke ihrer harrten, um ſich vor einer andern mit Feigen und Gurken zu begnügen. Ich möchte alſo eher annehmen, des Plinius Bericht ſey übertrieben.

Doch wieder auf Ihr ſo ſehr gerühmtes Theater San Carlos zu kommen, ſo möchte wohl ſchon das Theater des Pompejus ihm den Rang ſtreitig gemacht haben. Dieſer Held entlehnte den Plan dazu von der Bühne zu Mytilene. Es faßte nur 40000 Menſchen, aber es war gleichfalls mit Marmorſäulen, Statüen von Bronze und Gemählden, aus Corinth, Athen und Syracus, reich verziert, und er gab ihm noch zwey beſondere, ganz neue Vorzüge: der Erſte, eine Art von Waſſerleitung, welche das Waſſer im ganzen Gebäude herum führte, die Durſtigen erquickte und den Ort erfriſchte. Der Zweyte: er machte Sitze für die Zuſchauer, die, bis zu ſeiner Zeit, immer hatten ſtehen müſſen; eine neue Weichlichkeit, zu welcher er die Römer verleitete, und die ihm von den ſtrengen Alten, unter andern vom Tacitus, mißbilligend vorgerückt wird. Er wollte aber auch, wo möglich, ſein Werk verewigen. Bis dahin war es üblich geweſen, die Theater nur, gleich unſern Bretterbuden auf Jahrmärkten, für die kurze Zeit zu erbauen, wo darauf geſpielt werden ſollte. Pompejus hingegen führte ſeinen Bau von behauenen Steinen feſt genug auf, um einer Ewigkeit zu trotzen, und damit es weder dem launiſchen Volke noch deſſen Magiſtrate jemals einfallen möchte, es zu zerſtören, ſetzte er in deſſen Mitte einen prächtigen Tempel der Venus, und ſtellte es folglich gleichſam

un-

unter den Schutz dieſer Göttin, wie das Theater zu Neapel unter dem Schutz des heiligen Carlos ſteht.

Wenn ich Ihnen zum Schluß noch etwas vom Theater des Marcellus erzähle, ſo thue ich es nicht, um die Liſte der Nebenbuhler des Sanct Carlos zu vermehren, ſondern weil ich einen Brief an eine edle Frau und zärtliche Mutter nicht beſſer zu endigen weiß, als indem ich an eine der edelſten Römerinnen und zärtlichſten Mütter ſie erinnere — Octavia! die ihren Liebling, ihren Marcellus, im zwanzigſten Jahre ſeines Alters verlohr. Ihm zu Ehren erbaute Auguſtus ein Theater, das noch heute ſteht, und auch ſogar noch gebraucht wird. Aber glänzender noch brachte Virgil ſeinen Nahmen und ſeine Tugenden auf die Nachwelt durch eine rührende, mit Recht bewunderte Stelle im ſechsten Buch der Aeneide, bey welcher Octavia und Auguſtus unzählige Thränen vergoſſen; ja, bey den Worten: tu Marcellus eris, fiel die trauernde Mutter in eine tiefe

Ohnmacht. Nie konnte ſie über dieſen Verluſt ſich tröſten, Virgil empfieng von ihr für jeden Vers ſeiner Lobrede ein Talent — (das iſt weit mehr als man heutzutage für einen ganzen Band von Lobgedichten zu geben pflegt, denn ein Talent betrug gegen 1200 Thaler) — allein dieſe koſtbaren Verſe erneuerten jedesmal ihren Schmerz ſo heftig, daß ſie endlich nichts mehr davon hören wollte. Sie begrub ſich in die Einſamkeit, und überließ ſich einer Melancholie, die faſt an Wahnſinn grenzte; denn, um ihren Unwillen zu erregen, war es ſchon genug, Mutter zu ſeyn. Kein Bild ihres Sohnes durfte man ihr vor die Augen bringen, Niemand wagen, in ihrer Gegenwart von ihm zu ſprechen: Seneca hat des Jünglings Tugenden und der Mutter Schmerz unnachahmlich geſchildert.

Die Waldenſer und die Feldmäuſe.

Unter der Regierung Franz des Erſten in Frankreich erklärten ſich in der Provence zwey Gemeinden der Dörfer von Cabrieres und Mérindole für die Lehre der Waldenſer, die bekanntlich der lutheriſchen glich, deren Eindringen in ſeine Staaten der König abzuwehren ſtrebte. Darum eyferte er nun auch gegen die Waldenſer, und befahl dem Parlements-Präſidenten in Provence, Chaſſeneux, mit aller Strenge gegen ſie zu verfahren. Der Präſident, ein braver, toleranter Mann, gehorchte ungern. Man wollte die Häupter der Secte in Verhaft nehmen, allein beyde Gemeinden erklärten laut: ſie wären ihr mit gleichem Eyfer ergeben. Man mußte folglich ihnen Allen den Proceß machen; Alle bekannten ſich ſchuldig und beharrten hartnäckig auf ihrem ſogenannten Irrthum. Da nun der König ausdrücklich befohlen hatte, ſie in die Strafe, welche andre Ketzer leiden mußten, zu verdammen; ſo ſah Chaſſeneux ſich genöthigt, folgendes harte Urtheil zu ſprechen: „Die Häupter der Gemeinden ſollen lebendig verbrannt, die übrigen aus dem Reiche verjagt, ihre Güter confiſcirt, ihre Wohnungen geſchleift werden, wenn ſie nicht binnen einer kurzen Friſt ihre Irrthümer abſchwören.“

Kaum hatte der menſchenfreundliche Mann dieſen ſchrecklichen Spruch verkündet, als er ſelbſt, niedergeſchlagner als die Verurtheilten, einen einſamen Spatziergang ſuchte, um über die Mittel nachzudenken, die würkliche Vollſtreckung zu verzögern. Da fand ihn ein alter Bekannter, ein Edelmann aus Burgund, mit dem er Umgang gepflogen, als er noch zu Autun Advocat des Königs war. Der ehrliche Burgunder, die Urſach ſeines Kummers vernehmend, hub lächelnd an:

„Haben Sie denn ſchon vergeſſen, was einſt zu Autun ſich zutrug? Die Mäuſe verheerten die Felder; die verzweifelnden Bauern — ſonſt gute Catholicken — wandten ſich an den Biſchoff, mit der ſehr ernſtlich gemeynten Bitte, die Mäuſe in den Bann zu thun. Der Biſchoff war ſehr verlegen; er wollte das Volk nicht aufbringen, und doch auch die Kraft ſeines Bannſtrahls nicht zweifelhaft erſcheinen laſſen. Da riethen Sie ihm: er ſolle ſich auf das canoniſche Recht berufen, welches ihm auferlege, Niemanden ungehört zu verdammen; er müſſe daher die Mäuſe zuvor vor ſeinen Richterſtuhl laden, und könne ſie nur dann — wenn ſie etwa ungehorſamlich nicht erſcheinen ſollten — in contumaciam verurtheilen. Der Biſchoff befolgte ihren Rath; die Bauern fanden das ſehr vernünftig; der Biſchoff citirte die Mäuſe auf einen gewiſſen Tag; unterdeſſen kam Regen und Hagel, der Bann wurde zu rechter Zeit ausgeſprochen, und das ganze Mäuſevolk gieng unter.“

Chaſſeneux umarmte ſeinen Freund, und machte ſogleich bekannt, daß die widerſpenſtigen Gemeinden ſich einer Friſt von länger als Einem Jahre zu erfreuen hätten. Unterdeſſen würkte er von Franz I. Begnadigungsſchreiben für diejenigen aus, die, in einer abermals verlängerten Friſt, ſich unterwerfen würden. Sicher würde der wackere Mann auf dieſe Weiſe nach und nach die ganze Sache in Vergeſſenheit gebracht haben; wäre er nicht von wüthenden Feinden der Toleranz vergiftet worden. Sein blutdürſtiger Nachfolger ließ das grauſame Urtheil vollſtrecken.

Der letzte Dauphin.

Als dieſes erſeufzte, und in der Folge beſeufzte Kind gebohren wurde, da ſchien ganz Frankreich von Freude berauſcht, Alles jubelte, Alles machte Verſe. Der Eine führte die Liebesgötter zu der Wiege, um die ſchon die Furien ſtanden, jene flatterhaften Götter überreichten dem Dauphin

— — ample moiſſon de coeurs,
Tous les Français avoient donné les
leurs.

(Der Dichter redete wahr, denn das Volk gleicht den Kindern, die ſehr bereitwillig ſchenken, aber im nächſten Augenblicke das Geſchenkte zurücknehmen.) Ein anderer Liebesgott führte an Blumenketten die Ziege Amalthea, um die Amme des neugebohrnen Jupiter zu werden, indeſſen wiederum andere

Conſidéroient avec un teleſcope
L'aſtre natal et dreſſoient l'horoſcope.

Dieſe waren aber ſchlechte Aſtrologen, ſie prophezeyhten gewaltig viel Glück. Dort ſaß ein anderer und ſpann. Er hatte nemlich der Parze ihre Spindel geſtohlen, und ſpann nun einen außerordentlich langen Faden.

Qu'il file bien nos plaiſirs et ſa gloire:
Ah! qu'il promet de matiere à l'hiſtoire!

Dieſe Prophezeyhung iſt gewiſſermaßen eins getroffen. Die Geſchichte wird wenigſtens den letzten Dauphin nicht vergeſſen; wenn ſie gleich von dem plaiſir und der gloire nichts erwähnen ſollte. Auf die Liebesgötter folgten natürlich die Muſen. Eine derſelben

Chante Louis père d'un peuple heureux. —
L'auguſte reine qu'on adore.

Die Beweiſe lieferte dieß **glückliche Volk** ſieben Jahr ſpäter. Nun brachten alle Götter ihre Gaben.

Le père, dit Minerve, exemple des bons rois,
De mes plus tendres ſoins fut l'objet autrefois,
Je formerai le fils ſur les vertus du père,
Je les embellirai de celles de la mère.

Aus dieſer Minerva wurde bekanntlich nachher der **Schuſter Simon.**

Ein anderer Dichter trat mit einer Cantate ſehr feyerlich auf:

Il eſt né ce héros l'objet de tant de voeux!

Er weiſſagte das Heyl der Welt: und fragte:

Quel terme peut borner ſa carrière éclatante?

Das Schickſal, in Trauer verhüllt, würdigte den Dichter keiner Antwort. Er fuhr fort zu weiſſagen:

> L'univers va reprendre une face
> nouvelle,

Das iſt eingetroffen.

> Quel brillant avenir ſe dévoile à mes
> yeux!

Auch das iſt eingetroffen. Er läßt hierauf die Sonne von einem reinern Feuer glänzen, verbannt alle giftige Winde, verſammelt alle Tugenden in Frankreich — (er hätte auch die Juden nicht vergeſſen ſollen) — und ſchließt mit der Verſicherung:

> — — l'impitoyable Bellone
> Ne ravagera plus l'espoir des labou-
> reurs.

Das war freylich ein Irrthum, und nicht der Einzige. Ein anderer Reimſchmidt fügte hinzu:

Tu regneras dans un heureux ſéjour,
Où le peuple a d'un fils le tendre caractère,
Où le monarque aimé par un juſte retour
Eſt moins de ſes ſujets le maitre que le père.

Die Beweiſe von dieſer kindlichen Zärtlichkeit gegen den Vater ſind noch in friſchem Andenken.

Tauſende von Gedichten erſchienen damals, doch um ihren Inhalt zu kennen, brauchte man nur Eins zu leſen. Die Gelehrten wollten nicht zurückbleiben, ſie wetteyferten mit den Dichtern. Einer derſelben erzählte, daß bey der Geburt der berühmteſten Fürſten jederzeit Wunder und Zeichen geſchehen wären, oder doch merkwürdige Begebenheiten ſich zugetragen hätten. Am Alexanders Geburtstage verbrannte Heroſtrat den Tempel zu Epheſus, (das war freylich das bedeutendſte Vorzeichen der Geburt eines Eroberers.) Als Pompejus, Cäſar und Carl der Große auf die Welt kamen, da war der Himmel freygebig mit Phänomenen. Bey Franz des Erſten Geburt mußte die Sonne ſich Einmal und der Mond ſich dreymal verfinſtern. Combien Meſſieurs, fährt der Gelehrte fort, l'aſtrologie ſe ſeroit diſtinguée dans un moment ſi flatteur pour la nation! Celle ci poſſedoit un roi adoré, une reine cherie (beyde ſind enthauptet worden) mais il manquoit à ſes deſirs un rejeton digne d'eux, qui perpétuoit, pour le bonheur de la france, leurs bienfaits, leur douce humanité et leurs vertus. Le peuple eſt dans les transports de la plus vive joie — chaque français ſemble prononcer avec plus de ſenſibilité et de dévouement le nom de Bourbon. (Jetzt darf ſogar die Inſel Bourbon nicht mehr genannt werden.)

Nun kommt er endlich auf die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Geburt des Dauphin bezeichnen. Dieſer wurde nemlich am 22. October gebohren, an demſelben Tage ſchuf Gott die Welt, zufolge der Behauptung der jüdiſchen und arabiſchen Schriftgelehrten. Am 22ſten Juni feyerten die Griechen ein grosſes Feſt. Am 22ſten Juni ſchlug Hannibal die Römer bey Thraſimene. Am 22ſten December vertrieb Ferdinand von Spanien die Mauren aus Sevilla und Murcia. Am 22ſten Auguſt ſtürzte Heinrich, Graf von Richmond, den König Richard III. vom Throne. Am 22ſten November wurde Carl Guſtav von Schweden gebohren: Am 22ſten Juli 1726 überwand Carl Martel die Saracenen bey Tours. Am 22ſten May (1059) wurde Philipp I. gekrönt. Am 22ſten Juli (1099) Gottfried von Bouillon als König von Jeruſalem erkannt. Am 22ſten Auguſt (1338) gewann Philipp von Valois die Schlacht bey Montcaſſel. Am 22ſten May (1349) cedirte Hannibal, Dauphin von Viennois, ſeine Staaten an Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteſte Sohn des Königs jederzeit Dauphin genannt werden ſolle. Am 22ſten Februar (1402) wurde Carl VII. gebohren, der die Engländer aus Frankreich trieb. Am 22ſten September (1435) ſchloß derſelbe Monarch Frieden mit dem Herzog von Bourgogne. Am 22ſten Februar (1495) hielt Carl VIII. ſeinen feyerlichen Einzug in dem eroberten Neapel. Am 22ſten März (1594) that Heinrich IV. daſſelbe in Paris. Am 22ſten September (1601) wurde Anna von Oeſtreich, die Mutter Ludwig XIV., gebohren, und am 22ſten Auguſt vermählte ſie ſich mit Ludwig XIII. An demſelben Tage (1638) verbrannte Sourdis die ſpaniſche Flotte u. ſ. w. Endlich am 22. April (1781) beraubte ſich Ludwig XVI. eines Theiles ſeiner Hofspracht, um den Armen in den Hoſpitälern Betten dafür anzuſchaffen.

Hier endigte der Gelehrte ſeine hiſtoriſchen Nachforſchungen. Schade, daß derſelbe Ludwig, der, mit Aufopferung eines gewohnten Luxus, die Hoſpitäler mit Betten verſorgte, am erſten, und nicht am 22ſten Januar enthauptet worden, ſo ließe ſich noch eine merkwürdige, wenn nicht Vorbedeutung, doch Nachbedeutung hinzufügen.

Ihr Großen der Erde! werft einen Blick auf dieſes Blatt, und traut künftig noch den Schmeicheleyen und Liebesverſicherungen Eurer Unterthanen.

Die Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres.

Wenn der Küſtenfahrer im adriatiſchen Meere von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert, ſo erblicket er, rechter Hand am Ufer, eine Kapelle mit einem verguldeten Kreuze, und in geringer Entfernung von derſelben ein ziemlich verfallenes Felſenſchloß. Alſobald läßt jeder Matroſe die Arbeit ruhen, um, mit ſeiner rothen Mütze zwiſchen den gefalteten Händen, ein frommes Stoßgebet hinüber zu ſenden. Vor kurzem befanden ſich mehrere Paſſagiere auf einem ſolchen Schiffe, unter andern auch ein Deutſcher und ein Raguſaner. Der letztere hatte ſich viele Jahre in Wien aufgehalten; der Erſtere wollte, nach Art ſeiner Landsleute, Alles wiſſen, alles ergründen, folglich auch den Urſprung dieſer Kapelle, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, eben nicht alt zu ſeyn ſchien. Der gefällige Raguſaner ſetzte ſich zu dem neugierigen Deutſchen auf das Verdeck und erzählte:

In Carlsbad ſahen Luiſe und Robert ſich zum Erſtenmale; ſie eine vaterloſe Wayſe, die Begleiterin einer kränklichen Mutter; er der jüngere Sohn aus einem angeſehenen Hauſe; ſie ſchön, jung, arm und fröhlich; er zehn Jahr älter, ein wenig ernſt, ein wenig düſter, doch nicht minder ſchön und arm. „Dein Vater war ein wackerer Mann von gutem alten Adel,“ hatte zu Luiſen ihre Mutter geſagt,

„er verwaltete eine Reihe von Jahren hindurch „einen angeſehenen Poſten bey den Finanzen „und ſtarb dennoch in Armuth. Der Fürſt klagte laut, daß er Einen ſeiner treueſten Diener „verlohren, der ihm Millionen erſpart, und „gab mir — zweyhundert Gulden Penſion. Folglich wirſt du dein künftiges Glück „blos deiner Schönheit und Tugend verdanken.“

„Dein Bruder iſt Majoratsherr,“ ſo hatte zu Robert ſein Vater geſprochen, „folglich „biſt du ein armer Teufel, dem nichts anders „übrig bleibt, als hinter der Trommel ſein Glück „zu ſuchen. Eine Lieutenantsſtelle hat mein Einfluß dir verſchafft; ein paar Hände voll Ducaten will ich dir jährlich zuwerfen, und übrigens magſt du ſehn, wie du durch die Welt „kommſt.“

Beyde Ermahnungen blieben nicht fruchtlos, denn **Luiſe** ſchmückte ihre Reihe mit Tugenden und Talenten, **Robert** ſeinen Muth durch

Fleiß und Ehrgefühl. Auch hatten beyde noch eine Warnung der klugen Eltern — vor jener Liebe ſich zu hüten, die ohne Sang und Klang durch die Augen in das Herz ſchleicht — bis jetzt gewiſſenhaft befolgt. „Nur ein wohlhabender Mann darf dir gefallen,“ predigte die Mutter, als ihre Tochter funfzehn Jahr alt wurde, und weil man in dieſem Alter die Liebe noch nicht kennt, ſo nickte Luiſe freundlich, und antwortete: „das verſteht ſich.“

„Nur ein reiches Mädchen kann deine Gemahlin werden,“ predigte der Vater, als der Sohn in die Welt trat, und weil Robert eben von der erſten Wachtparade kam, mit vielem Wohlgefallen ſeine neue Uniform beſchauend, ſo lächelte er und antwortete: „das verſteht ſich,“ — Es verſtand ſich aber nicht. Denn als nun beyde in Carlsbad zuſammen trafen, da ſchien die dortige Quelle, in Rückſicht jener Warnung, für ſie ein Letheſtrom zu werden. Indeſſen rings um ſie her die Brunnengäſte Geſundheit ſchlürften, erkrankten ihre Herzen.

Luiſens Munterkeit und Roberts Ernſt verſchmolzen mild in einander, beyde gewannen an Liebenswürdigkeit, doch nur unter vier Augen; denn in großen Cirkeln bemächtigte ſich ihrer eine kleinſtädtiſche Verlegenheit; ſie gaben ſich unendliche Mühe, zu verbergen, was, ohne dieſe Anſtrengung, kein Menſch geſehen hätte, nun aber Jedermann gewahr wurde, ſelbſt die Herren, die mit Brillen auf den Naſen im ſächſiſchen Saale herum liefen. Die Brunnengäſte hatten ſich ſchon längſt die Bemerkung — „das Pärchen liebt ſich“ — zugeziſchelt, als Robert und Luiſe noch mit keiner Sylbe das öffentliche Geheimniß einander zu vertrauen wagten.

Endlich traf er ſie einmal, in ſanfter Schwermuth hingegoſſen, am Dorotheen Steine. Der Geiſt der Liebe, der bekanntlich um dieſen, der anmuthigſten Sterblichen errichteten Stein ſchwebt, hauchte ihnen den Muth ein, ſich ſtammelnd zu erklären; da wurden ſchnell die Herzen, und in der nächſten Minute auch die erſten Küſſe getauſcht.

Jedermann weiß — und bedauernswürdig iſt der Arme, der es noch nicht weiß — daß der erſte Kuß die ganze Seele auf die Lippen zieht, während die übrigen Sinne feyern; alſo war es kein Wunder, daß die Liebenden den fremden Fußtritt im Graſe nicht raſcheln hörten, und den rothen flatternden Shawl nicht ſahen, der ſeitwärts vorüber rauſchte. Es war die junge, luſtige **Frau von Wickenfeld**, die plötzlich **bravo!** rief, und lachend in die Hände klatſchte. Glühend flog Luiſe von ihrem Sitz empor, ſank bebend wieder zurück, und hätte ſich gern unter dem Dorotheen Steine begraben. Robert ſtand und ſah der Lauſcherin mit zweifelndem Ernſt in das blitzende Auge.

„Warum ſo erſchrocken, liebes Kind?“ ſagte Frau von Wickenfeld, „bin ich denn nicht auch ein Weib? — warum ſo ernſt, Herr Lieutenant! etwa weil Sie mir ſelbſt ein wenig die Cour gemacht haben? das hat nichts zu bedeuten. Ich bin Ihre Freundin, Ihre Vertraute, wenn Sie wollen.“ — Wirklich hatſe Robert ſich die Zeit ein wenig mit ihr vertrieben, ehe er Luiſen kannte; man wollte ſogar wiſſen, er ſey an einem dunkeln Abend durch ein Pförtchen bey ihr eingelaſſen worden, während der alte todtkranke Herr von Wickenfeld ſein Teſtament machte. Glücklicherweiſe hatte Luiſe von ſolchen böſen Gerüchten nichts vernommen; ſonſt würde Robert mit allen ſeinen Vorzügen ſchwerlich ihr Herz gefeſſelt haben; denn jede Frau begehrt von dem Geliebten, und nicht ſelten ſogar von dem Ehemanne, daß ſie die Erſte und Einzige ſey, für welche er Liebe empfunden, vor allen Dingen die Erſte und Einzige, in deren Armen er ſich im Becher der Wolluſt berauſcht. Ueber dieſer letzten Foderung halten die Frauen ſo unerbittlich ſtreng, daß oft das größte Unheil daraus entſpringen würde, wenn ſie nicht zum Glück wiederum ſo leichtgläubig wären, daß ſie jeder kecken Verſicherung des geliebten Betrügers gern vertrauen. Auch ihrem Robert glaubte Luiſe auf ſein Wort, daß er der Frau von Wickenfeld höchſtens einige unbedeutende Schmeicheleyen vorgeſagt; es mochte aber doch wohl etwas mehr geweſen ſeyn, denn die junge, hübſche Wittwe verbarg ihre Empfindlichkeit nur ſchlecht, obſchon mehr als zu gut, um den Augen zweyer Liebenden zu entſchlüpfen, die keine Augen hatten als für ſich ſelbſt, und die einer Vertrauten ſo bedürftig waren. Ja fürwahr, die Liebe macht nicht blos für den geliebten Gegenſtand blind, ſondern auch für Jeden, der ſein Ohr gefällig leiht, um ihre Klagen oder Hoffnungen aufzunehmen. Klagen und Hoffnungen legten Robert und Luiſe mit dem kindlichſten Vertrauen in den Buſen der Frau von Wickenfeld nieder, und wurden von ihr ermuntert, geneckt, getröſtet und ausgelacht.

Da Luiſens kränkliche Mutter keine Geſellſchaften beſuchte, aber doch von Herzen wünſchte, daß ihre Tochter in der großen Welt bemerkt werden möchte, ſo hörte ſie nicht ungern, daß eine Dame aus der großen Welt ihren Liebling in Affection genommen, und ſich erboten, ihn überall zu präſentiren. Luiſe kam alſo ihrer

Gönnerin wenig von der Seite, und wurde mit ſo mütterlicher Sorgfalt von ihr bewacht, daß ſie nur ſelten, nur Minuten lang den Geliebten allein ſprechen konnte; denn unter dem Vorwand, Ueberraſchungen zu verhüten, die nicht immer ſo glücklich ablaufen würden, wie die am Dorotheen Steine, begleitete Frau von Wickenfeld ihre unerfahrne Nebenbuhlerin, auf jedem Spatziergange, war Zeugin jedes Geſprächs, ſchien gar nicht zu bemerken, wie läſtig ihre Gegenwart ſey, und kurz, ſie ſpielte die Dumme mit der freundlichſten Unbefangenheit.

Dennoch fühlten die Liebenden ſich glücklich, denn ſie waren täglich beyſammen, und, was ſie einander nicht laut ſagen durften, laſen ſie wie gedruckt Einer in des Andern verſtohlnen Blicken. So verſtrichen mehrere Wochen. Plötzlich erſchien ein Brief von Roberts Vater, der ihm meldete, er ſey zum Hauptmann in der hannövriſchen Legion ernannt, und müſſe ſogleich zurückzukehren, um ſich nach England einzuſchiffen. Dabey wiederholte der alte Herr ſehr ernſtlich die Ermahnung, ſich ja mit keinem unbegüterten Mädchen zu verplempern. Er hatte dieſen Punct in mehrern Jahren nicht berührt, weshalb es den Sohn befremdete, eben jetzt daran erinnert zu werden. Er muſterte in Gedanken alle Badegäſte aus ſeiner Gegend, um zu errathen, welcher von ihnen dem ſtrengen Vater einen Wink gegeben habe; doch nie ſchweifte ſein Verdacht bis zu der hübſchen, freundlichen Frau von Wickenfeld. Willkommen war ihm die Beförderung zum Hauptmann, denn ſie führte einen Schritt näher zu dem ſchönen Ziele einer Verbindung mit Luiſen, aber unwillkommen der Befehl zur Abreiſe. Doch er war Soldat, die Ehre rief, er mußte gehorchen. Frau von Wickenfeld, Verwunderung und Mitleid heuchelnd, beförderte ſelbſt eine geheime Zuſammenkunft der Liebenden, um das letzte, zärtliche Lebewohl auszuwechſeln; ja ſie blieben ſogar einige Minuten allein. Daß Küſſe und Schwüre dieſe Minuten in Secunden verwandelten, verſteht ſich ohnehin. Als die Vertraute zurück kam, fielen beyde ihr um den Hals, und baten ſie mit Thränen um die Erlaubniß, einen geheimen Briefwechſel unter ihrer Adreſſe zu führen. Auf die gefälligſte Weiſe wurde die Bitte zugeſtanden, und Robert entfernte ſich mit der ſüßen Ueberzeugung, daß Niemand auf der Welt eine edlere Freundin, eine treuere Geliebte beſitze. Von jeder Station ſchrieb er dicke Briefe, und erzählte, wie er fechten, avanciren, Schätze und Lorbeern ſammeln, und nach einigen Jahren beyde zu den Füßen der Geliebten niederlegen wolle. Die dicken Briefe wurden alle richtig eingehändigt, und Luiſe beantwortete ſie nicht minder redſelig, und fand in dieſem ewigen Leſen und Schreiben ein ſo unerſchöpfliches Vergnügen, daß ſie kein anderes mehr vermißte. Es füllte ihre ganze Zeit, denn wußte ſie Roberts letzten Brief auswendig, ſo fing ſie beym erſten wieder an.

Dieſe ſüße Beſchäftigung, ſammt der Erinnerung, daß Robert dann und wann einen Hang zur Eyferſucht bewieſen, leiteten ſie auf den

Entſchluß, allen Geſellſchaften ſich zu entziehen, und allein ihrer Mutter, oder vielmehr ihrem Herzen zu leben. Aber Frau von Wickenfeld bewieß ihr bald, daß ſie allen Badegäſten zum Geſpött dienen werde, wenn ſie, gleich nach des Hauptmanns Abreiſe, ſich in die Einſamkeit vergrabe. „Man murmelt ohnehin ſchon,“ ſagte das ſchlaue Weib, „man könnte Wunder denken — Sie verſtehn mich. Kurz, ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie ſich Gewalt an.“

Zu dieſen Ueberredungsgründen geſellte ſich der Befehl der Mutter, die durchaus verlangte, ihr ſchönes Kind ſollte geſehn und viel geſehn werden. O hätte Luiſe dieſer ſchwachen aber wackern Frau ihr Herz vertraut! hätte ſie nie vergeſſen, daß ſelbſt für eine *ſchuldige* Tochter keine Freyſtätte ſicherer iſt, als der mütterliche Buſen! allein ſie fürchtete die kränkliche Frau, der nur ein *reicher* Eydam willkommen ſchien, zu betrüben; und obgleich die Liebende ſelbſt feſt überzeugt war, daß der Geliebte in dereinſt gewaltig reich und vornehm zurückkehren werde, ſo kannte ſie doch ihre Mutter viel zu gut, um ſich mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, auch ihr dieſe Ueberzeugung einzuflößen. Sie ſchwieg alſo und begleitete Frau von Wickenfeld nach wie vor zu Bällen und Aſſembleen.

Aber blaß und ſchmachtend ſah ſie aus, und immer bläſſer, immer ſchmachtender, weil Roberts Briefe ſeltener wurden. Das vermehrte ihre Reize und ihre Bewunderer. Vor Allen wurde ſie von dem reichen Baron Frauenthal ausgezeichnet, einem Manne, zwar ſchon im Herbſt ſeines Lebens, allein Beſitzer der ſchönſten Güter in Ungarn, Siebenbürgen und ſogar in Dalmatien; dabey ein feiner, gebildeter Mann von imponirender Geſtalt, vertraut mit dem Ton der Welt und ihren Sitten. Er machte Luiſen förmlich den Hof und verſtand ſich bald mit Frau von Wickenfeld, deren geltendes Anſehn bey dem ſchönen Mädchen ihm nicht entgieng. Er ließ ſich ſogar bey der Frau von Dalling (ſo hieß die Mutter) einführen, die durch den bloſſen Gedanken an einen ſolchen Eydam kräftiger erquickt wurde, als durch den Sprudelquell und den Egerbrunnen. Frau von Wickenfeld begünſtigte aus allen Kräften die Wünſche des Barons; ließ ihn oft Stunden lang mit Luiſen allein, und kümmerte ſich wenig um die Verlegenheit des klagenden Mädchens.

Von Robert war nun ſchon ſeit mehreren Wochen kein Brief mehr angelangt, obgleich die Paquetboote damals richtig nach Cuxhaven kamen. Frau von Wickenfeld ermangelte nicht, in jedem Zeitungsblatt die Ankunft derſelben Luiſen bemerklich zu machen, auch war bekannt, daß die hannövriſche Legion glücklich in England gelandet ſey. Doch immer vergebens harrte die Traurende von Poſttag zu Poſttag, keinen Seufzer der Liebe trugen die Winde über das Meer.

„Er iſt tod!“ jammerte ſie. — „Nichts weniger,“ ſchüttelte die Vertraute, „er iſt ein Mann, wie ſie Alle ſind.“ — Es verſteht ſich, daß Luiſe ihr nicht glaubte, denn lieber hält ein Mädchen den Geliebten für tod, als für einen Mann wie ſie alle ſind. Die erfahrne Freundin ließ ſich nicht abſchrecken; ſie wurde nicht müde, kleine Winke hin zu werfen, gelegentlich Beyſpiele von männlichem Flatterſinn zu erzählen, bis das geängſtete Mädchen die Möglichkeit ſich dachte, ein gleiches Schickſal zu erleben. Doch nur den Glauben konnte Frau von Wickenfeld erſchüttern, die Hoffnung nicht.

Indeſſen wurde der Baron täglich verliebter, täglich dringender. Noch hatte kein Frauenzimmer ihm widerſtanden, er ſchob daher auch Luiſens ſcheues Zurückziehn blos auf Rechnung einer kindiſchen Blödigkeit, hielt für gut, in ſeinen Jahren, den Roman von hinten anzufangen, und warb geradezu bey der Mutter um der Tochter Hand. Die gute Mutter ſchwamm in Freudenthränen; ſie bat ſich, Wohlſtands halber, nur einige Tage Bedenkzeit aus, die der Baron mit einem vornehmen Lächeln ihr zugeſtand, Mit Entzücken ſchloß ſie jetzt Luiſen in ihre Arme, ſich und ihr Glück wünſchend. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als Luiſe ſchluchzend ihre Kniee umfaßte, um ein Bekenntniß abzulegen, welches ſchon zwey Monate früher die kindliche Pflicht von ihr heiſchte. Die gute Mutter verzieh ihrem Liebling das ſpäte, nur durch den Drang der Umſtände abgepreßte Vertrauen, fühlte ſogar ſich ſtark genug, dem Wunſche des einzigen Kindes den ihrigen aufzuopfern; nur ſollte dieſer Wunſch nicht ganz von der Einbildungskraft zehren, die Liebe nicht im Luftſchloß wohnen, ſondern in der *Ferne* wenigſtens ein Hafen zu erblicken ſeyn, nach dem ſie ihre bunte Gondel ſteuern könne. Jetzt, bey dem zweydeutigen Stillſchweigen des Herrn Hauptmanns, ſchien es doch fürwahr allzu launenhaft, das angebotene Glück um ſeinetwillen zu verſcherzen. Dieſe Ueberlegung mußte freylich ſelbſt eine Verliebte vernünftig finden, und wenn ſie gleich das Glück, von dem die Rede war, in keinem Falle für das *ihrige* erkannte, ſo hatte doch der Gedanke, ihre alte kränkliche Mutter von allen Sorgen der Zukunft zu befreyen, groſſen Reitz für ſie. Die Güte dieſer Mutter, die rührende Reſignation auf eignes Wohlleben, wenn ſie dem einzigen Kinde das Glück der Liebe dadurch erkaufen könne, erweckte auch den Muth der Tochter. Sie bat nur noch um die Vergünſtigung, einen letzten Brief an Robert zu ſchreiben, und erklärte ſtandhaft: wenn auch dieſer unbeantwortet bliebe, oder mit allzufernen Hoffnungen ihr ſchmeichle, ſo wolle ſie ohne Murren ſich ihrem Schickſale unterwerfen.

Bey dieſer ganzen Verhandlung wurde Frau von Wickenfeld fleiſſig zu Rathe gezogen; ſie billigte alles und übernahm es, Luiſens Brief ſicher zu befördern. Indeſſen drang der Baron auf Antwort. Die redliche Mutter glaubte, ihm die Lage der Sachen nicht verheimlichen zu dürfen, ſie ſagte ihm Alles. Die Entdeckung ſchien ihn nicht zu überraſchen, auch nicht abzu=

ſchrecken. Ein lächelnder Hohn ſchwebte um ſeine Lippen. Er gab zu verſtehn, dieſer letzte Verſuch ſey völlig überflüſſig, indeſſen wolle er ſich auch noch in dieſe Grille fügen. Nur Eines, ſagte er, falle ihm ſchmerzlich. Die Curzeit lief zu Ende; Frau von Dalling machte Anſtalten zur Abreiſe; ihr Wohnort war in einer fremden, ſehr entlegenen Provinz, ihm nicht vergönnt, ſie dahin zu begleiten; wie würde er des Hauptmanns Antwort ſchnell genug erfahren? und wenn ſie günſtig für ihn ausfiele, wie konnte einem Manne in ſeinem Alter zugemuthet werden, mit beſchwerlichen Hin- und Herreiſen die koſtbare Zeit zu verlieren? darum ſchlug er mit den einſchmeichelndſten Gründen vor, Frau von Dalling ſolle ſich indeſſen nach Prag begeben; die Zerſtreuungen jener angenehmen, von einem liebenswürdigen Adel bewohnten Stadt, würden ihr als heilſame Nachcur dienen; er beſitze dort ein völlig eingerichtetes Haus, welches ganz zu ihrem Befehle ſtehe, auch werde ſeine Gegenwart dem Fräulein keinen

nen

nen Zwang auflegen, oder ihren Ruf gefährden, denn Geſchäfte riefen ihn nach Wien, von da er nicht eher zurückkehren wolle, bis ein Wink von der gnädigen Frau ihn dazu berechtige.

Luiſe bezeigte großen Widerwillen gegen dieſe Einrichtung, und allerdings war es wohl noch zu früh, ein ſolches Anerbieten anzunehmen, welches doch immer ſchon eine nähere Verbindung vorausſetzte; allein die ſchwache Mutter konnte der Lockung nicht widerſtehen, in Prag auf eine ſo wohlfeile Weiſe eine glänzende Rolle zu ſpielen. Frau von Wickenfeld erbot ſich zur Begleiterin, und der Vorſchlag wurde angenommen. Alſobald ſchickte der Baron eine Staffette voraus, um zu ihrem Empfang alles vorzubereiten. Am Tage der Abreiſe begleitete er ſeine Gäſte ehrerbietig bis an den Wagen und blieb zurück. Die Reiſenden fanden auf allen Stationen beſtellte Pferde und Erfriſchungen; Jedermann empfieng ſie mit zuvorkommender Höflichkeit; Niemand begehrte oder nahm Geld von ihnen. Frau von Dalling fand das ſehr behaglich, und als ſie vollends am zweyten Abend in Prag anlangte, der Wagen vor einem ſchönen, erleuchteten Hauſe hielt, reich gekleidete Bediente mit ſchweren ſilbernen Armleuchtern ſie auf der Treppe empfiengen, und in eine Wohnung führten, von der ſich ſchwerlich entſcheiden ließ, ob ſie zum Tempel des Luxus oder der Bequemlichkeit beſtimmt ſey; da fiel ſie der Tochter mit dem Ausruf: ach Luiſe! um den Hals: und ob ſie gleich dann ſchweigend ſich auf den ſchwellenden Divan warf, ſo ſtanden doch ihre geheimen Wünſche ſehr lesbar in den funkelnden Augen.

Frau von Wickenfeld trommelte lächelnd an den Fenſtern von Spiegelglas, und meynte, in einem ſolchen Feenſchloſſe könne man ſchon einen undankbaren Sterblichen vergeſſen, Luiſe ſchwieg beklommen. — Am andern Tage wurden verſchiedene Empfehlungsſchreiben des Barons abgegeben, deren keines ohne freundliche Wirkung blieb. Man zog die Fremden ſchnell in die erſten Cirkel, man behandelte ſie mit der feinſten

Aufmerkſamkeit. Ob nun gleich in dem Hauſe des Barons der Beutel der Frau von Dalling durch keine Ausgabe erſchöpft wurde; ſo machten doch die täglichen Geſellſchaften, in welchen die mütterliche Eitelkeit die ſchöne Tochter bewundert zu ſehn begehrte, großen Aufwand nothwendig, der ihre Kräfte weit überſtieg. Doch ihre daraus entſpringenden Sorgen räumte Frau von Wickenfeld ſchnell aus dem Wege.

„Warum borgen Sie nicht?“ ſagte ſie mit leichtem, zuverſichtlichem Tone; „die Schwiegermutter eines ſolchen Eydams findet überall „Credit, und ein paar tauſend Thaler mehr oder „weniger, was kümmert das den reichen Baron Frauenthal?“

Die ſchwache Dame ließ ſich beſchwatzen und häufte in wenigen Wochen ſo viele Schulden, daß, wenn ihre Hoffnung ſcheiterte, ſie nothwendig Prag als Bettlerin oder Betrügerin hätte verlaſſen müſſen. Selbſt Luiſe proteſtirte nicht immer ernſtlich genug gegen den vielen

Schmuck und Tand, den die Mutter täglich auf ihrem Nachttiſche ausbreitete, denn ſie blieb ein Mädchen; und obſchon man zu ſagen pflegt: die Liebe beſiege alles, ſo iſt doch die weibliche Eitelkeit wunderſelten von ihr beſiegt worden.

Indeſſen war die Zeit, in welcher Roberts Antwort erſcheinen ſollte, ſchon verſtrichen. Luiſe wurde leiſe daran erinnert — ſie ſchwieg — die Erinnerung wurde lauter wiederholt — ſie bat nur noch um eine Woche — dann wieder um eine — und dann um die letzte. In dieſer letzten endlich kam der erſeufzte Brief, doch nicht an Luiſen, nur an Frau von Wickenfeld gerichtet. Er ſchrieb: „Liebe Freundin, ich bedaure die Zeit und das Papier, welche Sie „verſchwendet haben, um mich an eine Perſon „zu erinnern, die ich nie geſehn zu haben wünſchete. Ich bin durchdrungen von der Ehre, welche Fräulein Dalling mir erzeigt, halte mich „aber ihrer unwerth. Möge ſie in Gottes Nahmen den Baron Frauenthal, oder irgend einen

„andern ihrer zahlreichen Bewunderer, durch „ihre Hand beſeligen; ich bin entſchloſſen, in „der Ferne ein ſtiller Zeuge ihres Glücks zu bleiben.“ —— Arme Luiſe! du bebteſt, als der Brief eröffnet wurde — du lachteſt wild auf, als die grauſame Freundin ihn vorlas — du riſſeſt das Blatt aus ihren Händen, erkannteſt die Hand und wollteſt deinen Augen nicht trauen. Welch’ eine Nacht folgte auf dieſen Abend! welch’ ein Morgen auf dieſe Nacht! — „Seyn Sie doch nicht kindiſch,“ ſagte Frau von Wickenfeld, „lernen Sie doch endlich die „Männer kennen, deren ſogenannte Herzen blos „in den Augen ſitzen, denn ſobald ſie dieſe wenden, ſo wendet jenes ſich mit. Sie erfahren „das zum Erſtenmale, darum ſchmerzt es noch „ſo tief. Ich — die ich mir einbilde, auch „noch jung und hübſch zu ſeyn — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten „darf ſich eines Vorzugs rühmen.“

Die ſchöne Dame kannte weder Luiſen noch die Liebe, wenn ſie ſolchen Troſtſprüchen Kraft zutraute. Freylich konnte und wollte die Verlaſſene den Treuloſen nicht vertheidigen, aber ein geheimer Wunſch regte ſich doch noch immer in ihrer Seele: ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte ſie ihn nicht. Ja, ſogar auf ihre gereitzte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Luiſen nach ſich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jetzt noch bezeigte ſie nicht das mindeſte Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gern haltbaren Vorwand zu neuem Aufſchub erſonnen. Allein die Mutter deutete mit düſterm Ernſt auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte ſeufzend: ſie müſſe Prag beſchimpft verlaſſen, wenn die Tochter ihr Verſprechen nicht erfülle.

Das entſchied. Frau von Wickenfeld ſandte eine Staffette nach Wien; der Baron kam ſchneller als die Staffette zurück, und in wenigen Tagen ſchleppte er ſeine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der

Braut erloſchen; die Augen der Mutter ſchwammen in ſüſſen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Luiſe war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weiſſe ihres Buſens durch gelbe Spitzen erhöhen; ſie konnte, ſo oft es ihr beliebte, die glänzendſte Equipage anſpannen laſſen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten ſchmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr ſeyn mögen; aber ihre Ruhe, ihr kindlicher Frohſinn waren entwichen. Eyferſüchtig wie — ein Tyger hätte ich faſt geſagt, wenn Verleumdung ſelbſt gegen Tyger zu entſchuldigen wäre; nein, eyferſüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beynahe dreyſſig Jahr älter iſt, als ſeine ſchöne Frau, ſo zeigte ſich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm bewieſen, indem man ihm Luiſens Liebe zu Robert nicht verſchwiegen, wurde jetzt für die Unglückliche eine unerſchöpfliche Quelle von ausgeſuchten Quaalen. Täglich neckte und verhöhnte er ſie, bald mit bitterm Scherz, bald mit unfreundlichem Ernſt. Wenn ſie einmal in Gedanken ſich verlohr, ſo bemerkte er hämiſch, Robert ſey vermuthlich der Gegenſtand derſelben. Wenn etwa ein fremder Officier in einer rothen Uniform ſich blicken ließ, ſo tobte er wie ein Unſinniger, behauptend, ſie habe ihm ſeufzend nachgeſehn. Tauſendmal warf er ihr vor, daß ſie ihm nur eine von Robert verſchmähte Hand gereicht; und wenn ſie ihn demüthig erinnerte, ihm ſey ja nichts verſchwiegen worden, er habe Alles vorher gewußt, ſo erbitterte das Gefühl ſeines Unrechts ihn nur noch heftiger, und riß ihn oft zu den gemeinſten Unanſtändigkeiten hin. In dieſer traurigen Lage hatte Luiſe keinen andern Troſt, als die Zufriedenheit ihrer Mutter, der ſie ihre Leiden ſo viel möglich verbarg. Schwerlich würde ihr das gelungen ſeyn, wäre es ihr nicht von der Mutter ſelbſt erleichtert worden; denn die gute Alte, im warmen Neſte ſich behaglich blähend, wollte nun einmal weder ſehen noch hören, und fragte nie. Frau von Wickenfeld tändelte, dem Anſchein nach Gedankenlos, um die verblühende Freundin, ſchalt auf die Männer, und ſuchte deren Treuloſigkeit monatlich an Einem derſelben zu rächen. Als das Carneval herbey kam, führte der Baron ſeine Damen nach Wien, größtentheils aus Eitelkeit, um den Wienern ſeine hübſche Frau zu zeigen. Hübſch war ſie freylich noch, und vielleicht hübſcher, als da ihre Wangen noch keine Schminke bedurften. Die, für alles Schöne empfänglichen, Wiener, flüſterten mit ſichtbarem Wohlgefallen einander in die Ohren, ſo oft die Baronin Frauenthal in eine Loge oder einen Tanzſaal trat.

Einſt hatte ſie auf einer glänzenden Maskerade ein ſtilles Plätzchen als Zuſchauerin gewählt, und ſich gleichſam hinter einer Reihe von Damen verſchanzt, als ein Domino ſich der Maſke näherte, die gerade vor ihr ſaß, die Larve abnahm und ſich bückte, um mit dieſer zu ſprechen. Luiſe wandte von ungefähr ihren Blick dahin, erkannte Robert, ſchrie laut auf und wurde ohnmächtig. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf einem Sofa in ihrem Schlafzimmer, die Mutter ſaß weinend zu ihren Füßen, Frau von Wickenſeld ſtand lauernd am Fenſter, und der Baron gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, fluchte, ſchimpfte, knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte, ſchien ſich nur mit Mühe der Thätlichkeiten zu enthalten. Er ſey entehrt! ſprudelte er geyfernd und kaum der Zunge mächtig, er ſey im Angeſicht des ganzen Publicums jedem Laſſen, jeder Dirne zum Geſpött geworden.

So war es nicht. Denn als Luiſe in Ohnmacht fiel, hatte ſich zwar ein Kreis von neugierigen Gaffern um ſie geſammlet, durch welchen ſich der Baron, haſtig herzuſtürzend, kaum einen Weg zu bahnen vermochte; allein es war keinem in den Sinn gekommen, dieſen Zufall übel zu deuten, denn Luiſe ſaß ja mitten unter

Damen, mit ihr hatte keine Mannsperſon geſprochen; man ſchob es natürlich auf die Hitze, den Staub. Robert, der Einzige, der die wahre Urſach ahndete, hatte ſich ſogleich entfernt; doch leider nicht ungeſehn von Frau von Wickenfeld, die, als ſie mit der Ohnmächtigen und dem Baron nach Hauſe fuhr, in aller Unſchuld ein Wör'chen davon fallen ließ, auch die Vermuthung wenigſtens nicht widerlegte, daß Robert mit Luiſen ſelbſt geſprochen. Den Inhalt dieſes vermeynten Geſprächs verlangte der Baron jetzt zu wiſſen, foderte es in einem harten, gebieteriſchen Tone, und als Luiſe ihm, mit wenigen ſanften Worten aber hellen Blicken, zuſchwur, er ſey im Irrthum; da ſchäumte er vor Wuth und ſtürzte, Rache drohend aus dem Zimmer. Luiſe blieb ſtill liegen. Zwey große Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, aber ſie weinte nicht. Gelaſſen bat ſie um Ruh und Einſamkeit, blieb allein, ſtützte den Kopf in die Hand, und ſtarrte bis zum Tages Anbruch in das Flämmchen des Nachtlichts.

Endlich ſtand ſie auf, wankte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Worte, klingelte, gab dem Kammermädchen ein Billet und befahl es ihrem Gemahl zu bringen.

Es enthielte den Wunſch, ſich in ein Kloſter zu begeben. Der Baron lachte dem erſchrockenen Mädchen gräßlich ins Geſicht. „Sage deiner Herrſchaft, ihre Wünſche ſind Befehle für mich; ſie ſoll der tiefſten Einſamkeit ſich bald erfreuen.“

Wahrhaft getröſtet durch dieſe Antwort, harrte nun Luiſe des Beſuches ihrer Mutter, um den gefaßten Entſchluß ihr mitzutheilen; allein der Mittag kam, der Abend erſchien, die Mutter nicht. Aengſtlich wähnte die liebende Tochter, ſie ſey krank, wollte das Mädchen zu ihr ſchicken, wollte ſelbſt hinüber wanken, denn der Mutter Wohnung war in einem Flügel des Hauſes; aber — welch' ein Gemiſch von widerlichen Gefühlen beſtürmte ſie plötzlich, als ſie die Thür ihres Vorgemachs verſchloſſen fand, und das Mädchen ihr weinend erklärte: ſie ſey eine Gefangene, Niemand dürfe zu ihr, ſelbſt die Mutter nicht, die ſchon vergebens Alles verſucht habe, um den wüthenden Eydam zu beſänftigen.

Luiſe faltete ihre Hände, ſah gen Himmel und ſank auf einen Seſſel, den ſie, in düſteres Schweigen verſunken, nicht verließ, bis, nach eingebrochener Nacht, ein Schlüſſel im Vorſaal klirrte, ihr Kerker ſich aufthat, der Baron mit kalter Richtermiene herein trat, und ihr mit den Worten, „kommen Sie Madam,“ den Arm bot. Sie ſtand auf und gieng mit ihm, ohne ihn einer Frage oder eines bittenden Wortes zu würdigen. Er führte ſie eine Hintertreppe hinab, ein Reiſewagen ſtand vor der Pforte; ein Bedienter, mit einer Banditen Phyſiognomie, öffnete den Schlag, der Baron hob die Schweigende hinein, verſchloß die Thür, lachte laut auf, und rief: glückliche Reiſe! der Bandit ſchwang ſich auf den Bock; in wenigen

Minuten befand ſich Luiſe vor den Thoren von Wien.

Es war eine dunkle Nacht. So lange der Wagen über das Straßenpflaſter rollte, glaubte ſie ſich ganz allein; als es aber ſtiller wurde, hörte ſie ein leiſes Geräuſch neben ſich, erſchrack und rief: „Iſt noch Jemand hier?“

Ich, erwiederte eine heiſere weibliche Stimme. — „Wer iſt dieſes Ich?“ — Die alte Brigitte, Ew. Gnaden unterthänigſte Magd. — Dieſe Brigitte, die erſt kürzlich einem Wiener Mahler als Modell zu der Hexe von Endor geſeſſen hatte, war eine Art von Aufſeherin über Wäſche und Silberzeug in des Barons Hauſe, nachdem ſie in frühern Zeiten als Kupplerin gedient. Luiſe hatte ſie kaum zweymal geſehn, und kein Wohlgefallen an ihrer Phyſiognomie gefunden. — „Wie kommſt du hieher? was ſollſt du „hier?“

„Ich ſoll die Ehre haben, Ew. „Gnaden als Kammerfrau zu bedienen.“ —

„An dem Orte, wohin ich gehe, werde ich keiner Kammerfrau bedürfen.“ — Die Hexe ſchwieg, auch Luiſe, und der Wagen rollte über Stock und Stein. Nach einigen Stunden war die erſte Poſtſtation erreicht, die Pferde wurden gewechſelt, und in wenigen Minuten fuhren ſie weiter. Luiſe ſprach noch immer kein Wort; als aber mit anbrechendem Tage ſchon die dritte Station hinter ihnen lag, da wandte ſie ſich endlich mit der Frage an ihre Begleiterin: „Iſt das Kloſter weit?“ — welches Kloſter? — „das, wohin man mich führt.“ — Hihihi, das wäre wohl Jammerſchade, eine ſo ſchöne Dame in ein Kloſter zu ſperren. Nein, das thut der gnädige Herr nicht; den kenne ich von Kindesbeinen an, der weiß recht gut, daß Augenblicke kommen, wo der Zorn verſchwindet und das

Herz nach Verſöhnung ſchmachtet; dazu findet ſich in einem Kloſter gar ſchlechte Gelegenheit. —

„Mein Gott! wohin ſchleppt man mich?“ — Schleppen? ey bewahre der Himmel! wir fahren mit Extrapoſt in einem ſchönen bequemen Wagen, und die liebe Sonne ſcheint überall, wo wir hinkommen; wenn Ew. Gnaden nur Vertrauen zu mir haben, ſo wird ſich alles fügen. — In der That ſchien die Hexe nicht abgeneigt, ihr altes Handwerk wieder hervor zu ſuchen. Sie war ſchon längſt mit dem Baron unzufrieden, daß er ihr gleichſam das Gnadenbrodt gab, und, nach ſo langen treuen Dienſten, oft in Jahr und Tag nicht ein Wort mit ihr ſprach, mit *ihr*, die doch ſo gern ſchwatzte, beſonders von vergangenen und folglich beſſern Zeiten. Jetzt freylich hatte er ſie plötzlich rufen laſſen, ſie freundlich und geſprächig empfangen, ihr ſogar das Ehrenamt einer Duenna vertraut; doch das konnte ih-

ihren Groll nicht ganz vertilgen, denn es geſchah doch nur — das merkte ſie wohl — weil der Herr Baron ſie eben nothwendig brauchte, und für ſeine Rache keinen beſſern Satan aufzutreiben wußte. Daher wäre es Luiſen leicht geworden, Frau Brigitten zu gewinnen, wenn ſie nur vom Gipfel der Unſchuld bis in den Pfuhl der Verworfenheit hätte hinabſteigen können. Aber die gemeine Niederträchtigkeit, die aus allen Reden und Erzählungen der Alten hervor ſchäumte, machten ihr das Weib ſo zuwider, daß ſie keine Sylbe mehr mit ihm ſprach, und, wenn das Mühlwerk von deſſen Zunge dennoch fortklapperte, ihm wohl gar mit trockenem Ernſt zu ſchweigen gebot. Dadurch verdarb ſie Alles. Frau Brigitte murmelte nur noch in den Bart; (denn ſie hatte wirklich einen recht anſehnlichen Bart) „man ſey in ſolcher Lage gewiſſen Leuten Achtung ſchuldig," und ſchwieg von nun an ſtörriſch. — Das Einzige, was Luiſe von ihr zu wiſſen begehrte, hatte ſie ohnehin nie verrathen, nemlich, wohin die

Reiſe gehe? Auch der Bandit auf dem Bocke beantwortete dieſe Frage nicht, die, mehr als Einmal zu wiederholen, die beleidigte Gattin ſich zu ſtolz fühlte. Sie ergab ſich ruhig in ihr Schickſal, beklagte blos mit ſtillen Thränen die Trennung von ihrer Mutter, und ſah, in die Ecke des Wagens gedrückt, Städte, Dörfer und Fluren neben ſich vorüber fliegen.

Endlich erreichten ſie die Ufer des adriatiſchen Meeres, ein neuer, herrlicher Anblick für die Bewohnerin einer Provinz, die nirgend mit der See grenzte. Halbe Tage lang ruhten ihre Augen auf dem ungeheuren Waſſerſpiegel, und verfolgten die Wellen, wie ſie entſtanden, wuchſen, endlich ſchäumend ſich überſtürzten und begruben. So die Hoffnungen in der Bruſt des Menſchen, dachte Luiſe, und fand eine Art von Beruhigung in dem Anblick dieſes ewigen Emporwallens und Verſchlingens. Sie war nun in Dalmatien. Unfern von Raguſa, dieſer, nun auch durch die unbändigen Wellen der Zeit verſchlungenen Republik, ſtand ein altes Schloß auf einem ſchroffen Felſen am Meere, nur von Eulen, Krähen und einem gichtbrüchichen Verwalter bewohnt; ein, dem Baron von mütterlicher Seite angeſtammtes Erbe, jezt zu Luiſens Kerker beſtimmt. Ein ſchauerliches Gefühl ergriff ſie, als ſie auf den düſtern, begraſten Schloßhof fuhr, und eben eine alte, knarrende Thurmuhr, gleich einer Grabesglocke ſchlug. Der Bandit überreichte dem Verwalter einen ſchriftlichen Befehl, der, nachdem er ihn ſchweigend geleſen, ſchweigend mit ſeinen Schlüſſeln raſſelte, den Roſt davon ſchabte, eine ſeufzende Pforte aufthat, und auf einer ſchwitzenden Marmortreppe ſeine Gefangene in die Prunkzimmer führte, in welchen goldlederne Tapeten in zernagten Streifen von den Wänden hiengen. — Luiſe nahm ſich zuſammen, ihr entſchlüpfte kein Seufzer.

Es war ſchon dämmrig als ſie ankam, im Schloſſe ſelbſt ſchon dunkel, das vermehrte des Ortes Grauen. Sobald man ihr ein Schlafzimmer angewieſen, begehrte ſie allein zu bleiben, beſtieg, mittelſt eines Stuhles, das hohe, hart gepolſterte Prunkbett, welches einem Sarkophag glich, warf unausgekleidet ſich nieder, und weinte, bis der gänzliche erſchöpfte Körper den ſanften Kuß des Schlummers nicht mehr abzuwehren vermochte. Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg ſauſte, und mit losgeriſſenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft ſpielte, führte ihren halb wachen Sinnen fürchterliche Träume zu, die er auch ſelbſt wiederum zerſtörte, indem er mit der erſten Dämmerung den Schlaf von ihren müden Augen ſcheuchte. Sie ſprang auf und trat an's Fenſter. Es hatte die Ausſicht auf das Meer. Eben zitterte der Sonnenrand wie flüſſiges Gold auf den Wellen. Die Majeſtät des Anblicks beugte die Kniee der Unglücklichen, ſie betete mit Inbrunſt, und fühlte ſich geſtärkt. Das Gefühl der Unſchuld gab ihr Kraft zu dem feſten Entſchluß, ihre Leiden ſtill zu tragen, in ihrer Wächter Gegenwart keine Thräne, keine Klage ſich zu verſtatten, und ſo ihrem Henker die

Schadenfreude zu vergällen. Sie richtete ſich ein ſo gut ſie konnte. Bücher gab es nicht, Dinte, Feder, Papier wurden ihr verſagt. Allein ſie wußte dennoch mit tauſend kleinen Beſchäftigungen abzuwechſeln. Sie flocht niedliche Körbe von Binſen; ſie machte Roſenkränze von Corallen, die dort herum gefiſcht wurden; ſie ſammelte bunte Steine und Seegras; ſie fütterte die jungen Schwalben in den Neſtern unter ihrem Fenſter, oder ſie ſah den Möwen zu, die ſich tief unter ihr ſpielend ins Meer tauchten.

Ein täglicher Spatziergang an der See war ihr vergönnt, und ſie verſäumte dieſe Stunde nie, obgleich die Hexe von Endor oder der Bandit ſtets ihre läſtigen Begleiter waren. Glücklicherweiſe wurden dieſe Wächter bald des beſchwerlichen Amtes überdrüſſig; die Alte holte ſich einigemal eine derbe Gicht, und der lüderliche Bandit, dem die Einſamkeit eine größere Marter war, als ſeiner Gefangnen, brachte oft ganze Wochen in den Wirthshäuſern von Raguſa zu, in der ſichern Ueberzeugung, daß, in einem ſo fernen Lande, jeder Weg und jedes Mittel zur Flucht ihr ohnehin verſagt wären.

Er hatte Recht. Auch kam es Luiſen nicht in den Sinn, die Einöde zu verlaſſen, an welche ſie ſich nach und nach gewöhnte. „Es „war ja mein Wunſch,“ ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „mich in ein Kloſter zu begraben. Gott „iſt überall! warum könnt' ich dieſe Burg mir „nicht zum Kloſter umſchaffen? überall erreicht „ein kindliches Gebet den Himmel.“

So erwarb ſie ſich in kurzem eine Art von Zufriedenheit. Nur die Trennung von ihrer Mutter und der Gedanke an Roberts Treuloſigkeit entlockten ihr noch Thränen. — Eines Tages hatte ſie am Meeresufer, bald im Sande bunte Muſcheln ſuchend, bald unthätig ihren Gedanken nachhängend, ſich weiter als gewöhnlich entfernt, und wurde es erſt mit Schrecken gewahr, als ein Donnerſchlag ſie aus ihren Träumereyen weckte. Sie blickte auf, ſah eine ſchwarze Wolke ſich über das adriatiſche Meer wälzen, und die Burg in ziemlicher Entfernung vor ſich liegen. Alsbald verdoppelte ſie ihre Schritte, mußte jedoch, um des hemmenden Sandes willen, oft ſtill ſtehen und Athem ſchöpfen. In ſolchen Augenblicken hörte ſie den Donner immer näher rollen; ihre Angſt ſtieg und erreichte bald den höchſten Grad, als ſie, einige hundert Schritt hinter ſich, einen Mann gewahr wurde, der, das Geſicht in einen Mantel verhüllt, ihr nachzueilen ſchien.

Jetzt fieng ſie an zu laufen, hielt aber dieſe Anſtrengung nicht lange aus, blickte ſchüchtern rückwärts, und ſah, daß auch der Fremde lief. Ihre Knice wankten, der Schrecken lähmte ihre Glieder, ſie ſank auf einen Stein am Ufer, hörte den Fußtritt ihres Verfolgers ſchon ganz nahe, und im nächſten Augenblick lag mit einem Donnerſchlag — Robert zu ihren Füßen. — Sie zuckte, als habe ſie der Blitz getroffen, und erſtarrte wie ein Marmorbild. Große Re gentropfen, die auf ihr Geſicht fielen, gaben ihr die Beſinnung wieder. Noch lag er da zu ihren Füßen, umklammerte ihre Knie, und ſchluchzte und konnte nicht reden. Ihr lieh zuerſt der weibliche Stolz Kraft zu ſprechen.

„Was wollen Sie hier? — ſind Sie gekommen, ſich an meinem Elend zu weiden?“ Hören Sie mich! ſtammelte Robert, ich bin unſchuldig! — In dieſem Augenblicke erſcholl Frau Brigittens kreiſchende Stimme in der Ferne. Robert warf ſich hinter den Stein. Luiſe gieng ihr entgegen. Sie brachte Regenſchirme und keifte über das ewige Spatzierenlaufen. Zum Glück hatte ſie den Weißmantel nicht bemerkt, weil ihr der Regen ins Geſicht ſchlug, und ſie den Schirm, gleich einem Schilde, vor die Augen hielt. — Luiſe erreichte in der heftigſten Bewegung ihr Zimmer. Die Worte: ich bin unſchuldig! dieſe ſo gern geglaubten Worte, tönten unaufhörlich in ihren Ohren. „Gewiß er iſt unſchuldig!“ ſagte ihr Herz.

„gewiß er liebt mich noch! denn warum käme er ſonſt in dieſe Einöde? warum ſuchte er mich in einem unwirthbaren Winkel des venetianiſchen Meerbuſens! was kümmerte ihn mein Schickſal, wenn jener abſcheuliche Brief ſein Werk, ſein Gedanke war?“ — Mit welcher Ungeduld erwartete ſie den folgenden Tag! mit welcher Aengſtlichkeit ſah ſie jeden Augenblick nach allen Himmelsgegenden, um zu erſpähen, ob kein böſes Wetter ihr den gewohnten Ufergang verbieten werde. Sie hätte freylich jeder Witterung getrotzt; allein was würde Frau Brigitte, was ihr eigner Stolz dazu ſagen? — Auch bey dem ſchönſten Sonnenſchein, der glücklicherweiſe am folgenden Tage lächelte, konnte ſie ſich nicht verheelen, daß es, gelinde ausgedrückt, unſchicklich ſey, ihrem Liebhaber gleichſam entgegen zu kommen, zwar unverabredet, doch drum nicht minder gewiß.

Sie kämpfte lange mit dieſen Bedenklichkeiten, und um dieſelben gehörig zu erwägen, gieng ſie noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich an das Ufer, weil ein tiefes Nachdenken durch das Murmeln der Wellen begünſtigt wird. Sie könnte ja noch immer, meynte ſie, ſchnell wieder umkehren, wenn ſie den Weißmantel von ferne gewahr würde. Aber — ſie wurde ihn bald gewahr, und kehrte nicht wieder um. Freylich war er auch ſchon gar zu nahe, denn er ſprang plötzlich hinter einem Felſen hervor, und nun — ihre Kniee von ihm umfaßt — war an keine Flucht mehr zu denken.

„Aus Barmherzigkeit!“ hub Robert an, „hören Sie meine Rechtfertigung. Wir ſind beyde ſchrecklich hintergangen worden. Ehe ich Sie ſah, hieng ich mit leerem Herzen an Frau von Wickenfeld. Sie war jung, hübſch, eitel, kokett, ſie zeichnete mich aus, und ich ſchmiegte mich aus Dankbarkeit mit leichtem Sinn in das leicht gewobene Netz. Es war zerriſſen, ſobald ich Luiſen erblickte. Sie erinnern ſich, wie wir am Dorotheen Stein von ihr überraſcht wurden.

Ich ahndete ihre Tücke. Allein die Schlaue wußte den Groll ſo künſtlich zu verbergen; ſo viel Heiterkeit zu lügen; mich ſo traulich naif zu verſichern, daß ſie mich keineswegs egoiſtiſch liebe, ſondern daß mein Glück, gleichviel durch wen gegründet, auch das ihrige ſey; daß ſie bald mein ganzes Vertrauen erſchlich. Ich ſah, wie ſchweſterlich ſie ſich zu Ihnen neigte, ich hörte ſie täglich von Ihnen mit Entzücken ſprechen; ihr verdankten wir ſo manche ſchöne Stunde — wie hätt' ich Argwohn ſchöpfen mögen? — Nur ein paarmal, nur ganz leiſe ſchien es, als wolle ſie mir Mißtrauen gegen Ihre Beſtändigkeit einflößen; ſie machte mich aufmerkſam auf jede kleine Unbedachtſamkeit, die Ihrer kindlichen Munterkeit bisweilen entſchlüpfte; ſie wollte Eiferſucht erregen; auch ließ ſie wohl dann und wann ein Wörtchen von Ihrer Armuth fallen, und von den Schwierigkeiten einer Verbindung mit Ihnen; aber alles das geſchah ſo gutmüthig, ſchien ſo ganz nur aus zärtlicher Beſorgniß für mein Glück zu entſpringen, daß ich ſie drum lieber gewann, und ihr täglich feſter vertraute.“

„Als nun der Befehl meines Vaters mich von Ihnen trennte, da öffnete ſich der Verleumdung ein freyes Feld. Doch nicht ſogleich, nur nach und nach, wagte Frau von Wickenfeld meinen feſten Glauben an Sie zu untergraben. Anfangs waren es nur Unbeſonnenheiten, Leichtſinn, endlich zweydeutige Geſchichten, die ſie, mit dem Tone des innigſten Bedaurens, mir vortrug, klagend, daß ihre gewiſſenhafte Freundſchaft ihr die ſaure Pflicht auflege, mir die Wahrheit nicht zu verheelen. So ſtürzte ſie mich an jedem Poſttag in Kummer und Verzweiflung, und entriß mir Bethörten den Entſchluß, Ihnen zu entſagen. Ich ſchrieb nicht mehr, erhielt auch keinen Brief mehr von Ihnen, bis auf den letzten, der mir den bitterſten Spott zu enthalten ſchien; denn Frau von Wickenfeld hatte mir gemeldet, Sie hätten ſchon längſt mit dem Baron einen verdächtigen Umgang gepflogen, deſſen Folgen Sie jetzt zu einer ſchnellen Verbindung nöthigten."

„Daher meine unſinnige Erklärung. — Ein halbes Jahr nachher wurde mein Bruder im Duell erſchoſſen, und mein Vater ſtarb kurz darauf aus Gram. Ich war nun Majoratsherr, hatte ein großes Vermögen zu verwalten, nahm deshalb meinen Abſchied und eilte nach Hauſe, wo ich, unter den Papieren meines Vaters, mit ſtarrem Erſtaunen, einen Brief der Frau von Wickenfeld fand, der, aus Carlsbad geſchrieben, ihn von meinem Verhältniß zu Ihnen unterrichtete, Sie mit den gehäſſigſten Farben ſchilderte, und ihm warnend rieth, mich ſo ſchnell als möglich zu entfernen. Da fiel die Decke mir von den Augen. Des ſchändlichen Weibes Bosheit, Luiſens Unſchuld, mein abſcheuliches Betragen, und mein verſcherztes Glück ſtanden plötzlich vor mir. Ich wankte herum wie ein Träumender oder wüthete wie ein Unſinniger. Als ich wieder eines Gedankens, eines Willens fähig wurde, beſchloß ich, Sie noch einmal zu ſehn, in der Hoffnung ruhiger zu werden, wenn ich Sie glücklich fände; oder auf die Gefahr, an meinem zerriſſenen Herzen zu verbluten, wenn auch Sie, ein Opfer der Bosheit, Ihr Leben vertrauern müßten.“ –

„Ich eilte nach Prag, Sie waren nicht mehr dort. Ich flog nach Wien, kam dort gegen Abend an, hörte von einer Maſkerade und ließ mir ſogleich einen Domino holen, um Sie vielleicht dort zu finden und im Stillen zu beobachten. O ich fand Sie auch! unter Tauſenden hatte in der erſten Viertelſtunde mein Herz Sie ausgeſpürt, ich folgte Ihnen überall auf dem Fuße, ich ſah Sie ſchöner als jemals, aber der leidende Zug des Grams auf Ihrem Geſicht entgieng mir nicht, und — ſoll ich es bekennen? — er that mir wohl!“

„Sie ſetzten ſich; da ſtand ich von ferne, und nach und nach drang ſich mir immer heftiger das Verlangen auf, mich Ihnen zu zeigen, um zu erfahren, welchen Eindruck mein plötzliches Erſcheinen hervorbringen würde. Es war ein böſer Dämon, der dieſen Gedanken mir einhauchte, mich marterte, ihn auszuführen, und meine thörichte Keckheit durch den Zufall begünſtigte; denn eine Dame von meiner Bekanntſchaft ſetzte ſich gerade vor Sie hin. Was nun geſchah, wiſſen Sie. Man trug Sie fort, und ich ſank, meiner Sinne kaum noch mächtig, auf denſelben Stuhl, auf dem Sie geſeſſen hatten. Frau von Wickenfeld hatte mich erkannt, und mir im Vorbeygehn blos die Worte zugeflüſtert: Sind Sie raſend! Die Schlange ahndete nicht, daß ſie entlarvt vor mir ſtand. Ich konnte in dieſem Augenblicke ihr nicht antworten; nur die tiefſte Verachtung mochte ſie in meinen Blicken leſen. Sie verſchwand. Ich ſtürzte mich in das Gewühl, hörte überall von Ihnen mit der höchſten Verehrung, mit dem innigſten Bedauern ſprechen, und meine Bruſt wollte mir zerſpringen. In den folgenden Tagen bot ich alles auf, um etwas von Ihnen zu erfahren; es hieß, Sie wären plötzlich abgereiſt;

doch Ihr Gemahl und Ihre Mutter zurückgeblieben. Wohin man Sie geführt, wußte mir Niemand zu ſagen. — Ich wählte eine Stunde, in der ich den Baron bey Hofe wußte, gieng zu Ihrer Mutter, fand ſie in Thränen, rührte ſie durch die Erzählung meines Schickſals, durch den Jammer meiner Liebe. Ich weinte auf ihre Hand, ſie weinte an meiner Wange; ihr Bedauern war der einzige Troſt, den ſie mir zu geben vermochte, denn auch ſie kannte den Ort Ihrer Verbannung nicht. Aber Frau von Wickenfeld, meynte ſie, der könne er unmöglich verborgen ſeyn, denn ſie lebe jetzt mit dem Baron auf einem ſehr vertrauten Fuße."

„Alſobald war mein Entſchluß gefaßt. Ich eilte zu Frau von Wickenfeld, ließ mich nicht bey ihr melden, drang, als ein alter Bekannter, bis vor die Thür ihres Kabinets, die ich plötzlich aufriß, und die Dame zum Glück allein fand. Bey meinem erſten Anblick ſchien ſie ein wenig zu erſchrecken, faßte ſich aber ſchnell und

hieß

hieß mich mit ihrem gewöhnlichen leichten Ton willkommen. Bebend vor innerm Grimm zog ich ihren Brief an meinen Vater aus der Tasche, und hielt ihn ihr unter die Augen. Sie erröthete, sah mich aber nach einer Pause mit frechem Blick an, und sagte gelaſſen: „nun? was weiter?“ — Ihre Unverſchämtheit brachte mich aus aller Faſſung, ich ſtammelte die heftigſten Vorwürfe. „Gemach mein Herr,“ ſagte ſie ſtolz: „iſt es meine Schuld, daß Sie „betrogen worden? Erfahrung kauft man ſtets „auf eigne Koſten. Sie haben gelernt, daß „man die verlaſſene Nebenbuhlerin nie zur „Vertrauten machen muß. Wenn Ovid, in „ſeiner Kunſt zu lieben, dieſe weiſe Lehre vergeſſen hat, ſo iſt das auch nicht meine Schuld.“ — Laut lachend wollte ſie bey dieſen Worten mir entſchlüpfen. Ich ergriff ſie heftig beym Arm.

„Nicht von der Stelle Madam!“ rief ich wüthend, „bevor Sie mir entdeckt haben, wohin man Luiſen entführt.“ . .

„Mein Herr,“ ſtotterte ſie erſchrocken, „was geht das mich an? ich weiß es nicht.“ — Sie wollte ſich losreiſſen, und in ihr Schlafgemach entfliehen. „Sie entrinnen mir nicht,“ ſagte ich mit kaltem Grimm, und zerrte ſie ſelbſt dahin. Sie ſah mich von der Seite mit ſcheuen Blicken an, wie man einen Wahnſinnigen betrachtet.

„Ich werde meine Leute rufen,“ ſprach ſie mit zitternder Stimme. Ich verriegelte ſchnell die Thür, zog den Degen und ſchwur bey meiner Ehre, daß ich ſie durchbohren würde, wenn ſie nicht augenblicklich alles bekennte. „Auch die Lehre,“ fügte ich hämiſch hinzu, „hat vielleicht Ovid vergeſſen, daß man einen wahrhaft Liebenden nicht zur Verzweiflung treiben muß.“

Ihr Körper bebte heftig. „Wollen Sie ſich auf das Schaffot bringen?“ ſtammelte ſie kaum hörbar. Ich ſetzte ihr die Degenſpitze auf die Bruſt, und ſie bekannte. Jetzt ließ ich von ihr ab, mit der ernſtlichen Warnung, daß ſie meiner Rache nicht entrinnen werde, wenn der Baron auch nur eine Sylbe von dieſem Auftritte erführe. In wahren oder künſtlichen Krämpfen blieb die Verworfene liegen; ich aber taumelte in meinen Gaſthof, warf mich in den Wagen und flog an dieſe Küſte, wo ich ſeit drey Tagen, in einer Fiſcherhütte verborgen, den günſtigen Augenblick erſpähte, um Luiſen meine Unſchuld, meine Liebe zu betheuern.“

„Und mich nur noch elender zu machen!“ ſchluchzte ſie. Doch nein, dieſe Klage kam nicht aus ihrem Herzen, denn dieſes Herz fühlte ſich ſanft erleichtert, als es die Unſchuld des Geliebten erkannte. Schöne Tage verlebten ſie nun wieder an der unwirthbaren Küſte; jede Klippe wurde für ſie ein Dorotheen Stein; täglich fanden ſich die Liebenden auf dem einſamen Spatziergang, wo ſie nur aus einem einzigen Fenſter des Felſenſchloſſes bemerkt werden konnten. Aber dieſes Fenſter, das wußte Luiſe, gehörte zu einer unbewohnten Kammer, die ſeit vielen Jahren nicht aufgeſchloſſen worden. Indeſſen meynte Robert, es ſey doch möglich, daß Frau Brigitte einmal auf den Einfall gerathen könne, ſie dort zu belauſchen. Die ängſtliche Luiſe fand dieſe Furcht nicht ungegründet, und ließ daher ſich leicht überreden, bis zu der unfern gelegnen Fiſcherhütte mit ihm zu wandeln, wo ſie allen neugierigen Blicken ſich entzogen, auf einer Bank von Seegras Träumen einer glücklichen Zukunft nachhiengen, und täglich rathſchlagten, durch welche Mittel ſie zu erringen ſey. Natürlich war Roberts erſter Gedanke, Luiſen zu entführen, welches ihm hier ſo leicht wurde. Er durfte nur eine Fiſcherbarke miethen, und ſich mit ihr nach Venedig retten. Allein ſie verſagte beharrlich ihre Einwilligung."

„Ich bin nun einmal des Barons Gemahlin," ſagte ſie, „meine Ehre darf ich auch der Liebe nicht opfern." Weit leichter ſchien es ihr, den Mann, der ohnehin ſie haßte, zu einer

Trennung zu überreden, oder deſſen Tod abzuwarten. Das letztere verwarf Robert, als unerträglich weit ausſehend; das erſtere wolle er aus allen Kräften zu bewürken ſuchen. Beyde überzeugten ſich ſo gern von der leichten Ausführung dieſer Maaßregel; beyden wurde es täglich gewiſſer, daß ſie, nach überſtandner Prüfung vereinigt, bald ganz einander angehören würden; und — dieſer ſüßen Täuſchung ſich überlaſſend — ſah ein unbewachter Augenblick ſie ſtraucheln — fallen. —

Aber plötzlich fuhr Luiſe jetzt erſchrocken aus dem ſchönen Traum empor! — „Wir haben „uns hier zum letztenmal geſehn!“ rief ſie mit bittrer Wehmuth und abgewandtem Geſicht. „Reiſen Sie, Robert, und wenn es Ihnen „nicht gelingt, meine Bande zu löſen, ſo kehren Sie nie zurück um meine Tage zu vergiften! und mir den einzigen letzten Troſt, das „Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit zu rauben!“ — Er wagte es nicht, die Verwegenheit der Leidenſchaft zu rechtfertigen, allein er ſchwur, Luiſen dem Baron abzutrotzen, abzubetteln, oder zu ſterben! —

So reiſte er ab. Sie weinte und hoffte ihm einſam nach, bald durch Schuldbewußtſeyn niedergebeugt, bald durch die Möglichkeit erhoben, als Roberts Gattin mit ihrem Gewiſſen ſich wieder auszuſöhnen. Aber welche Todesangſt ergriff ſie, als nach und nach die Vermuthung ihr zur ſchrecklichen Gewißheit wurde; jener unſelige Augenblick, in welchem ihr Schutzgeiſt ſie nicht umſchwebte, ſey nicht ohne Folgen geblieben. Sie ſchauderte! — welche Scenen, welches Schickſal harrten ihrer, wenn Robert nicht ſchleunig mit tröſtlicher Botſchaft zurückkehrte! wie konnte ſie ihren Zuſtand der erfahrnen Brigitte verbergen? oder wie ſich herablaſſen, dieſe Creatur um Mitleid anzuflehen? —

Jetzt bereute ſie, der Flucht nach Venedig ſich wiederſetzt zu haben. Jetzt fühlte ſie, ſchnelle Hülfe müſſe ihr werden, oder ſie ſey ohne

Rettung verlohren! — In dieſer Angſt bediente ſie ſich des Schreibzeugs, welches Robert, auf irgend einen Nothfall, nebſt ſeiner Addreſſe ihr zurückgelaſſen. Sie meldete ihm — ſo deutlich als die Schaam ſich auszudrücken verſtattete — ihre grauſame Lage; ſie beſchwur ihn, auf der Stelle herbey zu eilen, und ſich mit ihr in das erſte lecke Boot zu werfen, um einem drohenden Geſchick ſie zu entreiſſen. Dieſen Brief vertraute ſie dem ſchlauen Fiſcher, deſſen Hütte den Liebenden zum Obdach gedient, dem ſie zwar nichts zu geben hatte, der aber von Robert ſo oft und reichlich beſchenkt worden war, daß ſie auf ſeine Treue zählen durfte. Nachdem er ihr heilig verſprochen, das Papierchen nach Raguſa auf die Poſt zu tragen, erfreute ſie ſich wieder eines Schimmers von Ruhe und Hoffnung. Sie wußte ja, daß Robert keinen Augenblick ſäumen würde, die Angſt von ihr zu wälzen; ſie zählte die Wochen, die der Brief zu laufen hatte, und die Tage, deren der Geliebte zu einer ſchnellen Reiſe bedurfte; ſie verabredete mit dem Fiſcher, daß er einen weiſſen Stab unter ihr Fenſter an das Ufer pflanzen ſollte, wenn er irgend eine Nachricht ihr mitzutheilen habe.

Mit welcher Beklommenheit näherte ſie an jedem Morgen ſich dem Fenſter — welche ſcheue Blicke warf ſie hinab — wie unzählichemal kehrte ſie ſeufzend um — bis endlich eines Tages, beym Aufgang einer unbewölkten Sonne, der weiſſe Stab ihr in die Augen ſchimmerte. Faſt hätte ſie geſchrieen. Bebend ſtand ſie da, und konnte den Blick nicht davon wenden; erſchrack, ſo oft die Alte in das Zimmer trat; war ungewöhnlich geſprächig gegen ſie, blos um zu verhüten, daß ſie nicht auch an das Fenſter träte, denn der Stab — meynte Luiſe — müſſe Jedem in die Augen fallen und Jedem verkünden, was er bedeute. Gern wäre ſie gleich hinabgeeilt, der Fiſcherhütte zugeflogen; allein das würde im Schloſſe Aufſehn erregt haben; Vorſicht heiſchte, die gewöhnliche Stunde des Luſtwandelns abzuwarten. Ach! es war eine ewi ge Ewigkeit bis zu dieſer Stunde. — Endlich ſchlug die alte Thurmuhr. Luiſe ſchwebte, mit hochklopfendem Herzen, die Wendeltreppe hinab — kaum berührte ihre Fußſpitze den Sand — in wenigen Minuten erreichte ſie die Hütte und lag in Roberts Armen.

Unter zärtlichen Klagen, die der tröſtende Geliebte in feurigen Umarmungen erſtickte, ſchwand blitzſchnell eine ſchöne Stunde. Robert ermannte ſich. „Wir haben keine Zeit „zu verlieren," ſprach er haſtig. „Alles iſt „bereit, die Segel ſind aufgezogen, nur wenige Schritte bis zur nahen Bucht, und du „biſt frey."

„Ich folge dir!" rief Luiſe und hieng ſich zitternd an ſeinen Arm. Da wurde plötzlich die Thür aufgeriſſen. Mit geſpannter Piſtole ſtürzte der Baron herein. Robert griff nach dem Degen — ein Schuß fiel — Luiſe wurde ohnmächtig — Als ſie erwachte war es Nacht. Eine kleine Lampe brannte dunkel.

Sie beſann ſich; wo ſie ſey! das Fiſchergeräth an den Wänden erinnerte ſie bald an den letzten Augenblick, deſſen ſie ſich bewußt war. Jetzt fiel ihr Blick auf den Boden — Robert lag zu ihren Füßen mit zerſchmettertem Haupte, ſein Blut hatte ihr Gewand beſprützt. —

Kreiſchend fuhr ſie empor — unwillkührlich rannte ſie nach der Thür, die ſie feſt verriegelt fand. Der Mörder hatte keine ſchrecklichere Rache zu erſinnen gewußt, als mit dem Leichnam des Geliebten ſie einzuſperren. —

Der Fiſcher, deſſen Treue blos Geld erkaufte, hatte Luiſens, von keinem Geſchenk begleiteten, Auftrag bedenklich gefunden, und ihren Brief für einige Piaſter an den Banditen verhandelt, der ihn ſeinem würdigen Herrn ſchickte. Der Baron lachte vor Wuth als er ihn las, und beſchloß augenblicklich, ihn zum Werkzeug der gräßlichſten Rache zu brauchen. Er ſandte den Brief wohl verſiegelt an ſeine Addreſſe, und eilte ſelbſt unter fremden Nahmen voraus nach Raguſa, wo er ſich verborgen hielt, bis der Bandit ihm Roberts Ankunft verkundſchaffte. So gelang es ihm, die Liebenden zu überraſchen. Sein erſter Schuß ſtreckte den verhaßten Nebenbuhler zu Boden, und ſchon hatte er die zweyte Piſtole geſpannt, um die Ohnmächtige ihm nachzuſenden, als der Satan ihm zuflüſterte: dieſe Rache ſey nur unvollkommen; durch einen ſchnellen, bewußtloſen Tod werde er den Wünſchen der Unglücklichen nur zuvor eilen. Da ſetzte er grinſend den Hahn der Piſtole in Ruhe, wandte ſich und verriegelte die Thür. Seine teufliſche Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht. Nach dreyſtündiger Todesangſt wurde Lucie von einer unzeitigen Frucht entbunden, und ſtarb, indem ſie den Leichnam des Geliebten feſt umklammert hielt.

Erſt Jahre nachher, als eine beklemmende Bruſtkrankheit den Mörder heimſuchte, ergriff ihn auch die Reue. Da riß er die Fiſcherhütte nieder und baute eine Kapelle auf den Platz, wohin er die Ermordeten begrub, auch Seelmeſſen für ihre und ſeine Ruhe ſtiftete.

Das iſt die Kapelle mit dem vergoldeten Kreutze, die der Küſtenfahrer erblickt, wenn er von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert.

Lamoignon.

Nicht für unſere glücklichen Tage iſt dieſe Skitze geſchrieben, denn Jedermann weiß, daß die neue Ordnung der Dinge vortrefflich iſt. Allein es gab bisweilen in Europa traurige Zeiten, (und ſie werden auch wohl künftig nicht immer ausbleiben) wo jede Wahrheit ſo contreband geweſen, als jetzt die engliſchen Waaren — ſelbſt die mathematiſche Wahrheit nicht ausgekommen, denn ich hätte, zum Exempel, Niemand rathen wollen, auf einem Schlachtfelde richtig zu zählen) — in ſolchen Jammertagen, wo Gewalt und Willkühr, alle Moralität verſpottend, über einen ſchönen Theil der Welt oft ſchamlos herrſchen; wo jeder ehrliche Mann Sklave, Schmeichler oder Mitverbrecher werden, oder ſeinem Vaterlande den Rücken zukehren, oder in Feſſeln verſchmachten mußte; in ſolchen letzten Zeiten kenne ich, auſſer der Offenbarung Johannis, keine tröſtlichere Lectüre, als die Biographieen ſolcher Männer, die den Grundſatz verabſcheuten: was ich kann das darf ich auch; die blos, was recht iſt, zu dürfen glaubten; die den Stürmen der willkührlichen Gewalt, unerſchütterliche Tugend, kalten Ernſt entgegen ſtellten; an deren Felſenbruſt jede Goldſchwangere Welle zerſtübte; die kein Verſucher, unter welcher Larve er auch erſchien, vom Pfade der Pflicht zu locken vermochte; die den Machthabern hohe Achtung abtrotzten, und vom Volke als deſſen Schutzgötter verehrt wurden.

Ein ſolcher Mann war der Parlaments-Präſident Lamoignon. Seine Lebensbeſchreibung, gedruckt zu Paris vor 48 Jahren, aus gleichzeitigen Quellen, und Familienpapieren, geſchöpft. Er war blos Requeten-Meiſter, als er zum erſten Präſidenten erhoben wurde; und dieſe Wahl, noch mehr die Art, wie ſie geſchah, iſt Einer der ſchönſten Züge im Leben des Cardinals Mazarin. Alle Miniſter ſetzten ſich in Bewegung, um für Eine ihrer Creaturen den erledigten Platz zu erhaſchen. Dem beſcheidenen Lamoignon kam es nicht in die Gedanken, ſich unter die Mitbewerber zu ſtellen. Seine kühnſte Hoffnung war: wenn etwa der ſogenannte Präſident à mortier, Nesmond, hinauf rückte, deſſen bisheriges Amt zu erhalten, welches ſchon ſein Vater bekleidet hatte. Mit dieſer Bitte trat er vor den Cardinal, der ihm nicht einmal Zeit ließ, ſie vorzutragen, ſondern ihm entgegen rief: „Sagen Sie mir nichts, ich denke mehr an Sie als Sie glauben.“

Bey einem zweyten Beſuch verſchloß Mazarin ſorgfältig die Thüre, ſetzte ſich vertraulich zu ihm, und ſagte: „ich bitte Sie, Bekanntſchaft mit mir zu machen. Bisher iſt blos Ihr Ruf zu mir gedrungen; Sie ſind Einer von denen, die ich am wenigſten kenne; Sie haben mir nie den Hof gemacht; ich habe Sie nie bey öffentlichen Gelegenheiten oder Schauſpielen geſehn; erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Lebensweiſe."

Nach dieſer traulichen Befragung fuhr er fort: „Gebeichtet haben Sie, jetzt kommen wir an die Abſolution. Sie werden erſter Präſident, und Gott iſt mein Zeuge, daß, wenn ich einen rechtſchaffenern Mann für dieſe Stelle wüßte, ich ihn gewählt haben würde." — Beym Abſchied umarmte ihn der Cardinal, ſprechend: „Ich kenne Ihre Mäſſigung; wir „ſind ungeduldiger als Sie ſelbſt, in Ihnen den „erſten Präſidenten zu begrüſſen."

Bey einem dritten Beſuch ſagte Mazarin: „Ich beharre darauf, Ihnen das Amt zu geden. Ich will es, der König will es, Gott will es; ja Gott, den ich ſelbſt gebeten und durch viele fromme Seelen bitten laſſen, mich über dieſe Wahl zu inſpiriren; er hat mir keinen Andern in die Gedanken gegeben, und ſo beharre ich darauf. Sie werden nach Ehre und Gewiſſen dienen; nie wird man etwas ungerechtes von Ihnen verlangen; könnte ich je dergleichen begehren, ſo ſpreche ich Sie ſchon in dieſem Augenblicke von aller Verbindlichkeit los, mir zu willfahren; ſelbſt wenn der König oder die Königin etwas ungerechtes Ihnen zumuthen, ſo werde ich Ihr Vertreter ſeyn. Wir wollen zuſammen am Glück des Volks arbeiten.“ — Lamoignon, der dieſe goldnen Worte eines allmächtigen Miniſters ſelbſt aufgezeichnet hat, fügt hinzu: er habe nichts daran geändert.

Noch verzögerte ſich ſeine Ernennung. Ludwig XIV. machte den Feldzug von 1658 und der Cardinal wollte, aus guten Urſachen, ſeine Rückkunft abwarten. Sie erfolgte. „Nun iſt es es Zeit," ſagte Mazarin; „man hat den König in große Verſuchung geführt; man hat ihm noch vor wenig Tagen hundert und zwanzig tauſend Louisdor geboten; aber ſo nothwendig er auch das Geld brauchen mag, ſo ſollte er doch lieber, ſtatt es zu empfangen, eben ſo viel geben, um einen guten Präſidenten zu haben."

Lamoignon erhielt nun würklich dieſen angeſehenen Poſten, und rechtfertigte ganz des Miniſters Vertrauen. Einen ſchönen Beweis davon gab er in dem berüchtigten Prozeß gegen den ehemaligen Finanzminiſter Fouquet, einen Mann, der mit Blut und Mark des Staates ſich gemäſtet hatte. Lamoignon ſtand an der Spitze einer Commiſſion (Chambre de justice), welche zu Unterſuchung dieſes Prozeſſes ausdrücklich ernannt worden war. Der König — äußerſt erbittert gegen Fouquet — ſprach einſt mit Lamoignon länger als eine Stunde über deſſen Verbrechen. „Er hat ſich zum Herzog von Bretagne und Könige der umliegenden In ſein machen wollen," ſagte Ludwig, „er gewann Jedermann durch ſeine verſchwenderiſche Freygebigkeit, ich konnte mich auf Niemand mehr verlaſſen."

Je heftiger der König gegen den Angeklagten donnerte, je mehr glaubte Lamoignon mit Mäſſigung verfahren zu müſſen. Er gab Fouquet einen Vertheidiger, der frey bey ihm aus- und eingehen, und ohne Zeugen mit ihm ſprechen durfte. — Colbert, Fouquets eifrigſter Verfolger, wollte einſt den Präſidenten über ſeine Meynung ausholen. „Ein Richter," antwortete dieſer, „ſagt ſeine Meynung nur ſirmal, nemlich auf dem Richterſtuhle."

Mehr bedurfte es nicht, um ſich Colberts Feindſchaft zuzuziehen. Auf deſſen Anſtiften gab der König dem rechtſchaffenen Präſidenten Merkmale des Mißvergnügens. Das kränkte ihn tief; er ſtellte ſich mit beſcheidner Kühnheit vor den Monarchen, legte ſein Amt in deſſen Hände nieder, und bediente ſich zugleich der Gelegenheit, ihm ſtarke Wahrheiten zu ſagen, die in dem Munde eines Tugendhaften doppelt kräftig würken, wenn er ſelbſt in dieſem Augenblicke als ein Opfer derſelben erſcheint. Ludwig — zu groß, um ſich dadurch beleidigt zu fühlen — nahm ſeine Abdankung nicht an; machte ſeine harten Worte durch verbindliche Redensarten wieder gut, die er ſo ſchön zu ſagen wußte; und ſchickte noch am ſelbigen Tage Tellier zu ihm, mit dem Auftrag: „es werde dem „Könige Vergnügen machen, wenn Lamoignon „das Vorgegangne vergeſſe, und mit Colbert auf „einem freundſchaftlichen Fuße lebe.“

Man muß bekennen, daß, wenn Lamoignon die herzlichſte Bewunderung verdient, er auch in einem Zeitraum lebte, wo die Tugend noch imponirte. Die geringſte Widerſetzlichkeit gegen den Willen des Machthabers würde, in andern Zeiten, ihm auch ohne freywillige Abdankung ſein Amt gekoſtet haben, und es wäre nicht weiter die Rede von ihm geweſen. Ludwig war nicht der größte Feldherr, aber ein wahrhaft großer König.

Als Fouquet erfuhr, daß an der Spitze ſeiner Richter ein Mann ſtehe, der zwar einſt ſein Freund geweſen, den er aber, in den Tagen ſeiner Gunſt, oft gekränkt hatte, urtheilte er, als Höfling und Miniſter, von den muthmaßlichen Gründen, durch welche die Höflinge und Miniſter bewogen worden waren, *dieſen* Mann zu wählen; allein er kannte auch den Präſidenten hinlänglich, um dennoch Vertrauen zu ihm zu faſſen. Er ließ ihn bitten, das Unrecht zu vergeſſen, welches er ihm zugefügt. Lamoignon antwortete: *ich erinnre mich blos, daß er mein Freund war, und daß ich ſein Richter bin.*

Minder treffend beurtheilte Fouquet ſeine übrigen Richter. Als die *Berichterſtatter* (Referenten) ernannt werden ſollten, proteſtirte er gegen d'Ormeſſon, der ſich doch nachher ſo vielen Ruhm in dieſer Sache durch nachſichtsvolte Mäſſigung erworben. Er proteſtirte auch gegen Cornier de St Helene, den er freylich beſſer kannte, denn dieſer Cornier ſtimmte für ſeine Hinrichtung. — Der König erfuhr, was vorgieng, ließ den Präſidenten rufen und befahl ihm, gerade dieſe beyden zu Berichtserſtattern zu ernennen. Lamoignon erwähnte der geſchehenen Proteſtation. „Eben deswegen,“ ſagte Ludwig, „man fürchtet ihre Rechtſchaffenheit.“

Lamoignon gab zu, daß ſie rechtſchaffne Männer wären, erklärte aber freymüthig, er habe es ſich zum Geſetz gemacht, einem Angeklagten niemals, weder erbetene noch verbetene Referenten zu geben.

„So möge,“ erwiederte der von ſeinen Miniſtern wohl inſtruirte König, „Fouquet die Gründe ſeiner Proteſtation angeben; man wird ſie erwägen und darüber entſcheiden.“

„Es iſt ein Unterſchied,“ verſetzte Lamoignon, „ob von einem Richter oder von einem

Referenten die Rede iſt. Jener iſt nothwendig, dieſer wird gewählt; darum muß man gegen einen Richter Gründe angeben; bey einem Referenten iſt das unnöthig. Ueberdieß hat, in einem Criminal-Proceß, der letztere einen weit entſchiednern Einfluß auf das Schickſal des Angeklagten; er kann ſelbſt durch ſeinen Bericht die Stimmen leiten." — Als Ludwig nicht mehr wußte, was er entgegnen ſollte, ſagte er ächt königlich: ich will es ſo.

Der unerſchrockene Präſident bat ihn, ſich Zeit zu nehmen, ehe er ſeine letzten Befehle ertheile, aber Ludwig erklärte trocken: er habe Alles wohl überlegt, und ſein Wille ſey unwiderruflich.

Lamoignon machte Colbert und Tellier ſehr lebhafte Vorwürfe über dieſen Machtſtreich. Turenne ſagte damals lachend: „Colbert hat große Luſt Fouquet hängen zu ſehen, und Tellier große Furcht, daß man ihn nicht hängen werde." — Der Präſident gehorchte endlich.

Er hat den Kampf, den er mit ſich ſelbſt darüber beſtand, ſammt den Gründen, die ihn beſtimmten, auch ſelbſt aufgezeichnet. „Ich ſah ein,“ ſagt er, „daß die Foderung, die an mich geſchah, nur eine Unregelmäßigkeit, aber nichts geſetzwidriges enthielt. Die höchſte Gewalt begieng freylich eine Unklugheit, indem ſie den Argwohn der Partheylichkeit auf ſich lud, aber keine Ungerechtigkeit. Meine längere Weigerung konnte zwey rechtſchaffene Männer beleidigen, deren Einer (Ormeſſon) mein Freund war, ein Mann, der die höchſte Zartheit der Redlichkeit mit dem höchſten Muth der Tugend verband. Ich nutzte vielleicht dem Angeklagten wider ſeinen Willen, indem ich ſein Schickſal in ſo reine, heilige Hände legte.“

Indeſſen hatte dieſer, obgleich nun aufgegebne, Widerſtand Fouquets Feinde doch beunruhigt. Sie meynten, der Präſident begünſtige entweder den Angeklagten, oder ſeine Strenge ſey doch ſehr beſchwerlich; darum wurde kabalirt, ihm den Vorſitz in der Commiſſion zu nehmen. „Die Sache zieht ſich in die Länge,“ ſagte der König zu ihm, „ich will ſie beſchleunigen. Ihre Geſchäfte ſind zugehäuft, Sie können nicht alles thun. Ich habe dem Kanzler Séguier befohlen, künftig der Commiſſion beyzuwohnen; deswegen können Sie aber doch hingehen, ſo oft Ihre Zeit es erlaubt.“

„Es wird mir jederzeit eine Ehre ſeyn,“ erwiederte Lamoignon, „unter dem Vorſitz des Kanzlers zu dienen. Unter ihm habe ich meine erſten Kenntniſſe geſammelt, und kann auch jetzt noch viel von ihm lernen.“

Der König, der vermuthet hatte, ihn gekränkt zu ſehn, wollte ſein Verfahren durch verbindliche Redensarten verſüſſen: „ich begreife nicht,“ ſagte er, „wo Sie Zeit und Geſundheit für die doppelte Arbeit hergenommen haben.“

Am andern Morgen empfieng Lamoignon den Kanzler in der Commiſſion. „Künftig,“

erklärte dieſer, als man auseinander gieng, „erſuche ich die Herren, ſich früh um 9 Uhr einzufinden.“

„In dieſem Falle,“ erwiederte der Präſident, „kann ich nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, denn ſo früh iſt die Parlementsſitzung nicht geendigt.“ — „So werden wir uns nach Ihnen richten,“ ſagte der Kanzler ſehr höflich, und that es würklich, aber nur Einmal; denn in der nächſten Sitzung erzählte er, der König habe ihm Trägheit vorgeworfen, man müſſe ſich alſo um 9 Uhr verſammeln.

So wurde der Zweck von Fouquets Feinden erreicht. Lamoignon erſchien nicht mehr, oder doch nur ſelten Nachmittags. Er zog ſich unvermerkt zurück, wobey er jedes Aufſehn zu vermeiden ſtrebte; und wenn man mit ihm davon ſprach, führte er ganz unbefangen die Unvereinbarkeit der Arbeitsſtunden als die einzige Urſach an. Das war nun Colbert wieder nicht recht; nur den Einfluß des Verſitzes hatte er ihm rauben wollen. Die gänzliche Entfernung eines ſolchen Mannes konnte eine Mißbilligung des Verfahrens der Commiſſion ſcheinen, darum ließ er ihn freundſchaftlich erſuchen, nicht ganz wegzubleiben; er werde bey dieſem Geſchäfte, in einem einzigen Monat, dem Könige wichtigere Dienſte leiſten, und beſonders den Allerhöchſten Beyfall ſicherer erwerben, als im Parlement in dreyſſig Jahren.

Man bemerke doch, welche Achtung die Regierung damals noch für die öffentliche Meynung hegte; wie ängſtlich ſie Formen zu beobachten und den Schein von Partheylichkeit oder Willkühr zu vermeiden ſtrebte. Und doch herrſchte Ludwig ſo unumſchränkt als irgend ein Monarch vor oder nach ihm; aber er verachtete die Menſchen nicht; er hielt ſie nicht blos für Werkzeuge ſeines Ehrgeitzes oder ſeiner Rachſucht. Man erbot ſich, künftig den Vorſitz zwiſchen dem Kanzler und dem Präſidenten zu theilen, ſo, daß Jener ihn des

Morgens, dieſer Nachmittags führen ſollte. — Dann wollte man ihm wieder den Vorſitz allein überlaſſen, wenn er ſich nur entſchließen wollte, abgeſonderte Conferenzen mit ſolchen Richtern zu halten, die Colberts Vertrauen beſaßen. — Endlich ſollte er ohne alle Bedingung wieder in ſeine Rechte treten. Lamoignon aber blieb ſtandhaft bey ſeiner Weigerung, und ſagte zu ſeinen Freunden: „ich habe meine Hände gewaſchen.“

Im Grunde hielt er Fouquet allerdings für ſchuldig, wenigſtens der Veruntreuung. Allein er ſah, daß die Heftigkeit, mit der man ihn verfolgte, eine Intereſſe, dem der unterdrückten Unſchuld gleich, für ihn erweckte. Daß räuberiſche Finanzminiſter beſtraft und der Raub ihnen entriſſen würde, hielt Lamoignon für ganz recht, und er ſelbſt war der Erſte geweſen, dem Könige ſolche Maaßregeln zu rathen, ehe noch an Fouquet's Verhaftung gedacht wurde; nur ſollte, nach ſeiner Meynung, eine ſolche Commiſſion vom Einfluß des Hofes gänzlich frey bleiben, und kein Werkzeug in den Händen der Miniſter werden, um ihre Feinde zu verderben. Ueberdieß erſchwerten ihm zwey Dinge ſein Richteramt in dieſem Falle: ſeine vormalige mit Fouquet gepflogene Freundſchaft, und die nachmalige Erkaltung derſelben. Die erſtere machte ihn dem Hofe verdächtig; die letztere konnte ihn dem Volke verdächtig machen.

Ich ſchalte hier eine meiſterhafte Schilderung von des berühmten Colberts Character ein, wie Lamoignon ſie ſelbſt entworfen. „Colbert iſt Einer der ſchwürigſten Menſchen für ſolche Leute, die weder Neigung haben noch in der Lage ſind, ihm gänzlich unterworfen zu ſeyn. Er meynt es nicht böſe, aber ſeine Laune iſt fähig, viel böſes zu ſtiften; denn dieſer folgt er unbedingt, und beſtärkt ſich ſelbſt in ſeinen Fehlern durch ſeine guten Eigenſchaften. Er weiß, welche große Dienſte er leiſtet, Dienſte, die in der That ſo wichtig ſind, daß ich ſelbſt überzeugt bin, Niemand als Er kann mit ſolcher Fähigkeit und Treue, mit ſolchem Fleiß und glücklichen Erfolg an Verbeſſerung der Finanzen arbeiten. Dieß Bewußtſeyn machte ihn glauben, daß Jeder, der nicht ſeiner Meynung iſt, eine ſchlechte Meynung hat, und daß man, ohne unwiſſend oder boshaft zu ſeyn, ihm nicht widerſprechen kann. Die eigne Ueberzeugung von ſeinen vortrefflichen Abſichten macht ihn mißtrauiſch gegen Jeden, der nicht ganz unbedingt ihm Beyfall giebt. Daher kommt es, daß er kein Mittel verſchmäht ſeinen Willen durchzuſetzen, ohne zu bedenken, das ſchlechte Mittel oft den beſten Zweck herabwürdigen können. Er duldet keinen Widerſpruch, verſchmäht jede Berathung, beſonders mit verſtändigen, erfahrnen Leuten, die wohl ein Recht dazu hätten, ihm Rath zu ertheilen, denn das würde ſcheinen, als theile er ſeine Macht mit ihnen: ein unerträglicher Gedanke für ſein deſpotiſches Gemüth. Aber eben daraus entſpringt ein anderes Extrem, welches ich oft bey Leuten ſeines Characters angetroffen habe; nemlich, er iſt ſehr empfänglich für die Einliſpelungen ſeiner Bedienten und Untergebenen.“

Nicht minder ehrwürdig als bey Fouquets Proceß, erſchien Lamoignon's reine Tugend bey einer andern wichtigen Gelegenheit. Es war 1667 von einer königlichen Ordonnanz die Rede, gegen welche das Parlament ſich erhob, doch nicht mit der Zuſtimmung ſeines Präſidenten. Man hätte glauben ſollen, der Hof werde dieſen angefeuert haben, die Widerſpenſtigen im Zaum zu halten? Keineswegs. Im Gegentheil, der Hof wünſchte, daß das Parlament ſich vergeſſen und ſchuldig erſcheinen möchte, um einen Vorwand zu haben, jetzt, da man ſich ſtark genug fühlte, die Beleidigungen zu rächen, die man zur Zeit der Fronde von dieſem ſtolzen Gerichtshof hatte erdulden müſſen. Darum erſchöpften die Miniſter alle Künſte, um Lamoignen zu bewegen, daß er den unbeſonnenen Eifer des Parlaments durch ſeine Mäſſigung und Klugheit nicht dämpfen möchte. Man bot ihm eine reiche Abtey für Einen ſeiner Söhne, der noch zu jung war, um einen Stand zu wählen. Der Vater ſchlug es aus, ſprechend: mein Sohn könnte leicht in der Folge den Beſitz einer Abtey für einen Beruf zum geiſtlichen Stande halten. Man bot ihm 200000 Livres, wenn er ſich in nichts miſchen wolle. Vergebens. „Ich mag nicht,“ ſprach er, „der Mitſchuldige eines Hofes werden, der, ſtatt Vergehungen vorzubeugen, wenn er es kann, ihnen lieber freyen Lauf läßt, um das Vergnügen zu haben, ſie zu beſtraſen.“ — So ſtand er, zwiſchen Hof und Parlament, verſchmähte dort des Königs Gnadenbezeugungen, wagte hier die Gunſt des Volkes, das ihn mit dem Hofe einverſtanden glaubte; und blieb ſtets unerſchüttert.

Als Ludwig XIV. 1672 in einen großen Krieg ſich verwickelte, brauchte er Geld, viel Geld. Es ſollten neue Auflagen gemacht werden. Lamoignon ſtimmte für einen mildern Ausweg, nemlich für Anleihen. Seine Meynung drang durch, allein die merkwürdigen

Worte, die Colbert, beym Herausgehn aus dem Zimmer des Königs, ihm ſagte, ſollte jeder Finanzminiſter in ſein Gedächtniß graben, und Lamoignon ſelbſt mochte fühlen, daß ſeine gute Abſicht ihn irre geleitet hatte.

„Sie haben geſiegt,“ ſprach Colbert mit einiger Bitterkeit, „Sie glauben als ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben. Mein Gott! wußte ich denn nicht ſo gut als Sie, daß der König Geld finden würde, wenn er welches borgen wollte? aber ich hütete mich wohl es zu ſagen. Da haben wir nun die große Straße der Anleihen geöffnet; welches Mittel bleibt uns künftig, die Verſchwendung eines Königs zu hemmen? Man wird borgen und borgen, und am Ende doch nur Auflagen machen müſſen, um die Anleihen wieder zu bezahlen.“

Einſt vertraute Jemand, deſſen Nahmen man nicht erfahren hat, dem redlichen Lamoignon ein Depoſitum von ſehr wichtigen Papieren. Der Hof erfuhr es; die Miniſterial-Inquiſition

ließ

erwachte: ein Staats-Secretair ſchrieb ihm, der König verlange zu wiſſen, was die Papiere enthielten. Er antwortete: „ich habe kein Depoſitum, und wenn ich Eines hätte, ſo würde meine Ehre dieſelbe Antwort heiſchen.“ — Darauf ließ der König ihn vor ſich fodern. Er fand den Staatsſecretär bey dem Monarchen, und bat um eine geheime Audienz. In dieſer bekannte er ſich zu dem Depoſitum, betheuernd, er würde ſich nie damit befaßt haben, wenn es irgend etwas zum Nachtheil des Staats enthielte. „Ew. Majeſtät,“ ſagte er, „würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich im Stande wäre, mehr davon zu entdecken.“

„Auch begehre ich nichts mehr davon zu wiſſen,“ erwiederte der edle Ludwig, „ich bin zufrieden.“ Eben trat der Staatsſecretair wieder herein. „Sie haben mir da eine ſchöne Propoſition gemacht,“ rief der König ihm entgegen, „ich ſoll einen Mann von Ehre zwingen, ſein Wort zu brechen. — Gehn Sie,“ ſchloß er, indem er ſich zu Lamoignon wandte, „Sie ha ben in dieſer Sache keine andre Verbindlichkeit, als die Sie ſelbſt ſich aufgelegt haben.“

Schon früher war, bey irgend einer Gelegenheit, ihm eine Penſion von 6000 Livres verſprochen werden, aber in den nächſten ſechs Monaten war nicht weiter die Rede davon. Der Konig ſelbſt dachte endlich daran, und ſagte eines Tages zu ihm: „Sie ſprechen gar nicht von Ihrer Penſion?“ — „Sire! “verſetzte Lamoignon, „ich warte bis ich ſie verdient habe.“ — „In dieſem Falle,“ erwiederte der König ſchnell, „bin ich Ihnen Nachzahlung ſchuldig,“ und ſie wurde auf der Stelle geleiſtet.

Wem wird nicht das Herz groß, wenn er dieſe Züge lieſt? wem thut es nicht wohl, die Tugend ſo von einem Monarchen geehrt zu ſehn? — aber ach! wem dringt nicht auch die Frage ſich auf: was würde in andern Zeiten aus einem Lamoignon geworden ſeyn?

Pedro de la Gaſca.

Es iſt ſo Geiſt- und Herzerquickend, das Andenken ſolcher Männer zu ſevern, daß ich mir das Vergügen nicht verſagen kann, zu dem eben aufgeſtellten Gemählde noch ein Seitenſtück zu liefern.

Im Jahr 1546 fürchtete man in Spanien, der ehrgeizige Pizarro möchte ſich in Amerika zum Beherrſcher von Peru aufwerſen; denn ſchon hatte er gewagt, ſich gegen den Unterkönig zu empören, der in einer blutigen Schlacht ſein Leben verlohr, und deſſen abgehauener Kopf ſogar auf den Galgen zur Schau geſteckt wurde. Kayſer Carl V. war damals in einen bedenklichen Krieg mit den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen verwickelt; den Aufruhr in Amerika zu dämpfen, mußte er ſeinem Sohne Philipp überlaſſen, der in der erſten Hitze das Racheſchwerdt zucken, und ein heilſames Beyſpiel der Strenge geben wollte. Aber — unzählige Hinderniſſe kühlten ſeinen Eyfer ab. Um den mächtigen Pizarro zu züchtigen, bedurfte man eines Heeres. Der Kern der ſpaniſchen Truppen war in Deutſchland; Spanien durch lange Kriege Menſchenarm geworden. Eine geringe Macht durfte man nicht ſenden, und eine anſehnliche in ein ſo entferntes Land zu ſchaffen, war faſt unmöglich. Pizarro, Meiſter von der Südſee, konnte den nächſten Weg nach Peru ſperren. Zu Lande durch Wüſteneyen und wilde Völker zu dringen, ſchien noch gefährlicher. Der Weg durch die magellaniſche Straſſe war allzuweit, unſicher und damals noch wenig bekannt. Es blieb alſo nichts anders übrig, als der Strenge zu entſagen, und ein milderes Mittel zu verſuchen.

Hier kam es nun vor allen Dingen auf die Perſon des Unterhändlers an. Die kluge

Wahl traf Pedro de la Gaſca, einen Geiſtlichen, der zwar noch kein hohes Amt verwaltet, aber doch bey verſchiednen, wichtigen Geſchäften, wo man ſich ſeiner bediente, ſo viele Klugheit, Redlichkeit, Uneigennutz, Vorſicht und Standhaftigkeit bewieſen hatte, daß er dieſes Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Der Kayſer, mit Gaſca's Verdienſten bekannt, billigte die getroffene Wahl, und meldete ſie ihm ſelbſt in einem Briefe, der dem Schreiber nicht minder Ehre machte als dem Empfänger. Ein hohes Alter, Kränklichkeit, Furcht vor einer weiten Seereiſe, einem ungeſunden Klima, Alles das ſchreckte den Mann nicht ab, der ſeinem Vaterlande nützlich werden konnte. Dieſer edle Wunſch allein beſtimmte ihn, denn als man, um mit größerem Glanze ihn erſcheinen zu laſſen, ein Bißthum ihm anbot, lehnte er es ab, begehrte keinen höhern Titel, als den eines Präſidenten des Gerichtshofes zu Lima, ſchlug ſogar ein Jahrgehalt aus, und bat blos, während ſeiner Abweſenheit für ſeine arme Familie zu ſorgen. Als Friedensbote wollte er kein glänzendes Gefolge, ſondern nur einige Bedienten mit ſich nehmen.

Nur in Anſehung der Vollmachten, die er verlangte, war er, zum Wohl des Staates, unnachgiebig. „Sie müſſen unbegrenzt ſeyn," ſprach er klüglich, „denn das Land iſt fern vom Sitz der Regierung; ich kann nicht in jedem Augenblicke neue Verhaltungsbefehle einholen; ich muß Vertrauen zu meiner Macht einflößen, ich muß verzeihen, beſtrafen, belohnen dürfen; die Waffen aller Statthalter in den ſpaniſchen Niederlaſſungen müſſen mir zu Gebote ſtehen."

Eine ſolche Gewalt ſchien den Miniſtern zu groß für einen Unterthan, allein Carl V. dachte größer; er ertheilte ſie ihm ohne Bedenken, und Gaſca ſegelte ab, ohne Titel, ohne Geld, ohne Truppen, um der gefährlichſten Empörung die Spitze zu bieten. — Aber ihn begleitete die angebohrne Gewalt erhabner Geiſter und edler Herzen. Zu Nombre de Dios und Panama fand er Befehlshaber, die jeder Landung ſich widerſetzen ſollten. Beym Anblick dieſes Greiſes, deſſen Sanftmuth, Sitteneinfalt und Beruf, Liebe und Ehrfurcht in jeder Bruſt weckten; bey ſeiner Erklärung: er komme mit dem Oelzweig, er wolle nur helfen, verzeihen, Ordnung und Gerechtigkeit in Peru wieder einführen; vergaßen ſie, das ſtrenge Gebot zu erfüllen; er landete und eroberte die Herzen. Pizarro ſchrieb an ſeine Vertrauten, man ſolle ihm 50000 Peſos bieten, wenn er abziehn wolle; wo nicht, ihn vergiften.

Dieſer raſende Befehl empörte die Empfänger, ſie traten öffentlich auf Gaſca's Seite und überlieferten ihm die Flotte. Pizarro, von Wuth verblendet, ließ, durch einen feilen Gerichtshof, Gaſca des Hochverraths ſchuldig erklären und zum Tode verurtheilen. Dann zog er ſeine Truppen zuſammen, tauſend Mann, damals eine große Macht, trefflich ausgerüſtet.

Aber auch Gaſca bewieß, daß er, wenn es gelte, mehr als beten und überreden könne. Er ſammelte Truppen aus den ſpaniſchen Niederlaſſungen, und ſandte ſie, mit einem Geſchwader, an die peruaniſche Küſte, wo ihr Erſcheinen anfangs Beſtürzung erregte, bald jedoch alle Mißvergnügte, irre Geleitete oder Reuige zu ihren Fahnen ſtrömten. Pizarro ſtutzte, wüthete, blieb unerſchrocken, machte ſein ganzes Heer beritten, und zog mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit dem Feinde entgegen. Allein jetzt erfuhr er, wie ſchwach der mächtigſte Uſurpator iſt, wenn ſeine Macht nicht auf Recht ſich gründet. Jeden Morgen beym Aufbruch, wenn Pizarro ſein Heer überſchaute, fand er deſſen Zahl anſehnlich vermindert; während der Nacht waren die Reiter haufenweis entflohn. Er ſchäumte vor Wuth. Wehe dem Schuldigen oder Unſchuldigen, auf den ſein Verdacht fiel! er ſtrafte mit unerbittlicher Strenge. Dennoch konnte er die eingeriſſene Seuche der Deſertion nicht hemmen. Ehe er noch den Feind zu Geſicht bekam, war ſein Heer auf 400 Mann zuſammen geſchmolzen. Doch dieſe vierhundert hatten durch Verbrechen ihre Treue verbürgt, hofften keine Verzeihung, ſondern mußten ihr letztes Heyl in der Tapferkeit der Verzweiflung ſuchen. Mit ihnen ſchlug Pizarro einen Haufen der Königlichen, machte Beute, ließ die Ueberwundnen grauſam behandeln, und alſobald liefen mit dem Glücke viele Anhänger ihm wieder zu.

Doch ſchon landete Gaſca ſelbſt in Peru mit einer Macht, die ſchnell anwuchs. Noch immer hörte man ihn ſanftmüthig den Wunſch erklären, den Streit ohne Blutvergießen zu beenden. Jeden Reuigen empfieng er, wie ein Vater das bußfertige Kind. Selbſt dem Pizarro bot er Verzeihung an; der vom Glück berauſchte verſchmähte ſie.

Beyde Heere trafen auf einander am 9ten April 1548, und gewährten dem Auge einen ſeltſamen Contraſt. Die Soldaten des Pizarro in ſeidene, mit Gold und Silber geſtickte Stoffe gekleidet, ihre Pferde, Waffen und Fahnen reich verziert; die des Gaſca ohne Schimmer, an ihrer Spitze ein Erzbiſchoff, zwey Biſchöffe, und eine Menge von Geiſtlichen, die den Segen ertheilten. Schon ſollte zum Angriff geblaſen werden, als plötzlich mehrere der vornehmſten Offiziere Pizarro's hinüber zu Gaſca ſprengten, und dadurch die ſchrecklichſte Verwirrung in dem verlaſſenen Heer verbreiteten. Angſt und Argwohn griffen ſchnell um ſich. Hier ſchlich ein Trupp ſtill davon; dort warf ein anderer die Gewehre von ſich; vergebens befahl, drohte, bat Pizarro, in einer halben Stunde war ſein ganzes Corps zerſtreut. Da ſtand er eingewurzelt, vor Wuth und Schrecken bebend. „Was iſt nun zu thun?“ rief er den Wenigen zu, die noch ſein Schickſal theilten. „Nichts,“ erwiederte ein unerſchrockener Spanier, „als in den Feind zu rennen, und den Tod eines Römers zu ſterben.“ — Allein von Pizarro waren Muth und Uebermuth gewichen, er ergab ſich.

Univ. Bibl.

Gaſca befleckte den unblutigen Sieg durch keine Grauſamkeit. Nur Pizarro und einige der vornehmſten Verbrecher wurden enthauptet; alle übrige erhielten Verzeihung.

Jetzt heiſchte Klugheit, die Menge der müſſigen Abentheurer zu beſchäftigen. Gaſca ſandte ſie nach Chili, um ferne Länder zu erobern. Das Schwerſte blieb ihm noch übrig: die Getreuen zu belohnen; denn Jeder hielt nur den höchſten Lohn ſeinen Verdienſten angemeſſen. Durch Confiscation, oder den Tod der vorigen Beſitzer, war der Krone ein Eigenthum zugefallen, welches mehr als zwey Millionen Peſos jährlich abwarf; dennoch nicht hinreichend, um die Habgier zu ſättigen. Gaſca that was er konnte, hörte und prüfte eines Jeden Anſprüche mit kalter Unpartheylichkeit, gab mit vollen Händen, und behielt nichts für ſich. Dennoch machte er nur Undankbare, die ſogar mit Empörung drohten. Durch Strenge und Sanftmuth unterdrückte er jede aufrühreriſche Bewegung; ſtellte Ordnung und Rechtspflege im ganzen Reiche wieder her; ſchützte die armen, unterjochten Indianer vor grauſamer Behandlung; ſorgte für den Unterricht in der Religion; und — nachdem er auf dieſe Weiſe den Zweck ſeiner Sendung erfüllt — legte er freywillig die Regierung nieder, ſchiffte ſich ein, kam arm in ſein Vaterland zurück, brachte aber dem Hofe eine Million und dreymalhunderttauſend Peſos erſpartes Geld. Seine Ausrüſtung hatte nicht mehr als 3000 Ducaten gekoſtet. Ohne Heer, ohne Flotte, ohne Geld war er abgereiſt; Alles hatte er ſich ſelbſt erſchaffen. Reichere Geſchenke hatte er ausgetheilt, als jemals ein Unterthan zu irgend einer Zeit, unter irgend einer Nation zu vergeben hatte; er ſelbſt blieb arm; und in demſelben Augenblicke, in welchem er dreyzehnmalhunderttauſend Peſos in die königliche Schatzkammer ſchüttelte, bat er in einem demüthigen Schreiben um eine kleine Summe, zu Bezahlung ſolcher Schulden, die er im Dienſt gemacht. Aber ihm wurde ein ſchönerer Lohn: die hohe Achtung ſeines Kayſers, die Bewunderung der Nation und der Nachwelt. Er wurde Biſchoff von Valencia, und verlebte ſeine noch übrigen Tage in der Stille. Eine nie getrübte Heiterkeit, vom edelſten Bewußtſeyn erzeugt, begleitete ihn bis zum Grabe.

Lobrede auf das alte Roß des Kayſers Caligula.

Mögen Andere das glückliche Verbrechen mit Ruhm krönen, um einen Brocken vom Raube zu erhaschen; mögen Andere die Knice vor dem glänzenden Laſter beugen; ich weyhe meine Feder nur dem ſtillen Verdienſt, der unbeſleckten Tugend; ich weyhe ſie Dir, edler Incitatus!

Dieſen Nahmen führte das Roß, welches unter der vortreſſlichen Regierung des Kayſers

Caligula — (warum wurde ich nicht unter ihr gebohren!) — ein Gegenſtand der gerechten Bewunderung des römiſchen Volkes war. Caligula, der unvergeßliche Monarch, der das verborgene Verdienſt hervorzog, ohne auf Rang oder Geburt, am wenigſten auf die äußere Geſtalt Rückſicht zu nehmen, Caligula erhob ſein Pferd zum Oberprieſter, zum Staatsrath, ließ ihm einen Stall von Marmor bauen, Krippen von Elfenbein machen, bedeckte es mit Purpur und hieng ihm Perlen um den Hals. Freylich gab es Neider, die ſich unterfiengen, die Wahl ihres Kayſers bitter zu tadeln — ſie vergaßen, daß ein mächtiger Monarch, wen er will und was er will aus dem Staube hervorziehen, mit Purpur und Perlen ſchmücken kann — allein trotz jener hämiſchen Neider, blieb Incitatus dennoch würdig, mit dem Kayſer die Laſt der ganzen Welt zu tragen.

Es iſt unverzeihlich, daß die Geſchichtſchreiber, welche ſo oft Kleinigkeiten erzählen, die wichtigſten Umſtände in Anſehung meines Hel den unberührt gelaſſen haben. Man kennt weder ſeine Herkunft noch ſeine Erziehung; man weiß nicht einmal, ob er ein Kutſchpferd, oder ein Karrengaul, oder ein Jagdklepper war. Einige boshafte Schriftſteller behaupten, er ſey die ſchlechteſte Mähre im ganzen Stalle geweſen, und wollen ihre Behauptung auf den politiſchen Grundſatz ſtützen: daß unter einer verderbten Regierung immer die ſchlechteſten Subjecte zu hohen Ehrenſtellen gelangen. Nichts als Verleumdung. Folgende Anecdote wird beweiſen, daß Incitatus ſeine Erhebung einzig und allein ſeinen Verdienſten verdankte, und daß er ohne allen Zweifel ein Reitpferd war. Denn eines Tages ritt der Kayſer auf ihm, und als die Adjutanten ſich in Schmeicheleyen über den herrlichen Anſtand erſchöpften, mit welchem der Kayſer einhertrabte, wurde das Gefühl des edlen Roſſes dadurch ſo ſehr empört, daß es beſchloß, die faden Höflinge zu beſchämen. Plötzlich ſchlug Incitatus hinten und vorn hinaus, und warf den Herrn der Welt in den Koth. Da erkannte der Monarch, daß am ganzen Hofe nur allein ſein Reitpferd der Wahrheit huldigte, und ſogleich erhob er es zu den erſten Würden des Staats.

Ihr möchtet glauben, ein ſo plötzlicher Glückswandel habe den wackern Houynhen ſchwindeln gemacht? — keinesweges; er blieb ganz der Alte; kein Fünkchen von dem gewöhnlichen Uebermuth der parvenus; er allein am kayſerlichen Hofe ſchien ſeine Superiorität nicht zu ahnden. Nie ließ er ſich zu kleinen Intriguen herab, um die Gunſt ſeines Herrn zu feſſeln; nie machte er ihm die Unterthanen verdächtig, oder verſchloß deſſen Ohr vor ihren gerechten Klagen; oder verleitete ihn, ſie blos als Werkzeuge eines unerſättlichen Ehrgeizes von einer Schlachtbank zur Andern zu führen. Nie begehrte Incitatus alle hohe und einträgliche Aemter in ſeiner Perſon zu vereinigen, obgleich er durch ſeine Talente gerechtern Anſpruch darauf machen konnte, als die meiſten ſeiner Nach-

fol-

folger. Seine Beſcheidenheit duldete nicht, daß die Patricier Stundenlang in ſeinem Vorzimmer ſtanden, ohne vor ihm gelaſſen zu werden, obgleich der römiſche Adel damals ſo tief geſunken war, daß die erſten und älteſten Familien ſich für hochgeehrt würden gehalten haben, wenn ſie ihn hätten ſtriegeln und ſeinen Stall reinigen dürfen. Manche bedauerten auch ſehr herzlich, daß die zufällige Form ſeines Körpers einer nähern Verbindung mit einer ihrer Töchter im Wege ſtand. — Ein großer Feind der Schmeicheley, verſchmähte er alle Lobgedichte, Oden, Hymnen u. ſ. w., welche Tag für Tag in ſo großer Anzahl bey ihm einliefen, daß man ihm an jeden Abend eine friſche Streu davon hätte zubereiten können. Eben ſo war auch Uneigennutz ein Hauptzug ſeines Characters. Er hatte ſonder Zweifel eine große Familie, allein nie kam es ihm in den Sinn, verdienſtloſe Creaturen aus ihrem Element, dem Staube, hervor zu wählen; ſie mußten ihren Karrn oder ihren Pflug fort ziehen, ſtatt blühende Provinzen mit ihrem plumpen Huſe zu zertreten.

Seine Mäſſigkeit war ſo groß, daß er nie mehr begehrte, als ſatt zu werden. Welch' ein erhabenes Muſter für die unerſättlichen Machthaber! — Einſt lud Caligula ihn zum Abendeſſen, ließ ihm verguldete Gerſte und Wein in goldnen Bechern vorſetzen; aber — man ſtaune! — auch das Gold reitzte den Günſtling nicht; er beſtand darauf, daß man ihm gewöhnlichen Haber bringen mußte.

Mit eben der Nachläſſigkeit, mit welcher die Geſchichtſchreiber über ſeine Herkunft hinweg geſchlüpft ſind, verſchweigen ſie uns auch, ob der edle Miniſter ein Hengſt oder ein Wallach war. Vermuthlich das letztere, denn man hat nie von ſeinen galanten Abentheuern etwas erfahren, welche doch ſicher nicht unbekannt geblieben wären, da man, auf einem ſo erhabnen Poſten, die Leidenſchaften eben nicht zu zügeln pflegt. Wenigſtens wurden ſeine Maitreſſen —

wenn er deren hatte — nicht durch ihn mit Schätzen überhäuft.

Ueberhaupt beweißt das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber über ſeine Fehler, daß er deren keine beſaß; denn man weiß, daß die Fehler der parvenus nie vergeſſen werden. Unwiſſenheit und Dummheit wirft die Verleumdung ihm vor; aber man beurtheile ihn nach ſeinen Handlungen, ſeiner Lebensweiſe. Er hat nie etwas anders als Haber geſpeiſt, und zwar ſolchen, den er nicht geſtohlen hatte; er war nie ſtolz auf ſeine Purpurdecke noch auf ſeine ſilbernen Hufeiſen; ſtolperte nie mit ſeinem Herrn; hat ihm auch nicht zu der berüchtigten Brücke gerathen, die Caligula über das Meer ſchlagen wollte, auch würklich zu ſchlagen anfieng, und die ich noch einſt vollendet zu ſehen hoffe; kurz, ich zweifle nicht, daß die gerechte Nachwelt, bey dieſer ungeſchminkten Darſtellung der Verdienſte des edlen Incitatus, jedes Vorurtheil fahren laſſen, und bekennen wird, daß kein Nachkömmling deſſelben, ſo viele ihrer auch noch täglich zu hohen Würden gelangen, mit ſeinem tugendhaften Ahnherrn ſich meſſen darf.

Die Feengrotte.

Jedermann weiß, daß in der Provinz Languedoc Gebürge befindlich ſind, welche die Cevennen heißen; aber nicht Jedermann weiß — (es wäre denn, daß im Muſeum des Wundervollen etwas davon ſtünde) — daß auf dem Gipfel eines dieſer Berge, der Fels von Taurach genannt, von düſterm Wald begrenzt, eine Grotte gähnt, deren bloßer Nahme dem einſamen Ziegenhirten das Haar lüpft, wenn er bis in dieſe Gegend ſich verirrt: die Feengrotte (La baume de las dommoiſelles). Die Sage geht, es habe zu den Zeiten der Religionskriege eine unglückliche Familie ſich dahin geflüchtet, um dem Tode zu entrinnen; oft habe man Abends in der Dämmerung einige dieſer Unglücklichen, Geſpenſtern gleich, herum klimmen ſehn, um Ziegen zu ſtehlen; denn nur von ſolchem ungewiſſen Raube und von Wurzeln und Kräutern hätten ſie gelebt. Man erzählt ferner, es wären einige Kinder in dieſen Höhlen gebohren worden, die, nach dem Tode ihrer Eltern, in gänzliche Wildheit verſunken, ohne Kleider, ohne Sprache herum geirrt. Erſchrockene Bewohner des Landes, welche zufällig eine dieſer unglücklichen Creaturen erblickten, thaten mit erhitzter Einbildungskraft noch manches Wunderbare hinzu, und ſo entſtanden Geiſter, deren Wohnungen kein Sterblicher ſich zu nähern wagte. Allein dieſe Elenden konnten, bey einer ſolchen Lebensweiſe, ihren Rang unter den Unſterblichen nicht lange behaupten. Sie verſchwanden nach und nach. Man hat eine Menge Knochen gefunden, auch einige grobe Werkzeuge, deren dieſe Knochen, als ſie noch belebt waren, ſich bedient haben mögen.

Es iſt eine traurige aber wahre Bemerkung, daß die, das menſchliche Leben verbitternden Empfindungen länger nachwirken als die verſüßenden. So auch die Furcht. Längſt ſchon waren die Geſpenſter verſchwunden; längſt flatterte ihr Mähnen gleiches Haar nicht mehr im Sturmwind auf Felſengipfeln, als noch immer die Bewohner der umliegenden Gegend nur mit ſcheuen Schritten den Berg umkreiſten, und jeder Verwogne angeſtaunt wurde, der ſich in die Feengrotte wagte. Ein ſolcher Wagehals war ein gewiſſer Herr Lonjon, der ein Amt in einer kleinen Stadt am Fuß der Gebürge bekleidete. Nur einen einzigen flinken Bauerburſchen konnte er überreden, ſein Gefährte zu ſeyn. Sie erreichten das Ziel ungehindert und befanden ſich in einer geräumigen Höhle. Im Hintergrunde derſelben erblickte Lonjon eine Oeffnung, allein ſie war ſo eng, daß er höchſtens den Kopf durchſtecken könnte. Er ſchlenderte eine brennende Fackel hinein, ſchaute nach und konnte mit ſeinen Blicken den Umfang nicht faſſen, den ſie erleuchtete.

Seine Neubegier wuchs. Er holte Pulver, unterminirte die Oeffnung, ſprengte einen Theil derſelben, kroch hindurch, ſtand an fürchterlichen Abgründen und kehrte mit dem Vorſatz zurück, bey einer andern Gelegenheit mit Werkzeugen und Hülfsmitteln verſehn, ſich wieder einzufinden.

Mehrere Jahre verſtrichen. Zufällig erzählte er in Montpellier ſein Abentheuer einem Herrn Marſollier, der alſobald, von gleicher Wißbegier ergriffen, ſich auf den Weg machte. Ihn begleiteten ein munterer Student, Nahmens Brunet, (vielleicht ein Verwandter von dem drolligen Brunet auf dem Theatre de Montanſier) zwey rüſtige Bauern und ſein Bedienter. Sie verſahen ſich mit einer 50 Fuß langen Strickleiter, mehrern Seilen, Fackeln und Lebensmitteln. Nur Waſſer hatten ſie vergeſſen; einige Kirſchen löſchten ihren Durſt. Auf des Berges Mitte ſtehen kleine bewohnte Häuſer, wo ſie ihre Caravane noch durch einen braven Kerl mit einer Leiter verwehrten. Bald ſtanden ſie vor dem Eingang der Höhle, der von immergrünen Eichen verſteckt und beſchattet wird. Er hat die Geſtalt eines Trichters, etwa 30 Fuß hoch und 20 im Durchſchnitt, mit wilden Reben und allerley Pflanzen mahleriſch bewachſen, dennoch ſo ſchauerlich, daß Brunets getreuer Hund ſeinem Herrn nicht folgen wollte, ſondern lieber acht Stunden lang davor liegen blieb und gräßlich heulte.

Mit Hülfe der Leitern ſtiegen ſie nun in den erſten Saal hinab. Ihn ſchmückte eine Tapete von Frauenhaarkraut. (Capillaire, aus dem der bekannte Syrup gemacht wird.) Eine Höhle rechter Hand führte nicht weit. Vier prächtige Säulen von Tropfſtein, wie Palmbäume geſtaltet, wohl 30 Fuß hoch, erhuben ſich im Hintergrunde, reichten aber nicht bis an das Gewölbe, und waren ungewöhnlicher Weiſe oben dicker als unten. In dieſem Saale wurde Feuer angezündet und gefrühſtückt. — In einem zweyten Saale konnte man nur auf dem Bauche kriechen und hinab ſchurren, denn er lag um 20 Klaffter tiefer als der erſte, von unermeßlichem Umfang, die Wände flimmernd, als habe ein geſchickter Künſtler Diamanten zu Moſaik verarbeitet; verſteinerte Waſſerfälle, weiß wie Email, oder gelblichte Tropfen, die herab zu fallen ſchienen und im Fallen ſich verhärteten. Der Anblick ergriff gewaltig. Es war, als ſey vormals hier alles belebt geweſen, und plötzlich durch einen Zauberſchlag, in der Bewegung gehemmt, zu Eis geronnen.

Sie giengen weiter aus einem Gewölbe in das andere, überall wurde ihr Auge durch die mannichfaltigſte Pracht entzückt. Säulen, Obelisken, durchſichtige Guirlanden, die aus Kryſtall, Porcellain und Diamanten gewebt ſchienen, Alles rechtfertigte den Nahmen Feengrotte. Einmal mußten ſie durch ein enges, wie ein Backofen geſtaltetes Loch ſich drängen, welches ſie abermals in eine Höhle führte, deren Wände ganz aus dem kleinen überzognen Zuckerwerk zu beſtehen ſchienen, welches die Franzoſen (und ich glaube auch die Deutſchen) dragées nennen. Hier ſah es überhaupt aus wie bey einem Berliner Conditor am Weyhnachtsabend; kein Fürſt der Oberwelt beſitzt einen ſolchen Deſſertaufſatz. Hingegen lieferte die nächſte Höhle zu dieſem freundlichen Anblick einen furchtbaren Contraſt; da ſah man nichts als geſprengte, hingerollte, überhangende Felſenſtücke, Alles deutete auf Krämpfe im Buſen der Mutter Erde; ſtill und ſchüchtern ſchlüpften die Menſchenkinder zwiſchen und unter den gewaltigen Maſſen durch, zitternd, daß eine derſelben ſich losreiſſen und ſie auf ewig begraben werde.

Endlich gelangten ſie an den Ort, wo Lonjon den Felſen geſprengt hatte. Sie zwängten ſich durch die noch immer enge Oeffnung, und befanden ſich nun auf einem Platze, wo ungefähr zwölf Perſonen ſtehen konnten. Hinter drey kleinen Pfeilern war ein Loch voll ſchlammigen Waſſers; Fledermäuſe flatterten umher;

pflanzengleiche Criſtalliſationen ſchimmerten auf ſchwarzem Grunde. Dem Eingang gegenüber war dieſe Höhle unbegrenzt. Vergebens wurden die Fackeln hoch über die Häupter gehalten, das Auge konnte den Raum nicht meſſen, und um weiter zu gelangen, gab es keinen andern Weg, als einen ſteilen, 50 Fuß hohen Felſen. Hier mußte man hinunter. Die Strickleiter wurde an einem Tropfſtein befeſtigt. Man ſah einander an. Jeder ſchien zu erwarten, daß ſein Nachbar vor ihm herklettern ſolle. Von allen Seiten Abgründe, Steine wurden hinab geworfen; ſie fielen lange, bis man ſie endlich aufprallen und dann von Felſen zu Felſen weiter ſpringen hörte. Was war zu thun? die Höhle da unten glich, ſo viel man gewahren konnte, einem Marktplatz an Größe; Neubegier überwand die Furcht. Ein Bauer kletterte voran, Brunet folgte. In einer Entfernung von drey Klaſtern konnte man nichts mehr von den hinab Steigenden ſehn, und die Zeit, die ſie auf ihrer Fahrt zubrachten, ſchien entſetzlich lang zu ſeyn. Schon in einer Tiefe von 20 Fuß bog ſich der Felſen ſo ſehr einwärts, daß die Strickleiter frey hängen blieb und ſich drehte. Man nehme dazu die tiefe Stille; das ſchwache Licht, das gleichſam nur die Finſterniß ſichtbar machte; das Grauen der Einöde; das Fallen einiger Tropfſteine, die ſich löſten und mit dumpfen Gemurmel hinab rollten; Alles trug bey, die Luſtparthie in ein ſchauerliches Abentheuer zu verwandeln.

Marſollier war der dritte, der ſich auf die Leiter ſchwang, die durch ſeine beyden Vorgänger ſchon ſehr beſchwert ſeyn mußte. Auch die Sproſſen beſtanden blos aus Stricken, waren zu weit von einander entfernt, und, was das Schlimmſte, das Gewicht von drey Menſchen verurſachte natürlich, daß die ganze Leiter in der Breite ſich verengte, während ſie in der Länge ſich ausdehnte; dadurch wurden denn auch die Sproſſen ſchlaff. Zuerſt mußte man ſich oben mit den Händen anklammern, unten mit den Füßen die Leiter ſuchen und vom Felſen entfernen, um den Fuß in die Sproſſe ſetzen zu können; dann konnte man, wegen der Entfernung der Sproſſen, ſich immer nur mit Einer Hand feſt halten, denn wenn man die Andere nicht los ließ, ſo erreichte der Fuß die folgende Sproſſe nicht. Alles das erweckte bey Marſollier eine Angſt, die ihn plötzlich kraftlos machte; auf einem Drittel des Weges verſagte ihm der linke Arm den Dienſt; die Leiter umklammernd blieb er hängen, mit Einem Fuß in der Sproſſe, mit dem andern in der Luft, und konnte weder rückwärts noch vorwärts. Da hieng er eine Viertelſtunde in der grauſamſten Verlegenheit; unter ſich erblickte er den Abgrund, der blos vermieden werden konnte, wenn er ganz gerade auf einem ſchmalen ſchlüpfrigen Felſen hinab klimmte; er ächzte laut, und beklagte zugleich ſeine Gefährten, die durch ſeinen Zuſtand gleichfalls in die unangenehmſte Lage kamen. Er hörte ſie unten rathſchlagen, und ihr flüſterndes Geſpräch verrieth ihm ſeine dringende Gefahr. Endlich ermannte er ſich wieder, glitſchte auf gut Glück mehrere Sproſſen hinab, bis er die ſtützenden Arme ſeiner Gefährten, und mit ihrer Hülfe den Boden erreichte, wo er ſchwitzend und erſchöpft auf einen naſſen Felſen ſank, der ihn ein wollüſtiger Sofa dünkte. Sein Beyſpiel ſchreckte die übrigen ab, die oben zurück blieben.

Unten flimmerte Alles in unermeßlichem Umfang von mannichfach geſtalteten, ſchneeweiſſen Tropfſtein und Warzenſtein. Aber noch waren mehr als 50 Fuß hinab zu ſteigen, und wie? an ſteilen Felſen, wo keine Fußſpitze Platz greifen, keine Hand ſich anklammern konnte; jeder Verſuch ſchien ein gewiſſer Tod. Es fehlten Stricke, es fehlten eiſerne Klammern, mehrere Hammer, Menſchen, Kräfte, Muth. Sie kehrten um. Marſollier zitterte die Strickleiter noch einmal zu betreten; er wand ſich ein ſtarkes Seil unter den Armen um die Bruſt, welches oben von zwey Menſchen gehalten wurde; ſo kam er, halb kletternd, halb empor gezogen, glücklich wieder hinauf. Seine Gefährten folgen rasch und munter. Kaum war der Anblick er Gefahr ihren Augen entrückt, als auch, wie ſt geſchieht, die Gefahr ſelbſt vergeſſen wurde. Man machte ſich Vorwürfe untereinander über Zaghaftigkeit, über Mangel an Vorſicht und gehöriger Vorbereitung; man ſchämte ſich, nicht Alles geſehn zu haben, und beſchloß, beſſer ausgerüſtet, nächſtens wieder zu kommen. Es geſchah, und zwar in ſehr vermehrter Geſellſchaft, unter welcher nun auch Marquis und Parlaments-Präſidenten ſich befanden. Alle gaben ſich das Wort, allen Gefahren zum Trotz, nicht eher abzulaſſen, bis ſie in das innerſte Heiligthum dieſes Wundertempels der Natur gedrungen wären. Die möglichſte Vorſicht war genommen; mit Leitern, Geräthſchaften aller Art, Fackeln, Feuertöpfen, Thermometern, Inſtrumenten u. ſ. w., beſonders aber mit Muth und Frölichkeit gerüſtet, trat man den Weg an, und gelangte ohne Zufall wiederum bis an den Platz, auf dem das vorigemal die Unternehmung ihr Ziel fand. Sie nannten ihn des

Teufels Ziehbrunnen, denn auch noch jetzt, mit allen Hülfsmitteln verſehn, nach langer beſchwerlicher Arbeit, war durch Hammer und Meiſel dem ſteilen Felſen kaum ſo viel Raum abzugewinnen, daß eine Fußſpitze Secunden lang verweilen konnte; man mußte mit kalter Beſonnenheit neben einem Abgrund an Seilen hinab glitſchen.

Da ſtanden ſie und bewunderten eine 25 Fuß hohe, durchſichtige Pyramide, die aus lauter Blumenkohl von Alabaſter zuſammen geſetzt ſchien. Doch hier fanden ſie auch ſchon wieder ein neues Hinderniß. Man mußte nothwendig auf einem ſehr ſchlüpfrigen Pfade weiter gehn, der zwar abhängig, aber doch nicht ſo ſteil war, daß man der Leiter ſich bedienen konnte. Wer hier ausglitſchte mußte ganz gerade vor ſich hin fallen, ſonſt ſtürzte er zur Seite in ein tiefes Loch oder zerſchmetterte ſein Gehirn an den Felſen. Eine gute Stunde brauchten die Arbeiter, um Klammern, Haſpen, Seile zu befeſtigen, während die nicht Arbeitenden mit den Hammern an die Felſen ſchlugen, um ihre Glieder in Bewegung zu erhalten und ihre Einbildungskraft zu betäuben. Als alles fertig war, kehrten dennoch zwey von der Geſellſchaft wieder um, denn die Art von Eisbahn, die man, im Vertrauen auf einen einzigen, mit der linken Hand umfaßten Strick hinab-glitſchen mußte, ſchreckte ſie ab. Indeſſen war es die letzte Gefahr, welche man zu überwinden hatte, und die ſtandhaften Wagehälſe befanden ſich nunmehr in einem unterirdiſchen Tempel, wo man, zwar nicht bequem, aber doch ſicher wandeln konnte. Bey jedem Schritte ſtießen ſie auf neue Wunder. Hier ein Altar, wie vom feinſten weiſſen Porcellain, vollkommen oval, mit regelmäſſigen Stufen; dort vier gewundne, gelblichte, durchſichtige Säulen, ſo dick, daß vier Männer ſie nicht umfaſſen, und ſo hoch, daß die Beobachter nicht unterſcheiden konnten, ob ſie das im Dunkel ſich verlierende Gewölbe berührten. Die ganze Grotte ſchätzten ſie ſo groß, wie die Hälfte der, in der Nachbarſchaft gelegnen Stadt

Ganges. Hin und wieder gab es Klüfften, in welche zu dringen unmöglich war. Sie ſetzten ſich auf den Altar, zündeten eine Menge Feuer an, und verlohren ſich in ſtaunender Bewunderung. Bald ruhte ihr Auge auf einem röthlichen, vollkommen runden, ſpitzulaufenden Obeliſk, der von oben bis unten mit der feinſten Bildhauerarbeit geziert ſchien; bald auf gewaltigen Maſſen, welche hier einer Kirche, dort einem Waſſerfall, glichen, oder wie verſteinerte Wolken, in der Ferne ſchwebten. Gebrochene Pfeiler lagen aufeinander gethürmt, dergleichen künſtliche Artiſchocken, Blumenkohl, allerley Confituren. Die Einbildungskraft hatte freyen Spielraum.

Plötzlich zog ein Todtenkopf, ein würklicher Todtenkopf, Aller Blicke auf ſich. Wie war er dahin gekommen? Hatte doch Lamjon erſt den Felſen ſprengen müſſen, um für menſchliche Creaturen einen Eingang zu verſchaffen? einen Ausgang gab es nirgend. Sie muthmaßten, da im Winter die Höhle überſchwemmt.

wird, daß dieſes Waſſer den Schädel dahin geſpült, und bekümmerten ſich nicht weiter darum. — Eine coloſſale Statüe beſchäftigte ihre ganze Aufmerkſamkeit. Sie glich vollkommen einem Weibe, welches zwey Kinder in die Arme ſchließt. Der Erzähler verſichert, daß weder Er noch ſeine Gefährten durch Einbildungskraft getäuſcht worden, und daß dieſe Statüe würdig ſey, unter den Kunſtſchätzen des größten Monarchen in Europa zu prangen. Ihre Umgebungen bildeten Drapperieen, Franzen, Baldachine, Spitzen, Bänder, Alles ſo zart gearbeitet, als wär' es von der geſchickteſten Künſtlerhand hervorgezaubert worden. Die ganze runde Grotte war einer, von Kapellen umgebenen Baſilica zu vergleichen; der mittlere Dohm mochte 50 Faden meſſen. Der Boden iſt feucht. In einigen Grotten war die Erde ſchwarz und weich. Eine derſelben hatte vollkommene Aehnlichkeit mit einer Reitbahn, auch ſtand ein Pfeiler in der Mitte.

Unmöglich läßt ſich Alles beſchreiben, was die Neugierigen während zehn Stunden ſahen und bewunderten. Sie brachen auch manches ſchöne Stück ab, um es mit zu nehmen, und bereuten es nachher ſelbſt; denn natürlich gab theils die unterirdiſche Feuchtigkeit, theils der Fackelſchein, dieſen Dingen an Ort und Stelle einen beſonders friſchen Glanz, der am Tageslicht verſchwand. Sie waren jetzt ſo tief geſtiegen, daß die ſtärkſten Fackeln oben bey der Strickleiter ihnen vorkamen, wie gewöhnliche Lichter. Die Statüe des Weibes mit den beyden Kindern ſahen ſie von mehrern Seiten, nah und fern, und immer blieb die Aehnlichkeit ſo auffallend, daß ſelbſt die Bauern ſie unerinnert fanden, und Einer derſelben, von allen dieſen Wundern ergriffen, ausrief: „Man bringe mir Brodt und ich bleibe einen ganzen Monat hier.“ — Die Geſellſchaft ſpeiſte unten zu Mittag; dann wurde ein Protocoll von der ganzen unterirdiſchen Reiſe aufgezeichnet, in eine wohl verſiegelte Flaſche verſchloſſen, und dieſe Flaſche ſo geſtellt, daß ſie nicht zerbrochen werden konnte. Ferner legte man die Nahmen aller dieſer Wagehälſe in eine blecherne Büchſe, und — um nichts zu verabſäumen, ſie auf die Nachwelt zu bringen — grub man ſie auch noch auf eine blecherne Platte, die an einem, beſonders in die Augen fallenden Orte aufgehangen wurde. So belohnte ſich die Eitelkeit für überſtandene Gefahren.

Die Fackeln brannten faſt zu Ende. Mit Bedauern entſchloß man ſich zum Rückzug; denn — ſo verſichert der Erzähler — die berühmte Höhle von Antiparos, deren Beſchreibung durch Tournefort man für ein Mährchen hielt, und ſelbſt dem Grafen Choiſeul Gouffier nicht ganz glaubte — iſt nur ein ſchwaches Seitenſtück zu dieſer, mit Recht ſo genannten Feengrotte. Jeder Reiſende kann ſich nun mit leichterer Mühe als jene Wagehälſe, welche die Bahn gebrochen, ſelbſt davon überzeugen, denn überall ſind jetzt die nöthigen Haken und Klammern bereits befeſtigt; die unerſchrockenen Bauern zittern nicht mehr vor Geſpenſtern, und dienen gern, für ein kleines Trinkgeld, als erfahrne Wegweiſer.

Die Ziffern.

Man glaubt gemeiniglich, unſere gewöhnlichen Ziffern wären arabiſchen Urſprungs, und zwar ſoll Gerbert, der nachmals unter dem Nahmen Sylveſter II. Pabſt wurde, ſie zuerſt von den Arabern, den damaligen Herren von Spanien entlehnt haben. Allein Boetius bediente ſich ihrer ſchon im fünften Jahrhundert, wie Sylveſter ſelbſt bezeugt; und der ungenannte Verfaſſer einer Abhandlung, welche im 48ſten Theile der, zu Venedig erſchienenen, Raccolta di opusculi ſcientifici e filologici enthalten iſt, beweiſt mit vieler Gelehrſamkeit, daß unſere Ziffern von den Römern herſtammen, welche Anfangs Worte damit bezeichneten, dann Sylben, Gewichte, Maaße und endlich Zahlen. In Rechnungen wurde ihr Gebrauch nach und nach allgemein, nur auf öffentlichen Denkmälern behielt man die großen, ſogenannten Römiſchen Zahlen bey.

Warum heiſſen denn nun aber Jene arabiſche Ziffern? — weil ſie aus Italien nach dem Orient ſich verbreiteten, Europa hingegen ſie vergaß; bey Wiederbelebung der Wiſſenſchaften ſie aufs neue von den Arabern empfieng, und dieſe folglich zu Erfindern derſelben machte. Die Araber hingegen nennen ſie indiſche Ziffern.

Ihre urſprüngliche Geſtalt war — wenigſtens bey den meiſten — ſehr von der heutigen verſchieden, und das iſt eben nicht zu verwundern, wenn man ſich z. B. erinnert, daß die lateiniſchen Buchſtaben nach den griechiſchen geformt ſind, die griechiſchen hinwiederum nach den phöniciſchen, die Cadmus nach Griechenland brachte, und die phöniciſchen nach den althebräiſchen, wie ſie, bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft im Gebrauch waren; (denn nach derſelben bediente man ſich der aſſyriſchen oder jetzigen hebräiſchen.) Jenes althebräiſche oder ſamaritaniſche (wovon Scaliger in ſeinen Noten zum Euſebius ſpricht) ſoll das häßlichſte, unförmlichſte Alphabet auf dem ganzen Erdboden geweſen ſeyn; obgleich die Propheten damit geſchrieben haben. Von wie vielen tauſend Gelehrten mag daran geſchnitzelt und gedrechſelt worden ſeyn, ehe es die Form der lateiniſchen Form erhielt?

Empfehlungswürdiges Beyſpiel für zankſüchtige Schriftſteller.

Den Leſern von Voltaire's Schriften iſt bekannt, daß er den Abbé Trublet, einen ſeiner gründlichſten Kunſtrichter nicht leiden konnte, und oft die ganze Lauge ſeines Witzes über ihn ausgoß. Nun aber wurde dieſer Trublet 1761 zum Mitglied der Academie erwählt, hielt, wie gewöhnlich, ſeine Antrittsrede, und ſandte ſie mit einem höflichen Briefe an ſeinen neuen Mitbruder, Voltaire, welcher ſchon zu Ferary wohnte. Hier deſſen Antwort:

„Ihr Brief, mein Herr, und Ihr großmüthiges Verfahren, beweiſen, daß Sie nicht mein Feind ſind, wie doch Ihr Buch argwöhnen ließ. Ich mag lieber Ihrem Briefe als

Ihrem Buche glauben. Sie haben drucken laſſen, daß ich ſie gähnen machte, ich habe drucken laſſen, daß Sie mich zum Lachen reitzten; was folgt aus dem Allen? Sie ſind ſchwer zu amüſiren, und ich bin ein ſchlechter Spaßmacher. Indeſſen ſind wir nun gähnend und lachend Mitbrüder geworden, und es ziemt ſich, daß wir als gute Chriſten und als gute Academiker alles vergeſſen. Ich bin ſehr zufrieden mit Ihrer Antrittsrede, und ſehr dankbar für die Güte, mir ſelbige überſandt zu haben. Ihren Brief betreffend, nardi parvus onix eliciet catum. Verzeihung, daß ich Ihnen den Horaz citire, den Ihre Helden, Fontenelle und La Motte, nicht zu citiren pflegten.“

„Ich fühle mich in meinem Gewiſſen verbunden, Ihnen zu ſagen, daß ich um kein Haar boshafter als Sie, und im Grunde eine recht gute Menſchenhaut bin. Freylich hatte ich mir ſeit einigen Jahren ausgeklügelt, daß man nichts dabey gewinne, und daß es beſſer ſey, ſich ein wenig luſtig zu machen, weil das der Geſundheit Vortheil bringt. Uebrigens war ich von meiner eignen Wichtigkeit nicht ſo ſehr eingenommen, daß ich gewiſſe berühmte Feinde immer hätte verachten können, die, ſeit etwa 40 Jahren, ſtets meine Perſon antaſteten, und Einer nach dem Andern mich zu vernichten ſtrebten, als hätte ich ihnen ein Bißthum oder den Poſten eines Generalpächters ſtreitig gemacht. Es geſchah alſo aus purer Beſcheidenheit, daß ich ſie endlich ein wenig auf die Finger geklopft habe. Seyn Sie verſichert, mein Herr, daß ich zwiſchen ſolchen Leuten und Ihnen ſehr gut einen Unterſchied zu machen weiß. Aber ich erinnere mich, daß meine Nebenbuhler ſowohl als ich, zu der Zeit meines Aufenthalts in Paris, ſehr wenig bedeuteten; das heißt: wir waren ſämmtlich arme Schüler aus dem Jahrhundert Ludwig des XIV., die Einen in Verſen, die andern in Proſa, Einige halb in Verſen, halb in Proſa, zu welcher Zahl zu gehören auch ich die Ehre hatte; unermüdete Schriftſteller von mittelmäßigen Schauſpielen; große Fabrikanten von Kleinigkeiten, ſehr ernſthaft Mückeneyer in Wagſchaalen von Spinngewebe wiegend; kurz, ich habe faſt nichts als Marktſchreyerey gefunden.“

„Ich erkenne vollkommen die Nichtigkeit dieſer Dinge; aber da ich zu gleicher Zeit auch die Nichtigkeit alles übrigen erkenne, ſo ahme ich den Vajanius des Horaz nach:

Vajanius armis
Herculis ad poſtum fixis latet abditus
agro.“

„Aus dieſer Zurückgezogenheit rufe ich Ihnen, mein Herr, mit aufrichtigem Herzen zu: daß ich viel Nützliches und Angenehmes in Allem, was Sie hervorgebracht haben, finde; daß ich Ihnen herzlich verzeihe, mich gezwickt zu haben; daß es mir leid thut, wenn Sie dagegen von mir ein wenig gekratzt worden ſind; daß Gutmüthigkeit beſſer iſt als Spaßmacherey; daß Ihr jetziges Verfahren mich für immer entwaffnet, und daß ich, mein lieber Mitbruder, on ganzem Herzen, mit wahrer Hochachtung, ls ob gar nichts vorgefallen wäre, mich nenne

Ihren ergebenen Voltaire.“

Antwort des Abbé Trublet.

Tauſend Dank, mein Herr und ſehr berühmter Mitbruder, für die Antwort, mit welcher Sie mich beehrt haben. Sie iſt ſo fein als verbindlich und, was noch beſſer, ſehr gut gebauet. Das iſt ein Beweiß von Ihrer Geſundheit, das Einzige, was Ihnen zu beweiſen übrig blieb. Möchten Sie deren noch recht lange genießen, und mit ihr alles Feuer und alle Annehmlichkeiten Ihres Geiſtes erhalten. Das wünſchen ſelbſt Ihre Feinde, denn wer Ihre Perſon nicht liebt, der liebt doch Ihre Werke, davon gilt keine Ausnahme, und wehe dem, den man ausnehmen müßte. Was mich betrifft, ich liebe ſowohl die Schriften als den Verfaſſer und bin u. ſ. w.

Die Kniffgenies.

(Eine Begebenheit, welche die engliſchen Zeitungen im Jahr 1749 erzählten.)

Vier Kniffgenies kamen nach London, beſahen ſich eine Zeitlang das Terrain in einem Viertel der Stadt, und beſchloſſen endlich, ihr Probeſtück in dem Hauſe eines alten Doctors, Nahmens Robert Ledleton, zu machen. Der Mann war ſehr reich, unverheyrathet, 75 Jahr alt, und brachte die letzten drey Sommermonate auf dem Lande, 30 Meilen von London zu. Eine Haushälterin, faſt eben ſo alt als Er, bewachte, während ſeiner Abweſenheit, die ſtille Wohnung treulich, ohne eine andere Geſellſchaft als ihre Katze, ohne andern Zeitvertreib als ein frommes Lied.

Eines Morgens wird an die Thür geklopft, e ſchaut mit bewaffneter Naſe zum Fenſter hinaus, erblickt zwey Herrn in Trauer, begleitet n einer Gerichtsperſon und einem Schreiber. Sie öffnet die Thür, die Fremden begrüſſen ſie ehmüthig, verkündigen ihr den Tod ihres al n Herrn, geben ſich als deſſen Erben zu er nnen, und ziehen ein wohl beſiegeltes Teſtament us der Taſche. Die Alte heult, die Katze heult it, beyde ſind untröſtlich; die Nachbarn eilen erbey — was giebt's? — der alte Doctor ſt geſtorben, ſein Teſtament ſoll eröffnet wer n; das findet man ſehr natürlich. Die Ge chtsperſon ſchüttelt ihren Stab, das Teſtament ird verleſen; der Schmerz der Alten ſcheint ge äſſigter, als ſie vernimmt, daß ihr ein anſehn ches Legat vermacht worden. Die Nachbarn ünſchen ihr Glück und gehn nach Hauſe, oh e den Verluſt des ſeligen Geizhalſes zu eklagen.

Jetzt fragen die Erben die Gerichtsperſon, ie ſie ſich zu verhalten haben, um, den Geſezen gemäß, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen? — Mit großem Ernſt wird ihnen geantwortet: man müſſe vor allen Dingen zur Verſiegelung der Habſeligkeiten des Verſtorbenen ſchreiten. Man fodert die Schlüſſel von der Alten, die ſie willig ausliefert. Alle Schränke und Kaſten werden geöffnet, man fängt an ein Inventarium aufzunehmen.

„Das kann ziemlich lange währen,“ flüſtert Einer der Erben der Haushälterin ins Ohr, „wir müſſen den Herrn doch einige Erfriſchungen vorſetzen.“ Er ſteckt ihr eine Guinee in die Hand, um herbey zu ſchaffen, was in der Nähe zu haben iſt. Sie trippelt fort. Alſobald wird Alles zuſammen gepackt, was ſich von baarem Gelde und Kleinodien vorfindet. Die Alte trägt auf, ſchenkt ein, wird geſprächig; man trinkt ihr zu, man rühmt ihre vieljährige Treue; man verſiegelt in ihrer Gegenwart und ſcheidet endlich von ihr mit der freundlichen Vermahnung, nach wie vor auf Alles im Hauſe wohl zu achten, bis das Teſtament förmlich in Erfüllung geſetzt werde. Die Alte begleitet die Herren mit vielen Knixen bis an die Hausthür, und ſchließt ſorgfältig hinter ihnen zu.

Eine Woche verſtreicht und noch eine zweyte, kein Erbe läßt ſich blicken. Eines Abends in der Dämmerung, gegen Ende der dritten Woche, reitet der alte Herr Doctor ſteif und wohlgemuth die Straße herauf. Die Nachbarn an ihren Fenſtern kreuzigen ſich und ſprechen: der Geizhals hat keine Ruh im Grabe. Er klopft an ſeine Thür, die Alte ruft wer da? er giebt ſich zu erkennen, ſie hält ihn für den Satan. Ihr Gewiſſen erinnert ſie plötzlich, daß vor 40 Jahren, als die Frau des Doctors noch lebte, ſie den Rechten derſelben bisweilen Eintrag gethan; jetzt, meynt ſie, komme der Teufel, um ſie dafür zu holen, und will durchaus die Thür nicht öffnen. Er ſchimpft, er lärmt, ſie verſichert ihn aber, er ſey todt. Ein paar muthige Nachbarn eilen ihm endlich zu Hülfe, betaſten ihn und bezeugen ſeine Lebensdigkeit. Doch ſelbſt dieſen würde die Alte ſchwerlich geglaubt haben, wenn nicht die Katze ſich an der Hausthür hin und her geſtrichen und hinaus verlangt hätte, um ihren Herrn zu bewillkommen. Frau Sibylle wußte, daß Thiere eine ſichere Witterung von Geſpenſtern haben, ſich verkriechen und heulen, wenn es ſpukt. Da nun der dicke Murner nicht die mindeſte Furcht äußerte, ſo wagte ſie endlich mit zitternden Knochen die Hausthür aufzuthun. Ehe der Doctor noch die Treppe erreicht, weiß er ſchon Alles, eilt auf ſein Zimmer, reißt die Siegel ab, die Schränke auf, findet lauter leere Neſter, geräth in Wuth, vergißt ſeiner ehemaligen zärtlichen Verbindungen mit der ehrwürdigen Haushälterin, ergreift ſie bey ihren letzten ſechs Haaren, mißhandelt ſie und läßt ſie ins Gefängniß werfen. Sie beruft ſich auf das Zeugniß der Nachbarn und fodert Genugthuung. Den Doctor rührt indeſſen der Schlag. Die Alte wird auf freyen Fuß geſtellt, und ihr, zum

Erſatz der aufgeſtandnen Leiden, das Legat würklich zugeſprochen, zu welchem das Spitzbuben-Teſtament ihr Hoffnung gemacht hatte. Sie theilte es noch einige Jahre in frommer Eingezogenheit mit ihrer dicken Katze.

Ein Vorbericht.

Duclos, Hiſtoriograph von Frankreich, hat in dem Vorbericht zu der Geſchichte, an welcher er arbeitete, ſo viel geiſtreiches und denkwürdiges geſagt, daß es in unſern Zeiten, wo die Geſchichte aus Zeitungen zuſammen geſchrieben wird, wohl der Mühe verlohnt, einige Fragmente aus jener Vorrede wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Nachdem er über ſeine Quellen geſprochen, fährt er fort: „Die Grundſätze der Politik ſind von Zeit, Umſtänden und dem veränderlichen Vortheil der verſchiedenen Mächte abhängig. (Dann ſind es ja aber keine Grundſätze?) Ein guter Unterhändler (Negociateur) braucht eben nicht über den Büchern grau geworden zu ſeyn. Wenn er nur geſunden Menſchenverſtand, Beobachtungsgeiſt und Uebung in den Geſchäften beſitzt; wenn er nur aufmerkſam, vorſichtig, thätig oder unthätig, feſt oder geſchmeidig iſt, je nachdem die Umſtände es fodern; wenn er ohne Launen, und vor allen Dingen als ein gerader ehrlicher Mann bekannt iſt, ſo fehlt ihm keine nothwendige Eigenſchaft. Es iſt genug, daß er die jetzige Lage der Sachen kenne, die Wiſſenſchaft des Vergangenen kann er ſo ziemlich entbehren. In jeder Unterhandlung iſt unabweichlich der ſicherſte Grundſatz: man zeige denen, mit welchen man unterhandelt, daß ihr Vortheil mit dem unſrigen übereinſtimmt.“ —

„Um rühmlich Krieg zu führen, bedarf derjenige, der das Genie der Kriegskunſt beſitzt, nichts weiter, als ihn ſchon geführt zu haben.

— Allein ganz anders verhält es ſich mit der Staatswirthſchaft, den Finanzen, ein Regierungszweig, der bey den verſchiednen Völkern mehr oder minder unvollkommen, bey keinem vollkommen gefunden wird. Es wäre um ſo heilſamer, die Grundſätze der Staatsökonomie in der Geſchichte nieder zu legen, da, wie man ſagt, die Finanzen der Nerve aller Unternehmungen ſind; ein unbezweifelter Satz, wenn man unter Finanzen die Kunſt verſteht, Nationalwohlſtand zu ſchaffen, der eben ſowohl das allgemeine Elend als den theilweiſen Luxus ausſchließt, und ſich eben ſo wenig mit der Erſchöpfung des Volks als mit der Ueberfüllung einiger Wenigen verträgt; kurz, die Kunſt, eine ſchnelle und leichte Circulation zu bewürken, die Alles vom Volke Erhobene unter das Volk zurückfließen läßt. Bis jetzt hat es alſo nur Finanzminiſter, aber keine Finanzen gegeben. Die Geſchichtſchreiber aller Länder und Zeiten lehren uns nichts davon. Sie erzählen uns wohl von Aufruhr und Empörung bey Gelegenheit der Auflagen, aber ſie ſetzen uns nicht in den Stand zu beurtheilen, ob würklich das Uebermaaß derſelben, oder eine fehlerhafte Adminiſtration Schuld daran waren?“

„Wo ſollten ſie auch ſolche Kenntniſſe ſchöpfen? — Politiker haben uns ihre Unterhandlungen, Krieger ihre Feldzüge beſchrieben; aber noch keinen Verwalter der Finanzen hat ſein Gewiſſen zu einer öffentlichen Beichte getrieben. (Duclos kannte Neckers Compte rendu nicht.) Aus ihren Memoiren würde man zwar auch nicht die ächten Grundſätze der Finanzverwaltung kennen lernen, aber doch die Irrthümer, welche man vermeiden müßte. Der Platz, auf welchen man bauen will, muß zuvor gereinigt werden. — Aber das Geheimniß der Finanzen iſt mit einem Schleyer bedeckt, den jeder Vortheilhaber noch dichter zuſammen zieht.“

„Jeder Miniſter, blind gegen ſeine eigne Unwiſſenheit, oder fürchtend ſie aufzudecken, wenn er Belehrung ſuchte, will das Volk im Dunkeln erhalten, und nur Blinde zu Zeugen ſeiner

Maaßregeln haben. Iſt er klug, ſo fürchtet er die Klugen. Man verbindet dem die Augen, der das Mühlenrad dreht; denn die Machthaber wiſſen, daß der verwegenſte Deſpot früh oder ſpät einem aufgeklärten Volke unterliegt.“

„Dieſer Geiſt der Knechtſchaft, den man einer Nation einhauchen will, iſt keine der geringſten Urſachen der Sittenverderbniß, und dieſe hinwiederum, wenn ſie einmal eingeriſſen, befeſtigt den Deſpotismus, der ſie ſchuf und begünſtigte. Die Liebe zum Ruhme erliſcht, um jener Begierde nach Reichthümern Platz zu machen, welche ein Glück gewähren, deſſen man in der Erniedrigung genießt. Unſere Vorfahren trachteten einzig nach Ruhm; ihr Zeitalter war freylich nicht das der Aufklärung, aber das der Ehre. Jetzt will man nur Geld. Die wahren Ehrgeitzigen werden ſelten. Man ſucht Poſten zu erhaſchen, die — man weiß es vorher — man nicht lange behaupten wird; allein was kümmert den die Ungnade, der ſich bereichert und gemäſtet zurückzieht?“ — —

„Man pflege zu behaupten, die Geſchichte müſſe erſt lange Zeit nach dem Tode derjenigen erſcheinen, deren Leben und Thaten ſie ſchildert, weil ſonſt der Geſchichtſchreiber, aus Furcht vor den Lebenden, der Wahrheit untreu zu werden pflege. Ich glaube im Gegentheil, daß die Geſchichte, um Nutzen zu ſtiften, nicht früh genug auftreten kann. Es wäre zu wünſchen, daß die Machthaber ſchon bey ihren Lebzeiten die Stimme der Nachwelt vernähmen, vor ihrem Richterſtuhl ſich beugten, im klaren Spiegel der Geſchichte ihre Geſtalt erblickten.“ (Ja wohl wäre das zu wünſchen, aber — — guter Duclos!) — — „Darf ich nicht zu meinen Zeitgenoſſen ſprechen, ſo will ich wenigſtens den Söhnen verkünden, was ihre Väter waren, damit ſie, bey jeder öffentlichen Handlung, ſich ſagen mögen: in dieſem Augenblicke wird ſie nieder geſchrieben; ich ſelbſt werde vielleicht das Urtheil noch leſen. So wird Mancher, den Ruhm ſeines Vaters zu verdienen, den Tadel, der ihn traf, zu vermeiden ſuchen.“

„Denn es iſt ein ganz anderes Intereſſe, welches man an Voreltern nimmt, die vor mehrern Jahrhunderten lebten. Man rühmt ſich, ohne zu erröthen, eines entfernten Ahnherrn, der eine Geiſſel der Menſchheit war. Ich habe ehrliche Pariſer Bürger gekannt, die der Monarchie ſehr ergeben waren, und es ſich dennoch zur Ehre rechneten, von Leuten abzuſtammen, die zu den Zeiten der Ligue gehangen wurden. — Es giebt über dieſen Punkt noch eine ganz beſondere Verkehrtheit: die meiſten Menſchen nemlich, wenn ſie ihre Ahnherrn wählen dürften, würden lieber einen berühmten, glücklichen Räuber, als einen Mann wählen, der blos durch ſeine Tugenden bekannt iſt, lieber einen Attila als einen Ariſtides. Scheint es nicht, daß der Tempel des Ruhms von Feigherzigen errichtet worden, die blos ſolche Männer hinein ſtellen, welche ſie fürchten?“ —

Preißfragen.

Folgende Begebenheit trug ſich vor mehrern Jahren in einem berühmten Bade, in der Nachbarſchaft eines Landes zu, deſſen Adel ſich in ganz Deutſchland durch Ahnenſtolz ausgezeichnet, und oft lächerlich gemacht hat. Ein junger, verdienſtvoller Arzt nemlich gab eine Beſchreibung jenes Bades heraus, in welcher er den adlichen Uebermuth gewiſſer Badegäſte aus der Nachbarſchaft rügte. Diejenigen, die ſich getroffen fühlten — beſonders die Damen, die bekanntlich den Ahnenſtolz immer weiter treiben als die Herren — ſpieen Feuer und Flammen. Eine dieſer Damen, Frau v. *** — ſie verdiente wohl näher bezeichnet zu werden — warf in allem Ernſt gegen den Prinzen von* (einen aufgeklärten, liebenswürdigen Fürſten, der jetzt regierender Herzog iſt) die Frage auf: ob es wohl einem Bürgerlichen erlaubt ſey, und noch obendrein einem Jüngling, ſich dermaſſen über den Adel heraus zu laſſen? geſetzt auch, daß dieſer dann und wann Veranlaſſung dazu gegeben? —

Ich wiederhohle nochmals, weil es unglaublich ſcheinen möchte, die Frage wurde in allem Ernſt gethan, und zwar von einer Dame, die ſonſt wohl gar im Rufe eines ſchönen Geiſtes ſtand. Der Prinz, aus deſſen eignem Munde ich die Anecdote habe, lächelte und antwortete blos mit einem Achſelzucken, welches die Dame nach Gefallen deuten mochte. Mit mir ſcherzte er darüber, und meynte: die Frage der Frau v. *** qualifizire ſich zu einer Preißfrage, die ungefähr folgendermaßen zu ſtellen wäre: Erſtens: darf ein Bürgerlicher ſich unterfangen, über den Adel zu ſchreiben, deſſen

Art zu denken und zu fühlen ihm gänzlich unbekannt iſt? oder ſollte dieſes Recht nicht vielmehr blos dem Adel vorbehalten bleiben? — Wenn für das letztere, wie nicht zu zweifeln ſteht, entſchieden wird, ſo fragt es ſich zweytens: wie viele Ahnen muß ein Edelmann haben, um eine Satyre ſchreiben zu dürfen? denn einem Neugebacknen kann ſolches doch auch nicht wohl vergönnt werden. Geſetzt aber die nothwendigen Ahnen wären vorhanden, ſo entſteht drittens die Frage: wenn ein ſolcher Turnierfähiger Edelmann etwa nicht leſen und ſchreiben könnte, darf er ſeine Satyre einem bürgerlichen Secretair oder Kammerdiener dictiren? — Viertens: wäre dieſer Secretair oder Kammerdiener nicht in ſeinem Gewiſſen verbunden, ſeinem Herrn den Gehorſam aufzuſagen, wenn ein ſolches Verbrechen von ihm gefodert würde?

Außer dieſen Hauptfragen wären etwa noch folgende Nebenfragen zu erörtern: iſt der ſchreibende Edelmann verbunden gut zu ſchreiben?

(daß ihm erlaubt iſt, gar nicht ſchreiben zu können, iſt bekannt.) — Ferner: darf ein Edelmann auch über das bürgerliche Recht ſchreiben? — Endlich: auf welche Art läßt ſich den Bürgerlichen am beſten begreiflich machen, daß das Himmelreich ein Stift iſt, in welchem, nach abgelegter Ahnenprobe, nur die Würdigen an Gottes Tafel ſitzen werden?

Es verſteht ſich, daß nur Adliche bey Beantwortung dieſer Fragen concurriren dürfen. Den mit einer Schilddeviſe verſehenen Abhandlungen müßte ein verſiegelter Zettel, oder beſſer ein Pergament, beygelegt werden, welches den Nahmen und das Wappen des Verfaſſers enthielte. Das zu der gekrönten Abhandlung gehörige Pergament würde Fr. v. *** ſelbſt eröffnen. Der Preiß wäre eine Medaille (wenn auch nur von Bley, denn auf den innern Werth kommt es hier gar nicht an) auf einer Seite mit dem Bruſtbild der Fr. v. ***, auf der andern mit deren Stammbaum geziert.

Die Abhandlungen dürften aber nur in franzöſiſcher Sprache geſchrieben werden; denn Fr. v. *** iſt eine Deutſche. — —

Derſelbe liebenswürdige Fürſt, der hier, trotz ſeines eignen alten Adels, die Thorheit der Frau v. *** perſiflirte, gab zu derſelben Zeit auch einer Fürſtin eine gute Lehre. Dieſe Dame, (noch jung und ſchön, auch ſonſt mit Geiſt und Herz begabt, doch keineswegs mit einer Krone geziert, die von irgend einigem Gewicht in der europäiſchen Wagſchaale wäre) äußerte auf einem Spatziergange: „Die Reiſen incognito gehörten zu den angenehmen Fürſtenrechten.“ — Wir wußten, daß ſie ſelbſt ſich dieſes Rechtes mit einiger Affectation bediente. Madame, antwortete der Fürſt ihr lächelnd, nous autres petits princes nous n'avons pas beſoin de cela. Die ſchöne Fürſtin erröthete, der Hofſtaat erblaßte, aber das nous autres machte ja den Prinzen zum Mitopfer ſeiner eignen kleinen Bosheit, und ſo durfte man nicht zürnen, mußte wenigſtens den Zorn hinter ein ſüßliches Lächeln verbergen.

Der Prätendent.

Die Deutſchen haben ſich für das Schickſal Eduards in Schottland auf unſern Bühnen lebhaft intereſſirt. Bekanntlich erregte auch in Paris dieſes Schauſpiel von Duval ein ſo bedenkliches Intereſſe, daß man für nöthig fand, es nach der zweyten Vorſtellung zu verbieten. Wäre der franzöſiſche Dichter nicht ſo ſtreng an die löblichen Einheiten gebunden, ſo hätte er im erſten Act ſeinen Helden in einer früheren, nicht minder Angſt und Mitleid erweckenden Lage zeigen, und zugleich ſeiner Nation ein verdientes Kompliment machen können. Hier iſt die Anecdote.

Eduard war in Frankreich, und ſollte von Chaillot, wo man ihn verſteckt hatte, nach Bretagne reiſen, um nach Schottland überzuſchiffen, und ſich dort an die Spitze ſeiner Parthey zu ſtellen. Das erfuhr der Graf Stair, engliſcher Geſandter in Frankreich, und wandte ſich augenblicklich an den damaligen Regenten, um die Verhaftnehmung des unglücklichen Prinzen zu Chateau Thierry, wo er durchreiſen mußte, zu bewürken. Der Regent kam in Verlegenheit. Er hätte gern die Unruhen in Schottland unterhalten, und doch auch gern dem neuen Könige von England guten Willen gezeigt. Er befahl alſo ſeinem Gardemajor Contades, in Gegenwart des Geſandten, den Prätendenten zu Chateau Thierry zu verhaften, gab ihm aber vermuthlich zugleich einen leiſen Wink, es nicht zu thun, denn Contades reiſte mit dem feſten Vorſatz ab, den königlichen Flüchtling nicht zu finden. Aber der ſchlaue Stair merkte das, und beſchloß, den Nebenbuhler ſeines Herrn durch ein Verbrechen aus dem Wege zu ſchaffen.

Douglas, ein irländiſcher Obriſter in franzöſiſchen Dienſten, erhielt von ihm den Auftrag, ſich bey Nouancourt mit drey Meuchelmördern in einen Hinterhalt zu legen. Das Mordgeſindel reiſte ab, kam nach Nouancourt, und erkundigte ſich ſehr haſtig, ob ſchon eine gewiſſe Poſtchaiſe, die ſo und ſo ausſehe, durchpaſſirt ſey. Die Poſthalterin, ein kluges, entſchloſſenes Weib, hatte von dem Verſchwinden des Prätendenten und ſeiner muthmaßlichen Reiſe durch ihre Gegend ſchon gehört; die Haſtigkeit der fremden Männer gab ihr Argwohn. „Nein," ſagte ſie, „noch iſt Niemand paſſirt, und es kann auch nicht geſchehen, ohne hier die Pferde zu wechſeln."

Auf dieſe willkommne Nachricht poſtirte ſich Douglas in die Hausthür; nachdem er aber lange vergebens gewartet und in die Ferne geſchaut hatte, ritt er mit einem ſeiner Helfershelfer voraus auf die Straße, welche nach Bretagne führt. Alſobald ließ die Poſthalterin (ſie hieß Madame l'Hopital) einen Poſtillion durch eine Hinterpforte auf die Pariſer Straße eilen, um die erwartete Chaiſe vom geraden Wegeab zu einer ihrer Freundinnen zu geleiten. Unterdeſſen ſtand einer von den Zurückgebliebenen Schildwach an der Hausthür, der Andre hatte ſich auf ein Bett geworfen. Dem Erſteren brachte die wackere Frau ſtarken Wein, und gab einem andern Poſtillion, auf den ſie ſich verlaſſen konnte, einen Wink, ihm tüchtig zuzutrinken. Dann ſchloß ſie den Schlafenden ein, ſchickte ſchnell nach den Gerichten, und beyde Engländer ſtaunten nicht wenig, als ſie plötzlich arretirt wurden. Sie beriefen ſich auf ihren Geſandten. „Sehr wohl,“ antwortete man ihnen, „allein ſo lange bis man erfährt, ob auch der Geſandte Euch anerkennt, bleibt ihr hier verhaftet.“

Jndeſſen langte der Prätendent würklich in dem Hauſe an, wohin ſeine unbekannte Beſchüzerin ihn gewieſen hatte. Hier kam ſie ſelbſt zu ihm und erzählte was vorgegangen. Er, von Dankbarkeit durchdrungen, verheelte ihr nichts, und blieb verborgen zu Nouancourt, bis auch gegen die andern beyden Meuchelmörder Manſires gein getroffen waren. Douglas bekam Wind davon und eilte nach Paris zurück. Madame l'Hopital verſchaffte ihrem Schützling eine andere Poſtchaiſe, in welcher er, als Geiſtlicher verkleidet, ſeinen Verfolgern glücklich entrann. Vor ſeiner Abreiſe gab er ſeiner Retterin einen Brief an die Königin von England, die ſich zu St. Germain aufhielt. Dort erfuhr ſie die Begebenheit aus dem eignen Munde der braven Poſthalterin, und ſchenkte ihr ihr Bildniß, mehr hatte ſie damals nicht zu geben. Auch der arme Prätendent ſchickte ihr das ſeinige. Mehr verlangte auch Madame l'Hopital nicht. Sie war noch 25 Jahre lang Poſthalterin zu Nonancourt, und vererbte die, durch ihren Edelmuth geſegnete Stelle, auf ihren Sohn. — Der verwegne Stair wollte Lärm machen, allein der Regent ließ ihm rathen zu ſchweigen — und er ſchwieg.

Ein alberne Supplik.

Zu welchen ſeltſamen Mißdeutungen oft die weiſeſten Maaßregeln Kriegführender Mächte Veranlaſſung geben, möge folgende Supplik beweiſen, die vor kurzem einem Miniſter in allem Ernſt überreicht wurde.

„Ew. Excellenz werden die Gnade haben ſich zu erinnern, daß ich bereits zu verſchiednen Dienſten untauglich befunden worden, theils wegen meiner wenigen Kenntniſſe, die ich mir, Gott ſey Dank, erworben, theils wegen meiner löblichen Begierde, ſchnell reich zu werden. Da ſich nun jetzt eine treffliche Gelegenheit darbietet, das letztere auf eine Ehrenvolle und meinem Vaterlande zugleich ſehr nützliche Weiſe zu erlangen, ſo zweifle ich keineswegs, Ew. Excellenz werden mein Geſuch zu dero patriotiſchen Herzen nehmen. Ich bitte nemlich, mir ſo bald als möglich einen Kaperbrief ausfertigen zu laſſen. Ich habe zwar kein Schiff, bin auch kein Seemann, allein ich bitte nur um einen Landkaperbrief. Meine Freunde haben mich zwar überreden wollen, ſolche würden nicht ausgetheilt, ſie ſind aber ſicher in einem groben Irrthum. Denn wenn ich den Zweck der Kaperbriefe überhaupt betrachte, ſo iſt derſelbe offenbar zwiefach oder dreyfach. Einmal ſoll verhütet werden, dem Feinde Contrebande zuzuführen; zweytens ſoll dadurch überhaupt dem Gegner ſo viel Schaden als möglich zugefügt werden. Der dritte Zweck iſt vielleicht, geſchickte, verwegene Matroſen zu bilden. Nummer Eins und Zwey läßt ſich eben ſowohl durch Landkaperey erreichen. Die Landſtraße iſt ſo gut als das Fahrwaſſer; Contrebande wird per Ax wie per mare geführt, und Schaden kann man, Gott ſey Dank, auf dem Lande auch reichlich ſtiften. Selbſt wenn man einwenden wollte, daß die Landkaperey für Inſeln, z. B., für England, unſchädlich bliebe, ſo muß ja doch Alles, was auf eine Inſel übergeſchifft werden ſoll, vorher am Lande ſich befinden, folglich wird ein ehrlicher Landkaper beſtändig vollauf zu thun haben, und ſeinen Herrn Brüdern, den Zollbeamten, manche Mühe erſparen. Matroſen wird er freylich nicht bilden, hingegen verwegne Kerls genug, die nachher gleichfalls zum Dienſt des Vaterlandes die Muſkete tragen, und beſonders bey dem beliebten Plündern den ausgezeichneteſten Beyſtand leiſten können.“

„Meine Freunde, die ein wenig dumm ſind, führen mir zwar zu Gemüthe, daß ich auf dieſe Weiſe nichts mehr und nichts weniger, als ein Straßenräuber werden wolle; allein dazu lache ich. Auf den Nahmen kommt es hier an, und nicht auf die Sache. Worauf der Krieg ſeinen Stempel ſetzt, das wird ehrlich, es ſey übrigens was es wolle. Ich bitte mir ein Patent als Landkaper aus und nicht als

Straßenräuber. Werden doch Seekaper auch nicht Seeräuber genannt. Kurz, ich bleibe dabey, es wäre eine gewaltige Inkonſequenz aller Regierungen, wenn ſie die Seekaperey durch Patente honorirten, und die Landkaperey nicht auf gleiche Weiſe begünſtigten.“

„Da ich nun überzeugt bin, daß unſere reſpektable Regierung ſich keiner Inkonſequenz ſchuldig machen wird, ſo wiederhole ich auf das demüthigſte mein Geſuch um ein Privilegium, auf dem Lande eben ſo gut zu rauben und zu plündern, wie ein Anderer auf der See. Ich darf kühn verſichern, daß ich alle erforderlichen Eigenſchaften eines braven Landkapers beſitze. Ich führe eine tüchtige Fauſt, ein gepanzertes Herz. Ich mache mir den Henker daraus, ob ich einem armen Fuhrmann — der mit dem Kriege ſo wenig zu thun hat als mein Urgroßvater — ſeinen letzten Biſſen Brodt wegnehme, wenn er nur ein feindlicher Unterthan iſt; denn ich verſtehe meinen Horaz auch: quicquid delirant reges plectuntur achivi. Kurz, Mimand ſoll ſich darüber zu beſchweren haben, daß ich dem feindlichen Handel nicht Schaden genug zufügte. Zugleich bitte ich aber auch um Beſtimmung einer guten Marktſtadt, wo ich meine Beute unter öffentlicher Autorität verkaufen kann."

„Mein Beyſpiel wird ſonder Zweifel Nachfolger erwecken, und in kurzem wird der Staat eine vortreffliche Pflanzſchule von Landkapern erhalten. In der zuverſichtlichen Erwartung der baldigen Ausfertigung meiner Patente, verharre ich u. ſ. w.

Warnung für politiſche Journaliſten.

Ich bitte Euch, meine Herren, nehmt Euch in acht! läßt Euch nie auf Prophezeihungen, nie auf Behauptungen ein, von dem was künftig geſchehn, oder ganz gewiß nicht geſchehn werde. Il ne faut jurer de rien. Ihr könnt in große Verlegenheiten gerathen, wenn ihr es wagt — auf die Autorität feyerlich ausgeſprochener, geſchriebener oder gedruckter Grundſätze, (und wären ſie auch in einem Geſetzbuch gedruckt) — eine Meynung zu äußern, die ihr über kurz oder lang zurück nehmen müßt. Gewöhnlich habt ihr dann zuvor dieſe Eure gehegte Meynung herausgeſtrichen, bis in den Himmel erhoben, und damit ein gnädiges Kopfnicken zu gewinnen gehofft. Aber plötzlich hat dieſer Kopf, der da nicken ſollte, ſein Syſtem verändert; nun ſchüttelt er, und Ihr ſeyd verlohren.

Auf dieſe Betrachtung leitet mich das Novemberſtück des politiſchen Journals 1807, welches mir zufällig in die Hände fällt. Da heißt es, pag. 1060: „Auch die baldige allgemeine „Verbreitung der Napoleoniſchen Geſetzbücher iſt „ein Beweis, wie wenig Napoleon an Wieder„herſtellung aller ehemaligen Hauptanſtalten des

„europäiſchen Civilſyſtems denkt; wer nur einzige Kapitel vom Civilgeſetzbuch geleſen hat, muß „darüber lachen. — (ich warne Euch, lacht nicht mit!) Wenn gewiſſe Leute von Wiedereinſetzung „des ehemaligen Adels in ſeine erbliche und andere gegen revolutionäre Privilegien ſprechen, „Abſchaffung gewiſſer Auswüchſe dieſer Art liegt „ja weſentlich im Geiſte des Napoleoniſchen legiſlativen Syſtems, und wer ein wenig Ueberlegung hat, wird ſich leicht erklären können, „warum es ein künftiger reiner Grundſatz in der „Erziehung deutſcher Güterbeſitzer ſeyn muß, „daß erbliche Vorzüge, die außer dem moraliſchen Geſichtskreiſe liegen, weiter nichts als „künftige trübe Stunden, und ſchmerzliche „Rückblicke verſchaffen werden, und daß es „beſſer iſt, ein reicher Mann als ein Edelmann zu ſeyn, und ehrenvoller, Präſident „eines Juſtizraths in einem Königreich, als „Direktor eines Ritterkantons zu werden.“

Pagina 1061 iſt von einer Schrift über die Magiſtratur in Frankreich die Rede. „Wenn

„wie es ſcheint, dieſe Broſchüre unter den Augen der Regierung, vielleicht gar auf ihre Veranlaſſung erſchienen iſt, ſo iſt ſie ein weiterer „Beweis gegen die künftigen erblichen Adelsvorzüge, welche der Verfaſſer für unwiederherſtellbar erklärt.“ (!)

Pagina 1086 erzählt der Journaliſt mit großem Wohlgefallen, daß Mirabeau geſagt: „nichts befördert eine gefährlichere Ariſtocratie „mehr, als das Geſetz zur Begünſtigung der „Primogenitur, indem es, Einem Sohne alle „Güter zutheilend, eine ungerechte und gehäſſige Ungleichheit des Eigenthums einführt.“ —

„Durch den Artikel 745 (des Napoleonſchen „Geſetzbuchs) heißt es ferner, iſt aller Unterſchied des Geſchlechts oder der Erſtgeburt, „ſelbſt dann, wenn die Kinder aus verſchiedenen „Ehen herſtammen, aufgehoben.“

Nun giebt es aber bekanntlich wieder, trotz dem Artikel 745, Herzöge, Grafen, Barone und Ritter in großer Menge in Frankreich und Majorate werden geſtiftet die Hülle und die Fülle. In welcher Verlegenheit mag der vorlaute Journaliſt ſich jetzt befinden? Zwar nicht über das, was ihm zu thun obliegt, (denn er wird loben, das verſteht ſich von ſelbſt) allein über die Einleitung zu dieſem Lobe, die Wendung, die er der Sache geben ſoll, nachdem er ſich zuvor ſo beſtimmt ausgeſprochen. Nun muß er ja die ehemaligen Hauptanſtalten des europäiſchen Civilſyſtems wieder einführen? nun darf er ja nicht mehr über diejenigen lachen, die von Wiedereinſetzung des Erbadels ſprechen? nun muß er ſich wieder vor ſeinen ſogenannten Auswüchſen bücken; muß mit ein wenig Ueberlegung ſeinen künftigen reinen Grundſatz der Erziehung fahren laſſen; muß bekennen, daß die erblichen Vorzüge nicht außer dem moraliſchen Geſichtskreiſe liegen u. ſ. w.

Seht Ihr nun, meine Herren, daß es beſſer iſt zu ſchweigen? habt ihr nun gelernt, daß man, ſeit 19 Jahren, ſich nie für den gegenwärtigen Augenblick erklären darf? denn — il ne faut jurer de rien.

Thomas Kuli Chan.

In dem vierten Bande der erbaulichen und merkwürdigen Briefe fremder Miſſionen (Paris 1781) ſteht eine intereſſante Schilderung der Perſiſchen Revolutionen unter Thomas Kuli Chan, bis zu deſſen Zug nach Indien. Dieſer zufolge gab es, im Anfang, nie einen ſchlauern und glücklichern Uſurpator. Verwegenheit, Geſchicklichkeit und Glück vereinten ſich, ihn zu erheben. Die Krieger, welche er faſt immer zum Siege anführte, und bey denen er ſich beliebt zu machen wußte, wetteiferten gern, einen Mann auf den Thron zu ſetzen, der das Glück an ſeinen Triumphwagen gefeſſelt zu haben ſchien. Vielleicht war ſein Betragen minder politiſch, als er einmal feſt auf dem Throne zu ſitzen glaubte.

– „Kein Fürſt," ſo ſagen die Miſſionaire, die in den Zeiten ſeines Glückes und Glanzes ihn ſahen, „kein Fürſt hat jemals Perſien ſo deſpotiſch beherrſcht. Sein Wille allein war heilig. Religion, Geſetze, Gewohnheiten mußten vor dieſem ſich beugen." — Der Pater Saigne erzählt: er habe nur mit 60000 Mann Indien erobert und ſich zu Delhi krönen laſſen. Gleich darauf ſchlug er neue Rupieen mit ſeinem Bildniß und der Umſchrift: „Er iſt gebohren zum König der Welt. Wer iſt König der Könige? Naderſchah." — Er verließ jedoch den Thron von Indien freywillig, ſetzte den alten Beherrſcher wieder ein, und kehrte mit unermeßlichen Reichthümern nach Perſien zurück.

Wie gieng es denn aber nun am Ende dieſem König der Könige? — Obgleich ſeine Tyranney ihn allgemein verhaßt machte, ſo blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menſchen nur Geld gewinnen können, ſo ſind ſie zufrieden. Aber eine geheime Verſchwörung unter ſeinen eignen Creaturen ſpann ſich gegen ihn an, und er wurde, nach einer dreyzehnjährigen Regierung, ermordet. Welch' ein Glück für die ſeufzende Menſchheit, daß ein Tyrann keine Freunde hat, ſelbſt unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog und mit denen er ſeinen Raub theilte. — Nach Thomas Kuli Chans Tode wurden ſeine eroberten Schätze nach Maſchet gebracht, in Kiſten, deren je zwey eine Kameelladung ausmachten. Dort wurden dieſe Kiſten, nach der Verſicherung des Miſſionairs, der Augenzeuge war, auf dem Markte in einen Haufen gethürmt, und bildeten einen Berg, ſo hoch als der Pallaſt zu

Menſchet. — Was half nun dem Wüthrich der gehäufte, mit Blut und Thränen befleckte Raub? — Es iſt merkwürdig, daß auch Nero gerade dreyzehn Jahre regierte. Es ſcheint, daß die Zahl dreyzehn den Tyrannen gefährlich iſt.

Fragmente aus der Geſchichte der Etikette.

Am vormaligen franzöſiſchen Hofe war das Recht, dem Könige das Hemd zu überreichen, (wenn er nemlich ein reines anziehen wollte) eine gewaltig große Ehre, die nur dem vornehmſten Prinzen zukam, der ſich eben bey Sr. Majeſtät Toilette gegenwärtig befand; vor allen dem Dauphin. Aber dieſe Ehre war auch zugleich eine Pflicht. Die Herzogin von Berry, Toch-

Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, hatte nicht Luſt, ihrer Schwägerin, der Herzogin von Bourgogne, das Hemd zu reichen, allein der König gab in dieſer wichtigen Sache einen ausdrücklichen Befehl. — War der König ſchon behemdet, ſo gab es auch noch andere Dinge, die dem überreichenden Prinzen gleiche Ehre brachten, zum Exempel das Schnupftuch, die Doſe, oder, bey der Tafel, die Serviette.

Im Jahr 1661 — ſo erzählt Madame de Motteville in ihren Memoiren — mußte der König einen ſehr heftigen Streit ſchlichten, der ſich zwiſchen der Frau Oberhofmeiſterin und der Ehrendame wegen mehrerer ſolcher höchſt wichtigen Dinge erhoben hatte, und der ſchon lange mit der hartnäckigſten Erbitterung von beyden Seiten war geführt worden. Da Se. Majeſtät ſahen, daß das Glück der Unterthanen und der Ruhm des Hofes hier auf dem Spiele ſtanden, ſo entſchieden Sie ſelbſt folgen dermaßen: die Frau Oberhofmeiſterin ſoll das Hemd und die Serviette überreichen, auch das Nadelkiſſen halten, die Ehrendame hingegen ſoll bey der Tafel aufwarten, im Wagen den obern Platz einnehmen u. ſ. w. Leider ſtellte dieſe weiſe allerhöchſte Entſcheidung die Ruhe noch nicht wieder her. Die Ehrendame fand ſich entſetzlich beleidigt. „Ich kann nicht bey Tiſche aufwarten,“ ſagte ſie, „wenn ich nicht auch die Serviette reichen darf.“ Sie foderte ihren Abſchied. Der König, erſchrocken, gab eine mildernde Erklärung. Die Serviette wurde zugeſtanden, und ſogar das Hemd, wenn ſie es einmal zwiſchen den Fingern hätte. Nun war ſie zufrieden, aber nun ſchrie die Frau Oberhofmeiſterin Ach und Weh! und der Gemahl der Frau Oberhofmeiſterin foderte den Gemahl der Ehrendame auf ein paar Piſtolen, und wurde dafür vom Hofe verbannt. Der ganze Hof theilte ſich in zwey kriegluſtige Partheyen. Der Friede mit ſeinen Feinden wurde dem Könige leichter zu ſchließen, als der zwiſchen zwey

Ammen, deren vier Brüſte einen ſo edlen Ehrgeiz nährten. — Schon ſeine Mutter, Anna von Oeſtreich, hatte einen ähnlichen großen Handel zu ſchlichten, wegen eines Bänkchens, (tabouret) auf welchem ſie, in ihrer Gegenwart, der Gräfin von Flex zu ſitzen verwilligt hatte. Alle Damen, die ſich für eben ſo vornehm hielten, als die Gräfin Flex, beſtürmten ſie mit Bittſchriften um ein Bänkchen. Der Cardinal Mazarin mußte ſeine ganze Weisheit aufbieten, um die Murrenden zu beſänftigen. Ein anderesmal verſammelte ſich der ganze hohe Adel wegen eines ſolchen Bänkchens, welches der Prinzeſſin Marſillac war zugeſtanden worden; man wählte einen Wortführer, den Marſchall de l'Hopital, der an der Spitze der ganzen Verſammlung ſich zu der Königin begab, die nicht wenig erſtaunte, den Adel in corpore herein treten zu ſehen, und natürlich vermuthen mußte, daß der Thron in Gefahr ſey. Es wurden auch acht Deputirte an die Prinzen von Geblüt abgefertigt, und als ihr

Beſuch nicht ſogleich ein günſtiges Gehör fand, ſchwuren ſie feyerlich untereinander, ſich nie zu verlaſſen. Nun hielten auch die Prinzen ihre Verſammlungen gegen den Adel. Der ganze Hof war in der ſchrecklichſten Verwirrung. Die Prinzeſſin von Murſillac ſetzte ſich aber durchaus auf keinen Lehnſtuhl.

Wenn man dergleichen lieſt, ſo kann man nicht anders, als Hochachtung für den Character der (damaligen) Franzoſen empfinden.

Aber auch am ſpaniſchen Hofe wußte man die wahre Ehre zu ſchätzen. Dort genoß der Oberkammerherr den Vorzug, dem Könige das Waſchbecken zu reichen, und ſogar deſſen geheiligte Hände abzutrocknen. Piramtel, Graf von Benevent, beklagte ſich bitterlich, als Philipp V. ihm aus Achtung die Ausübung dieſes herrlichen Dienſtes erſparen wollte. — Warlich! man muß demjenigen Regenten Glück wünſchen, der es ſo weit gebracht hat, ein ſolches zartes Ehrgefühl unter ſeinen

Hoffnungen zu wecken. Mit Leuten, die im Stande ſind, über eine Serviette, ein Hemd, ein Bänkchen oder ein Waſchbecken den Verſtand zu verlieren, o! mit ſolchen Leuten kann man Alles machen. „Der Deſpotismus,“ ſagt Duclos, „erhebt die Etikette zu einer Art von Gottesdienſt.“

Das abgeſchnittene Haar der Morgenländer.

Der arabiſche Geſchichtſchreiber Abulfeda erzählt in dem Leben Saladins, daß, als im Jahr 1169 die Franken in Aegypten den Meiſter ſpielten, der erſchrockene Kaliph den Sultan Muraddin um Hülfe anflehte, und ſeinem ängſtlichen Schreiben die abgeſchnittenen Haarlocken ſeiner Weiber beyfügte. Dieſe Stelle hat die Gelehrten bisweilen verlegen gemacht;

man muß ſie aus den Sitten der Morgenländer erklären.

Schon in den älteſten Zeiten wurden das Haupthaar und der Bart für heilig gehalten. Bey den Juden, Türken, Ruſſen, ſteht der Bart noch jetzt in großem Anſehn. Wenn die Aegyptier, nach Pococks Bericht, ihren Sklaven erlaubten, ſich den Bart wachſen zu laſſen, ſo ertheilten ſie durch dieſe Erlaubniß ihnen zugleich die Freyheit. Einem den Bart abſchneiden, hieß ihn grauſam beſchimpfen. Verluſt des Haupthaars und Barts war ein Zeichen der Knechtſchaft. Dieſe Ehrfurcht artete ſogar in Aberglauben aus; Simſon ſchrieb ſeinen Haaren eine übernatürliche Kraft zu.

Die Griechen pflegten zwar ihr Haar zu verſchneiden, und es nicht länger als bis auf die Schultern wachſen zu laſſen; damit aber Niemand glauben möchte, ſie begäben ſich dadurch unter die Herrſchaft irgend eines Menſchen, ſo opferten ſie den erſten Raub ihrer Haare einer

Gottheit. Stolze Griechen ließen auch wohl ihr Haar lang wachſen, und weit über die Schultern herabwallen, daher man, ſtatt: er iſt hoffärtig, zu ſagen pflegte: er trägt langes Haar. Die erſten Chriſten hingegen, um ihre Demuth zu beweiſen, ließen ſich gerade ſo ſcheeren, wie man die thraciſchen Sklaven zu ſcheeren pflegte, das heißt, es blieb nur eine Haarkrone auf dem Haupte, und das iſt der Urſprung der Mönchstonſur.

Auch bey den Arabern war das Haar ein Zeichen der Freyheit. Wer einen Kriegsgefangnen ohne Löſegeld entließ, ſchnitt ihm zuvor einen Haarzopf von der Stirn, und verwahrte dieſen in ſeinem Köcher, zum Zeichen, daß es in ſeiner Gewalt geſtanden, den Gefangnen zu tödten, oder zum Leibeignen zu machen. — Man pflegte vormals bey der Taufe jedem Taufpathen ein wenig Haar von dem Täufling zu geben, vermuthlich auch, um dadurch anzuzeigen, daß man ihn der Gewalt und dem Schutze ſeines Pathen überliefere. Daher die Ceremonie des

Haarabſchneidens, welche in der griechiſchen Kirche acht Tage nach der Taufe geſchieht, und vormals auch in der lateiniſchen Kirche geſchah. Unter die verſchiedenen, ehemals üblichen Arten, ein Kind zu adoptiren, gehörte auch die, ihm das Haar abzuſchneiden. Carl Martel ſchickte ſeinen Sohn Pipin dem longobardiſchen Könige Leutprand, mit der Bitte, ihm das Haar abzuſchneiden, das hieß ſo[illegible]l, als ihn zu adoptiren. Carl Martel befand ſich in der nemlichen Verlegenheit, wie jener Kaliph beym Abulfeda; die Saracenen waren in die Provence eingebrochen, und er ſuchte Hülfe bey dem Könige der Longobarden. Als Boemund, der Fürſt von Antiochien, von einem türkiſchen Feldherrn gefangen wurde, ſchickte er heimlich einen Boten an Balduin, den nachmaligen König von Jeruſalem, dem er, zum Beweis ſeiner Gefangenſchaft, einen Haarzopf mit gab. Als die Sachſen ſich gegen Chlotarius empörten, und deſſen Sohn Dagobert in Holland von ihnen geſchlagen wurde, ſchickte er ſeinen Leibſchützen mit einem abgeſchnittenen Haarzopf an den Vater, um ſchleunige Hülfe zu erlangen.

Aus alle dem wird klar, daß, wenn der Kaliph, der ſich als einen Oberherrn aller Fürſten betrachtete, dem Sultan Nüraddin die Haarlocken ſeiner Weiber ſandte, er dadurch das Bekenntniß ablegte, daß er ſich in der äuſſerſten Noth befinde, und fürchten müßte, das liebſte auf der Welt in feindliche Sklaverey fallen zu ſehn. — Als, den Zeitungen zufolge, eine fliehende deutſche Fürſtin im vorigen Jahre, in einer Kirche zu Saalfeld, den Leichnam des glücklichen Prinzen Louis Ferdinand von Preuſſen ſich zeigen ließ, da ſchnitt ſie ihm eine Haarlocke ab, vermuthlich ohne zu wiſſen, welche paſſende Bedeutung in dieſer Handlung lag. Wäre der alte Gebrauch ihr bekannt geweſen, ſie würde die blutige Haarlocke, als die ſprechendſte Bitte um Hülfe, an den einzigen unbeſiegten deutſchen Helden geſandt haben. Muß ich ihn nennen? — iſt es ſo weit mit den Deutſchen gekommen, daß ſie auch den Nahmen Carl vergeſſen? —

Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt.

— — Als unſre Väter noch mit Auerochſen kämpften und aus Hirnſchädeln tranken, da hatten die Spanier ſchon berühmte Dichter. Bekanntlich ſammelte Kayſer Auguſt, gleich Ludwig dem XIV., die beſten Köpfe um ſich her, ob ſie gleich keine Academie bildeten. Unter ihnen befand ſich auch Hyginus, ein Freygelaſſener des Kayſers, ein Spanier von Geburt, ein vertrauter Freund Ovids, den Sueton eine Zierde des Jahrhunderts nennt. Er hat viel geſchrieben, unter andern eine Sternkunde in Verſen. Auch ſein Landsmann

Hena war berühmt, obgleich Seneca von ihm behauptet, er ſey blos ein witziger Kopf geweſen. — Man weiß, daß die Römer das ſaubere Syſtem aufgebracht haben, die Kunſtſchätze ihrer beſiegten Feinde zu entführen, ja ſie trieben es noch weiter als jetzt geſchieht, denn ſie verſetzten auch die lebendigen Kunſtwerke nach Rom. Als Metellus den Sertorius überwunden hatte, mußten ganze Schaaren kordubenſiſcher Dichter ihm folgen, die in Rom, wenigſtens unter den Gelehrten, keine ſonderliche Aufnahme fanden, denn Cicero, in einer ſeiner Reden, wirft ihnen Schwerfälligkeit vor.

Allein unter Nero's Regierung brachte Corduba drey große Männer hervor, die beyden Seneca, den Redner und den Weltweiſen, (deren Trauerſpiele ganz allein von den alten lateiniſchen Tragödien bis auf uns gekommen) und den Lucan, deſſen Gedicht vom bürgerlichen Kriege (Pharſalia) uns noch übrig iſt. — Unter Kayſer Domitian blühte der witzige, und von uns noch oft geplünderte Epigrammendichter **Martial**, auch ein Spanier von Bilbilis. Durch ihn lernt man noch mehrere Nahmen ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen kennen, deren Schriften aber nicht, wie die ſeinigen, auf dem Strom der Zeiten bis zu uns geſchwommen. Nun aber entſtand, wenigſtens für uns, eine lange Pauſe in der ſpaniſchen Dichtkunſt; denn bis auf Conſtantin den Großen hat keine ſpaniſche Leyer zu uns herüber geklungen. Ueberdieß ſpielte nun das Chriſtenthum, mit ſeinen undichteriſchen Mythen, eine große Rolle in allen Producten des menſchlichen Geiſtes. Der erſte, von uns gekannte Spanier, der ſich wieder bis zum Fuße des Parnaſſes wagte, war ein Prieſter Nahmens **Juvencus**. Er gab ſich die undankbare Mühe, das **Evangelium** in **Hexameter** zu bringen! Leider fand er bald genug Nachfolger in allen Gattungen von geiſtlicher Verſemacherey. — In einer Lobrede auf den Kayſer Theodos, ſagt ein gewiſſer Latinus Pacatus, es gebe jetzt brave Soldaten, gute Redner und treffliche Dichter in Spanien; aber man weiß, daß den Lobredern nicht viel zu trauen iſt.

Aquilinus Severus, ein Spanier zu Valentinians Zeiten, beſchrieb ſein eignes Leben in jener widerlichen Zwittergattung halb in Proſa halb in Verſen. Der heilige Hieronymus thut ihm die Ehre an davon zu reden. — Im vierten Jahrhunderte dichtete, (wenn man es ſo nennen will) der Spanier **Aurelius Prudentius**, deſſen Gedichte aber blos einen Werth für die Kirchengeſchichte haben. — Verſchiedene Innſchriften, die aus Sinngedichten beſtehn, (an der Brücke zu Alcantara u. ſ. w.) ſcheinen, wenn ſie von Spanien herrühren, den Geſchmack der Nation an dieſer Gattung zu beweiſen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurde Spanien von den Gothen und andern nordiſchen Völkern überſchwemmt, unter deren Joch die Muſe ſeufzte. Nun erſchienen nur noch geiſtliche Lieder, Grabſchriften und dergleichen, deren Verfaſſer zugleich ſehr ernſtlich die Gläubigen vermahnten, keine heydniſchen Dichter zu leſen; vermuthlich im Gefühl ihres weiten Abſtandes von dieſen. Ein gewiſſer Drakontius brachte die Schöpfung in Verſe, die eben ſo ſchlecht waren, als die, welche Hayde komponirt hat. Der Biſchoff Caponius erzählte die Fabel von Phaeton, als ein Seitenſtück zu Satans Fall aus dem Himmel. Im ſechsten Jahrhundert ſchrieb Oratius ein langweiliges Ermahnungsgedicht. Im ſiebenten buhlten die Heiligen mit den Muſen. Der heilige Ildephons machte Grabſchriften; der heilige Eugenius ſetzte des Drakontius Schöpfung fort; der heilige Valerian griff auch in die Leyer.

Im achten Jahrhundert fielen die Araber in Spanien ein, da verſtummten die Dichter. Im neunten gab es einen Alvaro von Corduba; (von dem noch einige lateiniſche Gedichte vorhanden ſind) einen heiligen Elogius, der durch ſein Märtyrerthum bekannter geworden, als durch die Früchte ſeiner Muſe u. ſ. w. Aber jener Alvaro hielt ſelbſt ſeine edle Kunſt für einen eiteln Zeitvertreib, für Jugendſünden, deren er und der heilige Eulogius ſich oft ſchuldig gemacht hätten. — Doch nun führten die Araber, welche faſt 800 Jahr in Spanien herrſchten, ihre Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften dort ein. Das lateiniſche wurde, nach deſſelben Alvaro Zeugniß, in Spanien ſo ganz vergeſſen, daß unter Tauſenden kaum Einer noch einen lateiniſchen Brief ſchreiben konnte. (wehe den Deutſchen, wenn ſie ein gleiches Schickſal erfahren ſollten!) hingegen las man ſehr geläufig chaldäiſche Bücher und machte arabiſche Verſe. Jetzt traten nach und nach eine Menge ſpaniſche Araber als Dichter auf. Ebn Tahum aus Sevilla ſchuf den Menſchen und die Seele, und beſchrieb den Tempel zu Mecca. Dſialdni Alkharag beſchenkte die Welt mit einem Poetenſchatz. Andere, die nicht ſelbſt dichten konnten, (die Merkels jener Zeit) bellten die Dichter an, oder machten Noten zu ihrem Text.

Auch die ſpaniſchen Damen, beſonders die Schönen von Andaluſien, machten viele Verſe, und Eine unter ihnen, Maria Alphaiſuli, wurde die arabiſche Sapho genannt. Unter den Handſchriften des Eſcurial befinden ſich noch eine Menge weiblicher Herzensergießungen in gebundener Rede. Kurz, die arabiſche Dichtkunſt wandelte auf Spaniens Fluren, ſo lange die Saracenen ſelbſt darauf wandeln durften.

Vom eilften oder zwölften Jahrhundert an verbreitete ſich die Gaya Ciencia, die luſtige Wiſſenſchaft der Troubadours in Spanien, und viele der Vornehmſten dichteten nun in der Provinzialſprache. Alphons I. hat einen verliebten Streit hinterlaſſen, der noch unter den Handſchriften des Vaticans aufbewahrt wird. Moſſen Jayme im 13. Jahrhundert beſchrieb unter andern einen Sturm, den die, nach dem gelobten Lande ſegelnde, Flotte des

des Königs von Arragonien auszuſtehen hatte. Wilhelm de Berghuedan verfertigte Spottgedichte; Ugo von Metaplana warf verliebte Fragen auf: Apremundo Montaner beſang einen Feldzug in Sardinien und Corſica. Der berühmte Raymund Lullus lebte auch damals, und gab ſich auch mit Verſemachen ab. Don Pedro III. und Don Juan I. von Arragonien verſchmähten den Beſuch der Muſen nicht. Im 15ten Jahrhundert frevelte ein gewiſſer Jayme Roig gegen das ſchöne Geſchlecht, durch ſeinen Frauenſpiegel, der lauter verzerrte Geſtalten zurückwarf, und von dem unſer liebenswürdiger Tiedge ſchwerlich die Idee zu dem ſeinigen entlehnt hat. Es gab noch eine Menge andere, die Alle vergeſſen ſind, obgleich ihre Geiſteskinder in der Bibliothek des heiligen Vaters begraben liegen.

Der angenehmſte Zeitvertreib der Troubadours war die Verfertigung der Tenzones, ſinnreiche Fragen, die Liebe betreffend. Daraus entſprang jener berühmte Gerichtshof der Liebe, wo es denn freylich bisweilen ein wenig toll hergieng. Der Hof bediente ſich damals zu ſeiner Beluſtigung der Mährchen Erzähler, Gauckler, Sänger und Poſſenreiſſer. Darüber ſpotteten bisweilen jene feinen Gebildeten ſehr bitter, verſchonten ſogar die Königin nicht, und ſetzten ſich nach und nach in ſolches Anſehn, daß die Könige ſelbſt ihren Verſammlungen beywohnten. Hier wurden die Gedichte und Schauſpiele geprüft, verworfen oder gekrönt, und nur die letztern durften öffentlich vorgeſtellt oder abgeſungen werden. Cervantes wünſchte ſehr, daß dieſer Gebrauch wieder aufkommen möchte, wogegen doch mit Recht ſich vieles einwenden ließe, — Als im 14ten Jahrhundert Alphons IV. von Arragonien gekrönt wurde, da verherrlichte der Infant Don Pedro dieſes Feſt durch Lieder, Geſpräche und Gaſſenhauer; jene beyden wurden durch die vornehmſten Herren des Hofes in vermummten Tänzen geſungen und geſprochen; die letztern durch Gauckler abgeleyert. Die Liebe für Dichtkunſt erhielt ſich an dieſem Hofe bis auf Enkel und Urenkel.

Als Ferdinand durch ſeine Vermählung mit Iſabellen die Krone von Arragonien und Kaſtilien vereinte, da gerieth die Provinzial-Poeſie in Verfall, und ihr herziger Ausdruck wurde durch die neue Hofſprache, die Kaſtillaniſche, verdrängt.

In Portugall pflegten die Muſen ſeit dem 12ten Jahrhundert beſonders die Könige zu beſuchen; viele gekrönte Häupter buhlten dort mit ihnen, wenn ſie gleich meiſtens Sterblinge erzeugten. Im XVI. Jahrhundert gab es in Portugall einen berühmten Luſtſpieldichter, Chil Vicentee, dem ſeine Tochter Paulla dichten half. Ich ſchweige von Camones, man braucht ihn nur zu nennen. Minder bekannt iſt Franceſco Lobo, der doch in Portugall um den Lorbeer mit ihm wetteiferte. — König Alphons der Weiſe reimte Kirchengeſänge in galliciſcher Sprache, welche noch zu Toledo aufbewahrt werden. — Ein gewiſſer Maſias war, wie es einem Dichter ziemt, ſo entſetzlich verliebt, daß dieſe Eigenſchaft ihn berühmter gemacht hat als ſeine Verſe. Alle ſeine dichtenden Zeitgenoſſen reden von ſeinen verliebten Streichen; ein gewiſſer del Padron in einem Buche von dem Vergnügen der Liebe; Sanchez in ſeiner Hölle der Liebe u. ſ. w.

Auch in der biscayiſchen Sprache verſuchten ſich einige Dichter, doch kaum giebt es noch Spuren davon. Ein gewiſſer Echeverry, ein Doctor der Theologie, hat das Leben Chriſti und die Religionsgeheimniſſe darin beſungen.

Die arabiſche Dichtkunſt liebte Wortſpiele, Doppelſinn, Anſpielungen, Gleichniſſe; die provenzialiſche leichten Scherz, beiſſenden Witz, ſchmerzende Zärtlichkeit; die portugieſiſche ſchien ſich blos nach der letztern zu bilden, bis Camoes erſchien; die galliciſche war andächtig und plump; die caſtilianiſche endlich machte ſich von jeder etwas zu eigen. Ihre Sprache war eine Miſchung der lateiniſchen, gothiſchen, arabiſchen. Dieſe Dichtkunſt entſtand zu Ende des zwölften Jahrhunderts, wo ein Mönch, Gonzalo, das Leben einiger Heiligen, auch eine Schlacht gegen die Mauren beſchrieb. Er fieng damit an, ſeine Leſer zu verſichern, er ſey zwar nicht gelehrt genug, lateiniſch zu ſchreiben, aber doch müßt er ſich ſehr irren, wenn ſeine Verſe nicht ein gutes Glas Wein verdienten. Alphons der Weiſe beſang darin ſehr unweiſe Alexander den Großen, den er übrigens zu ſeiner Ehre nicht nachahmte. Verſemachen war damals ein Lieblingszeitvertreib der Großen, und wollte Gott, er wäre es noch, denn Verſe ſind keine Kanonen. — In der Toledaniſchen Bibliothek werden die Handſchriften eines Prieſters Johann Ruiz aus dem 14ten Jahrhundert aufbewahrt; der gute Mann warnt die Damen vor unzüchtiger Liebe, vor geheimen Umgang mit Männern, und beſonders vor den

Kuppeleyen alter Weiber. Er rühmt ſich, die Geſchichte eines verliebten Mädchens geſchrieben zu haben, verſichert aber ſehr ehrbar, ſie enthalte keinen Zug aus ſeinem eignen Leben. Dann beſchreibt er ſeine Reiſe über einen hohen Berg, wo er ein kleines Abentheuer mit einem hübſchen Bauernmädchen hatte. Dann liefert er die drollige Geſchichte eines Krieges zwiſchen Don Carneval und Don Faſten. Don Carneval wird in der Nacht vor Aſchermittwoch überwunden, und liegt krank bis zur ſtillen Woche. Mit Hülfe ſeines Freundes, des Don Frühſtück, kommt er wieder zu einigen Kräften, und fodert nun den Don Faſten auf den erſten Oſtertag heraus. Don Faſten überlegt weislich, daß er zu ſchwach ſey, dieſen Kampf zu beſtehen, beſchließt, als Pilgrim nach Jeruſalem zu wallfahrten, ſpringt über die Mauer des heiligen Abends und entwiſcht. (Auch in Flandern und beſonders zu Lille, wurden noch vor nicht langer Zeit Carneval und Faſten perſonificirt. Faſten gieng geſund und friſch mit einem Gefolge von Fiſchern herum. Je näher aber das Oſterfeſt rückte, je magerer wurde Faſten; ſein Hofſtaat verlohr ſich nach und nach; endlich ſchlich es nur noch in einer Nachtsmütze, von einem Apotheker begleitet, umher, bis zum Oſterabend, da ſtarb es gegen Mittag und wurde unter großem Volksjubel verbrannt.)

Doch wieder auf das ſinnreiche Gedicht des Johann Raiz zu kommen: Zwey mächtige Kayſer werden gebohren, Don Wolluſt und Don Liebe. Jener hält ſeinen Einzug unter lautem Frohlocken, dieſer unter dem ſanften Klang muſikaliſcher Inſtrumente. Jedermann wetteiferte, der Liebe eine Wohnung anzubieten; auch ein Dichter, der ſich auf ſeine langen, ihr ſchon geleiſteten Dienſte beruft. Bey dieſem zieht ſie auch wirklich ein, da ſie aber ſein Haus, nach Art der Dichterwohnungen, etwas eng findet, ſo wird auf freyem Felde ein anmuthiges Zelt aufgeſchlagen. Der Dichter fragt ſie vertraulich: wo ſie ſich herum getrieben? —

„Ich war," antwortete ſie, „den Winter über in Andaluſien. Zu Anfang der Faſten kam ich nach Toledo, meynte da Zeitvertreib zu finden, wurde aber von frommen, alten, magern Weibern mit Roſenkränzen zum Thore hinausgejagt. In einigen Klöſtern wurde ich abgewieſen, (!) in der Stadt Caſtro hingegen wohl aufgenommen; da blieb ich die Faſten über, und nun gehe ich nach Avila zum Jahrmarkt, wo ich mir etwas zu gute thun will." — Sie gieng und ließ den Dichter betrübt zurück.

Er wendet ſich an die alte Frau Kloſterläuferin, die zwiſchen ihm und einer Nonne, Nahmens Garoza, einen Liebeshandel anſpinnt, der jedoch die Grenzen der Ehrbarkeit nicht überſchreitet. Garoza ſtirbt nach zwey Monaten. Frau Kloſterläuferin ſucht ihn nun mit einer Araberin zu verbinden, ſtirbt jedoch ſelbſt und wird von dem Dichter mehr betrauert, als die junge, ſchöne Garoza. Er verfertigt ſogar eine Grabſchrift auf ſie. Uebrigens muß er ein Liebhaber von kleinen Frauenzimmern geweſen ſeyn, die er folgender Geſtalt vertheidigt: „Unter zwey Uebeln ſoll man das kleinſte wählen, folglich iſt ein kleines Frauenzimmer beſſer als ein großes.“ — Nachdem er noch einige Abentheuer, beſonders mit dem Don Sünde, beſtanden, entſchließt er ſich zur Lebensbeſſerung, und zwar im Jahr 1368. Der Schluß lautet wie folgt: „So biſt du nun „fertig, du kleines Buch. Deine Worte ſind „nicht ſo viel werth als dein Geiſt. Wer dich „verſteht, wird dich loben, denn deine Fabeln „verhüllen wichtige Dinge.“ Vermuthlich wollte der gute Prieſter, der als der Patron der kaſtilianiſchen Poeſie betrachtet wird, die Sitten ſeiner Zeit züchtigen.

Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts pflegte Don Juan II. die Blüthe der Dichtkunſt. Er las nicht allein viel und unterhielt ſich gern mit Gelehrten, ſondern machte auch ſelbſt bisweilen Verſe. Natürlich verwandelten ſich alle ſeine Höflinge, ſo gut ſie konnten, in Poeten. Don

Villena, ein berühmter Gelehrter, dem man, wegen ſeiner phyſikaliſchen Kenntniſſe, die Ehre anthat, ihn für einen Zauberer zu halten, dichtete eine Epopee, die Arbeiten des Herkules, überſetzte auch die Aeneide. Gusmann zimmerte Sittenſprüche, ſchilderte Tugenden und Laſter. Der Marquis de Santillana ſchrieb ein Buch von den Sprüchwörtern und mehrere Gedichte. G[illegible]a de Santa Maria war zugleich Dichter und Geſchichtſchreiber. Rodrigo von Cota lieferte eine berühmte Tragicomödie, Calixtus und Möliböa; auch eine Satyre auf den König, den er, unter dem Nahmen Mingo Rebulgo, lächerlich machte. Rodriguez del Pedron intereſſirt durch ſeinen rührenden Kummer über den Tod eines Freundes, deſſen Verluſt Ihn bewog, ein Franciscaner zu werden. Diego de S. Pedro widmete dem Könige ein Bändchen gereimter Thränen. Man könnte dieſe Nahmen- und Bücherliſte noch ſehr verlängern, denn Alles dichtete um Don Juan den zweyten her, ſogar ſein Leibarzt.

Am meiſten ſchätzte der König den Johann de Mena von Corduba, vielleicht mehr als dieſem Dichter ſelbſt lieb war; denn Seine Majeſtät, welche — ſo wie ſpäter unſer Rammler einen gewaltigen Drang fühlten, alle Gedichte, die Ihnen unter die Hände kamen, zu verbeſſern, geruhten, beſonders die des Mena nach ihrer Art auszufeilen. Dieſer Mena lieferte auch einen Auszug aus Homers Iliade.

Nur noch Einen aus dieſem Jahrhundert will ich nennen, um ſein Andenken den Damen zu empfehlen; Garcias Sanchez de Badajoz, ein Dichter der Liebe, der ſeinen ſchönen Beruf durch ſeinen Tod beſiegelte, denn er ſtarb aus Liebe zu einer grauſamen Couſine.

Unter der Regierung Ferdinands und Iſabellens wird dem Cezina nachgerühmt, er habe die reine Dichtkunſt, (vermuthlich Schlegels Poeſie der Poeſie) wiederum an's Licht gebracht. Er wallfahrtete nach Jeruſalem, und beſchrieb dieſe Wallfahrt. Er überſetzte auch Virgils

Hirtenlieder, die er beſonders ſinnreich auf die Thaten Ferdinands und Iſabellens zu deuten wußte. Ein Schmeichler findet überall Stoff. Man hat auch noch viele Theaterſtücke von ihm.

Im 14ten Jahrhundert, als die Muſen aus den Morgenländern nach Italien geflüchtet waren, holten ſich die Spanier dort Funken von ihrem himmliſchen Feuer. Viele derſelben mochten, wohl zu ſklaviſch, die Italiäner, beſonders den Petrarch, nachahmen, denn man nannte ſie ſpottweiſe die Petrarchiſten. Unter dieſen zeichnete Juan Boscan ſich aus, der Kling- und Strafgedichte, Lieder und Hirtenlieder ſchrieb, des Muſäus Leander und Hero, und ein Trauerſpiel des Euripides überſetzte, ſich aber vielleicht das größte Verdienſt durch eine Sammlung der Schriften ſeines Freundes, des berühmten Garcilaſſo de la Vega, erwarb; denn dieſer, auf vielen Reiſen gebildete große Dichter, galt, ohne Spott, für den Petrarch ſeiner Nation. — Mendoza, ein Geſandter

Kayſer Carl V. zu Rom, zeichnete ſich als ein witziger Kopf aus; er beſang unter andern die Ente und den Floh. — Pedilla wetteiferte mit Garcilaſſo de la Vega. — Velaſco überſetzte die Aeneide, Guzmann die Bücher vom Feldbaue und Virgils zehnte Ekloge. — Bermudez, unter dem angenommenen Nahmen Antonio de Silva, beſchenkte die Bühne mit zwey beliebten Trauerſpielen: die weinende Niſa und die gekrönte Niſa. Lope de Rueda ſchrieb gern geſehene Luſtſpiele, die er ſelbſt darſtellte. Auch Naharro und la Cueva glänzten als dramatiſche Dichter. — Mediano war ein glücklicher Nachahmer des Horaz, und würde vermuthlich noch jetzt allgemein gekannt und geprieſen ſeyn, wenn ſein Gedicht: Mittel gegen die Liebe, würklich dieſe gefährliche Krankheit zu heilen vermögte. — Fernando de Herrera, mit dem Beynahmen der Göttliche, ſoll doch etwas holprichte Verſe gemacht haben, ob er gleich nie zu feilen aufhörte; Villegas hingegen wurde, wegen ſeiner leichten Verſificationen geſchätzt. Er überſetzte den Boethius. — Ludwig von Leon gab ſeiner Nation treffliche Ueberſetzungen des Homer, Pindar, Virgil, Tibull, Petrarch und Bembo. — Die Brüder Argenſolas wurden die ſpaniſchen Horaze genannt. — Gonzalo Perez lieferte eine Odyſſee, die faſt dem Original gleich geachtet wurde; ein Erzbiſchoff von Tarragona Ovids Verwandlungen. Gegen das Ende des Jahrhunderts ſank die kaſtilianiſche Dichtkunſt wieder, obgleich Espinel die Vorſchriften des Horaz trefflich in ſeine Sprache übertrug. Chriſtoph de Mezo wollte ſich vergebens zum epiſchen Dichter aufſchwingen, ob er gleich zu Rom fünf Jahre lang mit Torquato Taſſo vertrauten Umgang gepflogen. Einige andere zeigten noch hie und da Spuren des Genies, allein das goldene Zeitalter der ſpaniſchen Poeſie war verſchwunden. Ein verdorbener Geſchmack verbreitete ſich aus Italien herüber. Falſcher Schimmer, ſeltſame Gleichniſſe, erzwungene Anſpielungen, hochtrabende, myſtiſche Redensarten, [illegible] aller Blähungen der Poeſie, wie die Herren Schlegel und Conſorten ſie auch unter uns von ſich geben, würdigten dieſe holde Kunſt herab. Als dramatiſche Schriftſteller ſind Lopez de Vega und Pedro Calderon die bekannteſten. An der Spitze derer, die einen gewiſſen erhabenen Unſinn für Poeſie ausgaben, und mitten in Spanien eine neue, nur von ihren Jüngern verſtandene Sprache ſchufen, ſtand ein gewiſſer Don Ludwig de Gongara, dem zu viel Ehre geſchieht, daß er hier genennt wird. Aber es gieng damals würklich in Spanien, wie es vor kurzem bey uns in Deutſchland gegangen iſt; denn alſo ſpricht das ſpaniſche Journal der Gelehrten, T. IV. Art. 6.:

„Die meiſten guten Köpfe wurden durch „Gongara verführet, ahmten ihn nach, und „wurden zugleich mit ihm ein Gegenſtand des „Spottes und der allgemeinen Verachtung.“ — Sollte man nicht glauben, die ſpaniſchen Gelehrten hätten unſere Gebrüder Gongora's im Sinne gehabt? —

Quodlibet.

1685 wurde Furet[illegible]e von der franzöſiſchen Academie ausgeſchloſſen um ſeines Dictionnaire's willen, welches natürlich dadurch nur noch berühmter wurde. Als er 1688 ſtarb, entſtand die Frage in der Academie: ob man, nach alter Gewohnheit, ein Seelamt für ihn halten ſolle oder nicht? Die meiſten waren dagegen, als Boileau hereintrat, und ſich folgendergeſtalt vernehmen ließ: „Wirken Sie auf," meine Herren! hier ſind drey Dinge zu betrachten, Gott, „das Publicum, und die Academie. Was „Gott betrifft, ſo wird er es fürwahr nicht „übel nehmen, wenn ſie ihm ihren Unwillen

„zei

„opfern und für einen Verſtorbenen beten, der „es nöthiger hat, als mancher Andere, wäre es „auch nur um der Bitterkeit willen, die er gegen uns bewieſen. Vor dem Publicum „wird es Ihnen Ehre bringen, Ihren Feind „nicht bis jenſeits des Grabes verfolgt zu haben, und die Academie wird ſich ſelbſt ehren, „indem ſie Schmähungen durch Gebete beantwortet.“ — Die Meynung des Dichters drang durch, und ein Spaßvogel ſagte: „Glücklicherweiſe für die Academie wären die Gemüther „durch die Predigt des hochwürdigen Pater „Boileau umgeſtimmt worden.“

Dieſer Furetiere war ſehr geitzig. So oft ich ihn ſah, (erzählt Charpentier) — bat er mich, ihm doch einen Tag zu beſtimmen, an dem ich zu Mittag bey ihm ſpeiſen wolle. That ich es, ſo war er in Verzweiflung, daß eben dieſer Tag ſchon beſetzt ſey. Endlich erſuchte ich ihn, er möchte mir lieber das Jahr beſtimmen, in dem ich bey ihm ſpeiſen könnte. Das hat er aber nie gethan.

Als Rochelle, der Hauptort der Calviniſten, 1627 belagert wurde, wählten die Einwohner den Unerſchrockenſten ihrer Mitbürger, Nahmens **Guiton**, zum Befehlshaber. Einen Dolch ergreifend, erklärte er auf dem Rathhauſe: „nur unter der Bedingung nehme ich dieſe Würde an, daß mir erlaubt ſey, dieſen Dolch dem Erſten, der von Uebergabe ſpricht, in das Herz zu ſtoſſen. Eben ſo geſchehe auch mir, wenn ich jemals den Gedanken äußere, und ich verlange, daß zu dieſem Behuf der Dolch hier auf dem Tiſche liegen bleibe.“ — Indeſſen nahm der Hunger überhand. „Bald werden alle Einwohner verſchmachtet ſeyn,“ ſprach ein Freund zu Guiton, welcher ganz gelaſſen antwortete: „Wenn nur Einer übrig bleibt, um das Thor zu verſchließen.“ — O warum vererbte dieſer Held nicht einen

Funken ſeines Geiſtes auf die berüchtigten Preußiſchen Feſtungs-Commandanten! —

Die Großen, die ſich mit Bändern zieren, würden ſich bisweilen ſchämen, wenn ſie die urſprüngliche Beſtimmung ihrer Decorationen kennten. Als Heinrich III. den berühmten heiligen Geiſt Orden ſtiftete, gab er freylich vor, es geſchehe zu Vertheidigung der katholiſchen Religion, eigentlich aber widmete er ihn Margarethen von Valois, die er mehr als brüderlich liebte, und dieſer vornehme Orden bedeutete im Grunde nichts mehr, als heutzutage die Bruſtnadel eines Liebhabers mit dem Anfangsbuchſtaben von dem Nahmen ſeiner Geliebten. Der heilige Geiſt war das Symbol der Liebe; die Verzierung der Ordenskette beſtand aus den verſchlungenen Buchſtaben M und H. Dazwiſchen war ein griechiſches φ (phi) und ein δ (delta) angebracht, welches fidelta, fidélité bedeuten ſollte. Als Heinrich IV. dieſes anſtößige Geheimniß erfuhr, verſammelte er 1597 ein Kapitel, und gab der Kette eine andere Geſtalt, indem er Trophäen an die Stelle des Φ und des M. ſetzte.

Im Jahr 1408 gab die Univerſität von Paris einen ſchaamloſen Beweis der Eyferſucht auf ihre Gerichtsbarkeit. Der Oberrichter (Prévôt) von Paris, hatte, wegen einer Mordthat, zwey Schüler aufhängen laſſen. Die Univerſität verfolgte ihn deshalb mit ſolcher Erbitterung, daß er endlich verdammt wurde, die beyden Mörder ſelbſt vom Galgen los zu knüpfen, ſie auf den Mund zu küſſen, und dann vor ihnen her bis nach der Kirche zu reiten, in welcher ſie begraben würden; wobey der Kutſcher, der die Leichname führte, im Prieſter-Ornat kutſchiren mußte.

Ludwig XIV. las nie. Als Lafontaine ſeine Pſyche geſchrieben hatte, fiel dem Publicum folgende Stelle darin auf: „wenn dein Gemahl:“ ſo redet Pſyche zu einer ihrer Schweſtern, „von einem Dutzend Aerzten umringt iſt, „ſo zählt dagegen der Meinige zweymal ſo viele „Buhlerinnen, welche durch ihre Fruchtbarkeit „die königliche Familie dermaſſen vermehren, „daß man eine anſehnliche Colonie davon errichten könnte.“ — Lafontaine erſchrack über die Deutung, welche man dieſen Worten gab, und um einem Sturme vorzubeugen, wandte er ſich an den Herzog von St. Aignon, einem damaligen Günſtling des Königs. „Wiſſen Sie was,“ ſagte dieſer, „überreichen Sie nur Ihr Buch „dem Könige ſelbſt, ſo ſind Sie ſicher, daß es „weder von ihm geleſen, noch von den Höflingen gedeutelt wird.“

Der Dichter und Höfling Benſerode neckte gern Jedermann am Hofe, die Herzöge wie die Kammerdiener. Eines Morgens, als er noch im Bette lag, trat ein Kammerdiener des Königs mit betrübtem Geſicht herein, näherte ſich ſeufzend und ſprach: „es thut mir leid, daß „ich der Ueberbringer einer ſolchen Botſchaft „ſeyn muß; machen Sie ſich bereit, dem „Könige zu gehorchen.“ — Benſerode erſchrack heftig, er glaubte ſich vom Hofe verbannt, und fragte zitternd, welche Hiobspoſt man ihm anzukündigen habe? —

„Sie ſollen,“ verſetzte der Kammerdiener mit großem Ernſt, „augenblicklich dieſe 300 „Piſtolen empfangen und damit zufrieden ſeyn; „denn Sr. Majeſtät, welche geſtern Abend „Dero Spielgewinnſt Ihnen verſprochen, ha„ben dießmal nicht mehr gewonnen.“ — Noch wußte Benſerode nicht, ob er wache oder träume, als der Kammerdiener lachend hinzufügte: „Mein Herr, ich war Ihnen für Ih-

„re Neckereyen etwas ſchuldig, nehmen Sie „ſo vorlieb.“

Ein Beichtvater kam zu einer jungen Wittwe den Tag nach dem Begräbniß ihres Mannes, und fand ſie mit einem jungen Menſchen im Faroſpiel begriffen. Als er ſein Erſtaunen und ſelbſt einigen Unwillen darüber äußerte, ſagte ſie ganz unbefangen: „Warum ſind Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen? Sie würden mich in Thränen ſchwimmend angetroffen haben; allein eben jetzt hab' ich meinen Schmerz auf eine Karte geſetzt und ihn unglücklicherweiſe verlohren.

Gegen das Ende der Regierung Ludwig des XIV. wurde ein ſeltſames Regiment aus Leuten von allen Ständen errichtet, man nannte es das Regiment von der Narrenkappe, (de la Calotte) und um darin aufgenommen zu werden, mußte man irgend eine ausgezeichnete Sottiſe begangen haben. Man kann denken, daß es ihm nie an Rekruten fehlte. Eines Tages fragte der König den Grafen von Torſac, den Obriſten des Regiments, ob er es nie wolle vor ihm aufmarſchiren laſſen? „herzlich gern,“ verſetzte Torſac kühn, „aber wird ſich auch Jemand finden, der es aufmarſchiren ſieht?“ —

Entrüſtet rief jüngſt ein franzöſiſcher Kunſtrichter aus: Iſt es möglich, daß wir fremde Schauſpiele überſetzen? wir, denen alle Nationen ihre Schauſpiele verdanken? — Es gab einmal einen dicken Herrn in Bourgogne, der den herrlichen Wein aus ſeinen Bergen durch ſeine Leute trinken, und für ſich ſelbſt Branntewein kommen ließ. Iſt es ſo weit mit uns gekommen?

Fenelon bejammerte einſt gegen Heinrich IV. das Unglück, welches die Flammen des Bürgerkrieges verurſachten. „Dieſe Flammen,“ erwiederte der König, „könnte man mit einem „einzigen Eymer Waſſer auslöſchen.“ — Wie das Sire? — „Man dürfte nur dieſen Eymer dem Cardinal von Lothringen in den Hals „ſtürzen, bis er platzte.“

Als — ich weiß nicht mehr in welchem Jahrhundert — das ſelige deutſche Reich durch einen mächtigen Nachbar entzweyt wurde, prägte ein Künſtler eine Medaille, auf welcher Milon von Crotona ſeine Hände in den Eichbaum eingeklemmt ſah, den er eben geſpaltet hatte. Die Umſchrift lautete: Sic Germania diviſa coaleſcet.

Ein Liebhaber und Sammler von Kupferſtichen fragt hierdurch bey dem Publikum an, ob nicht Jemand ihm einen Kupferſtich überlaſſen will, der 1781 zu Paris erſchien, vorſtellend: Die Brücke Ludwig des XVI. beſtimmt zum Denkmal der Aufhebung der Leibeigenſchaft, welche Ludwig in den königlichen Domainen verordnete. Der Kupferſtich iſt würklich bey [illegible]eau, rue des Mathurins, erſchienen; ob aber die Brücke würklich erbaut werden, iſt unbekannt, und ſteht zu bezweifeln, weil ſonſt Ludwig, als er zum Tode gieng, wohl verlangt haben würde, darüber geführt zu werden.

Ein Dichter, von Tamerlan geliebt, befand ſich im Bade mit dieſem wilden Eroberer, dem es einfiel, ihm die ſeltſame Frage vorzulegen; wie hoch er ihn am Gelde ſchätze? — Der Dichter, ohne ſich zu bedenken, nannte eine ſehr geringe Summe. „Wie?“ ſagte Ta merlan, „ſo viel iſt ja das Tuch werth, mit dem ich mich abtrockne?“ — „Ich meynte auch nur das Tuch,“ verſetzte der Dichter.

Ein geiſtreicher Schriftſteller, in dem ich dieſe Anecdote geleſen, zieht daraus den Schluß: Tamerlan müſſe nicht ſo grauſam geweſen ſeyn, als man gewöhnlich glaubt, weil er verſtattet habe, ihn — wenn auch nur im Scherz — für gar nichts werth zu halten. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter ihm eine große Schmeicheley ſagen wollte, nemlich: man könne nur das Tuch in ſeiner Hand taxiren, ſeine erhabene Perſon hingegen ſey unſchätzbar.

Als das Chriſtenthum in Deutſchland gepredigt wurde, entſtand die Frage: ob es erlaubt ſey, aus Hörnern zu trinken, wie die alten Deutſchen? — die Theologen meynten Ja, wenn man nur das Kreuz darauf mache. — Die Angelſachſen brachten den Gebrauch, aus

Hörnern zu trinken, mit ſich nach Britannien. Ein König der Mercier vermachte den Mönchen ſein Tiſchhorn, um an großen Feſten daraus zu trinken, und nie wurde eine teſtamentariſche Verordnung gewiſſenhafter erfüllt. Aehnliche Stiftungen geſchahen in Deutſchland, daher bisweilen in Urkunden der Wein, den die Mönche bekamen, Cornua genannt wurde. Auch der Monat Februar ſoll daher den Nahmen Hornung führen, weil in demſelben die alten Deutſchen am liebſten ſchmauſten.

Kotzebue

Univ. Bibl.
München

Die Biene.

Eine Quartalſchrift

von

A. v. Kotzebue.

[1]

Viertes Heft.

1808.

Universitäts-
Bibliothek
München

4 Bav. 15

Vorbericht.

Es iſt mir eine Meynung zu Ohren gekommen, als ob ich in dieſen Heften nicht immer ſchriebe, wie es ſich in unſern Zeiten geziemt. Ich weiß nicht, was man damit ſagen will. Ich halte mich lediglich an das Cenſur-Edict meines Kayſers, dieſes ſchöne Denkmal ſeiner Weisheit und Milde, wo es §. 22. ausdrücklich heißt:

„Eine beſcheidene und vernünftige Un-
„terſuchung jeder Wahrheit, die auf Re-

„ligion, Menſchheit, bürgerliche Verfaſſung,
„Geſetzgebung, Staats-Regierung,
„oder irgend einen Zweig derſelben
„Bezug hat, verdient nicht nur nicht
„die geringſte Strenge von Seiten
„der Cenſur, ſondern genießt einer vollkommenen
„Preßfreyheit, die die
„Fortſchritte der Aufklärung befördert."

Ferner; §. 21.: „Die Cenſur befolgt
„den Grundſatz einer vernünftigen
„Nachſicht, und hütet ſich vor jeder partheyiſchen
„Auslegung der Aufſätze, oder
„einzelner Stellen in denſelben, die
„ſie aus beſondern ſcheinbaren Urſachen
„verbieten zu müſſen glauben möchte.
„Hat die Stelle, worüber der Zweifel
„entſteht, einen doppelten Sinn, ſo iſt
„es in dieſem Falle beſſer, ſie auf die für
„den Verfaſſer vortheilhafteſte Art

„auszulegen, als ihn deshalb verantwortlich zu machen."

Man verzeihe mir die anſcheinende Eitelkeit, daß ich, bey einem Werke von ſo geringer Wichtigkeit, als meine Biene iſt, dieſe Paragraphen anführe; allein ich bin durch ſchiefe Urtheile dazu veranlaßt worden. Meine Biene iſt ein ſehr unſchuldiges Flugblatt; — (kein Feuerbrand, kein Löſch-Eymer, keine Gallerie preuſſiſcher Charactere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie ſonſt noch die Tritte alle heißen, mit welchen verſchiedene Thiere den verwundeten Löwen betaſten) — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend Jemand Anſtoß daran nehmen könne, wenn ich meine Meynung über Grundſätze der Moralität äußere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit ſich bringt, und worüber ſchon ſeit Anbeginn der Welt, (auch noch kürzlich von Villers, Lettre à Mdme de B*) geklagt worden; wenn ich Ausſchweifungen beſeufze, die etwa hie und da die Sieger in ihrem Taumel ſich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr ſelbſt nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geſchichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Intereſſe zuzugeſtehn; wenn ich moraliſche Urtheile und Ausſprüche alter Schriftſteller anführe; wenn ich, wie ſchon Tauſende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder beſpöttele u. ſ. w.

Immer ſpreche ich nur im Allgemeinen von Menſchen oder Fürſten, nie von Einem Menſchen oder Einem

Fürſten. Ich weiß auch wohl, daß es Niemanden einfallen wird, ſich ſelbſt für angegriffen zu halten; doch leider weiß ich auch eben ſo gut, daß es jetzt überall elende Kriecher giebt, die ſich gnädige Blicke zu erwerben hoffen, wenn ſie irgend einem Machthaber ins Ohr raunen können: „In dieſem oder jenem Worte, „in dieſer oder jener Zeile liegt Gift verborgen;“ und die — im Gefühl ihrer Characterloſigkeit und ihres Undanks — jeden Schriftſteller, der ſeinem Character getreu blieb, mit fremden Füßen gern zertreten, da ihre eigenen Spindelbeine nicht Kraft genug dazu haben. Ich verachte ſolche Wetterhähne, die, wenn heute der Wind ſich dreht, auch gleich wieder eine andere Flagge aufſtecken; ich ehre jede rechtmäßige Gewalt; ich bewundere jede wahre Gröſſe; ich preiſe jede beharrliche Tugend; ich erlaube mir beſcheidene und, wie ich meyne, auch vernünftige Urtheile über manche Dinge, welche die Menſchheit angehn, und alſo befolge ich pünctlich das Edict meines geliebten und höchſt liebenswürdigen Kayſers.

Warlich! man ſollte kaum für möglich halten, daß, bey einer ſolchen Schrift eine ſolche Vorrede nothwendig geworden iſt.

Kotzebue.

Jn-

Inhalt.

Rom. . . . . S. 1
Scudery. 4
Cui bono. 6
Der Ackerbau in Spanien. . . 14
Ein Project des Lord Cheſterfield. . 17
Alte fromme Mährchen. . . 25
Nachahmungswerthe Preißaufgabe. . 36
Das Kameel und der Eſel. . . 41
Kriegsurſachen. . . . 42
Ein galantes Abentheuer. . . 49
Bruchſtück von Voltaire. . . 51
Der Tod Henriettens von England. . 58
Die Eſel. 60
Die Galeerenſklaven. . . . 66
Seelenwanderung. . . . 71
Der heilige Martin. . . . 80

Fremde Sitten auf dem Throne. . S. 85

Vom Luxus der Römer. . . 88

Reiſe-Abentheuer. . . . 123

Das Grabmahl bey Myloſa. . . 205

Geheime Schreibekunſt. . . 207

Die höflichen Meuchelmörder. . 208

König Peto. 209

Quodlibet. 211

Rom.

Rom.

Zu einer Zeit, wo auch dieſer Staat das Schickſal ſo vieler andern erfahren hat, iſt es intereſſant, die Urtheile und Prophezeihungen zu leſen, die ein hellſehender franzöſiſcher Reiſender vor 26 Jahren ausſprach, in Briefen über die Schweiz, Italien, Sicilien und Maltha.

„Unter allen Regierungen, die ich kenne,“ ſagt er, giebt es keine gemäſſigtere, als die römiſche; kein Volk, das weniger mit Auflagen belaſtet wäre, denn es bezahlt nichts, oder doch ſo gut als nichts, und hat völlige Freyheit, zu denken, zu reden, zu handeln, wie es ihm beliebt. Freylich iſt es arm, faul und feige; dennoch zeigt es keine Stimmung, ſich unter das Joch der Knechtſchaft zu beugen. Es fürchtet ſeinen Herrn nicht und liebt ihn nicht, er wäre denn liebenswürdig. Deſſen gute Werke betrachtet es als Schuldigkeit; es tadelt ſeine Fehler ſtreng und macht ſich luſtig über ſeine Lächerlichkeiten.“

„Man mahlt uns Rom gewöhnlich als einen deſpotiſchen Staat; man meynet, die Unfehlbarkeit der geiſtlichen Macht vereinige ſich in dem Glauben des Volkes mit der weltlichen Herrſchaft, welche freylich keine andern Grenzen kennt, als den Willen des Fürſten. Der Pabſt iſt von Rechtswegen Despot, wenn anders ein ſolches Recht exiſtiren kann; allein im Grunde ſind Rom und alle ſeine großen Gouvernements, wahre Republiken, die ſich ſelbſt mit großer Mäſſigung regieren, eine jede nach ihren Geſetzen und Gewohnheiten, und in welchen die Cardinäle, als Gouverneure, blos an der Spitze der Verwaltung und der Polizey ſtehen."

„Vielleicht wird dieſe Macht immer mehr und mehr ſinken, ſo lange, bis ein Potentat, der ſtärker iſt, als die übrigen, oder ſich mit ihnen verſteht, ſich Roms bemächtigen, ſeinen Sitz dort aufſchlagen, den Pabſt als Biſchoff ehren, das Collegium der Cardinäle beſtechen laſſen oder vernichten, und die Biſchoffswahlen unter ſeinem Vorſitz leiten wird, bis er endlich ſelbſt den Biſchoff ernennt, und dieſes Volksrecht ſich anmaaßt, wie ſchon ſo Manche vor ihm gethan haben." (Man muß geſtehen, daß dieſe Prophezeyhung ihrer Erfüllung ſehr nahe iſt. Der ehrliche Prophet fügte noch hinzu: „Dieſer Zeitpunkt iſt vielleicht weiter entfernt, als man denkt," aber ſchwerlich mochte er glauben, daß er ſo nahe ſey.) — Von dem römiſchen Volke ſagt er noch, es ſey zu weichlich, zu feige, zu wenig unternehmend, um jemals irgend eine Faction zu bilden. „Es würde recht gern alle Tage ſeine Päbſte ſterben und wieder ſchaffen ſehen, ein Schauſpiel, welches Zeitvertreib gewährt, und Geld in Umlauf bringt. Da es nichts hat, ſo hängt es auch an nichts; dennoch würde es keine andere Herrſchaft der jetzigen vorziehen. — (Wenn man es nemlich fragte.)

Scudery.

Zu allen Zeiten haben Dichter ihr Talent durch feile Lobſprüche entehrt, doch ſchwerlich gab es irgend ein Jahrzehend, welches dieſen Mißbrauch höher getrieben hätte als das unſrige. Alle die unglücklichen Fürſten, welche, ihres Purpurs beraubt, herum irren, wurden tauſendmal aus demſelben Dintenfaſſe hoch geprieſen, aus dem, gleich nach ihrem Sturz, ihren Beſiegern Honigſtröme floſſen. Iſt es wohl ein Wunder, wenn ein Fürſt die Menſchen, beſonders die Dichter verachtet? und iſt es nicht ein weit größeres Wunder, daß es noch immer Fürſten giebt, die ſich gern von Dichtern loben hören?

Heyl und Ruhm dem braven Scudery! nicht wegen ſeines vergeſſenen Trauerſpiels l'amour tyrannique, auch nicht wegen ſeines langweiligen Gedichts Alarich; ſondern wegen des folgenden, edlen Characterzuges.

Er hatte der Königin Chriſtine ſeinen Alarich dedicirt, und es wurde ihm dafür eine goldene Kette, tauſend Louisd'or an Werth, zum Geſchenk beſtimmt; allein die Königin machte die Bedingung, er ſolle den Nahmen des Grafen de lagardie ausſtreichen, Eines ihrer Günſtlinge, der unterdeſſen in Ungnade gefallen war. Scudery antwortete: „und wenn die „goldene Kette ſo groß und ſchwer wäre, als diejenige, deren in der Geſchichte der Incas erwähnt wird, ſo wollte ich doch nie den Altar „umſtürzen, auf dem ich einmal geopfert habe.“

— Statt das Geſchenk zu verdoppeln, war Chriſtine ſchwach genug, ihm nun die goldene Kette nicht zu ſchicken.

Cui bono?

Das iſt der Titel eines engliſchen Büchleins, welches 1781 erſchien, einen gewiſſen Tucker zum Verfaſſer hat, und ſich mit der Unterſuchung beſchäftigt, welche Vortheile die Kriegsführenden Nationen (in dem damaligen amerikaniſchen Kriege) aus ihren glänzendſten Siegen etwa künftig ziehen könnten. Es ſind Briefe an Necker gerichtet, und es ſteht manches darin, was auch noch jetzt, nach 27 Jahren, Aufmerkſamkeit verdient; beſonders da es nicht mehr erlaubt iſt zu ſagen, was man im Jahr 1808 denkt, ſo gewährt es einigen Troſt, ſagen zu dürfen, wie man 1781 gedacht hat.

Der Erſte Brief iſt Einleitung. Im zweyten erwägt Herr Tucker, was daraus entſtehen würde, wenn es der vereinten Macht Frankreichs und ſeiner Alliirten gelänge, England zu unterjochen.

„Es kann geſchehen,“ ſagt er, „daß England, kein unabhängiger Staat mehr, als eine franzöſiſche Provinz durch einen Vicekönig des großen Monarchen regiert wird. Welche Folgen wird das für den *Handel* und für das *politiſche Syſtem* haben? — Was den Handel betrifft, ſo iſt doch wohl klar; daß, wenn man einen Kaufmann befragte, ob er wünſche, daß ſeine reichſten, beſten Kunden Banquerout machen, zu Bettlern werden ſollten? er antworten würde: Sie wollen mich zum Beſten haben. Aber faſt ſcheint es, daß handelnde *Nationen* ganz andere Grundſätze befolgen zu müſſen glauben, als handelnde *Individuen*. Die *Nationen* müſſen vorher alle ihre Kräfte anſtrengen, um ihre Kundleute arm zu machen, und *dann* müſſen ſie mit ihnen handeln. Was alſo in dem Einen Falle thöricht und abgeſchmackt ſeyn würde, iſt in dem andern klug und weiſe. Laßt uns nun die Schuldbücher handelnder Nationen gegen einander öffnen. Als die Engländer noch ein großes, reiches Volk waren, kauften ſie in Frankreich ungeheure Quantitäten von Wein und Franzbranntewein, bezahlten baar und oft zum voraus. Natürlich werden ſie, wenn ſie arm geworden ſind, noch mehr Wein und Franzbranntewein kaufen, und noch beſſer bezahlen. Welche Weisheit! welche Penetration! — Ferner: als die Engländer noch im Ueberfluß ſchwammen, waren ſie eitel und prächtig; beſonders ihre Weiber putzten ſich gern. Sie kauften die herrlichſten Sammete und reichſten Seidenwaaren aus den Lyonner Fabriken. Nichts war zu theuer, wenn es nur aus Frankreich kam. Die guten Tafeln hatten franzöſiſche Köche. Modehändler, Schneider, Friſeurs und Tanzmeiſter ſchrieben die Geſetze des Wohlſtandes und der Artigkeit vor. Sobald nun die erwünſchte Zeit von Englands Vernichtung gekommen ſeyn wird, ſo werden ohne Zweifel die Lyonner Fabriken noch beſſern Abſatz haben u. ſ. w. Welche Weisheit! welche Penetration!“

Im dritten Briefe bemüht ſich Herr Tucker zu beweiſen, daß England und Frankreich, um ihres Handels willen, ſehr wohl thun werden, ſich wechſelsweiſe zu begünſtigen. Der vierte Brief ſchildert den Handelsneid, den er ſehr übel begründet zwiſchen dieſen beyden Nationen findet. „Der Character des Franzoſen zum Exempel,“ ſagt er, „iſt lebhaft, frölich, leichtſinnig, veränderlich; der des Engländers tief, ſcharfſichtig, methodiſch und correct. Bey Jenem herrſcht die Einbildungskraft, bey dieſem die Urtheilskraft. Daher excellirt der Franzoſe in Allem, was zur Zierde und zum Putz, der Engländer in Allem, was zum nützlichen Gebrauch und zur Bequemlichkeit gehört; folglich ſollte Jeder in ſeiner Sphäre bleiben ohne Nebenbuhlerey.“ — Im fünften Briefe entwirft er einen Vertrag zwiſchen England und America, im Fall nemlich das Erſtere ſiegreich bliebe. Am Schluß dieſes Briefes bemerkt er, daß, als die Engländer aus Frankreich vertrieben wurden, ſie dieſen Verluſt für unerſetzlich hielten, bis ſie endlich einſahen, daß ihre Niederlage ein Glück für ſie geweſen, indem ſie blos die Wohlfahrt ihres Vaterlandes der eitlen Ehre, Eroberungen zu machen, aufopferten. Dieſe Betrachtung führt ihn nun im ſechſten Briefe auf die Möglichkeit, America zu verlieren, und auf die Frage: was doch aus America werden würde, wenn es ihm gelänge, ſeine Unabhängigkeit zu erfechten? Hier nun zeigt ſich Herr Tucker als einen ſehr ſchlechten Propheten, indem er dem armen America folgendes Schickſal prophezeyht: „die „künftige Größe von Amerika, es ſey unter einer republikaniſchen oder monarchiſchen Regierung, „iſt der thörichſte Traum, den man nur „einem Romanen-Schmidt verzeiht. Der Character des Volkes, die Lage des Landes, das „verſchiedene Clima, Alles widerſpricht einer

„ſolchen Vorausſetzung. Wenn man hingegen
„die wechſelſeitige Antipathie der Staaten, ihr
„entgegen geſetztes Intereſſe, die Verſchiedenheit
„der Regierung, der Sitten und Gewohnheiten
„betrachtet; ſo ſieht man klar, daß die
„Americaner nie einen Vereinigungspunkt, nie
„ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben werden.
„Ihr durchſchnittenes, durch große Bayen,
„Flüſſe, Seen, Bergketten getrenntes Land, ſo
„wie die hinter ihnen liegenden Völkerſchaften,
„zu denen ſie noch gar nicht gedrungen ſind,
„werden für immer hindern, daß America, es
„ſey unter welcher Regierungsform es wolle,
„vereinigt werde. Ihr Schickſal wird ſeyn:
„ein uneiniges Volk bis ans Ende der Zeiten
„darzuſtellen. Eyferſucht, Argwohn, Mißtrauen
„werden ſie peinigen; ſie werden ſich in
„kleine Geſellſchaften oder Fürſtenthümer theilen,
„nach den natürlichen Grenzen des Landes,
„und jede dieſer kleinen Abtheilungen wird blos
„mit den innern Zänkereyen ſich beſchäftigen,
„ohne ſich um auswärtige Kriege und Eroberun-

„gen zu bekümmern. Die Americaner werden „weder Zeit noch Luſt, noch Geſchicklichkeit zu „dergleichen Unternehmungen haben." —

Wenn Herr Tucker noch lebt, wie wird er ſich in unſern Tagen wundern, daß das zu ſchnellem Flor empor geſtiegene, nach ſeiner Meynung uneinige Volk, das Einzige auf der Welt war, welches wohl eigentlich wußte, was es wollte, und in dem jetzigen Vertilgungskriege eine ſo vortreffliche, ganze Maaßregel ergriff, daß es den größten jetzt lebenden Liebhaber von ganzen Maaßregeln ſtutzig machte, und vielleicht dazu beytrug, den erſeufzten Frieden von Europa zu erzwingen. Herr Tucker wird ſich ferner wundern, wenn er bemerkt, daß eigentlich gar keine Handelseyferſucht zwiſchen England und Frankreich exiſtirt, ſondern daß einzig und allein um Herrſchaft der Meere geſtritten wird. Dieſe möge zufallen, welchem Theile ſie wolle, ſo wird es immer eine Herrſchaft bleiben; denn die

Freyheit der Meere ſcheint mir ein Unding, weil, (philoſophiſch davon zu ſprechen) der Sieger nie ſich mäſſigen, und Macht nie ohne Mißbrauch bleiben wird. Der Kampf möge endigen wie er wolle: das Meer wird entweder ſeinen alten Herrn behalten, oder ihn blos gegen einen neuen, anfangs milden, in der Folge vielleicht noch ſtrengern, vertauſchen.

Der *ſiebente* und *letzte Brief* enthält einen Plan zum allgemeinen Frieden, der freylich auf unſere Zeiten ganz und gar nicht paßt. Doch wenn auch die Göttin der Staatskunſt ſelbſt herabſtiege, ſo würde ſie für *unſere* Zeiten — (geſchrieben am 3ten Auguſt 1808) — keinen Plan entwerfen können; da der gordiſche Knoten dermaſſen verworren iſt, daß auch nicht einmal ein Alexander-Schwerdt, ſondern einzig und allein des Todes Senſe ihn zerhauen kann. Nach jenem Plan des Herrn Tucker, ſollte England unter andern Gibraltar an Spanien abtreten, gegen die

Inſel Portorico, und dem Hauſe Oeſterreich wird Minorca als Freyhafen zugedacht.

Der Ackerbau in Spanien.

Es iſt bekannt, daß dieſe nützlichſte und edelſte aller Beſchäftigungen in Spanien noch vor kurzem ſehr vernachläſſigt worden; wenigſtens gab ſich ſo leicht kein Edelmann damit ab. Indeſſen gab es dort, wie überall, aufgeklärte Köpfe, die dieſen Schimpf ihres Vaterlandes längſt einſahen und dagegen eyferten. Vor vielen Jahren ſchon erſchienen zu Madrid discurſos economicos von Don Leys, die in allen zur Landwirthſchaft gehörigen Dingen Unterricht ertheilten, auch in manchen, die nicht dazu gehörten. Der Verfaſſer ſcheint nicht blos ein guter Landwirth, ſondern zugleich ein vortrefflicher Staatsmann geweſen zu ſeyn. Hier einige ſeiner Ideen über den Ackerbau:

„Wie iſt es doch zugegangen,“ ruft er aus, „daß die Ausübung einer Wiſſenſchaft, die eben ſo nützlich und angenehm als geſund iſt; die mit uns gebohren zu ſeyn ſcheint, und die Beſchäftigung aller Erdbewohner der erſten Jahrhunderte war (?) wie iſt es zugegangen, daß ſie blos der ärmſten, und, durch die Undankbarkeit der Menſchen, verachteteſten Volksklaſſe überlaſſen worden? — Unſere Mitbürger, die mit Rang und Ehrentiteln, oder gar mit dem Zufall ihrer Geburt prunken, dieſer zahlloſe, unnütze Haufe von Edelleuten, die gar nichts für das Vaterland thun, dem ſie zur Laſt fallen, wie haben ſie jemals bis zu dieſer niedrigſten Stufe von Hochmuth und Dummheit herabſteigen können, den Ackerbau zu verachten? — Sie würden ihre hochadlichen Arme entehrt glauben, wenn ſie den Pflug anrührten, während der Beherrſcher eines großen Reiches (Chi na) jährlich einen Tag heiligt, indem er in Gegenwart ſeines Hofes, der Abgeordneten aus den Provinzen, und einer Menge von Ackersleuten, welchen er ein erhabenes Beyſpiel giebt, die Erde pflügt und beſät. — Wie mag unſer fauler Adel eine Kunſt gering ſchätzen, die im Alterthum von den größten Männern geliebt und geübt wurde? — Cyrus, der berühmte König von Perſien, der wenigſtens ein eben ſo guter Edelmann war, als unſere hochadelichen Herumtreiber, pflanzte ſeine Bäume ſelbſt zu Sardes; und Curius, der römiſche General, fand höhern Ruhm darinn, ſein Feld gut anzubauen, als in ſeinen Triumphen über den Pyrrhus, die Samniter und Sabiner.“ — — Ich kenne manches Land und manche Provinz, wo man dem Adel daſſelbe zurufen könnte. Selbſt die ſogenannten Landwirthe laſſen ſich höchſtens zu einem Spatziergang um ihre Felder, und zu einem Geſpräch mit ihren Wirthſchaftsbeamten herab.

Ein Project des Lord Cheſterfield, die Glieder eines Staats (Landſtände, Senate, Parlamente, Junta's u. ſ. w.) zu wiegen.

„Der Reiſende Bernier erzählt uns von einer ſonderbaren Gewohnheit, welche noch jetzt im Reiche des großen Moguls herrſcht. Sr. Kayſerl. Majeſtät nemlich, werden alljährlich an Dero Geburtstage **gewogen**, und wenn es ſich findet, daß Sie in dem verfloſſenen Jahre einen anſehnlichen Zuſatz an Fett gewonnen haben, ſo jauchzt jeder getreue Unterthan, und bringt ſeinem vollwichtigen Beherrſcher Geſchenke, die ſich leicht auf dreyſſig Millionen belaufen mögen.“

„Es ſcheint faſt, dieſe Gewohnheit werde, wie viele dergleichen in andern Ländern, blos um ihres Alterthums willen beobachtet, aber ſie muß doch wohl in ihrem Entſtehen einen nützlichen Zweck gehabt haben, den man in der Folge vernachläſſigt und endlich ganz vergeſſen hat. Denn unmöglich läßt ſich denken, daß die getreuen Unterthanen Seiner Mogoliſchen Majeſtät eine dermaſſen gewaltige Freude über einen körperlichen Zuwachs ſollten empfunden haben, da offenbar ein ſolcher Zuwachs ihren allergnädigſten Beherrſcher minder fähig machte, die Regierung zu verwalten. Hingegen haben alle orientaliſchen Nationen von jeher geliebt, die Vorſchriften der Religion, Moral, Politik, in Bilder, Hieroglyphen und Gleichniſſe zu hüllen; es iſt alſo weit natürlicher, zu glauben, daß jene Gewohnheit, von der Bernier ſpricht, urſprünglich allegoriſch war, und eigentlich den Zuwachs am politiſchen Gewicht, an Einfluß und Macht bedeutete, welchen Sr. Majeſtät in Einem Jahre errungen; worüber man ſich denn allerdings freuen konnte."

„Doch es ſey mir erlaubt, meine Vermuthungen noch weiter zu treiben. Es wäre ja wohl möglich, daß jenes deſpotiſch beherrſchte Reich des großen Moguls vor alten Zeiten nur eine beſchränkte Monarchie geweſen, wo es ein völliges Gleichgewicht zwiſchen dem Fürſten und den Ständen gab, welches, um es zu erhalten, oft unterſucht werden mußte. Da hat man nun vielleicht jährlich die Vorrechte beyder Theile geprüft; dieſe Prüfung mag im Innern des Serails ſeyn vorgenommen worden; um aber ſolches auch dem Volke ſinnbildlich anzudeuten, hat man etwa nachher den Monarchen mit Einem der fetteſten unter ſeinen Reichsſtänden gewogen; und hier oder dort insgeheim etwas zugelegt, bis das Zünglein in der Mitte ſtand. Was meine Hypotheſe noch mehr zu begünſtigen ſcheint, iſt die Wahl des Tages, an welchem die Ceremonie vor ſich gieng. Es war nemlich der Geburtstag Sr. Majeſtät, wo Allerhöchſt dieſelben, durch die empfangenen reichen Geſchenke, vermuthlich in gute Laune verſetzt und williger gemacht wurden, ſich einer ſonſt eben nicht angenehmen Ceremonie zu unterwerfen."

„Daß es jetzt ſchon längſt nicht mehr ſo iſt, ſcheint mir kein bedeutender Einwurf, denn wer nur Einen Blick in die Geſchichte gethan, der weiß, daß überall die Gewalt der Deſpoten ſich auf den Trümmern der Freyheit erhoben hat. So war es auch wohl in Indoſtan. Der Adel und die Repräſentanten des Volkes werden geglaubt haben, es ſey weder klug noch höflich, gerade eben ſo viel zu wiegen, als Sr. Majeſtät; ſie werden anfangs ihre Wagſchaale ein klein wenig leichter gemacht, und damit in aller Unterthänigkeit fortgefahren haben, bis endlich ein beträchtliches Uebergewicht in der Wagſchaale des Königs entſtehen mußte. Das mochte Sr. Majeſtät gefallen; Sie bekamen einen königlichen Appetit nach immer ſchwererem Gewicht, und wenn hie und da einmal ein dicker Grobian aus dem Adel oder dem Volke ſich durchaus in die andere Wage ſetzen wollte, ſo konnten Höchſt Dieſelben, durch die jährlich empfangenen Geſchenke, ſolche widerhaarige Menſchen beſtechen, und es endlich dahin bringen, daß Dero Wagſchaale gänzlich ohne Gegengewicht blieb. Auf dieſe Weiſe iſt das Wiegen des großen Moguls nach und nach zur leeren Ceremonie herabgeſunken, mit der man das dumme Volk zum Erſatz für die verlohrne Freyheit bedient, wie dergleichen noch heutiges Tages auch wohl in Europa Sitte iſt.“

„Ich könnte, nach dem Beyſpiel der berühmteſten Critiker, meine Conjectur mit einer Menge Citaten aus alten und neuen Schriftſtellern unterſtützen, und unwiderſprechlich aus der Naturgeſchichte des Fettes beweiſen, daß ein Souverain unmöglich eine immer fortſchreitende Vermehrung ſeines körperlichen Umfangs wünſchen, noch ein guter Unterthan ſich darüber freuen kann; allein ich beſchränke mich auf wenige kräftige Beweiſe.“

„Bey den Römern wurden Fett und Dummheit als ſo unzertrennliche Gefährten betrachtet, daß man ſogar für beyde nur einerley Benennung hatte. Die Pinguis Minerva der Alten zeigt, daß ſie dafür hielten, die Göttin der Weisheit ſelbſt müſſe, wenn ſie zu dick werde, in Dummheit verſinken. Wenn das von einem Gott oder einer Göttin galt, ſo muß es doch auch wohl von einem König oder Königin gelten.“

„Horaz verſteht unter pingue ingenium einen ſchwerfälligen Geiſt. Poetae pingue quiddam ſonantes (Plumpe Dichter) ſagt Cicero in ſeiner Rede für den Archias. Auch die Luft, welche die Böotier einathmeten, wurde fett genannt, von der bekannten Dummheit dieſer griechiſchen Schildbürger.“

„Aus alle dem folgt, daß es nichts weniger als artig wäre, wenn man vorausſetzen wollte, ein Souverain könne wünſchen, diejenigen Geiſtesfähigkeiten, die zu ſeinem Ruhm und dem Glück ſeiner Unterthanen ſo nothwendig ſind, unter einer Fleiſchmaſſe zu begraben. Denn die Behendigkeit des Körpers iſt ſehr erſprießlich für einen Monarchen, um die fernſten Grenzen ſeines Reichs zu beſuchen, die militairiſchen Operationen zu leiten u. ſ. w.“

„Nachdem ich ſolcher Geſtalt bewieſen habe, daß die Gewohnheit, den großen Mogul zu wiegen, blos emblematiſch geweſen, ſo möchte ich wohl die Frage aufwerfen, ob man nicht wohl thun würde, in manchen Staaten dieſe Gewohnheit anzunehmen? — Es iſt ja ohnehin ſchon eine ſehr alte Sitte, Staaten und Reiche zu wiegen. Schon im Homer finden ſich Spuren davon, denn er berichtet uns, daß Jupiter das Schickſal von Griechenland und Troja gewogen. Schade nur, daß weder Euſthatius, noch ſonſt irgend Einer ſeiner Ausleger, uns hat ſagen können, in welcher Art von Wage ſolches geſchehn.“

„Ich bekenne, daß die Zeit, in welcher wir leben, ſo außerordentlich glücklich iſt; unſere

Geſetzgeber ſind ſo rechtſchaffen und weiſe; unſere Waagſchaale iſt ſo vollkommen gleich belaſtet; daß jede Vorſicht überflüſſig wäre. Allein ein kluger Mann blickt in die Zukunft, ſieht ferner mögliche Gefahren und beugt ihnen vor. Da ich nun von dieſem Jahrhundert nichts befürchte — (Lord Cheſterfield ſpricht von dem verfloſſenen achtzehnten) — ſo ſchlage ich meinen Plan für das Jahr 1800 vor; wo alle die jetzt lebenden Mitglieder vermuthlich ſchon todt, und man folglich nicht wiſſen kann, wie ihre Nachfolger beſchaffen ſeyn werden."

(Der Lord meynt, es könne wohl der Fall eintreten, daß man im 19ten Jahrhundert die Mitglieder ſolcher Verſammlungen oft werde wiegen müſſen, und räth an, von dem Miniſterio der auswärtigen Angelegenheiten die Waagſchale von Europa auf ein paar Tage dazu zu leihen. Wenn ſein Plan ausgeführt werden ſollte, ſo wird man wenigſtens auf eine andere Waage denken müſſen, da die Waagſchale von

Europa bekanntlich zerbrochen iſt und ſchwer zu repariren ſeyn möchte.)

Alte fromme Mährchen.

(Sie wurden in Frankreich von Le Grand, unter dem Titel Contes devots u. ſ. w. geſammelt.)

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts war die Ehrfurcht für die Jungfrau Maria ſo hoch geſtiegen, daß ſie überſchnappte. Man begnügte ſich nicht, ihr alle Klöſter zu weyhen, in Soiſſons Einen ihrer Schuhe, und in Kaon Eines ihrer Hemden zu küſſen; (in welches letztere noch ein Büſchel von ihrem Haare gewickelt war) man eignete ihr auch eine grenzenloſe Gewalt über ihren Sohn, und eine zärtliche Neigung für alle Menſchen zu. Daher konnte ſie nicht leiden, daß Einer ihrer Verehrer zur Hölle fuhr; ſie würde ihn, ſelbſt gegen den Willen Gottes des Vaters, herausgeriſſen haben.

Ein Dieb wird zum Galgen verdammt. Schon legt man ihm den Strick um den Hals, er richtet ein Stoßgebet an die heilige Jungfrau, ſie kommt und legt ihre weiſſen Hände unter ſeine Füße, damit er ſich darauf ſtützen möge. Er thut Buße in einer Kutte. — Ein lüderlicher Mönch wird nach ſeinem Tode in eine Grube geworfen. Die Königin Mutter erſcheint dem Abt des Kloſters, macht ihm die heftigſten Vorwürfe über dieſe Behandlung Eines ihrer Ritter; man geht in Proceſſion, den Leichnam aufzuſuchen; man findet ihn noch ſo friſch als ob er lebendig ſey, und ein Blumenſtrauß wächſt aus ſeinem Munde. — Eine Aebtiſſin, von der Liebe verrathen, wird Mutter. Die Nonnen, vielleicht aus Neid, verklagen ſie bey dem Biſchoff. In der Nacht findet ſich Maria mit zwey Engeln ein, und, nach einer kurzen Strafpredigt, verrichtet ſie ſo geſchickt Hebammendienſte bey der Aebtiſſin, daß dieſe weder Schmerzen empfindet, noch ſonſt eine Spur von ihrem Vergehn zurück bleibt. — In einem andern Kloſter ſpringt eine Nonne von der Mauer in die Arme des Kapellans und entflieht. Maria, welche die Entlaufene liebt, nimmt deren Geſtalt an, verrichtet alles im Kloſter, was Jener zu thun obliegt, läutet die Glocken, ſingt im Chor, zündet die Lampen an und fegt mit dem Beſen.

Schon lange führte der Teufel vergebens einen frommen Eremiten in Verſuchung, und erklärte endlich wüthend, er werde ihn auf der Stelle erdroſſeln, wenn er ſich nicht entſchließe, eine Todſünde zu begehen. Uebrigens war er ſo höflich, ihm unter drey Todſünden die Wahl zu laſſen: Trunkenheit, Mord, Ehebruch. Der Eremit begehrte Bedenkzeit, und, nachdem er Alles wohl erwogen, verſprach er, ſich zu beſaufen, weil Trunkenheit, nach ſeiner Meynung, doch das kleinſte unter jenen Verbrechen war. Er wohnte auf einem Berge, am

Fuß deſſelben ein Müller, ſein Freund, der ihn eines Tages auf ein Gericht Fiſche einlud. Der Eremit kam, mit dem Vorſatz, bey dieſer Gelegenheit dem Satan Wort zu halten, und ſich den böſen Feind auf dieſe Weiſe ſchnell vom Halſe zu ſchaffen. Er benebelte ſich in der That ſo tüchtig, daß auf dem Heimwege des Müllers hübſche, junge Frau ihn führen mußte, weil ihr Mann ſich in gleichem Zuſtand befand. Allein ſie ſelbſt hatte auch ein Gläschen zu viel getrunken; in der freyen Luft wurde ihr der Kopf ſchwer, ſie ſank ins Gras und entſchlummerte. Als der Eremit ſie ſo da liegen ſah, erwachten ſeine Begierden; er mißbrauchte ihre Bewußtloſigkeit. Der Müller, der ſeinem Gaſte nachgetaumelt war, ergriff, beym Anblick ſeiner Schande, ein Beil, um den Verbrecher vor den Kopf zu ſchlagen, glitſchte aber aus und fiel. Da bemächtigte ſich der Eremit des Beils und ſchlug ihn todt. So hatte er in einem Augenblick die Todſünden alle drey begangen, und es liegt allerdings in dieſem

Mährchen eine gehaltreiche Lehre für Trunkenbolde.

Unter den Fabeln der Maria de france giebt es Eine, die Machiavel jedem Staatsmann, jedem Fürſten, der drückende Friedensbedingungen eingeht, oder ſich einiger Anſprüche begiebt, würde empfohlen haben: „Es war einmal ein Wolf, der, in einer Anwandlung von Frömmigkeit, ein Gelübde that, vierzig Tage zu faſten, wenigſtens kein Fleiſch zu eſſen. Kaum hatte er das Gelübde ausgeſprochen, als ihm ein zartes, fettes Lamm begegnete. Ha! welch ein Leckerbiſſen! wenn ich nicht geſchworen hätte. Indeſſen — wenn ich das dumme Vieh nicht verzehre, ſo thut es ein Anderer und lacht mich aus. Ueberdieß habe ich mir vorbehalten, Fiſch zu eſſen; ich darf alſo nur dieſes Lamm einen Lachs nennen, ſo hab' ich mein Gelübde nicht gebrochen. Er ſprang zu und verzehrte den in Wolle gekleideten Lachs. (Der

Mann, der hienieden an der Stelle des himmliſchen Lammes ſteht, wird auch bisweilen für einen Lachs angeſehn.)

Eben jene Marie de france erzählt ein drolliges Geſchichtchen, welches der bekannten Anecdote gleicht, wo ein Liebender ſeine Geliebte in den Armen eines Nebenbuhlers findet, und nicht wenig erſtaunt, als die Schöne, ſeinen Augen zum Trotz, ihm das Factum geradezu weg leugnet.

„Aber ſeh' ich denn nicht?“ ruft er aus. — „Treuloſer!“ ſchluchzt ſie dagegen: „Du liebſt mich nicht mehr; Du glaubſt Deinen Augen mehr, als dem, was ich Dir ſage.“ (Ja, ſo wollen die Weiber geliebt ſeyn, und oft werden ſie auch würklich ſo geliebt.)

* Ich kenne einen unglücklichen Fürſten, der folgende Fabel vermuthlich nicht geleſen, oder nicht beherzigt hatte. „Ein Wolf wurde von Hunden gejagt. Er lief, doch plötzlich hemmte

ein breiter, reiſſender Strom ſeine Flucht. Zum Glück wurde er einen Menſchen mit einem Boote gewahr, den er anflehte ihn überzuſetzen. Was giebſt du mir? fragte der Fährmann. — Herr, ich habe kein Geld, erwiederte der Wolf, aber ich will dir drey herrliche, goldene Lebensregeln vertrauen; und damit du ſiehſt, daß ich nicht willens bin dich zu betrügen, ſo höre gleich die Erſte: *Thue ſtets das Gute, ohne dich um die Folgen zu bekümmern.* Dieſe Maxime in dem Rachen eines Wolfes rührte den Fährmann dergeſtalt, daß er ihn ohne Bedenken in ſein Boot aufnahm. In der Mitte des Stromes gab der Wolf ſeine zweyte Lebensregel zum beſten: *Vertraue nie auf das Wort eines Betrügers.* Und als das Boot am jenſeitigen Ufer landete, rief der Gerettete, indem er davon lief: *Betrachte ſtets als verlohren, was du für einen Böſe nicht gethan.*

Noch eine letzte Fabel der Marie de france möge hier ſtehn, weil ſie, beſonders für unſere Zeiten, einen großen Sinn in ſich ſchließt. „Eine Heerde Schaafe gieng auf der Weide, und da dieſe Weide umzäunt war, ſo hatte man keinen Hirten dazu geſetzt. Ein Dieb benutzte dieſe Sicherheit und ſtahl ein Schaaf, Morgen wieder Eines, übermorgen das dritte. So trieb er es lange. Die Schaafe wollten anfangs ihren Herrn davon benachrichtigen, unterließen es aber aus Empfindlichkeit, da ſie, ihrer Schaafsmeynung nach, von ihm vernachläßigt wurden. Ohne einen Mucks zu thun ließ Eines nach dem Andern ſich fortſchleppen, bis endlich nur noch ein einziges Lamm übrig blieb, welches erſchrocken zu dem Eigenthümer der Heerde lief, und ihm das Unglück berichtete. „Wir haben einen albernen Entſchluß gefaßt,“ bekannte es reumüthig, „aber wundert Euch darüber nicht, unſerer waren viele.“ — (Es gab vormals eine Staatsverfaſſung, welche dieſer Schaafsheerde glich.)

Ein alter Roman, Partenopex, liefert ein drolliges Gemiſch von Frömmigkeit, ſinnlicher Liebe und Ehrfurcht vor dem ſchönen Geſchlecht. Der Graf von Blois, der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit, verirrt ſich auf der Jagd, befindet ſich plötzlich auf offenem Meere in einem bezauberten Schiffe, dann wieder in einem prächtigen Schloſſe, wo er von Genieen bedient wird; endlich liegt er gar ſchon in dem Bette einer Fee, die ſich ſehr verwundert ſtellt, ihn ausſchilt, ihm verzeiht. „So iſt das Herz der Weiber," ſagt der Verfaſſer, „zwiſchen Himmel und Erde iſt nichts ſo gut, wenn Gott ihnen Liebe einhaucht. Möchten ſie Alle lieben, aber auch Jede nur Einem ihre Zärtlichkeit ſchenken." — Der ſchöne Jüngling wurde verwegen, er gab und brach Blumen, (fleur lui donna fleur lui prit.) Die Fee verſprach, in jeder Nacht ihn zu beglücken, wenn er dagegen gelobe, ſie zwey und ein halbes Jahr unerkannt zu lieben. Damit er ſie aber nicht etwa für einen verlarvten Dämon, eine Biondetta halten möchte, ſo erklärte ſie ſehr beſtimmt, daß ſie an Jeſum Chriſtum glaube, legte auf der Stelle ein zierliches Glaubensbekenntniß ab, und ſchwur ihm ewige Liebe, wenn er die Gebote Gottes erfülle, auch vor allen Dingen die Privilegien der Kirche in Ehren halte.

Nach einiger Zeit wollte der Biſchoff von Paris ihn vermählen, und beunruhigte ſein Gewiſſen durch jenen ſtrafbaren Umgang, ermahnte ihn auch ſehr ernſtlich, ſeine Geliebte, die doch wohl der Teufel ſeyn könnte, zu ſehn; zu welchem Behuf er ihm eine Blendlaterne empfahl, die er unter der Bettdecke bereit halten könnte. Der Graf befolgte den Rath, zog in der nächſten Nacht plötzlich die Blendlaterne hervor, und ſah die Fee nackend vor ſich liegen, denn man ſchlief damals ohne Hemden. Sie fiel in Ohnmacht. Er erkannte, voll Schaam und Reue, die Kayſerin ſelbſt. Er hatte ſein Wort und die ſchuldige Ehrfurcht verletzt. Der ganze Hofſtaat erſchien bey dieſer Scene. Er wurde fort gejagt. In Verzweiflung beſchloß er zu ſterben, und zwar wählte er eine ſehr langſame Todesart: er aß nemlich nur viermal wöchentlich Haberbrodt. Bart und Nägel ließ er wachſen, wuſch das Geſicht nicht und wechſelte die Kleider nie. Dieſe Buße währte ein Jahr. „So,“ rief er aus, „müſſe Jeder ſterben, der „ſein Liebchen betrogen hat. Alle, die von den „Damen übel reden, müſſen auf der ganzen „Erde mit Schande bedeckt werden, und Gott „nimmer in ſeinem Paradieſe ſchauen. Denn „Gott ſelber, der die Weiber ſo ſchön, zart „und ſanft ſchuf, hat gewollt, daß wir ſie lieben ſollten. Jedes ſeiner Geſchöpfe begabte er, „den Hirſch mit Schnelligkeit, den Stier mit „Kraft, die Weiber mit Schönheit. Ihr Herz „bildete er nicht aus Erde, ſondern aus dem „reinſten Honig. Darum liebt er ſie; darum „liebe ich ſie auch, und wenn in ſeinem Paradieſe keine Weiber wären, ſo würde ich danken für ſein Paradies.“

Endlich ward ein Turnier ausgerufen. Der zu erkämpfende Preiß iſt die ſchöne Kayſerin ſelbſt. Natürlich verrichtet der Graf von Bleis Wundergleiche Heldenthaten, und ſein Liebchen wird ihm, ſammt dem Kayſerthum, zu Theil. So wurde er glücklich, „aber,“ fügt der fromme Verfaſſer hinzu, „es giebt kein vollkommnes „Glück, außer demjenigen, welches Gott ſeinen Auserwählten zubereitet.“

Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe.

Im Jahr 1781 empfieng die franzöſiſche Academie folgendes anonyme Schreiben:

„Meine Herren! — Ein Bürger, der die Wiſſenſchaften liebt, und ſie der Menſchheit nützlich glaubt, wünſcht einen Preiß für dasjenige Werk zu ſtiften, welches der menſchlichen

Geſellſchaft den größten Nutzen bringen kann; es ſey Predigt, Schauſpiel, Roman, in Proſa oder in Verſen; es ſey Geſchichte, Jurisprudenz, moraliſche Betrachtung, politiſche Abhandlung, Memoire über Wiſſenſchaften und Künſte, gelehrte Nachforſchung — kurz, keine Gattung iſt ausgeſchloſſen. Ungefodert ſoll dieſer Preiß errungen werden; es iſt genug, wenn die Richter erklären: unter allen, im verfloſſenen Jahre erſchienenen Werken, die ihnen bekannt geworden, werde muthmaßlich dieſes am meiſten zum Glück der Menſchheit beytragen. Die Academie möge ſelbſt entſcheiden, ob ihre Mitglieder concurriren dürfen.

Es wird hiermit eine Summe von 12000 Livres niedergelegt. Der Preiß iſt eine goldene Medaille, die für die Zinſen jener Summe angeſchafft wird.

„Die Gründe dieſer Veranſtaltung ſind folgende: Ein Geometer verachtete einſt ein viel beklatſchtes Schauſpiel, weil — es nichts bewies. Er hatte Unrecht. Aber ein Bürger hat wohl Recht, wenn er, um ſeine Achtung für ein Buch abzumeſſen, fragt: wozu nutzt es? Dieſe Frage thue ich heute an die Academie. Man hat die Schriftſtellerey als Eine von den Geiſſeln der Menſchheit dargeſtellt; ſie mag ſich ſelbſt vertheidigen. Man behauptet, unſere Nation ſey leichtſinnig, frivol; ich kann darüber nicht entſcheiden; aber ich ſehe täglich ein müſſiges Volk, welches den Denkmälern des Genies den Rücken kehrt, und nach Poſſenſpielen in der Vorſtadt rennt; ich ſehe mehrere Ausgaben von mittelmäſſigen Romanen erſcheinen; ein ernſtes, durchdachtes Buch wird geſchätzt aber nicht geleſen; ich ſehe, daß Schriftſteller, die würdig ſind, auf die Nachwelt zu kommen, blos gekannt, geſucht und gerühmt werden um einiger Auswüchse ihres Geiſtes willen, vor denen ſie ſelbſt erröthen. Während die Preſſen unter Broſchüren ſeufzen, mangelt uns eine lesbare Geſchichte von Frankreich, ein Geſetzbuch, eine Sammlung von Erfahrungen auf unſer

Clima gegründet u. ſ. w. In dieſem Wirrwarr, dünket mich, ſollten die Häupter der Litteratur auftreten, ſprechend zu Jedem, der dieſe Laufbahn wählt: Siehe, das iſt der Zweck! und zu der Nation: ſehet, dieſen Schriftſtellern ſeyd ihr am meiſten verpflichtet.“

Die Academie nahm dieſen Vorſchlag mit Achtung und Erkenntlichkeit auf, und empfieng die beſtimmte Summe unter folgenden Bedingungen: Erſtens: unter den, der Menſchheit nützlichen Werken, die im Laufe jedes Jahres erſcheinen, wird ſie den Vorzug demjenigen ertheilen, welches zugleich am beſten abgefaßt und geſchrieben iſt, weil es dadurch mehr Leſer findet, und folglich den Zweck des Stifters ſicherer erreicht.

Zweytens: Theologiſche oder juriſtiſche Streitfragen, oder politiſche, von der Regierung nicht gebilligte Abhandlungen, bleiben vom Concurs ausgeſchloſſen.

Drittens: Die Werke müſſen franzöſiſch, der Verfaſſer kann aber auch ein Fremder ſeyn.

Viertens: Nach Umſtänden kann die Austheilung des Preiſes verſchoben, der Preis getheilt oder auch verdoppelt werden.

Fünftens: Die Mitglieder der Academie ſelbſt können nicht concurriren.

Der Stifter billigte dieſe Einſchränkungen und die Preisaufgabe wurde bekannt gemacht. Es iſt merkwürdig und rühmlich für das ſchöne Geſchlecht, daß eine Dame die Erſte war, welche dieſen rühmlichen Preis verdiente. Den Converſations d'Emilie, von Madame d'Epinay, wurde 1782 die goldene Medaille zugeſprochen. 1783 empfieng ſie Berquin für ſeinen Ami des enfans. Der Kinderfreund unſers Weiſſe hätte wohl auch eine goldene Medaille verdient. Aber wir fragen nicht nach dem Nutzen eines Buches, ſondern wir lernen von unſern Aeſthetikern und Transſcendental-Philoſophen, daß ein blos nützlicher Schriftſteller nur ein gemeiner, oder, wie ſie es ausdrücken, ein ökonomiſcher Menſch iſt.

Das Kameel und der Eſel.

Eine Fabel nach dem Perſiſchen.

Ein Kameel und ein Eſel reiſten mit einander und kamen an einen breiten Fluß. Das Kameel wagte ſich zuerſt hinein, und da ihm das Waſſer nur bis an den Bauch gieng, ſo ſchrie es dem Eſel zu: „Du kannſt mir ſicher folgen, das Waſſer erreicht nicht einmal meinen Hocker."

„Gehorſamer Diener," erwiederte der Eſel, „geht es dir bis an den Bauch, ſo geht es mir „über beyde Ohren." — Moral: Erkenne dich ſelbſt! und wenn ein fremder, ſchmeichelnd oder unwiſſend, dich über deinen wahren Werth ſchätzt, ſo miß deine Kräfte und bleib in deinen Schranken.

(Ja, wenn nur alle Eſel ſo viele Selbſterkenntniß beſäſſen, als jener Perſiſche Eſel.)

Kriegs-Urſachen.

Der Krieg iſt eine Geiſſel der Menſchheit; dieſe Geiſſel ſollte nie ohne rechtliche Urſachen geſchwungen werden; aber ach! wie würden die blutenden Völker ſchaudern, wenn ſie wüßten, daß Alles, was man ihnen in Manifeſten vorſchwatzt, gewöhnlich nur leere Worte ſind. Ich ſpreche nicht von den Kriegen unſerer Zeit, die Alle ſehr, gerecht ſeyn mögen; ich ſpreche von der Vergangenheit, von der man bisweilen noch ſprechen darf. Da braucht man nicht weit

m der Geſchichte zu ſuchen, um Beyſpiele von
lenden Kriegsurſachen aufzuſtellen, die jedes
echtliche Gemüth empören. Nicht immer kom-
men ſolche Lichtſcheue Dinge an den Tag, aber
wo es ſich ereignet, da geſchieht es auch ge-
wöhnlich zur Beſchämung der Machthaber, die
freylich ſchon längſt in ſilbernen Särgen ruhig
ſchlafen, und auch bey ihren Lebzeiten unter
urpurnen Thronhimmeln ruhig ſchlummerten.

Als Kayſer Carl VI. 1740 ſtarb, da hegte
der Cardinal Fleury, damals der Gewaltige in
Frankreich, den aufrichtigen Wunſch, einen
Krieg gegen die Königin von Ungarn zu vermei-
en. Er bewieß mit gerechten Gründen, daß
er König, durch die, 1735 zu Wien unter-
zeichneten, Präliminarien, die ſogenannte Prag-
matiſche Sanction angenommen, welche
Marien Thereſien die Untheilbarkeit der Staa-
ten des Kayſers zuſicherte; daß folglich Frank-
reich, an ſein Wort gebunden, verpflichtet ſey,
dieſe Pragmatiſche Sanction aufrecht zu erhal-

ten. Dennoch wurde der friedliebende Cardinal zum Kriege gezwungen. Wodurch?

Erſtens war da die Infantin von Spanien, eine franzöſiſche Prinzeſſin, die ſich in den Kopf geſetzt hatte, eine Verſorgung, ein Etabliſſement in Italien für ihren Gemahl zu erhalten, gleich viel, ob das durch einen gerechten oder ungerechten Krieg geſchehen könne. Sie ſchickte Couriere über Couriere an den Cardinal, und der Ton ihrer Briefe bewies, daß die Großen, wenn etwas zu gewinnen iſt, eben ſo niedrig ſchmeicheln können als ihre Höflinge. „Sie vergeſſen uns,“ ſchrieb ſie am 21ſten September 1740, aber ich werde Sie nicht eher in Ruhe laſſen, bis ich meinen Zweck erreiche. Als ich noch in Frankreich war, nannten Sie mich Ihren Liebling. Es iſt nicht artig, ſeine Freunde zu vergeſſen, und vor Allen mich, die ich Sie ſo ſehr liebe. Auf mich hat die Abweſenheit nicht gewürkt und ſo weiter.“

Acht Tage ſpäter (am 28ten September) folgte ein ähnlicher Brief, worin ſie dem Cardinal ewige, zärtliche Freundſchaft ſchwur, wenn er bey dieſer Gelegenheit ſich ihrer annähme.

Vierzehn Tage ſpäter erinnerte ſie ihn abermals: er habe ja ſelbſt zu ihrer Vermählung beygetragen; er werde ſonder Zweifel ſie vollkommen glücklich ſehen wollen, folglich u. ſ. w.

Als Fleury ihr nicht einmal antwortete, machte ſie ihm zärtliche Vorwürfe darüber, und ſtellte ihm vor, daß, wenn ſie Kinder bekäme, dieſe doch ein Stück Brodt haben müßten. (Un morceau à manger). Alſo, weil es der Frau Infantin beliebte, Kinder zu zeugen; ſo ſollten Millionen Menſchen alle Greuel des Kriegs erfahren, damit jene Kinder ein in Blut getauchtes Stück Brodt luſtig verzehren könnten. Wenn übrigens die Großen von einem Stück Brodt reden, ſo verſtehn ſie darunter ein ganzes Land, denn ſie haben Alle einen geſunden Appetit.

Aber die Infantin nicht allein, ſondern, zweytens, auch der König und die Königin von Spanien ſelbſt ließen ſich herab, die dringendſten Suppliken an den Cardinal zu ſenden. „Jetzt iſt eine ſchöne Gelegenheit,“ ſchrieb der König, „dem Infanten etwas zuzuwenden. (pour faire avoir quelque choſe à l'Infant.) Eine herrliche Kriegsurſache!) und ich bitte den König, meinen Neffen, ſich ſeiner Tochter zu erinnern, damit ihre Kinder einmal etwas haben, und nicht wie jüngſte Söhne (Cadets) leer ausgehen. In Ihre Hände lege ich meinen Vortheil und verſichere Sie meiner unwandelbaren Freundſchaft.“

In gleichem Tone ſchrieb die Königin, und nannte den Cardinal ihren Couſin. — Wenn dieſe ſpaniſchen Grundſätze allgemein gültig werden ſollten, ſo müßte künftig, bey der Geburt eines jeden Prinzen, ganz Europa Trauer anlegen, weil jedesmal ein neuer Krieg bevorſtünde, um dem Söhnlein ein Stück Brodt zu verſchaffen. — Zu den *Schmeicheleyen* des ſpaniſchen Hofes geſellte ſich *drittens* eine *Unbeſonnenheit* der Erzherzogin, Gemahlin des Herzogs von Lothringen, die, in dem Schreiben, durch welches ſie des Kayſers Tod berichtete, den Titel einer Herzogin von Burgund, Lothringen und Bar annahm, auch ſogar um ihr Petſchaft die Ordenskette des goldnen Vlieſſes hatte ſtechen laſſen, zuwider einer Uebereinkunft, Kraft deren, nach des Kayſers Tode, der König von Spanien allein Großmeiſter dieſes Ordens bleiben ſollte. Daraus wurden denn die ſchrecklichſten Vermuthungen abgeleitet, was man von einem *neuen Hauſe Oeſtreich* würde zu erwarten haben. — Das war noch nicht Alles.

Die Höflinge, die ſtets im Kriege ein verdientes oder unverdientes Glück zu machen hoffen, belagerten *viertens* den Cardinal; beſonders ein Graf von Belle Isle, der durch alte Freundinnen auf den Miniſter würkte. Bey des Kayſers Tode war dieſer Belle Isle noch weder Marſchall von Frankreich, noch Herzog und Pair; nur durch den Krieg konnte er es werden; verſäumte er dieſe Gelegenheit, und der alte Cardinal ſtarb, ſo wurde er vielleicht ganz vergeſſen. Damit nun ein ſolches Unglück der Welt nicht wiederfahren, ſie vielmehr das Glück genießen möchte, den Grafen Belle Isle als Duc und Pair zu bewundern, ſo mußte nothwendig Krieg geführt werden. Fleury ſchickte ihn fürs Erſte als Geſandten zu der Kayſerwahl nach Frankfurt, wo bekanntlich der Churfürſt von Bayern, als Carl VII., zum Kayſer gewählt, und dadurch endlich der heiße Wunſch nach Krieg erfüllt wurde. — Wie ſchön klangen die Manifeſte! wie bündig wurde erwieſen, daß man, durch die Anſprüche des Hauſes Oeſtreich zum Kriege gezwungen worden; und Niemand wußte, oder wagte laut zu ſagen: daß einzig und allein die

Schmei

Schmeicheleyen einer Prinzeſſin, die in Spanien Langeweile hatte; die Zudringlichkeit eines königlichen Paares, welches mit fremden Raube ſeine Kinder bereichern wollte; die Eitelkeit einer Dame, die ſich mit einem Orden ſchmückte, der ihr nicht zukam; und der Ehrgeiz eines Höflings, der eine Armee commandiren wollte; dreyjährige Greuel der Verwüſtung über unſchuldige Völker herbey führte.

Ein galantes Abentheuer.

Die Königin Anna von Oeſterreich war bekanntlich eine ſehr ſtrenge Dame, und dennoch gieng es an ihrem Hofe zu, wie es an vielen Höfen zugeht, auch bisweilen noch etwas ſchlimmer. Unter ihren eigenen Hofdamen befand ſich eine Mademoiſell de Guerchy, der ein Herzog von Witry das Feuer ſeiner Liebe allzuthätig bewies. Das arme Fräulein wurde durch dieſen unangenehmen Zufall in die grauſamſte Verlegenheit geſetzt, denn ſie ſollte die Königin auf einer Reiſe begleiten. Sie wandte ſich daher an eine berühmte Hebamme, Nahmens Conſtantie, die ihr ſo ungeſchickt Hülfe leiſtete, daß nicht blos die Frucht, ſondern auch die Hülle, in welcher ſie lag, durchbohrt wurde, und die gewiſſenloſe Mutter ſelbſt nicht mehr zu retten war. Sie litt unſägliche Schmerzen. Witry, in Verzweiflung, ſandte nach einem Beichtvater, und kaum hatte ſeine Geliebte die Abſolution empfangen, als er, um ihre Leiden zu enden, ihr ſelbſt den Kopf zerſchmetterte, und dann nach Bayern floh. Die Hebamme wurde gehangen, wie ſich's gebührte; Witry hingegen begnadigt, wie ſich's nicht gebührte; denn als in der Folge ein franzöſiſcher Prinz mit der Prinzeſſin von Bayern ſich vermählen wollte, trug er ſo eyfrig zum Gelingen dieſer Unterhandlung bey, daß man ſein Verbrechen darüber vergaß. — O wenn man die verführenden Wollüſtlinge, und nicht ihre verführten Schlachtopfer, verantwortlich für jeden Kindermord machte, wie manches ſolches Verbrechen würde verhütet werden!

Ein Bruchſtück von Voltaire.

(In ſeinen Werken nicht abgedruckt.)

Voltaire überſandte der königlichen Maitreſſe, Madame de Pompadour, ein geſchriebenes Exemplar ſeiner Geſchichte des Krieges, welcher 1748 durch den Aachner Frieden geendigt wurde, und in dieſer Handſchrift lautete der Schluß folgender geſtalt.

„Seit dieſem Frieden zählt Europa die Tage ſeines Glückes. Man wird erſtaunen, zu vernehmen, daß eine junge Dame von hohem Range, berühmt durch ihre Reize, durch Geiſt und Herz und durch einen beneideten Platz, jenen Frieden errungen hat. Es war das Schickſal von Europa in dieſem langen Kampfe, daß eine Frau ihn beginnen, eine Frau ihn endigen mußte. Die letztere hat eben ſo viel Gutes, als die Erſtere Böſes geſtiftet, wenn es wahr iſt, daß der Krieg die ſchrecklichſte Weltgeiſſel, und der Friede das ſüßeſte Gut iſt."

(Hätte Voltaire immerhin als Dichter ſchmeicheln mögen — das iſt leider nun einmal Herkommens — aber als Geſchichtſchreiber! — auch ſchämte er ſich ſelbſt dieſer Kriecherey, und hütete ſich wohl, eine Phraſe mit drucken zu laſſen, die blos dem alten Höfling ziemte.)

Der Tod Henriettens von England.

(Gemahlin des Bruders Ludwig des XIV.)

Dieſe liebenswürdige Prinzeſſin war einſt Ludwig dem XIV. ſelbſt halb und halb zur Gemahlin beſtimmt, denn ſie wurde, nach der Enthauptung ihres unglücklichen Vaters, am franzöſiſchen Hofe erzogen, war täglich in Ludwigs Geſellſchaft und gefiel ihm wohl; nur verlieben konnte er ſich nicht in ſie, ob er ſich gleich ſehr gern verliebte, wie Jedermann weiß. Madame de Motteville in ihren Memoiren erzählt darüber folgende drollige Anecdote: Auf einem Privatball am Hofe wollte der junge König den ſogenannten Brante vortanzen, (ein damaliger Modetanz) und, weil er damals den Nichten des Cardinals Mazarin den Vorzug vor allen übrigen Damen gab, ſo zog er eine derſelben, Madame de Mercoeur, zum Tanze auf. Seine Mutter ſah es, erſchrack, ſtand haſtig auf, nahm ihm ſeine Tänzerin weg, und ſagte ihm leiſe: er ſolle der Prinzeſſin von England die Hand reichen. Die gleichfalls gegenwärtige Königin von England, Henriettens Mutter, gewahrte den Zorn der Königin, eilte herzu und flüſterte ihr ins Ohr, ſie ſolle dem Könige keinen Zwang anthun; ihre Tochter habe ohnehin einen kranken Fuß, der ſie am Tanzen hindre. Aber Anna von Oeſtreich antwortete: wenn die Prinzeſſin nicht tanze, ſo ſolle auch Ludwig nicht tanzen. Er gehorchte nun wider Willen, und die Königin Mutter las ihm nachher noch einen langen Text darüber, dem er nichts weiter entgegnete, als: er liebe nun einmal die kleinen Mädchen nicht. Henriette ging nemlich in's zwölfte Jahr, und er in's ſiebenzehnte. Sie wurde in der Folge, wenn nicht eben ſchön, doch ſehr reizend, und war beſonders geiſtreich.

Am 30ſten Juny 1670 befand ſie ſich zu St. Cloud in vollkommener Geſundheit. Sie ſoderte und trank ein Glas Cichorienwaſſer, bekam ſogleich entſetzliche Leibſchmerzen, dann Colvulſionen, und ſtarb ſechs Stunden nachher.

Jedermann muthmaßte, daß ſie vergiftet worden. Der beſtürzte König ließ Morel, den Haushofmeiſter der Prinzeſſin rufen. Er wurde in der Nacht, welche auf ihren Tod folgte, heimlich in das Kabinet des Königs geführt, und nur wenige Vertraute waren zugegen.

„Sieh mich an," ſagte Ludwig, "und bedenke deine Worte wohl. Sagſt du mir die Wahrheit, ſo ſey deines Lebens verſichert; wagſt du mich zu betrügen, ſo iſt das Urtheil geſprochen. Ich weiß, daß Madame an Gift geſtorben, allein ich verlange auch die nähern Umſtände dieſes Verbrechens zu erfahren."

„Sire," antwortete Morel ſehr gefaßt, „mit Recht betrachtet mich Ew. Majeſtät als einen Verbrecher; doch nachdem ich Ihr geheiligtes Wort empfangen, ſo wäre ich ein Thor, wenn ich die Unwahrheit ſpräche. Madame iſt vergiftet worden. Der Chevalier de Lorraine hat das Gift von Rom an den Marquis d'Effiat geſandt, und wir haben es in ihr Getränk gethan."

„Wußte mein Bruder darum?" fragte der König ſichtbar beklommen.

„Bewahre der Himmel!" — verſetzte Morel, „wir kannten Monſieur zu wohl, um ein ſolches Geheimniß ihm zu vertrauen." — Da ſchöpfte Ludwig tief Athem und rief: „Gott ſey Dank! das erleichtert meine Bruſt. — Geh!" —

Um nun zu erklären, warum der Chevalier de Lorraine ein ſo ſchändliches Verbrechen begieng, muß man mit den ſchmutzigen Hof-Laſtern und elenden Hof-Intriguen ſich bekannter machen. Der Chevalier, ein ſehr ſchöner, geiſtreicher Mann, aber ohne alle Grundſätze, wurde von Monſieur, (dem Herzog von Orleans) deſſen widernatürlicher Geſchmack bekannt war, ſehr geliebt, und hatte ſich eine ſolche Herrſchaft über deſſen Gemüth erworben, daß er das ganze Haus regierte, ſeine Gewalt mißbrauchte, und gegen Madame ſich unverſchämter betrug, als jemals ein Nebenbuhler gethan haben würde.

Als Ludwig XIV. den Plan machte, Holland zu bekriegen, wollte er ſich zuvor Carl des Zweyten, Königs von England, verſichern, und wählte dazu Henrietten, Carls Schweſter, die ſelbſt nach England deshalb gehen ſollte. Damit aber dieſe Reiſe kein politiſches Project verrathen, ſondern blos ein Werk des Zufalls ſcheinen möchte, ſo gab Ludwig vor, er wolle ſeine Eroberungen in den Niederlanden bereiſen, und führte den ganzen Hof mit ſich. Nun mußte Henriette, unter dem Vorwand der Nachbarſchaft, ſich die Erlaubniß erbitten, ihren Bruder zu beſuchen. Anfangs war Niemand als

Turenne und Louvois von den eigentlichen Gründen dieſes Beſuchs unterrichtet; aber Turenne war verliebt in Frau von Coetquen, der er das Geheimniß vertraute, und Frau von Coetquen war verliebt in den Chevalier de Lorraine, dem ſie es augenblicklich wieder ſagte, und der Chevalier hinterbrachte es dem Herzog von Orleans.

Dieſer, wüthend über den, ihm bewieſenen, Mangel an Achtung oder Vertrauen, (indem man ein Project ihm verheimlichte, in welchem ſeine Gemahlin die Hauptrolle ſpielte) wagte zwar nicht, gegen den König auszubrechen, begegnete aber der Prinzeſſin ſo übel, daß Ludwig, erzürnt, den Chevalier verhaften ließ. Das brachte den Herzog vollends außer ſich. Er zog ſich aufs Land zurück und nahm ſeine Gemahlin mit ſich. Der König wandte Ernſt und Sanftmuth an, um deſſen Rückkunft zu bewürken. Die Sache wurde endlich beygelegt, der Chevalier in Freyheit geſetzt, aber nach Italien verbannt. Da ſchnaubte dieſes Ungeheuer Rache, und, da er wohl begriff, daß Henriette, lebend, nie in ſeine Begnadigung willigen würde, ſo ſchickte er das Gift an ſeinen Vertrauten, den Marquis d'Effiat, des Herzogs Erſten Stallmeiſter.

Warum der König dieſen Schurken nach wie vor freundlich behandelte? warum er ſogar den Chevalier zurückkommen, und im Genuß ſeines Verbrechens ruhig fortſchwelgen ließ? das weiß die Geſchichte nicht zu beantworten. Vermuthlich hinderte ihn irgend ein politiſches Intereſſe den Mörder zu beſtrafen; denn dieſer weite, ſchmutzige Mantel deckt Alles zu.

Die Eſel.

Wenn man zu einem nützlichen Arbeiter ſagen würde: Du biſt ein wahrer Eſel; ſo würde er es übel nehmen, und dennoch hätte man ihm in der That ein Kompliment gemacht, denn es giebt wenige ſo nützliche Weltbürger als die Eſel; am wenigſten in ſolchen Zeiten und in ſolchen Ländern, wo nur die Tyger geſchätzt und geehrt werden. Man vergleiche doch einmal den Eſel mit dem Tyger. So glänzende Thaten wird er freylich nicht verrichten; er wird kein Blut in Strömen vergießen, nicht mit edler Unverſchämtheit auf Raub ausgehen, und von den Zuſchauern dafür beklatſcht werden, bis die Reihe bald genug auch an dieſe kommt; aber der Eſel wird dagegen im Stillen Fleiß und Wohlſtand verbreiten. Der Tyger ſäuft Blut, der Eſel begnügt ſich mit Diſteln. Der faule Tyger taumelt vor dem Wagen des Bacchus; der ſchwerbeladene Eſel geht einen ſichern Schritt. Durch den Schrecken ſeiner Klauen und Zähne raubt der Tyger tauſend Unſchuldigen das Leben; die Eſelin rettet mancher braven Hausmutter das Leben durch ihre Milch. Sogar des Tygers **Haut** dient höchſtens nur zum Prunk; aus des Eſels Haut wird das nützliche Chagrin verfertigt.

Ich könnte die Parallele noch weiter ausſpinnen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß irgend ein blutgieriger Tyger mich dafür ſchmauſte. Ich könnte beweiſen, daß ſelbſt der bekannte, **hyperboreiſche** Eſel mehr werth ſey als ein Tyger. Woher kommt es denn alſo, daß die Eſel ſo verachtet ſind? — Der gelehrte **Gesner** hat doch längſt verkündigt, daß ſie bey manchen alten Völkern, und ſogar bey den Griechen, in Ehren gehalten wurden? — **Plato**, und nach ihm **Ariſtoteles**, ſollen die Erſten geweſen ſeyn, welche die Eſel in üblen Ruf gebracht. Warum?

Plato hatte manche egyptiſche Vorurtheile eingeſogen. Geſner beweißt aus dem Plutarch, daß die Egyptier den Ochus, um ihn zu beſchimpfen, einen Eſel genannt. Sie hatten dieſes Thier ſogar dem Typhon, ihrem Teufel, gewidmet. Warum haßten denn die Egyptier die Eſel? die doch, (nach Maillets Beſchreibung von Egypten) dort vorzüglich ſchön gefunden, und theuer bezahlt werden? —

Maillet ſagt ausdrücklich: Die Eſel in Egypten haben nichts von der Faulheit und Schwerfälligkeit, die man ihnen bey uns vorwirft. Sie ſind voll Feuer und ermüden nicht. Man bedient ſich ihrer zu den Wallfahrts-Reiſen nach Mecca; ſie gehn ſanft und zugleich ſo ſchnell, daß kein Pferd im Trott ihnen folgen kann. Auch ſind ſie ſelten wohlfeiler als Pferde. Man bezahlt ſie mit zwey bis dreyhundert Livres, ob ſie gleich ſehr häufig ſind.

Ein Gelehrter in den Commentarien der göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat das Räthſel zu löſen verſucht. Erſtens glaubt er, die Farbe der Eſel ſey den Egyptiern zuwider geweſen, denn ſie widmeten auch jeden rothhaarigen Menſchen dem Typhon. Bey uns ſind die Eſel gewöhnlich grau, dort roth, daher auch die Hebräer ſie die röthlichen (Chamgrim) nennen. Es gieng den rothen Kühen nicht beſſer, abermals im Widerſpruch mit unſern Meynungen, denn wir halten die rothen Kühe für die ſtärkſten und Milchreichſten.

Die zweyte Urſach ſoll politiſch geweſen ſeyn. Egypten hat vortreffliche Pferde, welchen es ſeine Reiterey, und dieſer einen Theil ſeiner Macht verdankte. Ein Volk, das ſolche unermeßliche Ebenen bewohnte, konnte, im Kriege, der Pferde nicht entbehren; folglich mußte für Pferdezucht geſorgt, und der Egyptier abgehalten werden, ſich an ein bequemer gehendes, wohlfeiler zu ernährendes Thier zu gewöhnen.

Spanien, deſſen Pferde ſo berühmt ſind, und welches vormals einen Ueberfluß daran hatte, ſoll deren jetzt zu wenige beſitzen, weil man das Volk von der bequemen Eſel-Reiterey nicht zurück gehalten. — Warum Moſes den Iſraeliten die Vermehrung der Pferde verbot und dagegen die Eſel empfahl, weiß ich nicht. Die Italiäner waren noch vor kurzem große Liebhaber von Eſeln, und befanden ſich wohl dabey. Ob ſie jetzt noch welche beſitzen? oder ob ſie nicht ſeit einiger Zeit Alle zu Fuße gehn? iſt mir unbekannt.

Wie mit den Eſeln, ſo machten es die Egyptier auch mit dem Weine; der war gleichfalls dem Typhon gewidmet; obgleich Maillet verſichert, daß die herrlichſten Weinſtöcke bey ihnen wüchſen. Der gelehrte Jablonsky meynt, Noah's Trunkenheit habe ihnen dieſen Haß eingeflößt. Schwerlich war das die Urſache. Ein andrer Grübler findet tiefe Weisheit in der Verbannung des Weines. Es wuchs nicht genug Wein in Egypten, ſagt er, um das ganze Volk zu befriedigen; damit nun nicht das Geld für fremde Weine aus dem Lande gehen möchte, so habe man ihn lieber ganz verboten, und ihn des Teufels Blut und Galle genannt. Dagegen ſey überflüſſig Gerſte gewachſen, aus der ein Bier, oder (wie Herodot ſich ausdrückt) ein Gerſtenwein gebraut worden.

Uebrigens gehört es zu den menſchlichen Inconſequenzen, daß man nur das Trinken des Saftes, nicht aber das Eſſen der Weintrauben für ſündlich hielt. Pharao's Mundſchenk erinnerte ſich ſogar im Traume, daß er die Beeren genommen, und in den Becher ſeines Herrn gemiſcht.

Die Galeeren - Sclaven.

Ein Proteſtant, der, um ſeiner Religion willen, nach Dünkirchen auf die Galeeren geſchickt, und erſt nach 10 Jahren durch Vermittlung der Königin Anna von England befreyt wurde, gab vor etwa funfzig Jahren eine Geſchichte ſeiner Leiden heraus, die zu Rotterdam gedruckt worden, und eine lebhafte Darſtellung der Galeeren und ihrer Martern enthält. Eine gewöhnliche Galeere hat auf jeder Seite 25 Ruderbänke, die zehn Fuß lang und 4 Fuß von einander entfernt ſind. Die Ruder meſſen 50 Fuß, wovon 37 hinaus über den Bord reichen. Zwiſchen den Bänken iſt ein ſchmaler Gang, wo der Capitain mit ſeiner Pfeife commandirt; denn man würdigt die Sklaven nicht, mit ihnen zu reden, ſondern man pfeift ihnen nur wie den Händen. Das Rudern geſchieht mit der fürchterlichſten Anſtrengung. Der Sklave ſetzt dabey den Einen Fuß auf eine Art von Schemel, den andern auf die Bank gegenüber, dehnt ſich ſo lang als möglich aus, um das ſchwere Ruder in die Höhe zu bringen, und fällt ſogleich wieder zurück, um damit ins Waſſer zu ſchlagen. Ereignet es ſich nun bisweilen, daß die Sklaven dieſe Bewegung nicht Alle in demſelben Moment vollbringen, ſo ſtehen diejenigen, welche auf das verſpätete Ruder ſtoßen, in Gefahr, den Kopf zu zerſchmettern. Wenn man dieſer Arbeit zuſieht, ſo ſollte man glauben, es ſey unmöglich, ſie länger als eine halbe Stunde auszuhalten; ſie dauert aber bisweilen 24 Stunden ununterbrochen fort. Stirbt ein Unglücklicher während dem Rudern, ſo prügelt man ihn ſo lange, als er noch ein Lebenszeichen von ſich giebt, und iſt er ganz todt, ſo wirft man ihn über Bord wie einen crepirten Hund. — Die Nahrung der Galeeren-Sklaven beſteht täglich in 26 Unzen Zwieback und 4 Unzen

Bohnen. Ihre Kleidung iſt ein Hemd und eine Hoſe von der gröbſten Leinewand; rothe Strümpfe ohne Schuh, und eine rothe, wollene Mütze.

So lange die Galeere rudert, darf Niemand ſchlafen; liegt ſie vor Anker, ſo dürfen die Sklaven auf ihren Bänken ſchlummern, wenn ſie können. Immer bleiben ſie an ihre Ketten geſchmiedet.

Wenn vornehme Beſuche kommen, ſo läßt man die Unglücklichen, zur Beluſtigung der Gäſte, allerley unanſtändige Uebungen vornehmen. Beym erſten Zeichen, mit der Pfeife gegeben, nimmt Jeder ſeine Mütze ab; beym zweyten zieht er das Oberkleid aus, und beym dritten ſogar das Hemd, ſo daß plötzlich lauter nackende, abgemergelte Creaturen zu ſchauen ſind, an welchen man zum Zeitvertreib die Ribben zählen kann. Noch nicht genug. Sie müſſen nunmehr Affen vorſtellen, (in der Provincialſprache wird es Monime genannt,) das heißt: ſie müſſen ſich Alle auf Einmal in ihre Bänke niederlegen; dann ſieht man keinen Menſchen. Nun wird gepfiffen; ſogleich müſſen Alle den Zeigefinger in die Höhe ſtrecken, und nun ſieht man nichts als einzelne Finger; dann lauter Arme, dann lauter Beine, endlich lauter Köpfe, die ſämmtlich das Maul aufſperren, nieſen oder huſten müſſen, und was dergleichen kindiſche Abgeſchmacktheiten mehr ſind, an welchen die vornehmen Gäſte ſich ergötzen.

Aber es giebt noch eine andere Ergötzlichkeit für den Galeeren-Kapitain, welcher die Gäſte nicht beywohnen, nemlich die Baſtonade. Der arme Teufel, der ſie bekommen ſoll, wird bis an die Hüften entblößt, liegt auf dem Bauche in dem mittelſten Gange, ſo daß ſeine Arme und Beine dieſſeits und jenſeits unter den Bänken ſtecken, und von vier Sklaven feſt gehalten werden. Dann ſchlägt ein handfeſter Türke, mit einem Stricke, aus allen Kräften auf den Rücken des Verurtheilten. Der Türke iſt gleichfalls nackend, und hinter ihm ſteht der Herr Kapitain, der ihm, wenn er nicht gut zuhaut, die Schultern mit einem Stricke ſtreichelt, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern; gehorcht er dennoch nicht, ſo bekommt er eben ſo derbe Prügel als der Sklave. Selten kann ein Unglücklicher, der die Baſtonade empfängt, mehr als zehn bis zwölf dergleichen Hiebe abhalten, ohne Sprache und Beſinnung zu verlieren. Deswegen wird aber doch nicht inne gehalten. Zwanzig bis dreyſſig Hiebe iſt nur eine Strafe für geringe Verſehen. Man ſteigt bis hundert. Natürlich ſtirbt dann der Leidende, ehe die hundert voll werden; aber das hat nichts zu ſagen, man ſchlägt den Leichnam immer fort. Bey großen Verbrechen bindet man den Ruderſklaven mit dem rechten Fuße an das Eine, mit dem linken an das andre Schiff, ſtößt die Schiffe dann ab, und reißt ihn ſo mitten von einander.

Der Leſer ſchaudert? — ach! ich weiß eine Galeere, auf der wir Alle ſitzen, und die Finger emporſtrecken, wenn der furchtbare Capitain pfeift.

Seelenwanderung.

Man nehme uns doch nicht den ſchönen romantiſchen Glauben an die Seelenwanderung! So rief ich eines Tages, als ich ganz allein auf meinem Zimmer ſaß, und eben den Bericht von einer Schlacht vor mir hatte, in welcher abermals zwanzig tauſend Seelen — wenigſtens *aus*gewandert waren. Ob die Seele eines *Welten-Peinigers* einſt im Fegfeuer brennt, oder gar in der Hölle ſchmoort, was hab' ich davon? man empfängt kein Entrée-Billet zu dieſem tröſtlichen Schauſpiel; nur diejenigen dürfen Zuſchauer ſeyn, die mit brennen und mit ſchmooren; nicht diejenigen, welche eine Genugthuung für ihre zahlloſen Leiden fodern dürften, und natürlich wünſchen müſſen, daß die Seele ihres Henkers lieber in eine Hyäne oder in einen Hayfiſch fahre, um dieſem einen Theil der ausgeſtandnen Qualen zu vergelten. — Du haſt Recht! rief plötzlich eine feine Stimme dicht neben mir. Ich ſah mich um, es war Niemand zugegen. Ein Schauder überlief mich. Wer redet hier? wagt' ich zu ſtammeln.

„Ich," war die Antwort, „der ich auch einſt ein Menſch geweſen wie du, jetzt aber ſchon ſeit mehrern Jahren aus einem Thierkörper in den andern irre, und täglich die Erfahrung mache, daß wir, zu Beſtrafung unſerer Sünden, keiner Hölle bedürfen, ſondern daß, um Seelen zu peinigen, Niemand geſchickter ſey als der Menſch."

„Bey mir biſt du ſicher,“ tröſtete ich den Unſichtbaren, „erzähle mir deine Geſchichte.“

„Ich war ein junger Landedelmann,“ fuhr die klare Stimme fort, „ich prügelte meine Bauern, verführte ihre Weiber, hielt ſchöne Pferde, ritt auf die Jagd und brach eines Tages den Hals. Plötzlich befand ſich meine adliche Seele, zu ihrem großen Verdruß, in einem jungen Hunde, in dem Viehſtall eines meiner Bauern, der meines Vaters Köchin geheyrathet hatte. Der Sohn des Bauers, ein großer Bengel von vierzehn Jahren, fand Geſchmack an mir; um aber meine Geſtalt zu verſchönern, ſchnitt er mir die Ohren und den Schweif ab. Kaum hatte ich von den Schmerzen dieſer Operation mich etwas erholt, als er anfieng, mich tanzen und apportiren zu lehren. Alle die Peitſchenhiebe, die ich ihm ſelbſt bisweilen, im Vorbeyreiten, aus Muthwillen gegeben, gab er mir jetzt hundertfach wieder. Ich konnt' es endlich nicht mehr aushalten, und lief an einem ſchönen Morgen mit meinen zugeſtutzten Ohren und Stummelſchwanz davon. Die Angſt trieb mich raſtlos mehrere Stunden fort, bis ich, am Eingang eines Dorfes, einen Haufen Holzſpähne gewahr wurde, und, um auszuruhen, da hinein ſchlüpfte. Aber ein Arbeiter hatte mich erblickt, ergriff mich, klemmte meinen Stummelſchwanz in ein zu dieſem Behuf geſpaltenes Stück Brett, und ließ mich wieder laufen. Ich ſchrie vor Schmerz und machte entſetzliche Sprünge. Der Kerl wollte ſich todt lachen. Ich ſchleppte mich eine Strecke fort, und wollte zwiſchen zwey Balken durchkriechen, ohne zu bedenken, daß wohl mein Körper, aber nicht meine hölzerne Schleppe, hinreichenden Platz finden würde. Ich blieb ſtecken, zerrte, und — da ich einen Bullenbeiſſer in meiner Nähe brummen hörte — gab die Angſt mir Kräfte; ich ließ das Brett mit ſammt meinem Stummelſchwanz im Stiche. Der Bullenbeiſſer kam mir nach, ich rannte vorwärts; die Bauern in einer nahen Scheure, als ſie mich, mit Schaum vor dem Munde, ſo hintaumeln ſahen, meynten, ich ſey ein toller Hund und ſchlugen mich todt.“

„Meine Beſinnung erhielt ich augenblicklich unter den Flügeln eines Dompfaffen wieder, wo ich, nebſt drey andern Jungen, eben aus dem Eye gekrochen war. Da beruhigte mich die Hoffnung, der menſchlichen Grauſamkeit zu entgehen, und, gleich meiner Mutter, ein freyer Bewohner der Lüfte zu werden. Aber ehe ich noch fliegen konnte, fand ein Knabe das Neſt und trug es nach Hauſe. Meine Brüder und Schweſtern ſtarben bald, ich wurde unglücklicherweiſe aufgefüttert, und mußte noch obendrein, wenn ich freſſen wollte, ſingen wie der Knabe pfiff. Als ich das gelernt hatte, verkaufte er mich an ein ſchönes, junges Mädchen, welches mich in einen niedlichen Käfig ſperrte, und mich täglich mit weiſſen Händen fütterte. Ich hatte den Sinn für weibliche Schönheit noch aus meinem Menſchen-Stande mit herüber gebracht, gewöhnte mich alſo nach und nach an die ſüße Sklaverey, und vermißte faſt nichts als das Vermögen, meine ſchöne Gebieterin zu verführen, wie ich einſt die Bauerweiber verführt hatte. Vermuthlich hatte dieſes Begehren eine neue Straſe verdient. Ein junger Herr beſuchte eines Abends das hübſche Mädchen; es rühmte meinen Geſang, und bedauerte, daß es ſchon dunkel ſey, weil ich bey Licht nicht ſänge. Da gab er ihr den teufliſchen Rath, mir die Augen auszuſtechen, weil ich dann bey Nacht wie bey Tage ſingen würde. Sie that es am andern Morgen mit einer Stricknadel; ich entbehrte nun meine einzige Freude, ſie zu ſehn, und führte ein trauriges Leben, bis eine Katze mich fraß.“

„Darauf beſeelte ich ein Poſtpferd. Verlange nicht, daß ich meine Leiden in dieſem Stande dir ſchildern ſoll. Glücklicherweiſe dauerten ſie nicht lange. Ein junger Offizier, der die erſte Nachricht von einer gewonnenen Schlacht, ich weiß nicht mehr wohin, bringen ſollte, und, weil er in der Schlacht ſelbſt nichts gethan, für die Botſchaft eine reiche Belohnung erwartete, jagte mich todt.“

„Alſobald ſchwebte ich, zu meinem großen Vergnügen, als ein Schmetterling in der Luft umher. Trunken von dieſer Freyheit und ſtolz auf mein buntes Gewand, ließ ich auf einer Nelke mich nieder. Da erſchnappte mich flugs ein Schmetterlingsjäger, machte eine Nadel glühend und ſtieß ſie mir durch den Leib. — Aber nun durchſtrich ich als Hirſch mit ſtolzem Geweyh die Wälder, bis ein großer Feldherr, müde vom Vergieſſen des Menſchenblutes, zur Abwechslung Thiere martern wollte, und mich in ſeinem Park zu Tode hetzte.“

„Jetzt wurde ich ein Regenwurm, und wünſchte mir Glück zu der Verwandlung, denn, dachte ich, unter der Erde werden die Menſchen mich doch nicht aufſpüren. Ach! ich irrte. Eine verdammte Schaufel brachte mich wider Willen an's Tageslicht. Ich wurde, nebſt mehrern meines Gleichen, in einen Topf gethan und an den Bach getragen. Da ſah ich, wie ein Fiſcher Einen meiner Gefährten, ſo lang er war, auf eine Angel ſpieſte, um Aale mit ihm zu fangen. Ich hatte nicht lange Zeit, Betrachtungen darüber anzuſtellen, denn bald traf die Reihe auch mich.“

„Darauf wurde ich als **Krebs** lebendig verbrannt; als Froſch lebendig geſchunden; als kalekutiſcher Hahn zu Tode gepeitſcht, damit ich beſſer ſchmecken ſollte. Ich wurde als Gans zwiſchen vier Bretter gezwängt, daß ich mich nicht rühren konnte, um eine große Leber zu bekommen. Als Auſter verſchlang man mich lebendig; als Johannis-Würmchen ſteckten mich die Schönen in die Haare, bis ich langſam ſtarb. Kurz, nur in meinem jetzigen Zuſtande erfreue ich mich ſeit einigen Wochen eines ruhigern Daſeyns.“

Gerade, als die Stimme bis hieher gekommen war, erblickte ich von ungefähr auf meiner Hand einen Floh. Ich ergriff ihn und hielt ihn an das Licht. „Ach!“ ſeufzte der Floh, „iſt das mein Dank?“ — Er ſelbſt war der junge Edelmann, der endlich, nach ſo harten Strafen, wieder in einen menſchlichen Körper zurückkehrte, um nun auch mich für meine Sünden zu beſtrafen; denn ſiehe da, der Floh wurde plötzlich zum ſchönen, eigenſinnigen Mädchen, in welches ich mich auf der Stelle verliebte, und ſeitdem von ihren Launen mehr erdulde, als ſie jemals während ihrer Wanderung erduldet hat. Nun wünſche ich dem Welten-Peiniger keine Verwandlung mehr in Hyänen oder Hayfiſche, ſondern, zur gerechten Vergeltung, ein eigenſinniges Weib.

Der heilige Martin.

Wenige Heilige ſind in Frankreich ſo enthuſiaſtiſch verehrt worden, als dieſer Martin. Er war ein deſertirter Soldat, ein Ungar von Geburt, lebte im vierten Jahrhundert, und ſtarb als Biſchoff von Tours. Sämmtliche Könige von der erſten Dynaſtie hegten große Ehrerbietung für ihn, und befreyten um ſeinetwillen die Stadt Tours von allen Auflagen. Seine Kirche war eine unverletzliche Freyſtatt. Als der gegen ſeinen Vater Chilperich empörte Prinz Meroveus dahin floh, wagte der Alte nicht, ihn heraus zu reiſſen. Um ſich aber doch des Empörers zu bemächtigen, ſchrieb er einen Brief an den Heiligen, bat ihn um Erlaubniß, den ungerathnen Sohn aus der Kirche wegzuholen, und legte den Brief auf

Martins Grab, nebſt einem Stück unbeſchriebnen Pergament, auf welches der Heilige die Antwort ſchreiben ſollte. Allein es beliebte dieſem nicht zu antworten, und Meroveus ſtarb nicht eher, bis er die Freyſtatt verlaſſen hatte.

Als König Clovis gegen Alarich zog, verbot er ſeinen Soldaten auf das Strengſte, in der Provinz Touraine irgend etwas ſich zuzueignen, auſſer Waſſer und Gras. Einen Soldaten, der ein wenig Heu genommen hatte, verdammte er zum Tode mit dem Anruf: „Wie dürfen wir zu ſiegen hoffen, wenn wir den heiligen Martin beleidigen!“ (O warum gab es nicht in Deutſchland auch einen ſolchen heiligen Martin! oder warum glauben unſere Feinde nicht mehr an ihn!)

In ſeiner Kirche befragte man auch das Orakel — (o ja, die Chriſten haben jederzeit, ſo gut als die Heyden, an Orakel geglaubt —) Man horchte nemlich auf den Vers, der eben im Chor geſungen wurde, wenn man in die Kirche trat; oder man ſchlug die Bibel auf, und hielt ſich an die erſte Zeile, die man eben mit dem Finger berührte. Als die Geſandten des Clovis die Kirche betraten, ſang man gerade: Herr du haſt mich mit Kriegsgewalt bekleidet, und haſt die Feinde unter meine Füſſe gegeben.“ Was war natürlicher, als daß Clovis ſiegte?

Aus Furcht vor den Normannen flüchteten die Einwohner von Tours die koſtbaren Reliquien ihres Heiligen nach Auxerre. Die Wunder ſind bekanntlich ſehr einträglich, Martin war freygebig damit und die Geiſtlichkeit von Tours ſtand ſich vortrefflich dabey. Das erregte die Eyferſucht der Geiſtlichkeit von Auxerre. Sie wollte mit jener theilen, behauptend, ihr heiliger Herrmann ſey ein eben ſo berühmter Wunderthäter als Martin. Um dieſe wichtige Frage zu entſcheiden, wurde ein Ausſätziger zwiſchen die beyden Kaſten gelegt, deren

Einer die Martinsknochen, der Andere die Herrmannsknochen enthielt. Nur diejenige Seite des Ausſätzigen, die gegen Martins Reliquien gekehrt war, wurde geheilt. Man wandte ihn um, und alſobald verſchwand der Ausſatz auch auf der noch kranken Seite. Nun war die Rangordnung zwiſchen beyden Heiligen entſchieden, und die Pfaffen von Tours behielten das Geld ungetheilt. — Aber um, nach verſchwundener Gefahr, den Reliquienkaſten wiederum von Auxerre nach Tours zu holen, bedurfte es einer Armee von 6000 Mann. Es geſchah im Winter. So bald der Kaſten die Reiſe antrat, blühten alle Bäume, und, wo er vorbey getragen wurde, ſprangen alle Kranke geſund aus ihren Betten. Ja, ſogar zwey Gichtbrüchige Müſſiggänger, denen das Betteln wohlgefiel, wurden wider ihren Willen geſund, ob ſie gleich, aus Furcht, ihr gemächliches Leben aufgeben zu müſſen, bey Annäherung des Kaſtens entwichen waren.

Die meiſte Ehrfurcht vor dem heiligen Martin hegte Ludwig XI., der, nach einer ſchweren Krankheit, ſieben Tage auf deſſen Grabe betete, und jeden Tag 31 Goldthaler ſchenkte. Lange Zeit war das Feſt dieſes Heiligen das Gefeyertſte in Frankreich, an dem das Volk ſich taumelnder Freude überließ. Heutzutage, wo nur neue Heilige, die ihre Wunder mit dem Schwerdte verrichten, in Frankreich gelten, iſt der gute Martin vergeſſen, und wer ſeine Grundſätze befolgte, würde ſich lächerlich machen, denn er ſchenkte einſt einem Bettler die Hälfte von ſeinem eignen Gewande. Aber nehmen iſt ſeliger denn geben.

Fremde Sitten auf dem Throne.

Nichts entfernt mehr die Herzen der Unterthanen, als wenn ihre Beherrſcher den Sitten des Volkes, unter welchem ſie gebohren wurden, fremde Sitten vorziehen, auch wohl gar eine fremde Sprache reden. Ich bin in der That überzeugt, daß die wenige Anhänglichkeit, welche in den letzten, ſchrecklichen Zeiten manchem wackern Fürſten von ſeinen Unterthanen bewieſen worden; die Leichtigkeit, oder vielmehr Leichtfertigkeit, mit der ſie ihre Regierer gewechſelt haben; großentheils daher rühren, daß der alte Hof, eben ſo wohl als der neue, für ſie aus Fremden beſtand, welche deutſche Sitten, deutſche Geradheit, deutſche Gelehrte, deutſche Kunſt werke u. ſ. w. verhöhnten, und es für gemein hielten, bey Hofe deutſch zu reden. — Die Erfahrung, wie ſicher und ſchnell man dadurch die Volksliebe einbüßt, machte ſchon Kayſer Otto der Dritte. Er hatte treffliche Anlagen, die, beſſer ausgebildet, ihm einen Ehrenplatz unter den Regenten würden erworben haben; allein ſchon ſeine Mutter, Theophania, eine fremde Fürſtentochter, hatte ihm ſchiefe Grundſätze beygebracht. Ihn eckelte vor ſeinem eignen Vaterlande. In einem Briefe an den berühmten Gerbert, nachmaligen Pabſt Sylveſter II., ſprach er von der ſächſiſchen Grobheit, und rühmte an ſich ſelbſt griechiſche Feinheit. So wie in neuern Zeiten in Deutſchland Alles franzöſiſch ſeyn mußte, ſo damals Alles griechiſch und römiſch. Otto führte am Hofe ein neues Ceremoniel ein, ſpeiſte an einer Tafel ganz allein, und erlaubte ſich noch viele dergleichen, die Deutſchen befremdende Dinge. Er wollte ſogar ſeine Reſidenz nach Rom verlegen, und hatte bereits eine Menge römiſch-griechiſcher Ehrenſtellen erſchaffen. Zuletzt begehrte er auch noch eine griechiſche Gemahlin, ſtarb aber, zwey und zwanzig Jahr alt, ehe er ſeinen Zweck erreichte. Die Deutſchen betrauerten ihren gräciſirten Kayſer nicht. Man muß ein Halb-Gott ſeyn, wie Friedrich der Große, um, trotz ſolcher Menſchlichkeiten, dennoch verehrt und geliebt zu werden.

Vom Luxus der Römer.

Luxus iſt im Grunde weiter nichts als Ueberfluß, oder Verbrauch des Ueberfluſſes zu überflüſſigen Dingen. Daher kann in Bauernhütten wie in Palläſten Luxus gefunden werden; immer nach den verſchiedenen Begriffen, welche, durch Erziehung, Gewohnheit oder Philoſophie, vom Ueberfluß gefaßt worden. Diogenes hielt ſchon einen Becher für Luxus, weil er aus der hohlen Hand trinken konnte; ein altdeutſcher Krieger hingegen hielt ſeines Feindes Schädel in Silber oder Gold gefaßt, für ein nothwendiges Trinkgeſchirr; und einem orientaliſchen Schwelger ſchien ein einziger Onyx oder eine Perle zum Becher ausgehohlt, eben noch kein Ueberfluß.

Zu allen Zeiten haben die Moraliſten gewaltig gegen den Luxus geſchrieen, die Politiker hingegen ihn oft herausgeſtrichen. Jene meiſtens mit ſauertöpfiſchen Redensarten, die nichts bewieſen, dieſe mit kaufmänniſchen Rückſichten, die nichts taugten. Beyde hatten Unrecht. Die Vertheidiger des Luxus ſagten: *er vermehre die Bevölkerung*. Aber — zu den Zeiten des höchſten Flors und Luxus der römiſchen Republik, war Italien, nach dem Zeugniß des Livius, kaum halb ſo bevölkert, als da es noch in kleine Republiken, die keinen Luxus kannten, zerſtückelt war.

Sie ſagten ferner: *er bereichere den Staat*. Aber — es gab eine Zeit, wo Portugall Einer der Luxusreichſten Staaten und dennoch, troz ſeines vortrefflichen Bodens, ſeiner günſtigen Lage und ſeiner Colonieen, minder reich war, als das Luxusarme Holland bey ſeiner beſchränktern Lage und einfachen Sitten.

Sie ſagten ferner: *der Luxus befördere den Umlauf des Geldes.* Aber — in Frankreich war ſchon vor dreyſſig Jahren der Luxus ſehr hoch geſtiegen, und doch klagte man mit Recht über den Mangel dieſes Umlaufes, da das Geld zwar häufig aus den Provinzen in die Hauptſtadt, aber nicht wieder zurückfloß.

Sie ſagten auch wohl: *der Luxus mildere die Sitten.* Das Gegentheil ſieht man täglich.

Sie ſagten: *er begünſtige die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte.* Man möchte fragen: welche Fortſchritte hatten die ſchönen Künſte bey den Sybariten, bey den Lydiern gemacht?

Sie ſagten endlich: *der Luxus vermehre unausbleiblich ſowohl die Macht der Völker als das Glück der Bürger.* Aber — die Perſer unter Cyrus kannten wenig Luxus, und unterjochten die reichen

Aſſyrier. Als darauf die Perſer ſelbſt das luxuriöſeſte Volk geworden waren, beugten ſie den Nacken unter das Joch der armen Macedonier. Wilde Völker, ohne Luxus, zertrümmerten das römiſche Reich; ſtürzten den Thron der Califen. Was das *Glück der Bürger* betrifft, ſo gewährt freylich der Luxus mehr Bequemlichkeiten und Vergnügungen, aber wie vielen? — der bey weitem geringſten Zahl.

Man ſieht, die Geſchichte kommt den Freunden des Luxus nicht zu Hülfe, aber eben ſo wenig deſſen Feinden. Dieſe allzeitfertigen Bannſtrahlenſchleuderer behaupteten: *eine auſſerordentliche Ungleichheit der Reichthümer ſey jederzeit die Gefährtin des Luxus*; Einige wenige ſchwämmen im Ueberfluß, während der große Haufe im tiefſten Elend ſeufzte. — Aber das iſt auch nicht immer wahr. In Polen, wo die Sklaverey in ihrer ſcheuslichſten Geſtalt erſchien, gab es weniger Luxus, als in der Schweiz, wo das Volk im Ueberfluß lebte.

Sie behaupteten ferner: der Luxus opfere die nützlichen Künſte den angenehmen auf, und verheere das Land, indem Er die Menſchen in die Städte locke. — Aber — die Lombardey und Flandern hatten und haben großen Luxus, zahlreiche, ſchöne Städte; dennoch iſt das Land wohl bevölkert, der Ackerbauer wohlhabend. In Spanien hingegen, wo wenig Luxus herrſcht, iſt der Feldbau vernachläſſigt.

Sie behaupteten: der Luxus entvölkere den Staat. — Aber — ſeit länger als einem Jahrhundert haben in England Luxus und Bevölkerung in gleichem Verhältniß zugenommen.

Sie behaupteten: der Luxus entnerve den Muth. — Waren die Römer unter Lucullus minder tapfer? — Er erſticke das Ehrgefühl und die Liebe zum Vaterlande. — Hat jemals in Frankreich das Ehrgefühl ſich glänzender gezeigt, als zu den luxuriöſen Zeiten Ludwig des XIV.?

Was folgt aus alle dem? beyde haben weder Recht noch Unrecht. Ein übertriebener Luxus iſt in jeder Hinſicht verderblich, ein gemäſſigter vortheilhaft. Wo aber die Grenzlinie zwiſchen dem zu viel und nicht zu viel gezogen werden müſſe, das iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, und hängt von den eigenthümlichen Verhältniſſen eines jeden Staates ab. In ſtaatswirthſchaftlicher Rückſicht ſcheint mir der Grundſatz gültig: „Jeder Luxus, der die Producte des eignen Bodens oder eignen Fleiſſes verbraucht, iſt nützlich; ſo wie hingegen ohne Zweifel der Luxus ſchädlich wird, der nur fremde Producte verzehrt.

Doch es war nicht mein Wille, eine moraliſche oder politiſche Abhandlung über den Luxus zu ſchreiben, ſondern ich wollte blos ein Wort vom Luxus der Römer ſprechen, weil man jetzt ſo allgemein klagen hört: nie ſey der Luxus ſo hoch geſtiegen, als in unſern Tagen unter demjenigen Volke, welches die Römer gräßlich nachäfft, und leider auch in der Art, ſich die Mittel zu einem ausſchweifenden Luxus zu verſchaffen. Aber dennoch irrt man ſehr, wenn man glaubt, daß der Luxus der modernen Römer mit dem der alten auch nur entfernt zu vergleichen ſey. Ich ſtelle einige Thatſachen zuſammen. Seneca, Plinius, Valerius Maximus, Dio, Martial, Suetonius, und eine Menge Andere, an deren Nahmen dem Leſer wenig gelegen ſeyn wird, ſind meine Bürgen.

Reichthum iſt die Mutter des Luxus. Die Römer waren weit reicher als ihre heutigen Nachahmer. Opicius beſaß eine Million Seſtertien; *) Crispus, ein Bürger, und M. Craſſus noch einmal ſo viel; Seneca ſogar zweymal ſo viel, wie Tacitus bezeugt. Narciſſus, und ein gewiſſer Augur, Cn. Lentulus, hatten

---

*) Ein Seſterz war ein Viertelquentchen Silber. Allein daſſelbe Wort, als ein Neutrum gebraucht, war ſo viel als 1000 Seſtertien, etwa 31 Thaler ſächſiſch.

Jeder vier Millionen Seſtertien. Ein Menſch von ſehr geringer Herkunft, Iſidorus, zählte über 4000 Knechte, 3600 Joch Ochſen, 250000 Stück allerley Vieh, und hinterließ noch eine ungeheure Menge baares Geld. Dennoch hatte dieſer Iſidorus, während des Bürgerkrieges, von ſeinen Schätzen vieles eingebüßt. Es gab Leute, die ganze Provinzen beſaßen und ihre eignen Grenzen nicht kannten. Nur ſechs Herren hatten ſich, zu Nero's Zeiten, in das halbe Africa getheilt. Auf ſolche Herren zielte Seneca, *) als er ausrief: „O wie jämmerlich, wenn Einer keine größere Freude kennt, als ſein großes Schatzregiſter aufzuſchlagen; (patrimonii liber magnus) die weiten Räume zu erblicken, die er durch unterjochte Völker bearbeiten läßt; die zahlloſen Heerden, die ihre Weide in Provinzen und Königreichen finden; das Hausgeſinde,

---

*) De benef. L. 7. c. 10.

„zahlreicher als manche kriegeriſche Nation; „die Privatgebäude, weitläuftiger als große „Städte.“

Man könnte fürwahr dieſe merkwürdige Stelle für eine poetiſche Uebertreibung halten, wenn nicht hundert andere Zeitgenoſſen deren Inhalt beſtätigten. „Es iſt ſo weit gekommen,“ ſagt derſelbe Seneca, „daß ſogar Verbannte einen Zehrpfennig mit auf den Weg nehmen, der ſich höher beläuft, als vormals ein „fürſtliches Erbe.“ — Kayſer Auguſtus beſchränkte dieſen letztern Mißbrauch; er befahl, daß ein Verbannter nicht mehr als zwanzig Knechte oder Freygelaſſene haben ſolle, und an Gelde nicht mehr als 500000 Seſtertien, etwa 150000 Thaler!

Wie ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Unter Romulus machten zwey Huben Landes einen reichen Mann, Niemand beſaß mehr. So blieb es lange. Faſt 300 Jahr nachher zeichnete ſich der Dictator Cincinnatus durch den

Beſitz von vier Huben aus. Noch etwa 200 Jahre ſpäter hatte Attilius Regulus deren ſieben. Ja, nicht lange vor Errichtung der Monarchie beſtanden die Einkünfte des erſten Senators Scaurus in kaum 10000 Thalern. — Dieſer Maaßſtab galt überall. Eine gewiſſe Tatia, hieß es, bringe ihrem Manne einen gewaltig großen Brautſchatz. Er beſtand in 1200 Thalern. — Der Senat ſteuerte die Töchter des großen Scipio aus, mit — 1200 Thalern. — Eine gewiſſe Megullia erhielt den Beynahmen dotata, weil ſie zum Brautſchatz die ungeheure Summe von — 1000 Gulden empfieng.

Hingegen ſchreibt Juvenal der Meſſalina ſchon 50000 Gulden zu; und ſo ſtieg es denn immer höher. Das Geld, aus allen Welttheilen zuſammen geraubt, mehrte ſich dermaßen, daß der Zinsfuß nach und nach von 100 Procent auf drey herab ſank. Natürlich ſtiegen dagegen die Landgüter außerordentlich im Werthe.

Eine ungeheure Verſchwendung war die Folge dieſer großen Reichthümer. Horaz erwähnt eines Tigellius, der in fünf Tagen 50000 Gulden durchbrachte. Martial macht ſich über einen gewiſſen Cinna luſtig, der, noch vor Ablauf eines Jahres, 400000 Gulden verzehrt hatte. Milo vergeudete nicht blos ſein Erbtheil, ſondern noch drey und eine halbe Million Seſtertien fremdes Geld; Apicius noch eine Million drüber, blos für ſeine Küche. — „Ich brauche zwölf und eine halbe Million Seſtertien," ſagte der Dictator Cäſar, „um nichts „zu beſitzen," das hieß nemlich, blos um ſeine Schulden zu bezahlen. Der Bau des Forums koſtete ihn aber auch allein 5 Millionen. — Das war freylich noch nichts gegen die Bedürfniſſe des Caligula, der in weniger als einem Jahre 165 Millionen brauchte. Wie machte er das? — Suetonius erzählt es:

„Er erdachte neue Bäder; unerhörte Zubereitungen von Speiſen; trank die ſchönſten Perlen in Eſſig aufgelöſt; ſetzte ſeinen Gäſten goldene Brodte vor; warf Geld unter das Volk: baute Ruderſchiffe, deren Hintertheile mit Edelſteinen beſetzt waren; die Segel beſtanden aus den koſtbarſten Zeugen; im innern Raume fand man Bäder, bedeckte Gänge, Speiſeſäle, ſämmtlich mit Weinſtöcken und Obſtbäumen verziert; in ſolchen Schiffen umfuhr er mit Muſic die kampaniſchen Vorgebürge. Wenn er Luſtſchlöſſer baute, ſo war ſein Dichten und Trachten, etwas unmöglich ſcheinendes zu vollbringen; da wurden Dämme im tiefſten, brauſendſten Meere aufgeworfen, Felſen geſprengt; Thäler in Berge, Berge in Thäler verwandelt; und Alles mußte ſchnell, ſchnell fertig ſeyn, jede Verſäumniß wurde mit dem Tode beſtraft.“ — Auf dieſe Art iſt freylich ſehr begreiflich, daß er jenes Sümmchen in weniger als Einem Jahre durchbringen konnte. — Aber nicht den Kayſer allein plagte dieſe Verſchwendungswuth, auch die Bürger ſuchten es ſo viel als möglich ihm gleich zu thun. Seneca erzählt: mit dem

Schmuck des Körpers habe man angefangen, dann ſey die Reihe an die Wohnungen gekommen, und habe endlich die Schmauſereyen getroffen.

Ich will von jeder dieſer Luxusarten die auffallendſten Beyſpiele anführen. Eine glatte Haut, ein geſchminktes Geſicht, (auch die Männer ſchminkten ſich) ein ſchwankender, nachläſſiger Gang; dieſe drey Stücke gehörten zum guten Ton. Selbſt Julius Cäſar hielt mehr auf ſeinen Körper als einem Helden geziemt, ließ ſich ſehr oft die Haare abſchneiden, abſcheeren und ſogar ausraufen, und trug ſeinen Lorbeerkranz ſehr gern, um den Kahlkopf zu verbergen. (Ach! man verbirgt heutzutage wohl noch ganz andre Dinge unter dem Lorbeerkranze!) Er trug auch einen ungewöhnlichen, bebrämten Purpurrock, mit Ermeln, die bis an die Hände reichten.

Die jungen Herrn machten aus ihrem Haar mit großer Sorgfalt ein Lockengebäude, das ſich ſtufenweiſe erhob; ſie ſalbten ſich; glätteten und rieben ihre Geſichter mit weichen Brodkrumen, ahmten die zarte Weiberſtimme nach, und gaben, mit Einem Worte, den Epigrammen Dichtern ihrer Zeit ſehr reichlichen Stoff zu Spöttereyen. Die Kleider wurden zu Hauſe unter einer Preſſe gehalten, damit ſie immer glänzend blieben. Ihre Garderobe war ſehr zahlreich. Ein Prätor, der ein Schauſpiel geben wollte, bat eines Tages den Lucullus, ihm für die Choriſten einige Kleider zu leihen. Wie viele brauchſt du? fragte Lucullus. Der Herr Prätor war ſo unverſchämt, ſich nicht weniger als hundert auszubitten, und Lucullus ließ ihm zweyhundert geben. Die Elegants wechſelten ihre Kleider ſehr oft während eines einzigen Gaſtmahls. Auch in die Bäder nahmen ſie immer ein Dutzend Gewänder mit ſich. Es gab Oberkleider oder Regenmäntel, die man mit 300 Thaler bezahlte.

Die Bänke, auf welchen man um die Tafel lag, wurden gleichfalls ein Gegenſtand des

ausſchweifendſten Luxus. Einem gewiſſen Capito warf Metellus Scipio vor, daß er eine babyloniſche Speiſebank für 24000 Thaler verkauft habe. Nero kaufte nachher dieſelbe für mehr als eine Million Thaler. Das ſcheint faſt unglaublich, aber Plinius hat es erzählt. Zwey Eigenſchaften beſtimmten den ungeheuren Preiß: die Farbe, Purpur, und die Materie, Seide. Ein Pfund Purpur galt anfangs 20 Gulden, zuletzt 200. Von der Seide rief Seneca aus: „Ich habe ſeidene Kleider
„geſehn, wenn ich ſie anders Kleider nennen
„darf, die den Körper gar nicht, und noch weniger die Schaamhaftigkeit beſchützen. Sie
„ſind ſo durchſichtig, daß ein Frauenzimmer
„darauf ſchwören muß, ſie ſey nicht nackend."

Und doch waren dieſe Kleider nur halbſeidne, denn die ganz ſeidenen kamen erſt unter Heliogabalus auf. — Der Schmuck der römiſchen Damen, an Perlen, Smaragden und dergleichen ſtieg ſo hoch, daß man für zwey

Millionen eben noch nicht außerordentlich geputzt war. Seneca wirft ihnen vor, daß ſie Ohrgehänge trügen, die ſo viel werth wären, als das ganze Vermögen eines wohlhabenden Hauſes. Freylich kaufte Julius Cäſar der Servilia (der Mutter des Brutus, die er vorzüglich liebte) eine **einzige Perle** für 300000 Gulden ab. Ein einziges Paar ſehr gleiche Perlen der Cleopatra wurden auf 500000 Gulden geſchätzt. Nach und nach reihte man der Perlen immer mehrere zuſammen, und verlängerte die Ohren durch deren Gewicht. Man fügte auch Smaragden und andere Edelſteine hinzu.

Auch Hals und Arme wurden mit Perlenſchnuren, Bändern und Ketten umwunden, von welchen die Kirchenväter Hieronymus und Tertullian, mit frommer Abſcheu verſichern, Jener, daß eine einzige Schnur den Werth mehrerer Dörfer aufwiege; Dieſer, daß ſie 50000 Gulden koſte, und daß ganze Wälder und Inſeln kaum ein Halsband bezahlen.

Ringe wurden auf allen Fingern getragen, von Männern und Weibern, ja ſogar die Glieder jedes Fingers waren damit verziert. Als der Senator Nonius vom Antonius verbannt wurde, nahm er einen einzigen Ring mit, eine Million Gulden am Werth. — Auch Gürtel, Degen, Gehänge und Scheiden ſah man mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Die Schuhbänder waren von Gold mit Edelſteinen beſetzt. Man wandelte auf Perlen. Sonnenſchirme und Fächer ſchimmerten von Golde. „Die „Töchter der Freygelaſſenen," rief Seneca aus, „verſchwenden jetzt mehr an Einem Spiegel, „als der ganze Brautſchatz betrug, den einſt „der Senat den Töchtern des Scipio verwilligte."

Ohne Begleitung von 8 bis 10 Bedienten konnte man ſich nicht mit Anſtand im Publicum zeigen. Das war noch ein ſehr beſcheidenes Gefolge, nur Advocaten begnügten ſich damit. Andere erſchienen von 50 und mehr Bedienten umgeben. Horaz erzählt vom Tigellius, er hat ße deren oft 200 hinter ſich hergeſchleppt. Noch andere hatten 10000, 20000 und noch mehr Knechte, nicht um Vortheils willen, (wie Athenäus bezeugt) ſondern blos, um im Publicum mit größerem Pomp zu erſcheinen. Dieß zahlreiche Gefolge trat auch nicht etwa zerlumpt einher, (wie bisweilen die Diener-Schaaren der ruſſiſchen Großen) ſondern Alles glänzte und ſchimmerte. Das ſchöne Geſchlecht wetteiferte mit den Männern in dieſem Prunke. Marcellinus zum Beyſpiel erzählt: „Mit welchem Gefolge durchſtreichen viele Matronen mit bedeckten Häuptern und Sänften alle Straßen der „Stadt. Gleich erfahrnen Feldherrn, die zuerſt „die dichteſten Haufen dem Feinde entgegen ſtellen, dann leichter Bewaffnete, dann die „Schleuderer, und endlich die Hülfsvölker; ſo „ſind auch die Führer eines ſolchen Zuges emſig bekümmert, wie ſie Alles in die Ordnung „fügen wollen. Da ſtellen ſie zuerſt das ganze „Weber-Perſonale an die Spitze; dann folgt „das Küchendepartement; dann der vermiſchte

„Dienerhauſe, zu dem ſich alle Müſſiggänger „aus der Nachbarſchaft geſellen, und endlich die „Menge der Verſchnittenen, mit bleichen, ver„zerrten Geſichtern.“ — Auch der heilige Hieronymus ſpricht von einem ganzen Heere von Verſchnittenen, unter denen beſonders die Narren (moriones) theuer bezahlt wurden, bisweilen mit 1000 Gulden, da man hingegen einen vernünftigen Knecht um 300 kaufen konnte.

Wenn die Damen ſchon auſſer dem Hauſe einen ſolchen empörenden Luxus trieben, ſo iſt leicht zu errathen, daß ſie in ihren Häuſern nicht wenig prunkten. Einen Hausrath, der eben noch nicht unter die koſtbaren gehörte, ſchätzte Martial auf 300000 Thaler. Ein einziges Beil, vermuthlich von Gold, wurde mit 120000 Thaler bezahlt. Küchengeſchirre, Tiſche, Wagen ſogar waren von Silber. Es gab ſilberne Gefäſſe, die hundert Pfund wogen. Ein gewiſſer Druſillanus, ein Knecht des Kayſers Claudius, ſetzte die Vorkoſt in 500 ſolchen ſilbernen Gefäſſen auf, zu deren Verfertigung eine eigne Fabrik war erbaut worden. Andere hatten 500 ſilberne Schüſſeln, noch weit ſchwerer an Gewicht. Bald blieb es nicht mehr beym Silber allein, es wurde Gold hinzugefügt. Goldene Henkel oder eingelegte Figuren. Endlich bediente man ſich des Goldes allein, und machte ſogar Nachttöpfe daraus, bis Tiberius dieſe Herabwürdigung verbot, und die goldenen Gefäſſe blos dem Gottesdienſt weyhte.

Plinius erzählt: So viel Silber als ganz Carthago, dieſe Nebenbuhlerin um die Weltherrſchaft, durch die Siege des Scipio Africanus beſeſſen, ſo viel Silber ſey jetzt zu Rom blos an Tiſchgefäſſen. Dabey trank man aus Bechern von Onyx, Perlmutter, zierlich verarbeiteten Gold und Silber, deren Füße mit Smaragden und Edelſteinen verziert. Aber dieſe herrlichen Becher hatte man auch ſo lieb, daß man zu jedem Gaſte einen Wächter ſtellte, damit keiner geſtohlen würde. (Siehe Juvenals fünfte Satyre.) Manche Becher waren aus einem einzigen Edelſtein geſchnitten, und ruhten auf goldnen Füßen. Beſtand die Materie blos aus Silber, ſo ſuchte man durch die Gröſſe den Werth zu erhöhen; der Cenſor Fabricius beſchuldigte ſeine Collegen im Senat, daß er eine Schaale habe, die über zehn Pfund wiege; folglich 18000 Thaler koſtete. Der Redner Craſſus beſaß zwey Weinbecher von gleichem Werthe. — Noch theurer als Gold und Silber wurden die aus Myrthenholz verfertigten Geſchirre bezahlt, nemlich mit 24000 Thaler; und der ſterbende Petronius zerſchlug ein ſolches Gefäß, damit es nicht in Nero's Hände fallen ſollte. — Am koſtbarſten war Cryſtall, denn eine Hausmutter, die, wie Plinius verſichert, nicht einmal reich war, kaufte ein cryſtallenes Gefäß für 45000 Thaler. Daß man keinen geringen Luxus mit den Leuchtern trieb, iſt zu vermuthen. Plinius erzählt von einem Manne, der ſich nicht geſchämt habe, einen Leuchter um ſo hohen Preiß zu kaufen, als der ganze Gehalt eines Militair-Tribunds betrage, das hieß alſo, um 15000 Thaler.

Große, runde Tiſche, von Gold, Silber, Citronenholz, die oft von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbt wurden, hatten Füße von Elfenbein, kunſtreiche Thiergeſtalten. War das Citronenholz ſehr maſerig, ſo ſtieg der Preiß ungeheuer, bis auf 50000 Gulden, und ſolche Tiſche hatte man bisweilen bey hunderten. Z. B. Annius beſaß deren faſt 300, wie Martial behauptete. Dieß fleckichte Holz blieb ſtets höher im Werthe als Gold.

Die Betten mußten recht groß ſeyn, die Füße von Onyx. Gold und Silber wurde gleichfalls daran verſchwendet. Ein Sklave, der eine Silberplatte von Caligula's Ruhebett ſtahl, wurde ſogleich dem Henker übergeben. Bald machte man ſie ganz von Silber, und endlich ſchaffte ſich Pollio, ein römiſcher Ritter, gar Eines von lauterm Golde an.

Die Wagen waren anfangs von Erz, dann von Elfenbein, endlich von Silber, und zwar ſo häufig, daß Severus genöthigt wurde, deren Gebrauch durch ein Geſetz blos den Senatoren zu verwilligen. Dieß Geſetz wurde aber nicht lange beobachtet. Es blieb nicht einmal beym Silber, man vergüldete es, und verzierte es mit Edelſteinen. Je höher der Wagen, je vornehmer deſſen Beſitzer. Natürlich mußten ſolche Wagen auch prächtig angeſpannt werden; goldenes Geſchirr bedeckte die Maulthiere. Wenn Nero reiſte, ſo führete er tauſend Wagen mit ſich, und ſeine Maulthiere waren mit Silber beſchlagen, die ſeiner Gemahlin Poppea ſogar mit Gold.

Jetzt laßt uns die Wohnungen dieſer Schwelger betreten. Da ſchimmert Alles von Marmor und Gold; die Mauern, Säulen, Fußböden u. ſ. w. Ein gewiſſer Mamurra war der Erſte, der ſein ganzes Haus mit Marmor incruſtirte. Nach der Unterjochung Carthago's wurden die Plafonds im Capitol zum Erſtenmal vergüldet; bald aber gieng auch dieſer Luxus in die Privathäuſer über. „Wir leben," rief der heilige Hieronymus, „als ſollten wir morgen ſterben, und bauen, als ſollten wir ewig leben. Wände, Plafonds und Säulen ſchimmern von Golde.“ — Tertullian erzählt auch von koſtbaren, in Tyrus verfertigten Tapeten.

Des Säulenſchmucks bediente man ſich ſehr häufig. Nicht ſelten wurden mehrere hunderte an einem einzigen Gebäude geſehen. Oft wurde jedes Gebäude durch einen Springbrunnen erfriſcht.

Der Umfang der Wohnungen war ungeheuer. Ein Alter klagt, daß der Pallaſt des Auguſtus gerade ſo viel Raum eingenommen, als vormals das ganze Landgut des Cincinnatus. Unter Nero beſaſſen Einige von den Knechten dieſes Wüthrichs Fiſchteiche, die halb ſo groß waren. Und Plinius ruft aus: „So haben die nicht gewohnt, welche dieſes Reich gegründet; ſie giengen vom Pfluge oder Heerde zu Triumphen, und ihre Aecker waren kleiner als jetzt die Zimmer ihrer Enkel.“ Darum vergleichen auch Salluſt und Seneca die Häuſer mit ganzen Städten. Nicht blos in die Länge und Breite, ſondern auch in die Höhe, wurden die Gebäude über die Gebühr ausgedehnt. Cetronius baute, nach Juvenals Zeugniß, ein Haus, das höher war als die Tempel des Hercules und der Fortuna, Poſides ein anderes, das noch über das Capitolium hervor ragte.

Obſtgärten und Luſthayne waren in den Ringmauern ſolcher Wohnungen eingeſchloſſen, befanden ſich auch wohl auf den Dächern. Die Obſtbäume ſtanden in großem Werth. Ein einziger Apfelbaum warf ſeinem Beſitzer jährlich 100 Gulden ab. Das war wahr, wie Plinius ſagt, als unſere Väter aus ihren Landgärten zogen. Hier iſt nur von gemeinen Bäumen die Rede, aber ſie hatten deren auch ſeltene zur Pracht und zum Vergnügen, zum Exempel den Lotus. Valerius Maximus erzählt: Domitius habe ſeinem Collegen Craſſus vorgeworfen, daß er ſeinen Porticus mit Hymettiſchen Säulen verziert habe. — „Wie hoch

ſchätzt

ſchätzeſt du mein Haus?“ fragte Craſſus. Antwort: ſechzigmal hunderttauſend Seſtertien. „Und um wie viel wirſt du es geringer ſchätzen, wenn ich zehn Sträucher (arbusculos) heraus haue?“ — Um dreyſſigmal hunderttauſend Seſtertien. — Alſo koſteten dieſe zehn Bäumchen 150000 Gulden.

Der Pallaſt des Clodius, der von Milo ermordet wurde, koſtete 1,100000 Gulden. Vermuthlich waren keine von jenen Bäumen darinn, denn ſonſt würde er noch weit höher geſchätzt werden ſeyn. — Hirrius zog jährlich, blos aus den Gebäuden, die ſeine Fiſchteiche umgaben, 600000 Gulden.

Dieſer Bau-Luxus verbreitete ſich außerordentlich ſchnell. Unter dem Conſulat des Lepidus und Catulus, 29 Jahr vor Julius Cäſar, war das Haus jenes Lepidus das ſchönſte in Rom, und 35 Jahr nachher gab es ſchon hundert Häuſer daſelbſt, die ſchöner waren als das Seinige. Ich ſchweige von Nero's goldenem Hauſe, welches bekannt genug iſt.

Und wie wurde in ſolchen Wohnungen geſchmauſt? — Welch' ein Schwarm von Dienern erwartete die Gäſte! „Wie drängt ſich Alles um den Feuerheerd!" ſeufzt Seneca. „Ich gehe vorüber an den Heerden von unglücklichen Knaben, auf die, nach geendigtem Schmauſe, im Schlafzimmer noch eine andere Schmach wartet. Ich gehe vorüber an den Schaaren von Erwachſenen, *) die nach Nationen und Farben eingetheilt ſind, Alle gleich glatt, Alle den erſten Pflaum ums Kinn von gleicher Länge, Alle einerley Haar, damit derjenige, der ſchlichtes Haar hat, ja nicht mit dem Krauskopf vermiſcht werde. Ich gehe vorüber an den Schaaren von Fiſchern und endlich von Bedienten, die, auf ein gegebnes Zeichen, die Spei-

---

*) Exoletorum. Man weiß, welchen ſchmutzigen Nebenbegriff die Alten mit dieſem Worte verbanden.

ſen auftragen. Guter Gott! wie viele Menſchen ſetzt ein einziger Magen in Bewegung!“

Wie viel koſtete nun wohl ein ſolcher Schmauß? — Ein bloßes Frühſtück, oder ſo etwas dergleichen, womit Lucullus den Cicero und Pompejus bewirthete, koſtete 10000 Gulden. Vitellius gab keine Mahlzeit unter 20000. Ein officieller Schmauß, beym Antritt eines Amtes, konnte auch von den frugalſten Männern nicht unter 150000 Gulden beſtritten werden. Manchem koſtete es noch einmal ſo viel. Wenn Lampridius nicht übertreibt, ſo verzehrte Heliogabalus bey jeder Mahlzeit 500000 Gulden, und oft noch ſehr viel mehr. Da wurde freylich eine einzige Tracht Speiſen mit 50000 Gulden bezahlt. Der Satyriker Juvenal rügt, daß man bey einer einzigen Mahlzeit ein ganzes Erbe vergeude. Anfangs hatte man nie mehr als zwey Trachten, bald ſtieg es auf ſieben, und Heliogabalus ließ gar zwanzig aufſetzen. Unter dieſen war denn bisweilen eine einzige Schüſſel, die 30000 Gulden koſtete. Und wer konnte eine ſolche Schüſſel bezahlen? der Schauſpieler Aeſop, nach Plinius. Damals gieng alſo wenigſtens die Kunſt nicht nach Brodt.

Und was lagen denn nun für herrliche Leckerbiſſen in einer ſolchen Schüſſel? — nichts weiter als ſeltene Singvögel, an denen natürlich ſehr wenig zu eſſen, und die auch wohl nicht beſonders ſchmackhaft waren. Man nannte ſie Feigendroſſeln und bezahlte das Stück mit 300 Gulden. Der Gaumen wurde alſo blos durch den Gedanken gekitzelt, welche große Summe Geldes man mit jedem Biſſen in den Mund ſtecke; ſo wie man von dem ſächſiſchen Hofnarren, Profeſſor Taubmann, erzählt, daß er einſt für hundert Thaler Holz auf Einmal in den Ofen geſteckt, und doch nicht warm dabey geworden. Es war nemlich eine Cremoneſer Violine. — Dem Vitellius koſtete eine einzige Schüſſel gar 50000 Gulden, und es wurde zu deren Zubereitung ein eigner Ofen im Felde erbaut. Er nannte ſie den Schild der Minerva. Sie war gefüllt mit Lebern von Meerbrachſen, Gehirn von Faſanen und Pfauen, Zungen von Flamingo's, Milcher von Murmen; lauter Leckerbiſſen, die weit übers Meer hergebracht wurden. Vitellius hatte aber auch einen vortrefflichen Appetit, und wenn er nicht mehr eſſen konnte, ſo gab er das Genoſſene wieder von ſich. Sein Bruder bewirthete ihn einſt mit 2000 Fiſchen und 7000 Vögeln von den ſeltenſten Arten. Daß, bey dieſer Liebhaberey am Schmauſen, die Köche, die anfangs nicht mehr galten als ein gutes Pferd, zu ungeheuren Preiſen ſtiegen, iſt begreiflich. — Fiſche waren ein Hauptgegenſtand des Gaumen-Luxus. Julius Cäſar ließ bey ſeiner Triumphmahlzeit 6000 Muränen aufſetzen. Sie wurden nach dem Gewicht geſchätzt, und es war ein edler Zeitvertreib der Gäſte, ſie bey der Tafel zu wiegen. Eine Menge Notarien mußten dabey ſtehn, und beglaubigte Inſtrumente über das miraculöſe Gewicht ausſtellen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine merkwürdige Stelle des Seneca anzuführen. „Wie unglaublich ſind die Werke der Schwelgerey! wie oft wird die Natur belogen oder „beſiegt! Die Fiſche, in Behältern ſchwimmend, werden unter der Tafel ſelbſt gegriffen „und ſogleich auf die Tafel gebracht. Man zeigt „ſie in gläſernen Geſchirren; man bemerkt mit „Vergnügen, wie der Tod ihre Farben nach „und nach verändert, man würgt ſie lebendig „u. ſ. w.“ — — Gleich der Muräne wurde auch die Seebarbe (mullus) geſchätzt, und mit mehrern hundert Gulden das Stück bezahlt. Der Muräne, oder auch dem Stör, (accipenſer) wiederfuhr die Ehre, daß man ihn gekrönt auf die Tafel trug, unter muſicaliſcher Begleitung.

L. Craſſus, ein Mann, der das Cenſoramt bekleidet hatte, ſchämte ſich nicht, eine Muräne, die in ſeinen Fiſchteichen geſtorben war, bitterlich zu beweinen.

Auſtern und Meerigel waren gleichfalls ſehr beliebt. Feinzüngler wußten gleich beym erſten Anbiß, woher die Auſtern, und beym erſten Blick, wo die Meerigel gefangen worden. Je größer die Auſtern, je beſſer. Sie wurden bey der Tafel aufgemacht. „O der arme Kranke!“ ruft Seneca aus: „warum? — weil er die „Auſtern aus dem Lucriner See nicht bey Tiſche „öffnen kann.“ — Ein gewiſſer Sergius Orata war der Erſte, der zu Bajä die Auſterbehälter miethete, und den noch jetzt vortrefflichen Lucriner Auſtern den Vorzug vor allen Andern zuſprach.

Wie hoch den Römern ihre Fiſchteiche zu ſtehen kamen, iſt leicht zu berechnen, wenn man den Preiß Eines dieſer Fiſche kennt, und weiß, daß deren Tauſende gehalten wurden. Varro ſagt: die Fiſchteiche werden mit großen Koſten erbaut, mit großen Koſten gefüllt, mit großen Koſten unterhalten. Hirrius verſchwendet jährlich 600000 Gulden daran. Viele Fiſche hatten ihre eignen Nahmen, und ſchwammen gehorſam herbey, wenn ſie zum Futter gerufen wurden. Deſertirte Fiſche verfolgte man durch Spione.

Unter den Vögeln behaupteten beſonders die Krammsvögel den Ruf der Leckerhaftigkeit. Nach Varro wurden ihrer 5000 aus einem einzigen Vogelhauſe für 300 Gulden verkauft. Dem Aufidius brachten ſeine Pfauen jährlich noch weit mehr ein. Jedes Pfaueney koſtete Einen Gulden, ein Paar Tauben 10 Gulden, und oft weit mehr. Denn nach Varro's Zeiten bezahlte man ſie mit 200 Gulden. Da die Conſumtion aller dieſer Vögel ſo ungeheuer ſtieg, ſo wurden auch, um ſie in hinreichender Menge zu erziehen, Vogelhäuſer angelegt, die größer waren als vormals ganze Landhäuſer. Dennoch gab es noch eine unzählige Menge von Jägern und Vogelſtellern.

So viel vom Luxus der Lebendigen. Aber auch im Tode entſagte man der Verſchwendung noch nicht. Im alten Rom war es freylich an ders. Menenius Agrippa ſtarb ſo arm, daß das Volk 600 Gulden zuſammen ſchoß, um ihn zu begraben. Daſſelbe geſchah bey dem Tode des Valerius Publicola, wo die Dankbarkeit des ganzen römiſchen Volkes nicht mehr als einige tauſend Thaler zu deſſen Begräbniß aufbrachte. Hingegen wurden ſchon auf Syllas Scheiterhaufen 210 Tragbahren voll wohlriechender Gewürze geworfen. Bey dem Leichenbegängniß der Poppäa verſchwendete Nero mehr Zimmt und Caſſia, als ganz Arabien in Einem Jahr liefern konnte. Plinius ſchätzt, was Indien zu dieſem Behuf nach Rom lieferte, jährlich auf fünf Millionen. Nun nehme man noch hinzu, wie viel die Scheiterhaufen ſelbſt zu erbauen koſteten; wie viele koſtbare Gewänder, Gold, Silber und Edelſteine man hinein warf; wie reichlich man das Volk bewirthete; die Fechterſpiele, die Denkmäler, die Freylaſſungen — wie oft mußten da, um der leidigen Ehre willen, die Erben ſich gänzlich ruiniren. Ein gewiſſer

Iſidorus, ein gemeiner Bürger, verordnete, daß ſein Begräbniß 550000 Gulden koſten ſollte. Anteros, ein Freygelaſſener, und nachmals Einer von den ſechs Männern," (Sevir) vermachte ſeinen Collegen zu einem jährlichen Schmauſe 50000 Gulden. Nero's Begräbniß koſtete zehn Millionen.

Aus alle dem laßt uns den leidigen Troſt ſchöpfen, daß, wenn auch der Luxus in unſern Tagen noch zehnmal höher ſteigen ſollte, dennoch nichts neues unter der Sonne geſchieht.

Univ.-Bibl. München

Reiſe Abentheuer.

(Ein kleiner Roman, dem engliſchen nachgeahmt.)

Vor mehrern Jahren — denn aus der heutigen Welt darf man nichts erzählen — hatte ein gewiſſer Baron Blank, ein liebenswürdiger Bruder lüderlich, mit Andern ſeines Gelichters ein ziemlich großes Vermögen durchgebracht, war dann aus Noth in holländiſche Dienſte getreten, nach Batavia gegangen, dort vernünftig geworden, und kam endlich zurück mit einer wohlfeil gekauften Ladung Kaffee, und einem theuer bezahlten Schatz von Erfahrungen. Jene verhandelte er ſo vortheilhaft und dieſen benutzte er ſo klüglich, daß er an beyden Zeitlebens genug hatte. Er legte ſein erworbenes

Vermögen auf Leibrenten und wollte nun in Ruhe leben. Aber es iſt thöricht, wenn Menſchen, an Thätigkeit verwöhnt, ſich einbilden, es werde ihnen wohl thun in Ruhe zu leben. Das iſt eben ſo viel, als wollte man eine Uhr nicht mehr aufziehen; der Staub ſetzt ſich in die Uhr, die Langeweile in den Menſchen, und die Langeweile iſt ein freſſender Staub. Das empfand auch Blank ſehr bald. Um ſich zu zerſtreuen, beſchloß er, ſeine Jugendfreunde wieder aufzuſuchen, von welchen Allen er ſeit zwölf oder funfzehn Jahren nichts gehört hatte. Eigentliche Freunde erwartete er wohl nicht zu finden, aber es waren doch lauter luſtige Brüder, mit denen er ſich der frölichen Thorheiten erinnern konnte, deren man gewöhnlich, ſchon längſt zur Vernunft gekommen, ſich noch ganz gern erinnert; denn es geht den Männern mit ihren Jugend-Jahren, wie den Weibern mit ihrer Jugend-Schönheit, ſie hören immer noch gern davon reden.

Zuerſt erkundigte er ſich nach dem Baron **Fritz Hummel**, der ihm einſt eine Nonne entführen helfen, zweymal ſein Secundant geweſen, und Einmal ſogar Spielſchulden für ihn bezahlt hatte. Man ſagte ihm, er beſitze ein kleines Landgut in der Gegend von Cölln. Blank eilte dahin.

Es war ſchon gegen Abend, als er von ferne zwiſchen italieniſchen Pappeln ein Landhaus erblickte, dem ein rothes Dach und grüne Jalouſieen vor den Fenſtern ein freundliches Anſehn gaben. Er fuhr auf einen grünen, mit Stacketen ziemlich eingefaßten Hof. Eine ſchöne, junge Frau, ſehr einfach und ſauber gekleidet, ſaß vor der Thür, ein Kind von etwa vier Jahren im Leſen unterrichtend. Als ſie den Fremden gewahr wurde, ſtand ſie auf, trat ihm mit freundlichem Anſtand entgegen, und fragte, wen er ſuche? — **Den Baron Fritz Hummel.**

„Mein Mann iſt nicht zu Hauſe.“ — Er **war mein Jugendfreund.**

„O ſo werden Sie ihm ſicher willkommen ſeyn. Treten Sie herein. Er iſt auf der Jagd und wird nicht lange weilen.“

Blank trat in das nette Häuschen, fand nirgend Luxus, doch überall Reinlichkeit und Bequemlichkeit, und die ſchöne, anſpruchloſe Wirthin entzückte ihn. Faſt hatte er ſchon bey ihr vergeſſen, warum er gekommen war, als Fritz Hummel mit einem Paar geſchoſſener Rebhühner in das Zimmer trat. Die heiße oſtindiſche Sonne, Jahre und Sorgen, hatten das Geſicht ſeines Freundes geſchwärzt und gefurcht, er erkannte ihn nicht gleich. Doch kaum hatte ſich Blank genannt, als Jener ihn mit ausgelaſſener Fröhlichkeit in ſeine Arme drückte, und in wenigen Minuten das ganze Regiſter ihrer Jugendſünden mit ihm durchlief. „Du ſiehſt,“ ſagte Hummel, „ich bin noch ganz der Alte, „nur etwas vernünftiger bin ich geworden, und „das verdanke ich meiner Julie. Viel war „nicht mehr aus mir zu machen, aber das wenige, was ich nun bin, hat ihre Liebe groß-

„müthig aus mir geſchnitzt.“ — Er ſchüttelte Julien bey dieſen Worten die Hand, und ſah ihr mit einer Art von Wehmuth ins Geſicht. Sie drückte mit einem zärtlichen Blicke ſeine Hand an ihre Bruſt.

Man ſetzte ſich zur Tafel. „Kannſt du noch trinken, Herr Bruder? Julie hat mir das Trinken abgewöhnt; aber keine Regel ohne Ausnahme; heute muß getrunken werden.“

Das meynte Blank auch und hatte zu dieſem Behuf einige von ihm ſelbſt an Ort und Stelle gekaufte Bouteillen ächten Capwein mitgebracht. Die Herren wurden immer lauter, immer luſtiger. Julie zog ſich in ihre Kinderſtube zurück.

„Herr Bruder,“ ſagte Blank, „Du haſt ein ſchönes, herrliches Weib. Sie ſoll leben!“

„Ja ſie ſoll leben,“ rief Hummel das Glas leerend, und ſeine Augen glänzten.

„Erzähle mir," fuhr Jener fort, „wie biſt Du Sünder zu dem Engel gekommen?"

Einem Jugendfreunde gegenüber, bey einem Glaſe Kapwein ergießt das Herz ſich leicht. Hummel erzählte, was er nicht einem Jeden vertraut haben würde.

Du weißt, ich bin ein alter Edelmann, hatte ein ziemlich großes Vermögen, und folglich das Recht, nichts auf der Welt zu lernen. Ich diente dennoch einige Jahre unter der Garde, wo ich ſchnell begriff, wie man ein Pferd tummeln, einen Pfeifenkopf braun rauchen und ein neues Schauſpiel austrommeln muß. Daß auch die hübſchen Weiber ſich meiner annahmen, iſt dir bekannt. Sie vollendeten meine Erziehung. Ich war ein vollkommner Taugenichts, nebenher auch ein Händelſucher um der Ehre willen; das trieb mich aus dem Dienſte, denn du mußt wiſſen, daß in Europa nur die Großen Händel ſuchen dürfen, weil ſich Andere für ſie ſchlagen müſſen. Ich hatte einem Vetter des Miniſters ein

ein Stück vom Ohr weg gehauen. Eigentlich wäre an ſeinem ganzen Kopfe nichts verlohren geweſen, aber ſein Herr Oncle nahm die Sache krumm. Ich mußte entweichen. Das begab ſich gerade zu einer Zeit, wo auch mein Vermögen auf die Neige gieng. Ich ſtellte zum erſtenmal vernünftige Betrachtungen an; mir war nicht wohl zu Muthe. Glücklicherweiſe hatte ich ſeine alte Tante in Cölln; glücklicherweiſe lag ſie gefährlich krank darnieder, und ließ mir ſchreiben, ich möchte eilig kommen, um ihr die Augen zuzudrücken und ihre reiche Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Ich flog nach Frankfurt am Mayn.

Theils aus erzwungener Sparſamkeit, theils um der luſtigen Geſellſchaft willen, ſetzte ich mich dort auf das ſogenannte Marktſchiff, und fand was ich ſuchte. Mein erſter Blick fiel auf ein junges, verliebtes Pärchen, einen langen, blonden Jüngling, aber ſo lang, daß man meynte, der Wind werde ihn zerknicken, und ſo blond wie gebleichter Flachs. Das Mädchen hingegen — nun, das Mädchen war wunderſchön, und ſo blöde, als ſchäme es ſich ſeiner Schönheit. Die großen blauen Augen ſchlug ſie nur nach ihrem blonden Ritter auf, für die ganze übrige Welt blieben ſie verriegelt.

Ferner war da eine feiſte Krämers Frau, Madam Rothbock — ein junger Menſch, der bleich und kränklich ausſah, und ich weiß nicht in welches Bad reiſen wollte — endlich noch ein kurzer, dicker Pfaff mit kleinen blitzenden Augen, Innhaber einer am Rhein gelegenen, fetten Probſtey.

Gleich in der erſten Viertelſtunde kannt' ich meine Geſellſchaft ſo ziemlich; beſonders war mir klar, daß das ſchöne junge Mädchen eine liebliche Schlingpflanze ſey, die ſich an die blonde Hopfenſtange ſchmiegte. Ich hielt mich daher vor allen Dingen an den jungen Herrn, der in die Welt hinein ſchaute wie ein neugebohrnes Kalb. Ehe eine Stunde vergieng hatte ich ſein ganzes Vertrauen gewonnen.

Herr **Fink** war ein Mutterſöhnchen, hatte Allerley werden ſollen, und war nichts geworden, ausgenommen Mitglied eines Liebhaber-Theaters, wo er Stühle ſetzte und Briefe trug. Dieſes Theater verehrte als Directrice eine gewiſſe Frau von **Murriband**, eine reiche Dame, auch noch ziemlich hübſch, und wer ſie auf der Bühne ſah, hätte ſchwören ſollen, ſie ſey nicht älter als zwanzig Jahre. Darum ließ ſie ſich auch ſehr gern auf der Bühne ſehn, und triumphirte dort über ihre hübſche Nichte, ein armes Fräulein, dem ſie das Gnadenbrodt ſehr ungnädig gab; eine arme Verwandte und vermuthliche Erbin, wenn ſie ſelbſt Kinderlos ſterben ſollte, wozu ſie noch gar keine Luſt bezeigte.

Julie zählte kaum ſechzehn Jahr und war ſchön wie ein Engel, folglich der Frau Tante unerträglich. Nur ſeitdem das Liebhabertheаter in Gang gekommen, hatte das arme Kind beſſere Tage, denn Frau von Murriband war dem blöden Mädchen in der Kunſt ſo weit überlegen, als Jene ihr in der Natur. Die Tante ſpielte auch immer die ſogenannten Force-Rollen, während die Nichte die zweyten Liebhaberinnen ableyerte. Natürlich drängte ſich nach jedem Schauſpiel der lobpreiſende Haufe um die prima donna; die ſchöne Julie wurde, zu großem Wohlgefallen der Tante, von den Kennern überſehn, genoß aber dagegen daheim einer mildern Behandlung, die ſich auf ein gnädiges Mitleid gründete.

Ganz war ſie doch nicht überſehen worden. denn Herr Fink fand ſie allerliebſt, und hegte bald den Wunſch, auch einmal eine Liebhaberrolle zu ſpielen. Da ihm dieſe verweigert wurde, ſo übte er ſich wenigſtens vorläufig hinter den Couliſſen, und Julie, die ſich plötzlich von der zweyten zur erſten Liebhaberin erhoben ſah, fand großes Behagen an dieſem noch ungekannten Gefühl. Alle Vollkommenheiten, mit welchen ihre Phantaſie den erſten Jüngling, der ihr gefallen ſollte, ausgeſtattet, lieh ſie freygebig dem blonden Seladon, der ihr Herz bewegte, weil es eben ſehr beweglich war; ſo wie ein Blumenkelch ſich aufthut, nicht weil ein gemeiner Schmetterling ihn umflattert, ſondern weil die Morgenſonne ſcheint. Doch gleichviel, er liebte und ſie bildete ſich ein zu lieben.

Aber was ſollte daraus werden? ſie von Adel und arm; er ein Bürger und nicht reich. Lange hofften ſie auf einen deus ex machina, wie er ſo oft in den Schauſpielen erſchien, welche ſie darſtellen halfen; lange ſahen ſie ſich nach einem Vetter von Liſſabon um, oder nach einem großmüthigen Engländer, der alle ſeine Wege mit Guineen pflaſtert. Als beyde ausblieben, und das Verlangen, einander zu beſitzen, immer heiſſer wurde, wagte endlich Herr Fink — nach einer Vorſtellung von Selbſtbeherrſchung, in welcher Frau von Murriband die Hauptrolle mit rührender Wahrheit geſpielt hatte — um die Hand ihrer ſchönen Nichte zu werben, befand ſich aber ſchon bey den letzten Worten, durch ein paar handfeſte Bediente, in der größten Geſchwindigkeit bis vor die Hausthür verſetzt, und ſtand verwundert über die hitzige Tante, welche noch vor wenigen Stunden die Selbſtbeherrſchung ſo vortrefflich zu erkünſteln wußte. Zu ſeinem noch größern Schrecken wurde er aus der Zahl der Mitglieder des Liebhabertheaters ausgeſtrichen, obſchon er ſich immer feſt eingebildet, er ſey unentbehrlich. Nun ſah er Julien nicht mehr, und gerieth, trotz ſeiner blonden Schlaffheit, in eine Art von ſanfter Verzweiflung.

Auch ihre Neigung wurde lebhafter, ſeitdem das zur Treppe hinab geworfene Bild des armen, langen Fink ſie ſtets verfolgte. Dieſe um ihretwillen erlittene Schmach, und die harten Spöttereyen der Tante, bereiteten ſie vor, Alles zu wagen, um das unleidliche Tantenjoch im Arm der Liebe abzuſchütteln. Herr Fink beſtach eine gutherzige Küchenmagd; Brieſchen wurden gewechſelt, ſogar ein nächtliches Rendezvous in der Küche veranſtaltet, beym Zirpen der Heimchen, die den warmen Heerd belagerten.

Was blieb den armen Kindern übrig? — einander ewig zu lieben, war nun einmal ihr Loos; und daß dieſe heiße Liebe jemals erkalten könne, eine Blasphemie, die keiner auszuſprechen wagte. Sie hatte freylich nichts und er blutwenig; aber beyde Gläubige wußten aus ihren Schauſpielen, daß Kartoffeln unter einem Strohdache Liebenden ganz vortrefflich ſchmecken. Folglich wurde muthig beſchloſſen, dem Wink der Liebe zu folgen, das heißt, davon zu laufen, und im nächſten Dorfe ſich copuliren zu laſſen. Das Erſtere war leichter als das Letztere. Sie liefen würklich in einer ſchönen Nacht davon, aber weder in nahen noch in fernen Dörfern wollte man ſie copuliren; überall fragte man nach Erlaubnißſcheinen und dergleichen unnützen Dingen; nirgend wollte man den wichtigen Grund gelten laſſen, daß der lange Herr Fink und die ſchöne Julie ſich liebten und ewig lieben würden. So waren ſie nach und nach bis Frankfurt am Mayn gepilgert, und da auch hier kein Schwarzrock ihren Bund einſegnen wollte, ſo hatten ſie kurz und gut beſchloſſen, mit dem Marktſchiff nach Cölln zu fahren, dort allenfalls catholiſch zu werden, wenn man ſie unter keiner andern Bedingung vereinigen wolle, und dann bey der erſten beſten herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft die ſüßen Kartoffeln zu ſuchen, welche künftig ihrer Liebe zur Nahrung dienen ſollten.

„Wozu ſo viele Umſtände?" fragte ich die ſeufzende Hopfenſtange, „Sie ſind ja doch nur „einmal Eheleute vor Gott, und in dem Stande, welchen Sie erwählen, läßt man ſich nach „Belieben copuliren oder nicht; man lebt mit „einander ſo lange man ſich liebt."

„Ewig! ewig!" unterbrach mich der blonde Jüngling.

„Nun ja, auch *ewig*, wenn Sie wollen.“

„Ach! Sie kennen meine Julie nicht! ihre „Tugend bringt mich zur Verzweiflung! vergebens habe ich ihr vorgeſtellt, was ſie ohnehin „längſt aus unſern Schauſpielen gelernt haben „könnte, daß nemlich nur die Herzen den ſüßen „Bund knüpfen, und daß für wahrhaft Liebende alle Ceremonieen völlig überflüſſig ſind. „Eigenſinnig beharrt ſie darauf, mir jede Gunſtbezeugung zu verweigern, bis wir am Altar „die Ringe gewechſelt. Es ſoll irgendwo einen „armen Teufel geben, den man Tantalus nennt, „der ſoll, von heiſſem Durſt gepeinigt, bis an „den Hals in Rheinwein ſchwimmen und nicht „trinken können; ſehn Sie, mein werther Herr, „ſo iſt *mir* zu Muthe.“

Ich mußte mir Zwang anthun, dem faden Burſchen nicht ins Geſicht zu lachen, aber ſeine Julie war, durch dieſe vertrauliche Mittheilung, mir höchſt intereſſant geworden. Ich konnte das Auge nicht von ihr wenden. Sie bemerkte es und ſchlug erröthend das ihrige nieder. Herzliches Mitleid empfand ich für ſie. Freylich hatte ſie nur einen Fehltritt gethan, und war noch nicht gefallen, aber wie nahe ſchien dieſer Fall! — Zwar traute ich ihr zu, daß ſie bey ihrem weiſſen Schäfer mit den Kaninchenaugen eben keine große Gefahr laufe; doch wie bald konnte der unbedeutende Entführer durch einen ſchlauen Verführer abgelöſt werden, und ich ſelbſt hatte gar nicht übel Luſt, dieſe Rolle zu übernehmen. Vor der Hand ſchränkte ich mich noch auf das Beobachten ein.

Man redet immer vom Müſſiggang als der Mutter aller Laſter, allein man erwähnt nie des Vaters dieſer häßlichen Kinder, er heißt Noth. Geldmangel, Herr Bruder, iſt der erſte und größte Feldherr auf der Welt, auch der am ſchwerſten zu verbergende; man bemerkt ihn bey jedem Schritt und man verzeiht ihn nie. Alle andere Gebrechen hindern nicht am Eſſen, Trinken, Schlafen, aber

Geldmangel ſtört jede Function des Leibes und der Seele; er iſt die ſchmerzlichſte und unheilbarſte Krankheit; er ſchafft mehr Spitzbuben und Freudenmädchen, als alle übrige Laſter zuſammen genommen; er vergreift ſich ſogar an der Liebe, und, wenn er ſie nicht ganz zu erſticken vermag, ſo ermordet er wenigſtens ihre Gefährtin, die Treue.

Dieſen verdammten Fehler beſaßen Fink und Julie in einem hohen Grade. Sie hatte ſich entführen laſſen und nichts mitgenommen als ihr Herz. Er hatte zwar die Sparbüchſe einer alten Großmutter geplündert, und meynte in den erſten Tagen, er ſey gewaltig reich; doch die Goldſtücke verwandelten ſich bald in Silber, das Silber in Kupfer, und, als beyde ſich auf das Marktſchiff begaben, hatten ſie nur eben noch ſo viel, um dafür einen Speiſekorb zu füllen.

So lange indeſſen dieſer Speiſekorb noch nicht geleert war, ſchienen ſie luſtig und guter

Dinge, aßen, tranken und ſahen ſich zärtlich an. Sie luden auch ſehr gaſtfrey die ganze Geſellſchaft zum Miteſſen ein, ohne einen Augenblick daran zu denken, wo Morgen etwas anderes herkommen ſollte. Der Korb wurde bald leer. Doch während der Verdauung gieng noch Alles gut, beyde waren ſatt und ſpeiſten zum Deſſert das Confect der Liebe und Hoffnung.

Unglücklicherweiſe haben junge Leute gewöhnlich vortreffliche Magen, ſelbſt wenn ſie verliebt ſind; und obendrein auf Reiſen, auf einer Waſſerreiſe, da zehrt die Luft. Der Hunger ſtellte ſich ſchnell wieder ein, mit ihm ein gewiſſer Ernſt, dann eine Art von Traurigkeit, ein gewiſſes Schmachten; ſie ſahen einander verſtohlen an, waren zerſtreut, ſprachen nicht mehr. Ich errieth, was in ihnen vorgieng.

Madam Rothbock ſchien es auch zu errathen. Sie hatte gleich anfangs ein lüſternes Auge auf den langen blonden Jüngling geworfen, jetzt bot ſie ihm mit vieler Freundlichkeit ein Stück von einer geräucherten Zunge. Man ſah deutlich, wie gern er es angenommen und mit Julien getheilt hätte, allein Julie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: von dieſer Frau will ich nichts. Auch hatte Frau Rothbeck ſie mit keiner Geberde zur Theilnahme eingeladen, folglich dankte Fink und aß nicht.

Die Krämers Frau verſicherte etwas empfindlich, alle Speiſen, die ſie mit ſich führe, ſeyen delicat, denn ſie ſey von Jugend auf delicat gewöhnt, und habe auch, Gott ſey Dank, ſo viel, daß ſie es wohl beſtreiten könne. Sie ſey eine junge Wittwe von kaum ſechs und vierzig Jahren, und weiter wolle ſie vor der Hand nichts ſagen. — Jetzt zog ſie einen Spiegel aus der Taſche, muſterte ihr dick gepudertes Haar, ſtrich die buſchichten Augenbraunen zurück, kniff die blauen Lippen roth, klagte, daß ihre ſchwarze Haut an der Luft ein wenig braun geworden, und daß die Hitze im Schiff unerträglich ſey. Ein kalter Wind wehte, ſie nahm ihn für einen Zephyr, und riß das Halstuch vom runzlichten Buſen. Vermuthlich erwartete ſie große Würkung von dieſem letztern Theater Coup.

„Nun junger Herr?“ rief ſie, indem ſie ſich abermals zu Fink wandte, „werden Sie „noch lange den Grauſamen ſpielen? meine geräucherte Zunge noch immer verſchmähen!“

Mit komiſchem Ernſt vermahnte ich meinen neuen Freund, minder ungefällig gegen eine Dame zu ſeyn, deren Zungen, ſowohl die geräucherte als ungeräucherte, ſo köſtlichen Genuß verſprächen. Er ſchien verlegen; Julie hingegen brach in ein lautes Gelächter aus, und die ganze Geſellſchaft ſtimmte plötzlich ein. Die kleinen Augen der Madam Rothbock funkelten; Scharlach färbte ihre hängenden Wangen, ein Ungewitter brach los. Sie packte die Eine Zunge wieder ein, und bediente ſich der Andern, um ſo lange zu belfern, bis der trockene Gaumen ſie zu einer Pauſe nöthigte.

Indeſſen hatte der junge Menſch mit der bleyernen Geſichtsfarbe auch einen Speiſekorb geöffnet, in welchem ſich allerley Leckerbiſſen befanden, die er ſelbſt kaum anzuſehen wagte, und die er, mit einer gewiſſen vornehmen Nachläſſigkeit, Julien hinſchob, viele Entſchuldigungen durch die Naſe ſchniffelnd, daß er nichts beſſeres ihr vorzuſetzen habe. Dabey ſchwur er zwanzigmal auf ſeine Ehre, daß er, blos um ſeiner Geſundheit willen, in einem ſo verdammten Fahrzeug reiſe, und daß er ſeinen engliſchen Reiſewagen, nebſt einigen Bedienten, in Frankfurt zurück gelaſſen.

Herr von Jammerfett, (ſo hieß der vornehme Patient) hatte ſich ein ganzes Jahr in Berlin aufgehalten, wo Freudenmädchen, Spieler und Reſtaurateurs um die Wette ſeinen Beutel gefegt und ihn endlich ſo zugerichtet hatten, wie ſeine bleiche Figur zeigte. Allein er glaubte, ſeine hohe Bildung dennoch nicht zu theuer erkauft zu haben. Er hatte Fichte gehört, und behauptete, ihn zu verſtehn. Er hatte Schlegel beſucht und verehrte in ihm den Wiederherſteller der dramatiſchen Kunſt. Er hatte Merkel bewundert, faſt ſo ſehr als Merkel ſich ſelbſt bewundert. Er hatte Iffland beklatſcht, und erzählte, Iffland habe ſich viel darauf zu gute gethan. Er gab auch zu verſtehn, daß Einige von den erſten Schauſpielerinnen bis zum Sterben in ihn verliebt geweſen, und daß ſie jedesmal ſchlecht geſpielt hätten, wenn ſie ihn nicht unter den Zuſchauern gewußt. Nach dieſen Confidencen, die er wohl hundertmal durch die Parentheſe: Aber es bleibt unter uns, unterbrach, ſchien es ihm unmöglich, daß Julie ihm widerſtehen könne. Er ſah ihr mit derjenigen noblen Unverſchämtheit ins Geſicht, welche unſere heutigen Jünglinge ſo außerordentlich wohl kleidet, und den meiſten Mädchen ſo vortrefflich imponirt. Er fuhr ſich mit beyden Händen in die Haare, und ſuchte kunſtreich einen hohen Kamm zu bilden, der die Eroberung vollenden ſollte. Vergebens! all ſein modiſches Affengezier gieng an dem hübſchen Mädchen verlohren. Nur auf ſeinen Speiſekorb heftete ſie einen lüſternen Blick, doch da ihr Herzgeliebter die Gaben der Madame Rothbeck, heldenmüthig ausgeſchlagen hatte, ſo verſchmähte ſie mit gleichem Heldenmuthe die Opfer des Herrn von Jammerſett.

Indeſſen ſah ich wohl, daß ſie, über lang oder kurz, der Tyranney ihres Magens unterliegen würde; eine Bemerkung, die mein Intereſſe für ſie nicht im geringſten ſchwächte. Denn ob mir gleich ein gefräſſiges Frauenzimmer in den Tod zuwider iſt, und ein hübſches Mädchen beym Eſſen nie den Mund weiter öffnen ſollte, als nöthig iſt, um drey Erbſen hinein zu ſchieben; ſo iſt mir doch auch ſehr lächerlich, wenn ein Liebhaber, in Geiſtigkeit aufgelöſt, nur mit Abſcheu daran denkt, daß ſeine Geliebte auch eſſen und trinken muß.

Mein Inſtinct ſagte mir, daß es hier nur darauf ankomme, die beyden jungen Leute in eine behagliche Stimmung zu verſetzen, ihnen

Dank und Complimente zu erſparen. Darum hohlte ich jetzt auch meinen Speiſekorb unter der Bank hervor, ſetzte mich, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen beyde, ſchnitt eine Rebhühner Paſtete an, nahm beyde Backen voll, und machte dann mit Meſſer und Gabel links und rechts eine einladende Bewegung. Beyde nickten freundlich, wagten aber noch nicht zuzulangen. Ich legte vor, wiederholte meine Pantomime, und ſtellte mich, als ob mein eigner Hunger mich hindere, ſie zu beobachten. Aber mit einem halben Seitenblick ſah ich, wie Juliens Gabel nach dem Teller ſchlich, der blonde folgte ihrem Beyſpiel, und in der nächſten Minute waren unſere ſechs Kinnbacken in gehöriger Bewegung.

Madame Rothbock ſah zu und ſchmollte. Herr von Jammerfett ſah zu und ſpöttelte, bald über meine ſoldatiſche Manier, bald über die weibliche Laune, die ſeiner zierlichen Einladung widerſtanden, hingegen einer ſtummen Beredſamkeit ſo ſchnell nachgegeben hatte. Ich ließ ihn plaudern und freute mich im Stillen, daß ich dem Pärchen Zutrauen eingeflößt. Nur Einmal, als er einen ungewählten Ausdruck brauchte, fragte ich ihn obenhin: ob er auch auf Reiſen Piſtolen bey ſich führe? — Der Wink half.

Julie wurde geſprächig. Ihre ſchönen Augen ruhten bisweilen auf mir. Ich nahm mich wohl in acht, ſie zärtlich anzublicken, um ſie nicht wieder ſcheu zu machen. Ich wußte, daß man gewiſſe Anſprüche bey dem ſchönen Geſchlecht am leichteſten durchſetzt, wenn man gar keine zu machen ſcheint. Die Mädchen ſind dann nicht auf ihrer Huth und werden gefangen wie die Nachtigallen. Ich überließ mich ganz der luſtigen Thorheit, die das ſchöne Erbtheil meiner Jugend war. Ich warf mich Madam Rothbock zu Füßen, und ſchwur, ich werde nicht eher aufſtehn, bis ſie, zum Zeichen einer allgemeinen Verſöhnung, einen Rebhuhnflügel, den ich ihr unter die Naſe hielt, zu verzehren geruht habe. Ich fand Gnade vor ihren Au gen, ihr Geſicht entrunzelte ſich; ſie nahm die Gelegenheit wahr, den blonden Fink eyferſüchtig zu machen. Liebäugelnd griff ſie mit einer ihrer dicken Fäuſte nach dem Rebhuhn, mit der andern nach meinem Kinn, hob mich auf und ſagte: ich hätte allerliebſte Manieren; ich gliche wie ein Tropfen Waſſer dem andern einem Vetter ihres verſtorbenen Mannes, den ſie habe heyrathen wollen, und wäre der Schelm nicht durchgegangen, ſie würde ihn ſehr glücklich gemacht haben. Dann fuhr ſie mit gelöſter Zunge fort:

„Auf Reichthum ſeh' ich es gar nicht an,
„ich habe, Gott ſey Dank, meine Schäfchen
„im Trocknen, und wenn ich nur Gegenliebe
„finde — aber Gegenliebe muß ich finden, und
„die glaube ich denn auch wohl zu verdienen.
„Ich bitte, meine Geſtalt nicht nach ihrer jetzi-
„gen Localität zu beurtheilen, der Kummer und
„ein gewiſſer Chagrin haben mich etwas abge-
„magert; aber es gab eine Zeit, wo ich ſehr

„rund und potelirt, dabey über die Maſſe zierlich war. Je nun, die Zeit kann auch wiederkommen; von Natur bin ich eines luſtigen „Humors, und wenn ich nur erſt die gehörigen „Conſolationen finde, ſo werde ich wieder aufgehn wie ein zarter Teig.“

Bey dieſem ſüſſen Geſchwätz verwarf ſie die Augen ſo kunſtreich, daß weder Fink noch ich errathen konnten, wem eigentlich von uns beyden ſie ihre Gunſt zugedacht habe. Ich hatte nicht Luſt ihr Schielen zu meinem Vortheil auszulegen, hingegen hatte ich große Luſt, den blonden ſo viel möglich von Julien zu entfernen, darum ſchwur ich, mein Tranſchirmeſſer nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis es mir gelungen, die liebenswürdige junge Wittwe mit Herrn Fink auszuſöhnen. Ohne Umſtände ergriff ich des Jünglings weiche Hand, und legte ſie in die rothe Fauſt der Krämerin, die ſich auch ſogleich verſchloß, wie die Blätter jener Pflanze, welche Fliegen fangen. Fink ſchwieg aus Verlegenheit; das nahm die gute Dame für ein Bekenntniß ſeiner Schuld, und eine Bitte um Verzeihung.

„Ach! ſagte ſie,“ man muß mit Geduld und eine Art von Patience mit jungen Leuten haben.“

Von dieſem Augenblicke an ließ ſie ihn nicht mehr los.

Während der feyerlichen Verſöhnungsſcene hatte Herr von Jammerfett ſich wieder zu Julien geſellt und ſie von ſeinen Verdienſten unterhalten; denn du mußt wiſſen, daß jetzt in Deutſchland die jungen Herrn dieſe Mühe ſelbſt übernehmen. Julie hörte zu und nickte bisweilen mit dem Kopfe, woraus Jammerfett natürlich den Schluß zog, daß ſie nunmehr überwunden ſey.

Sechs Stunden waren nun ſchon ſeit unſerer Abfahrt verfloſſen, und noch hatte der kurze, dicke Herr Probſt — er hieß Schaafpelz — nicht ein Wort geſprochen. Er ſchlief, oder ſchien zu ſchlafen, denn ich ertappte ihn ein paarmal, als er mit halb geöffneten Augen nach Julien blinzelte. Er zählte ſchon über funfzig Jahre, allein er war ſo wohl genährt und ſaftreich, daß man ihm höchſtens vierzig gab. Die ſechs Stunden ſeines Schweigens hatte er vermuthlich dazu angewandt, uns zu ſtudiren, und ſeinen Plan auf dieſes Studium zu bauen. Er hielt ſich fürs Erſte aus guten Urſachen an Madam Rothbock, und gewann dieſe Thörin ſehr leicht, indem er ſich leiſe wunderte, daß ſie bey ihrer Jugend und Geſtalt noch nicht zur zweyten Ehe geſchritten ſey. Er rieth ihr ſolches mit feyerlichem Ernſt, und unterſtützte ſeinen Rath durch den bekannten Spruch: daß freyen beſſer ſey als Brunſt leiden.

Sie war entzückt von ihm. Beyde wurden in kurzem ſo vertraut, daß ſie einander beſtändig in die Ohren flüſterten und wenig Notiz von uns nahmen.

So gelangten wir endlich nach St. Goar, wo wir eſſen und ſchlafen ſollten. Fink zog mich bey Seite, ſprach von der Sympathie edler Seelen, und zeigte mir ſeinen leeren Beutel. Ich bat ihn, ohne Umſtände den Inhalt des meinigen zu theilen. Er breitete ſeine langen Arme aus und drückte mich an ſeine flache Bruſt. „Es iſt nicht der Rede werth,“ ſagte ich ihm. Es wäre mir aber nicht lieb geweſen, wenn er meine berechnete Freygebigkeit würklich der Rede nicht werth gehalten, und Julien verſchwiegen hätte. Ich bemerkte bald, daß ſie um das Geheimniß wußte, denn ſie ſah mich oft mit einer gewiſſen freundlichen Verlegenheit an, und ihre Blicke ſchienen zu ſagen: ich möchte dir gern von Herzen danken. Ich that, als ſey nichts vorgefallen, allein ihr Dankgefühl war ſo lebhaft, daß die Geſellſchaft es bemerkte, und, da der Grund ihr unbekannt blieb, eine aufkeimende Liebe zu mir vermuthete. Die kleinen, grünen Augen der Madam Rothbock ſchimmerten wie bunte Lampen bey einer Illumination, denn ſie hoffte, Julie werde ihr das Finkenherz nun nicht mehr ſtreitig machen. Die Blicke des Herrn von Jammerſett verriethen ſpöttiſches Mitleid. „Es koſtet mich nur ein Wort,“ ſtand darin geſchrieben, „ſo werde ich von dem „kleinen, hübſchen Mädchen angebetet.“ Der dicke Probſt ſchien mir nicht recht zu trauen. Er beobachtete fleiſſig aus fromm verdrehten Augenwinkeln, und ſuchte mich ſo oft als möglich zu entfernen. Darum wähnte er, zum Exempel, es werde nöthig und erſprießlich ſeyn, daß Einer aus der Geſellſchaft die Zeche beſorge, und trug mir dieſes Geſchäft, mit vieler Höflichkeit, als einen confidentiellen Poſten an. Ich merkte ſeine Liſt, allein ich übernahm das Amt, und that ihm den Gefallen, mich ſehr lange in der Küche mit der Wirthin zu unterhalten. Eigentlich wollte ich hören, was Julie dazu ſagen würde, und ich hatte das Vergnügen, ſanfte Vorwürfe aus ihrem ſchönen Munde über meine lange Abweſenheit zu vernehmen.

Herr Schaafpelz ging nun auch hinaus, um, wie er ſagte, die Sorgen mit mir zu theilen. Er erzählte bey ſeiner Zurückkunft, daß er ſämmtliche Gaſtzimmer unterſucht, und ſo viel möglich nach unſer Aller Bequemlichkeit die Schlafzimmer gewählt habe. Ich war neugierig zu wiſſen, welche Vorkehrungen er getroffen, aber ich ſchwieg, weil Niemand fragte, und wir ſetzten uns zu Tiſche, Julie mir zur Seite, Fink in der Gefangenſchaft der Madam Rothbock; der geiſtliche Herr und der Junker von Jammerfett pflanzten ſich Julien gegenüber, Jener mit leuchtendem Vollmonds-Antlitz, dieſer ein Nebelſtern aus der Milchſtraße.

Wir aſſen, tranken, ſchwatzten, lachten. So oft die junge ſechs und vierzig jährige Wittwe ihren blonden Nachbar mit kindiſchem Muthwillen in die Arme zwickte, verſäumte ich die Gelegenheit nicht, Julien ein freundliches Wörtchen zuzuflüſtern, hütete mich aber ſehr vor faden Schmeicheleyen.

Nach aufgehobener Tafel war die Rede vom Schlafengehen, und nun rückte der Schaafpelz mit ſeiner Einrichtung hervor. Fink und ich bekamen Ein Zimmer; Julie das zweyte benachbarte; der Kranke ein drittes auf dem Gange; Er ſelbſt und die Krämersfrau zwey an einander ſtoßende Gemächer, die durch einen kleinen Hof von dem Hauptgebäude getrennt waren. Ich begriff nicht gleich die Abſicht des geiſtlichen Herrn. Ich meynte, es wäre am natürlichſten geweſen, die beyden Damen in Ein Zimmer zu betten, und die Mannsperſonen, wie es der Zufall fügen würde. Allein er hatte eine ſchlaue Berechnung dabey. Fink ſollte mich bewachen, und er ſelbſt wollte der Madam Rothbock nahe bleiben, um in dieſer Nacht gewiſſe Verabredungen mit ihr zu treffen. Das wurde mir klar am andern Morgen, als beyde erſchienen, und auf ihren Geſichtern ein gewiſſes Einverſtändniß zu leſen war. Ich beſchloß um ſo mehr, auf meiner Huth zu ſeyn, da der geiſtliche Herr von nun an einen ganz andern

Ton anſtimmte, mit vieler Salbung von Moral und Sitten ſprach, und beſonders mich mit zurückhaltender Höflichkeit behandelte.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort. Herr von Jammerſett, der ſich dem Orte ſeiner Beſtimmung näherte und gegen Abend uns verlaſſen wollte, bot noch einmal die ganze neuere Kunſt zu lieben, das heißt, unverſchämt zu ſeyn, auf, um Julien und uns Allen zu beweiſen, daß er Schlegels Lucinden geleſen und ſtudirt habe. Der Probſt und Madam Rothbock nannten ſich ſchon in ſüßer Eintracht Herr Nachbar und Frau Nachbarin; denn ſie hatten die Entdeckung gemacht, daß die Probſtey des frommen Herrn nur wenige Meilen von einer Art von Landgut entfernt war, welches der wohlſelige Herr Rothbeck, dem Kramhandel entſagend, anfangs als Pachter bearbeitet, und zuletzt von dem banquerouten Beſitzer gekauft hatte.

Nach Jammerſetts Trennung von uns, welche — um Julien keine Ohnmacht zu verurſachen — im Stillen vor ſich gieng — ſchwammen wir wohlgemuth auf den Wellen des Rheins dahin. Ich unterhielt Julien, Madam Rothbock klammerte ſich an den geduldigen Fink, und der geiſtliche Herr blinzelte bald hinüber bald herüber, ſtörte mich ſo oft als möglich in meinen Herzens-Ergieſſungen, und machte ſo oft als möglich den blonden Jüngling aufmerkſam auf mein verdächtiges Flüſtern. Aber Fink blieb ruhig, denn Julie hatte ja verſprochen, ihn ewig zu lieben, und er kannte kein einziges Schauſpiel, in welchem eine ſolche Zuſage wäre gebrochen worden.

Ich ſelbſt wußte nicht recht, was ich von Julien denken ſollte: ſie hatte dieſem langen Menſchen ſo manches aufgeopfert; ſie äuſerte in ſchönen Worten ihre Zärtlichkeit für ihn, auch wenn er nicht zugegen war; und dennoch ſchienen ihre göttlichen blauen Augen bisweilen eine andere Sprache mit mir zu reden. Das gab mir eine ſeltſame Unruhe. Noch liebte ich ſie nicht, allein ich war auf gutem Wege ſie zu lieben. Wir wurden beyde zerſtreut und nachdenkend. Das ſchöne Mädchen, dachte ich am dritten Tage, will ſich wohl nur nebenher einen Zeitvertreib mit mir machen; das könnte meine Ruhe koſten. Beſſer, ich gehe.

Kurz und gut faßte ich den Entſchluß, mich am andern Morgen von der gefährlichen Reiſegeſellſchaft zu trennen. Ich ſagte es der Hopfenſtange, und erklärte auch freymüthig, warum ich es thun wolle. Er bewunderte meine Großmuth, ſtürzte mir um den Hals, und verſicherte, er könne eben ſo wenig mich, als Julien entbehren; ja noch eher Julien, wenn er nicht ganz ſo, als ſein Herz ihn überrede, von ihr geliebt werden ſollte. Das ihrige auf eine Probe zu ſtellen, habe er ſchon längſt gewünſcht; die Gelegenheit dazu ſey ihm ſehr willkommen; er werde gern ſehn, ja, er bitte mich ſogar, Julien den Hof zu machen. Gelänge es mir, ſie zu rühren, ſo habe ſie ihn nie wahrhaft geliebt, und ſo gönne er ſie lieber mir, als irgend einem andern. Sollte aber der Verſuch ſelbſt meiner Liebenswürdigkeit — wie er ſich auszudrücken beliebte — mißglücken, ſo werde Er künftig ihres Herzens um ſo gewiſſer, und folglich mir hoch verpflichtet ſeyn.

Ich ſtellte ihm vor, daß dieſe gefährliche Probe entweder für ihn oder für mich ſehr traurig ausfallen könnte. Er lächelte und ſchien das Erſtere für unmöglich zu halten. Das zwickte meine Eitelkeit; ich willigte trotzig in ſein Begehren, und war von dieſem Augenblick an Juliens erklärter Liebhaber.

Der geiſtliche Herr, der auch ſein Plänchen gemacht hatte; überhäufte uns jetzt mit Höflichkeiten, beſonders mich, den er zu fürchten ſchien. Er ließ überall Leckerbiſſen auftragen, bezahlte überall die Zeche, und wenn ich in ihn drang, uns Rechnung abzulegen, ſo verſicherte er, das werde entweder nie geſchehn, oder doch nur in ſeiner eignen Wohnung, die nicht weit mehr entfernt war, und wohin er uns Alle mit Ungeſtüm einlud, um einige Tage auszuruhen. Der Vorſchlag wurde einmüthig angenommen. Die Probſtey, auf einem anmuthigen Hügel gelegen, ſchimmerte uns ſchon von ferne in die Augen. Wir ſtiegen aus dem Schiffe. Der Schaafpelz ließ einen alten vergüldeten Wagen, mit zwey dicken Ackergäulen beſpannt, holen; die Damen fuhren, die Herren giengen zu Fuſſe, und unſer feiſter Wirth erklimmte athemlos ſeine freundliche, von Weinbergen umringte Wohnung, in welcher jedes Zimmer und jedes Hausgeräth wollüſtige Bequemlichkeit athmete.

Nun hatte der Herr Probſt alle Hände voll zu thun, um uns köſtlich zu bewirthen. Alles bot er auf, was bey Julien ein lockendes Bild von ſeiner Lebensweiſe erwecken konnte. Dadurch, und durch Finks Beſtreben, die verabredete Probe auf keine Weiſe zu hindern, gewann ich Zeit und Gelegenheit, Julien nach und nach ein Geſtändniß meiner Liebe abzulegen. Sie ſah mich wehmüthig an, ſchüttelte den Kopf, und Thränen traten ihr in die Augen. Das hieß, in Worte überſetzt: — (ſo wenigſtens legte meine Eitelkeit es aus) — „Wäre ich nicht gebunden, ſo würde ich dich „lieben.“ — Ich entdeckte ihr nun meine Uebereinkunft mit ihrem blonden Sylphen, und daß ich, ohne dieſelbe, ihre gefährliche Gegenwart bereits geflohen hätte.

„Wie!“ rief ſie aus: „ſo tief kränkt er mein „Herz? nach Allem, was ich für ihn gethan, „glaubt er mich noch auf Proben ſtellen zu müſ„ſen?“ — Ich ſah, daß ſie mit Begier den Vorwand ergriff, das Schwanken ihres eignen Herzens zu entſchuldigen; nur Schaam hielt das Bekenntniß zurück, aber ihre Blicke redeten — ich wurde dringender, feuriger, und ſchon am zweyten Tage entſchlüpfte ihren ſtammelnden Lippen das Geſtändniß: ſie werde es nicht ungern ſehen, wenn Fink alle ſeine Rechte förmlich an mich abträte; doch ſo lange ihre Liebe ſein ganzes Glück ausmache; ſo lange er ſelbſt nicht treulos werde; ſey ſie feſt entſchloſſen, ihn nimmer zu verlaſſen.

Wir wurden durch die Ankunft von zwey großen, derben Burſchen unterbrochen, die entſetzlich dumm waren, und mit bäuriſchem Ungeſtüm nach Madam Rethbeck fragten. So bald ſie dieſe holde Dame erblickten, ſprangen ſie ihr um den Hals und ſchmazten an ihrer Wange. Ich wunderte mich anfangs, daß Madam Rothbeck ihre Zärtlichkeit ſo kalt und ſtolz erwiederte, denn es waren doch männliche Creaturen; es mußte folglich irgend etwas im Spiele ſeyn, was ihr Geſchlecht hinderte, auf die Reizbarkeit der Dame zu würken. Ich hatte richtig gerathen; es waren ihre Neffen und muthmaßlichen Erben, die Herren **Peter** und **Sebaſtian Duderdull**. In beyden Blicken ſtand ſehr deutlich: Sterben Sie, liebe Tante, ſo bald es ihnen beliebt, wir brennen vor Begierde, ihre Thaler zu zählen.

Die Tante hätte gern geſehn, wenn ſie auf der Stelle wieder nach Haus gegangen wären, allein der Schaafpelz empfieng ſie ſehr artig, verſuchte ſogar ſie zu unterhalten. Zum Unglück verſtand der Aelteſte nichts, als Fröſche zu ſpieſſen, und der Jüngſte, Thonkugeln für ſein Blaſerohr zu drehen. Mit dieſen beyden ſchönen Künſten prahlten ſie aber auch nicht wenig. Bey Tiſche ließen ſie Niemand zum Worte kommen, denn ſie mußten ja der wertheſten Frau Tante Alles erzählen, was, während ihrer Abweſenheit, ſich in der Heymath zugetragen; wer geſtorben, wie viel er hinterlaſſen, wer geheyrathet, wie viele Schüſſeln auf der Hochzeit geſpeiſt worden u. ſ. w. Dabey kamen ſo viele jämmerliche Vettern und Muhmen zum Vorſchein, daß die gute Madam Rothbock Einmal über das Andere blau wurde.

Nach Tiſche fuhr Peter Duderdull fort, des Probſtes Weinflaſchen zuzuſprechen, Sebaſtian Duderdull hingegen fieng an, mit Julien zu liebäugeln. Die Tante führte den blonden Fink in den Garten, um die Mittel und Wege ihm anzudeuten, wie man ihre plumpen Neffen um die gehoffte Erbſchaft betrügen könne. Der Probſt legte ſich ſchlafen; ich blieb alſo mit Julien und dem jungen Duderdull allein, und dieſer Peiniger ſchien entſchloſſen, uns nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Wir giengen aus dem Hauſe in den Garten, aus dem Garten auf das Feld; wir kehrten wieder zurück in die Probſtey, ſchlüpften aufs neue in den Garten — Alles vergebens! der Burſche wich uns nicht von der Ferſe, und als Julie Einmal ſtehen blieb, um ſich an dem Geſang einer Grasmücke zu ergötzen, ſo ſchoß er das Vöglein mit ſeinem Blaſerohr geſchickt herunter, und überreichte es ihr grinſend.

Endlich wurde ich ungeduldig. Vielleicht, dachte ich, wird Julie ſich den Burſchen leichter vom Halſe ſchaffen, wenn ich ſie allein mit ihm laſſe. Ich ergriff eine Flinte und ſchlenderte in den Buſch. Nach einer kurzen Abweſenheit kehrte ich zurück, höre kaum hundert Schritt vom Wege Juliens Stimme um Hülfe ſchreyen, ſtürze hinzu, und finde den Herrn Sebaſtian Du derdull im Begriff, ihr ſeine Liebe ſo handgreiflich zu erklären, als er vermuthlich daheim, im Umgang mit den Küchen-Nymphen, zu thun gewohnt war. Eine blutende Naſe und ein zerkratztes Geſicht waren bis jetzt Alles, was er davon getragen. Als er mich erblickte, ließ er ſeine Beute fahren und lachte mich ſehr freundlich an.

Zu ſeinem Glücke hatte ich eben ein Kaninchen erlegt, folglich war meine Flinte nicht geladen, ſonſt hätte ich ihm ſicher in der erſten Aufwallung allen Schroot in die feiſten Waden geſchoſſen. Jetzt begnügte ich mich, um ihm das Naſenbluten zu ſtillen, ihm zehn bis zwölf derbe Stöße mit der Flintenkolbe in die Ribben zu geben. Er lief davon und ich führte Julien nach Hauſe. Junker Sebaſtian ließ ſich den Abend nicht wieder ſehn, und hatte ſich am andern Morgen in aller Frühe, ſammt ſeinem beſeſſenen Bruder, ohne Abſchied zu nehmen, wieder auf die Reiſe gemacht. Um ärgerliche

Scenen zu vermeiden, erwähnten Julie und ich des Abentheuers nicht.

Indeſſen hatte die ehrbare Tante, mit faſt nicht mindern Ungeſtüm als ihr hoffnungsvoller Neffe, das Herz des blonden Jünglings beſtürmt. Er vertraute es mir ein wenig ſchaamhaft. Sie beſaß funfzigtauſend Thaler in Ländereyen, ohne eine prächtige Ausſteuer an Wäſche und Silberzeug zu rechnen. Das war kein Spaß; man mußte es überlegen. Sie wollte in einigen Tagen abreiſen; ſie hatte andere Parthieen genug bey der Hand, ſchöne, junge Männer; wir ſchrieben ſchon den 15ten April, und ſie wollte durchaus am erſten May, wenn die Herrn auf den Blocksberg reiten, wieder vermählt ſeyn; alſo war keine Zeit zu verlieren. Daß Fink die Sache nicht ganz von der Hand gewieſen, ſah ich an einem hübſchen Brillantringe, den er ſeit einigen Stunden am Finger trug. Ich bemerkte, daß nur die Schaam ihn abhalte, ſich zu erklären. „Nein,“ rief er mit theatraliſchem Pathos: „lieber eine Strohhütte

„mit Julien!“ aber dennoch fragte er mich um Rath, mich, ſeinen Nebenbuhler; folglich ſchielte er nach dem Geldſack und erwartete einen Rath, hinter den er ſeinen Wunſch verſtecken könnte.

Einen Solchen ihm zu geben, ſäumte ich auch nicht. Ich ſtellte ihm vor, daß es zwar alte, verliebte Thörinnen genug gebe, doch ſelten ſolche, die am Erſten Mann 50000 Thaler verſchenken könnten. Julien, meynte ich, würde er gerade dadurch den ſtärkſten Beweiß ſeiner Liebe geben, wenn er ſich gleichſam ſelbſt aufopferte, um die Geliebte nicht dem Mangel auszuſetzen. Die Haſtigkeit, mit der er meine Gründe billigte, bewiß, daß ſie ihm willkommen waren. Julie kam dazu, hörte unſer Geſpräch, und erklärte empfindlich; ſie habe nur auf den Fall mir eine Hoffnung zugeſagt, wenn er ſelbſt von ihrem Gelübde ſie entbände.

Dieß Geſtändniß benutzte Fink, um ſich gleichfalls empfindlich zu ſtellen. „Dieſe Art

„von Anwartſchaft, oder wie ſoll ich es „nennen,“ ſagte er, „iſt eben kein Beweiß von „Zärtlichkeit für mich.“ — Damit gieng er, und warf die Thür ungezogen hinter ſich zu.

Ich ſchwieg und beobachtete. Julie ſchien einen Augenblick erſchrecken — dann weinte ſie ſanft — dann reichte ſie mir mit abgewandtem Geſicht die Hand und ſchluchzte. „Ich Unglückliche! wenn ich mich auch in Ihnen geirrt habe!“ — Ich warf mich zu ihren Füßen, und wollte eben in Betheurungen überſtrömen, als, zu meinem Erſtaunen, ihre Thränen plötzlich vertrockneten, ihre Augen funkelten, und ſie — haſtig ihre Hand losreiſſend — ausrief: „Nein, er hat Recht! ich wäre ſeiner und „Ihrer unwürdig, wenn ich eines ſolchen Wankelmuths fähig wäre. Ich fühle, daß ich ihn „verlieren werde, allein ich ſchwöre, daß ich zugleich auch Ihnen entſage!“

Mit dieſen Worten eilte ſie aus dem Zimmer, verſchloß ſich in das ihrige, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Ich ſtand verblüfft, empfindlich, ärgerlich. In dem Augenblicke, da ich ſie zu halten glaubte, entſchlüpfte ſie mir, dem Anſchein nach, für immer. Daß ihr Entſchluß blos die Würkung einer letzten, romantiſchen Aufwallung war, bedachte ich zu ſpät.

„Warum ſetzeſt du deine Ruhe noch länger auf das Spiel?“ flüſterte beleidigte Eitelkeit mir zu. „Flieh, weil es noch Zeit iſt, und bekümmere dich nicht weiter um das launenhafte Mädchen und ihre treuloſe Hopfenſtange.“ — Auf der Stelle gieng ich zu dem Probſt, ſagte ihm, daß ich am andern Morgen in aller Frühe abreiſen würde; daß ich aber kein Liebhaber von förmlichem Abſchiednehmen ſey, ihn daher erſuchte, meinen Dank für ſeine Bewirthung im Stillen zu empfangen, und meinen Entſchluß den übrigen Gäſten zu verheimlichen.

Ich las Ueberraſchung und Freude in ſeinem Geſicht. Nun hatte er freyes Feld. Er zwang ſich zu der lauwarmen Bitte, meinen Aufenthalt noch zu verlängern, gab jedoch ſehr bald höflich nach, um mich auf keine Weiſe durch ſeine Bitten zu beläſtigen. Wir ſchieden als die beſten Freunde. Abends erſchien ich noch bey Tiſche, Julie aber nicht, ſie entſchuldigte ſich durch Kopfſchmerzen. Madam Rothbock machte die honneurs an der Tafel, und neckte mich durch plumpe Scherze. Der geiſtliche Herr ſchien in angenehmen Gedanken verlohren. Fiſk ſprach wenig und ich kein Wort. Sobald wir die Stühle rückten, machte ich eine kurze Verbeugung und verſchwand.

Unzählichemal änderte ich, während der ſchlafloſen Nacht, meinen Entſchluß; unzählichemal ergriff ich ihn aufs neue. Die Vernunft ſiegte endlich. „Was kann, was ſoll aus der Geſchichte werden?“ ſo raiſonnirte ich mit mir ſelbſt. „Geſetzt, Julie liebt mich, will ich ſie „etwa heyrathen? ich, der ich ſtets eine unüberwindliche Scheu vor dem Eheſtande hegte, ich „ſollte mich jetzt über Hals und Kopf an eine

„entführte Dirne feſſeln? — nein, ich will ſie
„nicht heyrathen. Oder ſoll ſie als Maitreſſe
„mit mir herum ziehn? darf ich das hoffen von
„ihr, die ſogar gegen einen geliebten Bräutigam
„ihre Unſchuld zu behaupten wußte? —
„Es bleibt dabey, ich gehe.“

Und ich gieng würklich. Schon um vier Uhr des Morgens ſaß ich zu Pferde und trabte den Hügel hinab. Der geiſtliche Herr und Madam Rothbeck benutzten meine Abweſenheit trefflich. Ein Brieflein an Fink war in meinem Nahmen geſchmiedet worden, folgendes Inhalts:

„Mein Freund, ich liebe Julien zum Raſendwerden!
„es iſt mir gelungen ihr Herz zu
„rühren; ſie flieht mit mir; ſie will meine Treue
„prüfen und vergelten; ſie will nicht Zeugin Ihrer
„Unbeſtändigkeit ſeyn. Madam Rothbeck
„wird Ihnen Juliens Verluſt erſetzen. Spüren
„Sie uns nicht nach, es würde Ihnen oder
„mir das Leben koſten, und im glücklichſten Fal-

„ſe würden Sie dennoch das Herz nicht wieder „gewinnen, deſſen Werth Sie verkannten.“

Dieß ſaubre Brieflein hatte man verſiegelt in meinem Schlafzimmer auf den Tiſch gelegt. Die verliebte Krämerin war im Geheimniß, und ließ ſich bereitwillig zu Allem; denn der Schaafpelz hatte ihr bewieſen, daß nur eine Trennung von Julien den ſchwankenden Blondling beſtimmen könne, ſeine Arme den goldnen Feſſeln darzureichen, und hatte nebenher verſprochen, die entführte Wayſe ihren Verwandten wieder auszuliefern.

Kaum war ich davon geritten, als ein erkauftes Bauermädchen leiſe an Juliens Thür klopfte, ihr zuflüſterte, ich ſey ſo eben aufgebrochen, und laſſe ſie dringend bitten, herab in die Pachter Wohnung zu kommen, die kaum hundert Schritt von der Probſtey entfernt lag, wo ich ihr etwas wichtiges zu vertrauen hätte. — Julie erſchrack heftig; ihr erſter Gedanke war, es ſey zwiſchen mir und Fink ein Zweykampf vorgefallen. Sie ſprang aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid über und flog zitternd in die Pachters Wohnung, wo man ſie, unter allerley Vorwand, auf meine baldige Ankunft vertröſtete, und endlich, als ſie nicht mehr zu halten war, ihr mit dürren Worten erklärte: ſie müſſe vor der Hand hier bleiben, auf Befehl Seiner Hochehrwürden. Sie ſtieß einen lauten Schrey aus, und verſank in dumpfes Erſtaunen.

Unterdeſſen benachrichtigte man den blonden Fink, daß ich plötzlich insgeheim abgereiſt, und daß auch Julie verſchwunden ſey. Haſtig ſtreckte er ſeine langen Beine aus dem Bette, ſtürzte in Juliens Schlafgemach, dann in das Meinige, fand keinen Menſchen aber einen Brief, der ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Er ſchrie über Treuloſigkeit; er glaubte ſich noch obendrein verhöhnt; er wollte zu Fuße bis nach der erſten Poſtſtation laufen. Madam Rothbeck erbot ſich mitleidig, ihn dahin zu begleiten. Ihre Pferde waren ſchon angeſpannt. Ohne

Beſinnung ſtieg er mit ihr in den Wagen, und grinſend ſah der geiſtliche Herr das Pärchen dahin rollen; grinſend hob er ſeine dicken Finger, um ihnen nach zu ſegnen.

Auf der erſten Poſt fragte Fink haſtig; ob man nicht einen jungen Mann in einer blauen Uniform mit einem Frauenzimmer, welches er ſehr treffend beſchrieb, habe vorbey fahren ſehen? — Ein Officier iſt nicht längſt vorbey geritten, war die Antwort, aber ganz allein.

Ich war in der That kaum eine halbe Stunde voraus, denn mein gemietheter Bauergaul hatte ſich meinen Tiefſinn zu Nutze gemacht, um mit größter Bequemlichkeit Schritt vor Schritt zu wandeln, auch wohl bisweilen am Wege einen Mund voll Gras zu rupfen, ohne daß ich es gewahr wurde. Jetzt erwachte ich aus meinen Träumen, als ich, dicht an der Straße, ein ſehr maſſives Landhaus erblickte. Ich ahndete nicht, daß ich der Wohnung der liebenswürdigen Madam Rothbock ſo nahe ſey. Plötztich hörte ich einen Wagen hinter mir her rollen. Ich nahm mir nicht einmal die Mühe mich umzuſehn. Aber kaum war der Wagen mir zur Seite, als ich den langen Fink mit entblößtem Degen herausſpringen ſah. Obgleich überraſcht, blieb ich dennoch ſehr kaltblütig. Meine Flinte war noch geladen, ich feuerte ſie in die Luft, um jedem böſen Zufall vorzubeugen.

Die Krämers Wittwe, die einen bloſſen Degen geſehn und einen Schuß gehört hatte, kreiſchte ſo drollig, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Sie kugelte ſich gleichfalls aus dem Wagen, und ſchob ſich kreiſchend zwiſchen mich und den geliebten Bräutigam, der ſie, noch vor der Hochzeit, wiederum zur Wittwe machen wollte. Fink ſtieß ſie zurück und foderte mich trotzig. Ich ſtieg ab und band mein Pferd an einen Baum. Es war mir unbegreiflich, wodurch der ſanfte Fink ſo ſehr in Wuth gegen mich gerathen. Ich hatte nicht Luſt, mich meines Vortheils zu bedienen, und fragte ihn gelaſſen um die Urſach ſeines Zornes.

Ohne ein Wort zu antworten, reichte er mir das Brieflein. Ich las und fand augenblicklich den Faden der elenden Intrigue. „Man hintergehe uns beyde,“ ſagte ich ihm, mit einem verachtenden Blick auf ſeine Dulcinea; zugleich erinnerte ich ihn an ein Lied, welches ich vor zwey Tagen in ſeiner Gegenwart abgeſchrieben und ihm gegeben hatte. Es befand ſich zum Glück noch in ſeiner Taſche; er zog es hervor und ſah beſchämt, daß der Brief nicht von meiner Hand geſchrieben ſey. Er fiel mir um den Hals. Seine ganze Wuth kehrte ſich gegen Madam Rothbeck. „Das iſt dein Werk!“ fuhr er ſie an, „Du Ungeheuer!“

Die mannluſtige, zitternde Wittwe erbot ſich ſchluchzend, Alles aufzuklären, wenn wir ſie zuvor nach ihrer Wohnung begleiten wollten, denn jetzt ſey ſie auſſer Stande zu ſprechen, einer Ohnmacht nahe.

Wir thaten was ſie begehrte, und ſie hielt Wort; denn kaum hatten wir ihre Schwelle

betre-

betreten, als ſie zu Boden ſchlug, daß die Fenſter klirrten. Ich hatte nichts bey der Hand als ein wenig Schießpulver, das ſchüttete ich ihr in den offnen Mund. Sie ſprudelte und kam zu ſich.

Nun erfuhren wir Alles. Sie ſchob die Schuld einzig und allein auf den Schafpelz, der es ihr zur Gewiſſenspflicht gemacht habe, einen verirrten Jüngling wieder auf den rechten Pfad zu leiten, indeſſen er die Sorge für das verirrte Mädchen übernehmen wolle. Sie betheuerte ihre gute Abſicht und ihre grenzenloſe Liebe. — Aber Julie? fragten wir beyde aus Einem Munde: was iſt aus Julien geworden?

„Dieß leichtſinnige Geſchöpf," erwiederte Madam Rothbock mit boshafter Liſt, „war von „Allem unterrichtet, Alles geſchah mit ihrem Vorwiſſen. Sie verſteckte ſich, um uns abreiſſen zu laſſen, und dann, Gott weiß, welch' ein Sünden-Leben in Wolluſt und Ueberfluß zu beginnen."

Ich glaubte der Megäre nicht eine Sylbe. Fink war argwöhniſcher und folglich leichtgläubiger. Hatte er doch ſelbſt die ganze Probſtey durchſtrichen, mit lauter Stimme Julien überall gerufen. Hätte man ſie eingeſperrt, ſo würde ſie ſeine Stimme vernommen und geantwortet haben. Was hätte ſie auch bewegen können, des Morgens um fünf Uhr ihr Bett und ihr Zimmer zu verlaſſen?

Ich konnte darauf nichts antworten, denn ich tappte ja ſelbſt noch im Dunkeln; allein ich traute der Verſicherung meines Herzens: Julie ſey unſchuldig. Es entſtand nun die Frage: was zu thun ſey? — Fink, der ſich jetzt als der Erſte Liebhaber in einer Tragödie vorkam, wollte auf der Stelle umkehren und die Probſtey in Brand ſtecken. Madam Rothbock meynte, er müſſe den Probſt verbrennen, und nicht die Probſtey; Jenen werde er aber nicht mehr finden, weil er ſogleich, nebſt Julien, nach — ſie wußte nicht wohin — habe abreiſen wollen. Fink kaute an ſeinen Nägeln. Ich bat um ein

Frühſtück, um beſſer überlegen zu können. Es wurde aufgetragen. Fink aß keinen Biſſen. Die ſchöne Wittwe ſchloß, um ihn zu zerſtreuen, alle ihre Kaſten und Schränke auf, und ließ ihm ſo viele herrliche Dinge ſehen, daß er bald Julien gar nicht mehr ſah.

Als ich ſeine Augen- und Herzens-Schwäche merkte, ſchlug ich vor, an Ort und Stelle die Sache zu unterſuchen, zu erforſchen, und — wenn er mich bey Madam Rothbeck erwarten wolle — ihm ſichere Nachricht zu bringen. Er willigte darein, wiewohl mit einiger Verlegenheit. In wenigen Stunden hatte ich das nächſte Städtchen erreicht, wo ich eine Poſtchaiſe kaufte, (weil mein Ackergaul vor Müdigkeit umfallen wollte) und einen pfiffigen Lohnlaquey, einen Italiener, in meine Dienſte nahm, dem ich, bey allem was er ſehen oder hören würde, ein tiefes Schweigen empfahl. Dann gieng ich zu dem Biſchoff, der in dieſer Stadt reſidirte, und ließ als einen fremden Officier mich melden.

Obgleich der Lehrſtand im Grunde den Wehrſtand nicht leiden kann, beſonders in unſern Tagen, ſo hat Jener doch gute Urſachen, dieſen mit Auszeichnung zu behandeln. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen und ſehr höflich empfangen. „Kennen Ew. Eminenz den Herrn Probſt Schaafpelz?“ war meine erſte Frage. Die Antwort: Sehr genau.

„Auch ſeine Handſchrift?“ — Allerdings, er ſchreibt mir faſt wöchentlich.

Nun zog ich das ſaubere Brieflein hervor. Der Biſchoff warf einen flüchtigen Blick darauf, und erklärte, es ſey die Hand ſeines Untergebenen. Ich gab ihm den Brief zu leſen, er begriff keine Sylbe davon. Ich ſteckte das Document wieder in meine Taſche und erzählte den Vorfall. Der Biſchof ſtutzte — verlangte die Auslieferung des Briefes — verſprach, die Sache gütlich beyzulegen — meynte, man müſſe doch auch den andern Theil hören — es könnten ſich da wohl manche Umſtände ergeben u. ſ. w. Auf jeden Fall würde der Brief in ſeinen Händen am ſicherſten ſeyn. Aber ſo ließ ich mich nicht fangen. Ich erklärte mit großer Feſtigkeit, daß ich zwar den Probſt nicht unglücklich machen, oder ihm in ſeinem eignen Hauſe eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, daß ich aber Seine Eminenz erſuchte, da die Probſtey nur noch eine kleine Meile entfernt ſey, Höchſtſelbſt mit mir in den Wagen zu ſteigen, und ſo wohl den räudigen Schaafpelz als Julien in meiner Gegenwart zu verhören.

Er ſchwankte, ſuchte Ausflüchte, wollte mich durch glatte Worte beſtechen, aber ich verſicherte ſehr ernſtlich, daß, wenn er nicht in mein Begehren willigte, ich ſtehendes Fußes an die weltliche Obrigkeit mich wenden würde. Um dieſen Skandal zu vermeiden, gab er nach. Wir ſtiegen in den Wagen. Er erſchrack, als er ein Paar Piſtolen darinn erblickte. Sie waren nicht geladen. Unterwegens erſchöpfte er ſeine ganze Beredtſamkeit, um mich zu Milde und Sanſtmuth zu bewegen, und frommen Beichtkindern kein Aergerniß zu geben. Ich verſprach ihm, daß er mit mir zufrieden ſeyn ſolle. Indeſſen ergriff ich doch, als wir vor der Pforte der Probſtey ausſtiegen, Eine von den ungeladenen Piſtolen. Er zitterte, wollte nicht vorwärts; ich faßte ihn unter den Arm, er mußte mir folgen.

Vermuthlich hatte der Probſt, aus guten Urſachen, alle ſeine Leute entfernt. Niemand begegnete uns, weder auf dem Hofe noch in den Zimmern; aber auch ihn ſelbſt fanden wir da nicht. Ich ſchlich auf den Gang, immer den Biſchoff nach mir ziehend, bis vor die Thür von Juliens Schlaf-Gemach. Hier hörte ich alſobald ihre laute Stimme, und ein halblautes Flüſtern des geiſtlichen Herrn.

Seiner Eminenz ſchlotterten die Kniee, mir pochte das Herz. Ich öffnete die Thür ſo leiſe als möglich. Zum Glück hatten die handelnden Perſonen uns den Rücken zugekehrt, und der

Prälat genoß ungeſtört faſt eine Viertelſtunde lang das Vergnügen, ſeinen geiſtlichen Mitbruder zu Juliens Füßen liegen zu ſehen, wie er mit ſeinen unflätigen Küſſen Juliens ſchöne Hand bedeckte, die ſich ihm ſtets entwand, und immer aufs neue ergriffen wurde.

Julie erblickte mich zuerſt, ſchrie laut auf und ſtürzte in meine Arme. Jetzt wandte auch der Schaafpelz ſein dickes Haupt. Mein Anblick, meine Piſtole und die Gegenwart des Biſchoffs verſteinerten ihn; er war nicht im Stande aufzuſtehn. Julie fiel zu meinen Füßen, umfaßte meine Kniee, nannte mich tauſendmal ihren Befreyer, und ihre Freude war ſo ſchön, ſo ausgelaſſen, daß ich ohne Eitelkeit mir ſchmeicheln durfte, nicht die Rettung allein ſey ihr willkommen, ſondern auch der Retter.

Indeſſen erholte ſich der Probſt ein wenig, verſuchte eine fahle Rechtfertigung, ſprach von ſeinen reinen Abſichten; von der Verführung, welcher dieſe junge Wayſe ausgeſetzt geweſen;

von ſeinem frommen Vorſatz, ſie mit Sanftmuth in die Arme ihrer Verwandten zurück zu führen u. ſ. w.

„Der Scheinheilige!“ ſagte Julie, indem ſie feſt an meinen Arm ſich klammerte, „er hat mich nicht einmal gefragt wer ich bin.“ Sie erzählte nun, wie er mit ihr umgegangen, und ließ, von holder Schaamröthe übergoſſen, errathen, was er ihr zugemuthet. Der Biſchoff hatte indeſſen ſeine Naſe mit einer Brille bewaffnet, verwandte kein Auge von Julien, fieng an den Probſt zu entſchuldigen, und meynte, ſie werde allerdings wohl thun, ſich dem geiſtlichen Schutz anzuvertrauen; er ſelbſt wolle dafür ſorgen, daß, bis zur Ausſöhnung mit ihren Verwandten, ein Kloſter ſeines Sprengels ihr zur Freyſtatt diene.

„Sie mag ſich erklären,“ ſagte ich lächelnd, „ich kenne ihre Verwandten eben ſo wenig als der Herr Probſt. Will ſie in ihre Heymath zurück, ſo mag ſie zwiſchen uns wählen, wer ſie dahin geleiten ſoll. Doch dieſe Wahl ſey zwanglos, dafür bürge ich.“ Bey den letzten Worten hob ich die Piſtole auf und ſah mit Vergnügen, daß dieſe ſtumme Bewegung größere Wirkung that, als meine Beredſamkeit. Die geiſtlichen Herren ſchoben ſich hin und her, um nicht mit dem Piſtolenlauf in Parallele zu gerathen.

Julie erklärte ſich ſehr beſtimmt, ſie wolle mir folgen. Ich bat, uns keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, auf welchen Fall ich erbötig ſey, ſo bald ich mit Julien im Wagen ſitzen würde, das corpus dilicti, nemlich den Brief auszuliefern, der mich in den Stand ſetzte, den Probſt um ſeinen guten Ruf und um ſeine fette Probſtey zu bringen. Man gab nach, weil man wohl ſah, daß nichts anders zu thun war. Unſer Wirth verſicherte, mit einem ſauerſüßen Geſichte, Juliens Unſchuld, die er mir vertraue, ſey das einzige Kleinod, welches zu erhalten er getrachtet habe. Er ließ von ſeinem beſten Wein auftragen, und ſuchte ſo viel möglich eine fromme Heiterkeit zu erkünſteln.

Indeſſen hatte er, durch einen ſeiner Vertrauten, meinen Bedienten ausfragen laſſen, wer ich doch wäre? und woher ich käme? — Er erfuhr nichts, aber der Umſtand fiel ihm auf, daß ich, auf einem gemietheten Gaul ganz allein fortgeritten, und in einer eleganten Equipage mit Bedienung zurück gekommen ſey. Er ſchloß daraus, ich müſſe in der Gegend wohnen, und dieſer Umſtand machte ihn noch behutſamer, als er vielleicht gegen einen Fremden geweſen ſeyn würde; denn ich konnte ja die ganze Nachbarſchaft und alle ſeine ſchönen Beichtkinder gegen ihn empören.

Ich wußte von dieſen geheimen Bewegründen nichts, und zitterte noch immer dafür, daß es ihm einfallen möchte, ſeine handfeſten Leute gegen meine ungeladene Piſtole aufmarſchiren zu laſſen, um ſo mehr, da ſein Vorgeſetzter gar nicht erzürnt ſchien, ſondern ein verdächtiges Flüſtern mit ihm unterhielt. Allein die beyden Tartüffe's wagten mit keiner Mine uns aufzuhalten, als wir mit tiefen Reverenzen ihnen einen guten Morgen wünſchten. Der Schaafpel; begleitete uns bis an den Wagen, wo ich ihm ſeinen Brief in's Geſicht warf, und mit der ſchönen Beute davon jagte.

Es war Einer der ſüßeſten Augenblicke meines Lebens, als ich Julien, frey durch mich, an meiner Seite ſitzen ſah. Schüchtern ergriff ich ihre Hand, drückte ſie ſanft, und fragte: ob ich ſie zu Fink geleiten ſolle?

„Wo iſt er?“ — Bey Madam Rothbock. — „Bey ihr? und er konnte mich ruhig in den Händen eines wollüſtigen Pfaffen wiſſen? er konnte — unbekümmert um mein Schickſal — Sie allein ziehen laſſen, um meine Befreyung zu unternehmen? Er liebt mich nicht mehr! nie werde ich zu ihm zurückkehren!“ — Sie weinte, ich ſchwieg — ſie ſchluchzte, ich wollte ſie tröſten — ſie bat mich, ſie ihren Gedanken und Empfindungen zu überlaſſen. Ich that es. Sie drückte ſich in die Ecke des Wagens und zog den Schleyer über. Ich bemerkte bald, daß ſie ſchauderte. Die Begebenheiten des Tages hatten ſie ſo heftig angegriffen, daß ein ſtarker Fieberfroſt ſie ſchüttelte. Ich wurde ſehr unruhig. Wir erreichten das nächſte Dorf. Sie wollte weiter fahren. Ich beſtand darauf, ſie müſſe Ruhe ſchöpfen.

Ohne Bedenken ließ ich gerade vor ein anſehnliches Landhaus fahren, entſchloſſen, den Beſitzer um ein Nachtlager zu erſuchen. Er war nicht gegenwärtig, nur der Verwalter, den ich durch eine Hand voll Geld zu Allem willig machte. Es war die höchſte Zeit; Julie konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten. Sie ſank aufs Bett und wurde ſo ernſtlich krank, daß ich eine Woche lang für ihr Leben zitterte. Endlich ſiegte ihre Jugend. Sie erholte ſich bald wieder; nur noch ein wenig blaß lag ſie da, doch um ſo reizender.

Ich hatte, ſeit unſerer Ankunft in dieſem Hauſe, für ihren Mann gegolten; jetzt wagte ich es, Anſprüche auf dieſes Recht geltend zu machen; aber Juliens Ernſt, bisweilen ihre Thränen, führten mich immer ſchnell in die

Grenzen des ſeufzenden Liebhabers zurück. Indeſſen war meine Lage ſehr peinlich. Dem reizendſten Mädchen ſtets ſo nahe — in ſo engen Verhältniſſen mit ihr — Gelegenheit und Liebe — was ſollte daraus werden? ſollt' ich verſchmachten? — was mir allein noch kargen Troſt gewährte, war, daß ich deutlich ſah, wie auch Julie mit ſich ſelbſt im Streite lag. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit, und erwartete mein Glück von ihres Herzens freyer Wahl.

Unter der Hand zog ich Erkundigung von meinem Nebenbuhler ein, und vernahm, daß am Erſten May ſein Hochzeitfeſt mit Madam Rothbock gefeyert werde. Ich ermangelte nicht, dieſe Nachricht der verlaſſenen Ariadne mitzutheilen; ihre Eitelkeit ſchien tiefer verwundet als ihr Herz. Auch war es offenbar nur dieſe Eitelkeit, welche einen romantiſchen Plan der Rache ausheckte. Kaum geneſen erklärte ſie am 30ſten April, daß ſie am andern Morgen bey der Vermählung ihres Theſeus gegenwärtig zu ſeyn wünſche. Alles, was ich dagegen einwenden mochte, war in den Wind geredet. Sie foderte meinen Beyſtand als Beweiß meiner Liebe, und ich mußte mich ergeben.

„Wenn Fink uns plötzlich beyſammen erblickt,“ hatte ich unter andern ihr vorgeſtellt, „ſo wird er glauben, wir ſeyen gekommen, ihn zu verhöhnen, und wer weiß, ob er nicht noch in der Kirche einen tollen Streich begeht.“

„Seyn Sie ruhig,“ verſetzte Julie, „er ſoll uns nicht beyſammen ſehn. Ich werde Eines Ihrer Kleider anziehen; wenn es mir auch ein wenig zu lang und ein wenig zu breit iſt, ſo wird es mich um ſo unkenntlicher machen. Ich miſche mich unter das Volk, ich gehe nicht eher in die Kirche, bis das Braut-Paar ſich darin befindet. Ihr Wagen erwartet mich wenige Schritte vor der Pforte. Sobald die Ceremonie vorbey iſt, werde ich, die Erſte, hinausſtürzen, mich in den Wagen werfen und davon eilen, ehe noch Fink, dem ich nur ein einziges

Wort zu ſagen habe, ſeine Beſinnung wieder finden wird. Er ſoll nur wiſſen, daß ich ihn geſehn in der Stunde ſeiner Schmach, und daß ich auf ewig für ihn verlohren bin.“

Ich lächelte Beyfall, ob mir gleich nicht ganz wohl dabey zu Muthe war. Am andern Morgen in aller Frühe half die Frau Verwalterin Julien die ungewohnte Kleidung anlegen. Es paßte ihr nirgend und ſtand ihr doch allerliebſt. Sie ſtieg in den Wagen und ich begleitete ſie zu Pferde, um zwar in einiger Entfernung zu bleiben, aber doch im Nothfall bey der Hand zu ſeyn. Alles gieng vortrefflich. Frak ſchlich mit gebücktem Haupte zum Opferaltar. Ich konnte ihn nicht verdammen, denn man ſah es ihm wohl an, daß — wäre er ſo reich geweſen als ich — ſeine Treue für Julien nimmer gewankt haben würde. Darum (im Vorbeygehn geſagt) ſollte jeder Staat einen Schatz für arme Verliebte offen halten, aus dem ſie in der Noth ſich verſorgen, und dadurch ihre Treue retten könnten.

Julie ſaß ſchon wieder im Wagen, dicht vor der Kirchenthür, als der blonde Fink an der Hand ſeiner buntgeſchmückten Braut heraustrat. Sie rief ihn bey Nahmen mit ihrer wohlbekannten Zauberſtimme. Er ſtutzte — bebte — und flog an den Wagen. „Mein Herr,“ ſagte ſie, „ich habe nicht ermangeln wollen, Ihren Triumph zu verherrlichen. Sie ſind gefeſſelt, ich bin frey, wir ſehn uns zum letztenmale.“ — Fort flog der Wagen, und Fink ſtand, wie einſt Daphne, in die Erde gewurzelt, doch ohne ein Lorbeerbaum zu werden.

Ich hielt mit meinem Goule auf einer Anhöhe, hinter einigen Bäumen; ich ſah Alles und faſt mehr als mir lieb war; denn ich ſah auch einen roth gekleideten Burſchen, der ſich behende hinten auf den Wagen geſchwungen, und ſo, ohne Juliens Wiſſen, ihr zum Begleiter ſich aufdrang. Das hielt mich fürs Erſte zurück, mich ihr ganz zu nähern. Ich ſprengte in einer gewiſſen Entfernung hinter drein. Da ich dem rothen Burſchen nicht ins Geſicht ſehen

konnt

konnte, ſo vermuthete ich, es ſey ein Bedienter des nunmehro reich gewordenen Herrn Fink, der beauftragt ſey, Juliens Aufenthalt auszuſpüren. Ich meynte, er würde wohl nicht weit mit fahren, und nahm mir vor, ihn mit meiner Peitſche in Empfang zu nehmen, ſo bald er herunter ſpränge. Es fiel mir auf, daß er auch dann noch nicht einmal Anſtalt dazu machte, als der Wagen bereits auf den Schloßhof fuhr. Dieſe Impertinenz jagte mich in Harniſch. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und ſprengte, wenige Minuten nachher, auf den Hof.

Julie war ſchon ausgeſtiegen, der rothe Burſche verſchwunden. Ich fragte den Kutſcher, wo der Bediente geblieben ſey, den ich hinten auf dem Wagen geſehn? — „Das war kein Bedienter,“ antwortete er mir, „das war ein vornehmer Herr mit einem Degen an der Seite, der mit der gnädigen Frau die Treppe hinauf geſtiegen iſt.“ — Mit heftiger Neubegier ſtolperte ich hinterher, und ſiehe da, es war Herr

Sebaſtian Duderdull, der gewaltige Froſch-Spieſſer, der Julien erkannt hatte, aus thieriſchem Inſtinct ihr gefolgt war, und jetzt eben ſie kräftig umarmen wollte. Als er mich erblickte, ſchlug er ein Schnippchen und ſagte weiter nichts als: Sackerment! Vermuthlich erinnerte er ſich der Stöße mit der Flintenkolbe. Ich blieb nicht ſo einſylbig, ſondern bewillkommte ihn nach Gebühr. Er wollte fort ſchleichen, allein da er ohne Zweifel unſern Aufenthalt den ſämmtlichen Hochzeitgäſten ſogleich verrathen, und uns dadurch vielleicht noch mehr unwillkommene Beſuche zugezogen hätte; ſo erſuchte ich ihn ſehr höflich, ſich einſtweilen auf eine Bodenkammer zu begeben, wo ich ihn einſperrte und hungern ließ bis zu unſerer Abreiſe.

Wir kamen ohne weitern Zufall nach Cölln, wo ich meine alte reiche Tante faſt in den letzten Zügen fand. Um alles Aergerniß zu vermeiden, und der Erbſchaft nicht etwa verluſtig zu gehn, miethete ich für Julien ein kleines Haus in der

Vorſtadt. Ich ſelbſt blieb Tag und Nacht bey der Kranken, denn es gab Erbſchleicher in Menge, die man entfernt halten mußte. Meiner Geliebten konnte ich nur ſeltene Stunden widmen, aber es waren ſüße Stunden. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit mit dem innigſten Gefühl, widerſtand jedoch jedem leidenſchaftlichen Begehren mit einer Beharrlichkeit, die mich oft zur Verzweiflung brachte. Nur am Altare wollte ſie ganz die Meinige werden. Ich unterwarf mich auch dieſer Bedingung, ſo bald die Augen meiner Tante ſich würden geſchloſſen haben. Ich ſchwur es ihr tauſendmal, und meine Schwüre, im Bunde mit der Liebe, ſchläferten endlich die Tugend ein. Ich fand eine unbewachte Stunde, meine Küſſe erſtickten ihr Schluchzen und ſaugten ihre Thränen auf.

Von nun an wurde ſie ernſt und ſchwermüthig. Sie ergab ſich mir ohne Rückhalt, aber ihre Sinne waren nicht berauſcht wie die meinigen. Die Krankheit meiner Tante zog ſich in die Länge, erſt nach einigen Monaten ſegnete ſie das Zeitliche und hinterließ mich lachenden Erben im Beſitz von achtzigtauſend Thalern. Du weißt, wie ich vormals vom Gelde dachte. Nur um abwechſelnden Genuß dafür zu erkaufen, ſchien es mir einigen Werth zu haben. Genieſſen wollte ich nun bis an mein ſeliges Ende, denn ein Kaſten mit 80000 Thalern ſchien mir unerſchöpflich.

Ich ſchlug Julien eine Reiſe nach Paris und London vor. Sie ſah mich wehmüthig fragend an; da ich aber kein Wort von unſerer Vermählung fallen ließ, ſo ſchwieg auch ſie, und folgte mir, ohne mich an Schwüre zu erinnern, deren Erfüllung ſie ſelbſt nicht mehr zu verdienen glaubte. Ohne ihr Erinnern dachte ich wohl bisweilen daran, auch liebte ich ſie wahrhaftig noch immer wie vormals; aber es wurde mir ſauer, meinen Widerwillen gegen den Eheſtand zu überwinden. „Und wozu auch?“ ſo tröſtete ich mich über meine Wortbrüchigkeit: „würden wir dann glücklicher ſeyn? gilt ſie nicht auf Rei ſen überall für meine Gemahlin? geſtehe ich ihr nicht alle Rechte meiner Gattin zu? bin ich ihr nicht treu? die Liebe erliſcht nicht ſelten, wenn ſie in Pflicht verwandelt wird.“

Kaum hatte ich in Paris und London auch nur einmal Zeit, ſolche Betrachtungen anzuſtellen; ich taumelte aus einer Zerſtreuung in die andere und kam nie zu mir ſelber. Julien konnte ich ſelten überreden mich zu begleiten. Sie ſaß meiſtentheils zu Hauſe, leſend und arbeitend, und empfieng mich freundlich, wenn ich ſpät in der Nacht mit wüſtem Kopf heimkehrte. Ich wollte ihr bisweilen die Einſamkeit durch koſtbare Geſchenke verſüßen, ſie ſchlug ſie beharrlich aus, und ſuchte meine Verſchwendung zu zügeln ſo viel ſie vermochte.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als ich, wie ein Gimpel, im Netz einer Gauner-Geſellſchaft mich fangen ließ, die mich zum wüthenden Spieler machte. Juliens ſtille Wohnung verwandelte ſich in ein Tripot. Das ſchien ihr anfangs äußerſt widerwärtig, doch nach einigen Wochen glaubte ich zu bemerken, daß auch ſie Gefallen am Spiele fände. Ich freute mich darüber, wie ein Sünder ſich immer zu freuen pflegt, wenn er einen Gerechten zu ſich herabzieht. Ich ſchüttete Gold in ihren Schooß, um die entſtehende Neigung zu vermehren. Sie nahm es, wider ihre Gewohnheit, dankte freundlich, foderte auch wohl mehr; ließ ſich von nun an gern beſchenken; hatte bald hier bald dort ſchöne Diamanten geſehn, die ſie zu beſitzen wünſchte, und die ich immer ſchnell ihr brachte; kurz, ſie fieng an mich mehr zu koſten als der Spieltiſch. Ich bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn ſo lange ich meinem eiſernen Kaſten noch nicht auf den Grund ſah, war jeder erfüllte Wunſch meiner Geliebten mir der ſüßeſte Genuß. Aber ſie und die Spieler ſorgten dafür, daß ich den leeren Boden des Kaſtens nur allzubald entdeckte. Bey ihr fand ich keinen Troſt, denn ſie hatte mir oft geklagt, daß ſie alle meine Geſchenke wieder verſpielt habe. Nun wich der Ueberfluß aus unſerer Wohnung, der Mangel zog ein. Man drohte mir ſogar mit dem Gefängniß, denn ich hatte Schulden gemacht. Die Spieler verſchwanden, die Herzensfreunde zogen ſich zurück. Ich mußte mich entſchließen, bey Nacht und Nebel Paris zu verlaſſen, ein Schritt, der mein Ehrgefühl peinigte.

Ich warf einen Blick auf mein verfloſſenes Leben, und war höchſt unzufrieden mit mir ſelbſt; aber, ich leugne es nicht, auch mit Julien. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ſie, in dem letzten halben Jahre, mich gleichſam plündern helfen, und ich erinnerte mich jetzt mit Widerwillen mancher kleinen weiblichen Kunſtgriffe, um mir Geld oder Geſchenke zu entlocken, das verſtimmte mich gegen ſie. Wir fuhren oft mehrere Meilen, ohne daß wir Ein Wort mit einander ſprachen. Ich hatte ſie, trotz ihres Fehltritts, um ſo vieler trefflichen Eigenſchaften willen doch immer hoch geachtet; das konnt' ich nun nicht mehr, und das gab mir

Launen. Sie trug alles ſchweigend und ſanftmüthig. So kamen wir endlich wieder nach Cölln, wo ich nicht wußte was ich anfangen ſollte, und mit den wenigen Thalern, die mir übrig blieben, mich unthätig herum trieb.

Bald geſellte ſich zu meinen innern Quaalen auch noch die Eyferſucht, denn ich fand Julien öfter nicht zu Hauſe, und Einmal ſogar über Land gefahren, ohne daß ſie mir ſagte, wo ſie geweſen ſey. Darnach zu fragen, war ich zu ſtolz. Aber mein Betragen gegen ſie wurde täglich unleidlicher. Sie mußte oft herbe ſpitzige Worte von mir hören; unſer ſchönes Verhältniß war zertrümmert. Noch empfindlicher machte mich die Bemerkung, daß meine Verwandlung ihr nicht einmal ſehr zu Herzen gieng; ich las bisweilen ſogar Zufriedenheit in ihren Blicken, die ich natürlich einer neuen Liebe zuſchrieb; ein Gedanke, der mich raſend machte!

Eines Abends erſuchte ſie mich, am andern Morgen mit ihr aufs Land zu fahren in eine ſchöne Gegend, nur wenige Meilen von Cölln. Ich ſtutzte. Die Pferde waren ſchon beſtellt. Ich ſagte weder Ja noch Nein, aber ich fuhr mit aus Neubegier. Unterwegs ſprachen wir wenig mit einander. Juliens Geſicht ſchien mir ſo feyerlich, und doch ſo heiter. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Als wir das Ziel unſerer Fahrt in geringer Entfernung erblickten, ſah ich Thränen in ihren Augen. Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht warum.

Jetzt erreichten wir dieſen niedlichen Landſitz und ſtiegen in dem kleinen, bequemen Hauſe ab, in welchem dein glücklicher Freund jetzt deinen Beſuch empfängt. Wir fanden einen Tiſch für zwey Perſonen gedeckt, und die Speiſen wurden ſogleich aufgetragen. „Wer iſt hier der Wirth?“ — fragte ich befremdet. — „Vor der Hand iſt nur eine Wirthin hier,“ verſetzte Julie lächelnd, „und die bin ich.“ — Sie nöthigte mich Platz zu nehmen. Ich that es und nahm mechaniſch die Serviette von meinem Teller.

Da lag ein verſiegeltes Packet auf dem Teller. Ich warf einen Blick darauf, und einen zweyten auf Julien, die mit niedergeſchlagnen Augen und heftig bewegten Buſen mir gegenüber ſaß. Das Packet war an mich addreſſiret. Ich öffnete es haſtig, es enthielt einen förmlichen, von mir geſchloſſenen Kauf-Contract über dieſes Gut, nebſt einer Quittung über den Kaufſchilling von dreyſſigtauſend Thalern.

Begehre nicht, daß ich dir mein Erſtaunen ſchildern ſoll. Alles entwickelte ſich ſchnell. Als Julie meinen unüberwindlichen Hang zum Spiele gewahrte, und an meiner Rettung verzweifelte, da ſuchte ſie durch Künſte, die ihr unendlich ſauer wurden, von meinem Vermögen ſo viel in Sicherheit zu bringen, als ſie nur immer habhaft werden konnte, hütete ſich aber wohl, mir dort ihren ſchönen Betrug zu verrathen, aus Furcht, daß ich auch das Gerettete noch verſchleudern möchte. Auf unſerer Heimreiſe entwarf ſie den Plan, den ſie nun im Stillen mit ſo zarter Liebe ausgeführt hatte. Sie, die, von mir hintergangen, den Eydbrüchigen hätte fliehen und verachten ſollen, ſie wurde deſſen Wohlthäterin.

Ich lag zu ihren Füßen, ich betete ſie an wie eine Heilige. Sie hob mich ſchluchzend in ihre Arme. Nun eilte ich, die ſüſſeſte Pflicht zu erfüllen, woran Verblendung, Vorurtheil und Leichtſinn mich bis jetzt gehindert hatten. Julie war ſo großmüthig, mir ihre Hand am Altare zu reichen.

Schon ſeit ſieben Jahren genieſſen wir häusliches Glück, für welches nur ſie mein Herz empfänglich machen konnte. Als Gattin und als Mutter iſt meine Julie ein ſo tadelfreyes, achtungswerthes Weib, daß die Verirrung ihrer erſten Jugend ſchon längſt getilgt worden. Auch mit ihrer Tante, der Frau von Murriband, iſt ſie ausgeſöhnt. Der lange, blonde Fink hat ſein Glück nicht lang genoſſen; er ſtarb an der Schwindſucht im zweyten Jahre ſeiner Verheyrathung, und Madam Rothbock ſucht noch immer ſeine Stelle zu erſetzen. Herr Sebaſtian Duderdull genießt einer dauerhaften Geſundheit, und hat es, im Fröſche-Spießen, auf den höchſten Gipfel der Kunſt gebracht. Der fromme Schaafpelz pflegt ſeines dicken Leibes. Auf einer Geſchäfts-Reiſe nach Cölln zerbrach er neulich ein Wagenrad dicht vor meinem Landhauſe, und nahm ſeine Zuflucht hieher, ohne zu wiſſen wer hier wohnte. Du kannſt dir ſein Erſtaunen und ſeine Verlegenheit denken, als er von Julien und mir empfangen wurde. Wir bewirtheten ihn mit höflichem Spott; er eilte ſobald als möglich weiter. Wir erſuchten ihn, auf dem Rückwege wieder bey uns einzuſprechen, aber ſein Gewiſſen hieß ihn einen Umweg nehmen, um den Anblick unſers Glückes zu vermeiden.

Da haſt du meine ganze Geſchichte. Es iſt hoffentlich weiter nichts hinzu zu fügen, als: er lebte lange und zeugte Söhne und Töchter. — „Um Vergebung,“ ſagte Blank, „Eines wäre doch wohl noch hinzu zu fügen;

daß nemlich dein Beyſpiel keine Nachahmung verdient, und daß es höchſt gefährlich war, ein Mädchen, welches mit einem andern davon gelaufen, zur Lebensgefährtin zu wählen.“

„So?“ erwiederte Fritz Hummel; „meynſt du, es ſey minder gefährlich, die ſittſamſte Dirne zu heyrathen? — Wenn ein Mädchen das zwanzigſte Jahr erreichte, ſo hat es ſicher auch ſchon einen Andern geliebt, wenn es gleich nicht immer mit ihm davon gelaufen iſt.“

Das Grabmal bey Myloſa.

Der Graf Choiſeul Gouffier beſchreibt es in ſeiner mahleriſchen Reiſe durch Griechenland, und macht dabey eine ſehr wahre, des Wiederholens würdige Bemerkung. Dieſes Denkmal, ſagt er, wurde unter Alexander VII. zerſtört, denn die Türken ſind fürwahr nicht die Einzigen, die man beſchuldigen kann, daß ſie die koſtbaren Ueberreſte des Alterthums untergehen laſſen. Sie ſind noch obendrein zu entſchuldigen, wenn ſie einen geringen Werth auf Dinge ſetzen, deren Geſchichte ihnen unbekannt iſt. Aber wir, die wir ſeit Jahrhunderten die Wiſſenſchaften anbauen, was werden **wir** antworten, wenn man uns vorwirft, daß z. B. das Amphitheater zu Nimes durch elende Hütten verunſtaltet wird? daß die Bäder des Kayſers Julian zu Paris in der Straße La Harpe in einen Pferdeſtall verwandelt werden? u. dgl. mehr.

Geheime Schreibekunſt.

In Tagen, wo alle Briefe geöffnet werden, (wenn einſt ſolche Tage kommen ſollten) um zu erfahren, ob noch irgend Jemand ſich unterſteht zu ſeufzen, wird man mir es Dank wiſſen, wenn ich an die Art und Weiſe erinnere, wie ein Lacedämonier ſeinem Freunde in Perſien eine wichtige Nachricht zukommen ließ, die er weder dem Papiere noch dem Munde eines Boten vertrauen wollte. Er ſchor nemlich Einem ſeiner Sclaven ſelbſt den Kopf, tattowirte auf dieſen Kopf ſein Geheimniß, ließ dann die Haare wieder wachſen, und ſchickte den Sclaven nunmehr nach Perſien mit einem Briefe, der weiter nichts enthielt, als: ſein Freund möge ſich die Mühe nehmen, dem Ueberbringer den Kopf zu ſcheren.

Die höflichen Meuchelmörder.

In einem ſehr alten Buche über die Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Sprache, von einem gewiſſen Henri Etienne, (es iſt Carl dem IXten dedicirt) wird erzählt, daß im ſechszehnten Jahrhundert der allgemeine Gebrauch in Italien herrſchte, diejenigen, die man nicht leiden konnte, ermorden zu laſſen. Die Mörder, die dazu gemiethet wurden, erfüllten ihren Auftrag ſehr gewiſſenhaft, und aus Furcht, den Streich zu verfehlen, brachten ſie lieber Zwey als Einen um. **Bisweilen wiederfuhr** ihnen auch wohl ein Quid pro quo, daß ſie den unrechten niederſtießen. In ſolchen Fällen entſchuldigten ſie ſich blos bey dem Sterbenden mit den Worten: Ew. Hochwohlgebohren werden verzeihen, es war ein Irrthum. (La

Sig-

Signoria voſtra mi perdonera, queſto è un fallo.) Manche waren gar ſo höflich, indem ſie den Dolch in den Rücken ſtießen, zu ſagen: mit Ew. Hochwohlgebohren Erlaubniß. (Con la licenza della Signoria voſtra.)

Was die Mörder damals zu einzelnen Schlachtopfern ſprachen, das iſt in ſpätern Zeiten — (zum Exempel etwa in China) zu ganzen Staaten in dem Augenblick geſprochen worden, wo man ihnen den Todes-Stoß verſetzte.

König Peto.

Die Franzoſen haben von jeher ein großes Wohlgefallen an Vervielfältigung der Könige gefunden. Alle Gemeinheiten, die Advokaten, die Schützen u. ſ. w. wählten ſich ein Haupt, welches ſie König nannten. Man kennt den

König der Bazoche. Endlich machten auch sogar die Bettler die Mode mit. Sie hatten einen König Petau, alſo geheißen von dem lateiniſchen Worte peto, ich bitte. Freylich galt ein ſolcher König nicht viel, und daher entſtand das Sprüchwort: „das iſt der Hof des Königs Petau, wo Jedermann den Herrn ſpielt.“ (C'eſt la cour du roi petau, où tout le monde eſt le maitre.) Aber man bemerke, daß Se. bettleriſche Majeſtät diejenigen, die den Herrn über ihn ſpielten, doch immer unter ſeine eigenen Höflinge zählte, und daß hingegen ſchon mancher würkliche König — (natürlich in längſt verfloſſenen Zeiten) — fremden Höflingen gehorchen mußte. Da möchte ich denn immer noch lieber ein König Peto ſeyn, als ein ſolcher Handlanger einer fremden Macht.

Quodlibet.

Man glaubt gewöhnlich in Deutſchland, der verdienſtvolle Pfarrer **Chriſt** habe zuerſt die ſogenannten **Magazin-Stücke** für die Bienen, und folglich die Kunſt erfunden, den Honig auszuſchneiden, ohne die Bienen zu tödten. Gern erhielte ich einem **Deutſchen** dieſe Ehre; allein ich finde in einem Buche, (wo man eine Belehrung über dieſe Materie eben nicht ſuchen ſollte) Contes devots u. ſ. w. von Legrand, eine Note folgendes Innhalts: „Der barbariſche Gebrauch, die Bienen durch Rauch zu tödten, um ihnen den Honig zu rauben, hat lange Zeit in Frankreich obgewaltet, ſo ſehr er auch dem Intereſſe des Eigenthümers zuwider iſt, da er nicht allein das nützliche Inſect vernichtet, ſondern auch den Honig verdirbt. Die erſte Gegend in Frankreich, wo man vernünftiger verfuhr, iſt das Gâtinois. Dort erfand man die Kunſt, die Bienenſtöcke zu zertheilen (châtrer) indem man ſie aus verſchiedenen, beweglichen Kaſten verfertigte u. ſ. w. Allein trotz des offenbaren, daraus erwachſenden Vortheils, breitete ſich das Geheimniß doch nicht weiter aus, und Reaumür mußte es erſt anpreiſen, um ihm Eingang zu verſchaffen. Jetzt iſt es nicht blos bekannt, ſondern auch vervollkommt. (Legrand ſchrieb dieſe Note vor 27 Jahren.)

Im Jahr 1727 erſchien zu Wien eine Abhandlung de natura cholericorum u. ſ. w., worin der Verfaſſer die Verſchiedenheit unter den Menſchen, (mit andern Worten, ihre Moralität) blos dem verſchiedenen Umfang ihrer Milchgefäſſe zuſchreibt. Die Milchgefäße des Phlegmatiſchen, ſagt er, haben Eine Linie im Durchmeſſer; die des ſanguiniſchen zwey; die des choleriſchen drey, und die des melancholiſchen vier. Hat ihn niemand widerlegt? oder ſind wir würklich die Sklaven unſerer Milchgefäſſe? — Auch die Schädel-Organe kamen aus Wien.

Olof Celſius erzählt: als der Admiral Bagge die däniſche Flotte vernichtet, habe König Erich ihm einen öffentlichen Triumph zugeſtanden. Der Zug war folgendergeſtalt geordnet: Zuerſt marſchirte der ſiegreiche Admiral; eine gewaltig groſe goldene Kette hieng ihm von den Schultern herab; zwey Barone giengen ihm zur Seite. Ihm folgten ſeine Officiere, die an dem Treffen Theil genommen, ſämmtlich in Goldſtoff gekleidet. Dann der gefangene Admiral, Brockenhuſen, mit ſeinen Dänen, ſämmtlich mit entblößten Häuptern und weiſſen Stäben in den Händen. Vor ihnen her gieng der Hof-Narr, Hercules, und ſpielte auf der Violine.

Moreau (aber nicht der General Moreau, ſondern der ehemalige Hiſtoriograph von Frankreich) ſchildert in ſeinen principes de morale etc. den König Clovis folgendergeſtalt:

„Er unterjochte die Nation; glaubte ſich über die Geſetze erhaben, wollte ſie aber nicht vernichten, ſie ſollten nur die Unterthanen von gegenſeitigen Gewaltthätigkeiten hindern, allein keineswegs gegen die Ungerechtigkeiten des Fürſten ſchützen; er lieh von den Römern Alles, was ſeine Gewalt aufrecht erhalten konnte; er bereitete durch Verbrechen ſeinen Nachfolgern den Untergang.

Einem vornehmen Blutſauger ſtarb ſeine Gemahlin. Er veranſtaltete ein großes Leichenbegängniß, und erſuchte unter andern auch eine Gerichtsbehörde, der Leiche in corpore zu folgen. „Um Vergebung, gnädiger Herr,“ antwortete der Präſident, „der Leiche einer Dame in corpore zu folgen, war nie gewöhnlich; allein wenn Sie ſich ſelbſt begraben ließen, ſo würden wir es mit großem Vergnügen thun.“

Tauſend Thaler, ſagte ein Gascogner, beſtimme ich meinem Koch, zwölfhundert meinem Secretair, hundert Louisdor meinem Kammerdiener u. ſ. w. „Iſt es möglich!“ rief Einer ſeiner Freunde, „wie kannſt du, bey deinen geringen Einkünften, die Leute alle bezahlen?“ — Bezahlen? erwiederte der Gascogner, ich bezahle ſie ja nicht.

Der Dichter Chapelle ſpeiſte bey einer gelehrten Dame. Es wurde viel geſchwatzt und viel getrunken. Gegen das Ende der Mahlzeit fiel es ihnen ein, daß Pindar, dieß große Dichter-Genie, im dreiſſigſten Jahre geſtorben ſey, und dieſe Erinnerung erregte eine ſo wehmüthige Stimmung in ihnen, daß ſie beyde herzlich weinten. Die Bedienten ſahen es und weinten mit. Die Köchin ſah die Bedienten weinen und fieng an zu ſchluchzen. Der Küchenjunge hörte die Köchin ſchluchzen und vergoß heiße Zähren. Doch Niemand wagte, die gnädige Herrſchaft um die Urſach der tiefen Trauer zu fragen. Endlich trat der alte Thürſteher herein, der ſich bisweilen etwas herausnehmen durfte, erzählte, wie Alles im Hauſe winſle, und bat um Belehrung, wer denn eigentlich geſtorben ſey? — Pindar war die Antwort. — „Und dieſer Herr Pindar, war er nahe verwandt mit der gnädigen Herrſchaft? war er ein guter Chriſt?“ — Chapelle und die Damen, welchen noch die Thränen in den Augen ſtanden, brachen plötzlich in ein lautes Gelächter aus: „Er war ein Heyde und ſtarb vor 3000 Jahren.“ Der Schweitzer lachte mit, die Bedienten kicherten, die Köchin wieherte, der Küchenjunge brüllte, das ganze Haus ertönte von lautem Jubel.

1781 las d'Alembert in der Academie hiſtoriſche Betrachtungen über den berüchtigten Cardinal Dubois; den Beweis führend, wie leicht es ſey, mit Hülfe der niedrigſten Mittel empor zu klimmen, und auf Ein und daſſelbe Haupt alle Ehrenſtellen der Monarchie ſammt der Verachtung des Publicums zu häufen. Aber auf dem Geſſel der Hoheit und des Ueberfluſſes war dieſer Dubois doch nicht glücklich; oft gieng er zu Fontenelle, um zu klagen, zu ſeufzen, und — die innere Ruhe des Philoſophen zu beneiden. Denkwürdige Lehre für Glückspilze, wenn ſie auch auf dem Throne wüchſen.

Franz I. ſtarb an den Franzoſen. **Johann Schreckius**, in ſeinen mediciniſchen Beobachtungen, die 1643 zu Lyon gedruckt erſchienen, liefert den Sections-Bericht von dieſes wackern Königs Leiche. Die Aerzte, die ihn ausgeſtellt haben, leugnen jene Urſach ſeines Todes nicht, fügen aber weislich hinzu: das Uebel ſey zu der Zeit, als der König Kinder gezeugt, noch nicht vorhanden geweſen, könne folglich auf deſſen Nachkommenſchaft keinen Einfluß haben.

Der bekannte Arnold, der im americaniſchen Kriege die Sache ſeines Vaterlandes verrieth, fragte einſt einen Officier, den er gefangen genommen: was ſeine Landsleute wohl mit ihm thun würden, wenn ſie ihn erwiſchten? — „Ich glaube,“ antwortete der Americaner, „ſie würden dir das Bein abſchneiden, mit dem du hinkſt, weil du einſt für Freyheit und Recht eine ehrenvolle Wunde darin empfangen. Dieſes

Bein würden ſie vermuthlich mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen verbrennen, und dann Kopf und Rumpf an den Galgen hängen.

Zur Zeit jenes Krieges drückten die Engländer ihre Meynungen (denn ſie dürfen Meynungen haben) in allerley ſeltſamen Briefen aus. Unter andern erſchienen zu London: ein Brief Cicero's an den Lord Howe, und ein vertrauter Brief einer Katze im Pallaſt der Königin an Edmund Burke. Der erſtere enthielt bittere Wahrheiten, der letztere blos unwitzige Grobheiten.

„Dein Mädchen iſt ſchön, aber dumm,“ ſagte Jemand zu einem Dichter, ſeinem Freunde: „wie iſt es dir möglich, ihr den ganzen Tag zuzuhören?“ — Ich höre ihr gar nicht zu, antwortete der Dichter, **ſondern ich** ſehe ſie nur reden.

Ein Schriftſteller des ſechszehnten Jahrhunderts, **Olivier Maillard**, handelt von den ſogenannten caſibus reſervatis, **die bisweilen allein dem Pabſte zu beurtheilen vorbehalten werden**, und rechnet darunter: wenn ein Frauenzimmer ſo feine **Wäſche** trägt, daß die Haut durchſchimmert. „Sein Fleiſch zeigen,“ ſagt er, „iſt eine Sünde, wenn es auch ein häßliches Fleiſch wäre, denn es giebt doch immer Männer, die dadurch in Verſuchung geführet werden.“ — Wenn die jetzige Sängerin, oder vielmehr Schreyerin Maillard in Paris von dieſem Maillard abſtammt, ſo befolgt ſie die Lehren ihres Ahnherrn ſchlecht.

Ein General verbot ſeinen Officieren das Fluchen; beſonders ermahnte er einen Hauptmann, der dieſer Unart ſehr ergeben war, Beſſerung verſprach, und auch von ſeinen Soldaten es ferner nicht leiden wollte. Kurz darauf hörte er einen Soldaten fluchen, rannte mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu, und ſchrie: Himmel-Kreutz tauſend Sackerment! Kerl, ich glaube du fluchſt?

Ein Dorf-Pfarrer erzählte auf der Kanzel den Mord Abels, und wie verſchieden Kain und Abel in ihrer Aufführung geweſen. Der letztere, ſagte er, gieng täglich in die Meſſe, und bezahlte ſeinem Pfarrer den Zehnten pünktlich. Dafür wurde er auch mit dem Fegfeuer verſchont, und wanderte geradesweges ins Himmelreich. — Von der Jungfrau Maria erzählte derſelbe Pfarrer, der verkündende Engel habe ſie angetroffen, als ſie eben ihren

Roſenkranz abgebetet — natürlich in hebräiſcher Sprache.

Als Clemens V. die Republik Venedig mit dem Bann belegt hatte, mußte der Senat einen Geſandten, Dandolo, nach Avignon ſchicken, um Verzeihung zu erflehen. Er wurde an einem Hunde-Halsband vor den Pabſt geführt, und derjenige Zweig ſeiner Familie, der von dieſem Geſandten abſtammt, führt noch jetzt den Beynahmen del cane.

Bis zum ſechszehnten Jahrhundert glaubte Jedermann an die Möglichkeit, Neuvermählten durch Bezauberung zu ſchaden. Schon Plato in ſeiner Republik warnt ſie vor ſolchen Zaubereyen. Virgil erwähnt derſelben in ſeinen Eclogen. Die römiſchen Geſetze der zwölf Tafeln verdammen diejenigen zum Tode, die jene böſen Künſte üben. Alle römiſche Rechtsgelehrte, ſelbſt nach Conſtantins Regierung, haben weitläuftig darüber geſchrieben. Die Kirchenväter und die Concilien berufen ſich auf die Geſchichte des Tobias. Sozomenes, der das Leben des Honorius verfaßt, und der bekannte Geſchichtſchreiber Gregorius von Tours führen eine Menge Beyſpiele an. — O geſunde Vernunft! wie ſelten wohnſt du ſelbſt unter Gelehrten! und wie bleibſt du doch ewig eine Sklavin jedes Zeitalters!

Der heilige Auguſtin iſt ein groſſer Feind der Eheſcheidungen. Die abſcheulichſte Häßlichkeit eines Mannes, die fürchterlichſten und ekelhafteſten Krankheiten, die unbändigſte Hitze, die unerträglichſte Laune, Verſchwendung, grauſame Behandlung u. ſ. w., nichts berechtigt, nach ihm, eine Frau, ſich ſcheiden zu laſſen. Hätte ſie den Teufel ſelbſt geheyrathet, ſie muß ihm geduldig den Schweif nachtragen bis in die Hölle.

Man trug einmal, zu den Zeiten der Königin Margarethe, entſetzlich große Halskragen und Reifröcke in Frankreich. „Ich begreife nicht," ſagte ein Höfling, Nahmens Freene, zu der Königin, „wie die Damen mit ſolchen ungeheuren Halskragen ihre Suppe eſſen können, ohne ſich zu begießen, und wie die galanten Damen mit ſolchen Reifröcken ihre Liebhaber zu begünſtigen im Stande ſind?" — Margarethe antwortete nichts, aber einige Tage nachher, als ſie eben Suppe eſſen wollte, ließ ſie ſich einen Löffel mit einem ſehr langen Stiele bringen, und aß ſolchergeſtalt, ohne ihren Halskragen zu beſudeln.

„Sehn Sie," ſagte ſie zu dem Höfling, „mit ein wenig Geſchicklichkeit läßt ſich Alles thun."

„Sehr wohl," verſetzte Freene, „wegen der Halskragen bin ich nunmehro beruhigt."

Es iſt ein ſchönes Geſetz Moſes, welches dem Winzer vorſchreibt, nicht alle Trauben von den Weinſtöcken zu leſen, ſondern für den armen Wanderer und die Vögel unter dem Himmel Einige hängen zu laſſen. Allein folgende beyde, im Alterthum gültige Geſetze ſcheinen mir noch zarter:

„Verſchließe Abends deine Fenſter nicht ganz, damit der Reiſende in der Ferne ſich am Lichte deiner Lampe ergötzen möge." — „Ehre den Hund, der einen Blinden führt."

Vor uralten Zeiten verheerten bisweilen Drachen, oder dergleichen Ungeheuer, ganze Königreiche. In ſolchen Fällen pflegte der König zu proclamiren: daß derjenige tapfere Ritter, der ſein Reich von dieſer Landplage befreyen würde, ſeine ſchönſt Prinzeſſin Tochter zur Gemahlin erhalten ſollte. Allein man lieſt nirgend, daß, wenn die Hoffnung auf eines Ritters Hülfe fehl ſchlug, der König ſodann die ſchöne Prinzeſſin dem Drachen ſelbſt vermählt habe.

Der berühmte engliſche Leibarzt Pringle war ein Freund aller Theorien und ein großer Freund des Empirismus, der nemlich die Heilkunſt blos auf Beobachtung und Erfahrung gründet. „Man muß über den Empirismus doch wenigſtens mit ſich ſelbſt raiſonniren," ſagte ein Mitbruder zu ihm. „So wenig als möglich," verſetzte Pringle, „denn eben durch unſer Raiſonniren haben wir Alles verdorben." — (Man braucht weder Arzt noch Philoſoph zu ſeyn, um hier urtheilen zu können. Ich habe noch kein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt, und während dieſer Zeit das Entſtehen und Verſchwinden von mehr als einem Dutzend medicinischer Moden — das heiſt Theorieen — erlebt; aber es ſterben drum nicht weniger Menſchen, und die meiſten Geheilten, die ich ſah, verdankten ihre Geſundheit wackern Empirikern.

Die Academie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Mantua machte 1784 folgende Preißaufgabe bekannt: „Durch welche Mittel kann die Vaterlandsliebe befördert werden?“ — Ich wünſche zu erfahren, ob die gekrönte Preisſchrift über dieſen Gegenſtand auch ins Deutſche überſetzt werden? und ob die Deutſchen ſie geleſen haben? — Eine neue Auflage könnte nicht ſchaden. Ob ſie helfen würde? ſteht zu bezweifeln.

Richardſon, Verfaſſer der Anecdotes of the Ruſſian empire etc., will nicht weit von Helſingör ein Schloß geſehn haben, in deſſen Garten Hamlets Vater vergiftet wurde. — Derſelbe Schriftſteller erzählt: „Der Graf Münnich war Erſter Miniſter unter der Regierung der Kayſerin Anna und der ihres Nachfolgers Iwan. Die Kayſerin Eliſabeth verdammte ihn zum Tode. Er beſtieg ruhig das Schaffot, betrachtete das Beil, verrichtete ein kurzes Gebet und legte mit unverbundenen Augen den Kopf auf den Block. Da kündigte man ihm Gnade an, doch daß er auf ewig nach Sibirien verbannt bleiben ſolle. Man könnte fragen: ob Mitleid hier die Larve der Grauſamkeit, oder Grauſamkeit die Larve des Mitleids angenommen hatte?“ — Der Gräfin Münnich wurde frey geſtellt, ob ſie, unter Familie und Freunden in Petersburg bleiben, oder ihrem Gemahl folgen wolle? — ſie wählte ohne Bedenken das letztere. — (Zur Ehre des zarten Geſchlechts müſſen wir bekennen, daß die Gräfin Münnich hierin nichts außerordentliches that, ſondern daß unter zehn Gattinnen wenigſtens acht eben ſo würden gehandelt haben.)

Einem Gelehrten fiel ein Foliant auf den Kopf. Sogleich vergaß er alles, was er wußte, und mußte von neuem das Alphabet lernen. Dieſes Factum ließe ſich allenfalls noch aus Gall's Theorie erklären, nicht aber folgendes: ein anderer Gelehrter wurde durch einen ähnlichen Zufall blos ſeines Gedächtniſſes für das Griechiſche beraubt; Alles übrige wußte er noch wie vor. — Auch folgende Erfahrung möchte ſich ſchwerlich mit Gall's Theorie vereinigen laſſen: Ein Geiſtlicher, den der Schlag gerührt, vergaß plötzlich alles, was in den letzten vier Jahren mit ihm vorgegangen war, allein nichts von dem, was vor dieſer Zeit geſchehen. — (Die angeführten Fälle berichtet Beattie in ſeinen Diſſertations moral and critical etc.)

Verbeſſerungen

des 2ten und 3ten Hefts, die zum Theil, ſo wie im erſten Heft, Sinn entſtellend ſind, weshalb der Verfaſſer den Leſer bittet, ſie zu bemerken.)

Im zweyten Heft.

S. 17 Z. 1 ſtatt nun lies nur S. 26 Z. 5 ſt. ihm l. ihr S. 21 Z. 11 ſt. zuſtrebte l. zuwankte S. 42 Z. 8 ſt. Chaufferie l. Chauffepie S. 47 Z. 18 ſt. Bellarein l. Bellarmin S. 58 Z. 7 ſt. verſannt l. verkannt S. 102 Z. 5 ſt. erſchweren l. erſparen S. 111 Z. 7 ſt. Prior l. Prizy S. 119 Z. 16 ſt. Cianeourt l. Liancourt S. 136 Z. 11 ſt. oder l. aber S. 149 Z. 1 Retter l. Richter Z. 9 ſt. verzweifelte l. verzweifelnde S. 152 Z. 11 ſt Graveliers l. Gravelines S. 170 Z. 10 ſt. fabrſt l. fuhrſt S. 195 Z. 14 ſt. ſchönen l. ſchöſtern S. 196 Z. 2 ſt. Charon l. Charoſt S. 199 Z. 17 ſt. Sieven l. Sirven S. 219 Z. 5 ſt. Eryna l. Leyva S. 228 Z. 19 ſt. Vougelas l. Vaugelas

Im dritten Heft.

S. 12 Z. 8 ſt. Henet l. Hymet S. 26 Z. 6 ſt. ovenir l. avenir Z. 14 ſt. Lavayera l. Navagera S. 98 Z. 13 ſt. Finmal l. Einmal S. 146 Z. 12 ſt. dergleichen l. desgleichen S. 150 Z. 10 ſt. Bortius l. Boetius S. 152 Z. 14 ſt. Form l. Buchſtaben S. 157 Z. 8 ſt. gebauet l. getauft S. 189 Z. 6 ſt. Thomas l. Chamas S. 196 Z. 15 ſt. Pirentel l. Pimentel S. 197 Z. 14 ſt. Mureddin l. Nuraddin S. 206 Z. 6 ſt. Hayde l. Hayden S. 210 Z. 6 ſt. feinen l. feiner S. 211 Z. 16 ſt. Camones l. Camoens S. 212 Z. 19 ſt. ſchmerzende l. ſchmelzende

(Kleinere wird man leicht ſelbſt finden.)

Univ. Bibl.
München

Die Biene,

oder

neue kleine Schriften.

A. v. Kotzebue.

Zweyter Jahrgang.

Erſter Band.

1809.

Universitäts-
Bibliothek
München

Inhalt.

Bemerkungen eines Unpartheyiſchen bey Leſung des Unpartheyiſchen ꝛc. Seite 1
Pithou's Teſtament. - - 6
Die Krönung Ludwig des Sechzehnten. 13
Brutus an Cicero. - - 23
Brutus an Attikus. - - - 36
Die Pole. - - - 41
Die Ausforderung. - - 43
Acht Tage aus dem Leben eines armen Vicarius in der engliſchen Grafſchaft Wiltſhire. 54
Hiſtoriſche Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten. - - 61
Die Militair-Academie, oder die Helden vom zweyten Range. - - 76

Racine's lezter Wille. - Seite 78
Zwey Appendixe.
  Erſtens, ein ernſthafter. - - 81
  Zweytens, ein luſtiger. - - 86
Der Bär Marko. - - 93
Napoleon's Genealogie. - - 96
Klageſchreiben eines Gaſtwirths in J** an den Herausgeber der Biene. - 98
Schwerlich. - - - 106
Quodlibet. - - 109—128

Die kleine Sklavin, eine wahre Geſchichte. 129
Die franzöſiſchen Politiker. - 180
Der Abſchied, ein Nachſpiel für das Wiener Hoftheater verfertigt. - 195
Von den Urſachen des Verfalls eines Reiches. (Eine Art von Weißagung.) - 214
Das heimliche Gericht des Seifenſieders. 223
Die Parlamentswahlen. - 229
Lob des Schweigens. - - 236

Alte Sitten. Seite 241
Der Telegraph. 248
Quodlibet. 253—256

Die Philippiniſchen Inſeln. 257
Hiſtoriſche Anekdoten aus der Geſchichte von Lothringen. (Vom Abbe' Bexon.) 273
Anekdoten aus der Geſchichte aller Richterſtühle. 283
Der Kapaun und das Fetthuhn. 295
Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen. 304
Parallele zwiſchen Livius und Tacitus, nach Thomas Hunter. 317
Cosmus von Medicis. 322
Das Wirbelſyſtem des Herzens 330
Die wahren Wohlthäter der Menſchen. 334
Eine Erleichterung für Schauſpieler. 347
Der Reimſchmidt. 351
Die Spartanerin. 354

Eine heilſame, beſchwerliche und darum vergeſſene Verordnung Carls des Großen. - - - Seite 354
Eine pſychologiſche Frage. - - 361
Anekdoten aus Portugall und Spanien. 365
Zwey Beyſpiele von außerordentlichem Muth. 370
Quodlibet. - - 374—378

8° Dm. 10,769 (2,1-6

Bemerkungen eines Unpartheyiſchen bey Leſung des Unpartheyiſchen.

(Nemlich Hamburger Correſpondenten.)

In No. 17[illegible] vom 1. Nov. vorigen Jahres, ſtehen unter den Geſchenken, welche der franzöſiſche Kayſer in Jena ausgetheilt hat, auch 8000 Franken oder 2000 Thaler für den Paſtor Putſche in Wenigen-Jena, der den Marſchall Lannes durch das Rauthal führte. (Mit dieſen Worten iſt die Urſach der Schenkung angegeben.) Da nun alle jene edlen Schenkungen des Monarchen auf den 14ten October Bezug haben, ſo muß man vermuthen, daß der Herr Paſtor Putſche nicht jetzt, ſondern am 14. October 1806, den Marſchall Lannes durch das Rauthal geführt habe. Wäre das der Fall, und hätte er es ungezwungen gethan, ſo wäre der Herr Paſtor Putſche, nach meiner einfältigen Meynung, ein Landesverräther geweſen. Ich will daher zu ſeiner Ehre glauben, daß er dazu gezwungen worden; um ſo mehr, da der franzöſiſche Monarch gewiß nicht einen Landesverräther in Gegenwart ſeines Landesherrn beſchenkt haben würde, wenn er ihm auch die wichtigſten Dienſte geleiſtet hätte.

Auf jeden Fall kommt es mir aber vor, als hätte der Herr Paſtor Putſche das Geſchenk ehrfurchtsvoll ablehnen ſollen, weil der Dienſt, den er dafür leiſten mußte, ſeinem Vaterlande, wenigſtens damals, zum großen Nachtheil gereichte. Seine Majeſtät, der Kayſer Napoleon, welcher edle Geſinnungen zu ſchätzen weiß, würde dieſe Weigerung gewiß nicht ungnädig aufgenommen haben. Da er ſich nun aber nicht geweigert, ſondern die 2000 Thaler eingeſtrichen hat; ſo wird er, um ſeiner Ehre willen, wenigſtens wohl thun, öffentlich zu erklären: ob er das Sümmgen freywillig oder unfreywillig verdient habe? — Im erſten Falle würde ich — wenn ich zu ſeiner Gemeinde gehörte, und überzeugt wäre, daß mein Seelſorger den Feind freywillig durch das Rauthal geführt — die Hoſtie nicht mehr aus ſeiner Hand empfangen. Im letztern Falle — nun die Noth entſchuldigt vieles!

Gleichfalls in No. 179. vom 3. November ſteht folgendes:

„Bey dem vorgeweſenen Durchmarſch des „5ten Corps der franzöſiſchen großen Armee, „war in dem Bambergiſchen Orte Gundelsheim ein Soldat vom Artillerietrain der zweyten Diviſion, ſeiner Effecten vorgeblich beraubt worden, und die Gemeinde mußte den „Erſatz dafür mit 50 Gulden leiſten. Auf „dem weitern Marſche in Heidelberg fanden

„ſich dieſe Effecten wieder vor. Der Kommandant
„ſchickte hierauf jene Summe nicht nur
„ſogleich zurück, ſondern legte auch noch Einen
„Gulden zu Beſtreitung des Poſtporto bey.
„Wenn ſolche Züge ausgehoben zu werden verdienen,
„ſo verdient in doppeltem Maaße der
„der Name dieſes edelmüthigen Officiers bekannt
„zu werden, und es iſt daher angenehm,
„angeben zu können, daß er Renevieur heißt."

Hier iſt der Herr Unpartheyiſche ein wenig geſtolpert. Es kommt mir vor, als ob nicht allein Herr Renevieur, ſondern auch die ganze franzöſiſche Nation es übel nehmen könnte, daß man es der Mühe werth hält, ſolche Züge auszuheben; recht als ob die Franzoſen nicht gewöhnlich ſo handelten? — Mein Gott! was iſt denn wohl einfacher auf der Welt, als daß man 50 Gulden zurückſchickt, die man unter keinem einzigen rechtlichen Vorwand behalten kann? — Wie tief müßte eine Nation geſunken ſeyn, wenn man bey ihr ſolche Züge ausheben müßte! — freylich noch immer nicht ſo tief, als diejenige Nation, welche ſie aushübe.

Im vorliegenden Falle dürfte man vielleicht auch noch fragen: ob es nicht überhaupt vermieden werden konnte, die 50 Gulden zahlen zu laſſen? wenn nemlich der edelmüthige Officier bey Zeiten nachgeſucht hätte. Vielleicht hätte man dann ſchon in Gundelsheim wieder gefunden, was man nachher in Heidelberg fand. Doch um hierüber zu entſcheiden, müßte man die näheren Umſtände kennen.

Pithou's Teſtament.

Dieſer Pithou, im XVI. Jahrhundert gebohren, verwaltete mit Ruhm und Nachruhm die wichtigſten Aemter, ſchrieb auch eine Geſchichte der Grafſchaften Champagne und Brie. Sein Teſtament werden Manche ruhmredig nennen; aber es iſt doch ſchön, wenn ein Mann, deſſen ganzes Leben tadellos war, in ſeinen letzten Augenblicken ſich hinſetzen und folgendes ſchreiben kann:

„In dem unglücklichſten Jahrhundert der Sittenverderbniß, habe ich, ſo viel mir möglich war, rechtlich gelebt — meine Freunde aufrichtig geliebt — meine Feinde gern durch Wohlthaten überwunden. Für meine Gattin hegte ich ſtets die innigſte Zärtlichkeit — für meine Kinder keine Schwachheit — in meinen Bedienten ehrte ich die Menſchheit. — Das

Laſter verabſcheute ich ſelbſt an Solchen, die mir ſonſt theuer waren — die Tugend liebte ich, wo ich ſie fand, auch an meinen Feinden. — Was ein kluger Mann thun muß, um ſein Vermögen zu erhalten, das hab' ich gethan, allein nie geſorgt es zu vermehren. — Stets habe ich das Sprüchlein beobachtet: was du nicht willt, daß dir geſchieht, das thu auch keinem andern nicht. — Alle ungerechten oder feilen Gnadenbezeugungen habe ich verachtet — Geitz und Niederträchtigkeit ſtets verabſcheut, beſonders an Dienern der Religion und Gerechtigkeit — das Alter ſtets geehrt, ſchon als Knabe, als Jüngling und nun im reifen Alter. — Meinem Vaterlande war ich immer treu ergeben. — Den Ehrenſtellen zog ich Arbeit vor; ich wollte lieber die Menſchen unterrichten als ſie beherrſchen. — In meiner Eingezogenheit beſchäftigte ich mich ſtets mit dem öffentlichen Wohl; nie hab' ich von dieſem mein Privat-Intereſſe geſchieden. — Immer war mein heißer Wunſch, die

Staatswunden geheilt zu ſehen, aber nur durch ſanfte Mittel, nicht durch Umwälzungen. — Der Friede ſchien mir jederzeit dem Kriege vorzuziehen, ſelbſt ein harter Friede. — Mit Schmerzen hab' ich ſehen müſſen, daß Geiz, Ehrgeiz und Laſterhaftigkeit ſich der Larve der Religion und Frömmigkeit bedienen. — Das Alterthum habe ich zu lange ſtudirt und bewundert, um mich durch Neuerungen blenden zu laſſen. — Subtilitäten über das Daſeyn Gottes und dergleichen, habe ich als eitel und gefährlich betrachtet. — Mit Vergnügen lernte ich aus eigner Erfahrung, daß man jeden Zweck leichter und glücklicher durch Geradheit und Freymüthigkeit erreicht, als durch Kunſtgriffe und Heucheley. — Die Kunſt, gut zu denken, zog ich der Kunſt, gut zu ſprechen vor. — Frey von Ehrgeiz, Habſucht oder Neid, die beſten und verdienſtvollſten Männer unter meine Freunde zählend, und im Genuß eines hinreichenden Vermögens hätte ich ruhig und unthätig leben können, wenn das Wohl des Staats mir nicht mehr am Herzen gelegen hätte als mein eignes. Aber meine ſchönſten Tage waren die, welche ich dem Staate oder meinen Freunden widmete. — Gegenwärtige Uebel habe ich ſtandhafter ertragen, als die Furcht vor künftigen, die ich voraus ſah; und ein entſchiedenes Unglück brachte mich minder aus der Faſſung, als die qualvolle Ungewißheit. — Erfahrung hat mich gelehrt, daß unerſchütterliche Gerechtigkeit, ohne Laune, ohne Eigenſinn, ſtreng aber gleichförmig, die Böſewichter am ſicherſten im Zaume hält. — Ueberzeugt von der Weisheit der Geſetze meines Vaterlandes, überlaſſe ich ihnen die Theilung meines Vermögens nach meinem Tode. — Ich hoffe — nein ich weiß — daß meine Gattin ihre Zärtlichkeit für mich in unſern Kindern verdoppeln, und ihrer Erziehung ſich ganz widmen wird. — Der Nachwelt übergebe ich dieſes treue Gemählde meines Herzens und meiner Seele. Möge ſie es mit derſelben Offenheit aufnehmen, mit der ich es niedergeſchrieben, und — möge ſie Nutzen daraus ſchöpfen!“ —

Ein Spötter meynte, nachdem er dieſes Teſtament geleſen, Pithou habe ſeinem Leichenredner nichts mehr zu ſagen übrig gelaſſen. Aber wenn der rechtſchaffene Mann es nun im reinſten Gefühl der Wahrheit ſchrieb? wenn Zeitgenoſſen und Nachwelt dieſe Wahrheit einmüthig beſtätigen? warum ſollte er ſie verſchweigen? warum nicht in edlen Seelen den Wunſch erwecken, einſt in der letzten Stunde daſſelbe von ſich rühmen zu dürfen? ein Wunſch, der in allen Seelen immer der Vorläufer der That iſt? —

Leider wird es in jedem Jahrhundert nur wenige Männer geben, die mit einem ſolchen Teſtament in der Hand, mit einem ſolchen Frieden im Herzen, aus der Welt treten können; am wenigſten die, welche (etwa wie Attila) mit Blut und Raub befleckte Götzen ihrer Zeitgenoſſen waren, und deren Teſtament etwa folgendergeſtalt lauten würde:"

„In dieſem glücklichen Jahrhundert der Sittenverderbniß habe ich nur mich ſelbſt geliebt. — Meiner Familie gab ich den Vorzug, weil ſie meine Familie war. — In meinen Knechten ehrte ich mich ſelbſt. — Die Tugend war mir beſchwerlich an Freunden und Feinden. — Ich that Alles, um das Erworbene zu vermehren, und befolgte nie das Sprüchlein: was du nicht willt, daß dir geſchieht, das thu auch keinem Andern nicht. — Niederträchtigkeit war mir angenehm, beſonders an Dienern der Religion und Gerechtigkeit. — Ich hatte nie ein Vaterland. — Nach Ruhm lechzte ich, und wollte lieber die Menſchen beherrſchen als unterrichten. — Mit meinem eignen Wohl ſtets beſchäftigt, habe ich es immer vom öffentlichen Wohl geſchieden. — Ich ſchlug dem Staate täglich neue Wunden, und hatte meine Freude an Umwälzungen. —

Krieg ſchien mir jederzeit dem Frieden vorzuziehn, beſonders Krieg auf fremde Koſten. — Jeder Larve wußte ich ſchlau mich zu bedienen. — Das Alterthum habe ich bloß ſtudirt, um Neuerungen aus ihm zu ſchöpfen. — Subtilitäten zerhaute ich mit dem Schwerdte. — Erfahrung lehrte mich, daß Heucheley am ſicherſten zum Ziele führt. — Ich bemühte mich, weder gut zu denken noch gut zu ſprechen, ſondern nur gut zuzuſchlagen. — Von Ehrgeitz, Habſucht und Neid beſeſſen, waren meine ſchönſten Tage die, an welchen ich wieder ein Paar Millionen Menſchen unglücklich machte u. ſ. w.

Die Krönung Ludwig des Sechzehnten.

Das Volk in einem Staate iſt mit dem Blute in einem Körper zu vergleichen; ohne Stocken läuft es durch die ihm angewieſenen Adern; ſo lange der Körper jung und geſund iſt, allein ſo bald dieſer durch Ausſchweifungen, oder auch durch Anſteckung, erkrankt, ſo bald verdirbt das Blut, ſchleicht oder kocht, oder ſteigt wohl gar zum Kopfe und verurſacht einen Schlagfluß. Vor alten Zeiten waren die Aerzte dem Aderlaſſen ſehr ergeben, jetzt nicht mehr; das Menſchenblut wird geſpart; die Aerzte ſind aber auch die Einzigen die es ſparen. Das Staatsblut wird fleißig abgezapft; und das hilft bisweilen in hitzigen Krankheiten, gewöhnlich aber ſchwächt es nur den Körper.

Man kann das Gleichniß, in Beziehung auf die Fürſten, noch weiter fortſetzen. So wie der Jüngling, bei leicht fließendem Blute, fröhlich durch das Leben wandelt, und ſich kaum die Möglichkeit denkt, jemals krank werden zu können; eben ſo der Fürſt, wenn ein jauchzendes, fröhliches Volk ihn umgiebt: wie könnt' es ihm einfallen, daß dieſes leichte Staatsblut ſich ſchnell entzünden, und dem Haupte den Untergang bringen werde? — Solch ein getäuſchter Fürſt war der gute, unglückliche Ludwig an ſeinem Krönungstage.

Marmontel hat einen Brief hinterlaſſen, in welchem er dieſen Tag beſchreibt. Man ſollte glauben, Ceremonien wären keiner anziehenden Beſchreibung fähig, beſonders jetzt, da wir dergleichen täglich in den Zeitungen leſen, und die Herzen faſt aller Völker ſich in Ceremonien aufgelöſt haben; allein ein ſo blühender Schriftſteller als Marmontel, weiß auch dem abgenutzten Stoff neuen Glanz und neue Farben zu geben. Er befand ſich gegenwärtig in **Rheims**, und ſchrieb von da am 11ten Juny 1775:

„Ich bedachte nicht, lieber Freund, wozu ich mich anheiſchig machte, als ich verſprach, Ihnen die erhabene Ceremonie zu beſchreiben, von der ich Zeuge ſeyn würde. Alles was blos auf die Einbildungskraft wirkt, läßt ſich wohl ſchildern, aber was die ganze Seele durchdringt und bewegt, wie ſoll man es darſtellen? es iſt unmöglich! man muß es ſehen, um es zu genießen. Man glaubt gemeiniglich, eine des Gegenſtandes würdige Idee von dieſer politiſchen und religiöſen Feyerlichkeit gefaßt zu haben, durch welche der Monarch, im Angeſicht Gottes und der Nation, ſeinen Rechten und Pflichten ein unverletzliches Siegel aufdrückt; man denkt ſich einen jungen, ſchon durch Wohlthun bekannten König, in deſſen Blicken das Volk eine ſchöne Zukunft lieſt, und ihn überall mit Entzücken aufnimmt; man begleitet ihn mit Auge und Herz auf ſeinem Wege durch die Städte, durch die ländlichen Gefilde, man hört ihn preiſen und ſegnen. Zu Rheims erwarten ihn hunderttauſend ſeiner Unterthanen; er erſcheint im Glanze der Majeſtät; man drängt ſich um ſeinen Wagen, die Luft ertönt von fröhlichem Zujauchzen; alles das iſt einfach und natürlich.“

„Man kann ſich auch noch die Herzlichkeit der Einwohner von Rheims hinzudenken, ihre unbegrenzte Gaſtfreundſchaft, der Ausdruck ihrer Freude; denn der Glückliche mag ſo gern alles um ſich her glücklich ſehen. Man wird nicht über die Pracht erſtaunen, mit welcher eine Stadt ihr'n geliebten König empfängt. Auch die Ordnung, Ruhe, Sicherheit bey dieſem fröhlichen Rauſch des Volkes; der Ueberfluß an allem, troz der ungeheuren Menſchenmenge; eine ſtets rege, und doch der anſtändigen Freyheit keine Feſſeln anlegende Wachſamkeit; alles das iſt ſchön, man bewundert es, aber man begreift es.“

„Nun was iſt es denn, höre ich Sie fragen, was den Glauben wie die Einbildungskraft ſo ſehr überſteigt? — iſt es der Pomp der Ceremonie ſelbſt? — Nein, mein Freund, den verkündet ſchon der Gegenſtand, und obgleich ein majeſtätiſcher, edel und einfach verzierter Tempel, in welchem die Erſten des Reichs und die hohe Geiſtlichkeit verſammelt ſind, einen imponirenden Anblick gewähret; obgleich ein noch junger, doch ſchon ausgezeichneter Prälat, in dieſem Tempel die rauhe Herzensſprache der muthigen Wahrheit, der ſeufzenden Menſchheit, den König hören ließ, ſo würde doch alles das Ihr Erſtaunen noch nicht erwecken.“

„Sie würden unſern **guten König** geſehen haben — (denn ein einziges Regierungsjahr hat ihm ſchon dieſen Titel erworben) — mit jener edlen Einfalt in ſeinen Zügen, welche die Reinheit ſeiner Seele mahlte, ohne Prunk; ohne das zur Schau Tragen eines eitlen Ruhmes, wie er, mitten in dieſem blendenden Pomp, jene ſanfte, mit Anſpruchloſigkeit verbundene Würde beybehält, die ihm ſo eigen iſt.“

„Was hab' ich Ihnen denn noch zu ſagen? — nichts, als daß es unmöglich iſt, den plötzlichen, tiefen Eindruck zu beſchreiben, welchen der Augenblick hervorbringt, in dem Ludwig, mit der Krone Carl des Großen auf dem Haupte, von den Pairs des Reichs umgeben, ſich mitten unter ſeinem Volke auf einem erhabenen Throne niederläßt. Denken Sie ſich dieß Gemählde. Kaum verkünden die Trompeten, Glocken und der Donner der Kanonen, daß die Krönung vollbracht iſt, ſo öffnen ſich die Pforten, das zahlloſe Volk ſtrömt herein, füllt in einem Augenblicke die ungeheure Kirche, deren Gewölbe von dem einſtimmigen Zuruf: Es lebe der König! ertönt; ein tauſendfaches Echo giebt ihn zurück, tauſendfach verſtärkt durch die Stimmen aller, welche der Krönung ſelbſt beywohnten. Die Kirchengeſänge ſchweigen, die Trompeten verſtummen, die Glocken verhallen, der Donner der Kanonen vermag nicht durch zu dringen, und ſiehe, eine unausſprechliche Wehmuth ergriff plötzlich die ganze Verſammlung, Thränen floſſen aus jedem Auge; die durch Schluchzen erſtickte Stimme konnte dem Herzen nicht mehr Luft machen, und plötzlich erhob ſich ein allgemeines Händeklatſchen; die Großen des Reichs, der Hof, das Volk, alle von gleichen Empfindungen überwältigt, drückten ſie alle auf gleiche Weiſe aus. Die ſchöne Trunkenheit der Freude hätte den höchſten Gipfel erreicht; Zujauchzen- und Beyfallklatſchen wechſelten unaufhörlich und verdoppelten ſich, als die Brüder des Königs, ſammt den Prinzen von Geblüt, ſich dem Throne näherten, um den Friedenskuß zu empfangen. Der heiße Wunſch des Volkes für eine ſo köſtliche Eintracht verlautbarte ſich in dem einſtimmigen Jubel. Jedes hörbare Wort in den Hymnen der Kirche, welches auf die Tugenden des Königs, die Liebe zu ſeinem Volke, das Glück ſeiner Regierung deutete, wurde herausgehoben und mit dem Geſchrey: es lebe der König! begleitet.“

„Aber könnt' ich vergeſſen, was in dieſem Gemählde am meiſten rührte? Die Königin hatte mit ihren Blicken, in welchen die zärtlichſte Theilnahme ſich mahlte, jeden Schritt der Ceremonie verfolgt; mit unbeweglicher Aufmerkſamkeit, kaum Athem ſchöpfend, ſaß ſie da, verlor den König nicht eine Minute aus dem Geſicht, ertrug ihre tiefe Rührung, und erleichterte die Bruſt nur durch Thränen. Doch in dem Augenblicke, wo der allgemeine Jubel plötzlich ausbrach, in dieſem Augenblicke des ſchönſten Triumphes, den je die Liebe zubereitet; da wurde der Eindruck zu gewaltig, ſie konnte ihn länger nicht ertragen, verſchwand und verlor dadurch einige Minuten von dem ſchönſten Tage ihres Lebens. Dieſe rührende Scene verdoppelte den Enthuſiasmus der Verſammlung, und als die Königin wieder erſchien, erfüllte die Nation den theuerſten

Wunſch ihres Königs, und ihm wurde jetzt der Genuß der ſtürmiſchen Huldigung, welche das Volk den Tugenden ſeiner Gemahlin darbrachte."

„So, mein Freund, endete dieſes erhabene Schauſpiel. Ein Africaner wurde davon faſt eben ſo tief gerührt als wir alle. Ja, der Geſandte von Tripolis wurde in dieſem Augenblick Franzoſe. Ich ſtand neben ihm, ich habe ſeine Thränen über ſeinen langen Bart rinnen ſehen."

„Mit gleichem Zujauchzen wurde der König bis zu ſeinem Pallaſt begleitet. Er ſchien innig bewegt durch dieſe Merkmale der Liebe ſeines Volkes. Als er, nach aufgehobener Tafel, vernahm, daß das Volk ihn noch einmal zu ſehen wünſche, ließ er verkünden, daß er in der Gallerie ſpazieren werde, welche vom Pallaſt bis zum Eingang der Kirche führt. Sogleich ordnete ſich das Volk von ſelbſt in zwey Reihen zu beyden Seiten. Der König kam, ohne Wachen, ohne Begleitung, ganz allein mit der Königin. Er blieb lange mitten unter dem gedrängten Haufen, ließ ſich von Dieſem anrühren, lieh Jenem das Ohr, antwortete Jedem freundlich, blieb auch wohl ſtehen, wenn man mit ihm reden wollte, ſprach mit Allen durch ſeelenvolle Blicke. Dieſe rührende Popularität hat übrigens die Einwohner von Rheims nicht überraſcht; ſie waren durch eine Antwort des Königs darauf vorbereitet, welche er auf die Frage ertheilte: ob man, nach altem Herkommen, die Straßen, durch welche er gehen würde, tapeziren ſolle? — Nein, ſagte er, mich und mein Volk muß nichts hindern, einander zu ſehen.“

Guter Ludwig! unter den Stimmen, welche dir im Tempel zujauchzten, befand ſich auch bereits Eine, (die des berüchtigten Orleans) welche ſpäter das Todesurtheil über dich ausſprach! unter den Händen, welche dir ſo wüthend zuklatſchten, waren vielleicht ſchon die, welche dein Haupt vom Rumpfe trennen ſollten! — bittere Lehre für die Fürſten! — Iſt es, nach ſolchen Beyſpielen, ihnen zu verargen, wenn ſie kalt und mißtrauiſch durch ein jubelndes Volk hindurch ſchreiten?

Brutus an Cicero.

(Dieſer Brief iſt jederzeit als eines der koſtbarſten Ueberbleibſel des Alterthums betrachtet worden. Er iſt in der That — einige Wiederholungen abgerechnet — ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, das Ergießen einer echt republikaniſchen Seele. Er wurde in dem Jahre geſchrieben, welches auf Cäſars Tod folgte, zu der Zeit, als der junge Octavius bey Modena den Marcus Antonius ſchlug, alſo im Jahr 710. von Erbauung Roms. Das Licht, in welches er den Cicero ſtellt, iſt freylich nicht vortheilhaft, aber, wie mich dünkt, ſehr wahr. Es könnte mancher dabey in ſeinen Buſen greifen.)

Du haſt an Octavius geſchrieben. Eine mich betreffende Stelle dieſes Briefes hat Atticus mir mitgetheilt. Deine Zuneigung zu mir, deine Sorge für meine Erhaltung, gewährten mir kein neues Vergnügen. War ich doch ſchon gewöhnt, täglich zu hören, daß du irgend einen Schritt gethan, um deinen Eifer mir zu beweiſen und meine Ehre zu ſchützen. Aber eben jenes Bruchſtück deines Briefes hat mir den empfindlichſten Schmerz verurſacht. Du dankeſt dem Octavius für das, was er für die Republik gethan; aber mit ſo vieler Unterwürfigkeit — (ſoll ich es ſagen? o ich ſchäme mich der Lage, in welche das Schickſal uns verſetzt hat, aber es muß heraus:) — du betelſt um mein Leben mit ſo vieler Niederträchtigkeit, daß du klar anzudeuten ſcheineſt, die Tyranney ſey nicht zerſtört, wir haben nur den Herrn gewechſelt.

Mein Leben! Ha! welcher Tod wäre mir ſchrecklicher als ein Leben um dieſen Preiß! wiege deine Ausdrücke und wage zu leugnen, daß es die eines bittenden Sklaven vor ſeinem

Könige ſind?' Du bitteſt nur um Eine Gnade und erwarteſt ſie von ihm: daß es ihm gefallen möge, Bürger am Leben zu laſſen — (nemlich Brutus, Caſſius und die übrigen Verſchwornen) — welche die Achtung der Rechtſchaffenen und des römiſchen Volkes erworben haben. Das heißt alſo mit andern Worten: wenn Er nicht einwilligt, ſo iſt es um uns geſchehen. Aber beſſer nicht zu leben, als ihm das Leben zu verdanken. Fürwahr, ich glaube noch nicht, daß die Götter das römiſche Volk ſo ſehr haſſen, daß man das Leben irgend eines Bürgers von Octavius erflehen müſſe; minder noch das Leben der Weltbefreyer. Ja, ich rufe gern dieſen prächtigen Titel ins Gedächtniß, beſonders Leuten, die nicht zu wiſſen ſcheinen, was ſie fürchten und was ſie bitten ſollen. Du, Cicero, du erkennſt den Octavius für ſo mächtig, und biſt noch ſein Freund? — Du biſt der meinige, ſagſt du, und, um mich in Rom zu ſehen, findeſt du nöthig, einem Knaben mich zu empfehlen? — und wofür haſt du ihm zu danken, wenn du wirklich glaubſt, daß man um mein Leben ihn bitten müſſe? ſchien es dir ſo dankenswerth, nicht von Antonius, ſondern von ihm eine ſolche Gnade zu erflehen? iſt es der Zerſtörer oder der Erbe der Tyranney, von dem man das Leben ſolcher Bürger begehrt, die ſich um die Republik verdient machten? —

Dieſe nemliche Schwachheit, die uns alles Selbſtvertrauen raubt, und die ich allen Andern, ſo wie dir vorwerfe, dieſe nemliche Schwachheit flößte einſt dem Cäſar die Begierde zu herrſchen, und, nach deſſen Tode dem Antonius die Begierde ſein Nachfolger zu werden, ein. Sie iſt es auch, die den jungen Octavius ſo hoch erhoben hat, daß du von ihm, der noch kaum ein Mann iſt, das Heil von Männern, wie wir ſind, erlangen zu müſſen wähnſt, und daß du meine einzige Zuflucht in ſeinem Mitleid findeſt. Wenn wir uns erinnerten, daß wir Römer ſind, ſo würden wir nicht gelaſſen ſehen, daß die elendeſten Menſchen mehr Muth beweiſen, uns zu unterjochen, als wir, uns zu vertheidigen, und Antonius, nach Cäſars Macht lüſtern, würde vor Cäſars Beſtrafung zittern. — Du, ein geweſener Conſul! Du, der die Verbrechen des Catilina beſtrafte, und, wenn meine Ahndung mich nicht täuſcht, unſern Untergang dadurch nur um kurze Zeit verzögerte, wie kannſt du einen Blick zurück werfen auf das was du gethan, und billigen was jezt geſchieht? oder doch ſo geduldig, ſo ſanftmüthig leiden, was du zu billigen ſcheinſt? — Woher dein Haß gegen Antonius? gründet er ſich nicht auf dieſelben Anſprüche, welche nun der junge Octavius geltend macht? wollte er nicht auch, daß wir ihm unſer Leben verdanken; daß diejenigen, welchen er die Freyheit ſchuldig iſt, nur ein ſchwankendes Daſeyn genießen, und ſein Wille den Römern für Geſetze gelten ſollten? — Du rietheſt die Waffen zu ergreifen, um zu hindern, daß er herrſche. Geſchah das blos, um einen Andern zu bitten, ſeinen Platz einzunehmen, den Staat als ſein Erbe, und die Bürger als ſeine Sklaven zu betrachten? — Dann haben wir blos um die Gattung der Knechtſchaft und nicht um die Knechtſchaft ſelbſt geſtritten. Dann konnte es uns gleichviel gelten, ob Antonius oder ein Anderer die Herrſchaft an ſich riß. Ja, unter Jenem wäre unſere Lage nicht blos erträglicher geweſen, wir würden auch ſeine Macht, ſeine Wohlthaten, ſein Anſehn getheilt haben. Denn was hätte er Leuten abgeſchlagen, deren Unterwerfung eine Hauptſtütze ſeiner Macht geworden wäre? Aber wir haben die Tugend und Freyheit nicht verhandeln wollen. Und ſelbſt noch in dieſem Augenblicke, wo Cäſars Name gegen Cäſars Mörder gleichſam lebendig geworden, was meynſt du was er geben würde, wenn die Rede von Feilſchen wäre, um mit unſerer Zuſtimmung eine Macht zu beſitzen, die er vermuthlich ohnehin bald erlangen wird, da man blos leben, Geld empfangen und mit Conſulartiteln prangen will?

Möge aber auch Cäſars Tod unnütz, unſere Freude darüber täuſchend geweſen ſeyn, indem wir durch denſelben nicht freyer geworden, als zuvor; möge die ganze Welt uns verlaſſen; die Götter können mir eher Alles rauben, als den Entſchluß, vom Erben des Cäſars, den ich umgebracht habe, nimmer zu dulden, was ich von Cäſar ſelbſt nicht erduldet; ja was ich nicht von meinem Vater leiden würde, wenn er auf die Welt zurückkäme: daß nemlich ein Bürger, mit meiner Zuſtimmung mächtiger ſey, als die Geſetze und der Senat.

Glaubſt du denn, die übrigen Römer wären frey, wenn ich, ohne des Octavius Erlaubniß, nicht in Rom ſeyn darf? — Noch mehr. Was du von ihm für uns begehrſt, wie kannſt du es erreichen? — unſere Erhaltung? aber iſt dazu denn genug uns das Leben zu ſchenken?

und wollen wir denn leben ohne Ehre und Freyheit? mußt du in Rom ſeyn, leben? Wird mein Zuſtand durch den Ort meines Aufenthaltes beſtimmt? ich lebte nicht, ſo lange Cäſar lebte, es wäre denn ſeit dem Augenblicke, da ich den Entſchluß faßte, ihn zu opfern. Wo ich auch ſeyn möge, nie werde ich mich in der Verbannung glauben, ſo lange Schimpf und Knechtſchaft mir die unerträglichſten aller Uebel ſcheinen werden.

In welche Nacht ſind wir verſunken! Bey den Griechen werden die Nachkommen der Tyrannen gleich dieſen zum Tode verdammt; bey uns hingegen bittet man denjenigen, der den Namen des Tyrannen anzunehmen gewagt, die Rächer der Freyheit zu verſchonen. Und ich ſollte wünſchen, mein Vaterland wieder zu ſehen? und ich könnte glauben, daß ich noch ein Vaterland habe? Da Rom die angebotene Freyheit von ſich ſtößt? da es den Namen des todten Tyrannen in einem Knaben mehr fürchtet, als es ſich ſelbſt vertraut, nachdem es durch eine Handvoll Menſchen den Uebermächtigen vernichten ſahe? — Empfiehl mich deinem Cäſar nicht länger, weder mich noch dich ſelbſt, wenn du mir vertrauſt. Du ſetzeſt einen viel zu hohen Werth auf die wenigen Jahre, die du noch zu leben hoffen darfſt, wenn du meynſt, es verlohne die Mühe, ſich ihretwegen bis zu bitten herab zu laſſen. Hüte dich auch, daß deine, bisher mit Recht gerühmten Schritte gegen Antonius, nicht vielmehr Eingebungen der Furcht, als eines echten Bürgerſinnes ſcheinen mögen. Denn wenn du es für wohl gethan hälſt, den Octavius für mich zu bitten, ſo wird man glauben, du habeſt nicht den Herrn gefürchtet, ſondern nur einen Herrn verlangt, der dein Freund ſey.

Daß du ihn rühmſt, billige ich, wenn er gefochten hat, um eine fremde Macht zu bekämpfen, nicht aber um ſeine eigne zu gründen. Aber wenn er ſchon ſo hoch ſteht, daß man für uns bey ihm bitten muß; wenn du ſelbſt urtheilſt, daß man ſo viel ihm verwilligen müſſe; ſo iſt der Lohn zu groß, denn du geſtehſt ein Recht ihm zu, welches er ſelbſt, ſo ſchien es, der Republik zurück gab. Du bedenkſt nicht, daß, wenn er ſolchen Ruhm verdient, blos weil er gegen Antonius Krieg geführt, wir durch die verſchwenderiſchſten Ehrenbezeugungen nie hinreichend belohnt werden können, denn wir haben eine Macht geſtürzt, von welcher Antonius nur die Trümmer ſammelte. Doch freylich vermag die Furcht weit mehr über die Menſchen, als die Dankbarkeit. Antonius lebt, und lebt bewaffnet. Cäſar iſt todt und man vergißt, was man thun könnte oder ſollte. Jezt iſt es Octavius, deſſen Urtheil über uns das Urtheil der Römer beſtimmen wird, und man verachtet uns ſo tief, daß man einen einzigen Menſchen als Richter über unſer Leben anerkennt. Ich aber bin geſchaffen — weil du mich doch zu reden zwingſt — nicht allein um nicht zu bitten, ſondern auch, um diejenigen im Zaume zu halten, welche zu verlangen wagen, daß man ſie bitte. Ich bleibe entfernt von der Knechtſchaft und jeder Ort, wo ich frey athme, iſt für mich Rom. Ich werde Euch bemitleiden, Euch Alle, in welchen weder Alter, noch Ruhm, noch das Beyſpiel fremder Tugend, die Liebe zum Leben verringern konnte. Ich werde glücklich ſeyn, ſo lange ich feſt glaube, daß Bewußtſeyn der ſchönſte Lohn des Menſchen iſt. Denn welches Glück iſt dauerhafter, als das, welches, unabhängig vom Menſchen, in meiner Bruſt und in der Freyheit wohnt? Nie werde ich denen unterworfen ſeyn, die ſich unterwarfen; nie von denen beſiegt werden, die beſiegt wurden. Ich werde alles wagen und ertragen, um die Republik zu befreyen. Gelingt es mir, ſo theilen wir Alle die Freude. Gelingt es mir nicht, ſo werde ich mich dennoch freuen, denn ich widmete mein Leben dem Verſuch, mein Vaterland zu retten.

Brutus an Attikus.

(Auch dieſer Brief betrifft denſelben Gegenſtand, der dem herrlichen Brutus ſo ſehr am Herzen lag, und erklärt noch treffender Cicero's Verhalten, welches leider mancher große Gelehrte ſich zum Muſter genommen zu haben ſcheint.)

Du ſagſt, Cicero wundere ſich, daß ich, über die Staatsrolle, welche er ſpielt, ein Schweigen beobachte. Da du es wünſcheſt, ſo höre meine Meynung. Ich kenne Cicero's gute Abſichten, ich kenne ſeine Geſinnungen für die Republik. Indeſſen hat er Schritte gethan, die ich ungeſchickt nennen mögte, wäre er nicht der klügſte Mann ſeiner Zeit; ſoll ich ſie gefällige Schritte nennen? er hat ſich ohne Scheu dem Antonius zum Feinde gemacht. Er hat fürwahr die Habgier und Frechheit des Knaben mehr gereizt als unterdrückt. Seiner Verbindung mit Octavius opfert er alles auf:

er geht ſo weit, uns zu läſtern, obſchon die Läſterung doppelt ſchwer auf ihn zurück fällt. Denn iſt, nach ſeinem Ausſpruche, Casca ein Meuchelmörder, weil er den Cäſar getödtet hat, ſo gebührt dieſer Titel ihm ſelbſt noch weit mehr, denn Casca hat nur Einen Menſchen, Cicero viele umgebracht. Und geziemt es ihm wohl, von Casca zu ſprechen, wie Beſtia (ſein Feind) von ihm ſpricht? Meynt er, weil wir nicht alle Augenblicke, gleich ihm, unſere Thaten im Munde führen, daß es ihm beſſer anſtehe, eine ſchöne Handlung herab zu würdigen, als dem Beſtia und Clodius, ſein Conſulat zu verkleinern?

Unſer Freund Cicero berühmt ſich, den Krieg als ein Weiſer gegen Antonius geführt zu haben? was kümmerts mich, daß er den Antonius geſchlagen, wenn er ſeinen Lohn darin ſucht, einen andern an deſſen Stelle zu ſchieben? und wenn derſelbe Mann, der ein Joch zerbrach, ein anderes, ſchwerer zu zerbrechendes uns auflegt? Er handelt ganz wie ein Menſch, der wohl einen Herrn haben mögte, nur nicht den Antonius. Wie ſoll ich ihm denn dafür danken, daß er an einem Tyrannen nichts fürchtet, als deſſen Zorn?

Sieh da, man hat dem Octavius einen Triumph, Geld für ſeine Soldaten und eine Menge andrer Ehrenbezeugungen zugeſtanden, und du glaubſt noch, daß dieſer Octavius nicht auch nach dem Platze deſſen trachtet, deſſen Namen er bereits angenommen? Durfte ein Mann wie Cicero, ein geweſener Conſul, ſich ſo benehmen? — Du haſt mich zu reden gezwungen, ſo höre nun auch das Unangenehme. Es ſchmerzt mich ſelbſt, ſo ſprechen zu müſſen. Ich kenne deine Geſinnungen für die Republik, und daß du, ſo übel es auch mit uns ſteht, doch noch an Rettung glaubſt.

Ich tadle übrigens deine Unthätigkeit nicht. Dein Alter, deine Kinder, dein ganzer

Lebensplan berechtigen dich dazu. Du willſt dir keine Feinde machen. Aber Cicero! iſt wohl ein Unterſchied zwiſchen ſeinem Verhalten und dem des Salvidius! würde dieſer mehr für Octavius gethan haben? —

— Du ſagſt, er fürchte, der Bürgerkrieg ſey noch nicht erſtickt? — Sehr wohl. Er fürchtet einen geſchlagenen Feind, aber nicht einen Octavius, an der Spitze eines ſiegreichen Heeres, von jugendlicher Verwegenheit geſpornt. Vielleicht hält er ihn ſchon für ſo mächtig, daß man ihm entgegen tragen müſſe, was er ohnehin an ſich reißen kann? — Wie ſchlecht räſonnirt die Furcht! Welche unverſtändige Vorſicht, ein noch zu vermeidendes Uebel freywillig zu ergreifen! — Aber wir fürchten Tod, Verbannung, Armuth. Das hält Cicero für das größte Unglück; und geſteht man ihm nur zu, was er bittet, ſchmeichelt man ihm, bleibt er angeſehen, ſo ergiebt er ſich der ehrenvollen Knechtſchaft, wenn anders die Ehre mit dem höchſten Schimpf vereinbar iſt. Mag Octavius immerhin den Cicero Vater nennen, ihn ſtets um Rath fragen, ihn loben, ihm danken; die Zeit wird lehren, daß er ihn nur mit ſchönen Worten ſpeiſte. Einen Sklaven kann man nicht Vater nennen; Cicero ſchmiedet aber ſeine eignen Feſſeln, ſo brav er ſonſt auch iſt. Ich fange an, eine ſehr ſchlechte Idee von der Philoſophie und den Wiſſenſchaften zu hegen, denen Cicero bis jezt ergeben war. Was nuzt es, daß er für die Freyheit geſchrieben hat? Was nützen alle ſeine ſchönen Abhandlungen über den Ruhm, den Tod, die Verbannung, die Armuth? — Er höre alſo auf ſich zu rühmen und unſere Schmerzen zu verbittern. Er lebe immerhin als ein bittender Sklave, weil ihm das gefällt; er vergeſſe ſein Alter, ſeine Thaten, ſeine Würde. Aber ich — nie werde ich aufhören der Tyranney und jeder Gewalt, die über die Geſetze ſich erhebe, den Krieg zu machen. Nie werde ich um die Knechtſchaft unterhandeln. — Ich ſchreibe dir ſo freymüthig, weil ich dich ſo ſehr liebe, als Cicero vom Octavius geliebt zu ſeyn wahnt. Es thut mir weh, dich zu betrüben, denn ich weiß, du liebeſt deine Freunde, und vor Allem Cicero. Auch meine Zuneigung für ihn hat ſich nicht vermindert, wohl aber meine Hochachtung.

Die Pole.

Der Weltumſegler de Pagès erzählt: der Wind habe ihn dem Pol ſo nahe getrieben, daß er kaum noch 45 deutſche Meilen davon entfernt geweſen. „Dieſe geringe Entfernung,“ ſagt er, „ſpornte meine Einbildungskraft, „und hätten meine Holländer gedacht wie ich, „ſie würden ſich über den Wind und die Ströme gefreut haben, welche uns nach Norden

„triften, in der Hoffnung, ein bisher unzugangbares Land zu entdecken.“ Er hält eine Reiſe bis zum Pol in allem Ernſt für ſehr möglich. Nun fragt ſichs nur, ob es der Mühe werth ſey, ſie zu unternehmen? — Freylich würde man dort vielleicht ein Land finden, wo der Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, ſchrecklicher als das Polar-Eis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerſtören. Nein, lieber mögen ſie unbeſucht bleiben, damit man hoffen dürfe, es gebe noch Ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.

Die Ausforderung.

Vor fünfvierteljahrhunderten war es noch Sitte zu glauben, daß ein Feldherr seine Lorbeeren beſchmutze, wenn er die unſchuldigen Einwohner eines feindlichen Landes grauſam behandelte. Von dieſem Vorurtheil ſind wir längſt zurück gekommen, aber dem großen Türenne machte man viele Jahre lang die bitterſten Vorwürfe, daß er im Jahr 1674 den Befehl empfangen und ausgeführt, die Staaten des Churfürſten von der Pfalz in Aſchenhaufen zu verwandeln. Der Geſchichtſchreiber ſeiner Feldzüge, Ritter Beaurain, vertheidigt ihn ſiegreich gegen dieſe, bisher allgemein geglaubte Anſchuldigung. Die Schriftſteller, ſagt er, verwechſeln die Zeiten, und ſetzen die Verwüſtung der Pfalz in das Jahr 1674, die nicht eher als 1688, alſo 13 Jahr nach des Marſchalls Tode, ſtatt hatte. Eine einfache Darſtellung der Begebenheit wird ſein Andenken rein waſchen.

Türenne, urtheilend, daß, wenn die Verbündeten ihre Verſtärkungen an ſich gezogen, ſie durch ihre Ueberlegenheit ihn zwingen würden, über den Rhein zurück zu gehen, beſchloß, ihnen die Mittel der Subſiſtenz am rechten Rheinufer zu entziehen; er ließ daher Getreide und Fourage wegnehmen oder vernichten; das iſt Kriegsgebrauch. Die pfälziſchen Bauern, dem grimmigſten Hunger Preis gegeben, ließen ihre Wuth an einigen Soldaten aus, die ihnen in die Hände fielen, und deren verſtümmelte Leichname gefunden wurden. Das war ſehr natürlich. Die Franzoſen meynten aber, was ſie noch jetzt bisweilen meynen, die Bauern ſollten ohne Murren verhungern, und ſteckten, ohne Befehl des Feldherrn, einige Dörfer in Brand. So bald Türenne es erfuhr, verbot er das Sengen und Brennen unter den härteſten Strafen, wie ſich ſchon von ſeiner Bekannten Menſchlichkeit erwarten ließ. Hätte Ludwig XIV. ihm wirklich befohlen, die Pfalz zu verwüſten, ſo würde er den Empfang dieſes Befehls gebührend einberichtet haben; davon findet ſich aber keine Spur in ſeinen Papieren. Was er in einem ſeiner Briefe an den König ſagt, betrifft blos die Hungersnoth der Pfälzer, der er nach Möglichkeit abzuhelfen ſuchte, indem er den Proviantcommiſſairen erlaubte, den Pfälzern eben ſo wohl als ſeinen Soldaten Lebensmittel zu reichen.

Vollkommen gerechtfertigt erſcheint Türenne, wenn man erfährt, daß er die Radelsführer beym Brande mit dem Tode beſtrafte. Auch die Ehre der franzöſiſchen Soldaten ſucht der franzöſiſche Geſchichtſchreiber zu retten, indem er behauptet, drey engliſche Regimenter, die ſich im Heere befanden, hätten hauptſächlich durch ihre Grauſamkeit die Pfälzer Bauern empört. Alles, was ſonſt darüber zum Nachtheil des Marſchalls geſchrieden worden, gründe ſich blos auf die Berichte holländiſcher Zeitungsſchreiber, deren Intereſſe damals erfodert hätte, den franzöſiſchen Namen in ganz Europa verhaßt zu machen.

Ein Manheimer Academiker hat ſich einen zwiefachen Irrthum zu Schulden kommen laſſen, Einmal, indem er für gewiß behauptet: auf Türenne's Befehl ſey ein Theil der Pfalz in Aſche gelegt worden; zweytens, indem er geradezu die berühmte Ausfoderung des Churfürſten von der Pfalz an den Marſchall, für ein Mährchen erklärt. Allein dieſe Ausfoderung, dieſes ſchöne Denkmal der Liebe eines Fürſten zu ſeinem Volke, geſchah wirklich, und der Ritter Beaurain liefert eine Abſchrift davon aus dem Original, ſammt Türenne's Antwort welche beyde unter deſſen Papieren ſich gefunden haben.

Friedrichsburg den 16 July 1674.

„Das Verbrennen meiner Städte und Dörfer, welches, zufolge eines Schreibens von

Einem Ihrer Diener, ſo wie zufolge anderer Nachrichten, auf Ihren Befehl geſchehen, iſt eine ſo außerordentliche Begebenheit, und eines Mannes, wie Sie ſind, ſo unwürdig, daß ich die Gründe dieſes Verfahrens kaum begreife. Jedermann iſt um ſo mehr darüber erſtaunt, da Sie, vor Ihrer Bekehrung, in mehreren Feldzügen nicht ſo handelten, ſelbſt nicht gegen ſolche Feinde, die Sie nicht unter Ihre Verwandten zählten. Ich ſollte freylich nicht darüber erſtaunen, nach allen den Unordnungen die Ihre Truppen ſchon im vorigen Jahre begingen, da ſie als Freunde hier durchzogen; dennoch kann ich meine Verwunderung über ein Verfahren nicht bergen, welches den, unter Chriſten angenommenen Kriegsgeſetzen und Ihren ſonſtigen Freundſchaftsverſicherungen ſo ſehr zuwider läuft. Mich dünkt, daß, ſtrenge genommen, man nur diejenigen Orte in Brand ſteckt, welche die Contributionen verweigern; nun wiſſen Sie aber wohl, daß Sie deren keine von den abgebrannten Ortſchaften begehrt haben. Viele von Ihren Gefangenen verſichern mich, es ſey geſchehen, um ſich an meinen Bauern für den Mord einiger Soldaten zu rächen. Aber da man nie zuvor von ſolchen Grauſamkeiten meiner Bauern gehört hat, ſo fällt die Schuld wahrſcheinlich auf diejenigen, welche Sie ſelbſt von Straßburg und Speyer mitgebracht, und die vielleicht mit Vergnügen Ihnen dieſen Vorwand zur Rache geliefert haben. Doch wenn auch meine Unterthanen die Schuldigen wären, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß, um einiger Miſſethäter willen, die ich, nach erhaltener Angabe, ſtreng würde gezüchtiget haben, Sie ſo viele unſchuldige Familien ruinirt, und ſogar die Kirchen Ihrer eignen Religion zerſtört haben ſollten. Handlungen, die dem chriſtlichen Wachsthum, deſſen Sie ſeit Ihrer Bekehrung ſich rühmen, ſo wenig entſprechen, laſſen mich vermuthen, daß ſie eigentlich gegen mich irgend einen Groll hegen; es wäre Ihnen aber leicht geweſen, auf eine, unter Männern von Ehre üblichere

Weiſe, Genugthuung von mir zu erhalten. Ich glaube, daß der allerchriſtlichſte König Ihnen wohl ſo viel Muße vergönnen wird, um ſich auf eine edlere Weiſe an mir zu rächen, als durch den Ruin meiner armen Unterthanen; und daß Sie ſich nicht weigern werden, dem Ueberbringer dieſes, Zeit, Ort und die Gattung von Waffen anzuzeigen, durch welche wir unſern Zwiſt beylegen wollen. Nicht aus romantiſcher Laune, nicht in der eitlen Vorausſezzung einer abſchlägigen Antwort, thue ich Ihnen dieſen Vorſchlag, ſondern aus Verlangen nach Rache, die ich meinem Vaterlande ſchuldig bin, da ich dieſe jezt nicht an der Spitze einer gleich ſtarken Armee, als die Ihrige iſt, fodern kann, und da die Rache des Himmels nicht ſo nahe über Ihnen zu ſchweben ſcheint, als die von meiner Hand. Ich verſpreche mir bey dieſer Gelegenheit, daß das Land, welches ehemals Ihrem ſeligen Herrn Vater, meinem Großoheim, in ſeinem Unglück zur Freyſtatt diente, und das Sie ſo oft verwüſtet haben, jezt Zeuge Ihrer Reue ſeyn wird, wie es Zeuge Ihrer Härte und Ihrer Ausſchweifungen geweſen iſt.“

Antwort des Marſchalls Türenne.

Im Lager von Seckenheim
den 27. July 1674.

„Mein Herr. Ich habe den Brief empfangen, mit welchem Ew. Churfürſtliche Durchlaucht mich beehrt haben. Ich kann verſichern, daß das Feuer, welches einige Ihrer Dörfer verzehrt hat, ohne irgend einen Befehl angelegt worden, und daß die Soldaten, welche ihre Kammeraden auf eine ſehr ſeltſame Weiſe ermordet gefunden, es in ſolchen Stunden gethan haben, wo man es nicht verhindern konnte. Ich zweifle nicht, daß Ew. Churfürſtliche Durchlaucht mir die Ehre Ihres Wohlwollens erhalten werden, da ich nichts gethan habe, um mich deren unwürdig zu machen.“

Wenn es darauf ankommt, einen Mann wie Türenne von einer ſchlechten Handlung, (denn dafür galt ſie damals) rein zu waſchen, ſo wird nicht überflüſſig ſeyn, auch noch das Schreiben zu liefern, welches der Marſchall an den Miniſter Louvois richtete. Es iſt vom 23. Auguſt 1674. aus dem Lager bey Landau.

„Als ich die Pfalz verließ, empfieng ich durch einen Trompeter einen Brief vom Churfürſten, von welchem der König ſicher hat ſprechen hören, denn ich las ihn denen vor, die ſich gerade in meinem Zimmer befanden. Ich habe das Original aufgehoben, und keine Kopie davon zu nehmen erlaubt, aus Furcht, daß ſie aus einer Hand in die andere gienge; denn ich bin überzeugt, daß der Herr Churfürſt ſelbſt eine Stunde nachher den Schritt bereut haben wird. (?) Ich antwortete ihm, wie es denn auch wahr iſt, daß die Soldaten ohne Befehl einige Dörfer eingeäſchert haben, in welchen ſie Soldaten von den Bauern ermordet fanden. Wenn der König befiehlt, ſo werde ich ihm eine Kopie des Briefes ſchicken; aber ich habe geglaubt, daß es beſſer ſey, wegen Madam, die Sache zu vertuſchen.“

Wer wird nicht gern den berühmten Marſchall Türenne unſchuldig glauben? Aber wundern muß man ſich doch, daß ein ſolcher Mann den Gedanken äußern konnte, der Churfürſt werde einen Schritt bereuen, der ſein Andenken ehrt. Es iſt eine edle Fürſtenpflicht, in Zeiten der Gefahr auch das eigne Leben, zu Schutz oder Rache der Unterthanen nicht zu ſchonen. Wenn es im Kriege Handlungen giebt, (oder wenigſtens damals gab) die durch das Kriegsrecht ſich nicht entſchuldigen laſſen, ſo werden ſie ja eben dadurch Privathandlungen. Das geſtand Türenne ſelbſt ein, durch die Verſicherung, das Sengen und Brennen ſey ohne ſeinen Befehl geſchehen. Folglich war Türenne, ehe er die Anſchuldigung widerlegte, in den Augen des Churfürſten, nichts mehr und nichts weniger als ein unbefugter Peiniger ſeiner Unterthanen. Aber dieſer Peiniger ſtand an der Spitze einer Armee. Welches Mittel blieb ihm alſo übrig, das Vergangene zu rächen und das Künftige zu verhüten? Kein anderes, als ſich Mann gegen Mann mit dem Thäter zu meſſen, wenn er dieſen dazu bewegen konnte. Es läßt ſich, wie mich dünkt, nichts weiter dagegen einwenden, als daß der Schritt ungewöhnlich war, und daß heutzutage kein Fürſt ihn gethan hat.

Acht Tage aus dem Leben eines armen Vicarius in der engliſchen Grafſchaft Wiltſhire.

(Ein Auszug aus deſſen Tagebuche.)

Montags: Ich empfieng vom Doctor Scart, meinem Pfarrer, Zehn Pfund Sterling, als meinen ſechsmonatlichen Gehalt. Ich meyne, dieſe kleine Summe redlich verdient zu haben, aber der Herr Doctor muß das wohl nicht meynen, denn ich mußte drey Stunden in ſeinem Vorzimmer ſtehen, ob ich gleich eilf Meilen zu Fuße gemacht hatte. Endlich wurde ich in ſein Kabinet gerufen, er bot mir aber keinen Stuhl, auch keine Erfriſchung, ſondern gab mir das Geld ſehr unwillig, hinzu fügend: ich ſey zu theuer; er könne für 15 Pfund jährlich einen andern Vicarius haben. Das that mir ſehr weh. Ich gieng betrübt meiner Wege.

Dienſtags: Ich bezahlte neun Pfund Sterling an ſieben verſchiedene Perſonen, die mir ſo viel geliehen hatten, und nun blieb mir ſo wenig übrig, daß ich unmöglich ein paar alte ſchwarze Hoſen kaufen konnte, die ich ſehr nöthig hatte. Das iſt Schade, denn ich kann meine Blöſſe kaum bedecken, und die Hoſe iſt zwar ſchon getragen, aber noch recht gut und zu einem leidlichen Preiſe. Was war zu thun! ich mußte dieſe ſchöne Aquiſition aufgeben, denn meine Frau brauchte nothwendig einen Rock, und unſere Töchter, Betty und Polly, haben keine Schuh.

Mittwochs: Meine Frau kaufte einen Rock für ſich und Schuh für unſere Töchter. Aber durch einen Zufall, der uns Alle ſehr beſtürzt machte, hatte ſie unglücklicherweiſe eine halbe Guinee verloren, weil ihre Taſche ein Loch hatte. Das war freylich um ſo ſchlimmer, da uns nun nicht mehr als eine halbe Krone übrig blieb, um alle drey ſechs Monate davon zu leben. Indeſſen litt ich doch nur durch die außerordentliche Betrübniß meiner Frau, und vermahnte ſie, mehr Vertrauen auf die göttliche Hülfe zu ſetzen.

Donnerſtags: Ich empfieng aus dem nächſten Wirthshauſe ein Billet, in welchem ein Fremder mich bat, zu ihm zu kommen, weil er über eine ſehr wichtige Angelegenheit mit mir zu ſprechen habe. Ich gieng hin. Es war ein Comödiant, ein freyer Jüngling, den der Wirth nicht weglaſſen wollte, weil er ihm ſieben Pence ſchuldig war. Ich ſagte dem Comödianten, ich ſey eben ſo arm als er, indeſſen möchte er nur Geduld haben, bis zum andern Morgen. Ich gieng nach Hauſe, um nachzuſinnen, wie ich dem armen Menſchen helfen könnte.

Donnerſtag Abends: Mein Becker brach eine Urſach vom Zaune, um ſich mit mir zu zanken, ob ich ihm gleich nichts ſchuldig ben. Er erklärte mir und meiner Frau rund heraus, daß er uns künftig nicht mehr borgen werde. Der Fleiſcher benahm ſich weit rechtlicher. Er ließ uns ſagen, daß er uns jederzeit ergeben bleibe; daß er eben vernommen habe, der Doctor Seart ſtehe im Begriff, einen andern Vicarius zu miethen; daß er herzlich wünſche, uns nützlich zu werden, und uns daher den Rath ertheile, unſere kleine Proviſion an Fleiſch künftig von dem Fleiſcher Peter Plumb zu nehmen, der am andern Ende des Dorfes wohnt und Niemanden borgt. Ich überließ mich einige Minuten lang ſchmerzhaften Betrachtungen, erröthete jedoch bald über meine Kleinmuth, legte mich zu Bette, und ſchlief ſehr ruhig.

Freytags: In aller Frühe eilte ich ins Wirthshaus, bezahlte die ſieben Pence für den Comödianten, und gab ihm noch den Reſt eines Schillings, den ich zu dieſem Behuf mitgenommen, ſo daß ich nun gar nichts mehr hatte. Ich gieng aber doch vergnügt nach Hauſe, und ſtellte mich unpäßlich, um bey der Mahlzeit das bischen Brod, was noch übrig war, meiner Frau und meinen Töchtern nicht zu verkürzen. Nach Tiſche erzählte ich meiner Frau, was ich mit dem letzten Schilling gemacht. Dieſes brave, tugendhafte Weib, ſehr weit entfernt, mich deshalb zu tadeln, lobte mich und war bis zu Thränen gerührt.

Nota. Ich will ihr auch nie mehr widerſprechen, denn ſie hat wohl manchen kleinen Fehler, aber ſie iſt doch eine treffliche Frau.

Sonnabends: Ich machte eine Predigt über den Luxus, und über die Gefahren des Ueberfluſſes. Sie gerieth mir ſehr gut, und Morgen werde ich ſie in vier verſchiedenen Kirchſpielen halten.

Sonntag Abends: Ich kam ſehr ermüdet und ſehr hungrig nach Hauſe. Ich foderte ein wenig Brod, aber meine Frau umarmte mich mit einem Thränenſtrom und ſagte, es ſey keines vorhanden. Ich tröſtete ſie ſo gut ich konnte, erlaubte mir auch eine kleine Nothlüge, die Gott mir verzeihen wird, indem ich verſicherte, ich bedürfe keine Speiſe. Indeſſen bin ich in der That in meinem Leben nicht ſo hungrig geweſen. Meine Frau hatte noch zwey und einen halben Pfennig. Ich empfahl ihr, am andern Morgen Brod dafür zu kaufen, und es mit unſern Kindern zu theilen.

Montags: Als ich aufſtand, glaubte ich fürwahr, es werde der letzte Tag meines Lebens ſeyn; allein ich irrte mich, es wurde der ſchönſte Tag meines Lebens. Der Comödiant, für den ich 7 Pence ausgelegt hatte, war ein verlaufenes Mutterſöhnchen von hoher Geburt, das, einem hübſchen Mädchen zu Liebe, ſich unter fremdem Namen bey einer herumziehenden Jahrmarktsgeſellſchaft engagirt hatte. Als der Rauſch und die Mutterpfennige verflogen waren, kehrte der junge Herr reuig zurück und wurde mit offnen Armen aufgenommen. Er mochte meine Bereitwilligkeit ihm zu helfen, über die Gebühr gerühmt haben, denn um 9 Uhr dieſen Morgen meldete mir ein Nachbar, es ſey ein vornehmer Herr beym Friedensrichter abgeſtiegen, und habe ſich ſehr genau nach mir erkundigt. Nun, der Friedensrichter iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihm wohl auch nichts Böſes von mir geſagt haben, denn um halb zehn Uhr trat der vornehme Herr ſelbſt ſehr freundlich zu mir herein, ſagte, er ſey der Oheim des jungen Menſchen, und ſchenkte mir 50 Pfund Sterling. Ich war ein wenig verſteinert, denn ich habe in meinem Leben eine ſolche Summe nicht beyſammen geſehen. Er verſprach mir auch einen einträglichern Dienſt, und ich denke er wird Wort halten. — Nun, Gott ſey gelobt! Wir haben wieder Brod im Hauſe. Vertrauen auf Gott läßt einen ehrlichen Mann nicht ſinken; ſo ſagte meine Frau und ſie hat Recht.

Hiſtoriſche Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten.

Dieſe merkwürdigen Fingerzeige ſind aus einer Handſchrift gezogen, welche Auguſtin Conon, Advocat im Parlement zu Rouen hinterlaſſen. Wenn man weiß, daß Ravaillac Heinrichs Mörder war, ſo kennt man nur das Inſtrument, aber nicht die Hand die es führte. Heinrich, der Stolz und die Liebe ſeiner Unterthanen, wie der Schrecken ſeiner Feinde, beunruhigte damals Spanien durch eine furchtbare Zurüſtung, welche deſſen Hochmuth demüthigen ſollte. In Spanien wurde Ravaillacs Dolch geſchmiedet. Furcht und Politik haben freylich ſogar die Richter des Mörders verleitet, die Namen der Verſchwornen zu unterdrücken; und Hardouin de Perefixe ſagt in ſeiner Geſchichte Heinrichs des Großen: „wenn man die Geſchichte befrage, wer

„dieſem hölliſchen Ungeheuer (Ravaillac) den
„Mordgedanken eingehaucht? ſo antworte ſie:
„ich weiß es nicht; weil ſie, in einer
„Sache von ſo furchtbar ſchwerem Gewicht,
„Argwohn nicht für Wahrheit geben dürfe,
„und weil die Richter ſelbſt nie den Mund
„darüber geöffnet, ſondern nur durch Achſelzucken davon geredet.“

Der Marſchall d'Eſtrées, in ſeiner Geſchichte der Regierungsverwaltung der Marie von Medicis, erzählt, daß ein Weib Namens Descomon, den Herzog von Eſpernon und die Marquiſe von Verneuil, in deren Dienſten ſie geſtanden, als Mitſchuldige angezeigt, da ſie aber vor dem Parlement den Beweis nicht führen konnte, ſo habe man ihr durch ein ewiges Gefängniß den Mund verſchloſſen. War ihre Ausſage eine bloße Verleumdung gegen einen Mann von ſo großem Anſehen als der Herzog von Eſpernon, ſo ſcheint die Strafe viel zu gelinde. Allein man wollte ſie auch nicht ſtrafen, ſondern blos zum Schweigen bringen.

Ravaillac war von Angouleme gebürtig, alſo aus dem Gouvernement des Herzogs, den der König bey ſich im Wagen hatte, als er den erſten Stoß empfieng. Man ſagt ſogar, Espernon habe ſich zurückgebogen, um dem Mörder den zweyten Stoß zu erleichtern, der Heinrichs Herz traf, worauf der Herzog ſchnell umwenden und nach dem Louvre zurück fahren ließ. Wenn auch dieſe Umſtände die Anſchuldigung der Descomon noch nicht hinreichend begründen, ſo ſezt hingegen eine andere Ausſage des Peter Dujardin des Herzogs Verbrechen außer Zweifel. Dieſer Dujardin, von Rouen gebürtig, hatte dem Könige zu den Zeiten der Ligue als Gensdarmes und zwar unter dem Marſchall von Biron gedient. „Ich machte nachher," ſo lautet ſein Bekenntniß, „den Krieg in Ungarn mit, und gieng von da nach Neapel, wo ich zwey alte Bekannte, Hebert und La Bruyere fand, die mich zu einem Jeſuiten führten, der ein Oheim des Herzogs von Lerma, ſpaniſchen erſten Miniſters war. Dieſer Jeſuit ſprudelte heftig gegen unſern König, nannte ihn einen Tyrannen, wunderte ſich, daß ſo viele brave Leute, die unter dem hingerichteten Marſchall Biron gedient, den Tod dieſes groſſen Feldherrn nicht rächten, und fragte endlich mich, ob ich wohl den Muth haben würde es zu unternehmen? — Ich begriff ſchnell, daß ich den Antrag nicht ganz ablehnen dürfte, denn der Jeſuit war allmächtig in Neapel, und konnte leicht, aus Furcht, daß ich ſchwatzen möchte, mich umbringen laſſen; auch war es höchſt wichtig, mehr und Alles zu erfahren, um meinen König davon unterrichten zu können; darum ſtellte ich mich, als ob nur die Schwierigkeiten mich noch abſchreckten. Dieſe wußte der Jeſuit Alle zu heben. Weil der König die Jagd ſehr liebte, und ſich oft von ſeinem Gefolge weit entfernte, ſo ſollte ich ſuchen, eine Stelle unter den Jägern zu erhalten, bey Fontainebleau ihm auflauern, ihm eine Piſtolenkugel durch den Kopf jagen, und dann mit aller Sicherheit auf unterlegten Pferden nach Flandern entweichen; wenn ich das thun wollte, ſo verſpreche er mir funfzigtauſend Thaler. — Ich bat mir Bedenkzeit aus.“

„Bald nachher ſpeiſte ich eines Tages mit Hebert, La Bruyere und **Ravaillac**, der mit **Briefen vom Herzog von Epernon** an den Vicekönig von Neapel geſandt war, und während dem Eſſen ſein Meſſer mit den Worten aufhob; **nie ſoll der König von einer andern Hand ſterben, als von der Meinigen.**“

Dujardin vertraute ſich jetzt einem Neapolitaner, deſſen gute Geſinnungen für Frankreich er kannte. Dieſer rieth ihm mit Extrapoſt nach Rom zu dem franzöſiſchen Geſandten zu flüchten. Er that es, der Geſandte ſchickte ihn, unter ſicherer Begleitung, nach Paris, wo er dem Könige vorgeſtellt wurde, und in Gegenwart mehrerer Räthe ſeine Ausſage wiederholte. Heinrich übergab ihn dem Großmarſchall von Polen, der in Frankreich diente, um ihn den Dolchen der ſpaniſchen Emiſſärs zu entrücken. Von Ravaillac aber wurden mehrere Bildniſſe verfertigt, (vielleicht nur Beſchreibungen ſeiner Geſtalt) um ihn aufzufangen, wenn er nach Frankreich käme.

Als Dujardin in der Folge erfuhr, daß Ravaillac wirklich ſein Bubenſtück vollbracht, konnte er ſich nicht enthalten, zu verlautbaren, es würde nicht geſchehen ſeyn, wenn man ſeine Ausſage beſſer beherzigt, und wirkſamere Vorſichtsmaaßregeln ergriffen hätte.

Dieſe Worte zogen ihm bey Metz, wo der Herzog von Espernon Gouverneur war, mehrere Dolchſtiche zu. Die Meuchelmörder ließen ihn für todt auf dem Platze, er kroch aber fort, wurde geheilt und zeigte zu

Rouen ſeine Narben. Ludwig dem dreyzehnten, Sohn des großen Heinrichs, entdeckte er Alles, wurde verhaftet, viermal ſcharf befragt, und ſchrieb ſeine Ausſage nieder. Eine Abſchrift davon gab er in der Folge ſeinem Freunde, dem Parlaments-Advokaten le Tellier zu Rouen, bey dem der Verfaſſer dieſer Betrachtungen ſie ſelbſt ſah.

Und was wurde endlich aus dieſem Dujardin? ſtrafte man ihn als einen Lügner oder Abentheurer? — o nein. Man hielt ihn lange im Gefängniß, (vermuthlich aus Verlegenheit, was man mit ſeiner Ausſage anfangen ſollte) man ſprach ihn auch nicht förmlich frey, aber man ſetzte ihn eines Tages unvermuthet auf freyen Fuß, drückte ihm ein Penſionsdecret von 600 Livres in die Hand, und gab ihm die Anwartſchaft auf eine einträgliche Stelle bey der Pariſer Acciſe. Auch dieſe Papiere hat Dujardin ſeinen Freunden in Rouen vorgewieſen.

Die arme, eingeſperrte Descomon hatte alſo wohl die reine Wahrheit geſagt, und da der Herzog von Espernon mit Marie von Medicis, der Mutter Ludwig des XIII., ſtets in der engſten Verbindung ſtand, ſo wird ſie nicht ohne ſtarke Gründe für eine Mitſchuldige an dem Tode ihres Gemahls gehalten. Durch Heinrichs häufige Liebeleyen wurde die Eiferſucht dieſer Italiänerin unaufhörlich gereizt. Sülly gab ſich oft vergebens alle Mühe, ſie mit Heinrich auszuſöhnen. In einer Nacht, nicht lange vor des Königs Tode, hatte dieſer ſogar ſie aus dem Bette gejagt. Damals bat ſie den Günſtling Sülly um ſeine Vermittelung, er ſagte ihr aber mit einiger Härte: „er wolle ſich nicht mehr in ihre Angelegenheiten miſchen, weil ſie in Einem Augenblicke mehr verdürbe, als er in einem ganzen Monat wieder gut machen könne;“ worauf ſie bitter antwortete: es ſey das letztemal, daß ſie mit einer ſolchen Bitte ihm beſchwerlich gefallen.

Conchini, der nachmalige Marſchall d'Ancre, und ſeine Frau, welche beyde dem Könige verhaßte Perſonen die Königin ganz beherrſchten, riethen ihr, ſie ſolle ihren Gemahl überreden, daß er ſich noch vor ſeiner Abreiſe krönen ließe, damit im Getümmel einer ſolchen Ceremonie Ravaillac eine gute Gelegenheit finden mögte, ſeine ſchwarze That zu vollbringen. Sülly erzählt in ſeinen Memoiren, der König habe mehr als Einmal zu ihm geſagt: „Mein Freund, dieſe Krönung weiſſagt mir „irgend ein Unglück Sie werden mich tödten. Gieb acht, ich komme nie aus den „Mauern dieſer Stadt. Es bleibt meinen „Feinden kein anderes Mittel als mich umzubringen.“

Dieſe Ahndung gründete ſich noch auf eine ſehr bedenkliche Entdeckung. Marie nemlich, fürchtend, Spanien mögte künftig allein aus Heinrichs Tode allen Vortheil ziehen, unterhandelte ſchon bey deſſen Lebzeiten, durch einen

Vertrauten am ſpaniſchen Hofe, über die Verbindung des Dauphins mit der Infantin. Heinrichs Geſandter, der Graf von Rochepot, kam dahinter, meldete es ſeinem Herrn, und dieſer rief, nachdem er die Depeſche geleſen, in Süllÿ's Gegenwart aus: „Mein Freund, mit mir iſt es aus, ſie werden mich ermorden."

Als Marie unter der Regierung Ludwig des XIII. den Cardinal Richelieu zu ſtürzen ſuchte, entdeckte dieſer dem Sohne das Verbrechen der Mutter, und daher kam die Härte, mit welcher Ludwig ſie behandelte, da er ſie verbannte und im tiefſten Elend zu Cölln umkommen ließ. War es ein Wunder, daß er das Andenken eines ſolchen Vaters ehrte, der ſchon bey ſeiner Geburt — (wie früher in dieſer Schrift erzählt worden) — eine ſo rührende Freude und zärtliche Liebe zu ihm blicken ließ? — Nach Mariens Tode, als Richelieu im Hotel von Luxemburg, welches ſie hatte bauen laſſen, ein Inventarium von ihren Möbeln aufnehmen ließ, fand man mehrere Büchſen mit allerley Gattungen von Gift. Es wurde dem Cardinal gemeldet, und angefragt, was man damit machen ſolle? — Richelieu gieng Einigemal ſchweigend im Zimmer auf und nieder, und befahl dann, das Gift ins Feuer zu werfen, damit man nicht glauben mögte, er ſelbſt habe das Gift untergeſchoben, um das Andenken ſeiner Feindin zu beſchimpfen.

Nicht blos die Königin, auch das Haus Espernon hat Gottes Rache getroffen, es iſt gänzlich zu Grunde gegangen. Der Herzog drohte, nach Heinrichs Tod, dem erſten Präſidenten von Paris, Harlay, ihn zu erdolchen, wenn er in Ravaillac's Proceß das mindeſte gegen ihn oder die Königin einfließen ließe. Heinrich hatte dieſen Mann ſtets gehaßt, wegen ſeines unverſchämten Betragens und der frechen Reden, die er ſich gegen den König erlaubte, da er ſich ſogar alle Mühe gegeben hatte, um deſſen Erhebung auf den Thron von Frankreich zu hindern. Mit gleicher Bitterkeit wurden Mariens Günſtlinge, der Marſchall d'Ancre und deſſen Weib, vom Könige gehaßt. Sülly fand ihn eines Tages traurig und in tiefen Gedanken, fragte um die Urſache, und erhielt zur Antwort: „nicht Staatsgeſchäfte, ſondern häuslicher Zwiſt, dem ich nicht abzuhelfen weiß, ſchlägt mich ſo nieder."

Als hierauf Sülly ihm rieth, ſich aller dieſer Grillen männlich zu entſchlagen, und ſich ein für allemal auf einen gewiſſen Fuß mit der Königin zu ſetzen, erwiderte Heinrich: „Was ſoll ich thun? meine Schuld iſt es nicht. Gewalt brauchen, iſt mir zuwider, beſonders gegen Solche, die ich geliebt habe. Wie herzlich froh wollt' ich ſeyn, wenn ich mit der Königin in Frieden leben könnte. Mögte ſie nur etwas mehr ſich in mich fügen, ſo wollt' ich gern von meiner Seite unterlaſſen, was ſie kränkt. Aber ſie wird ſich ſchwerlich

„jemals beſſern. Wenn ich ja ſage, ſo ſagt
„ſie nein; das ewige Zanken kann ich länger
„nicht ertragen. Wenn ich heim komme, ſie
„küſſen und liebkoſen will, ſo fährt ſie mich an.
„Meinen natürlichen Kindern beweiſt ſie bey
„jeder Gelegenheit den entſchiedenſten Haß,
„obgleich ſie lange vorher gebohren wurden,
„ehe ich von ihr nur einmal hatte reden hören.
„Den Conchini und ſein Weib überhäuft ſie
„dermaßen mit Geſchenken, daß ich ihr nie genug
„geben kann. Klatſchereyen und Zuträgereyen
„ſteht ihr Ohr ſtets offen. Sie beſoldet
„Spione, die mich umgeben, ihr alles
„was ich thue, jedes Wort das ich ſage, mit
„Vergrößerungen zutragen. Ich war ein
„Thor, daß ich deinen Rath nicht befolgte,
„und jene beyden Nichtswürdigen nicht ſchon
„längſt in ihr Vaterland zurück jagte.“

Mezeray, in ſeinem chronologiſchen Abrégé der Geſchichte Frankreichs (S. 1427 und folgende) beſtätigt alle dieſe Umſtände, und fügt noch manches merkwürdige hinzu. Ein Prophet hatte der Königin geweiſſaget, daß das Krönungsfeſt ſich in Trauer und Thränen endigen würde. In einer Nacht erwachte ſie weinend, und ſagte dem Könige, ſie habe geträumt, man ermorde ihn durch einen Meſſerſtich.

Die Zeugen dieſes Mordes, ſagt Mezeray, waren ſo beſtürzt, daß, wenn Ravaillac nur ſein Meſſer weggeworfen hätte, man ihn nicht erkannt haben würde. Als man ihn ergriff, zeigten ſich plötzlich ſechs oder acht Kerls mit bloßen Degen, welche ſchrieen, man müſſe ihn gleich umbringen, ſich aber ſchnell wieder im Gedränge verbergen. Ravaillac wurde nicht gleich ins Gefängniß geworfen, ſondern zwey Tage lang im Hotel de Retz ſo nachläſſig bewacht, daß Jedermann zu ihm kommen durfte. Unter andern beſuchte ihn ein Mönch fleißig, der viele Wohlthaten vom Könige empfangen hatte, der jetzt deſſen Mörder mit den Worten mein Freund anredete, und ihn ermahnte, keine ehrlichen Leute (gens de bien) in ſeine Anklage zu verwickeln. — Kaum hatte der edle Heinrich ſeinen Geiſt ausgehaucht, als der Herzog von Eſpernon die Garden herbey rief, um das Parlement zu umringen, und es allenfalls zu zwingen, die Königin zur Regentin zu erwählen. So wurde die Blutrache den Mördern ſelbſt übertragen, und auf dieſe Weiſe das Verbrechen in Nacht gehüllt. Des großen Heinrichs Anordnungen wurden umgeſtürzt, ſeine Finanzen zerrüttet, ſeine Erſparniſſe vergeudet, ſeine treuen Diener verbannt, ſeine Allianzen mit andern vertauſcht, und in kurzem ſank das triumphirende, das Geſetze vorſchreibende Frankreich zu einem Werkzeug des ſpaniſchen und römiſchen Hofes herab.

Die Militair-Academie,
oder
# die Helden vom zweyten Range.

So iſt eine Art von Roman betitelt, der vor mehr als dreyßig Jahren erſchien, und ſchnell hinter einander mehrere Auflagen erlebte. Er verdiente dieſe Auszeichnung, denn er iſt mit Feuer, Witz und Fröhlichkeit geſchrieben. Sechs franzöſiſche Soldaten bilden, während des Krieges von 1741. eine Academie, die ſich verbindet, die, nur zu oft vergeſſenen, Heldenthaten der Alexanders zu vier Pfennigen den Tag (wie Voltaire ſie nennt) zu preiſen. Sie verſammeln ſich, mit Glas und Feder in der Hand, um eine Trommel, die ihnen zum Schreibtiſch dient, und da erzählt denn ein Jeder ſeine militäriſchen und galanten Abentheuer.

Die Zueignungsſchrift iſt an den berühmten Vacarmini gerichtet, General-Trommelſchläger und Mitglied aller muſikaliſchen Academien in Deutſchland, Italien, Böhmen und der Schweiz. Man verſichert in einer Note, daß dieſer Vacarmini die ganze Oper Alceſte, und auch einen Theil der Oper Orpheus, für die Trommel componirt hat; ſie ſollen nächſtens bey einer Revue im freyen Felde aufgeführt oder getrommelt werden. Hier einige Stellen aus der Zueignungsſchrift:

„Hochgeehrter Kammerad! Ich liebe den Ruhm, und da ich Niemanden kenne, der mehr Lärm in der Welt gemacht hat, als du, ſo bin ich ſo frey, dieſes kleine Werk deiner lärmenden Protection zu übergeben. Trommle es aus unter unſern Schönen und ſchönen Geiſtern. Wenn du brav wirbelſt, ſo kann mirs nicht fehlen. — Ich hatte vormals einige Freunde unter den Schriftſtellern, aber heutzutage ſind Kabale, Intrigue und Neid die

Tyrannen der Litteratur; Zwerge, auf Stelzen ſchreitend, dünken ſich Rieſen, und ſchreyen ſo laut, daß ſelbſt deine Trommel Mühe haben wird, durchzudringen. Die Bühne unſerer Litteratur gleicht dem Operntheater: Die erſtickte geſunde Vernunft wird täglich aufgeführt.“ (C'est tout comme chez nous.)

Racine's lezter Wille.

Sterbend bat Racine ſeine Frau um Gotteswillen, zu verhüten, daß keines ſeiner Kinder jemals Verſe mache. Er wußte, wie ſchwer es iſt, gute Verſe zu machen, und wie unerträglich die mittelmäßigen ſind. — Einige Zeit nach ſeinem Tode beſuchte die Wittwe ihren Sohn Louis, der in einem Collegio ſtudierte. Einer der Profeſſoren glaubte ihr eine große Freude zu machen, indem er ihr ſogleich Verſe vorlas, die ihr Sohn gemacht, und von welchen der Lehrer verſicherte, er ſelbſt würde ſich nicht ſchämen, Verfaſſer davon zu ſeyn. Louis war erſt zwölf oder dreyzehn Jahre alt, und es hieß ſchon, ſein berühmter Vater werde in ihm wieder aufleben. Aber die Mutter, der letzten Worte ihres Mannes gedenkend, erſchrak heftig, begab ſich ſogleich zu deſſen Freunde, dem alten Boileau, und klagte ihm ihre Noth. „Laſſen Sie den jungen Menſchen zu mir kommen,“ ſagte der ſtrenge Geſetzgeber des Parnaſſes. Madame Racine theilte ihrem Sohne die Einladung mit. Dieſer hat nachher oft erzählt, er habe bey dem bloßen Namen Boileau gezittert. Indeſſen mußte er gehorchen. Als er zu Boileau in das Zimmer trat, rief der grämliche Richter ihm donnernd entgegen:

„Iſt er es, junger Herr, der ſich mit „Verſemachen abgiebt? Er ſoll wiſſen, daß „der unſterbliche Homer keinen Sohn hatte, „der Verſe machte, und der göttliche Virgil

„eben ſo wenig; und daß der unnachahmliche
„Jean Racine gleichfalls keinen haben wird.“

Aber — wie es denn zu gehen pflegt — Louis kehrte ſich daran nicht, ſondern dichtete muthig drauf los. Sehr trockene und langweilige poetiſche Abhandlungen über die Religion und über die Gnade floſſen aus ſeiner Feder. Es gab auch damals fromme Seelen, die ihn wirklich für einen Dichter hielten, vielleicht gar für einen größeren als ſein Vater war; allein heutzutage lieſt ihn Niemand mehr, er iſt vergeſſen.

Jean Racine hatte wohl übrigens ganz Recht, ſeine Kinder vor einer Laufbahn zu warnen, wo ſelbſt die ſparſamen Roſen nur vom Neide begeifert blühen; denn die Zeiten ſind längſt vorbey, in welchen Carl IX. an Ronhard ſchrieb:

L'art de faire des vers, dût-on s'en indigner,
Doit être à plus haut prix que celui de regner.

Die wenigſten denken von der Dichtkunſt wie dieſer König, Mehrere hingegen wie eine gewiſſe Demoiſelle Margerot, welche zu ſagen pflegte: „Wir ſind lauter ehrliche Leute in „unſerer Familie, ausgenommen mein Bruder, „der uns durch Verſemachen entehrte.“

Zwey Appendixe.

Erſtens, ein ernſthafter Appendix.

Der Redacteur des Telegraphen, Herr Schlange, hat in No. 312. ſeinen Giftzahn an einem in Königsberg erſchienenen Gedicht, und an dem vormaligen Herrn Miniſter von Stein gewezt. Das geht mich nun weiter nichts an, denn ich habe das Gedicht nicht gemacht, und kenne den Herrn von Stein nicht, ſondern habe blos viel rühmliches und viel Böſes von ihm gehört, woraus ich denn geſchloſſen, daß er ein ausgezeichneter Mann ſeyn müſſe. Das bey Seite, ſo hat es dem Herrn *Schlange* beliebt, den Zahn auch bis zu mir hinaus zu recken, uneingedenk, daß ich Zähne auszubrechen verſtehe; beſonders wenn ſie ſo wacklig ſind, wie der ſeinige. Er ſagt, man müſſe Männer wie *Genz* und mich verachten, *weil jede Zeile ihrer Schriften mit Guineen bezahlt werde.* Ich weiß nicht, ob Herr von Genz Guineen aus England empfängt, und frage auch nicht darnach; allein was *mich* betrifft, ſo verbürge ich meinen Kopf dafür, daß kein engliſcher Schilling von mir empfangen, noch mir jemals angeboten worden.

Wie geräth denn nun Herr *Schlange* auf den Satanskniff, mich nicht allein *fremden* Regierungen, ſondern auch derjenigen verdächtig machen zu wollen, unter deren Schutz ich in ſtiller Einſamkeit lebe? und die

— weil ſie jezt gleichfalls im Kriege mit England begriffen iſt — alle und jede Communication ihrer Unterthanen mit den Engländern ſcharf verboten hat. Meynt denn Herr Schlange, wenn man nicht über Alles ſo denkt und ſchreibt, wie etwa gewiſſe Leute es verlangen, ſo müſſe man durchaus dafür bezahlt werden? hat er dieſe Regel von ſeinem eigenen Bewußtſeyn abſtrahirt? erinnert er ſich noch der Zeiten, wo er vor dem Preußiſchen Hofe kroch? und zählt er etwa noch die Thaler, die ihn anders Sinnes machten? —

Nun, ſo wiſſe er, daß er an mir keine Wetterfahne findet; daß ich nie krieche, und auch nie anders Sinnes werde, als ich ſchon vor 15 oder 16 Jahren war. — Wenn Fürſten ihren Gedanken, oder vielmehr ihren Handlungen, bisweilen unvermuthet eine andere Richtung geben, ſo geſchieht das oft aus nothwendigen Rückſichten auf das Glück ihrer Unterthanen, auf ihre Macht u. ſ. w. Allein ſolche Rückſichten hat der Privatmann nicht zu nehmen; ſeine Meynungen müſſen auf moraliſche Grundſätze gebaut, und folglich unveränderlich ſeyn, dann iſt er achtungswerth. Derjenige hingegen, dem man auf ein paar Seiten ein paar hundert ſolche elende Widerſprüche vorrücken kann, wie die Feuerbrände dem Herrn Schlange vorgerückt haben, der iſt der Mann, welchen Verachtung trifft.

Ich liebe die Franzoſen und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn ſie das Glück und die Ruhe ihrer Mitvölker nicht ſtören; ich haſſe die Engländer, und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn ſie rauben, plündern, verwüſten, unterjochen. Ich bin nicht gewohnt, Handlungen, und wären es Heldenthaten, nach ihrem Erfolg zu beurtheilen, ſondern nach ihren Motiven, die einzig und allein ihren Werth oder Unwerth beſtimmen. Ich ehre den Unglücklichen, wenn er ſchuldlos leidet; ich verachte den Glücklichen, wenn er ſchuldbewußt triumphirt. So hat jeder ehrliche Mann gedacht, ſchon lange zuvor, ehe es engliſche Guineen in der Welt gab. So wird Herr Schlange nie denken, wohl aber allenfalls ſo ſchreiben, wenn die Engländer jemals ſiegreich in Erfurt einrücken ſollten. Daraus erklärt ſich alſo, warum er mich angeſpieen, und warum er von Herzen wünſcht — (von Herzen? nein, er hat kein Herz) — Männer, die ihn beſchämen, durch ſein Gifft aus dem Wege zu räumen. — O Schlange! Schlange! hüte dich! verzehre künftig ruhig deinen Erfurter Rettig unter dem Schutze des Adlers, der ſeine Flügel über dir auszubreiten dich würdigt; oder berauſche dich in dem Mohnſafte der dich umgebenden Gefilde, damit man wenigſtens von dir ſagen könne: ſeine Wuth iſt nicht Niederträchtigkeit, ſondern eine bloße Trunkenheit.

Zweytens, ein luſtiger Appendix.

Ein gewiſſer Müller, der ſich Königl. Bayriſcher Hofmahler nennt, hat 1807 ein Schreiben über meine Reiſe nach Italien drucken laſſen, welches mir ſehr ſpät, nemlich erſt im December 1808 in die Hände gefallen, denn es iſt einer der Vorzüge meiner jetzigen Lage, daß ich von dem vielen dummen Zeuge, welches gegen mich geſchrieben wird, ſelten etwas erfahre. Ohngeachtet ich in der Vorrede zu meiner Reiſe ausdrücklich erklärte, daß die eigentlichen Kunſtmenſchen ſie nicht leſen müßten, weil ſie ſich nur daran ärgern würden, ſo hat Herr Müller ſie doch geleſen, und ſich richtig dabey geärgert; aber auch dermaßen geärgert, daß man wirklich beſorgt um ſeine Geſundheit wird.

Der Styl iſt ein wenig preziös, ein wenig ſchwülſtig und auch ein wenig maſſiv. Hier ein Pröbchen davon, wie es mir eben in die Hand fällt. Ich habe nemlich geſagt, daß Canova's Venus mir beſſer gefällt als die mediceiſche, weil die leztere in meinen Augen ein ſteifes porte des bras macht, als ob ſie es vom Tanzmeiſter gelernt hätte. Hierüber drückt ſich Herr Müller, Seite 41, folgendergeſtalt aus: dieß Urtheil dient, wie die Säulen des Herkules dem Göttermuth, dem lezten Hinabſinken an die Beſtialität zum Gränzſteine.

Ich will mich nicht bey der ſchönen Poeſie des Bildes aufhalten, wo ein Hinabſinkender einen Gränzſtein findet, der ein Urtheil iſt, und zwar ſein eignes Urtheil, welches den Säulen des Herkules gleicht u. ſ. w. Schlegel ſagt, der Menſch ſey eine ernſthafte Beſtie, man muß aber doch geſtehen, daß es auch Leute giebt, welche komiſche Beſtien ſind. Ich habe in meiner Reiſe beſtimmt erklärt, daß ich Niemanden nachſchwatzen, ſondern blos meine Empfindungen beym Anblicke von Kunſtwerken wiedergeben würde. Wem dieſe Empfindungen barbariſch, oder gar beſtialiſch vorkommen, der mag mich bedauern und mein Buch ungeleſen laſſen. Aber einem toleranten Künſtler würde es intereſſant geweſen ſeyn, zu ſehen, welchen Eindruck Kunſtwerke auf einen übrigens ganz gut organiſirten Menſchen machen, der nur kein Kunſtmenſch iſt, und auch keiner ſeyn will; der dieß nicht aus falſcher Schaam verbirgt, und — wie ſo mancher thut, um ſich ein Anſehen zu geben — das Maul aufſperrt, als ob er bewunderte, indeſſen er eigentlich gähnen mögte. Ich wette, daß unter tauſend gebildeten Menſchen wenigſtens 980 daſſelbe beſtialiſche Urtheil über die Venus von Medicis und die von Canova fällen würden, allein ſie wagen es nicht zu erkennen, denn das Kunſtgeſchwätz imponirt ihnen, und ſie meynen, man werde ſie für dumm halten, wenn ſie nicht auch die Miene machten, als verſtünden ſie es. Ich aber habe mir von Leſſings Mahler Conti zurufen laſſen: wehe dem, der erſt von uns lernen ſoll, was ſchön iſt! Ich meyne, ich ſey auch mit einem Sinn für das wahre Schöne begabt. Herr Müller meynt das nicht; in Gottes Nahmen! Er hält mich für eine Beſtie, ich halte ihn für einen Menſchen, und wir haben vielleicht beyde Unrecht.

Aber daß er mir auch zum Verbrechen macht, unglücklicherweiſe eine feinere Naſe zu haben, als Er — ey ey, mein lieber Herr Müller, das iſt doch nicht recht. Ich habe nemlich geklagt, daß es an manchen Orten in Rom, mitten unter berühmten Kunſtwerken, gewaltig ſtinkt. Herr Müller hat nichts gerochen, dazu wünſche ich ihm Glück, aber ſtinken thut es darum doch.

Hin und wieder ertappt er mich auch auf Unwiſſenheiten und freut ſich ſehr darüber.

Mein Gott! es können nicht alle Menſchen ſo gelehrt ſeyn, wie der Königlich Bayerſche Herr Hofmahler Müller. So z. B. hab' ich gemeynt, die Statue Conſtantins von Bernini ſey ſpäter verfertigt, als die Statue Carls des Großen von Cornachini; ſie iſt aber, wie Herr Müller durch gelehrte Citate beweißt, einige Jahre früher gemacht: ferner habe ich nicht gewußt, daß die Säulen der Paulskirche ehemals zum Grabmal Hadrians gehörten; daß Nero nicht im Coliſeum gekämpft hat u. ſ. w. Die Welt wird ihm ſonder Zweifel gerührten Dank wiſſen, daß er die Güte gehabt hat, dergleichen gräßliche Unwiſſenheiten zu berichtigen.

Da meine Reiſe nach Italien nicht allein in Deutſchland mit Beyfall aufgenommen, ſondern auch, überſetzt, in England ſo begierig geleſen worden, daß ſogar Einer der angeſehenſten Londner-Buchhändler (Philippſon) mir unter ſehr vortheilhaften Bedingungen den Vorſchlag machte, nach England zu kommen, um über dieſe Inſel ein ähnliches Werk zu ſchreiben; ſo muß es doch wohl eine Menge ganz geſcheite Leute geben, die anders über mein Buch denken, als Herr Müller, und deshalb wäre es verlohrne Zeit, mich in eine Fehde mit ihm einzulaſſen, da er ohnehin, neben ſeiner erhabenen Kunſt, auch die Pöbelkunſt zu ſchimpfen, in einem ſo eminenten Grade beſizt. Ich mache ihm alſo mein Compliment und wünſche ihm eine glückliche Wiederherſtellung von ſeinem Gallenfieber.

Nur **Eines** muß ich rügen, weil es ein wenig gar zu maliziös iſt. Ich ſoll nemlich — weil mir der Hiſtorienmahler **Schmidt** in Neapel kein großer Hiſtorienmahler geſchienen — den Dolch wie ein Raſender nach dem Herzen dieſes Mannes gezückt haben; denn es hätte geſchehen können, (meynt Herr Müller) daß der Hof von Darmſtadt, der jenem Künſtler eine Penſion giebt, dadurch bewogen worden wäre, einen übereilten Entſchluß zum Nachtheil deſſelben zu faſſen. — Mein werther Herr Müller! das war wenigſtens ein übereilter Schluß. Wenn ein ſolcher Nichtkenner, als ich bin, ſeine Gedanken über Gemählde ſagt, ſo ſind das keine Dolche, und es kehrt ſich auch kein Hof daran. Herrn Schmidts moraliſchen Charakter hab' ich auf keine Weiſe angetaſtet. Er mag ein ſehr braver Mann ſeyn, ich will es gern glauben, aber ſeine Gemählde gefallen mir nicht. Mich deswegen zum Meuchelmörder zu machen — ey ey, Herr Müller! Sie, der Sie Adams Erſtes Erwachen geſchrieben haben — was meynen Sie wohl, was Adam ſagen würde, wenn er noch einmal erwachte und ſolche maliziöſe Enkel unter ſeiner Nachkommenſchaft fände?

Der Bär Marko.

Der Verfaſſer eines hiſtoriſchen Verſuches über die Stadt Nancy erzählt:

Der Canton Bern in der Schweitz, welcher bekanntlich einen Bär in ſeinem Wappen führt, hatte René dem Zweyten, Herzogen von Lothringen, Hülfe gegen den Herzog von Burgund geleiſtet, und, aus dankbarem Andenken an dieſe Begebenheit, unterhielten ſeitdem die Herzoge von Lothringen beſtändig einen Bären auf ihrem Schloßhofe. Der Bär des Herzogs Leopold hieß Marko. Während des harten Winters von 1709 trieb die grimmige Kälte einen faſt erſtarrten kleinen Savoyarden in die Hütte dieſes Marko, die Gefahr nicht ahndend oder aus Noth ihr trotzend. Der Bär, weit entfernt das Kind zu beſchädigen, nahm es zwiſchen ſeine Pfoten, drückte es an die Bruſt, wärmte es bis zum andern Morgen, und ließ es dann frey gehen, um, wie gewöhnlich, in der Stadt ſein Stückchen Brodt zu verdienen. Der kleine Savoyard ſtellte ſich am Abend, und an vielen folgenden Abenden wieder ein, und wurde nicht allein jederzeit eben ſo freundlich aufgenommen, ſondern auch ſogar bewirthet, denn Marko legte von ſeiner Portion täglich einen Theil zurück, den er dem hungrigen Gaſte vorſetzte. Es währte lange, ehe man dieß ſeltſame Freundſchaftsbündniß bemerkte.

Eines Abends brachte der Bärenwärter ſpäter als gewöhnlich dem Thiere ſein Futter, und erſchrack nicht wenig, als er es fürchterlich brummen hörte und ſeine Augen zornig funkeln ſah. Es ſchien ihm gleichſam Stille zu gebieten, weil ein ſchlafendes Kind an ſeiner behaarten Bruſt lag. Es rührte ſich auch nicht um zu freſſen, ſo gierig es ſonſt nach ſeinem Futter war. Der Hof erfuhr ſogleich dieß Wunder. Leopold ſelbſt und ſeine Höflinge waren öfters Zeuge, daß Marko nie ſein Futter anrührte, ſo lange ſeinem kleinen Gaſt zu ſchlafen beliebte.

Als das Kind erwachte und ſich entdeckt ſah, fürchtete es Strafe ſeiner Verwegenheit und bat um Gnade. Allein der Bär liebkoſte ihm freundlich, und ſchob es hin zu dem Futter, um ſich ſatt zu eſſen. Der gerührte Herzog nahm den kleinen Savoyarden in ſeine Dienſte, und gewiß würde dieſer, durch ſeinen Gönner, den Bären, in der Folge ſein Glück bey Hofe gemacht haben, wäre er nicht bald darauf geſtorben.

Napoleon's Genealogie.

Noch kürzlich haben wir in den Zeitungen geleſen, daß die Familie Bonaparte von den griechiſchen Kayſern herſtamme. Der Artikel war, wo ich nicht irre, aus dem Journal de Paris entlehnt, und da bekanntlich dieſes Journal außerordentlich gelehrt und außerordentlich wahrhaft iſt, ſo wage ich nicht daran zu zweifeln. Indeſſen giebt es noch andere Bücherwürmer, die ſich mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt und nicht begnügt haben, für den Helden Napoleon einen Königlichen oder Kayſerlichen Urſprung aufzufinden, ſondern die ihn ohne Bedenken von den Göttern ſelbſt herleiten. Nemlich im 24ſten Theile von Muratori's rerum italicarum Scriptoribus hat ein gewiſſer Peter Cymäus in vier Büchern de rebus corsicis gehandelt. Dieſer Peter Cymäus macht einen Sohn des Herkules zum Könige von Corſica, von welchem Strabo erzählt (L. V. c. 225.) daß er Sardinien beherrſcht habe. Nach dieſem glücklichen Fund war der Stammbaum nicht ſchwer zu machen: Napoleon ſtammt in gerader Linie von jenem Könige ab, und iſt folglich ein Ur-Ur-Enkel des Herkules.

Wie mag es doch zugehen, daß, wenn ein Genie aus dem Staube ſich empor ſchwingt, man ihm ſogleich eine hohe Abkunft anlügt? als ob die Menſchen den Baumen glichen, die, wenn ſie einmal veredelt ſind, immerfort edlere Früchte tragen. Jene elenden Schmeichler ſcheinen dadurch das Bekenntniß abzulegen, daß der Stand, in dem ſie ſelbſt gebohren ſind, keine Helden hervorbringen könne. Nächſtens werden ſie wohl auch den Pontius Pilatus einen Brief an Napoleons Vorfahren ſchreiben laſſen, damit die Familie Dalberg nicht die einzige ſey, welche dieſer Ehre ſich erfreut. Dieſer Brief, in welchem die Kreuzigung Chriſti ſehr höflich gemeldet wird, könnte jezt mit gleicher Höflichkeit von jener Familie vergolten werden, denn es iſt ja über ſo Manchen das Kreuziget ihn! ausgerufen worden.

Klageſchreiben eines Gaſtwirths in J**
an den Herausgeber der Biene.

Vermuthlich, mein Herr, leſen Sie auch den Hamburgiſchen Unpartheyiſchen Correſpondenten, denn wer lieſt nicht gern etwas Unpartheyiſches? — Ach mein Herr! der Grauſame hat, in einem ſeiner Novemberblätter des abgewichenen Jahres, meinen guten Ruf und folglich auch meine zeitliche Glückſeligkeit, auf immer zerſtört. Er ſagt nemlich, ich hätte einen König, der mir die Gnade angethan, bey mir zu logiren, als er zum Erfurtiſchen Olymp reiſte, ſchamlos geprellt. Ja, mein Herr, geprellt! das iſt der abſcheuliche Ausdruck, deſſen er ſich bedient.

Was hilft es mir nun, daß ich meinen Ruf ſeit vielen Jahren unbefleckt erhalten? daß ich ein Maaß Wein, welches mich ſelbſt acht Groſchen koſtete, nie höher als für zwey Thaler verkauft habe? was hilft es mir nun, daß ich für alles, was die Reiſenden nicht verzehrten, höchſtens die Hälfte des Werthes anſetzte? — Es iſt aus mit mir! Niemand kehrt mehr bey mir ein! man zeigt mit Fingern auf mich, man nennt mich den Königs-Preller.

Lieber Gott! um einen König zu prellen, dazu gehören ganz andere Leute als ich bin, und die werden ſich auch wohl finden. Solche Prellereyen geſchehen aber nicht in Wirthshauſern.

Ich dachte anfangs; es hat nicht viel zu ſagen, und ich werde mich ſchon vertheidigen.

Aber wie ſoll ich das anfangen? ja, wenn ich das ganze Publikum auf unſern großen Markt verſammeln, und mitten darunter treten und ſchreyen könnte wie ein hieſiger Profeſſor? Aber Niemand will meine Vertheidigung hören, Niemand will ſie drucken. Man iſt ſo gottlos mir zu ſagen, man dürfe keine Lügen drucken. Ach du mein himmliſcher Vater! es werden, mit Reſpect zu melden, entſezlich viele Lügen gedruckt, und meine Wahrheit ſoll nicht an das Tageslicht kommen? — Ich habe mich an den unpartheyiſchen Correſpondenten, an den Freymüthigen, an den Zuſchauer, an den Telegraphen, und Gott weiß an wen ſonſt noch gewendet, aber Alles vergebens! Der Eine ſpricht; er ſey nur noch unpartheyiſch in partibus fidelium, gleich wie es Biſchöffe gäbe in partibus infidelium. (Das verſtehe ich, mit Ihrer Erlaubniß, nicht.) Der Andere ſpricht: ſeine Freymüthigkeit habe ein gewiſſer Herr von Hutten mit zu Grabe genommen, und dieſer Herr von Hutten ſey an einer böſen Krankheit geſtorben. Das thut mir leid, ob ich gleich den ehrlichen Mann nicht gekannt habe. Der Dritte meynt: ein Zuſchauer müſſe auch manchmal die Augen zudrücken. Der Vierte antwortet: er könne mir mit dem Telegraphen nicht dienen, weil er ſchon längſt vermiethet, oder gar verkauft ſey.

So gehe ich troſtlos von Einem zum Andern, und wenn ſich Ihre Biene meiner nicht erbarmt, ſo prellt mich der Kummer um das bischen Leben, das heißt, ſo ziemlich um Alles, was ich beſitze, denn ich bin ein Deutſcher.

Indeſſen will ich, in der Vorausſetzung, Mitleid bey Ihnen zu finden, meinen Spruch anheben: Ich könnte ſagen, das Prellen überhaupt ſey eben kein Schimpf, wenn man es nur recht ins Große treibt; aber dazu hat es mir leider an Genie gemangelt. Ich habe bisweilen hohe Reiſende logirt, die weit her kamen, blos um ſich prellen zu laſſen, aber nicht von mir. Die Schriftſteller prellen das Publikum täglich; die Politik prellt die Moral; die Gewalt prellt die Gerechtigkeit; von alle dem ſpricht Niemand. Wenn aber einmal ein armer Gaſtwirth mit doppelter Kreide ſchreibt, weil er mehr Kreide als Brod im Hauſe hat, ſo ſchreyt die ganze Welt. Leben wir denn etwa in Zeiten, wo die Uneigennützigkeit Mode iſt? ich richte mich ſo gut nach der Mode wie ein Anderer, und alte Moden mache ich nicht mit.

Sie wiſſen nicht, mein Herr, wie es hier bey uns ausſieht, und was, die Kreide ausgenommen, alles von mir requirirt worden iſt. Zuerſt hab' ich die ſchweren Kriegsbürden tragen müſſen: mein Haus hat ein paarmal gebrannt, und meine hübſche Tochter iſt mir ganz verlohren gegangen. Dann hab' ich mich unterthänigſt freuen müſſen, habe zu Ehrenpforten, Ehrengarden, Ehrenſäulen, Ehrengedichten und dergleichen vornehmen Dingen, meine paar Groſchen mit entzückter Wehmuth herzahlen müſſen, ſo daß ich faſt vor lauter Freuden verhungert wäre.

Endlich kam die tröſtliche Botſchaft, ein König werde bey mir logiren. Da dachte ich gleich an den alten Magiſter, der, ehe er verhungerte, meine Kinder leſen und ſchreiben lehrte; der führte immer ein lateiniſches Sprüchlein im Munde, von einem gewiſſen Horazius, der hatte gemeynt, die Könige wären Schuld daran, wenn wir armen Teufel des Teufels würden. Ferner dacht' ich: müſſen wir doch Alles ohne Murren leiden, wenn wir in der Gewalt der Könige ſind; nun, ereignet ſich einmal der ſeltne Fall, daß ein König in meiner Gewalt iſt, warum ſollt' ich nicht in aller Unſchuld Nutzen davon ziehen?

Ich werde ihn aber nicht prellen, Gott bewahre! ich werde nur ſeine Gnade ein wenig in Requiſition ſetzen. Wer weiß, wo es ihm der liebe Gott auf einer andern Seite wieder beſchert, denn unter den hohen Häuptern iſt jezt heiliger Chriſtabend. Sehen Sie, mein werther Herr, ſo dacht' ich, und nahm flugs die Kreide und ſchrieb ein wenig dick, das iſt es Alles. Ich verließ mich auf das alte Sprüchwort: wer das Kreuz in Händen hat, der ſegnet ſich. Aber nun ſpricht mein Nachbar: das gälte nicht mehr vom Kreuze, ſondern nur vom Schwerdte. Das hab' ich nicht gewußt, denn unſer Eins weiß nicht viel.

Mein verhungerter Magiſter, der ein grundgelehrter Mann war, hat mich auch berichtet: daß — vermuthlich vor alten Zeiten — ich weiß nicht mehr bey welchem Gaſtwirth, ein König ſeine Zeche mit ſeinem ganzen Königreiche bezahlen müſſen. Ein anderer, reiſender Monarch, hat einmal für ein halbes Dutzend Eyer, eben ſo viele Goldſtücken erlegen müſſen. „Ey, ey,“ ſagten Sr. Majeſtät zu dem Gaſtwirth, „ſind denn die Eyer hier ſo „ſo ſelten?“ – Die Eyer nicht, verſetzte der Unterthänige, allein die Könige. Nun, die Könige ſind freylich heutzutage nicht ſo gar ſelten mehr, allein durch unſer liebes J** paſſiren ſie doch wunderſelten. Darum bitte ich Sie, mein Herr, erbarmen Sie ſich meiner! ſagen Sie den Leuten, daß ich nicht ſchlechter bin als mancher, der nicht beſſer iſt. Laden Sie alle Reiſende freundlich in meinen Gaſthof, und verſprechen Sie in meinem Namen, daß ich ihnen gratis den Platz zeigen will, wo der König ausgeſpuckt hat.

Wenn Sie, mein werther Herr, meine Ehre retten, ſo ſoll es mir auch auf ein Fäßchen getrocknete Zwetſchgen nicht ankommen, der ich ſelbſt, vor Kummer wie eine Zwetſchge zuſammengetrocknet, verharre, meines hochgeehrten Herrn und ſeiner Biene

dienſtwilliger

N. N.

Schwerlich.

Am 21. November 1782 hielt das Pariſer Muſeum eine Verſammlung, in welcher unter andern ein Bildhauer des Königs, Namens Couacnon, die Büſte Ludwig des XVI. der Geſellſchaft ſchenkte. Der Präſident ſprach bey dieſer Gelegenheit von dem Glücke, die Abbildungen großer Männer, und beſonders ſolcher Fürſten vor Augen zu haben, welche die Freude ihrer Unterthanen und der Stolz der Menſchheit ſind. Er ſchloß mit heißen Wünſchen für den Monarchen, und ein gewiſſer Herr Girard de Lourmarin ließ Verſe ableſen, in welchen Ludwig „ein Vater ſeiner Unterthanen, ein „gerechter, weiſer, ſtandhafter König genannt „wurde, der ſtets das Gute wolle, die Wahrheit ſuche, Mißbräuche abſtelle, die Sklaverey vernichte. In alle Ewigkeit ſollte „Ludwig XVI. den ſchönen Titel, Freund

„der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit führen."

Ich will hier nicht rügen, was man, trotz dieſer herrlichen, und zum Theil verdienten Lobſprüche, Ungerechtes und Unmenſchliches an jenem Könige gethan hat; ich will nur noch die Tirade abſchreiben, mit welcher die Anzeige der erwähnten Feyerlichkeit ſchließt: Si les rois pouvoient être témoins de scenes aussi intéressantes, ils trouveroient bien plus leger le poids de leur auguste couronne. (wenn die Könige Zeugen ſolcher intereſſanten Scenen ſeyn könnten, ſo würden ſie die Laſt ihrer erhabenen Krone weit leichter finden.) — Schwerlich! ſchwerlich! wo gäb' es wohl einen König, der noch heutzutage ſo leichtgläubig wäre, auf die Schmeicheleyen ſolcher Verſammlungen auch nur den mindeſten Werth zu ſetzen? wo gäb' es wohl Einen, der nicht wüßte, daß die Herren gerade das Nemliche, nicht nur zu ſeinem rechtmäßigen Nachfolger, ſondern auch, wenn es die Umſtände erheiſchen, zu ſeinem Todfeinde, zu dem Räuber ſeiner Krone ſagen werden? leider lehrt die Erfahrung, daß die gebildeteſten Männer einer Nation in dieſem Puncte eben ſolche Wetterhähne ſind, als der gemeinſte Pöbel. Sie rühmen und ſchmeicheln aus Furcht, oder Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Gewohnheit; keiner fühlt und denkt was er ſpricht. Sie machen, wie abgerichtete Thiere, ihre Künſte, weil ſie den Stock fürchten, oder weil ſie gefüttert werden. Und ſolche Erbärmlichkeiten ſollten die Laſt einer Krone zu erleichtern im Stande ſeyn?

Man bemerke noch, daß gerade unter dieſen Schmeichlern, die am 21. November 1782 Ludwig den XVI. ſo hoch prieſen, ſich mehrere befanden, die, wenige Jahre ſpäter, wüthende Revolutionsmänner waren, unter andern der berüchtigte **Anacharſis Cloots**.

Quodlibets.

Warum kämpft ihr doch, ihr Ruhmſüchtigen Helden? ſelbſt in der Geſchichte iſt der Nachruhm oft zweydeutig. Ueber Bayern herrſchte einſt ein Herzog Arnulph. Einige Geſchichtſchreiber nennen ihn malum, den böſen, Andere optimum, den beſten. Welches hatte er verdient? vermuthlich keines von beyden.

Auf den Maldiviſchen Inſeln lebte vor Zeiten ein Fürſt, der Nanabauderytalurn hieß. Da jezt der neuen Namen unter Chriſten und Juden ſo viel werden, daß man wohl bisweilen verlegen ſeyn kann, wo man ſie alle hernehmen ſoll; ſo habe ich jenen wohlklingenden, prächtigen Ranabauderytaluru hiermit empfehlen wollen.

Vor 900 Jahren lebte ein Mönch zu Tegernſee in Bayern, der Bucolica ſchrieb. Etwa eine Nachahmung des Virgil? — ach nein! es waren lauter Geſchichten von Mirakeln, die ſich zu Tegernſee an Ochſen und Kälbern zugetragen hatten.

Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung giebt es Klippen, welche die Portugieſen Abrolhos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf. O wie viele Abrolhos giebt es jezt auch auf dem feſten Lande, aber Niemand thut die Augen auf.

Der Palatinus von Ungarn äußerte ſein Erſtaunen gegen den Kayſer Sigismund, daß er ſeinen bitterſten Feinden verziehe, wenn er ſie in ſeiner Gewalt hätte. Man müſſe ſie todtſchlagen, meynte der Palatinus. „Das „thue ich auch,“ erwiederte der Kayſer: „ſo „oft ich einen Beſiegten mit Wohlthaten über„häufe, ſo tödte ich den Feind, und ein „Freund wird mir gebohren.“

Die Zeiten ſind vorbey, wo es Edelleute gab, die in ihrem Teſtament verordneten, daß man ihre Leichen aufrecht ſtehend in hohle Säulen vermauern ſolle, damit nicht etwa ein Bürgerlicher, oder ſonſt ein Wicht, mit Füßen auf ihnen herum träte. Jezt wären ſie ſchon froh, wenn ſie verhindern könnten, daß man nicht bey lebendigem Leibe mit Füßen auf ihnen herum tritt.

Die Spanier waren doch ſtets eine brave, unerſchrockene Nation. Ein gewiſſer Acunha bewaffnete ſich haſtig, weil die Ehre ihn auf den Kampfplatz rief. Der Knappe, der ihm den Helm zuſchnallte, machte es ungeſchickt. Acunha klagte über einen heftigen Schmerz am Ohre, und verlangte, den Helm anders aufzuſetzen; aber der Knappe blieb dabey, er ſitze ſo ganz recht. Der Ritter wollte, wegen dieſer Kleinigkeit, ſich nicht länger aufhalten; er gieng, focht, ſiegte, kam zurück, warf den Helm mit ſammt dem Ohre, auf den Tiſch, und ſagte ſehr gelaſſen: „ſiehſt du nun, daß er unrecht ſaß?“ — Gebe Gott, daß jeder brave Spanier, wenn er ſeinen Helm einſt abwirft, nicht beyde Ohren zugleich mit auf den Tiſch werfen müſſe.

Jeder Menſch von Gefühl ſchaudert bey dem bloßen Namen der Inquiſition. Aber nicht blos in der Grauſamkeit, ſondern auch in der Unverſchämtheit ließ dieſes Tribunal die Hölle weit hinter ſich zurück. Man erzählt, Philipp III. König von Spanien, habe einſt einem Auto du fé beygewohnt, wo zwey Ketzer, die eben verbrannt werden ſollten, dem Himmel laut dankten, daß er ſie gewürdigt habe, für die Wahrheit zu ſterben. „Die Unglücklichen!“ ſagte der König, „ſie irren freylich, allein ſie glauben doch wirklich auf dem rechten Wege zu ſeyn.“ — Dieſe Worte, von ſtrafbarem Mitleid eingehaucht, erfuhr der Großinquiſitor, ſchäumte vor Wuth, citirte den König vor ſeinen Richterſtuhl, und verdammte ihn zum Tode als einen Gönner der Ketzerey. Weil man aber doch Bedenken trug, dieß Urtheil zu vollſtrecken, ſo wurde es dahin gemildert, daß der König am Arme zur Ader laſſen mußte. Das Blut empfieng der Henker der Inquiſition und verbrannte es öffentlich.

„Der Menſch war verrückt,“ ſagte Einer meiner Freunde, als er folgende Anecdote las: Ein armer Englander, Richard Smith, der Frau und Kinder nicht mehr ernahren konnte, brachte ſie um, zuletzt ſich ſelbſt. Doch hatte er noch zuvor in einem wehmüthigen Schreiben ſeinen Hund und ſeine Katze einem wohlhabenden Freunde zur Verſorgung empfohlen. — „Der Menſch war verrückt; warum empfahl er nicht lieber ſeine Kinder?“ —

Mir ſcheint es darum noch nicht ausgemacht, daß er verrückt war. Wiſſen wir denn, in welchen Zeiten er lebte? — Wäre es manchem armen Teufel in unſern Tagen zu verargen, wenn er lieber ſeinen Hund und ſeine Katze zurücklaſſen möchte, als ſeine Kinder?

Zu den Zeiten, als die P—ſchen Officiere noch glaubten, nur ein Edelmann könne tapfer ſeyn; ſprach einſt ein General an ſeiner Tafel von einem abweſenden Hauptmann mit warmem Lobe. Ein Fähndrich aus einem der erſten Häuſer, ließ ſich halb laut vernehmen: der Gelobte ſey doch nur ein Bürgerlicher, ein Officier de fortune. „So?“ ſagte der General,

„es iſt mir lieb, das zu erfahren. Ich hegte „blos Hochachtung für den Hauptmann, und „ſehe nun, daß ich ihm Reſpect ſchuldig bin." — Hätten alle P—ſchen Generale ſo gedacht wie dieſer, und die P—ſchen Fähndriche nicht ſo gedacht wie Jener — u. ſ. w.

Dem Herzog von Bourbon, der Gute mit Recht zubenamt, überreichte ein Angeber eine lange Liſte von Vergehungen ſeiner Beamten. „Haſt du," ſagte der Herzog, „auch „eine Liſte von den Dienſten gehalten, die „ſie mir erzeigt haben?" — In den meiſten Fällen hätte der Angeber antworten können: „Nein, denn die Fürſten fragen nur nach „jenem."

Man klagt, daß die Bücher ſo theuer werden. Sie waren vormals weit theurer. Eine Gräfin von Anjou bezahlte einen Band Pre digten mit 200 Schaafen, drey Laſten Getreide und hundert Marderfellen. Nun giebt es zwar der Predigten heutzutage eine ungeheure Menge, aber ich meyne doch, dafür könnte man ſie Alle zuſammen kaufen.

Ich habe in einem der vorigen Hefte erzählt, daß die Reliquien des heiligen Martin in der Kirche des heil. Herrmann zu Auxerre ein Wunder verrichteten, welches die Reliquien des letztern ihnen nicht nachthun konnten. Es muß noch hinzugefügt werden, wie ſinnreich der heilige Odo, ein gleichzeitiger Schriftſteller, den heiligen Herrmann darüber entſchuldigt. „Es war gar nicht Mangel an Kraft,“ ſagt er: „Denn der heilige Herrmann konnte, ſo oft es ihm beliebte, Todte erwecken; allein er wollte nur als Wirth, in ſeiner eignen Kirche, dem Gaſte die Ehre geben.

Carl der Groſſe pflegte ſeine Schreiben mit dem Degenknopfe zu beſiegeln. „Hier ſind meine Befehle,“ ſagte er, „und hier (indem er auf das Schwerdt deutete) iſt das, was ihnen Gehorſam verſchaffen wird.“

Dieſe Art zu ſiegeln, findet wiederum Beyfall.

Diogenes verglich die Großen mit dem Feuer, dem man weder zu nahe kommen, noch ſich zu weit davon entfernen darf. — In Kriegszeiten könnte man ſie mit Eichbäumen vergleichen, unter die man nicht treten muß, wenn das Gewitter nahe iſt.

Phocion ſprach bittere Wahrheiten zu den Athenienſern, der Redner Demades hingegen ſchmeichelte ihnen. „Das Volk wird dich umbringen,“ ſagte der letztere zu Phocion, „wenn es in Wuth geräth.“

„Und dich," erwiederte Phocion, „wird es umbringen, wenn es vernünftig wird."

Der Herausgeber der Biene iſt kein Phocion, allein er hat ſchon manchem deutſchen Demades dieſelbe Antwort geben müſſen.

Unter Denys dem Tyrannen jammerte das Volk über unaufhörliche Requiſitionen. Der Tyrann vernahm es, und ließ ſeiner Raubſucht nur noch mehr den Ziegel ſchießen. Da hub das Volk endlich an zu lachen. „Nun iſts genug," ſagte Denys, „denn ihr Lachen iſt ein Zeichen, daß ſie nichts mehr zu verlieren haben."

Mich dünkt, ich höre ſchon in manchen Ländern lachen, aber noch in keinem die tröſtlichen Worte: nun iſts genug.

Derſelbe Denys fragte einſt den Ariſtipp; wie es doch zugienge, daß die Philoſophen ſich zu den Fürſten drängten, die Fürſten hingegen die Philoſophen ſelten ſuchten? — „Das kömmt daher,“ antwortete Ariſtipp, „weil die Philoſophen ihre eignen Bedürfniſſe kennen, die Fürſten aber nicht.“ — In dem Munde eines Höflings dürfte man die Antwort kühn und witzig nennen; in dem Munde eines Philoſophen bewieß ſie blos, daß er **kein** Philoſoph war.

Die Römer hielten bekanntlich viel auf glückliche und unglückliche Tage. Als einſt Lucullus dem Tigrones eine Schlacht liefern wollte, warnte man ihn, weil der Tag unglücklich ſey. „Deſto beſſer!“ ſagte er, „wir werden ihn durch unſern Sieg in einen glücklichen verwandeln.

Möchte doch der R — ſche Admiral Ch*** dieſe Anekdote in ſeinen Kalender ſchreiben.

Kayſer Hadrian begegnete einem Menſchen, der ihn, vor ſeiner Gelangung zum Throne, beleidigt hatte. „Tritt näher,“ ſagte er, „du haſt nichts von mir zu fürchten; ich bin jezt Kayſer.“

Dieß einzige ſchöne Wort beurkundete ſeinen Beruf zum Throne.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß der perſiſche Geſandte in Paris eine perſiſche Handſchrift, das Leben des Thamas Kuli Chan enthaltend, der dortigen Bibliothek geſchenkt hat. Ich habe in einem der frühern Hefte ein Wörtchen über dieſen Thamas geſagt, aus dem der Setzer dort einen Thomas gemacht hat. Aus Paris werden wir nun wahrſcheinlich noch vieles von ihm erfahren.

Wenn einmal die Zeit kommen ſollte, wo die Gaſtmähler allen vernünftigen Leuten läſtig geworden wären, ſo empfehle ich eine Sitte der maldiviſchen Inſeln. Dort wird ſo ſtreng auf den Unterſchied der Stände gehalten, daß keiner mit dem Andern eſſen kann, wenn er um eine Rangſtufe niedriger ſteht als jener. Will man aber doch Jemanden durch ein Gaſtmahl ehren, ſo läßt man mehrere Speiſen leckerhaft zubereiten, beſezt damit einen runden Tiſch, bedeckt den Tiſch mit Seidenzeug, und ſchickt ihn dem ins Haus, dem man die Ehre zugedacht hat. Der kann nun nach Belieben viel oder wenig davon eſſen, dabey ſprechen oder nicht ſprechen, ſich im Schlafrock oder gepuzt an die Tafel ſetzen; kurz, er iſt keiner von den vielen Gattungen des Zwanges unterworfen, durch welche man in Europa die Ehre eines Gaſtmahls oft ſehr theuer erkauft.

Die Tſchingulesen auf der Inſel Ceylon beweiſen ihrem Könige ſo unbegrenzten Reſpect, daß, wenn ſie von ſich ſelbſt mit ihm reden wollen, ſie ihrer eignen Perſon gar nicht zu erwähnen wagen, ſondern ſtatt derſelben die verachteteſten Geſchöpfe nennen. So, zum Beyſpiel, ſtatt zu ſagen: Ich habe das und das gethan, ſpricht der Tſchinguleſe: „Ew. Majeſtät unterthänigſtes Hundsbein hat das und das gethan.“ — Eben ſo machen ſie es, wenn von ihren Kindern die Rede iſt. Fragt der König, wie viele Kinder Einer hat? ſo antwortet der Befragte: „So und ſo viele Hunde, und ſo und ſo viele Hündinnen.“

Univ. Bibl. München

Ein boshafter Freund warf neulich die Frage auf: ob dieſe Sitte wohl noch an einem europäiſchen Hofe eingeführt werden würde? und meynte, es wäre nicht unmöglich. Freylich giebt es Hundsbeine genug in Europa.

Auf der Inſel Ceylon findet ſich eine Schlange, Pimbera genannt, die bisweilen einen ganzen Rehbock verſchlingt. Dann ſtechen aber die Hörner des Rehbocks ihr den Magen durch und ſie ſtirbt am Raube.

Vielleicht erleben wir bald ein ähnliches Beyſpiel.

Der Miniſter Louvois gieng auf einer Terraſſe in Verſailles ſpazieren, ſchien zu ſinnen, ſchrieb einigemal mit Bleyſtift, und verſchwand endlich. Ein junger Menſch (der Vater des bekannten Schriftſtellers de la Place) hatte ihn von ferne beobachtet, gieng auf demſelben Weg über die Terraſſe, und fand ein Stück Papier, welches Louvois verloren, und auf welchem, zwar ſehr undeutlich, doch hie und da zu entziffern, der Plan des nächſten Feldzugs (1691) geſchrieben ſtand. Im erſten Augenblicke wollte der Jüngling dem Miniſter nacheilen, und ihm das gefährliche Papier ausliefern; allein er bedachte klüglich, daß ihm die Bekanntſchaft mit einem ſolchen Staatsgeheimniß ſeine Freyheit koſten könne, wenigſtens während eines ganzen Feldzugs. Er gieng alſo lieber auf ein Caffeehaus, wo ſich täglich die politiſchen Kannengießer verſammelten, und bot dort Jedem eine Wette an, daß der Feldzug mit der Belagerung von Mons werde eröffnet werden. (Das war nemlich das einzige was er deutlich heraus buchſtabirt hatte.) Er gewann damit ſo anſehnliche Summen, daß er ein halbes Jahr lang in Paris davon ſchwelgen konnte.

Die Familie Beauharnois ſoll vormals einen ſehr anſtößigen Namen geführt haben, der ſich zwar auch mit Beau anfieng, aber auf eine höchſt gemeine Weiſe endigte. Als 1645 ein Parlamentsrath Beau — — u. ſ. w. eine Frau von Miramion heyrathete, bewirkte ſein Schwiegervater, daß die ärgerlichen Endſylben durch ein königliches Patent in das wohlklingende harnois verwandelt wurden. (Pieces interessantes von de la Place, t. II. p. 53.)

Schmidt erzählt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen: Die Bataver, Bewohner des heutigen Hollands, unterſtüzten die Römer gegen ihre eigenen Landsleute, und wurden dafür durch den Namen der Verbündeten belohnt. „Für dieſe Ehre," ſagt **Schmidt**, „hatten ſie das Recht, ihr Blut zum beſten der Römer, ſo viel und ſo oft ſie wollten, zu verſprützen, und wenn ſie es allenfalls nicht gern thaten, ſo wurden ſie dazu gezwungen." — Sind wir nicht zu beneiden, daß es heutzutage keine ſolche Bataver mehr giebt? —

Der König der **Oſtgothen**, **Theodorich**, war blos Liebhaber von Militairſchulen. Die Kinder auch in Andere zu ſchicken, verbot er ſeinen Gothen ganz ausdrücklich, ſprechend: „nie können diejenigen, die als Kinder die „Ruthe gefürchtet haben, den Spießen und „Säbeln ihrer Feinde unerſchrocken entgegen „treten." — Se. Majeſtät waren alſo kein

Schüler Gall's, ſondern ein Schüler des Helvetius.

Die Franzoſen haben doch von jeher ſich ſelbſt zu rühmen verſtanden. In der Vorrede zum ſaliſchen Geſetz ſprachen ſie folgendergeſtalt von ſich: „die vortreffliche Nation der Franken, deren Urheber Gott ſelbſt iſt, im Felde tapfer, daheim durch Bündniſſe geſichert, tief in ihren Rathſchlägen, am Leibe edel, geſund, ſchön, keck, ſchnell, abgehärtet." Ein einziger, ſchwer zu deutender Ausdruck ſteht in dieſer beſcheidenen Vorrede, nemlich: candore egregia. Es kann ſich auf die Weiſe ihrer Haut beziehen; vielleicht haben ſie aber auch einen alten Vorwurf dadurch ablehnen wollen; daß ſie nemlich treulos und meyneidig wären. Schon Vopiscus ſagte von ihnen in dem Leben des Proculus, daß ſie gewöhnlich mit lachendem Munde Eyd und Treue brächen. Der Biſchoff von Marſeille, Salvian, führt es als einen unterſcheidenden Characterzug dieſer Nation an; und freylich bekräftigt ſolches ihre Geſchichte, nach der Einrückung in Gallien auf jedem Blatte; denn in keinem Geſchichtsbuche auf der Welt findet man ſo viele Meyneide und Treuloſigkeiten, als in dem gewiß unpartheyiſchen Gregorius von Tours, der vom Meyneid, als von einer ganz gewöhnlichen Sache zu reden pflegt. „Gunthram,“ ſagt er unter andern, „ſonſt ein ehrlicher Mann, nur ſehr zum Meyneid geneigt, indem er keinem Freunde etwas eydlich zuſagte, ohne es ſogleich wieder zu brechen.“ — Man konnte alſo damals ein guter, ehrlicher Mann, und zugleich ein Meyneidiger ſeyn. — Heutzutage iſt das freylich anders, jedes Verſprechen der Franzoſen wird gewiſſenhaft gehalten.

Als Beliſar in dem eroberten Ravenna einzog, wurden die Weiber ſo wüthend, daß ihre feigen Männer, die Gothen, ſich von ſo kleinen, unanſehnlichen Leuten hatten beſiegen laſſen, daß ſie ihnen ins Geſicht ſpieen; und dieſe heroiſche Liebkoſung weckte Schaam und Verzweiflung bey den Männern; ſie verſchworen ſich und wahlten den Helden Totilas zum König, der ihre Schmach tapfer rächte. — Solche Beyſpiele hört man nicht mehr. Aber ich glaube, wenn gewiſſen Völkern auch ganze Fluthen ins Geſicht geſpieen würden, ſie würden ſich ruhig abtrocknen, und, ſtatt einen Totilas herbey zu rufen, eine Hymne an die Sklaverey abſingen.

Einem Freygelaſſenen wurde in alten Geſetzen auferlegt, alle Jahre ein Licht auf dem Grabe ſeines Herrn anzuzünden. O wie gern würden ganze Völker Lichter anzünden, wenn ſie nur erſt freygelaſſen und die Gräber fertig wären.

Die kleine Sklavin,

eine wahre Geſchichte.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts plünderten die Türken eine kleine Stadt in Circaſſien, und ſchleppten deren Einwohner in die Sklaverey. Die ſchönſten Mädchen wurden nach Conſtantinopel geführt, um die Harems der Großen zu zieren. Unter dieſen Mädchen befand ſich auch ein allerliebſtes Kind von vier Jahren, wahrſcheinlich die Tochter eines circaſſiſchen Fürſten, denn ihr Räuber hatte ſie in einem der ſchönſten Häuſer von dienenden Sklaven umringt gefunden. Der damalige franzöſiſche Geſandte bey der hohen Pforte, Herr von Ferioles, ſah dieſes Kind, und deſſen Schönheit ſowohl als deſſen unglückliches Schickſal bewegten ihn tief. Er liebkoſte der kleinen Sklavin, ſie liebkoſte ihm wieder, das rührte ihn noch mehr, und er beſchloß, ihr wo möglich eine glücklichere Zukunft zu bereiten. Er kaufte ſie für 1500 Livres, und als er bald darauf in ſein Vaterland zurückberufen wurde, nahm er ſie mit dahin. In Paris bat er Madame de Ferioles, die Gemahlin ſeines Bruders, in deren Hauſe er ſelbſt wohnte, ſich des Kindes anzunehmen, und ſie gewann es auch in der That ſo lieb, daß es nicht aus ihrem Zimmer weichen durfte. Wer nur in das Haus kam, wurde von dem kleinen Mädchen bezaubert. Der Geſandte, reich und unbeweibt, ſparte nichts an ihrer Erziehung. Wenigſtens lernte ſie alles, was man wiſſen muß, um in der großen Welt zu glänzen, nur in den moraliſchen Pflichten gab ihr Niemand Unterricht; im Gegentheil, das arme Kind lebte unter wollüſtigen Weibern, welche ſein Herz zu vergiften ſtrebten; beſonders wiederholte man ihm täglich: das Dichten und Trachten eines armen Mädchens müſſe blos darauf gerichtet ſeyn, ſich ein ſogenanntes Sort in der Welt zu machen.

Aber Mademoiſelle d'Aiſſé — dieſen Namen hatte man ihr, ich weiß nicht warum, gegeben — hatte von der gütigen Mutter Natur, außer den körperlichen Reizen, eine ſo ſchöne Seele empfangen, daß weder Wort noch Beyſpiel verderblich auf ſie wirkten. Sie beſaß ein tiefes Gefühl, den feinſten Geſchmack, die liebenswürdigſte Aufrichtigkeit. Ihre Sanftmuth, ihre gefällige Freundlichkeit, machten ſie zum Abgott aller die ſie kannten, und die Tugend blieb ihr werth mitten unter den lokkenden Beyſpielen des Laſters. Der Geſandte, ein leidenſchaftlicher Wollüſtling, konnte ſo vielen Reizen nicht widerſtehen, er wurde ein Sklave ſeiner Sklavin; er verliebte ſich in ſie bis zum raſend werden, wollte Gegenliebe erzwingen, und quälte ſie durch die ſchrecklichſte Eiferſucht. Sie vermied ſorgfältig jede Gelegenheit mit ihm allein zu ſeyn; ſie fühlte ſich zur höchſten Dankbarkeit für ſeine Wohlthaten verpflichtet, nur verweigerte ſie ſtandhaft den allzu hohen Preiß, welchen er darauf ſetzte; und eben ſo ſtandhaft ertrug ſie die Leiden, welche dieſe Weigerung ihr zuzog. Kaum aber wurde er gefährlich krank, als ſie alle jene Leiden vergaß, und in dem Herrn, der ſeine Rechte mißbrauchen wollte, nur noch den Wohlthäter erblickte. Sie flog zu ihm, wich nicht aus ſeinem Zimmer, pflegte den Kranken wie eine Tochter ihren Vater. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich, er fühlte die Annäherung des Todes. Durchdrungen von ihrer rührenden kindlichen Sorgfalt, ſezte er ihr eine Leibrente von 4000 Livres aus, und ſchenkte ihr noch außerdem ein anſehnliches Kapital, welches ſeine Erben auszahlen ſollten. Er ſprach darüber mit ſeiner Schwägerin, empfahl ihr ſeine Pflegetochter auf das wärmſte, und ſtarb.

Gleich nach ſeinem Tode nahm Madame de Ferioles ſie zu ſich, räumte ihr ein ſchlechtes

Zimmer ein, und warf ihr die Wohlthaten ihres verſtorbenen Schwagers täglich vor, gleich als wären ſie erſchlichen worden. Die hohe Seele der jungen Circaſſierin konnte das nicht dulden, ſie brachte eines Tages die Obligation, welche ihr das Kapital zuſicherte, und warf ſie in Gegenwart der Frau von Ferioles in den Kamin. Die geizige Dame machte nicht die geringſte Bewegung, ſie daran zu hindern.

Daß ein ſo ſchönes, mit den angenehmſten Talenten ausgeſtattetes Mädchen viele Bewunderer fand, iſt natürlich. Der Herzog von Orleans ſah ſie eines Tages bey Frau von Parabert, und wurde entzückt von ihr. Ungewohnt, Widerſtand zu finden, erklärte er ihr ſeine Leidenſchaft ohne Umſchweif, und erſtaunte nicht wenig, als er trocken abgewieſen, und alle ſeine glänzenden Vorſchläge mit Abſcheu verworfen wurden. Er ließ ſich dennoch nicht abſchrecken. Er wandte ſich an Madame de Ferioles ſelbſt, und dieſe edle Dame konnte gar nicht begreifen, wie es möglich ſey, ſich ſo kindiſch aufzuführen. Vergebens bediente ſie ſich ihres ganzen mütterlichen Anſehens, um die Widerſpenſtige zu überreden; Mademoiſelle d'Aiſſe warf ſich endlich zu ihren Füßen, und erklärte ſehr beſtimmt, wenn man nicht ablaſſe, ſie auf dieſe Weiſe zu quälen, ſo werde ſie in ein Kloſter fliehen. Frau von Ferioles zuckte die Achſeln, beklagte die Verblendete, allein bewunderte ſie nicht.

Einige Zeit nachher ſah der Ritter Daidy die reizende Fremde und von dieſem Augenblicke an liebte er ſie bis an ſeinen Tod. Er gab alle ſeine Bekanntſchaften auf, ließ ſich bey Frau von Ferioles einführen, und kam faſt nicht mehr aus ihrem Hauſe. Er war der liebenswürdigſte junge Mann, von einer edlen Geſtalt und dem reinſten Charakter. Man hatte ihn bisher für einen Flattergeiſt gehalten, weil er hie und da mit hübſchen Weibern gebuhlt, die wohl ſeine Sinnlichkeit reizen, aber ſein Herz nicht feſſeln konnten. Die ſchöne Circaſſierin lehrte ihn wahre Liebe kennen. Die Eroberung eines ſolchen Mannes, dem die ſchönſten Damen des Hofes wetteifernd zu gefallen ſtrebten, der ſie alle verließ, und mit der zärtlichſten Ehrfurcht einer armen, fremden Waiſe huldigte, eine ſolche Eroberung mußte ihr wohl ſchmeichelhaft ſeyn. Sie blieb nicht unempfindlich gegen ſeine Vorzüge. Unglücklicherweiſe war er ein Maltheſer-Ritter und durfte ſich alſo nicht vermählen; allein er liebte ſie ſo wahrhaft, daß er ſelbſt die zarteſte Sorge für ihren guten Ruf trug; ja es währte nicht lange, als ſein Rittergelübde ihm läſtig wurde, und er bereit war, ſich die päbſtliche Losſprechung zu erkaufen, um Mademoiſelle d'Aiſſé ſeine Hand bieten zu können; doch nimmer konnte er ihre Einwilligung zu einem Schritte erhalten, vom dem ſie fürchtete, er mögte den Geliebten in den Augen der Welt herabſetzen.

Indeſſen fühlte ſie bald, daß ihr eignes Herz ihr Gefahren bereite, welche ſie nicht bekämpfen, höchſtens vermeiden könnte. Sie wandte ſich an Madame de Ferioles, mit der Bitte, den allzu liebenswürdigen Ritter aus ihrem Hauſe zu entfernen. Dieſe wackere Dame, die von Ueberwindung der Leidenſchaften nie geträumt hatte, rief laut lachend: „wie? Sie lieben den Ritter und wollen ihn entfernen? Sie ſind nicht wohl geſcheit. Einen Liebhaber müſſen Sie ja doch Einmal haben, das verſteht ſich; ſo preiſen Sie Ihr Glück, welches einen ſolchen Ihnen zugeführt hat, den alle Weiber Ihnen beneiden. Um Ihrer Stille willen werde ich ihm mein Haus nicht verbieten; Sie ſelbſt würden ſehr bald mir das wenig Dank wiſſen.“

Von nun an wurde Daidy wo möglich noch beſſer als zuvor bey Frau von Ferioles aufgenommen. Sie ließ ihn oft allein mit ihrer ſchönen Pflegetochter, deren ſcheue Tugend von der einſchmeichelnden Liebe nach und nach gezähmt, und von Blume zu Blume geführt wurde, bis ſie auch die lezte; zwar ſeufzend aber kraftlos zu längerem Widerſtande, pflücken ſah. Der Ritter, ſtatt im Genuß das Grab ſeiner Liebe zu finden, wurde nur feuriger, nur zärtlicher, und jezt drang er mit verdoppelter Innigkeit in die heiß Geliebte, das Opfer ſeines Standes anzunehmen, damit er die Verirrungen der Leidenſchaft vergeſſen machen dürfe. Umſonſt! ſein Ruf war ihr theurer, als ihr eigner, und ſelbſt dann, als bedenkliche Zufälle ſie ängſtigten, beharrte ſie ſtandhaft bey ihrer edlen Weigerung.

Aber wem ſollte ſie ſich nun anvertrauen? der herzloſen Madame de Ferioles? die würde doch nur gelacht und dem Weltgeſpötte ſie Preiß gegeben haben. Sie faßte ein Herz und entdeckte ſich der Lady Bolingbroke, einer vortrefflichen Frau, einer Nichte der Madame de Maintenon und Gemahlin des berühmten Lord Bolingbroke, der damals in Frankreich eine große Rolle ſpielte. Dieſe edle Frau war ſchon längſt der ſchönen Circaſſierin ſchweſterlich zugethan, und bewieß es ihr jezt. Sie bat Frau von Ferioles um Erlaubniß, ihre Pflegetochter auf einige Zeit mit nach England zu nehmen. Es wurde zugeſtanden, alle Anſtalten zur Reiſe wurden getroffen; man reiſte aber nur in eine entlegene Vorſtadt von Paris, wo Lady Bolingbroke eine Wohnung für ihre Freundin eingerichtet, und ihr einen ſichern Engländer zum Kammerdiener, ein wackeres Mädchen, Namens Sophie, zur Kammerfrau gab. Daidy verließ die Geliebte faſt keinen Augenblick, und als ihre Stunde gekommen war, brachte er ſelbſt ihr eine verſchwiegne Hebamme. Das neugebohrne Kind, eine Tochter, nahm er in Empfang und überlieferte es der Lady Bolingbroke, die es mit ſich nach England nahm, und nach einiger Zeit zurück nach Frankreich brachte, wo ſie das allerliebſte kleine Mädchen, unter dem Namen Miß Block, für eine Nichte ihres Gemahls ausgab, und es in einem Kloſter erziehen ließ.

Das Geheimniß blieb verſchwiegen. Mademoiſelle d'Aiſſe' ſah ihre Tochter oft und gewann, wenn gleich ungekannt von ihr, des Kindes zärtliche Liebe, weinte aber auch oft im Stillen, vor dem theuren Mutternamen erröthen zu müſſen. Unaufhörlich marterte ihr Gewiſſen ſie mit Vorwürfen, einem Geſchöpf das Daſeyn gegeben zu haben, welches einſt verlaſſen in der Welt herum irren werde. Dieſer Kummer weckte einen Hang zur Frömmigkeit; ihre Reue ſchien ihr unverträglich mit der Leidenſchaft für Daidy; ſie entſagte der ſinnlichen Liebe, und der Ritter ehrte ihren Entſchluß. Sein Betragen bewieß, daß nicht Sinnlichkeit ihn an ſie gefeſſelt hatte, denn er blieb nach wie vor der zärtlichſte Liebhaber, auch dann noch, als eine auszehrende Krankheit Aiſſe''s jugendliche Reize zerſtört hatte. Sie ſelbſt beſchreibt, in einem ihrer lezten Briefe, ſeine Sorge um ſie äußerſt rührend.

„Wenn Sie ihn ſehen ſollten," ſchrieb ſie an eine Freundin, „er würde Sie jammern, Jedermann betrachtet ihn mit Mitleid und verſucht ihn zu tröſten. Er glaubt, er könne mein Leben durch Freygebigkeit erkaufen; er beſchenkt alle Leute im Hauſe mit vollen Händen, hier einen alten Bedienten, damit er ſein Kind ein Handwerk lernen laſſe, dort ein Mädchen, damit es ſich Bänder und Schmuck kaufe; ja, als er erfahren, daß ich auf Milchdiät geſezt worden, ſo hat er ſogar meine Kuh mit dem treſflichſten Heu beſchenkt. Wahrhaftig, er kommt mir faſt ein wenig wahnſinnig vor. Als ich ihn fragte, **warum** er das thue? — antwortete er mir mit Thränen in den Augen: damit alles, was dich umgiebt, Sorge für dich tragen möge. Mich ſelbſt hat er unaufhörlich gequält, um hundert Piſtolen von ihm anzunehmen, hat ſogar meine Freunde aufgeboten, mich zu überreden. Ich habe ſie endlich nehmen müſſen, habe ſie aber ſogleich einer Perſon anvertraut, die ſie, nach meinem Tode, ihm zurück geben wird. Lieber wollt' ich betteln, als Geld von ihm behalten.

Sie würden lachen, wenn Sie ſeine Angſt ſähen, ſo oft ich den Mund aufthue, denn der Arzt hat mir das Sprechen bey Todesſtrafe unterſagt. Meine gute Sophie verläßt mich weder Tag noch Nacht; das rührt ihn ſo, daß er das Mädchen gern in ſein innerſtes Herz verſchließen mögte. Er iſt außer ſich darüber, daß er ihr kein Geld anbieten darf, und zermartert ſein Gehirn, um es dennoch mit guter Art thun zu können. Ach! ich fühle es, ich kann mein Herz nicht von ihm losreiſſen, um es Gott allein zu widmen. Ich liebe ihn noch zu ſehr und werde ihn lieben bis ins Grab!“

Mit dieſen Gefühlen ſtarb ſie im 25ſten Jahre ihres Alters. Der Ritter konnte den Aufenthalt in Paris nicht ertragen, er gieng auf ſeine Güter in Perigord, nahm ſeine Tochter zu ſich, gab ihr eine treffliche Erziehung, und vermählte ſie an einen benachbarten Edelmann mit einer Ausſteuer von 50000 Livres.

Vor etwa zwanzig Jahren iſt ein kleines Bändchen, an eine Freundin gerichteter Briefe von Mademoiſelle d'Aiſſe' erſchienen, die ganz den Stempel ihres Geiſtes und Herzens, und folglich den der Natur und Wahrheit tragen. Sie ſind hie und da mit Noten von Voltaire verſehen, und enthalten, außer den Ergieſſungen der Freundſchaft, eine Menge unterhaltender Anekdoten aus der damaligen Zeit. Ich glaube keinem Leſer Langeweile zu machen, wenn ich einige Fragmente aus dieſen Briefen mittheile. — Schreiben eines Invaliden, der ſich zu verheyrathen wünſchte, an ſeinen Chef. Monſeigneur, der heilige Paulus hat ganz Recht, wenn er ſagt: „es iſt beſſer Freyen als Brunſt leiden.“ Darum bin ich ſo frey, Ew. Excellenz um Erlaubniß zu bitten, Mademoiſelle d'Auval zu ehlichen. Das iſt eine vortreffliche Perſon, wie Jedermann Ihnen bezeugen wird, nur nicht unſer Gouverneur, der mir, bey Verluſt meiner Stelle, verboten hat, an ſie zu denken. Da muß ich wohl gehorchen, aber ich bitte Ew. Excellenz unterthänig, wenn ich dieſe Mademoiſelle d'Auval nicht heyrathen ſoll, mir, um meiner ewigen Seligkeit willen, eine andere zu proponiren, oder doch meinem Beichtvater, dem ehrwürdigen Pater Pasqual anzubefehlen, daß er mich abſolvire, wenn ich in die Beichte komme; denn das hat er mir abgeſchlagen, und ich thue doch mein Möglichſtes, aber Gott hat mir in meinem 38ſten Jahre die Gabe der Enthaltſamkeit noch nicht zukommen laſſen. Kurz, Monſeigneur, wenn Sie mir auch ohne Weiber die ewige Seligkeit verſchaffen, ſo will ich, im Fall ich früher ſterben ſollte als Ew. Excellenz, dem lieben Gott keine Ruhe laſſen, bis er Ihnen einen der beſten Plätze in ſeinem himmliſchen Freudenreich angewieſen hat." — (Mademoiſelle d'Aiſſe' hat nicht hinzu geſezt, welche Wirkung dieſes wehmüthige Schreiben hervor gebracht.) —

Von der folgenden Anekdote verſichert Voltaire in einer Note, daß ſie vollkommen wahr ſey.

Ein 70jähriger Canonicus, von der Kirche Notre Dame, wegen ſeiner Klugheit und ſeines frommen Wandels hoch angeſehen, ein von den Moliniſten ſehr gefürchteter, und von dem Erzbiſchoff von Paris ſehr geliebter Janſeniſt, konnte in ſeinem hohen Alter der Begierde nicht widerſtehen, auch einmal in die Comödie zu gehen. Schon oft hatte er ſeinen Freunden geſagt; er werde nicht ſterben, bevor er nicht ſelbſt geſehen, wovon er täglich ſo viel Redens und Rühmens höre. Man hielt das für Scherz und achtete nicht darauf. Sein Bedienter fragte ihn bisweilen, was er doch mit einigen alten Kleidungsſtücken ſeiner Großmutter machen wolle? die er ſeit vielen Jahren ſorgfältig aufhub. Er antwortete jedesmal, daß er ſie wohl noch einmal brauchen könne. Als nun endlich ſein Verlangen nach einer Comödie den höchſten Gipfel erreicht hatte, vertraute er dieſem verſchwiegenen Bedienten, er ſey geſonnen, als ſeine eigne Großmutter maskirt, ins Theater zu gehen. Der Bediente bat ihn um Gotteswillen, es bleiben zu laſſen, und ſtellte ihm vor, die Tracht, deren er ſich bedienen wollte, ſey aus einem ſo hohen Alterthum, daß ſie im Theater das gröſte Aufſehen erregen würde; hingegen, wenn er in ſeinen gewöhnlichen Kleidern bliebe, würde man ihn weit leichter überſehen, da das Theater ohnehin von Abbés wimmle. Alles vergebens, der Alte beharrte eigenſinnig auf ſeinem Vorſatz, fürchtete ſonſt von ſeinen Schülern erkannt zu werden, und meynte, in ſeinen Jahren würde es niemanden auffallen, ihn nicht nach der neueſten Mode gekleidet zu ſehen. Er ſteckte alſo ſein wohlbalbirtes Haupt in einen hohen ſteifen Kragen; aus weiten hängenden Ermeln ragten ſeine behaarten Arme hervor; breite Falbeln ſchmückten ſeinen aufgeſchürzten Rock. So gieng er hin und pflanzte ſich wohlgemuth auf das Amphitheater. Alles murmelt. Alles lacht; Armand, der den Harlekin ſpielte, wird ihn gewahr, kommt herunter und flüſtert ihm ins Ohr: „Mein Herr, Sie ſind erkannt; ich rathe Ihnen ſich davon zu machen; Ihre groteske Kleidung erregt ſo allgemeines Lachen, daß ich am Ende ein Skandal befürchte.“ — Der arme Erſchrockene bedankt ſich, und bittet den Harlekin ihm fortzuhelfen. Folgen Sie mir, ſagte Armand, und macht ihm Platz, aber ſo eilig, (denn er ſoll eben wieder auftreten) daß die dicke alte Großmama ihm nicht ſchnell genug folgen kann, den Führer aus den Augen verliert, und unter lautem Pfeifen und Jauchzen des Parterres mit Mühe den Ausgang erreicht. Bis hieher gieng es doch noch immer ziemlich gut; der arme Teufel fand auch die Treppe, aber die theilte ſich unglücklicherweiſe, und, ſtatt rechts zu gehen, um auf die Straße zu kommen, gieng er links und kam in den Saal, wo der Polizeybeamte ſich gewöhnlich aufhält. Kaum erblickte dieſer die wunderliche Geſtalt, die vor Angſt bebte, als er ſogleich eine verkappte Mannsperſon in ihr entdeckte, und den Herrn Canonicus zum Polizeymeiſter führte. Umſonſt erzählte der Unglückliche ſein Abentheuer, bat mit Thränen ihn gehen zu laſſen, bot ſogar 100 Louisd'or; der Menſch, der dem Golde noch nie widerſtanden hatte, konnte ſich die boshafte Freude nicht verſagen, dießmal ſeine Pflicht ſtreng zu erfüllen. Der Polizeymeiſter war nun vollends ein eifriger Moliniſt, der eben Geſellſchaft bey ſich hatte; der Zufall kam ihm ſehr gelegen, er ließ die Großmama herein treten, gab ihr einen ſcharfen Verweiß, und nannte ſie ohne Gnade bey ihrem rechten Namen. Die Folge war, daß der arme, neugierige Greis, 60 Meilen weit von Paris verbannt wurde. So theuer kam ihm ſeine kurze Bekanntſchaft mit dem Harlekin zu ſtehen. — —

— — Neulich befand ſich Herr von Prie, der Gemahl einer ſehr galanten Dame, in dem Zimmer des Königs, kam einem Lichte etwas zu nahe, und ſeine große Perücke gerieth in Brand. Er that, was jeder andere an ſeiner Stelle auch gethan haben würde, er warf die Perücke auf die Erde, trat die Flamme mit den Füßen aus, und ſetzte ſeinen Schmuck dann ruhig wieder auf. Jezt trat der König herein, roch den Geſtank, und ſagte in aller Unſchuld: **es riecht hier faſt wie verbranntes Horn.** Die Höflinge brachen, troß der königlichen Gegenwart, in ein unmäßiges Gelächter aus, und der arme Hörnerträger eilte beſchämt aus dem Gedränge. — —

— Geſtern ſtarb der Prinz von Bournonville. Eine Viertelſtunde nach ſeinem Tode wurde die Vermählung ſeiner Wittwe mit dem Herzog von Rufage öffentlich bekannt gemacht, und zwar durch ihre eigne Mutter und ihren eignen Oheim, den Cardinal von Noailles. Zu dieſem leztern kam des Bräutigams Mutter, Madame de St. Simon, außer Athem, als der Prinz nur eben die Augen geſchloſſen hatte, ſie ließ ihn nicht einmal ſeine Mittagsmahlzeit vollenden; er mußte auf der Stelle die neue Verbindung zu Stande bringen, und ehe Bournonville noch begraben war, wußte ſchon ganz Paris davon. In ſechs Wochen wird die Vermählung gefeyert. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie und was die Pariſer davon ſagen. Die beyden Schweſtern des Verſtorbenen machten, den Tag nach deſſen Ableben, der jungen ſchönen Wittwe den Condolenzbeſuch, fanden ſie in tiefer Trauer und den Bräutigam an ihrer Seite, der ihnen auch als ſolcher vorgeſtellt wurde, und doch iſt es nicht einmal eine Heyrath aus Liebe! — —

— — Vor einigen Tagen empfieng der Wundarzt Iſeſſe' ein Billet von unbekannter Hand, worin man ihn bat, ſich Abends gegen 6 Uhr in der Eiſengaſſe, nicht weit vom Pallaſt Luxemburg, einzufinden. Er kam, fand einen Menſchen, der ihn erwartete, einige Schritte weiter führte, in ein Haus treten ließ, und, ohne mit hinein zu gehen, die Thüre hinter ihm verſchloß. Da ſtand Jeſſe und wußte nicht recht was er machen ſollte, als der Thürſteher erſchien und ihm ſagte, daß man ihn im erſten Stockwerk erwarte. Er gieng alſo die Treppe hinauf, öffnete eine Thüre und befand ſich in einem ganz weiß tapezirten Zimmer. Ein Bedienter, ſchön wie die Liebe, trat ihm entgegen, weiß gekleidet, weiß gepudert, mit einem weißen Haarbeutel, zwey Schuhbürſten in der Hand haltend, mit welchen er ſogleich über die Füße des Wundarztes herfuhr, obgleich dieſer verſicherte, das ſey ganz überflüſſig, da er nur eben aus ſeinem Wagen ſteige, und gar nicht beſchmutzt ſey. Es half nichts, die Schuhe wurden ſchweigend gebürſtet, und der Wundarzt dann in ein zweytes, ganz weißes Zimmer geführt, wo abermals ein weißer Bedienter ihn mit zwey Schuhbürſten empfieng, und dieſelbe Ceremonie wiederholte. Nun öffnete ſich ein drittes weißes Zimmer, in welchem nicht blos Bett und Tapeten, ſondern auch Stühle, Tiſche weiß, und ſogar der Fußboden mit weißer Leinewand überzogen war. Am Kamin ſaß eine lange Geſtalt in einem weißen Schlafrocke mit einer weißen Maske vor dem Geſicht. Als dieſes Geſpenſt den Wundarzt erblickte, ſagte es weiter nichts, als: ich habe den Teufel im Leibe, ſchwieg nun drey Viertelſtunden lang mäuschen ſtille, und that nichts weiter, als daß es ſechs Paar weiße Handſchuh, Eins um das Andere, an und auszog. Der nicht wenig beſtürzte Jeſſé ließ ſeine Augen in dem Zimmer umher ſchweifen, und erblickte einige Paar Piſtolen, die ihn ſo ſehr in Furcht ſezten, daß ihn ein gewaltiges Zittern ergriff, und er genöthigt war, ſich auf einen von den weißen Stühlen zu ſetzen. Endlich wurde ihm das Schweigen, und das Spiel mit den Handſchuhen unerträglich, und er bat das Geſpenſt mit zitternder Stimme, ihm ſeine Befehle zu ertheilen, weil er keine Zeit habe länger zu warten. „Warum nicht?“ erwiederte die weiße Figur ſehr trocken, „wenn man Sie nur gut bezahlt.“ — Und es erfolgte ein abermaliges Schweigen von einer ewigen Viertelſtunde. Die ſechs Paar weiße Handſchuhe wurden wieder aus und angezogen, bis die weiße Geſtalt es endlich ſelbſt müde wurde und eine weiße Klingelſchnur zog. Sogleich traten die beyden weißen Bedienten herein. Das Geſpenſt foderte Aderlaßbinden, und befahl dem Wundarzt, ihm fünf Pfund Blut abzuzapfen.

Erſtaunt wagte Jeſſe' die Frage: welcher Arzt ihm eine ſo reichliche Aderlaß verordnet habe? — Ich ſelbſt, erwiederte es, und fieng an, nachdem warmes Waſſer gebracht worden, ſeine Strümpfe auszuziehen; es waren weiße ſeidene und zwar ſechs Paar übereinander. Nach dem ſechſten und lezten Paare erſchien das niedlichſte Bein und der niedlichſte Fuß von der Welt; weshalb Jeſſe' vermuthet, er habe ein Frauenzimmer vor ſich gehabt.

Die Geſtalt wurde ohnmächtig nach dem Aderlaſſen. Jeſſe' wollte ihr die Larve abnehmen, um ihr mehr Luft zu ſchaffen, allein die Bedienten litten es nicht, ſie legten ſie der Länge lang auf die Erde, und er verband die Ader noch während der Ohnmacht. Sie erholte ſich, befahl das Bette zu wärmen und legte ſich darein. Die Bedienten giengen hinaus, der Wundarzt fühlte den Puls, und gieng dann zum Kamin, um ſeine Lanzette abzuwiſchen. Plözlich ſieht er im Spiegel, daß das Geſpenſt aus dem Bette ſpringt, und hinkend mit Einem Sprunge auf ihn loskömmt. Jezt, meynt er, ſey es um ihn geſchehen; aber es wollte blos fünf Thaler vom Geſimſe des Kamins nehmen, die es ihm mit der Frage hinreichte: ob er zufrieden ſey?

„Vollkommen," ſtammelt er zitternd. — „Nun ſo können Sie gehen." — Das ließ er ſich nicht zweymal ſagen, empfahl ſich ſchnell, fand draußen die beyden weißen Bedienten, die ihm leuchteten, und von Zeit zu Zeit die Köpfe weg drehten, um ihm nicht ins Geſicht zu lachen. Ungeduldig fragte er nun: was dieſer Spaß bedeuten ſolle?

„Mein Herr," antwortete der Eine: „haben Sie Urſache ſich zu beklagen? hat man Sie nicht gut bezahlt? hat man Ihnen irgend ein Leids zugefügt?" — Sie geleiteten ihn bis zu ſeinem Wagen, er war herzlich froh als er darin ſaß, und beſchloß, von dieſem Abentheuer gar nichts zu verlautbaren. Allein am andern Morgen ſchickte man zu ihm, und ließ ſich erkundigen, wie er ſich auf die Aderlaß befinde, die er an einer weißen Geſtalt verrichtet habe? — Nun machte er weiter kein Geheimniß aus der Begebenheit, die vielen Lärm erregte. Der König erfuhr ſie, und der Cardinal hat ſie ſich ſelbſt von Iſeſſe' erzählen laſſen. Man erſchöpft ſich in ſonderbaren Vermuthungen. Ich glaube, es ſind junge Leute geweſen, die ſich einen Spas mit dem furchtſamen Wundarzt haben machen wollen. —

— — Hier ein anderer Vorfall aber nicht von der luſtigen Gattung. Ein Edelmann, aus der Gegend von Villers-Cotteret, mit ſeinem Bedienten über Land reitend, wurde in einem Buſche durch einen jungen Menſchen angefallen, der ihm ſeinen Beutel, ſeine Uhr mit goldenem Petſchaft und beyde Pferde nahm, worauf er ihn in großer Verlegenheit ſtehen ließ. Er wanderte zu Fuß weiter, erblickte endlich von ferne ein hübſches Haus, und ſchickte ſeinen Bedienten, um Erkundigung einzuziehn, wer es bewohne? — Mit großem Vergnügen erfuhr er, daß es einem Officier, ſeinem alten Freunde, zugehöre, mit dem er lange gedient hatte. Der Kriegskammerad, ein alter, wackerer Mann, empfieng ihn ſehr freundſchaftlich, bedauerte das ihm zugeſtoßne Unglück, und bot ihm ſeine Börſe an. Einige Minuten vor dem Abendeſſen trat ein Jüngling herein, den der Officier ſeinem Gaſte als ſeinen Sohn vorſtellte, und den der Beraubte ſogleich für den Räuber erkannte. Er hatte ſo viel Gewalt über ſich, zu ſchweigen. Nach dem Eſſen begab er ſich ſogleich auf ſein Zimmer. Da ſagte ſein Bedienter ſehr erſchrocken zu ihm: „Mein Herr, wir ſind an einem verdächtigen Orte, unſere Pferde ſind hier im Stalle.“ — Der Edelmann befahl ihm zu ſchweigen, wachte bis Alles im Hauſe ſchlief, worauf er mit einem Lichte zu dem Schlafzimmer ſeines Freundes ſchlich, dieſen weckte, und ihm ſeine Entdeckung mittheilte. „Das Herz blutet mir,“ ſagte er, „Ihnen eine ſolche Nachricht bringen zu müſſen, aber beſſer, Sie erfahren es von mir, als durch die Häſcher.“ — Der arme alte Vater wurde ſo dadurch erſchüttert, daß er in Ohnmacht fiel. Als er zu ſich kam, überließ er ſich einem wüthenden Schmerz, wankte in das Schlafzimmer des Sohnes, welcher ſchlief oder ſich ſo ſtellte. Auf dem Tiſche vor dem Bette lag, neben ein Paar Piſtolen, die goldne Uhr mit dem Petſchaft ſeines Gaſtes. Der Sohn erwachte, bebte und will entfliehen. Der Vater, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, ergreift eine der Piſtolen, ſchießt, und zerſchmettert ſeinem Sohn den Kopf. Alſobald überlieferte er ſich ſelbſt den Gerichten. Jedermann iſt überzeugt, daß man ihn begnadigen werde; denn ein redlicher Vater, der in ſeinem Sohne einen Straßenräuber findet, darf wohl nicht nach ſonſt gültigen Geſetzen gerichtet werden. — —

— — Zweyerley iſt jezt hier (in Paris) an der Tagesordnung. Erſtens, *der verheyrathete Philoſoph*, ein neues Luſtſpiel von Destouches, welches, wie man ſagt, ſeine eigne Geſchichte enthält, und wozu, bey der eilften Vorſtellung, ſchon alle Logen vermiethet ſind. Zweytens, das *Ausſchneiden illuminirter Kupferſtiche*, welches mit einer wahren Wuth getrieben wird; eben ſo arg als vor einiger Zeit das Spiel mit den *Bülboquets*. Die ganze Welt ſchneidet aus vom Höchſten bis zum Geringſten. Man klebt dieſe Bilder auf Pappe und überzieht ſie dann mit einem Firniß. So macht man Tapeten, Bettſchirme, Kaminſchirme. Man vernichtet auf dieſe Weiſe Kupferſtichwerke die 200 Livres gekoſtet haben. Die vornehmen Damen zerſchneiden Kupferſtiche von 100 Livres das Stück. Wenn das ſo fortgehe, ſo werden ſie endlich noch Gemählde von Raphael ausſchneiden. — —

— — Der Herzog von Geſvres iſt krank und braucht eine große Cur. Er hat ſich nach St. Ouen begeben, wohin ganz Frankreich geht, reitet und fährt, um ihn zu beſuchen. Er liegt auf einem mit Spitzen und Bändern beſetzten Bette; die Vorhänge ſind zurückgeſchlagen, Blumen auf das Bett geſtreut; und ſo empfängt er die ganze Welt. Zwanzig Höflinge umgeben ihn, ſein Vater und ſein Bruder machen die Honneurs. Zwey Tafeln, bisweilen auch drey, jede von zwanzig Couverts, ſind immer gedeckt. Man hat eine Art von Uniform für die gefälligen Gäſte eingeführt, nemlich ein grünes Kleid, grüne Strümpfe, grüne Schuhe, grüne Hüte. Gegen dreyßig ſolche Uniformen ſind ausgetheilt worden, und wer ſo gekleidet iſt, darf zu jeder Zeit ganz vertraulich hereintreten. — Der König hat gelacht und geſagt: es komme ihm da vor wie in der Charité, wo die Bedienenden auch alle grün gekleidet gehn. — Vor einigen Tagen war Einer meiner Bekannten dort; er fand den Herzog, Knötchen ſtrickend, auf einem grünen Sopha, in einem grünen Schlafrock, die Füße ruhend auf einem grünen Teppich, einen grauen Hut mit grüner Kante und grüner Feder auf dem Kopfe, einen großen Strauß von Weinraute vor der Bruſt. — Der Herzog von Eſpernon hat eine andere Liebhaberey, er will durchaus den Wundarzt ſpielen; er läßt zur Ader und trepanirt Jeden der ihm aufſtößt. Neulich zerſchmetterte ſich ein Kutſcher den Kopf. Der Herzog hat ihn trepanirt, vermuthlich nach allen Regeln der Kunſt, aber der arme Teufel iſt doch geſtorſen. — Ein andermal wollte man ländliche Feſte veranſtalten. Der zierliche Herzog von Geſvres ſtattete ein Bauermädchen aus. Der Herzog von Epernon trug großes Verlangen, dem Bräutigam in der Hochzeitnacht zur Ader zu laſſen. Der arme Teufel wollte durchaus nicht daran; mit hundert Thalern machte ihn der erlauchte Wundarzt endlich willig dazu. Solches Zeug treibt man nun täglich vor den Augen der ganzen Welt, und die Regierung ſchweigt dazu, und die vornehmſten, vernünftigſten Hofleute machen den beyden Ungeheuern die Cour! — —

„Es giebt keinen Helden für ſeinen Kammerdiener,“ hat die witzige Madame Cornuel geſagt. Aber es iſt ihr auch noch etwas ähnliches entſchlüpft, was nicht allein eben ſo witzig, ſondern vielleicht noch wahrer iſt, nemlich: „es giebt keinen Kirchenvater für ſeine Zeitgenoſſen.“ — —

Madame du Defent trug ſeit langer Zeit großes Verlangen, ſich mit ihrem Manne auszuſöhnen. Sie hat viel Verſtand, und es fehlte ihr alſo nicht an guten Gründen. Sie benuzte manche Gelegenheit, um die Ausſöhnung anſtändig und dauerhaft zu machen. Sie erbte 4000 Livres jährlicher Einkünfte von ihrer Großmutter; nun war ſie nicht mehr arm, konnte die Umſtände ihres Mannes verbeſſern, erbot ſich dazu und alles gieng erwünſcht. Jedermann ertheilte ihr Lobſprüche darüber. Ich wünſchte nur, ſie hätte nicht zu ſehr geeilt. Ich rieth ihr, noch eine Probezeit von ſechs Monaten zu beſtimmen, welche der Mann bey ſeinem Vater zubringen ſollte. Aber ihre Einbildungskraft mahlte ihr die Zukunft ſo roſig, daß ſie den aufs neue verliebten Gatten überredete, ſeine Reiſe aufzugeben, und wenigſtens vor der Hand Mittags und Abends bey ihr zu ſpeiſen; denn die erneuerte Hochzeitfeyer ſchob ſie ſelbſt noch auf drey Monate hinaus, um alle etwanige üble Deutungen zu vermeiden. Sechs Wochen lang gieng das Ding vortrefflich; es war eine rührende

Freundſchaft; aber nach ſechs Wochen war ſie des guten Mannes wiederum ſo überdrüßig als jemals. Sie zankte nicht mit ihm, aber ſie wurde ſo einſylbig, ſo traurig, daß er endlich zu ſeinem Vater reiſte, und nicht von ihr gehalten wurde. Im Gegentheil nimmt ſie nun alle Maaßregeln, damit er nie zurückkehre. Ich habe ihr die Niederträchtigkeit ihres Betragens vorgerückt, ſie hat viel geweint, und das iſt alles. Sie kann durchaus mit Niemand leben. Ihr lezter Liebhaber ließ ſie ſitzen, weil er es nicht länger aushalten konnte. Als er hörte, daß die Verſöhnung mit dem Manne im Werke ſey, ſchrieb er ihr wieder zärtliche Briefe und Vorwürfe. Ihre alte Neigung erwachte, ſie meynte, ein Liebhaber ſey doch beſſer als ein Ehemann, und der leztere mußte weichen. Nun iſt ſie die Fabel des Publikums geworden, verachtet von ihrem Liebhaber, verlaſſen von ihren Freundinnen. Sie weiß nun ſelbſt nicht, wie ſie das auseinander wirren ſoll; ſie wirft ſich Jedermann an den Kopf, um glauben zu machen, ſie gelte noch etwas in der Geſellſchaft; allein das gelingt ihr auch nicht. Bald affectirt ſie eine gewiſſe Zuverſicht, bald ſchimmert wieder die Verlegenheit hindurch. Kurz, ſie hat ihre eigne Exiſtenz vernichtet. — —

— — Die berühmte Schauſpielerin Le Couvreur iſt tod. Man erzählt ſich wunderliche Dinge. Madame de B** (vermuthlich Berry) iſt heftig, launenhaft, ſehr galant, hängt ſich bald an Prinzen, bald an Comödianten. Vor kurzem fand ſie Geſchmack an dem Grafen von Sachſen, der keinen an ihr fand; nicht, als hätte er eben den getreuen Schäfer gegen ſeine Geliebte, die Le Couvreur ſpielen wollen, denn er hatte nebenbey noch viele kleine Abentheuer; aber die Auszehrung der Madame de B** ſchmeichelte ihm nun einmal nicht, ſie wüthete über dieſe Verſchmähung ihrer Reitze, und da ſie die Le Couvreur für das einzige Hinderniß der Erfüllung ihrer

Begierden hielt, ſo beſchloß ſie, ſich dieſe beglückte Nebenbuhlerin vom Halſe zu ſchaffen. In dieſer Abſicht ließ ſie kleine Zuckerkuchen (pastilles) machen, und wählte einen jungen Abbé, der ſehr gut mahlt, zum Werkzeug ihrer Rache.

Eines Tages wird der junge Menſch in den Tuilerien von zwey Unbekannten angeredet, die, nachdem ſie lange wegen ſeines mühſam verdienten Unterhalts ihn bedauert, mit dem Vorſchlag herausrücken, ſich als Mahler bey der Le Couvreur einzuſchmeicheln, und ihr die Zuckerkuchen gelegentlich zu präſentiren. Der arme Abbé ſchaudert, und verwirft den Antrag mit Entſetzen. Die Unbekannten gaben ihm aber zu verſtehen, daß es nicht mehr von ihm abhänge, ſich zu weigern, und daß ſein Widerſtand ihm leicht das Leben koſten könne. Erſchrocken willigt er in Alles. Man führte ihn zu Madame de B**, welche ſowohl die Verſprechungen als die Drohungen ihrer Satelliten wiederholt, und ihm die Zuckerkuchen eigenhändig überliefert. Er nahm ſie und bat nur um einige Tage Aufſchub, um ſich gehörig vorzubereiten. — Eines Abends, als die Le Couvreur mit Einem meiner guten Bekannten und einer Schauſpielerin Namens La Motte, nach Hauſe kommt, findet ſie ein anonymes Billet, worin man ſie dringend erſucht, allein oder mit ſichern Freunden in den Luxemburgiſchen Garten zu kommen, wo ſie bey dem fünften Baume einer der großen Alleen einen Menſchen antreffen werde, der ihr die wichtigſten Dinge zu entdecken habe. Sie ſteigt, nebſt ihren Begleitern, ſogleich wieder in den Wagen. Am beſtimmten Orte kommt ihr der Abbé entgegen, erzählt ihr ohne Umſchweife, daß er den Auftrag erhalten, ſie zu vergiften, daß er eines ſolchen Verbrechens unfähig ſey, aber ſich in der peinlichſten Lage befinde, weil man ſicher nunmehr ihn ermorden werde.

„Zu unſrer beyder Sicherheit,“ antwortete ihm die Le Couvreur, „müßte man die Sache der Polizey anzeigen.“

Der Abbe' äußert zwar Furcht vor den mächtigen Feinden, die er durch diesen Schritt ſich auf den Hals laden werde, allein wenn ſie für die Sicherheit ihres Lebens dieſe Vorſicht nöthig halte, ſo ſey er auch bereit, ſeine Ausſage dort zu wiederholen. Darauf bringt die Le Couvreur ihn ſelbſt in ihrem Wagen zu dem Polizeymeiſter, der die Zuckerkuchen einem Hunde vorwarf, welcher nach einer Viertelſtunde ſtarb. Uebrigens ſchien der Polizeymeiſter gar nicht erſtaunt, als man ihm die Herzogin von B** nannte, weil er ſchon bey manchen ähnlichen Gelegenheiten ſie hatte kennen lernen. Er fragte den Abbe', ob er es wagen wolle, ſeine Ausſage vor Gericht zu beſtätigen? — „Sie können mich ins Gefängniß ſetzen laſſen,“ antwortete dieſer, „und mit Frau von B** mich confrontiren.“ — Der Polizeymeiſter ſchickte ihn für dießmal fort, und unterrichtete den Cardinal von der ganzen Sache, der in der erſten Hitze die ſtrengſte Unterſuchung verlangte; allein die zahlreichen Freunde und Verwandte des Hauſes B** wußten es dahin zu bringen, daß, um des Skandals willen, die Sache unterdrückt wurde. Indeſſen wurde ſie doch nach einigen Monaten allgemein bekannt, man weiß nicht wie oder durch wen. Der Schwager der Verbrecherin erklärte ſeinem Bruder, es ſey durchaus nothwendig, daß ſeine Frau von einem ſo ſchändlichen Verdacht ſich reinige, man müſſe einen Verhaftsbefehl gegen den Abbé auswirken. Das war nicht ſchwer. Der arme Teufel wurde arretirt, in die Baſtille geſezt, verhört, und beſtand, troz aller Verſprechungen und Drohungen, auf ſeiner Ausſage. Vergebens gab man ihm allerley Ausflüchte unter den Fuß; er ſollte Wahnſinn vorſchützen, oder eine heftige Leidenſchaft für die Le Couvreur, die ihn verleitet habe, eine ſolche Fabel zu ſchmieden, um Gegenliebe zu erwerben. Er antwortete trocken, er habe die Wahrheit erklärt, widerſprach ſich auch nie in ſeinen Ausſagen. Die Le Couvreur ſchrieb an ſeinen Vater, der in der Provinz wohnte, und von dem Unglück ſeines Sohnes nichts wußte. Er kam ſogleich nach Paris, machte Lärm und foderte, daß man ſeinen Sohn in Freyheit ſetzen, oder ihm förmlich den Proceß machen ſolle. Mit dieſer gerechten Foderung wandte er ſich geradezu an den Cardinal, welcher Frau von B** fragen ließ; ob ſie in eine förmliche Unterſuchung willige? weil man ſonſt den Abbé nicht länger in Verhaft laſſen könne. Sie ſcheute die Aufklärung der Sache, und da ſie ihren Ankläger, ſo lange er in der Baſtille ſaß, nicht konnte meuchelmorden laſſen, ſo willigte ſie in ſeine Befreyung. Der Vater blieb noch zwey Monate in Paris, und ſo lange ſagte man dem Sohne kein Wort. Als aber Jener in ſeine Provinz zurückgekehrt, und der Abbé ſo unklug war, nach wie vor in Paris ſich aufzuhalten, verſchwand er plötzlich. Man wußte nicht, ob er tod ſey; man hörte nichts mehr von ihm reden.

Seitdem war die Le Couvreur auf ihrer Huth. Eines Abends im Theater ließ Madame de B**, nach Endigung des erſten Stücks, ihr ſagen, ſie mögte in die Loge der Herzogin kommen. Sie entſchuldigte ſich mit ihrer nachläßigen Kleidung, verſprach jedoch beym Herausgehen ſich der Frau Herzogin in den Weg zu ſtellen. Das geſchah, und Madame de B** überhäufte ſie mit Liebkoſungen und Lobſprüchen, wegen ihres vortrefflichen Spiels. — Einige Zeit nachher wurde die Le Couvreur krank, und immer kränker, ſo daß Einmal ein Schauſpiel, in welchem ſie eine wichtige Rolle hatte, nicht geendigt werden konnte. Sie zehrte ſich täglich immer mehr und mehr ab. Ihre letzte Rolle war Jocaſte in Voltaire's Oedip. Ihr Uebelbefinden war ſo auffallend, daß das ganze Publikum ſie bemitleidete. Vier Tage nachher ſtarb ſie unter ſchrecklichen Zuckungen. Man öffnete ihren Leichnam. Die Eingeweide waren durchfreſſen; es heißt, ſie ſey in einem Klyſtier vergiftet worden. Madame de B** hatte die Unverſchämtheit, ſich täglich nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen. Das Publikum war ſo erbittert, daß es jene vornehme Dame ſicher mißhandelt haben würde, wenn ſie es während dieſer Zeit gewagt hätte, im Theater zu erſcheinen. Alles was ich hier erzählt habe, iſt unbezweifelt wahr, denn ich habe es aus dem Munde einer vertrauten Freundin der Le Couvreur. —

(Ohngeachtet Mademoiſelle d'Aiſſe' mit dieſer Verſicherung ſchließt, ſo iſt dennoch, wenigſtens die Todesart der Le Couvreur, nur eine Stadt-Klatſcherey geweſen, denn Voltaire hat mit eigner Hand folgende Note hinzu gefügt: „Sie ſtarb in meinen Armen „an einer Entzündung der Eingeweide. Ich „bin es, der ihren Leichnam öffnen ließ. Alles „was Mademoiſelle d'Aiſſe' darüber ſagt, iſt „ein völlig ungegründetes Volksgeſpräch.“ — Wenn Voltaire hierunter auch die vorhergehende Geſchichte von der angeſponnenen Vergiftung verſteht, ſo iſt das ein neuer Beweis, wie täuſchend oft die Verläumdung die Wahrheit nachäffe.) —

— — Ein reicher Edelmann aus Perigord vermählte ſich vor vielen Jahren mit einem Frauenzimmer, welches ſtarb und ihm keine Kinder hinterließ. Die Verwandten ſeiner verſtorbenen Gemahlin ſchickanirten ihn dermaßen über die Mitgabe derſelben, daß er krank vor Verdruß wurde. Indeſſen hatte er doch Luſt ſich wieder zu verheirathen, nur mit keiner Frau, die Verwandtſchaften hatte. Er ſchrieb an den Vorſteher des Hoſpitals, und bat, ihm ein Mädchen von 17 bis 22 Jahren auszuſuchen, hübſch, wohl gewachſen, mit ſchwarzen Augen und ſchönen Zähnen; die ſolle er ihm zuſchicken, er werde ſie heirathen. Der Vorſteher zeigte den Brief dem Polizeymeiſter, der ihm rieth, den Auftrag ohne Bedenken zu erfüllen. Es geſchah, der Edelmann heirathete das Mädchen, mit dem er ſehr glücklich lebte. Nachdem ſie ihm aber drey Kinder gebohren, ſtarb auch ſie, und nun ſchrieb er zum zweyten Mal an den Vorſteher des Hoſpitals, mit der Bitte, ihm dießmal ein Mädchen von 28 bis 40 Jahren auszuſuchen, die blond, wohlbeleibt, noch friſch und von gutem Temperament ſey. Er habe mit der vorigen die glücklichſten Tage verlebt, und hoffe, man werde ihn auch dießmal gut bedienen. Sein Wunſch wurde zum zweyten Mal erfüllt. Die Prinzeſſin von Conty unterzeichnete den Heirathscontract.

— — An der Seine wohnt ein Mann, der ſeit 7 oder 8 Jahren täglich von 1 Uhr bis 6 Uhr auf dem Quay ſpazieren geht, das Wetter möge ſeyn wie es wolle. Der Polizeymeiſter erfuhr das, und ließ ihn zu ſich rufen, erhielt aber die Antwort, er habe mit der Polizey nichts zu ſchaffen. Da fuhr der Polizeymeiſter ſelbſt zu ihm, kletterte vier Treppen hinauf, und fand ihn leſend, in einem mit Büchern tapezierten Zimmer. „Warum haben Sie nicht zu mir kommen wollen?“ fragte der unerwartete Gaſt.

„Mein Herr,“ verſetzte der Wirth, „ich habe nicht die Ehre zu Ihren Freunden zu gehören, und, Gott ſey Dank! als Beklagter brauche ich nicht vor Ihnen zu erſcheinen.“ — „Es hat auch Niemand über Sie geklagt, aber Ihre täglichen Spaziergänge, immer um dieſelben Stunden, ſind auffallend.“ — „Warum? das Spazierengehen iſt mir geſund. Ich bin ein guter Edelmann, mein Herr, ich hatte 2000 Livres jährlicher Renten auf den Staat, von welchen mir nicht mehr als 500 übrig blieben, Sie wiſſen wohl, durch welches neue Syſtem. Ich mußte mich alſo einſchränken. Meine Bücher hab' ich behalten. Die Luft hier an der Seine thut mir wohl. Ich wählte dieſe Wohnung. Ein Reſt von Eitelkeit bewog mich, meinen Namen zu verändern. Den

Vormittag leſe ich. Meine Mahlzeiten ſind natürlich ſehr frugal. Nachmittags gehe ich ſpazieren, und ſo beweiſe ich, daß man auch mit 500 Livres unabhängig, folglich glücklich leben kann."

Der Polizeymeiſter fand Geſchmack an dem Manne. Er erzählte die Begebenheit eines Tages dem Cardinal, welcher ausrief: „Aber mein Gott! wenn der Menſch einmal krank wird, ſo hat er ja nicht ſo viel, daß er dem Wundarzt eine Aderlaß bezahlen kann? — Sagen Sie ihm, daß der König ihm eine Penſion von 300 Livres giebt."

Sogleich ließ der Polizeymeiſter den Sonderling rufen, um ihm die frohe Neuigkeit mitzutheilen; erhielt aber, gerade wie das Erſtemal, die Antwort: er habe nichts mit der Polizey zu ſchaffen; und als der Polizeymeiſter wiederum ſelbſt hinfuhr, ſo ſchlug er die Penſion ſtandhaft aus, verſichernd, er habe ſich mit ſeinen 500 Livres ſo eingerichtet, daß er nichts weiter brauche; er wolle nun Einmal Niemanden Dank ſchuldig ſeyn. — Troz der traurigen Einförmigkeit ſeines Lebens, iſt dieſer Mann ſehr heiter. Er beſizt zwey geiſtreiche Freunde, die auf dem Quay mit ihm ſchwatzen. Seine Kenntniſſe ſind ſehr ausgebreitet, unter andern verſteht er ſich ſehr gut auf Phyſiognomik, und ſieht den vorübergehenden an der Naſe an, welches Handwerk, oder welches Geſchäft ſie treiben. Dieſer hier, ſagt er zum Beyſpiel, iſt Haushofmeiſter bey einem Biſchoff, jener bey einem Finanzier; dieſer iſt ein Chevalier d'Induſtrie; jener ein Gascogner u. ſ. w. Selten irrt er ſich. — —

— — Geſchichte meiner Liebſchaft mit dem Herzog von Geſores. Ja, liebe Freundin, ich muß es bekennen, troz Ihrem Zorn und meiner Hochachtung für Sie, ich war in den Herzog von Geſores verliebt, und ich habe dieſe groſſe Sünde ſogar im Beichtſtuhle eingeſtanden. Mein Beichtvater hat mir freylich keine ſtrenge Bußübung deshalb auferlegt, denn ich war nur acht Jahr alt beym Entſtehen dieſer Leidenſchaft, und ſchon in meinem zwölften ſpottete ich darüber. Der Herzog war zwey oder drey Jahr älter als ich, und wir kamen uns überhaupt weit vernünftiger und erwachſener vor als unſere Geſpielen. Wir unterhielten uns ganz ehrbar, während die andern Blindekuh ſpielten. Von Liebe haben wir zwar nie geſprochen, denn wir wußten nicht was das war; allein ich erſchien doch ſo oft als möglich an einem Fenſter, aus dem ich ſeinen Balcon überſehen konnte. Er, hinwiederum, war galant, führte mich zum Johannisfeuer, auch oft nach St. Ouen. Da man uns beſtändig beyſammen ſah, ſo ſcherzten unſere Hofmeiſter und Gouvernanten unter ſich darüber; das gelangte endlich zu den Ohren meines Aga (des Herrn von Ferioles), der einen ſchönen Roman daraus zuſammen ſezte. Ich wurde geneckt, betrübte mich, und faßte, als eine wohlerzogene Perſon, den Entſchluß, mich ſelbſt genau zu beobachten, ob ich denn wirklich verliebt ſey? — Es kam mir ſo vor, und da ich zugleich ſehr fromm war, ſo gieng ich zur Beichte, bekannte geſchwind alle meine kleinen Sünden, ſtockte freylich erröthend als es an die größte kam, überwand mich aber heldenmäßig und beichtete: „Ehrwürdiger Vater, ich liebe einen jungen Menſchen.“ — Der gute Prieſter ſtutzte. Er fragte, wie alt der junge Menſch ſey? — Eilf Jahr war die Antwort. — Liebt er Sie wieder? und hat er es Ihnen geſagt? — Nein. — Wie lieben Sie ihn denn? — Wie mich ſelbſt. — Lieben Sie ihn eben ſo ſehr als Gott? — Ich wurde böſe, und fand es ſehr ſonderbar, daß er ſo etwas argwohnen könne. Er lächelte und ſagte, ich mögte in Gottes Namen hingehen, und mich nur ſtets hüten, mit irgend einer Mannsperſon allein zu ſeyn; Buße werde er mir vor der Hand nicht auflegen. Das verdroß mich wieder, denn ich hätte gar zu gern gebüßt, und wäre das geſchehen, vielleicht würde ich dann in allem Ernſt mich verliebt haben. — Ich will Ihnen auch noch bekennen, daß eines Tages — ich war dann ſchon zwölf und er 14 oder 15 Jahr alt — er mit Entzücken davon ſprach, daß er den nächſten Feldzug mit machen werde, und daß ich es ihm ſehr übel nahm, gar keinen Schmerz über unſere Trennung zu empfinden. Ich ſagte ihm ſogar, ſeine Freude ſey eben nicht ſchmeichelhaft für mich, und er machte mir gewaltige Entſchuldigungen darüber. Das iſt das Stärkſte was zwiſchen uns vorgefallen, und damit war der Roman zu Ende. Seitdem, wenn wir uns geſehen, haben wir uns wohl zuweilen unſerer Kinderjahre erinnert, doch ſind wir nie zu tief in den Text gerathen. Hat man Ihnen mehr geſagt, ſo iſt es eine elende Klatſcherey. — —

— — Ich erfahre in dieſem Augenblicke, daß der König befohlen hat, den Kirchhof von

St. Medard zu verſchließen. Iſt es nicht unbegreiflich, daß man, ſeit faſt fünf Jahren, alle mögliche Albernheiten auf dem Grabe des Abbe' Paris mit angeſehen hat? — Fontenelle ſagte uns neulich, daß, je lächerlicher eine Meynung wäre, je mehr hitzige Vertheidiger fände ſie. Carre de Montgeron, ein ehrenfeſter Parlamentsrath, ſchwört bey ſeiner Seelen Seligkeit, daß er Zeuge von übernatürlichen Begebenheiten geweſen; er hat ſogar dem Könige ein dickes Buch überreicht, lauter Erzählungen von wunderbaren Curen enthaltend. Blindgebohrne, Taubſtumme, Lahme ſind geheilt worden, und hundert Zeugen, die als ehrliche Leute allgemein bekannt ſind, haben es ſchriftlich beſtätigt. Die Nachwelt wird es kaum glauben können, daß 20000 Menſchen ſich ſo albern aufgeführt haben. Am Morgen, nachdem der Kirchhof verſchloſſen worden, fand man an der Pforte folgenden Reim:

De par le Roi defense à dieu
De plus opèrer en ce lieu.

(Dieſe Fragmente aus dem Briefen der Mademoiſelle d'Aiſſé ſchildern oft ſo lebhaft das intereſſante Paris, wie es vor faſt hundert Jahren war, daß deren Mittheilung gewiß den meiſten Leſern willkommen ſeyn wird.)

Die franzöſiſchen Politiker.

„**Gott verhüte,**“ ſagte der kluge Sammler der Melanges tirés d'une grande bibliotheque, „Gott verhüte, daß wir mit jenem ehrlichen, aber übel unterrichteten Prälaten „glauben ſollten, die Politik ſey eben ſo wohl „die Kunſt, die Menſchen zu betrügen, als „die Kunſt, ſie zu regieren.“ (Der gute Prälat mogte nicht ganz Unrecht haben.) „Man „muß den Mißbrauch der Wiſſenſchaft nicht „mit der Wiſſenſchaft ſelbſt vermengen. Giebt „es eine falſche, verrätheriſche Politik —

(o ja, es giebt Eine) — ſo müſſen wir ſie „blos kennen, um uns vor ihr zu hüten, und „nie, um ſie anzuwenden." (Worte in den Wind geredet.)

Der Erſte aller politiſchen Schriftſteller war Plato. Man weiß, daß die Geſetze, welche er in ſeiner Republik den Menſchen vorſchrieb, unausführbar ſind; der Traum einer edlen Seele. Ihm folgte Xenophon, deſſen Cyropädie, eine politiſche Fiction, wahrſcheinlicher, unterrichtender und minder langweilig iſt, als Plato's Republik. Auch Ariſtoteles und Cicero werden unter die alten Politiker gezählt.

Die Jahrhunderte der Unwiſſenheit gebahren doch gleichfalls einige politiſche Werke, zum Beyſpiel die der griechiſchen Kayſer Manuel Paleologus II. und Conſtantin VII.; die lateiniſchen Abhandlungen des Alcuin, Smaragdus, Hincmar, St. Bernhard u. ſ. w.

Endlich, unter Philipp dem Schönen, erſchien das erſte franzöſiſche politiſche Werk von Gilles, betitelt: Regierung der Fürſten, welches viel Gutes enthält. Im XVI Jahrhundert ſchrieb Guillaume Bude'e, (dem man das erneuerte Studium der griechiſchen Sprache, den Gebrauch der lateiniſchen Beredſamkeit und der römiſchen Jurisprudenz verdankt) eine Institution du prince. Er war Secretär und Bibliothecar Franz des Erſten, der ihn auch zu ſeinem Geſandten am päbſtlichen Hofe ernannte. Er beſaß eine geliebte Frau, welcher er die Sorge für das Hausweſen ſo gänzlich überließ, daß er eines Tages einem Bedienten, der mit der Nachricht herein ſtürzte, es brenne im Hauſe, ſehr gelaſſen antwortete: „Sage es meiner Frau, du weißt, daß ich um die Wirthſchaft mich nicht bekümmere.“

Er pflegte zu ſcherzen, er habe zwey Weiber; mit der Einen erzeuge er Kinder, mit der andern (der Philoſophie) Bücher, und, fügte er hinzu: „die Letztere wird länger fruchtbar bleiben als die Erſtere.“

Um dieſelbe Zeit wurden zwey italiäniſche Politiker, Mombrino Roſeo und Franceſco Patricci, ins Franzöſiſche überſetzt. Institution du prince chretien und Parangon de vertu pour l'instruction des potentats u. ſ. w. waren die Titel ihrer, nicht ſehr bedeutenden Werke, aus welchen doch einige Stellen angeführt zu werden verdienen.

„Die meiſten Menſchen verſchlechtern ſich, wenn ſie den Thron beſteigen. Indeſſen giebt es doch ein Beyſpiel vom Gegentheil, Veſpaſian, der, nach dem Zeugniß des Tacitus, als Privatmann groſe Fehler hatte, die er, als Kayſer, ſämmtlich ablegte.“

„Cato, wenn er das thätige Leben rühmen will, vergleicht den Menſchen mit einer

Stange Eiſen, die, fleißig gebraucht, ſich zwar abnuzt und zerbrechen kann, die ſich aber auch dadurch abſchleift und zu etwas nüzt, da ſie hingegen ungebraucht vom Roſt verzehrt wird.“

„Das Mißtrauen der Tyrannen, welches man zuweilen mit dem Titel Politik zu beehren beliebt, hat ſchreckliche Wirkungen. Der alte Denys, Tyrann von Syracus, wollte eines Tages mit einem ſeiner Günſtlinge ſich im Werfen üben, hatte zu dieſem Behuf ſein Schwerdt und eine Art von Panzerhemde, welches er immer zu tragen pflegte, abgelegt, und einem Knaben zu halten gegeben. Der Günſtling ſagte ſcherzend: Du giebſt Dein Leben in die Hände dieſes Knaben. Der Knabe hörte es und lächelte. Denys bemerkte das und ſtellte folgende Betrachtung an: Jener hat ein Mittel gelehrt, mich umzubringen; dieſer hat es zu billigen geſchienen; beyde müſſen ſterben. Er winkte, und beyde wurden auf der Stelle ermordet.“

Das Utopia des berühmten, enthaupteten Kanzlers von England, Thomas Morus, wurde auch ins franzöſiſche überſezt. Es iſt ein allerliebſtes Mährchen, welches man den Traum eines guten Politikers nennen könnte, ſo wie man die Projecte des Abbe' de St. Pierre die Träumereyen eines ehrlichen Mannes genannt hat. — Poſtel, als Gelehrter in andern Fächern bekannt, ſchrieb: Die Gründe einer Monarchie, und welche Mittel nöthig ſind, um dazu zu gelangen. Er zeigte darin, daß die Gallier und Franken ſtets eine monarchiſche Verfaſſung gehabt, und — was in ſeinem Zeitalter Muth bewieß — daß Prieſter, Biſchöffe und ſelbſt der Pabſt, kein Recht hatten, Kronen zu vertheilen; ſondern daß ſie blos die Krone ſegnen durften, welche durch das längſt herkömmliche Erbrecht einem Fürſten zugefallen. Poſtels Werk iſt ſelten geworden, ſo wie die

Geſchichte des Chelindonius Tigurinus, von der Einſetzung der chriſtlichen Fürſten in dem Urſprung der Königreiche. Der franzöſiſche Ueberſetzer hat eine lange Vorrede dazu geſchrieben, aus der man aber nicht erfährt, wer Chelindonius geweſen, und in welcher Sprache er geſchrieben; ſondern welche blos beweiſen ſoll, daß die Fürſten, um zu lernen, was ſie wiſſen müßten, Bücher leſen ſollen, weil die Bücher leidenſchaftloſe Richter wären. (Das mögte wahr ſeyn, wenn die Bücher ſich ſelber ſchrieben; da ſie aber von Menſchen geſchrieben werden, deren Bruſt von Leidenſchaften und deren Köpfe von Vorurtheilen wimmeln, ſo iſt auch den Büchern nicht zu trauen.)

Leroi oder Regius, Profeſſor am College Royal, hat Entwürfe zu mehreren politiſchen Werken hinterlaſſen und auch drey derſelben ausgeführt. Das erſte handelt von der Vortrefflichkeit der königlichen Regierung; das zweyte iſt ein Zuruf an die Franzoſen über die Uebel, welche ein Volk durch Aufruhr und Bürgerkrieg erduldet; (ein Zuruf, der, wenigſtens im achtzehnten Jahrhundert, längſt verhallt war); das dritte zeigt die Hinfälligkeit und Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge. (Die wir jezt vor Augen ſehen und nicht zu leſen brauchen.)

François de Roſieres ſchrieb ein Buch, in dem er bewieß, daß die Prinzen aus dem Hauſe Lothringen von Carl dem Großen herſtammen. (Es iſt merkwürdig und der Nachwelt ſchimpflich, wie ganz, um einiger glänzenden Thaten willen, die Tyranney und Grauſamkeit dieſes Carl vergeſſen worden. Es mag ſeyn, daß durch ihn eine neue, und, für ſpätere Generationen, beſſere Ordnung der Dinge herbeygeführt wurde; aber ſeine Zeitgenoſſen waren höchſt unglücklich — wie denn das die Zeitgenoſſen eines Ereberers immer ſind, ſo viele feige und feile Federn ihn auch preiſen mögen. — Immerhin möge die Nachwelt dankbar den Wein trinken, der etwa auf der Lava wächſt, welche vor tauſend Jahren ausſtrömte; allein den Feuerſtrom ſelbſt ſollte ſie nicht rühmen, weil er damals alles verwüſtete, was in ſeinem Wege lag.)

Ein vortreffliches Werk erſchien zu Ende des XVI. Jahrhunderts, die Republik von Jean Bodin. Es iſt keines Auszugs fähig. Bodin erzählt unter andern, daß der Kanzler Poyet ein weiſes Geſetz entworfen habe, Kraft deſſen die Pfarrer genaue Geburts- und Sterbeliſten halten ſollten; er findet dieß Geſetz ſehr erſprießlich, um die Bevölkerung von Frankreich zu kennen, die Beſitzungen und Einkünfte eines Jeden zu erfahren und die Auflagen gleich zu vertheilen. Er klagt, daß dieß Geſetz ſo ſchlecht befolgt worden. „Wenn Bodin noch lebte (bemerkt der Sammler) ſo würde er eines Theils ſeine Wünſche erfüllt ſehen; die

Geburts- und Sterbeliſten werden richtig gehalten; man kennt die Bevölkerung von Frankreich ſehr genau; man weiß, was jeder Privatmann beſizt, und wie hoch ſein Beſiz anzuſchlagen iſt; aber ach! er würde auch hören, in welcher Abſicht alles dieß geſchieht: nicht etwa, um Bevölkerung, Handel, Wohlſtand der Unterthanen zu vermehren, ſondern einzig und allein in fiſcaliſcher Hinſicht. Keine Gleichheit, ſondern Uebermaß der Auflagen iſt daraus entſtanden; man hat die Unterthanen gezählt, wegen — der Kopfſteuer; (man zählt ſie jezt auch noch um anderer Urſachen willen) man hat die liegenden Gründe geſchäzt, wegen der Steuern und Abgaben; man hat, bey Ausſtellung öffentlicher Acten, eine gewiſſe Ordnung eingeführt — um der Sporteln willen; man hat den Verbrauch der Producte berechnet, um — des Zolles und der Acciſe willen.“

Auch Bodin giebt der monarchiſchen Verfaſſung den Vorzug. Er vergleicht die verſchiedenen Stände eines Staats mit den Saiten eines Inſtruments. Die Saite der Geiſtlichkeit, ſagt er, iſt am behutſamſten zu berühren; auf die Saite des Volks wird der Bogen am ſtärkſten gedrückt.

Es kommen auch intereſſante, hiſtoriſche Züge in Bodins Republik vor. „Die kleine Republik **Cuma** in Italien hatte einen König, der jedoch einem Senat unterworfen war. Damit er das nie vergeſſen mögte, ließ der Senat ihn alle Jahre an einem gewiſſen Tage ins Gefängniß werfen. Der Beamte der dieſen Auftrag erhielt, rapportirte wenn er ihn ausgeführt, und bat ſich weitere Verhaltungsbefehle aus, die denn jederzeit alſo lauteten: laß den König wieder los.“

„In der Mitte des XVI. Jahrhunderts gab es in Frankreich ſehr lächerliche Aemter; dennoch hießen die Verwalter derſelben **königliche Räthe**. Die Parlamentsregiſter zum

Beyſpiel, vom Jahr 1544, erwähnen eines ſolchen Königlichen-Raths-Schwein-Zungen-Unterſucher. Er mußte nemlich unterſuchen, ob die Schweine keine Finnen hätten.“

„Unter der Regierung Carl V. machten zu Montpellier, die alten Bewohner von Languedoc, welche die Sprache von Oc redeten, einen Aufſtand gegen die Franzoſen, die nur die Sprache von Oui verſtanden, und vom Könige geſandt worden waren, um die Provinz zu regieren. Die Aufrührer beſchloſſen, alle Franzoſen umzubringen; um ſie aber zu erkennen, verhaftete man ohne Unterſchied einen Jeden, zeigte ihm Bohnen, und fragte was das ſey? — Die Franzoſen antworteten feves und wurden todt geſchlagen; die Languedoker ſagten hâves und wurden verſchont.“

„Ein Richter ſoll nicht verurtheilen nach dem was er allein geſehen, ſoll auch nicht

Zeuge und Richter zugleich ſeyn. Heinrich II. ließ zu Melun einen Italiäner verhaſten, den er auf einem Todeswürdigen Verbrechen ſelbſt ertappt haben wollte. Er ſandte ihn an das Parlament, um ihn zu verurtheilen. Da aber nur Ein Zeuge da war, nemlich der König, ſo verurtheilte das Parlament den Unglücklichen nicht. Derſelbe König legte in einem Civil-Proceß, über die Erbſchaft des Cardinal d'Amboiſe, ein Zeugniß ab, und begehrte, man ſolle es als hinreichend erkennen. Allein das Parlament erklärte abermals, der König ſey nur ein einzelner Zeuge." (Ob die Richter in Frankreich auch jezt noch ſolchen Muth beſitzen? und wem dieſe Züge wohl mehr Ehre bringen? dem Parlament, welches wagte, ſeine Pflicht ohne Anſehen der Perſon zu erfüllen? oder dem Könige, der ſich, ohne zu grollen, den Geſetzen unterwarf?)

Ein gewiſſer Hubert Languet ſchrieb ein Buch: von der rechtmäßigen Gewalt des Fürſten über das Volk, und des Volkes über den Fürſten. (So gefährlich das Buch iſt, ſo gefährlich wäre es auch, einen Auszug daraus zu liefern.) — Gleichen Inhalts und Gehalts iſt eine Schrift des Etienne de la Boëtie, betitelt: von der freywilligen Knechtſchaft, oder das Gegen Einen. (Le Contre-un.) Montaigne, ſein Freund, der ſeine übrigen Werke heraus gab, wagte nicht, dieſes drucken zu laſſen. Es wäre auch wohl unklug, dergleichen drucken zu laſſen, beſonders in Zeiten, wo die freywillige Knechtſchaft zu der Tagesordnung gehört.

Der Sammler liefert zweckmäßige Auszüge aus La Noue, Juſtus Lipſius, Anton von Guevara und Guichardin, hält ſich aber, wie natürlich, länger bey Machiavel auf. „In unſern Tagen," ſagt er, „iſt Machiavels Werk, der Fürſt, doppelt intereſſant geworden, weil ein groſer König (Friedrich der

Große) ihn zu widerlegen, ſich herabgelaſſen. Dieſe Widerlegung war die Ankündigung der glänzendſten Regierung in unſerm Jahrhundert. Ohne Machiavels unleugbar großes Genie würde er keinen ſolchen Widerſacher gefunden haben.“ Er ſchilt übrigens gewaltig auf Machiavel, und nennt ihn einen böſen Menſchen. (Was er doch gar nicht war.)

Noch eine Menge vergeſſene, oder wenig geleſene, oder der Vergeſſenheit werthe Schriftſteller, hat der Sammler durchgegangen und gewürdigt: Paul Paruta, Botero, Sanſonino, Paſquier, du Haillan, l'Alouette u. ſ. w. Ihre Werke haben kein Intereſſe für uns. Er ſchließt mit einem ſehr leſenswerthen Gemählde des Handels von Frankreich im XVI. Jahrhundert.

Der Abſchied,

ein Nachſpiel für das Wiener Hoftheater verfertigt.

Vorbericht.

Madam Adamberger — wer hat nicht die große Künſtlerin gekannt? nicht wenigſtens von ihr gehört? — Sie war es, die das Fach der naiven Mädchen in Deutſchland gleichſam erſchuf. Sie war in dieſem Fach niemals weder ſchlau noch muthwilig, oder gar locker — lauter Dinge, welche eine Menge berühmter Schauſpielerinnen uns gern für Naivität geben mögten — ſie war immer nur naiſ. Wer ſie (oder Madam Bethmann, oder Madam Rooſe) nicht geſehen hat, wird nie begreifen, daß man auch mit ſo vielem Anſtand naiſ ſeyn kann. Ihre reine Verſchämtheit, ihre unſchuldige Herzlichkeit, bilderen einen allerliebſten Contraſt mit der

Schlauheit ihres Auges, und ihr Gefühl gab ihr Töne, welche Thränen und Lächeln zugleich hervor lockten. Doch für ihre Zeitgenoſſen wäre es überflüſſig, noch mehr zu ihrem Ruhme als Künſtlerin zu ſagen; allein welch' ein herrliches Weib ſie auch ſonſt noch war, das wiſſen nur ihre Freunde, und Gottlob! ich war ſo glücklich, zu dieſen mich zählen zu dürfen. Als Hausfrau konnte ſie zum Muſter aufgeſtellt werden, beſonders in einem Stande, wo die Hausfrauen ſo ſelten ſind. Feinen, durchdringenden Verſtand und leichten frohen Witz verband ſie mit dem edelſten Charakter. Gewiß leben noch viele, deren Beſchützerin und Wohlthäterin ſie geweſen. In mehrern der erſten Häuſer geliebt und gerne geſehen, hatte ſie ſich die feinſte Lebensart, den ſittlichſten Anſtand zu eigen gemacht; ſie unterſchied ſich von den vornehmſten Damen blos durch ihren geringern Stand. Doch alle Auszeichnungen, die ihr wiederfuhren, konnten nie ihre liebenswürdige Beſcheidenheit vermindern; ſie war viel zu klug, um ſtolz zu werden. Sie blieb in jeder Lage des Lebens ihren Freunden die zuverläſſigſte Freundin. Meine eigne Erfahrung hat dieß beſtätigt, während ich bey der Direction des Wiener Hoftheaters von niedrigen Cabalen beſtürmt wurde. Ach! ſie hat mich, und die Tauſende ihrer Verehrer, nur Einmal betrübt — als ſie ſtarb! —

Nicht lange vor ihrem Tode wollte ſie — ſchon ſeit Jahren von mancher Kränklichkeit gequält — der Bühne ganz entſagen. Sie wünſchte das mit einiger Feyerlichkeit zu thun, nicht um ihrer ſelbſt willen, und um noch Einmal Aufſehen zu erregen; ſondern, um ihrer jungen, liebenswürdigen Tochter willen, die ſie, an dieſem Tage, zugleich dem Publikum empfehlen wollte. Deshalb ſchrieb ſie an mich, und bat mich, ein Nachſpiel für ſie zu verfertigen, in welchem ſie ſelbſt vom Publikum Abſchied nehmen, ihre Tochter aber, die zum erſtenmal auftrat, durch einige Scenen deſſen

Gunſt gewinnen mögte. Gelegenheits-Stücke zu verfertigen, iſt mir ſonſt höchſt zuwider, weil das Herz gewöhnlich ſo gar nichts damit zu ſchaffen hat. Aber hier war es anders. Hochachtung und Liebe gaben mir auf der Stelle einen Plan ein, und ſo entſtand die Kleinigkeit, die ich hier, als eine Wieſenblume, auf das Grab meiner Freundin werfe. Dieſes Nachſpiel iſt nicht aufgeführt worden. Madam Adamberger ſchrieb mir: „Wie konnten Sie glauben, daß ich bey der Vorſtellung Ihres Stücks lebendig bleiben würde?“ — Sie mogte Recht haben. Ich hatte mehr auf das Gefühl der Wiener und auf mein eigenes, als auf ihren zarten Körper, ihre zartere Seele Rückſicht genommen. Ich wußte mit Gewißheit, daß das Wiener Publikum — deſſen Liebe für die ſcheidende Künſtlerin und deſſen Empfänglichkeit für wahres Gefühl ich kannte — mein kleines Stück mit Entzücken aufnehmen, der Mutter den ſchönſten Triumph, der Tochter die gefälligſte Aufnahme bereiten würde.

Doch ihr Körper war zu ſchwach, zu ſehr unter der Herrſchaft ihrer ſchönen Seele, um ſolch' eine Huldigung zu ertragen. So möge ſie ihr nachhallen. Ich weiß, daß jeder Wiener, und Jeder, der das herrliche Weib gekannt, mir Dank wiſſen wird, ihr Andenken noch Einmal gefeyert zu haben.

Perſonen.

Die Fürſtin, das Publikum.
Madam Selten, Sie!
Babet, ihre Tochter.
Der Czaar, aus dem Mädchen von Marienburg.
Der Baron, aus Maſke für Maſke.
Der Advokat, aus dem Juriſt und Bauer.
Miſtriß Smith, aus den Indianern in England.
Secretair Wittnang, aus Selbſtbeherrſchung.
Der alte Klingsberg, aus den beyden Klingsbergen.
Der Ritter, aus Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Perſon.
(Sämmtlich Mitglieder des Haustheaters der Fürſtin.)
Zwey Bediente.

(Der Schauplatz iſt ein geſchmückter Garten.)

Erſte Scene.

Zwey Bediente ſetzen Gartenſtühle an Einer Seite für die Zuſchauer. Sie ſind eine Weile ſtill. Endlich ſagt der Eine:

Warum biſt du ſo ſtill, Kammerad? — was Teufel! ich glaube gar, es ſteht dir Waſſer in den Augen?

Der Andere.

I nu, was ſoll ich mich deſſen ſchämen? ich habe ſie lieb gehabt, die Madam Seiten.

Der Erſte.

Wer hat ſie denn nicht lieb gehabt? wir Alle ſind ihr gut. Aber ich denke, die Ruhe iſt ihr zu gönnen.

Der Andere.

Das wohl. Aber ſieh nur Kammerad, wenn man ſo dreydutzend Jahre Eine Straße mit einander gewandelt iſt, und man ſoll nun ſcheiden, das thut immer weh, wenn auch der Zurückbleibende ſich unter Roſen niederließe.

Der Erſte.

Unſere Fürſtin wird ſie freylich ungern miſſen.

Der Andere.

Wir Alle. Ich habe zwar in unſerer Hauscomödie nur Stühle und Briefe hereingetragen, aber es ſchmerzt mich doch, daß ich ihr keinen Stuhl mehr ſetzen, und ihr keinen Brief mehr bringen ſoll.

Der Erſte.

Stille, da kommt ſie mit ihrer Tochter. Man ſieht es ihr auch wohl an, daß ihr heutiger Ehrentag gerade nicht unter ihre Freudentage gehört.

Der Andere.

Wir wollen ſie nicht ſtören. Man iſt an ſolchen Tagen gern allein. *Beyde ſchleichen ſeitwärts fort.*

Zweyte Scene.

Madam Selten führt ihr Tochter an der Hand.

Babet.

Du biſt ſo traurig, liebe Mutter?

Madam Selten.

Nein, mein Kind, nicht traurig, aber wehmüthig, ſehr wehmüthig.

Babet.

Warum denn?

Madam Selten.

Muß ich nicht heute von unſerer guten Fürſtin ſcheiden? — und wenn ich gleich ihr Haus nicht verlaſſe, ſo werden wir uns doch künftig nur ſelten ſehn.

Babet.

Wenn ich Dir ähnlich werde, liebe Mutter, vielleicht wird dann die Fürſtin Dich weniger vermiſſen, und mich um Deinetwillen lieben.

Madam Selten.

Das hoffe ich, mein Kind, das hoffe ich. Aber biſt Du denn wirklich feſt entſchloſſen, Dich ganz für dieß Theater zu bilden?

Babet.

Ja, liebe Mutter, unter Deiner Leitung.

Madam Selten.

Bedenk' es wohl! Die Blumen ſind nicht immer auf dieſen Pfad geſtreut; wir gehen oft auf Dornen. Ja, wenn die Fürſtin Beyfall winkt, das iſt ein froher Augenblick; doch er wird nur durch Mühe, Fleiß und mit Geduld erkauft. Das Unkraut, Neid, erſtickt oft unſere ſchönſten Blumen, und das fröhliche Geſicht auf der Bühne, iſt nicht ſelten eine Larve, die uns hinter den Couliſſen boshaft neckend abgeriſſen wird. Denn der Sorgen Schwarm, der auch Thaliens Kinder nicht verſchont — ach Babet! das iſt kein freundliches Bild!

Babet.

Aber Du haſt mich gelehrt: Thalia an der Hand der Sittlichkeit, ſchreite munter über Neid und Sorgen hinweg.

Madam Selten

ſchließt Babet in ihre Arme.

Ja, das ſagt' ich, und gebe Gott, daß Du an dieſer Hand durch das Leben hüpfeſt, wenn die warnende Mutterhand ſchon längſt modert.

Babet.

Das werd' ich, das verſprech' ich.

Madam Selten legt die Hand auf ſie.

So nimm der Mutter Segen mit in Deinen neuen Stand. Ich werde Dich der Fürſtin vorſtellen — ich werde ihr ſagen — — ach! wenn ich nichts ſagen kann, ſo wird man ja wohl fühlen, was ich ſagen mögte!

Babet.

Wenn ſie mich aufnimmt, ſo gebe der Himmel mir ſo viel Ehre und Freude, als er Dir verliehen.

Madam Selten.

Ja, mein Kind, ich wäre undankbar, wenn ich das nicht erkennte. Die Fürſtin hat mir viel Gutes erwieſen — ſie hat mich geliebt — ich werd' es nie vergeſſen! —

Babet.

Mutter, ich ſeh ſie kommen.

Dritte Scene.

Die Fürſtin. Die Vorigen.

Die Fürſtin.

Liebe Madam Selten, wenn ich ſonſt hieher kam, Sie zu ſehen, ſo brachte ich ſtets eine fröhliche Empfindung mit. Heute iſt es anders. Sie wollen mich verlaſſen!

Madam Selten.

Ich muß.

Die Fürſtin.

Ich danke Ihnen ſo manche frohe Stunde. Gern werd' ich die Tage Ihrer Ruhe erheitern. Wir haben Sie Alle ſo lieb gehabt.

Madam Selten.

Ich weiß es — und fühle es — und dieß ſelige Gefühl wird mich in die Einſamkeit begleiten. Gütige Fürſtin! dankbar und froh bewegt werde ich ſtets Ihres Beyfalls mich erinnern.

Die Fürſtin.

Dank ſind wir Ihnen ſchuldig für die ſchönen Jahre, die Sie uns gewidmet, für die ſchönen Stunden, die Sie uns oft gewährten. Sie waren nicht allein eine Zierde meiner Bühne, Sie waren auch ein Schmuck meines Hauſes. — Keine falſche Beſcheidenheit, liebe Freundin; ich weiß in weſſen Namen ich ſpreche, und bin gewiß, daß Niemand mich einer Unwahrheit zeihen wird. — Auch Ihre Gefährten ſind heute wahrhaft betrübt. Einige derſelben haben mich um Erlaubniß gebeten, Sie auf dieſer Stelle noch Einmal zu ehren, indem ſie in einer Kleidung von Ihnen Abſchied nehmen, die einige der ſchönſten Stunden zurückrufen wird, welche Sie uns gaben.

Madam Selten.

Verſchonen Sie mich, gnädige Fürſtin, verſchonen Sie mein gepreßtes Herz!

Die Fürſtin.

Halten Sie unſerer Liebe das zu Gute. Opfern Sie ſich noch Einmal für uns. Ich konnte den wackern Leuten unmöglich meine Zuſtimmung verſagen. — Da ſind ſie ſchon. Sie ſetzt ſich.

Vierte Scene.

Die Schauſpieler. Die Vorigen.

Die Schauſpieler ſammeln ſich um Madam Selten. Jeder ſpricht, nach einer Pauſe, in dem für den Augenblick angenommenen Charakter.

Der Czaar.

Wie Catinka? Du willſt mich verlaſſen?

Der Baron.

O mögteſt Du lange noch Maſke für Maſke ſtatt dieſer traurigen Wahrheit uns geben.

Secretair Willnang.

Wer mögte heute Selbſtbeherrſchung erkünſteln, um den Schmerz über dieſe Trennung zu verbergen!

Der alte Klingsberg.

Schweſter, Du haſt mir zwar ziemlich bitter geſagt: nur die Jugend pflücke Roſen; aber ſieh, Du biſt nicht mehr jung, und doch bringt Dir heute Jeder ſeinen Strauß.

Miſtriß Smith.

Wenn Miß Gurli bey uns bleiben will, ſo erlaube ich ihr, bisweilen über mich zu lachen.

Der Ritter.

Ihr Liebhaber bleib' ich, doch nicht mehr Nebenbuhler in Einer Perſon; ich habe deren ſo viele als mein Auge erblickt.

Der Advocat.

O holde Roſine! wie wollt' ich den Rechenmeiſter Grübler ſegnen, wenn er Deine Jahre für uns multipliciren könnte!

Madam Selten

dankt einem Jeden in ſtummer Bewegung.

Die Fürſtin.

Laßt ſie Kinder. Ihr Herz iſt voll, drum ſtockt der Mund. Wir müſſen an den Gedanken uns gewöhnen, ſie zu entbehren. Könnten wir nur den Abſchied durch irgend eine Freude ihr erleichtern.

Madam Selten.

Das können Sie, gütige Fürſtin.

Die Fürſtin.

Wodurch? reden Sie frey.

Madam Selten

faßt Babet bey der Hand und führt ſie vor die Fürſtin.

Hier dieſes Kind — es wünſcht ſich Ihrem Dienſte zu weihen — nehmen Sie es freundlich auf — als ein Vermächtniß von mir — und iſt es gleich noch zu ſchwach, um Ihren gebildeten Geſchmack zu befriedigen — o ſo haben Sie Nachſicht mit ihm, um ſeiner Mutter willen!

Die Fürſtin

nimmt die Kleine in ihre Arme.

Ich verſpreche es. halb gegen das Publikum gewendet. Nicht wahr, ich darf es verſprechen?

Madam Selten.

Wenn Mutterliebe mich nicht täuſcht, ſo ſind dieſes Kindes Anlagen der Aufmunterung werth. Erlauben Sie, Fürſtin — da dieſe Herren mich an einige meiner Lieblingsrollen erinnert haben, die ich nicht mehr ſpielen kann — daß die Kleine, zum erſten Verſuch, auf einige Minuten meine Stelle vertrete.

Die Fürſtin.

Recht gern. Sie ſetzt ſich nieder. Die übrigen treten alle ſeitwärts, außer dem Czaar.

Madam Selten.

Nun mein Kind, ſcheue Dich nicht. Du ſtehſt vor lauter Menſchen, die, um Deiner dankbaren Mutter willen, Dir wohl wollen. Sie tritt hinter den Stuhl der Fürſtin.

Babet

verbeugt ſich halb gegen die Fürſtin, halb gegen das Publikum.

Sie erlauben es? — ich bitte um Nachſicht.

Sie ſpielt, als Catinka, mit dem Czaar eine Scene aus dem Mädchen von Marienburg. Als dieſe zu Ende macht ſie eine zweyte Verbeugung. Der Czaar tritt zu den übrigen.

Die Fürſtin.

Ich bin zufrieden. Fahre fort, mein Kind.

Babet

ſpielt als Gurli eine Scene aus den Indianern in England mit Miſtris Smith.

Die Fürſtin.

Auch gut. Wo es noch fehlt, wird die Mutter ſchon nachhelfen. — Nun, mein Kind, aller guten Dinge ſind drey. Laſſ' uns auch von Roſinens Rolle noch etwas hören.

Babet

ſpielt mit dem Advocaten eine Scene aus dem Juriſt und Bauer.

Die Fürſtin.

Recht artig. Du ſollſt bey mir bleiben. Sie ſteht auf und faßt Babet bey der Hand. Komm her, gutes Kind, ich will Dich allen meinen

Bekannten vorſtellen, und ich weiß gewiß, ſie werden Dich alle willkommen heißen.

Madam Selten.

Sie haben eine ſchwere Sorge von mir genommen. Jezt bleibt mir nichts mehr übrig, als Ihnen aus der Fülle meines Herzens zu danken, für Alles Gute, alles Liebe und Schöne, womit Sie ſeit ſechs und dreyßig Jahren mein Ihnen geweihtes Leben geſchmückt haben. — Ich ſtehe hier zum leztenmal — ich ſpreche hier zum leztenmal — meine Kräfte erlauben mir nicht, Ihnen länger zu dienen — aber ſo lange ich noch empfinden kann — bis zum Grabe — gedenk' ich dankbar Ihrer Huld. — Vergeſſen Sie mich nicht ganz — leben Sie wohl. Sie will der Fürſtin die Hand küſſen.

Die Fürſtin umarmt ſie gerührt.

Nehmen Sie die treue Zuſage unſerer Liebe, unſers Dankes, mit in Ihre Einſamkeit. Lange, lange noch werden wir unſern

Liebling vermiſſen! — Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir, und ſeyn Sie noch Einmal Zeuge der Anerkennung Ihres Verdienſtes. Ich bin gewiß, daß ich nicht blos *meine* Geſinnungen ausdrücke. Sie zieht ſie mit ſanfter Gewalt neben ſich auf den Stuhl.

Gärtner und Gärtnerinnen mit Blumen-Guirlanden und Kränzen von Roſen, führen einen Tanz auf. Der geflügelte Ruhm erſcheint, mit der Tuba in Einer, und dem Lorbeerkranz in der andern Hand. Nach einem Solo vereinigt er ſich mit den übrigen, und überreicht den Kranz der Fürſtin, die ihn auf das Haupt der Madam Se ten drückt.

(Der Vorhang fällt ſogleich.)

Von den Urſachen des Verfalls eines Reiches.

(Eine Art von Weißagung.)

Bekanntlich hat Rouſſeau die *Unwiſſenheit* ſehr in Schutz genommen, und den Künſten und Wiſſenſchaften eine zahlloſe Folge von Uebeln aufgebürdet. So unſchuldig auch dieſe leztern an dem Verfall eines Reiches ſind, ſo bleibt doch wahr, daß dieſelben Urſachen, welche das Gedeihen der Wiſſenſchaften begünſtigen, auch oft in anderer Rückſicht die traurigſten Wirkungen hervorbringen. Es giebt nemlich Nationen, wo, durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden, der Keim der Künſte und Wiſſenſchaften ſich gerade in dem Augenblick entwickelt, in dem das Sittenverderbniß einreißt. Ein Staat in ſeinem Entſtehen bedarf blos der *Arbeitſamkeit*, um ſich zu nähren, und der Tapferkeit, um ſich zu vertheidigen. Daher werden auch nur dieſe Tugenden bey ihm geachtet, und die Wiſſenſchaften unbekannt ſeyn. In dieſer Lage befand ſich Rom bey deſſen Gründung.

Hundertjährige Kriege, äußerliche und innerliche, mußten geführt werden, ehe Rom den Gipfel ſeiner Macht beſtieg. Jeder ausgezeichnete Kopf war Soldat, oder Mitglied einer kämpfenden Parthey; Niemand hatte weder Ruhe noch Muße, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen.

In jedem Lande, wo die Begebenheiten auf dieſe Weiſe verkettet ſind; iſt der Einzige, den Wiſſenſchaften günſtige Augenblick unglücklicherweiſe derſelbe, wo die Bürgerkriege aufhören, alle Flammen verlöſchen, und die ſterbende Freyheit (wie zu den Zeiten des Auguſtus) unter der Klaue des Deſpotismus zuckt. Aber dieſe Epoche geht dem Verfall des Reichs nur um kurze Zeit voraus, obgleich in ihr Künſte und Wiſſenſchaften blühen. Hievon giebt es zwey Gründe. Der Erſte: die Stärke der Leidenſchaften. In den erſten Augenblicken der Sklaverey iſt die Erinnerung an die verlorne Freyheit noch ſo ſtark, daß ſie die Gemüther bewegt, wie das Meer nach einem Sturme noch lange bewegt iſt. Noch brennt der Bürger vor Begierde, ſich auszuzeichnen, aber ſeine Lage hat ſich verändert. Er kann ſeine Bildſäule nicht mehr neben der eines Timoleon, eines Pelopidas, eines Brutus aufrichten; er kann nicht mehr als Tyrannenbändiger, als Rächer der Freyheit ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen; nur zwiſchen Homer, Epicur, Archimedes u. ſ. w. darf er noch für ſeine Büſte ein Ehrenplätzchen hoffen; das fühlt er; es giebt nur noch Eine Gattung von Ruhm für ihn; nur mit den Lorbeern der Muſen darf er ſeine Scheitel umwinden; folglich ringt er nur allein nach dieſeyn, und berühmte Männer in allen Fächern treten hervor.

Die zweyte Urſach iſt des Monarchen *eigner Vortheil*, der ihn nöthigt, die Wiſſenſchaften aufzumuntern, wenn er ſie gleich im Grunde ſeines Herzens verachtet. Denn was wünſcht er in dem Augenblicke, *wo er ſeinen Deſpotismus an die Stelle der Freyheit ſchiebt?* Er wünſcht, und *muß* wünſchen, ſeinen Sklaven Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften einzuflößen, aus Furcht, daß ſie die Blicke auf ihre Ketten heften, über ihre Knechtſchaft erröthen, und ſich endlich ermannen mögten. Der Deſpot will alſo ihre tiefſte Erniedrigung ihnen verbergen, ihren Geiſt beſchäftigen, und darum pflanzt er ihnen nur Gegenſtände des Ruhms auf. *Er ſelbſt wird ein heuchleriſcher Verehrer der Wiſſenſchaften, und je Ruhmbedürftiger er iſt, je mehr Achtung bezeigt er Männern von Genie.*

Die Sitten eines Volkes wechſeln nicht ſogleich nach deſſen Unterwerfung; der *Geiſt* der Bürger bleibt noch eine Zeitlang frey, während ihre *Arme* ſchon gefeſſelt ſind. In dieſer erſten Zeit behaupten berühmte Männer noch einigen Einfluß auf ihre Nation. *Deswegen überhäuft der Despot ſie mit Gunſtbezeugungen, auf daß ſie ihn mit Lobeserhebungen überhäufen;* und leider haben große Talente ſich nur zu oft herabgelaſſen, die Lobredner eines Uſurpators, eines Tyrannen zu werden.

Was bewegt ſie dazu? — bisweilen ihre *Kriecherey*, oft auch die Dankbarkeit. Man muß bekennen: jede große Revolution imponirt der Einbildungskraft, und ſetzt in demjenigen, der ſie bewirkte, irgend eine große Eigenſchaft, oder wenigſtens ein *glänzendes Laſter* voraus, welches denn von der ſtaunenden Dankbarkeit in *Tugend* umgeſchaffen wird.

Das ſind die Urſachen, welche, neben der Geburt der Deſpotismus, große Talente in Künſten und Wiſſenſchaften erzeugen. Iſt dieſer erſte Augenblick vorüber gegangen; wird bald darauf der Boden unfruchtbar an ſolchen Männern; ſo iſt der Grund davon, daß der Deſpot, auf ſeinem Throne befeſtigt, keinen Vortheil mehr hat ſie zu beſchützen. Dann iſt es aus mit den Künſten und Wiſſenſchaften. Das Verdienſt führt nicht mehr zu Ehrenſtellen, es wird verachtet. In einer Schule — wenn es erlaubt iſt kleine Dinge mit großen zu vergleichen — hört alle Nacheiferung auf, ſo bald die Schüler merken, daß die erſten Plätze nur für die Günſtlinge des Herrn Conrectors beſtimmt ſind. So verliert auch ein Volk ſeine Energie, und die großen Männer verſchwinden, wo nur Deſpoten-Gunſt waltet. Selten länger als ein paar Jahrhunderte hindurch werden Künſte und Wiſſenſchaften in einem Staate herrſchen. Bey allen Völkern iſt die

Aloe das Sinnbild ihrer geiſtigen Cultur. Sie braucht hundert Jahre, um ihre Wurzeln zu befeſtigen, und wiederum ein Jahrhundert, um ihren Stamm empor zu treiben, dann blüht ſie und — ſtirbt. — —

Der entſtehende Deſpotismus erlaubt alles zu ſagen, wenn man ihm nur dagegen erlaubt, alles zu thun. Aber der befeſtigte Deſpotismus verbietet zu reden, zu denken, zu ſchreiben. Dann ergreift eine Art von Starrſucht die Geiſter; alle die zu Sklaven gewordenen Bürger verfluchen die Brüſte, an welchen ſie geſogen, und in einem ſolchen Staate mehrt jedes neugebohrne Kind die Zahl der Unglücklichen. Das gefeſſelte Genie ſchleppt ſeine Ketten hinter ſich; es fliegt nicht mehr, es kriecht. Die Wiſſenſchaften werden vernachläſſigt, die Unwiſſenheit wird in Ehren gehalten, und jeder gute Kopf für einen Feind des Staats erklärt. In einem Reiche von lauter Blinden haßt man natürlich den Sehenden. Erwiſchen ihn die Blinden, ſo ſchlagen ſie ihn tod. So geht es dem aufgeklärten Bürger im Reiche der Unwiſſenheit. Je kurzſichtiger der Deſpot, je bedrückter Jener. Unter Friedrich II., unter Antonin, durfte man alles ſagen, denken und ſchreiben, unter — — muß man ſchweigen.

Den Ruhm eines Volkes verbreiten Künſte und Wiſſenſchaften; ſie verleihen der Nation einen Zuwachs des Glücks. Folglich iſt nicht ihnen, ſondern allein dem Deſpotismus, (der ſie anfangs aus Eigennuz beſchüzte) der Verfall der Reiche zuzuſchreiben. So bald ein Fürſt die Krone der willkührlichen Gewalt auf ſein Haupt geſezt hat, ſo bald wird die Nation von Tage zu Tage ſchwächer. Der orientaliſche Prunk eines Hofes kann freylich gemeine Seelen blenden; ſie mögen glauben, die Kraft des Staates entſpreche der

Pracht ſeiner Palläſte. Der Weiſe urtheilt unbefangener. Er ſieht in dem empörenden Luxus des Deſpoten nichts als den koſtbaren Schmuck einer Leiche; einen prächtigen Catafalk, auf dem ein kalter, entſeelter Körper ruht. Eine große Nation, die dem Deſpotismus unterliegt, gleicht einer Eiche, die Jahrhunderte lang ein Schmuck des Waldes war. Noch erhebt ſich der majeſtätiſche Stamm, noch breiten ihre ſtarken Zweige ſich aus; aber ſchon iſt der Stamm gehöhlt, und die Zweige ſind blätterlos.

(Bruchſtücke aus dem Helvetius.)

Das heimliche Gericht des Seifenſieders.

Folgende wahre Begebenheit iſt beſonders merkwürdig für den Pſychologen.

Ein Seifenſieder zu Meſſina, ein armer, ehrlicher Mann, war gleichſam mit einem Inſtinct für Ordnung und Gerechtigkeit gebohren. Da ſtand er nun freylich nicht an ſeinem Platze und auch nicht am rechten Orte, denn Sicilien hatte ſich damals eben keiner muſterhaften Juſtiz zu erfreuen, und die größten Verbrechen blieben ungeſtraft. Das preßte dem ehrlichen Seifenſieder manchen Seufzer aus. Er ſah Banditen frech herum gehen; er ſah unſchuldige Mädchen durch vornehme Wollüſtlinge verführen, und dann der Armuth und Schande Preiß geben; er ſah den Müſſiggänger vom Schweiß des fleißigen Landmanns gemäſtet; und mehr dergleichen, was unterm Monde eben nicht neu iſt.

Aber ſein Gefühl dabey war in der That ganz neu unter dem Monde. Er begnügte ſich nicht, wie andere gutgeartete Menſchenkinder, darüber zu ſeufzen, die Achſeln zu zucken, oder auch wohl zu raiſonniren; ſondern er dachte in allem Ernſt darauf, wie dem Unweſen abzuhelfen wäre. Die Gerichtsſtühle? — freylich, die waren dazu eingeſezt, aber lau in Erfüllung ihrer Pflichten. Vehmgerichte gab es in Sicilien nicht, und auch keinen Sultan, der verkleidet herum geſchlichen wäre, um Verbrechen zu entdecken und zu beſtrafen.

In dieſer Noth faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Richterſtuhl zu ſetzen, dem verborgnen Laſter nachzuſpüren, den ſchaamloſen Böſewicht zu züchtigen, die leidende Tugend von ihren Peinigern zu befreyen; doch alles im Stillen; ohne Prunk, ohne die gewöhnlichen Formen zu beobachten. Kurz, er ſtiftete ein Vehmgericht, welches von unſern bekannten Vehmgerichten des Mittelalters ſich nur darin unterſchied, daß er allein zugleich Richter, Beyſitzer, Kläger, Advocat und Henker war. Hatte er ein Verbrechen in Erfahrung gebracht, ſo beſtieg er mit großem Ernſt ſeinen Richterſtuhl, klagte laut, vertheidigte den Angeklagten, wog dann die Gründe für und wider mit der kälteſten Unpartheylichkeit, ſprach endlich das Urtheil, und wenn es den Beklagten zum Tode verdammte, ſo hüllte er ſich feyerlich in ſeinen Mantel, unter dem er eine Piſtole mit weitem Lauf verbarg, lauerte dem Verurtheilten im Finſtern auf, und ſchoß ihm ein halbes Dutzend Kugeln durch den Leib. Dann gieng er ganz gelaſſen, ohne jemals dem Ermordeten das Geringſte zu rauben, wieder nach Hauſe, und war ſo zufrieden mit ſich ſelbſt, als ob er einen tollen Hund erſchoſſen hätte.

Schon zählte man in Meſſina über funfzig Mordthaten, und zwar faſt alle an bedeutenden Perſonen verübt. Vergebens ließ der

Vicekönig dem Thäter nachſpüren. Am Erfolg faſt verzweifelnd, bot er endlich zwey tauſend Piaſter für den Angeber, und ſchwur zugleich einen Eid am Altare, dem Mörder ſelber zu verzeihen, wenn er ſich freywillig vor ihm ſtellen werde. Da meldete ſich der ehrliche Seifenſieder und begehrte eine geheime Audienz. Sie ward ihm zugeſtanden. „Ich bin es,“ ſagte er mit frommer Zuverſicht, „der einige „funfzig Schurken umgebracht hat, weil Ihr „ſie nicht beſtraftet. Hier ſind die Acten von „ihren Proceſſen. Ihr werdet finden, daß „ein Jeder ordentlich verhört, vertheidigt und „nicht eher hingerichtet worden, bis er überwieſen war. Ihr, Herr Vicekönig, Ihr „ſeyd Schuld durch Eure ſchlaffe Regierung, „daß ſo viele Verbrechen begangen worden. „Schon mehr als Einmal ſtand ich im Begriff, „auch Euch zu beſtrafen; allein Ihr ſtellt die „Perſon des Königs vor und das hielt mich „zurück. — Jezt ſeyd Ihr Herr über mein „Leben, wenn es Euch beliebt.“

Ich habe nicht gefunden, was aus dieſem Rechtliebenden Seifenſieder geworden; vermuthlich hat man ihn ins Tollhaus geſezt. Aber gehörte er dahin? Oder iſt es nicht vielmehr rühmlich für ihn, **daß** er dahin gehört? es beweiſt nemlich die Seltenheit des **Gefühls für Recht** unter den Menſchen. Sie müſſen denjenigen für wahnſinnig erklären, der es in einem höhern Grade beſizt als ſie. Hätten die Meiſten gleiche Empfänglichkeit dafür, ſo würden keine Verbrechen geſchehen, und es bedürfte keines Seifenſieders von Meſſina. Iſt der Mann eingeſperrt worden, ſo hieß das eigentlich: **du biſt gerechter als wir.**

Man hat ſehr oft mit Schauder und Abſcheu von den Vehmgerichten geſprochen; allein ihre Stiftung gründete ſich ganz auf denſelben löblichen Widerwillen **Mehrerer**, den, im erzählten Falle, nur ein Einzelner bewieß. In Zeiten wo das Fauſtrecht galt, wo man alles durfte was man konnte; da waren die Vehmrichter fürwahr Wohlthäter der Geſellſchaft; wenn gleich ihre Ausartung ſie ſpäter zu Geiſeln derſelben machte. Vor ihnen zitterte der mächtige Böſewicht, der jezt vor Niemanden zittert, denn in die Waage der Gerechtigkeit legt er ſein Schwerdt.

Man darf kühn behaupten, daß zu keiner Zeit das Fauſtrecht mehr gegolten hat als jezt. O du ehrlicher Seifenſieder von Meſſina! Du würdeſt in Europa viel zu thun finden!

Die Parlamentswahlen.

Man weiß aus den Zeitungen, wie wunderlich es in England bey den Parlamentswahlen hergeht, und zu welchen Niederträchtigkeiten die Candidaten ſich oft herablaſſen müſſen, um Stimmen zu erkaufen oder zu erbetteln. Man erinnert ſich wohl noch, daß vor mehreren Jahren die ſchöne Herzogin von Devonſhire, als ſie in Perſon für Fox Stimmen warb, die Stimme eines Schuſters durch einen Kuß erkaufen mußte. Gleich wie in London, wird zu derſelben Zeit daſſelbe Schauſpiel in ganz England aufgeführt. Folgendes Schreiben einer Dame, die mit ihrem Gemahl auf deſſen Güter gereiſt war, wo er um die Wahlſtimmen der Nachbarſchaft buhlte, ſtellt ein lebhaftes Bild dar von der beſchwerlichen Lage der Candidaten und ihrer Angehörigen.

„Meine theure Fanny!“

„Ich kann nicht mehr! ich bin vernichtet! Erſtaune nur nicht, wenn Du vernimmſt, ich ſey geſtorben. Welch' ein abſcheulicher Aufenthalt! ich haſſe alle Dichter, die den Schmelz der Wieſen, die ſchattigen Gebüſche, den Geſang der Nachtigallen preiſen; ich will lieber den ganzen Tag im Staube von St. James Park herum wandeln, oder in einem Modemagazin in Bond Street ſitzen, als hier.“

„Unſer Schloß, meine Liebe, ach! unſer Schloß iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Wirthshaus, wo Jeder einkehrt dem es beliebt. Küche und Keller und ein Platz an der Tafel ſtehen für jeden Wicht offen, der vierzig Schillinge jährlicher Einkünfte hat. (Du weißt, nur ſo viel iſt nöthig, um bey den Wahlen mit zu ſtimmen.) Das Getäfel unſerer Zimmer iſt von den Nägeln unter den Holzſchuhen gleichſam geackert worden. Auf allen Tiſchen ſieht man runde, klebrige Spuren von da geſtandenen Punſchnäpfen, und in den Sonnenſtrahlen wogen Dampfwolken von Tabak, deren Fuſelgeruch ein Fiſchweib in Ohnmacht verſetzen könnte. Wir ſetzen uns nie zur Tafel, ohne ein Dutzend grober Gäſte. Da habe ich nichts anders zu thun, als derbe Schüſſeln herum zu reichen, und Geſundheiten zu erwiedern. Ja, wenn der Wein den Herren zu Kopfe ſteigt, ſo finden ſich immer Einige unter ihnen, die Geſchmack an mir finden, und darauf beſtehen, mich zu küſſen, welches denn auch mein Gemahl ſelbſt mir zumuthet. Wahrhaftig, Fanny, ich muß mich drein ergeben, denn meine Weigerung könnte den Verluſt einer Stimme nach ſich ziehen. Ich darf noch obendrein nicht einmal den Mund dabey verziehn, denn die Herren ſind empfindlich. — Auf mehr als drey Meilen in der Runde giebt es nicht ein einziges Frauenzimmer, deren Umgang ſich auch nur für meine Kammerjungfer ſchickte, aber mein Gemahl beſteht darauf, daß ich mit allen in der engſten

Vertraulichkeit leben ſolle. Lady M** iſt freylich unſre Nachbarin, und in London ſehen wir uns oft, aber hier muß ich ſie meiden, weil ihr Gemahl zu der Hofparthey gehört. Meine glänzendſte Geſellſchaft iſt Mylady Bürgermeiſterin, aus dem benachbarten Flecken, welche Töpfe und Stecknadeln verkauft, während ihr Mann Univerſal-Pillen fabricirt. Solche Geſchöpfe kommen mit ihrer ganzen hochwerthen Familie im Lumpen-Staat, trinken Thee bey mir, ſpielen Knöchelchen mit mir um einen Schilling, und erſuchen mich dann um eine Spazierfahrt in einem offnen Wagen.“

„Die lieben Kinder ſind immer mit von der Parthie. Will ich bey den Müttern mich in Gunſt ſetzen, ſo muß ich ſtets auf jedem Knie eins der Kinder ſchaukeln, muß ihre platten Phyſiognomien geiſtreich finden, und darf mich an die Butterbrodte gar nicht kehren, mit welchen ſie mir die Kleider oder den Sofa beſchmieren. Die Frau Bürgermeiſterin bringt auch jedesmal zwey Doggen mit, die ihr noch lieber ſind, als ihre Kinder, und die ich ſtreicheln und füttern muß. Dagegen hat ſie uns auch die Ehre erzeigt, ihre Doggen umzutaufen; ſie führen jetzt die Namen meines Gemahls und meines Bruders.“

„Vor einigen Tagen überredeten mich meine hieſigen Freundinnen einen Ball zu geben. Ich eröffnete denſelben mit Sir Humphry Käſe, der geſtiefelt und geſpornt mit ſo vieler Grazie tanzte, als ein Bär in den Londner Straßen. Trotz meiner wachſamen Aengſtlichkeit, den Rang eines Jeden zu beobachten, wiederfuhr es mir dennoch, daß ich ein himmelſchreyendes Verbrechen mir zu Schulden kommen ließ. Miß Betty nemlich, die Tochter eines armen Schneiders, kam früher zum Tanz als Miß Polly, die Tochter eines reichen Bierbrauers. Als die Frau Bierbrauerin das gewahr wurde, ſprang ſie wüthend auf, ergriff Miß Polly bey den dicken rothen Armen, und verſchwand mit ihr. Mein Gemahl war außer ſich darüber, denn er verliert ſicher mehrere Stimmen dadurch.“

„Nun ſollteſt Du erſt einmal ſehen, liebe Fanny, wie es an meiner Toilette ausſieht. Du würdeſt ſie für eine Krämerbude halten. Seit drey Tagen ſind meine Kammerjungfern und ich mit nichts anderem beſchäftigt, als Kokarden zu machen, und ſie an die fettigen Hüte unſerer Stimmengeber zu befeſtigen. Ich ſelbſt darf mich nicht einmal nach meinem Gefallen kleiden, ſondern muß durchaus die blaue Farbe tragen, obgleich gerade dieſe Farbe gar nicht zu meinem Teint paßt. Dabey ſind unſere Ausgaben ſo entſetzlich groß, daß mein Gemahl, der Barbar, ſchon davon geſprochen hat, künftigen Winter gar nicht nach London zu ziehen. Ach Fanny! wenn das geſchieht, ſo beweine nur den Tod Deiner verzweifelnden Arabelle.“

Niemand wird der guten Dame ihre Klagen verargen. Welche Beſchwerden! welche Erniedrigungen! welche Koſten! blos um Parlamentsglied zu heißen, das iſt: um die Ehre zu haben, entweder zu der Mehrheit der vom Hofe beſtochenen, oder zu der Minderzahl der Ueberſtimmten zu gehören; ſich beißende Dinge ins Geſicht zu ſagen, und, wenn es zu arg wird, ſich herum zu ſchießen. Man muß bekennen, daß die franzöſiſche Regierungsverfaſſung weit angenehmer iſt. Da weiß ein Jeder was er thun und was Er reden muß, und wenn er es nicht weiß, ſo ſagt man es ihm. Die läſtige Freyheit iſt ihm weislich aus den Augen gerückt; das Kind hatte lange genug mit dem ſcharfen Meſſer geſpielt, und leider manchen braven Mann tödtlich damit verwundet. Jetzt ſind alle Franzoſen nur gleich vor dem Geſetz, und hoffentlich auch vor dem Richter?

Lob des Schweigens.

Man kennt ein Lob der Narrheit und ſogar ein Lob des Fiebers. Beyde ſind Spiele des Witzes, nicht ſo das Lob des Schweigens, dieſer ſtummen, oft ſo beredten Sprache. Was iſt majeſtätiſcher als das Schweigen in den heiligen Haynen unſerer Väter, oder in den Tempeln unſers Gottes! was ſchauerlicher als das tiefe Schweigen auf dem Eylauer Schlachtfelde! was rührender als das Schweigen einer ſchönen Sommer-Nacht! — Die Natur iſt groß im Schweigen und auch die Seele des Menſchen.

Schöne, edle, erhabene Gedanken bezeichnet oft blos das Schweigen. Als Ulyſſes in die Unterwelt hinabſteigt, dem zürnenden Schatten des Ajax begegnet, und deſſen Thaten ſchmeichelnd preißt, da ſchweigt Ajax, würdigt den Schmeichler keiner Antwort, und dieſe Stelle iſt eine der ſchönſten in der Odyſſee. — Virgil in ſeiner Aeneide hat ſie trefflich nachgeahmt. Denn als Aeneas in der Unterwelt der Dido ſchmeichelt, kehrt ſie ihm ſchweigend den Rücken.

Es giebt ein erhabenes Schweigen des Angeklagten, der ſich zu groß fühlt, um zur Vertheidigung ſich herab zu laſſen. Scipio, der Afrikaner, mußte vor dem Volke erſcheinen, um ſich wegen angeſchuldigter Veruntreuung öffentlicher Gelder zu rechtfertigen. „Römer!“ ſagte er, „an dieſem Tage habe ich „den Hannibal überwunden und Carthago unterworfen; laßt uns gehn, den Göttern dafür „zu danken.“ Mit dieſen Worten nahm er den Weg zum Kapitol, und das ganze Volk gieng mit ihm. — Es iſt bekannt, daß Epictet ſeinen Herrn, der ihn ſchlug, warnte, ihm nicht das Bein entzwey zu ſchlagen. Dennoch zerbrach der Herr das Bein ihm wirklich, und

Epictet ließ blos die Worte hören: „Hab' ich es nicht vorher geſagt?“ — Ein heydniſcher Philoſoph rückte den Chriſten vor, ihr Stifter habe bey ſeinem Tode ſich nicht ſo erhaben gezeigt. Doch, antwortete der heilige Juſtinus, denn er ſchwieg. —

Ein Geſandter von Abdera begehrte von Agis, dem Könige von Sparta, unbillige Dinge. Nachdem er viel und lange geſprochen, ſchloß er endlich mit den Worten: „Herr, welche Antwort ſoll ich meinem Volke in Deinem Namen bringen?“ — „Daß ich,“ erwiederte Agis, „Dich habe reden laſſen, was und wie viel Du gewollt, ohne Dir eine Sylbe zu antworten.“ — Montaigne nennt das ein taire-parlier, ein redendes Schweigen.

Es giebt auch ein Schweigen der holden Schaam. Pauſanias erzählt: kurz nach Penelope's Vermählung wurde ſie von Icarus, ihrem Vater, und von Ulyſſes, ihrem Gemahl, befragt, ob ſie dem letztern nach Ithaca folgen, oder lieber bey dem Erſtern in Sparta bleiben wolle? ſie ſchwieg und ließ den Schleyer fallen. Der dankbare Ulyſſes errichtete der Schaamhaftigkeit einen Altar.

Le silence du peuple est la leçon des rois ſagt ein franzöſiſcher Dichter. Als die berüchtigte Iſabeau, aus Schillers Jungfrau von Orleans den Damen bekannt, den rechtmäßigen Thronfolger enterbt, und deſſen Schweſter mit Heinrich V. von England vermählt hatte, zogen die Engländer in Paris ein, und Iſabeau, auf einem Balcon prunkend, hoffte von den Vorüberziehenden Beweiſe dankbarer Ehrfurcht zu empfangen. Aber alle ſchwiegen und wandten ihre Blicke vom Balcon.

Die Bibel gebraucht das Schweigen oft als bildlichen Schmuck. Wenn der Prophet die Macht des Cyrus ſchildern will, ſo ſagt er: „Bey ſeinem Anblick verſtummte die Erde.“ —

Eſther trug ihre köſtlichen Kleider nicht in den Tagen des Schweigens.

Es giebt aber auch ein trauriges Schweigen, nemlich das der Klöſter, das der Gräber, und beynahe möchte ich auch jenen engliſchen Clubb hieher rechnen, in welchem das Reden verboten war. Ein Engländer ſagte einſt: das Reden verdirbt die Unterhaltung. (To speak spoils the conversation.)

Ammian Marcellin berichtet, daß das Schweigen göttlich verehrt wurde. Die Egyptier nannten dieſe Gottheit Sigation, die Griechen Harpocrates, die Römer Angenora. Die leztern hatten unter ihren Sklaven auch einen, den ſie den Schweiger nannten (Silentiarium), ich weiß aber nicht, worin ſein Amt beſtand. Später bedeutete es ſo viel als einen Kabinets-Secretair des Kayſers. Carl der Groſe hatte einen Schweiger.

Alte Sitten.

Im Mittelalter durfte ein Großer keine Niederträchtigkeit begehen, ohne ſich einen Volksgeſang, Spottlied, Gaſſenhauer zuzuziehen. Das Volk verſchonte ſogar ſeine hohe Geiſtlichkeit nicht. Vor der Wahl Conrads des Zweyten, zum Exempel, hatten die Niederlothringiſchen Biſchöſſe ihrem Herzog Gozilo das Wort verpfändet, keinen Kaiſer ohne ſeine Einwilligung zu erkennen; ſie brachen aber dieſes Wort, und das Volk geiſelte ſie gewaltig in ſeinen naifen Liedern. — Schmidt, in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, wirft die Frage auf: warum dieſe ſchöne Sitte abgekommen ſey? ob das Volk an den Anblick von vornehmen Schlechtigkeiten ſchon zu ſehr gewöhnt worden? oder ob es ſelbſt zu verdorben ſey? (Zweyter Band Seite 373). Es ließe ſich manches darauf antworten; da aber eben, bey Peter

Hammer in Cölln, die Epiſtel eines Nürnberger Buchhändlers aus den elyſäiſchen Feldern im Druck erſchienen, ſo verweiſe ich auf dieſe Broſchüre, welche den eigentlichen Grund von dem Verſchwinden dieſer Sitte in möglichſter Kürze darſtellt.

Unſer Adel meynt, oder meynte wenigſtens noch vor kurzem, daß er den Bürgerſtand necken und beleidigen dürfe, ohne zu einer Genugthuung nach den Geſetzen der Ehre, das heißt zum Zweykampf, verpflichtet zu ſeyn. Dieſe Grundſätze waren aber nicht von ſeinen Ahnen auf ihn verpflanzt. Als Herzog Otto von Bayern einer Verſchwörung gegen des Kayſers Leben beſchuldigt ward, verurtheilte ihn Heinrich IV. zum Reinigungs-Zweykampf mit einem Unadlichen, Namens Egino. Die Fürſten wandten auch nichts weiter dagegen ein, als daß dieſer Egino, wegen Mord und Raub, übel berüchtigt ſey; (er beſaß alſo wenigſtens die damaligen Adelichen Sitten) und Otto von Bayern ſelbſt ſprach: er wolle lieber mit einem verrufenen, ihm nicht ebenbürtigen Manne kämpfen, als jenen Verdacht auf ſich ruhen laſſen.

Eine gleiche Anklage wurde gegen Dietmar, den Bruder des Herzogs Bernhard von Sachſen erhoben. Der Ankläger, Arnold, war Einer ſeiner Vaſallen; dennoch verſchmähte Dietmar keineswegs mit ihm zu kämpfen, und unterlag. Woher mag es denn alſo wohl kommen, daß unſere heutigen Edlen ſich ſo vorſichtig hinter ihre Stammtafeln verſchanzen, wenn ſie ſich mit einem Bürgerlichen ſchlagen ſollen? — Hat etwa der Muth ab- und der Hochmuth zugenommen?

Wenn vor alten Zeiten die großen Herren ſich Gewaltſtreiche erlaubten, beſonders wenn ſie an geiſtlichen Dingen ſich vergriffen, ſo bekamen ſie Schläge, ſo gut als der Geringſte ihrer Unterthanen. Der berühmte Markgraf Bonifaz ließ ſich öffentlich von dem Abt Guido von Pomposa geiſſeln, weil er ein paar Kirchen verkauft hatte. Ein Herzog Gottfried von Lothringen litt aus ähnlichen Urſachen derbe Schläge, und war nur froh, daß man ihm die Haare nicht abſchnitt, welche Schonung er mit großen Summen erkaufen mußte. Noch im dreyzehnten Jahrhundert ließ Landgraf Conrad von Thüringen ſich ganz unbarmherzig von einem alten Weibe geiſſeln, weil er einen Abt ſchwer beleidigt hatte. Von dieſer löblichen Sitte findet ſich heutzutage keine Spur mehr. Wenn die Großen etwas thun, wofür ſie Schläge verdienen, ſo ſchicken ſie einige tauſend Mann an ihrer Stelle, welche die Schläge in Empfang nehmen, oder auch wohl austheilen, und das letztere gilt, eben ſo gut als das erſtere, für eine hinreichende Buße.

Die katholiſche Geiſtlichkeit beobachtet bekanntlich heutzutage ſehr ſtreng die Sitte, kein Frauenzimmer ſich antrauen zu laſſen, ſondern blos ungetraut dem ſchönen Geſchlechte zu huldigen. Vormals war das anders. Jeder Prieſter hatte ſeine eheliche Hausfrau, und, was noch mehr iſt, hatte ſie ſehr lieb, ohne daß ſeinen geiſtlichen Amtsverrichtungen dadurch Eintrag geſchehen wäre. Als Pabſt Gregor VII. befahl, die Prieſter ſollten entweder ihren Aemtern, oder ihren Weibern entſagen, da entſtand ein gewaltiges Getümmel unter der deutſchen Geiſtlichkeit. „Der Pabſt „iſt ein Ketzer,“ ſchrie ſie überlaut, (nach dem Zeugniß des Geſchichtſchreibers Lambert) „er lehrt unſinniges Zeug; er vergißt die „Worte Chriſti: daß nicht Alle dieſes „faſſen; und die Worte des Apoſtels: daß „beſſer ſey heirathen, als Brunſt „leiden; er will uns zu Engeln machen; er „will den Lauf der Natur hemmen, damit „Hurerey überhand nehme. Er verachtet die

„Menſchen, ſo mag er zuſehn, wo er Engel „herbekommt, um die chriſtlichen Gemeinden „zu regieren, denn lieber wollen wir dem Prieſterthum entſagen, als unſern Weibern.“

Wie ſchmeichelhaft muß den wackern Hausfrauen dieſer Tumult geweſen ſeyn. Freylich mögen ſich auch wohl Manche unter den Prieſtern befunden haben, welche die Gelegenheit gern ergriffen hätten, ihre böſen Hälften los zu werden; aber ſie wurden überſtimmt und durften ſich nicht rühren. Wir haben in neuern Zeiten ſogar Kronen ausſchlagen ſehen, wenn ſie mit der harten Bedingung verknüpft waren, ein geliebtes Weib zu verſtoßen. Es gab bey den Griechen eine Mutter, die vor Freuden ſtarb, als ein Paar ihrer Söhne den Preiß in den olympiſchen Spielen errungen hatten. Wäre es denn ein Wunder geweſen, wenn die Gattin, die ich meyne, vor Entzücken geſtorben wäre, ſich ſo geliebt zu ſehn?

Man verſtand vor alten Zeiten auch die Kunſt, gehäſſigen Dingen fremde Namen beyzulegen, welche wenigſtens nicht ſo häßlich klangen, als die eigentlichen, der Sache gebührenden. Welcher ehrliche Mann, zum Exempel, würde gern gehorchen, wenn man zu ihm ſpräche: „Geh hin und raube das?“ Man ſage aber nur: „Geh hin und requirire das,“ ſo geht er ohne Bedenken. So machten es vor 900 Jahren auch die Päbſte. Wenn ſie dem Kayſer ein Land wegnehmen wollten, ſo nannten ſie es recuperiren.

Der Telegraph.

Ich meyne nicht das feile Zeitungsblatt, welches dieſen Titel führt, ſondern jene wichtige neuere Erfindung, durch welche man unglaublich ſchnell aus den weiteſten Entfernungen Nachrichten erhalten kann. Vermuthlich haben die Deutſchen ſich ſchon irgendwo dieſe Erfindung zugeeignet, wie ſie zu thun pflegen, (denn ſie erfinden alles, und bringen nichts in Ausübung; ſie gleichen den chineſiſchen Tauchervögeln, die mit Ringen um den Hals ausgeſandt werden, um Fiſche zu fangen, die ſie ſelbſt nicht freſſen dürfen, ſondern blos von ſich geben müſſen.) Die Franzoſen haben vielleicht ſelbſt den Erfinder jener Kunſt vergeſſen, der mitten in Paris lebte, und, als er zum Erſtenmal von einer ſolchen Geſchwind-Poſt ſprach, ausgelacht wurde. Er hieß Amontons und war Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften. Er machte ſich anheiſchig, von Paris nach Rom in drey bis vier Stunden Nachrichten zu bringen. Man ſchüttelte den Kopf und meynte, es ſey nicht recht richtig mit dem ſeinigen. Allein er bewieß die Möglichkeit, indem er ſeine Erfindung auf einer Strecke von einigen Meilen wirklich ausführte. Er bediente ſich dazu gerade derſelben Mittel, die jezt gebräuchlich ſind. Man ſah, lobte und vergaß es; denn die Menſchen ſchienen zu glauben, jede Erfindung, ſey ſie auch noch ſo reif, müſſe eine Weile liegen wie die Winteräpfel, ehe ſie genießbar werde. Uebrigens war dieſer Amontons taub, und wollte nie ein Mittel dagegen brauchen, weil er meynte, ein Menſch der alles höre, ſey viel zu zerſtreut, um die Wiſſenſchaften zu cultiviren. Man könnte in unſern Tagen ihm noch manche andere Urſache angeben, aus welchen die Taubheit beneidenswerth iſt. Wohl dem, der weder Kanonenſchüſſe noch Neuigkeiten vernimmt.

Da einmal von Erfindungen und von der menſchlichen Thorheit, ſie recht lange unbenuzt zu laſſen, die Rede iſt, kann ich nicht umhin, der Suppentafeln zu erwähnen, welche unſer wackerer Chemiker Hermbſtädt aus Knochen zubereitet, und welche er, wo ich nicht irre, für 8 Groſchen das Pfund liefern könnte. Er hat in ſeiner Agricultur-Chemie bewieſen, daß der eigentlich nährende Stoff, ſowohl des Fleiſches als der Knochen, die Gallerte, in den Knochen faſt zweymal ſo reichlich enthalten iſt, als im Fleiſche. Er ſelbſt giebt Winke, wie vortheilhaft dieſe Erfindung im Felde, bey ambulirenden Lazarethen und in belagerten Städten zu benutzen wäre. Mein Gott! warum gehen denn dieſe Winke in unſern kriegeriſchen Zeiten noch immer ganz verloren? Es iſt noch gar nicht lange, als man, bey dem Feldzug in Preußen, die wichtigſten militäriſchen Coups würde ausgeführt haben, wenn man im Stande geweſen wäre, die Armeen beym Vorrücken nur auf einige Tage mit hinreichender Nahrung zu verſorgen. Dieſe Fälle treten im Kriege ſehr oft ein, wie jeder Officier weiß. Wenn man nun ſtets ein wandelndes Magazin von Knochenſuppentafeln (die ſich Jahre lang unverdorben erhalten) mit ſich führte, wo in dem möglichſt engen Raum die möglichſt große Menge von nahrhaften Theilen enthalten iſt; wenn man nur ein halbes Dutzend Wagen dazu beſtimmte, was könnte man nicht alles ausrichten! Bey jeder wichtigen Expedition, wo es darauf ankäme, ſchnell vorzurücken, und folglich von den Magazinen ſich zu entfernen, dürfte man nur jedem Soldaten in ſein Tornisſter einige ſolche Suppentafeln ſtecken, und eine jede derſelben würde ihn einen ganzen Tag reichlich ernähren.

Mein Gott! wie iſt es möglich, einen ſo in die Augen ſpringenden Vortheil zu überſehen! warum hat man nicht ſchon längſt dem kunſtreichen Hermbſtädt aufgetragen, Millionen Suppentafeln zu verfertigen? Antwort: weil wir Deutſche ſind. Ueber kurz oder lang wird eine andere Nation die herrliche Erfindung zu dem erwähnten Zweck benutzen, uns mit Hülfe derſelben tüchtig auf das Haupt ſchlagen; und wir — nun, wir werden in allen Zeitungen beweiſen, daß wir die Erfinder ſind. Mit dieſem Ruhm begnügen wir uns. Die Thierknochen werfen wir weg, und tragen ſogar die Menſchenknochen wohlfeil genug zu Markte.

Quodlibet.

Der Beyname des Großen iſt in der Geſchichte ſo oft gemißbraucht worden, daß es in der That einem Helden wenig ſchmeicheln kann, der Große genannt zu werden. Ohne dem Helden unſerer Zeit dieſen Beynamen im geringſten ſtreitig machen zu wollen, mögte ich doch noch einen andern vorſchlagen, der einen ſeiner berühmteſten Vorfahren bezeichnet, nemlich Martel. Es gab bekanntlich, von Carl Martel bis zu Napoleon, keinen Helden, der gleich einen ſchweren Hammer, ſeine Feinde ſo ſchnell zermalmte.

Die Geiſtlichen pflegten vormals, wenn man ihnen Güter ſchenkte, in der Urkunde darüber einen Jeden zu verfluchen, der dieſe Güter antaſten würde. Einer ihrer chriſtlichſten Flüche (beym Markulf) lautete alſo: „Er ſoll, von der Erde verſchlungen, „zur Hölle fahren, und nicht eher Verzeihung „erhalten, bis auch der Teufel ſie erhalten „wird!“

Leibnitz nennt die deutſche Sprache eine Jagd- und Bergwerks-Sprache. Er hatte freylich Schiller nicht geleſen.

Nach den Alemanniſchen Geſetzen wurde jeder Zeuge bey den Ohren gezupft. Allein Herr Merkel, der bekanntlich Zeuge einer großen gelieferten Schlacht bey Tilſit war, iſt nicht bey den Ohren gezupft worden.

Aus dem Luitprand (bey Muratori) lernen wir, daß, kurz vor den Zeiten Carls des

Großen, wegen den häufigen Veränderungen in der Thronfolge, kein Titel den Kayſern ſchmeichelhafter war, als der: eines im Purpur gebohrnen Sohnes des im Purpur gebohrnen Vaters. — Der Stolz auf dieſen Titel iſt verſchwunden.

Nie gab es wohl einen brennendern Nationalhaß, als zwiſchen den Römern und Longobarden. Als Carl die Tochter des Longobardiſchen Königs Deſiderius heirathen wollte, ſchrieb ihm der Pabſt Stephan: „Wie? Du „wollteſt Deinen edlen Stamm herabwürdigen, „durch eine Verbindung mit der treuloſeſten „und ſtinkendſten Nation, von der gewiß „die Ausſätzigen herkommen?" — Die Longobarden hingegen ſagten: „Wenn wir Einen „ſchimpfen wollen, ſo nennen wir ihn Römer. „Darunter verſtehen wir Alles, was niederträchtig, furchtſam, geitzig, unkeuſch und „verlogen iſt."

Die Beſchäftigung Carl des Großen in ſeinen lezten Tagen war — *Bücher corrigiren.* Noch den Tag vor ſeinem Tode arbeitete er, mit Hülfe einiger Syrer und Griechen, an Herſtellung des Textes der vier Evangelien. Die unterjochten Sachſen wünſchten herzlich, er mögte ſein Leben lang nichts anders gethan haben. Es iſt ſeltſam, daß die meiſten ſogenannten *großen* Männer ſo klein endigen. Dieſer Carl war aber auch bisweilen klein, *ehe* es noch mit ihm zu Ende gieng, denn er ließ ſich zum Beyſpiel von den Großen ſeines Reichs *die Füße küſſen,* und nur die Allervornehmſten kamen damit ab, *ſeine Kniee zu umarmen.* Wenn ein Machthaber auf ſolche niederträchtige Ehrenbezeugungen eyferſüchtig iſt, ſo fehlt es doch immer irgendwo in ſeinem Kopfe, wenn er auch übrigens ein Herrgott wäre.

Die Philippiniſchen Inſeln.

Die zahlreichen Liebhaber von Reiſebeſchreibungen machen es, wie die nicht minder zahlreichen Romanen-Leſer, ſie greifen immer nur nach dem neueſten, es möge das Beſſere ſeyn oder nicht. Unglücklicherweiſe iſt es gewöhnlich das Schlechtere. Immerhin möge die jezt hinwelkende, abgeſtumpfte Generation ihre Weiſe befolgen, und lieber einen neuen Roman von Vulpius zum Erſtenmale, als Werthers Leiden oder Lorenz Stark zum zwanzigſten Male leſen; denn ſie hat doch wenigſtens, in beſſern Zeiten unſerer Litteratur, das Gute genoſſen und ſich deſſen erfreut. Daß aber auch die indeſſen herangewachſene Generation ihre Lectüre nur nach der lezten

Jahrzahl auf dem Titelblatte wählt, und die guten ältern Schriften entweder gar nicht, oder doch nur vom Hörenſagen kennt; das iſt bedauernswerth und beweiſt, daß die Litteratur zu einem bloßen Modeartikel herabgeſunken iſt. Unter andern erſcheinen jährlich eine große Menge neue, ungeſalzene Reiſebeſchreibungen, aus denen man wenig lernt und noch weniger Unterhaltung ſchöpft, indeſſen vortreffliche, aber freylich ſchon im 18ten Jahrhundert unternommene Reiſen ganz wieder vergeſſen worden, wenn nicht der wackere Zimmermann in ſeinem muſterhaften Almanach, jährlich einen Theil derſelben in ein neues, anmuthiges Gewand kleidete. Allein es giebt deren viele, die gar keines neuen Gewandes bedürfen und von ihrem erſten Intereſſe wenig oder nichts verloren haben. Die Titel derſelben ſollte ein ſachkundiger Mann der Leſewelt bisweilen in Erinnerung bringen; ein ſolcher Catalog würde manchem vernünftigen Leſer, dem zu einer guten Auswahl nichts fehlt, als Be kanntſchaft mit der älteren Litteratur, ſehr willkommen ſeyn.

Zu dieſen, von der jezt blühenden Generation vergeſſenen, oder nicht gekannten Büchern gehört Le Gentils Reiſe in den indiſchen Ocean, bey Gelegenheit des Durchgangs der Venus durch die Sonne 1761, auf Befehl des Königs unternommen. Der gelehrte Reiſende kam in dieſem Jahre zu ſpät, um jenen Durchgang zu beobachten, und blieb daher in Indien bis 1769, wo dieſe Erſcheinung abermals die Aſtronomen beſchäftigte. Den Zwiſchenraum von acht Jahren benuzte er zu den mannichfaltigſten Beobachtungen, die eben ſo unterhaltend als lehrreich ſind. Es koſtete ihm viele Mühe, in die Geheimniſſe der Bramen einzudringen; denn dieſe Erben der Weisheit des Alterthums beantworten ſehr ungern, und oft mit Verachtung, die Fragen der Europäer. Sie gleichen den egyptiſchen Prieſtern, von welchen Strabo redet; nur durch große Beharrlichkeit und demüthige Bitten erlangt man einigen Unterricht von ihnen, über den ſie obendrein den dichten Schleyer der Allegorie werfen. Sie wollen keine Schüler bilden, ſie wollen keine Proſelyten machen; das Glück ihrer Religion anzugehören, iſt einzig an den Zufall geknüpft, unter ihnen gebohren zu ſeyn; keinem Fremdling wird vergönnt, (wonach die Prieſter in Europa ſo eyfrig trachten) ſich zu ihnen zu bekehren. Sie verfolgen aber auch die Abtrünnigen nicht. Ein Indier, der ſeinen Glauben verleugnet, hat blos aufgehört, ein Mitglied ſeines Stammes oder ſeiner Caſte zu ſeyn.

Le Gentil hat bewieſen — wie ſchon Andere vor ihm — daß die Thaten Alexander des Großen in Indien von Quintus Curtius ſehr übertrieben worden. Die Indier kennen dieſen Helden noch, ſind aber weit entfernt, ihn den Großen zu nennen; ein Titel, mit dem nur feige, aller Moral abgeſtorbene Völker freygebig ſind. Alexander heißt bey ihnen der Welträuber, der aufgeblaſene Jüngling. So erhalten ſie das Andenken des übermüthigen Kriegers, der nicht einmal ihnen ſelbſt, ſondern nur ihren Voreltern, ſo viel Böſes zufügte, indeſſen andere Völker, im Augenblicke der fürchterlichſten Leiden, niederträchtig genug ſind, die Urheber dieſer Leiden unter die Sterne zu verſetzen.

Wenn die Braminen eine Pagode bauen wollen, ſo verfahren ſie höchſt ſonderbar in der Wahl des Bauplatzes. Sie laſſen nemlich Abends eine Kuh los, in der Gegend wohin ſie die Pagode zu ſetzen wünſchen. Am andern Morgen ſuchen ſie ſehr emſig die Stelle, auf welche die Kuh ihren Unrath niedergelegt hat, und auf dieſer Stelle erhebt ſich dann der Tempel. Laßt uns nicht darüber lachen. Die Kuh iſt ein zahmes, nützliches Thier. Werden doch bisweilen wilden Ungeheuern Denkmäler auf Plätzen errichtet, die ſie ſchändlich verunreinigten.

Im zweyten Bande beſchreibt Le Gentil die Philippiniſchen Inſeln, deren genauere Kenntniß die dort herrſchenden Spanier andern Nationen zu entziehen ſuchen; eine faſt zahlloſe Inſelgruppe, unter welchen etwa funfzehn ſich auszeichnen; die größte derſelben Luçon, auf welcher Manilla, die Hauptſtadt dieſes ganzen Archipels, erbaut iſt. Es wäre ſogar eine unnütze Mühe, die ſämmtlichen Inſeln zu zählen, denn oft iſt ihre Zahl morgen nicht mehr dieſelbe, weil ſie fürchterlichen Erdbeben unterworfen ſind, welche die höchſten Berge verſchlingen. Die Vulcane von Mindoro und Manilla donnern und ſpeyen faſt unaufhörlich, und laſſen neue Inſeln aus Abgründen heraufſteigen. Zweymal im Jahr ſteht die Sonne hier im Scheitelpunct, wodurch eine ſo ungeheure Menge von Dünſten ſich erheben, daß die Luft ſie nicht zu faſſen vermag; ſie ſtürzen herab, bilden Ströme, Bäche, Seen, überſchwemmen das Land unaufhörlich. Es regnet das ganze Jahr, bald in Weſten, bald in Oſten der Philippinen; Stürme geſellen ſich dazu, erregen die Wuth des Meeres, es wälzt ſich herauf, die Straßen verſchwinden, die Felder verwandeln ſich in Seen, man reiſt dann nur zu Waſſer. Hat dieſes Schauſpiel in Weſten aufgehört, ſo fängt es in Oſten wieder an. Sehr fruchtbar iſt der Boden durch dieſen ewigen Wechſel. Die Bäume werden oft zu gleicher Zeit durch Blüthen und Früchte geſchmückt. Tag und Nacht ſind ſich ſtets gleich; dadurch, und durch friſche Winde, die Nachmittags um drey Uhr zu wehen anfangen, wird die Hitze gemildert. Man dünſtet ſtark aus, doch ohne jene Ermattung, die man zum Beyſpiel in Spanien empfindet. Es friert auf den Philippinen nie, die Einwohner kennen weder Hagel, noch Schnee, noch Eis. Fremden iſt im Alter das Klima dort zuträglicher als in der Jugend, vielleicht weil die Alten keine Ausſchweifungen begehen. — Die Hauptnahrung iſt Reis; man trinkt Cocoswein. Das Zuckerrohr wächſt vortrefflich. Die einzige europäiſche Frucht, welche hier gezogen wird, iſt die Feige, aber ſie iſt ſelten, und die Bäume gehen bald aus. Hingegen giebt es Orangen und Citronen im Ueberfluß. Der Orangenbaum wird 20 bis 30 Fuß hoch, und liefert herrliche Früchte. In Manilla ſpeiſt man ſie des Morgens nüchtern, hält ſie aber Abends für ſchädlich, einem Sprüchwort zufolge, welches alſo lautet: „Die Orange iſt Gold am Morgen, Silber am Mittag, Abends Bley.“

Viele europäiſche Krankheiten ſind auf den Philippinen unbekannt, hingegen iſt man auch in der Arzneykunſt völlig unwiſſend. — Gold und ſchönen weißen Marmor findet man überall. Den leztern hatte man 200 Jahre lang nicht geachtet oder nicht gekannt. Die Gebürge, welche ihn enthalten, ſind auch noch gar nicht angetaſtet; nur die durch Erdbeben abgeriſſenen Felſenſtücke hat man benuzt, und ſie reichten hin, um zwey Kirchen zu erbauen. Dann wurde der ſchöne Marmor wieder vergeſſen, und wenn Jemand deſſen bedurfte, ſo ließ er ihn aus China kommen (!) denn Niemand hat Sinn für Induſtrie oder Kunſt; die Einwohner ſind mit weiter nichts beſchäftigt, als dem deſpotiſchen Gouverneur den Hof zu machen, ihre Roſenkränze abzubeten, und jede Berührung mit der Inquiſition zu vermeiden.

Fiſche giebt es natürlich im Ueberfluß, auch gewaltig große Auſtern, die aber nicht gegeſſen werden. In Paris, in der Kirche St. Sulpier dient eine ungeheure Auſterſchale zum Becken für das Weihwaſſer; Le Gentil verſichert, er habe eine noch größere geſehen.

Die Mönche herrſchen auf den Philippinen, und bedienen ſich ſogar der Peitſche, um die trägen Indianer täglich damit zur Meſſe zu treiben. Sie geiſſeln Weiber und Mädchen in Gegenwart ihrer Männer und Väter, ohne daß dieſe muckſen dürfen. Le Gentil gieng eines Tages mit einer Dame ſpazieren und erblickte von ferne einen Volksauflauf. Eine Frau, die an dieſem Tage die Meſſe verſäumt hatte, wurde eben von einem ſchwarzbraunen Mönche zur Kirche geführt, um dort gegeiſſelt zu werden. Die Dame legte ſich ins Mittel; auf ihr Bitten befreyte der Mönch die Verbrecherin. Bald darauf geſellte ſich der Vater der Dame, der Marquis de Villa Mediana zu ihnen, dem ſeine Tochter unbefangen erzählte was ſie gethan. Allein ſie wurde tüchtig ausgeſcholten, und der Vater führte ihr zu Gemüthe, daß, wenn das Weib künftig eine gleiche Sünde begienge, ſie, die Tochter, es bey Gott zu verantworten habe.

Die Indianer auf den Philippinen haben in ihrer Sprache nur drey Selbſtlauter, und nur 13 Mitlauter, aber dieſe erſetzen ihnen alle die unſrigen auf eine ſinnreiche Weiſe. Der Buchſtabe allein zum Exempel klingt wie a; cm heißt alſo cama (ein Bett); ſezt man aber einen Punkt über das c, ſo heißt es kema; oder drunter, ſo heißt es como u. ſ. w. Es mangelt ihnen auch unſere Zeit-Eintheilung. Der Lauf der Sonne, das Hahnengeſchrey, die Zeit, wo die Henne ihre Eyer legt und dergleichen mehr bezeichnen ihre Stunden; längere Zeiträume berechnen ſie nach dem Monde, oder nach denen durch die Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen. So ſagt man zum Beyſpiel im gemeinen Leben: „in „ſo viel Monden, oder Erndten, oder „wenn dieſer oder jener Baum ſo und ſo oft „Früchte getragen."

Ein Jüngling, der ein Mädchen heirathen will, muß der Mutter für die Erziehung ihrer Tochter, und der Amme für das Säugen derſelben eine gewiſſe Summe bezahlen. Kann er das Geld nicht auftreiben, ſo wird er Knecht in dem Hauſe ſeiner Geliebten, und darf dann ohne Umſtände bey ihr ſchlafen. — Kinder mit einer Sklavin erzeugt, werden ſchon durch ihre Geburt frey. Le Gentil rühmt mit Recht dieſe Gewohnheit, und klagt, daß es auf den franzöſiſchen Inſeln anders ſey, wo er ſelbſt mit Schaudern geſehen habe, daß Väter ihre eignen Kinder mit ſammt den Müttern verkauften.

Eine der Philippiniſchen Inſeln, Jolo, iſt nicht allein wegen ſeiner, von den Holländern fleißig benuzten Perlenfiſcherey merkwürdig, ſondern theilt auch mit Preußen den Vorzug, daß die Wellen viel Börnſtein an deren Küſte ſpülen. Die Eingebohrnen achteten deſſen nicht, (gerade wie vormals in Preußen) Die Fiſcher machten ſich Fackeln daraus, wenn ſie bey Nacht fiſchen wollten.

Die Stadt Manilla hat eine ſehr reizende, aber ſehr gefährliche Lage, zwiſchen einer grundloſen, durch Erdbeben entſtandenen Lagune und einer großen Bay, welche offenbar nach und nach durch das Meer ausgewaſchen worden. Wahrſcheinlich ſteht Manilla das Schickſal bevor, einſt von den Wellen verſchlungen zu werden. Ein Drittheil der nicht großen Stadt wird von Mönchen bewohnt, faſt ein zweytes Drittel iſt öde und wüſt; das dritte prangt mit gewaltig großen Häuſern, in deren jedem ein paar Perſonen oder eine einzige Familie wohnen. Die Bevölkerung von Manilla beläuft ſich nur auf 7 bis 800 Einwohner. Die ganze Inſel (Luçon), ſo wie die übrigen Philippinen, werden blos auf Unkoſten Spaniens erhalten, und wenn es wahr iſt, daß die Zahl der Kirchen auf mehr als **ſiebenhundert** ſteigt, welche ſämmtlich von ſpaniſchen Geiſtlichen verwaltet werden, ſo muß wohl die Colonie dem Mutterſtaat ſehr zur Laſt fallen, ſowohl durch das ſtete Auswandern ſeiner Unterthanen, als durch die Koſten dieſer Auswanderung.

Die Wiſſenſchaften befinden ſich dort in der Kindheit. Wer ein wenig Latein weiß, iſt ein Gelehrter. Alle Vorurtheile und Schulfuchſereyen ſcheinen aus Europa nach Manilla geflüchtet zu ſeyn. Die Phyſik liegt in der Wiege. Kaum kennt man die Electricität, welche der heiligen Inquiſition einen ſolchen Schrecken einjagte, daß ſie alle Experimente ſtreng verbot. — Hingegen herrſcht eine große Sittenverderbniß, der Umgang mit Weibern iſt ſehr frey. Ein Mädchen von 18 oder 20 Jahren darf, ohne Einwilligung ihrer Eltern, Herz und Hand verſchenken. Wenn ſich die Eltern widerſetzen, ſo klagt ſie es nur dem Erzbiſchoff, der ſie ohne Umſtände aus dem väterlichen Hauſe holt, und ihrem Liebhaber abliefert.

Die ſpaniſchen Gaſtmähler in Manilla hat Le Gentil ſehr unſchmackhaft gefunden. Am Ende derſelben wird jederzeit ein Teller mit Eingemachtem herum präſentirt, auf welchem eine einzige Gabel liegt. Die Frau vom Hauſe nimmt zuerſt ein wenig und dann jeder Gaſt, immer mit derſelben Gabel, die auf dieſe Weiſe aus einem Munde in den andern geht. Hierauf muß noch ein großer Becher voll Waſſer ausgetrunken werden. Dann nehmen die Bedienten das Tiſchtuch weg, beten laut das Gratias, bringen Zahnſtocher und zulezt Tobakspfeifen. — Die Sieſte wird in Manilla ſo allgemein gehalten, daß auch ſogar die Wache am Stadtthor um dieſe Zeit ſchläft. — Man treibt viel Unfug mit der Muſik. Le Gentil ſagt: die Muſik klingt dort, als ob ein Haufen Beſoffener aus einer Schenke käme. Die engliſchen Tänze ſind ſehr beliebt, und ſogar in der Kirche wird jede Meſſe mit einem engliſchen Tanze geſchloſſen. — Die Hahnengefechte ſind der angenehmſte Zeitvertreib für die Indianer, jeder hält einen Kampfhahn. Ehe er ihn los läßt, bewaffnet er ihn am rechten Fuße mit einer kleinen Lanzette; oft bleiben beyde Hähne auf dem Platze. Viele Menſchen in Manilla ernähren ſich blos davon, dieſe kleinen Dolche oder Lanzetten zu ſchärfen, und haben immer vollauf zu thun.

Wenn einem Indianer, beſonders einem Meſtizen, ein Kind ſtirbt, ſo werden große Freudenbezeugungen veranſtaltet. Man puzt das todte Kind ſo ſchön als möglich, man bedeckt es mit Blumen. Dann wird getanzt, in demſelben Zimmer, in welchem die Leiche liegt; Menuets, Contratänze und Fandangos wechſeln, und wenn die Tänzer ermüdet ſind, ſo muß wenigſtens die Muſik immer fort ertönen. Endlich wird das Kind, von Violinen begleitet, in die Kirche getragen.

Dieſe kurzen Auszüge mögen hinreichen, Le Gentils Reiſe den Liebhabern von Reiſebeſchreibungen wieder in's Gedächtniß zu bringen. Ich weiß nicht, ob eine gute Ueberſetzung davon vorhanden, oder vielleicht vergriffen iſt; in dieſem Falle würde eine neue Auflage vermuthlich willkommen ſeyn.

Hiſtoriſche Anekdoten aus der Geſchichte von Lothringen.

(Vom Abbé Bexon.)

Die Stadt Metz und das Herzogthum Bar führten lange Krieg mit Lothringen, wenn man anders ein unaufhörliches Rauben und Plündern Krieg nennen darf. (Warum nicht?) Im Jahr 1371. tanzten die Damen von Metz auf freyem Felde, und wurden plötzlich von den Leuten eines Herrn von Pierrefort entführt. Aber ihre Männer und Liebhaber ſetzten nach, ereilten die Räuber, legten ihnen Stricke um den Hals, und nahmen ihnen die ſchöne Beute wieder ab. — Dieß abſcheuliche Fauſtrecht war aber nicht die einzige Geiſſel, unter welcher Lothringen ſeufzte. Anſteckende Krämpfe verbreiteten ſich. Man wurde plötzlich von einer Tanz- und Singewuth ergriffen, man tanzte und ſang bis man ohnmächtig niederſtürzte. Der Prieſter tanzte vor dem Altare, der Richter ſang auf dem Richterſtuhle. Der Philoſoph tanzte ein Ergo, der Arzt ſang ein Recept. In allen Straßen wurde getanzt und geſungen. Exorciſmen halfen nichts, Wallfahrten nur wenig. Aber wenn man die Leute mit Füßen trat, und ſie mit ſtarken Binden um den Nabel brav zuſammen ſchnürte, das half. — Carl II. von Lothringen führte einſt einen ſeltſamen Krieg mit der Stadt Toul, wegen der Prieſterkinder, die er, als ſeine Unterthanen, reclamirte, Kraft eines alten kayſerlichen Privilegiums, welches ihm alle Prieſterkinder zuſprach. Toul wollte die ſeinigen nicht herausgeben, wurde aber durch die Waffen dazu gezwungen. — In dem Kriege Rene's von Anjou mit Alphons von Arragonien, um das Königreich Neapel, zeichnete ſich ein neapolitaniſcher Edelmann, Namens Autiglia, außerordentlich durch Tapferkeit aus. Er drang ſogar verwegen bis in das Arragoniſche

Lager. Alphons, ihn bewundernd, verbot nach ihm zu ſchießen, ſondern ihn bloß mit Lanze und Degen anzugreifen, „denn,“ ſagte er, „es iſt nicht rechtlich, daß ein ſo braver Mann durch einen aus der Ferne gethanen Schuß umkommen ſoll, ohne ſich vertheidigen zu können.“ (Wie ſehr haben ſich die Begriffe von Rechtlichkeit im Kriege verändert!) — Eine junge Prinzeſſin, Rene'e de Bourbon, vermählte ſich mit dem Herzog von Lothringen im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Ehe ſie ihren Einzug in Nancy hielt, bewillkommten ſie die Bauern des Dorfes Laxou, wo ſie durch mußte, mit einem ländlichen Feſte, welches ihr ſo wohl gefiel, daß ſie dieſe Bauern dafür von einer höchſt wunderlichen Servitut befreyte. Es befand ſich nämlich ein großer Moraſt dicht vor dem Schloſſe. Dieſen mußten die armen Leute, ſo oft ein Fürſt ſeine Vermählung feyerte, die ganze Hochzeit-Nacht hindurch peitſchen, damit die Fröſche nicht quackten. Daſſelbe waren die Einwohner eines andern Dorfes, Montureur, genöthigt, für ihren Abt zu thun, wenn er ſchlafen wollte. Sie ſangen dabey: pâ, pâ, renotte, pâ, (paix grenouille) vecy Mr. l'Abbé que dieu gâ (garde). — Hordal, Profeſſor der Rechte, ſtammte von dem dritten Bruder der Jungfrau von Orleans ab, deren Geſchichte er geſchrieben, und ſie beſonders mit großer Gelehrſamkeit gegen den Vorwurf vertheidigt hat; daß ſie, göttlichen und weltlichen Geſetzen zuwider, Manns Kleider getragen.

Unter den berühmten Lothringern findet ſich auch ein berüchtigter Nicolas Remy, Criminal Richter, der ein Buch hinterlaſſen, in welchem er von ſich ſelbſt rühmt, daß er in 16 Jahren 800 Zauberer und Hexen zum Tode verurtheilt, obgleich eben ſo viele entflohen wären, oder auf der Tortur nichts geſtanden hätten. Während man einen Vater verbrannte, wurden deſſen Kinder nackend um den

Scheiterhaufen gegeiſſelt. Herr Niclas Remy bedauert noch obendrein, daß er, um mehrerer Sicherheit willen, nicht auch alle dieſe Kinder umbringen laſſen. Das, meynt er, wäre gar nicht grauſam geweſen, denn die Athenienſer hätten einen Knaben hingerichtet, weil er ſeinem Sperling die Augen ausgeſtochen, und vierzig Kinder wären von zwey Bären zerriſſen worden, weil ſie ſich über den Kahlkopf des Propheten Eliſa luſtig gemacht. Er ſchließt ſein Buch auf folgende Weiſe, die des Ganzen würdig iſt:

„Diejenigen, welche glauben, daß man, bey dieſer Gattung von Verbrechen, Mitleiden wegen Alters, Geſchlechts, Dummheit oder Verführung haben müſſe, ſind Narren, die ich verfluche! Ich, der ich durch lange Uebung ſehr gut gelernt habe, dergleichen zu beurtheilen, ich ſage — und meine Meynung iſt das reine Licht der Wahrheit — daß, nach alten Rechten, man die Zauberer erſt auf der Tortur zerfleiſchen und dann ins Feuer werfen muß." — Als Gewährsmänner dieſer ſeiner vortrefflichen Meynung citirt er den Caſſiodorus, und den Pythagoras. — Wir ſchaudern bey dem Anblick eines ſolchen Ungeheuers! und doch — wenn man bedenkt, daß ſeine Verbrechen mehr noch die ſeines Zeitalters waren — daß die Zeitgenoſſen ſeine unſinnige Strenge ſahen, duldeten, vermuthlich hoch prieſen — — o arme Menſchheit!

Geſchwind werfen wir die Augen auf ein ſanftes, liebliches Gemählde, auf einfache Menſchen, die ſich anſpruchlos ganz dem Wohl ihrer Brüder gewidmet haben. In dem Thale von Valdajot, an Lothringens Grenzen, lebt eine Familie, die bereits durch ſechs Generationen hindurch das angeerbte Talent beſitzt, alle Brüche und Verrenkungen, trotz dem beſten Wundarzt, zu heilen. Sie treibt dieſe Kunſt mit ſo außerordentlichem Erfolg, daß man bisweilen geglaubt hat, es ſey eine übernatürliche Gabe. Dabey ſind dieſe Leute — ihr ehrenvoller Name iſt Fleuriot — ſo gut, ſo liebreich, ſo gänzlich frey von Eigennutz, daß ſie nie mehr begehren, als ihre ländliche Genügſamkeit bedarf. Der Herzog Leopold wollte ſie in den Adelſtand erheben. Die Aelteſten der Familie verſammelten ſich, kamen überein, daß dieſe Auszeichnung ihr Glück ſtören würde, und ſchlugen beſcheiden den Adel aus. (Ach! ſie beſaßen ihn ja längſt.)

Bey einer andern Gelegenheit wollte man ſie von allen Steuern und Abgaben befreyen. Auch das verbaten ſie ſich, ſprechend: ſie wollten ihren Mitbürgern nicht zur Laſt fallen.

Der Graf von Treſſon erzählt folgendes von dieſer intereſſanten Familie: „Ich war ſehr einfach gekleidet und hatte nur einen einzigen Bedienten mit mir, galt alſo für einen Reiſenden, den der Zufall hieher geführt. Alles erbaute und rührte mich beym Eintritt in das erſte ihrer Häuſer. Gern mögte ich die Reinlichkeit, die Ordnung, die da herrſchten, und die Biederkeit der Bewohner beſchreiben. Ich wurde mit der freundlichſten Gaſtfreyheit aufgenommen. Mein Zweck war, wie weit die Geſchicktesten unter ihnen es in einer ſo ſchweren Kunſt gebracht. Ich fragte nach ihren Büchern; ſie ſagten ihre Bibliothek werde in einem andern Hauſe, bey einem der Aelteſten von der Familie aufbewahrt. Ich ließ mich dahin führen. Ein ehrwürdiger Greis trat mir entgegen, der, unter einem bäueriſchen Aeußern, die feinſten Sitten verbarg. Es wurde mir leicht, mit ihm ins Geſpräch zu kommen. Ich fragte ihn: welche Grundſätze ſeiner Kunſt er ſtudirt habe?"

„Gute Bücher," antwortete er, „Natur und Erfahrung waren die Lehrer meiner Väter; andere habe auch ich nicht gehabt, und andere werden auch meine Kinder nicht haben."

„Er öffnete hierauf ein groſſes, einfach verziertes, aber mit Schätzen angefülltes Zimmer. Ich fand daſelbſt die beſten, älteren und neueren Schriften: weibliche und männliche Skelette von vier oder fünf verſchiedenen Altern; zerlegte Skelette, um ſie zur Uebung wieder zuſammen zu ſetzen; künſtliche Puppen, die eine vollſtändige Knochenlehre lieferten u. ſ. w.

„Hier, ſagte der Alte, lernen wir die „Leiden unſerer Brüder mildern. Hier lehren „wir unſere Kinder leſen und verſtehen, was „ſie leſen. Diejenigen unter ihnen, welche „Anlagen dazu haben, kennen ſchon vor dem „zehnten Jahre alle Knochen und Muſkeln, „wiſſen jedes Stück zu zerlegen und wieder „zuſammen zu fügen. Hier ſehen Sie einen „großen Schrank, der alle Gattungen von „Bandagen in ſich faßt; jede derſelben iſt mit „einer Aufſchrift bezeichnet, welche den Nutzen, „den ſie gewährt, enthält. Sehr zeitig müſ-

„ſen unſere Kinder die Praxis mit der Theorie „verbinden. Unſere Ziegen und Hunde ſind „oft das Opfer davon. Wir verſtümmeln ſie, „um ſie wieder zu heilen. Da ſehen Sie uns „ſer ganzes Geheimniß. Gott ſegnet unſere „Bemühungen!“

„Ich kann nicht mit Worten ausdrücken,“ fährt der Graf von Treſſon fort, „wie ſehr ich gerührt war. Ich umarmte den Greis, gab mich zu erkennen, und wünſchte, ihm oder ſeiner Familie nützlich zu werden. Er ſtreckte die Hand gegen die Wohnungen, Felder und Gärten aus.“ „Was Sie da ſehen, reicht „hin für unſere Bedürfniſſe. Der Himmel „gab uns Genügſamkeit. Wir behalten noch „etwas übrig, um Unglücklichen beyzuſtehen. „Aller Ueberfluß wäre uns unnütz und viel„leicht ſchädlich. Doch da Sie, mein Herr, „das Glück haben, unſerm guten König „(Stanislaus) nahe zu ſtehen, ſo ſagen Sie „ihm, daß die Familie Fleuriot herzlich für

„ihn betet, und nie aufhören wird, nach „ihren Kräften Nutzen zu ſtiften, damit ſie „verdiene, unter die glücklichen Unterthanen „des wohlthätigſten Königs gezählt zu wer„den.“

Der Graf von Treſſon entfernte ſich mit Thränen in den Augen. — Ob dieſe Familie noch jetzt exiſtirt? — der Himmel gebe es! denn nie gab es ſo viele Brüche und Verrenkungen als in unſern Tagen.

Anekdoten aus der Geſchichte aller Richterſtühle.

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte (in 6 Bänden) iſt Des Eſſarts. Er hat ſein Werk durch eine große Menge intereſſanter Anekdoten aufgeſtuzt. Daß ſie alle wahr ſeyen, mögte ich nicht verbürgen. So erzählt er unter andern vom Czaar Iwan Waßilowitſch, (den er Boſielowiſt nennt) er habe, ſo oft er erfahren, daß ein Richter das Volk bedrücke, dieſen Pflichtvergeſſenen auf den Schultern von vier Henkersknechten durch alle Straßen tragen laſſen, ein fünfter ſey vorausgegangen mit einer großen Peitſche klatſchend. Wenn nun der Zug auf dem Schloſſe angekommen, ſo habe der Czaar den Verbrecher gewarnt, er möge durch das Knallen der Peitſche ſich erinnern laſſen, welche Züchtigung ihm bevorſtehe, wenn er ſich nicht beſſere. —

Folgende luſtige Anekdote erzählt er von einem Spanier: Bertrand Solas puzte ſich den ganzen Tag, und meynte, wenn er ausgieng, alle Leute, die ihm begegneten, müßten ſtehen bleiben, um ihn zu bewundern. Einſt ſtieß er auf einen Laſtträger, der ein gewaltiges Bündel Reisholz auf dem Kopfe trug, und zu wiederholten Malen ſein Vorgeſehn! oder aufgeſchaut! mit lauter Stimme ſchrie. Der Elegant kehrte ſich aber nicht daran, und ſo geſchah es, daß ein dürrer Aſt ihm, im Vorbeyſtreifen, ſeinen ſeidnen Mantel zerriß. Wüthend lief er zum Vicekönig und klagte. Der Vicekönig ließ den Laſtträger rufen, und ihm zuvor heimlich die Anweiſung ertheilen, daß er ſich ſtumm ſtellen ſolle. Der Kerl gehorchte, und antwortete auf alle Fragen und Vorwürfe nicht eine Sylbe. „Was iſt zu thun?“ ſagte der Vicekönig zu dem Kläger, „der Beklagte iſt ſtumm.“

„Es iſt nicht wahr!“ erwiederte Solas, „er ſtellt ſich nur ſo. Als ich ihm begegnete, hat er Einmal über das andere geſchrieen: Vorgeſehn!“ — „Nun, warum ſahſt Du dich denn nicht vor?“ erwiederte der Vicekönig trocken, und wandte dem beſchämten Kläger den Rücken.

Die intereſſanteſte Geſchichte (im ſechſten Bande) iſt die einer weiblichen Furie. Marie

Catharine Taperet wurde zu Paris 1728 von geringen Eltern, in Armuth geboren, von einer Großmutter anſtändig erzogen. Sie war ſehr hübſch und fand bald Anbeter. Ein Baumeiſter, Namens Leſcombat, heirathete ſie. Das junge Paar wohnte in der erſten Zeit bey der Großmutter, aber dieſe Tugendwächterin war der muntern Frau läſtig, ſie überredete ihren Mann, der ſie anbetete, eine eigne Wohnung zu miethen, wo ſie anfangs in guten Geſellſchaften zugelaſſen wurde, allein bald ſich ſelber durch eine ausſchweifende Lebensart daraus verbannte. Der Mann wußte von dem allen nichts. Auf ihr Zureden nahm er ſogar mehrere junge Leute als Penſionairs ins Haus, aus welchen Madam ſich einen luſtigen Hofſtaat bildete.

Vor allen begünſtigte ſie einen gewiſſen Mongeot, und zwar ſo auffallend, daß ihr Mann endlich aus ſeinem Traume erwachte, ihr heftige Vorwürfe machte, und Mongeot aus dem Hauſe jagte. Von dieſem Augenblicke an ſchwur ſie das Verderben ihres Tyrannen, wie ſie Lescombat nannte. Durch Thränen und Schmeicheleyen wußte ſie ihn von ihrer Unſchuld zu überzeugen, und mit Mongeot auszuſöhnen. Kaum ſah ſie ſich wieder in den Armen ihres Buhlers, als ſie die teufliſchſten Künſte anwandte, dieſen zu überreden, daß er ihren leichtgläubigen Gatten ermorden ſolle. Folgender Brief iſt ein Spiegel ihrer ſchwarzen Seele:

„Erinnere Dich deines Wortes, deines Schwurs," ſchrieb ſie an Mongeot, „mich von meinem Tyrannen zu befreyen. Dir übergeb' ich meine Rache. Himmel! wie lechze ich nach dem Augenblick der Freyheit! — Nimm Deine Zeit wohl, denke, daß Dein Leben und das meinige auf dem Spiele ſtehn. Sieh, meine Wuth geht ſo weit, daß, wenn Du nicht Muth genug haſt, die That zu vollbringen, ich ſelbſt durch andere Mittel mir

Ruhe ſchaffen werde. Ja, ich bin wüthend! die Hölle iſt in meinem Herzen! nichts iſt mir heilig! — Ha! wenn Du das Herz einer beleidigten Frau kennteſt, Du würdeſt meinen Auftrag ſchnell vollziehen. Mit welchem Entzücken werde ich den Tod meines Mannes vernehmen! mit welchem Entzücken ſeinen Mörder empfangen! Nie wirſt Du mir ſo liebenswürdig vorgekommen ſeyn. — Aber ach! Du biſt furchtſam, feige, du zitterſt für Dein Leben, Du haſt mich nie geliebt. — O warum mußte ich Dich kennen lernen! Ich lebte in Unſchuld, Du haſt mich verführt. Hätte ich einem Andern mich ergeben, ich wäre längſt ſchon Wittwe."

„Du glaubſt mich abzuſchrecken durch das Bild eines qualvollen ſchimpflichen Todes durch Henkers Hand? Du ſchilderſt mir die Schreckniſſe der letzten Stunden eines Mörders? Du willſt, ich ſoll mich auf den Richtplatz verſetzen, dort um meinetwillen dein Blut fließen ſehen? Du bedrohſt mich mit gleicher Todesart? Du geſteheſt, Du werdeſt nicht den Muth haben, der Tortur zu widerſtehen, ſondern mich als Deine Mitſchuldige anklagen? — Immerhin! Darauf ſollſt Du es wagen. Kümmere Dich nicht um mein Leben, es iſt mir verhaßt, ſo lange mein Mann athmet. Ich opfere es gern, wenn nur meine Rache geſättiget wird. Iſt Dir das genug? Geh nun hin, Elender, geh auf der Stelle, mich anzugeben. — Doch erfüllſt Du mein Verlangen, ſehe ich Dich triefend von dem Blute meines Gatten, dann erwarte alles von mir; nie hat ein Weib denn ſo geliebt; Du wirſt ewig der Gott meines Herzens ſeyn!“

„Wohlan,“ antwortete Mongeot, „ich will Dir beweiſen, daß ich Dich anbete, und daß ich Dir mein Leben opfern kann. Was auch daraus erfolgen möge, Dein Mann ſoll ſterben von meiner Hand. Aber — ſey großmüthig, verwillige mir Eine Bedingung: laß mich, als ein Mann von Ehre, ihn zum Zweykampf fodern, nicht Meuchlings ihn ermorden. Ich hoffe, ihn leicht zu überwinden. So erfülle ich Deinen Wunſch und werde doch kein Meuchelmörder. Habe nur noch acht Tage Geduld, ich will ihm ſchon zu rechter Zeit, am rechten Ort auflauern.“

„Mögte von allem, was ich Dir prophezeiht, nichts eintreffen! — Sind wir verloren, ſo werde ich Dein Leben zu retten ſuchen, und nicht das meinige.“

Dieſe Antwort befriedigte die Furie nicht. Sie ſchrieb einen zweyten Brief, in welchem ſie drohte, ſich mit ihrem Manne auszuſöhnen, und ihm alles zu bekennen. Sie überhäufte Mongeot mit Vorwürfen und Zärtlichkeiten; ſie brach auf ewig mit ihm und ſchwur ihm zugleich ewige Liebe; kurz, ſie erſchöpfte alle Künſte eines ſataniſchen Weibes, um auch den lezten Gewiſſensfunken in ihrem verblendeten

Liebhaber zu erſticken. Es gelang ihr. Mongeot lud ſeinen Lehrer zu einem Spaziergang im Garten von Luxemburg ein; der wackere Lescombat folgte ohne Argwohn; er war aufgeräumt und geſprächig. Gegen Abend ſchlug Mongeot vor, bey dem Schweitzer zu ſpeiſen. Es geſchah. Sie zechten und blieben bis eilf Uhr bey Tiſche.

Als ſie den Reſtaurateur verlaſſen hatten, und kaum einige hundert Schritte entfernt waren, trat Lescombat bey Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Dieſen Augenblick ergriff der halbtrunkene Mongeot, ihm den Degen durch den Leib zu ſtoßen. Er ſank nieder und badete ſich in ſeinem Blute. Der Mörder floh und warf fliehend eine Piſtole neben den Leichnam. Er ſtieß auf die Schaarwächter, denen er ſagte, er habe ſo eben einen Menſchen umgebracht, der ihm eine Piſtole auf die Bruſt geſezt. Man nahm ihn in Verhaft, ſuchte und fand Lescombat's Leiche.

Mongeot blieb bey ſeiner Ausſage. Behauptend, der Mann habe ihn aus ungerechter Eiferſucht umbringen wollen. Darauf wurde auch die Frau verhaftet, da aber der Mörder ſie gänzlich frey ſprach, ſo ließ man ſie gehen, unter der Bedingung, daß ſie jederzeit auf Verlangen ſich ſtellen ſolle. Statt ihre Freyheit zu nutzen und zu entweichen, beſuchte ſie den Mörder ihres Gatten täglich im Gefängniß, aß und ſchlief bey ihm.

Er wurde in die Conciergerie gebracht, und durfte keine Beſuche mehr von ſeiner Geliebten empfangen. Die Elende tröſtete ſich indeſſen in den Armen eines Andern über dieſe Trennung. Mongeot erfuhr es, wüthete und wankte nunmehr in ſeiner Ausſage, doch ohne ſie geradezu für ſeine Mitſchuldige zu erklären. Hierauf nahm man ſie zum zweytenmal in Verhaft. Mongeot ſchien ſeines Lebens überdrüßig, und leugnete ſein Verbrechen nicht länger. Man verurtheilte ihm zum Tode.

Kurz vor der Hinrichtung begehrte er, Madame Lescombat in Gegenwart des Criminal-Richters zu ſprechen. Das ſchändliche Weib hatte die Kühnheit, ſehr gepuzt zu erſcheinen, und gleichſam ſeine Qualen zu verhöhnen. Da riß der lezte Faden ſeiner unſeligen Leidenſchaft, und er erklärte dem Richter, daß er zu dem Morde bloß durch ſie verleitet worden. Dann gieng er und wurde lebendig gerädert.

Als die Lescombat verhört wurde, ſagte ſie trotzig: „Mongeot war ein Unglücklicher, der mich lange geliebt hat, und für den ich ſogar einige Freundſchaft empfand; doch ſeine lezte Ausſage beweiſt nichts gegen mich, denn er war ſeiner nicht mehr mächtig.“ Dann erſuchte ſie um ein leidlicheres Gefängniß, weil ſie ſeit vier oder fünf Monaten ſchwanger ſey. Man ließ ſie unterſuchen. Die Vorgabe befand ſich wahr. Man verſchob ihren Proceß bis zu der Niederkunft und trug Sorge für ſie. Sie gebahr einen Knaben. Sechs Wochen nachher verurtheilte man ſie zum Strange und vorher zur Folter. Sie erklärte ſich abermals ſchwanger. Man bewilligte ihr einen Aufſchub von 4½ Monat und ließ ſie ſtreng bewachen. Doch war es Jedermann vergönnt, ſie im Gefängniß zu ſehen. Ein Augenzeuge, der von dieſer Erlaubniß oft Gebrauch machte, ſchildert ſie als ein ſchönes Weib, von üppigem Wuchs, mit großen ſchwarzen Augen, einem blendend weißen Buſen, den ſchönſten Armen und Händen. Mit dieſen körperlichen Reizen verband ſie eine aus Romanen geſchöpfte Bildung, und wußte lebhaft zu unterhalten. Noch im Gefängniß las ſie fleißig Romane, und ſchien die Annäherung ihrer letzten Augenblicke gleichgültig zu erwarten. Er kam endlich; keine Ausflucht blieb ihr übrig. Sie wurde auf dem Greve-Platz gehangen und ſoll, ſchon unter Henkers Händen, noch eine zweydeutige Reue geäußert haben.

Der Kapaun und das Fetthuhn.

Der Kapaun.

Ey, ey, mein Hühnchen, du biſt ſo traurig? was fehlt dir?

Das Fetthuhn. Ach freylich fehlt mir etwas. Eine verdammte Küchenmagd hat mich auf ihre Knie genommen, hat mir eine lange Nadel in den Hintern geſteckt, mir, ich weiß nicht was, herausgeriſſen, und es ihrer Katze zu freſſen gegeben. Nun kann ich keine Eyer mehr legen, und der Hahn geht gleichgültig an mir vorüber.

Der Kapaun. Ach mein gutes Hühnchen! ich habe mehr verloren als du. Man hat eine noch grauſamere Operation mit mir vorgenommen. Wir müſſen beyde den ſüßeſten Freuden entſagen. Den einzigen Troſt habe ich aus einem Geſpräch geſchöpft, welches neulich zwey italiäniſche Geiſtliche, die vor mir vorüber giengen, mit einander führten. Ihnen war daſſelbe Unglück widerfahren, damit ſie vor dem Pabſte mit einer klaren Stimme ſingen ſollten. Die Menſchen, ſagten ſie, hätten damit angefangen, ihres Gleichen zu beſchneiden und nun trieben ſie es noch weiter. Die armen Teufel verwünſchten ihr Schickſal und das Menſchengeſchlecht.

Das Fetthuhn. Was ſagſt du? Alſo hat man uns ſo mißhandelt, damit wir eine feinere Stimme bekommen ſollen?

Der Kapaun. Nein, ach nein! mein geliebtes Huhn! es iſt bloß geſchehen, um uns fett zu machen.

Das Fetthuhn. Nun? wenn wir auch fetter werden, was kümmert das die Menſchen?

Der Kapaun. Sehr viel, denn ſie wollen durch uns auch wieder fetter werden; ſie wollen uns eſſen.

Das Fetthuhn. Uns eſſen! ach die Ungeheuer!

Der Kapaun. Das iſt ſo ihre Gewohnheit. Sie ſperren uns einige Tage ein, bewirthen uns köſtlich, und ſtechen uns zuvor die Augen aus, damit wir keine Zerſtreuung haben ſollen. Wenn nun der Tag des Schmauſens gekommen iſt, ſo rupfen ſie uns, ſchneiden uns die Köpfe ab und laſſen uns braten. Dann trägt man uns in einer großen ſilbernen Schüſſel auf die Tafel; ein Jeder ſagt ſeine Gedanken über uns; man hält uns eine Leichenrede; man rühmt unſer zartes, ſaftiges Fleiſch, Arme, Schenkel, Bruſt; man will ſogar ſchmecken, womit wir gefüttert werden ſind; und damit hat unſere Geſchichte auf dieſer Unterwelt ein Ende.

Das Fetthuhn. Abſcheulich! mir wird ganz ohnmächtig. Man will mir die Augen ausſtechen? den Hals abſchneiden? Warum wurd' ich nicht lieber eine Gans geboren! Sieh, mein Freund, wie jene Gans dort ruhig ſizt, und täglich von einem tugendhaften Frauenzimmer menſchenfreundlich gefüttert wird.

Der Kapaun. Höre, mein Schatz; die Gans iſt nicht beſſer daran als wir. Freylich ſizt ſie ruhig, aber nur weil ſie ſich nicht rühren kann. Man hat ſie ſo eng als möglich eingeſperrt, und ſtopft ihr täglich eine Menge runde Kuchen in den Hals, damit ſie an einer Leberkrankheit ſterben ſoll.

Das Fetthuhn. Mein Gott! welchen Vortheil haben denn die Menſchen davon, ob eine Gans an den Pocken oder an einer Leberkrankheit ſtirbt?

Der Kapaun. Die Menſchen eſſen gern große Gänſelebern.

Das Fetthuhn. Darum alſo? Die Barbaren! es ſcheint, ſie haſſen beſonders unſer armes, befiedertes Geſchlecht. Wie ſehr beneid' ich jenes Schaf, das dort ſo philoſophiſch ſeinen Klee kaut.

Der Kapaun. Du wirſt es nicht mehr beneiden, wenn ich dir ſage, daß es kein

Schaf mehr iſt, ſondern ein Hammel, und daß es ihm, aus ähnlichen Urſachen, nicht um ein Haar beſſer ergangen iſt, als uns.

Das Fetthuhn. Iſt es möglich! haben dieſe Böſewichter denn kein Gewiſſen?

Der Kapaun. Nein, mein Schatz. Die beyden Italiäner ſagten: Die Menſchen machten ſich nie ein Gewiſſen, über das, was ſie, zu thun gewohnt wären.

Das Fetthuhn. Welch' ein verworfenes Geſchlecht! ich wette, daß, indem ſie uns freſſen, ſie noch dabey lachen und ſpaßen?

Der Kapaun. Freylich. Aber zu deinem Troſt, (wenn es anders Einer iſt), ſollſt du wiſſen, daß dieſe Thiere — welche zwar, gleich uns, zweybeinigt ſind, doch tief unter uns ſtehen, weil ſie keine Federn haben — nicht ſelten mit ihres gleichen eben ſo verfahren wie mit uns. Meine beyden Italiäner erzählten, daß alle chriſtliche und griechiſche Kayſer niemals unterließen, ihren Vettern und Brüdern die Augen auszuſtechen, und was das Braten anlangt, das war etwas alltägliches. Sie ſollen, um gewiſſer Meynungen willen, die ich als Kapaun dir nicht ſo recht erklären kann, viele tauſend Menſchen gebraten haben.

Das Fetthuhn. Vermuthlich um ſie zu eſſen?

Der Kapaun. Das weiß ich nicht gewiß. Aber es ſoll viele Länder geben, wo die Menſchen einander eſſen.

Das Fetthuhn. Deſto beſſer! Mögten die Ungeheuer ſich alle verſchlingen. Aber ich — womit hab' ich es verſchuldet? iſt das der Dank für meine Eyer?

Der Kapaun. Die Dankbarkeit ſoll unter ihnen nicht gewöhnlich ſeyn.

Das Fetthuhn. Werden wir denn in der ganzen Welt ſo übel behandelt?

Der Kapaun. Die beyden Italiäner ſagten nein. Es ſoll ein Land geben, Indien genannt, weit größer als das unſrige, wo ſeit vielen tauſend Jahren ein heiliges Geſetz verbietet, uns zu eſſen. Ein gewiſſer Pythagoras, ein Reiſender, brachte die löbliche Gewohnheit mit in ſein Vaterland, und alle ſeine Schüler befolgten ſie. Denn laſen auch die Geiſtlichen ein Buch von einem gewiſſen Porphyrus, ein ſchönes Buch gegen alle Bratſpieße. Der wackere Mann beweiſt, daß wir Brüder und Vettern der Menſchen ſind; daß Gott uns dieſelben Organe und Empfindungen, daſſelbe Gedächtniß, denſelben unbekannten Keim der Vernunft verlieh, der ſich, nach ewigen Geſetzen, bis zu einem gewiſſen Punkt entwickelt, den weder wir noch die Menſchen jemals überſchreiten können. Und in der That, mein gutes Hühnchen, hieße es nicht die Gottheit beleidigen, wenn man ſpräche: wir hätten Sinne, um nicht zu fühlen? ein Gehirn, um nicht zu denken? — Sie nannten da auch einen Narren, Descartes, der, zu Bemäntelung der Grauſamkeit, ſo etwas Lächer liches gelehrt hat. Aber die größten Philoſophen des Alterthums ſteckten uns nie an den Spieß; ſie ſuchten vielmehr unſere Sprache zu erlernen, und unſere Eigenſchaften zu ergründen, die den ihrigen ſo weit überlegen ſind. Die Weiſen, ſagte Porphyrius, tödten keine Thiere; nur Barbaren und Prieſter thun es und eſſen ſie. Er ſchrieb dieß ſchöne Buch, um einen ſeiner Schüler zu bekehren, der, um der Leckerey willen, ein Chriſt geworden war.

Das Fetthuhn. Nun? errichtete man dieſem großen Manne Ehrenſäulen?

Der Kapaun. Bey Leibe nicht! Die Chriſten haßten ihn, und haſſen ihn noch heutiges Tages, nennen ihn gottlos und ſprechen: ſeine Tugenden wären falſch, weil er ein Heyde geweſen. Du glaubſt nicht, mein Hühnchen, was dieſe Menſchen für wunderliche, oft widerſprechende Grundſätze haben. So verbieten ſie, zum Beyſpiel, einen oder zwey Tage in der Woche uns zu eſſen. Dagegen holen ſie aber die armen Fiſche aus dem Grunde des Meeres, und verzehren manche in einer Mahlzeit, die mehr koſten als zehn Kapaune. Das nennen ſie faſten, ihr Fleiſch kreuzigen. Kurz, ich glaube es ſey nicht möglich, eine Gattung von Geſchöpfen ſich zu denken, die zugleich ſo lächerlich, abſcheulich und blutdürſtig wäre.

Das Fetthuhn. Still, Freund Kapaun, ſeh' ich nicht da den häßlichen Küchenjungen mit ſeinem großen Meſſer kommen?

Der Kapaun. Es iſt um uns geſchehen, mein Schatz! befiehl deine Seele Gott.

Das Fetthuhn. Ha! wenn doch der Böſewicht, der mich verzehren wird, mich nimmer verdauen könnte, und daran ſterben müßte! aber die Kleinen rachen ſich an den Großen durch eitle Wünſche, und die Großen lachen nur darüber.

Der Kapaun. Au weh! man ergreift mich beym Halſe. Vergebung unſern Feinden!

Das Fetthuhn. Nein, das kann ich nicht. Man packt mich, man ſchleppt mich fort! Leb wohl, mein geliebter Kapaun!

Der Kapaun. Leb wohl auf ewig! mein gutes Hühnchen!

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

Worauf gründet ſich die ganze Philoſophie? — auf Neubegier und ſchlechte Augen; denn wenn wir beſſere Augen hätten, ſo würden wir, zum Beiſpiel, wohl ſehen, ob die Fixſterne Sonnen ſind oder nicht; und wenn wir nicht ſo neugierig wären, ſo würden wir uns gar nicht darum bekümmern, welches denn auf eins heraus käme. Aber man will mehr ſehen als man ſieht; das iſt ſchwer. Wenn wir doch wenigſtens das, was wir ſehen, richtig ſähen! aber auch das iſt ſelten der Fall. Daher kommt es, daß die Herren Philoſophen ihr Leben damit zubringen, das nicht zu glauben, was ſie ſehen, und das zu errathen, was ſie nicht ſehen. Sie ſind gleichſam fremde Maſchiniſten, die in Berlin in die Oper gehen. Die übrigen Zuſchauer betrachten die Decorationen, das Flugwerk u. ſ. w. mit Vergnügen, und bekümmern ſich den Henker darum, wie es eigentlich damit zugeht; allein der fremde Maſchiniſt kauert in einem Winkel und zerbricht ſich den Kopf über irgend eine Wirkung der Mechanik, die er nicht begreift. Der Philoſoph iſt freylich noch ſchlimmer daran, denn er ſieht in der Natur die Stricke nicht, welche die Maſchinen in Bewegung ſetzen, und welche auf dem Berliner Theater wohl bisweilen zu ſehen ſind.

Die eigentliche Philoſophie könnte den Menſchen ſehr nützlich werden, wenn man ſich ihrer bediente, um Leidenſchaften zu zügeln oder zu ordnen; allein dann wäre ſie zugleich *beſchwerlich*, darum hat man ſie in den Himmel verbannt, um Planeten zu ordnen, oder man läßt ſie auf der Erde herum ſchweifen, um von der Ceder bis zum Yſop alles zu zergliedern, nur nicht das menſchliche Herz. Mich deucht hingegen, es komme nicht darauf an, die Leidenſchaften zu *definiren*, ſondern ſie zu *bekämpfen*. Gleichwie ein armer Kranker ſeinen Krebsſchaden Jedem zeigt, eines Jeden Rath verlangt und hört, doch zu einem derben Schnitt ſich nicht entſchließen kann, ſo machen es die Menſchen mit ihren Leidenſchaften. Sie bezahlen dafür, daß man ihnen Moral predigt, ſo wie die Großen bisweilen Bibliotheken kaufen, um ſie nicht zu leſen.

Man hat auch wohl Recht, den ſchönen Worten eines Philoſophen nicht immer zu trauen; denn wenn gleich hie und da einige Wahrheiten entdeckt werden, ſo ſind ſie doch entweder von geringer Bedeutung, (wie die in Herculanum gefundenen und in Portici aufgerollten Bücher) oder die Entdecker wiſſen ſelber nichts davon. Die Philoſophie gleicht darin einer Gattung des Blindekuhſpiels, wo es nicht genug iſt, einen zu erhaſchen, ſondern wo man ihn auch bey Namen nennen, und, wenn man irrt, aufs neue herum tappen muß. So geht es mit der Wahrheit. Es giebt wohl Philoſophen, die, mit feſt verbundenen Augen, ſie bisweilen erhaſchen; aber ſie können ſelten behaupten, daß ſie es wirklich iſt, und augenblicklich entſchlüpft ſie wieder. — —

Die Menſchen ſind, in ihren Geiſtesanlagen, verſchieden wie die Uhren. Es giebt grob gearbeitete Uhren, die dennoch die Stunden anzeigen, aber nur die feineren Werke eines Künſtlers zeigen die Minuten.

Man hat oft darüber geſtritten, ob wir angeborne Ideen beſitzen? oder ob ſie uns alle durch die Sinne zugeführt werden? das leztere meynten die Alten, und ich meyne es auch. Selbſt die Idee des Unendlichen iſt doch nur vom Endlichen abſtrahirt, deſſen Schranken man wegnimmt. Allein ſo bald das geſchehen iſt, kann man es nicht mehr umfaſſen, nicht mehr begreifen; man räſonnirt nur noch über die Vorausſetzung, daß es keine Grenzen mehr habe. J.

Unbezweifelte Wahrheiten, die keines Beweiſes bedürfen, will man uns für angeborne Ideen geben, zum Exempel die: das Ganze iſt größer als ein Theil deſſelben. Wenn, ſagt man, dieſe Wahrheit ein Erfahrungsſatz wäre, ſo würde man ſie beweiſen müſſen, wie alle Erfahrungsſätze; man würde jedes Ganze betrachten, und unterſuchen müſſen, ob es wirklich größer ſey, als jeder Theil deſſelben; ſo wie man, um zu behaupten: alle Menſchen ſind ſterblich, erſt ſehr viele Menſchen müßte ſterben ſehen. Aber ich meyne, jene Wahrheit iſt eben ſo wohl ein Erfahrungsſatz wie dieſe. Wenn ich eine Hand ſehe, die größer iſt als der Daumen, ſo iſt es mir unmöglich, eine Vorſtellung von irgend einem Ganzen zu faſſen, das nicht größer wäre, als ein Theil deſſelben; hingegen wenn ich einen Menſchen ſterben ſehe, ſo begreife ich darum noch nicht, daß ſie alle ſterben müſſen, und ich kann mir nicht gut denken, daß es auch wohl eine Zuſammenſetzung der menſchlichen Maſchine geben könne, die der Auflöſung nicht unterworfen wäre. Folglich iſt der ganze Unterſchied, daß ich, bey dem erſten Beyſpiel, bloß einer einzigen, bey dem leztern hingegen wiederholter Erfahrung bedurfte. — —

Metaphyſiſche Ideen gleichen, für die meiſten Menſchen, der Flamme des Weingeiſtes, die zu fein iſt, um Holz anzuzünden. — —.

Taube und Stumme beſitzen einen lebhaftern Geiſt als redende Menſchen, weil ſie kei nen Begriff von Worten haben. Die Worte erleichtern zwar dem Geiſte die Mühe, aber hemmen und erkälten auch ſeine Thätigkeit, die am größten iſt, wenn ſie durch Dinge und nicht durch Worte in Bewegung geſezt wird. Darum bedarf ein Mahler eines lebhaftern Geiſtes als ein Philoſoph, denn ſeine Ideen bezeichnen Dinge, die des Philoſophen oft nur Worte. — —

Im Ganzen denken wohl wenige Menſchen. Ihr Geſchlecht iſt mit dem Körper Eines unter ihnen zu vergleichen, deſſen Gehirn denkt, ſo klein der Raum auch iſt, den es einnimmt, indeſſen die übrigen Glieder, troz ihrer bey weitem größern Maſſe, bloß mechaniſch ſich bewegen. Es war auch gar nicht die Abſicht der Natur, daß der Menſch viel denken, oder ſeine Denkkraft ſehr verfeinern ſollte, das beweiſt die Hinfälligkeit des Körpers, die ſie mit dieſem Luxus des Geiſtes verbunden hat.

Wer viel denkt, iſt ſelten ganz geſund. Die Natur wollte, wir ſollten leben, und leben heißt: nicht wiſſen was man thut. Denn ſo bald wir recht eigentlich zu wiſſen glauben was wir thun, ſo haben wir Steine in unſern Lebensbach gelegt, er murmelt nun zwar, fließt aber nicht mehr ſanft dahin, wie zuvor. — —

Nur durch die Vernunft entdecken wir das Unbekannte, allein die Vernunft ſelbſt iſt und bleibt uns unbekannt. — Woher kommt es, daß wir auch dem angeſehenſten Schriftſteller nicht ſo gern auf ſein bloßes Wort glauben, als der Vernunft? vielleicht weil jenes eine Tyranney, dieſe hingegen eine rechtmäßige Herrſchaft über den Geiſt ausüben will? und weil der von Natur unabhängige Geiſt ſich gegen jede Tyranney auflehnt? — Ich zweifle. Die Menſchen glauben bisweilen ſtolz zu ſeyn, wo ſie es eigentlich gar nicht ſind. Das Wort eines Schriftſtellers gnügt mir nicht, weil ſeine

Meynung nicht in meinem Geiſte erzeugt worden, wie in dem ſeinigen, ſie iſt für mich ein angenommenes Kind, das ich meinen eignen Kindern nachſetze und wenn ſie auch noch ſo albern wären.

Die Vernunft herrſcht zwar nicht unter uns, aber ſie proteſtirt wenigſtens von Zeit zu Zeit, daß ihr die Herrſchaft gebühre, und dann machen es die Menſchen wie bey manchen andern Gelegenheiten: ſie protocolliren die Proteſtation und thun was ſie wollen. Wenn, zum Beyſpiel, die Vernunft von einem Erben begehrt, daß er den Tod ſeines Verwandten beweinen ſollte, ſo zieht der Erbe ein ſchwarzes Kleid an. Unſere meiſten Formalitäten ſind nur ein Protocoll über diejenigen Rechte der Vernunft, die wir ſie nicht ausüben laſſen. So machten es jene Griechen, die in Hetrurien landeten, dort die Geſetze der Barbaren annahmen, und die ihrigen vergaßen. Um aber doch nicht ganz in Barbarey zu verſinken, lieſſen ſie jährlich an einem gewiſſen Tage ihre alten Geſetze in griechiſcher Sprache öffentlich vorleſen. Kaum verſtanden ſie ſie noch, aber ſie hörten andächtig zu, weinten dabey und geriethen auch wohl in Verzweiflung. Wenn aber das vorbey war, ſo giengen ſie luſtig davon, und dachten ein ganzes Jahr nicht weiter daran. Faſt waren ihre alten Geſetze ihnen doch noch theurer als uns die Vernunft, denn ſie bedauerten wenigſtens deren Verluſt. Wir hingegen haben uns gewöhnt, die Vernunft zu kennen und zu verſpotten. — —

Nur die Wahrheit überredet ſchnell, ſelbſt wenn nicht alle Beweiſe augenblicklich in ihrem Gefolge erſcheinen; ſie ſchlüpft ſo behende in den Geiſt, daß, wenn wir ſie auch zum erſten Male erblicken, wir eine alte Bekanntſchaft zu ſehen glauben. Eine Wahrheit iſt weder jung noch alt; ſie wird nicht um der Jugend willen geliebt, und nicht um des Alters willen geachtet. Sie iſt einfach, klar und ſtets bereit, eine andere Wahrheit ſchweſterlich bey ſich aufzunehmen. Auf den Wegen, zu ihr zu gelangen, machen wir bisweilen ſelber muthwilligerweiſe Verhacke.

Man könnte ein dickes Buch ſchreiben von allen den Wahrheiten, die in der Welt übel aufgenommen worden, und von allen den Mißhandlungen, welche die Menſchen dieſen anſpruchloſen Fremdlingen widerfahren laſſen. Im Gegentheil könnte man auch ein dickes Buch ſchreiben von allen den Irrthümern und Albernheiten, die ſich der herrlichſten Aufnahme zu erfreuen hatten. —

Menſchen irren, aber nur große Menſchen erkennen ihren Irrthum. —

Das Syſtem von den Keimen, deren immer Einer in dem andern verſchloſſen liegen bis in alle Ewigkeit, iſt ein Bild unſerer Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Jede unſerer

Kenntniſſe entwickelt ſich erſt, nachdem eine andere ſich zuvor entwickelt hat. — Künſte und Wiſſenſchaften verherrlichen eine Regierung vielleicht mehr, wenigſtens dauerhafter als die Waffen; denn, mehr als Eroberungen, verbreiten ſie die Sprache einer Nation; geben ihr die Herrſchaft über den Geiſt, und locken Fremdlinge zu ihr, die durch ihre Neubegier ſie bereichern, ihre Gewohnheiten annehmen, ihr Intereſſe befördern. Eine Nation, die eine gewiſſe Ueberlegenheit in den Wiſſenſchaften erlangt hat, wird bald gewahr werden, daß dieſer Ruhm nicht unfruchtbar iſt, und daß ſie eben ſo reellen Vortheil daraus zieht, als aus einer koſtbaren, nothwendigen Waare, mit welcher ſie allein handelt.

Practiſche Wiſſenſchachten machen die kleinſten Fortſchritte. Es bedarf nur einiger Genies, um Theorien in kurzer Zeit zu vervollkommnen; allein die Praxis geht weit langſamer, weil ſie von vielen, oft ungeſchickten

Händen abhängig iſt. — Alle Wiſſenſchaften hegen irgend eine Schimäre, nach der ſie laufen und rennen, ohne ſie jemals zu erhaſchen; das hat aber nichts zu bedeuten, denn, während des Laufens, erwiſchen ſie manche andere nützliche Kenntniß. Die Chemie hat ihren Stein der Weiſen, die Geometrie ihre Quadratur des Cirkels, die Aſtronomie ihre Längen, die Mechanik ihr perpetuum mobile u. ſ. w. Sogar die Moral hat ihre Schimäre: die Uneigennützigkeit, die vollkommne Freundſchaft. Nie wird man ihrer habhaft werden, aber es iſt doch ſehr gut, daß man darnach ſtrebt, denn eben durch dieſes Streben erlangt man viele andere Tugenden. Ach! die Menſchen würden nie nach einem Ziele auslaufen, wenn ſie vorher wüßten, daß ſie auf dem halben Wege liegen bleiben werden. — Wiſſenſchaft müſſe ſtets ſchonend mit der Unwiſſenheit verfahren, denn dieſe iſt ihre ältere Schweſter, und hat, juriſtiſch zu reden, den undenklichen Beſitz für ſich. — Wenn intolerante Philoſophen, wie

Schelling und Fichte, ſich durch Schimpfen Eingang verſchaffen wollen, ſo bewundere ich ihre Vernunftgründe und bemitleide ihre Vernunft. Sie ſprechen von der Philoſophie, aber nicht als Philoſophen. (Wird fortgeſezt.)

Parallele zwiſchen Livius und Tacitus,

nach Thomas Hunter.

Livius hatte es ſich zur Pflicht gemacht, nichts fremdartiges in die römiſche Geſchichte aufzunehmen. **Tacitus** gefiel ſich in Seitenſprüngen, unterbrach ſeine Erzählung oft durch Beſchreibung fremder Händel und entfernter Länder. — Wenn **Livius** Sitten und Gewohnheiten des Alterthums berührt, ſo geſchieht es nicht, um ſeine Zeitgenoſſen herab zu würdigen, ſondern um ſie zu beſſern; **Tacitus** hingegen, von übler Laune beſeſſen, ſchütſet ſeine Galle über alles aus. — Livius wollte der Nachwelt ein claſſiſches, unterrichtendes Werk hinterlaſſen; Tacitus bloß eine Satyre auf ſein Zeitalter machen. Sein Styl iſt gedrängt und ſtechend, der des Livius voll und erhaben. Die Metaphern des Tacitus ſind bloß witzige Einfälle, bisweilen ſogar für Poeſie zu ſtark; Livius macht keine Waſſerfälle; ſein Strom fließt majeſtätiſch dahin. — Tacitus ſtellt ſo viele Perſonen auf die Bühne, daß ſie oft ihn ſelbſt verwirren. Livius häuft die Perſonen nicht, man überſchaut ein klares Gemählde. Seine Perſonen ſind kräftig aber hell, Tacitus mahlt nur ſchwarz. Livius ſchildert ſo lebhaft, daß man den Begebenheiten ſelbſt beyzuwohnen glaubt; Tacitus führt uns in ein Labyrinth; jeder ſeiner Charaktere fodert ein tiefes Studium, und ob man dennoch ſeinen Sinn errathen werde, das hängt einzig von dem perſönlichen Charakter jedes Leſers ab; darum hat Tacitus ſo viele verſchiedene Ausleger, als es

Verſchiedenheiten im menſchlichen Herzen giebt. Im **Livius** hingegen iſt die Bahn geebnet, man ſchreitet ſicher nach dem Ziele, man begreift alles.

Die **Reden**, welche Livius anführt, tragen den Stempel der römiſchen Beredſamkeit in ihrem Flor. Beym **Tacitus** ſind es Sophiſtereyen oder pedantiſche Declamationen; ſein Witzhaſchen ermüdet, ſeine Kraftſprünge ſind übel angebracht. Vom **Livius** trennt man ſich ungern, an Tacitus feſſelt bloß eine Art von Ehrgeitz, man will ihn doch ganz geleſen haben.

Man glaube nicht, daß es dem **Livius** an **Kunſt** gemangelt habe: er verſtand die höchſte Kunſt, nemlich die, jede Kunſt zu verbergen. Er ſtellt ſich dar als ein ſchöner, wohlgewachſener, zierlich gekleideter Mann; **Tacitus** als ein Männlein auf Stelzen, das ſich beſtändig ziert, und ſtets bewundert ſeyn will. Es iſt bewundernswürdig, daß er in der That ſo viele Bewunderer gefunden hat.

Livius tadelt ungern, aber er thut es mit Würde wo es ſeyn muß. Tacitus wirft ſtets mit beißendem Hohn, bisweilen mit bitteren Beleidigungen um ſich. In ſeinem Herzen erblickt man nie weder Menſchlichkeit noch Mitleid; er kennt keine Unglücklichen, er kennt nur Strafbare.

Uebrigens ſoll dieſe Parallele den Tacitus nicht herabſetzen; er bleibt immer ein Meiſter in der Geſchichte, und ein großer Meiſter; allein er hat ſeine Manier, man mag ihn mit Michel Angelo vergleichen, den Livius mit Raphael. Wie Michel Angelo gefällt ſich Tacitus nur in grauſamen, ſchrecklichen Scenen; Livius, gleich dem Raphael, ſtellt bloß edle Gegenſtände mit Grazie dar. Die Meiſter- und Lieblings-Werke des Michel Angelo ſind: ein Leidender auf der Folter, ein Kranker in den lezten Zügen, indeſſen Raphael durch eine himmliſche Jungfrau entzückt.

Im **Livius** iſt eben ſo viel Moral enthalten als im **Tacitus**; allein jener ſezt **denkende** Leſer voraus, welche die Folgen aus den erzählten Begebenheiten ſelbſt abzuziehen wiſſen; dieſer hingegen erſchöpft die ganze Moral, und ſie verſchlingt bey ihm die Geſchichte. Er glaubt ſeine Leſer unfähig ſie ſelbſt zu finden, verlangt aber doch, daß man alle ſeine moraliſchen Räthſel errathen ſoll.

Livius gleicht dem **Germanicus**; eben die Seelengröße, die Freymüthigkeit. **Tacitus** gleicht dem **Tiber**; eben die künſtliche, undurchdringliche Heucheley. Daher leihen auch beyde Schriftſteller den geſchilderten Perſonen ihre eignen Charactere: Die Helden des **Livius** ſind Götter; die Götter des **Tacitus** ſind Teufel. — (Ich habe dieſes Bruchſtück bloß geliefert, um die Verſchiedenheiten in Geſchmack und Meynungen der Gelehrten zu zeigen, und nehme übrigens nicht den geringſten Theil an den Schmähungen Hunters gegen den trefflichen Tacitus; bin vielmehr überzeugt, daß, um eine Geſchichte unſerer Zeit zu ſchreiben, wir eines Tacitus, und keines Livius bedürfen.)

Cosmus von Medicis.

Die Geſchichte des Großherzogthums Toſcana unter der Regierung der Medicis, von Rigueccio Galluzzi, gehört unter die alten, leſenswerthen Bücher. Beſonders intereſſirt das kräftig und wahr entworfene Gemählde von Cosmus von Medicis, der, kaum ein achtzehnjähriger Jüngling, ſchon als Held und Staatsmann ſich auszeichnete. Freylich würde er, ohne den Beyſtand Kayſer Carl des fünften, Toſcana ſchwerlich behauptet haben, allein ſeinen nachmaligen Ruhm verdankte er nur ſich ſelbſt. Er triumphirte über die aus Florenz verbannten Rebellen, und ſchuf in der zerrütteten Hauptſtadt eine Polizey, und bald ſchmeichelnd, bald trotzend, widerſtand er dem ehrgeizigen Pabſt Paul dem dritten; — bloß durch Geiſtes Ueberlegenheit behauptete er den Vorrang über den Herzog von Ferrara! — lüſtern nach der Eroberung von Siena, wurde dieſer Staat bald von ihm beſchützt, bald bekämpft, dann wieder vertheidigt, und endlich unterjocht; — dem Kayſer gegenüber gelang ihm die ſchwere Vereinigung von Dankbarkeit und edlem Stolz; er trotzte deſſen Miniſtern, deckte ihre Intriguen auf, vergaß aber nie des Kayſers Wohlthaten und vergalt ſie durch wichtige Dienſte; — wohl fühlend, von welchem Gewicht ein ihm geneigter Pabſt für ſeinen Vortheil ſey, bewirkte er die Wahl des Cardinal de Monte, ſeines Freundes; — er verſtand die ſeltne Kunſt, Politik und Ehre mit einander zu verbinden; — er zeigte ſich dankbar und faſt groß in ſeiner unerſchütterlichen Feindſchaft gegen Frankreich; — er gab dieſer Macht ein Gegengewicht in Welſchland und zwang ſie, der Herrſchaft über Siena zu entſagen; — mit Einem Wort, er behauptete in dem ſtaunenden Europa das Anſehn einer Macht vom erſten Range. Sein ſchönes Beiſpiel widerlegt die gräßliche Behauptung eines neuern Schriftſtellers, der ſich nicht entblödet, mit dürren Worten zu verſichern: Dankbarkeit ſey nur Sache des Gemüths, nicht des Verſtandes; Staaten und ihre Chefs, als ſolche, dürften ſich durch kein Gefühl verleiten laſſen, am wenigſten in der Politik; (ſie müſſen alſo fühllos ſeyn) in der Politik ſey die Moral am unrechten Orte; (groſſer Gott! welch' ein ſchrecklicher Ort wäre dann dieſer unrechte Ort!) man ſey dankbar, ſo lange das

Staatsintereſſe es dulde; man halte Verträge gerade nur ſo lange, als ſie Vortheil gewähren. (und derjenige, der dieſe ſchändlichen Lehren ausüben könnte, wie würde er ſich geberden, wenn ſie wiederum gegen ihn ausgeübt würden? giebt es eine kräftigere Widerlegung ſolcher Grundſätze, als den Abſcheu, den ihre Bekenner ſelbſt dagegen äußern, ſo bald ſie ſelbſt die Opfer davon werden?)

Doch wiederum auf Cosmus zu kommen, ſo fodert die Gerechtigkeit, auch die Kehrſeite ſeines Bildes zu zeigen. Seine Strenge artete bisweilen in Tyranney aus; er drückte die Unterthanen durch unerſchwingliche Auflagen; ſein ungerechter Argwohn löſchte ſich oft in Blut. Er führte die geheime Inquiſition ein. Florenz wurde in fünf Theile getheilt, und in jedem derſelben lauerten einige Angeber, die große Belohnungen erhielten, und wegen Schulden nicht verhaftet werden durften. Es iſt traurig, wenn ein Regent zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, aber noch weit trauriger, daß er für ſein Gold überall Menſchen findet, die ſich nicht ſchämen, dieſes niederträchtigſte aller Handwerke zu treiben. O laßt uns bekennen, daß die Menſchen faſt immer Schuld daran ſind, wenn ihre Beherrſcher ſie verachten, denn es iſt warlich ein feiles Geſchlecht! Auch Cosmus war gezwungen, wie ſein Geſchichtſchreiber verſichert, bisweilen grauſam zu ſcheinen. Daß er wirklich nur ſo ſcheinen wollte, beweiſt unter andern eine Art von Clubb, welcher, um dieſelbe Zeit, aus dreyßig angeſehenen Bürgern ſich bildete; die Mitglieder deſſelben feyerten Orgien, und machten ſich nebenher luſtig über die Regierung, ja über die Perſon des Großherzogs. Dieſem wurde es gemeldet, er lachte darüber. „Unter ſo vielen Perſonen,“ ſagte er, „aus ſo verſchiedenen Ständen, iſt ſicher von keiner Verſchwörung gegen den Staat die Rede. Die Florentiner waren von jeher feurige Köpfe; ich ſehe es lieber, daß ſie lärmen und ſchwärmen, als daß ſie den Kopf hängen.“

So verdammte er zwar auch im Jahr 1549 Jeden zu zehnjähriger Galeeren Strafe, bey dem ketzeriſche Bücher gefunden wurden, wagte es aber, zehn Jahre ſpäter, ſogar ein päbſtliches Decret zu mildern, welches dieſelben Bücher ins Feuer zu werfen befahl. Denn er war ein eifriger Beſchützer des Handels und der Litteratur, und alles, was dieſe antaſtete, ſchien ihm beleidigend für ſeine Macht und ſeinen Ruhm. Ueberzeugt, daß der Handel, aus dem ſeine Reichthümer floſſen, eines großen Fürſten nicht unwürdig ſey, hielt er ſich für geehrt durch den Titel eines Kaufmanns. Die Wiſſenſchaften cultivirte er aus Geſchmack, und begünſtigte ſie aus Dankbarkeit für den Glanz, welchen ſie über ſein Haus verbreitet hatten. Eben ſo gern huldigte er den Künſten. Er brannte vor Begierde, Michel Angelo wieder in Florenz zu ſehen, und ſchrieb ihm deswegen folgenden herzlichen Brief: „Da die gegenwärtige Lage der Dinge nicht hoffen läßt, daß du wohl geneigt ſeyn mögteſt, eine Reiſe nach Florenz zu machen, ſo bitte ich dich darum von ganzem Herzen, und werde dich mit außerordentlichem Vergnügen wieder ſehen. Fürchte auch nicht, daß ich dir im mindeſten zur Laſt fallen wollte, denn ich weiß, wie viele Ehrfurcht ich deinem Alter, und deinen erhabenen Talenten ſchuldig bin. Komm nur, ja, komm nur, du ſollſt deine Zeit ganz nach Gefallen zubringen. Ich werde ſchon viel gewonnen haben, wenn ich dich nur wieder ſehe. Mein Vergnügen ſoll dem deinigen keinen Eintrag thun, und ich werde mich bloß damit beſchäftigen, dich zu ehren, und dir alle die Annehmlichkeiten zu verſchaffen, die du verdienſt.“ — Michel Angelo vergoß Thränen der Rührung bey Leſung dieſes Briefes. Er würde Augenblicklich nach Florenz geeilt ſeyn, wenn nicht ſeine Steinſchmerzen und der Bau des Vaticans zu

Rom ihn abgehalten hätten. Allein er führte auch von Rom aus die Oberaufſicht über die vornehmſten Gebäude zu Florenz, unter andern über die Bibliothek von St. Lorenz, einem der ehrenvollſten Denkmäler von Cosmus Regierung; denn dieſe Bibliothek enthielt im ſechzehnten Jahrhundert den reichſten Schatz von alter und neuer Litteratur.

Cosmus hat auch den Ruhm, die Univerſität von Piſa wieder hergeſtellt, und die Florentiner Academie gegründet zu haben. Zu beyden Zwecken ſparte er weder Mühe noch Koſten. Die gelehrteſten Männer in und außer Landes berief er um jeden Preis, war eines Jeden Beſchützer und Freund. Vor allen liebte er den berühmten Geſchichtſchreiber Jovius, der ſein Lehrer in der Kenntniß der Alterthümer wurde, unter welchen beſonders die Münzkunde ihn von Jugend auf anzog. Als Jovius 1552 in Florenz ſtarb, begleitete der ganze Hof ſeine Leiche, die in dem Begräbniß der

Medicis beygeſezt wurde. Ein merkwürdiger Umſtand iſt, daß Kayſer Carl der fünfte den Großherzog gebeten hatte, zu verhüten, daß Jovius in ſeiner Geſchichte nichts nachtheiliges von ihm ſagen mögte. So ſcheuen die Großen das Urtheil der Nachwelt, ſo ſehr ſie auch bisweilen das Urtheil der Mitwelt verachten.

Das Wirbelſyſtem des Herzens.

Ein grämlicher Aſtronom machte eine muntere Dame mit dem Syſtem des Descartes bekannt, nach welchem die Welten-Gruppen aus lauter Wirbeln beſtehen, und die Weltkörper durch lauter Wirbel wechſelſeitig angezogen werden. „Der Kopf wirbelt mir ſchon,“ ſagte die Dame; „ob dieſes Syſtem für den Himmel paßt, begehre ich nicht zu wiſſen, aber es gefällt mir, weil man auf gleiche Weiſe das Syſtem des menſchlichen Herzens ſich erklären kann, und das iſt meine Welt.“ — Der Aſtronom ſah ſie mit Verwunderung an. Er hatte ſich viel mit dem Himmel beſchäftigt, aber vom Herzen wußte er nichts.

„Hören Sie,“ fuhr die Dame fort, „wie ich mir die Sache vorſtelle. Jeder Menſch iſt ſo ein Descartiſcher Wirbel. Dazu brauchen wir freylich einen Aether, um darin zu ſchwimmen; dieſer Aether iſt die Eitelkeit, als das Grundprincip aller unſerer Bewegungen; das Herz, der Mittelpunkt des Wirbels, die Sonne, um welche ſich die Leidenſchaften als Planeten drehen. Jeder Planet hat wieder ſeine Monden; um die Liebe, zum Beiſpiel, dreht ſich die Eiferſucht. Sie erleuchten ſich wechſelsweiſe durch Zurückprallen des Lichtes, doch all ihr Licht iſt vom Herzen geborgt, deſſen zweyter Planet der Ehrgeiz ſeyn mag, der ihm nicht ſo nahe ſteht, als die Liebe, und deshalb auch etwas weniger von ihm erwärmt wird. Der Ehrzeiz hat auch ſeine Monden, deren manche recht hell leuchten, zum Beyſpiel die Tapferkeit, die Seelengröße; andern ein trübes Licht zurückwerfen, als da ſind der Hochmuth, der Uebermuth, die Schmeicheley. Der größte Planet in dieſem Syſtem, der Jupiter des menſchlichen Herzens, iſt der Eigennutz, es wimmelt um ihn von Trabanten. Die Vernunft hat auch ihr Plätzchen, ſie iſt der ehrliche Saturn, der 30 Jahre ſchleicht, ehe man gewahr wird, daß er ſich auch herum gedreht hat. Die Cometen in meinem Syſtem ſind nichts anders als Betrachtungen, Reflexionen, die, nach manchem Umherſchweifen, auf eine kurze Zeit, in die Wirbel der Leidenſchaften gerathen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß ſie weder böſen noch guten Einfluß haben; ſie verurſachen uns ein wenig Furcht und das iſt es alles. Uebrigens gehen die Wirbel nach wie vor ihren Gang.“

Der Aſtronom lächelte mit offnem Munde, wie man zu lächeln pflegt, wenn man eine Sache nicht begreift, und doch aus Höflichkeit nicht widerſprechen mag. „Ich verſteige mich noch ein wenig weiter,“ ſagte die Dame: „Jene unwillkührliche Herzensneigung, die Sympathie, vergleiche ich mit der Kraft durch welche der Magnet das Eiſen an ſich zieht. Beyde ſind unerklärbar. — Die Sonnenflecken mögten etwa Wirkungen des Alters ſeyn, wo die Herzenswärme nach und nach abnimmt; denn wer ſteht uns dafür, daß auch unſre Sonne nach und nach verlöſchen wird. Dann wird es auf der Welt ſo finſter und kalt werden, als in dem Herzen eines Greiſes oder eines Eroberers. Hu! mich friert! leben Sie wohl.“

Die Dame hüpfte fort, um in einem ſchönen Tanzwirbel das ganze Syſtem des Descartes fürs erſte zu vergeſſen. Der Aſtronom ſah ihr kopfſchüttelnd nach, und verglich ſie mit einer Sternſchnuppe.

Die wahren Wohlthäter der Menſchen.

So lange wir bloß die Namen der Zerſtörer und Verwüſter des Erdbodens, die privilegirten Todtſchläger, in den Annalen unſerer Geſchichte verewigen, ſo lange verdienen wir auch, daß wir von ihnen mit Verachtung zertreten werden. Fragt hundert Franzoſen, ob ſie Alexander den Großen nennen? ſie werden mit Ja antworten. Aber fragt ſie einmal, ob ihnen ihr Landsmann Couplet bekannt iſt? alle hundert werden die Köpfe ſchütteln; höchſtens wird ein Einwohner der kleinen Stadt Coulanges in Burgund ſich ſeiner erinnern, doch warlich nicht um ſeinen Namen der Geſchichte einzuverleiben, die ihren Kiel bloß in das Blut der Schlachten taucht.

Jenes Städtchen führt den Beynamen das Weinreiche (la Vineuse), der nur allzugut auf ſie paßte, da ſie viel **Wein**, aber keinen Tropfen **Waſſer** hatte. Die Einwohner mußten aus Sümpfen trinken; wenn im Sommer die Sümpfe trocken wurden, giengen ſie zu einem weit entlegenen Brunnen, und da auch dieſer oft austrocknete, ſo mußten ſie noch eine Meile weiter eine Quelle ſuchen. Schon im Jahr 1716 war ihnen erlaubt worden, eine Abgabe von jedem Stückfaß ihres Weines zu erheben, um für dieſes **Wein-Geld Waſſer** zu ſuchen, und alle nöthigen Unkoſten davon zu beſtreiten; ſie ließen auch einen Ingenieur nach dem andern kommen, bezahlten ſie gut, aber keiner wußte ihnen zu helfen, ſo ſehr auch ein Jeder, um ſeines eigenen Ruhmes und Eigennutzes willen, dabey intereſſirt war. Endlich kam Couplet. Er war noch weit von Coulanges entfernt, und konnte es noch nicht ſehen, fragte aber, in welcher Gegend es liege, ſtellte nun ſeine Beobachtungen an, gieng mit der Nivellirmaſchine in der Hand, und ſo bald er die Häuſer der Stadt erblicken konnte, verſprach er kühn den Einwohnern Waſſer. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Stab in die Erde pflanzen, um zu bezeichnen, wo man graben ſollte, gab auch ſogar die Tiefe an, in welcher man Waſſer finden würde. Alles traf zu. Er ſchrieb die nöthigen Arbeiten vor, brachte ſie in Gang, reiſte zurück nach Paris, und verſprach im December wieder zu kommen, um die lezte Hand an das erſeufzte Werk zu legen. Er hielt Wort. Am 21. December — man denke ſich den ſchönen Augenblick — floß das Waſſer zum Erſtenmal in die Stadt. Welche Freude! die glücklichſte Weinleſe hatte nie ſolchen Jubel hervorgebracht. Männer, Weiber, Kinder und Greiſe liefen herbey, um zu trinken, und wären gern hinein geſprungen, um ſich darin zu baden. Der erſte Richter der Stadt, ein blinder Greis, glaubte es nicht eher, bis er ſeine Hand einigemal hinein getaucht. Ein Te Deum wurde geſungen; man läutete die Glocken mit ſolcher Heftigkeit, daß die größte derſelben ſprang;

man war närriſch vor Freuden. Coulanges, vormals eine öde Stadt, in der kein baufälliges Haus reparirt, kein abgebranntes wieder hergeſtellt wurde, bevölkerte ſich nach und nach auf neue, und freundliche Häuſer ſtehen jezt an dem erſchaffenen Strome. — Und die Koſten? — Gern hätte vormals die Stadt mit einer ſchweren, immerwährenden Auflage ſich belaſtet, um die Wohlthat des Waſſers damit zu erkaufen; jezt beſaß ſie dieſelbe für 3000 Livres, kaum 800 Thaler. Ihre Dankbarkeit ſuchte den Wohlthäter durch eine Zuſchrift zu verewigen, und fügte ein Sinnbild hinzu: den **Moſes**, welcher mit ſeinem Stabe aus einem mit Weinreben umringten Felſen Waſſer ſchlägt.

Iſt dieſe Zuſchrift noch vorhanden? denken die Einwohner von Coulanges noch an Couplet? oder iſt ihr Strom ſeitdem ſo oft durch Blut getrübt worden, daß ſie nicht mehr daraus trinken können?

Coulanges iſt nur ein kleines Städtchen, aber in gleicher Noth befand ſich Jahrhunderte hindurch das ungeheure Moscau mit ſeinen drey oder viermal hunderttauſend Einwohnern. Alle mußten ein ſumpfiges, ungeſundes Waſſer trinken, bis der edle, geſchickte General Bawr kam, der durch ein Werk, der alten römiſchen Baukunſt würdig, mehrere kleine Flüſſe vereinigte, und die alte Hauptſtadt des mächtigen ruſſiſchen Reichs durch reines Trinkwaſſer erfriſchte. Oft hat dieſer tapfere General die Türken geſchlagen, aber keiner ſeiner Siege hat ihm einen ſo ſegensreichen Ruhm erworben, als dieſes ewige, wohlthätige Werk. Auch er war ſo erfahren als Couplet in den Kennzeichen, welche das Waſſer in der Tiefe verrathen. Folgende, aus ſeinem eignen Munde herrührende Erzählung iſt in mehr als einer Rückſicht merkwürdig.

Zarskoe-ſelo (Kayſersdorf) das Favorit-Luſtſchloß der Kayſerin Catharina, war durch Natur und Kunſt mit jedem ländlichen Reiz geſchmückt, nur fehlte ihm Waſſer. Das war eben ſo viel, als wenn einem ſchönen Mädchen ein Auge fehlte. Die Kayſerin hatte ſchon oft darüber geklagt, aber noch Niemanden gefunden, der es unternommen hätte, ihre liebe Sommerwohnung durch einen Waſſerſpiegel zu verſchönern. Sie ſprach mit dem General Bawr davon; er fuhr nach Zarskoeſelo, umkreiſte den Ort in immer weitern Entfernungen, und fand endlich, 14 Werſte (zwey deutſche Meilen) vom Schloſſe, Kennzeichen von tief liegendem Gewäſſer, welches er ſich anheiſchig machte, zu führen wohin die Kayſerin es verlangte, obwohl es, der Ebene wegen, ein ſchweres und mühſames Unternehmen war. Die Monarchin, hoch erfreut, ließ ihm Geld anweiſen, und der unterirrdiſche Bau begann.

Man kann denken, daß er Zeit brauchte, ich weiß nicht mehr wie lange. Die Kayſerin wurde nicht ungeduldig, wohl aber die Höflinge, welche ohnehin dem graden, rechtſchaffenen Manne aus vielen Urſachen nicht hold waren, und gern eine Gelegenheit ergriffen, ihn zu verkleinern. Es hieß: er habe etwas unternommen, was er nicht ausführen könne; das Geld werde nutzlos verſplittert u. ſ. w. Man brachte es in der That ſo weit, daß die Kayſerin einige Kälte gegen ihn ſpüren ließ, und das war genug, um ſeine Feinde zu kühnern Schritten zu ermuthigen. Die nöthigen Gelder wurden nicht mehr ausgezahlt, in einem Augenblicke, wo das Werk ſeiner Vollendung nahe war. Glücklicherweiſe beſaß der General ſelbſt Vermögen, und ſparte es in dieſem Augenblicke nicht. Er baute nun auf eigne Koſten, und als er ſich am Ziele ſah, meldete er es der Kayſerin mit dem Wunſche, daß ſie ſelbſt gegenwärtig ſeyn wolle, wenn er das Waſſer zum erſtenmale anlaſſen werde. Sie kam, vom Fürſten Potemkin und noch manchen andern begleitet, die mit ängſtlichem

Neide auf den Erfolg harrten. Der General ſtellte die Kaiſerin an den Ort, wo noch jezt ein ſchöner See das Auge ergözt. Auch Er ließ, wie Moſes, das Waſſer aus dem dürren Felſen ſpringen, und ſiehe, es ſprudelte und ſchäumte und verbreitete ſich plötzlich vor den Füßen der Monarchin.

Auch jezt noch wagte die Mißgunſt, ihr in das Ohr zu flüſtern: das ſey nur ein kurzes Gaukelſpiel, das Waſſer werde bald wieder verrinnen. Sie rief ihn zu ſich und äußerte ſchonend dieſe Beſorgniß. Er bat ſie, das Werk von innen zu betrachten. Sie hatte die Gefälligkeit noch 14 Werſte zu fahren, und ſich dann in den Schacht ſelbſt auf einem Seſſel hinab zu laſſen. Hier hatte der General eine unterirrdiſche Erleuchtung veranſtaltet, wo in dem langen, unabſehbaren Gange die vielen tauſend Lampen aus der vorbeyrauſchenden Quelle wieder ſtrahlten, und das Auge ſich in einem blendenden Feuerpunkte verler. Die Kayſerin war entzückt. Sie ſprach leiſe mit dem Fürſten Potemkin, der, ſonſt dem General nicht hold, (weil er ein Günſtling des Fürſten Orlow geweſen), jezt ein wenig beſchämt zu ihm trat, aber groß genug dachte, um freymüthig zu bekennen, daß er ſelbſt unter die Zweifler gehört, und ihm auf das verbindlichſte ſeine Hochachtung zu erklären. Die Monarchin belohnte ihn Kayſerlich, und Zarskoe-ſelo prangt noch heutiges Tages mit dem von ihm verliehenen, einer ſchönen Landſchaft ſo unentbehrlichen Reize.

„Hätte ich damals kein eignes Geld gehabt,“ ſo ſprach der General nachher oft, „hätte ich nicht zehntauſend Rubel daran wagen können, ſo gerieth das Werk ins Stocken und ich war verloren.“ — Wie mancher geſchickte, aber ärmere Mann, mag ſchon auf ähnliche Weiſe Ruhm und Glück eingebüßt haben! —

Ich verweile gern bey dieſem trefflichen Biedermann, meinem Wohlthäter, meinem väterlichen Freunde, um ſeinen Staub mit einer dankbaren Thräne zu befeuchten. Ich erzähle gern noch eine Anekdote, welche ihm Ehre bringt, aber mehr noch der großen Kayſerin Catharina zum ſeltenen Ruhme gereicht. Ich habe ſie gleichfalls aus ſeinem eigenen wahrhaften Munde.

Bekanntlich wird der Dünaſtrom bey Riga, durch ſeine eigenen jährlichen Ueberſchwemmungen, bald mehr bald weniger verſandet, und es war ſchon längſt zu befürchten, daß dieſe hingewälzten Sandhügel das Fahrwaſſer endlich ganz unbrauchbar machen würden. Schon mehrere geſchickte Männer waren nach und nach von der Kayſerin beauftragt worden, der Gefahr wo möglich vorzubeugen, zulezt der brave General Weismann, den ſie liebte und hochſchäzte. Er hatte mit großen Koſten nichts ausgerichtet, und ſeine Veranſtaltungen ſchienen, wenigſtens dem General Bawr, unzweckmäßig. Als nun, nach Weißmanns Tode, auch Er nach Riga geſandt wurde, um zu unterſuchen und der Kayſerin perſönlich zu berichten, da hatte er, in dieſem ſeinem freymüthigen, ſchriftlichen Bericht ſeine Mißbilligung der Arbeiten ſeines Vorgängers unverholen an den Tag gelegt. Er überreichte dieſen Bericht der Monarchin ſelbſt in ihrem Kabinet. Sie war bekanntlich feſt in ihrer Zuneigung; wen ſie einmal hochachtete, der behielt für immer ſeinen Platz in ihrem Herzen. Als ſie daher las, daß Bawr einen Mann tadelte, deſſen Andenken ihr werth war, ſo warf ſie unwillig den Bericht auf den Tiſch und ſagte: es iſt nicht wahr! — Der General vertheidigte ſich mit geziemender Ehrfurcht; allein die Kayſerin wiederholte mit einem ſtrengen Blicke: es iſt nicht wahr! und nun ſchwieg der General.

Die Monarchin, gleichfalls ſchweigend, gieng im Kabinet auf und nieder, ſtreifte an dem Tiſche vorbey, auf welchem der Bericht lag, und warf dieſen herunter. Bawr, nicht recht ſicher, ob es zufällig oder mit Willen geſchehen, hob ihn ſchnell auf und legte ihn wieder auf den Tiſch. Aber die Kaiſerin warf ihn zum zweytenmal herunter, und nun ließ der General ihn liegen. Nur zwey Minuten währte dieſes, aus einer edlen Quelle entſprungene Aufwallen Catharinens; ſie wandte ſich plötzlich mit der ihr eignen, holden Freundlichkeit um, und ſprach: „Verzeihen Sie, Herr General, ich war ein Frauenzimmer.“ — Bawr ſank gerührt zu ihren Füßen, ſie reichte ihm die Hand zum Kuß, und gab ihm dann ein Zeichen, ihr den Bericht wieder einzuhändigen, den ſie nun gelaſſen mit ihm durchgieng. „Damals,“ pflegte der General zu ſagen, „habe ich den tiefſten Blick in das große, ſchöne Herz der Kayſerin gethan, und jezt laſſe ich mich tauſendmal für ſie todt ſchlagen.“

Aber auch ſie wußte den Ehrenmann zu ſchätzen. Kurz nach ſeinem Tode arbeitete ein alter Tiſchler, ein Teutſcher, an einem Fußboden im Pallaſt. Die Kaiſerin gieng zufällig durch dieſes Zimmer, blieb ſtehen und unterhielt ſich in deutſcher Sprache mit dem alten Manne. „Wie geht es ihm?“ fragte ſie unter andern. — „Ach Ew. Majeſtät!“ verſezte der Tiſchler, „ich habe vor kurzem einen großen Gönner verloren, den General Bawr —“

„O mein Freund,“ erwiederte die Kayſerin, „da hab' ich mehr verloren als Er.“ — Eine Thräne ſchoß ihr in das Auge und ſie entfernte ſich ſchnell.

Eine Erleichterung für Schauſpieler.

Man hat bisher immer geglaubt, es ſey nothwendig, daß ein Schauſpieler die Sprache verſtehe, in welcher er von der Bühne herab ſpricht, und man machte es vielen unſerer ſogenannten Künſtler zum Vorwurf, daß ſie kein Deutſch verſtanden. „Wir brauchen es auch nicht zu verſtehen, wenn wir es nur reden.“ So hätten dieſe Künſtler mit vollem Rechte antworten mögen, wie folgende, von einem Augenzeugen erzählte Begebenheit beweiſt:

„Der Graf Johann Branicki, Kron-Großfeldherr von Pohlen, gab gewöhnlich herrliche Feſte am Johannistage auf ſeinem Schloſſe zu Bialiſtock; die vornehmſten Perſonen wurden dazu eingeladen, und ich befand mich daſelbſt mit dem päbſtlichen Nuntius im

Jahr 1762. Wir fanden ſehr zahlreiche Geſellſchaft und wurden köſtlich bewirthet. Nachdem wir Feuerwerke, Bälle, Concerte zur Gnüge genoſſen, wurde uns ein Schauſpiel angekündigt. Das Theater war in der Orangerie des Schloſſes erbaut; der erſte Schauſpieler, ein italiäniſcher Sänger, Tenor und Buffo, der kürzlich aus Rußland gekommen, und der ſich Comparſi nannte. Man gab ein italiäniſches Intermezzo, in welchem Comparſi die Hauptrolle, und neben ihm eine junge Polin ſpielte, die eine artige Stimme hatte, etwas Muſik verſtand, aber nicht ein Wort italiäniſch wußte. Comparſi hatte ihr, mit Hülfe eines Dollmetſchers, ihre Rolle einſtudirt. Das Orcheſter war gut, die Sängerin ſehr hübſch, und ſo unterhielt die kleine Oper recht angenehm, zwiſchen den Acten eines bekannten franzöſiſchen Luſtſpiels von Destouches, der nächtliche Trommelſchläger. In dieſem Stücke ſpielte nur ein Einziger, der etwas Franzöſiſch wußte, nemlich ein Böhme, Secretair des Feldherrn. Er hatte zwey oder drey Kammerfrauen der Generalin die Rollen einſtudirt, welche ſie, wie Papagayen, wiederholten, ohne ein einziges Wort davon zu verſtehen. Es gieng aber doch recht gut, und ich würde es ſchwerlich errathen haben, wenn die Schauſpielerinnen, denen ich nach der Vorſtellung mein Kompliment über ihr Spiel machen wollte, ihre Unwiſſenheit nicht ſelbſt bekannt hätten."

Welch ein Troſt für manche deutſche Künſtler! es kann alſo auch recht gut gehen, wenn man gleich die Sprache nicht verſteht. Der Herausgeber hat vor 26 Jahren in Petersburg ein ähnliches Beyſpiel erlebt. Man wollte Leſſings Minna von Barnhelm geben: ein gewiſſer Herr Nabel ſollte den Riccaut de la Marlinière ſpielen, es gieng ihm aber wie jenen Polinnen, er wußte kein Wort franzöſiſch. Ich ſchrieb ihm die Worte ſo vor, wie ſie ausgeſprochen wurden, und half mündlich nach. Er lernte vortrefflich auswendig, ſprach mit großer Geläufigkeit der Zunge und erndtete allgemeinen Beyfall.

Was die Polen betrifft, ſo wird in unſern Zeiten eine Begebenheit wie die oben erzählte ſich wohl nicht mehr zutragen, denn es ſind ſeitdem ſo viele franzöſiſche Sprachmeiſter in Polen geweſen, die ihre Sprache auf ſo manche eindrückliche Weiſe gelehrt haben, daß die Polen das Franzöſiſche wohl nie wieder vergeſſen werden.

Der Reimſchmidt.

Der Taube Amontons, von welchem die Telegraphen ihren Namen nicht führen, hatte einen Collegen in der Academie der Wiſſenſchaften, er hieß Dangeau, der nichts weniger als taub war, und der, indeſſen Jener den Raum zu überwinden ſtrebte, ſich und andern, auch bisweilen dem Könige, die Zeit vertrieb.

Eines Tages hatte er die Ehre, mit dem Könige Karten zu ſpielen und benuzte dieſe Gelegenheit, um ſich vom Monarchen ein Zimmer in St. Germain auszubitten, wo damals der Hof reſidirte. Dieſe Gnade war ſchwer zu erlangen, denn es gab dort wenig Plaz. Indeſſen erklärte der König, er werde ſie ihm verwilligen, wenn er ihn in hundert Verſen darum anſpräche, die er, wohl zu merken, während dem Spiele, machen ſollte; hundert Verſe, keinen mehr und keinen weniger. Dangeau widmete nach wie vor dem Spiele die größte Aufmerkſamkeit und ſchien nicht einen Augenblick zerſtreut; doch kaum war es geendigt, als er ſeine hundert Verſe ohne Stocken herſagte, und dadurch die Achtung des Hofes in einem weit höhern Grade gewann, als der taube Amontons durch ſeine beſpöttelte Erfindung.

Die Spartanerin.

Irgend ein reiſender Grieche machte einer Spartanerin das Kompliment: „Ihr ſeyd die einzigen Weiber in Griechenland, welche ihre Männer beherrſchen.“ — „Wir ſind auch die einzigen,“ antwortete ſie, „welche Männer gebähren.“ — Die Franzoſen vergleichen ſich ſo gern mit den Römern und Griechen, und haben nicht ſelten ein Recht dazu. Auch eine Franzöſin dürfte heutzutage ohne Anmaßung ſprechen: „Wir ſind die einzigen, welche noch Männer gebähren," wenn nicht etwa die Spanierinnen den Ruhm ihnen ſtreitig machen. Wenigſtens dürfen die deutſchen Frauen um dieſen Ruhm nicht mitwerben. Die ſind ſchon zufrieden, wenn fremde Männer ſie en passant hübſch finden. Es iſt in der That bemerkenswerth, daß die deutſchen Frauen noch weniger ein Vaterland zu haben ſcheinen, als die deutſchen Männer, und daß ſie großen Theils mit Vergnügen deſſen Unterjochung ſehen. Kommt das vielleicht daher, weil ſie längſt gewohnt ſind, in der wichtigſten Angelegenheit ihres Lebens, in der Mode, fremden Geſetzen zu gehorchen?

Eine
heilſame, beſchwerliche und darum vergeſſene
Verordnung Carls des Großen.

Wir Layen leben jetzt ſo ziemlich in den Tag hinein, ohne daß Jemand ſich um uns bekümmert. Wenn wir unſere etwanigen Amtspflichten erfüllen, unſere Abgaben entrichten, und das Maul halten; ſo dürfen wir übrigens thun was wir wollen. Arme und Beine gehören dem Staate, bisweilen auch der Kopf, wenn einer da iſt; aber was wir mit der Seele anfangen mögen, das bleibt gänzlich unſerm Gutdünken überlaſſen. So war es vormals nicht.

Carl der Große verordnete, daß jeder Biſchoff jährlich einmal in ſeinem Sprengel herum reiſen, und — nicht etwa den Geiſtlichen — ſondern den Weltleuten auf den Zahn fühlen und das Gewiſſen ſchärfen ſollte. Das geſchah denn auch eine Zeitlang, und wir beſitzen noch die Fragen, welche, bey ſolchen Gelegenheiten, an die Layen erlaſſen wurden. Die erſte Höflichkeit, welche der Biſchoff einem Layen erwieß, war die Frage: ob er Niemanden todtgeſchlagen? — Nemlich damals meynte ein Jeder, es ſtehe ihm frey, gelegentlich dieſes Soldatenrecht zu üben, und es hatten, zum Beyſpiel, die Eingepfarrten der Wreſerkirche in einem einzigen Jahre fünf und dreyßig Menſchen ermordet. Antwortete nun der Befragte: „ja, er habe allerdings Jemanden todtgeſchlagen," ſo hieß es ferner: „geſchah es aus Noth? oder Raubſucht?" — (In dieſem Falle mußte er vierzig Tage lang bey Waſſer und Brod faſten, und dann noch ſieben Jahre eine leidlichere Diät führen.) „Hatteſt du einen Verwandten zu rächen?" (In dieſem Falle geſchah dem Thäter nichts, denn die Bande der Blutsverwandtſchaft waren damals noch bey weitem nicht ſo locker als in unſern Tagen, wo gewöhnlich bloß Verhältniſſe, die etwa beyden Theilen angenehm oder vortheilhaft ſind, das Band zuſammen halten, und wo, ſo bald dieſe wechſeln, man um ſeine Verwandten ſich gar nicht mehr bekümmert) — „Haſt du gemordet im Kriege?" fuhr der Biſchoff fort, „auf Befehl deines rechtmäßigen Fürſten? hat der Fürſt den Mord befohlen um des Feindes willen?" — (Alſo auch damals wurden die Menſchen bisweilen unter dieſem Vorwand geſchlachtet.) — „War der, den du umbrachteſt, ein Tyrann? ſtörte er den Landfrieden?" — (Es iſt ſehr merkwürdig, daß in dieſem Falle dem Mörder bloß eine Buße von drey Faſten auferlegt wurde. Ob er nachher auch eine verdiente Belohnung erhielt, davon ſchweigen die Annalen.)

Nun gieng der Biſchoff auf den Meyneid über, der in jenen finſtern Zeiten noch für

Sünde galt. Ein Meyneidiger war rechtlos, auch wenn ihm hunderttauſend Mann zu Gebote geſtanden hätten. — Noch ſchwerer fiel der Biſchof Solchen, welche beym Heirathen irgend eine Vorſchrift der Kirche verlezt hatten. Die Hochzeiten mußten öffentlich gehalten werden; heimliche Heirathen wurden gar nicht geduldet. Ferner: in eine hübſche Couſine durfte man ſich nicht verlieben, wäre gleich die Verwandtſchaft noch ſo entfernt geweſen; es war genug, wenn es noch Leute gab, die ſich deren erinnern konnten. Manche große Herren kamen durch dieß ſtrenge Gebot ſehr in Verlegenheit, zumal da Kayſer Heinrich II. eine orthodoxe Wuth gegen ſolche Ehen äuſſerte. Den Grafen Otto von Hammerſtein, zum Beyſpiel, überzog er mit Krieg, weil der ehrliche Mann ſeine Frau nicht verſtoßen wollte, und gegen den Herzog Cuno von Kärnthen ließ er, aus gleicher Urſache, Concilien halten. Eines kam dabey liebenden Eheleuten zu ſtatten; es gab nemlich noch keine Stamm- und

Ahnentafeln, auch keine Genealogiſten, die im Stande ſind, Verwandtſchaften bis zum Noah hinauf zu beweiſen. Hingegen mag auch manchem der Vorwand willkommen geweſen ſeyn, ein böſes Weib los zu werden.

Folgende Fragen mußten in jenen Zeiten noch an Chriſten gerichtet werden: „Haſt „du Sonne, Mond und Sterne verehrt? haſt „du bey einer Mondfinſterniß geſchrien, um „den Mond zu befreyen? haſt du auf den „Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen, „oder ein Weib zu nehmen? — haſt du am „Neujahrstag dich auf das Dach, oder am „Scheidewege auf eine Ochſenhaut geſezt, um „zu ſehen, was dir im künftigen Jahre begegnen „werde? oder haſt du, zu gleichem „Behuf, Brod backen laſſen, um, wenn es „gut abgienge, künftiges Glück daraus zu prophezeyen? „— biſt du dabey geweſen, wenn „ein Weib den Weberſtuhl ihrer Nachbarinnen „bezauberte? — haſt du bey Brunnen, Stei-

„nen oder Bäumen dein Gebet verrichtet? „dort ein Licht angezündet? oder etwas geopfert? — (Das leztere mußte wohl noch ſehr häufig geſchehen, denn ein Biſchoff von Bremen verwandelte nicht weniger als **Zwölf heilige Hayne** in Kirchen.) —

„Haſt du Bücher zum Wahrſagen aufgeſchlagen? an Wettermachen geglaubt? mit „Teufeln in **Weibergeſtalt**, die man „**Strigbolde** nennt, Umgang gepflogen? „Kennſt du den **Wehrwolf**? Ladeſt du die „**Parzen** zu Tiſche? glaubſt du, daß ſie, „bey der Geburt eines Menſchen, ſein künftiges Schickſal beſtimmen können? und dergleichen mehr?“

Unter den übrigen Fragen ſind noch manche ſeltſame, zum Beyſpiel, ob man etwa von Vögeln gegeſſen habe, die ein Falke oder Habicht zu Boden geſtürzt? und die zuvor durch ein Eiſen ganz getödtet werden mußten. — Bedeutender ſchien die Frage: ob man einen

Fremdling, der ſich in Noth befunden, von der Thüre gewieſen? — Carl der Große gebot die Gaſtfreyheit ganz unbedingt; hier wurde ſie, zwey Jahrhunderte ſpäter, auf den Nothfall eingeſchränkt, und nun — tauſend Jahre ſpäter — iſt ſie ein Fremdling in Europa geworden. — Dagegen iſt das Volltrinken noch immer gebräuchlich, ſo wie der Ehebruch. Wegen beyder Sünden wurde gefaſtet bey Waſſer und Brod; — jezt nicht mehr, weil nach beyden Niemand mehr fragt, und gäbe es auch noch Biſchöffe, die fragen möchten, ſo giebt es doch keine Sünder mehr, die zu antworten Luſt hätten.

Eine pſychologiſche Frage.

„Kann ein Eroberer ſich jemals ein Ziel ſtecken, ſo lange noch irgend eine bedeutende „Macht nicht von ihm unterjocht worden?“ — Wenn man die Frage bloß hiſtoriſch beantworten wollte, ſo würde man mit dem Nein ſchnell hervorrücken, denn die Geſchichte aller Zeiten lehrt, daß die Eroberungsſucht immer ein Ziel findet. Aber auch bloß pſychologiſch betrachtet, muß man daſſelbe behaupten. Ein Eroberer nemlich kann nicht aufhören zu erobern, wenn er auch wollte. Jeder ausgezeichnete Menſch verſchreibt ſeine Seele einer Leidenſchaft, die ihn beherrſcht. Jedes Laſter und jede Tugend wird dem Menſchen zur Gewohnheit, von der er nicht mehr ablaſſen kann. Es iſt am Ende nicht mehr das Vergnügen einen Zweck zu erreichen, ſondern bloß die gewohnte Weiſe, die Seele zu beſchäftigen. Der Geizhals, zum Exempel, ſammelt immert fort, und verſpräche man ihm Crösus Schätze, unter der Bedingung, nicht mehr zu ſammeln, ſo würde er mitten unter dieſen Schätzen ſich unglücklich fühlen. Was ſoll denn ein Held thun, der ſeit einer Reihe von Jahren beſtändig zu Felde lag, und alle ſeine Seelenkräfte nur auf Eroberungen richtete? welcher andere Zeitvertreib kann ihn wohl noch reizen? man gebe ihm einen Welttheil, ſo wird er nach dem andern ſtreben; man gebe ihm die Welt, ſo wird er vor langer Weile ſterben.

Wenn ein Miniſter den großen Geſchäften ſich entzieht, an die ſein Geiſt ſeit vielen Jahren ſich gewöhnte, wenn er aufs Land geht, um im Genuß der Natur die lezten Tage ſeines Lebens hin zu bringen; wird er glücklich ſeyn? nimmermehr! er hat keinen Sinn für dieſen Genuß; er empfindet eine unausſprechliche Leere, und, wenn es von ihm abhängt, ſo kehrt er in den Strudel der Welt zurück, und ſchwimmt in ſeinem Elende, bis er den lezten Athem verliert.

Eben ſo ein Schriftſteller, der ſeine Lebenszeit am Schreibtiſch zubrachte. Sey er mit Ruhm gekrönt, habe er ſich Reichthümer erworben; man nehme ihm die Feder und man wird ihn tödten.

Man weiß, daß Rammler ſich ſtets damit beſchäftigte, an fremden Verſen zu feilen. Einſt hatte er das auch mit einigen Verſen von Göckingk gethan, der es übel empfand. Die beyden Dichter ſchmollten mit einander. Einer geiſtreichen Dame gelang es, ſie zu verſöhnen. Der liebenswürdige Göckingk, herzlich froh über dieſe Ausſöhnung, feyerte ſie in Verſen, welche er der Vermittlerin brachte. Es waren recht artige Verſe, welche die Dame Rammlern zeigte, dem ſie gleichfalls ſo wohl gefielen, daß er ſich eine Abſchrift davon ausbat. Er erhielt ſie. Am andern Morgen fand er ſich wieder bey der Dame ein, und brachte ihr das Gedicht, von ihm ausgefüllt, zurück. Es war eine Eroberung, die er, gleich nach dem Frieden, aufs neue in Göckingks Gebiete gemacht hatte.

Wenn folglich überall der menſchliche Geiſt ſich nach und nach einen Wirkungskreis verſchaft, ohne welchen er ein Licht im luftleeren Raume iſt, welches verlöſchen muß, wie darf man jemals vom Eroberer erwarten, daß er ſich ein Ziel ſtecken werde, deſſen Erreichung die Thätigkeit ſeiner Seele nothwendig vernichten müßte? Er kann das nicht; es müßte ihm denn gehn wie dem ſchnaubenden Saulus, Gott ſelbſt mußte ihn durch eine himmliſche Stimme in einen frommen Paulus bekehren.

Daher muß man die Blindheit der Vögel des Waldes bemitleiden, welche, als ſie einen Adler über ſich ſchweben ſahen, ihm einige

Tauben, einige Lerchen und einige Krammsvögel überließen, in der Hoffnung, daß nunmehr die Rebhühner und die Wachteln in Sicherheit vor ihm bleiben würden. Kaum hatte der Adler den lezten Krammsvogel verzehrt, ſo ſtieß er auf das nächſte Rebhuhn.

Anekdoten aus Portugall und Spanien.

Der Fluß Tajo oder Tejo iſt, wegen der ungeheuren Felſen die ſeinen Lauf beragen, nur eine kurze Strecke über Liſſabon ſchiffbar. Unter Carl II. erbot ſich eine Geſellſchaft Niederländer, gegen eine ihnen zu bewilligende Abgabe, ihn ſchiffbar zu machen. Der große Vortheil war einleuchtend. Es wurde verſchiedenemal zu Liſſabon und Madrid königlicher geheimer Rath deswegen gehalten, und der Beſchluß lautete wie folgt: „Hätte Gott

„den Tejo ſchiffbar machen wollen, ſo hätte er „keiner Menſchen Hülfe dazu bedurft; es „würde folglich eine Sünde ſeyn, wenn man „es wagte, ein ſolches Werk zu unternehmen.“

Auf ähnliche Weiſe verſchmähen die Einwohner von Minorca, jemals einen Baum zu pfropfen oder zu impfen, denn — ſprechen ſie — „Gott weiß am beſten, wie ein Baum wachſen ſoll.“ —

Auf den Straßen von Liſſabon pflegen Männer zu ſitzen, welche abgerichtete Paviane vermiethen, um — den Leuten das Ungeziefer vom Kopfe zu ſuchen, welches dieſe Beſtien mit der ekelhafteſten Geſchicklichkeit verrichten. Für jeden Kopf, den ſie auf dieſe Weiſe vor aller Welt Augen reinigen, verdienen ſie einen Viato, eine kleine Münze.

Vor mehr als dreyßig Jahren legte man zu Liſſabon einen öffentlichen Spaziergang an, eine lange Allee, an deren beyden Enden man zwey anmuthige Gegenſtände zum point de vue wählte, nemlich das Inquiſitions-Haus und einen Galgen, damit der Luſtwandelnde, er möge ſich kehren wohin er wollte, Stoff zu erbaulichen Betrachtungen finden mögte. —

Wer Luſt hat, ſich im Komplimenten-Brieffeſtyl zu üben, der muß nach Oporto reiſen; dort findet er in der Franciſcaner Kirche eine große Menge dergleichen offener Briefe, an Fäden gereiht, ſämmtlich an den heiligen Franziscus gerichtet, in welchen ihm auf die mannichfaltigſte Weiſe Komplimente über ſeinen Einfluß bey der heiligen Jungfrau gemacht werden. —

In der Sakriſtey des Eſcurials iſt ein Gemählde von einem ziemlich berühmten Mahler Tintorello befindlich. Es ſtellt das Fußwaſchen vor. Unter andern ſeltſamen

Ideen liegt auch ein Jünger Chriſti auf der Erde, und ein anderer giebt ſich alle Mühe, ihm den Strumpf auszuziehen. —

Welche offenbare Lügen die Reiſebeſchreiber ſich oft erlauben, beweiſt eine Stelle in Twiß Reiſen durch Portugall und Spanien, Seite 135, wo er behauptet, es gäbe nicht zwey Nationen, die ſich ſo von Herzen haßten, als die Spanier und Franzoſen; die letztern würden in Spanien Gavachos genennt. Er erzählt, er habe einen franzöſiſchen Bedienten Baptiſte gehabt, den Weiber und Straßenjungen ſtets ausgelacht, und ihm nachgerufen hätten: wik, wik, Gavacho! — Nun wiſſen wir ja aber aus den neuern franzöſiſchen Zeitungen, wie außerordentlich die Spanier erfreut waren, als die Franzoſen einrückten; folglich hat entweder Twiß gelogen, oder die Nationalſtimmung hat ſeitdem ſich ſehr geändert. —

In Toledo iſt eine Fabrik von Degenklingen. Diejenigen, welche für die Soldaten gemacht werden, tragen eine Deviſe, welche (wenn ſie nur auch befolgt würde) jeder Degenklinge zur Zierde gereicht; Ziehe mich nicht ohne Urſache, und ſtecke mich nicht ohne Ehre wieder ein Noch beſſer würde es heißen: „Ziehe mich nicht ohne eine rechtliche Urſach.“ O wie manche Klinge würde dann in der Scheide bleiben! —

Auf allen ſpaniſchen Märkten werden **Hörner** von Thon von allerley Größe verkauft, womit man eiferſüchtigen Ehemännern ein ſpaßhaftes Geſchenk zu machen pflegt. —

Zwey Beyſpiele von außerordentlichem Muth.

Ein Europäer, von Jugend auf am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnend, befand ſich gerade am Ufer, als ein Schiff durch einen fürchterlichen Sturm an den Klippen zertrümmert wurde. Den größten Theil der Equipage verſchlangen ſogleich die Wellen; die noch übrigen kämpften den ungleichen Kampf mit dem Tode, indem ſie ſich an die Trümmer klammerten. Ihr Geſchrey konnte man nicht hören, aber die Verzweiflung ſprach aus ihren Geberden. Das Meer wälzte ſich über ſie hin, und gieng ſo hoch, daß keine Schaluppe den Verſuch wagte, ihnen Hülfe zu bringen. Jener Europäer — er war ein Holländer — konnte den Anblick nicht ertragen. Er ließ ſeinem Pferde Branntwein in die Naſenlöcher blaſen, ſtemmte ſich feſt in die Steigbügel, und ſpornte das Roß mitten in die wütenden Wellen, die es ſammt dem kühnen Reiter bedeckten. Aber glücklich gelangte er bis zum Schiff, ließ einen Menſchen auf jeder Seite des Pferdes an ſein Bein ſich klammern, und brachte dieſe beyden glücklich ans Ufer. Kaum hatte er ſie abgeſezt, ſo unternahm er die gefahrvolle Reiſe aufs neue; er unternahm ſie ſiebenmal, und rettete vierzehn Menſchen. Aber das achte Mal warf eine ungeheure Welle das Pferd um; der Reiter verlor die Steigbügel und wurde verſchlungen. Das treffliche Roß kam allein zurück! —

Ein Creole, der tief im Lande wohnte, bekam den Krebs an der Hand, als Folge einer vernachläſſigten Wunde. Da er von jeder menſchlichen Hülfe zu weit entfernt war, ſo half er ſich ſelbſt, nahm ein Beil und hieb ſich mit einem Streiche den Arm ab, den er auch ſelbſt mit zuvor geſammelten Kräutern verband und glücklich heilte. — Man mögte fragen: in welchem dieſer beyden Fälle *mehr* Muth erforderlich geweſen? — Alle Stimmen entſcheiden für den Holländer. Freylich beſaß er den *ſchönern* Muth, (gleichſam die Poeſie des Muthes, wie Herr Schlegel ſich ausdrücken würde) denn er wagte ſein Leben nicht aus Selbſtliebe ſondern aus Menſchenliebe; aber würde er ſich auch den Arm ſelbſt abgehauen haben, wenn er in der Lage des Creolen ſich befunden hätte? Dieſer wußte ganz gewiß, daß er, im glücklichſten Falle, ein Krüppel wurde; jener hoffte doch, im Vertrauen auf ſein Roß, daß es gelingen werde. Dieſer hatte Zeit, die Gefahr zu betrachten; jenen ergriff und betäubte der Augenblick. Es giebt wenige Menſchen, die einen hohen Grad von Muth bey kaltem Blute, nach gepflogner Ueberlegung, äußern; hingegen giebt es vielleicht keinen, der nicht Momente des Muthes hätte, wo irgend ein erſchütternder Gegenſtand plötzlich die Nerven anſpannt, durch deren Reiz er, oft zu ſeinem eignen Erſtaunen, Heldenthaten vollbringt.

Quodlibet.

Es iſt ſehr beluſtigend zu leſen, wie der alte Raban Maurus, ein großer Gelehrter des neunten Jahrhunderts, ſich martert, um die ſieben freyen Künſte mit der Religion in Zuſammenhang zu bringen; denn wäre ihm das nicht gelungen, ſo hätte er die gottloſen Künſte als ein Erzbiſchoff auch nicht treiben dürfen. Die Grammatik, meynt er, müſſe man lernen, weil auch die heiligen Schriftſteller ſich bisweilen uneigentlicher Redensarten bedienen, die man durch Hülfe der Grammatik erklären könne. Die Rhetorik, die Wiſſenſchaft wohl zu reden, ſey auch dem Geiſtlichen nicht unnütz. Die Dialektik nennt er die Kunſt aller Künſte, die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, welche lehren und lernen lehrt; in ihr offenbare ſich die Vernunft, was ſie ſey, was ſie wolle, was ſie ſehe. Die Dialectik allein, fährt er fort, weiß, daß ſie weiß, kann und will auch allein Wiſſende machen. In ihr erkennen wir durch Vernunftſchlüſſe, was und woher wir ſeyn. (Glücklicher Raban Maurus! wenn deine Dialectik alles das dich lehrte.) Durch ſie unterſcheiden wir das Gute vom Böſen, das Wahre vom Falſchen, den Schöpfer vom Geſchöpf. Folglich iſt dieſe edelſte aller Künſte denen Geiſtlichen nothwendig, beſonders um die Ketzer dadurch zu bekämpfen. — Die Arithmetik, ſprach er ferner, ſey nicht zu verachten, weil in der Bibel ſtehe: Gott habe alles nach Maaß und Zahl gemacht. Die Geometrie ſey nützlich, weil bey dem Bau der Arche und des Salomoniſchen Tempels allerley geometriſche Figuren wären gebraucht worden. Ohne die Muſik könne man keinen feyerlichen Gottesdienſt halten. Endlich die

Aſtronomie müſſe ein Geiſtlicher nothwendig verſtehen, um beſtimmen zu können, auf welchen Tag Oſtern gefeyert werden müſſe. — Hätte der ehrliche Raban Maurus die Aeronautik gekannt, ſo würde er vielleicht zur achten freyen Kunſt ſie erhoben und geſagt haben, ſie ſey einem Geiſtlichen nothwendig, um ſeine Gebete deſto ſchneller gen Himmel zu befördern.

Jean Desmarets, ein Lieblingsſchriftſteller des Cardinal Richelieu, ſollte, der Natur zum Trotz, dramatiſcher Dichter werden. Sr. Eminenz arbeiteten ſogar ſelbſt mit ihm an dem Trauerſpiel Mariane, deſſen Aufführung eine Million koſtete, und dennoch ausgepfiffen wurde. Die Herren Verfaſſer ermangelten nicht, die Schuld auf die Schauſpieler zu ſchieben, welche betrunken geweſen ſeyn ſollten. Das Meiſterſtück wurde zum zweytenmal gegeben; die Polizey hatte das Klatſchen ſtreng anbefohlen, ſo wie man heutzutage Illuminationen, als Freudenbezeugungen, zu befehlen pflegt. Es gieng alſo recht gut, aber demohngeachtet erſchien Mariane nie wieder auf der Bühne. Ich habe etwas ähnliches in Berlin mit Göthe's natürlicher Tochter erlebt. — Deſmarets wurde bald darauf toll, und gab ſich für einen Propheten aus. Er hatte unter andern auch ein epiſches Gedicht gemacht, Clovis, welches er für ſo vortrefflich hielt, daß er, als ein frommer Chriſt, täglich Gott für die Gnade dankte, ihn zum Verfaſſer des Clovis erſchaffen zu haben. Dabey war er ein erbitterter Feind der Griechen und Römer, beſonders verachtete er Homer und Virgil.

In Rhegiew's Beichtſpiegel iſt eine der erſten Fragen, die der Beichtvater an ein Frauenzimmer zu thun hat: ob ſie nicht etwa ein Kind umgebracht habe? — In welchem Rufe müſſen die Damen zu jener Zeit geſtanden haben! — **Home**, in ſeinem Verſuche über die Geſchichte des Menſchen, meynt, wenn der Kindermord unter einem Volke im Schwange gehe, ſo ſey das ein Beweiß zunehmender Keuſchheit. Das klingt ſehr paradox, aber es mögte doch wohl wahr ſeyn; denn aus welchem andern Grunde ermordet eine Mutter gewöhnlich ihr Kind, als um der Schande willen? und wo anders würde die Geburt eines Kindes ihr Schande machen, als da wo Keuſchheit geachtet wird?

Seltſame Bußen gab es vor alten Zeiten. Wenn zum Beyſpiel ein Sünder verurtheilt wurde, einen Monat lang bey Waſſer und Brod zu faſten, ſo konnte er auch ſtatt deſſen 1200 Pſalme knieend beten, oder 1680 nicht knieend. Das Knieen wurde alſo für eine Beſchwerde gerechnet, die dem Herſagen von 480 Pſalmen gleich kam.

Die Biene,

oder

neue kleine Schriften.

Von

A. v. Kotzebue.

Zweyter Jahrgang.

Zweyter Band.

1809.

Universitäts-
Bibliothek
München

4 Ph. 15

Inhalt.

Die Eroberung der Inſel Celebes Seite 1

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Juſtiz auf der Inſel Sumatra im Königreiche Achem - - - 14

Panthea - - - - - - 18

Die Schreckniſſe einer Wüſte - - 30

Die Wahrheit vor dem Throne - - 36

Le Nôtre - - - - - 42

Eine genealogiſche Merkwürdigkeit - 46

Der Wollüſtling - - - - 48

Eine vornehme Liebesgeſchichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten 60

Der Tod der Götter - - - 87

Die Tunguſen - - - Seite 88
Mißlicher Nachruhm eines Erfinders - 107
Ueber die Beſoldungen der Schauſpieler 112
Juriſtiſcher Troſt für manche Damen - 116
Der Wundarzt - - - - - 120
Quodlibet - - - 124 — 128

Raffinirter Lebensgenuß - - - 129
Auch groſe Miniſter irren bisweilen - 133
Paris und Philadelphia - - - 135
Der Adler und die Nachteule - - 138
Einige merkwürdige Proceſſe aus den Supplement-Bänden der Geſchichte aller Richterſtühle - - - - - 145
Hollis - - - - - 148
Glücklich. Unglücklich - - - 150
Der Geduldige - - - - 158
Catharine von Parthenay - - - 159
Geſpräch zwiſchen Madame de Maintenon und Ninon Lenclos - - - 164

Ein franzöſiſches Urtheil über Emilie Galotti - - - - Seite 173
Gedanken bey Leſung der Litterair-Geſchichte 179
Ahnenſtolz - - - - - 186
Aus der Geſchichte des Großherzogthums Toſcana - - - - 189
Unſere Verbrechen und Thorheiten - - 201
Moſcau - - - - - 212
Hiſtoriſche Glaubwürdigkeit - - 224
Der Geizhals - - - - 228
Ein Opfer der Mutterliebe - - 234
Die edle Obſtkrämerin - - - 237
Ein guter Rath - - - - 241
Quodlibet - - - 244—256

Mittel gegen die Liebe - - - 257
Ein Verſuch über die Geſchichte - 269
Erlaubte Liſt - - - - 287
Neufchatel - - - - 290
Ein Holländer an die Britten - - 297
Apios Americana - - - 308

Einige Verſe aus einer franzöſiſchen Ode. Seite 310
Ein paar Anecdoten aus dem alten Paris 311
Merkwürdige Geſetze - - - 315
Horoſcop bey der Geburt des Dauphins 1782, geſtellt von Matthias Lamsbergh, berühmten Mathematiker, und bekannt gemacht durch Milen von Lüttich - - 323
Lykurg der Redner - - - 326
Moliere oder Pequelin - - - 336
Schilderung eines Gouverneurs des großen Moguls - - - - 357
Quodlibet - - - 362 — 377

In den drey erſten Heften der Biene von 1809 ſind folgende Sinn-Entſtellende Druckfehler zu verbeſſern.

Heft I.

Seite	Zeile		
10.	13.	ſtatt	allen lies edlen.
30.	2.	=	mußt l. nennſt.
80.	18.	=	Ronhard l. Ronſard.
126.	13.	=	Weiſe l. Weiſſe.

Heft II.

163.	17.	=	Auszehrung l. Auszeichnung.
170.	20.	=	Volksgeſprach l. Volksgeſchwätz.

Heft III.

259.	11.	=	worden l. würden.
268.	8.	=	ſeiner l. ihrer.
279.	15.	=	Treſſon l. Treſſan.
280.	5.		fehlen die Worte: zu erfahren.
309.	9.	=	nicht l. recht.
328.	2.	=	nicht l. mich.
332.	4.	=	andern l. andere.
334.	8.	=	nennen l. kennen.
337.	12.	=	Zuſchrift l. Inſchrift.
353.	12.	=	Wieſer l. Wormſer.
356.	10.	=	Feindes l. Friedens.
358.	18.	=	abgienge l. aufgienge.
363.	2.	=	Elende l. Elemente
364.	4.	=	ausgefüllt l. ausgefeilt.
365.	9.	=	beragen l. beengen.

Die kleinern werden übergangen.

Die Eroberung der Inſel Celebes.

Es giebt ſehr wenige Eroberungen in der Welt, deren ein rechtlicher Mann ſich rühmen dürfte, weil ſie faſt immer aus Herrſchſucht, Ruhmſucht oder Habgier unternommen werden. Unter dieſen drey Furien, welche die Eroberer peitſchen, iſt die letztgenannte die häßlichſte und grauſamſte; daher die im Jahre 1560 von den Holländern begonnene Eroberung der Inſel Celebes, eine der ſchändlichſten in der Geſchichte. Wenn ich erzähle, wie es dabey zuging, ſo beweiſe ich zugleich, daß wir das Gräßlichſte nicht erlebt haben.

Celebes iſt bekanntlich eine große Inſel, nordweſtlich von den Molucken gelegen. Sie würde vielleicht, wegen der großen Hitze, unbewohnbar ſeyn, wenn nicht häufige Stürme und Regengüſſe die Luft erfriſchten. Der König von Macaſſar war der Mächtigſte unter den Beherrſchern von Celebes. Jede ſeiner Provinzen erfreute ſich irgend einer ſchönen, oder reichen Gabe der Natur. Die Gebirge liefern Gold, Kupfer, Zinn; die Wälder Ebenholz, Sandelholz und andere köſtliche Holzarten; die Ströme einen Ueberfluß an Fiſchen; in den Thälern duften Orangenbäume. Die herrlichſten Früchte aller Art winken von allen Zweigen. Die feinſte Baumwolle wächſt ohne Pflege; der Seidenwurm liefert im Freyen ſein köſtliches Geſpinnſte. Die Häger ſind belebt durch zahlloſe Vögel mit buntem Gefieder und lieblichen Kehlen; der Schmelz der Wieſen wird nirgends ſo üppig gefunden. Da weiden in großen Heerden Büffel, Pferde, Hirſche, von keinem Tyger, keinem Löwen oder Elephanten verſcheucht, denn dieſe furchtbaren Geſchöpfe kennt Celebes nicht. Nur die Menge der Affen iſt beſchwerlich, und würde es mehr noch ſeyn, wenn nicht unaufhörlich eine große Schlange Jagd auf ſie machte.

Sichere Häfen locken Schiffe an die Inſel, deren Hauptſtadt Mancaſſara heißt. Die Bewohner waren vormals Heyden, allein die Portugieſiſchen Chriſten kamen von den Molucken herüber, und die Mahomedaner von Sumatra; jene predigten das Evangelium, dieſe den Koran. Der König von Macaſſar war verlegen, welche Lehre er annehmen ſollte. Er befragte ſeine Weiſeſten zum Rath, und dieſe meynten in ihrer Einfalt: er ſolle dem Glauben huldigen, deſſen Prediger zuerſt ſich bey ihm einfinden würden, ſintemal Gott unmöglich zugeben könne, daß der Irrthum früher anlange als die Wahrheit. Die guten Leute wußten nicht, daß der Irrthum ein ewiger Vorläufer der Wahrheit, und bisweilen ſehr weit voraus iſt. Die Mahomedaner kamen wirklich zuerſt, und ſo verdrängte der Koran die Bibel. Indeſſen wurde dennoch den Portugieſen vergönnt, Handel im ganzen Lande zu treiben, und ſogar ein Fort zu bauen. Das ſahen die Holländer nicht ohne Neid.

Im Jahr 1560 ſchickte die holländiſche Compagnie von Batavia Geſandte an den König von Macaſſar, Sambanco, um Erlaubniß nachſuchend, in ſeinem Reiche zu handeln. Sie wurde ihnen gern und arglos zugeſtanden, auch ſogleich mit großem Vortheil benutzt. Aber die gierigen Holländer bemerkten bald, daß dieſer Vortheil ſich verdoppeln würde, wenn ſie ihn nicht mit den Portugieſen theilen müßten. Flugs beſchloſſen ſie, dieſe Nebenbuhler zu verdrängen. Das war nicht leicht. Die Portugieſen hatten ſich eingeniſtelt, wurden vom Volke geliebt, vom Könige hochgeſchätzt. Man hatte nicht allein ſie, ſondern das ganze Land zu bekämpfen, in welchem man ſo gaſtfrey war aufgenommen worden. Dazu gehörten Truppen. Wie und wo ſollte man die landen? Nur durch die ſchändlichſte Verrätherey konnte man Truppen auf die Inſel bringen, deren Gegenwart den Einwohnern fürs Erſte keine Furcht einflößte. Man half ſich auf eine, in neuern Zeiten noch vervollkommte Weiſe.

Auf jedem der Schiffe, welche jährlich nach Macaſſar gingen, wurde eine Anzahl verkappter Soldaten eingeſchifft, die ſich, unter dem gewöhnlichen Vorwand des Handels, in die Provinzen zerſtreuten, beſonders in eine neu eroberte, in der man leichter Aufruhr zu ſtiften hoffte. Unter dieſen eingeſchlichenen Apoſteln befanden ſich nicht mehr als drey oder vier, die um das ganze Geheimniß wußten, und durch fürchterliche Eyde gebunden waren. Man wollte die Larve nicht eher abnehmen, bis die Anzahl der Soldaten groß genug ſeyn würde. Bis dahin ſollten der König und ſeine Großen durch Geſchenke und glatte Worte in Sicherheit gewiegt, auch die Portugieſen und Jeſuiten mit Vorſicht behandelt werden, um ihnen keinen Argwohn einzuflößen. So verkappen ſich Räuber in Reiſende, bitten um ein Nachtlager in dem Hauſe, welches ſie berauben wollen, werden gaſtfrey aufgenommen, und ſchlagen den Wirth tod. Es iſt nicht das einzigemal, daß erobernde Habgier ſich einer ſo ſchändlichen Liſt bedient; mögte es das einzigemal ſeyn, wo es ihr gelang!

Einige Jahre hindurch ſammelte die holländiſche Compagnie auf oben beſchriebene Weiſe Truppen auf Celebes, und wiegelte im Stillen eine Provinz auf, verſuchte jedoch vergebens in der königlichen Familie ſelbſt Hader anzuſtiften. Als man ſich ſtark genug glaubte, hielt man es nicht der Mühe werth, ſich länger zu verſtellen. Eine Armee zog ſich ſchnell zuſammen, marſchirte auf die Hauptſtadt los, und hatte bereits einen Strom paſſirt, der ſie von der aufgewiegelten Provinz trennte, ehe noch der König eine Ahndung von einer ſo niederträchtigen Verrätherey hatte. Allein ſobald er ſie erfuhr, zeigte er ſich des Throns würdig, er ſammelte ſeine Getreuen, die Nation griff zu den Waffen, und die Räuber wurden bis über den Grenzſtrom zurückgejagt. Hier aber ſetzten ſie ſich feſte, in Hoffnung baldiger Hülfe aus Batavia. Der König verſuchte vergebens, ſie aus dieſem feſten Poſten zu vertreiben, ermüdete ſie aber durch unaufhörliche Angriffe, und verminderte täglich ihre Anzahl.

In dieſer verzweifelten Lage nahmen ſie ihre Zuflucht zu einem ſataniſchen Mittel — denn die Eroberungsſucht verſchmäht keines. — Sie hatten nemlich bemerkt, daß die Feinde während der Nacht an den Strom herabkamen, um zu trinken. Alſobald ſandten ſie Leute aus, die in den Gebirgen gebohren und erzogen waren, und die dort in Menge wachſenden giftigen Kräuter kannten. Es giebt deren in dieſem heißen Klima ſo giftige, daß man, ohne Lebensgefahr, nicht einmal ihren Duft einathmen darf. Von dieſen wurde eine hinreichende Menge geſammelt, um den ganzen Strom dadurch zu vergiften. Freylich mußte der Augenblick ſehr wohl berechnet werden. Man bemerkte die Stunde, in welcher die Königlichen zu trinken pflegten, man ſchüttete einige Meilen oberwärts die giftigen Kräuter ins Waſſer, beobachtete ſorgfältig die Schnelligkeit des Stroms, und brachte es nach einigen Verſuchen ſo weit, daß die Giftſchwangern Wellen gerade vor dem königlichen Lager vorbeyſtrömten, wo die Durſtigen ſich einfanden, um ſie mit ihren Lippen aufzufangen.

Das höllische Bubenſtück gelang. Viele ſtarben auf der Stelle; viele ſchleppten ſich noch bis zu ihren Zelten, hauchten dort den

Geiſt aus, und Schrecken verbreitete ſich im Lager. Dieſes gräßliche Schauſpiel wurde mehrere Tage hintereinander erneuert, ehe man die wahre Urſach und deren Möglichkeit ahndete. Jetzt floh das ſehr geſchwächte Heer die furchtbaren Ufer; ſogleich gingen die Holländer wieder über den Fluß, und verfolgten es bis unter die Mauern der Hauptſtadt, welche ſie umzingelten und alle Zufuhr abſchnitten, indeſſen zwey ihrer Schiffe den Hafen blokirten. Alle Reisfelder wurden angezündet, alle benachbarte Dörfer geplündert, und wer nicht ermordet wurde, mußte in die Gebirge fliehen.

Der König hatte einen tapfern Bruder, Daen Ma Allé, der oft kühne Ausfälle that. Allein die Holländer zogen ſich jedesmal zurück, weil ſie durch Hunger zu erzwingen hofften, was ſie durch offenbare Gewalt noch nicht bewirken konnten. Auch wurden die Lebensmittel in der belagerten Stadt ſehr bald erſchöpft; man wog den Reis gegen Gold auf, und mehrere Monate lang friſtete man das Leben mit altem in Waſſer gekochten Leder.

Der König hoffte ängſtlich auf die Ankunft portugieſiſcher Schiffe, die jährlich um dieſe Zeit in ſeine Häfen einzulaufen pflegten. Sie erſchienen endlich, aber zu gleicher Zeit mehr als dreyßig Fahrzeuge unter holländiſcher Flagge, welche die wenigen portugieſiſchen Schiffe umringten und im Angeſicht der Stadt wegnahmen. Zwey der Holländer ſetzten neun Räuber ans Land, die ſich ſogleich mit den Giftmiſchern vereinigten. Fünf andere beſchoſſen das portugieſiſche Fort, und bedurften nur eines einzigen Tages, um es in Trümmer zu ſchießen. Der größte Theil der Beſatzung, ſammt dem braven Commandanten, wurden unter dieſen Trümmern begraben. Alle die noch übrigen wollten nur mit den Waffen in der Hand ſterben. Die Wittwe des getödteten Commandanten, ein hochherziges **Weib**, (das ſo manchen **Mann** der neuern Zeit beſchämt) wollte ihren Gatten nicht überleben; ſie ließ die Kanonen mit Goldſtangen, Edelſteinen und allen Koſtbarkeiten laden, die man nur hineinpfropfen konnte, ergriff dann ſelbſt die Lunte und feuerte ſie ab gegen das Meer gerichtet, um die holländiſche Habgier zu täuſchen. Dann flog ſie an die gefährlichſten Stellen, kämpfte und fand den geſuchten Tod.

Von der kleinen, aus ſieben Schiffen beſtehenden portugieſiſchen Flotte, wurden drey verbrannt, zwey in den Grund geſchoſſen, und nur zwey erobert. Alle ſieben Befehlshaber kamen um; mit ihnen begrub ſich der Ruhm in den Wellen, die Schande blieb den Siegern, welche nunmehr die Hauptſtadt zu Waſſer und zu Lande ſtürmten. Zu ihrem Erſtaunen fanden ſie noch immer einen verzweifelten Widerſtand; der König und ſein Bruder verrichteten Wunder der Tapferkeit, und erſt, nachdem durch eine Mine der größte Theil der Mauern ſammt des Königs Pallaſt in die Luft geſprengt waren, begehrte der unglückliche Fürſt Frieden. Er mußte ſich allen Bedingungen unterwerfen, welche den Siegern vorzuſchreiben beliebte. Das Fort und der Hafen, ſammt einen Diſtrict von mehrern Meilen, wurde den Holländern abgetreten; die Jeſuiten vertrieben, ihre Häuſer und Kirchen zerſtört und ihre Güter confiſcirt, zum Erſatz (wie man vorgab) für die Koſten einer holländiſchen Geſandtſchaft nach China, welche, durch die Intriguen der Jeſuiten, dort ihren Zweck verfehlt habe. Die Portugieſen verloren alle Aemter und Würden, welche der König ihnen anvertraut hatte; ihre Magazine wurden verſchloſſen, ihre Feſtungswerke zerſtört. Was im Lande bleiben wollte, mußte ſich gefallen laſſen, allen Handel zu entſagen, und in einem entfernten Dorfe verbannt zu leben. Der König mußte eine Geſandtſchaft mit koſtbaren Geſchenken nach Batavia ſchicken, um dort die Ratification des Tractats zu bewirken. Um dieſen hohen Preis verſprachen die Holländer ihn nicht weiter zu beunruhigen und auch im Nothfall zu beſchützen.

Der König unterſchrieb ſeufzend dieſen ſchimpflichen Tractat, allein der wackere Daen Ma Allé weigerte ſich deſſen, kehrte lieber ſeinem unterjochten Vaterlande den Rücken zu und floh nach Sirien, wo er arm aber frey ſein Leben endete. — So ſind die Holländer zum Beſitz der Inſel Celebes gelangt. Leider geht es mit Eroberungen der Nationen gerade ſo wie mit Reichthümern der Privatperſonen: die Quellen, aus welchen dieſe oder jene floſſen, mögen noch ſo unrein, die angewandten Mittel noch ſo ſchändlich ſeyn, Alles wird vergeſſen, die Zeit heiligt jeden Raub, und das Zujauchzen der Schmeichler erſtickt die Stimme des Gewiſſens, wenn ſie anders je ſich vernehmen ließ.

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Juſtiz auf der Inſel Sumatra im Königreiche Achem.

Die Ehrfurcht vor den Geſetzen iſt dort ſo unbegrenzt, daß, wenn ein ſchwaches Weib, oder auch nur ein Kind, einen Verbrecher auf der Straße packt, dieſer nicht wagt ſich los zu reißen, ſondern ſich ohne den mindeſten Widerſtand vor den Richter führen läßt, der ihm auf der Stelle das Urtheil ſpricht. Die Strafe für gewöhnliche Verbrechen iſt die Baſtonade. Der Schuldige empfängt ſie, von Zuſchauern umringt, aber nach der Execution begiebt ſich ein jeder ganz ruhig nach Hauſe; man hört keine Klage, keinen Vorwurf, Niemand raiſonnirt.

Ein gewiſſer Beaulieu hatte einſt Geſchäfte im Gerichtshof, wurde ſehr höflich aufgenommen, und war Zeuge von mehrern Händeln. Unter andern ſchleppte ein Mann ſeinen Nachbar vor Gericht, der über den Zaun geguckt hatte, als ſeine Frau ſich badete. Die keuſche Dame hatte es ihrem Manne geklagt, und dieſer ſogleich den lüſternen Zuſchauer ergriffen. Er wurde verurtheilt, dreyßig Hiebe mit dem Ratan auf die Schultern zu empfangen. Ratan iſt eine chineſiſche, ſehr ſchlanke, aber ſehr harte Pflanze, deren man ſich ſtatt eines Korporalſtocks bedient. Der Henker führte den armen Teufel, der ſeine Augenluſt ſo ſtreng büßen ſollte, hinaus, um das Urtheil ſogleich zu vollziehen. Der Ratan war ſchon aufgehoben, da fing der Delinquent an zu capituliren, und bot ſechs Mazes (eine dortige Münze). Der Henker forderte deren vierzig, und als jener ſich noch bedachte, gab er ihm den Erſten Streich ſo derb, daß er ſich augenblicklich zu zwanzig Mazes verſtand. Um dieſen Preis wurde der Handel geſchloſſen, das Urtheil zwar nichts deſto weniger vollzogen, allein ſo obenhin, daß der Ratan kaum die Kleider berührte. Dieſe Capitulation ging vor ſich in Gegenwart des Richters und ſeiner Beyſitzer, die nicht das Geringſte dagegen hatten. Der Beſtrafte miſchte ſich nachher ganz ruhig unter die Zuſchauer, um die folgenden Urtheile mit anzuhören.

Beaulieu erfuhr von ſeinem Dollmetſcher, das ſey ſo der Gebrauch. Der König ließe faſt täglich Naſen abſchneiden, Augen ausſtechen, caſtriren, Füße, Hände und Ohren abhauen. Der Henker pflegte dann den Delinquenten zu fragen: wie er es gehalten wiſſen wolle? ob man ihm recht ſauber caſtriren, oder die Naſe mit Einem Schnitt ablöſen, oder (wenn er gar zum Tode verdammt war) ihn ſchnell ohne viele Martern hinrichten ſolle? — Der Handel wurde in Gegenwart der Zuſchauer geſchloſſen, und das Geld ſogleich bezahlt. Wer kein Geld hatte, oder damit geizte, der lief Gefahr, ſich die Naſe

Naſe dergeſtalt ausſchälen zu ſehen, daß das Gehirn zum Vorſchein kam, oder, ſammt den Ohr, auch einen Theil der Backe zu verlieren u. ſ. w.

Allein Beaulieu bewunderte, daß ſelbſt für Leute von 50 oder 60 Jahren, ſolche Verſtümmelungen ſelten tödtlich wurden, ob man gleich keine andern Heilmittel anwendet, als Waſſer und einen leichten Verband.

Uebrigens wird die Ehre des Beſtraften dadurch auf keine Weiſe gekränkt; ja er durfte ohne Bedenken denjenigen umbringen, der es wagte, ihm den kleinſten Vorwurf deshalb zu machen; denn — ſagen die Einwohner von Achem — jeder Menſch kann fehlen, allein die Strafe vertilgt den Fehler.

Sehr natürlich iſt der Henker Einer der reichſten und angeſehenſten Perſonen im Staate. Man ſagt, er müſſe mit dem Könige das

Geld theilen, welches er für ſauber abgeſchnittene Naſen und Ohren empfängt, und Seiner Majeſtät Schatulle ſoll ſich ſehr wohl dabey befinden. — Wie glücklich ſind wir in Europa, daß wir wenigſtens ſolche gezwungene Anleyhe nicht kennen!

Panthea.

In unſern kriegsluſtigen Zeiten wird der Name Xenophon öfter als gewöhnlich ausgeſprochen, und vielleicht haben meine ſchönen Leſerinnen ſchon von ihm gehört, als von einem Manne, der mit zehntauſend Griechen einen ſehr gefährlichen Rückzug glücklich vollbrachte, und dieſes gefährliche Kunſtſtück ſelbſt ſehr ſchön beſchrieb. Vielleicht empfinden Sie aber eben deswegen eine Art von Geringſchäzzung gegen ihn, da — wie man behauptet — viele unter Ihnen nur die Helden unſerer Zeit bewundern, die immer vorwärts gehen, auf dem Schlachtfelde wie in der Liebe.

Sie ſollen aber wiſſen, daß Xenophon noch ein anderes Buch geſchrieben hat, die Geſchichte des perſiſchen Königs Cyrus, in welcher eine Epiſode vorkömmt, die da beweiſt, daß er ein Mann, nicht allein von kriegeriſchem, ſondern auch von gefühlvollem Herzen war, und ſo werden Sie ihn um ſo lieber begnadigen, da dieſer längſt vermoderte Grieche keinem Ihrer lebendigen Neu-Römer im Wege ſteht. Vielleicht kennen Sie auch ſchon das rührende Schickſal der Panthea, haben es aber als Roman aufgeſtutzt geleſen, da ich hingegen einen ungekünſtelten Auszug aus der griechiſchen Urſchrift Ihnen mittheile, und bey den intereſſanteſten Stellen mich der eignen Worte Xenophons bedienen werde. Seine einfache

Erzählung, verglichen mit unſern gewöhnlichen Romanen, iſt eine Nympfe im ſchneeweißen Gewand, die neben einer buntgeſchmückten Buhlerin ſteht.

Abradates, der König von Suſiana, war Pantheas Gemahl und ihrer würdig. In der erſten Schlacht, welche der ſiegreiche Cyrus den Aſſyrern lieferte, befand ſich dies ſchöne Weib unter den Gefangenen. Ihr Gemahl hatte eine Geſandtſchaftsreiſe zu dem Könige von Bactriana unternehmen müſſen, und war folglich abweſend. Cyrus ertheilte einem jungen Meder, Namens Araſſes, den Auftrag, ihr Hüter zu ſeyn, bis Abradates kommen und ſie zurückfodern würde. Xenophon bedient ſich einer eignen Wendung, um Pantheas Schönheit zu beſchreiben. Araſſes ſtattet dem Cyrus Bericht ab, und fragt, ob er auch das Weib geſehen, deſſen Obhut er ihm anvertrauet? — Nein, antwortet Cyrus.

„Ich habe ſie geſehn,“ fährt Araſſes fort,
„und wählte ſie für dich. Als wir in ihr Zelt
„traten, erkannten wir ſie nicht ſogleich, denn
„ſie ſaß auf dem Boden, von ihren Sklavinnen
„umringt, und gekleidet wie dieſe. Doch
„kaum hatten wir einen aufmerkſamen Blick
„auf Alle geworfen, als wir nicht mehr in
„Zweifel ſtanden, welche von ihnen Panthea
„ſey, obgleich ein Schleyer ihr gebücktes
„Haupt verhüllte. Wir baten ſie aufzuſtehen,
„ihre Sklavinnen erhuben ſich zu gleicher Zeit;
„da ragte ſie unter Allen hervor durch hohen,
„ſchlanken Wuchs, Adel und Anmuth in ihrem
„ganzen Weſen. Das einfache Gewand nahm
„ihr nichts, das Koſtbarſte hätte ihr nichts
„geliehen. Der Schleyer war in ihren Thränen
„gebadet, ſie floſſen zu ihren Füßen. Da
„redete der Aelteſte unter uns ſie alſo an:
„Sey ruhig, faſſe Muth. So groß und liebenswürdig
„auch dein Gemahl ſeyn mag, ſo
„dürfen wir doch kühn behaupten, daß der
„Held, dem du beſtimmt biſt, ihm an Schön-

„heit, Geiſt und Macht nicht weicht. Ja, „Cyrus iſt es, dem Bewunderung gebührt, „und dem du künftig angehören wirſt. — „Dieſe Worte vernehmend, zerriß ſie ihren „Schleyer und brach in Wehklagen aus, in „welche ihre Weiber mit einſtimmten. In „ihrem Schmerz ſich vergeſſend, ließ ſie Ge„ſicht und Bruſt und Hände uns ſehen, und „wir mußten bekennen, daß nie eine voll„kommnere Sterbliche in Aſien gebohren wor„den.“

Der edle Cyrus fühlte bey dieſer Beſchreibung, wie gefährlich die ſchöne Gefangene für ſeinen Ruhm werden könne, und beſchloß ſie nie zu ſehn, ihr aber alle ihrem Range ſchuldige Ehre zu erweiſen. Nur Eins vergaß er: einem Hüter ſie zu vertrauen, den ſein Alter vor den, von ihm ſelbſt geahndeten Gefahren ſchützen könnte. Araſſes ſah Panthea, und ſah ſie nicht ungeſtraft. Die heftigſte Leidenſchaft ergriff ihn und riß ihn zu ihren Füßen. Panthea ließ den König davon

Univ. Bibl. München

unterrichten, der, um den Jüngling zu entfernen, ihm auftrug, ſich als Ueberläufer zu dem Feinde zu begeben, um deſſen Entwürfe auszukundſchaften. Araſſes gehorchte, und ſchnell verbreitete ſich das Gerücht im Lager, er habe ſeines Königs Parthey verlaſſen. Panthea war nicht die letzte, welche es erfuhr. Sie glaubte, hoffnungsloſe Liebe habe ihn zum Verräther an ſeinem gütigen Herrn gemacht. Es ſchmerzte ſie, daß ihr großmüthiger Sieger einen treuen Freund durch ſie verlieren ſollte. Willſt du es — ließ ſie dem Cyrus entbieten — ſo werde ich meinen Gemahl bewegen, daß er zu dir eile, und dir den Araſſes erſetze. — Cyrus willigte ein, und bald erſchien Abradates an der Spitze von 2000 Reitern, durchdrungen von des Königs Großmuth und brennend vor Begierde, ihm ſeine Dankbarkeit durch Thaten zu beweiſen. — Es bot ſich nur zu bald die Gelegenheit dar. Eine Schlacht ſollte geliefert werden. Xenophon ſelbſt möge erzählen.

„In dem Augenblicke, wo Abradates den Harniſch — nach Gewohnheit ſeines Landes von Leinewand genähet — anlegen wollte, brachte ihm Panthea einen güldenen Helm, Armſchienen und Armringe von demſelben Metall, ein Purpurgewand, das in Falten bis auf die Erde floß, und einen goldfarbenen Federbuſch. Alles hatte ſie insgeheim für ihn verfertigen laſſen. Ueberraſcht und gerührt machte Abradates ihr zärtliche Vorwürfe, daß ſie ihres Schmuckes ſich beraubt habe, um dieſe köſtliche Rüſtung ihm zu verſchaffen. Du biſt mein Schmuck, war ihre ganze Antwort: du biſt mein Stolz, wenn Aller Augen bewundernd auf dich gerichtet ſind. So ſprechend, legte ſie ihm ſelbſt die Waffen an, und mühte ſich vergebens, die Thränen zu verſchlucken, die über ihre Wangen rollten.“

„Abradates, der ohnehin ſtattliche Mann, erſchien noch herrlicher in der neuen Rüſtung.

„Schon hatte er die Zügel aus den Händen „ſeines Knappen empfangen, ſchon hob er den „Fuß, um den Wagen zu beſteigen, als Panthea die Umſtehenden entfernte und alſo zu „ihm ſprach: Mein Gemahl! du biſt mir „Alles auf der Welt! allein ich ſchwöre dir „bey meiner Liebe und bey der deinigen, daß „ich es vorziehe, dir in ein ruhmvolles Grab „zu folgen, als ehrlos mit einem entehrten „Manne zu leben. Erinnere dich der Wohlthaten des Cyrus. Mich, eine Gefangene, „ſeinen Lüſten Unterworfene, hat er nicht als „Sklavin behandelt, mir nicht unter ſchimpflichen Bedingungen die Freyheit angeboten; „für dich hat Er mich treu bewahrt, als ſey „ich das Weib ſeines Bruders.“

„Abradates, tief gerührt, legte ſeine Hand „auf das Haupt der Gattin, hob die Augen „gen Himmel und rief: Großer Gott! laß „mich ſterben, Pantheas würdiger Gemahl! „des Cyrus würdiger Freund! — Mit dieſen

„Worten ſchwang er ſich auf den Wagen, und „verſchloß ſich darin mit ſeinen Knappen. — „Panthea, die den Geliebten nicht mehr umarmen konnte, küßte den Wagen, der aber „ſchnell dahin rollte. Sie ſah ihm nach. „Noch Einmal wandte ſich Abradates: tröſte „dich! rief er, wir müſſen uns trennen! leb „wohl! — Panthea ſank in die Arme ihrer „Weiber, die ſie zu ihrem Wagen führten. — „Jetzt erſt wandten ſich Aller Blicke auf Abradates, denn Niemand hatte ſeiner geachtet, „ſo lange Panthea gegenwärtig war.“

„Nach der Schlacht, in welcher er Wunder „der Tapferkeit verrichtet hatte, wurde Cyrus „unruhig, als er nicht erſchien. Wo iſt er? „fragte er Einen ſeiner Leibwächter. — Er „iſt gefallen, war die Antwort, als er ſeinen „Wagen mitten unter die Feinde trieb. Den „Leichnam hat ſeine Gattin auf ihrem eigenen „Wagen an die Ufer des Pactolus geführt. „Da ſitzt die Unglückliche auf den Boden, und

„hält ſein Haupt auf ihrem Schooſe, während
„ihre Sklaven ihm ein Grab auf einem
„nahen Hügel graben. — Als Cyrus die
„Trauerbotſchaft vernahm, warf er ſich auf
„ſein Roß und eilte nach dem Schauplatz des
„Jammers. Als er Panthea wirklich in der
„beſchriebenen Lage erblickte, vergoß er Thränen
„und rief: treuer Freund! du haſt uns
„verlaſſen! — Zugleich ergriff er die Hand
„des Todten, die in der ſeinigen blieb; ein
„Egyptier hatte ſie mit der Streitaxt ihm abgehauen.
„Der Anblick der verſtümmelten
„Hand verdoppelte ſeinem Schmerz. Panthea,
„laut kreiſchend, riß ihm die Hand
„weg, küßte ſie, und ſuchte ſie dem Arme
„wieder anzufügen. — Sieh da! (rief ſie)
„die blutigen Proben ſeiner Libe für mich,
„ſeine Treue für dich. O ich Raſende! ich
„war es, die in ihm drang, einen Ehrenplatz
„unter deinen Freunden zu erkämpfen. Er
„folgte ſeinem Muthe, ſeine Treue, jede Gefahr
„verachtend; er iſt gefallen, der Untade-

„liche! ich hab' ihn in den Tod gejagt — „und ich lebe noch!“ —

„Cyrus ſchwamm in Thränen. Er iſt „mit Ruhm bedeckt gefallen, ſagte er tröſtend, „er ſtarb am Buſen des Sieges. Und du „wirſt nicht hülflos bleiben. Stets werde ich „deine erhabene Tugend ehren. Sprich, wo„hin begehrſt du geführt zu werden. — Herr, „ſey unbekümmert um mich, verſetzte Panthea, „du ſollſt erfahren, welchen Aufenthalt ich er„wählt. — Nach dieſer Unterredung ent„fernte ſich Cyrus, beſeufzend das Schickſal „der Frau, die einen ſolchen Mann verloh„ren, des Mannes, der eine ſolche Frau nie „wiederſehen ſollte!“

„Panthea entfernte ihre Sklaven, unter „dem Vorwand, ihren Schmerz ohne Zeugen „nachzuhängen, und behielt bloß ihre Amme „bey ſich, der ſie befahl, ihren Leichnam mit „dem ihres Gatten in Einen Teppich zu

„wickeln. Umſonſt verſuchte die Amme durch
„Bitten, den blutigen Vorſatz abzuwenden,
„und als ſie ſah, daß ihre Gebieterin nur da-
„durch zum Zorn gereizt wurde, ſetzte ſie ſich
„weinend. Da zog Panthea ihren Dolch,
„ſtieß ihn ſich in die Bruſt, ließ ihr Haupt
„auf den Buſen ihres Mannes ſinken und
„ſtarb. Heulend erfüllte die Amme ihren letz-
„ten Befehl, und breitete den Teppich über
„das entſeelte Paar.“

„Haſtig eilte Cyrus noch Einmal herbey,
„hoffend, die Edle noch zu retten. Allein er
„kam nur um zu ſehen, wie ihre Sklaven ſich
„ſelbſt umbrachten. Von Schmerz und Be-
„wunderung erfüllt, entzog er ſich dieſem trau-
„rigen Schauſpiel, veranſtalte ein köſtliches
„Leichenbegängniß, und befahl, der Liebe und
„Treue ein herrliches Denkmal zu errichten.“

Die Schreckniſſe einer Wüſte.

Ein Reiſender, Namens Carré, ging durch die arabiſchen Wüſten. Er hatte ſich in Perſien mit einem arabiſchen Wegweiſer, Agi-Haſſem, verſorgt, deſſen Muth und Treue man ihm verbürgt hatte. Nach mehrern Tagereiſen fing das Waſſer ſchon an, ihnen zu mangeln. Zwar fanden ſie hie und da noch Brunnen, aber von todten Heuſchrecken ſo verpeſtet, daß es eben ſo ekelhaft als gefährlich war, dieſen Schlamm zu trinken. Indeſſen blieb ihnen noch ein wenig Waſſer in ein paar kleinen Schläuchen, womit ſie ſehr ſparſam umgingen.

Eines Tages befanden ſie ſich etwa 400 Schritt von einem Hügel, als ſie plötzlich einen Reiter erblickten, der mit verhängtem Zügel herab und auf ſie zu ſprengte. Da ſie in einer durch Räuber berüchtigten Gegend aren, ſo machten ſie mißtrauiſch halt; Carré gte ſeine Flinte und der Araber ſeinen Bogen auf den Fremdling an, welcher ſtutzte und hnen in türkiſcher Sprache zurück: er wolle ie keinesweges beleidigen; wobey er ſchüchtern zurückwich, um aus den Schuß zu kommen. Dann neigte er ſeine Lanze, machte Zeichen mit der Hand, und gab zu verſtehen, daß er mit ihnen zu ſprechen wünſche. Agi-Haſſem ritt uerſt hin zu ihm, Carré folgte nach einer Weile. Der Fremde, von dem heftigſten Schmerz erfüllt, ſagte ihnen, er habe hinter dem Hügel noch eine Menge Unglücksgefährten, die er von Aleppo her geführt. Kommt! rief er, und ſeht und helft wenn ihr könnt!

Als Carré die Spitze des Hügels erreichte, ſah er etwa zwanzig Knechte mit hundert Kameelen, die beſtimmt waren, zweyhundert junge Mädchen von zwölf bis funfzehn Jahren zu tragen. Der Anblick dieſer Kinder hätte ein Herz von Stein zermalmt. Sie lagen Alle auf der Erde, waren Alle ſchön wie die Engel, aber die Verzweiflung verzerrte ihre ſchönen Geſichter. Sie heulten, ſie ſchrieen, ſie riſſen ſich die Haare aus.

„Wer ſind dieſe Unglücklichen?“ fragte Carré den Türken, „und warum jammern „ſie?“ —

„Ach! erwiederte er auf italiäniſch, Ihr „ſeht mich tauſendmal mehr in Verzweiflung! „als alle dieſe Mädchen, denn ich gehe zu „Grunde! Ich habe ſie theuer gekauft, und „ſeit zehn Jahren mit aller Sorgfalt und „großen Koſten in Aleppo erzogen. Ihr ſeht „hier vor Euch, was nur in Griechenland, „Georgien und Armenien Schönes aufzutreiben war. Nun wollte ich ſie nach Bagdad „führen, von wo aus man in Perſien, Arabien und den Staaten des großen Muguls „mit ſchönen Mädchen ſich verſorgt. Ach!

„da trifft mich das gräßliche Unglück, daß ich „ſie Alle muß verdurſten ſehen, weil ich „den Weg durch die Wüſte, als den kürzeſten, „genommen.“

Carré ſchauderte, und empfand eben ſo viel Abſcheu vor dem Kuppler als Mitleid mit den Schlachtopfern. Der Türke zeigte auf friſche Gräber. „Mehr als zwanzig Mädchen und „zehn Verſchnittene hab' ich hier bereits ver„ſcharren laſſen. Sie ſtarben, weil ſie aus den „Brunnen getrunken. Dieſe Brunnen enthal„ten ein tödtliches Gift für Menſchen und „Vieh. Es iſt nicht Waſſer, welches ſie lie„fern, ſondern ein Brey von todten Heu„ſchrecken, deren bloßer Geruch Alles ver„peſtet. Wir haben nichts mehr als ein we„nig Kameelmich, und wenn nicht bald Hülfe „erſcheint, ſo muß ich die Hälfte meiner Hoff„nungen in dieſer Wüſte begraben.“

Mit zerriſſenem Herzen ließ Carré ſeinen Blick umherſchweifen. Zehn bis zwölf junge

Mädchen lagen eben in den letzten Zügen. Eine derſelben, die noch im Todeskampfe reizend war, rührte ihn ſo tief, daß er haſtig ſeinen Schlauch vom Pferde ſchnitt, und hin zu ihr eilte, um ſie trinken zu laſſen. Aber plötzlich gerieth ſein arabiſcher Geleitsmann in grenzenloſe Wuth. Er ſpannte ſeinen Bogen, und ſchoß der Unglücklichen, der Carré beyſtehen wollte, einen Pfeil durchs Herz. Dann betheuerte er mit den gräßlichſten Flüchen, daß er Eine nach der Andern erſchießen würde, wenn Carré ihnen zu trinken reichte. „Siehſt „du nicht,“ ſagte er mit rauhem Ton, „daß „wir bald uns ſelbſt in gleicher Lage befinden „werden, wenn du hier unſern geringen Vor„rath verſchleuderſt? Weißt du nicht, daß „wir noch auf eine Strecke von zwanzig Mei„len keinen Tropfen Waſſer finden werden, „der nicht durch todte Heuſchrecken vergiftet „wäre?“ — So ſprechend, ſchnürte er die Schläuche feſt zuſammen, und band ſie mit ſo wüthiger Geberde an das Pferd, daß Carré ſelbſt befürchten mußte, bey dem geringſten Widerſtande von ihm durchbohrt zu werden. — Agi-Haſſem rieth dem Türken, einige ſeiner Leute mit Kameelen nach dem Moraſt von Taiba zu ſchicken, der nicht weit enfernt ſeyn könne, und in dem es Quellen gebe, die vielleicht noch rein wären. Aber der Kerl fürchtete, daß die Araber von Taiba ihm rauben möchten, was von ſeiner ſchönen Waare ihm noch übrig geblieben, und die Reiſenden verließen ihn in dieſer Unentſchloſſenheit.

Das Geheul der unglücklichen Mädchen, als ſie die Fremdlinge wegreiten und ihre letzte Hoffnung verſchwinden ſahen, drang gräßlich in Carrés Ohren, und man darf es ihm aufs Wort glauben, daß die Erinnerung an dieſer Schreckensſcene ihn Zeit ſeines Lebens verfolgte.

Die Wahrheit vor dem Throne.

Vor mehreren Jahren gab Alexis Leontiew chineſiſche Gedanken in ruſſiſcher Sprache heraus. Er hatte ſie aus dem Mandſchuriſchen überſetzt, und ſie wurden bald wieder aus dem Ruſſiſchen in mehrere europäiſche Sprachen aufgenommen. Sie verdienten dieſe Auszeichnung, denn ſie enthalten lauter Gutes und ſogar viel Vortreffliches. Unter andern lieſt man darin Ermahnungen eines Kayſers an ſeine Generale und Soldaten, gegen alle Gattungen von Ausſchweifungen, die in jedem Leſer den herzlichen Wunſch erwecken, daß dieſe Ermahnungen auch in unſern Tagen wiederholt werden möchten. — Aber wenn die chineſiſchen Kayſer mit väterlichem Ernſt ihren Unterthanen die Wahrheit ſagten; ſo gab es auch wiederum

Unterthanen, die, mit kindlichem Vertrauen, ſie den Kayſern nicht vorenthielten. So, zum Beyſpiel, findet man hier die erſten Rathſchläge, welche der Miniſter Hiai einem Kayſer gab, der 170 Jahr vor Chriſti Geburt den chineſiſchen Thron beſtieg.

„Wenn ich den Zuſtand des Reichs be„trachte,“ hub er an, „ſo muß ich, als ein „treuer Diener, Euch verkünden, daß das „Elend den höchſten Gipfel erreicht hat. Man „kann den Blick nirgends hinwerfen, ohne laut „auf zu ſchreyen, ohne die bitterſten Thränen „zu vergießen, und von der ſchweren Bürde „tief gebeugt zu werden. Die kleinen Ver„brechen, die gewöhnlichen Laſter, „ſind jetzt unbemerkbar in dieſem Pfuhl „von Verderbniß, u. ſ. w.“

Ein Recenſent ſagte damals, es gäbe in neueren Zeiten keine Beyſpiele, daß ein Miniſter Rechtſchaffenheit und Muth genug beſeſſen, ſeinem Monarchen ſolche harte Wahrheiten zu ſagen. Hätte dieſer Recenſent die Memoiren des Marſchalls von Noailles gekannt, ſo würde er in denſelben einen Brief gefunden haben, welchen der Marſchall 1753 an Ludwig XV. ſchrieb, und in welchem gleichfalls die bitterſten Wahrheiten mit einer edlen Freymüthigkeit vorgetragen werden.

„**Gährung und Verwirrung,**“ ſagt er unter andern, „herrſchen unter allen Staatsgliedern, und die Ausſchweifungen überſteigen allen Glauben, man kennt weder Regel noch Wohlſtand mehr; man ſieht nur Mißvergnügte, man hört nur Murrende u. ſ. w.“ „Verzeihen Sie mir, Sire,“ (ſo ſchließt der edle Greis) „Ihnen ein ſo ſchwarzes Gemählde dargeſtellt zu haben. Es war die letzte Anſtrengung des Muthes und des gerechten Vertrauens, welches ich zu der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe meines Herrn hege. — Es

„giebt nur Wenige an Ihrem Hofe, die nicht „ein kluges Schweigen einen ſolchen gewagten „Schritte vorzögen. Klug mag dieſes „Schweigen allerdings wohl ſeyn, doch darum „nicht minder verbrecheriſch. Und was „werden die traurigen Folgen davon ſeyn? — „Unglücksfälle, denen nicht mehr abzuhelfen „iſt, und aus welchen zu ſpät die Könige er„kennen werden, daß ſie keine treuen Diener „beſaßen, von denen ſie um ihrer ſelbſt „willen geliebt wurden, ſondern daß ſie bloß „von Hoflingen, Schmeichlern und ſchwachen „Miniſtern umgeben waren.“

Nach ſolchen Beyſpielen darf man kühn behaupten, daß — wenn die Wahrheit vor dem Throne nicht erſcheint, ſolches nicht den Unterthanen, ſondern den Fürſten beyzumeſſen iſt. Dieſe mögen ihr nur ein ſicheres Plätzchen auf des Thrones Stufen anweiſen, und ſie wird nicht ermangeln, es einzunehmen.

Ich mögte die Wahrheit und die fürſtliche Gewalt mit zwey Magneten vergleichen, die einander freundlich anziehen, wenn der Südpol des Einen mit dem Nordpol des Andern in Berührung kommt; hingegen einander feindlich zurückſtoßen, wenn der Nordpol auf den Nordpol trifft. Der Magnet könnte noch in mehrern Fällen zum Symbol der Wahrheit dienen. Je mehr Gewicht man nach und nach an ihm hängt, je ſtärker wird er. Läßt man ihn zu lange in Ruhe, ſo verliert er einen Theil ſeiner Kraft. Läßt man ihn vom Roſt anfreſſen, oder gar im Feuer glühen, ſo iſt es um ihn geſchehen. Nun hat es leider zu aller Zeit Fürſten gegeben, welche die Wahrheit ruhen, vom Roſt anfreſſen, oder wohl gar im Feuer ihres Zorns verglühen ließen, was Wunder, daß ſie ihre Kraft verlohr, oder ungenutzt im Winkel liegen blieb.

Noailles ſagt: die Fürſten hätten ſelten treue Diener, von welchen ſie um ihrer ſelbſt willen geliebt würden. Aber wollen ſie denn auch dergleichen haben? — ich fürchte nein. Wenigſtens ſuchen ſie dieſes Gefühl nicht bey ihren eigentlichen Dienern, ſondern nur da, wo ſie es nie finden werden, bey ihren Höflingen, von denen ſie zunächſt und in heitern Stunden umgeben ſind. Von dieſen nur wollen ſie geliebt ſeyn, und bilden ſich auch ſehr leicht ein, es zu werden. Von dem Diener, der ſie mit Geſchäften langweilt, fordern ſie bloß die kalte Pflicht. Verhältniſſe, wie das zwiſchen Heinrich dem Vierten und Sülly war, findet man höchſt ſelten in der Geſchichte.

Le Nôtre.

Der brave Gärtner, von dem einſt ganz Europa die Regeln des Geſchmacks in der Gartenkunſt empfing, wird als Künſtler wenig mehr geachtet, ſeitdem die engliſchen Parks auf europäiſchen Boden, und oft auf Einen einzigen Morgen Landes verpflanzt worden ſind. Ich mag mit Niemanden darüber ſtreiten, welcher Geſchmack den Vorzug verdiene. Es iſt wahr, man kann die engliſchen, der Natur treu nachgeahmten Anlagen, mit dem lieblichen Waldgeſang eines Vogels vergleichen, da hingegen des Le Nôtre dem gelernten Liedchen deſſelben Vogels ähneln mögen; aber es ergötzt doch auch, wenn man einen Vogel im Zimmer hat, der eine niedliche Arie pfeift.

Vielleicht fanden die krummen Gänge der Engländer nur deswegen ſo ſchnellen Eingang, weil das ganze Jahrhundert anfing krumm zu gehen, und weil man in der Moral, wie in der Politik, nicht gern drey Schritt weit vor ſich ſah. Das bey Seite, denn ich will es hier nicht mit Le Nôtre dem Gärtner, ſondern mit Le Nôtre dem Menſchen zu thun haben, weil er ein herrlicher Menſch war, treuherzig, redlich, dankbar, zuverläſſig. Für Ludwig den XIV. glühte er vom reinſten Enthuſiasmus, denn dieſer wahrhaft große Monarch war nicht allein ſein Wohlthäter, ſondern ehrte ihn auch (und zugleich ſich ſelbſt) durch herzliche Vertraulichkeit. Das vergalt ihm Le Nôtre durch eine Liebe, deren Ausbrüche bisweilen drollig waren.

Einſt befand er ſich zu Rom. Pabſt Innocenz XI. wollte ihn kennen lernen, und ertheilte ihm eine ſehr lange Audienz. Am Schluß derſelben rief Le Nôtre: „Ich habe „die beyden größten Männer meines Zeitalters geſehen! Eure Heiligkeit und den König „meinen Herrn!“

„Ey, ey, erwiderte der Pabſt, der Unterſchied iſt ſehr groß. Der König iſt ein „ſiegreicher Fürſt; ich bin nur ein armer „Prieſter, ein Knecht der Knechte Gottes.“ — Le Nôtre, durch dieſe Antwort entzückt, vergaß vor wem er ſtand, klopfte den Pabſt vertraulich auf die Schulter, und ſagte:

„Heiliger Vater, Sie befinden ſich Gott „ſey Dank wohl, und werden noch ſämmtliche „Cardinäle begraben.“

Als der Pabſt dieſe Vertraulichkeit gütig aufnahm, und fort fuhr, den König zu rühmen, da konnte der ehrliche Gartner ſich nicht länger halten, er ſprang dem Pabſte an den Hals und umarmte ihn herzlich. Ueberhaupt war es ſeine Gewohnheit, Alle diejenigen ohne Umſtände zu umarmen, welche gut von ſeinem geliebten Könige ſprachen; ja er umarmte nicht ſelten den König ſelbſt.

Eines Tages begegnete er dieſem in den Gärten von Marly. Ludwig ließ ſich eben in einem kleinen Wagen von Schweizern ziehen, und verlangte, daß Le Nôtre einen andern ähnlichen Wagen beſteigen ſollte. Mit Thränen in den Augen gehorchte der **Greis**, und als er ſich ſo neben ſeinen Monarchen erblickte, und zu gleicher Zeit Manhard (den berühmten Baumeiſter) gewahr wurde, den er ſelbſt zuerſt bey Hofe eingeführt hatte, ſo rief er begeiſtert aus:

„Warlich, Sire, mein ehrlicher Vater
„würde große Augen machen, wenn er mich in
„dieſem Wagen an der Seite des größten Königs
„erblickte. Man muß geſtehen, daß
„Eure Majeſtät Ihren Maurer und Ihren
„Gärtner ſehr gut behandeln."

Im Jahr 1675 wollte Ludwig ihn adeln und ihm ein Wappen verleyhen, aber er verbat es ſich, ſprechend, er beſitze ſchon ein Wappen, nemlich drey Schnecken und, ſtatt des Helms, eine große Staude Blumenkohl. „Sire, fügte er hinzu, könnte ich „jemals meine Hacke vergeſſen? ſie iſt mir „unendlich theuer, denn ihr verdanke ich mei„nes Königs Gnade.“ — Guter Le Nôtre! wenn du noch lebteſt, und ſehen könnteſt, wie viele Menſchen jetzt ihre Hacken vergeſſen!

Eine genealogiſche Merkwürdigkeit.

Die Gewaltigen der Erde genießen den Vortheil — wenn es anders Einer iſt — daß man ihnen Stammbäume pflanzt, deren Wurzeln ſich allenfalls im Mittelpunkt der Erde verlieren. So hat unter andern Grandidier eine Geſchichte des Bißthums und der Biſchöfe von Straßburg geſchrieben, in welche er die Genealogie des Hauſes Oeſtreich verwebt hat. In der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts, ſagt er — (es iſt, wie man ſieht, ein wenig lange her) — wurde Elſaß von einen Herzog Adalrich beherrſcht, der vermuthlich ein Sohn des deutſchen Herzogs Lothar geweſen, welcher Lothar an dem Hofe Sigebert II. die wichtigſten Staatsämter verwaltete. Adalrich empfing das Herzogthum Elſaß nun auf Lebenszeit von dem Könige von Auſtraſien, dennoch vererbte er es auf ſeinen älteſten Sohn, Adalbert, der die Häuſer Hoptburg, Zähringen und Baden gründete. Adalrichs jüngſter Sohn, Etichon, wurde Stammvater der Häuſer Egisheim und Lothringen. Der letzte Herzog von Lothringen vermählte ſich mit der Erbin von Oeſtreich, wodurch beyde Zweige wiederum vereinigt wurden. Nun ſtammte aber auch von demſelben Adalrich vermuthlich eine gewiſſe Adelaide ab, die Gemahlin Robert des Starken, Grafen von Anjou, deſſen Nachkommenſchaft ſeit acht Jahrhunderten den Thron von Frankreich beſitzt — (beſaß.)

„Folglich“ (ſchließt der Geſchichtſchreiber) „fließt noch heute Adalrichs Blut in dem koſtbaren (nun vergoſſenen) Blute unſerer Beherrſcher, in den Adern eines jungen Königs „und einer jungen Königin, welche für die „Liebe (!) der Franzoſen und für das „Glück (!) ihrer Unterthanen gebohren „ſind.“

Der Wollüſtling.

Die berühmten Proceſſe von Pittaval geſammelt, ſind Jedermann bekannt; weit weniger eine andere, ähnliche Sammlung der merkwürdigſten Rechtshändel und richterlichen Ausſprüche, in den vornehmſten Gerichtshöfen Frankreichs, die eine ungeheure Menge von

Bänden füllen. Die folgende Begebenheit — ein trauriges, obwohl nicht ſeltenes Beyſpiel der ausſtudierteſten Verführungskunſt — ſteht im 29ſten Bande.

Derjenige, der die Hauptrolle ſpielte, wird bloß durch die Buchſtaben D. von B. bezeichnet, (mich dünkt, man hätte ſeinen Namen vor der ganzen Welt brandmarken ſollen) und war übrigens ein, mit vielen Titeln prangender, Hofbeamter, Erb- Lehn- und Gerichtsherr von zehn Dörfern. Im Jahr 1775 ſchlug er ſeine Wohnung in einem Städtchen, in der Grafſchaft Pont Chartrain auf. Er wählte ein iſolirt ſtehendes Haus, welches ganz am Ende der Stadt, und ſogar entfernt von der Straße lag. Man bemerkte ihn bald, denn er gab in der Kirche große Thaler, wenn die jungen Mädchen, nach ihrer Gewohnheit, Geld für die Armen ſammelten. Indeſſen war die Schönheit dieſer Mädchen der eigentliche Thermometer ſeiner Wohlthätigkeit, denn die Häßlichen bekamen keinen großen Thaler. Vernünftige Leute merkten bald, was das zu bedeuten habe, allein der große Hauſe verehrte den Herrn von B. als einen wohlthätigen Genius, der in ihre Wüſte gekommen ſey, um es Manna regnen zu laſſen.

Dieſe günſtige Meynung benutzte er, um die junge, fünfzehnjährige Marie an ſich zu locken, deren aufblühende Reize ihm beſonders lüſtern machten. Sie war eine Nätherin, und da die Nätherinnen dieſes Orts die Tage oft in fremden Häuſern zubrachten, um dort zu arbeiten, ſo wurde es dem Verführer leicht, ihre Mutter zu überreden, daß ſie das Töchterlein, aus gleicher Urſach, zu ihm ſchickte. Der guten Alten kam kein argwöhniſcher Gedanke in den Sinn. War doch Herr von B. ſchon ein Mann über die Vierzig, und ſo fromm, ſo wohlthätig, ein ſo fleißiger Kirchengänger; „geh du in Gottes Namen, Mariechen, (ſagte „ſie) das iſt ein wahres Glück für dich.“

Das Mädchen ging, wurde ſehr freundlich empfangen, mit Schmeicheleyen und Geſchenken überhäuft, doch immer noch auf eine ſo natürliche Weiſe, daß ihre Unſchuld nicht ſcheu gemacht wurde. Zwey Tage verfloſſen ſehr ruhig. Sie ſchnitt mit großem Vergnügen eine Menge feine Leinewand zu, deren bloßer Anblick (nach Art aller Weiber) ihr Herz erfreute. Am dritten Tage begann ſie zu nähen, und nun wurde B. unternehmender. Allein das unſchuldige Geſchöpf verſtand über ſolche Dinge keinen Spaß; ſie ergriff ihre Holzſchuh und ſchlug den gnädigen Herrn ſo derb damit ins Geſicht, daß das Blut ihm aus der Naſe ſchoß, und er genöthigt war, für diesmal den Angriff aufzugeben.

Marie entſchlüpfte, und war nicht zu bewegen, ſich der Gefahr zum zweytenmale auszuſetzen. Der Wollüſtling, durch Widerſtand noch erhitzter, beſchloß nunmehr Gewalt zu gebrauchen. Sein Bedienter, ein wohlerfahrner Kuppler, machte den Unterhändler. Es gelang ihm, Marien zu überreden, ſein Herr ſey nach Paris gereiſt, und werde erſt nach acht Tagen zurück kehren; ſie habe alſo nichts zu fürchten, und könne ihre Arbeit ruhig vollenden.

Der Wunſch, Geld zu verdienen, (denn ſie war ſehr arm) bewog ſie, das gefährliche Haus noch einmal zu betreten. Was nun geſchah, iſt leicht zu errathen. V. erſchien und ſeine rohen Begierden ſiegten über die Unſchuld eines ſchwachen Kindes. Marie ſchwamm in Thränen der Verzweiflung, aber der geübte Verführer wußte ihr ſo ſüß zu ſchmeicheln, ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit abwechſelnd ſo künſtlich zu reizen, und durch blendende Geſchenke das Gewiſſen zu betäuben, daß ſie endlich freywillig verſprach wieder zu kommen, und — Wort hielt.

Bald wußte er das unerfahrne Mädchen ſo einzunehmen, daß ſie keinen andern Willen hatte, als den Seinigen. Man fing an ihre öftern Beſuche zu bemerken, und viel darüber zu ſchwatzen. Nur ihre Eltern waren, wie gewöhnlich, die letzten, die etwas davon erfuhren. Sogleich unterſagten ſie ihr den fernern Umgang. Allein Marie hatte ſich ſchon im Becher der Wolluſt berauſcht, ſie lag in den Stricken des Verführers und ließ ſich von ihm bereden, aus dem väterlichen Hauſe zu entweichen. In Verſailles ſollte ſie den Herrn von B. erwarten; doch ehe er noch dort mit ihr zuſammentreffen konnte, war ihr Vater bereits ihr auf die Spur gekommen, überraſchte ſie in Verſailles und führte ſie wieder heim. B. wollte die Beute nicht fahren laſſen; er nahm ſeine Zuflucht abermals zu ſeinem bewährten Kuppler, den er in Mariens Heymath ſandte, der ſich zu ihr ſchlich, und ſie bald zu überreden wußte, ſich von ihm entführen zu laſſen. Allein auch diesmal ertappte ſie der wachſame Vater; der mit zwey Reitern von der Marechauſſée den Raubern nachſetzte, und ihm den Raub entriß.

Der edle Herr von B., ſtets erpichter auf Mariens Beſitz, war nun ſo unverſchämt, ſelbſt wiederum in ihrer Vaterſtadt zu erſcheinen, feſt entſchloſſen, nicht ohne ſie abzureiſen. Man bewachte jeden ihrer Schritte, doch welcher Argus kann ein Mädchen bewachen, das den ſicherſten Wächter, die Unſchuld, verloren hat! Sie wurde zum drittenmale entführt, und, unter dem Namen **Victorine**, auf ein Landgut in der Normandie gebracht; unterwegs galt ſie für die Gemahlin des Herrn von B. Das arme Kind mogte ſich ein paradieſiſches Leben geträumt haben, und in den erſten paar Monaten es vielleicht wirklich ſo finden. Allein der Rauſch verflog bald, der geſättigte B. wurde gleichgültig; Marie ſchauderte vor ihrem Zuſtande. Er führte ſie zurück nach Verſailles.

Kaum erfuhren es ihre Eltern, als ſie nunmehr eine förmliche Klage gegen den Verführer und Räuber ihres Kindes erhuben, deren erſte

Folge war, daß er ihnen die Tochter ausliefern mußte, welches er nun vielleicht nicht ungern that. Marie erklärte, ſie ſey ſchwanger und bezog das väterliche Haus.

Der Proceß ging ſeinen Gang, und ſchien den Herrn von B. mit unangenehmen Folgen zu bedrohen. Um dieſen zuvorzukommen und den Klägern Schrecken einzuflößen, beſtach er einen Polizeybeamten, welcher atteſtirte, daß ein Schrank des Herrn von B. erbrochen, und Dinge von Werth daraus geſtohlen worden. Dieſes Diebſtahls beſchuldigte er Marien, die er ſeine geweſene Magd nannte, und, troz der Unwahrſcheinlichkeit, troz der unregelmäſſigen Procedur, gelang es ihm ſogar, ein Verhaftsdecret gegen Mutter und Tochter auszuwirken. An demſelben Tage, wo er dies Bubenſtück vollbrachte, unternahm er den Verſuch, Marien zu ſprechen; denn die Trennung von ihr und die Hinderniſſe, hatten ſeine Begierden aufs neue erweckt. Diesmal ſchickte er einen neuen, aber nicht weniger verſchmitzten und noch kühneren Bedienten, als ſein alter Kuppler war, und dieſer — um ſich durch ein tapferes Probeſtück bey ſeinen Herrn einzuſchmeicheln — packte das Mädchen auf offener Straſſe, am hellen lichten Tage, und wollte ſie mit Gewalt fortſchleppen. Auf ihr gellendes Geſchrey ſtürzten die Nachbarn herzu, und nahmen den Kerl feſt.

Natürlich verſchlimmerte ſich dadurch die Sache des Herrn von W. Er wurde zum zweytenmal perſönlich vorgeladen, und wußte dem abermals durch Schikanen auszuweichen. Indeſſen wurde Marie entbunden, und ihr Verführer, auf wiederholte Klage, vorläufig verurtheilt, 600 Livres zum Unterhalt des Kindes auszuzahlen.

Endlich gelang es den armen Leuten, die nur mit ihrem nackten Rechte gegen den vornehmen, reichen Wollüſtling kämpften, bis zu einem höhern Richter mit ihrer Klage durchzudringen, wo Aubry-dumaſeil — ein ehrenvoll bekannter Name — die Vertheidigung Mariens übernahm. Er entlarvte den Verbrecher mit männlicher Beredſamkeit, und entdeckte zugleich, daß B. ſchon vormals ein anderes Mädchen entführt habe, welches jetzt zu Caen eingeſperrt ſey. „Ein ſo elender Menſch“ ſagte er, „iſt die ſchlimmſte Peſt der Geſellſchaft, und um ſo gefährlicher, da gewöhnlich „die Armuth der durch ihn entehrten Familien „ihm Strafloſigkeit zuſichert. Er weiß nur zu „gut, daß er nicht anders gerichtet werden „kann, als mit allen Formalitäten eines koſtſpieligen Criminal-Proceſſes; er trotzt dem „Angriff, weiß ſich ſchützende Decrete zu verſchaffen, tritt ſelbſt als Ankläger auf, bürdet „alle Koſten dem armen Gegner auf die Schultern, beleidigt und ſchlagt ſogar die Gerichtsdiener, droht den Richtern ſelbſt, und ermüdet endlich durch ſeine Schikanen die Unglück-

„lichen, die außer Stande ſind, ihn zu erreichen."

„Das iſt in dieſem Augenblicke die traurige „Lage der entehrten Familie, für die ich das „Wort führe. Schon durch die erſten gerichtlichen Schritte hat ſie ihr Vermögen erſchöpft. „Sie würde zurücktreten, und ihre Ruhe dem „ſpät erwachenden Gewiſſen des Verbrechers „anheim ſtellen müſſen, wenn nicht die edle „Richterpflicht auch ohne Klage den Unterdrückten, Gemißhandelten in Schutz nähme." — Nun ging er Punkt für Punkt die ſchwache Vertheidigung des Herrn von B. durch, entkräftete deſſen Anklage wegen Diebſtahl, ſtellte ſein ganzes gräßliches Verfahren in das Licht der Wahrheit, und machte die Richter ſchaudern. Das Urtheil wurde am 19ten Februar 1777 geſprochen. Herr von B. ſollte Mariens Kind chriſtlich erziehen, und alle drey Monat dem königlichen Anwald Zeugniſſe darüber vorlegen. Er ſollte Marien

6000 Livres auszahlen, für Schaden und Intereſſe; ferner 10000 Livres, wegen ſeiner verläumderiſchen Anklage des Diebſtahls, und 3000 Livres an ihre Mutter, aus eben dem Grunde. Er ſollte ferner alle Unkoſten tragen, auch die Druckkoſten für das Urtheil. Endlich wurde ihm, zugleich mit ſeinem Bedienten, bey körperlicher Züchtigung auferlegt, ſich künftig aller ſolcher Streiche zu enthalten.

Dies Urtheil würde ganz befriedigend ſeyn, wenn der Verbrecher nur auch gehangen worden wäre; denn nie wird die Unſchuld ſicher vor ſolchen Böſewichtern bleiben, ſo lange ein reicher Wollüſtling ſich ſagen darf: „das „Schlimmſte, was mir widerfahren kann, iſt „der Verluſt einer Summe, die ich ohnehin „vielleicht auf die nächſte Karte ſetze.

Auch Marie wurde in dieſem Urtheil beſtraft: ſie mußte drey Livres Allmoſen geben. Ob ſie, trotz der erlangten Reichthümer, jemals ihre Ruhe wieder gefunden? davon ſchweigen die Cauſes célebres.

Eine vornehme Liebesgeſchichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten.

Dieſe merkwürdige Begebenheit ſteht nicht in den Cauſes célebres, verdient aber ſonder Zweifel einen Platz in der Geſchichte, weil ſie Eine von denen iſt, wo die vornehmen handelnden Perſonen unverlarvt auftreten, und den Faden der Intrigue aus ihren unedlen Leidenſchaften in Gegenwart aller Zuſchauer hervorſpinnen. Man kann viel aus dieſer Liebesgeſchichte lernen.

Der Name Montmorency iſt berühmt; das Geſchlecht hat viel Helden und Staatsmänner geliefert; aber Franz von Montmorency war ein Nichtswürdiger. Daß ein Jüngling von zwanzig Jahren ſich in ein ſchönes Mädchen von funfzehn verliebt, und es durchaus heyrathen will, das iſt ein alltägliches Ereigniß, denn in dieſem Alter heyrathet man die ganze Welt. Johanna von Pienne war ein ſehr reizendes, ſehr liebenswürdiges Geſchöpf, ſtammte aus einer der älteſten Familien, bediente Catharinen von Medicis als Hofdame, und flößte, ohne es zu wollen, dem Sohne des Connetables, Anna von Montmorency, die heftigſte Liebe ein. Er fand eine ſchüchterne Gegenliebe, die er durch die feyerliche Zuſage ſeiner Hand zu ermuthigen und zu verdienen ſuchte. Allein er wagte es nicht, ſeinen Eltern die geheime Verbindung zu entdecken, verzweifelnd an deren Einwilligung; denn obgleich an Johannens Tugend, Schönheit und Herkunft nichts auszuſetzen war, ſo gab es doch ein ganz beſonderes Hinderniß, welches die Wünſche des Liebhabers durchkreuzte. Des Vaters Ehrgeiz nemlich war eben ſo heftig als des Sohnes Liebe. Er genoß das beneidete Glück, Günſtling Heinrich des Zweyten zu ſeyn. Dieſer König hatte eine natürliche Tochter, Dianen, verwittwete Herzogin von Caſtro. Nach ihrer Hand, und folglich nach der engſten Familienverbindung mit dem Könige ſelbſt, ſtrebte der Connetable für ſeinen Sohn. Der Monarch willigte ein, der entzückte Vater verkündete dem Sohne das ungeheure Glück, welches ihn erwarte, und erſtaunte nicht wenig, als dieſer ſich zu ſeinen Füßen warf, und mit Thränen in den Augen erklärte, er liebe Demoiſelle de Pienne und habe ſich mit ihr verlobt.

Der Connetable wüthete, und ſperrte ihm ein, doch in jenen Zeiten wurde ein gegebenes Wort noch für ſo heilig gehalten, daß er es nicht wagen durfte, das Verſprechen ſeines

Sohnes geradezu für null und nichtig zu erklären. Selbſt der König, ſo bereit er auch war, die königliche Autorität für ſeinen Günſtling zu gebrauchen, und allenfalls zu mißbrauchen, mußte Umwege nehmen. Man fing damit an, die beyden Liebenden ins Verhör zu rufen, welches am 5ten October 1556 im Louvre gehalten wurde. Johanna erſchien bebend, von ihrer Schaam geſchmückt. Man fragte, wie alt ſie ſey? — Neunzehn Jahr, war die Antwort. Dann mußte ſie erzählen, und erzählte ſehr naif.

„Es ſind nun fünf Jahr, als Franz von „Montmorency bey Hofe, bald hier, bald „da, von ſeiner Liebe mit mir ſprach. Er „wollte mich zur Frau nehmen, ſagte er, und „ich antwortete, ich wolle ihn zum Manne „nehmen. Wohl zu merken, daß ich ihm „nicht gleich ſo antwortete, weil er noch „ſehr jung war, und, weil ich fürchtete, der „Herr Connetable mögte es nicht billigen.

„Allein er verſicherte, er wolle warten, und „ſeinen Vater ſchon zu bewegen ſuchen. Ich „habe kein Geſchenk von ihm empfangen, ſon„dern bloße Worte, ohne Zeugen geſprochen, „und von mir Niemanden vertraut. Wäh„rend ſeines Gefängniſſes hat er mir ge„ſchrieben, aber ich habe den Brief ver„brannt. Nach ſeiner Befreyung hat er mir „daſſelbe wiederholt, und zwar noch geſtern „im Hauſe des Herrn Connetable, wobey er „mich gebeten nicht bös zu werden. Ich habe „nicht gewußt, daß eine geheime Verbindung „verboten ſey, und habe gemeynt, er dürfe „ſich wohl vermählen, ob er gleich noch Vater „und Mutter hat; weil der Eheſtand von „Gott eingeſetzt iſt, die Ceremonien bloß von „der Kirche. Uebrigens mag man ihm ſelber „befragen, ich weiß weiter nichts."

Es mogte dem ſchönen Mädchen ſeltſam genug vorkommen, daß es dieſe Ausſage förmlich unterzeichnen mußte. Amor, vor einer

Verſammlung von Allongenperücken und ſchwarzen Talaren, iſt ein Bild, bey dem man ſich des Lächelns nicht enthalten kann. — Franz wurde nun herein gerufen. Er bekräftigte Alles; aber es mußte doch ſeit geſtern eine große Veränderung bey ihm vorgegangen ſeyn, denn er erklärte nicht allein, ihm ſey unbewußt geweſen, daß er ohne Zuſtimmung ſeiner Eltern nicht heyrathen dürfe, ſondern er fügte auch hinzu: „als ich dieſe Thorheit beging, ſah „ich die Folgen nicht ein. Man muß es meiner Jugend nicht zurechnen. Sollte ich jetzt „noch einmal daſſelbe thun, ſo würde ich es „beſſer überlegen.“ — Was der junge Herr da von ſeiner Jugend zu ſagen beliebte, war eine ſehr ſchwache Entſchuldigung, denn er zählte bereits 26 Jahr. War es Furcht, oder Ehrgeiz oder Unbeſtändigkeit, die ſein Herz ſo ſchnell verwandelt hatte, genug, er erſchien von dieſem Augenblicke an, nur als ein elendes Werkzeug in den Händen ſeines Vaters.

Man ließ die beyden Ausſagen ſauber abſchreiben; man fügte Alles hinzu, was etwa in der Bibel oder in den Kirchenvätern von Verbindungen geſagt wird, die ohne Genehmigung der Eltern eingegangen worden; dies Packet legte man dem Treuloſen in ſeinen Koffer, und ſchickte ihn damit geradenwegs nach Rom zum heiligen Vater, um eine förmliche **Löſung von ſeinem Gelübde** auszuwirken. Heutzutage bedarf es freylich ſo vieler Umſtände nicht mehr. Es giebt merkwürdige Beyſpiele, wo eine Verbindung noch weit enger als dieſe geknüpft, und ohne die mindeſte Schaam zerriſſen worden. Damals aber glaubte man noch, wenn auch nicht dem Gewiſſen, doch der öffentlichen Meynung etwas ſchuldig zu ſeyn, und darum wandte man ſich an **Paul den Vierten.**

In Rom ſtellte Franz abermals die ſchimpfliche Erklärung von ſich: „er habe ſeit fünf „Jahren aus jugendlicher Uebereilung mit

„Fräulein Johanna von Pienne eine geheime „Verbindung geſchloſſen, ohne Wiſſen ſeiner „Eltern und des Königs, welches ihm jetzt „ſehr leid ſey, da er die Ehre haben ſollte mit „Dianen von Frankreich vermählt zu werden „u. ſ. w.“

Da der Pabſt ſchon einmal in einem ganz ähnlichen Falle Dispenſation und Abſolution ertheilt hatte, und da noch überdies der König von Frankreich eben um dieſe Zeit ein Bündniß gegen Spanien mit ihm unterhandelte, ſo zweifelte man keinen Augenblick, daß er ſich willfährig erzeigen werde. Allein ganz unvermuthet wurde die Sache von nun an — wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt — die wichtigſte Angelegenheit der Chriſtenheit, in welcher Leidenſchaften und Intrigue Alles aufboten, um ſich wechſelſeitig zu bekämpfen, obgleich Johanna ſelbſt nicht einen Schritt that, um Rechte zu behaupten, welche ſie nur der Liebe verdanken wollte.

Den erſten Feuerbrand warf das Haus Guiſe dazwiſchen. Der Herzog von Guiſe war ein Nebenbuhler des Connetable. Er befand ſich eben zu Rom. Er und ſein Bruder, der Cardinal, ſtanden in den engſten Verhältniſſen mit dem Pabſte und dem ganzen Hauſe Caraſſa. Beyde waren die Urheber des gebrochenen Waffenſtillſtandes mit Spanien, welchem Bruche der Connetable ſich widerſetzt hatte. Die Erhebung des Hauſes Montmorency durch eine Verbindung mit der Tochter des Königs, war ihnen ein Dorn im Auge, und darum boten ſie Alles auf, die Sache zu hintertreiben. Dazu geſellte ſich ein Umſtand von noch größerem Gewicht.

Der Pabſt ſelber nemlich intereſſirte ſich weit mehr für ſeine eigene Familie, als für die päbſtliche Autorität; er hatte den Plan gemacht, die Wittwe des Herzogs von Caſero mit einem ſeiner eigenen Vettern zu vermählen, und dieſer Plan lag dem Caraſſa ſo ſehr am Herzen, daß er den Pabſt darüber vergaß.

Zwar anfangs empfing er den jungen Montmorency ſehr freundlich, und ſchien geneigt, deſſen Wunſch zu erfüllen; aber bald verzögerte er die Sache von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern, und hatte ſtets eine leere Ausflucht in Bereitſchaft. Man that alles mögliche, um jedes Hinderniß zu heben; man verſchaffte ſich ſogar eine Abſchrift von der Diſpenſation, die derſelbe Pabſt im gleichen Falle ſchon einmal ertheilt hatte, und allerdings gerieth Paul in keine geringe Verlegenheit, als man ihm dieſes Papier plötzlich unter die Augen hielt. Er konnte nicht begreifen, wie es den Franzoſen in die Hände gefallen; er ſchickte ſogleich nach dem Herrn Datarius, der ſolche Schriften auszufertigen pflegt, der ihn zu ſeiner Verwunderung berichtete: Seine Heiligkeit ſelbſt hätten das Papier unterſchrieben, und würden ſich deſſen wohl erinnern, da Sie ja mehr als irgend Einer Ihrer Vorgänger darauf hielten, Alles ſelbſt zu ſehen und zu leſen, was Sie zu unterſchreiben geruhten.

Da fragte der verlegene Pabſt den Herrn Datarius, wie man es anzufangen habe, um dieſe Diſpenſation zurück zu nehmen? allein das hielt Jener für unmöglich, weil ſie längſt ausgefertigt, und kraft derſelben, die Vermählung längſt vollzogen ſey.

Dennoch ergab der heilige Vater ſich nicht, ſondern erklärte, die Sache ſey zu wichtig, um ſie allein abzuthun, er müſſe deshalb eine Congregation an Theologen, Canoniſten, Caſuiſten u. ſ. w. zuſammenberufen. Das geſchah, und Paul ſelbſt eröffnete die in jeder Rückſicht höchſt merkwürdige Sitzung. Zuerſt trug er die Sache vor, dann ſprach er weiter: „Wir fragen, „ob ein, durch Worte geſchloſſenes Ehebündniß — welches, nach dem Ausſpruch „der heiligſten Gottesgelehrten, für eine wahre „Ehe, ein wahres Sacrament zu achten iſt — „von uns kann gelöſt und gehoben werden, „wenn gleich die gänzliche Vollziehung der Ehe „noch mangelt? — Haltet Euch nicht auf,

„wir bitten Euch, bey etwanigen Beyſpielen
„unſerer Vorfahren, die wir, nicht befolgen
„zu wollen, Euch hiermit betheuern, wenn
„nicht das Anſehn der heiligen Schrift und der
„Gottesgelehrten hinzu tritt. Wir zweifeln
„zwar nicht, daß ſowohl unſere Vorgänger,
„als wir ſelbſt, bisweilen gefehlt haben,
„nicht allein in dieſem Punct, ſondern auch
„in vielen andern, doch ſind wir deswegen
„nicht zu verdammen; denn Gott verheelt ſei-
„ner Kirche zu Einer Zeit vieles, was er zu
„einer andern Zeit ihr enthüllt. Darum ſprach
„Chriſtus zu dem heiligen Petrus: was ich
„jetzt thue, verſtehſt du nicht, aber du wirſt
„es nachher begreifen. Und von einem andern
„Orte: Ich hätte Euch viel zu ſagen, aber
„Ihr könnt es jetzt nicht faſſen, bis der Geiſt
„meines Vaters kommen und es Euch lehren
„wird. So kann ja auch Gott das bisher
„Verborgene über die Auflösbarkeit der heili-
„gen Ehe, nunmehro uns enthüllt haben.“
(Wie bequem doch die Bibel iſt, man kann

daraus beweiſen was man will.) — „Des„halb bemüht Euch, meine Brüder und Kin„der“ (ſo fuhr der Pabſt fort) „mir in die„ſer Sache beyzuſtehn, und, ohne Rückſicht „auf das, was dieſer oder jener meiner Vor„gänger gethan, erwägt bloß, ob es nicht „wahr ſey, daß ſie über dieſen Punkt nicht „gehörig aufgeklärt geweſen?“ Hierauf wandte er ſich an den nächſten Erzbiſchof, einen geſchmeidigen Mann, der lange Nuntius am Wiener Hofe geweſen, und befahl ihm, ſeine Meynung zu ſagen. Dieſer gab ſich alle mögliche Mühe zu beweiſen, daß die Verbindung des jungen Montmorency mit der ſchönen Johanna unauflöslich ſey. Der Pabſt konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Beyfall auf verſchiedene Weiſe zu erkennen zu geben. Er winkte mit den Augen, nickte mit dem Kopfe, klatſchte ſogar ein wenig in die Hände, und führte ſich überhaupt gar nicht auf, wie es dem Oberhaupt der Kirche an der Spitze einer ſolchen Verſammlung geziemte. Als der Erzbiſchof geendigt hatte, ſagte Paul noch ganz laut, der habe die Sache wohl begriffen; und nun, da er glaubte, die Uebrigen hinlänglich eingeſchüchtert zu haben, rief er den Biſchof Antoniellus auf, ſeine Stimme zu verlautbaren.

Dieſer Biſchof war ein Greis, der von Menſchenfurcht nichts wußte. Mit wenigen, männlich dargeſtellten Gründen bewies er ganz das Gegentheil von dem, was Paul wünſchte, und ſchloß mit der Behauptung: ein Pabſt könne allerdings im vorliegenden Falle diſpenſiren. Paul dankte ihm höhniſch dafür, daß er die päbſtliche Macht verehren wolle, und bekrittelte dann einige Stellen des heiligen Thomas, mit welchen Antoniellus ſeine Meynung unterſtützt hatte. „Der heilige Thomas,“ ſagt er, „hat in ſeiner Jugend wohl manches „behauptet, was er nachher, bey reifern Jah„ren und Kenntniſſen, zurück genommen; „denn ſo ſpricht der heilige Paulus: Als ich

„ein Kind war, redet' ich wie ein Kind, als
„ich aber ein Mann wurde, hab' ich das kin-
„diſche Weſen abgethan. Folglich muß ſich
„hier Niemand auf jugendliche Aeußerungen
„des heiligen Thomas berufen."

Dennoch ſtimmte der folgende Geiſtliche wiederum eben ſo wie Antoniellus, und bediente ſich gleichfalls einer Menge gelehrter Citate. Unter andern entſchlüpfte es ihm, einen gewiſſen Doctor Durante anzuführen, der auch über den Eheſtand geſchrieben hat, deſſen Schriften aber keiner anerkannten Autorität genießen. Da fuhr der Pabſt ihm heftig an, als ob er Durantes Irrthümer vertheidige, wollte auch gar keine Entſchuldigung hören, ſondern verſchloß dem erſchrockenen Geiſtlichen den Mund durch Schmähungen und Drohungen. Das machte die Uebrigen ſcheu. Es ſtimmten überhaupt nicht mehr als ſieben Perſonen. Man hob die ſtürmiſche Verſammlung auf. Die Kardinäle verließen dieſelbe höchſt unzufrieden, ſahen einander mit Thränen in den Augen an, wagten aber nicht zu ſprechen.

Auf den Vorwurf, daß Paul ſelbſt ja ſchon einmal in gleichem Falle diſpenſirt habe, antwortete er ſehr gelaſſen: „Es kann wohl ſeyn, „das darf aber keineswegs der Sache Nachtheil „bringen, denn, weiß Gott, ich hab' es nicht „verſtanden. Wenn ich Papiere unterzeichne, „ſo bin ich von ſo vielen Prälaten, Referendarien und dergleichen Leuten umringt, deren „Einer hier, der Andere dort in mich hineinſchreyt, daß ein armer, ſchwacher Pabſt unmöglich immer wiſſen kann, was er unterſchreibt. (Ein ſehr merkwürdiges Bekenntniß.) Hab' ich es aber auch gewußt, ſo „hab' ich als Menſch geirrt und bin nicht „geſonnen, in meinem Irrthum zu verharren." — Auf den armen Teufel, der, im Vertrauen auf die päbſtliche Diſpenſation, geheyrathet hatte, nahm er weiter keine Rückſicht, ohngeachtet dieſer Unglückliche, nach obiger Erkläklärung, offenbar täglich Ehebruch mit ſeiner eignen Frau trieb.

Der König beharrte eben ſo feſt auf ſeinem Eigenſinn als der Pabſt, und da eben damals Luthers Lehre um ſich griff, ſo ließ er die bedenkliche Drohung an den heiligen Vater gelangen: er möge ſich erinnern, daß Deutſchland und England ſich aus weit geringerer Urſache dem Gehorſam gegen den heiligen Stuhl entzogen. (Warum es Seiner Majeſtät beliebte, die Vermählung ſeiner Frau Tochter mit dem Sohne ſeines Günſtlings für eine wichtigere Urſache zu halten, als die unzähligen Abſcheulichkeiten der römiſchen Kirche, welche die deutſchen Fürſten endlich bewogen hatten, das Joch abzuſchütteln, das läßt ſich wohl nur aus einem ſehr königlichen Egoismus erklären.)

Aber auch dieſe Drohung bewegte den Pabſt nicht, und Heinrich ſchritt zu einem andern

Mittel. Er ließ nemlich ein Edict ausgehen, und von der Sorbonne bekräftigen, kraft deſſen alle heimliche Heyrathen für null und nichtig erklärt wurden. Man ſtellte nunmehr dem Pabſt vor, daß, wenn er nicht im Guten nachgäbe, man ſich um ſeine Diſpenſation weiter nicht bekümmern, ſondern das verabredete Bündniß vollziehen werde. Auch das beugte den heiligen Vater nicht. Man mogte wohl fühlen, daß man, troz des Edicts, doch nicht wohl eher mit Anſtand die Vermählung feyern könne, bis auch Johanna ihrem Rechte förmlich entſagt habe. Man ſperrte das arme Mädchen in ein Kloſter, aber eine unwürdige Behandlung war nicht im Stande, die gewünſchte Erklärung von ihr zu erpreſſen. Franz wurde daher aufgefodert, ihr gleichſam einen Abſagebrief zu ſchreiben, und ihr dabey vorzulügen, der Pabſt habe die Diſpenſation wirklich ſchon ausgefertigt. Der elende Menſch war ſogleich zu Allem bereit, und ſchrieb wie folget:

„Mademoiſelle de Pienne! Da ich den „Irrthum erkenne, in den ich unbedachtſam „gerathen bin, und da es mir ſehr leid thut, „Gott, den König und meine Eltern gekränkt „zu haben; ſo habe ich den heiligen Vater deshalb um Verzeihung gebeten, der mich auch „durch eine gnädige Diſpenſation wiederum in „Freyheit geſetzt, welches ich nicht ermangeln „wollen, Ihnen zu melden. Um nun Sie „und mich von allen bisherigen Unannehmlichkeiten loszuwickeln, ſo widerrufe ich hiermit „alle und jede Heyrathsverſprechung, die ich „Ihnen gethan haben mögte, erſuche Sie „auch, mich durch eine ähnliche Erklärung „ganz davon zu entbinden, und nach Ihrem „Gutdünken jede andere Verbindung einzugehen; denn ich bin entſchloſſen, nie mehr die „geringſte Gemeinſchaft mit Ihnen zu haben. „Nicht, als ob ich Sie nicht für eine ſehr „hochachtungswerthe und tugendhafte Dame „hielte, ſondern bloß um meine Pflicht zu erfüllen, unſer beyderſeitiges Unglück zu ver-

„meiden u. ſ. w. Worauf ich Gott bitte, Sie,
„Mademoiſelle de Pienne, in ſeinen heiligen
„Schutz zu nehmen.“

Mit dieſem niederträchtigen Briefe begab ſich ein Hofjunker des Connetable, Namens de la Porte, begleitet von einem Requitenmeiſter, einem königlichen Secretär und zwey Notarien, in das Kloſter, in welchem Johanna ſchmachtete, und überreichte ihr denſelben. Sie las ihn laut in ihrer Gegenwart. Hierauf wiederholte la Porte die Lüge von der bereits erfolgten Diſpenſation, und erſuchte ſie um eine förmliche Verzichtleiſtung. Sie hob die bethränten Augen gen Himmel, und antwortete weiter nichts, als: „nicht ich bin es, „die den Schwur gebrochen, ſondern Er. „Sein Brief und Ihre Worte beweiſen, daß „nicht das treue Herz eines Weibes in ſeiner „Bruſt ſchlägt. Wie oft hat er mir geſchwo„ren, daß er lieber das Leben verlieren, als „mir entſagen wolle. Ach! ich ſehe nun wohl,

„daß er lieber ein reicher Mann, als ein „rechtſchaffener Mann ſeyn will!“

Dieſe Antwort genügte dem Abgeſandten nicht. Die Notarien hatten ihre Federn geſpitzt, aber dergleichen unjuriſtiſche Redensarten konnten ſie doch nicht niederſchreiben. De la Porte beſtand alſo auf einer beſtimmteren Erklärung.

Da ſagte ſie mit Engels Sanftmuth: „Mein Herr, da Herr von Montmorency „mich verläßt, ſo kann und will ich ihn nicht „verhindern, zu thun, was ihm beliebt.“ — Auch das ſchien den Notarien noch nicht hinreichend; man drang nochmals in ſie, und nun erklärte ſie endlich mit edlem Unwillen: „Nach „dieſem Briefe wollte ich den Herrn von Montmorency nicht heyrathen, und wenn er ein „Königsſohn wäre. Ich ſpreche ihm von aller „Verbindlichkeit gegen mich frey, ob ich gleich „kaum glauben kann, daß er dieſen Brief „wirklich geſchrieben habe.“

Man verſicherte ſie, man habe es mit Augen geſehen, daß er ihn eigenhändig abgefaßt. Da brach ſie noch einmal in Thränen aus, bat aber die Herrn um Verzeihung wegen ihrer Schwachheit und entfernte ſich.

Nun hatte man, was man wollte. Johannas Erklärung wurde nach Rom geſchickt, und als Paul auch hierauf nicht achtete, ſo kehrte man ſich auch nicht länger an ſeine Weigerung, um ſo weniger, da Franz, in Gegenwart der Räthe des Königs, noch eine andere Schrift ausſtellte, die wo möglich noch niederträchtiger war als die Erſte: „Daß er nemlich Johannen die Ehe nie verſprochen, ſondern nur „mit ihr übereingekommen ſey, ein ſolches „Verſprechen vorzugeben, um vielleicht dadurch die Einwilligung ſeines Vaters zu erlangen. Um die päbſtliche Diſpenſation habe er „bloß nachgeſucht, weil er ſie leicht zu erhalten „gehofft, da man ihm aber ſo viele Schwierigkeiten mache, ſo fühle er ſich nunmehr gedrungen, die Wahrheit zu bekennen.“

Dieſes Gewebe von erbärmlichen Lügen beſchwur der Elende ſogar, uneingedenk, daß es, mit andern Worten, folgende Sätze enthielt: „Ich bin mit Mademoiſelle de Pienne übereingekommen zu lügen, und habe ſo lange gelogen, bis ich mich ſchämen mußte die Wahrheit zu ſagen. Darum ging ich lieber nach Rom und belog den Pabſt; da aber alle dieſe Lügen mir nichts geholfen haben, ſo ſchwöre ich hiemit vor den königlichen Räthen, daß ich gelogen habe.“ — Dieſe letzte und eigentliche Lüge wurde von dem Vater der Lügen belohnt, die Vermählung mit Dianen mit großen Pomp geſeyert; aber — dieſe Verbindung war nicht glücklich. Diane brachte viele todte, und nur ein einziges lebendiges Kind zur Welt, welches auch bald nach der Geburt ſtarb. Der nunmehrige Herr Marſchall von Montmorency empfand Gewiſſensbiſſe, die bey einem ſo ſchwachen Menſchen nicht ausbleiben konnten. Er wandte ſich, nach Pauls Tode, an den neuen Pabſt Pius IV, bekannte ihm ſeine ganze Erbärmlichkeit, und bat um Abſolution. Pius, der nicht daſſelbe Intereſſe bey der Sache hatte, wie ſein Vorgänger, ertheilte ſie ihm in einer ſchönen Bulle auf Pergament, und wenn gleich, troß der Bulle, ſeine Ehre unwiederbringlich verloren blieb, ſo wurde doch ſein feiles Gewiſſen dadurch beruhigt.

Und was wurde denn aus der armen Johanna! nach der gewiß ſchon Jede meiner Leſerinnen voll Mitleid ſich umgeſehen hat. Ihr Loos war vielleicht glücklicher, als es jemals in den Armen des vornehmen Schwächlings hätte werden können. Florimond Robertet von Alluje verliebte ſich in ſie. Er war Secretär des Königs von Navarra, und nur durch ſein Herz, nicht durch ſeine Geburt berechtigt, Anſpruch auf ein Fräulein aus dem Hauſe Pienne zu machen. Der König, der um ſeine Liebe wußte, brauchte ihn zu einer wichtigen Sendung nach Savoyen, und verſprach ihm, daß, wenn er die Sache zu ſeiner Zufriedenheit ausführe, er ſich ſelbſt für die Erlangung ſeiner Wünſche intereſſiren wolle. Indeſſen ſcheint es doch, daß bloß die Liebe dieſe Verbindung zu Stande gebracht, denn der König war ſchon ſeit einem Jahre todt, als ſie wirklich vollzogen wurde.

* * *

Welche wunderſame Betrachtungen dringen ſich dem Leſer dieſer Begebenheit auf. Die Liebesgeſchichte eines erbärmlichen Jünglings konnte einen Pabſt bewegen, ſeine koſtbare Infallibilität freywillig aufzugeben — konnte das Oberhaupt der Kirche mit dem Könige von Frankreich entzweyen — hätte beynahe die Veranlaſſung gegeben, daß ganz Frankreich ſich dem Gehorſam gegen den päbſtlichen Stuhl entzogen hätte — und verurſachte wirklich ein neues, für ganz Frankreich heilſames, Geſetz, nemlich das Edict gegen die heimlichen Heyrathen, welches überall mit Jubel aufgenommen wurde, weil es höchſt nöthig geworden war; an welches aber Seine Majeſtät nie gedacht haben würden, wenn Franz von Montmorency nicht zu tief in die ſchönen Augen der Johanna von Pienne geſchaut, und Heinrich der Zweyte keine natürliche Tochter gehabt hätte, die er an den Sohn ſeines Günſtlings verheyrathen wollte. Ach! aus welchen ſchmutzigen Quellen fließt oft das wenige Gute, was dem Volke wiederfährt!

Der Tod der Götter.

In einem alten Dichter, ich weiß nicht mehr aus welchem Jahrhundert, hab ich einſt eine Beſchreibung geleſen, wie die gewaltige Zeit Alles zerſtört, und endlich ſogar ſich an den

Göttern vergreift. Es liegt viel Sinn in dem Scherz, denn auch das Heiligſte verſchlingt die Zeit. Wenn man einem Römer, in den erſten Jahrhunderten der Republik, verſichert hätte, daß eine Zeit nicht fern ſey, wo der Glaube an Jupiter gänzlich von der Welt verſchwunden ſeyn werde, ſo würde ſicherlich der Römer ihn eben ſo herzlich ausgelacht haben, als heutzutage ein guter Chriſt den Engländer auslacht, welcher das Jahr berechnet hat, in welchem auch der letzte Funke des Glaubens an Chriſtum verloſchen ſeyn werde. Und doch — des Engländers kühne Rechnung bey Seite — iſt das Letztere eben ſo gewiß als das Erſtere. — Wieder auf meinen alten Dichter zu kommen, ſo mahlt er die Götterſchaar in der größten Verwirrung. Schon iſt die Welt von der Zeit vernichtet worden; die Götter zittern und berathſchlagen, wie ſie dem Unhold entrinnen mögten; aber in dieſem Augenblick fliegt Jupiters Kopf, von der Senſe der unerbittlichen Zeit getroffen. Mercur will dieſe

Senſe ſtehlen, allein der Alte bricht ihm das Genick. Vergebens bietet Venus alle ihre Reize auf, um ihn zu beſänftigen; der Unempfindliche drücket Runzeln auf ihre Stirn, und ſie ſtirbt vor Gram. Bacchus locket die Zeit zur Tafel, um ſie zu berauſchen. Sie bringt aber den Wein ſelbſt mit, aus dem Weinkeller einer berühmten Reichsſtadt, und Bacchus ſtirbt an Silberglätte. Aeſculap wird durch Arcana hingerichtet; Amor durch eine häßliche, eben damals ſich verbreitende Krankheit. Kurz, die Zeit verſchont keinen der Götter, ausgenommen den Apoll, der aber auch bald vor Verdruß ſtirbt, weil der böſe Alte die opera omnia des Dichter-Gottes, und folglich ihm ſelbſt ſchon vernichtet hat.

Die Tunguſen.

(Aus dem Tagebuche eines Reiſenden.)

Die Tunguſen ſind mittlerer Gröſſe, von gutem Wuchs und ſchlankem Körper. Das Geſicht platt, die Augen klein; doch beydes weniger als bey den Kalmücken. Die Naſe fein und gut gebaut. Die Ohren weder groß noch abſtehend. Die Haut glatt, weiß, mit einer friſchen Röthe. Die Augen braun, munter, die Lippen dünn, die Haare ſchwarz, aber dünn — wenig Bart. — Ihre ganze Complexion ſehr geſund. Die älteſten Männer tragen ſich ſo gerade und haben einen ſo muntern Gang als bey uns ſelten die jüngſten Leute. Ihre Lebhaftigkeit und Behendigkeit iſt ſehr groß, Geſicht und Gehör äußerſt ſcharf.

Sie zeigen ſich immer wie ſie ſind, und kennen keine Verſtellung. Sie ſind ſehr ſorgenfrey, bey dem Beſitz der unentbehrlichſten Bedürfniſſe vergnügt, bey dem völligen Mangel mehrerer Tage, nicht ängſtlich oder traurig. Sie theilen das letzte, was ſie haben, gern mit, und Dienſtfertigkeit koſtet ihnen keine Ueberwindung. Mit Argwohn und Mißtrauen ſtören ſie ihre Ruhe nicht. Lügen zu reden däucht ihnen ſehr abgeſchmackt, ſie betheuern daher nichts, fluchen auch niemals. Nichts iſt ihnen ſchimpflicher als für einen Dieb gehalten zu werden, darüber werden oft Pfeile gewechſelt.

Sie ſpüren dem Wilde oder ihrem verlaufenen Vieh auf Gras und Moos weit nach, und fehlen auch da nicht, wo es durch ganze Haufen anderer Thiere gegangen. Der trocknen Erde ſehen ſie die tief liegende Quelle an. In den Revieren ihrer Züge kennen ſie jeden Baum und jeden Stein. Manchmal hängen ſie in Wildniſſen, wenn ſie Berge erſteigen wollen, ihre entbehrlichen Sachen an Bäume, und finden ſie immer wieder. Wenn ſie ihren Weibern den Ort bezeichnen wollen, wo ein gefälltes Stück Wild liegt, wiſſen ſie den Ort ſo gut zu beſchreiben, daß die Familie ihn nicht verfehlt, ſie zeichnen auch wohl den Gang und Ort mit dem Finger auf der Erde. Sie ſind ſehr beherzt, ein jeder läßt ſich einzeln, bloß mit Pfeil und Spieß bewaffnet, mit dem größten Bären in Zweykampf ein, und erlegt ihn. Bey gefährlichen Verwundungen klagen ſie kaum.

Ihre Schneeſchuhe ſind 4 Fuß lange und 7 Zoll breite Bretter, an beyden Enden ſpitz, und mit den Häuten von den Füßen des Rothwildes überzogen, deren Haare ſich, wenn es Bergauf geht, ſperren, und das Zurückglitſchen verhindern. Zugleich helfen ſie ſich mit einem langen Stabe, der an der Spitze einen kleinen hölzernen Teller hat, um nicht in den Schnee einzuſinken.

Auf Geld und edle Metalle ſetzen ſie keinen Werth, ſie geben es den Kindern zum Spielwerk. Ein Tunguſe, der eine Handvoll Rubel hatte, welche in ehemaligen Zeiten einem erſchlagenen Koſacken abgenommen worden waren, gab ſie für ein Pud Mehl alle hin. Als der Mehlverkäufer, ein Ruſſe, ſich darüber freute, gab ihm der Tunguſe alles, was er noch übrig hatte, und als jener ſo viel nicht annehmen wollte, ſagte der Tunguſe, er könne aus dieſem Eiſen doch keine gute Pfeile ſchmieden laſſen — ſo daß jener 40 Rubel Silber für ſein Pud Mehl bekam, welches ſonſt in dieſen Gegenden etwa 20 Copeken koſtet. Alte Leute zählen ihre Jahre nach der Zahl der Tributentrichtungen. Es giebt viele die 60 und einige die 70 ſolcher Jahre zählen. Weiber merken ſich, welche Mannsleute mit ihnen gleich alt ſind — ſterben dieſe, ſo iſt auch ihre Rechnung zu Ende. Ueberhaupt kümmern ſie ſich wenig um die Zahl ihrer Jahre. — Ein Knabe heißt in ihrer Sprache Kunakan, ein Greis Elterokan, ein ſchönes Mädchen Aija Hunnat, und die Liebe Ajawin. — Sie haben drey Arten von Eidesleiſtungen, um die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Der geringſte Eid iſt, wenn der Beſchuldigte gegen die Sonne mit einem Meſſer fechtend treten und ſagen muß: „Bin ich ſchuldig, ſo laſſe die Sonne die Krankheit, wie „dieſes Meſſer in meinen Eingeweiden wüthen.“ — Der zweyte Eid iſt ſchwerer, und der Beklagte muß auf einen hohen Berg ſteigen und laut ausrufen: „Bin ich ſchuldig, „ſo will ich ſterben, oder Kinder und Vieh „verlieren, oder immer ein unglücklicher Jäger „ſeyn,“ nachdem das Urtheil erkannt hat.

Der ſchwerſte Eid iſt, wenn bey einem Feuer ein Hund geſchlachtet wird, von deſſen Blut der Beklagte trinken und dabey ſagen muß: „ſo gewiß ich dieſes Blut trinke, rede „ich die Wahrheit. — Lüge ich, ſo will ich „umkommen, verbrennen oder verdorren, wie „dieſer Hund.“

Um die Götter zu verſöhnen, befiehlt der Schamen zuweilen ein Doi zu errichten — dieſes Doi iſt ein Kreutz über eine Klafter hoch, der obere Theil wird mit Lerchenſtrauch umwickelt, und ein vorher getödteter Schwan, Ente oder Mewe mit ausgebreiteten Flügeln und ausgeſtrecktem Kopfe daran befeſtigt.

Ihre Lieder handeln von der Liebe, Jagd, ſchönen Gegenden, tapfern Handlungen der Vorfahren, Wundern und Abendtheuern. Hier zum Beyſpiel ein tunguſiſches Märchen, das aber ſchon etwas mongoliſchen Geſchmack verräth:

In einem Reiche war der Fürſt Dolodai, welcher 2000 Knechte hatte, und in einer Stadt mit einer dreyfachen Mauer, die äußere hölzern, die mittlere ſteinen, die innere eiſern, wohnte. An der Thür ſeiner Jurte ſtand eine Säule von Stahl, an welche er ſein Prachtpferd band.

Er hatte ſieben Prinzeſſinnen, von welcher Suwudangina, die jüngſte, ausnehmend ſchön war. Jede hatte einen goldnen Wagen, auf dem ſie ſpazieren fuhr.

Einſt kam unvermuthet der Vogel Nogol geflogen, und führte ſie alle ſieben ſo behende durch die Luft, daß ſie nicht wußten, wo ſie blieben. Nur die jüngſte entkam durch ihre Klugheit. Sie verwandelte ſich in einen Adler, flog zu ihrem Vater und ſetzte ſich auf die ſtählerne Säule vor der Jurte, an welcher das Prachtpferd gebunden war. Dies wurde ſcheu und wieherte ſo ſtark, daß viele Jurten einſtürzten und viele Menſchen wahnſinnig wurden. Der Fürſt, über dieſen Unfug entrüſtet, zog ſeinen Säbel, um den Adler zu tödten — der Adler aber rief mit menſchlicher Stimme: Verziehe, Fürſt! und ſtehe ab, denn ich habe dir was zu vertrauen! Du hatteſt ſieben Töchter und jetzt keine. — Der erſtaunte Fürſt ergrimmte und wollte der Aufſeherin der Prinzeſſinnen den Kopf ſpalten. — Dein Zorn iſt vergeblich, ſagte der Adler, du ſelbſt hätteſt deine Töchter nicht retten können. Karatkakan Mojen, ein großer ſtarker Mann, kam aus Abend geflogen und entführte ſie. Er iſt ſehr weiſe, beſitzt ein Pferd ſchwärzlicher Farbe, und ſchneller als daß es Wind und Wolken einholen könnten. — Ich, deine Tochter, Suwudangina, bin ihm durch meinen Verſtand entkommen, um zu erfahren, ob du mich von ihm befreyen kannſt, da ich ihn nicht heyrathen mag, oder ob du einen andern ſtarken Mann weißt, der mit ihm zu ſtreiten vermöge? — Ich bin alt, entgegnete der Vater, und könnte es ohnehin auch mit Karatkakan Mojen nicht aufnehmen. — Ich habe aber von einen Helden in Mittag gehört, der Kuludai heißt, bis zu ihm iſt es ſo weit, daß ein Vogel drey Jahr auf dem Fluge, und das ſchnellſte Pferd zehn Jahre zubringt, um zu ihm zu gelangen. — In Morgen wohnt noch ein größerer Held, Arſalun Bakſchi (Lehrer der Löwen). Sein

Pferd, Schaman Tſchagaja, weiß, was in allen Ländern vorgeht; es iſt ſchneller als ein Vogel und ſchneller als der Wind. Bis zu ihm iſt es aber ſo weit, daß weder ein Vogel noch das beſte Pferd den Ort erreichen kann. — Das habe ich auch gehört, ſagte die Tochter, und bat ihren Vater zum Abſchied um Speiſe auf den Weg, welcher acht Kameele ſchlachten ließ und ſie dem Adler mitgab. Der Adler flog bald unter bald in den Wolken, ohne auszuruhen, ſieben Jahre. Wenn die Erde einen weiſſen Schein gab, glaubte er es ſey Winter, und wenn ſie ſchwärzlich ausſah, hielt er es für Sommer. Auf dem Fluge wurde Suwudangina einer prächtigen Jurte gewahr — bey derſelben ſtand zur Rechten eine ſtählerne Säule und an derſelben ſieben gelbliche Pferde. Sie hatten güldene Mähnen, ſilberne Sättel und Zäume. Auf jedem Sattel lag ein Luchspelz. An der linken Seite der Jurte waren an einer eichenen Säule ſieben fuchsfarbene geſattelte Pferde gebunden. Ihre Mähnen waren ſilbern, die Hufe ſtählern, Sattel und Zäume ſilbern. Auf jedem ein Pelz von Fuchsbälgen. Der Adler verwandelte ſich in einen Bündel Wolle, ſaß als ein ſolches auf dem Dache und ſahe in die Jurte. An der rechten Seite des Feuers ſaßen ſieben Jünglinge, jeder machte einen Pfeil. An der linken Seite verfertigten ſieben Mädchen ein Pelzkleid mit ſieben verſchiedenen Silbernäthen beſetzt. Die Jünglinge überreichten den Jungfrauen die Pfeile und fragten, ob ſie jemand geſehen, der ſaubere Pfeile machen könne? Sie ſind ſchön, ſagten die Mädchen, aber Arſalun Bakſchi, der im Morgen wohnt, iſt ſo geſchickt und ſtark, daß einer ſeiner Finger alle eure Kunſt und Stärke übertrifft. — Die Jünglinge zerbrachen ihre Pfeile und warfen ſie ins Feuer. Die ſieben Jungfrauen hatten ihr Kleid fertig und fragten die Jünglinge, ob ſie je ſchönere, klügere und geſchicktere Mädchen geſehen hätten? dieſe antworteten: ihr ſeyd ſehr ſchön, klug und kunſtreich, aber der Fürſt Doladai hat ſieben Töchter, von welchen die jüngſte, Suwudangina, ſo viel ſchöner, weiſer und geſchickter iſt, daß ihr alle nicht eines Nagels ihrer Finger werth ſeyd. Die verbrannten ihr Kleid.

Als Suwudangina dieſes gehört hatte, nahm ſie wieder die Geſtalt eines Adlers an, und flog weiter. Nach einem Jahre bemerkte ſie ein Erdbeben, und als ſie ſich der Erde näherte, erfuhr ſie, daß Arſalun Bakſchi ſo eben Pfeile verfertige. Sie flog dahin, wo die Luft von ſeiner Arbeit ertönte, und ſah eine Höhle in einem Berge mit ſilbernen Kräutern, deren Blumen golden waren. An jeder Seite des Berges ein See, ſtatt Waſſers mit Milch erfüllt. Auf dem Berge eine prächtige Jurte, die Wände ſilbern, das Dach Gold. In derſelben ein Mann, im Begriff einen Pfeil zu vollenden. Er bat die Götter, ihm eine Feder zu beſcheren, damit er nie mit ſeinem Pfeil ſeinen Feind verfehle, und ihm kein reißendes Thier entrinne. Das hörte der Adler, zog ſich eine Feder aus dem rechten Flügel und ließ ſie in die Jurte fallen. Arſalun nahm ſie, bewunderte ihre Größe und vollendete ſeinen Pfeil. Er wünſchte ſich eine zweyte Feder, die ihm auf eben die Art aus des Adlers linken Flügel zu Theil ward. — Er ward des großen Adlers jetzt gewahr, und fragte ihn: Was biſt du für ein großer Vogel? — Du fragſt mich, erwiederte derſelbe, ohne geſagt zu haben, wer du ſeyſt? — „Ich bin Arſalun Bakſchi!“ — Und wozu die Pfeile? — „Weil ich einen „Zug gegen Abend thun will. Dort lebt der „Fürſt Dolodai, von deſſen ſieben Töchtern ich „die jüngſte heyrathen werde!“ — Eben dieſe bin ich, rief Suwudangina. — „Biſt du es? „O ſo komm zu mir!“ — Nein, erwiederte ſie, vorher mußt du mich überzeugen, daß du Arſalun Bakſchi biſt! — „Ich will über „neun Hügel fliegen und in den zehnten eine „Schwungfeder ſetzen.“ — Nein, ſagte ſie, dein Pfeil muß durch neun Hügel fahren, auf dem zehnten die Feder ſpalten, noch durch fünf

Hügel bohren und im ſechſten ſitzen bleiben. — Der Vogel ſteckte die Feder. — Arſalun nahm den Bogen; der Pfeil durchbohrete neun Hügel, ſpaltete auf dem zehnten die Feder, fuhr noch durch fünf Hügel, und blieb im ſechſten ſtecken, aus den ihn der Adler herauszog und dem Helden brachte.

Der Adler verwandelte ſich nun wieder in ein ſchönes Mädchen, ſetzte ſich zu dem Helden in die Jurte, ſprach und ſchlief bey ihm. Morgens früh, als ſie aufſtanden, kam Arſaluns Lieblingspferd und fragte: Wer iſt es, den mein Herr bey ſich hat? „Es iſt eine „ſchöne Jungfrau, erwiederte dieſer, die ich „mir zur Gemahlin genommen habe.“ Du haſt keine Gemahlin, ſondern große Gefahr bekommen — ſagte das kluge Pferd — und wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo befeſtige deine Jurte mit zwölf eiſernen Ketten, und lege deine Kriegskleider und Waffen an. Wenn du nun zu Mittage ein Geſchrey hören, und Hagelſchloſſen, anfangs ſo groß wie Schaafe, dann wie Kameele, ſehen wirſt, ſo gehe nicht aus deiner Jurte, denn es kommt der Held Kavatkakan Nojen. Er wird deine Jurte ſchlagen und dir Hohn ſprechen, aber antworte nichts und bleibe zu Hauſe. Gehſt du heraus, ſo ſiehſt du deine Gemahlin nie wieder. — Das Pferd kehrte auf ſeine Weide zurück, Arſalun veranſtaltete alles nach ſeinem Rath und ſetzte ſich in die Jurte.

Des Mittags bemerkte er ein Erdbeben und vernahm ein großes Geräuſch. Es hagelte: Die erſten Schloßen waren nicht kleiner als Schaafe, die folgenden wie Kameele; dabey ſtürmte es ſo, daß die zehn Ketten, die die Jurte hielten, zerriſſen. Bald darauf kam der Held, ſchlug die Jurte erſt mit der Peitſche, dann mit dem Spieß, dabey rief er aus: biſt du Arſalun Bakſchi, von dem die ganze Welt ſagt, daß er beherzt, ſtark und unüberwindlich ſey? Jetzt, da ich dich feige vor dem

Schooße eines Weibes ſitzen ſehe, halte ich dich für den verzagteſten und elendeſten Kerl unter der Sonne. Hörſt du nicht, wie ſchrecklich meine Ankunft iſt?

Arſalun hielt ſich nicht länger, ſondern nahm ſein Schwerd und ging aus der Jurte. Da er niemand fand, kehrte er zurück, aber ſeine Gemahlin war fort.

Er rief ſein kluges Pferd, ſetzte ſich gerüſtet darauf und ritt davon. Es trug ihn bald über die Gipfel der Bäume und fuhr den Wolken nahe durch die Lüfte. Er traf einen Adler an, der ſeine Prinzeſſin in den Klauen hielt, und ſpaltete ihn mit ſeinem Pfeil von Kopf bis zum Schwanze. Die Prinzeſſin entfiel ihm auf die Erde, der Adler, der zugleich herab ſtürzte, hatte kaum die Erde berührt, als beyde Hälften zuſammenwuchſen und er mit ſeinem Raube weiter flog. Er erhielt den zweyten Pfeil, den ihm einen Flügel abſchoß; er ſetzte ſich ihn aber gleich wieder an, und half ſich durch ſeine Zauberkunſt von allen Wunden, deren er viele erhielt. Arſalun verfolgte ihm drey Jahr. Im vierten Jahr erreichte er des Adlers Wohnung. Seine Stadt hatte eine dreyfache Mauer, von Holz, von Stein und von Eiſen. Der Adler verſchloß ſeine Thore und beſetzte ſie mit Wächtern. Arſalun nahm ſeinen Pfeil, der mit den Federn der Prinzeſſin beflügelt war, und ſagte zu ihm: du mein Pfeil, biſt du nicht wider meine Feinde gemacht? Hilf mir! Er ſchoß die drey Mauern und die Wohnung nieder.

Karatkakan erſchien auf ſeinem beſten Pferde und ſagte: Arſalun Bakſchi, ziehe in Frieden von mir, wenn dir dein Leben Lieb iſt, denn nicht du, ſondern ich bin der erſte Liebhaber der Schönen. Ich habe ſieben Prinzeſſinnen nach meinem Lager gebracht und zu meinen Gemahlinnen beſtimmt. Eine entkam mir zwar, aber ſie iſt doch mein und nicht dein!

Arſalun erwiederte, ſo lange ich noch Hände, Füße und Leben habe, werde ich nicht abziehen. — Nur dann erſt kannſt du meine Braut behalten. Ich verlange mit dir zu ſtreiten. — Das ſoll geſchehen, ſagte Karatkakan Noſen, und zwar auf einer jähen, hohen und ſo ſchmalen Meeresklippe, daß wir nur kaum mit einem Fuß auf derſelben ſtehen können. — Wo du willſt, gab Arſalun zur Antwort, ich erſcheine. — Beyde ſetzten ſich auf ihre beſten Pferde und erreichten den Kampfplatz. — Karatkakan verwandelte ſich in einen Hirſch und Arſalun in eine wilde Ziege. Der Streit war heftig. Der Hirſch hatte das Uebergewicht der Stärke, wenn er aber fiel, ſtürzte er bis auf den Grund, dahingegen die Ziege ſich in den Klippen erhalten konnte. Nach dreytägigen Streit verſtärkten ſie ihre Kräfte, der Hirſch ward zum Elend und die Ziege zum Eber. Der Kampf dauerte wieder drey Tage. Darauf kämpften ſie als Menſchen gegen einander und wählten dazu eine Ebene. Sie waren zu Pferde. Erſt brachen ſie Lanzen, dann zogen ſie ihre Schwerdter, und weil alles zerbrach, nahmen ſie ihre Peitſchen. Als auch dieſe drauf gingen, ſtiegen ſie vom Pferde und kämpften ohne Waffen. Es dauerte drey Jahre, und keiner vermochte den andern zu tödten.

Die Pferde miſchten ſich endlich in den Streit. Arſaluns Pferd ſagte: Mein Herr wird den Mojen nicht tödten, weil er ſehr ſtark und unſterblich iſt. — Ich weiß aber ſeinen Tod. Hinter dreyßig Meeren iſt eine Inſel, auf der wohnt ſeine Schweſter, die ſeinen Tod bewacht. Er iſt in einen Pfeil und der Pfeil in einen Kaſten, den die Schweſter unabläßig hütet. Ich will ſehn ihn zu erhalten. — Mojens Pferd ſagte ſeinem Herrn faſt daſſelbe. Ich weiß Arſaluns Tod; er iſt in der ſtählernen Säule bey ſeiner Jurte. In der Säule iſt eine Säge und in der Säge der Tod. Beyde Pferde machten ſich auf, den Tod ihrer Feinde zu holen. Als Arſaluns Pferd über dreyßig

Meere und auf die Insel zu Nojens Schweſter ankam, ſank die Jurte derſelben von der Erſchütterung um. Die Schweſter wollte ſie halten, und verlor darüber den Kaſten mit dem Pfeil aus den Händen. Das Pferd zerbrach den Kaſten und lief mit dem Pfeil davon. — Nojens Pferd zerbrach Arſaluns Säule und brachte die Säge im Maul. Als beyde Pferde ankamen, wollte jedes das erſte ſeyn. — Arſaluns Pferd aber gab Nojens ſeinem mit dem Hinterfuß einen Schlag, daß ihm die Todesſäge aus dem Maule fiel, die Arſaluns Pferd ergriff, verſchlang und den Pfeil ſeinem Herrn brachte. Mit demſelben tödtete Arſalan den Karatkakan, ging in ſeine Stadt, nahm zuerſt ſeine Gemahlin, dann die Gemahlinnen des Nojen, ſeine Knechte und Heerden, und lebte ſehr berühmt.

v. U.

Mißlicher Nachruhm eines Erfinders.

Wenn doch ein Jeder, der durch Erfindungen ſich zu verewigen wähnt, an die Fernröhre dächte, die nicht viel über 200 Jahr alt ſind, und über deren eigentlichen Erfinder man dennoch große Zweifel erregt. Einige behaupten, ein gewiſſer Jacob Metius, von Alkmaar in Holland gebürtig, habe 1609 den Generalſtaaten das Erſte Fernrohr überreicht. Andere erzählen: Die Kinder eines Brillenmachers in Middelburg hätten in ihres Vaters Bude geſpielt, und zufällig durch zwey Gläſer, deren Eins erhaben das Andere hohl geſchliffen waren, nach dem Hahn auf ihrem Kirchthurm geſchaut. Das würde freylich noch nichts entdeckt haben, wenn nicht durch einen zweyten glücklichen Zufall die Gläſer gerade in der gehörigen Entfernung von einander wären gehalten worden. Nun erſchien der Hahn plötzlich ſo groß, daß die Kinder laut aufſchrieen, und den Vater herbey rieſen, der, nicht weniger erſtaunt, die beyden Gläſer zu mehrerer Bequemlichkeit einfaßte. Bald kam ein Anderer, der ſie an die beyden äußern Enden einer Röhre ſetzte, wodurch die Gegenſtände noch deutlicher wurden, weil die Röhre das Licht hinderte, von der Seite einzufallen. Endlich kam ein Dritter, machte bewegliche Röhren, und ſchob ſie Eine in die Andere. — Das läßt ſich hören, aber es waren doch nur lauter Muthmaßungen, die einem Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts nicht genügten. Er ſuchte ſo eifrig der Sache auf den Grund zu kommen, als ob er die Ehre der Erfindung für ſeinen eigenen Großvater in Anſpruch nehmen wollte; denn es hat zu jeder Zeit wunderliche Leute gegeben, denen weit mehr daran lag, zu wiſſen, in welchem Jahre, an welchem Tage, in welcher Minute ein Ding *entſtanden* ſey, als wozu es *nutze*. Es iſt ihm gelungen, fünf gerichtliche Zeugniſſe, und einen Brief eines gewiſſen Borel, Deputirten der Staaten von Holland, aufzutreiben. Zwey dieſer Zeugniſſe ſchreiben die Erfindung einem Zacharias Jans, Brillenmacher in Middelburg zu, hingegen die drey andern ſagen nicht ein Wort von dieſem Zacharias, ſondern nennen einen andern Brillenmacher derſelben Stadt, Namens Johann Lapprey. Borel erzählt in ſeinem Briefe, er habe jenen Zacharias Jans ſehr wohl gekannt, und oft als Knabe in der Bude ſeines Vaters geſpielt. Dieſe Leute habe er oft ſagen hören, ſie wären die Erfinder des Microſcops. Im Jahr 1619 ſey er in England geweſen, da habe er in den Händen ſeines Freundes, Cornelius Drebbel, daſſelbe Microſcop geſehen, welches Zacharias und ſein Vater dem Erzherzog Albert überreicht hatten, von dem es an Drebbel war geſchenkt worden. Nun beſchreibt Borel das Inſtrument, und aus dieſer Beſchreibung ergiebt ſich, daß er wirklich von einem Microſcop ſpricht. Im Jahr 1600, fügt er hinzu, hätten dann die beyden Brillenmacher das Teleſcop erfunden, und es dem Prinzen Moritz von Naſſau gebracht, welcher die Erfindung zu verheimlichen geſucht, um ſich ihrer in dem damaligen Kriege allein zu bedienen. Allein ſie wurde dennoch ruchtbar. Ein Fremder kam nach Middelburg, um den Erfinder des Teleſkops aufzuſuchen, gerieth aber zufällig, ſtatt in die Bude des Zacharias Jans, in die des Johann Lapprey. Seine Unterredung, ſeine Fragen, brachten den letzteren auf die Spur der Erfindung, die er nunmehr auch errieth und zuerſt bekannt machte. Daher kam es, daß er eine Zeit lang für den Erfinder galt. Doch nicht lange, denn Metius und Drebbel kamen nach Middelburg, begaben ſich gradesweges zu Zacharias Jans, und kauften dort ihre Teleſcope.

Durch dieſe Erzählung werden freylich manche Widerſprüche vereinigt, hingegen auch eine neue Unwahrſcheinlichkeit behauptet, daß nemlich das Microſcop früher ſey erfunden worden als das Teleſcop, welches gegen alle bisher angenommenen Meynungen ſtreitet. Kurz, es iſt eine höchſt mißliche Sache um den Nachruhm eines Erfinders, wie ich ſchon einmal in dieſen Blättern durch das Beyſpiel des Telegraphen bewieſen habe. Selbſt dann nicht einmal, wenn die Erfindung nach dem Namen eines Mannes benannt worden, kann man ſicher ſeyn, daß dieſer Mann wirklich der Erfinder geweſen. Oft war er nur der Erſte, der ſich ihrer nützlich bediente. — Nur, habe ich geſagt? — Dies nur ſteht an der unrechten Stelle, denn allerdings verdient der Erſte, der eine Erfindung klüglich benutzt, mehr Dank und Ruhm, als der Erſte, dem ein Zufall ſie in den Weg warf. Und ſo mögte wohl am Ende, im vorliegenden Falle, Newton den meiſten Ruhm davon tragen, weil ſeine Kinder nicht nach dem Hahn auf dem Kirchthurm guckten, ſondern weil er, durch feinſte Kenntniß der Strahlenbrechung, das reflectirende Teleſcop erfand.

Ueber die Beſoldungen der Schauſpieler.

Man hört nicht ſelten klagen, daß die Schauſpieler, und beſonders die Sänger und Tänzer, ſo ſtarke Beſoldungen zögen, indeſſen mancher, unter den Waffen grau gewordene, oder gar verſtümmelte Krieger, ſich mit einer elenden Penſion behelfen müſſe. Ich mag hier nicht unterſuchen, woher es kommt, daß man gewöhnlich einen amüſirenden Künſtler reicher belohnt, als einen nützlichen Staatsdiener. Es iſt nun einmal ſo, und ich will hier bloß einige Beyſpiele anführen, daß es immer ſo war.

Eine Stelle des Plinius (von Badens commentirt) lehrt uns, daß der Schauſpieler Eſop, der in Rom zu den Zeiten Cicero's lebte, 12500 Ducaten Einkünfte hatte, folglich weit mehr, als irgend Einer unſerer jetztlebenden Künſtler. Und doch iſt das noch nichts, gegen die Summe, welche ſein Kammerad Roſcius ſich hätte verſchaffen können, wenn er gewollt hätte. Cicero, ſein Freund und Vertheidiger, ſagt in ſeiner ſchönen Rede: er habe jährlich über eine halbe Million Thaler gewinnen können. Vielleicht übertrieb Cicero, aber wenn wir auch nur annehmen, was Macrobius erzählt, daß er nemlich für jeden Abend hundert Ducaten empfing, ſo machte das — wenn er auch nur zweyhundertmal im Jahr ſpielte — eine jährliche Einnahme von 20000 Ducaten. Wie wenige Fürſten können ſich ſolcher Einkünfte rühmen!

Dabey wurden die Schauſpieler in Rom nicht minder geehrt als belohnt. Am Tage, wo nicht geſpielt wurde, gingen die römiſchen Damen auf die Bühne, um die Masken und Kleider der Schauſpieler zu küſſen, worüber Juvernal ſich ſehr ereiferte, und wohl mit Recht, denn welcher Ehemann würde ſolchen Enthuſiasmus für die Kunſt von ſeiner Frau billigen? — Kayſer Auguſtus gab ein Geſetz, welches die Schauſpieler der Geiſſelung entzog. Die Geiſſel traf nur Sklaven. Die meiſten Schauſpieler wurden aus dem Sklavenſtande oder aus Freygelaſſenen genommen, und nun durch jenes Geſetz den römiſchen Bürgern gleich geſtellt.

Von nun an lebten die vornehmſten Römer mit den Schauſpielern in der engſten Vertraulichkeit, luden ſie zur Tafel, ſtatteten Beſuche bey ihnen ab, und es war nicht ſelten, einen Schauſpieler, der ſpazieren ging, von Rittern, Senatoren und beſonders von Damen, begleitet zu ſehen.

Man ging noch weiter. Man ertheilte Einigen unter ihnen die Vorrechte der Decucionen in den Provinzen und Colonien; es waren die nemlichen, welche die Senatoren zu Rom genoſſen. Ja, eine alte Zuſchrift bezeugt ſogar, daß ein Schauſpieler unter die Prieſter des Apollo aufgenommen wurde, eine Auszeichnung, die nur Männern aus den edelſten Geſchlechtern wiederfuhr.

Sehr vermuthlich wurden den Künſtlern dadurch die Köpfe verdreht — wie ſo oft bey uns durch weit geringere Ehrenbezeugungen geſchieht. Sehr wahrſcheinlich wurden ſie übermüthig, betrachteten ſich als groſe, auch wohl gar dem Staate höchſt nützliche Männer, und ſahen mit Verachtung auf den beſcheidenen Bürger herab. C'eſt tout comme chez nous. Aber es gab doch auch ein Gegengewicht ihres Hochmuths, nemlich die unausrottbare Geringſchätzung des groſen Haufens, der, ſo gern er auch ins Schauſpiel ging, doch die Schöpfer ſeines Vergnügens ſtets über die Achſel anſah. Auch dieſe Unbegreiflichkeit beſteht an den meiſten Orten noch heutiges Tages, und gründet ſich vielleicht auf das Gefühl der Entbehrlichkeit der Kunſt für Menſchen, die vor allen Dingen darauf denken müſſen, Brodt zu erwerben, den vornehmern Claſſen hingegen iſt die Kunſt unentbehrlich, denn ſie dürfen das Brodt nur verzehren, und ihr wichtigſtes Geſchäft iſt die Jagd nach Zeitvertreib.

Juriſtiſcher Troſt für manche Damen.

Es wiederfährt jungen Damen bisweilen, daß ſie ſchon wenige Monate nach ihrer Vermählung in den ehrwürdigen Stand der Mütter treten, und daß der Herr Gemahl wohl gar ſo unhöflich iſt, es übel zu deuten. Wollte doch Ariſton, der König von Sparta, nicht ein-

al den Democrates für ſeinen Sohn er-
ennen, weil er im ſiebenten Monat auf die
Welt kam.

Im Ganzen iſt es freylich wahr, daß die
Geburt eines Menſchen zu den undurchdring-
chen Geheimniſſen gehört. Niemand kennt
nen Vater mit Gewißheit, und noch weniger
nn er einem Andern beweiſen, daß Dieſer
er Jener ſein Vater ſey. Die Wahr-
heinlichkeit, durch Geſetze und Meynun-
gen der Gelehrten unterſtützt, muß dabey für
Wahrheit gelten. Ein ſolches Geſetz iſt
unter andern das: pater eſt quem nuptiae
demonſtrant (der Ehemann ſoll auch für
den Vater gehalten werden) denn vom Geſetz
wird niemals ein Verbrechen vorausgeſetzt.

Dieſe Grundſätze befolgte auch der berühmte
Rechtsgelehrte und Kanzler d'Aguaſſeau, in
einen Proceß, den er im Jahr 1696 als Ge-
neraladvokat führte. (Siehe Tom 7. pag. 160.
ſeiner Werke.)

Noch hat Niemand den Schleyer zerriſſen, in den die Natur, gleichſam aus Schaamhaftigkeit, das Geheimniß der Fortpflanzung verhüllt hat. Es iſt auch vergebens, ein Orakel darum zu befragen, wie Ariſton gethan. Nur das Geſetz darf hier das Orakel ſeyn, und dieſes begehrt nicht, daß ein Kind, um rechtmäßig zu ſeyn, nach dem ſiebenten Monat, ſondern nur daß es im ſiebenten Monat geboren werde. Es iſt genug, daß der ſiebente Monat angefangen worden. In den Pandekten ſteht ausdrücklich (Cap. 3. de ſuis et legitim. haered.) Hippocrates ſage, daß ein Kind, welches am 182ſten Tage erſcheint, zu gehöriger Zeit erſchienen ſey, und ſo ſolle auch künftig geurtheilt werden. Es iſt alſo nicht die Laune des Geſetzgebers, ſondern die Meynung des Fürſten unter den Aerzten, welche das Geſetz beſtimmt hat. Die berühmteſten Rechtsgelehrten, unter andern das Orakel Cujaz, ſtimmen damit überein.

Im Jahr 1730 machte ein Proceß dieſer Art ziemlich viel Aufſehn vor dem Parlament von Dijon. Eine gewiſſe Catharine Morlot wurde Wittwe am 2ten April 1729, verheyrathete ſich wieder am 28ſten May 1730, und ſetzte am 9ten October deſſelben Jahres ein vollkommnes Kind auf die Welt. Da dieſe Niederkunft 4 Monat und 11 Tage nach ihrer zweyten Verheyrathung erfolgt war, ſo klagten die Verwandten des Erſten Mannes, und verlangten, man ſolle ihr eine Schenkung deſſelben entreißen, weil ſie ſein Andenken beſchimpft und nicht einmal das Trauerjahr abgewartet habe, um ſich einem Andern in die Arme zu werfen. Daß ſie ihrem jetzigen Gemahl ſchon vor der Vermählung gewiſſe Rechte zugeſtanden, leugnete Madame Morlot nicht, und konnte es freylich auch nicht leugnen; allein daß es erſt nach Ablauf des Trauerjahres geſchehen, behauptete ſie ſtandhaft. Dieſes war aber ſchon am 2ten April 1730 abgelaufen, folglich konnte ſie am 3ten April mit ihrer

Perſon ſchalten und walten, ohne den Wohlſtand gegen den Verſtorbenen zu verletzen, und folglich zählte ſie ſechs Monat und einige Tage bis zu ihrer Niederkunft. Die Richter lächelten zwar über die haarſcharfe Berechnung, allein ſie entbanden, kraft des angeführten Geſetzes, die gewiſſenhafte Wittwe von der Anklage.

Der Wundarzt.

Einſt begehrte der König von Golconda von der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie in Batavia einen geſchickten Wundarzt, und man ſchickte ihm einen gewiſſen Peter Delan. Der König litt ſeit langer Zeit an Kopfſchmerzen; ſeine Aerzte hatten ihm gerathen, ſich an vier Stellen der Zunge die Ader öffnen zu laſſen, und es fand ſich kein Einziger unter den Wundärzten des Landes, der es wagte, dieſe Operation zu unternehmen. Delan wurde mit einer Beſoldung van 800 Pagoden bey Hofe angeſtellt. Er ließ ſich vernehmen, das Aderlaſſen ſey eine der leichteſten Operationen ſeiner Kunſt, und die Zuverläſſigkeit, mit der er ſprach, erweckte ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Geſchicklichkeit.

Nach einigen Tagen ließ ihn der König rufen, um ihm auf die Probe zu ſtellen. Man erklärte ihm ſchon im Vorzimmer, daß, nach Verordnung der Aerzte, durchaus nicht mehr und nicht weniger als acht Unzen abgezapft werden ſollten, und daß mit einem ſo großen Monarchen nicht zu ſpaßen ſey. Delan blieb keck. Da führten ihn vier alte Weiber ins Bad, entkleideten und wuſchen ihm, beräucherten auch ſeinen ganzen Körper, beſonders die Hände. Dann zogen ſie ihm einen Kaſtan an, und führten ihn zum Könige, brachten auch zugleich vier kleine goldene Teller mit, welche von den gravitätiſchen Aerzten gewogen wurden. Man wiederholte die Warnung, daß er mit ſeinem Kopf für jeden Blutstropfen haften müſſe, der über acht Unzen flöſſe. Delan hatte wirklich die Geſchicklichkeit, oder vielmehr das Glück, das beſtimmte Quantum nicht zu überſchreiten, und galt nun für einen Wundermann. Der König ließ ihm auf der Stelle 300 Pagoden auszahlen (ungefähr 700 Thaler.)

Kaum hatte die Königin vernommen, daß ein ſo geſchickter, und zugleich ſo ſchöner junger Wundarzt am Hofe ſey, auch ſie die Luſt anwandelte, ſich zur Ader zu laſſen. Delan wurde in ein prächtiges Zimmer gebracht, wo die nemlichen alten Weiber ihm Arme und Hände noch einmal wuſchen und beräucherten. Dann führten ſie ihn an einen ſeidenen Vor-

Univ. Bibl.

hang, in welchem ein Loch war, durch welches die junge Königin ihren Arm ſteckte, und gleichfalls ſehr ſchnell und geſchickt von ihm bedient wurde. Zu ſehen bekam er ſie nicht, aber es regnete Pagoden und Goldſtoffe auf ihn herab, und er wurde ein Günſtling am königlichen Hofe. Indeſſen verſchweigt er uns das Wichtigſte; ob nemlich der Aderlaß an der Zunge Seine Majeſtät wirklich von den Kopfſchmerzen befreyt habe?

Quodlibet.

Furcht iſt die Mutter der Schmeicheley. Die groſſen Herrn auf der Inſel Sumatra, die ſich ganz entſetzlich vor ihrem Tyrannen fürchten, wetteifern mit einander in Erfindung von ſchmeichelnden Redensarten. So, zum Beyſpiel, ſagen ſie zu ihm: ich wünſchte dein Herz gegeſſen zu haben. Der Deſpot nimmt das als eine Liebeserklärung auf. In Europa hingegen, wo dieſer Wunſch ſich wohl bisweilen Einem aufdringen könnte, wird er für keine Schmeicheley gehalten. Wenigſtens ſind der armen Prinzeſſin von Lamballe, deren Herz wirklich verzehrt wurde, gewiß in ihrem Leben weit angenehmere Dinge geſagt worden.

Der Code Napoleon wird jetzt überall eingeführt und bewundert. Er könnte auch wohl Code Lamoignon heißen, denn dieſer vortreffliche Mann, deſſen ich ſchon einmal in dieſen Blättern erwähnt habe, war der Erſte, dem es abſurd vorkam, daß ein einziges Volk nicht weniger als zweyhundert und fünfundachtzig verſchiedene Geſetzbücher hatte. Dem abzuhelfen machte Lamoignon einen von Ludwig XIV. genehmigten Plan, und arbeitete daran in ſeinem Hauſe, vereint mit zwölf Advocaten und zwey Parlamentsgliedern. So entſtand ein Recueil des Arretés de Lamoignon, der zwar noch nicht zum eigentlichen Code war erhoben worden, den aber die Advocaten ſchon citirten, und auf welchen oft die Richter ihre Urtheile bauten. Man kann denken, daß dieſes treffliche Werk bey der neuen Schöpfung des Code Napoleon zum Grunde gelegt worden.

Es ſchickt ſich wohl eigentlich nicht, von einem Geſetzbuch ohne Umſtände auf den Tanz über zu ſpringen, allein dafür heißen dieſe Blätter Quodlibet, zu deutſch, was beliebt. Das gilt aber nicht allein vom Leſer, ſondern auch vom Herausgeber, dem es, am Schluß jedes Heftes, frey ſtehen muß, zu ſeiner Erholung zu ſchwatzen, wovon ihm beliebt. Alſo wollt' ich erzählen, daß man am Hofe Heinrich des Vierten außerordentlich gern tanzte, und daß man zu ſagen pflegte: zur Zeit dieſes geliebteſten, und folglich gewiß auch größeſten aller Könige, hätten die Franzoſen am meiſten getanzt und am beſten gefochten.

Auch Richelieu, trotz ſeines Cardinalhutes, war ein großer Liebhaber vom Tanze, und beſchützte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Sucht zu glänzen. Da kamen unter andern allegoriſche Ballette zum Vorſchein, die dem Geſchmack des Herrn Cardinal eben nicht zur Ehre gereichten. Man ließ zum Exempel die

Welt auftreten, und um den Zuſchauern begreiflich zu machen, daß dieſe Perſon die **Welt** ſey, ſo ſetzte man ihr den Berg Olymp auf den Kopf, und kleidete ſie in eine große **Landcharte**. Auf dem **Magen** ſtand **Frankreich** geſchrieben, auf dem **Unterleibe Deutſchland**, auf einem Arme **Italien**, auf einem Beine **Spanien**, und **hinten** — terra incognita. — Es war doch ſo übel nicht, Frankreich als **Magen** darzuſtellen, denn es hat eine gewaltige Verdauungskraft. Der arme **Unterleib** plagt ſich jetzt mit der Kolik. **Arme** und **Beine** ſind abgeſchoſſen worden.

Ein berühmter engliſcher Schauſpieler, **Quin**, zankte ſich mit ſeinem Director **Rich**, trennte ſich von ihm und ging nach Bath. Einige Zeit nachher hätte er ſich gern wieder mit ihm ausgeſöhnt, und weil er — von der gewöhnlichen Künſtler-Eitelkeit beſeſſen — meynte, es bedürfe dazu keiner Entſchuldigung des Vergangenen, ſondern nur eines erſten Schrittes, ſo ſchrieb er an Rich nichts weiter, als folgende Worte: „Ich bin zu „Bath. Quin.“ — Allein Rich antwortete eben ſo lakoniſch: „Bleib du dort, bis der „Teufel dich holt. Rich.“

Raffinirter Lebensgenuß.

Man ſucht ihn gewöhnlich nur in neuern Zeiten, und ich mögte geradezu behaupten, da werde er am ſeltenſten gefunden, wenigſtens in den neueſten. Denn wie ſelten hört man jetzt von einem zart erſonnenen Feſte, wo die gröbern Genüſſe durch feinere gewürzt werden? — Seltne Speiſen, theure Weine, höchſtens eine ſchlechte Tafelmuſik, und draußen vor der Thür ein paar Dutzend brennende Lampen, das iſt ſchon ein Feſt, von welchem die hamburger Zeitung redet, beſonders wenn etwa ein paar ſchlechte franzöſiſche Verſe mit illuminirt geweſen ſind. Da verſtand man es beſſer, in den ſogenannten rohen Ritterzeiten; doch müſſen wir bekennen, daß die Franzoſen die Erſten waren, welche feinere Genüſſe zu erſchaffen wußten. Man trat in den Speiſeſaal, man glaubte in eine Grotte zu treten; alle Wände waren mit Ephen überzogen. Man glaubte auf einer Wieſe zu wandeln, denn der Boden war dicht mit Blumen beſtreut; die weißen Lilien mit purpurfarbenen Mohn durchzogen. Die ſüßeſten Wohlgerüche duftten dem Gaſt entgegen. Die Tafel ſelbſt trug kein Tiſchtuch, ſondern ſchien ein Geſilde von lauter Roſen, die Speiſen gleichſam in Roſen vergraben.

Die Tiſchaufſätze ſtellten lange Zeit nur Frühling, Sommer und Herbſt dar. Endlich brachte man auch den **Winter** auf die Tafel, indem man mit einem weißen Pulver den Reif und Schnee ſehr täuſchend nachahmte. Ein gewiſſer Cazade vervollkommte dieſe Erfindung. Er beſtreute nemlich ſeinen **Frühling** mit einem Pulver, welches ihm die Winterdecke gab; aber wenn die Gäſte im Winter bey Tiſche ſaßen, und der Saal wärmer wurde, ſo ſchmolz dieſes Pulver nach und nach; Blumen kamen zum Vorſchein, Quellen fingen an zu rieſeln, kurz, die Gäſte ſahen vor ihren Augen den Frühling entſtehen. Schade, daß dieſer Czade geſtorben iſt, ohne ſelbſt ſeinen Kindern das artige Geheimniß zu hinterlaſſen.

In vornehmen Häuſern fing man an, die Tafel auf eine ganz neue, wunderähnliche Weiſe zu ſerviren, nemlich von oben herab. Brantome beſchreibt ein Feſt, welches der Vicedom von Chartres gab. Der Plaſond war als ein Himmel gemahlt; Dieſer Himmel that ſich plötzlich auf, und Wolken ſenkten ſich herab, welche die Speiſen trugen. Beym Deſſert brach ein künſtlicher Sturm aus, es regnete wohlriechende Tropfen und hagelte Zuckerwerk.

Da aber bey ſolchen Bewirthungen von oben herab ſich doch manche kleine Unglücksfälle ereignen können, ſo zog man in der Folge vor, die Tafeln von unten herauf ſteigen zu laſſen. Die Kayſerin Catharine, welche ſich ſehr gut auf die feinern Lebensgenüſſe verſtand, hatte eine ſolche Tafel in der Eremitage, wo ſie vermuthlich noch vorhanden iſt. Nur in enger, gewählter Geſellſchaft pflegte ſie davon zu ſpeiſen, und der eigentliche Zweck dieſer Einrichtung war: keinen Bedienten bey der Tafel zu bedürfen. Jeder Gaſt hatte eine Menge weißer Zettelchen und einen Bleyſtift neben ſich liegen; begehrte er irgend eine Speiſe oder Getränk, ſo ſchrieb er es auf eins der Zettelchen, legte ſolches auf ſeinen Teller, drückte an einer Feder und der Teller verſank, kam aber, nach wenigen Secunden, mit dem Verlangten wieder herauf. Das gewährte den großen Vortheil, daß man ſich ohne allen Zwang den geſelligen Freuden überlaſſen, und nach Belieben ſchwatzen durfte, ohne überflüſſige Ohren zu ſcheuen.

Auch der liebenswürdige König **Stanislaus** hatte zu Lüneville eine ſolche Tafel, an der Voltaire's Witz oft das köſtlichſte Deſſert lieferte.

On ne rit plus, on ſourit aujourd'hui,
Et nos plaiſirs ſont voiſins de l'ennui.

Auch große Miniſter irren bisweilen.

Sülly war nicht allein ein großer, ſondern auch ein ſehr redlicher Miniſter, der Freund ſeines Monarchen, der Wohlthäter Frankreichs; aber wäre es auf ihn angekommen, ſo würde dieſes ſchöne Land jetzt eine ſeiner vornehmſten Erwerbsquellen weniger beſitzen.

Heinrich IV. hatte in den Tuillerien eine Orangerie erbauen laſſen, die ſo lange dort ſtand, bis Le Nôtre unter Ludwig XIV. die ganze Form dieſes Gartens veränderte. Heinrich war keinesweges geſonnen, Orangen zu ziehen, ſondern Seidenwürmer, deren Eyer er aus Spanien kommen laſſen. Er that alles mögliche für die Cultur des Maulbeerbaums und die Errichtung von Seidenmanufacturen. Sülly hingegen that alles mögliche, um es zu hintertreiben, bloß aus Haß gegen alle Arten von Luxus. — Man kann gegen Einſeitigkeit nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn, wenn man ſieht, daß auch dem beſten, klügſten Menſchen dergleichen wiederfährt. Heinrich IV. ſah weiter als Sülly, und wer weiß, wie mancher Franzoſe, der auf dem pont neuf deſſen Statüe umſtürzen half, bis dahin das Brodt für ſich und ſeine Familie in Seidenmanufacturen erworben hatte.

Paris und Philadelphia.

Ein gewiſſer Robin, der eine Reiſe nach Nordamerika geſchrieben hat, zieht zwiſchen Paris und Philadelphia folgende Parallele:

Philadelphia iſt verhältnißmäßig ſchon jetzt für **Amerika, was** Paris für Europa iſt, eine Stadt, die für alle übrige den Ton angiebt. Paris — der Sitz des guten **Geſchmacks in** jeder Gattung; **Philadelphia bewahrt den reinen Geſchmack für** alles Gute. — In Paris **verfeinert** man alles, und die ſchönen Künſte vervollkommnen ſich mit jedem Tage. In Philadelphia vereinfacht man alles und die nützlichen Künſte machen ſchnelle Fortſchritte. — In Paris ſind die Sitten milde, in Philadelphia rein. Die Pariſer ſind die geſelligſten, die Penſylvanier die redlichſten

Menſchen. — In Paris iſt eine vortrefliche Polizey, dennoch herrſcht kein Zwang; in Philadelphia iſt gar keine Polizey, dennoch herrſchen Freyheit und Ordnung. — Frankreich duldet keine Sklaven; Penſylvanien hat den ſeinigen die Freyheit gegeben. — Der Franzoſe beſitzt ein ſo zartes Ehrgefühl, daß er ein dementi nicht überleben mögte; der Penſylvanier iſt ſo tugendhaft, daß er ſein Leben durch keinen Schwur erkaufen mögte. — In Paris jagen die Armen wie die Reichen dem Vergnügen nach; in Philadelphia giebt es weder Arme noch Reiche, Jedermann iſt wohlhabend, Jedermann iſt heiter. — Der Franzoſe lacht über Alles; Alles lächelt dem Penſylvanier. — Dem Fremden ſcheint Paris ein entzückender Aufenthalt, Philadelphia der Schoos des Glückes.

Dieſes Glück, ſagt Robin, ſey einzig das Werk der Geſetze, und Schade nur, daß die Amerikaner deſſen nicht lange genießen könnten, weil ſie ihr Leben nicht hoch brächten. Dieſe Bemerkung, (deren Wahrheit ich bezweifle) hat er ſich von Grabſteinen abſtrahirt. Die meiſten Todten waren ſchon im 40ſten Jahre geſtorben, wenige hatten 60 erreicht, keiner 70. Die Frauenzimmer ſollen ſchon im 20ſten Jahre verblüht, im 35ſten alt und runzlicht ſeyn. — Er rühmt auch die Gaſtfreyheit der Amerikaner, und die faſt mährchenhafte Unſchuld und Keuſchheit der Frauen. Wirth, Wirthin und Gaſt haben nur Ein Bett, welches die Wirthin ſogar alsdann in aller Unſchuld mit dem Gaſte theilt, wenn der Mann nicht zu Hauſe iſt. — In ſolchen Fällen ſcheint mir das Vertrauen des Mannes faſt noch bewundernswürdiger als die Keuſchheit der Frau.

Der Adler und die Nachteule.

Dieſen Titel trägt eine gewaltig weitläuftige, und ſchon darum ſchlechte Fabel, — eine Fabel, die ein ganzes Buch füllet — und für einen jungen Fürſten geſchrieben ſeyn ſoll, dem man ſeine Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften zum Vorwurf machte. Dergleichen Vorwürfe ſind ſo erbärmlich, daß ſie bloß Verachtung, und höchſtens ein Epigramm, aber kein Buch verdienen. Es iſt als ob man einer Pflanze den Vorwurf machte, daß ſie ſich nach dem Lichte kehrt. Ueberall giebt es Menſchen — aber zum Glück nur wenige — welche die heiligſten Dinge verſpotten, die köſtlichſten Himmelsgaben gering ſchätzen; wer achtet ihrer? — Ich kenne in Ehſtland einen angeſehenen Mann, der laut und frech in allem Ernſt behauptet: „man müſſe das Wort Humanität aus dem Wörterbuche ſtreichen, denn

„durch dieſes Wort ſey alles Unheil auf die „Welt gekommen.“ Man lacht über ſein Pferdegeſchwätz, und iſt darum doch in Ehſtland ſo human, daß er darüber verzweifeln mögte.

Wieder auf den Adler zu kommen, der in jener Fabel die Hauptrolle ſpielt, ſo iſt es ein junger Adler, der auf Reiſen geht, um regieren zu lernen. Er beſucht Häfen und Manufacturen; er ſchwebt über Voltaire's Aufenthalt; er geht mit d'Alembert und Diderot um, und ſtudirt Philoſophie unter ihnen. Dann bemerkt er, daß England um ein Jahrhundert zurückgeſchritten ſey. In Holland zittert er für die Freyheit (mit Recht) und wünſcht dieſem Lande Barnwalds und Ruyters (vergebens). Ueber Spanien fliegt er ſchnell hinweg, (woran er ſehr wohl thut), und begiebt ſich nach Boſton, wo er Cooks Sarg findet (?) Dann ſetzt er ſeine Reiſe nach China fort, wo er ſich bewundernd niederläßt. Dem Norden hat er itzt die Ehre erzeigt, einen Adlerblick darauf zu werfen. Er kehrt in ſein Reich zurück und iſt nun ein vollkommener Fürſt geworden.

In Nebenſtunden muß Apollo's Schwan ihm vorleſen, aus Pope, St. Lambert oder Milton. (Wie kommt St. Lambert mit Pope und Milton zuſammen?) Mahomet, Britannicus und vier Zeilen aus Othon werden nicht vergeſſen. Wenn der Schwan fertig iſt, ſo tritt der Phönix herein, und überſetzt den Tacitus, den Raynal, den Humer, den Robertſon. Die ganze Vögelſchaar klatſcht Beyfall, nur die Nachteule nicht, die das Licht ſcheut, und, weil ſie vormals Minerven angehörte, noch immer der Vogel der Weisheit zu ſeyn ſich einbildet. Sie iſt es, die dem Adler vorwirft, daß er ſich zu den Wiſſenſchaften herabläßt, da er doch nur geſchaffen ſey, um Donnerkeile zu ſchleudern. Der Adler wird unwillig und verweiſt die Eule auf ewig in einem alten Thurm, um Mäuſe zu fangen.

Das iſt die ganze armſelige Erfindung. Dann folgt noch ein Epilog, in welchem alle europäiſche Fürſten, die den Wiſſenſchaften huldigen, als Adler auftreten. Da iſt ein Petersburger Adler, ein Berliner Adler, ein Toſcaniſcher Adler u. ſ. w. In unſern *guten* Fabeln erhalten wir oft treffliche Lehren von den Thieren; hier iſt es umgekehrt, die Thiere bilden ſich nach den Menſchen, und zwar in Dingen, die weit über ihren Horizont gehen. Auch die *Fabel* hat ihre *Wahrſcheinlichkeit*; Vögel, die den Tacitus leſen, ſind gar zu unwahrſcheinlich. Der Styl iſt gleichfalls unpaſſend, ſchwülſtig, und oft mit ſeltſamen Wortverbindungen ausſtaffirt. Da giebt es zum Beyſpiel eine *Dämmerung in den letzten Zügen* (crepuſcule agoniſant).

Hie und da ſind auch einige Schilderungen dem Verfaſſer gelungen. Von Lafayette —

der damals in Amerika für die Freyheit focht, und leider nun vergeſſen zu ſeyn ſcheint — ſagt er:

Levant au milieu d'eux un front noble
et modeſte,
Lafayette à vingt ans du monde étoit
l'appui;
L'aigle le diſtinguer de la voute celeſte,
Et vint avec orgueil ſe repoſes ſur lui.

Noch Eine Zeile — wo der Verfaſſer von einem Fürſten ſpricht, der die Todesſtrafe in ſeinen Staaten abgeſchafft hat — iſt wirklich ſublim: Il ferme aux ſcélerats l'aſyle des tombeaux (des Grabes Freyſtatt iſt dem Böſewicht verſchloſſen.)

Dies Fabelbüchlein iſt auch noch mit einer gewaltigen Menge von Noten überladen, in welchen allen Schriftſtellern von einiger Bedeutung große Komplimente gemacht werden. Nur Rouſſeau wird ſcharf mitgenommen. Es heißt von ihm: er habe die allgemeine

Vernunft (la raiſon publique) vom Throne ſtürzen wollen; er habe die Irrthümer ſeines Grundſtoffes durch die Wahrheit ſeiner Details verhüllt; man könne ihn vergleichen mit einer ſchlechten Uhr, die aber ein herrliches Glockenſpiel habe, und wo man nicht darauf hören müßte, welche Stunde ſie ſchlage, ſondern nur, welches Liedchen ſie ſpiele.

Von Seneca ſagt er: ſein funkenſprühendes Genie erbliche vor Diderots vulcaniſchen Genie. — Recht artig fertigt er Levêque ab, der in ſeiner Geſchichte Rußlands Peter den Großen verargt, daß er ſo weit gereiſt ſey um Aufklärung zu ſuchen, hinzufügend: er hätte ſie nur dürfen zu ſich kommen laſſen. Hierauf antwortet der Verfaſſer: „Mahomet, „an der Spitze ſeiner Armee, befahl einigen „fernen Bergen, ſich zu ihm zu erheben; da „ſie aber unbeweglich blieben, rief er aus: „wollt ihr nicht zu mir kommen, ſo komm'

„ich zu Euch. Er ſchritt vorwärts und ſein „Herr folgte.“

Zum Schluß hebe ich noch einige ſeltſame Witzſpiele aus, oder vielmehr, ich begleite den Verfaſſer auf ſeiner unermüdeten Jagd nach neuen, auffallenden Gedanken. „In der Liebe,“ ſagt er, „iſt Alles Fieber im Haß „Alles Muſkel.“ — „Man will jetzt „die Griechen und Römer in eine Amerikaniſche Compoſition einweihen.“ — „Ungeheure Fichten, welche man für die alten „Beherrſcher des Landes halten ſollte.“ — „Die Optik der Conjecturen, das Prisma der „Etymologieen.“ Den jetzigen Zuſtand von Griechenland nennt er „das Luſtſpiel des Glücks, „das Trauerſpiel der Zeit.“ Von den Privatbriefen Friedrichs des Großen ſagt er: „das „Königthum giebt dem Genie die rechte Hand.“ — Folgende Phraſe hat mir faſt albern geſchienen: „Der Glanz vermehrt die Größe, der Luxus den Glanz, der Pomp

„den Luxus, die Pracht den Pomp, „und — die Prachtſucht die Pracht.“ (Le faste la magnificence.) Beyde Worte ſcheinen mir faſt ſynonim zu ſeyn. Ich bekenne, daß mich hier die deutſche Sprache verläßt, ſo wie dem Verfaſſer die geſunde Vernunft verlaſſen zu haben ſcheint.

Einige merkwürdige Proceſſe aus den Supplement-Bänden der Geſchichte aller Richterſtühle.

Während der Cardinal Wolſey Günſtling war, hatte Fitz-Williams Wohlthaten von ihm empfangen, und als Jedermann, wie gewöhnlich, den in Ungnade Gefallenen verließ, blieb nur der dankbare Fitz-Williams ihm treu, wagte es, ihn zu vertheidigen, gab ihm ſogar eine Freyſtatt. Heinrich VIII. nahm das ſehr übel auf und ließ dem Biedermanne den Proceß machen. Doch ehe das Urtheil geſprochen wurde, begehrte er ihn ſelbſt zu ſehen. Fitz-Williams trat unerſchrocken vor den König. Bitter warf ihm Heinrich vor, daß er einen Staatsverräther bey ſich geherbergt. „Mein „Leben iſt in Ihren Händen," ſagte Fitz-William, „allein ich bin weder ein ſchlechter „Bürger, noch ein treuloſer Unterthan. Nicht „den verungnadeten Miniſter, nicht den Staats„verbrecher, hab' ich bey mir aufgenommen, „ſondern meinen alten Herrn, meinen Wohl„thäter, der mir Brodt gegeben, durch den „ich Alles bin und habe. Welch' ein Schurke „wär' ich, wenn ich im Unglück ihn hätte ver„laſſen können!" — Heinrich wurde gerührt, begnadigte nicht allein den ſeltnen Mann, ſondern ſchlug ihn auch zum Ritter. — In unſern Tagen hat Fitz-Williams Beyſpiel wenige Nachahmer gefunden.

Ein Edelmann aus Poiton, Namens Bobetiere, trug 1579 ſeinen Kopf auf den Block, weil er ſeine Frau und deren vermeynten Liebhaber umgebracht. Im letzten Verhör — als er ſah, daß er durchaus keine Gnade mehr zu hoffen hatte — wurde er hitzig, fuhr die Richter an, und ſagte, ſie wären ſämmtlich Pantoffelmänner, die Hörner trügen. „Eure „Weiber,“ ſchrie er, „ſind nicht um ein Haar „beſſer, als die meinige war, allein ihr ſeyd „erbärmliche Kerls.“ Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinem Herzen Luft gemacht, beſtieg er gelaſſen das Schaffot, ließ ſich die Augen nicht verbinden, und ſtarb mit der Ueberzeugung, Recht gethan zu haben.

Hollis.

Nie hat ein Dichter einen wärmern Verehrer gehabt, als Milton an Hollis. Dieſer wohlhabende Enthuſiaſt, der ſein ganzes Vermögen immer gern zum öffentlichen Nutzen verwandte, begnügte ſich nicht damit, eine neue koſtbare Ausgabe von Miltons Leben und deſſen Amyntor zu veranſtalten; (die er nicht verkaufte, ſondern in und außer Landes verſchenkte), er ſuchte auch mit unermüdetem Eifer, ohne Scheu vor Koſtenaufwand, Alles an ſich zu bringen, was Milton zugehört hatte, oder an ihn erinnern konnte, als da ſind Porträts, Möbeln, Kleidungsſtücke u. ſ. w. 1762 kaufte er das Bett, auf welchem Milton geſtorben war, und ſchickte es an den Doctor Akenſide mit folgendem Billet:

„Ein Engländer hat die Ehre, dem Doctor „Akenſide das Bett zu überſenden, auf welchem

„der große Milton geſtorben iſt. Wenn der „Herr Doctor, nachdem er auf dieſem Bett „geſchlafen, eine Ode zu Miltons Ruhme ver„faßt, ſo wird Hollis ſich für reich belohnt „achten."

Der Enthuſiasmus für Reliquien iſt heutzutage ganz aus der Mode gekomme (denn leider halten auch die Gefühle ihren Kreislauf wie die Moden). Es geht dabey den Helden wie den Heiligen und Dichtern, denn es werden in Erfurt Sachen verauctionirt, die man vielleicht nach einigen hundert Jahren, wenn die Reliquien wieder Mode geworden, mit Gold aufwiegen würde.

Glücklich. Unglücklich.

(Geſchrieben, ohne Adelungs Wörterbuch bey der Hand zu haben.)

Wie oft hört man nicht ſagen: „der und der iſt glücklich oder unglücklich?“ — Das wird ſo in den Tag hinein geſprochen, ohne daß man einen beſtimmten Begriff damit verbindet; oder — wenn man es thut — ſo iſt dieſer Begriff bloß aus einigen Vorſtellungen von Vergnügen zuſammengeſetzt. Doch wer eine Zeitlang Vergnügen genießt, iſt darum noch nicht glücklich, ſo wenig als man den, der eine Zeitlang Schmerzen empfindet, unglücklich nennen kann. Das Vergnügen ſchlüpft ſchneller vorbey, als das Glück, das Glück ſchneller, als die Glückſeligkeit.

Wenn Einer ſagt: „Ich bin in dieſem Augenblicke glücklich,“ ſo mißbraucht er das

Wort; im Grunde heißt es dann nichts weiter, als: „ich habe jetzt Vergnügen.“ — kommt aber dieſes Vergnügen häufig wieder, ſo mag man während dieſer Zeit ſich glücklich nennen; und iſt dieſes Glück dauerhaft, ſo darf man ſich der Glückſeligkeit rühmen. Ich wünſchte, daß ein Schriftſteller von Gewicht, (Wieland z. E.), noch ein drittes Wort erfände, um das proſperitas der Römer zu überſetzen. Improborum proſperitates ſecundaeque res ſagt Cicero in natura deorum. Wohlſtand iſt es nicht, Wohlfahrt auch nicht. Ich mögte Gedeyhlichkeit oder Glücklichkeit vorſchlagen. Man iſt in der Gedeyhlichkeit oft weit entfernt glücklich zu ſeyn, ſo wie ein Kranker von einem großen, für ihn zubereiteten Gaſtmahl nichts genießen kann. Einen Proſperitäts-Menſchen könnte man allenfalls einen Glückling nennen.

Das alte Sprüchwort: nemo ante obitum felix (man ſoll Niemanden vor ſeinem Tode glücklich preiſen) beruht, wie mich deucht, auf ſehr falſchen Grundſätzen, und heißt eigentlich: nur der ſey für glücklich zu halten, der von ſeiner Geburt an, bis zu ſeiner letzten Stunde, ein ununterbrochenes Glück genießt. Eine ſolche Kette von angenehmen Empfindungen, ohne alle Lücken, iſt unmöglich, weil unſere Organe eben ſo wenig dazu eingerichtet ſind, als die Blätter der Senſitiva zu einer unaufhörlich krampfhaften Bewegung; weil wir von Allem, was uns umgiebt, von Wind und Wetter, und am meiſten von den Menſchen abhängen.

Es ſind freylich manche Bücher unter dem prächtigen Titel: die Kunſt, ſtets glücklich zu ſeyn, geſchrieben worden; ſie enthalten auch recht gute Vorſchriften für unſer moraliſches Weſen, gleichwie die Kunſt lange zu leben heilſame Regeln für den Körper enthält; aber die Menſchen leben doch nicht länger, und werden auch nicht glücklicher. Wer immer glücklich ſeyn will, der ſucht den

Stein der Weiſen für die Seele. Daran thut er recht wohl, denn er wird doch manches Gute finden, ſo wie der berühmte Bötticher in Dresden zwar kein Gold, aber doch das ſchöne Porcellain hervorbrachte. Nur iſt das Porcellain zerbrechlich, wie das Glück. Man kann ſchon froh ſeyn, wenn man nicht oft und nicht lange leidet. Ein Menſch, der immer heiter und froh bis zum Grabe gewandelt — ſtürbe er auch des ſchmählichſten Todes — wäre dennoch glücklich, ja der glücklichſte zu nennen. Es iſt ſehr möglich, daß Socrates der Glücklichſte unter den Griechen geweſen, ob er gleich im 70ſten Jahre den Giftbecher trinken müſſen, weil er den ketzeriſchen Glauben an einen einzigen Gott hegte. Das nemo ante mortem beatus iſt folglich falſch, und wenn es nichts weiter bedeuten ſoll, als: „ein glücklicher Menſch kann eines unglücklichen Todes ſterben,“ ſo bedeutet es etwas ſehr gemeines.

Daß des Pöbels Sprüchwort: „glücklich „wie ein König," noch falſcher ſey, bedarf keines Beweiſes, beſonders in unſern Tagen.

Man wirft auch wohl die Frage auf: ob ein Stand glücklicher ſey, als der andere? ob der Mann glücklicher ſey, als das Weib? — Um dieſe Frage zu beantworten, müßte man alle Stände durchlaufen haben, zugleich Mann und Weib geweſen ſeyn, wie Tireſias und Iphis; noch nicht genug: man müßte auch zu jedem Stande den eigenthümlichen Geiſt beſeſſen, und als Mann und Weib alle nur mögliche Zuſtände des Mannes und Weibes verſucht haben. — Von zwey Menſchen kann man freylich den Einen glücklicher nennen als den Andern, denn es iſt klar, daß derjenige, der am Stein und Podagra leidet, der Frau und Kinder verliert, der von den Franzoſen geplündert, und am Ende wohl gar gehangen wird, in der Regel minder glücklich iſt, als ein junger, rüſtiger Sultan oder Lafontaine's

Seifenſieder. Aber man will auch nur wiſſen, welcher von zwey Menſchen, die an Geſundheit, Reichthum, Stand, einander ganz gleich ſind, der glücklichſte ſey?

Ohne Zweifel entſcheidet da bloß ihre Organiſation. Der Mäßigſte, Ruhigſte und doch zugleich Reizbarſte iſt auch der Glücklichſte. Aber leider ſind Mäßigung und Reizbarkeit ſelten beyſammen.

Nicht der Stand, der Zuſchnitt unſerer Seele (wenn ich ſo ſagen darf) beſtimmt unſer Glück. Aber dieſer Zuſchnitt hängt einzig und allein von unſern Organen ab, und dieſe wiederum ſind ohne unſer Zuthun gebildet worden. Darüber möge der Leſer ſelbſt Betrachtungen anſtellen. In den Künſten darf er Unterricht ſuchen, in der Moral muß er ſelbſt denken. Es giebt Schooshunde, welche man liebkoſt, die man wäſcht, kämmt, mit Zuckerbrodt füttert, und ihnen wirkliche Hündinnen zuführt; es giebt Andere, welche die Räude haben, geſtoßen und getreten werden, Hungers ſterben, oder die ein junger Wundarzt lebendig mit allen vier Füßen annagelt, um ſie langſam aufzuſchneiden. Hing es von dem Willen dieſer armen Hunde ab, glücklich oder unglücklich zu ſeyn?

Wenn man ſagt: ein glücklicher Böſewicht, ſo verſteht man darunter bloß das Gelingen ſeiner Thaten, oder Heldenthaten. Attila, Thamas Kuli Chan und ihres gleichen haben glücklich geraubt, geplündert, gemordet. Aber wenn ſie ſich ſelbſt für Böſewichter hielten, ſo waren ſie wohl ſchwerlich glücklich, ſelbſt wenn ſie ihre Nebenmenſchen verachteten. Indeſſen könnte es ſich wohl zutragen, daß ein ſchlecht organiſirter, oder ſchlecht erzogener Böſewicht — ein Türke zum Exempel, den man gelehrt hätte, es ſey erlaubt, einen reichen Vezir zu erdroſſeln, oder Jeden, der ihn nicht anbetet, von den Dardanellen herab in den Kanal zu ſtürzen, oder hundert Meilen Landes um ſeines Ruhmes willen zu verwüſten — es könnte leicht ſeyn, ſage ich, daß ein ſolcher Türke nicht mehr Gewiſſensbiſſe empfände, als ſein frommer Mufti, und folglich ſehr glücklich wäre. Auch hierüber mag der Leſer ſelbſt nachdenken.

Das ſchönſte und dauerhafteſte Glück iſt das **häusliche**, weil es in einer faſt ununterbrochenen Reihe von ſtillen Freuden beſteht, die nur von der Mitwirkung **weniger** Menſchen abhängen; Freuden, die mit dem Gewiſſen im tiefſten Frieden leben; die des großen Vorzugs genießen, nicht **beneidet**, folglich nicht **geſtört** zu werden; die der Geſundheit zuſagen, und nicht bloß dem **Reichen**, ſondern auch dem **Wohlhabenden**, ſelbſt dem nicht ganz **Armen**, leicht zu erlangen ſind. Nur muß freylich auch hier die Organiſation ihm den **Sinn** für dies **Heilige** nicht verſagt haben.

Der Geduldige.

Ein luſtiger Bruder kam aus dem Weinkeller, und wollte nach Hauſe gehn, aber er befand ſich in demjenigen Zuſtande, in welchem die Beine der Seele nicht mehr gehorchen. Ueberdies war es Winter und hatte geglatteiſt. Er fiel alle Augenblicke und raffte ſich immer wieder auf. Endlich wurde ihm das Fallen doch beſchwerlich, und als er abermals mit dem ungenannten Theile ſeines Körpers den Boden küßte, ſagte er: In Gottes Namen! und blieb ruhig liegen. Einer ſeiner Freunde ging vorbey, und rief ihm zu: ſteh auf! was machſt du da?

„Ich warte bis es thaut,“ verſetzte der Geduldige. — Wir lachen? — mich däucht, es hat in unſern Tagen eine Politik gegeben, die es gerade ſo gemacht hat, und vielleicht noch ſo macht. Trunken von Hoffnungen zog ſie aus, begab ſich auf das Glatteis, fiel einigemal, blieb endlich liegen, und als ein Spanier vorbey ging, der ihr zurief: ſteh auf! was machſt du da? — ſo antwortete ſie ganz geduldig: „Ich warte bis es thaut.“

Catharine von Parthenay.

Ein edles Weib zu feyern, iſt Eine der angenehmſten Beſchäftigungen eines Schriftſtellers, wenigſtens eines Solchen, als ich bin, der, ſeit ſeinem achten Jahre, das Glück hatte, faſt ununterbrochen verliebt zu ſeyn. Wenn meine Leſerinnen dieſe Catharine von Parthenay nicht kennen, ſo iſt ihnen eine ſeltene Zierde ihres

Geſchlechts unbekannt geblieben, denn ſie vereinte Weiblichkeit mit Heldenmuth, Schöngeiſterey mit ihren Mutterpflichten; fürwahr eine Vereinigung, die ſo ſelten iſt, als das Zuſammentreſſen von vier Planeten.

Sie war eine Tochter aus dem Hauſe Soubiſe, vermählte ſich 1768 mit einem Baron Dupont, und ſieben Jahre ſpäter mit einem Rohan. Als ſie von dieſem Wittwe wurde, lebte ſie ganz ihren Kindern und den Muſen, ſo lange die damaligen unruhigen Zeiten es ihr vergönnten. Sie war nemlich eine Proteſtantin, und flüchtete mit einer frommen, gelehrten Tochter, Anna, nach Rochelle, wo ſie die berühmte Belagerung dieſes Ortes, troz eines 91jährigen Alters, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertrug; und drey Monate lang bloß von Pferdefleiſch und vier Unzen Brodt des Tages lebte. Dennoch ſchrieb ſie an ihren Sohn, den Herzog von Rohan, Eines der proteſtantiſchen Oberhäupter, er ſolle nicht wanken, und ſich durchaus an ihren Zuſtand nicht kehren.

Als endlich die Feſtung dennoch capituliren mußte, weigerte ſie ſich ſtandhaft, in die Capitulation eingeſchloſſen zu werden, und ließ ſich lieber als Gefangene nach dem Schloſſe Nivot führen.

Ihr Geiſt blieb immer thätig. Hatte ſie in ihrer Jugend Luſt- und Trauerſpiele geſchrieben — unter andern einen Holofernes, der mit Beyfall aufgenommen wurde — ſo überſetzte ſie in ſpätern Jahren den Iſocrates. Sie nennt man auch als die Verfaſſerin einer ſatyriſchen Apologie für Heinrich den Vierten, in welcher ihm, nicht ganz mit Unrecht, der Vorwurf gemacht wird, er thue nur denen Gutes, die er fürchte.

Daß ihre litterariſchen Beſchäftigungen nie ihren Mutterpflichten Eintrag thaten, beweiſt die vortreffliche Erziehung, die ſie allen ihren Kindern gab. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, erwarb ſich Ruhm und Liebe in den Bürgerkriegen unter Ludwig dem XIII. Ihre Tochter, Catharine, nachmals mit einem Herzog von Zweybrücken vermählt, gab Heinrich dem Vierten, der um ihre Gunſt buhlte, die edle Antwort: „Ich bin zu arm um Ihre „Gemahlin, und zu gut um Ihre Maitreſſe „zu werden." — Anna, Catharinens zweyte Tochter, vermählte ſich nie, zeichnete ſich aber durch Frömmigkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften aus.

Wenn man Catharinen von Parthenay irgend einen Vorwurf machen dürfte, ſo wäre es der, eines zu weit getriebenen kindlichen Gehorſams gegen eine leidenſchaftliche Mutter, die ſie, wider ihren Willen, in einen eben ſo ſeltſamen als unſchicklichen Proceß verwickelte. Dieſe Mutter war es nemlich, die in der Tochter Namen deren erſten Gemahl, den Baron

Dupont, eines Mangels an Kraft gerichtlich anklagte, deſſen ein Ehemann ſich ungern beſchuldigen läßt, zumal ein ſolcher, der in jener abſcheulichen Bartholomäus-Nacht das Leben nicht eher einbüßte, bis er, nach dem Ausdrucke des Geſchichtſchreibers Varillas, von Wunden durchlöchert wie ein Sieb niederſtürzte. Damals war der famöſe Proceß noch nicht entſchieden, welches den Hofdamen Gelegenheit gab, ſich als die unſittlichſten und zugleich als die hartherzigſten Weiber von ganz Frankreich zu zeigen. Denn als der Leichnam des Barons bis vor die Pforten des Louvre geſchleppt wurde, liefen ſie Alle hinunter, den blutigen Anblick nicht ſcheuend, um zu unterſuchen, welcher von beyden Theilen den Proceß gewonnen haben würde. (?) — Wie wenig aber Catharine in dieſer Sache mit ihrer Mutter einverſtanden war, (möge es ſich übrigens verhalten haben wie es wolle) das beweiſen auch die zarten Elegieen, die ſie auf den Tod ihres Gemahls dichtete.

Geſpräch zwiſchen Madame de Maintenon und Ninon Lenclos.

(Beyde hatten in jüngern Jahren vielen Umgang miteinander, und dieſes Geſpräch gründet ſich auf Wahrheit, denn Voltaire hat öfter aus dem Munde des Abbé chateau neuf gehört, daß Madame de Maintenon alles Mögliche angewandt, die berühmte Ninon zu bekehren, und ſie nach Verſailles zu locken, um in ihrem Umgang die erhabene Langeweile des Hofes zu zerſtreuen. Es gelang ihr nicht.)

M. de Maintenon.

Ja, ich habe Sie bitten laſſen, mich insgeheim zu beſuchen. Glauben Sie ja nicht, es ſey geſchehen, um vor Ihnen mit meiner Größe zu prunken; nein, Troſt ſuche ich bey Ihnen.

Ninon. Troſt? wie Madam? ich bekenne, da ich ſeit Ihrer Erhebung nichts von Ihnen gehört, daß ich Sie für glücklich gehalten.

M. de Maintenon. Ich ſtehe im Rufe glücklich zu ſeyn. Manchen gemeinen Seelen mag dieſer Ruf genügen; mir nicht.

Ninon. Ich verſtehe. Trotz Ihrer Gröſſe, fühlen Sie das Bedürfniß der Freundſchaft, und ich, die ich nur für die Freundſchaft lebe, ich habe nie das Bedürfniß der Gröſſe gefühlt. Allein warum vergeſſen Sie mich ſo lange?

M. de Maintenon. Ich mußte ſcheinen Sie zu vergeſſen. Unter den Unannehmlichkeiten meiner Erhebung war dieſer Zwang keiner der geringſten.

Ninon. Ich habe nie, weder meine Jugendfreuden noch meine Jugendfreunde vergeſſen. Doch fürwahr, wenn Sie unglücklich ſind, ſo täuſchen Sie die ganze Welt, die Sie beneidet.

M. de Maintenon. Ich habe mich ſelbſt zuerſt getäuſcht. Wenn damals — als wir noch in Ihrer kleinen Straße des Tournelles, mit Villarſaux und Mantouillet zu Abend ſpeiſten, und kaum bemerkten, wie frugal unſere Tafel beſetzt war — wenn damals mir Jemand geſagt hätte: „du wirſt einem „Throne dich nähern; der mächtigſte Monarch „wird nur auf dich Vertrauen ſetzen; alle „Gnadenbezeugungen werden durch deine „Hände gehen; man wird dich als Königin „betrachten“ — warlich! ich würde geglaubt haben vor Freuden zu ſterben, wenn die Weißagung in Erfüllung ginge. Nun iſt ſie wirklich in Erfüllung gegangen — in den erſten Augenblicken war ich betäubt — ich hoffte das Glück zu finden, und — ſuchte es vergebens!

Ninon. Der Philoſoph wird Ihnen das vielleicht glauben, aber das Publikum nicht. Und wenn es Ihnen glaubte, ſo würde es Sie tadeln.

M. de Maintenon. Es muß ſich ja wohl irren, ſo wie ich mich geirrt habe. Dieſe

Welt iſt ein großes Amphitheater, wo der Zufall jeden Menſchen auf Eine der Stufen ſtellt. Man glaubt, auf der *obern* Stufe ſey das Glück. Wie ſehr irrt man ſich!

Ninon. Ich halte dieſen Irrthum für nothwendig. Die Menſchen würden ſich gar keine Mühe geben, empor zu ſteigen, wenn ſie das Glück nicht hoch über ſich glaubten. Wir beyde kennen Vergnügungen, die minder täuſchend ſind.. Aber ich bitte Sie, wie haben Sie es angefangen, um auf *Ihrer* Stufe ſo unglücklich zu werden?

M. de Maintenon. Ach meine gute Ninon! mein Glück gerieth in Abnahme, ſeit ich anfing Sie Mademoiſelle de L'Enclos zu nennen. Ich *muß* eine *Prüde* ſeyn; in dieſen paar Worten liegt Alles. Mein Herz iſt leer; mein Geiſt leidet Zwang; ich ſpiele die erſte Rolle in Frankreich, aber es iſt nur eine *Rolle*. Ich lebe nur ein geborgtes Leben.

Ach! wenn Sie die drückende Bürde einer ſchmachtenden Seele kennten, welche eine andere Seele auffriſchen, einen abgeſtumpften Geiſt amüſiren ſoll. —

Ninon. Ich fühle das Traurige Ihrer Lage, und fürchte, Sie zu kränken, wenn ich bemerke, daß Ninon, in ihrem kleinen Häuschen in Paris, mit dem Abbé Chateau neuf und einigen Freunden, weit glücklicher iſt, als Sie in Verſailles, bey dem mächtigſten Monarchen von Europa, der ſeinen ganzen Hof zu Ihren Füßen legt. Ja, ich fürchte in der That, meine Ueberlegenheit vor Ihnen auszukramen, denn ich weiß, daß man ſein Glück, in Gegenwart von Unglücklichen, nicht zur Schau ſtellen ſoll. Ertragen Sie Ihre Größe mit Geduld. Suchen Sie die behagliche Dunkelheit zu vergeſſen, in der wir vormals beyde lebten, ſo wie Sie hier bereits gezwungen worden ſind, Ihre alten Freundinnen zu vergeſſen. Hüten Sie ſich, jemals auszurufen:

Félicité paſſée,
Qui ne peut revenir,
Tourment de ma penſée,
Que n'ai je, en te perdant, perdre le
ſouvenir!

Trinken Sie aus dem Fluſſe Lethe. Vor allen Dingen tröſten Sie ſich durch einen Blick auf ſo viele Königinnen, die Langeweile haben, noch mehr als Sie.

M. de Maintenon. Ach Ninon! kann man auch allein ſich tröſten? Ich hätte Ihnen einen Vorſchlag zu thun, aber kaum wage ich es.

Ninon. In der That, Madame, es iſt an Ihnen ſchüchtern zu ſeyn, aber wagen Sie es immer.

M. de Maintenon. Wenn Sie — wenigſtens zum Schein — Ihre Philoſophie gegen ein wenig Prüderie vertauſchten — wenn Sie eine ſogenannte reſpectable Dame werden wollten — ſo würde ich Ihnen eine Wohnung bey Hofe geben; Sie würden mehr als jemals meine Freundin ſeyn, und meinen Stand mir ertragen helfen.

Ninon. Ich liebe Sie noch immer, Madam, allein mich ſelbſt liebe ich doch noch mehr. Ich kann mich unmöglich entſchließen, eine Heuchlerin und unglücklich zu werden, weil Sie nicht glücklich ſind.

M. de Maintenon. Grauſame Ninon! Sie haben ein härteres Herz, als man ſelbſt bey Hofe zu haben pflegt. Sie bleiben fühllos bey meinen Leiden.

Ninon. O nein, ich fühle — ich bedaure Sie, und um es Ihnen zu beweiſen, thue ich was ich kann. Verlaſſen Sie Verſailles. Ich biete Ihnen eine Wohnung in der kleinen Straße des Tournelles an.

M. de Maintenon. Sie foltern mich. Auf einem Throne kann ich nicht glücklich ſeyn, und in Ihrer kleinen Straſe auch nicht mehr. Das ſind die traurigen Wirkungen der Hofluſt.

Ninon. Ich kenne keine Arzeney für unheilbare Krankheiten. Ich will mit den Philoſophen darüber reden, die zu mir kommen, allein ich fürchte —

M. de Maintenon. **Mein Gott! auf** dem Gipfel der Gröſe — angebetet — und nicht glücklich!

Ninon. Im Vertrauen, vielleicht iſt auch ein Mißverſtändniß mit im Spiele. Sie wähnen, bloß Ihre Gröſe verurſache Ihr Unglück? ſollte es nicht vielleicht auch *daher* kommen, daß Ihre Augen nicht mehr ſo ſchön, Ihr Magen nicht mehr ſo gut, Ihre Begierden nicht mehr ſo lebhaft ſind, als vormals? — Jugend, Schönheit, Leidenſchaften verlieren, das iſt das wahre Unglück. *Darum* werden ſo viele Weiber fromm im fünfzigſten Jahre, und vertreiben Eine Langeweile durch die Andere.

M. de Maintenon. Aber Sie ſind älter als ich, und doch weder fromm noch unglücklich?

Ninon. Verſtehen wir uns nur recht. In unſerm Alter muß man keine Anſprüche mehr darauf machen, einer vollkommenen Glückſeligkeit zu genießen. Dazu gehören ein ſehr lebhafter Geiſt und fünf ſehr vollkommene Sinne. Aber mit Freunden, Freyheit und Philoſophie befindet man ſich doch ſehr erträglich. Beſinnen Sie ſich, kommen Sie zu mir und leben Sie mit meinen Philoſophen.

M. de Maintenon. Ich ſehe zwey Miniſter herein treten. Da bin ich ſehr weit von den Philoſophen. Adieu, liebe Ninon!

Ninon. Adieu, erhabene Unglückliche!

Ein franzöſiſches Urtheil über Emilie Galotti.

Die Einſeitigkeit des franzöſiſchen Geſchmacks verleitet oft zu den lächerlichſten Urtheilen über fremde Meiſterwerke, und dieſe Urtheile werden ewöhnlich mit einer ſolchen Anmaßung, einem lchen Uebermuth vorgetragen, daß man ſich rgern würde, wenn man nicht lachen müßte. Man leſe doch zum Beyſpiel, was die Gazette niverſelle de litterature über Leſſings unſterbliche Emilie ſagt, und bemerke zugleich, us mehrern Stellen, daß der Herr Recenſent ſie höchſt wahrſcheinlich gar nicht geleſen hat.

Dieſes Stück — ſo hebt das Machwerk an — iſt in Deutſchland mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen worden, und man betrachtet es als Eins der beſten Werke des berühmten Herrn Leſſing. Es iſt wahr, in den

Einzelheiten iſt viel Schönes, allein der Plan, die Intrigue, die Durchführung, und vor allen Dingen die Charactere der handelnden Perſonen werden ſchwerlich denſelben Eindruck auf franzöſiſche, italiäniſche oder ſelbſt engliſche Zuſchauer machen, ob man gleich dieſen letztern nur gefallen kann, wenn man übertriebene Leidenſchaften, Mord und Todſchlag, und wenigſtens eine angefangene Nothzüchtigung auf die Bühne bringt. Alles das kommt denn auch in dieſer Emilie Galotti vor, die ſogar von ihrem Vater, auf ihr eigenes dringendes Bitten, erdolcht wird.

Man denke ſich einen großen Haufen (une foule) von ſubalternen Böſewichtern, die, um den zügelloſen Leidenſchaften eines ſchwachen Fürſten zu ſchmeicheln, ihm unaufhörlich die abſcheulichſten Rathſchläge ertheilen; (wo hat denn der Recenſent dieſe foule gefunden? wir Deutſche kennen bloß Einen Marinelli.) Man denke ſich dieſen Fürſten, der bloß nach dem Antriebe jener feigen niederträchtigen Truppe von Schmeichlern handelt; (ſchon wieder eine ganze Truppe) der eine alte, angebetete Maitreſſe für die junge Emilie Galotti verläßt, die er kaum geſehen hat, die er verführen und durch Gewalt ſich verſchaffen will. Man denke ſich einen Kammerherrn Marinelli, den verderbteſten, ſitten- und ſeelenloſeſten Höfling, der auf nichts als Complotte und Meuchelmorde ſinnt, und der, in demſelben Augenblicke, wo er die ſchwärzeſten Verbrechen begeht, ſich ausdrückt wie ein ekelhafter Hanswurſt und handelt wie ein Kartuſche; man bemerke, daß ein ſolcher Menſch mit dem Fürſten macht, was ihm beliebt; ſo hat man einen Character, der an keinem Hofe auf der Welt exiſtiren kann, wo die Niederträchtigkeit wenigſtens künſtlicher verſchleyert wird.

In dem Augenblicke, wo Emilie und ihr geliebter Bräutigam aufs Land fahren, um ihre Vermählung zu feyern, will Marinelli ſie entführen. Er hat zu dieſem Behuf zwey Meuchelmörder beſtochen, Pirro und Angelo, deren Einer bey Emiliens Vater, der Andere bey dem Grafen Appiani als Bedienten angebracht ſind. (Man bemerke: der Recenſent macht Angelo zu einem Bedienten des Grafen Appiani.) Die beyden Böſewichter bedienen den infamen Marinelli vortrefflich. Am Eingang eines Waldes werden die Wagen angehalten, der Kammerherr bringt auf den unbewaffneten Grafen ein, und erſticht ihn mit dem Dolche. (Muß ich nun noch beweiſen, daß der Recenſent das Stück gar nicht geleſen hat?) Die erſchrockne Emilie flieht mit ihrer Mutter in ein nahes Schloß, wo der Prinz ſein Schlachtopfer erwartet. Emilie wird mit dem Prinzen in ein Zimmer eingeſchloſſen, und der Zuſchauer mag errathen, welche Abſcheulichkeiten da vorgehen. (Sollte man für möglich halten, daß ein Recenſent ſo gar unverſchämt lügen könne?)

Unterdeſſen kommt die Gräfin Orſina, ſpricht tolles Zeug, unterrichtet den alten Galotti von Allem, was vorgeht, und was zwiſchen ſeiner Tochter und dem Prinzen bereits vorgegangen iſt; (?) ſchenkt ihm auch einen Dolch, mit dem er das Mädchen erſticht.

Das iſt der Plan dieſes Stücks — (nein, ganz und gar nicht) — eine monſtröſe Miſchung von ſchrecklichen Situationen und Hanswurſtereyen, die kaum der große Shakeſpeare ſich würde erlaubt haben. Es ſind Scenen in dieſem Drama, wo man allerdings durch Schrecken ergriffen wird, aber in demſelben Augenblicke wird man auch bis zum Ekel ermüdet, durch die platten Späſſen des Marinelli (?) des Pirro, des Angelo, und ſelbſt durch die ungeheuren Inconſequenzen der Gräfin Orſina. Uebrigens aber kommen auch ſublime Schönheiten darin vor, und dies Werk iſt Eins von denen, welche dem Herrn Leſſing, dem berühmteſten deutſchen Schriftſteller in dieſem Jahrhundert, die größte Ehre machen.

(Wer hat nun wohl mehr Inconſequenz geſagt? Die Gräfin Orſina oder dieſer Recenſent? der — ohne das Stück geleſen zu haben — es wie das allererbärmlichſte Machwerk behandelt, und denn doch verſichert, es gereiche Leſſingen zu großer Ehre? — So etwas konnte nur ein Franzoſe ſchreiben. Uebrigens ſind die Fälle gar nicht ſelten, wo die Franzoſen Bücher heruntermachen, die ſie nicht geleſen, ja, die ſie nicht einmal geſehen haben. Das Journal de Paris hat noch kürzlich meine preußiſche Geſchichte getadelt, ehe ſie die Preſſe verlaſſen hatte.)

Gedanken bey Leſung der Litterair-Geſchichte.

Wir haben große Fortſchritte in der Optik gemacht; wir Blinde wiſſen, wie es mit dem Sehen zugeht. Pythagoras hingegen, der fürwahr nicht blind war, meynte, es ſonderten ſich immerdar kleine Theilchen von der Oberfläche der Gegenſtände ab, und die Platoniker meynten, es ginge etwas aus dem Auge heraus und ſähe ſich draußen um. Wir wiſſen das Alles beſſer, wir laſſen uns aber Brillen auf die Naſe ſetzen, und ſehen doch ſchlechter als Jene. — —

Zu den Zeiten des Königs David, lebte auch ein egyptiſcher König, Oſymandyes, den kein Menſch kennt, weil er keine Pſalmen dichtete, der aber die älteſte Bibliothek beſaß, deren die Geſchichte erwähnt. Die Zeit hat ſeine ganze Bibliothek an die Verweſung verauctionirt, aber die Pſalmen Davids ſind noch vorhanden. So verſchlingt der Hay ganze Schaaren von köſtlichen Fiſchen, und Menſchen oben drein, indeſſen der kleine Pilot ohne Gefahr vor ſeinem Rachen herum gaukelt. — —

Wenn man ſich ärgert, daß ein Schauſpieldichter ſeit zwanzig Jahren ſich den Beyfall des Publikums erworben und erhalten, ſo wirft man ihm unter andern ſehr höhniſch vor, daß er allzufruchtbar ſey; daß er zu ſchnell und zu viel ſchreibe. Beweiſt man ihm zugleich, daß er ſchlecht ſchreibt, ſo hat man Recht; aber die Vielſchreiberey ſetzt noch gar nicht die Schlechtſchreiberey voraus. Aeſchylus hat 90 Trauerſpiele geſchrieben, Sophocles 100, Euripides 120. Nun rechne man, wie man will, ſo wird immer daraus folgen, daß Jeder nicht mehr als einige Monate zu einem Trauerſpiel brauchte. Es iſt albern, einem Baume — und wäre es auch eben kein Citronen- ſondern nur ein Apfelbaum — vorzuwerfen, daß er zu viel Früchte trage. — —

Aſklepiades, ein Arzt, der hundert Jahre vor Chriſti Geburt windbeutelte, war ein *Röſchlaub* ſeiner Zeit, ſprach allen ſeinen Vorgängern Hohn und nannte die Methode des Hippocrates ein *Studium des Todes*. Im Grunde machte er dadurch dem Hippocrates ein Kompliment. Man könnte unſere neueſte Methode ein *tödtliches Studium* nennen. —

Vor alten Zeiten waren *Theologie* und *Philoſophie* ein paar liebende Schweſtern. Die Griechen machten den Pyrrho zum Oberprieſter und befreyten, ihm zu Ehren, alle Philoſophen von öffentlichen Abgaben. Aber, wie es zu gehen pflegt, wenn Schweſtern ſich verheyrathen; ſind die Schwäger uneinig, ſo kehren die Schweſtern ſich auch den Rücken. Die Theologie vermählte ſich mit dem Fanatismus, und die Philoſophie mit der Toleranz. Seitdem ſehen die Schweſtern einander über die Achſel an, und leben in ſkandalöſem Hader. — —

Es gab doch auch eine Zeit, wo die Römer mit Philoſophen und Rednern gar nichts wollten zu thun haben. Es erging im Jahre 593 ein Senats-Decret, de philoſophis et rhetoribus, ne Romae eſſent. Zu deutſch, alle Philoſophen und Redner ſollten ſich aus Rom packen. Gott ſey Dank! wir leben in weit aufgeklärteren Zeiten; ſie dürfen jetzt wohnen, und eſſen und trinken, wo ſie wollen, wenn ſie nur nicht philoſophiren und nicht reden. — —

Philemon war ein Luſtſpieldichter und Nebenbuhler Menanders. Er muß in der That ein ſehr luſtiger Kautz geweſen ſeyn, weil er ſich zu Tode lachte über einen Eſel, der Feigen fraß. Vielleicht hat man auch die Urſache ſeines Todes nur ſinnbildlich ausdrücken wollen; vielleicht war der Eſel ein franzöſiſcher Recenſent, und die Feige ein Schauſpiel, wie Emilie Galotti. — —

Herophytus, welcher in Aegypten zu den Zeiten des Erſten Ptolomäus lebte, war ein ſehr berühmter Zergliederer, und man erzählt von ihm mit Abſcheu, er habe Verbrecher **lebendig** ſecirt. — Warum mit Abſcheu? — es giebt Leute, welche die Menſchen bey hundert tauſenden lebendig zergliedern und zergliedern laſſen. Herophytus ſecirte doch nur lebendige **Verbrecher**; das iſt noch lange nicht ſo ſchlimm, als wenn ein **Verbrecher** lebendige **ehrliche Leute** ſecirt. In unſern Tagen iſt das ganze deutſche Reich zergliedert worden, aber freylich war es nicht mehr lebendig. — —

Fichte hat viel Aehnlichkeit mit **Plotin**, der ein paar hundert Jahr nach Chriſto lebte, und auch ſo dunkel und räthſelhaft ſprach, daß Porphyrius vergebens ſich alle Mühe gab, geſunden Menſchenverſtand hinein zu bringen. Aber eben darum liefen die griechiſchen Berliner haufenweiſe hin, und hörten ihm zu und verſtanden nichts. — —

Hätten die Spanier ihren Martial noch gehabt, wer weiß, ob ſie mit vierzehn Büchern Epigrammen nicht weiter gekommen wären, als mit vierzigtauſend Engländern; denn es giebt Leute, die eher vor einem Epigramm als vor einer Kanone laufen. — —

Die Alten beſaßen keine Encyclopedieen, weder von Krünitz noch von Diderot und d'Alembert. Aber ſie hatten einen Longinus, der eine ſo ungeheure Menge von Kenntniſſen aller Art hatte, daß man ihn eine lebendige Bibliothek und eine wandelnde Studierſtube nannte. Die Menſchen pfropften damals noch Alles in die Köpfe, was ſie jetzt in die Bücher pfropfen. — —

Der gelehrte Proklens wünſchte den Untergang aller Werke des Alterthums, weil ſie einigen Unverſtändigen geſchadet hätten. So wünſcht ein Tyrann den Untergang der Freyheit, weil einige Völker ſie gemißbraucht haben. — —

Teleſius von Coſenza, ein Philoſoph des ſechzehnten Jahrhunderts, behauptete den Satz, daß alle Erſcheinungen in der Körperwelt ſich aus Wärme und Kälte erklären ließen. Ich wünſchte wohl zu wiſſen, ob er die Erſcheinung eines Eroberers aus Wärme oder aus Kälte erklärte? — —

Herzog Ernſt der Fromme von Gotha, war ein ſo großer Liebhaber von Catechiſiren, daß er ſelbſt im Lande herumreiſte, und überall den Catechiſationen der Prediger beywohnte. Es fragt ſich, wodurch die Unterthanen eines Fürſten glücklicher werden: durch das Muſtern der Truppen? oder durch das Muſtern der lieben Schuljugend? — —

Ahnenſtolz.

„Louis!“ ſagte der alte Prinz von Courtenay auf dem Todbette zu ſeinem Sohne: „Ich kenne dich, du liebſt mich. Ich bin beſorgt um deine Zukunft. Höre mich! — du weißt, daß unſer Haus der tapfern Ahnen viele zählt; daß Beherrſcher von Conſtantinopel aus ihnen hervorgegangen ſind; dennoch iſt es geſunken, ein Opfer der Eiferſucht manches Souverains. Selbſt Heinrich IV., durch Höflinge verleitet, wollte uns nicht für Zweige des gemeinſchaftlichen Königſtammes anerkennen, und Ludwig XIV. folgte ſeinem Beyſpiel. Wir ſind Prinze von Geblüt und ſchmachten in Vergeſſenheit. Keine Gunſt, kein Credit, keine vortheilhafte Vermählung, wird unſerm Hauſe den alten Glanz wiedergeben, wenn du, gleich mir,

„durch ein Phantom der Ehre getäuſcht, zögerſt, einer lächerlichen Eitelkeit zu entſagen, „das heißt, dem Verlangen des Hofes gemäß, „unſer altes Wappen zu vernichten.“

Hier ſchwieg der Greis, und ſpähte in den Augen des Sohnes nach der Wirkung ſeiner Worte. Er las nur Staunen und Niedergeſchlagenheit darin. „Wie?“ fuhr er fort: „mißbilligſt du meinen Rath?“

Lange wollte der junge Prinz nicht antworten. Als der Vater mit Ernſt in ihm drang, ſagte er endlich:

„Mein Vater! die Ehrfurcht gebietet mir „zu ſchweigen. Ich bin ein Courtenay — „ich bin Ihr Sohn — Sie verſtehen mich.“

„Ja, ich verſtehe dich!“ rief der Alte: „du willſt durch elende Eitelkeit die letzten Augenblicke deines ſterbenden Vaters verbittern. „Aber ich bin entſchloſſen, und fordere von „dir, daß du augenblicklich meinen Wunſch,

„meinen Befehl erfülleſt, oder dich auf ewig „aus meinen Augen entferneſt. Nun? wähle!“

„O Gott!“ rief der Prinz, „leben Sie „wohl mein Vater!“

Er wollte hinaus ſtürzen, aber der entzückte Greis rief ihn zurück, und drückte ihn mit Freudenthränen in ſeine Arme. „Gott „ſey gelobt!“ ſagte er, mit einem naſſen Blick gen Himmel: „ich ſchöpfe wieder Athem! — „Hätteſt du gewankt — ſieh, hier liegt die „Piſtole — ich würde meine letzte Kraft geſammelt, und dir eine Kugel durch den Kopf „geſchoſſen haben!“

Der gute Alte iſt ſeit funfzig Jahren tod. Wohl ihm, daß er die Zeiten nicht erlebt hat, wo die edelſten franzöſiſchen Geſchlechter es näher gaben.

Aus der Geſchichte des Großherzogthums Toſcana.

Ich habe ſchon einmal von dem gehaltreichen Werke des Riguccio Galuzzi geſprochen, und glaube Niemanden Langeweile zu machen, wenn ich noch einige Merkwürdigkeiten aus dem dritten und vierten Bande aushebe.

Während Cosmus von Medicis die herrliche Bibliothek zu Florenz mit dem Aufwand eines Fürſten und der Urtheilskraft eines Gelehrten, ſo außerordentlich vergrößerte, ſchmachtete die Buchdruckerkunſt in der tiefſten Erniedrigung. Der fatale Index Paul des Vierten — obgleich vom Großherzog gemildert — war ein tödtlicher Streich, ſowohl für jene Kunſt, als für den Buchhandel. Die ſanfte Regierung Pius des Vierten konnte die Wunde nicht heilen, denn unter ihm erwartete man die Entſcheidungen des Conciliums, und Niemand wagte etwas zu unternehmen. Nur die Schweitz und die freyen Reichsſtädte in Deutſchland dachten und druckten noch bisweilen; das ganze übrige Europa lag in Feſſeln. Italien vollends verlohr die letzte Hoffnung unter der harten Herrſchaft Pius des Fünften. Täglich erfordern die mönchiſchen Inquiſitoren neue gehäſſige Mittel, um die Buchhändler zu drücken. 1570 foderte ein Mönch von allen Buchhändlern Cataloge ihrer Bücher, und verbot irgend Eins zu verkaufen, welches nicht von ihm gebilligt wäre. Die ſämmtlichen Buchdrucker zu Florenz übergaben dagegen eine Vorſtellung, die in unſern Tagen — wo die Cenſoren ſo oft den Inquiſitoren gleichen oder gleichen müſſen — neues Intereſſe gewinnt.

„Wenn der Inquiſitor," ſo ſprachen ſie, „ſeinen Zweck erreicht, ſo iſt unſer gänzlicher „Ruin leicht voraus zu ſehen. Es iſt aus vie„len Gründen unſchicklich, ein Verzeichniß „aller unſerer Bücher einzuliefern, beſonders

„auch wegen unſers Credits, da man in dieſem „Fall unſern letzten Heller berechnen könnte. „Haben denn die Herrn unſere Buchläden noch „nicht genug durchſchnüffelt und daraus wegge„nommen, was ihnen beliebte? — Es wäre „möglich, daß man viele, vormals erlaubte „Bücher bey uns fände, die man für Verbotene „gelten, die wir aber doch nicht haben weg„werfen können. Wenn der Herr Inquiſitor „ohne Bezahlung nehmen darf, was ihm be„liebt, ſo können wir unſere Läden nur gleich „zuſchließen. Will er zahlen, ſehr wohl! „wir geben ihm mit Freuden unſere ganzen „Magazine, und noch mit 10 bis 15 Procent „Rabbat obendrein, dann mag er ſelbſt Buch„händler werden, und die Wiſſenſchaften nach „ſeinen Gefallen handhaben. Iſt es ihm doch „ſchon ſo ziemlich gelungen, denn das Studi„ren iſt heutzutage dermaßen herabgewürdigt, „daß nur noch ſolche Perſonen ſich damit abge„ben, die ſonſt gar nicht wiſſen, was ſie anfan„gen ſollen u. ſ. w.“

(Die geiſtlichen Inquiſitoren ſind ſo ziemlich aus Europa verſchwunden, aber die weltlichen ſind fürwahr noch ſchlimmer als die geiſtlichen, und vor Allen zeichnen ſich die Theater-Cenſoren aus. Es iſt ganz unglaublich, was ſie Alles zu verbieten für nothwendig achten, und eben weil es unglaublich iſt, mag mir ſchon erlaubt ſeyn, einige Beyſpiele aus eigener Erfahrung anzuführen. Mein Trauerſpiel Ubaldo ſtellt einen Mann dar, der von der reinſten Tugend beſeelt iſt, der bloß für die Pflicht glüht, und ohne Bedenken ihr ſein Leben opfert. Nicht die kleinſte Anſpielung auf Begebenheiten unſerer Tage kommt darin vor. Allein bloß weil Ubaldo ein Mann iſt, deſſen Tugend etwa irgend einem mächtigen Verbrecher zum Vorwurf gereichen könnte, darf das Stück auf den meiſten Bühnen nicht gegeben werden! — So weit iſt es mit den Deutſchen gekommen, daß ſie die Tugend nicht einmal auf dem Theater mehr ſehen dürfen! — Dabey kommen doch bisweilen die ſeltſamſten Anomalien vor. In Weimar wurde la mort de César geſpielt. Man erinnere ſich, um welches **milden** Aufſatzes willen (Nemeſis im Freymüthigen) Verfaſſer und Verleger arretirt wurden, man leſe dann la mort de César, und denke, was Voltaire'n widerfahren würde, wenn er das Stück jetzt geſchrieben hätte. —

Noch ein faſt komiſches Beyſpiel von der Aengſtlichkeit unſerer Theater-Cenſoren. Mein Schauſpiel, die kleine Zigeunerin — ein Kind der Phantaſie, in welchem ebenfalls nicht die leiſeſte Hindeutung auf Tagsbegebenheiten zu finden iſt — darf faſt nirgends aufgeführt werden, aus keiner andern Urſach, als weil der Schauplatz in Spanien iſt, und man fürwahr Spanien jetzt nicht viel **nennen** darf! — Nun warlich! ich bin nicht der Verfaſſer der Broſchüre: **Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung**; ich habe ſie auch nicht viel geleſen; aber wenn, durch ſolche Beyſpiele empört, Jemand auf die irrige Meynung geriethe, Deutſchland ſchmachte wirklich in ſeiner tiefſten Erniedrigung, wäre es ihm nicht zu verzeihen?)

Die Schilderung, welche Riguccio von der Regierung des Franz von Medicis entwirft, preßt aufs neue jedem Ruheliebenden Manne den Seufzer aus: **wie viel glücklicher iſt ein Staat unter einem klugen**, friedlichen Regenten, **als unter einem Eroberer!** ſo viele Mittel, als dieſem zu Gebote ſtehen, um Länder zu verwüſten, ſo viele Jenem, um Glück und Segen zu verbreiten. Fürſten pflegen ſich — oft nicht des Raubes — aber des Handels zu ſchämen. Franz nicht alſo. Er wußte ſeinen Schatz zu füllen, ohne daß es Blut oder Thränen koſtete. Er handelte im Lande und außer Landes, beſonders gern mit Diamanten, worauf er ſich ſehr gut verſtand, und immer ein auserleſenes Aſſortiment davon beſaß. Seine Schiffe bedeckten das Meer. In

Rom und Venedig hielt er Banken. Portugall und ganz Italien verſorgte er mit Getrayde, erſchuf den Handel mit Seidenwaaren, und führte in Toſcana die Cultur des Maulbeerbaums ein. Den Ackerbau beförderte er mit dem rühmlichſten Eifer. Eine Menge Ländereyen, die noch jetzt Tauſende ernähren, hat Er urbar gemacht. — Nicht minder ſchätzte er Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders die Baukunſt. Er ſelbſt machte den erſten Riß zu dem ſchönen Luſtſchloß Cratotino. Florenz verſchönerte ſich mit jedem Tage. Alle Künſte blühten unter ihm. Seine eignen, nicht geraubten, Kunſtſammlungen waren unermeßlich. Als im Jahr 1580 alle ſeine Gemächer mit Statüen, Gemählden und Alterthümern angefüllt und überfüllt waren, ſo widmete er denſelben eine eigene Gallerie, die er ſelbſt ordnete, wo er ſich ganze Tage aufhielt, auch Jedermann dort vor ſich ließ, der Geſchäfte mit ihm abzuthun hatte, oder ſeine Kunſtſchätze zu bewundern kam. —

Bianca Capello iſt unter uns als ein ſehr liebenswürdiges Mädchen bekannt, weil ein vormals beliebter Schriftſteller, **Meißner**, ihrer Geſchichte ein romantiſches Gewand umgehangen. Allein ſie war ſchon in Venedig eine Perſon von ſehr zweydeutigem Rufe. Indeſſen weiß man wohl, daß der ſchlechteſte Ruf der tiefſten Ehrfurcht Platz macht, ſo bald ein Purpurmantel eine Buhlerin bedeckt. Es iſt merkwürdig, wie niederträchtig der Ehrenfeſte Senat von Venedig ſich dabey benahm. Als die Gemahlin des Großherzogs geſtorben war, und er nun ſeine Bianca auf den Thron haben wollte, ſchrieb er an den Doge: „Ich betrachte dieſe Dame als eine **Tochter** Ihrer erhabenen Republik, deren **Sohn** ich nunmehr durch eine enge Verbindung zu werden wünſche, ſo wie ich es ſchon längſt aus Neigung und Ehrfurcht geweſen.“ — Der Geſandte, welcher dieſen Brief überreichte, wurde mit unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen, und der Senat gab ein Decret, wodurch die zuvor gebrandmarkte Bianca für eine wahre und eigentliche Tochter der Republik erklärt wurde, und zwar ausdrücklich wegen ihren ſeltenen und koſtbaren „Eigenſchaften, die ſie des höchſten Glükkes würdig machten, und wegen der Ehre, „die der Großherzog der Republik durch ſeinen „ſehr weiſen Entſchluß angethan.“ — Der Adel und die ganze Stadt jauchzten. Alle Glocken wurden geläutet. Der Donner der Kanonen erſchütterte alle Fenſter. Jedes Haus, wo ein Capello wohnte, war prächtig erleuchtet. Der Vater und der Bruder der neuen Tochter des heiligen Marcus wurden zu Rittern geſchlagen, erhielten den Vorrang über alle andere Nobili, und den Titel Illuſtriſſimo. Kurz, man muß im Buche ſelbſt alle die Thorheiten leſen, welche die Venetianer begingen, um die Thorheit des Großherzogs zu feyern.

Nun noch ein Wort von der gelehrten Academie zu Florenz, welche ſich eine Zeitlang durch vortreffliche Ueberſetzungen der Alten auszeichnete, aber durch den Beyfall, der ihr von allen Seiten zuſtrömte, und durch die anerkannte Vorzüglichkeit des toſcaniſchen Dialects, nach und nach ſo benebelt wurde, daß ſie der Geiſt ihres Inſtituts fahren ließ, ſich mehr mit Worten als mit Sachen beſchäftigte, Sylben wog, über Sylben ſtritt, ſich in Subtilitäten verlohr, immer heftiger, immer bitterer wurde, und ſich endlich auflöſte. Aus ihren Trümmern entſtanden mehrere andere, unter welchen die Academie della Cruſca die berühmteſte geworden. Das Wort Cruſca heißt eigentlich der Schall vom Mehle. Was ſollte das bedeuten? Wollte man damit ſagen: man begnüge ſich mit dem Schall und laſſe andern das Mehl? — Faſt ſcheint es ſo, denn die Academie della Cruſca fing damit an, Taſſo's befreytes Jeruſalem ſcharf und unanſtändig zu kritiſiren. Man würde noch heute über ſie lachen, wenn man dieſe Kritik bloß ihrer Geſchmackloſigkeit zuſchreiben müßte; allein man muß ſie verachten, denn ihre Kritik wurde bloß vom Geiſt der Rache eingegeben, weil Taſſo das Haus Medicis und den florentiniſchen Adel angegriffen hatte. — Das iſt der Lauf der Welt, auch der Dichterwelt. Der mittelmäſſigſte Kopf wird gerühmt, wenn er der Gewalt ſchmeichelt; und ein **Taſſo wird auf das elendeſte** verunglimpft, wenn er (in ſeinem Dialog über das anſtändige Vergnügen) die neue Regierung von Toſcana das neue Joch der Tyranney der Medicis nennt. Das verzieh ihm der Großherzog nimmermehr; allein die Nachwelt würde es ihm längſt verziehen haben, wenn er ſich nicht herabgelaſſen hätte, Verſe auf Bianca Capello zu machen, und ſogar dem Großherzog ſeine Dienſte anzubieten. Er erfuhr die verdiente Kränkung, abgewieſen zu werden, und Franz verhezte ſeine feile Academie (die ihm gleich unſern Zeitungsſchreibern diente) immer mehr gegen ihn. Das Publikum war ſo gefällig, auf die Seite des Fürſten zu treten. Taſſo's Ruhm wurde für eine Zeitlang verdunkelt. Der Uebermuth der Academie wuchs dadurch. Dieſer Richterſtuhl der **Worte** machte ſich zum Tyrannen der Litteratur. Der Ausdruck durfte ſich nicht mehr dem Gedanken anſchmiegen, ſondern der Gedanke mußte ein Sklave des ſchwülſtigen Ausdrucks werden, und ein **Salviati** verbeſſerte den **Bocaz**. — **Sollte irgend einen deutſchen Fürſten die Luſt anwandeln, eine** Academie vom **Schall des Mehls** zu errichten, ſo könnte man ihm die Herrn **Schlegel**, **Werner** u. ſ. w. als Erſte Mitglieder derſelben empfehlen.

Unſere Verbrechen und Thorheiten.

(Ein Aufſatz, der Voltairen zugeſchrieben wird.)

Im Ganzen ſind die Menſchen närriſch, undankbar, neidiſch, lüſtern nach fremden Eigenthum, unverſchämt, wenn ſie die Stärkern, Schurken, wenn ſie die Schwächern ſind. Die Weiber — mit feinern Organen und minder ſtark als die Männer — ſind gewöhnlich liſtiger und minder grauſam. Das iſt ſo wahr, daß man unter tauſend zum Tode verdammten Verbrechern, kaum drey oder vier Weiber findet. Freylich giebt es auch dann und wann rüſtige Heldinnen, eben ſo grauſam als die Männer, aber die Fälle ſind ſelten.

In Staaten und Familien befindet ſich gewöhnlich die Gewalt in den Händen der Männer, weil ſie derbere Fäuſte, einen unbiegſamern

Geiſt und ein härteres Herz beſitzen. Aus alle dem haben die Moraliſten aller Zeiten den Schluß gezogen, daß das Menſchengeſchlecht im Grunde nicht viel werth iſt, und das mag ſo ziemlich wahr ſeyn.

Nicht als ob alle Menſchen unſichtbarer Weiſe zum Böſen gezogen würden und es auch wirklich verübten. Wenn das wäre, ſo würde ſchon längſt die Erde entvölkert ſeyn. Es wäre ein toller Widerſpruch zu ſagen: das Menſchengeſchlecht iſt gezwungen, ſich zu vernichten, und es pflanzt ſich fort.

Ich glaube wahrhaftig, daß unter hundert jungen Weibern, welche alte Männer haben, wenigſtens neunzig deren Tod von Herzen wünſchen; aber daß auch nicht Eine unter hunderten ſich findet, die ihren alten Mann vergiften möchte. Elternmord, Brudermord ſind überall ſelten. Welches ſind denn nun die Ausſchweifungen oder die Grenzen unſerer Verbrechen? —

Die Stärke unſerer Leidenſchaften, der Grad von Gewalt oder Vernunft, den wir beſitzen.

Wir haben ein intermittirendes Fieber, ein dreytägiges Fieber, ein beſtändiges Fieber, wir phantaſiren auch wohl, aber ſelten werden wir raſend, und es giebt auch Leute, die vollkommen geſund bleiben. Der Krieg mit den Nachbarn iſt unſer intermittirendes Fieber; Mord an unſern Mitbürgern, aus Zorn oder Rache, iſt der Wahnſinn; und wenn wir unſere nächſten Verwandten umbringen, oder (welches auf Eins herauskommt) ihr Leben verbittern; wenn fanatiſche Heuchler Scheiterhaufen anzünden, das iſt die Raſerey. Die übrigen Krankheiten, ich meyne die unzähligen kleinern Verbrechen, welche die Geſellſchaft drücken, übergehe ich mit Stillſchweigen.

Warum führt man ſchon ſo lange Krieg? und warum begeht man dieſes Verbrechen ohne alle Gewiſſenbiſſe? — Man kriegt bloß um da zu erndten, wo Andere geſäet haben; um ihre Schaafe, Pferde, Ochſen, Kühe und kleinen Habſeligkeiten ihnen wegzunehmen; darauf läuft alles hinaus, denn das iſt der Urſprung aller Reichthümer. Es iſt lächerlich zu glauben, daß Romulus in einem elenden Dorfe zwiſchen drey kahlen Bergen, Spiele gefeyert und 300 Mädchen aus der Nachbarſchaft dazu eingeladen habe, um ſie zu rauben; aber es iſt ziemlich gewiß, daß Er und ſeine Gefährten den Sabinern das Vieh und die Pflüge ſtahlen.

Carl der Große führte dreyßig Jahre Krieg gegen die armen Sachſen, um einen Tribut von 500 Kühen. Ich will eben nicht leugnen, daß, während dieſer Räubereyen, Romulus und ſeine Senatoren, Carl der Große und ſeine zwölf Pairs, nicht auch vielen Mädchen Gewalt angethan hätten, (vielleicht auch keine Gewalt) allein es iſt klar, daß der große Zweck des Krieges war: Kühe, Heu u. ſ. w. zu holen, mit Einem Worte, zu rauben. Noch jetzt

(Voltaire ſpricht nemlich von ſeiner Zeit) wenn ein Held zu einer halben Guinee des Tages, mit andern, untergeordneten Helden zu fünf Kreuzer des Tages, auf Befehl ſeines durchlauchtigſten Herrn, einem andern durchlauchtigen Herrn ins Land rückt, ſo fängt er damit an, daß er allen Bauern befiehlt, Ochſen, Kühe, Schaafe, Heu, Stroh, Wein, Holz, Leinewand, Decken u. ſ. w. zu liefern. Ich las dieſer Tage in der kleinen chronologiſchen Geſchichte von Frankreich, unſerer Nachbarin, folgende merkwürdige Worte: Groſe Fouragirung den 11ten October 1709, wo der Graf von Broglio dem Fürſten Lobkowitz ſchlug. Das heißt: am 11ten October ſchlug man ein paar hundert Deutſche todt, die ihr Heu nicht hergeben wollten. Warlich! eine ſolche Fouragirung iſt doch eine ewig denkwürdige Begebenheit. Aber dieſe Erbärmlichkeit beweiſt abermals, daß in allen Kriegen, ſeit dem trojaniſchen bis auf den unſrigen, der einzige Zweck iſt — zu plündern.

*Das iſt leider ſo wahr, daß vor alten Zeiten der Name Räuber und Soldat bey allen Nationen ſynonim war. Man leſe den Miles des Plautus: latrocinatus annos decem mercedem accipio. (Ich bin Räuber ſeit zehn Jahren und empfange dafür meinen Sold.) Ferner: der König Seleucus hat mir den Auftrag gegeben, Räuber anzuwerben. Man ſehe auch das alte Teſtament: Jephta, ein Sohn des Galand und eines Freudenmädchens, wirbt Räuber zu ſeinem Dienſt. Abimelech bildet eine Räuberbande. David ſammelt 400 Räuber u. ſ. w. Wenn das Oberhaupt der Melandrinen brav gemordet und geraubt hat, ſo macht er die armen Teufel, die noch leben, zu Sklaven. Sie werden Leibeigne oder Unterthanen, was auf neun Zehntheilen des Erdbodens ſo ziemlich auf Eins herauskömmt. Gemſerich uſurpirt den Königstitel, wird ein Geſalbter des Herrn, nimmt unſer Geld, unſere Weiber, unſer Leben von Gott und Rechtswegen, wenn man ihm den Willen läßt.

Zu allen dieſen öffentlichen Plünderungen füge man nun noch die unzählbaren geheimen Räubereyen, welche die Familien ins Unglück ſtürzen; die Verläumdung, die Undankbarkeit, die Unverſchämtheit des Stärkern, die Schelmenſtreiche des Schwächern; und man wird geſtehen müſſen, daß das Menſchengeſchlecht immer im Unglück, oder in einer Furcht gelebt hat, die noch ſchlimmer iſt, als das Unglück ſelbſt.

Ich habe geſagt, daß alle Greuel des Kriegs ohne die mindeſten Gewiſſensbiſſe begangen werden, und auch das iſt ſehr wahr. Niemand erröthet über das, was er in Geſellſchaft thut. Jedermann ermuthigt ſich durch das Beyſpiel. Jedermann ſetzt ſeinen Ruhm darin, am beſten morden, am beſten plündern zu können. Bey der Einnahme von Bergen op Zoom ſchrie ein Soldat: „Ich bin müde

„zu morden, nun will ich nothzüchtigen!“ und Alle, die ihn hörten, klatſchten in die Hände. Die Gewiſſensbiſſe hingegen ſind nur für denjenigen, der keine Gefährten hat, ſondern bloß auf ſeine eigene Hand insgeheim mordet und ſtiehlt. Nur die Gewohnheit panzert ihn endlich gegen das Gewiſſen, und er iſt folglich weit übler daran, als diejenigen, die ſein ordentlich en troupe ſich dem Verbrechen widmen.

Und giebt es denn gar kein Mittel gegen dieſe Krankheiten? — Diejenigen Nationen, die ſich civiliſirt nennen, weil ſie boshaft und unglücklich in Städten ſind, ſtatt daß andere es in Höhlen oder unter freyem Himmel ſeyn mögen, fanden kein kräftigeres Gegengift, als die Zuflucht zu einem belohnenden und ſtrafenden Gotte. Umſonſt gaben die Obrigkeiten Geſetze gegen Raub und Ehebruch; während ſie dieſe Geſetze auf dem Markte verkündeten, beſtahl man ſie in ihren eigenen

Wohnungen, und ihre Weiber ließen unterdeſſen ihre Liebhaber zu ſich kommen.

Wie konnte man geheime, unbeſtrafte Verbrechen anders im Zaum halten, als durch die Idee eines allwiſſenden Gottes, der unſere geheimſten Gedanken ſieht und richtet? — Wir wiſſen nicht, wer den Menſchen zuerſt dieſe erhabene Lehre vortrug. Wenn ich ihn kennte und gewiß wäre, daß er nicht weiter gegangen; daß er die dargebotene Arzney nicht verdorben: ich würde ihm einen Altar errichten. — Hobbes ſagt: er würde ihn hängen laſſen, weil ein ſolcher Apoſtel Gottes ſich gegen die öffentliche Gewalt erhübe, die er Leviathan nennt, und weil er den Menſchen einen Herrn vorſchlage, der noch über den Leviathan, über die Geſetzgebende Oberherrlichkeit, erhaben ſey. — Das ſcheint mir hart. Ich gebe zwar zu, daß ein ſolcher Apoſtel ſehr ſtrafbar ſeyn würde, wenn er vor unſerm Parlament, oder vor dem König von Spanien, oder vor dem großen

Rath von Venedig, alſo ſpräche: „Ich verkünde Euch einen Gott, deſſen Prieſter ich bin. Er hat mir aufgetragen, Euch nach Belieben ins Gefängniß zu werfen, Euch zu nehmen, was Ihr habt, und Euch umzubringen, wenn Ihr etwas thut, was mir nicht gefällt. Ich werde Euch ermorden, wie der heilige Mann Aod den König der Moabiter und Juden, Eglon ermordete; wie der hohe Prieſter Jozada an der Thür eines Pferdeſtalles die Athalia tod ſchlug; wie der weiſe Salomo ſeinem Bruder Adoniah das Lebenslicht ausblies u. ſ. w.“ — Ja wenn er ſo ſpräche, ſo müßte man ihm erdroſſeln.

Aber wenn die Atheiſten bey uns herrſchten — wie es in London zu den Zeiten Carl des Zweyten der Fall geweſen ſeyn ſoll, und in Rom unter Sixtus dem Vierten, Alexander dem Sechſten, Leo dem Zehnten — dann würde ich den ehrlichen Mann ſegnen, der uns ganz prunklos verkündete, wie Plato, Marc Aurel und Epictet: Sterbliche! es giebt einen gerechten Gott! ſeyd gerecht! Ich ſehe gar nicht ein, warum man ihn hangen ſollte.

Ich bin wahrhaftig ſehr tolerant, aber gern würde ich den züchtigen ſehen, der etwa heute aufträte und ſpräche: „Meine Herrn und „Damen, es iſt kein Gott. Belieben Sie zu „verleumden, zu meyneiden, zu ſtehlen, zu „morden u. ſ. w. Alles das hat nichts zu „bedeuten, wenn Sie nur die Stärkern „oder die Schlauern ſind.“ — Offenbar wäre ein ſolcher Menſch der Geſellſchaft ſehr gefährlich, was auch der ehrwürdige Vater Malagrida, vormals Jeſuit, ſagen möchte, welcher Ehrenmann eine ganze Familie überredete, daß, in gewiſſen Fällen einen König von Portugall zu ermorden, eine Kleinigkeit ſey.

(Die Fortſetzung vielleicht künftig.)

Moſcau.

In den memoirs of Peter Henri Bruce kommt eine Beſchreibung von Moſcau vor, wie es vor hundert Jahren geweſen, die, wenn ſie wahrhaft iſt, einen ſchönen Beweis liefert, wie gänzlich eine große Stadt durch gute Polizey kann umgewandelt werden. Damals ſollen die Mörder ſo häufig in Moſcau geweſen ſeyn, daß man faſt an jedem Morgen mehrere Leichen auf den Straßen gefunden. Die Räuber gingen Truppweis, und ſchlugen diejenigen, die ſie plündern wollten, zuvor tod. Sie hatten keine andern Waffen, als eine lange Keule, am Ende mit Eiſen beſchlagen. Ein einziger Streich war hinreichend, um zu tödten. Bruce behauptet ſogar, man habe ihn verſichert, daß dieſes Geſindel von einigen Vornehmen, die den Raub theilten, geſchützt werde. Auch die Gebirge waren mit Banditen, Rosboiniks genannt, angefüllt, welche die Wege an vielen Orten ſehr unſicher machten. Peter der Große ſelbſt ſoll kaum ihrer Wuth zweymal entgangen ſeyn. Bruce ſagt: ein Herr, Namens Knipercroon, deſſen Vater ſchwediſcher Reſident geweſen, hat mir erzählt: wie der Zaar in ſeiner Jugend ſelbſt von Räubern angefallen worden. Peter beſuchte dieſen Herrn oft in ſeinem Hauſe, und bezeigte deſſen Familie viele Achtung und Wohlwollen. Eines Abends wollte er gleichfalls einen ſolchen Beſuch abſtatten. Er hatte nur zwey Bediente bey ſich, der Eine ritt vor, der Andere hinter ſeinem Schlitten. Da begegneten ihm acht Räuber auf einem einzigen Schlitten, die den Seinigen mit einem eiſernen Haken feſt hielten. Der junge, muthige, ſtarke Zaar ſprang heraus, ergriff Einen der Räuber bey den Haaren und riß ihn aus dem Schlitten, ſchleppte ihn auch bis zu der nahen Wohnung des Reſidenten, wo er, von Schweiß triefend, zum großen

Erſtaunen aller Anweſenden, hereintrat, den Kerl immer noch bey den Haaren haltend.

Sogleich ließ er die Thüren verſchließen, damit kein Bedienter das Haus verlaſſen konnte, bevor er den Böſewicht examinirte. Als der Menſch hörte, es ſey der Zaar ſelbſt, den ſie angreifen wollen, erſtarrte er vor Schrecken, und bat nur, ihn gleich hinzurichten, ohne ihn erſt auf die Tortur zu legen. Peter verſprach es ihm, wenn er ſeine Mitſchuldigen zuvor anzeige. Das wollte er nicht, wenn ihn der Zaar nicht gänzlich begnadigte und ihm ſogar eine Belohnung zuſagte. Auch das geſchah, und nun machte er ſich ſogleich mit einem Detaſchement Soldaten auf den Weg. Als ſie den Sammelplatz der Räuber erreichten, ein öde ſtehendes Haus, ſo klopfte der Gefangene an, und forderte Einlaß. Mann erkannte ſeine Stimme, die Thür wurde geöffnet. Alsbald drangen die Soldaten hinein, und ergriffen nicht bloß die ſieben Mitſchuldigen, ſondern noch dreyzehn andere, die gleichfalls zu der Bande gehörten, und die ſämmtlich hingerichtet wurden.

Ein andereſmal wurde der Zaar wiederum auf dem Wege nach Novogorod (zwiſchen Moſcau und Petersburg) attakirt, als er nicht mehr als vier Begleiter bey ſich hatte. Es geſchah faſt vor den Thoren, durch eine Bande Rosboinikſ. Peter warf ſich auch diesmal aus dem Schlitten, ging auf ſie los, mit der Piſtole in der einen und dem bloßen Degen in der andern Hand, und ſagte: „Ich bin der Zaar, „was wollt ihr?“

Sie verſetzten, ſie wären arme Teufel in der höchſten Noth, und da er ihr Herr und Meiſter ſey, ſo könnte er ihnen auch leichter helfen, als irgend ſonſt Jemand. — „Ich habe kein Geld bey mir,“ erwiederte Peter.

„Wenn Ihr auch deſſen gehabt hättet,“ ſagten ſie: „ſo würden wir doch keins von Euch

„genommen haben; wir bitten Euch nur um
„eine Anweiſung auf die Regierung zu Novo-
„gorod, auf ſo viel als Ihr uns geben wollt.
„Doch werdet Ihr die Gnade haben, die
„Summe ſtark genug einzurichten, um unſer
„Elend zu mildern.“ —

„Sind tauſend Rubel genug?“ fragte der Zaar. Die Kerls waren damit zufrieden, und Peter ſchrieb auf der Stelle eine Anweiſung an den Gouverneur, die Einer von der Bande in die Stadt trug, während die Uebrigen den Zaar bewachten. Der Abgeſchickte kam bald mit dem Gelde zurück, und nun zwangen die Räuber den Zaar, nach Tiar zurück zu kehren, ließen ſich auch ſein Wort geben, daß er ſie nicht verfolgen, auch nicht die mindeſte Nachforſchung nach ihnen anſtellen wolle. Dagegen verſprachen ſie ihm, ihr Leben zu beſſern, und künftig ſeine ruhigen, getreuen Unterthanen zu ſeyn.

Peter hielt Wort, nahm aber ſtrenge Maaßregeln gegen das Raubgeſindel überhaupt.

Bruce ſah an einem einzigen Tage zwölf Kerls an eiſernen Haken aufhängen, in welchem Zuſtande ſie acht bis neun Tage lebten. Das half, und man konnte bald, bey Tag und Nacht, in Rußland ſo ſicher reiſen, als in irgend einem policirten Staate von Europa.

Dieſer nemliche Bruce — (denn da ſeine Memoiren mir einmal in die Hände gefallen, ſo will ich doch noch ein paar intereſſante Anecdoten herausziehen) — dieſer nemliche Bruce, der 1706 in preußiſche Dienſte trat, erzählt von ſeiner Hauswirthin folgendes: Ihr erſter Mann hieß Niepels, und war Dragonerhauptmann in holländiſchen Dienſten. Sie war die Tochter eines Kaufmanns im Haag, wo er ſich in ſie verliebte; ihr die Ehe verſprach, ſie verführte und verließ. Ihr Vater jagte ſie aus dem Hauſe, ohne ſich an ihre Schwangerſchaft zu kehren. Eine Tante hatte Mitleid mit ihr, beherbergte ſie bis nach ihrer Niederkunft, gab ihr dann ein Stück Geld, und ließ ſie laufen.

Mit dieſem Gelde verſchaffte ſie ſich Mannskleider, ſagte Niemanden ein Wort von ihrem Vorhaben, kaufte ein Pferd, ritt bey Nacht und Nebel davon, kam in die Garniſonſtadt ihres Treuloſen, und ließ ſich als Volontair unter demſelben Regimente aufnehmen. Sie diente wirklich eine Zeitlang, und Niepels ſagte ihr bisweilen, ſie habe ſehr viele Aehnlichkeit mit Einer ſeiner alten Geliebten. Daß der Herr Volontair dieſe Geliebte wirklich ſey, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Gegen Ende des Feldzugs erfuhr Niepels den Tod ſeines Vaters, und nahm ſeinen Abſchied, um die Erbſchaft anzutreten. Nun, meynte das heroiſche Mädchen, ſey es Zeit, die Larve abzuziehen. Sie kleidete ſich wieder, wie es ihrem Geſchlechte ziemt, folgte ihrem Verführer nach Maſtricht, fand Mittel, ſich in deſſen Wohnung einzuſchleichen, hielt ſich da verborgen, bis Jedermann ſchlief, und trat dann mit dem Licht in einer, dem Dolch in der andern Hand, plötzlich vor ſein Bett. Erſchrocken rieb er ſich die Augen und fragte, was ſie wolle?

Sie erinnerte ihn an ſeinem Verſprechen und forderte deſſen Erfüllung. Vermuthlich ſchien es ihm allzuſchimpflich, auf dieſe Weiſe zu einer Heyrath gezwungen zu werden; er ſchlug ihr Begehren kaltblütig ab, und rief nach ſeinem Bedienten. Doch ehe dieſer erſcheinen konnte, ſtieß ſie ihm den Dolch in die Bruſt. Er wehrte ſich mit Händen und Füßen, allein ſie verwundete ihn noch an mehrern Stellen. Die Bedienten ſtürzten herbey, und fanden ihren Herrn in ſeinem Blute. Man ſchickte ſogleich nach der Wache, um ſich der Thäterin zu verſichern, die jedoch keinesweges zu entweichen verſuchte, ſondern dem Schwerverwundeten ſeine Treuloſigkeit noch immer bitter vorwarf. Er ſelbſt bat ſie vergebens ſich zu retten, weil er fühle, daß er nicht davon kommen werde. Die Wache erſchien und wollte ſie ins

Gefängniß führen. Jetzt bat der Hauptmann ſelbſt, ſie bey ihm zu laſſen. Er verlangte einen Beichtvater, dem er bekannte, das junge Frauenzimmer ſchändlich betrogen zu haben. Der Prieſter vermählte ſie miteinander. Der Wundarzt erklärte, keine der Wunden ſey tödtlich. Seine Gattin war nun mit der zärtlichſten Sorgfalt um ihn beſchäftigt, und er wurde glücklich geheilt.

Trotz dieſer gewaltſamen Hochzeit lebten die beyden Dragoner ſehr glücklich miteinander, allein Niepels, der arme Teufel, ſchien nun einmal für ein trauriges Schickſal beſtimmt zu ſeyn. Eines Tages beſuchte er mit ſeiner Frau ein Zeughaus, wo allerley alte Waffen aufbewahrt wurden. Eine Dame von ihrer Bekanntſchaft, die mit ihnen war, nahm ſcherzend eine verroſtete Piſtole, zielte auf den Hauptmann, und ſagte lachend: es ſey im Rath der Götter beſchloſſen, daß er von der Hand eines Weibes ſterben ſollte. Mit dieſen

Worten drückte ſie los, und — zerſchmetterte ihm richtig das Gehirn. Seine Wittwe tröſtete ſich bald und nahm einen andern.

1708 war Bruce mit ſeinem Regiment in Flandern. Bey der Belagerung von Lille empfing der Prinz Eugen einen Brief von unbekannter Hand. Er riß das Couvert ein wenig haſtig herunter, ein fettiges Papier fiel auf die Erde. Sein Adjutant hob es ſchnell auf, roch daran, und wurde plötzlich von einen Schwindel überfallen; man mußte Aerzte herbey rufen. Das war dem Prinzen auffallend. Er ließ das Papier einem Hunde um den Hals binden, der, trotz angewandten Gegengiftes, in 24 Stunden ſtarb. Als die Officiere den Prinzen glücklich prieſen, der Gefahr entronnen zu ſeyn, antwortete er: „Ich habe ſchon „mehr dergleichen Briefe erhalten.“ (Die Kunſt, Briefe zu vergiften, ſcheint heutzutage ganz verlohren gegangen zu ſeyn, obgleich nie mehr Veranlaſſung dazu vorhanden war.)

Bey einem Rückzuge der Ruſſen (im Kriege mit den Türken 1711) wiederfuhr dem Obriſten Pitt das Unglück, ſeine Gattin und ſeine Tochter zu verlieren. Ein Rad an ihrem Wagen war zerbrochen, wodurch ſie von der Arriergarde getrennt wurden. Ein Hauſe Tataren überfiel ſie und ſchleppte ſie fort. Pitt wandte ſich an den Großvezier, der ſtrenge nachforſchen ließ, allein vergebens. Der Obriſte erfuhr endlich, daß man ſie nach Conſtantinopel gebracht und dem Großſultan vorgeſtellt habe. Er verſchaffte ſich einen Paß und eilte nach Conſtantinopel, man kann denken, mit welchem klopfenden Herzen. Dort machte er Bekanntſchaft mit einem jüdiſchen Arzt, der das Serail bediente. Von dieſem erfuhr er, daß allerdings ſeit Kurzem zwey Damen, die er beſchrieb, dem Sultan überliefert worden wären, aber daß ein Frauenzimmer, wenn es einmal im Serail des Großherrn ſey, daſſelbe nie wieder verlaſſen dürfe. Pitt wandte alles Mögliche an, um wenigſtens ſeine Frau wieder zu haben, wenn er auch die Tochter ihrem Schickſal überlaſſen müßte. Nichts gelang. Ja, er wurde endlich gar eingeſperrt, und erhielt nur mit vieler Mühe, durch Vermittlung eines Geſandten, ſeine Freyheit wieder.

In der Folge ſagte ihm derſelbe Jude (vielleicht aus Mitleid) ſeine Frau und Tochter wären an der Peſt geſtorben, und Pitt verließ troſtlos die Türkey. — Es iſt nicht zu leugnen, daß ſein Schickſal entſetzlich hart war, da er ſeine Gattin ſehr zärtlich zu lieben ſchien; allein man muß auch bekennen, daß er ein Thor war, mit ſeiner ganzen Familie gegen die Türken zu Felde zu ziehn.

Hiſtoriſche Glaubwürdigkeit.

Im Jahr 1574 ſchrieb ein gewiſſer Charles de la Ruelle ein kleines Werk: Succinctes adverſaires contre l'hiſtoire et les profeſſeurs d'icelle, worin er (leider mit Recht) behauptet, daß in unſern beſten, und für die wahrhafteſten geachteten Geſchichtsbüchern, nicht das mindeſte Zuverläſſige ſey.

Troja, ſagt er, iſt nie erobert worden, Aeneas nie nach Italien gekommen. Die Ruinen von Troja, die man noch heutzutage ſieht, ſind die Trümmer einer, durch den Proconſul Fimbria, während der Kriege des Sylla und Marius, zerſtörten Stadt. Die Enthaltſamkeit des Scipio iſt nur Fabel; er vermählte ſeine gefangene Spanierin nicht eher mit ihrem Geliebten, bis er die größten Gefälligkeiten von ihr gefodert hatte.

Welchen Glauben ſoll man Geſchichtſchreibern beymeſſen, die, wie Procopius in der Geſchichte des Juſtinian, ſich widerſprechen? An Einer Stelle erhebt er den Kayſer und die Kayſerin Theodora bis in den Himmel, an einer Andern ſagt er: Juſtinian ſey ein Schwachkopf geweſen, und Theodora eine ſchaamloſe Buhlerin.

Wie partheyiſch ſind nicht die Geſchichtſchreiber, beſonders in den Zeiten öffentlicher Unruhen. Wer ſieht nicht, daß Livius ein Partiſan des Pompejus, Dio Caſſius ein Partiſan des Cäſar war? —

Vellejus Paterculus, der unter Tiber lebte, rühmt den Sejan gewaltig, von dem Tacitus ſo viel Böſes ſagt. Polybius, ſonſt ein ſehr achtungswerther Schriftſteller, verkleinert aus Neid den Plutarch, ſo viel er nur immer kann, und doch war Plutarch, ſo gut als Polybius, ein ſcharfſinniger Geſchichtſchreiber und großer

Philoſoph. — Paul Emil von Verona, dem Ludwig XII. die Geſchichte Frankreichs zu ſchreiben übertrug, ſchmeichelte bloß dem Könige und der Nation, von welchen er Wohlthaten empfing oder erwartete.

Arrand du Ferron, der Paul Emils Werk fortſetzen ſollte, bekennt naiſ, er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bey Pavia befragt, die meiſten hätten ſich widerſprochen, und er habe vier ganz verſchiedene Relationen davon in den Händen, die eine von den Franzoſen, die andere von den Spaniern, die dritte von den Italiänern, die vierte von den Deutſchen. (Lieber Gott! das könnte dem guten du Ferron noch täglich wiederfahren.)

Sarius erzählt, Carl V. habe ſich einſt ſeine eigene Geſchichte von dem wohlpenſionirten Hiſtoriographen Sleidanus vorleſen laſſen, und als er gehört, wie künſtlich der Schmeichler ſeine Fehler verſteckt hatte, habe er ſich nicht enthalten können auszurufen: O quam mentitur nebulo! (Ach, der Schelm! wie er lügt!)

Tacitus — ſagt Bodin in ſeinem ſchönen Werke über die Kenntniß der Geſchichte — Tacitus war ohne Zweifel ein tiefer Politiker, ein feiner Mann, der nichts ohne geheime Abſicht that. Man wird es nur zu ſehr gewahr, an der Art, wie er die Geſchichte ſeiner Zeit (unter Tiber) geſchrieben. Er leyht dieſem Fürſten, dem Auguſtus, der Livia, dem Sejan, und ſelbſt dem albernen Claudius, oft ſo weit hergeholte Motive, eine ſo geſchickte Handlungsweiſe, daß der Leſer nicht umhin kann zu fühlen, er habe die Begebenheiten nach ſeinem eigenen Character gemodelt, und den handelnden Perſonen ſeine Art zu denken beygelegt. — Wenn das am grünen Holz vom allverehrten Tacitus, geſchieht, was darf man von dem dürren Holz unſerer Tage erwarten?

Der Geizhals.

(Eine Scene aus einem engliſchen Roman.)

Cecile war eine Waiſe, deren groſſes Vermögen von zwey Vormündern verwaltet wurde, der Eine ein gutmüthiger Verſchwender, der Andere ein hartherziger Geizhals. Den Erſten liebte Cecile, den Andern haßte ſie.

Einſt hatte Jener eine Ehrenſchuld abzutragen, wußte nicht wo er das Geld hernehmen ſollte, und war ſehr traurig. Cecile wünſchte ihm zu helfen, und begab ſich deswegen zu ſeinem Collegen, dem Herrn Rattenbiß, um die erforderliche Summe ihm abzuſchwatzen. Sie kommt in deſſen Wohnung, ſie hört, er ſey krank. Aber ſie hat ein wichtiges Geſchäft mit ihm abzuthun? — Vergebens, er läßt ihr ſagen, ſie möge die künftige Woche wiederkommen. So lange kann ſie unmöglich warten. Sie entſchließt ſich, ihre Bitte ſchriftlich anzubringen, und fodert Dinte, Feder und Papier. Der alte zerlumpte Bediente gafft ſie mit großen Augen an, und entfernt ſich ſchweigend. Es iſt Winter. Kein Feuer im Kamin. Sie haucht in die Hände. Endlich kommt der Kerl zurück, bringt ihr eine abgenutzte Feder und ein wenig Dinte auf einer zerbrochenen Untertaſſe.

„Mein Herr läßt bitten,“ ſagt er, „ſpar„ſam mit der Dinte umzugehn. Denn wir „haben ſonſt keine, und ich muß des Herrn „Schuh noch einige Wochen lang damit „ſchwärzen.“

„So gieb mir ein Blatt Papier,“ ſagte Cecile. —

„Geben?“ erwiederte der alte Grießgramm, „von Geben iſt hier im Hauſe nie „die Rede. Aber auch das Leyhen wird

„ſchwer halten.“ — Er ging und kam zurück mit einem Stück von einer Schiefertafel und einen Bleyſtift. „Mamſell ſoll nur darauf „ſchreiben,“ ſagt mein Herr, „denn ſie würde „ihm wohl nicht viel zu ſagen haben.“

Cecile nimmt lächelnd die Schiefertafel, aber der Bleyſtift iſt ſehr ſtumpf; ſie fodert ein Federmeſſer, um ihn zuzuſpitzen. Der Bediente bringt eins, bittet aber um Gottes willen, es dem Herrn nicht zu verrathen, denn es werde höchſtens jährlich Einmal gebraucht. — Cecile ſchrieb nun auf die Schiefertafel, ſie brauche 100 Guineen. Der zerlumpte Kerl trug die Tafel hinein, kam ſchnell zurück, und ſagte, ſein Herr verſtehe durchaus ganz und gar nicht, was ſie wolle. Cecile wurde empfindlich, erklärte, ſie fodre nichts als ihr eigenes Geld, und werde nicht von der Stelle gehen, bis ſie eine vernünftige Antwort erhalte. Der Unterhändler ging ab und zu.

„Der Herr iſt gewaltig erſchrocken,“ ſagte er, „nun wird er ſelbſt kommen; er kleidet ſich eben an.“

„Wozu das? er mag immerhin im Schlaf„rock bleiben.“

„Nun ja, den Schlafrock muß er doch erſt „anziehen.“ — Lag er denn zu Bette? — „Nein.“

Geht er denn nackend in ſeinem Zimmer auf und nieder? — „Allerdings. Er meynt, „die Haut nütze ſich am wenigſten ab.“ — Jetzt trat Herr Rattenbiß herein. Was der Bediente einen Schlafrock genannt hatte, war eigentlich eine zuſammengeflickte Lappen-Sammlung. Auf dem Kopfe trug er eine baumwollene Mütze, die durch Fett nach und nach zu Leder geworden war. Er empfing ſein ſchönes Mündel in der übelſten Laune, die noch um ein Anſehnliches vermehrt wurde, als er die, Abſchnitzel von ſeinem Bleyſtift auf der Erde erblickte.

„Darf man fragen,“ murrte er in den langen ſchmutzigen Bart, „wozu Sie die un„geheure Summe von 100 Guineen brauchen „wollen?“ — Cecile, die den, ohnehin übel bey ihm angeſchriebenen Collegen nicht verrathen mogte, gab vor, ſie habe eine Buchhändler-Rechnung zu bezahlen. Das brachte ihn vollends in Wuth. „Geld für Bücher! „100 Guineen für Bücher! Konnten Sie „nicht aus meiner Bibliothek leyhen?“

„Ich wußte nicht, daß Sie eine Biblio„thek haben.“

„Mein Gott, ich beſitze einen ganzen Band „Predigten, es fehlen bloß in der Mitte einige „Bogen, die ich voriges Jahr in dem harten „Winter vor ein zerbrochenes Fenſter geklebt „habe. Aber auch die ſind noch lesbar.“

Cecile dankte für das gütige Anerbieten, verſprach in Zukunft Gebrauch davon zu machen, bat aber für jetzt um Befriedigung, und als Herr Rattenbiß ihr rund heraus erklärte, ſie werde keinen Heller von ihm erhalten; der Buchhändler müſſe die Bücher zurücknehmen, weil ſie noch minderjährig ſey; da entrüſtete ſie ſich, drohte mit Nachrechnungen, zwang ihn geſchmeidiger zu werden. Seufzend holte er einen Geldſack herbey, und fing an zu zählen. Bis 10 brummte er, bis 20 fluchte er, bis 30 weinte er, bis 40 ſchluchzte er; als 50 voll waren, bekam er einen Krampf in die Finger, bey 60 und 70 ſtieg ihm der Krampf in den Hals, bey 80 und 90 verdrehte er die Augen, bey 100 rührte ihm der Schlag; er ſtarb mit dem letzten Goldſtück zwiſchen den Fingern, und hielt es ſo feſt, daß Cecile ihn damit begraben ließ.

Ein Opfer der Mutterliebe.

Bey dem fürchterlichen Erdbeben von Meſſina, im Jahr 1783, ereignete ſich folgende tragiſche Begebenheit. Die Marquiſe Spapara, eine Franzöſin von Geburt — (die Liebe hatte ſie aus der Provence nach Sicilien verſetzt) — wurde ohnmächtig, als die Erde ſtark zu beben begann. Ihr Gemahl faßte ſie in ſeine Arme, und trug ſie mit vieler Mühe bis zum Hafen, wo er ſie niederlegte und forteilte, um eine Barke zu ſuchen, die er um jeden Preis miethen, und ſich mit dem koſtbarſten, was er gerettet, ſeiner Gattin, einſchiffen wollte. Indeſſen erwachte dieſe aus der Ohnmacht, und ihr erſter Gedanke war ihr vergeſſenes Kind. Plötzlich ſchienen alle ihre Kräfte nicht nur zurückgekehrt, ſondern verdoppelt. Sie flog nach ihrer Wohnung, ſie drängte ſich durch die dichten Volkshaufen, die mit ihren Habſeligkeiten beladen ihr überall entgegen ſtrömten; ſie ſcheute nicht die Häuſer, die links und rechts neben ihr in Trümmer zuſammen ſtürzten. Immer nur vorwärts, den Blick auf ihre eigene Wohnung geheftet, mit der Todesangſt im Buſen, daß ihr Auge ſie nicht mehr finden werde. Endlich erreicht ſie die Straße — Jeſus Maria ſey gelobt! das Haus ſteht noch. — Sie kriecht hinein, die Treppe hinauf, das Kind ſchlummert ruhig in der Wiege. Sie reißt es heraus, drückt es feſt in ihre Arme und will zurück — ha! da kracht die Treppe und verſchwindet vor ihren Füßen — der Rückweg iſt ihr abgeſchnitten — ſie flieht von Zimmer zu Zimmer — jedesmal ſtürzt das letzte, welches ſie verläßt, hinter ihr zuſammen. Faſt wahnſinnig erſcheint ſie jetzt auf einem Balcon, ihre letzte Zuflucht — ſie hält ihr Kind hoch in die Höhe, kreiſcht den Vorübergehenden zu und fleht um Rettung — wenigſtens für das Kind. Umſonſt! wer hatte jetzt Augen und Ohren für fremde Gefahr? Jeder zitterte für ſich ſelbſt und eilte vorbey. Jetzt ſchlugen die Flammen hinter ihr aus den Trümmern — ſie ſank mit dem Kinde hinab in demſelben Augenblicke, als ihr Gatte, der ſie zu ſpät vermißt hatte, in Verzweiflung herbey rann, um ein ohnmächtiger Zeuge des gräßlichen Schauſpiels zu werden.

Als die Schreckniſſe dieſes Tages vorüber waren, beklagte Jedermann das Schickſal der liebenswürdigen Marquiſe Spavara, und Niemand gedachte des weit unglücklicheren Gatten. Furchtbar war der Todeskampf der Mutter, doch er währte nur Minuten. Wer aber vermögte das Elend der Jahre zu beſchreiben, in welchem der Gatte ſeine Rettung verfluchte!

Die edle Obſtkrämerin.

Wenn die Erzählung von dem Opfertode einer Mutter die Herzen der gefühlvollen Leſerinnen zerriſſen hat, ſo wird die folgende Erzählung — deren Heldin auch eine edle Mutter, wenn gleich nur eine Obſtverkäuferin iſt — ihre Herzen ſanft bewegen.

Frau Menthe hatte vor 25 Jahren ihre kleine Obſtbude am Eingang des Louvre aufgeſchlagen. Sie war Mutter von achtzehn Kindern, deren noch zehn lebten. Ihr Mann, ſchon 62 Jahr alt, war Miethskutſcher, und dieſer geringe Erwerb, vereint mit dem, was ihr kleiner Kram abwarf, nährte die zahlreiche Familie. Man kann leicht denken, daß ſie nicht im Ueberfluß ſchwamm.

Frau Menthe hatte auch eine Schweſter mit fünf Kindern, die durch eine ausſchweifende

Lebensart etwas Vermögen geſammelt hatte. Drey von den Kindern waren ſchon geſtorben; das vierte folgte den Fußtapfen ſeiner Mutter und wurde eingeſperrt. Nur das fünfte war noch übrig, als die Mutter in eine ſchwere Krankheit fiel, und auf dem Todbette eine wohlhabende Beckersfrau zu ihrer einzigen Erbin einſetzte; vermuthlich weil ihre wackere Schweſter ſie oft vergebens ermahnt hatte, ihr zügelloſes Leben zu beſſern.

Freylich hätte Frau Menthen gern ihrer eigenen dürftigen Familie die Erbſchaft zugewandt. Sie glaubte, als die einzige Schweſter der Verſtorbenen, ein unſtreitiges Recht darauf zu haben, und ging deshalb zu einem Advocaten, dem ſie die Sache vorlegte. Von dieſem hörte ſie aber, daß gegen das ungerechte Teſtament nichts, gar nichts zu machen ſey. Sie hielt in dieſem Augenblicke die nachgebliebene Wayſe, ein Kind von fünf Jahren, bey der Hand. „Nun wohl,“ ſagte ſie bewegt, indem ſie das Kind umarmte, „ſo nehme ich „wenigſtens das arme kleine Geſchöpf zu mir. „Dieſe Erbſchaft wird man mir nicht ſtreitig „machen. Ich kenne die harte Beckersfrau, „ſie würde den armen Wurm ins Hoſpital „ſchicken, und ich kann mich nicht entſchlieſſen, „das Kind meiner einzigen Schweſter ſeinem „Schickſal zu überlaſſen.“

Der erſtaunte Advocat ſtellte ihr vor, daß ſie ſelbſt zehn Kinder zu ernähren habe. „Wie?“ ſagte ſie mit edlem Unwillen, „Dies hülfloſe „Geſchöpf hat nicht begehrt auf die Welt zu „kommen; ſo muß es denn wohl ernährt wer„den, und Gott wird mir beyſtehen.“ — Damit ging ſie fort, und die Waiſe war von dieſem Augenblicke an ihr eigenes Kind, ob ſie gleich ſelbſt das neunzehnte Kind in ihrem Schooſe trug.

Dieſe edle Handlung blieb nicht verborgen. Am 22ſten Februar 1783 gab die Freymaurer-

Loge de la Candeur zu Paris ein herrliches Feſt, an dem mehr als 140 Perſonen beyderley Geſchlechts Theil nahmen. Nach den gewöhnlichen Ceremonien rollte ein Vorhang im Hintergrunde des Saales auf, und man erblickte auf einem reich verzierten Throne die edle Obſtverkäuferin, umgeben von ihren zehn Kindern, das eilfte Angenommene zu ihren Füßen. Die ganze Familie war auf Koſten der Loge neu gekleidet.

Der Marquis von X, Meiſter vom Stuhl, trat auf und erzählte mit einfachen, aber um ſo rührenden, Worten, die ſchöne That des braven Weibes. Drey Damen vom Erſten Range näherten ſich ihr; die Erſte ſetzte ihr eine Bürgerkrone auf das Haupt; die Zweyte überreichte ihr eine Goldbörſe, die Dritte einen Korb mit Kinderzeug für das neunzehnte Kind, welches ſie erwartete. Hierauf nahm die Loge feyerlich die kleine Wayſe an Kindesſtatt an, und verbürgte ſich für deren Erziehung und

Verſorgung. Frau Menthe ſuchte ihre edle Schaam zu verbergen. Alle Umſtehenden vergoſſen ſüße Thränen.

Ein guter Rath.

Es gab vor alten Zeiten eine Secte — man nannte deren Anhänger Pattaloringi, Taſcodrugi — ihrer wird ausdrücklich im Codex Theodoſianus im zehnten Geſetz, von den Ketzern, erwähnt, und ihre Verſammlungen werden ſtreng verboten. Dieſes Verbot wird in unſerm neueſten Codex ſchwerlich wiederholt werden, denn die Pattaloringi thaten nichts weiter als — ſchweigen, und das iſt heutzutage eine Kunſt, die nicht genug geübt werden kann. Es mag auch ſchon damals Dinge gegeben haben, bey welchen das Schweigen einem ehrlichen Manne außerordentlich ſchwer wurde, allein die Taſcodrugi kamen einem Solchen großmüthig zu Hülfe, und legten ihm eine Art von Knebel in den Mund. Das jetzt regierende Oberhaupt der Taſcodrugi iſt der Tod, der im Nothfall mit einer geladenen Flinte bereit ſteht, die das Schweigen noch ſicherer bewirkt als ein Knebel. — Aber der gute Rath? wo bleibt er? — je nun, er verſteht ſich von ſelbſt. Jedermann eile, ohne Furcht vor dem Codex Theodoſianus, in die Liſte der Pattaloringi ſich einſchreiben zu laſſen, damit ihm nicht etwa ein Linguarium zu Theil wird, ein Ding, von dem Seneca (de benef. c. 36.) ſpricht, als von einer Art von Kapſel für geſchwätzige Zungen; oder damit er nicht einem Silenciarius in die Hände fällt, ein Hofbeamter, der in den kayſerlichen Palläſten darauf ſehen mußte, daß die Leute das Maul hielten, es mogte auch geſchehen, was da wollte. (Wer mehr über dieſen Gegenſtand zu leſen wünſcht, der verſchaffe ſich ein italiäniſches Werk, über die Beobachtung des Schweigens bey den Alten, welches für die etruſciſche Academie von Contonu geſchrieben, und 1782 in Neapel gedruckt worden.)

Quodlibet.

Vor dreyßig Jahren ſetzte die Academie des Jeux floraux in Touloſe einen Preis auf ein Gedicht, welches Carl den Zweyten, oder die Wiederherſtellung der engliſchen Monarchie feyern ſollte. Ein gewiſſer Maille trug den Preis davon. Wenn der gute Mann noch lebte, ſo mögte er ſich ſchwerlich um einen Platz im National-Inſtitut bewerben.

Der ſterbende Hume verlohr ſeine gute Laune nicht. Als er ſein Teſtament dictirte, fiel es ihm ein, daß Einer ſeiner Freunde zwar ein großer Liebhaber von gutem Wein ſey, jedoch den Portwein durchaus nicht leiden könne. Da vermachte er ihm 36 Bouteillen des beſten Bourdeauxweins, und Eine Bouteille Portwein, unter der Bedingung, daß er zuvor dieſe auf Einmal austrinken müſſe, ehe es ihm vergönnt ſey, von den übrigen zu koſten.

Feuillade wurde bey der Belagerung von Landrecy 1655 gefährlich am Kopfe verwundet. Der Wundarzt ſagte ihm, das Gehirn ſey entblößt. „Deſto beſſer," rief Feuillade, „nehmen Sie geſchwind ein wenig davon und ſchicken Sie es dem Cardinal Mazarin, der mir ſchon hundertmal geſagt hat, ich hätte kein Gehirn."

„Lieber Gott!" ſagte Lulli, als er in einer Kirche Eine ſeiner Opern-Arien hörte, der man einen lateiniſchen Text untergeſetzt hatte:

„Lieber Gott! rechne es mir nicht zu, ich hatte
„ſie nicht für dich gemacht.“

Die Reliquien ſteigen und fallen im Preiſe, wie die Diamanten. Der Ring, durch welchen Doctor Luther ſich mit Catharinen von Coren verlobte, war lange Zeit eine köſtliche Reliquie im Beſitz von Luthers Erben. Vor mehr als hundert Jahren bot ein großer Reichsfürſt vergebens fünfhundert Ducaten dafür. Lange nachher wollte ein Anderer ihn für 200 kaufen, allein man ſagte ihm, daß bereits fünfhundert ausgeſchlagen worden. Vor dreyßig Jahren endlich wurde er für 40 Louisd'or auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, und kein Menſch wollte ihn haben. Jetzt wäre vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo man wiederum hoffen dürfte, einen guten Preis dafür zu erlangen. Zwar ſieht es mit dem Monumente noch mißlich aus, zu welchem ſchon ſo viel Geld geſammelt worden, allein Herr Werner hat durch ſeinen myſtiſchen Unſinn, durch ſeine Hyacinthen und Karfunkeln, dem Doctor Luther wieder aufgeholfen, und es würde ſich jetzt wohl ein Käufer finden, wär' es auch nur, um ſich Ifflands dabey zu erinnern.

Ein gewiſſer Elpidius hat einen, zu Venedig gedruckten, lateiniſchen Sermon gegen die Faſtnachts-Luſtbarkeiten geſchrieben, die er von den Bachanalien der Alten herleitet, und ſie ſämmtlich dem Teufel übergiebt. Weil er aber doch wohl fürchten mag, daß das Volk ſeine Maſken nicht ſo leicht werde fahren laſſen, wenn er ihm nicht wenigſtens einen Erſatz dafür anweiſe, ſo thut er in allem Ernſt den Vorſchlag, zur Faſtnachtszeit die Nonnenklöſter zu öffnen, und alle Nonnen heraus ſpazieren zu laſſen, weil die doch auch eine Art von Maſken trügen. — Ohne Zweifel würden dieſe frommen Maſkeraden Zuſchauer genug herbey ziehen, und man würde lieber den jungen Nonnen nachlaufen, als dem Poliſchinell; denn — ſagt ein berühmter Schriftſteller — „die Tugend gefällt beſonders dem „Laſter.“

Der heilige Criſpin ſtahl bekanntlich das Leder und gab die Schuh um Gotteswillen. Darüber lacht man; indeſſen giebt es doch eine Menge Gnadenbezeugungen, von welchen man gerade das nemliche ſagen könnte.

Richard Price gab zur Zeit des amerikaniſchen Krieges ein Büchlein heraus, betitelt: additional Obſervations u. ſ. w. (Bemerkungen über die Freyheit) worin folgende Stelle vorkommt:

„Der Krieg iſt eine furchtbare Geiſſel, „und diejenigen, welche ein Volk, ohne dringende Noth, allem Kriegselend ausſetzen,

„haben es ſchwer zu verantworten.
„Nichts auf der Welt kann das Ergreifen der
„Waffen rechtfertigen, als allein die Nothwendigkeit,
„eine ungerechte Gewalt durch Gewalt
„zu vertreiben.“ —

Ach mein guter Price! das iſt gar keine Entſchuldigung mehr für den Krieg. Denn gerade in dieſem letztern Falle gilt das Ergreifen der Waffen bloß für verdammte Widerſpenſtigkeit.

Da noch kein Friedenscongreß zu ſtande kommt, ſo wollen wir, um uns zu zerſtreuen, uns eines Gedichts von Algarotti erinnern, welches gleichfalls einen Congreß beſingt, nemlich den von Cythere. Drey Damen, eine Engländerin, eine Franzöſin und eine Italiänerin, erſcheinen als Abgeſandte vor dem Richterſtuhl der Liebe, und diſputiren daſelbſt recht artig über die verſchiedenen, von ihren

Nationen angenommenen Syſteme der Kunſt zu lieben. Amor ſoll entſcheiden, allein er iſt galant, er will es mit keiner der ſchönen Damen verderben, und erklärt, daß, wie man von jedem Syſtem das Schlechte verwerfe, das Gute behalte, ſo werde eine vollkommene Kunſt zu lieben daraus entſpringen. — Wollte Gott, es würden auf einem baldigen Friedenscongreß dieſelben Grundſätze feſtgeſetzt, ſo ließe ſich hoffen, daß ein vollkommener Friede daraus entſpringen würde.

Wenn in den Minen von Golconda (ſo erzählte Tavernier) die Kaufleute um Diamanten handeln, ſo geſchieht das mit Beobachtung des tiefſten Schweigens. Käufer und Verkäufer ſetzen ſich, wie ein paar Schneider, einander gegenüber; der Eine nimmt ſeinen Gürtel ab, und beyde ſtecken ihre Hände unter dieſem Gürtel. Da wird weder mit den Lippen noch mit den Augen geſprochen, ſondern bloß mit den Händen. Wenn der Käufer des Verkäufers ganze Hand faßt, ſo heißt das: ich biete dir tauſend (Rupiere oder Pagoden). So viel mal als er die Hand drückt, ſo viele tauſende will er zahlen. Nimmt er nur fünf Finger, ſo heißt das fünfhundert; ein Finger iſt hundert; der halbe Finger funfzig u. ſ. w. So kann in wenigen Stunden eine Parthey Diamanten, in Gegenwart von hundert Zeugen, ſieben und achtmal verkauft werden, ohne daß Einer der Zuſchauer den Preis erfährt. — Machen es die Großen nicht gerade ſo mit den Ländern, um welche ſie handeln? — man ſieht wohl, daß ſie die Hände unter der Decke haben, aber was ſie einander bieten, das hört man nicht. Man ſieht wohl, daß die Waare in Einem Jahre ſieben oder achtmal verkauft wird, aber um welchen Preis, das erfährt man nicht.

* Auf der Küſte von Malabar zittert man vor einer ſehr giftigen grünen Schlange, die um ſo gefährlicher iſt, da ſie gleiche Farbe mit den Blättern hat, unter welchen ſie auf die Vorbeygehenden lauert. Reiſende laſſen deshalb in engen Wegen einen Sklaven vor ſich her gehen, der mit einem Stock auf die Büſche ſchlagen, und allenfalls der erſten Gefahr ſich Preis geben muß. So ſendet ein kluger Feldherr die fremden Hülfstruppen ſein voraus. — Die grüne Schlange iſt ziemlich lang, aber kaum ſo dick als ein Finger. Man erzählt, daß einſt der Geleitsmann eines Reiſenden ſchnell von einem ſolchen dünnen Ungeheuer erhaſcht und umſchlungen wurde, welches ihm zu dem einen Naſenloche hinein und zu dem andern wieder herauskroch, und ſo wie ein Zwickelbart zu beyden Seiten herabhing. Der Unglückliche ſtarb auf der Stelle. — Wir haben auch in Deutſchland eine ſolche Schlange, die aber glücklicherweiſe nur den Telegraphen vergiftet.

Der Engländer Ovington erzählt mit Wohlgefallen von einem Hoſpitale in der Nachbarſchaft von Surate, wo die ſanftmüthigen Verehrer des Brama Kühe, Ziegen, Hunde und allerley Thiere zu Tode füttern, die krank, verſtümmelt oder zu alt ſind, um ihr Futter durch Arbeit zu verdienen. Wer etwa einen Ochſen hat, den er aus irgend einer Urſache tod ſchlagen will, zu dem kommen die Banianen, ſo bald ſie hören, in welcher Gefahr das Thier ſchwebt, und handeln es ihm, bisweilen um hohe Preiſe, ab, um es in ihrem Hoſpital das von der Natur geſteckte Ziel ruhig erreichen zu laſſen. — In Europa hingegen wird erzählt, man wiſſe Beyſpiele von Wütrichen, welche ſogar Menſchen, die in ihren Dienſt verſtümmelt worden, vollends umbringen laſſen, um ihrer los zu werden.

Einem Triumphator, der etwa ſeinen Einzug in eine eroberte Stadt auf eine ganz origineue Weiſe halten will, iſt der künſtliche Elephant zu empfehlen, deſſen ſich einſt, nach Tavernier's Bericht, der König von Golconda bediente, um in Maſulipatan einzuziehen. Dieſer Elephant wurde nemlich von neun wohlabgerichteten Freudenmädchen gebildet, deren vier als Füße dienten, vier andere, in einander geſchlungen, und von den Füßen getragen, machten den Rücken, auf dem der Monarch ſaß, und die neunte ſtellte den Rüſſel vor. (Si fabula vera.)

Bey dem jetzigen ſtarken Menſchenverbrauch ſollte vielleicht eine Gewohnheit der Moluckiſchen Inſeln unter uns eingeführt werden. Dort nemlich durchſtreichen mit Tagesanbruch gewiſſe dazu beſoldete Wächter die Städte und Dörfer, und trommeln, um die Ehemänner aufzuwecken, und ſie zu erinnern, daß ſie ihre eheliche Pflichten erfüllen müſſen. Sollte das Mittel wirklich anſchlagen, ſo wäre es in der That der Mühe werth, es in Europa zu verſuchen. Die Hageſtolzen und die alten Jungfern könnten zum Trommeln gebraucht werden.

Auf den Molucken giebt es auch eine große, aber nicht giftige, Schlange, (folglich unfähig den Telegraphen herauszugeben) die, wenn ſie hungrig iſt, ſich einer ſeltſamen Liſt bedient, um ſich Nahrung zu verſchaffen. Sie ſucht nemlich gewiſſe würzreiche Kräuter, die ſie verſchluckt. Dann windet ſie ſich einen Baum hinan, der am Waſſer ſteht, ſpeyt das Verſchluckte wieder aus, und ſogleich ſammeln ſich Fiſche, die es verſchlingen, und dermaßen davon betäubt werden, daß die Schlange mit ihnen machen kann was ſie will. — So verſchluckt ein Deſpot die wahre Ehre, ſpeyt ſie vergiftet wieder aus und fängt damit die dummen Fiſche.

Man klagt oft über die Menge der Klöſter in Europa. Es giebt Länder in Aſien, wo ſie noch weit häufiger ſind. Der Reiſende Pinto, als er die Tartarey durchſtreifte, fand neben einer Pagode, von einer einzigen Mauer umſchloſſen, hundert und achtzig Klöſter für beyde Geſchlechter, von nicht weniger als 42000 Mönchen und Nonnen bewohnt; die Dienerſchaar ungerechnet. Jedes Kloſter hatte ſeinen eigenen Götzen. Eines derſelben, dem Gott der Sonnen Atomen gewidmet, war von einer verwittweten Schweſter des Chans gegründet worden, die ſich mit einer geringen Begleitung von ſechstauſend Weibern dahin zurückgezogen, und aus Demuth den Titel Kehrbeſen im Hauſe Gottes angenommen hatte.

Mittel gegen die Liebe.

„Ein arroganter Titel?" — Ja, wahrhaftig! allein der Herausgeber iſt unſchuldig daran. Es hat in allem Ernſt einen Arzt gegeben, der in allem Ernſt ein Buch unter folgendem Titel geſchrieben: „Von der Leidenſchaft der Liebe, ihren Urſachen und den Mitteln, ſie zu „heilen, indem man ſie als eine Krankheit be„trachtet." Der Mann iſt ein Engländer, bezeichnet ſich aber nur durch die Buchſtaben M. F., vermuthlich weil er ſeiner Sache nicht recht gewiß iſt.

Von Alters her haben die Dichter viel Gutes und viel Böſes von der Liebe geſagt; die

Moraliſten nur das letztere. Beyde haben den Menſchen nichts weiter geliefert, als ſchlechte Verſe und unnütze Moral. Herr M. F. hat ſich einen ganz neuen Weg gebahnt; er iſt weder Dichter noch Philoſoph, ſondern Arzt, und betrachtet die Liebe bloß als eine Krankheit. Das iſt pikant, aber es klingt ein wenig traurig. Indeſſen ſind doch weder die Gedanken noch der Styl des engliſchen Herrn Doctors ſo düſter, als man vermuthen ſollte, ja er ſcheint gar nicht übel diſponirt, ſelbſt krank zu werden, vielleicht um die Wirkſamkeit ſeiner Mittel an ſich ſelbſt zu verſuchen. Die Damen dürfen alſo nicht vor ihm erſchrecken. Sie mögen ihn gefällig anhören. Nachher haben ſie immer noch die Wahl, ob ſie ſich lieber an die Krankheit oder an die Arzney halten wollen. Faſt befürchte ich, es werde dem Herrn M. F. gehen wie den Reliquieen jenes Heiligen, die überall, wo ſie durchpaſſirten, Gichtbrüchige heilten. Ein paar ſolche arme Teufel, die von ihrer Gicht lebten, machten ſich aus dem Staube, um nicht wider Willen geheilt zu werden. So giebt es auch Liebeskranke, die gar nicht geheilt ſeyn wollen.

Herr M. F. beginnt mit einem Kampfe gegen die Meynung: daß Aehnlichkeit die Mutter der Liebe und Freundſchaft ſey. Er verſpottet dieſe Meynung, weil ſonſt ein häßlicher Mann ſich auch immer in eine häßliche Frau verlieben müßte. Allein da iſt er in einen groſſen Irrthum verfallen, denn es iſt wohl noch Niemanden in den Sinn gekommen, jene Aehnlichkeit als ein phyſiches Anziehungsmittel darzuſtellen, und etwa zu behaupten, daß ein Kahlkopf am liebſten eine kahlköpfige Schöne wähle; ſondern man hat bloß von der moraliſchen Aehnlichkeit der Denkungsart und Neigungen geſprochen. Folglich hätte er das Brechen dieſer Lanze ſich erſparen können, ſammt allen Beyſpielen, die er anführt, unter andern von Perſonen, die eine außerordentliche Neigung auf Thiere geworſen haben. Er erinnert uns bey der Gelegenheit an eine Stelle im Homer, die man nicht ohne Betrübniß wiederholen kann. Die treue, zärtliche Andromahe nemlich, dieſe troſtloſe Wittwe, welcher Racine die Worte in den Mund legt:

> Ma flamme pour Hector ſut jadis allumée;
> Avec lui dans ſa tombe elle s'eſt enfermée.

liebte doch eigentlich die Pferde ihres Gemahls weit mehr, als den Herrn Gemahl ſelbſt.

Nicht in den verſchiedenen Temperamenten, ſagt M. F., muß man den Urſprung der Liebe ſuchen, ſondern einzig im Gehirn. (Dadurch wird freylich unſere poetiſche Mythologie etwas verrückt.) Die Fibern des Gehirns empfangen ſtärker oder ſchwächer den Eindruck der Liebe, und pflanzen ihn, durch die Nerven, bis zum Herzen fort. Es giebt Leute von ſo ſanftem, zärtlichem Character, daß ſie alle Menſchen lieben, mit denen ſie umgehen; und wiederum andere, von ſo trockenem, hartem Character, daß auch die ausgezeichneteſten Verdienſte ſie nicht rühren. Die Erſtern, (es iſt ſtets M. F., welcher redet) gefallen mir nicht, allein die Letztern veraüſcheue ich; ſie lieben nur ſich ſelbſt (wie Herr Merkel), den erſten mangelt Klugheit, den letztern Vernunft.

Dann beſtreitet der Verfaſſer Baco's Meynung, der die Liebe eine niedrige, großen Seelen fremde, Leidenſchaft nennt, und führt zum Beyſpiel des Gegentheils den Alcibiades, Demetrius den Eroberer, vorzüglich aber Heinrich den Vierten, an, der bey aller ſeiner Tapferkeit und Großherzigkeit doch immer verliebt war. Er vergleicht ihn mit dem Hercules, der ein Halbgott blieb, ob er gleich Omphalens Spinnrocken abſpann. Heinrich der Vierte ſoll ſich einſt in einen Bauer verkleidet, und mit einem Bund Stroh auf dem Rücken zu der ſchönen Gabriele geſchlichen haben. (Herr M. F. ſagt nicht, unter welchem Vorwand Heinrich der ſchönen Gabriele ein Bund Stroh brachte.) Ob nun gleich die Liebe mit dem Heldenmuth vereinbar ſey, ſo werde ſie doch auch oft die Quelle großer Schwachheiten, wovon abermals Heinrich der Vierte das Beyſpiel liefert. Denn als, nach der Schlacht von Coutras, Prinz Condé ihm rieth, den Feind zu verfolgen, ging er lieber nach Gaſcogne, um die Gräfin von Guiſe zu ſehen, und verlohr dadurch die Frucht des Sieges.

So wenig Baco in gutem Credit bey dem Herrn Doctor ſteht, ſo wenig auch Barclay, welcher wieder auf der andern Seite zu weit geht, und behauptet: nur große Seelen wären der Liebe fähig. Es iſt wahr, ſagt dieſer Arzt, die Liebe flößt Muth ein, aber nur für ſolche Unternehmungen, die auf Befriedigung der Liebe abzwecken.

Das iſt derſelbe Fall bey allen andern herrſchenden Leidenſchaften. Der Habſüchtige, ſey er auch von Natur furchtſam, ſcheut das ſtürmiſche Meer nicht, um Gewinnſtes willen; der Ehrgeizige zieht in den Krieg, um Ruhms willen.

Nun kommt er auf die Mittel gegen die Liebe, und ereifert ſich gegen diejenigen, die es für leicht halten, ſie zu kuriren, wenn nur der Kranke kein erbärmlicher Schwachkopf ſey. Polican, ſagt er, wird von Eraſmus ein himmliſcher Geiſt, ein Wunder der Natur genannt, und doch ſtarb er aus unüberwindlicher Liebe zu einem Freudenmädchen. Im hitzigen Fieber ergriff er ſeine Laute, und ſang ein Liedchen auf die Schöne, welches er ſelbſt gedichtet hatte. Beym zweyten Verſe hauchte er den Geiſt aus. — Daß aber ein zärtliches Herz immer in einem geiſtreichen Menſchen wohne, giebt der Herr Doctor auch nicht zu; verſichert hingegen, daß er einen unempfindlichen Menſchen nie für geiſtreich halten werde. — Die Heilung der Liebe hält er für möglich, aber ſchwer. Die natürlichen Mittel ſcheinen ihm unzureichend; über Aderläſſe und Abführungen, die man bisweilen dagegen verordnet habe, macht er ſich luſtig. Abweſenheit könne nur gegen eine entſtehende Leidenſchaft wirken, auch wären die Meiſten nicht gerade in der Lage, ſich entfernen zu können, wenigſtens nicht lange genug. Ein drittes Mittel ſey: die Aufmerkſamkeit auf fremde Gegenſtände zu heften. Allein der Verliebte, der das kann, iſt nicht mehr verliebt; nicht einmal der Schmerz könne die Leidenſchaft der Liebe mildern. Das beweiſe Carl der Vierte, Herzog von Lothringen, der ſich ſehr heftig in die Tochter eines Bürgermeiſters von Brüſſel verliebt hatte. Eines Tages befand er ſich mit ihr und der Mutter des ſchönen Mädchens auf einem Balle. Da er ſeine Liebe vor Niemanden verheelte, ſo bat er die Mutter, in Gegenwart der zahlreichen Ballgäſte, um Erlaubniß, der Tochter mitten im Saale zwey Worte ins Ohr zu ſagen. Die ſtrenge Mutter verweigerte es, da erbot er ſich, nur ſo lange mit der Geliebten zu reden, als er eine glühende Kohle in der Hand halten könne. Das wurde ihm zugeſtanden um der Seltenheit willen. Er trat zu dem Mädchen, ergriff eine glühende Kohle, und — da ſein Herz vermuthlich noch ſtärker glühte als die Kohle — ſo dauerte die Unterredung ſo lange, daß die Mutter weit eher die Geduld verlohr, als der Herzog fühlte, daß er ſich verbrenne. Verbrannt hatte er ſich aber wirklich tüchtig. Doch iſt zu vermuthen, daß er, durch dieſe ſchmeichelhafte Verachtung des Schmerzes, einen brennenden Funken in die Bruſt des Mädchens warf.

Der Herr Doctor beſtreitet noch mehrere, von Dichtern oder Moraliſten vorgeſchlagene Mittel, und kommt denn endlich auf das ſeinige. Meine Damen, ich bitte um Aufmerkſamkeit.

Vorausgeſetzt, daß nicht bloß die Gegenwart der geliebten Perſon, ſondern auch das Andenken an dieſelbe, die Liebe in uns erweckt und nährt, ſo muß man das Mittel dagegen in der Einbildungskraft ſuchen. Das heißt: wenn das bloße Bild des Gegenſtandes Gewalt genug hat, um die Fibern des Gehirns zu bewegen, und Leidenſchaft zu erwecken, als ob der Gegenſtand wirklich vorhanden wäre; ſo kann man dieſe Bewegung verändern, mildern, ſchwächen, wenn man ſchnell durch einen andern Gegenſtand, den man ſich vorſtellt, eine verſchiedene Leidenſchaft reizt. Zum Exempel: ein Verliebter ſieht jetzt ſein Mädchen und iſt entſetzlich verliebt; aber in dieſem Augenblicke ſchlägt der Donner neben ihm ein, oder ſein Feind geht mit bloßem Degen auf ihn loß, ſo bewirket das ganz ſicher eine andere Bewegung in ſeinem Gehirn, wodurch die Erſte zerſtreut oder unterdrückt wird; die Fibern des Gehirns theilen es den

Nerven des Herzens mit, und Schrecken tritt an die Stelle der Liebe. Folglich ſoll ein Jeder, der ſeine Liebe gern los ſeyn mögte, ſich irgend einen abſcheulichen Gegenſtand wählen, und dieſen in ſeine Einbildungskraft ſo feſt mit ſeiner Liebe zuſammen ketten, daß er nie die Eine ohne den Andern ſich vorſtellen kann. Das — meynt der Herr Doctor — werde endlich zur Gewohnheit werden, und nach und nach die Liebe gänzlich vernichten.

Ja, das meynt der Herr Doctor; ich aber meyne es nicht. Denn von dieſem Mittel gilt eben das, was er ſelbſt ſchon weiter oben eingewandt hatte, der Liebhaber nemlich, dem noch Unbefangenheit genug übrig bleibt, um das Bild ſeiner Geliebten mit irgend einem andern Bilde zuſammen zu ſtellen, der hat überhaupt von ſeiner Leidenſchaft wenig zu fürchten.

Ja, wenn bloß von der Wolluſt die Rede wäre, dann mögte das vorgeſchlagene Mittel hinreichen, und wird auch in der That ſchon längſt mit Nutzen gebraucht, denn wie Mancher entſchlüpft der Wolluſt, ſo reizend ſie ihm auch vorkommt, bloß durch die Vorſtellung der damit verbundenen ſchrecklichen Folgen. Allein die Liebe, dieſe Welt des Herzens, läßt keine andere Vorſtellung zu, als ihre eigene, eben weil ſie die ganze Welt, und außer ihr nichts vorhanden iſt.

Die Damen — die Repräſentantinnen der Liebe — dürfen daher ganz ruhig ſeyn, Herr M. F. wird durch ſein Arcanum die ſchöne Krankheit nicht heilen, an der wir ſo gern in ihren Armen ſterben.

Ein Verſuch über die Geſchichte.

(An Eſſay on hiſtory.)

Dieſen Gegenſtand hat der Engländer Hayley in drey poetiſchen Epiſteln an den berühmten Geſchichtſchreiber Gibbon abgehandelt. Sein Zweck iſt, zu zeigen, welch' ein außerordentlicher Zuſammenfluß von Talenten bey einem vollkommenen Geſchichtſchreiber ſtatt finden muß, und daß gewiſſermaßen keine Eigenſchaft des Geiſtes und Herzens ihm fehlen dürfe.

In der erſten Epiſtel zeigt er die innige Verbindung der Geſchichte mit der Dichtkunſt, (und zeigt der Nachwelt, daß wir ſogar ſchon in Bülletins die Dichtkunſt mit der Geſchichte zu verbinden wiſſen.) Die Alten haben dieſe Materien nur flüchtig berührt, Lucian und Dionys von Halicarnaß ausgenommen.

Dann kommt er auf die Vortheile, welche das Studium der Geſchichte gewährt — (Sie beſtehen bekanntlich darin: daß ein Gelehrter an ſeinem Schreibepult ſich die Zeit damit vertreibt, und ein Fürſt auf ſeinem Throne mit keiner Sylbe darnach frägt.) — und erzählt, mit ziemlich viel poetiſchem Schwulſt, wie dieſes Studium bey den Egyptiern entſtanden. „Die Magie erfand ihre Hieroglyphen, die „Prieſter ſammelten die alten Fabeln, und „webten daraus den Schleyer ihrer Religion; „ein glänzendes Gewebe, welches der Aberglaube als einen Gürtel um ſich wand, „und die bezauberte Welt anbetend zu ſeinen „Füßen erblickte. — In dieſen trügeriſchen „Schleyer wickelte die Zauberin die zarten „Glieder der Geſchichte, die mit ihrer Kinderſtimme nur noch die Fabeln lallen konnte, „mit welchen ihre Decke bemahlt war. Endlich zog die griechiſche Freyheit die gefangene „Nymphe aus den finſtern egyptiſchen Kerkern, „zerriß nach und nach den läſtigen Schleyer,

„enthüllte ihre natürlichen Reize, lehrte ſie die „Sprache der Wahrheit und Weisheit — „lehrte ſie mit großen Zügen die Schlachten „mahlen, durch welche die Griechen unſterb„lich geworden.“

(Was Schlachten betrifft, ſo mögte die gute Nymphe wohl nie die Sprache der Wahrheit weniger geredet haben, als wenn ſie griechiſche Bülletins ſchrieb. Man vergleiche doch einen Augenblick unſere Zeit mit der damaligen. Selbſt in unſern Tagen — wo nur gebildete Nationen gegen einander auftreten, deren jede ihre Schriftſteller hat — werden dennoch bloß die Schlachtberichte einer Nation als wahr angenommen, und tauſend Stimmen, zum Beyſpiel, rufen, ſchreyen, wiederholen, daß die Franzoſen die Schlacht bey Eylau gewonnen, ja es wird ſogar auf Leinewand gepinſelt zum ewigen Gedächtniß. Wenn ſolche Irrthümer ſich jetzt in die Geſchichte ſchleichen können, wo doch noch hie und da ein beſſer Unterrichteter laut widerſpricht, wie viel mehr bey den Griechen, wo Niemand widerſprach, weil, außer ihnen, Niemand zu ſchreiben verſtand. Folglich würden ſie auch jeden Widerſpruch mit der Bemerkung abgefertigt haben, der Schriftſteller ſey von den Perſern beſtochen worden, allein die Nachwelt hätten ſie nicht täuſchen können, da hingegen das Monopol der Geſchichte, (wie heutzutage das Monopol der Zeitungen) ſie in den Stand ſetzte, uns weiß zu machen, was ihnen beliebte.)

Dann ſchildert Hayley die Fortſchritte dieſer edlen (herabgewürdigten) Kunſt unter den Griechen, und ſtellt ſchön gemahlte Portraits der berühmteſten römiſchen und griechiſchen Geſchichtſchreiber auf, nur ſind die Farben bisweilen etwas grell. So zum Beyſpiel ſagt er vom Herodot: „ſeine Reize glichen den „Reizen der von ihm gefeyerten Königin, deren „Muth die perſiſche Flotte zu erröthen

„zwang, und in der Xerres etwas Uebermenſchliches erblickte.“ — Ich will mich nicht einmal bey einer rothwerdenden Flotte aufhalten, aber ums Himmelswillen, welche Aehnlichkeit giebt es zwiſchen Herodot und der Artomiſia? — Doch es iſt ſchon der Mühe werth, das poetiſche Gemählde vom Herodot ganz zu liefern: „Sanft wie das Murmeln eines Baches, deſſen klare Wellen durch freundliche Thäler ſich ſchlängeln, fließt üppig ſein homeriſcher Styl; die Muſen ſelbſt geben ſeiner Proſa Wohlklang; und obgleich die blinde Leichtgläubigkeit, in dem dicken Nebel, der von den egyptiſchen Fluren aufſteigt, ſeine Schritte irre leitet, ſo mahlt er hingegen, entfernt von dieſen Gefilden, durch Vaterlandsliebe befeuert, das ungeſtüme Hereindringen der Perſer, und, von der Fackel der Wahrheit erleuchtet, pflanzt er eine würdige Trophäe der ſpartaniſchen Tapferkeit. Seine entzückten Mitbürger ſtrömen ſchaarenweis in das olympiſche Thal, um die ſchmeichelnde Erzählung ihrer Siege zu vernehmen; wackere Krieger, auf ihre Lanzen gelehnt, horchen aufmerkſam den Zaubertönen, und begrüßen jauchzend mit tauſend Stimmen den Herold des vaterländiſchen Ruhms!“ — (Zumal da kein Perier gegenwärtig war, der ihm widerſprechen konnte.)

In demſelben Geſchmack ſind die Portraits vom Thucydides, Xenophon, Polybius, Salluſt, Livius und Tacitus gezeichnet. Die Werke des letztern vergleicht Hayley mit der berühmten, verſtümmelten Statüe des Michel Angelo. „Finſter, reiſſend im Lauf, beſeelt von einer heiligen Wuth, überläßt ſich der ſatyriſche Tacitus tiefen Betrachtungen. Sein Auge dringt bis in die geheimſten Falten der Seele, und erſpäht dort den verſteckten Wurm, der an der Blüte nagt. In einem Jahrhundert des Verderbens läßt ſeine Donnerſtimme den kayſerlichen Uebermuth das Lob der Freyheit hören, und er wagt es,

„dem Verbrechen eine trotzende Stirn zu „zeigen.“

Einige Betrachtungen, welche Hayley über den Verfall der Wiſſenſchaften anſtellt, führen ihn auf die Geſchichtſchreiber des orientaliſchen Kayſerthums, deren letzter Anna Comnena, Tochter des Kayſers Alexis und der Kayſerin Irene war. Sie blühte gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, und ſchrieb die Geſchichte ihres Vaters in funfzehn Buchern. Da dieſe Fürſtin — ein Phänomen am litterariſchen Horizont — eben nicht allgemein bekannt iſt, ſo möge auch ihr Portrait, von Hayley gemahlt, hier Platz finden.

„Während die Kloſternacht mit dicker Finſterniß das zertrümmerte Reich der Geſchichte „bedeckte; während der verſtümmelte Coloß „der römiſchen Größe in den unglücklichen „Mauern Conſtantins niederſtürzte, und gleich „einen ſterbenden Fechter auf die entnervte

„Fariſt ſich ſtützte; während der wilde Türke
„und die rohen Kinder Thors, gleich neuen
„Titanen, einen gottloſen Krieg gegen die
„Künſte führten; während die Wiſſenſchaft,
„ihr Strahlenhaupt verhüllend, flieht, wie
„Jupiter vor den Giganten; was erblicke ich!
„eine zweyte Minerva, alle Reitze und Vor-
„züge ihres Geſchlechts vereinend, ſchützt den
„Thron der Wahrheit. Bezeichnet mit dem
„königlichen Namen der Comnenen, wird ihr
„attiſches Gewand von dem Gürtel der Schön-
„heit umſchlungen. Schönes Geſtirn der
„Weisheit! deſſen herrliches Licht mitten durch
„die Wolken der ſchrecklichſten Nacht dringt!
„Dein Genie, obgleich im Purpur erzogen,
„zerbrach die Feſſeln des Stolzes. Im For-
„ſchen nach Weisheit ſuchteſt du Troſt gegen
„das Unglück, welches dein königliches Ge-
„ſchlecht traf; retteteſt du das Andenken an die
„Tugenden deines Vaters. Dennoch vergaß
„die Tochter nie die Pflichten des Geſchicht-
„ſchreibers. Lange verbarg die neidiſche Hand

„der Vergeſſenheit das ſchöne Werk, deſſen „Plan die Tugend entwarf; doch es iſt endlich aus der Dunkelheit hervorgezogen und „glänzt nun, ein köſtliches Denkmal der Talente eines Weibes! Die Muſe der Geſchichte ſtellt dich zu denen, welchen ſie ſelbſt „ihren Geiſt einhauchte, und du beſchließeſt „die lange Reihe von Schriftſtellern, welche „auf dieſem Schauplatze des Ruhmes Lorbeern „pflückten.“ — (Man ſieht, daß, wenn Anna Comnena noch lebte, der Verfaſſer ſich wahrſcheinlich in ſie verliebt haben würde. Doch muß man auch bekennen, daß dieſe Prinzeſſin wohl verdiente, eben ſo zärtliche als heftige Empfindungen einzuflößen. Denn nichts iſt intereſſanter, als die Schilderung ihres Characters und ihrer Leiden, die ſie ſelbſt, in der Vorrede zu ihrer Geſchichte, uns hinterlaſſen hat. Dies koſtbare Ueberbleibſel des Alterthums wurde 1610 zum erſtenmale gedruckt.

In der zweyten Epiſtel beſchäftigt ſich Hayley mit den neuern Geſchichtſchreibern. Er decket die Fehler in den Werken der Mönche auf, erkennt aber auch, wie viel wir ihnen verdanken. Dann wirft er einen Blick auf die Ritter- und Romanenzeit, den er aber bald wieder abwendet, um ihn ganz auf die Epoche der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, auf das Jahrhundert Leo des Zehnten, zu heften. Hier nennt er nach einander die berühmteſten Geſchichtſchreiber, welche Italien, Spanien, Portugall, Frankreich und England bis zu unſern Zeiten geliefert haben. (Von Deutſchland ſagt er kein Wort.) Er ſkizzirt die Gemählde von Machiavel, Guichardin, Davila, Fra Paolo, dem Biſchof Oſorius, dem Jeſuiten Mariana, dem Präſidenten Thou, Voltaire, Clarendon, Burnet, Rapin, Hume und Lyttleton. Unter allen dieſen Namen mögte wohl keiner meine Leſer mehr intereſſiren, als der Name Voltaire. Da, beſonders unter uns ſchwerfälligen Deutſchen, Voltaire, als

Geſchichtſchreiber, ſo oft verhöhnt worden, ſo iſt es ſeinen Verehrern doppelt angenehm, das Urtheil eines Britten über ihn zu hören.

„Die Natur warf einen freundlichen Blick „auf Voltaire; ſie gab ihm Kraft und Leich„tigkeit; ſie wollte, daß er, von Anacreons „Feuer beſeelt, mit achtzigjähriger Hand noch „in die Leyer greifen ſollte. Ach! die Töne „ſind verhallt, die ſo lange unſer Ohr entzück„ten; der Geſchichtſchreiber iſt erſtaunt, der „Dichter ſingt nicht mehr! Ein enger Raum „umſchließt nun den Mächtigen im Gebiet der „Wiſſenſchaften! Unermüdeter Geiſt! deine „lange Laufbahn iſt geendigt; weder Ruhm „noch Tadel erreichen mehr dein Ohr; doch „vergönne mir, deinem Namen den gerechten „Tribut zu entrichten; deine Irrthümer zu „beklagen, deine Talente zu feyern.“

„Du ſtrebteſt nach dem Ruhme, den gan„zen weiten Ocean der Wiſſenſchaften zu durch„

„ſchiffen, alle Küſten deſſelben zu erforſchen, „und wie oft haſt du die köſtlichſten Perlen „zurückgebracht! wie oft haſt du über das „ſtürmiſche Meer triumphirt! bis endlich dein „Schiff, von Stolz und Eitelkeit hin und her „geſchleudert, an dem Felſen des Unglaubens „ſcheiterte. Doch mögen deine Irrthümer mit „dir begraben ſeyn, und ein unverwelklicher „Lorbeer aus deiner Aſche empor ſprießen. — „Raſch wußteſt du die Annalen der Welt zu „durchlaufen, und, gleich einem geſchickten „Chemiker, den Geiſt herauszuziehen. Dein „Genie gab der Geſchichte den philoſophiſchen „Character, und erhub ſie zum Sachwalter „der Menſchheit. Du ſchmückteſt ihre ernſte „Stirn mit Blumen, du nahmſt der Roſe „der Wiſſenſchaft ihre Dornen.“

So ſchief und geſucht auch Manches in dieſem Panegyricus ſeyn mag, und ſo zufrieden unter andern die Ungläubigen lächeln mögen, daß Herr Hayley ihren Unglauben zu einem Felſen macht, da bisher die Moraliſten ihn vielmehr mit einem leeren Schifflein verglichen haben — ſo iſt doch nichts wahrer und verdienter, als der Ruhm, den Voltaire durch ſeine Univerſalgeſchichte erworben. Die Zeiten ſind vorbey, wo man ſo etwas nicht ſagen durfte, ohne von Pedanten geſteinigt zu werden.

Hayley wendet ſich nunmehr zu den engliſchen Geſchichtſchreibern, von welchen ich nur noch Hume's Portrait ausheben will. „Ein „brennendes Genie, genährt in der Schule der „Sophiſterey, aber ein ruhiger Beobachter, „mächtig der Kunſt Beyfall zu entlocken, die „böſe Sache mit Kraft zu vertheidigen, und „mit einem glänzenden Firniß alle Gegenſtände „zu überziehen; einen harmoniſchen Styl mit „ſubtiler Dialectik verbindend; von Fabeln „kunſtreich überredend, Lügen mit dem Schleyer „der Mäßigung bedeckend; ſo wurde Hume „der Liebling Aller. Doch ſchon wankt der

„gebrechliche Bau ſeines Ruhmes unter den wiederholten Streichen der Freyheit.“

„Wähne nicht, erhabner Geiſt, daß dieſe Hände den Lorbeer von deinem Haupte zu reiſſen wagen, dieſe Hände, die, gleich einem Schilde, deine Gruft decken und den Thron der Beredſamkeit auf ihn errichten würden, wenn irgend ein Frevler ſich ihr nahte. Aber das Heil der Welt verbindet Jedem zu der harten Nothwendigkeit, den unächten Weiſen zu entlarven, deſſen treuloſe Zunge die Freyheit verrieth, nicht achtend ihrer alten ewigen Geſetze. Gleich den betäubenden Säften Aſiens, welche die Nerven entkräften, heimlich die Geſundheit untergraben, ſind deine Schriften, verführeriſch reizend, entnerven die Seele, während ſie nur ihre Leiden zu mildern ſcheinen. Wenn du heuchleriſch gegen den Partheygeiſt deine Streiche richteſt, ſo fühlen wir unſere Herzen befreyt von der Neigung zu hadern, aber auch leer von Va-

„terlandsliebe. Deine Geſchichte, eben ſo „verwegen als deine Metaphyſik, fällt in den „wütendſten Skepticiſmus, der, in ſeinen fan„taſtiſchen Träumen es wagt, die Tugend eines „Hampdon, die Muſe eines Shakesſpeare an„zutaſten.“ — Man ſieht, Herr Hayley tadelt bisweilen eben ſo ſchielend, als er ſchwülſtig lobt. Was ſoll das heiſſen, daß er, nachdem er Hume kein ehrliches Haar gelaſſen, doch ſeine Gruft mit einem Schilde bedecken und den Thron der Beredſamkeit darauf errichten will? — Warum nennt er es eine harte Nothwendigkeit, den unächten Weiſen zu entlarven? — Mich dünkt, das ſey ein angenehmes Geſchäft.

In der dritten Epiſtel entdeckt der Dichter die Quellen der hiſtoriſchen Gebrechen: Nationalſtolz, Eigenliebe, Partheygeiſt, Schmeichelei, Aberglaube und falſche Philoſophie. Dieſe ganze Epiſtel iſt etwas langweilig, doch es kommen auch ſchöne, ächt poetiſche Stellen darin vor. So zum Beyſpiel die Schilderung der Verblendung durch Nationalſtolz:

„Alle Gegenſtände wollte die Geſchichte in Schrecken hüllen, um dieſem Stolze zu ſchmeicheln. Sie wachte nicht mehr, gleich einer Veſtalin, bey der Lampe der Wahrheit; ſie ſchwang ſich auf, gleich einer Zauberin, ließ Donner rollen, Blitze zischen; Blut regnen; erſchütterte die Grundpfeiler der Natur; warf einen geheimnißvollen Schleyer über die alltäglichſten Begebenheiten; ließ die Welt vor Weiſſagungen zittern. Auch durch ſanftere Mittel wußte ihr ſchmiegſamer Geiſt die ſtolze Leichtgläubigkeit zu berücken. Sie erzählte, welche Götter in fernen Jahrhunderten den erſten Grundſtein des Staates gelegt; ſie zeigte den Platz, auf welchem ihre Schritte heilige Spuren hinterlaſſen, und pries die Thaten der göttlichen Stifter. So ſchritt ſie über den Erdboden, gleich dem Rufe, zum Rieſen emporwachſend, die ungeheuren Glieder ſtreckend, das Haupt zum

„Olymp erhebend, und verſchwand endlich „mitten in der Himmelsklarheit.“

Nun zeichnet der Dichter das Bild des vollkommnen Geſchichtſchreibers, der freylich unter ſeiner Feder zum Halbgott wird, und noch geboren werden ſoll. Aber ſchön und wahr iſt die Stelle — und ein treffliches Memento in unſern Tagen — wo er ſeinen ganzen Unwillen gegen die feilen Seelen aushaucht, welche die lebenden — oft nur vom Glück beym Schopf ergriffenen — Gewalthaber und Verbrecher, auf Koſten edler Todten preiſen.

„Mögen,“ ſo ruft er aus, „mögen feile „Sklaven der Lüge und Ungerechtigkeit fröhnen. Um ihre lebendigen Götzen zu erheben, entweyhen ſie die Gräber der Todten. „Halt ihr Gottloſen! betretet mit Ehrfurcht „den Boden, in deſſen Schooſe ein tugendhafter Menſch ruht! Ja, die Tugend, ſitzend

„neben der unverlöſchlichen Fackel der Wahrheit, bewacht, gleich einer Veſtalin, die ihr anvertraute Urne. Empört durch Eure feige Keckheit, und bereit die Namen zu rächen, die ihr begeyfern wollt, ruft ſie aus der Tiefe: hinweg, ihr Elenden! die ihr Todte verleumdet, um dem Stolze der Lebenden zu räuchern! Geht! ſchmückt Euer ſchmutziges Götzenbild mit den ſchwachen Strahlen der heuchleriſchen Anbetung; aber wähnt nimmer, durch Eure knechtiſchen Satyren die Namen eines Cicero, eines Sidney zu beſudeln.“

Der Dichter beſchließt ſein Werk, wie er es angefangen, mit einer Lobeserhebung Gibbons, der ihm jedoch bey weitem nicht *fromm* genug iſt. Er drückt dieſen Tadel wirklich ſehr zart aus. „Die *Demuth*, ſagt er, dieſe Tochter der Religion, gleicht dem ſtummen Sohne des Crösus, der, beym Anblick der Gefahr, welche den Tagen ſeines Vaters drohte, plötzlich die Sprache wieder fand; die

„Demuth bricht das Schweigen, und, beſeelt von kindlicher Liebe, ruft ſie dir zu: ehre meine Mutter!“ — Dies Bild iſt vielleicht das ſchönſte im ganzen Gedicht, welches übrigens — die allzukühnen Metaphern und den oft unüberſetzbaren Schwulſt abgerechnet — wohl verdient, von den Deutſchen näher gekannt zu ſeyn; zumal in einer Zeit, wo wir keine andern Geſchichtſchreiber haben, und haben dürfen, als feile Zeitungsſchreiber, exempli gratia, den Herrn Schlange in Erfurt.

Erlaubte Liſt.

Im Jahr 1780 ſegelte ein, mit Seide und Baumwolle reich beladenes Schiff, von Smyrna nach Marſeille. Unterwegs hatte es das

Unglück, einem engliſchen Kaper zu begegnen, dem es nicht entwiſchen konnte. Der Capitain, ein kalter Menſch, der die Geiſtesgegenwart nie verlohr, als er ſah, daß jeder Verſuch zur Flucht unnütz ſeyn würde, ließ ſeine ganze Equipage in den Schiffsraum hinabſtürzen, und Niemanden auf dem Verdeck, als einen verſchmizten, wohlinſtruirten Raguſaner.

Der Kaper näherte ſich und feuerte eine Kanone ab. Der Raguſaner ließ ein weißes Tuch wehen zum Zeichen der Noth. Jetzt kam der Kaper noch näher, und ſchrie ihm zu, er ſolle die Flagge ſtreichen. „Ach Gott! mein „Herr,“ antwortete der ſchlaue Italiäner, „dazu hab' ich die Kraft nicht mehr. Kommt, „nehmt das Schiff. Ich bin nur ein armer „Paſſagier. Wir kommen von Smyrna. „Der Capitain und die halbe Mannſchaft ſind „an der Peſt geſtorben. Unten im Raume „liegen noch ſechs Kranke, Gott weiß, ob ſie „noch leben. Ich ſelbſt befinde mich ſchon

„gar nicht wohl, und bitte Euch um Gotteswillen „mich zu retten!"

„Geh du zum Teufel!" ſchrie der Kaper, „ich wollte deinem Schiffe nicht zu nahe kommen, „und wenn es alle Schätze Peru's trüge." — „Aber ich bin ja nicht Euer „Feind," wimmerte der Raguſaner; „die „Franzoſen ſind Alle todt, oder doch in den „letzten Zügen. Laßt mich nicht hülflos!"

Da ſetzte der Kaper ein Boot aus, ließ ihm an einer langen Stange einige Bouteillen Weineſſig reichen, und entfernte ſich dann ſehr ſchnell. — Am andern Tage lief das Schiff, auf deſſen Verdeck jetzt Alles wimmelte und jubelte, glücklich in Marſeille ein.

Neuſchatel.

Coxe, in ſeinen Briefen über die Schweiz, erzählt allerley von Neuſchatel, deſſen man ſich jetzt wohl erinnern mag. Das kleine Ländchen, noch vor Kurzem Friedrich dem Großen unterthan, iſt jetzt ein Steinchen in der Krone Napoleon des Großen. Ob dieſes Steinchen ſeine antike Faſſung behalten, weiß ich nicht. Vormals war Neuſchatel eine ſehr beſchränkte Monarchie, eine Regierungsform, die nicht Jedermann gefällt; aber ſo beſchränkt, daß es einem Fremden ſehr ſchwer wurde, die Vorrechte des Fürſten unter der Menge der Volksfreyheiten zu erkennen. Viele der letzteren ſind bloß auf das alte Herkommen gegründet. Dahin gehört unter andern das politiſche Geſetz: daß der Fürſt einzig und allein als in Neuſchatel reſidirend betrachtet, und von keinem andern ſeiner Verhältniſſe Notiz genommen wird. Daraus fließt denn auch das Recht jedes Bewohners von Neuſchatel, fremde Militairdienſte zu nehmen, wo und bey wen er will, wenn der fremde Fürſt, unter deſſen Fahnen er ſich ſtellt, nur nicht mit ſeinem Herrn, als Fürſten von Neuſchatel, im Kriege begriffen iſt. Der König von Preußen konnte mit der ganzen Welt Krieg führen, das ging die guten Leutchen nichts an, ſie rührten keine Hand, um einen Degen für ihn zu ziehen, oder ſie zogen den Degen auch gegen ihn, wenn ſie Luſt dazu hatten. Coxe erzählt davon ein Beyſpiel; welches er aus dem Munde deſſen gehört hat, dem die Begebenheit widerfuhr. In der berühmten Schlacht bey Roßbach (wenn anders die Deutſchen ſich ihrer noch erinnern) wurde ein fremder Officier in franzöſiſchen Dienſten gefangen. Er hatte ſich ſo brav gehalten, daß der König ihn ſehen wollte. Er mußte ſeinen Namen, ſein Vaterland nennen.

„Sie ſind mein Unterthan,“ ſagte Friedrich, „und Sie tragen die Waffen gegen mich?“

„Sire,“ antwortete der Officier, „ich bediene mich bloß meiner Rechte als Eingebohrner von Neuſchatel.“

Der König ſchrieb ſogleich an ſeinen Reſidenten nach Neuſchatel, und begehrte, man ſolle dies unſchickliche Recht abſchaffen. Sein Brief wurde dem Volke vorgetragen. Die drey Gemeinden von Neuſchatel, Landeron und Bondry weigerten ſich ausdrücklich, dieſem Privilegium zu entſagen. Nur Valengin ertheilte allen ſeinen Landeskindern in franzöſiſchen Dienſten den Befehl, die Armee ſogleich zu verlaſſen, wenn ſie nicht ihres Bürgerrechts beraubt ſeyn wollten. Ein einziger gehorchte. Alle die übrigen blieben, wo ſie waren. Die Sache wurde endlich beygelegt, und die Widerſpenſtigen verlohren ihr Bürgerrecht nicht. — Ob das nun noch ſo iſt? —

In Kraft des Erſten politiſchen Grundſatzes, welcher den Fürſten als ſtets gegenwärtig in ſeinem Lande darſtellt, kann ein abweſender Souverän von Neuſchatel ſich bloß durch den Gouverneur oder den Staatsrath an ſein Volk wenden, und auch der Geringſte dieſes Volkes kann vor keinem Richterſtuhl außer Landes gezogen werden. — Ob das nun noch ſo iſt? —

Wir machen bey dieſer Gelegenheit noch einen kleinen Abſprung nach Baſel, und wundern uns mit Coxe über die Baſelſche Uhr, die immer um eine Stunde zu früh geht und zu früh gehen muß. Der Urſprung dieſer ſeltſamen Gewohnheit wird verſchieden angegeben. Einige ſagen, bey dem berühmten Concilium zu Baſel, ſey, ich weiß nicht wenn, viel darauf angekommen, eine Sitzung der Herrn Cardinäle und Biſchöfe ſchnell zu endigen, da habe man den Zeiger an der Uhr vorgeſchoben. Andere erzählen von einer Verſchwörung; die Stadt ſollte um Mitternacht überfallen, und der Magiſtrat ermordet werden. Kurz vor dem

Ausbruch erfuhr ein Bürger das Vorhaben, lief auf den Thurm und ließ die Uhr Eins ſchlagen. Jeder der Verſchwornen, der ſich Punct zwölf Uhr auf dem Sammelplatz einfinden ſollte, ſtutzte, als er Eins ſchlagen hörte, meynte, er habe es verſchlafen, und ſchlich wieder nach Hauſe. Zum Andenken an dieſe Begebenheit ſoll nun die Baſelſche Uhr auf ewige Zeiten eine Stunde früher gehen, als alle Uhren in Europa.

Wer weiß denn auch ob es ſich ſo verhält? und ob nicht vielmehr alle Uhren in Europa eine Stunde zu ſpät gehen? Wenigſtens weiß ich manche Länder, wo das noch vor Kurzem der Fall war, und man ſagt, daß in Oeſtreich die Uhren noch jetzt zu ſpät gehen ſollen. Wo eine ſolche Gewohnheit einmal eingeriſſen, da iſt ſie ſehr ſchwer wieder abzubringen. Den Baslern hat man oft genug vorgeſchlagen, eine Reorganiſation mit ihrer Uhr vorzunehmen, allein ſo oft die

Sache im groſſen Rath zum Vortrag kam, wurde jede Neuerung mit groſſer Stimmen-Mehrheit verworfen; denn das Volk hält auf seine Freyheiten. Vor mehrern Jahren beschloſſen einige vernünftige Rathsherrn ganz insgeheim, den Zeiger an der Uhr täglich um eine halbe Minute vorzurücken, bis er nach und nach die wahre Zeit andeute. „Man hatte auch bereits auf dieſe Weiſe Dreyviertelſtunden gewonnen, als durch einen Zufall das abſcheuliche Complott entdeckt wurde. Sogleich gerieth ganz Baſel in Aufruhr, und es mußte beym Alten bleiben. — So gab es vor dreyßig Jahren einen gefährlichen Neuerer, der in einem Dorfe des Biſthums Speyer die öffentliche Ruhe ſtörte. Die Schulknaben hatten, ſeit undenklichen Zeiten, in dieſem Dorfe, bey Erlernung des Alphabets, das Ypſilon gleich hinter das i geſetzt. Der neue Schulmeiſter beſchloß, ſich unvergänglichen Ruhm zu erwerben, indem er das Ypſilon von dem uſurpirten Ehrenplatze verjagte, und es zwiſchen das X und Z verwies, wohin es von Gott und Rechtswegen gehörte. Allein es entſtand ein gräßlicher Spectakel. Die Schulknaben widerſetzten ſich förmlich, die Väter ergriffen die Parthey ihrer Kinder. Es mußten einige hundert Dragoner geſchickt werden, um die Ruhe wieder herzuſtellen und das verwegene Ypſilon im Zaum zu halten.

Die Deutſchen ſind aber nicht immer ſo widerſpenſtig. Als das Ypſilon der deutſchen Reichsverfaſſung, durch einen neuen Schulmeiſter, ganz und gar aus dem politiſchen Alphabet herausgeworfen wurde, rührte ſich kein Menſch. Das kam daher, weil die deutſchen Uhren alle zu ſpät geſchlagen hatten.

Ein Holländer an die Britten.

Das iſt der Titel eines Büchleins, welches 1781 herauskam, und in unſern Zeiten wohl eine neue Auflage zu erleben verdiente. „Es „iſt Zeit,“ ſagt der ehrliche Holländer, „die „Verleumdungen Eurer Zeitungsſchreiber zu „vernichten; es iſt Zeit, der Welt zu beweiſen, „daß — weit entfernt, Euch als unſern „Freunden, Beſchützern und Wohlthätern, „Dank ſchuldig zu ſeyn, wir vielmehr Euch „haſſen müſſen, um des Haders willen, den „ihr uns jederzeit erweckt, um der ungerechten „Grenzen willen, die Euer Ehrgeiz unſerm „Handel ſetzen will; um der Uſurpationen „unſerer Domainen; kurz, um Eures ganzen „abſcheulichen Syſtems willen, unſern Handel „und unſere Macht zu vernichten. Dieſe Beſchuldigungen ſind nicht aus der Luft gegriffen, ſie gründen ſich auf Facta.“

Dieſe Facta ſchöpft nun der Ankläger aus
der Geſchichte. „Carl II., ſagt er, neidiſch
„auf unſere Seemacht, beeiferte ſich, während
„ſeiner ganzen Regierung, ſie zu ſchwächen.
„Auf ſeinen Befehl brach ſein Bruder, der
„Herzog von York, den Frieden, und ſchickte
„eine anſehnliche Flotte nach Africa, um die
„Holländer aus verſchiedenen Beſitzungen zu
„vertreiben. Dieſelbe Flotte ſegelte alsdann
„nach America, und bemächtigte ſich Neu-
„York, (damals Neu-Belgien,) eine
„ſchon wichtige Colonie, die Euch jetzt entrei-
„ßen zu wollen Ihr uns vorwerft, als ob
„es jemals ſtrafbar wäre, ein Ei-
„genthum zurück zu fordern, wel-
„ches ungerechter Weiſe geraubt
„worden. Holland, ſtets Mäßigung lie-
„bend, begnügte ſich, ſeine Klagen an allen
„Höfen zu verlautbaren. Was bewirkten dieſe
„Klagen? — Ihr ſtelltet Euch, als ſey die
„Sache ohne Euer Wiſſen geſchehen; Ihr ließt
„Euren Admiral in Verhaft nehmen; eine pa-

„litiſche Comödie, die uns nichts half.“ — (Ey, ey, mein Herr Holländer! da bewirkten doch die Klagen allerdings Etwas. Meynen Sie denn, daß heutzutage Niemand zu klagen hätte? aber nicht einmal eine Comödie zu spielen hält man der Mühe werth. Die noble Unverſchämtheit iſt an der Tagesordnung. Denken Sie nur an Dännemark, und — noch an einige andere Länder.)

„Denn in den folgenden Jahren machtet „Ihr es nicht um ein Haar beſſer. Ihr „nahmet unſere Schiffe in den Häfen von Nor„wegen; Ihr drücktet unſern Handel auf alle „Weiſe; Ihr verhetztet die benachbarten „Mächte, uns den Krieg zu erklären; Ihr „verbandet Euch ſogar mit den elenden Algie„rern, um nur Eure Rache und Euren Ehr„geiz zu ſättigen.“

(Es erweckt in der That kein günſtiges Vorurtheil für England, wenn man dieſelben

Klagen faſt in jedem Jahrzehend erneuern hört. Aber verdient England allein ſolche Vorwürfe?)

Der Holländer fährt fort und erinnert an die traurigen Zeiten der Republik, wo ſie, auf Anhetzen der Engländer, durch eine Tripelallianz an den Rand des Abgrundes geführet wurde; wo die treuloſen Urheber des Kriegs einen Separatfrieden ſchloſſen, und dann plötzlich, ohne vorhergegangene Erklärung, eine Kauffahrteyflotte von 72 Segeln wegnahmen. Er erinnert an den Ryswicker Frieden, wo Holland, welches ſich erſchöpft hatte, um England zu unterſtützen, dennoch deſſen Intereſſe aufgeopfert wurde.

„Es gnügte England nicht, ſich den Allein-
„handel in allen Theilen der Welt zuzueignen,
„es fand auch Mittel, unſern Handel mit
„Portugall zu ruiniren. Seit 1703 durfte
„es ausſchließlich ſein Tuch nach Portugall

„bringen und Wein von dort ausführen, unter „der Bedingung, daß der Wein geringere Abgaben entrichten ſollte, als der franzöſiſche. „Als Ihr dieſen Tractat abſchloßt, bandet ihr „den Portugieſen die Hände, verſchloßt ihre „Häfen allen fremden Nationen, übtet gegen „jene ein empörendes Monopol, erlaubtet Euch „gegen dieſe die ſchwärzeſten Ungerechtigkeiten; „denn jedes Mittel zu Eurem Zweck ſchien „Euch rechtmäßig.“ (Mein Herr Holländer, das ſcheint einem Jeden ſo, der die Gewalt in Händen hat.)

„Ihr fragtet wenig nach dem Beyfall oder „dem Geſchrey der ganzen Welt“ — (kein Machthaber fragt jemals darnach) — „Euer „Handel wuchs, Eure Manufacturen mehrten „ſich, das Gold des Tajo floß in großen Wellen nach Eurer Inſel — (ils ſont paſſés „ces jours de fête) — und zufrieden lächelnd „ſaht Ihr den Untergang der holländiſchen „Manufacturen.“ (In der That haben die

Engländer ſeit 1703, jährlich für faſt drey Millionen Thaler mehr in Portugall eingeführt als von dort ausgeführt. Wenn die Holländer Ein Stück Tuch dahin ſandten, ſo verkauften die Engländer vierzig.)

Der Verfaſſer zeigt, daß, im Frieden wie im Kriege, England ſtets ſeinem Syſtem des Alleinhandels treu geblieben. „Dieſe abſcheu„liche Herrſchſucht war es auch, welche es bey „ſeinem Bruch mit Schweden leitete. Meer „und Handel ſtanden in dieſem Kriege den „Holländern offen, dennoch gab es keine „Art von Ungerechtigkeit und Schändlichkeit, „die man ſich nicht gegen die Schiffe der Re„publik in den nordiſchen Gewäſſern erlaubt „hätte. Die Feder ermüdet, ſie Alle aufzu„zeichnen. Wie oft habt Ihr unſere Flagge „inſultirt! Wie viele unſerer Schiffe hat Eure „Admiralität ungerechterweiſe condemnirt! „Wie viele vergebliche Klagen haben wir an „Eure Miniſter gelangen laſſen! Wie künſt-

„lich ſind ſie ihnen ausgewichen! Wie über„müthig haben ſie ſie verworfen! Kurz, mit „welcher Geringſchätzung habt Ihr uns überall „behandelt!“

„So glaubt denn dieſes thörigte Volk, das „Blut, welches unſern Staat gründete, fließe „nicht mehr in unſern Adern?“ — (Wenn die Engländer das glauben, ſo haben ſie wohl ſo ganz Unrecht nicht.)

„So glaubt Ihr, es gebe keine Helden, „wie Tromp und Ruyter, mehr unter „uns?“ (Nein fürwahr, die ſucht man jetzt in Holland vergebens, und alle die ſchönen Phraſen, welche noch folgen, entlocken in unſern Tagen dem Leſer nur ein Lächeln. Aber der Zuruf, den der ehrliche Holländer zum Schluß an die Britten richtet, mag auch noch heute gelten, und wenn etwa noch eine andere Nation, außer den Engländern, dieſen Zuruf mit auf ſich deuten will, ſo habe ich nichts dagegen.

„Hört die Stimme eines alten Freundes, „der Euren Untergang zuvorkommen, und der „Welt neue Schlachten, neue Gräßlichkeiten „erſparen mögte. Schaut um Euch, was erblickt Ihr? Zahlloſe Banqueroute, verödete „Manufacturen, eine ſeufzende Induſtrie, „einen zerſtörten Ackerbau — Millionen „Unglückliche, die mit lautem Geſchrey Frieden und Brodt heiſchen! Im Schooſe Eurer Hauptſtadt ſelbſt „vertrocknen die Quellen des Wohlſtandes. „Der ſchüchterne Capitaliſt verſchließt ſein „Gold, die Nationalſchuld wächſt ungeheuer.“

„Noch immer giebt es einige Raſende, die „Krieg und Blut predigen, allein betrachtet „die bleichen, vertrockneten, mit Jammer „überzogenen Geſichter ihrer Zuhörer, denn „Auflagen, Theurung, Geldmangel ſind die „unſeligen Folgen des Krieges — Armuth „gebiert Verzweiflung. Werft Eure Blicke „auf das Meer, auf die neue Welt, auf

„Bengalen — das durch Einen kaufmänniſchen „Deſpotiſmus entvölkerte Bengalen, welches „Freyheitsliebe und Tyrannenhaß Euch früh „oder ſpät entreißen werden — (vielleicht auch „Tyrannenliebe und Freyheitshaß) — überall „fließen Blutſtröme; das Meer iſt mit Schiffstrümmern bedeckt; anſteckende Seuchen folgen „den Flotten (und Armeen) und geſellen ſich „zu Schwerdt und Blitz, um das Menſchengeſchlecht auszurotten. Die empörte Natur „ſelbſt ſcheint die jetzige Generation verſchlingen zu wollen.“ (Eine Anſpielung auf die damaligen Erdbeben. Man muß geſtehen, daß die Natur ſehr übel gethan hat, ihren Vorſatz nicht auszuführen.)

„O ihr Menſchen! weit grauſamer als „Tyger! werdet Ihr denn nimmer aufhören, „Eure verbrecheriſchen Hände gegen Eure „Brüder zu bewaffnen? iſt das Leben nicht „kurz genug? iſt des Elends im Leben nicht „genug? warum es vervielfältigen? warum

„den Augenblick Eures Untergangs beſchleuni-
„gen? wie lange noch wird ein hölliſcher
„Dämon Euch in Schlachten ſtürzen, oder
„das Meer — nur beſtimmt zwey Welten zu
„vereinigen — deren Bewohner verſchlin-
„gen?"

„Und Ihr Engländer . . . . (ich
„laſſe hier Platz für mehrere Nationen) Ihr,
„als ein aufgeklärtes Volk, hört die
„Stimme der Vernunft! Ihr, eine han-
„delnde Nation, bedenkt, daß nur der Frie-
„de Euch nährt. Gebt Euren Nebenbuhlern
„ein ſchönes Beyſpiel; laßt den Donner ſchwei-
„gen; entſagt dem Geiſt der Tyranney; laßt
„auf dem Meere Freyheit herrſchen — (warum
„nicht auch auf dem Lande?) gebt Euren Brü-
„dern die Ruhe wieder; laßt in ihren Hafen
„die Flagge aller Nationen wehen; ſchwört
„vor allen Dingen dieſe Atipathie, dieſen Haß
„ab, den Ihr gegen eine Nation hegt, die
„Euch hochſchätzt, Euch liebt; mit Einem

„Worte: ſeyd die Friedensſtifter der Welt, „daß ſie Euch ihr Glück verdanke. Gelänge „es Euch, ſie in Feſſeln zu ſchmieden, ſo wür„de ſie ewigen Haß Euch weyhen!“

Der Holländer hat Recht — (oder vielmehr der verkappte Franzoſe, denn man merkt ſehr bald, daß der Verfaſſer kein Holländer iſt) — alſo er hat Recht und abermals Recht. Aber — wenn nun die Engländer wirklich gedemüthigt werden, wie ſie es verdient haben — wenn ſie wirklich allen ihren übermüthigen Anſprüchen auf Alleinhandel und Herrſchaft über die Meere entſagen müſſen — werden **wir übrigen** — das heißt 99 Menſchen von 100 — darum beſſer fahren? — Man kann es nicht oft genug wiederholen: der Menſch iſt und bleibt ſo ganz **Menſch**, daß er den **Mißbrauch** von der **Gewalt** nie zu ſcheiden im Stande iſt. Die Herrſchaft über die Meere wird einem andern Herrn zufallen, und wenn dieſer Andere mächtig genug iſt, alle dieſelben Anſprüche, welche die Engländer ſo verhaßt gemacht haben, ſelbſt durchzuſetzen, ſo wird er es warlich nicht unterlaſſen.

Apios Americana.

Muſtel, in ſeinem Tractat über die Vegetation, beſchreibt eine amerikaniſche Pflanze, welche die Damen zu ihrem Sinnbild wählen ſollten. Sie ſchießt ſchlank und geſchmeidig in die Höhe wie der Hopfen, und man giebt ihr auch eine Stange, wie dem Hopfen. Dieſe Stange ſey von welchem Holz ſie wolle, die Pflanze ſchlängelt ſich augenblicklich drum; reißt man ſie los, und entfernt die Stange ein wenig nach Norden oder Süden, ſo findet man die getreue Pflanze doch am andern Morgen wieder innigſt mit ihr verbunden. Eben das geſchah in Oſten und Weſten, die Apios Americana zog ihrer geliebten Stütze nach, und kehrte ſich ſogar an keinen Sturm, der ſie daran verhindern wollte. Bis hieher haben die Damen alle Urſach, mir für das Sinnbild zu danken, und ich will auch nicht behaupten — da bekanntlich ein jedes Gleichniß hinkt — weder daß wir Männer Stangen ſind, noch daß das Folgende auf die Damen paßte. Wenn man nemlich dicht neben dieſe getreue Pflanze noch eine andere Stange ſetzt, und zwar nur ein klein wenig näher, als die, welche ſie bereits umſchlungen hat, ſo — macht ſie ſich von der alten los, und ſchmiegt ſich an die neue, wäre ſie auch von weit ſchlechterem Holze.

Man kann denken, wie dumm und kahl die alte Stange ſtehen bleibt.

Einige Verſe aus einer franzöſiſchen Ode.

(Von Sabatier de Cavaillon.
Vor 25 Jahren gedichtet.)

Quels ſont ces climats où la terre
Enfante des hommes armés?
A leur naiſſance le tonnerre
Eclate et les annonce aux peuples alarmés
Que vois-je? quelle chaine immenſe
S'étend, s'aggrandit et s'avance!
Elle tient aux deux bouts de ce vaſte univers;
Envain pour la briſer le monde entier conſpire,
Le monde entier, ſoumis à ce nouvel Empire,
Tombe ſous le poids de ſes fers.

Ein paar Anecdoten aus dem alten Paris.

Jedermann kennt die Beſchreibung von Paris von St. Foix, aber nicht Jedermann kennt die Supplemente, welche der Chevalier de Coudray dazu lieferte. Aus dieſen entlehne ich ein paar Anecdoten.

Mademoiſelle Dupay, eine berühmte Harfenſpielerin, ſtarb 1677, und hinterließ ein ſeltſames Teſtament, von welchem damals viel geſprochen wurde, und deſſen Bayle ſogar in ſeinen Schriften erwähnt haben ſoll. Unter andern verordnete ſie: daß kein Hinkender, kein Einäugiger, kein Bucklichter, ihre Leiche begleiten ſollte, auch kein Junggeſell. — Zwanzig Jahre lang ſollte ihr Haus nur an ſolche Perſonen vermiethet werden, die ihren Adel beweiſen könnten. — Einer ihrer Erben erhielt einen Gartenplatz, unter der Bedingung, nie einen Zwergbaum darauf zu pflanzen. — Eine Menge Katzen, die ſie ſehr liebte, empfingen anſehnliche Legate. — Ihre Harfe, durch die ſie reich geworden, vermachte ſie einen Blinden. — —

Wenn man lieſt, wie die Juden vormals in Paris behandelt wurden, ſo findet man den Enthuſiasmus der Juden für den großen Napoleon ſehr natürlich. Sie mußten einen gelben Flicken auf den Magen heften, und Philipp der Kühne zwang ſie ſogar, ein Horn auf dem Kopfe zu tragen, ihre Weiber mogten keuſch ſeyn oder nicht. In der Seine durften ſie ſich nicht baden, und wenn man ſie an den Galgen hing, ſo geſchah es zwiſchen zwey Hunde. Endlich jagte Carl VII, 1394, ſie ganz aus dem Reiche. Nun ſind ſie in alle Menſchenrechte wieder eingeſetzt, und wenn ſie gehangen werden, ſo koſtet es keinem Hunde das Leben.

Ein gewiſſer Abbé, der ein unermüdeter Neuigkeitskrämer und politiſcher Kannengießer war, erſchien täglich im Garten von Luxenburg, wo er die Engländer täglich ſchlug, oder doch die unfehlbarſten Mittel angab, wie man ſie ſchlagen könne. „Man muß 12000 Mann „werben — man muß 12000 Mann einſchiffen „— man muß mit 12000 Mann nach London „marſchiren u. ſ. w.“ 12000 Mann war immer der Refrain von allen ſeinen politiſchen Saalbadereyen. Er hatte ſtets einen groſſen Kreis um ſich verſammelt, der ihm andächtig zuhörte, und Beyfall zuklatſchte. Nun begab es ſich, daß ein alter Mann — ein guter Patriot — der die Engländer von Herzen haßte — ſehr krank wurde, und ſein Teſtament machte. Durch daſſelbe hinterließ er dem Herrn Abbé von 12000 Mann ein Legat von 1200 Livers, als eine kleine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches er ihm täglich durch ſeine Wuth gegen die Engländer verſchafft habe. Er fügte hinzu, er habe zwar nicht die Ehre, deſſen Namen zu kennen, allein man werde ihn leicht ausfragen, wenn man um die und die Stunde in der Allée des Luxenburgiſchen Gartens ſich nach ihm erkundigen wolle. — das geſchah, und der Herr Abbé von 12000 Mann wurde ſehr bald ausfindig gemacht.

Ein Herzog de la Meilleraye — derſelbe, der ſich einſt in ſeinem Gewiſſen verbunden fühlte, den herrlichſten antiken Statüen in ſeiner Gallerie die Köpfe abzuhacken — war von der Wahrheit des Sprüchworts: „Wem Gott „ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand,“ ſo innig überzeugt, daß er die ſämmtlichen Functionen ſeiner Hausbedienung jährlich verlooſte. Da wurde denn bisweilen der Stallmeiſter Küchenjunge, ein Stallknecht Haushofmeiſter, eine Wäſcherin Gouvernante u. ſ. w. Vermuthlich ging es auch recht gut, und das wundert mich gar nicht, denn das Schickſal — eben ſo verrückt als der Herzog de la Meilleraye — hat in neueren Zeiten wohl noch wichtigere Aemter verlooſt.

Als die italiäniſchen Comödianten 1716 ihre Bühne eröffneten, lautete ihr Anſchlagzettel folgendergeſtalt: „Im Namen Gottes, „der Jungfrau Maria, des heiligen Franciscus „de Paula, und aller Seelen im Fegefeuer, „werden wir heute aufführen l'Inganno Fortunato."

Merkwürdige Geſetze.

Ich ſchöpfe dieſen Artikel aus a general hiſtory of Connecticut von **Georg Fenwick**.

Die Erſten Coloniſten von Connecticut waren wüthende Puritaner, haßten und verfolgten jeden anders Denkenden. Anfangs war die ganze Provinz nicht unter einer gemeinſchaftlichen executiven Macht vereinigt, ſondern jede Stadt hatte ihre eigenen Geſetze, unter welchen ſich folgende auszeichneten:

„Wer Neuerungen aufbringen will, ſoll ſterben. — Jeder Bürger ſoll ſchwören, daß Jeſus der einzige König iſt. — Wer ein Quaker wird, iſt verbannt; kommt er wieder, ſo muß er ſterben. — Am Sonntag ſoll Niemand in ſeinem Garten ſpazieren. — Am Sonntag ſoll Niemand Eſſen kochen, das Bett machen, das Haus fegen, Bart oder Haar abſchneiden. — Keine Mutter ſoll am Sonntag ihr Kind küſſen. — Wer auf ſeines Nachbars Felde eine einzige Aehre ausrauft, der iſt ein Dieb. — Wer ſich betrinkt, bekommt einen Vormund. — Wer etwas Böſes von ſeinem Nachbar ſagt, bekommt 20 Streiche oder muß in den Block. — Wer goldne Treſſen oder Spitzen trägt, die mehr als zwey Schilling die Elle koſten, bezahlt 300 Pfund Sterling Strafe. — Der Schuldner wird verkauft, wenn er nicht

„bezahlen kann. — Wer Karten oder Würfel ins Land bringt, zahlt fünf Pfund Sterling. — Niemand ſoll ein muſikaliſches Inſtrument beſitzen, ausgenommen die Trommel, die Trompete und die Judenharfe. — Niemand ſoll das Weyhnachtsfeſt feyern, Fleiſchpaſtetchen eſſen, Karten ſpielen oder tanzen. — Kein Prieſter kann ein Paar copuliren, weil nur die Obrigkeiten das ohne Skandal verrichten können. — Unwiſſende Kinder ſollen ihren Eltern weggenommen, und auf Koſten der Eltern anderswo erzogen werden. — Jeder leichtfertige Menſch ſoll gezwungen werden, ſich zu verheyrathen. — Ein Mann, der ſeine Frau prügelt, zahlt zehn Pfund Sterling; eine Frau, die ihren Mann prügelt, wird von der Obrigkeit beſtraft. — Kein Jüngling ſoll einem Mädchen die Cour machen, weder perſönlich, noch in Briefen, ohne vorläufige Zuſtimmung der Eltern. Im Uebertretungsfall zahlt er das Erſtemal fünf, das Zweytemal zehn Pfund Sterling, und das Dritte-

„mal wird er eingeſperrt. — Verheyrathete „ſollen miteinander leben, ſonſt ſperrt man ſie „miteinander ein. — Jedermann ſoll ſein „Haar rund verſchnitten wie eine Mütze tragen.“

Die Geiſter Lykurgs und Solons haben zwar nicht immer auf den Erſten Geſetzgebern dieſer Colonieen geruht, allein das Beſtreben (in der Modeſprache die Tendenz) nach Reinheit der Sitten und feſter Begründung der Sittlichkeit, leuchtet unverkennbar hervor. Jedes in England geltende Geſetz, wenn es nicht ausdrücklich in Amerika war beſtätigt worden, durfte vor keinem Richterſtuhle citirt werden. Wie ſtrenge man darauf hielt, beweiſt folgende Anecdote.

—

Ein Neger verſtümmelte den Sohn ſeines Herrn an den Zeugungstheilen. Er wurde vor Gericht geſtellt, welches ſich in großer Verlegenheit befand, da es kein auf dieſen Fall anwendbares Geſetz gab. Da beriefen ſich die

Rechtsgelehrten auf das engliſche Geſetz von Verſtümmelungen. Das Gericht verwarf es, als unbeſtätigt von der Generalverſammlung der Coloniſten. Ein Anderer ſchlug vor, den Neger ſo lange einzuſperren, bis die Generalverſammlung berufen werde, und ein neues Geſetz mache. Allein auch das wurde verworfen, denn dieſes neue Geſetz würde ja eine rückwirkende Kraft gehabt, folglich die bürgerliche Freyheit angegriffen haben. Indeſſen war das Verbrechen doch ſo ungeheuer, daß man ſich unmöglich entſchließen konnte, den Neger unbeſtraft in Freyheit zu ſetzen. Endlich erinnerte man ſich, daß die erſten Coloniſten von Neuhafen die noch unwiderrufene Verabredung getroffen hatten, ſich der Bibel als Geſetzbuch zu bedienen, bis man andere, ihrer Lage angemeſſene Geſetze gemacht haben würde. Hierauf ſprach das Gericht das Urtheil nach dem jüdiſchen Geſetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Neger zum Verſchnittenen machen.

Die Einwohner von Neulondon erfanden, wie man ſagt, eine neue Strafe für die Ketzer, die ſie am ganzen Leibe mit Pech beſchmierten und dann in Federn wälzten. Ein ſolcher Ketzer muß eine drollige Figur gemacht haben. Die Quäker und Wiedertäufer waren die Erſten, welche man auf dieſe Weiſe herausſtaffirte. Schade, daß die verdammte Intoleranz die braven Bewohner von Connecticut ſo oft zu Unmenſchen herabwürdigte. Die Einwohner von Norwick, zum Beyſpiel, kann man nicht beſſer ſchildern, als mit den Worten Eines ihrer Prediger, Georg Whitefield, die er kurz vor ſeinem Tode ſprach:

„Als ich zum Erſtenmal in dieſem Tempel „predigte, ſagte ich Euch, daß Ihr in manchen Stücken den Menſchen, in andern „den Thieren, in noch andern dem Teufel gleicht. Ihr nahmt das übel. Ich „habe reiflich darüber nachgedacht, und ich bekenne, daß ich im Irrthum war. Darum

„benutze ich meine letzten Augenblicke, um dieſen Irrthum zu wiederrufen, und Euch heute „zu ſagen, daß Ihr in nichts den Menſchen, „in nichts den Thieren, ſondern ganz und gar „dem Teufel ähnlich ſeyd.“

Die Proceßſucht iſt beſonders eine von den Teufeleyen, die der Satan in Connecticut unaufhörlich treibt, und welche ſehr begünſtigt wird, durch die halbjährigen Verſammlungen der Coloniſten, wo ſehr oft im May eine Sache entſchieden, und im October die Entſcheidung wiederrufen wird. Die Ueberſchwemmungen oder der Eisgang des Fluſſes Connecticut geben die meiſte Veranlaſſung zu Proceſſen, indem ſie jährlich groſe Stücken Landes von dem Einen Ufer abreiſſen und an das Andere führen. Aus Mangel an beſtimmten Geſetzen weiß man in ſolchen Fällen ſich nicht zu helfen. Es widerfuhr zum Beyſpiel einem gewiſſen A. zu Springfield, der von einem kleinen Stücke Landes lebte, auf welchem ſein

Häuschen ſtand, daß dieſes Land mit ſammt dem Häuschen vom Ufer abgeriſſen, und gegenüber in die Beſitzung des Herrn W. geführt wurde. A. reclamirte ſein Eigenthum und nahm auch Beſitz davon. W. klagte über Eindrang in ſein Eigenthum. A. wurde verurtheilt, ſein Land wieder auf die andere Seite zu transportiren, oder dem W. das ſeinige abzukaufen. Es entſtand ein langer Proceß daraus, in welchem beyde Theile behaupteten, was Gott thue, das ſey wohlgethan, jedoch beyde ſehr verſchiedene Folgerungen daraus zogen. „Gott ſelbſt hat dein Land mit dem „meinigen verbunden," ſagte W., „darum iſt „es mein." —

„Mit nichten," erwiderte A., „ſondern „Gott hat blos meine Wohnſtelle verändern, „und mir einen andern Nachbar geben wollen." — Die Richter ſchwitzten gewaltig und die Sache blieb in ſtatu quo.

Die Damen von Connecticut ſchildert der Verfaſſer eben nicht liebenswürdig. Da ſie weder Karten ſpielen noch das Theater beſuchen dürſen, ſo ſind ſie aus langer Weile ganz entſetzlich tugendhaft, ſtudieren Mathematik, lernen griechiſch und lateiniſch, und diſputiren über theologiſche Spitzfindigkeiten. Das ſind die traurigen Folgen des oben angeführten Geſetzes, daß kein junger Menſch ihnen die Cour machen darf.

Horoſcop bey der Geburt des Dauphins 1782, geſtellt von Matthias Lamsbergh, berühmten Mathematiker, und bekannt gemacht durch Milon von Lüttich.

Ein Gedicht in ſchön gereimten Verſen. Der unglückliche Aſtrolog fängt damit an, die Muſe Urania herbey zu rufen; ſie ſoll ihm geſchwind ein Teleſcop aufſtellen, damit er des Dauphins

Schickſal am Himmel leſen könne. Urania iſt gefällig und Herr Matthias Lamsbergh lieſt le ſur préſage. Zuerſt vergleicht er die flammenden Herzen der Unterthanen mit den Blizzen, welche die glänzenden Vorläufer der ſüſſen Stille ſind. (Nun ja, an Blitzen hat es nicht gefehlt, die ſüſſe Stille ſoll aber noch kommen, es wäre denn, daß die Stille von des Dauphins Grabe darunter zu verſtehen ſey.)

Dann heißt es, der neugebohrne Prinz werde das Jahrhundert der Aſtrea, die ſchönen Tage Saturns und der Rhea zurückführen; Milchſtröme würden flieſſen, Lämmer und Wölfe nebeneinander weiden. (Das leztere iſt eingetroffen, die Wölfe weiden noch immer, und laſſen ſich die Lämmer ſammt den Milchſtrömen wohl behagen.)

Es werde ein erſtaunenswürdiges Jahrhundert kommen — (Richtig Herr Matthias Lamsbergh!) — ein reelles, ein geliebtes

Jahrhundert! Das goldne Alter, bisher nur in der Fabel zu finden, werde unter Ludwig wieder aufleben. — (Gleichviel, unter wem es auflebt, wenn es nur da iſt. Das Gold ſuchen die Franzoſen ſehr eifrig, es ſteht zu hoffen, daß ſie das Alter auch endlich finden werden.)

Nun redet der Aſtrolog den Prinzen an: „Du wirſt den Geiſt deiner Mutter mit der „Menſchlichkeit deines Vaters verbinden, und „die Franzoſen werden dich eben ſo lieben „wie deine Eltern.“ (Das iſt eingetroffen.)

Nun lieſt er aber auch ein Unglück in den Sternen: der Dauphin wird von ſeinen Eltern und vom ganzen Hofe verzogen werden. (Dieſem Unglück hat die Nation weislich vorgebeugt.)

Zuletzt verſichert Herr Matthias Lamsbergh, der Engel des Lebens habe für den Dauphin mit dem Tode einen Contract auf hundert Jahre geſchloſſen. (Vor welchem Gerichte kann man den Tod belangen? denn er hat den Contract ehrlos gebrochen.)

Lykurg der Redner.

Lykurg, den lacedämoniſchen Geſetzgeber, kennt Jedermann, allein Lykurg den Redner nur Wenige, und dieſe Wenigen leſen die Biene nicht. Er war ein Athenienſer, ein ächter Patriot mit einer großen Seele, untadelich, und eben ſo ſtreng gegen ſich ſelbſt als gegen andere; kurz, der Cato von Athen. Er hatte die Beredſamkeit unter Plato und Iſocrates ſtudiert, war ein Zeitgenoſſe und edler Nebenbuhler des Demoſthenes, verwaltete die Finanzen funfzehn Jahre lang mit unerſchütterlicher Redlichkeit, und war dennoch — (welch ein ſeltener Finanzminiſter!) — ein warmer Verehrer der Philoſophie. Das bewieß er einſt, als er auf der Straße dem Philoſophen Xenocrates begegnete, der ſo arm war, daß er die Kopfſteuer, welche jeder Fremde in Athen erlegen mußte, nicht bezahlen konnte, und deshalb von einem hartherzigen Steuer-Einnehmer ins Gefängniß geſchleppt wurde. Den braven Lykurg empörte dies Schauſpiel; er befreyte den gelehrten Fremdling und führte, ſtatt ſeiner, den Steuer-Einnehmer ſelbſt ins Gefängniß, weil Er, ein Athenienſer, die Philoſophie mit der Tugend verbunden, in dieſem Fremden nicht geehrt habe. Das herzuſtrömende Volk jauchzte ihm ſo lautem Beyfall zu, daß Xenocrat nachher behauptete, Lykurg ſey auf der Stelle für ſeine großmüthige Handlung belohnt worden.

Von ſeinen Reden iſt nur noch Eine ganz, und von einer Andern ein Fragment übrig.

Das Letztere hat Diodor von Sicilien aufbewahrt. Die Rede war gegen Lyſicles gerichtet, der die Athenienſer bey Cheronea befehligte, wo ſie total geſchlagen wurden. „Wie?“ rief Lykurg aus: „unter deinem „Commando, Lyſicles, ſind tauſend Bürger „in der Schlacht gefallen? zweytauſend ge„fangen worden? ein Siegeszeichen gegen „Athen errichtet? ganz Griechenland in Feſſeln „gelegt? und du lebſt noch? und du ſchauſt „noch das Sonnenlicht? und du wagſt noch „hier zu erſcheinen, um dein Vaterland an ſein „Unglück, ſeine Schande zu erinnern?“ — So kurz dieſes Fragment iſt, ſo lernen wir doch fürwahr viel daraus. Die Menſchen galten damals noch einen höhern Preis, denn tauſend Gebliebene, in einer ſo berühmten Schlacht, wie die von Cheronea, (heutzutage eine wahre Bagatelle) war damals ein großer, vom Vaterlande tief empfundener Verluſt. Allein die Zahl der Streitenden war weit geringer; man verließ ſich nicht, wie in unſern

Tagen, *bloß auf die Uebermacht*; man war tapfer, auch wenn man nicht zehn Mann gegen Einen ſtellen konnte. Der Menſchenfreund ſchaudert, wenn er ſieht, wie ungeheuer die Armeen faſt mit jedem Jahre anwachſen. Vor 50 Jahren waren 30000 Mann noch eine Armee, durch die oft große Dinge geſchahen; jetzt ſind ſie nur ein Corps. So lange *Ein* Fürſt dieſes Syſtem befolgt, ſo lange *müſſen* nothwendig die übrigen es adoptiren; und daß ſie es nicht gleich in ſeinem ganzen Umfang adoptirt *haben*, das war ein großer politiſcher Fehler. Wenn man dem Nachbar nicht verwehren kann, Tauben zu halten, die das Getreyde verwüſten, ſo iſt kein anderer Rath, als ſich eben ſo viele anzuſchaffen, die wenigſtens mitfreſſen. — Aber was ſoll endlich daraus werden? wo wird die Hand der eiſernen Nothwendigkeit die Grenze dieſes Unfugs ſtecken? — Auf Wüſteneyen, wo hie und da eine kinderloſe Mutter, eine jammernde Wittwe den Pflug regieren, und die einzelnen Halme mit ihren Thränen befeuchten wird.

Wir lernen ferner aus Lykurgs Fragment, daß es damals für einen General eine Schande war, eine Schlacht zu verlieren, und dadurch ſeinem Volke Feſſeln zu bereiten. Wie würde der hochherzige Patriot ſich ausgedrückt haben, wenn ihm, in unſern Tagen, Generale aufgeſtoßen wären, die, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feinden Arme und Thore öffneten, um die Unterjochung ihres Vaterlandes zu beſchleunigen. — Und ſie leben noch! und ſie ſchauen noch das Licht der Sonne!

Die andere Rede des Lykurg, die wir noch ganz beſitzen, iſt gegen einem gewiſſen Leocrates gerichtet. Die Anklage gegen dieſen Menſchen wird leider unſern Ohren auch ſehr fremd vorkommen. Hier iſt die Veranlaſſung zu derſelben. — Nach der Schlacht bey Cheronea zitterten die Athenienſer, Philipp werde ihre Stadt umzingeln und angreifen. Sie zitterten, allein ſie fielen nicht in Kleinmuth, ſondern nahmen vielmehr zu den außerordentlichſten Mitteln ihre Zuflucht, um ſich tapfer zu vertheidigen. Man weiß, daß der Oelbaum den Reichthum von Attika ausmachte, und daß der Staat ſelbſt nur in dringendſter Noth Oelbäume umzuhauen erlaubte. Dieſe Noth war nun eingetreten, und die Oelbäume fielen unter der Axt des ſeufzenden Bürgers. Man bewaffnete ſich mit den Schwerdtern, welche fromme Dankbarkeit in Tempeln aufgehangen hatte. Man verſchonte nicht einmal die Gräber. Die heiligſten Denkmäler wurden abgebrochen, um die Stadtmauern auszubeſſern. Der Anblick dieſer Thätigkeit der geängſteten, aber ſtandhaften Freyheit, benahm dem Bürger Leocrates allen Muth; unter den Vorwand von Handelsgeſchäften ſchlich er nach Rhodus, um den Sturm abzuwarten, und kam erſt nach acht Jahren zurück.

Alſobald lud ihn Lykurg vor Gericht, ihn anklagend, daß er dem Vaterlande in der Noth feige den Rücken gekehrt. „Ihr Athenienſer!“ rief er begeiſtert aus: „ein Bürger, der in dieſen Gefahren eine ſchimpfliche Flucht ergreift, ſtatt ſich ungerufen, zu Vertheidigung des Vaterlandes, vor dem Feldherrn zu ſtellen, welcher Richter, welcher Patriot könnte ihn frey ſprechen? welcher Redner mögte ſeine Beredſamkeit beſudeln, um einen Menſchen zu retten, der weder mit uns weinen, noch mit uns fechten wollte? — Zu einer Zeit, wo Greiſe und Knaben nach dem Schwerdte griffen; wo die Geſilde ihre Bäume, die Todten ihre Gräber, die Tempel ihren Schmuck darboten; wo jeder Einwohner thätig war, hier die Mauern zu befeſtigen, dort Graben auszuhöhlen, dort Verſchanzungen anzulegen — zu einer ſolchen Zeit war Leocrates verſchwunden. — Den Tod dem Manne! der die edlen Todten, die bey Cheronea für unſere Freyheit fielen, nicht zu

„Grabe geleiten wollte! Den Tod dem Manne, der nach acht Jahren, ohne zu erröthen, an ihren Gräbern vorüber ging, und mit frecher Stirn ſich dem Vaterlande zu zeigen wagte!“

„Und er bittet wohl noch ihn zu hören? „er beruft ſich wohl noch auf die Geſetze? — „Welche Geſetze gelten ihm? ſind es die, „welche er fliehend entſagt hat? — Beſchwören wird er Euch, ihm die ruhige Wohnung „in dieſen Mauern zu vergönnen. In welchen Mauern? ſind es nicht dieſelben, die „er nicht vertheidigen wollte? — Die Götter wird er anrufen, aus der Gefahr ihn „zu retten. Welche Götter? — ſind es „nicht dieſelben, deren Tempel und heiligen „Hayne er den Barbaren Preis gab? — „Endlich wird er das Mitleid anflehen. Aber „weſſen? der von ihm verlaſſenen Mitbürger. „Er ſuche eine Zuflucht bey den Rhodiern, weil „das Vaterland ihm keine Freyſtatt ſchien. —

„Weſſen Mitleid? wer könnt' es ihm gewäh„ren? die Greiſe? — hat er nicht, ſo viel „an ihm lag, den Greiſen das Glück geraubt, „als freye Männer im freyen Boden ihres „Vaterlandes begraben zu werden? — Die „Jünglinge? — welcher unter ihnen, „wenn er ſeiner Gefährten bey Cheronea ge„denkt, wird den Feigen retten wollen, der „die Gräber jener Tapfern dem Feinde Preis „gab? welcher unter ihnen wird der, für die „Freyheit Gefallenen ſpotten, ſie der Thorheit „zeihen, indem er die kluge Vorſicht rühmt, „die ſolchem Kampfe ſich entzog?“ —

„Athenienſer! ich klage einen Mann an, „der alle ſeine heiligſten Pflichten verletzte. „Straft ihn! ihr ſeyd es Euch und den Göt„tern ſchuldig! — Noch habt Ihr nicht ge„richtet, noch iſt er der einzige Verbrecher. „Doch ſprecht Ihr ein mildes Urtheil, ſo wer„det Ihr Alle ſeine Mitſchuldigen. Kennt „Ihr ſeine Verbrechen zählen? — Ver-

„rätherey — denn Er überließ Athen dem
„Feinde; Hochverrath — denn er weigerte
„ſich für die Freyheit zu fechten; Gottloſigkeit
„— denn er ſah gleichgültig Tempel
„und Hayne plündern und zerſtören; —
„Vatermord! Muttermord — denn
„er ſchützte ihre Gräber nicht; feige Flucht
„von ſeinen Fahnen — denn er mied
„das Antlitz des Feldherrn, der ſeinen Poſten
„ihm andeuten ſollte. — So viele Verbrechen
„in einem Einzigen — wer wagt es noch,
„ihn frey zu ſprechen?“

„Athenienſer! wenn Ihr dem Leocrates das
„Leben ſchenkt, ſo verurtheilt Ihr Athen und
„Euch ſelbſt. Hier ſtehen die Urnen, um Eure
„Stimmen zu empfangen, nicht für oder
„gegen dieſen Böſewicht, nein, für oder
„gegen Athen. Denkt an das Beyſpiel,
„welches Ihr heute billigt oder verdammt!
„Wer wird künftig dem Staate Opfer bringen,
„wenn Leocrates ungeſtraft bleibt? — Die

„Männer, die Euch umgeben, die Tempel
„und Altäre, die verheerten Gefilde — Alles
„fodert Euch auf; ſprecht ein ſtrenges Urtheil!
„— Hinweg Mitleid! hinweg Thränen!
„ſchützet und erhaltet die Geſetze der Repu-
„blik!“ —

O wie viele Leocrates giebt es unter den Deutſchen! aber kein Lykurg iſt gegen ſie aufgetreten, und keiner wurde beſtraft! — .

Moliere oder Poquelin.

Der Mann iſt ſo intereſſant, und Bayle hat in ſeinem Dictionaire ſo viel Intereſſantes über ihn geſammelt, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, Bayle's Text und Noten miteinander zu verſchmelzen, und die Lücken mit Moreri's Nachrichten auszufüllen.

Ich habe nirgends gefunden, warum Poquelin den Namen Moliere angenommen hat? vermuthlich eine Laune, wie ſie noch heutiges Tages manchen Schauſpieler anwandelt. Doch nur Wenige entziehen dadurch, wie Moliere, ihren Familiennamen einen glänzenden Ruhm. Moliere's Vater, ein königlicher Kammerdiener Tapezier und nebenher ein Trödler, bildete ſich wohl nie ein, daß ſein Sohn, Johann Baptiſt, ein ſo berühmter Mann werden würde. Außer ein wenig ſchreiben und leſen, lernte Moliere nichts, ſondern trieb ſich, bis zum vierzehnten Jahre, in ſeines Vaters Bude herum, die ſo ziemlich die Welt für ihn war. Auch wünſchte der alte Poquelin, daß die Trödelbude ſeines Sohnes Welt bleiben ſollte, und ſein Ehrgeiz hatte kein höheres Ziel, als den jungen Menſchen die Anwartſchaft auf die Kammerdiener Tapezier Stelle zu verſchaffen; welches auch gelang.

Allein zu Moliere's Glück, und zum Vergnügen der Mit- und Nachwelt, hatte er einen Großvater, der gern in die Comödie ging, und dem Enkel bisweilen mitnahm. Hier erwachte ein anderer Geiſt in ihm; ſeines Vaters Trödelbude wurde ihm verhaßt, ihm ekelte vor ſeinem künftigen Stande, und er ruhte nicht eher, bis man in eine Jeſuitenſchule ihm that, wo er fünf Jahre blieb, und eine Jugendfreundſchaft mit Chapelle nnd Bernier errichtete; der Erſte nachmals durch ſeine Gedichte, der Andere durch ſeine Reiſen berühmt. Mit ihnen zugleich genoß er den Unterricht des großen Philoſophen Gaſſendi. Eigentlich ſollte er Advocat werden, allein er hatte nur Sinn und Wünſche für das Theater, und am allerwenigſten Luſt des Königs Kammer zu tapeziren oder Trödelwaaren zu verſchachern. Indeſſen ſah er ſich dennoch genöthigt, ſeines alten kränklichen Vaters Poſten eine Zeitlang vorzuſtehen, und Ludwig XIII. im Jahre 1641 auf einer Reiſe nach Narbonne zu begleiten. Er zählte damals 21 Jahr.

Nach ſeiner Zurückkunft gab er es auf, gegen den Hang zum Theater länger zu kämpfen; er beſchloß als Schauſpieler und Schauſpieldichter zugleich aufzutreten, warb einige junge Leute, welche Talent für die Declamation hatten, errichtete eine Bühne in der Vorſtadt und nannte ſich Moliere. Eltern und Verwandte bewegten Himmel und Hölle, um dieſen Schritt zu hindern, drohten, baten, verſprachen — Alles vergebens. Endlich ſchickte ſein Vater Einen ſeiner Lehrer zu ihm, dem er jederzeit viel Achtung bewieſen; allein Moliere überredete dieſen Lehrer ſelbſt, ein Schauſpieler zu werden. Obgleich ſeine Bühne, vielleicht Spottweiſe, das illüſtre Theater genannt wurde, ſo mogte es doch wohl nicht recht damit gehen, denn Moliere ergriff den Wanderſtab, und führte ſeinen Theſpiskarren in die Provinzen, wo er eilf Farcen ſchrieb, die ungedruckt geblieben ſind., zum Exempel, der verliebte Doctor, der Schulmeiſter u. ſ. w. Es ſollen deren nur noch zwey in einigen Kabinettern als Seltenheiten aufbewahrt werden. Viel haben wir wohl nicht daran verloren, denn J. B. Rouſſeau liefert einen Auszug aus Einer derſelben, la Jalouſie de Barbouillé, die von den erbärmlichſten Plattheiten wimmelt. — Das darf Moliere's Nachruhm nicht ſchmälern, denn welchem großen Dichter wiederfährt es nicht bisweilen, oder auch wohl oft, etwas ſehr Plattes zu liefern? Man erinnere ſich unter andern des Vorſpiels, Was wir bringen, in Göthe's Werken, oder ſeines Singſpiels: Scherz, Liſt und Rache u. ſ. w. Freylich war Moliere ſo klug, ſeine Plattheiten nicht drucken zu laſſen.

Im Jahr 1653 gab er zu Lyon ſein erſtes Luſtſpiel, der Unbeſonnene (l'Etourdi).

Einige Zeit nachher ſpielte er in Languedoc, wo eben damals der Prinz Conti einer ſtändiſchen Verſammlung beywohnte. Dieſer Prinz vom Geblüt fand Geſchmack an Moliere, ſchätzte und belohnte ihn. Allein noch immer blieb ſeine Geſellſchaft ein wanderndes Völkchen, das mit Sack und Pack ſich einfand, wohin eine Meſſe oder ein Carneval es lockte. Moliere fühlte, er ſey für etwas beſſeres gebohren. Insgeheim machte er einige Reiſen nach Paris, wo es ihm endlich gelang, den Bruder des Königs für ſich einzunehmen, der ihn, ſammt ſeiner Truppe, engagirte, und zum Erſtenmale vor dem Hofe ſpielen ließ. Mehr brauchte es nicht, um ſein Glück zu gründen. Er gefiel dem König, durfte ſich in Paris etabliren, erhielt eine Penſion, gehörte ſeit dem Jahre 1665 ganz dem Hofe an, und entzückte durch die Meiſterſtücke ſeiner komiſchen Muſe, wie durch ſein Spiel. Acht Jahre ſpäter führte er ſein letztes Luſtſpiel: den eingebildeten Kranken, auf, worin er ſelbſt die Hauptrolle darſtellte, und gleich nach der vierten Vorſtellung ſtarb. Man hat lange behauptet und allgemein geglaubt, er ſey auf der Bühne geſtorben, nemlich in der Scene, wo er ſich tod anſtellen mußte, denn als er, nach dieſer Scene, wieder habe ſprechen ſollen, ſey er wirklich tod geweſen. Die Dichter haben dieſen Umſtand häufig zu witzigen Anſpielungen benutzt, und von Frömmlingen ſind chriſtliche Betrachtungen daraus abgeleitet worden. Allein in der Wahrheit verhält es ſich ſo:

Er war allerdings ſchon krank, und ſpielte ſeine Rolle nur mit großer Anſtrengung bis zu Ende, welches auch das Publicum ſehr wohl bemerkte. Gleich nach der Vorſtellung begab er ſich nach Hauſe und legte ſich zu Bett, wo ihn ſein böſer Huſten mit ſo verdoppelter Wuth überfiel, daß ihm eine Ader in der Bruſt ſprang. Das Blut ſchoß ihm aus dem Halſe und er erſtickte.

Andere erzählen, er ſey ſchon lange ſehr kränklich geweſen. Theils habe der häusliche Kummer, theils die viele Arbeit ſeine Geſundheit zerrüttet. Kurz vor Anfang der Vorſtellung habe er ſich ſo übel befunden, daß er ſchon im Begriff geſtanden, ſich zu entſchuldigen; allein da er den ungeheuren Zulauf an dieſem Tage geſehen, ſo ſey es ihm gar zu empfindlich geweſen, die Zuſchauer wieder nach Hauſe zu ſchicken; er habe ſich Gewalt angethan, und faſt bis zu Ende geſpielt. Schon in der Scene, wo er ſich tod ſtellt, ſey ihm ſo ſchlimm geworden, daß er kaum wieder aufſtehen können. Da habe man ihm gerathen, die Rolle nicht auszuſpielen, ſondern ſich zu Bett bringen zu laſſen. Da jedoch die Aufführung ſchon weit vorgerückt geweſen, ſo habe er gemeynt, er könne es wohl noch aushalten bis zu Ende. In der Scene mit den Aerzten, wo er von Rhabarber und Sennesblätter ſpricht, ſey ihm Blut aus dem Halſe gekommen, worüber ſowohl ſeine Kameraden als das Publicum ſehr beſtürzt geworden, und dann erſt habe man ihn eilig nach Hauſe geführt, wohin ſeine Frau ihm gefolgt, und ſich, ſo gut es ihr gelingen wollen, betrübt geſtellt.

Eine Menge witziger und witzig ſeyn ſollender Gedichte erſchienen, durch dieſe ſeltſame Todesart veranlaßt. Das beſte darunter war lateiniſch:

Roſcius hic ſitus eſt triſti Molieres in urna,
Cui genus humanum ladere, ludus erat.
Dum ladit mortem, mors indignata jocantem
Corripit, et mimum fingere ſaeva negat.

Auch eine Grabſchrift lautete ähnlich:

„Hier liegt, der auf der Bühne des menſch-
„lichen Lebens Affe war. Einſt wollte er auch
„den Todten ſpielen, und ſpielte ihn ſo
„ſchön, daß der entzückte Tod aus der Copie
„ein Original machte.“

Bayle ſagt, ihm ſey von vielen glaubwürdigen Leuten verſichert worden, daß Moliere bloß aus Liebe zu einer hübſchen Schauſpielerin ſich der Bühne gewidmet, wie das ſchon oft geſchehen und noch oft geſchehen wird. Aber ſeine Augen verſtanden beſſer zu wählen als ſein Herz, denn bey der wohlgerathenen Schilderung des Kummers eiferſüchtiger Ehemänner, ſoll die eigene Erfahrung ihm zu Hülfe gekommen ſeyn. Dem Dichter machten Viele den Hof, allein der hübſchen Frau des Dichters doch noch mehrere. Sie war die Tochter einer herumziehenden Commödiantin, welche, zur Zeit ihrer Niederkunft, ſo viele junge Herrn in Languedoc durch ihre Gunſt beglückt hatte, daß ſie den eigentlichen Vater des Kindes nie mit Gewißheit anzugeben wußte. Nur ſo viel betheuerte ſie auf ihre Ehre, daß ſie ſich nie gemein gemacht, ſondern immer nur Leute von Stande bey ſich aufgenommen habe. Das war auch die einzige mütterliche Lehre, welche ſie ihrer Tochter einpredigte. Moliere ſelbſt hatte, wie man ſagt, mit der Mutter ſehr vertraut gelebt, woher das Gerücht entſtand, er habe ſeine eigene Tochter geheyrathet.

Er producirte ſie zum Erſtenmal in der Princeſſe d'Elide, als Prinzeß, wo ihre Schönheit, durch die geſchmackvolle Pracht der Kleidung noch mehr erhoben wurde. Moliere fand bald genug Urſach zu bereuen, daß er ſeine hübſche Frau den Blicken der lüſternen Höflinge bloß geſtellt, denn der Graf von Lauzan verliebte ſich raſend in ſie, und ſie verliebte ſich raſend in den Grafen von Guiſe. Man ermangelte nicht, Moliere bemerken zu laſſen, daß, während er den ganzen Hof zu beluſtigen ſtrebte, der ganze Hof ſich alle Mühe gab, ſeine Frau zu beluſtigen. Er ſtellte ſie zur Rede; er erinnerte ſie an Alles, was er für ihre Erziehung gethan; an ſeine zärtliche Liebe; an ſein Betragen als Ehemann, welches immer noch mehr dem eines Liebhabers glich; er fragte, ob er es um ſie verdient habe, daß ſie ihn zum Geſpött mache? — Sie weinte, ſie ſchluchzte, ſie bekannte ihm ihre Liebe zu dem Grafen Guiſe, ſchwur aber, es ſey nichts Böſes zwiſchen ihnen vorgefallen, bat, ihrer Jugend dieſe erſte und einzige Verirrung zu verzeihen, und betheuerte, daß die Erinnerung an ſeine Wohlthaten ſie vor jedem Rückfall ſchützen werde. Moliere, durch ihre Thränen ganz von ihrer Tugend überzeugt, erſchöpfte ſich in zärtlichen Entſchuldigungen wegen ſeiner Uebereilung, und — Alles blieb beym Alten. Die Frau Gemahlin trieb es ärger als zuvor. Dienſtfertige Freunde öffneten ihm abermals die Augen. Nun ging er weniger ſchonend mit ihr um, und drohte ſogar ſie einzuſperren. Diesmal ließ ſie es nicht bey Thränen und Schluchzen bewenden, ſie fiel nun auch in Ohnmacht, und ſiehe da, der arme verliebte Mann kroch abermals zu Kreuze. Allein ſie mogte wohl glauben, eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſich ganz von ihm zu trennen, werde ſich ſo bald nicht wieder ereignen, denn ſie ſtimmte einen höheren Ton an, ſagte, ſie ſey es müde, von ihm gemißhandelt zu werden; ſie ſey unſchuldig, allein er ſelbſt unterhalte noch immer einen verdächtigen Umgang mit einer gewiſſen Schauſpielerin, die auch in ſeinem Hauſe wohnte; darum möge er nur in Gottes Namen Anſtalten zu einer Scheidung treffen, denn ſie könne es nicht länger mit ihm aushalten.

Vergebens bot der gute Moliere alles auf, die gekränkte Unſchuld zu beſänftigen. Sie verabſcheute ihn ſeit dieſem Augenblicke, und wenn er als liebkoſender Ehemann ſich ihr nähern wollte, wies ſie ihn verächtlich zurück. Dieſe Bosheit und ihre fortgeſetzten Ausſchweifungen, bewogen ihn endlich in eine Trennung von Tiſch und Bett, ohne gerichtliche Dazwiſchenkunft, zu willigen; aber — ſollte man es glauben? — er mußte ſich die höchſte Gewalt anthun, um dieſen Entſchluß zu faſſen, und ſelbſt, nachdem er ihn ausgeführt, bereute er ihn unaufhörlich, was auch ſeine Vernunft dagegen ſagen mochte; denn geiſtreiche Menſchen haben gewöhnlich das Unglück (oder Glück) auch ſehr ſinnlich zu ſeyn. Eines Tages fand Chapelle ihn ſehr niedergeſchlagen in ſeinem Garten. Er ſchämte ſich anfangs, die Urſach zu verrathen. Als aber ſein Freund in ihm drang, machte er endlich ſeinem Herzen Luft und bekannte, er ſehne ſich nach ſeiner Frau.

Chapelle erinnerte ihm, wie wenig es gerade ihn kleide, der die betrogenen Ehemänner ſo oft auf der Bühne lächerlich gemacht, jetzt in allem Ernſt eine ſolche unwürdige Rolle zu ſpielen. „Ich an deiner Stelle“ — fuhr er fort — „ſobald ich von der Untreue meiner „Frau überzeugt wäre, würde ſie verachten — „würde plötzlich von meiner Leidenſchaft geheilt „werden — würde mich rächen — würde ſie „einſperren.“ —

„Haſt du jemals geliebt?“ unterbrach ihm Moliere.

„O ja, doch wie ein vernünftiger Menſch."

„Nun dann haſt du noch nie geliebt, und
„weißt nicht, daß die Liebe die Vernunft
„unterjocht. Wenn ich dir meine Leiden,
„meine Sehnſucht ſchildern könnte, du würdeſt
„Mitleid mit mir haben. Nein, ich kann
„und werde dieſe Leidenſchaft nie überwinden,
„und wenn ich mir vorſtelle, daß meine Frau
„vielleicht einen eben ſo unüberwindlichen Hang
„zur Koketterie hat, ſo fange ich an ſie zu ent-
„ſchuldigen." — Sein Freund zuckte die
Achſeln und ging.

So war das harte Schickſal des Dichters, den Hof und Stadt bewunderten, und der — während er Hof und Stadt beluſtigte — daheim in häuslichem Gram ſein Herz verzehrte. Wie oft mag er mit Horaz ausgerufen haben: wäre ich doch lieber der elendeſte Schriftſteller und zufrieden, als ein gefeyerter, kummervoller Dichter!

Moliere ſchrieb ſeine Stücke mit einer unglaublichen Leichtigkeit; natürlich konnten ſie nicht Alle von gleichem Werthe ſeyn. Es gab Leute, welche ſeinen Werken den Vorzug vor Allem gaben, was Rom und Griechenland in dieſer Gattung geliefert; oder — die, gleich den Schlegels, immer die Alten im Munde führten, lächelten vornehm darüber. Indeſſen behauptet doch ſelbſt der ſcharfſinnige und geſchmackvolle Bayle, daß die Alten im Luſtſpiel von den Neuern übertroffen worden. „Vielleicht — ſagt er — kommt das daher, daß „die Feinheiten eines Ariſtophanes nicht ſo von „Jedermann empfunden werden, als die eines „Moliere; denn, um die griechiſchen Comiker richtig zu beurtheilen, muß man die „Athenienſer ganz kennen. Es giebt ein lächerliches, welches allen Zeiten und allen Völkern — ein anderes, welches nur „gewiſſen Jahrhunderten und gewiſſen Nationen gemein iſt. Manche Scenen im Ariſtophanes, bey denen vielleicht die Athenienſer

„herzlich lachten, ſcheinen uns erbärmlich fade,
„weil wir den Fehler, oder die Anecdote,
„oder den vorübergehenden Geſchmack nicht
„kennen, gegen welche dieſe Scenen gerichtet
„waren. Hingegen wenn Moliere die Lächer-
„lichkeiten unſers Zeitalters ſchildert, ſo füh-
„len wir das auf der Stelle. Ja, mir ſcheint,
„daß er ſelbſt in ſolchen ſeinen Spöttereyen,
„die zu allen Zeiten bey allen gebildeten
„Nationen Glück machen, fruchtbarer ſey, als
„Ariſtophanes und Terenz; und dieſe ſind es
„auch, die in keiner Ueberſetzung verlohren
„gehen, ſie ſey ſo ſchlecht ſie wolle.“ — (Ue-
brigens hält Bayle die Ueberſetzung eines Molieriſchen Luſtſpiels, in einer fremden Sprache, für ſehr ſchwer; ein Troſt für den Herausgeber, dem einſt dieſes Wageſtück wenigſtens nicht ganz mißlang.)

Der Neid hat Moliere'n auch vorgeworfen, er habe die meiſten Pläne zu ſeinen Stücken aus italiäniſchen Comödien geſchöpft. Es waren aber auch nicht ſeine Pläne, die ihn ſo berühmt machten, (denn die ſind oft ſehr dürftig) ſondern die Bearbeitung, die pikante Sauce, durch die er ſeine Schüſſeln zu würzen wußte. Hatten wir doch auch eine Maria Stuart, ehe Schiller Eine ſchrieb.

Natürlich machte man auch die komiſchen Uebertreibungen Moliere'n zum Verbrechen, (ſo wie das dem Herausgeber, der ſich übrigens gar nicht mit Moliere zu vergleichen wagt, oft wiederfahren iſt.) Bayle, der kritiſche Bayle, entſchuldigt ihn ſehr ſinnreich. Er verweiſt auf den Prolog des Terenz zu der Andria:

Poeta quum primum animum ad Scribendum appulit, Id ſibi negotii credidit Solum dari populo ut placerent quas feciſſet fabulas. — Er verweiſt auf die Antwort, welche Cynthio dem St. Evremont giebt: „Die beſten Schauſpieler würden Hungers

„ſterben, wenn ſie keine andere als vortreff„liche Stücke geben wollten."

Dem Geſchmack des Publicums, ſagt er, muß das Schauſpiel angemeſſen ſeyn; viele Zuſchauer muß es herbey locken, denn ſonſt — wäre es auch ein Elixir und eine Quinteſſenz von ſchönen Gedanken — wird es dennoch die Schauſpieler ruiniren, und dem Werke zu nichts nutzen.

Bayle macht bey dieſer Gelegenheit eine Abſchweifung, um von ſeinem eigenen Werke zu reden, welches ihm ſelten wiederfähret; allein man merkt, daß eben dieſe Gattung von einſeitiger Critik ſeinen Unwillen erregte. „Was „geht das mich an? ſagt der Eine. Wozu „die vielen Citate? ruft ein Anderer — die „leichtfertigen Einfälle? ein Dritter — die „philoſophiſchen Gedanken? ein Vierter. Frey„lich, wenn ich mich bloß nach dem Geſchmack „ſolcher Leute hätte richten wollen, ſo würde

„ich ein Buch gemacht haben, welches zwar „ihnen gefallen, aber hundert Andern mißfallen hätte, und welches im Buchladen „vermodert ſeyn würde. Ey! mögen doch die „Herrn in Gottes Namen mit Socrates ausrufen (als er auf einem Jahrmarkte herum „ſpazierte) wie viele Dinge, deren ich „nicht bedarf! — der Jahrmarkt wird „aber darum doch bleiben was er iſt.“

Gerade daſſelbe konnte Moliere auch den Schlegels ſeiner Zeit zurufen: „Wenn ich „nur Euch gefallen wollte, ſo bliebe mein „Schauſpielhaus leer.“ — Faſt zwey Jahrhunderte haben nun zwiſchen ſeinen Neidern und ihm entſchieden. Jene ſind vergeſſen, ganz vergeſſen, Moliere lebt noch.

Und fürwahr, ein Schauſpieldichter iſt glücklich zu preiſen, wenn er auch nur ſeine Zeitgenoſſen angenehm unterhalten hat, während in den gräciſirten Albernheiten gegähnt wurde. Es giebt Dichter, wie Schiller, die man mit Recht unter die Sterne verſetzt, und die ewig von oben herab leuchten werden; es giebt Andere, die dem bunten chineſiſchen Schmetterling gleichen, welche man Laternenträger nennt. Er beſitzt ein phosphoriſches Licht, das ſtark genug iſt, um den Weg eines Menſchen bey Nacht zu erhellen. Stirbt er, ſo verſchwindet dieſes Licht. Im Gottes Namen! er hat doch auch geleuchtet, Vergnügen und Nutzen geſchafft; er hat vielleicht Manchem ſeinen dunkeln Weg erheitert. Ich bin es wohl zufrieden, wenn man meine Schauſpiele mit dem Licht dieſes Laternenträgers vergleicht.

Schilderung eines Gouverneurs des großen Moguls.

(Nach Mandelsloh.)

Da wir alle Hoffnung haben, dergleichen Gouverneure bald in ganz Europa zu verehren, ſo werden wir wohl thun, uns bey Zeiten mit ihren Manieren bekannt zu machen. — Der Gouverneur von Amadabath — er hieß Areb-Chan — war ſchon ein Mann von 60 Jahren, der eine Kleinigkeit von 50 Millionen Thalern im Vermögen beſaß, 50 Elephanten und 12000 Reiter unterhielt. Er hatte vor Kurzem ſeine Tochter mit dem zweyten Prinzen des großen Moguls vermählt, und ihr zur Ausſteuer 20 Elephanten, 1000 Pferde und 600 Wagen mit Koſtbarkeiten beladen, mitgegeben. Sein Hofſtaat beſtand aus 100 Perſonen und 400 Sklaven, ſämmtlich auf das

Prächtigſte gekleidet. Nur Er trug ſich ſehr einfach, (wie alle groſe Männer) außer an feſtlichen Tagen, wo er auf einem Throne prunkte, von einer zahlreichen Garde umgeben war, und Fahnen vor ſich hertragen ließ.

Mandelsloh beſuchte ihm einſt und wurde ſehr höflich empfangen. Ungeachtet er eben Briefe ſchrieb und Befehle dictirte, ſo unterbrach er doch von Zeit zu Zeit ſeine Geſchäfte, um dem Fremdling ein paar höfliche Worte zu ſagen, wobey er aus einer langen Pfeiffe rauchte, die ein Sklave hielt. Bald darauf ging er in den Hof, um ſeine Truppen zu muſtern (auf die Wachparade), unterſuchte ihre Waffen, und ließ ſie als Schützen ſich üben. Die am beſten trafen, erhielten Zulage zu ihrem Solde, die aber, wohl zu merken, denen abgezogen wurde, die ſchlecht geſchoſſen hatten. Eine ſehr empfehlungswürdige Manier, die Leute auf fremde Koſten zu belohnen, die, zu meinem Erſtaunen, noch von keinem europäiſchen Fürſten nachgeahmt worden.

Mandelsloh wollte ſich empfehlen, allein der Herr Gouverneur behielt ihn zum Mittagsmahl, und ſchimpfte bey der Tafel auf den König von Perſien. Wieder eine Sitte, die uns völlig fremd iſt, denn in Europa läßt man nur in den Zeitungen auf die benachbarten Mächte ſchimpfen.

Nach der Tafel erſchienen zwanzig Tänzerinnen, die ſich in Einem Augenblicke ganz nackend entkleideten, ſangen, tanzten und Sprünge machten, trotz unſern beſten Seiltänzern. Sie hatten kleine Reife, durch die ein Affe nicht geſchmeidiger und behender hätte ſchlüpfen können. Ihre Muſik beſtand aus kleinen Trommeln und Pfeifen. Nachdem ſie etwa zwey Stunden getanzt hatten, befahl der Gouverneur, eine andere Truppe ſolcher Mädchen herbeyzurufen. Man ſagte ihm, ſie wären krank, und könnten heute nicht tanzen; allein er wiederholte den Befehl, mit dem Zuſatz, ſie in dem Zuſtande herzuführen, in dem man ſie finden würde. Man wagte noch eine Gegenvorſtellung, und nun wurde Areb-Chan zornig und drohte ſeinen Leuten mit der Baſtonade. Da warfen ſie ſich ihm zu Füßen, und bekannten, die Tänzerinnen wären nicht krank, ſondern ſchon irgendwo verſagt, und hätten ſich geweigert, vor Seiner Hoheit zu erſcheinen, weil Hochdieſelben ſie nicht bezahlten.

Er lachte, ſchickte aber gleich ein Detaſchement von ſeiner Garde hin, welche die armen Geſchöpfe herbeyführten. Kaum waren ſie in den Saal getreten, als er befahl, ihnen die Köpfe abzuhauen. Ihrer waren acht hübſche junge Mädchen. Sie heulten erbärmlich und baten knieend um ihr Leben, allein umſonſt. In Gegenwart ſämmtlicher Gäſte, und ohne daß irgend Einer es wagte, Vorſprache zu thun, wurden ſie auf der Stelle hingerichtet. — Der Herr Gouverneur mogte wohl merken, daß Mandelsloh ſehr beſtürzt bey dieſem unerwarteten Schauſpiel war. „Wundern Sie ſich

„nicht," ſagte er zu ihm: „wenn ich es anders machte, ſo würde ich bald nicht mehr „Herr in Amadabath ſeyn. Fürchten muß „man meine Autorität, ſonſt würde man ſie „verachten."

Dieſe Worte ſind in der That merkwürdig, weil ein Deſpot ſich ſelbſt das Zeugniß gab, daß man ihn nur fürchten oder verachten könne. Andere mögen das auch wohl fühlen, aber ſie ſagen es nicht, ſondern ſind ſo klug ſich anzuſtellen, als ob ſie geliebt würden.

Quodlibet.

Titel, Wappen, Kreuze, Bänder, ſind jetzt mehr als jemals ein Gegenſtand des Verlangens, wie die Stiftung der unzähligen neuen Orden und Titel beweiſt. Aber je häufiger dieſe werden, je weniger genügen ſie den Ehrgeizigen; man wird fürwahr auf ganz neue Auszeichnungen denken müſſen, beſonders für die Helden. Da wäre es nun vielleicht nicht übel, einen Gebrauch des Subano's anzunehmen, welche zwar nur eine barbariſche Nation auf den philippiniſchen Inſeln ſind, aber doch das wahre Ehrgefühl ſehr gut zu erwecken und zu belohnen wiſſen. Die Vornehmſten unter ihnen nemlich, ſind die ſogenannten Braven, und um für einen Braven erkannt zu werden, muß man wenigſtens Einen Menſchen tod geſchlagen haben. Denn erhält man das Recht, einen blutrothen Turban zu tragen. Aber es giebt auch noch einen weit ehrenvollern Turban, aus verſchiedenen Farben zuſammen geſetzt, (man nennt ihn Baraco) den bloß der brave Mörder von ſieben Menſchen tragen darf. — Ich rathe einem unternehmenden Kaufmann, eine Ladung Baraco's von den philippiniſchen Inſeln kommen zu laſſen, und ſtehe ihm für einen guten Abſatz.

Schon ſeit dem vierten Jahrhundert erleichterten ſich die Frommen das Faſten, durch den Glauben, daß ein Vogel ein Fiſch ſey. Es ſteht nemlich in der Bibel: „Am fünften Schöpfungstage befahl Gott den Gewäſſern, Fiſche hervorzubringen, und die Vögel, die auf der Erde fliegen.“ — Hieraus ſchloß man, Fiſche und Vögel hätten einerley Urſprung, folglich wären die Vögel auch eine Faſtenſpeiſe. Mehrere Kirchenväter waren dieſer Meynung, und die Mönche von den ſtrengſten Orden ſpeiſten an Faſttagen wohlgemuth gebratne Faſane. Das Concilium von Aachen ſetzte endlich im Jahr 817 wieder feſt, daß die Vögel keine Fiſche wären, allein man kehrte ſich lange Zeit nicht daran. Noch jetzt eſſen die Spanier und Portugieſen in den Faſten, Kopf, Flügel, Hals und Füße von Vögeln aller Art, nur den Leib wagen ſie nicht zu eſſen. Warum? das weiß ich nicht.

Die Thierjagd war vormals eben ſo beliebt, als heutzutage die Menſchenjagd. Wir beſitzen noch ein verliebtes Liedchen aus dem zwölften Jahrhundert, von einem Grafen von Oranien, der ein Troubadour war, in welchem er ſeiner Geliebten ſagt: „Nie ſey „mir künftig vergönnt zu jagen, oder einen „Falken auf der Fauſt zu halten, wenn meine „Gedanken auf ein anderes Weib gerichtet „waren, ſeitdem Ihr Euer Herz mir geſchenkt.“ — Viele Ritter ſchwuren bey ihren Hunden und Falken, wie die Araber bey ihren Bärten, und es mußte ſogar den geiſtlichen Rittern der heiligen Jungfrau in Preußen, verboten werden, ihre Jagd mit in die Kirche zu nehmen. — Ludwig XIII. war der berühmteſte Jäger ſeiner Zeit, beſonders in der Falkenbaize; und man meynte, das ſey ganz natürlich, weil in den Worten: Louis treizième roi de france et de Navarre, folgendes Anagramm enthalten ſey, roi très rare, eſtimé dieu de la fauconnerie. Ludwig ſelbſt hatte allerley neue Arten erfunden, ſich auch bey ſchlechtem Wetter, in den Gärten des Louvre, mit Sperbern und Tauben zu beluſtigen, welches denn freylich dem Kardinal Richelieu gar nicht unangenehm war. — Auch die Damen liebten die Falkenjagd, und man mußte ſie ſogar Aebtiſſinnen verbieten. Den Damen zu Ehren ſteckte man bisweilen lebendige Wachteln und Rebhühner in Paſteten. Die Vögel flogen heraus, wenn der Deckel abgehoben wurde; ſogleich ſtieß ein galanter Sperber auf ſie, der ſie blutend den Damen in den Schoos legte. Die Empfindſamkeit war damals noch nicht mode.

Ein Töpfer in England ließ ſich folgende Grabſchrift ſetzen: „Von Erde hab' ich gelebt, „denn ich war ein Töpfer; zur Erde kehr' ich „zurück, denn ich war ein Menſch. Wanderer! „weine nicht! in Erde werd' ich nun verwandelt. Geh in meine Bude, da findeſt du „mich vielleicht als Nachttopf wieder.“

Unter mehreren vortrefflichen Schriften hat uns Plutarch auch einen Tractat hinterlaſſen, von der Kunſt, ſeine Feinde zu benutzen. Er giebt vier Mittel an, ſie zu beſchämen: das Erſte, Schweigen; das Zweyte: ihnen Gutes thun und ihre Verdienſte rühmen; das Dritte: ſie übertreffen; das Vierte: die Tugend auf unſerer Seite zu haben. „Nach

„der Zerſtörung von Carthago,“ ſagt er, „und nach der Vernichtung des achäiſchen „Bundes, rühmte man, in Scipio's Gegenwart, Roms Glück, deſſen Macht nunmehr „unerſchütterlich ſey. Im Gegentheil, antwortete er, ſie war nie in größerer Gefahr, „als da wir keinen Feind mehr haben, den „wir achten und fürchten müßten. — So „fragte Jemand den Diogenes: wie er ſich an „ſeinem Feinde rächen könne? — Sey beſſer „als Er, verſetzte der Philoſoph, denn wenn „er nicht einmal deine Hunde und Pferde „ohne Neid kann rühmen hören, wie wird er „ſich ärgern, wenn er ſogar deinen Wandel „untadelhaft erblickt!“ —

„Wir haben in unſerm Feinde ſtets „einen wachſamen Lehrer bereit, der uns „nichts koſtet, und der uns beſtändig von den

„unterrichtet, was zu kennen ſehr wichtig für „uns iſt, nemlich von unſern Fehlern. Dieſen „lauert ein Feind unermüdet auf, und zu der „Begierde, ſie zu kennen, geſellt ſich noch „das Vergnügen, ſie bekannt zu machen. „Hieron gerieth einſt mit Einem ſeiner Feinde im Wortwechſel, der ihm unter andern „einen übelriechenden Athem vorwarf. Als „Hieron nach Haus kam, verwies er ſeiner „Frau ſehr ernſtlich, daß ſie ihm dieſen Fehler aus Schonung verſchwiegen habe. Das „tugendhafte Weib hatte ſich aber nie einem „andern Manne genähert, und in allem Ernſt „gemeynt, alle Männer wären mit dieſem „Uebel behaftet.“

Es iſt bemerkenswerth, daß man gewöhnlich nur im Mittelſtande ächte Tugend antrifft, und daß die Großen der Erde, wie die großen Diamanten, ſelten ganz rein ſind. Tavernier, der ſelbſt ein Juwellier war, ſagt, man finde auf der Oberfläche der großen Diamanten immer eine Art von Fettigkeit, die Einem nöthige, alle Augenblicke nach dem Schnupftuche zu greifen um ſie abzuwiſchen. So muß auch der Geſchichtſchreiber immer ſein Schnupftuch bey der Hand haben, wenn er einen Helden will glänzen laſſen.

Ich habe bey der Eroberung von Celebes erzählt, daß die Macaſſaren nicht lange zuvor noch Götzendiener waren. Ihre Fabeln — die um nichts ſchlechter ſind als manche andere — ſcheinen mir origineller als manche andere, die großentheils den Braminen nachgeſchwatzt ſind. Der Himmel iſt ewig, ſo lehrten ſie. Die

Sonne und der Mond theilten ſich lange Zeit friedlich in die Herrſchaft, bis eines Tages Hader zwiſchen ihnen entſtand. Da verfolgte die Sonne den Mond, um ihm Eins zu verſetzen, der Mond, vor ihr fliehend, verwundete ſich und gebahr die Welt, die gerade auf den [illegible], wo ſie noch ſteht, im Fallen zerborſt und zwey Rieſen gebahr, deren Einer das Meer beherrſcht und Sturm erregt, ſo oft er nieſt; der Andere die Metalle im Schoos der Erde zubereitet, und Erdbeben verurſacht, ſo oft er ſich ſchüttelt. Der Mond iſt noch ſchwanger mit einigen andern Welten, die er nach und nach gebähren wird, um diejenigen zu erſetzen, welche die Sonne nach und nach verzehrt. Uebrigens leben Sonne und Mond jetzt einträchtig, da ſie eingeſehen haben, daß bey dem Zanken nichts heraus kommt. (O mögte man doch auf der Erde ihrem Beyſpiel folgen!*) — Der Friede zwiſchen ihnen iſt unter der Bedingung geſchloſſen worden, daß die Sonne am Tage, der Mond bey Nacht, am Firmament herrſchen ſolle.

Gewalt führt nicht bloß zu unumſchränkter **Macht**, ſondern ſie ſprengt ſogar die **Himmelspforten.** Denn Carl der Große wurde vom Pabſt **Paſcal** im Jahr 1165 **heilig geſprochen.** (Siehe **Walches** Geſchichte der Canoniſation Carls des Großen.) Freylich thaten Seine Heiligkeit das nur dem Kayſer Friedrich Rothbart zu gefallen — denn Carl ſelbſt war längſt tod, und die Furcht vor ihm, mit ihm begraben — allein genug, er iſt doch nun ein Heiliger, zu dem man beten kann, ſo gut als zu jedem andern, was auch ein gewiſſer Herr Zaccaria in ſeiner Diſſertatione varie dagegen einwendet. Wer weiß, ob nicht einſt unſere Enkel zu einem Heiligen um Frieden rufen, der alsdann vielleicht gefälliger ſeyn wird, als da er lebte.

Es iſt nichts ſo ſchlecht auf der Welt, das nicht ſeine Vertheidiger, wohl gar Lobredner fände. Ein gewiſſer Abbé Naix hat zu Venedig Riflellioni imparziali ſopra l'umanità degli Spagnuoli — man denke doch! Bemerkungen über die Menſchlichkeit der Spanier in Indien geſchrieben. Erſtens behauptet er, die ihnen aufgebürdeten Grauſamkeiten wären erlogen oder übertrieben. Zweytens: ihre Angriffe auf Freyheit und Eigenthum der Americaner wären Verleumdungen. Drittens: ihre Gewaltthätigkeiten wären lange nicht ſo groß geweſen, als ſie hätten ſeyn können, und als andere Nationen ſie wohl verübt hätten. Viertens: wäre das Böſe bloß durch Privatperſonen geſchehen, die Regierung habe es nie gebilligt. Fünftens: wären alle, den Americanern zugefügte Uebel durch große Vortheile aufgewogen worden.

Nun warlich! auf dieſe Weiſe laſſen ſich alle nur erſinnliche Schändlichkeiten auf der Welt vertheidigen. Was mich betrifft, ſo meyne ich, daß Alles, was die Spanier jetzt leiden, eine gerechte Vergeltung der Nemeſis, für die Greuelthaten iſt, die ihre Väter an den Americanern verübt haben.

Ein Gutachten, welches die medeciniſche Facultät zu Paris im Jahre 1780 ausſtellte, berührt ein ſeltſames Geheimniß der Natur.

Einem Bierbrauer verdarben ſechs Gebräude hintereinander, während der Gährung, die anfangs ſehr gut von ſtatten ging, allein plötzlich aufhörte. Indeſſen hatte er doch alle nur mögliche Vorſicht angewandt, bey jedem neuen Gebräude die Gefäße, den Brunnen reinigen laſſen, die Hefen gewechſelt u. ſ. w. Das ſiebente Gebräude gelang endlich, ohne daß irgend ein anderes Mittel wäre verſucht worden; allein das achte mißrieth abermals. Nun ſchöpfte der Brauer Verdacht gegen eine Perſon, die bey allen Gebräuden, das ſiebente ausgenommen, zu dem Keſſel getreten war, ihn aufgedeckt, die Hand hinein geſteckt hatte u. ſ. w. Sämmtliche Brauer von Paris und Rouen bezeugten, daß ſie, während der Gährung, ihren Keſſeln Niemanden zu nahe kommen ließen, beſonders keine Frauenzimmer in einer gewiſſen Periode, oder Leute, die einen übelriechenden Athem haben. Sogar von Arbeitern, welche sich der Mercurialſalbe bedienten, wollten ſie ſchädliche Erfahrungen in dieſem Falle gemacht haben. — Die Facultät ſagte: „das Leben ſelbſt ſey eine Art von „Gährung, die ein Gaz aushauche, eine beſon„dere Atmosphäre des thieriſchen und Pflan„zenkörpers, in welchem dieſe Gährung vor„gehe.“ Sie ſchließt daraus, daß allerdings die Gegenwart einer ungeſunden Perſon die Gährung hindern könne.

Der Brauer, der einen Proceß gegen die verdächtige Perſon angefangen hatte, gewann denſelben vor dem Parlamente.

Die Biene,

oder

neue kleine Schriften.

Von

A. v. Kotzebue.

Zweyter Jahrgang.

Dritter Band.

1809.

Universitäts-
Bibliothek
München

Inhalt.

Bemerkungen eines Unpartheyiſchen bey Leſung des Unpartheyiſchen - - Seite 1
Pratolino - - - - 63
Geoffrey - - - - 92
Schüchterne Gewiſſen - - - 98
In welchen Fällen muß ein Unterthan ſein Leben aufopfern um das Leben ſeines Fürſten zu erhalten? - - - 101
Bruchſtücke aus einer Predigt - - 103
Parodie aus einer großen franzöſiſchen Oper 108
Quodlibet - - - 111 — 128

Auch ein Traum vom ewigen Frieden - 129
Was iſt die lebende Generation der Nachwelt ſchuldig? - - - 147
Poſten, Zeitungen und Journale - 153

Schreiben eines Reiſegefährten des Weltumſeglers Kruſenſtern - Seite 170

Beaumarchais und die Straßenräuber - 179

Das iſt ſo wie — oder die Uebergänge in der geſellſchaftlichen Unterhaltung - 191

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen. (Fortſetzung.) - 205

Zwey verlorne Proceſſe. Warnungsgeſchichten - - - - 215

Quodlibet - - - 248—256

Mein Söhnlein verplempere dich nicht, oder: Reiſeabentheuer eines jungen Künſtlers 257

Das Völkerrecht - - 333

Deutſche und franzöſiſche Trauerſpiele 336

Alte Urtheile über die Franzoſen - 373

Quodlibet - - - 376—380

[illegible]

Bemerkungen eines Unpartheyiſchen bey Leſung des Unpartheyiſchen.

(Nemlich Hamburger Correſpondenten.)

Vorwort.

Es giebt noch immer boshafte Menſchen, welche unſere Könige und Fürſten, und wohl gar den Größten unter ihnen, zu verkleinern ſtreben, indem ſie ausſprengen, es darf nichts geſagt oder gedruckt werden, was nur den mindeſten beſcheidenen Zweifel über dieſes oder jenes Factum, dieſen oder jenen Grundſatz enthalte, oder was eine Klage über das jetzige

Elend von Europa verlautbare. Der Verfaſſer der folgenden Bemerkungen würde glauben ein Verbrechen zu begehen, wenn er die Groſſen unſers aufgeklärten Zeitalters einer ſolchen Tyranney fähig hielte. Jeder Unterthan hat das Recht, ſeine Meynung beſcheiden vorzutragen; nur ein Mißbrauch der Gewalt könnte dieſes Recht ihm rauben, und von keinem unſerer jetzt lebenden Fürſten haben wir einen ſolchen Mißbrauch zu befürchten. Uebrigens iſt ja auch zur Gnüge bekannt, und ſchon oft genug wiederholt worden, daß alles Unglück und aller Jammer in Europa bloß von den Engländern herrührt, und daß ſelbſt die auffallendſten Maaßregeln, wenn ſie etwa mit unſern gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht ſich nicht vertragen, bloß von den Engländern erzwungen worden ſind. Auf dieſe allein fällt alſo am Ende Alles zurück was etwa tadelnswürdig ſcheinen mögte. — Nur mit Zeitungsſchreibern und ſchlechten Ueberſetzern haben dieſe Bemerkungen es größtentheils zu thun. Die gebührende Ehrfurcht gegen unſere Machthaber iſt überall beobachtet worden.

No. 209. des vorigen Jahres enthält einen ſchönen Zug von dem Staatsrath Steſſart. Er bewog den Kayſer Napoleon, die Contribution von 8 Millionen Thaler, welche Königsberg allein zahlen ſollte, auf ganz Oſtpreußen zu vertheilen. Die Königsberger wollten ihm dafür ein Geſchenk von 10000 Ducaten überreichen, welches er großmüthig ausſchlug. Dafür wird er nun mit Türenne verglichen, dem einſt eine deutſche Stadt 100000 Thaler bot, wenn er mit ſeiner Armee nicht über ihr Gebiet marſchieren wolle; weil er nun ohnehin einen andern Weg zu nehmen geſonnen war, ſo gewährte er ihre Bitte gratis. Eben ſo Steſſard, der ohnehin die begehrten 8 Millionen zuſammen brachte. In unſern Tagen iſt allerdings mit einer ſolchen Uneigennützigkeit Ruhm verknüpft, allein dieſer Ruhm iſt bloß eine Folge ihrer jetzigen Seltenheit, ſo wie man ein rares Buch bisweilen, nicht um des Inhalts willen, ſehr theuer bezahlt. Die Handlung war lobenswürdig, mehr ließ ſich nicht von ihr ſagen. Ob Türenne oder Steſſart das größere Lob verdient haben? das ließe ſich nur dann entſcheiden, wenn man mit ihrer Lage als Privatmänner bekannt wäre. Hätte zum Beyſpiel Einer von ihnen in eigner groſſer Geldnoth dies Geſchenk ausgeſchlagen, ſo wäre er ſonder Zweifel der löblichſte; und hätte er vielleicht gar ſeine ſchmachtende Familie, ſeinen verarmten Freund, lieber ohne Unterſtützung gelaſſen, als eine Summe ihnen zugewendet, deren Annahme ein edles Pflichtgefühl ihm verbot, ſo dürfte er ſogar auf Ruhm Anſpruch machen, der durch Bekämpfung von Neigungen, die mit dem Wohl des Ganzen im Widerſpruch ſtehen, ſicherer erobern wird, als durch die Eroberung von Batterien. Waren aber beyde ohnehin reich genug, um ihre Wünſche zu befriedigen, nun ſo thaten ſie wenig mehr, als der Wilde, der die Goldſtücke der Reiſenden verſchmäht, weil er ſie nicht brauchen kann. — Es hat in andern Zeiten Männer gegeben, welchen das bloße Anerbieten eines ſolchen Geſchenks eine Beleidigung ſchien.

In derſelben Nummer ſteht ein Patent des Königs von Dännemark, welches ſämmtlichen däniſchen Unterthanen Sparſamkeit empfiehlt. Es muß alſo doch in Dännemark noch etwas zu erſparen geben? — In deutſchen Ländern bedarf man eines ſolchen Patentes nicht. Es ſcheint überhaupt, das leichteſte Mittel, den Menſchen das Sparen zu erſparen, ſey das, ihnen Alles wegzunehmen.

No. 210. liefert ein Bülletin, in welchem geſagt wird: ein heſſendarmſtädtiſches Regiment habe die Reputation der Truppen dieſes

Landes nicht behauptet; der Obriſte und der Major ſchienen mittelmäßige Leute zu ſeyn, u. ſ. w. — Hieraus muß man ſchließen, daß dieſes Regiment, und beſonders deſſen Obriſter und Major, ihre Pflicht nicht gethan haben, und folglich muß man die Nachſicht des Feldherrn bewundern, der nicht etwa ein Kriegsrecht über ſie verhängte, und auf die übliche Weiſe ihre Schuld dem Publicum als erwieſen darſtellte, ſondern der ſich damit begnügte, ſie in einem Bülletin für mittelmäßige Leute zu erklären. Da nun das Wort mittelmäßig gar vieler Auslegungen fähig und im Grunde nicht beſchimpfend iſt, ſo haben jene Officiere wirklich von Glück zu ſagen, daß ſie ſo gnädig durchgekommen ſind.

In derſelben Nummer ſtehen Briefe der vormaligen Königin von Neapel. Sie haben den Herausgeber der Biene überzeugt, daß ... Urtheil, welches er in ſeiner Reiſe nach Italien über dieſe hochgeſinnte Frau fällte, wohl gegründet war, denn — abgeſehen von dem, was ſie etwa gegen Frankreich enthalten, und was er natürlich nicht billigen darf — ſo athmen ſie unwiderſprechlich eine Herzlichkeit, eine Anſpruchloſigkeit, eine Mutterliebe, die ihr jeden unbefangenen Leſer gewinnen. Ob ſie auch Scharfblick in der Politik verrathen, darüber kann ein Laye in dieſer furchtbaren Kunſt nicht entſcheiden. Sie erzählt unter andern: viele Leute hätten geglaubt, das Ungewitter abzuwenden, wenn der König, ihr Gemahl, der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes entſagte, aber, ſetzt ſie hinzu: „ich glaube es nicht, „und bin überzeugt, daß man das Königreich „Neapel will.“

Vermuthlich hat ſie hierin geirrt. Man hat das Königreich Neapel freylich genommen, aber ob man es wollte, das iſt eine andere Frage.

In No. 1. dieſes Jahres wird den heſſiſchen Officieren, die ſich auf dem Marſch außer

Landes befinden, durch ein Decret erlaubt, einen Theil ihrer Beſoldungen ihren Frauen anzuweiſen. Da dieſe Befugniß ein natürliches Recht zu ſeyn ſcheint, welches nicht erſt durch ein Decret zu erwerben wäre — (indem ſich ſchwerlich denken läßt, daß ein Staat die Männer, die ihr Blut für denſelben vergießen, erſt berechtigen müßte, das mit ihrem Blute erworbene Geld mit denen zu theilen, die ſie am liebſten auf der Welt haben) — ſo muß man vermuthen, daß dieſes Decret mehr eine Ermahnung als eine Erlaubniß enthalte. Doch freylich würde es hinwiederum den Herren Ehemännern nicht zur Ehre gereichen, daß ſie einer ſolchen Ermahnung bedürften.

No. 2. liefert den Armeebefehl, durch welchen ein gewiſſer Stein (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutſchland erregen ſuche, für einen Feind Frankreichs und des rheiniſchen Bundes, und ſeiner Güter verluſtig erklärt wird. Er ſoll ergriffen werden, wo man ſeiner habhaſt werden kann. — Das iſt eine Achtserklärung, und es iſt intereſſant, die Formel derſelben mit der zu vergleichen, die vor tauſend Jahren üblich war. Damals lautete ſie folgender Geſtalt: „N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheiſchen und gefordert hat, und wir dir darumb geſchrieben und Rechtstage geſetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verſchmehet haſt, und uff ſolche Forderung auſſenblieben, und unſerm Gebot wiederſeſſig und ungehorſam geweſen und noch biſt, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und ſetzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer wiſſenhaftigen Wittwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waiſen, deine Lehen dem Herrn, von dem ſie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den

„Lüften, und den Fiſchen in dem Waſſer. Wir „erlauben dich auch manniglichen uff den Stra„ßen, und wo ein jeglich Mann Fried und „Gleid hat, da ſollt du keines haben, und wir „weiſen dich die vier Straßen der Welt, in „dem Namen des Teufels bey der Eyder in der „Sach.“ (Burgermeiſter Corpus juris publici et privati. T. 1.) — Man bemerket hier ſogleich, wie viel milder und humaner in unſerm Zeitalter ſolche Dinge ausgedrückt werden. Der gewiſſe Stein wird nicht ins Teufels Namen auf die vier Straßen der Welt gewieſen, ſein Fleiſch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen im Waſſer zugetheilt, ſondern es heißt ganz einfach, er ſolle ergriffen werden wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber ſelbſt wenn das geſchehen ſollte, wird man ihn vermuthlich bloß erſchießen und dann begraben.

Es mögte ſcheinen, als hätte die tauſendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man ſich darin auf Rechtstage berufe, welche dem Beklagten geſetzt worden, und daß man erſt alsdann das Urtheil geſprochen, als er Alles verſchmähet hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrſcheinlich noch nicht erwieſen war, die Schuld des gewiſſen Stein hingegen vermuthlich als erwieſen anzuſehen iſt.

Man mögte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen ſeyn, deſſen Erb und Eigen hingegen deſſen Kindern gehören ſollen; aber auch die Güter des gewiſſen Stein ſind ja vor der Hand nur ſequeſtrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kayſer Napoleon läßt ſich mit Grund erwarten, daß die Kinder des gewiſſen Stein (wenn er anders welche hat) nach dem Ausſpruch der Bibel, die Miſſethat ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens ſcheint es faſt — ſo ſchwer auch das Schickſal iſt, den Zorn des größten und mächtigſten Monarchen zu tragen — daß ein Schwärmer, wie dieſer gewiſſe Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann, für einen Feind Frankreichs (der großen Nation) und des rheiniſchen Bundes erklärt zu werden.

In No. 1. lieſt man das Verdammungsurtheil von zehn Grands von Spanien, die (verdientermaßen) vor ein Kriegsgericht geſtellt und dann erſchoſſen werden ſollen. — Unter die vortrefflichen neuen Einrichtungen Frankreichs, die uns Deutſchen noch nicht hinreichend bekannt ſind, gehören wohl auch die Kriegsgerichte. Wir ſind gewöhnt, mit dem Begriff eines Gerichts immer auch den einer Unterſuchung zu verbinden. Im vorliegenden Falle ſcheint es nun, als ob keine Unterſuchung vorhergehen ſolle, da das Urtheil, erſchoſſen zu werden, bereits geſprochen iſt. Vermuthlich hat alſo das Kriegsgericht nur über die Identität der Perſon zu erkennen. Da es hierin gänzlich von unſern vormaligen Kriegsgerichten abweicht, ſo wäre zu wünſchen, daß irgend ein kundiger Schriftſteller uns mit der neuen, gewiß nachahmungswerthen Organiſation deſſelben bekannt machte.

No. 3. In einer Rede des Kayſer Napoleon an die Deputation von Madrid, äußerte er den erhabenen Gedanken: „da es „nur Einen Gott gebe, ſo dürfe es auch in „jedem Staate nur Eine Juſtiz geben.“ — Wahr und ſchön! und man kann ſich nicht genug verwundern, wie Deutſchland, die Schweiz und ſelbſt Frankreich, ſo viele Jahrhunderte hindurch bey ſo mancherley Rechten haben beſtehen, und ſogar ziemlich glücklich ſeyn können? — Wie unrecht hatte Motesquieu, zu behaupten: „die Geſetze müſſen dem Volke, „für welches ſie geſchrieben wurden, ſo ſehr an„gemeſſen ſeyn, daß es ein groſer Zufall iſt, „wenn die Geſetze Einer Nation für eine

„Andere paſſen.“ (Les loix doivent être tellement propres au peuple pour lequel elles ſont faites, que c'eſt un très grand hazard, ſi celles d'une nation peuvent convenir à une autre.) Esprit des loix. L. 1. C. 3.

Ja, er fährt fort: „die Geſetze müſſen ſich auch auf die phyſiſche Lage des Landes beziehen, auf das kalte, heiße oder gemäßigte Klima, auf die Beſchaffenheit des Bodens, die Lebensweiſe der Bewohner, Jäger, Hirten oder Ackersleute, auf den Grad der Freyheit, der mit der Conſtitution verträglich iſt, auf die Religion der Einwohner, ihre Neigungen, Reichthümer, Zahl, Handel, Sitten und Gewohnheiten.“

Guter Montesquieu! wie würdeſt du erſtaunen, wenn du ſehen könnteſt, daß das Genie deiner Landsleute einen Codex erſchaffen hat, der für alle Völker paßt, ſie mögen am Po oder an der Weichſel wohnen. —

Ferner hat der große Napoleon in derſelben Rede noch ein merkwürdiges Wort ausgeſprochen; er bekennt nemlich: „daß erſt die Nachkommen ihn als ihren neuen Schöpfer ſegnen werden, weil die jetzige Generation verſchieden denke, da zu viele Leidenſchaften in Bewegung geſetzt worden.“ — Alſo darf man es dieſem großen Manne wohl nachſprechen: Ja, die jetzige Generation denkt allerdings verſchieden; ſie beweint ihr zerſtörtes Glück, glaubt aber nicht viele Leidenſchaften, ſondern nur Eine in Bewegung geſetzt zu ſehen, und dieſe Eine, Unerſättliche, (nemlich die Herrſchſucht der Engländer) kann für Tauſende gelten. Wohl dem Kayſer Napoleon, daß er auf den Segen der Nachkommen zählt! Denn für einen Helden, der das Gute ernſtlich will, und der Schöpfer eines neuen Guten zu werden ſtrebt, muß es doch bisweilen bitter ſeyn, ſich und andern ſagen zu müſſen: die jetzige Generation denkt verſchieden, ſegnet mich nicht, erſt die Nachkommen werden es thun. — Doch die Undankbarkeit der Zeitgenoſſen war ja ſtets der Lohn großer Männer. Die Nachkommen — die das Blut derer, die jetzt täglich erſchlagen werden, nicht mehr ſehen, die Seufzer derer, die jetzt täglich ihr Eigenthum brennen und zerſtören ſehen, nicht mehr hören — die Nachkommen werden den neuen Schöpfer ſegnen! — — — —

In derſelben Nummer wird etwas erzählt, was wohl einer Erläuterung für unkundige Leſer bedürfte. Die 7000 Franzoſen, heißt es, welche Portugall verließen und ſich in Quiberon ausſchifften, „waren mit Gold beladen, „es gab keinen Soldaten, der nicht „um ſeinen Leib eine Katze mit „Goldſtücken angefüllt trug, und „die Zahl der Waarenpacke waren „unermeßlich. Was die Franzoſen „mit fortgenommen, ſchätzt man „auf zwey Millionen Pfund Ster„ling.“ Da die Franzoſen nicht als Feinde in Portugall eingerückt waren, ſo müſſen dieſes Gold, dieſe Katzen und dieſe Waarenpacke wohl engliſches Eigenthum geweſen ſeyn. — Aber wie kamen die Soldaten dazu? wurde es nicht für die Regierung in Beſchlag genommen? oder war dieſe ſo freygebig, es gleich in viele tauſend Katzen zu vertheilen? —

In No. 4. hat der Zeitungsſchreiber von Stralſund ein wenig radotirt. Er zieht nemlich über die armen Schriftſteller, die noch deutſch denken, und namentlich über den Herrn von Cölln los. Allerdings möchte dieſer Mann in vielen Hinſichten ſchwer zu vertheidigen ſeyn, aber diejenigen Aeußerungen, wegen welcher er hier angegriffen wird, gereichen ihm offenbar zur Ehre. Er hatte nemlich eine Ermahnung an die Schleſier ergehen laſſen, dem Könige von Preußen Kanonen, Geld, Tuch, Leinewand, Getrayde, Fourage und Pferde zu liefern, ſtatt leerer Phraſen und Gratulationen, aus welchen man keine Kanonen gießen und kein Gold münzen könne. Nun, alles das war doch ſehr vernünftig und wahr? allein der geſtrenge Herr in Stralſund meynt: „dieſe ſchöne Tirade ſey weiter nichts, als eine „Einladung an Geiſtliche und Mönche, ihre „Kirchen und Klöſter zu verlaſſen, und aufzu„hören die Moral zu predigen, um lauter „Cartuſche zu bilden,“ (vermuthlich aus dem franzöſiſchen überſetzt: pour former des Cartouches; der Ueberſetzer war aber ein ungeſchickter Menſch, denn man weiß jetzt nicht, ob unter Cartuſche jener berüchtigte franzöſiſche Räuber oder Patronen zu verſtehen ſeyen?) „alsdann — meynt der Stral„ſunder — wäre die Ueberſetzung der „ſpaniſchen Thorheiten vollſtändig.“ (Auch dieſe Redensart klingt ganz franzöſiſch, kein Deutſcher drückt ſich ſo aus.) „Wenn „wieder Krieg giebt,“ ſo fährt er fort, „ſollen die militäriſchen Befehlshaber über „alle dergleichen Beſeſſene prompte Juſtiz

„üben.“ — Alſo ein Patriot, der ſeine Landsleute ermahnt, ihren König zu unterſtützen, iſt ein Beſeſſener? — O du armſeliger Quidam! und elender Ueberſetzer! der du dich her liehest, um in deutſcher Sprache auch noch den letzten Funken des deutſchen Patriotismus zu erſticken, welch ein Feſt wäre es für jeden ächten Deutſchen, wenn an dir (nicht über dir) prompte Juſtiz geübt würde! —

Ueberhaupt ſollte man, um den Deutſchen mehr Vertrauen zu ſolchen Bekanntmachungen einzuflößen, für beſſere Ueberſetzer ſorgen. In derſelben Nummer ſtößt man abermals auf eine Bekanntmachung, die Jeder, der ein wenig franzöſiſch verſteht, an ihren Wendungen und Ausdrücken augenblicklich für ein franzöſiſches Original erkennt. „Die franzöſiſchen Autori„täten,“ heißt es, „haben, vor ihrem Ab„gang aus Berlin, alle diejenigen Individuen „kommen laſſen, welche bekannt waren, ent-

„weder ihre Talente oder ihre Feder gemißbraucht zu haben, (nicht franzöſiſch Geſinnte) und haben mit dem Ernſt der Weisheit zu dieſen Schwindlern geſprochen, ſie gewarnt u. ſ. w.“ Dafür ſollen alle Vernünftige (das heißt: franzöſiſch Geſinnte) den franzöſiſchen Autoritäten, als für einen ihrem Vaterlande geleiſteten, unter jetzigen Umſtänden wichtigen Dienſt gedankt haben. Aber bedachten denn dieſe Vernünftigen gar nicht, daß ihr biederer König, bey ſeiner Zurückkunft, wohl ſelbſt wiſſen werde, was er mit den Schwindlern anzufangen habe? —

No. 5. kündigt uns an, daß das Geſetzgebende Corps in Frankreich geſchloſſen worden. Bey dieſer Gelegenheit ſagte Fontanes: einige Meynungen wären verſchieden geweſen, allein die Abſichten gut. Dieſe Verſchi[illegible]it der Meynungen, vernünftig an den Tag gelegt, ſey bisweilen die ſchönſte Huldigung, welche man der monarchiſchen Gewalt darbringen könne, denn es beweiſe, daß die Freyheit ſich nicht entfernt habe, ſondern nur aufgehört habe, gefährlich zu ſeyn.

In Deutſchland haben wir von dieſer Verſchiedenheit der Meynungen nie etwas erfahren. Gefährlich iſt ſie nun um ſo weniger, da das Geſetzgebende Corps geſchloſſen worden, und der Beweis, daß die Freyheit ſich nicht entfernt habe, iſt ſonder Zweifel überflüſſig.

Uebrigens iſt der Inhalt von No. 5. für alle Kapitaliſten erfreulich, die mit ihrem Gelde verlegen ſind, denn in Neapel werden 400000 Ducaten geliehen, um die noch rückſtändigen Summen an die franzöſiſche Armee zu bezahlen; in Baden werden neue Staatsobligationen für 6 Millionen Gulden creirt, und in Berlin werden 200000 Thaler geborgt, und erklärt, daß man bald noch einmal ſo viel borgen werde. Für die Nichtkapitaliſten hingegen, denen es ſchon ſauer wird, den hamburgiſchen partheyiſchen Correſpondenten zu bezahlen, iſt es unangenehm, in dieſem Blatte etwas zweymal bezahlen zu müſſen. Es war nemlich in einem der vorhergehenden Blätter ein ſeichtes Lobgedicht abgedruckt — (denn es gehört bekanntlich zu den nicht geringen Beſchwerden der Großen, daß ſie ſich in ſchlechten Gedichten müſſen Lob hudeln laſſen, wie Bürger es nannte) — jene Lobhudeley hatten wir längſt vergeſſen, oder gar nicht einmal geleſen; allein zum Unglück ſoll die Abſchrift fehlerhaft geweſen ſeyn, das wird uns nun in einem langen Artikel verkündigt, und das ganze ſchlechte Gedicht wird wahrhaftig noch einmal abgedruckt. — Wenn ich Minos wäre, ſo würde ich einſt den hamburger Correſpondenten verdammen, ein paar Millionen Jahre lang nichts als dieſe Verſe zu leſen. —

In No. 6. wird berichtet, daß die Franciscaner ſich nicht mehr auf ihren heiligen Franciscus allein verlaſſen wollen, ſondern daß ſie den General Marmont, Herzog von Raguſa, zu ihrem Protector erwählt haben, für den ſie künftig Meſſen leſen werden, wie auch für ſeine werthe Familie. Das iſt um ſo merkwürdiger, da der heilige Franciſcus gar kein Freund von Kriegsleuten geweſen. Zwar wollte er ſelbſt einmal in den Krieg ziehen, aber eine göttliche Stimme unterſagte es ihm. Hingegen bewies er ſich ſehr barmherzig gegen die Ausſätzigen. Nachdem der Pabſt im Jahr 1211 ſeinen Orden confirmirt hatte, prophezeyte er vieles von dem Fortgange deſſelben, aber das Protectorat des General Marmont hat er nicht prophezeyt. Vielleicht war es wegen dieſer Unterlaſſung, daß er ſich die Augen durch vieles Weinen verdarb, und auch einmal vom Teufel geprügelt wurde.

Dieſe, und mehrere der folgenden Nummern liefern allerley Beweiſe von der traurigen Wahrheit, daß die jetzige Generation ſich nicht allzuwohl befindet, und daß man es ihr alſo nicht verargen kann, wenn ſie noch nicht in diejenigen Segnungen ausbricht, mit welchen die Nachkommen, geliebt es Gott, den neuen Schöpfer überſchütten werden. In den Fabriken der Schweiz herrſcht große Nahrungsloſigkeit; (No. 6.) In der Maaß waren im Jahre 1807. 294 Schiffe angekommen und 191 ausgelaufen, im Jahr 1808 nur 63 ein- und 67 ausgelaufen; (No. 7.) In Wien brachen faſt täglich Banqueroute aus; (No. 8.) in Dännemark wurde eine neue Anleihe negocirt; (No. 9.) in Rom wurden die Mädchen gar nicht mehr verheyrathet; (No. 10.) in Amſterdam nahm die Zahl der Armen täglich zu; (No. 11.) in Holland gab es eine neue Anleihe von 20 Millionen Gulden; (No. 13.) in Breslau wurden die Rückſtände ſcharf beygetrieben, weil die Abtragung der Contribution an Frankreich es nothwendi[illegible] machte; (No. 14.) Frankfurt hatte gar keinen Handel mehr; (No. 15.) in der Neumark und in Pommern hauſte eine Räuberbande von 150 Mann; (No. 15.) unter den Webern in Augsburg herrſchte Nahrungsloſigkeit; (No. 16.) die Eiſen- und Stahlfabrikanten, auch mehrere Einwohner Schleſiens wanderten aus, ſollten aber arretirt und auf drey bis vier Jahr ins Zuchthaus oder auf die Feſtung geſetzt werden, weil ſie im Vaterlande nicht verhungern wollten; (No. 18.) in Litthauen that ſich eine ſtarke Räuberbande hervor; (No. 20.) in Schweden gab es viel Hunger und Durſt; (No. 20.) ſechs der erſten Magdeburger Kaufmannshäuſer machten bekannt, daß bey der jetzigen außerordentlichen Stille der Handlung man ihnen ſo wenig als möglich ſchreiben ſolle, auch nur auf dünne Blättchen Papier und ohne Beylage eines Courszettels; (No. 20.) in Berlin wurde eine Anleihe von einer Million Thaler eröffnet; (No. 21.) in Danzig war alles ſehr theuer und man erfreute ſich einer Garniſon von 18000 Mann; (No. 17.) in Dännemark wurde eine Nothmünze geprägt;

(Np. 17.) Lübeck eröffnete abermals eine gezwungene Anleihe, wegen der Fortdauer erſchöpfender Anſprüche; (No. 22.) Ein Herr M—i—r in W—n zeigte nicht bloß ſeinen Handlungsfreunden und Correſpondenten, ſondern auch ſeinen Vettern, Univerſitätsfreunden, und endlich ſogar ſeinen Kindern an, daß ſie ihm nicht mehr ſchreiben ſollten, weil das Porto zu einer unglaublichen Höhe geſtiegen ſey; (No. 22.) in Hamburg erregte die ungeheure Erhöhung des Briefportos ſo viele Unzufriedenheit, daß ſogar die Oberpoſtdirection von Berg eine Erklärung deshalb erließ, worin ſie die Schuld auf die fremden Poſtämter ſchob; (No. 23.) in Hannover wurde die außerordentliche Kriegsſteuer wieder auf drey Monate verlängert; (No. 24.) Preußen verkaufte ſeine Domainen, um Geld für die Franzoſen herbey zu ſchaffen; (No. 27.) die Geldwagen paſſirten noch immer durch Frankfurt nach Maynz; (No. 32.) in Isle de france war einiger Mangel an Wein und

Mehl, wohlverſtanden nur einiger, denn ein Faß Wein koſtete nicht mehr als 4500 Piaſter; (No. 33.) in Genua ſollte man Kriegsſchiffe bauen und hatte kein Holz dazu. (No. 33.) Eben daſelbſt hatte man ſich die Schokolade zum Frühſtück ganz abgewöhnt, weil man keine hatte. (No. 33.) 7600 ehemalige oſtpreußiſche Beamte und ihre Familien erwarteten ſeit zwey kummervollen Jahren ihr Schickſal; viele derſelben waren indeſſen ſchon durch Hunger, Kummer und Selbſtmord umgekommen; (No. 34.) im Hannöverſchen hieß es, daß den Juſtizcollegien vom 1ſten Januar an ihre Beſoldungen bewilligt worden, (nachher hatten ſie alſo keine?) Auch ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß eine abſchlägige Bezahlung der Zinſen erfolgen würde; (No. 35.) in Wien gab man 13 Gulden für einen Ducaten; (No. 37.) in Brescia, Mantua und Mayland brachen viele Banqueroute aus; (No. 39.) in Preußen mußte alles Silber in die Münze gelieſert, oder durch eine ſchwere Auflage gelöſt werden; (No. 42.) in Schweden koſtete die Tonne Erbſen 19 Thaler., Waizen 17 Thaler u. ſ. w. (No. 42.) Ein Drittel von Saragoſſa war in die Luft geſprengt, zwey Drittel von Bomben zerſchlagen, 20000 Menſchen in der Stadt geſtorben, von 50000 Vertheidigern nur noch 13000 übrig; eine peſtartige Krankheit raffte täglich 5 bis 600 weg, die Straßen lagen voller Leichname, und in den Hoſpitälern 15000 Kranke. (No. 43.) Erfurt ſchrieb 12 Simpla aus, weil ſchon ſeit einiger Zeit die Landescaſſen ganz erſchöpft waren, und die Unterhaltung des franzöſiſchen Militärs, der Pferde und des Hoſpitals — welche auf franzöſiſchen Befehl vorſchußweiſe von Stadt und Land geſchehen mußte, dieſe harte Auflage erforderte, (No. 43.) In Caſſel wurde ein neues Accisweſen eingeführt. Es betrifft Schlachtvieh, Getrayde, Bier, Eſſig, Branntwein, Fleiſch, Mehl, Toback u. ſ. w., kurz alle die erſten Lebensbedürfniſſe;

(No. 44.) in Mecklenburg Schwerin wurde eine militairiſche Recrutirungscommiſſion eröffnet; (No. 45.) im Hannöveriſchen ſollte wieder ein außerordentlicher Holzhieb angeordnet werden; (No. 41.) in Bayern mußte, wegen der Truppenmärſche, wieder eine außerordentliche Kriegsſteuer auf 3 Monat ausgeſchrieben werden; (No. 49.) auf dem Polniſchen Reichstage wurden über 48 Millionen neue Abgaben bewilligt; (No. 54.) in Holland war die Staatsſchuld auf 1200 Millionen Gulden geſtiegen, und die Intereſſen betrugen 32 bis 33 Millionen; (No. 54.) dennoch wurde wieder eine neue freywillige Anleihe von 6 Millionen eröffnet; (No. 56.) in Toscana erhielten die abgeſetzten Regierungsbeamten nur ein Drittel ihrer Gehalte, und das nur vom 1ſten Januar an; (No. 61.) in Meklenburg Schwerin hatte alle junge Mannſchaft das Glück aufgezeichnet zu werden, um gelegentlich ihr Blut zu vergießen, wenn ſie auch nicht das gehörige Maaß hatte;

(No. 61.) in Schweden wurden goldene Ringe, Halsketten und 10 Ducaten zuſammen geſchoſſen, um dem Vaterlande Geld zu ſchaffen, und der Reichsverweſer dankte feyerlich dafür. (No. 64.) Die Leipziger Meſſe war, wegen der Durchmärſche, ſehr ſchlecht; (No. 65.) in Neapel mußte jede Gemeinde, die das zufällige Unglück hatte, daß ein Räuber ſich bey ihr verſteckte, 200 Silberducaten zahlen, und 1000 ſogar, wenn eine Militairperſon getödtet wurde; (No. 68.) in Stralſund, wo es an Brodt mangelte, wurden 700 Laſt Roggen gefodert. (No. 76.) — Allen dieſen gehäuften Jammer — von dem wir die Fortſetzung den Leſern vorzuſeufzen uns vorbehalten — hat der partheyiſche Correſondent in einem Zeitraum von 15 bis 16 Wochen angekündigt. Hiezu kommen denn noch Waſſerfluten ohne Zahl, Feuersbrünſte u allerley andere Kleinigkeiten, welche die jetzige Generation incommodirten, und von welchen

Allen die ſegnenden Nachkommen hoffentlich verſchont bleiben werden.

Hingegen iſt auch nicht zu leugnen, daß viel Schönes, Groſes und Gutes in dieſen 16 Wochen geſchehen iſt, welches gleichfalls treulich referirt werden ſoll. Der Göttinger Taſchenkalender wurde confiſcirt; (No. 7.) in Florenz wurde ein ſechſtes kayſerliches Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann; (No. 9.) die Maynzer Domherrn wurden verſorgt, und, ihrer groſen Nützlichkeit wegen, zu Regensburg in ein Metropolitankapitel verſammelt, welches allen oſtpreuſiſchen hungernden Beamten zu einigem Troſt gereichte, (No. 9.) in Paris wurde die wichtige Erfindung pour le noir gemacht, graue Haare ſchwarzbraun und ſchwarz zu färben, eine für unſere Zeiten köſtliche Erfindung, da jetzt ſo viele ſchwarzbraune Haare ſich plötzlich in graue verwandeln; (No. 10.) in Amſterdam ſtellte man noch acht Aerzte für die Armen an, (No. 11.) (Einige Vorlaute hatten gerathen, lieber acht Brodtmagazine für ſie zu öffnen); auch waren nun in den Hauptſtraßen Laternen, (No. 13.) bey deren Schein man das Elend auch bey Nacht ſehen konnte. Jungs Theorie der Geiſterkunde wurde im Würtenbergiſchen verboten, damit ſich Niemand vor dem Spuken der im Felde Gebliebenen fürchten mögte. (No. 13.) Statt des vernichteten Handels in Frankfurt am Mayn, wurde die St. Leonhardskirche wieder hergeſtellt, die lange verſchloſſen war. (No. 14.) In Gröningen gewann Mademoiſell Schottens und Mademoiſell Johannes goldene Ohrringe, weil ſie in zwey Stunden zehn Meilen weit auf Schlittſchuhen liefen. (No. 18.) Der Kayſer von China wurde katholiſch, während es jetzt viele Leute giebt, die lieber chineſiſch werden mögten; (No. 21.) in Danzig wurde, unter d Vorſitz des franzöſiſchen Conſuls, eine neue Conſtitution für die freye Stadt Danzig gemacht, die nach Paris zur Beſtätigung geſchickt werden ſollte. (No. 17.) Die Juden hatten beſonders eine große Freude darüber. — In Sachſen erhielten die Juden alle Vorrechte der weſtphäliſchen Unterthanen, und in Weſtphalen wurden ſie gar ſchon mit Ordensbänder ausgeziert; (No. 17.) das Mannheimer Journal politique hörte auf zu erſcheinen, (vermuthlich war es nicht politiſch genug geweſen) und die Chronik der Deutſchen wurde im Würtenbergiſchen verboten. (No. 23.) Von Ajaccio nach Baſtia wurde eine neue Landſtraße angelegt, und Ajaccio erhielt durch Napoleons Freygebigkeit neue Straßen und Märkte. (No. 22.) In Deutſchland war das Geld noch ſo häufig und überflüſſig, daß ein Buchhändler der Frau von Stael für ihre Reiſe durch Deutſchland 4000 Thaler bieten konnte, ohne noch die Handſchrift geſehen zu haben. (No. 24.) (Es wird aber nicht geſagt, welcher Buchhändler.) — Doctor Paulet überreichte dem Kayſer Napoleon ein Werk über die Champignons, in welchem er diejenigen abbilden laſſen, an welchen der Kayſer Claudius geſtorben, ſo daß nunmehro die ganze Welt ruhig ſeyn darf, wenn der Kayſer Champignons ſpeiſt. (No. 28.) In Erfurt, (wo erwähntermaßen wegen Erſchöpfung der Landescaſſen 12 Simpla ausgeſchrieben worden) erhielten 22 Kaufleute die Erlaubniß, Uniform zu tragen, und ſich kayſerliche königliche Ehrengarde zu nennen, worüber die Leute natürlich hoch erfreut waren, und vermuthlich auf der nächſten Leipziger Meſſe als ächte Deutſche in ihren Uniformen ſtolzierten. (No. 28.) In Madrid wurde den Leuten erlaubt zu tanzen, (es iſt nicht geſagt, nach welcher Muſik;) (No. 29.) die Inſel Reunion hatte das Glück, den Namen Bonaparte zu erhalten, (No. 29.) während in Holland die Monate ſich wieder in den Beſitz ihrer alten Namen ſetzten, ſo daß man nun wieder Sprokkel maand ſagen darf. (No. 31.) In Magdeburg wurde der ſogenannte große Carl hingerichtet. Es macht einen gewaltigen Unterſchied, ob das Groß vor oder hinter einem Namen ſteht. (No. 31.) In Halle richtete der Profeſſor Reil Salzbäder ein, woraus man ſieht, daß, wenn auch das Brodt hie und da mangelt, doch das Salz noch im Ueberfluß vorhanden iſt. (No. 32.) Ein neuer Beyname für den Helden des Tages wurde erfunden: Napoleomagne. Ein Deutſcher erwarb ſich dieſes groſe Verdienſt. (No. 34.) Der König von Weſtphalen war ſo gerührt über die Anhänglichkeit, welche die guten Einwohner von Braunſchweig für ſeine Perſon äuſerten, daß er verſprach, künftig vier Monate im Jahr in Braunſchweig zu reſidiren. (No. 35.) Da in Venedig gar kein Handel mehr exiſtirt, und die Herren Kaufleute folglich Zeit haben, ſpazieren zu gehen, ſo iſt ein ſchöner neuer Spaziergang a Caſtello daſelbſt angelegt, und auch das Theater alla fenice neu ausgemahlt worden. (No. 40.) In dem, wie man ſieht, ſehr begünſtigten Braunſchweig, wurde eine zweyte königlich weſtphäliſche Lotterie publicirt, in der man das große Loos gewinnen kann, auch hat der König dem Muſeum zu Caſſel amerikaniſche Seltenheiten geſchenkt. (No. 43.) In Jeruſalem iſt zwar die Kirche über dem heiligen Grabe abgebrannt; die Kapelle des Grabes ſelbſt aber hat Gott wunderbarlich erhalten. (No. 43.) Die Stückknechte in Bayern wurden ſämmtlich zu Fuhrweſens-Soldaten avancirt. (No. 49.) In Danzig gab man einen großen Ball als der General Rapp zurückberufen wurde. Senatoren Töchter umwanden ihn mit Guirlanden, überreichten ihm Lorbeerkränze, Vergißmeinnichtkränze, Gedichte, führten ihn zu ſeiner coloſſalen Bildſäule, tänzten mit ihm. Endlich ſetzte er ſich zu Tiſche, und trank auf das Wohl der freyen Stadt Danzig. (No. 58.)

Aus allem dieſen wird der Leſer den Troſt ſchöpfen, daß an vielen Orten das Böſe von dem Guten überwogen wurde. Wer etwa zu dieſer Behauptung den Kopf ſchüttelt, der frage nur die uniformirten Kaufleute in Erfurt, und die ſpazierengehenden Kaufleute in Venedig, und die Maynzer Dommherrn, und die Demoiſelles Scholtens und Johannes in Gröningen, und die Senatoren Töchter in Danzig ꝛc. ꝛc. — —

No. 7. Die Juden, die bekanntlich vielen Sinn für Heldenthaten haben, feyerten zu Maynz die Siege in Spanien. — Auch zu Sitten im Walliſerlande wurden die ſpaniſchen Siege durch einen Ball gefeyert, wo mitten in den Alpen die Eleganz der Pariſer erſchien. Aus der Carthauſe waren die alten Zierrathen weggenommen, und an deren Stelle neue, ſehr witzige aufgeſtellt. Der Leopard mußte ſich ins Meer ſtürzen und ein Strumpfband hinter ſich her ſchleppen, homy ſoit qui mal y penſe.

Das Schreiben iſt bekanntlich, ſeitdem der Buchhändler Palm ſeinen verdienten Lohn erhalten, ſehr heilſam eingeſchränkt worden. Jetzt kommt die Reihe auch an das *Reden*. Dem Berliner Militair wurde bey der Parole befohlen, nicht über politiſche Gegenſtände zu ſchwatzen. (No. 8.) Im Würtembergiſchen wurde das *unzeitige* Raiſonniren verboten, ohne jedoch zu beſtimmen, wenn das Raiſonniren *zeitig* ſey. (No. 25.) In Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg, geſchah ein Gleiches. (No. 65.) Es heißt, wenn das *Schreiben* und *Reden* erſt völlig ausgerottet ſeyn werde, ſo wolle man auch das unzeitige *Seufzen* und *Weinen* unterſagen. —

No. 10. belehrt uns, daß zu Jeniſeisk in Sibirien im Jahr 1735 die Kälte bis auf 70 Grad geſtiegen ſey. Schade, daß der gelehrte Hamburger Correſpondent nicht zugleich das Thermometer angiebt, auf welchem dieſe Käl beobachtet worden.

No. 11. Bisher hatten wir nur Kirchenbücher, in welche die Gebohrnen und Geſtorſenen eingetragen wurden, und wir meynten irrig, was ſonſt im Innern der Familien vorgehe, darnach habe der Staat kein Recht zu fragen. Jetzt aber iſt in Stuttgard ein ſchönes, großes Beyſpiel aufgeſtellt worden, wie künftig, ohne das verhaßte Spioniren zu Hülfe zu nehmen, auch die Familiengeheimniſſe im Schoos des Staats niedergelegt werden können. Es iſt nemlich eine Redaction des Familienregiſters errichtet worden, bey welchem die Familienhäupter, in verſiegelten Zetteln, alle die Ereigniſſe in ihren Familien anzeigen müſſen, die nicht in die Kirchenbücher eingetragen werden. Bekanntlich ſind ſolcher Ereigniſſe ſehr viele, und folglich wird es weder den Familienhäuptern noch der Redaction an Geſchäften mangeln. Es iſt zu wünſchen, daß wir von dieſer vortrefflichen und durchaus neuen Einrichtung bald umſtändlichere Berichte erhalten mögen.

Dieſelbe Nummer beweiſt, daß das gute Hannover noch nicht ſo verarmt iſt, als man, ſich gewöhnlich einbildet, denn es ſind abermals, aus hannöveriſchen Einkünften, eine Million und achtmalhunderttauſend Franken an neue franzöſiſche Herzöge verliehen worden.

In No. 13. wird als etwas beſonderes angeführt, daß ein engliſcher Lugger, nachdem er im Gefecht mit einem franzöſiſchen Kaper alle ſeine Kartätſchen verſchoſſen hatte, endlich mit Geld ſchoß, das mag vielleicht auf der See ſich zum Erſtenmale zutragen, auf dem Lande iſt es aber gar nicht ungewöhnlich, und es ſind auch in den neueſten Zeiten manche Feſtungen mit Geld beſchoſſen worden. — Dieſelbe Nummer zeigt an, daß in Caſſel den Poſten vorgeſchrieben worden, wie viele Procente ſie von Zeitungen und Journalen nehmen dürfen. Wollte Gott, es würde bald aus Rußland etwas ähnliches berichtet! —

Der ſächſiſche Addreßkalender lieferte vormals die längſten Titel; alle die Titel in den deutſchen Kleinſtädtern ſind aus dieſem Titelſchatz entlehnt; faſt aber hat man neuerlich die Kunſt in Wien noch weiter getrieben, denn da giebt es jetzt, nach No. 14., einen magiſtratiſchen Conſkriptions- und Kundſchafts-Corroborirungs-Amts-Commiſſair. Wenn man dieſem Manne ſeinen gebührenden Titel giebt, ſo kann man ſich nie mit ihm zanken, denn das Blut wird ſicher kalt, ehe man ihn ausgeſprochen hat. —

Im Hannöveriſchen waren die Waſſermühlen durch die Kälte ſtehen geblieben, (No. 14.) darum wurde ſcharf befohlen, das Einfrieren derſelben zu verhüten, und wenigſtens alles Getrayde, was für die Franzoſen beſtimmt ſey, zuerſt zu mahlen. Das iſt nicht mehr als billig, und von der deutſchen Gaſtfreiheit zu erwarten, daß man die franzöſiſchen Gäſte und Mahlgäſte vor allen Dingen bedenken werde. Wenn auch nachher die Mühlen einfrieren, das hat nichts zu bedeuten. —

No. 15. In Ungarn ſcheint man ſich überzeugt zu haben, daß die Philoſophie in unſern Tagen das nothwendigſte Studium iſt, denn in Peſth ſtudieren dreyhundert und dreyzehn Philoſophen auf Einmal. Die ſtoiſche Philoſophie mögte beſonders zu empfehlen ſeyn. Sie iſt fürwahr ein Brodtſtudium, nur nicht im gewöhnlichen Verſtande des Wortes; ſie lehrt das Brodt entbehren, wenn die Mühlen eingefroren ſind, oder nur eben ſo viel Waſſer haben, daß für Gäſte gemahlen werden kann. —

No. 18. Die franzöſiſchen Zeitungsſchreiber muthen der Gläubigkeit der Deutſchen bisweilen etwas Viel zu. Da wird ein aufgefangener Brief mitgetheilt, den ein franzöſiſcher Kaper auf einem engliſchen Schiffe, welches er in Genua einbrachte, ſoll gefunden haben. Der Kaper iſt nicht genannt, das engliſche Schiff iſt nicht genannt, der Briefſteller iſt nicht genannt, aber der, an den der Brief gerichtet iſt, heißt Matz. (Matthews) Die Herrn Journaliſten ſcheinen wohl die deutſchen Leſer für lauter Matze zu halten, denn ſonſt würden ſie wenigſtens bey ſolchen Gelegenheiten ſo zu ſchreiben ſich bemühen, daß man nicht gleich am Styl den Franzoſen erkennte. Hier wird ein Geſpräch mitgetheilt, welches ein Nichtgenannter in Wien mit einem Nichtgenannten von groſen Einfluß gehalten. Dieſer letzte Nichtgenannte hatte verſichert, Oeſtreich brauche 18 Monat, um eine Armee zu ſtellen, 3 Jahre um Artillerie — und 15 Jahre um Cavallerie zu haben. — Sonderbar, daß dennoch in dem nemlichen Jahre die Oeſtreicher bey Aspern und Eßlingen ſo ziemlich mit allem verſehen waren. — —

Ein Laye in der Kriegskunſt ſtößt in den wahrhaften Bülletins der Franzoſen oft auf Dinge, die er gar nicht begreifen kann. Dahin gehört z. B. die Nachricht, (No. 21.) daß die ſpaniſchen Inſurgenten, nach der

Schlacht bey Tudela, ſich nach Cuença zurückgezogen haben. Wenn man nun auf die Karte blickt, ſo ſieht man, daß Cuença nicht weiter als 10 bis 12 deutſche Meilen von Madrid entfernt iſt, Tudela hingegen, von wo der Rückzug geſchehen iſt, am Ebro jenſeits Saragoſſa liegt; folglich haben die verwegenen Flüchtlinge ſich zwiſchen der Armee von Madrid, und zwiſchen der Belagerungsarmee von Saragoſſa durchziehen müſſen, um nach Cuença zu kommen, wohin man ſie gelockt hat. Dieſes Locken ſcheint einem Layen faſt unnöthig, da die Inſurgenten ohnehin ſchon zwiſchen beyden Armeen in der Falle waren. Ueberhaupt herrſcht in dieſen Angaben manche Dunkelheit, denn andere Bülletins (Nr. 29.) behaupten wieder, die bey Tudela Geſchlagenen hätten ſich in Saragoſſa geworfen. — Da man auch dem Feinde Gerechtigkeit muß wiederfahren laſſen, ſo wäre auf jedem Fall wohl nicht zu leugnen, daß ein Rückzug vorwärts immer ein Meiſterſtück einer geſchlagenen Armee genannt werden dürfte. — Mann kann auch in anderer Rückſicht den halsſtarrigen Spaniern das Zeugniß nicht verſagen, daß ſie Erſtaunen erregen. Wie oft ſind ſie nicht gänzlich vernichtet worden! Noch in No. 61. vernichtete ſie General Sebaſtiani, in No. 62. vernichtete ſie der Herzog von Belluno, in No. 63. wurden ſie abermals in zwey Schlachten vernichtet; in der Einen hatten ſie 6 bis 7000 Todte, die Franzoſen vierzig! in der andern 1500 Todte, die Franzoſen keinen! und doch ſtehen ſie, trotz aller dieſer Vernichtungen, noch heute auf dem Platze, faſt wie die Oeſtreicher, welche der Weſtphäliſche Moniteur, nach der Schlacht bey Regensburg, gar in Staub verwandelte, und die, bey Aspern und Eßlingen, aus dem Staube wieder hervor gingen. — Doch am allerunbegreiflichſten für einen Layen iſt (No. 75.) die Nachricht: daß 8000 Mann öſtreichiſcher Cavallerie, welche niedergeſäbelt und in Stücken gehauen wurde, doch, noch hinterdrein über die Donau ging. Wenn das wahr iſt, ſo iſt die öſtreichiſche Cavallerie wahrhaftig die Erſte in der Welt.

Nach No. 21. und mehreren der vorhergehenden Nummern herrſchte in Madrid die größte Ruhe. Aber gleichfalls nach No. 21. mußten die Alcaden alle Fremden arretiren, die ihnen verdächtig ſchienen; trotz der herrſchenden Ruhe mußte dem Gouverneur alle 24 Stunden rapportirt werden, oder auch ſogleich, wenn ſchnelle Maaßregeln nöthig waren; trotz der herrſchenden Ruhe waren alſo doch noch ſchnelle Maaßregeln bisweilen nöthig; trotz der herrſchenden Ruhe mußten der Corregidor, deſſen Lieutenant, und ſelbſt die vornehmſten Glieder der Municipalität beſtändig patrouilliren. Da mögte es faſt ſcheinen, als ob, bey der herrſchenden Ruhe, die Vorſicht ein wenig allzuweit getrieben werde.

No. 17. meldet uns, daß zu Prenzlow eine katariſche Prinzeſſin geſtorben. Es ſteht zu vermuthen, daß wir bald vernehmen werden, daß mehrere deutſche Fürſten in der Tartarey geſtorben ſind. —

No. 25. In der Capitulation von Corunna ſteht: Die Geſetze ſollen beybehalten werden, aber wohl zu verſtehen, diejenigen, welche die Conſtitution des Reiches feſtſetzt, oder feſtſetzen wird. Hier ſcheint abermals einige Dunkelheit zu herrſchen, die vermuthlich dem Ueberſetzer zur Laſt fällt, denn ein Geſetz, welches erſt feſtgeſetzt werden wird, kann nicht beybehalten werden. —

In No. 27. erklärt der König Joſeph, daß ſein erhabener Bruder Spanien bloß deshalb erobert, um dieſem Lande einen langen Frieden zu verſchaffen, der auf Unabhängigkeit gegründet ſey. Hieraus erfahren wir alſo, daß Spanien vorher keinen Frieden hatte, und daß es abhängig war. — Auch das franzöſiſche Inſtitut und deſſen Präſident Garat machten dem

Kayſer große Lobeserhebungen wegen Spanien — (man weiß nicht eigentlich wie ſie auf dieſe Materie kamen, die mit den Wiſſenſchaften nichts gemein zu haben ſcheint) — und ſagten bey der Gelegenheit: man habe den Spaniern Ehrfurcht für ihre Unwiſſenheit eingeflößt, und ſie hätten nun den Heldenmuth der Vorurtheile bewieſen. Das ſind ganz unerhörte Arten von Ehrfurcht und Heldenmuth, aber die Phraſe mag im franzöſiſchen ganz artig geklungen haben.

No. 28. In Verona wurden zwey Männer zum Tode verurtheilt wegen Verbrechen des Hochverraths, nemlich wegen Anhänglichkeit an ihre alte Verfaſſung, welche die Verblendeten wieder herſtellen wollten. Vor wenigen Jahren wären ſie auch zum Tode verurtheilt worden, wenn ſie keine ſolche Anhänglichkeit bewieſen hätten. Daraus mag man ſich die Lehre nehmen, daß man in dieſen Tagen, weder aus Neigung noch aus Grundſätzen, an einer gewiſſen Ordnung der Dinge hängen, ſondern ſtets bereit ſeyn müſſe, ſie jauchzend gegen eine andere zu vertauſchen. —

No. 29. Mit großen Schritten rückt die Zeit heran, in welcher die deutſche Sprache nur noch eine todte Sprache ſeyn wird. In Weſel, Caſſel und Kehl iſt bereits befohlen worden, alle öffentliche Acten künftig franzöſiſch abzufaſſen. In Caſſel wird die Notariatsordnung auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet (No. 30.); im Großherzogthum Berg (jetzt eine franzöſiſche Provinz) wird wahrſcheinlich das nemliche geſchehen. — Im Departement von *Toſcana*, einem italiäniſchen Departement, iſt zwar gnädigſt erlaubt worden, ſich der *italiäniſchen* Sprache zu bedienen, (No. 61.), doch kann auch die franzöſiſche gebraucht werden, und, da ſie die Sprache der Sieger iſt, ſo wird ſie auch wohl bald die Einzige ſeyn. — Hieraus erkenne man den großen Unterſchied in den *Folgen*, wenn ein

Land von einer civiliſirten oder von einer barbariſchen Nation erobert wird. Im letzteren Falle behält die beſiegte Nation wenigſtens ihre Sprache, die, gleichwie in China, oft von den Siegern ſelbſt angenommen wird, und dann verſchwinden bald alle Spuren der ausgeſtandenen Leiden. Im erſten Falle wird, mit der Sprache, auch der letzte Ueberreſt der Nationalität vernichtet. —

No. 32. Man verwandelt jetzt ganze Städte in Annalen der Zeit. Wer zum Exempel der letzten großen Weltbegebenheiten ſich erinnern will, der darf nur in den Straßen von Turin ſpazieren gehen; da wandelt er durch Ancona, Marengo, Auſterlitz, Jena, Friedland und Tilſit. Schade, daß dieſe treffliche neue Erfindung nicht früher aufgekommen, man würde ſonſt in Berlin eine Straße Roßbach finden, und der tapfere General Suworoff hätte mancher Straße in Petersburg italiäniſche Namen beylegen können. —

In No. 34. bekomplimentiren ſich die Polen und Franzoſen im Nationaltheater zu Warſchau. Jene rufen: es leben die Franzoſen! Dieſe ſchreyen: es leben die Polen! — mögten ſie immerhin beyde leben, wenn ſie nur andere Leute auch leben ließen. In No. 38. bezeigen die Polen ihr Entzücken darüber, daß der Warſchauer Adler dem franzöſiſchen Adler nach Spanien folgen durfte, und es wird dem Käyſer ein Monument errichtet, weil er die polniſche Nation befreyt hat. Das iſt ſonder Zweifel der größte Lobſpruch für den König von Sachſen, der dadurch, daß er an die Stelle des Königs von Preußen getreten, die Befreyung der Nation vollendet hat. Zwar iſt aus den polniſchen Annalen nicht erſichtlich, daß die Polen, während ihrer Freyheit, einem fremden Monarchen als Garde gedient und unter deſſen Fahnen in fernen Landen gefochten, aber ſie waren auch noch nie einen fremden Monarchen ſo viele Dankbarkeit ſchuldig. —

No. 38. In London iſt eine Aſſecuranzcompagnie für Vieh errichtet. Ob die Engländer nicht auch bald auf den Einfall gerathen werden, ihre Freyheit zu veraſſecuriren? — Das ſollten ſie wahrhaftig thun, ehe ſie ſelbſt, ſo wie manche andere Nation, bis zum Vieh herabſinken, denn Sklaven ſind ja doch nur eine Art von Vieh, und werden täglich zur Schlachtbank geführt. —

No. 40. Den höchſten Patriotismus ſeit der franzöſiſchen Revolution, haben die franzöſiſchen Damen in Conſtantinopel bewieſen, ob ſie gleich nur Urenkelinnen von Franzoſen waren. Sie gingen nemlich nicht zu dem Feſte, welches der öſtreichiſche Internuntius gab, als der Friede zwiſchen England und der Pforte geſchloſſen wurde. Dies große Benehmen läßt ſich nur gehörig würdigen, wenn man weiß, wie viel es einer Dame koſtet, einen Bal auszuſchlagen. —

No. 43. enthält die erfreuende Nachricht, daß im Königreich Weſtphalen die Preßfrey-

heit bewilligt worden; allein außer den gewöhnlichen Einſchränkungen — daß nemlich eine Schrift nichts gegen Gott, Religion, Staat und Sitten enthalten dürfe — iſt noch eine neue hinzugefügt, welche wohl in vielen Fällen die ganze Preßfreyheit aufheben mögte; nemlich: „die Ehrerbietung gegen dem Fürſten „ſoll auch nicht verletzt werden.“ Das wäre nun zwar ſehr gut und löblich, denn den Fürſten iſt Jedermann Ehrerbietung ſchuldig, allein *wer* ſoll entſcheiden, ob ſie verletzt worden? — Es giebt bekanntlich Fürſten, und zwar ſind es die meiſten, welche ſchon die kleinſte, mit Beſcheidenheit vorgetragene *Wahrheit* für eine Verletzung der Ehrerbietung halten. In älteren dergleichen Edicten begriff man unter dem Ausdruck *Staat* ſchon den Fürſten *mit*, hier aber trennt ſich der Fürſt vom Staate, und ſtellt neben dieſen, neben Gott und die Religion, auch noch ſeine *Perſon*. Ereignet ſich nun ein Fall, wo er die Ehrerbietung gegen dieſe ſeine Perſon verletzt glaubt, ſo wird er Kläger und Richter zugleich ſeyn, oder wenn er die Unterſuchung einer ſeiner Landesbehörden überträgt, ſo wird dieſe ſchwerlich wagen, dem Fürſten, der ſich für beleidigt hält, zu ſagen, daß er ſich irre; daher wird jede Meynung, gegen die Meynung des Fürſten geäußert, bald für eine Verletzung der Ehrerbietung gelten.

Dem einigermaßen vorzubeugen, wäre wohl erforderlich, ſo oft die Perſon des Fürſten durch die Preßfreyheit ſich angetaſtet glaubt, die Entſcheidung einer auswärtigen Univerſität zu überlaſſen. Am allerbeſten aber, wenn der Fürſt, nach dem Beyſpiel Friedrich des Großen, ſeine Perſon gar nicht unter die Ausnahmen ſtellt, albernes Geſchwätz verachtet, hingegen gründliche Bedenklichkeiten in der Stille beherzigt.

No. 45. verkündet uns die wichtige Nachricht, daß die Prinzeſſin Borgheſe Großherzogin von Toſcana geworden. Der Prinz Erzkanzler hat bey dieſer Gelegenheit im Senat erklärt (No. 41.), daß zwar die franzöſiſchen Geſetze den Perſonen weiblichen Geſchlechts die Ausübung der oberſten Gewalt nicht einräumen, ſie aber doch auch nicht von der Verwaltung entfernen, und daß ſie, der Erfahrung gemäß, Functionen, die mit der Ausübung der Souveränität verbunden ſind, mit Ruhm und Vortheil für den Staat ausüben können. Wir überlaſſen es dem Publiciſten dieſe feine Diſtinction vollends aufs Reine zu bringen, und die muthmaßlichen wichtigen Folgen daraus abzuziehen. Wir erfreuen uns der Wohlfahrt und des alten Glanzes von Toſcana, welche, nach No. 57., die Prinzeſſin Eliſa zurück zu führen verſpricht, und welche alſo wohl verſchwunden ſeyn mußten. Eine der erſten getroffenen Maaßregeln, dieſe Wohlfahrt und dieſen alten Glanz wieder herzuſtellen, iſt, nach No. 61., der Beſchluß, denjenigen Theil der öffentlichen Schuld, welchen einige Klöſter und der Stephansorden zu fordern haben, gar nicht zu bezahlen, die übrigen Schulden aber in Renten und Actien auf den öffentlichen Schatz in Frankreich zu verwandeln. — Demjenigen, der die Geſchichte ſeiner Zeit mit Wißbegier verfolgt, bleibt nun nichts weiter zu wünſchen übrig, als daß er bey dieſer Gelegenheit auch erfahren hätte, warum denn eigentlich Toſcana nicht mehr Hetrurien iſt? und wodurch die vormalige Königin von Hetrurien ihrer Herrſchaft ſich verluſtig gemacht? — Daß ſie aus guten und gerechten Gründen entfernt worden, darf natürlich nicht bezweifelt werden; es iſt nur zu bedauern, daß keiner dieſer Gründe bekannt gemacht worden.

Nach No. 45. iſt das Großherzogthum Berg einem jungen, hoffnungsvollen Prinzen von fünf Jahren zu Theil geworden: nach No. 54. war bereits eine Deputation abgegangen, um dem Kayſer Napoleon für dieſe Gnade zu danken, und nach No. 56. hatte man in Düſſeldorf ein Te Deum deswegen geſungen. — Heil dem jungen Fürſten, der ſchon in ſeinem fünften Jahre ſolche herrliche Erwartungen erregt!

No. 55. berichtet, daß die Junta zu Saragoſſa, nachdem ſie von den Rechten der neuen Dynaſtie überzeugt worden, ſich gehorſamlich unterworfen. Gern hätten wir auch geleſen, wodurch denn dieſe halsſtarrige Junta endlich von jenen Rechten überzeugt worden iſt? — Einem wißbegierigen Zeitungsleſer bleibt immer noch ſo vieles zu fragen übrig, obgleich, nach No. 57., in einem einzigen Monat 147 Staffetten durch Augsburg gegangen ſind, die doch wohl Alle mit Neuigkeiten beladen waren. —

No. 54. und 57. beweiſen leider, daß es den Deutſchen noch an guten Generals fehlen muß, denn die Feſtungswerke von Dresden erhielten einen franzöſiſchen Commandanten, die bayerſchen und würtembergiſchen Truppen franzöſiſche Generale. —

No. 58. meldet, daß der ſo feyerlich verbannte Erbadel nun auch in Holland wieder eingeführt werden ſoll. —

No. 36. mag manchen Leuten großen Schrecken verurſacht haben. Se. Majeſtät der Kayſer Napoleon erklären, daß alle Ihre Schuldner in den eroberten Ländern zahlen ſollen, wenn Se. Majeſtät auch keine Originalurkunden aufweiſen können, welche Dero Forderung begründen. Auszüge und Hypothekenbücher, Steuerregiſter u. ſ. w., ſelbſt nicht vidimirte Abſchriften der Schulddocumente, ja ſogar bloße Stellen, die in Heyrathsverträgen, Pachtcontracten und dergleichen vorkommen, ſollen für Beweiſe gelten. Gegen ſolche, die nicht im Stande ſind, förmliche Quittungen beyzubringen, ſollen ſelbſt die nicht vidimirten Abſchriften als

Originalurkunden gelten. Zugleich wird Jedermann aufgefordert, unbekannte Schulden anzugeben, und der Angeber erhält dafür 15 Procent vom Kapital, und den vierten Theil der rückſtändigen Zinſen. — Freylich mögen wohl manche, bey dieſen ſchweren Kriegszeiten, ohne ihre Schuld, um ihre förmlichen Quittungen gekommen ſeyn, und folglich zweymal zahlen müſſen — freylich ſtimmt die getroffene Verfügung nicht mit den ſonſt in Europa gebräuchlichen Rechten, und auch nicht mit dem Code Napoleon überein, welche ſämmtlich eine nicht vidimirte Abſchrift verwerfen würden — aber man muß auch bedenken, daß in außerordentlichen Fällen außerordentliche Maaßregeln nöthig werden, und daß vermuthlich die boshafte Verheimlichung ſolcher Schulden dem Kayſer Napoleon gezwungen hat, von dem Code Napoleon in dieſem Falle abzuweichen. Dagegen wäre alſo nicht das mindeſte einzuwenden; nur was die Angeberey betrifft, ſo laſſen ſich vielleicht für die Moralität einige Nachtheile davon befürchten. Man kennt den niederträchtigen Eigennutz der Menſchen; um 15 Prozent von einem Kapitale zu erhaſchen, verrathen ſie Vater und Mutter. Man ſieht aber auch, wie arg die Schuldner in den eroberten Ländern es müſſen gemacht haben, da ſelbſt derjenige Monarch, von dem ſein eigener Senat einſt rühmte: er habe die Moralität vom Abgrund gerettet, zu einer ſolchen Maaßregel ſich entſchließen mußte. — —

Als ein Zeichen der Zeit iſt zu betrachten, was No. 37. meldet: daß am Niederrhein, für die vacanten Predigerſtellen, keine Candidaten der Theologie mehr zu finden ſind. Vor 20 bis 30 Jahren wimmelte es überall von Candidaten der Theologie, jetzt wimmelt es von Aerzten und Philoſophen. Auch die Studien gehorchen der Mode. —

In derſelben Nummer wird auch geſagt, daß, was der König von Sachſen in Polen in Einem Tage vollendet, für Andere ein volles Monatspenſum geweſen wäre. — Der Herr Correſpondent hätte wohl noch hinzufügen können: für welche Andere? —

Diejenigen, welche die Jungfrau von Loretto bedauert haben, als ſie ihren großen Schatz verlor, finden Troſt in No. 61., welche berichtet, daß der König von Neapel einen Kelch mit Rubinen nach Loretto geſchickt hat. —

In No. 63. wird die rührende Ergebenheit der Braunſchweiger für ihren neuen König gerühmt. Sie haben fünf Abende hintereinander koſtbar illuminirt, und das Königliche Paar hat gefühlt, daß es im Kreiſe der Treue und Liebe ſey. Ohne allen Zweifel verdient das königliche Paar zu ſolchen Gefühlen veranlaßt zu werden, allein man verletzt auch ſicher die Ehrerbietung gegen daſſelbe nicht, wenn man behauptet, daß die Braunſchweiger ſich dankbar des Fürſten erinnern ſollten, der ſie ſo lange

Zeit durch eine muſterhafte Regierung beglückte; und thun ſie das, ſo kann die gerühmte Ergebenheit für den neuen Regenten nur nach und nach entſtehen und begründet werden. —

In No. 64. heißt es: Jeder Einwohner von Holland müſſe für die Vertheidigung ſeines Wohnorts wachen, ſelbſt dem König und die Prinzen nicht ausgenommen. Das iſt vermuthlich ein Druckfehler; denn überall müſſen der König und die Prinzen zuerſt für die Vertheidigung wachen, (dafür ſind ſie Könige und Prinzen.)

No. 65. Mit welcher löblichen Vorſicht man in Paris den Mißbrauch der Preſſe verhütet, beweiſt die Ernennung von zehn Cenſoren auf Einmal, für Bücher und Schauſpiele. —

Dieſe, von Herzens Einfalt und ein wenig geſundem Menſchenverſtande eingegebenen Bemerkungen, werden, ſo geringfügig ſie ſcheinen mögen, dem künftigen philoſophiſchen Geſchichtſchreiber (wenn er einſt auftreten darf) nicht entſchlüpfen, und ſollen deshalb fortgeſetzt werden, ſo oft ſich der Stoff darzu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinſelſtriche von dem Gemälde des heutigen Europa.

Pratolino.

So heißt ein Luſtſchloß, welches den vormaligen Großherzog von Toſcana zugehörte, la Villa real di Pratolino. Sie wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbauet, und iſt noch immer einer Beſchreibung würdig, ob ſie gleich kaum noch einen Schatten von ihrer vormaligen Herrlichkeit zeigt. Die Gegend war vormals wild, bergigt, mit Wald bedeckt, von Quellen durchſchnitten, unbewohnt, obſchon ſo nahe der Hauptſtadt von Toſcana. Franz, der Sohn des Cosmus von Medicis, beſtimmte ſie zum geheimen Zufluchtsort der Schönheit, zum Aufenthalt ſeiner Bianca Capello, deren Erhebung aus einer zweydeutigen Exiſtenz auf den Thron ſo vielen Lärm in der Welt gemacht hat, bis ein weit auffallenderes Beyſpiel neuerer Zeiten die ſchöne, verrufene Bianca in den Hintergrund ſtellte.

Gelehrte und Künſtler umgaben den Sohn des Großherzogs von Kindheit auf, und flößten ihm Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten ein. Er lernte zeichnen von Buontalenti, der zugleich Maler, Baumeiſter, Bildhauer, Ingenieur und Mathematiker war. Die Lehre von der Prädeſtination hätte wohl nie einen eifrigern Vertheidiger finden ſollen, als ihn, denn das Schickſal zog ihn mit Gewalt hervor, um ihn an ſeinen Platz zu ſtellen.

Als im Jahr 1547 eine große Ueberſchwemmung Florenz traf, war er noch ein Knabe. Die Gegend, die er bewohnte, ſammt dem Hauſe ſeines Vaters, wurden ein Raub der Wellen, ſeine ganze Familie von ihnen verſchlungen. Er allein blieb in der eingeſtürzten Wohnung unbeſchädigt, durch einen Balken geſchützt, der die Trümmer über ſeinem Haupte in der Schwebe hielt; und — damit man ſein Jammergeſchrey um Hülfe vernehmen mögte — ſpaltete ſich zu rechter Zeit die Mauer. Retten konnte man ihn nicht ſogleich, aber durch die Oeffnung warf man ihm Lebensmittel zu, und ein Hofbedienter, den die Neubegier herbey gezogen, meldete das Wunder dem Großherzog, der den verwayſten Knaben retten und ihm ſorgfältig erziehen ließ. Bald entwickelten ſich große Anlagen in dem Zögling, der in der Schule der Salviati, Bronzino und Vaſari zeichnen lernte, doch einen beſonderen Hang für Baukunſt, und Bildhauerey zeigte, und unter Michel Angelo große Fortſchritte darin machte.

Er zählte kaum 15 Jahre, als er dem Prinzen Franz zugeſellt wurde, um dieſen die Anfangsgründe der Zeichenkunſt zu lehren. Schon damals vollendete er ein Crucifix in Holz, von natürlicher Größe, welches von Kennern bewundert und in einer Kirche zu Florenz aufgeſtellt wurde. Mit gleichem Eifer ſtudierte er die Mathematik. Zur Unterhaltung ſeines fürſtlichen Schülers machte er ein kleines Theater und erfand allerley ſinnreiche Maſchinen, die er ſpäter im Großen auszuführen Gelegenheit hatte.

Der Prinz beſaß auch ein chemiſches Laboratorium, wo er, mit Buontalenti's Hülfe, Kryſtalle fabricirte, und ein dem orientaliſchen ganz ähnliches Porcellain. Die Kunſt, harte Steine zu decruſtiren und Zeichnungen in Moſaik daraus zuſammen zu ſetzen, machten ſie zuerſt in Florenz bekannt. Der Prinz gab ſich auch gern damit ab, Steine zu faſſen, und er wußte ſogar falſche Steine zu verfertigen, mit welchen er Kenner täuſchte.

An einem ſo prächtigen und galanten Hofe ſtand ein Genie wie Buontalenti ganz an ſeiner Stelle, beſonders bey öffentlichen Spielen und Feſten, Feuerwerken und theatraliſchen Vorſtellungen, wo er Malerey, Bildhauerey und Mechanik ſo kunſtreich vereinte, daß man in ein Feenland ſich verſetzt glaubte. Seine Feſte dienten ſpäter zum Muſter für die Hoffeſte Ludwig XIV., und alle die Wunder unſerer Opern verdanken ihm ihr Daſeyn. Man würde die Schriftſteller, die jene Feſte weitläuftig beſchreiben, der Uebertreibung beſchuldigen, wenn man nicht noch heute in der Villa Pratolino Automaten fände, die, durch Waſſer in Bewegung geſetzt, Zaubereyen ähnlich ſind.

Buontalenti wurde zum Oberaufſeher aller Civil- und Militairgebäude ernannt, und zeigte ſich nun auch als vortrefflicher Ingenieur. Mehrere Städte Italiens hat er befeſtigt. Kanonen ließ er gießen, deren eine ſo ungeheuer groß war, und ſo viel trug, daß man ſie mit Scaccia Diavoli (den Teufelsvertreiber) nannte. Die Kugeln, mit welchen man ſie lud, waren hohl, eine Art von Bomben, zu welchen ſie die erſte Idee gaben. Zu gleicher Zeit erfand er die Granaden. Man behauptet auch, er habe, bey der Belagerung von Siena, in einer einzigen Nacht eine Batterie von hölzernen Kanonen aufgeführt, mit welcher man Breſche ſchoß und eine Baſtion eroberte. (Baldinucci Vita di Buontalenti.) Faſt unzählig ſind die Palläſte und anderen Gebäude, welche dieſes Univerſalgenie erſchuf.

Franz von Medicis wurde, wie die meiſten Fürſten, ſehr jung verheyrathet. Nicht die Liebe, ſondern die Politik führte ihm eine öſtreichiſche Prinzeſſin zu, die ſehr tugendhaſt, ſehr reſpectabel war, doch keine zärtlichen Empfindungen einzuflößen wußte. Die Eheſtandskette drückte den Prinzen, er ſuchte Erholung in Wiſſenſchaften und Künſten, aber geboren mit einem für die Liebe ſehr empfänglichen Herzen, fehlte es ihm nur an einer Veranlaſſung jene ernſtere Freuden gegen ſüßere zu vertauſchen. In dieſen gefährlichen Augenblicken erſchien Bianca, Tochter eines edlen Venetianers, Bartolomeo Capello. Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Schwachheiten und ihres Unglücks ging vor ihr her; ſie war auf der Flucht aus ihrem Vaterlande, ein armer Jüngling, aber ſchön und zärtlich wie ſie, hatte ſie entführt, beyde ſuchten Schutz bey dem Beherrſcher von Toſcana.

Die Capello's klagten laut über Jungfrauenraub vor dem Rath der Zehnmänner, Bianca's Geliebter wurde zum Tode verurtheilt, und, da der Arm der Gerechtigkeit in den großherzoglichen Staaten ihn nicht erreichen konnte, ſo ließ die beleidigte Familie ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.

Die Abentheuer der ſchönen Venetianerin hatten am toſcaniſchen Hofe die Neubegier gereizt. Bey dem Prinzen geſellte ſich Mitleid hinzu, und aus Mitleid wurde Liebe. Durch Schönheit hatte Bianca das Herz des Prinzen erobert, durch ihren Geiſt, durch Launen, Eigenſinn und tauſend kleine Künſte der Koketterie, wußte ſie es auf immer zu feſſeln, und den etwas finſtern fürſtlichen Humor zu erheitern. Bey ihr vergaß er allen häuslichen Verdruß und ſuchte Erholung von Geſchäften. Eine ſüße Gewohnheit knüpfte das Band immer feſter.

Um völlig ungeſtört ſich dieſes Genuſſes zu erfreuen, ſuchte er einen Zufluchtsort für die Liebe in der Einſamkeit von Pratolino. Die Umſchaffung dieſer wilden Gegend in den lieblichſten Aufenthalt übertrug er Buontalenti. Auf den Wink dieſes Künſtlers ſtieg ein prächtiger Pallaſt empor, den die herrlichſten [illegible] umgaben. Bald wurde Pratolino der [illegible] eines glänzenden Hofes, deſſen Königin Bianca war. Sie, die Seele aller Freuden, der Gegenſtand aller höfiſchen Verehrung, ſah die Großen des Staats und die Miniſter zu ihren Füßen, vertheilte Ehrenſtellen und Gunſtbezeugungen, während die Großherzogin kaum die Zeichen der ihrem Range ſchuldigen Ehrfurcht empfing. Auch wurde die unglückliche Prinzeſſin bald ein Raub ihres Kummers, und ſtarb indem ſie ein todtes Kind gebahr. Der Großherzog vergoß aufrichtige Thränen, machte ſich den Vorwurf, ihren Tod verſchuldet zu haben, bereute es zu ſpät, und dies bittere Gefühl trieb ihn in die Einſamkeit. Er floh eine Zeitlang die Gegenwart ſeiner Verführerin, aber ſein ſchwaches Herz unterlag bald ihren ſeinen Künſten. Alle ſeine guten Vorſätze wurden vergeſſen; keine Rückſicht hielt ihn mehr im Zaume, des böſen Rufes achtete er nicht, und überließ ſich mehr als jemals ſeiner Leidenſchaft.

Noch bey Lebzeiten ihres Gatten hatte Bianca den Großherzog auf ein Heiligenbild ſchwören laſſen, daß, wenn ſie jemals beyde frey würden, er ſie zu ſeiner Gemahlin erheben wolle. So beſtieg nunmehr die, von einem der Geringſten im Volke verführte und entführte Bianca Capello den Thron der Johanna von Oeſtreich, nachdem ſie dieſe Prinzeſſin ſchon längſt von der Seite ihres Gatten verdrängt hatte. Kaum beobachtete man noch den Wohlſtand, die heimlich vollzogene Vermählung erſt nach Ablauf der Trauer kund zu machen.

Der venetianiſche Senat vergaß ſein ſtrenges Urtheil, erklärte die neue Fürſtin für eine Tochter des heil. Marcus, und um ſie zwey andern Töchtern dieſes Heiligen gleich zu ſtellen, (deren Eine an den König von Ungarn, die Andere an den König von Cypern vermählt war) ſandte er ihr die königliche Krone. Eine feyerliche Deputation von venetianiſchen Senatoren überbrachte ſie, und wohnte den glänzenden Feſten bey. (Feste nelle nozze del G. D.

Francesca Medici e della S. Bianca Capello. Du Gualderotti.)

Die Regierungsgeſchäfte wurden nun dem Großherzog immer läſtiger. Zu Pratolino lebte er bloß dem Vergnügen. Der Tod raubte ihm einen Sohn, die Frucht ſeiner erſten Ehe und die einzige Hoffnung der Familie Medicis. Vielleicht würde er ſich auch über dieſen Verluſt getröſtet haben, wenn er, durch Bianca Vater zu werden, noch hätte hoffen dürfen. Allein da dieſe Hoffnung ſtets geringer wurde, ſo verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Fern vom großherzoglichen Pallaſt, der ihm nur an ſeinen Sohn erinnerte, fern von der Hauptſtadt, wo die Herzen der Einwohner ſich von ihm gewendet hatten, unſichtbar für ſein Volk, und meiſtentheils auch für ſeine Miniſter, fand er nur noch Troſt in der Geſellſchaft ſeiner unwürdigen Gemahlin, der man mit Recht alle Uebel beymaß, welche damals Toſcana drückten. Doch der Haß des

Volkes verwandelte ſich in Mitleid, als man plötzlich das unglückliche Ende beyder Liebenden vernahm. Der Kardinal von Medicis konnte ſeinem Bruder die Mißheyrath nie verzeihen, das wußte Bianca und dürſtete nach Rache. Eines Tages erhielt ſie einen Beſuch vom Kardinal in Abweſenheit ihres Gemahls. Dieſen Augenblick benutzte ſie. Eine Menge Erfriſchungen wurden aufgetragen, unter andern eine Gattung kleiner Paſteten, welche der Kardinal ſehr gern aß. Dieſe waren vergiftet. Unglücklicherweiſe kam der Großherzog unvermuthet von der Jagd, war hungrig, fiel über die Paſteten her, und verzehrte deren eine Menge ehe Bianca es gewahr wurde. In Verzweiflung, ihren Gatten ſelbſt vergiftet zu haben, verſchlang ſie die übrigen. Beyde ſtarben unter den heftigſten Schmerzen, und der Kardinal erlaubte nicht, daß man ihnen den mindeſten Beyſtand leiſtete. So erzählt [illegible]cati in ſeiner Storia Cronologica della Citta di firenze. Hingegen leugnet Galazzi in ſeiner Geſchichte des Hauſes Medicis die Wahrheit dieſer Begebenheit, geſteht aber doch ſelbſt, daß der Haß des Kardinals die ſchöne Bianca noch über das Grab hinaus verfolgt habe. Er ließ ſie auf einem öffentlichen Kirchhofe begraben, und überall das mit dem mediceiſchen Wappen vereinigte Wappen der Capello auslöſchen, um das der Johanna von Oſtreich an deſſen Stelle zu ſetzen.

Pratolino, der merkwürdige Schauplatz aller jener Begebenheiten, war von der Natur als ein roher aber koſtbarer Stoff gleichſam der Kunſt in die Hände geliefert worden. Berge und Thäler wechſelten. Die Wälder durfte man nur lichten und breite Straßen durchhauen. Schlängelnde Fußſteige im dicken Gebüſch führten zu heimlichen, der Liebe geweyhten Plätzchen, oder bildeten Labyrinthe. Von allen Seiten ſprudelten Quellen, die man in weite Becken ſammelte, und dann wiederum in Bächen oder verdeckten Kanälen weiter ſtrömen ließ, bis ſie plötzlich in hohen Graben empor ſtiegen, in Waſſerfällen weiter rauſchten, und überall Leben, ſanftes Gemurmel und Kühlung verbreiteten. Ewiges Grün deckte dieſe Pinien und Lorbeern und Steineichen. Wild und Fiſche aller Art bevölkerten Gebüſch und Gewäſſer. Blumen und Früchte aller Climaten wurden von erfahrnen Gärtnern dahin verpflanzt. Kurz, Pratolino erinnerte an die wollüſtigen Landhäuſer der Beherrſcher des alten Roms, die, Epicurs Rath befolgend, dort gern den Purpur gegen Blumenkränze vertauſchten.

Ein geheimnißvoller Aufenthalt ſollte Pratolino werden, das verrieth ſchon deſſen Anlage. Auf der Landſtraße nach Bologna paſſiren die Reiſenden ziemlich nahe, ohne zu ahnden, daß der Wald, den ſie erblicken, eine königliche Villa birgt. Keine ſogenannte Avenue verräth es. Ein enger, unebner Weg führt zu einem viereckigen Platze im Mittelpunct des

Parks. Hier ſteht rechter Hand das Schloß, aber ſo verſteckt, daß man es nicht eher gewahr wird, bis man davor iſt. Der große Wieſenplatz oder Hofraum iſt von einer Grille eingefaßt, an zwey Seiten deſſelben ſtehen achteckige Thürme, deren Einer die Stunden, der Andere die Veränderungen des Windes anzeigt. Jenſeit der Grille und auf der andern Seite des Pallaſtes, en face deſſelben, iſt ein ſehr großer, von Bäumen umgebener Platz, auf welchem ſich majeſtätiſch die coloſſaliſche Bildſäule des apenniniſchen Gebirges erhebt.

An dem Gebäude ſelbſt vermißt man edle Einfachheit. Mit großen Lobſprüchen wurde der Baumeiſter überhäuft, weil er überall Licht genug zu ſchaffen gewußt, ohne ſich der innern Höfe oder der laternenartigen Kuppeln zu bedienen; allein er hat dagegen ſo viele Vorſprünge machen müſſen, daß das Ganze einer Zuſammenfügung von mehreren viereckten

Pavillons ähnlich ſieht. Geholfen hat er ſich etwas durch einen regelmäßigern einfachen Grund des Gebäudes, der weit vorſpringt und breite Terraſſen trägt. Unter dieſen Terraſſen ſind ſchöne Grotten, die Wohnungen der Dienerſchaft, auch die Küchen angebracht, deren Schornſteine an der Gartenſeite Verzierungen bilden, denn ſie erheben ſich in Form von Obelisken zu einer großen Höhe, und der Rauch ſteigt aus einer metallenen Kugel auf der Spitze dieſer Obelisken.

Ich übergehe die innere Einrichtung des Pallaſtes. Pracht, Geſchmack, Bequemlichkeit waren hier vereinigt. Die herrlichſten Kunſtwerke in Marmor, Moſaik, Freſco- und andere Gemälde verzierten die Säle. Jetzt iſt das Meiſte verdorben, und vieles weggebracht, um andere Palläſte zu ſchmücken. Ein ſchönes Theater findet man noch und mehrere Waſſerorgeln, welche ganze Orcheſter nachahmen, und eine Idee von dem Styl der Muſik des 16ten Jahrhunderts geben; auch ſonſt eine Menge beluſtigender Spielwerke von einer fruchtbaren Einbildungskraft erzeugt. Merkwürdiger ſind die Grotten, die wohl Allem, was ſpäter in dieſer Art geſehen worden, zum Muſter gedient haben.

Man muß das heiße Italien bewohnt haben, um den Genuß würdigen zu können, den der Schatten, die Kühlung, das murmelnde und ſpringende Waſſer gewähren. Es ſcheint paradox, wenn Rouſſeau ſpricht: in heißen Ländern wiſſe man ſich am beſten gegen die Hitze zu ſichern; allein es iſt eben ſo wahr, als daß man in kalten Ländern der Kälte am kräftigſten zu begegnen weiß. Die Bewohner warmer Gegenden bauen dicke Mauern mit wenigen Fenſtern und machen dieſe klein, geben der Luft freyen Durchzug, erfriſchen die Gemächer durch hingeleitetes Waſſer. Die Reichen vereinen alle dieſe Annehmlichkeiten in Grotten, die man mit Schnecken, Stalactiken und allerley Seeproducten verziert, und von friſchen Quellen durchſtrömen läßt. So die Grotten von Pratolino, deren Gewölbe auf ſchönen Marmorſäulen ruhen. Unter dem Schmucke ihrer Wände befinden ſich Corallen, Perlenmuſcheln und moſaiſche Gemälde. Bildſäulen von Marmor oder Bronze ſpritzen das Waſſer in Becken von Marmor oder vergoldetem Bley. Unter dem Boden läuft das Waſſer fort bis in die Gärten, wo es noch zu mannichfaltigen Gebrauch verwendet wird.

Obgleich die ſchönſten Statüen ſchon nach Florenz gebracht worden ſind; ſo findet man doch noch mehrere bemerkenswürdige: einen Satyr der ſeinen Schlauch preßt; eine Sirene, die dem Fremden herbey winket und ihn dann plötzlich beſpritzt; eine Europa, auf dem göttlichen Stier ſitzend; einen Schäfer, der wirklich die Schalmey bläſt; einen Triton, der in eine Schnecke bläſt, aus welcher das Waſſer mit ſeltſamen Geräuſch hervorſtürzt u. ſ. w.

In der ſogenannten *Grotte der Sündfluth* ſpringt das Waſſer nicht allein aus den Wänden, ſondern es regnet zugleich von der Decke und ſpringt aus dem Boden. Wenn man einmal darin iſt, ſo iſt keine Rettung, denn große Waſſerſäulen verſperren den Rückweg, und das Waſſer verfolgt den Fliehenden bis weit hinaus vor die Grotte. Bequeme Sitze laden ein, doch wer der Lockung folgt, ſinkt in ein Bad. Eine Treppe ſcheint zu irgend einer Merkwürdigkeit zu führen, doch kaum hat der Fuß ſie betreten, ſo ſteht er in einen Käficht von Waſſerſtrahlen. An einer andern Stelle erblickt man ein Seeungeheuer, welches die Augen rollt, den Rachen öffnet, und Waſſerſtröme auf den Fremdling ſchießt.

Die *Grotte der Samaritanerin* iſt eine der merkwürdigſten wegen der vielen mechaniſchen Spielwerke, die Buontalenti hier angebracht, und die ſämmtlich vom Waſſer getrieben werden. Da ſieht man eine Art von

Schaubühne, auf der gleichſam eine Pantomime aufgeführt wird. Die Scene iſt ein Dorf von Bäumen umgeben. Ein Haus öffnet ſich, eine niedliche Bäuerin mit ihrem Eymer kommt heraus, und geht zu einem Brunnen um Waſſer zu ſchöpfen. Ihre Bewegungen ſind natürlich, ihr Körper iſt geſchmeidig und ſogar graziös. Sie ſchöpft Waſſer, ſetzt den Eymer auf den Kopf, geht zurück, wendet ſich aber oft, um nach einem Schäfer zu ſchielen, der nicht weit davon ſitzt und ſehr vernehmlich auf der Schalmey bläſt. Auf Einer Seite der Bühne öffnet ein Schmidt ſeine Werkſtatt und arbeitet; ein Müller läßt Säcke zur Mühle führen, und dieſe Mühle iſt vortrefflich nachgeahmt. In der Ferne hört man das Jagdhorn, das Gebell der Hunde, und eine Jagd erſcheint. Verſchiedene wilde Thiere laufen über die Bühne, werden von Hunden und Reitern verfolgt. Im Vorgrunde wiegen ſingende Vögel auf den Zweigen, Schwäne und Enten plätſchern im Waſſer.

Auf einem andern kleinen Theäter wird eine Feſtung angegriffen und erobert; eine Oelmühle wird von Ochſen getrieben; ein Scheerenſchleifer iſt beſchäftigt, verſchiedene Inſtrumente zu ſchleifen; kurz überall erblickt man den künſtlichſten, ſinnreichſten Mechanismus. — In der Grotte della Stuffa iſt ein ſchön verziertes Bad, wo ein ſehr feiner, dem Nebel gleicher Regen dem Badenden benetzt. Zwey Satyren, welche die Wanne von rothen Marmor tragen, liefern, nach Gefallen des Badenden, warmes oder kaltes Waſſer.

Aus den Grotten ſteigt man auf zwey prächtigen Treppen in die Gärten hinab. Unter dieſen Treppen iſt abermals eine Grotte verſteckt. In derſelben ſteht eine ſehr groſe Statüe, den Strom Magnone vorſtellend, der nicht weit von Pratolino entſpringt. Sie hält eine umgekehrte Urne, aus der alle die hier vereinigten Gewäſſer der obern Grotten hervorſtrömen. Ihr zur Seite in einer Niſche ſteht der Ruhm, eine goldene Trompete in der Hand haltend, die er zum Munde führt, helle Töne herauszwingt, und zugleich mit den Flügeln ſchlägt. Daneben ſchöpft ein Bauer mit einem Gefäß aus der Quelle, und bietet daſſelbe einem Drachen dar, der den Hals reckt, um zu trinken. Dem Ruhm gegenüber ſpielt Pan ſehr angenehm auf der ſiebenröhrigen Flöte. Anfangs ſitzt er, aber er ſteht auf, bewegt den Kopf und die Augen, zieht die Flöte mit Lebhaftigkeit vor dem Munde hin und her, und, wenn er geendigt hat, ſetzt er ſich wieder in einer traurigen Stellung, denn in demſelben Augenblicke beginnt die Verwandlung der Syrinx neben ihm, um deren Körper nach und nach Zweige wachſen, welche zuletzt Waſſer von ſich ſpritzen.

Es ſcheint, man könne die Kunſt nicht weiter treiben, um eine kühle Atmoſphäre zu verbreiten; es fehlte mir noch, daß man eine ähnliche Zauberey auch außer den Grotten bewirkte — und auch das gelang. Eine breite Allee von Pinien und Lorbeerbäumen, 900 Fuß lang, führt von den Grotten bis zu dem Gehölz der benachbarten Berge. Vor den Bäumen dieſer Allee zieht ſich zu beyden Seiten ein Marmorgeländer mit Ruhebänken, vor welchen Springbrunnen ihr Waſſer in einen Kanal gießen, der in das Geländer ſelbſt gehauen worden; da nun die Allee etwas abhängig iſt, ſo hat man nicht allein vor ſich die Springbrunnen, ſondern auch hinter und neben ſich ein fließendes Waſſer. Doch das iſt noch nicht genug. Aus der ganzen Baſis des Geländers, 900 Fuß lang, erheben ſich zu beyden Seiten ſehr feine Waſſerſtrahlen dicht nebeneinander und ſo hoch, daß ſie über der ganzen Allee ein durchſichtiges Gewölbe bilden. Dem Spaziergänger, der unter dieſem Gewölbe wandelt, trifft nur ein leichter Nebel, der ihn erfriſcht, ohne ihn zu durchnäſſen. Hebt er ſein Auge empor, ſo erblickt er unzählige Regenbogen, mit jedem Schritte, den er thut, einen neuen. Es iſt unmöglich die Schönheit dieſes Schauſpiels zu beſchreiben. Eben ſo unmöglich iſt es, die zahlloſen Gegenſtände zu nennen, die überall, wo Alleen ſich endigen oder durchkreuzen, das Auge feſſeln. Amors Grotte, Aeskulaps Brunnen, der Parnaß, auf dem die Muſen und Apoll ſich lagern, und wo der Huf des Pegaſus eine klare Quelle hervorſprudeln läßt; ein Tempel der Liebe und den Grazien geweyht, die Grotte der Dido und des Amors, wo ein Lichtſtrahl, durch eine Spalte dringend, einen Marmor beleuchtet, auf welchem Verſe aus dem Virgil eingegraben ſind — endlich eine Inſel in einem See, den die verſchiedenen Gewäſſer bilden, den heimlichſten, wolluſtreichſten Aufenthalt, den bloß ein Raſenſitz und eine mit verliebten Stanzen beſchriebene Säule zieren — das iſt ein Theil der Merkwürdigkeiten der Gärten von Pratolino, welche die reizende Bianca Capello bald als Diana bald als Venus durchirrte, und wo Franz von Medicis im Schooß der Wolluſt den Ruhm vergaß.

Auf der andern Seite des Pallaſtes, wo der Park durch den großen grünen Platz vom Schloſſe geſchieden wurde, ließ der Großherzog ſich ſelten blicken. Dieſe Gegend war nur öffentlichen Feſten und den Spaziergängen der Höflinge gewidmet. Aber hier befand ſich, unter einer Menge von antiken Statüen, noch eine der ſeltenſten: die coloſſale Bildſäule des Apennin, vom dickſten Theil des Gehölzes dermaßen eingefaßt, daß man ſie nur von ferne aus dem Geſichtspunct erblickt, welchen der Künſtler bezeichnet hat, nemlich aus den Fenſtern oder von den Terraſſen des Schloſſes. Man erinnert ſich aus dem Plutarch, daß ein gewiſſer Staſicrates dem Alexander einen Entwurf vorlegte, den Berg Athos zu einer Bildſäule umzuformen, die in ihrer linken Hand eine mit 10000 Einwohnern bevölkerte Stadt tragen und aus ihrer Rechten einen großen Strom in das Meer gießen ſollte; man erinnert ſich, daß Alexander den Künſtler abwies, ſprechend: „der Caucaſus, der Tanais

„und das caſpiſche Meer, über die ich als Ueberwinder gegangen bin, werden meine Denkmäler ſeyn.“ Beym erſten Anblick des Coloſſes von Pratolino wird man in der That verſucht zu glauben, daß irgend ein kühner Sterblicher jenen ungeheuren Entwurf habe ausführen wollen; er ſcheint von ferne ein pyramidaliſcher Felſen, aber wenn man ſich nähert, erkennt man bald das Meiſterwerk Johanns von Bologna, eines würdigen Schülers von Michel Angelo, der hier die Idee der Alten von ihrem Jupiter pluvius auszuführen ſtrebte. Ein herrlicher Kopf mit gerunzelter Stirn, den Ungewittern trotzend, gleichſam ein Sitz der ewigen Kälte; die Haare hängen wie Eiszapfen über die breiten Schultern herab, die Zöpfe des ungeheuren Bartes ähneln den Stalactiten, alle Glieder ſcheinen mit Reif bedeckt. Eine Art von Krone umgiebt das Haupt; aus jeder Zacke dieſer Krone ſtrömt Waſſer, fällt auf die Schultern, rieſelt vom Körper herunter, und giebt dem ganzen Coloß, beſonders wenn die Sonne ihn beſcheint, einen wahrhaft göttlichen Glanz. Die Eine Hand ſtützt er auf den Felſen, mit der andern preßt er den Kopf eines Meerungeheuers, welches Waſſerſtröme ausſpeyt. Das Haupt des Coloſſes ragt über die Bäume empor und ſcheint den Himmel zu berühren. Das dunkle Gebüſch, das zur Einfaſſung dient, bewirkt, daß das Ganze noch mehr hervorſpringt, und da unter den Füßen des Coloſſes auch noch ein See ſich ausbreitet, in dem er ſich ſpiegelt, ſo ſcheint fürwahr die ungeheure Maſſe in der Luft zu ſchweben. Das Ganze iſt ſo außerordentlich maleriſch, und ſo vollkommen proportionirt, daß die unermeßliche Größe des Kunſtwerks nur dann erſt auffällt, wenn man das Auge auf die Spaziergänger in deſſen Nähe richtet, und Zwerge zu ſehen glaubt. Wäre der Coloß ſtehend, ſo würde er wenigſtens 100 Fuß hoch ſeyn. Einer ſeiner Finger iſt ſo dick als ein Menſch im Leibe. In ſeinem Innern ſind mehrere ſchöne Zimmer, und in ſeinem Haupte ein Belvedere, dem die Augen zu Fenſtern dienen. — Man erzählt, daß mehrere Schüler des Johann von Bologna, die bey dieſer Arbeit halfen, ihre Augen durch die ungeheuren Diverſionen ſo verwöhnten, daß ſie nachher, als ſie in die Werkſtatt zurückkehrten, viele Statüen verdarben, ja, Einer der Geſchickteſte unter ihnen ſoll wahnſinnig darüber geworden ſeyn. (Baldinacci Vità di Dio di Bologna). Der Rumpf des Coloſſes beſteht aus Ziegelſteinen, die mit einem Mörtel bedeckt ſind, der ſo hart als Marmor geworden, der aber, als er noch weich war, jede Form annahm, die der Künſtler ihm geben wollte. Die Extremitäten ſind von Steinen ſchichtenweis erbaut. Alles hat einen gemeinſchaftlichen Schwerpunct, die Glieder dienen dem Rumpfe als Gewölbpfeiler, ohne im Geringſten dem Erhabnen und dem, was man grandios nennt, zu ſchaden.

Nach der Beſchreibung ſolcher Gegenſtände übergehe ich mit Stillſchweigen die zahlloſen

Gebäude, welche den Park umringen, die Ställe, Mühlen, Wohnungen der Gärtner, Feldwächter u. ſ. w. Die Säle zum Ballſpiel und zum Ringelrennen, welches letztere Spiel der Erfinder ſelbſt, Philipp Sengher, hier eingerichtet hatte. Durch eine liebliche, romantiſche Anlage zeichnet jedes dieſer Gebäude ſich aus. Mit Wehmuth ende ich die Beſchreibung deſſen, was einſt war, mit einem Blick auf Pratolino, wie es jetzt erſcheint. Verödet iſt dieſer herrliche Aufenthalt. Die Wände jener Gallerien und Prachtgemächer, vormals mit den koſtbarſten Gemälden behangen, ſind jetzt kahl, die Fußböden von Moſaik mit Staub bedeckt, der Wind heult durch zerbrochene Fenſterſcheiben. Nur ſelten ſchallt in dieſen Königshallen der Fußtritt eines neugierigen Reiſenden. Dornen wachſen in den Alleen; Bäume, vom Sturm entwurzelt oder vom Blitz zerſchmettert, liegen queer über die Wege; Mauern ſind eingeſtürzt, alle Bildſäulen verſtümmelt, die ſchönſten Gänge verwachſen; die wilde Natur hat alle ihre Rechte wieder behauptet. — O Bianca Capello! wenn du dieſe Trümmer deiner Hoheit ſehen könnteſt. —

Geoffroy.

So heißt der Merkel von Paris, der — gleich dieſem unſern vortrefflichen Landsmann — aus allen möglichen Bewegungsgründen tadelt oder lobt, nur nicht aus Ueberzeugung. Solchen Herren wiederfährt es denn wohl bisweilen, daß ſie auf gewaltigen Widerſprüchen ertappt werden. So zum Beyſpiel hat Jemand ſich die Mühe genommen, die Urtheile Geoffroy's (den man in Paris auch wohl den tollen Hund zu nennen pflegt) über Voltaire's Zaire zu ſammeln, ſo wie er ſeit acht

Jahren, im Journal des debats, jetzt Journal de l'Empire, ſie von ſich gegeben hat. Es iſt luſtig zu leſen, und mag zur Warnungstafel für die deutſchen Geoffroy's dienen.

Am 29ſten Prairial des 8ten Jahres ſagte er: „die drey letzten Acte von Zaire ſind ein Meiſterſtück.“ Am 4ten Thermidor: „Als Voltaire Zairen ſchrieb, war er in der Blüte ſeiner Einbildungskraft. Im Ordir, Mardamen, Brutus hatte er ſein Talent geſucht, in Zairen fand er es. (Ein ſonderbares Verſteckungsſpiel des Dichters mit ſeinem Talente.) Niemanden iſt beſſer gelungen die Leidenſchaft mit der franzöſiſchen Galanterie zu verſchmelzen. Nur bey ihm findet man dieſe Erhabenheit, Grazie, Friſchheit des Colorits u. ſ. w.“

Am 9ten Meſſidor des 9ten Jahres: „der Character Orosmanns vereint mit dem wilden Stolz eines Scythen, die Zartheit und Galanterie eines franzöſiſchen Ritters.“

Am 8ten Fructidor: „Niemand liebt Zairen mehr als ich.“ — Alle dieſe Lobſprüche wiederholte er mit verſchiedenen Wendungen am 26ſten Brumaire des 10ten Jahres, am 16ten Frimaire und am 18ten Pluvioſe. Aber ſchon am 5ten Ventoſe, alſo nur 17 Tage nachher, hieß es: „Der berühmte Orosmann hat einige Anfälle von der fallenden Sucht. Er hat das hitzige Fieber und iſt verrückt. Von allen verliebten Fürſten, die jemals auf der Biene erſchienen ſind, iſt er, phyſiſch genommen, der größte Narr.“

Am 22ſten deſſelben Monats: „Zaire iſt Eins von den vier Meiſterſtücken Voltaire's. Gleich Alziren, Mahomet, Meropen, iſt ſie Eins der beſten Werke, die ſeit Racine geſchrieben worden.“

Am 25ſten Fructidor: „Orosmann iſt eine Miſchung von viehiſcher Wuth, ein Epileptiſcher, ein grober Narr. Er krümmt ſich wie ein Beſeſſener, der exarciſirt wird. Er hat Steinſchmerzen. Er gleicht einen Teufel, den man mit Weyhwaſſer beſprengt. Er inſultirt Zairen auf die brutalſte Weiſe. Zaire iſt ein Gänschen, das ſich mit Theaterfloskeln brüſtet, und das den Verſtand verliert, indem es ſeine Verwandten wieder findet. Nereſtern, ihr Bruder, iſt ein fanatiſcher Ignorant, ein Grobian, und der bon homme Luſignan ein Comödienpapa.“

Am 16ten Vendemiaire des 11ten Jahres, (alſo 49 Tage hernach): „Zaire iſt Eins von den Werken, die Voltairen am meiſten Ehre machen —“ (und nun folgt eine Wiederholung aller oben angeführten Lobſprüche.

Am 27ſten deſſelben Monats, (alſo 11 Tage nachher): „Zaire erweckt Ekel und Langeweile.“

Am 19ten Brumaire des 9ten Jahres: „Sobald Zaire ihren Vater erkannt hat, opfert ſie ihre Liebe der Natur und der Religion. Der Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft bietet das rührendſte, edelſte Intereſſe dar.“

Am 16ten Frimaire des 10ten Jahres: „In Zairen ſcheint Voltaire die Liebe nur darum der Religion entgegen geſtellt zu haben, um jene triumphiren zu laſſen. Das Chriſtenthum erſcheit bloß als Freudenſtörer.“

Am 25ſten Floreal des 11ten Jahres: „Zaire iſt eine Närrin, eine vermummte Betſchweſter, die, in einem halb chriſtlichen, halb leidenſchaftlichen Gallimathias, Gott und den Satan, die Liebe und die Religion mit einander vermengt.“

Am 2ten Frimaire des 13ten Jahres: „Durch die Vermiſchung der Liebe, der Natur und Religion iſt Zaire äußerſt intereſſant.“

Am 16ten Nivoſe: „Orosmann iſt ein Held aus dem Tollhauſe.“

Am 12ten März 1807: „Zairens Schmerzen ſind Albernheiten, und ihre Situation zwiſchen einem ſoliden Liebhaber und einem zufälligen Vater iſt eine Kinderey, die abentheuerlich tragiſch wird.“

Am 9ten März 1809: „Orosmann iſt ein großmüthiger, galanter, liebenswürdiger Sultan, Zaire iſt ſittſam, beſcheiden u. ſ. w.“ (Dieſes Lob ertheilte Geoffroy auf Koſten des Othello von Ducis.)

Am 31ten May 1809: „Die frommen Monologen und Dialogen der Zaire, ihr Kampf zwiſchen Liebe und Religion, ſind in unſern Tagen tödtlich langweilig. Man erſtaunt, in dieſem Frauenzimmerchen, das im erſten Acte ſo philoſophiſch raiſonirt, wie ein Pariſer Academiker, nur eine Närrin zu finden, die ſich leiten läßt wie ein Gänschen u. ſ. w. — Zaire iſt Eine von Voltaire's Gaukeleyen (Jongleries.)“

Kaum ſollte man dergleichen elende Widerſprüche für möglich halten! und doch iſt ausgemacht, daß dieſer Geoffroy ſeit 8 Jahren der einzige Redacteur des Theaterartikels im Journal de l'Empire war; und doch giebt es Leute genug in Paris, denen ſeine Urtheile für Orakelſprüche gelten. Wer ſich die Mühe nehmen wollte, unſere deutſchen Geoffroys auf dieſe Weiſe zu controlliren, der würde ähnliche Beyſpiele genug auffinden. Leider haben allerley Verhältniſſe auch auf die Urtheile der beſſern Menſchen Einfluß, was darf man denn von Merkels erwarten?

Schüchterne Gewiſſen.

Als der unüberwindliche Kayſer Napoleon das ehemalige Churheſſen erobert hatte, befahl er unter andern in einem Schreiben aus Poſen vom 29ſten November 1806, 1) heſſiſche Regimenter zu errichten, 2) den Officiers u. ſ. w. die alte Dienſtzeit anzurechnen, und 3) „daß Alle von dem Eyde des Gehorſams, wel„chen ſie dem ehemaligen Landgrafen von Heſ„ſen geleiſtet hatten, entbunden ſeyn ſollten.“

So beruhigend dies letztere für jeden Officier ſeyn mußte, da der größte Held unſerer Zeit, der der Ehre eines wackeren Soldaten gewiß nie zu nahe treten wird, kein Bedenken trug, dieſe Entbindung zu proclamiren, ſie folglich mit Ehre und Gewiſſen vereinbar ſeyn muß; ſo gab es doch, und giebt vielleicht noch jetzt, manche vormalige heſſiſche Officiere mit allzuſchüchternen Gewiſſen, die da irrig meynten: nur der könne ſie vom Eyde entbinden, dem der Eyd geleiſtet worden. Wenn das geſchehen ſey, ſo würden ſie mit unerſchütterlicher Treue dem großen Kayſer dienen, und ſelbſt dann, wenn es denkbar wäre, daß ihm einſt kriegeriſche Unfälle begegnen ſollten, würden ſie glauben deſſen Wohlgefallen zu verdienen, wenn ſie gegen den Sieger dieſelben Grundſätze äußerten.

Da dieſe Anſicht der Dinge zwar rechtlich zu ſeyn, aber doch mit jenem Befehle nicht ganz überein zu ſtimmen ſcheint, ſo muß nothwendig ein Irrthum ſich in dieſelbe eingeſchlichen haben, und es wäre daher zu wünſchen, daß die deutſchen Philoſophen, die ſo oft metaphyſiſche Spitzfindigkeiten abhandeln, welche dem Menſchengeſchlecht nicht den geringſten Nutzen bringen, zur gänzlichen Beruhigung der ſchüchternen Gewiſſen, dieſe Gewiſſensfrage ins Klare ſetzen und entſcheiden mögten, um ſo mehr, da auch der Civilſtand ſich hie und da im gleichen Falle befindet.

In welchen Fällen muß ein Unterthan ſein Leben aufopfern, um das Leben ſeines Fürſten zu erhalten?

Dieſe Frage wurde zu Anfange des 17ten Jahrhunderts von einem gewiſſen Abbé Jean du Verger de Hauraune abgehandelt, und zwar nannte er ſie eine königliche und politiſche Frage, (queſtion royale et politique), und ſchränkte ſie beſonders auf Friedenszeiten ein. Das Büchlein machte großes Aufſehen, wurde ſchnell vergriffen, und, weil es ſelten war, mit 4 bis 5 Louisd'or bezahlt. Dadurch kam ein ſpekulirender Buchhändler, im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts, auf den Einfall, es neu aufzulegen, doch ganz insgeheim, um es den Liebhabern ſeltener Bücher für die alte Ausgabe zu verkaufen. Allein die Liſt wurde entdeckt, und nun wollte Niemand 24 Sous dafür zahlen.

Das war auch ſehr natürlich, denn alle die Urſachen, die im Jahr 1609 der Schrift jene große Celebrität verſchafften, waren nun verſchwunden. Der Verfaſſer hatte ſchon früher, unter dem Namen Petrus Aurelius, die Jeſuiten angegriffen; ſie rächten ſich, indem ſie aus ſeinem neueſten Werke Folgeſätze ableiteten, die ſeine religiöſen Grundſätze verdächtig machten, und die ihm nie in den Sinn gekommen waren. Das Werkchen, von nicht mehr als 56 Blättern, iſt ſchlecht geſchrieben, birgt aber hie und da erhabene Gedanken, und predigt einen Patriotiſmus, den wir leider bloß anſtaunen oder belächeln.

Daß der Verfaſſer ſeinem Zeitalter vorausgeſchritten war, beweiſt ſchon deſſen Behauptung: daß der Selbſtmord, oder das Opfer des eigenen Lebens, in manchen Fällen erlaubt ſey, und daß

„Die Vernunft einen Menſchen dazu bewegen könne, wenn das Leben des Fürſten

„einem Reiche nothwendig iſt, wie ein Jeder von uns wohl fühlt bey der öffentliche Ruhe unſers Staates, welcher, zu ſeiner Erhaltung, keines günſtigern Geſtirns bedarf, als des Lebens des unüberwindlichen Monarchen, der es beherrſcht."

Der unſterbliche Heinrich IV. war es, der damals herrſchte, und ein Jahr nachher ermordet wurde; ein Unglück, welches ganz Europa fühlte, ſeit 20 Jahren wieder mit erneuerten Schmerzen fühlt, und dem wir entgangen wären, wenn diejenigen, denen die Pflicht obliegt, das Volk aufzuklären, du Bergers Grundſätze befolgt hätten.

Bruchſtücke aus einer Predigt.

Mit folgenden Worten — warum wurden ſie nicht in Erz und Marmor gegraben? — redete einſt der Abbé Maury in einer Faſtenpredigt den König Ludwig XVI. an:

Sire! Ew. Majeſtät Liebe für das allgemeine Wohl ermuntert die Diener der Religion, Ihnen ein dunkles Gemälde von den Freyſtätten der Armuth darzuſtellen. Die Wohlthätigkeit eines Fürſten muß im Verhältniß ſtehen mit ſeiner Macht. Das große Allmoſen der Könige, oder vielmehr der Tribut, von Gott ſelbſt Ihnen auferlegt den Unglücklichen zu entrichten, iſt die Gerechtigkeit! Den Geſetzgeber rufen wir zum Heil der Armen in Ihnen auf. Wir dürfen es Ew. Majeſtät nicht verheelen, daß mehrere, der Menſchheit unter uns gewidmete Anſtalten, noch den Stempel jener barbariſchen Jahrhunderte tragen, in welchen ſie entſtanden ſind.

Vielleicht wird man Ihnen ſagen, daß große Mißbräuche in allen großen Inſtituten unvermeidlich ſind; denn man vergrößert gar zu gern die Schwierigkeiten, um guten Königen den Muth zu rauben. O verzweifeln Sie nie! weder an den Menſchen noch an ſich ſelbſt! — (Armer Ludwig! die Menſchen haben dich leider gezwungen an ihnen zu verzweifeln.) — Nein, Sire, es iſt nicht unmöglich, einem Gefangenen das Einathmen friſcher Luft zu verſtatten; es iſt nicht unmöglich, den Kranken die Hoſpitäler zu öffnen, ohne mehrere derſelben in Ein Bett zu begraben; es iſt nicht unmöglich, den Unterhalt jener armen Kinder zu ſichern, die der Himmel unter dem beſondern Schutz des Vaters ſeines Volks geſtellt hat; es iſt nicht unmöglich, der Betteley zu ſteuern, ohne durch Sklaverey zu ſchrecken; und wenn Sie die Hand an dieſe Werke der Barmherzigkeit legen, ſo werden Sie bald finden, daß, mit einem fühlbaren Herzen, einem geſunden Geiſte und mit Beharrlichkeit, die Wohlthätigkeit eines Königs allmächtig iſt. — Ha Sire! Sie ſind in dem glücklichen Alter, wo in einer ſchönen Seele der Wille zum Guten eine thätige heiße Leidenſchaft iſt. Nützliche Revolutionen müſſen in der Jugend der Könige bewirkt werden. Im Laufe einer langen Regierung ſtumpft die Empfindung eines Monarchen ſich ab, ſeine Thätigkeit wird geſchwächt, ſeine Seele ermüdet. Eine traurige Erfahrung lehrt ihm die Menſchen weniger achten. Er ſieht ſich allein, und Niemand leiſtet ihm Beyſtand in dem Guten, das er ſo gern vollbringen mögte. Dieſes Verlaſſen ſeyn drückt ihm zu Boden, und er verliert den Muth der Güte, indem er aufhört an die Tugend zu glauben. So erreicht er endlich das Alter, wo Krankheiten, die Annäherung des Todes, Sorge und Liebe für und zu ſich ſelbſt, alle andere Bande trennen — er entſchlummert, und die Nation ſcheint mit ihm zu veralten. —

Sire! Sie haben die Armen beſucht, in einer rauhen Jahreszeit erquickt, doch Ihre königliche Wachſamkeit wird ſich nicht auf das

Elend beſchränken, welches dieſen Pallaſt umgiebt. Vom Himmel herab empfiehlt Ihr erhabener Vater Ihnen die öffentlichen Anſtalten. Denken Sie zuweilen an das, was Er auf dem Throne gethan haben würde, den Sie jetzt ſchmücken, das iſt es, was Sie thun müſſen, und wenn Sie ſeine menſchenfreundlichen Entwürfe im Laufe Ihres Lebens ausführen, ſo werden Sie auch einſt ſeine ewige Krone theilen.

So ſprach der edle, von ſeinem göttlichen Berufe durchdrungene Prediger. O es iſt ſchön, wenn man das ſeltene Recht, eine Stunde lang ununterbrochen zu dem Monarchen zu reden, bloß dazu verwendet, ihn die heilſamſten Wahrheiten hören zu laſſen, während die Schmeichler und Günſtlinge jeden Augenblick ſtehlen, um die Wahrheit zu entfernen oder zu vergiften.

Parodie einer großen franzöſiſchen Oper.

Sie wurde einſt wirklich, bey Gelegenheit des Schluſſes der Bühne, in Paris aufgeführt, und dauerte nicht länger als 10 Minuten. Ein Componiſt erſchien, von dem komiſchen Schauſpieler Thomaſſin dargeſtellt, und verſicherte, er habe, um ſein Talent für die komiſche Oper auszubilden, mit einer großen Oper den Anfang gemacht. Das Süjet des Stücks ſey völlig neu. Ein junger amerikaniſcher Prinz iſt verliebt in eine junge Prinzeſſin, kommt um und wird am Ende des Stücks wieder auferweckt.

Erſter Act.

La Princeſſe.

Cher prince on nous unit.

Le Prince.

J'en ſuis ravi, princeſſe.

Peuple, chantez, danſez, montrez votre allegreſſe.

Choeur.

Chantons, danſons, montrons notre allegreſſe.

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

La Princeſſe.

Amour!

(Kriegeriſches Getös. Sie fällt in Ohnmacht. Der Prinz erſcheint kämpfend gegen ſeine Feinde und wird erſchlagen.)

La Princeſſe.

Cher prince!

Le Prince.

Hélas!

La Princeſſe.

Quoi?

Le Prince.

J'expire!

La Princeſſe.

O malheur!

Peuple, chantez, danſez, montrez votre douleur.

Choeur.

Chantons, danſons, montrons notre douleur.

(Ein Marſch beſchließt den zweyten Act.)

Dritter Act.

Pallas erſcheint.

Pallas te rend le jour.

La Princeſſe.

Ah quel moment!

Le Prince.

Où ſuis-je!

Peuple, chantez, danſez, celebrez ce prodige!

Choeur.

Chantons, danſons, celebrons ce prodige.

Quodlibet.

(Zum Theil uralte Anecdoten.)

Die Ueberlegenheit der römiſchen Legionen erklärt Vegetius aus der Strenge ihrer militairiſchen Strafen. Die kleinſten Vergehen gegen die Kriegszucht zogen Verminderung des Soldes, Vermehrung der Arbeit, Degradation, Beſchimpfung und bisweilen ſogar den Verluſt der Freyheit nach ſich. — Als in der Schlacht bey Strasburg eine Cohorte von 600 Reitern die Flucht ergriff, ließ Julian ſie in Weiberkleidern durch das Lager ſpazieren. Sie brannten vor Begierde, dieſen Schimpf auszulöſchen, und zeigten bald nachher in einem hitzigen

Treffen, daß ſie Männer waren. — Hatten ſich ganze Corps an der Kriegszucht ſchwer verſündigt, ſo wurde der zehnte Mann geköpft oder auch todt geprügelt. —

Die Römer wußten nichts von dem Organ des Muthes, welches Gall an dem Schädel des General Wurmſer in einem ſo hohen Grade entdeckte; ſie verſtanden, aus den platteſten Schädeln Helden zu bilden. Die Franzoſen haben dieſe Kunſt ihnen abgelernt, denn unmöglich läßt ſich annehmen, daß das Organ des Muthes in irgend einem Lande ein Nationalorgan ſey. Es giebt wilde Völker, welche die Köpfe ihrer Kinder in gewiſſe Formen preſſen, wornach ſie Alle einander ähnlich ſehen. Ein Regent, der eine ſolche moraliſche Preſſe für die Köpfe ſeiner Unterthanen erfunden hat, macht aus ihnen was er will.

Das auffallendſte Beyſpiel von der (jetzt verſchwundenen) Ehrfurcht für die Geheimniſſe der Religion hat ſicher Kayſer Heinrich von Luxemburg gegeben. Er war 1313 bis in die Gegend von Sima vorgerückt. Hier nahm er das Abendmahl aus den Händen eines Dominikaners, Bernhard von Montepulciano, der ihm auch die ſogenannte Ablution oder den Spülkelch reichte. Bald darauf wurden ſeine Eingeweide von den heftigſten Schmerzen zerriſſen. Die Aerzte argwöhnten ſogleich, daß ihm Gift gegeben worden, und verſchrieben ihm ein Brechmittel; aber Heinrich wollte lieber ſterben, als den Leib des Herrn Chriſtus, wenn auch vergiftet, auf dieſe Art wieder von ſich geben. Und er ſtarb wirklich!

Allen großen Rechenmeiſtern zur Uebung hat ein Schlaukopf die Frage aufgeworfen: wenn Alexander der Große täglich zehn Bouteillen Blut getrunken hätte, wie viele Jahre hätte er leben müſſen, um Alles das Blut zu trinken, welches durch ihn und um ſeiner Herrſchſucht willen, vergoſſen worden? — Die Auflöſung dieſer Frage wird um ſo ſchwüriger, weil es zu Alexanders Zeiten noch keine Bülletins gab, aus welchen man die Summe der Erſchlagenen hätte zuſammen rechnen können.

Im erſten Viertel des 14ten Jahrhunderts beſtanden die Franciscaner, die damals noch keinen Protector an dem General Marmont hatten, einen ſeltſamen Streit. Sie wollten nemlich durchaus kein Eigenthum beſitzen, und als man ihnen zu beweiſen ſuchte, daß doch wenigſtens Speiſ' und Trank, dadurch, daß ſie es zu ſich nähmen, ihr Eigenthum würde, indem in ſolchen Fällen der Begriff des Eigenthums von dem Gebrauch gar nicht getrennt werden könne, ſo leugneten ſie das auf das heftigſte, erklärten die Speiſe in ihrem Magen für fremdes Eigenthum, und beriefen ſich dabey auf das Beyſpiel Chriſti und der Apoſtel. Pabſt Johann XXII., der ein größerer Liebhaber von Eigenthum war, bewies ihnen, daß Chriſtus und die Apoſtel ſelbſt wahrhaftes Eigenthum beſeſſen hätten. Sie konnten das nicht wiederlegen, aber ſie ſchimpften; die Inquiſition ließ einige verbrennen, die ſchimpften aber noch auf dem Scheiterhaufen und erſtickten vom Volke bewundert.

Nichts auf der Welt iſt ſo albern und toll, daß es nicht irgendwo und irgend einmal, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens, vertheidigt worden wäre. Und man wundert ſich noch, wenn die abgeſchmackteſten Meynungen Anhänger finden? — Es giebt nur Einen Gegenſtand der Verwunderung auf Erden, nemlich den: daß auch die geſunde Vernunſt hie und da noch einen Anhänger findet. —

Vor etwa 40 Jahren gab der berühmte Franklin, in einem Brief an einen Freund, folgende ſeltſame Inſtruction, um ſchwimmen zu lernen, die wohl ſchwerlich von Vielen zu befolgen gewagt werden mögte. „Wähle, ſagt er, eine Stelle im Fluſſe, wo das Waſſer nur nach und nach tiefer wird, gehe hinein bis an die Bruſt, kehre dann dem Strome den Rücken zu, und richte das Geſicht gegen das Ufer, welches du verlaſſen. Wirf nun zwiſchen dir und dem Ufer ein Ey ins Waſſer, welches ſogleich unterſinken wird. Das Waſſer muß aber ſo klar ſeyn, daß du das Ey auf dem Grunde ſehen könneſt, und es muß tief genug liegen, damit du nicht, ohne unterzutauchen, es erreichen könneſt. Um dir Muth zu machen, bedenke, daß du dich dem Ufer näherſt, wo das Waſſer immer ſeichter wird; daß, wenn du die Knieen beugſt, dieſe ſchon eine geringere Tiefe unter ſich haben werden, als deine Füße; und daß, ſo bald du nur willſt, der Kopf aus dem Waſſer hervorragen werde. Nun wirf dich kühn hinein, arbeite mit Händen und Füßen, um das Ey zu erhaſchen; da wirſt du finden, daß das Waſſer dich wider deinen Willen trägt, und daß es gar nicht leicht iſt, unterzuſinken. Deine Anſtrengungen, um zu dem Ey zu gelangen, werden dich dann von ſelbſt ſchwimmen lehren. Nur die Furcht verbanne. — Eine Perſon, die nicht ſchwimmen kann, und zufällig ins Waſſer fällt, würde ſonder Zweifel ſich lange oben erhalten, wenn ſie nur Gegenwart des Geiſtes genug hätte, das Umdrehen und Untertauchen zu vermeiden, ſondern ruhig in einer natürlichen Stellung zu bleiben."

Franklin beſchließt ſeinen Unterricht mit den Worten: „Wenn ich Kinder zu erziehen „hätte, ſo würde ich, bey übrigens gleichen „Vortheilen, immer diejenigen Schulen vor„ziehen, wo man ſchwimmen lernen kann, „eine ſo höchſt nützliche Kunſt, die, wenn man „ſie einmal verſteht, ſich nie wieder vergißt."

In Zeiten, wo das Worthalten immer ſeltener wird, mag man ſich gern an folgende Begebenheit aus dem 14ten Jahrhundert erinnern. Friedrich von Oeſtreich ſaß in der Traußnitz gefangen, Ludwig von Bayern bot ihm die Freyheit unter harten Bedingungen. Friedrich ging ſie alle ein. Als er aber nachher gewahr wurde, daß er ſie unmöglich erfüllen konnte, kehrte er ſich nicht daran, daß der Pabſt den abgedrungenen Vergleich ohnehin ſchon vernichtet hatte, auch allenfalls bereit war, ihn noch einmal zu abſolviren, ſondern ging geradeweges nach München und warf ſich ſeinem Gegner in die Arme. Aber dieſer Gegner verdiente auch das bewieſene Vertrauen, er empfing den Biedermann als ſeinen beſten Freund, ſpeiſte mit ihm an Einer Tafel und ſchlief mit ihm in Einem Bette; ja er gab ihm ſogar die Statthalterſchaft von Bayern, als er ſelbſt ſeinem bedrängten Sohne nach Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte. — O warum haben unſere Zeiten keine Beyſpiele von ſolchen edelmüthigen Feinden aufzuweiſen! —

Die Chronik von Urſperg ſagt: daß Baronen und Ritter in Deutſchland meiſtens pflegen Räuber zu ſeyn. Für dieſen Unfug iſt die Strafe nicht ausgeblieben, nur Schade, daß die hinkende Rache erſt die ſpäten Nachkommen erreicht, denn die Chronik von heute dürfte ſagen: daß Baronen und Ritter in Deutſchland meiſtens pflegen Beraubte zu ſeyn.

Doch weit ſchlimmer noch haben ſich die Sachen für die Geiſtlichkeit geändert, obgleich dieſe niemals auf Raub auszog, ſondern bloß zur Ehre Gottes das Geraubte empfing. Als Kayſer Conrad im 13ten Jahrhundert einen Hoftag zu Frankfurt hielt, kam der Erzbiſchof Albero von Trier mit 40 bedeckten Schiffen außer der Bagage und den Küchenſchiffen. In ſeinem Gefolge hatte er zwey **Herzöge**, den von Oberlothringen und den von Limburg, acht Grafen und eine gewaltige Menge von Rittern. Es iſt die Frage, ob der jetzige Churfürſt von Trier auch nur ein einziges Küchenſchiff ausrüſten kann, und ſelbſt das Gefolge des Pabſtes auf ſeiner letzten Reiſe beſtand bloß aus — **Gendarmerie.**

Nicetas Chonlates, ein Grieche, ſah die deutſchen **Kreuzfahrer** auf ihrem Durchmarſch zum heiligen Grabe, und nannte ſie in ſeinen Annalen mit Ehrfurcht: Säulen von Erz. Wenn er jetzt die deutſchen Kreuzträger auf ihrem Durchmarſch zu den eigenen Gräbern ſehen könnte — er würde nicht einmal die Trümmer jener Säulen mehr erkennen.

Sterbend brach der Kayſer Conrad (1252) in folgende Worte aus: Vae mihi miſero! ut quid me fudit mater mea e gremio? ut quid pater meus me genuit tot aerumnis exponendum? — Imperium, quod ante nativitatem Chriſti usque modo floruit modo marceſcit et datur lethae oblivioni! Es wird nicht überflüſſig ſeyn, dieſe Worte in unſern Zeiten zu beliebigem Gebrauch ins Deutſche zu überſetzen: Wehe mir! warum hat mich meine Mutter geboren? warum hat mein Vater mich für ſo vieles Unglück erzeugt? Das Reich, das ſchon vor Chriſti Geburt bis auf jetzige Zeiten geblüht, welkt nun dahin und ſinkt in Vergeſſenheit!

Es wird als eine lächerliche Anmaſsung Kayſer Friedrich des Zweyten erzählt, daß er einen allgemeinen Reichstag aller Könige und Souverains ausſchrieb, um auf demſelben nicht allein über die Geſchäfte des Reichs, ſondern auch anderer Königreiche zu rathſchlagen. Die damaligen Kabinetter empfingen das Ausſchreiben und legten es bey Seite, ohne ſich weiter darum zu bekümmern. Wenn es in unſern Tagen dem Kayſer von Frankreich beliebte, einen ſolchen allgemeinen Reichstag zu berufen, ſo würde, der König von England ausgenommen, wohl Jedermann dabey erſcheinen.

Aber wie gerne wollen wir Friedrich dem Zweyten ſeinen Hochmuth verzeihen, um einer trefflichen, leider in unſern Tagen nicht immer befolgten, Verordnung willen, die man bey Senkenberg in deſſen Sammlung der Reichsabſchiede findet: „daß, ſo Ackersleut auf den „Aeckern im Felde pflügen und ackern, oder „was für eine Arbeit ſie thun, die zu dem „Ackern gehöret, wenn ſie zu Felde ſeyn mit „ihren Perſonen, mit ihren Helſern oder Ge„ſinde, mit Ochſen, Pferden, oder was ſie

Univ. Bibl

„bey ihnen haben mögen, ſich keiner erkühnen „ſolle, ihnen etwas zu nehmen von Vieh, von „Zeug oder was ihnen angehört, oder anzu„laufen, anzureiten, oder freventlich an ſie „zu kommen, ſie zu fangen oder ſonſt eine Untu„gend ihnen zu erzeigen." — Das lateiniſche Original klingt noch vortheilhafter: Agricultores et circa ruſiicitatem occupati, dum villis inſident, dum agros columt, ſecuri ſint quocunque parte ferrarum. „Die „Bauern, ſie mögen nun in den Dörfern „ſeyn, oder den Acker bauen, ſind überall „ſicher." — Warlich! dieſes Geſetz ſollte jedesmal vor dem Anfang eines Krieges feyerlich proclamirt, und von den kriegführenden Partheyen beſchworen werden.

In Maynz lebte einmal ein Biſchof, der Konrad hieß und eine Chronik ſchrieb. In dieſer Chronik beſchreibt er vor allen Dingen den Maynzer Kirchenſchatz, von dem wohl keine Spur mehr vorhanden ſeyn mag. Es war eine ganz artige Sammlung von Koſtbarkeiten, deren ſich der Kaiſer nicht hätte ſchämen mögen. Ein einziges Kreutz von Gold wog 600 Pfund oder 1200 Mark des feinſten Goldes. Ein goldener Kelch wog 18 Mark. Einen andern, der weit größer war, unterſtand ſich der Verfaſſer gar nicht zu ſchätzen. Unter den vielen Meßgewändern war Eines ſo ſchwer von Gold und Edelſteinen, daß nur ein ſehr coloſſaler breitſchultriger Prieſter Meſſe darin leſen konnte. Dem Erzbiſchof, der vermuthlich kein ſolcher Rieſe war, mußte es immer nach dem Evangelium abgenommen und ihm ein anderes angelegt werden. Von dieſen Schätzen hat Schreiber dieſes im Jahr 1790 noch Vieles geſehen; wo ſind ſie aber hingekommen? —

Rudolph von Habsburg iſt derjenige Kayſer, der den größten und ſchönſten Nachruhm hinterließ, der jemals einen Monarchen zu Theil geworden. Seine **Redlich**-

keit war nemlich ſo allgemein anerkannt, daß es noch lange nach ſeinem Tode ein Sprüchwort blieb, wenn man einen nicht ganz zuverläſſigen Menſchen bezeichnen wollte: Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht. — Was iſt die Eroberung einer Welt in den Augen des Philoſophen gegen ſolchen verdienten Ruhm? — Leider haben wir jetzt in keiner europäiſchen Sprache ein ſolches Sprüchwort.

Derſelbe Rudolph wünſchte ſich oft nicht mehr als 40000 brave Deutſche zu Fuß und 4000 zu Roß, mit welchen er, nach ſeiner Meynung, die ganze Welt erobern wolle. Wie würde er ſich wundern, wenn man ihn jetzt an die Spitze von zehnmal ſo vielen Deutſchen ſtellte, und er doch geſchlagen würde.

In des Abbé André histoire générale et particulière von Böhmen findet ſich folgende merkwürdige Stelle von Carl dem Großen: „Der neue Kayſer hatte ſich all-

„zugierig nach Eroberungen gezeigt, um nicht „auch an die von Böhmen zu denken. Ohne „Zweifel ſah er mit Verdruß, daß dieſes, von „den Provinzen ſeines Reichs umgebene Land, „ſeinem Scepter noch nicht huldigte. Aber „unter welchem Vorwand ſollte er ein Volk „angreifen, welches, weit entfernt ſich „feindlich gegen ihn zu benehmen, „ſeine Siege über die Abaren da„durch begünſtigt hatte, daß es ihm „einen freyen Durchmarſch verſtat„tete. — Ey! könnte es Carl dem Großen „wohl je an einem Vorwand mangeln? Wäre „nicht es falſcher oder wahrer Eifer für die „Belehrung der abgöttiſchen Böhmen hinrei„chend geweſen?“ — (oder auch nur die Verſicherung ſie glücklich machen zu wollen.) — „Konnte er nicht eine alte Abhängigkeit von „den franzöſiſchen Monarchen vorſchützen und „ſie auffordern ihn für ihren Herrn zu erken„nen? — Es gab aber auch noch andere „Gründe, die ſeiner kriegeriſchen Raſt-

„loſigkeit und ſeinen ehrgeizigen Ent„würfen zu Hülfe kamen.“ — (Daß doch Alles in der Weltgeſchichte wiederkehrt, und daß doch ewiglich Niemand ſich dadurch warnen läßt!) —

Zum Troſt und nachahmungswerthen Beyſpiel für alle Ehemänner, ſtehe hier eine Beobachtung von Boiſſy d'Anglas, (demſelben, der ſich in der franzöſiſchen Revolution berühmt gemacht) die er im Jahre 1785 einem ſeiner Freunde in einem Briefe mittheilte. „Dicht unter meinem Fenſter haben zwei Schwalben ihr Neſt gebaut, die ich mit großem Vergnügen belauſche. Das Weibchen brütet jetzt, und das Männchen bringt ihr zu eſſen mit einer ſehr erbaulichen Pünctlichkeit. Es war eben in dieſer Abſicht ausgeflogen, als ich ſehr deutlich eine fremde Schwalbe bemerkte, die ganz in der Stille meiner Frau Nachbarin einen Beſuch abſtattete, und ſehr wohl empfangen wurde. Ich war, zu meinem großen Scandal, Zeuge ihrer gegenſeitigen Liebkoſungen, und konnte an der Untreue der Frau Nachbarin gar nicht zweifeln. Zu ihrem Unglück kam das Männchen dazu und ſchien eben ſo ſcandaliſirt zu ſeyn als ich. Es verfolgte den fremden Näſcher, kam zurück, mißhandelte die Treuloſe zwar nicht, beklagte ſich aber bitterlich, und das Weibchen zwitſcherte ſehr demüthig, vermuthlich um ſich zu rechtfertigen. Ob ihr das ganz gelang, weiß ich nicht, aber ſo viel ſah ich wohl, daß der Hausfriede nicht lange dadurch geſtört wurde. Das Männchen flog wieder nach wie vor aus und ein, und der Galan ließ ſich nicht mehr blicken.“

„Der Verfaſſer des Emil,“ ſo ſchließt Boiſſy d'Anglas, „liebte die Schwalben ſehr. Hätte er etwas dergleichen beobachtet, ſo würde ſich ſeine Zuneigung wohl vermindert haben. Was mich betrifft, ich werde ſie künftig nicht mehr anſehen.“

Auch ein Traum vom ewigen Frieden.

Man ſpricht von dem Abbé St. Pierre als von einem gutmüthigen Schwärmer, man belächelt oder verſpottet ihn, als habe er die Quadratur des Cirkels erfinden wollen. Aber ſollte denn wirklich ein ewiger Friede unter den Menſchen *unmöglich* ſeyn? nemlich unter *cultivirten* Menſchen? Denn daß die, von der Jagd lebenden Wilden an der Hudſonsbay oder in Sibirien ſich immerfort ſchlagen und tod ſchlagen, ſo oft Einer des Andern Jagdrevier betritt, das iſt begreiflich; aber daß die Europäer ſammt und ſonders ſchon Jahrhunderte lang aus Einem Halſe ſchreyen:

„Ach! was iſt es für ein köſtliches Ding um „den lieben Frieden! Ach! du lieber Friede, „kehre bey uns ein! u. ſ. w.,“ und doch immer Krieg führen, als könnten ſie dieſes verfluchten Zeitvertreibes nie müde werden, und doch nicht auf Mittel ſinnen, den Frieden unter ſich zu feſſeln, das iſt unbegreiflich.

Schon **Leibnitz** machte einen Entwurf zum ewigen Frieden. „Ich erinnere mich, ſagt er, der „Ueberſchrift eines Kirchhofes: pax perpetua, „denn die Todten ſchlagen ſich nicht. Aber „die lebendigen Machthaber reſpectiren keine „Tribunäle. Man müßte dieſe Herren nöthigen, in der Bank des **Staatentribunals** Caution zu leiſten, und ſie dort gerichtlich nieder zu legen, z. B. einen König „von Frankreich 100 Millionen Thaler, einen „König von Großbritannien nach Verhältniß, „ſo daß, wenn ſie dem Spruche des Tribunals ſich nicht unterwürfen, dieſer mit ihrem „Gelde vollſtreckt werden könnte.“

Der gute Leibnitz vergaß, daß die Herren ſogleich die Waffen ergreifen, und nicht allein ihre niedergelegten Millionen, ſondern noch alle die übrigen Potentaten dazu, von der Bank des Staatentribunals requiriren würden. Nein, die Furcht vor Geldverluſt iſt es nicht, wenigſtens nicht allein, wodurch ein ewiger Friede bewirkt werden kann.

Wenn ich ſage: ein ewiger Friede, ſo meyne ich freylich nur eine Ewigkeit, die menſchlichen Einrichtungen erreichbar iſt, alſo nur mehrere Jahrhunderte; aber welche Wohlthat wäre nicht ſchon dieſe für das gequälte Menſchengeſchlecht! und ein ſolches Glück ihm zu begründen, iſt möglich, ſehr möglich. — Auf welche Weiſe? — das will ich eben jetzt träumen. Möge der Plan noch unreif, oder abentheuerlich, mit Einem Worte: möge er als ein Traum erſcheinen, doch der Prüfung, der ernſten Betrachtung iſt er werth. Manche werden ihn lächelnd, mit einem vornehmen

Blicke überſchauen, und keck entſcheiden, er ſey unausführbar, allein eben das würden ſie geſagt haben, wenn ihnen Lykurg zum Beyſpiel ſeinen Plan der lacedämoniſchen Geſetzgebung vorgelegt hätte; und dennoch führte Lykurg ihn aus, und dennoch beſtand ſein Werk viele Jahrhunderte lang. Dieſes Gleichniß ſoll nur beweiſen — (denn mein Traum iſt nicht ſo albern, daß er mich ſelbſt dem Lykurg gleich ſtellte) — daß das Seltſame oder Auffallende in einem Plane nicht auch das Verwerfliche in ſich faßt, und daß man, nach genauer Prüfung, mir wird zugeſtehen müſſen, dieſer ſey wirklich ausführbar, und es ſey wirklich unter den Menſchen ſchon Manches ausgeführt worden, was weit ſchwieriger ſchien und war. Denn mußte nicht Lykurg ſogar Gefühle bekämpfen, die mit der menſchlichen Natur auf das Innigſte verwebt ſind? Zum Exempel die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wenn er dieſe, gleich nach der Geburt, ihnen wegnehmen, oder wenn er die Knaben an Dianens

Altare bluten und oft zu Tode geißeln ließ? — Dennoch gelang es ihm. Warum denn nicht einem Andern, der bloß das allgemein Gewünſchte, das allgemein Beglückende, das keinem Gefühl wiederſtrebende, befördern mögte?

Freylich hatte Lykurg den Vortheil, daß er, ohne Rückſicht auf das Alter, etwas ganz Neues erſchaffen durfte; hier hingegen dürfen, wenn der Plan in das Reich der Möglichkeiten gehören ſoll, die alten Formen nicht betaſtet, es dürfen nur kleine Abweichungen und geringe Opfer erfordert werden; dennoch bin ich überzeugt, daß, wenn durch ein Wunder die Herzen der Machthaber bewegt werden ſollten, ihn auszuführen, er ſeinen Zweck ſo vollkommen erreichen würde, als irgend eine menſchliche Einrichtung auf Erden; denn Ruhm und Schande, Furcht, Liebe und Eigennutz ſind die Triebfedern, durch welche der ewige Friede erhalten werden ſoll. Wer dieſe vereint in Bewegung ſetzen darf, dem iſt nichts unmöglich.

„Von den Fürſten Europens begehre ich weiter nichts, als Abſcheu vor Blutvergießen, weil ſie ihre Rechte auch ohne daſſelbe behaupten können. Da fordere ich doch wohl nicht zu viel? Und ich will vorausſetzen, daß alle unſere jetzt lebenden Fürſten dieſen Abſcheu empfinden, und daß keiner von ihnen das Schwerdt ziehen würde, wenn er ſein Recht auf einem mildern und bey weitem ſicherern Wege erlangen könnte. Dieſen Weg anzudeuten, wage ich jetzt.

Jede Provinz, jede Stadt, wählt durch Stimmenmehrheit drey Männer, die Redlichſten, Gerechteſten und Aufgeklärteſten. Alle die Gewählten begeben ſich nach der Hauptſtadt, und dort beſtimmt das Loos zwey unter ihnen, die Wahl des Fürſten fügt den dritten hinzu. Dieſe drey ſind nun *für ihr Vaterland* die *Europäiſchen Friedensrichter*. Sie ſchwören, wenn man es für nöthig findet. Mich aber will bedünken, ſie wären erhaben über den Schwur, da der große

Gedanke an ihren göttlichen Beruf ein mächtiger Schutzgott ihrer Treue iſt.

Hat nun jedes europäiſche Reich ſeine drey Friedensrichter ernannt, ſo verſammelt ſich dieſer Rath der Amphictyonen auf einer bequem gelegenen Inſel, etwa im mittelländiſchen Meere, die von nun an keinem Fürſten ausſchließlich, ſondern dem ganzen Europa angehört, und die Friedensinſel genannt, auf ihr die Friedensſtadt erbaut wird. Dieſe Inſel dürfen die Richter nicht verlaſſen, ſo lange ſie ihr Amt bekleiden. Sie ſind von ihren Familien umgeben, und werden vom Vaterlande ſo reichlich beſoldet, daß ſie jeder Sorge für ſich und ihre Kinder überhoben ſind. Sie dulden keine Geſandte der Europäiſchen Mächte an dem Friedenshofe, nemlich keine ſolche, die ununterbrochen daſelbſt reſidiren.

Jeder Fürſt ſchwört, beym Antritt ſeiner Regierung, daß er jeden Zwiſt mit andern

Mächten, nicht mit dem Schwerdt ausfechten, ſondern vor die Europäiſchen Friedensrichter bringen, und deren Urtheil ſich unterwerfen wolle. Er entbindet zugleich die Unterthanen von ihrem Huldigungseyde, im Fall er dieſen Schwur verletzt, und berechtigt ſie ausdrücklich, die Waffen gegen ihn ſelbſt zu ergreifen. Warum ſollte ein biederer Fürſt Bedenken tragen, einen ſolchen Eyd zu leiſten? entſagt er dadurch doch nur dem verhaßten Fauſtrecht, dem ſeine Unterthanen ſchon ſeit Jahrhunderten entſagen mußten? — Keiner darf ſich ſelbſt mit Gewalt Recht verſchaffen, und nur der Fürſt ſollte es dürfen? — ja, ſo lange ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, ſo muß er freylich zu dem Schwerdte greifen; allein, ſo bald ſich ihm ein rechtlicher Ausweg zeigt, auf gleiche Weiſe, wie jeder andere biedere Mann, das zu erlangen, was ihm gebührt, ſo wird er gern dieſen Weg einſchlagen, oder er wäre kein guter Fürſt und zweifelte ſelbſt an der Gerechtigkeit ſeiner Sache.

Iſt nun zwiſchen zwey Mächten ein Zwiſt entſtanden, ſo ſchicken beyde ihre wohlunterrichteten, mit Beweiſen und Gegenbeweiſen verſehenen Geſandten nach der Friedensinſel. Dort werden ſie zwar ſehr wohl empfangen und gehalten, aber ſie wohnen nicht in der Friedensſtadt, ſondern auf einem Landhauſe in deren Nähe, wo man ſie ſtreng bewacht. Kein Friedensrichter darf ſie beſuchen, noch ihren Beſuch annehmen. Sie ſehen durchaus keinen derſelben, außer in der Gerichtsverſammlung, wo ſie an beſtimmten Tagen erſcheinen, die Sache ihres Hofes führen, und gleich nach aufgehobener Sitzung in ihre Staatsgefangenſchaft zurückkehren. — Mit den imponirendſten religiöſen Feyerlichkeiten hebt nun der Friedensſenat ſeine Berathſchlagungen an. Hat er das Urtheil geſprochen, (welches natürlich inapellabel iſt) ſo läßt er die Geſandten beyder Mächte ihre Schiffe wiederum beſteigen, und ihnen dann erſt den Spruch einhändigen, worauf die Friedensſchiffe, ſogleich abſegeln, begleitet von mehreren Fahrzeugen, die das Urtheil ſchnell an allen europäiſchen Höfen bekannt machen.

Sowohl bey den Berathſchlagungen des Senates, als auch bey Abfaſſung des Urtheils, dürfen diejenigen Friedensrichter nicht zugegen ſeyn, welche aus den Ländern der zwiſtigen Fürſten gewählt worden. Sie müſſen vielmehr, ſo lange die Sache verhandelt wird, und ſelbſt ehe noch der Gegenſtand des Zwiſtes bekannt iſt, die Stadt verlaſſen, und dürfen mit keinem der Richter Umgang pflegen. — Daß die Urtheile dieſer Männer ſo gerecht ſeyn werden, als man nur immer von Menſchen erwarten darf, iſt wohl nicht zu bezweifeln, da man von ihnen ſagen könnte, was Demoſthenes von den Amphictyonen: Το κοινόν τῶν Ἑλλήνων συνέδριον, oder wie es Cicero mit eben den Worten ausdrücket: commune graeciae concilium. Und ſollte auch jemals etwas Menſchliches mit unterlaufen, ſo würde doch nie ſo viel Unheil daraus entſpringen, als aus dem kürzeſten Kriege.

Darüber wäre alſo kein Zweifel, daß ein ſolcher Europäiſcher Friedensſenat alle Völker Europens beglücken würde. Auch iſt dieſer Gedanke nicht neu, ſondern von den Griechen entlehnt. Etwas Aehnliches, wiewohl ſehr unvollkommen, geſchah öfter im Mittelalter, wo die Fürſten häufig, ehe ſie zum Schwerdte griffen, Schiedsrichter wählten und dadurch nicht ſelten den Krieg vermieden.

Aber — man wird den wichtigen Einwurf mir entgegen ſtellen: Geſetzt, der von dieſem Senat verurtheilte Fürſt iſt eben ſo mächtig als halsſtarrig, und will dem Spruche ſich nicht unterwerfen. Wer oder was kann ihn dazu zwingen? — Das iſt allerdings der Haupteinwurf, und wenn dieſer nicht genügend beantwortet werden kann, ſo iſt der Plan nur eine leere Waſſerblaſe.

Zwar habe ich ſchon oben des Eydes erwähnt, den der Fürſt geſchworen; aber wenn er ihn nun brechen will? — Zwar hat er, auf dieſem Fall, die Unterthanen ihrer Pflicht entlaſſen, und ihnen erlaubt, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen, und allerdings kann die Furcht dafür, ſchon einigermaaßen, die Kriegsbegier im Zaume halten; aber wenn er nun die Unterthanen für ſich zu ſtimmen weiß? oder, wenn er an der Spitze eines mächtigen, ihm ergebenen Heeres ſteht? welches bekanntlich nie fragt, ob die Sache, für die es fechten ſoll, gerecht oder ungerecht iſt; wie iſt dann dem Urtheil Gehorſam zu verſchaffen? —

Erſtens: So wie Lykurg keinen Eltern ihre Kinder ließ, ſondern dieſe ſämmtlich für Kinder des Staats erklärte; eben ſo dürfte kein Fürſt ſeine Kinder behalten, ſondern Alle müßten, als Kinder von Europa, in der Europäiſchen Friedensſtadt erzogen werden. Dort würden ſie von Jugend auf die Ehrfurcht für den Friedensſenat und deſſen Urtheile einſaugen, der Völkerbeglückende Grundſatz eines ewigen Friedens würde tief in die jungen Gemüther geprägt werden. Doch das wäre nicht der einzige große Vortheil dieſer Einrichtung; ſie würden zugleich als Geißeln für ihre Väter dienen, und ſobald Einer derſelben den Gehorſam verweigerte, ſobald er wirklich Truppen über ſeine Grenzen marſchiren ließe, ſo würden ſeinen Kindern augenblicklich die Köpfe abgeſchlagen. So hart das ſcheinen mag, ſo wäre es doch nothwendig. Der Tod einiger Unſchuldigen würde den Tod von Millionen Unſchuldigen verhüten.

Es läßt ſich ſchwerlich denken, daß ein Fürſt ſeine Kriegsluſt auf Koſten des Blutes ſeiner Kinder befriedigen werde. Sollte er aber dennoch ſo lieb- und ehrlos handeln wollen, ſo müßte der Friedensſenat das ganze übrige Europa gegen ihn in die Waffen rufen, und, wer ſich weigerte, augenblicklich ſeine ganze Macht aufzubieten, um den Verletzer des ewigen Friedens zu bekämpfen, der ſähe gleichermaaßen ſeine Kinder auf dem Blutgerüſte ſterben.

Hingegen ſtünde ein *Tempel des Ruhmes* auf der Friedensinſel, prangend mit den koſtbarſten Denkmälern, alle den Fürſten geweyht, die ihrem Schwure treu blieben, oder dem ewigen Frieden irgend ein Opfer brachten. Den Meyneydigen aber würden auf den Klippen des Ufers *Schandſäulen* errichtet, an denen die Flüche der Vorüberſchiffenden wiederhallten.

Ein anderes, kräftiges Mittel, Gehorſam zu erzwingen und die Kriegsbegier zu zähmen, mögte Folgendes ſeyn: Jeder Fürſt räumt, nach Maaßgabe der Größe ſeines Staates, Eine oder mehrere ſeiner wichtigſten Feſtungen *fremden Truppen* ein, und hält dagegen mit *ſeinen* Truppen wiederum fremde Feſtungen beſetzt. Dieſe Garniſonen wechſeln alle drey

Jahre, doch immer ſind es wiederum fremde Truppen, welche die Abgehenden erſetzen; ſo, daß derjenige, der einen Krieg beginnen wollte, zuerſt in ſeinem eigenen Lande die Feſtungen belagern müßte. Denn dieſe Garniſonen wären verpflichtet, im Fall verweigerter Unterwerfung unter die Decrete des Friedensſenats, ihn ſogleich als Feind zu behandeln. So bewaffneten ſich auch die Griechen gegen Jeden, der den Spruch der Amphictyonen nicht befolgte. Die beſtändig wechſelnden Garniſonen aller Völker würden überdies den großen Vortheil gewähren, daß alle Völker nach und nach einander näher kennen lernen, und endlich zu Einem großen Volke verſchmelzen würden.

Wie aber, wenn der widerſpenſtige Fürſt ſich der Friedensinſel ſelbſt bemächtigte? oder durch eine große Seemacht den Weg dahin ſperrt? —

Die Inſel müßte ſtark befeſtigt, und von den tapferſten Veteranen aller europäiſchen Nationen vertheidigt werden. Kein Kriegesſchiff dürfte ſich jemals ihr nähern. Derjenige Theil ihrer Beſatzung, der zu den Truppen des ungehorſamen Fürſten gehört, müßte entwaffnet werden, ſobald ſein Vorhaben kund geworden. Es bliebe ihm alſo nichts weiter übrig, als die Inſel zu blokiren. Sobald er dies wagte, bedürfte es weiter keines Aufrufes der übrigen Mächte zu den Waffen; ſie Alle würden gegen ihn ſich rüſten, während ſeine Kinder den Tod litten und ſein Name an Schandſäulen dem Fluche der Mit- und Nachwelt Preis gegeben würde.

Sollte wohl der Ruhm- und Blutdürſtigſte Fürſt auf Erden, ſo vielen Motiven zu Erhaltung des Friedens widerſtehen? — Erſtens: die Gewißheit, durch den Frieden ſein Volk zu beglücken. Zweytens: die ſchreckliche Gewißheit, ſeine unſchuldigen Kinder (oder ſeine nächſten Verwandten, wenn er keine Kinder hat) um ſeinetwillen ſterben zu ſehen.

Drittens: Die Ungewißheit eines glücklichen Ausgangs des unternommenen Krieges, die Furcht vor den, von ihrem Eyde losgeſprochenen, Unterthanen, vor den fremden Garniſonen in ſeinen Feſtungen, vor den Waffen aller europäiſchen Mächte.

Viertens: Die Scheu vor der öffentlichen Meynung, die Schande, die ihn unausbleiblich trifft.

Fünftens: Der Segen, der ihm folgen, der Ruhm, der ihn krönen wird, wenn er der Gewalt entſagt und ſich dem Rechte unterwirft.

Sechstens: Das Schickſal, welches ihm droht, im Fall er beſiegt wird; denn in dieſem Falle müßte er nie den Thron wieder beſteigen.

Warlich! es iſt faſt unmöglich, daß ſelbſt ein Thamas Kuli Chan bey einer ſolchen Einrichtung nicht ſo friedliebend werden ſollte, als ein Antonin. Und iſt wohl irgend etwas Unausführbares in dieſem Plane? — Nicht einmal der vereinte Wille aller Europäiſchen Fürſten wäre vonnöthen, um ihn zur Wirklichkeit zu bringen; nur die Mächtigſten dürften wollen, vielleicht nur Ein Mächtiger, und dieſer Eine würde ein Gott ſeyn! Alle Völker würden mit Entzücken ihre Kniee vor ihm beugen, und nach Jahrtauſenden noch ihn ſegnen.

O es iſt ein großer, ein erſchütternder Gedanke, daß gerade jetzt, mehr als jemals, dieſe Vereinbarung möglich wäre; daß wirklich ein Mann auf Erden exiſtirt, der ſie leicht bewirken könnte. Ha! dann wollten wir die Sterne herunter beten um ſein Haupt, und, nach dieſem größten aller Siege, ihm freywillig zujauchzen: te deum laudamus!

Was iſt die lebende Generation der Nachwelt ſchuldig?

So groß auch die Thaten ſind, welche wir in unſern Tagen bewundern, ſo wird doch kein Menſch leugnen, daß der größte Theil der jetzt lebenden Generation in Europa ſehr unglücklich iſt. Es giebt faſt kein Land mehr, das nicht mit Trümmern bedeckt wäre; faſt keine Stadt und kein Dorf, aus denen nicht Seufzer und Wehklagen ertönten über zerſtörtes Glück, verlorne Kinder und Gatten.

Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen — (es giebt überhaupt jetzt keinen ſolchen Ort) — wer die Schuld von dieſem allgemeinen Unheil auf ſich geladen; ob Mangel an Einigkeit? ob Anmaßungen zur See? ob Eroberungsſucht zu Lande? — gleichviel, das Unheil iſt da, Jedermann fühlt deſſen ſchweren Druck. Nur einige Wenige, die noch nichts verloren, oder auch nichts zu verlieren haben, (vielleicht nicht einmal Köpfe) tröſten uns mit dem Sprüchlein: „es wird aus alle dem blutigen Wirrwarr eine neue und beſſere Ordnung der Dinge hervorgehen.“

Sehr wohl, ich will es glauben. Aber wenn ſie nun gar hinzufügen: „deswegen „müßt Ihr ohne Murren leiden, ja Ihr müßt „Euch großherzig Eures Jammers freuen, „in dem Gedanken, daß Eure Nachkommen „weit glücklicher ſeyn werden, als Ihr und „Eure Vorfahren geweſen. Dieſes Glück den „hochgeehrten Nachkommen allenfalls mit Eurem Blute und Eurer Freyheit zu erkaufen, „iſt Eure Pflicht,“ — dann will die Galle doch bisweilen überlaufen, und es entſchlüpft der kochenden Bruſt der unchriſtliche Wunſch: den Herrn Lobpreiſer der Zukunft fürs Erſte ein paarmal geplündert zu ſehen, um ſeinen Poſteritätspatriotismus zu prüfen.

Welcher Menſch mit halben Sinnen kann von einer ganzen Generation begehren, daß ſie bloß vegetiren und leiden ſoll, um der künftigen Generation ein angenehmes Loos zu bereiten? — Welches Geſetz der Natur, oder welches moraliſche Geſetz verpflichtet ſie dazu? — Im Gegentheil, es iſt die erſt- und heiligſte Pflicht der Menſchen, ihr eignes (mit keinem Sittengeſetz im Widerſpruch ſtehendes) Glück zu befördern, und wenn ihnen das, ſeit mehreren Jahrhunderten ſo ziemlich gelungen war, wer kann ihnen zumuthen, daß ſie über deſſen Zerſtörung jubeln ſollen als über das glücklichſte Ereigniß für die Nachwelt? — Eben ſo wohl mögte man von einem geſunden Baume begehren, er ſolle mit Vergnügen ſich abhauen laſſen, weil vielleicht nachher die Schößlinge aus ſeinen Wurzeln üppiger treiben könnten.

Geſetzt aber auch, alle mit uns lebende Nationen würden plötzlich in lauter Hararinscoloſſe verwandelt, und ſtürzten ſich ohne Bedenken freudig in den Abgrund, um der Peſt zu ſteuern; wer iſt denn Bürge dafür, daß alle die neuen, ſchon gemachten, oder noch zu machenden Einrichtungen, die Nachkommen wirklich mehr beglücken werden, als ihre Väter beglückt waren? — Dieſe ihre Väter befanden ſich recht wohl, beſaßen in Ruhe ihr Eigenthum, genoſſen in Ruhe, was die Natur, die Liebe ihrer Angehörigen, und die Güte ihrer Fürſten ihnen darbot; ſie hätten alſo wohl mit Recht ihre Verfaſſung, wo nicht für vollkommen, ſo doch für ganz behaglich, und meynten, jede andere, neue, müſſe erſt eben ſo lange beſtanden haben, um von ihr rühmen zu können, ſie ſey vorzüglicher.

Geſetzt aber auch, ſie ſey es wirklich, wer bürgt denn wiederum für ihre Dauer? — es kann ja über lang oder kurz abermals ein Weltenerſchütterer auftreten, und abermals etwas Neues an die Stelle ſchieben, was ihm nun wieder das Beſſere dünkt? — Ja dies kann nicht bloß geſchehen, ſondern es wird auch ganz gewiß geſchehen, und dann werden ſich gleich wieder Halbköpfe genug finden, die da behaupten werden, die, im Beſitz des vorigen neuen befindlichen Völker, müßten ſich nun wieder aufopfern, um ihren Nachkommen das Neue Neue zu erwerben, und ſo würde es fortgehen in alle Ewigkeit; immer würde eine Anzahl von Generationen bloß gebohren werden, um für eine nachfolgende zu leiden.

Mit Gunſt, ich habe allen Reſpect vor der Nachwelt, und glaube auch wohl, daß ſie berechtigt ſey, einzelne Opfer zu fordern, welche dann reichlich durch den Ruhm des Geopferten vergolten werden mögen; aber wenn die ſämmtlichen Herrn Enkel und Urenkel aus der Embryonenwelt herauf ſchreyen, und ihre Herren Väter und Großväter ermahnen, Alles, was ihnen lieb und heilig war, wohlgemuth hinzugeben, damit Jene, wills Gott, ſich beſſer befinden mögen, ſo iſt das eine Zumuthung, die man höchſtens nur Embryonen verzeiht.

Und wie mag man nun vollends den Unwillen ſtark genug ausdrücken, wenn man durch den Grundſatz: es geſchieht zum Heil der Nachwelt, die ungeheuerſten Gewaltthaten entſchuldigen hört? — Dem Himmel ſey Dank, es giebt jetzt in Europa keine Fürſten, die ſich dergleichen Gewaltthaten erlaubten, ſondern Alles, was geſchieht, gründet ſich auf ein gutes Recht. Aber geſetzt, es käme einmal ein böſer Fürſt, der jenen heilloſen Grundſatz zu ſeinem Schilde machte, ſo wäre er doch immer nur ein Sterblicher, und welcher Sterbliche blickt in die Zukunft? Wie dürfte auch der Weiſeſte behaupten: das, was ich heute Böſes thue, wird morgen Gutes ſtiften? —

Freylich wäre es einem ſolchen auch nur um eine Phraſe zu thun, die er auf die Flüche ſeiner Zeitgenoſſen kleiſtern könnte.

Poſten, Zeitungen und Journäle.

Das Porto iſt jetzt überall ſo ſehr erhöht worden, daß es weit leichter iſt *über* die Poſten, als *mit* den Poſten zu ſchreiben. In den vornehmſten Handelsſtädten machen die angeſehenſten Kaufleute bey Dutzenden bekannt, daß ſie ſich alle nicht ganz nothwendigen Briefe verbitten, weil das Poſtgeld nicht mehr zu erſchwingen ſey. Im Grunde iſt es eine Auflage, die Jedem trifft, er mag Briefe ſchreiben oder nicht, denn der Kaufmann erhöht natürlich den Preis ſeiner Waaren, wenn ſeine Handlungsunkoſten ſich vermehren; darum mag auch wohl die Erhöhung des Porto, in ſo fern ſie den Handelsſtand betrifft, eine ſehr rechtliche Finanz-Speculation ſeyn, aber für den Gelehrten, und folglich für den freyen und ſchnellen Umlauf wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, iſt ſie ſehr drückend.

Das mögte beſonders in Rußland am fühlbarſten ſeyn, wo doch der vortreffliche und aufgeklärte Monarch, in ſo mancher ſchönen Verordnung zum Vortheil der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, ſo manches Denkmal ſeiner Weisheit und Güte aufgeſtellt hat. Gewiß, er weiß es nicht, wie viele Gelehrte und Liebhaber der Wiſſenſchaften in ſeinem Reiche ſeufzen, weil die Theurung und oft die Willkühr der Poſten ihnen alle Hülfsmittel abſchneidet, um mit den Gelehrten anderer Länder gleichen Schritt zu halten.

Man werfe, zum Beyſpiel, nur Einen Blick auf das ausländiſche Journalweſen in Rußland. Wer ein Journal oder eine gelehrte Zeitung zu leſen und zu beſitzen wünſcht, iſt vor allen Dingen auf das Strengſte verpflichtet, ſie auf keinem andern Wege als durch die Poſt kommen zu laſſen. Geſetzt auch, es ſey ihm gleichgültig, ob er ſie früh oder ſpät erhalte, und er wollte, um die Transportkoſten zum Theil zu erſparen, den ganzen Jahrgang mit Einem Male, vielleicht gar den vom verfloſſenen Jahre verſchreiben; es muß dennoch durch die Poſt geſchehen. Wenn dieſer Druck nur den Luxus des Geiſtes träfe, wenn Schriften, wie die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt, das Journal des Luxus und der Moden u. ſ. w. nur mit der Poſt kommen dürften, ſo würde Niemand darüber ſeufzen; aber auch die wiſſenſchaftlichen Journale, nicht der Luxus, ſondern die Nahrung des Geiſtes, ſind auf gleiche Weiſe zu halten erſchwert. — Warum denn erſchwert? höre ich fragen.

Erſtens werden die Koſten dadurch ſo ungeheuer vermehrt, daß nur ſehr wohlhabende Leute im Stande ſind, etwa Ein Journal oder Eine Zeitung zu halten; denn ein Blatt, z. B., das in Deutſchland acht Thaler koſtet, iſt in Rußland nicht unter 50 Rubel zu haben.

Zweytens, hängt der Preiß gänzlich von der Willkühr der Herren Poſtmeiſter ab; es iſt ein Accidenz für ſie, und ſie können in dieſem Puncte ſchalten und walten nach Belieben. Daher kommt es denn auch, daß die Preiſe ſo außerordentlich verſchieden ſind, daß man bisweilen in Petersburg eine Zeitung wohlfeiler hat, als in einer der Grenze weit näher gelegenen Stadt, daß z. B. im Jahr 1808 der Hamburger partheyiſche Correſpondent in Reval um 5 Rubel theurer war als in Pernau (nemlich 32 Rubel) und im Jahr 1809 in Pernau um einige Rubel theurer als in Reval.

Drittens: Hat ſich nun der Käufer in den willkührlichen Preis ergeben, und hat der Herr Poſtmeiſter das Blatt wirklich verſchrieben, ſo folgt daraus noch nicht, daß es auch wirklich ankommen werde. Denn Er kann ſich blos an das Preußiſche Grenzpoſtamt wenden, und dieſes iſt entweder nachläſſig in der Beſorgung, oder es muß ſich wieder an das ſächſiſche Grenzpoſtamt wenden, welches wieder mit einem entfernten Grenzpoſtamt darüber correſpondiren muß. Daher bleiben gewöhnlich alle die Journäle, die weiter als von Leipzig verſchrieben werden, gänzlich aus. Schreiber dieſes hat zum Beyſpiel, trotz oft wiederholter, und, von Seiten der Ruſſiſchen Poſtämter auch nicht unerfüllt gebliebener Bitten, noch kein einziges Blatt, weder von der Göttingiſchen gelehrten Zeitung noch von der Heidelberger Litteraturzeitung erhalten können.

Viertens: Wenn nun aber auch das verſchriebene Blatt wirklich ankommt, ſo folgt daraus noch nicht, daß derjenige, der es beſtellte und Pränumerando bezahlte, es auch in die Hände bekomme. Es wird der Cenſur übergeben, die, trotz des vortrefflichen Cenſur-Edictes unſers Monarchen, ſo über alle maaßen ängſtlich und ſtrenge iſt, daß ſie durchaus nichts von dem paſſiren läßt, was nur im allermindeſten dem eben herrſchenden politiſchen

Glauben entgegen zu ſeyn ſcheint. Ich ſage ſcheint, denn wirkliche, unzweydeutige Aeußerungen, oder gar Angriffe, können ja jetzt in einer in Deutſchland gedruckten Schrift gar nicht vorkommen. Wenn nun gleich der Monarch, in ſeinem muſterhaften Cenſur-Edict folgende Grundſätze aufgeſtellt hat: (die man nicht oft genug ins Gedächtniß zurückrufen kann) „Der Cenſor hat zu beobachten, daß
„ſich in den Büchern und Aufſätzen nichts be-
„finde, was der Religion, dem Staate, der
„Sittlichkeit oder der Ehre eines Staatsbür-
„gers zuwider iſt — er befolgt den Grundſatz
„einer vernünftigen Nachſicht, und hütet ſich
„vor jeder partheyiſchen Auslegung der Auf-
„ſätze oder einzelnen Stellen in denſelben, die
„er aus beſondern ſcheinbaren Urſachen
„verbieten zu müſſen glauben mögte.“

„Eine beſcheidene und vernünftige Unter-
„ſuchung jeder Wahrheit, die auf Religion,
„Menſchheit, bürgerliche Verfaſſung, Geſetz-

„gebung, Staatsregierung oder irgend einen „Zweig derſelben (alſo auch Politik) Bezug hat, „verdient nicht nur nicht die geringſte Strenge „von Seiten der Cenſur, ſondern genießt einer „vollkommenen Preßfreyheit, die die Fort„ſchritte der Aufklärung befördert;“ ſo werden dennoch täglich Journale und Zeitungen zurückbehalten, in welchen (ohne eine partheyiſche Auslegung des Cenſors) durchaus nichts nachgewieſen werden kann, was jenen angeführten Geſetzen zuwider liefe. Schreiber dieſes hat zum Exempel, nach Ablauf eines ganzen halben Jahres, von den europäiſchen Annalen nicht mehr als ein einziges Stück erhalten; von der Minerva des ſo vorſichtig und gefällig gewordenen Hrn. v. Archenholz, vermißt er gleichfalls mehrere Hefte; das öſtreichiſche Kriegsmanifeſt in der Wiener Zeitung wurde zurück behalten, hingegen die Schmähungen des Hamburger partheyiſchen Correſpondenten (der leider ein Deutſcher iſt) gingen frey durch. Es ſcheint, wenn der Cenſor ſich vor partheyiſchen Auslegungen hüten wollte, (wie der Monarch ihm befohlen hat) ſo hätte er weder die Wiener noch die Hamburger Zeitung, oder beyde verbieten müſſen.

◆

Wenn er ſich aber nur wenigſtens damit begnügte, die Stellen, die in Zeitſchriften ihm anſtößig vorkommen, auszuſtreichen oder auszuſchneiden, wie ihm ſolches der 19te §. des Cenſur-Edictes ausdrücklich vorſchreibt; aber er behält, vielleicht wegen weniger Zeilen, das ganze Heft zurück. — Jährlich machen die Poſtämter, in gedruckten oder geſchriebenen Zetteln, diejenigen Zeitſchriften namhaft, welche verſchrieben werden dürfen. Im Vertrauen auf dieſe autoriſirte Ankündigung, meldet man ſich und bezahlt — und erhält oft kaum die Hälfte der Schrift.

So lange das vortreffliche Cenſur-Edict nicht wiederrufen wird, ſo lange muß vorausgeſetzt werden, daß weder der helldenkende Monarch noch ſeine ihm gleichgeſinnten Miniſter, um all dieſen Unfug wiſſen. Nein, ſie können es nicht wiſſen, daß, um einigen Poſtmeiſtern eine vermehrte leibliche Nahrung zu verſchaffen, alle Liebhaber der Wiſſenſchaften im ganzen Reiche an Geiſtesnahrung darben müſſen; ſie können es nicht wiſſen, daß die Cenſoren, indem ſie nicht vor partheyiſchen Auslegungen ſich hüten, die Fortſchritte der Aufklärung hemmen, ſtatt ſie zu befördern.

Wenn unbefangene Leſer in Deutſchland alles dies erfahren und beherzigt haben, werden ſie dann nicht das Unternehmen, einen Geiſt der Journale, beſonders für Rußland, herauszugeben, für ein ſehr wohlthätiges, nützliches, ehrenwerthes Unternehmen halten? da die erſten Claſſen der Bewohner der deutſchen Oſtſeeprovinzen auf einer Stufe der Bildung ſtehen, wo ſie die Lectüre der

Zeitſchriften weniger entbehren können, als die Holſteiniſchen Auſtern oder das engliſche Porterbier? — Wie abgeſchmackt iſt es daher, ein ſolches Unternehmen mit dem Titel: Nachdruck brandmarken zu wollen! — Ich habe dieſe unverdaute Aeußerung in zwey Blättern gefunden. Das Eine, der Freymüthige, wird von einem gewiſſen Hrn. Kuhn herausgegeben, der ſich in vielen Briefen meinen enthuſiaſtiſchen Verehrer nannte, dem ich aber nichts mehr recht machen kann, ſeitdem ich aus ſehr gutem Grunde mich vom Freymüthigen losgeſagt. Wenn der Vorwurf des Nachdrukkes bey Hrn. Kuhn etwa aus der Beſorgniß entſprang, daß zu viele Aufſätze aus ſeinem Blatte in den Geiſt der Journale übergehen mögten, ſo darf er ganz ruhig ſeyn, denn ſchon der Titel meiner verſprochenen Sammlung zeigt, daß bloß Geiſt geliefert werden ſoll. Da nun im Freymüthigen nicht ein Funken Geiſt zu finden iſt, (ausgenommen etwa was Herr Kuhn mir und anderen nachdruckt). ſo hat er auch von mir keine Verminderung des Abſatzes zu befürchten.

Sehr lächerlich iſt es, daß ein ſolcher Waſſerverkäufer von Nachdruck plaudert, und doch in jedem ſeiner Blätter aus irgend einer Zeitſchrift etwas nachdruckt, ſogar aus Hermbſtädts Bülletin.

Derſelben Unbeſonnenheit macht ſich der Verleger des Morgenblattes, Herr Cotta, ſchuldig, der gleichfalls durch einen ſeiner Scribenten den Geiſt der Journale für einen Nachdruck erklärt, während er ſelbſt, in den europäiſchen Annalen einen eigenen Artikel unter demſelben Titel liefert. — Ueberhaupt hätte man doch erſt die Erſcheinung meines Geiſtes der Journale abwarten ſollen, ehe man ſo keck darüber abſprach. Man würde gefunden haben, daß ich nicht bloß wähle und vorſchreibe, ſondern auch verkürze und umarbeite. Man leſe z. B. die

Spanier im zweyten Blatte, (aus dem Journal des Luxus und der Moden) oder Victorine d'Olmond im dritten (aus dem Morgenblatte entlehnt); wenn das Nachdruck genannt werden kann, ſo iſt jeder Recenſent, der einen Auszug aus einem Buche liefert, ein Nachdrucker, und der Verfaſſer des Aufſatzes im Morgenblatte, über den Leipziger Meßcatalog (der mir den Nachdruck vorrückt) hat ſich ſelber deſſen ſchuldig gemacht, denn er hat einen großen Theil des Leipziger Meßcatalogs nachgedruckt. Es iſt Schade, daß ſich dergleichen Albernheiten in eine Zeitung, wie das Morgenblatt, verirren, die in der That unter allen ihr ähnlichen die beſte genannt werden kann.

Ein Schriftſteller, den die Unfälle der Zeit in üble Laune verſetzen, thut am beſten, wenn er ſchnell ein paar tauſend Jahre zurückſpringt und in der Vergangenheit Zerſtreuung ſucht. Von den Poſten war die Rede, ſo mag denn hier eine kurze Geſchichte der Poſten Platz finden.

Schwalben, Tauben und Hunde ſollen in den älteſten Zeiten die etwas unſichern Poſtboten geweſen ſeyn. Aber die eigentlichen Poſten erfanden die Perſer (nach Herodots Zeugniß) die vom Griechiſchen Meere bis zu ihrer Hauptſtadt Suſa, hundert und eilf königliche Stationen verlegten. Der Weg von einer zu der andern betrug eine Tagereiſe. Xenophon erzählt, daß Cyrus deren ſehr prächtige erbauete, die eine große Menge Menſchen und Pferde faſſen konnte. Das geſchah in ſeinem Kriege gegen die Scythen, 500 Jahr vor Chriſti Geburt. Der Bote, den er ausſandte, theilte den Befehl des Königs auf der nächſten Station einem zweyten mit, der ſogleich davon lief, um ihn dem dritten zu überbringen u. ſ. w.

Oft wurden auch Pferde oder Schiffe mit Gewalt zu dieſem Dienſte weggenommen; da nun die Perſer jede gezwungene Handlung Angarie nannten, ſo entlehnten die Römer von ihnen, zugleich mit den Poſten, auch die Benennung, und daher hieß bey ihnen Angaria nicht bloß eine perſönliche läſtige Verpflichtung, ſondern auch ein Poſtpferd. — In den guten Zeiten, als noch Friede und Ruhe und Vertrauen in Deutſchland herrſchten, bedurfte man keiner beſondern Erlaubniß, um ſich der Poſtpferde zu bedienen. Wem etwa plötzlich einfiel, einen entfernten Freund zu beſuchen, der ſchickte nach einer Poſtkaleſche, fuhr zum Thore hinaus, und mußte höchſtens dem wachhabenden Offizier ſeinen Namen ſagen. Jetzt iſt das anders: man braucht einen Paß für ſich, und einen Paß für den Bedienten, und einen Paß für die Pferde, und manchmal auch einen Paß für die Luſt, die man einzuathmen gedenkt. Wehe dem, der eilig fort mögte, um einen ſterbenden Vater oder Mutter noch einmal zu ſehen! er wird die unwiderbringlichen Stunden in den Bureau's verlieren, wo man jene Päſſe ausfertigt, und überdies ihm noch einen Zettel mitgiebt, auf dem ſeine werthe Perſon, ſeine große Naſe, ſein mittelmäßiger Mund u. ſ. w. genau beſchrieben werden. Daher gilt auch unſer altes Sprüchwort nicht mehr: „daß man Niemanden etwas an der Naſe anſehen könne.“ — O wie glücklich war Deutſchland, als es aller dieſer Spionenkünſte noch nicht bedurfte!

Im alten Rom mußte man auch einen Poſtzettel löſen (diploma genannt) um auf den Stationen Pferde zu erhalten, und es wurde ſo ſtrenge darauf gehalten, daß ſogar Pontinax — da er als Präfect einer Cohorte nach Syrien ging und vergeſſen hatte, mit einem ſolchen Diplom ſich zu verſehen — von dem Gouverneur gezwungen wurde, von Antiochien aus ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen.

Kayſer Auguſtus, der Haupturheber der großen römiſchen Landſtraßen, hat auch zuerſt den Poſten eine dauerhafte Einrichtung gegeben. Seine Läufer trugen, wie die des Cyrus, ſeine Befehle, aber ſchriftlich, von einer Station zur andern. Den Läufern fügte er bald auch Pferde und Wagen hinzu. Man machte 5 bis 8 Stationen in Einem Tage. 40 Pferde und die gehörige Anzahl von Poſtknechten ſtanden auf jeder Station bereit. Juſtinian hob viele Poſten auf, und ſoll dagegen in der Levante die Eſelspoſt eingeführt haben.

Als Carl der Große Italien, Deutſchland und einen Theil von Spanien unterjocht hatte, legte er auch öffentliche Poſten an, um die ſchnelle Communication zwiſchen dieſen Ländern zu erleichtern. Das Volk mußte die Koſten tragen. Nach ſeinem Tode ſcheint man die Poſten wieder vergeſſen zu haben.

Ludwig XI. führte ſie in Frankreich ein, und beſoldete 230 Couriere, deren Pferde auch an Privatperſonen vermiethet wurden. — Chalcondylas erzählt in ſeiner Geſchichte, daß, wenn der Großſultan ſeine Couriere mit Befehlen ſendet, er ihnen keine Pferde giebt, hingegen haben ſie das Recht, jeden Reiter, der ihnen begegnet, ganz höflich von ſeinem Pferde zu nöthigen und ſich ſelbſt darauf zu ſetzen. Es ſteht zu befürchten, daß der Großſultan nunmehro ſelbſt bald zu Fuße wird nach Aſien gehen müſſen, wenn auch die Engländer ihm ihre Pferde leyhen wollten.

Als die Spanier Peru eroberten, fanden ſie auch dort ſchon eine Poſtanſtalt, ganz der des Cyrus ähnlich. Von Cuſco bis nach Quito, auf einer Strecke von einigen hundert deutſchen Meilen, ſtanden die Läufer des Inca bereit. — In China ſind ſeit undenklichen Zeiten die Poſten im Gebrauch. Der Kayſer hält zu dieſem Behuf eine zahlloſe Menge Pferde, deren eigentlich nur ſeine Couriere ſich bedienen. Man kann jedoch für eine, dem Poſtmeiſter entrichtete Kleinigkeit, ſie zu Privatreiſen erhalten, wie die Miſſionaire oft erfahren haben. — In Japan reiſt man auch ſehr bequem mit der Poſt. Den Courieren des Kayſers, die auf den Landſtraßen durch ein Glöcklein ſich verkündigen, muß Jedermann ausweichen.

Schreiben eines Reiſegefährten des Weltumſeglers Kruſenſtern.

Du verlangſt mein Lieber, ich ſoll Dir Nachrichten über das Theater in China mittheilen; was ich weiß, ſollſt Du erfahren, das iſt aber ſehr wenig, Du mußt damit zufrieden ſeyn, niemand giebt mehr als er hat.

In Canton erfuhr ich einmal zufällig, daß eben öffentlich Comödie geſpielt werde, ich ging ſogleich mit Freund H. dahin, es war auf einem offenen Platze ein Theater, wie eine

Jahrmarktsbude, aufgeſchlagen, ein Gerüſt, fünf bis ſechs Fuß hoch, hatte auf beyden Seiten eine Wand, hinten war eine Gardine, die Schauſpieler kamen alle aus dem Hintergrunde heraus. Ein zahlreicher Haufen des niedrigſten Pöbels, das waren die Zuſchauer, kein honetter Chineſer unter ihnen, die Taſchen mußten wir zuhalten, wenn wir unſere Schnupftücher nicht einbüßen wollten. Es war eigentlich eine Oper, die gegeben wurde, es wurde nicht geſprochen, ſondern geſungen, Muſik begleitete den Geſang. Unſere Knaben machen ohngefähr eine ähnliche Muſik mit den Trommeln, Pfeifen und Trompeten, die ſie zum Weihnachtsgeſchenk bekommen. Der Geſang nahm ſich nicht beſſer aus, die ohnehin ſchwachen Stimmen verhallten auf dem offenen Platz. Wie wir eben hinkamen, waren ein Paar Kerls mit langen Bärten auf der Bühne, die jämmerlich kräheten, nachdem ſie eine Zeitlang gegen einander bramarbaſirt hatten, zogen ſie ihre Schwerdter und hieben tapfer auf einander los, alle Hiebe wurden parirt, keiner wurde verwundet, endlich hörten ſie auf, ſteckten ihre Schwerdter in die Scheide und gingen als gute Freunde davon. Nun kamen mehrere zum Vorſchein, unter andern auch ein junger Menſch, der ſaß auf einem Stuhle, die Hände waren ihm gebunden, eine Weile darauf erſchien ein junges Frauenzimmer, einen bloßen Säbel in der Hand, Pfauenfeder auf dem Kopf, mit einem anſehnlichen Gefolge. Sie ſchien ſehr kühn und muthig zu ſeyn, ſchien die andern zur Rede ſtellen zu wollen, den jungen Menſchen wollte ſie befreyen; nun aber wandte ſich das Blatt, ſie verlohr ihren Muth und ihre Keckheit, kniete nieder, bückte und demüthigte ſich. Jetzt erſchien Jemand, der große Aufmerkſamkeit erregte, er zeigte ein Papier vor, alles lief durch einander, man errichtete eine Bühne, ſtellte darauf einen Stuhl, der junge Menſch, der vorher gebunden war, wurde mit prächtigen Kleidern angethan, er ſetzte ſich auf den erhabenen Stuhl, die andern alle bückten ſich gar tief vor ihm und damit war es aus.

Es war jetzt vier Uhr, wir gingen nach Hauſe, und wußten nicht, was das alles bedeuten ſollte. Den andern Tag ſprach ich den Abbe' Minguet,*) erzählte ihm, daß ich das Schauſpiel geſehen, aber natürlich nichts davon verſtanden hätte, er machte mir den Vorwurf, warum ich nicht zu ihm gekommen ſey, er habe Geſellſchaft bey ſich gehabt, weil, wie mir bekannt ſey, ſeine Fenſter nach dem Platze gingen, auf dem das Theater aufgeſchlagen war, er habe auch noch einen Chineſen zu ſich kommen laſſen, der alle Stücke genau kennt und der ihnen alles erklärt habe. Das Süjet des

---

*) Der Abbe' Minguet hielt ſich in Canton ſeit mehrern Jahren auf, ſein Geſchäft war die Correſpondenz der ſich in Pekin aufhaltenden Miſſionairen zu beſorgen, das heißt, die an ſie addreſſirte Briefe an ſie zu ſchicken, und ihre Briefe wieder weiter zu befördern.

Stücks ſey folgendes: der Sohn eines Mandarins habe wider den Willen ſeines Vaters geheyrathet, der Vater, darüber ſehr entrüſtet, habe ſeinen Sohn ernſtlich beſtrafen wollen, habe ihn binden laſſen, das war der junge Menſch, der auf dem Stuhl gebunden ſaß. Die junge Frau habe mit ihrem Anhang ihren Mann befreyen wollen, habe ſich aber doch auch zuletzt unter die Gewalt des Mandarins ſchmiegen müſſen. Nun ſey ein Bote vom Kayſer mit der Nachricht gekommen, daß der junge Menſch zu einen großen Mandarin, noch zu einen viel größern als ſein Vater, ernannt ſey. Hierdurch war der Knoten gelöſet, der Vater gab zur Heyrath ſeine Einwilligung und alles endigte ſich nach Wunſch. Ich erkundigte mich noch beym Abbé, was denn der gewöhnliche Inhalt der Stücke wäre? der wäre, meint er, verſchieden, aber mehrentheils endigten ſie ſich mit einer Heyrath oder Avancement, ſehr moraliſch wären ſie alle. Da er ſich ſehr comiſch lebhaft ausdrückte, (der gute Abbé war ein Gaſcogner), ſo will ich ſeine eigenen Worte herſetzen:

„Viel Moral, viel Moral, z. E. man giebt ein Stück, in dem ein Spieler vorgeſtellt wird, er ſpielt mit ſeinen Nachbarn, mit Mandarinen, der Mandarin des Viertheils duldet das Spielen, weil er beſtochen iſt, er verſpielt ſein Geld, ſein Haus, ſeine Frau, die Frau bringt ſich um, o! der Selbſtmord iſt in China ſehr gewöhnlich unter den Weibern, ſie bringen ſich um wie Fliegen. Was geſchieht nun? Nun kömmt ein großer Mandarin, ein guter Mandarin, ein gerechter Mandarin, er läßt den Mann hinrichten, der alles verſpielt hat, die Mandarinen, die mit ihm geſpielt haben, den Mandarin, der das Spiel gelitten hat, alle, alle. Ja, Gerechtigkeit muß geſchehen, viel Moral, viel Moral.“ Ich fragte noch den Abbé, was die beyden Kerls, die ſich herumhieben, gewollt hätten? er ſagte, es wären zwey Brüder geweſen, die aber eigentlich zum Stück nicht gehört hätten, alſo eine Epiſode. Da kein Zuſchauer bezahlte, ſo erkundigte ich mich, woher die Schauſpieler ihren Unterhalt bekämen, und erfuhr, daß öfter eine Handwerks-Innung, als Schuſter, Schneider, Tiſchler und dergleichen öffentlich ſpielen ließen, auch Particuliers laſſen, wenn ſie Gäſte haben, Schauſpieler kommen, es koſtet jedesmal 50 bis 60 Piaſter. Wenn jemand einer großen Gefahr entronnen iſt, läßt er auch öffentlich Comödie ſpielen, das wird wie eine Art von Allmoſen betrachtet. Der Arzt der holländiſchen Factorey, Namens Tannenberg, erzählte mir, daß er anfänglich in Batavia geweſen ſey, da habe er das ungeſunde Clima nicht aushalten können; um ſeine Geſundheit herzuſtellen, habe er ſich entſchloſſen, nach Macao zu reiſen, holländiſche Schiffe durften es aber wegen der Seeräuberey der Engländer nicht wagen, ſich in den chineſiſchen Gewäſſern zu zeigen, er ſey daher gezwungen geweſen, ſich auf eine chineſiſche Junk einzuſchiffen, unterweges habe ſie ein Typhon überfallen, nachdem ſie dieſen glücklich überſtanden, wäre gleich eine Collecte gemacht worden, um öffentlich Comödie ſpielen zu laſſen, ein jeder habe gern das ſeinige beygetragen. Da ein Typhon wahrlich kein Spaß iſt, ſo muß es wohl recht verdienſtlich ſeyn, öffentlich Comödie ſpielen zu laſſen, gewiß haben mehrere ihren Beytrag zur Collecte mit Andacht gegeben. Ein ſonderbarer Widerſpruch, das Schauſpiel iſt was gutes, aber an die Schauſpieler hängt ein Flecken, ſie ſind verachtet, man ſieht, die Chineſer ſind eben ſo konſequent als die Europäer.

Folgende Anecdote beweiſt, daß die Schauſpieler wirklich verachtet ſind. Der Vicekönig *) und der Gouverneur **) von Conton beehren einmal ein Schauſpiel mit ihrer Gegenwart, ein

---

*) Sonto oder Xonto, Son-to. Xon-to.

**) Pu-ſchem-ſe.

Schauſpieler reicht dem Vicekönig einen Becher, er trinkt; wie er aber dieſen Becher dem Gouverneur, der ein Mann von ſehr ſtrengen Sitten war, präſentirt, ſo erklärt dieſer, daß er aus ſo unreinen Händen keinen Trunk annehme; hierauf wurden beyde Feinde, der Vicekönig klagte den Gouverneur an, er ſey im Verſtändniß mit den Ladronen. — Die Schauſpieler ſind Knaben oder Jünglinge von 12 bis 17 Jahren, auch ſollen ſie die Weiberrollen ſpielen, wie der Abbé ſagt, H. glaubt aber, daß die junge Frau wirklich von einem Mädchen vorgeſtellt wurde; zart ſah ſie wohl aus.

Das Wort Mandarin iſt gar nicht chineſiſch, ſondern portugieſiſch, kommt von dem lateiniſchen mandare, ein jeder, der einen Poſten hat, iſt ein Mandarin, vom Vicekönig an bis auf den unbedeutendſten Policeybeamten oder dergleichen. In Bocca Tigris bekamen wir ein Paar Mandarinen aufs Schiff, die wir gar nicht an unſern Tiſch nehmen wollten.

Beaumarchais und die Straßenräuber.

(Ein Schreiben Beaumarchais's an ſeinen Freund R**, geſchrieben in einem Boote auf der Donau ſchwimmend, den 15ten Auguſt 1774.)

Vor allen Dingen ſollſt Du wiſſen, mein Freund, daß ich in einem Boote ſitze, welches von ſechs Kerls gerudert wird, und daß jeder Ruderſchlag meinen Arm, folglich auch meine Feder erſchüttert, woher denn ſehr natürlich meine Handſchrift zittrig ausſehen wird. Ich habe mit dem Rudern einen Augenblick inne halten laſſen, um Dir zu zeigen, daß ich auch noch ganz ordentlich ſchreiben kann; alſo verwundere Dich nicht über das folgende Gekritzel, deſſen Urſach keineswegs meine körperlichen Schmerzen ſind. Nach dieſer Vorrede, lies und ſey ſtandhaft.

Die Lage, in der ich mich eben jetzt befinde, erinnert mich an einen Philoſophen, den Du und ich bewundern, und der an demſelben Orte ein Abentheuer beſtand; Descartes erzählt, er ſey die Donau in einer Barke hinabgefahren, und habe, auf dem Verdeck ſitzend, ruhig geleſen, als er die Schiffer, welche glaubten, er verſtände kein deutſch, ſehr deutlich unter ſich verabreden hörte, daß ſie ihn ermorden wollten. Er nahm ſich zuſammen, unterſuchte ſein Gewehr, und ſetzte ſich, mit Einem Worte, in eine ſolche Poſitur, daß keiner es wagte, ihn anzutaſten.

Ich, der ich bey weitem kein ſo erhabener Philoſoph bin, jedoch mir auch einbilde, muthig und beſonnen in meinen Handlungen zu ſeyn, ich ſitze in einem Boote auf der Donau, weil ich das Fahren in meiner Poſtchaiſe durchaus nicht vertragen kann, denn geſtern hat man ſich unterſtanden, wirklich an mir auszuführen, was man im vorigen Jahrhundert gegen Descartes nicht wagte. Geſtern alſo, um drey Uhr Nachmittags, bey Neuſtadt, etwa 5 Stunden von Nürnberg, fuhr ich mit einem einzigen Poſtillion und meinem Bedienten, der ein Engländer iſt, durch einen ziemlich lichten Föhrenwald. Ich ſtieg ab, um eines Bedürfniſſes willen, und ließ meinen Wagen langſam vorausgehen, wie ich immer in ſolchen Fällen that. Nach einigen Minuten ſetzte ich mich wieder in Marſch, um den Wagen einzuholen. Plötzlich ſeh' ich einen Menſchen zu Pferde, der mir die Straße abſchneidet, vom Gaule ſpringt, und auf mich zukommt. Er ſprach einige deutſche Worte, die ich nicht verſtand, aber da er ein langes Meſſer oder Dolch in der Fauſt hielt, ſo konnte ich leicht begreifen, daß es entweder auf meinen Beutel oder auf mein Leben angeſehen war.

Ich griff in meine Bruſttaſche, woraus der Kerl wohl ſchließen mogte, daß ich ihn verſtanden und er ſchon im Beſitz meines Goldes ſey. Er war allein. Ich zog ſtatt des Beutels meine Piſtole hervor, hielt ſie gegen ihn, ohne ein Wort zu ſprechen, und hob zugleich mit der andern Hand meinen Stock auf, um einen Stoß damit auszupariren, wenn er es verſuchen ſollte mir Einen zu verſetzen, dann ſchritt ich rückwärts bis an eine dicke Fichte, um die ich mich herum wand, ſo daß der Baum zwiſchen ihn und mich zu ſtehen kam. Da ich auf dieſem Poſten ihn nicht mehr fürchtete, ſo unterſuchte ich meine Piſtole, ob auch Pulver auf der Pfanne ſey. Dies zuverſichtliche Benehmen hielt ihn mir vom Leibe. Ich hatte ſchon, immer rückwärts ſchreitend, eine zweite und dritte Fichte erreicht, um die ich mich gleichfalls herumwand, ſtets mit aufgehobenem Stock und geſpannten Hahn. Auf dieſe Weiſe ſtand ich im Begriff meine Straße wieder zu gewinnen, als die Stimme eines Menſchen mich nöthigte, den Kopf umzudrehen. Es war ein langer Schurke in einer blauen Weſte ohne Ermel, der ſeinen Rock auf dem Arme trug und von hinten auf mich zulief. Die wachſende Gefahr gab mir ſchnelle Beſonnenheit. Ich dachte, es ſey doch noch ſchlimmer von hinten angegriffen zu werden, und daß ich beſſer thun würde, mich vor den Baum zu ſtellen, um zuerſt den Kerl mit dem Dolche abzufertigen, und dann mit dem andern Schurken anzubinden. Blitzſchnell waren Gedanke und That. Ich rannte auf den erſten Räuber los bis auf die Länge meines Stockes, ich gab Feuer auf ihn, aber unglücklicherweiſe verſagte die Piſtole — ich war verloren — der Kerl fühlte ſein Uebergewicht und drang auf mich ein — ich parirte mit meinem Stocke, mich wieder an den Baum lehnend, und ſuchte meine andere Piſtole in der linken Bruſttaſche. Indeſſen hatte mich aber der zweyte Räuber von hinten erreicht, und trotz des Baumes, der meinen Rücken deckte, faßte er mich bey den Schultern und riß mich rücklings zu Boden, worauf der Erſte mit ſeinem langen Meſſer aus allen Kräften einen Stoß nach meiner Bruſt führte.

Es war um mich geſchehen — um Dir aber eine richtige Vorſtellung von dem Zuſammentreffen der Umſtände zu machen, welchen ich das Vergnügen verdanke, Dir noch ſchreiben zu können, muß ich Dir ſagen, daß ich eine goldene Büchſe auf der Bruſt trage, ziemlich groß und ſehr platt, linſenförmig; ſie hängt um meinen Hals an einer goldenen Kette; ich habe ſie in London machen laſſen, und ſie umſchließt ein für mich ſo koſtbares Papier, daß ich ohne daſſelbe gar nicht reiſen würde. Als ich durch Frankfurt ging, ließ ich ein kleines ſeidenes Kiſſen darum machen, weil das nackte Metall mir bisweilen, wenn ich ſchwitzte, empfindlich die Haut berührte. . . .

Zufällig — oder vielmehr durch ein Glück, welches bey den größten Gefahren mich nie verläßt — traf der Dolchſtich dieſe Büchſe, und zwar in dem nemlichen Augenblicke, wo der zweyte Räuber mich rückwärts zu Boden zog. Statt alſo mir das Herz zu durchbohren, glitſchte das Meſſer vom Metall ab, zerſchnitt das ſeidene Kiſſen, und ſchrammte die Büchſe ſehr tief, dann ritzte es mir den Obertheil der Bruſt auf, ging mir unter dem Kinne ins Fleiſch und durch die rechte Backe wieder heraus. Sicherlich, mein Freund, hätte ich in dieſem Augenblicke der höchſten Gefahr, mit dem Kopfe auch das Leben verloren. Ich bin nicht tod! rief ich, mit Gewalt aufſpringend, und da ich ſah, daß nur der, der mir den Stich verſetzte, bewaffnet war, ſo ſtürzte ich auf jede Gefahr, wie ein Tyger auf ihn los, ergriff ſeine Fauſt und wollte ihm das lange Meſſer entwinden; er zog es heftig zurück, wodurch mir der Ballen an der linken Hand bis auf den Knochen zerſchnitten wurde. Aber die Gewalt, die er anwandte, um ſeinen Arm zurück zu ziehen, verbunden mit der meines Angriffs, warfen nun ihn ſelbſt zu Boden; ein Tritt mit der Stiefelſohle auf ſeine Fauſt, bewirkte, daß er das Meſſer fahren ließ, ich ergriff es ſchnell und ſprang mit beyden Knieen ihm auf den Magen. Der zweyte Bandit, feiger noch als der Erſte, da er mich im Begriff ſah, ſeinen Kameraden umzubringen, warf ſich auf das Pferd und ſprengte davon. Der Elende, den ich unter mir hielt, und dem ich durch das Blut, welches aus meinen Wunden rieſelte, blind machte, riß ſich von mir los, in dem Augenblicke, wo ich zuſtoßen wollte, richtete ſich auf die Kniee, faltete die Hände und ſchrie erbärmlich: Mein Herr! mein Freund! und noch ſonſt viele deutſche Worte, die mir begreiflich machten, daß er um ſein Leben bat.

„Niederträchtiger Böſewicht!“ ſagte ich, und wollte in der erſten Hitze ihn umbringen. Da fuhr mir ſchnell der Gedanke durch die Seele, daß — einen Menſchen erwürgen, der auf den Knieen mit gefalteten Händen liegt — eine Art von Meuchelmord und eines Mannes von Ehre unwürdig ſey. Um ihm aber doch einen Denkzettel zu hinterlaſſen, wollte ich ihn ſchwer verwunden. (?) Er warf ſich platt vor mir nieder und ſchrie: mein Gott! mein Gott! — Kannſt Du, mein Freund, den eben ſo ſchnellen als widerſprechenden Empfindungen meiner Seele folgen, ſo wirſt Du vielleicht begreifen, wie ich nach der größten, mir jemals zugeſtoßenen Gefahr, in Einem Augenblicke verwegen genug wurde zu hoffen, daß ich dieſem Menſchen die Hände auf den Rücken binden und ihn ſo bis zu meinem Wagen ſchleppen könnte. Da er vor mir lag, ſo wurde es mir leicht, mit Einem Schnitte ſeinen ſtarken ledernen Gürtel von hinten zu zerſchneiden, aber indem ich das mit eben ſo vieler Schnelligkeit als Gewalt verrichtete, ſo verwundete ich ihn ſtark an den Ribben, welches ihm abermals ein lautes Geſchrey auspreßte; er richtete ſich wieder auf die Kniee und faltete ſeine Hände aufs neue.

Trotz den heftigſten Schmerzen, die ich im Geſicht, und beſonders an der linken Hand, empfand, würde ich ihn doch ſicher fortgeſchleppt haben, denn er that gar keinen Widerſtand mehr. Ich zog ein Schnupftuch hervor, warf das Meſſer, welches mir hinderlich war, 30 Schritt weit von mir — denn ich hatte die zweyte Piſtole in der linken Hand — und wollte ihn nun binden. Da ſah ich aber von ferne den zweyten Räuber, mit noch einigen andern ſeines Gelichters, wiederum erſcheinen; es kam alſo jetzt abermals auf meine eigene Sicherheit an.

Jetzt fühlte ich, daß ich unrecht gethan, das Meſſer wegzuwerfen; ich würde ohne alles Bedenken in dieſer Lage den Menſchen getödtet haben, denn es war ein Feind weniger. Aber meine zweyte Piſtole wollte ich nicht abdrücken, ſie war das Einzige Furcht einflößende Werkzeug, was mir noch übrig blieb, denn mein Stock war höchſtens nur eine Vertheidigungswaffe. Ich wurde wüthend; mit der umgekehrten Piſtole ſchlug ich den Knieenden auf den Mund, ſo daß ich ihm den Kinnbacken zerſchmetterte und einige Zähne in den Hals ſchlug. Er blutete wie ein Ochs, hielt ſich für tod, und fiel zurück. In dieſem Moment ließ der Poſtillion, der über mein Ausbleiben unruhig geworden war, ſein Poſthorn ertönen; dieſer Schall und ſeine Annäherung machten die Böſewichter ſtutzig; ich gewann Zeit mich zurück zu ziehen mit aufgehobenem Stocke, vorgehaltener Piſtole und unberaubt.

Mein erſchrockener Bediente fragte mich, warum ich nicht um Hülfe gerufen? allein der Wagen war nicht allein zu weit, um mich hören zu können, ſondern ich wußte auch, daß nichts den Muth mehr ſchwächt, als unnützes Geſchrey. Beſinnung und Schweigen ſind die Wächter des Muthes, der wiederum in ſolchen Lagen der Wächter des Lebens iſt. — Der Umſtand, daß eine Büchſe, die ein Portrait zu enthalten ſcheint, mir das Leben gerettet hat, ſchien den ehrlichen Nürnbergern ſo merkwürdig, daß ſie gar nicht aufhören konnten, die Büchſe und das ſeidene Kiſſen zu betrachten. Alle wollten, daß ich aus Dankbarkeit gegen die heilige Jungfrau eine Meſſe ſollte leſen laſſen. Ich benahm ihnen den Irrthum wegen des Portraits nicht, und machte bloß lachend die Bemerkung, daß es ein offenbarer Widerſpruch, und auch ungeziemend ſeyn würde, der heiligen Jungfrau für meine Rettung zu danken, da ich ſie ja dem Bilde eines Frauenzimmers ſchuldig ſey, welches nichts weniger als die heil. Jungfrau vorſtelle. Du kannſt leicht denken, daß ſie geſagt haben: ich wäre ein drolliger Kauz (un drôle de Corps.) Ich meyne das auch, aber man hat gut lachen, wenn man, nach einem ſo verteufelten Abentheuer, noch auf ſeinen Füßen ſteht.

Nun wird man meinen Beynamen ändern, und ſtatt Beaumarchais blâmé mich Beaumarchais balafré nennen müſſen. Eine Schramme, mein Freund, die allerdings meine Siege in der Liebe hemmen wird. Aber was ſoll man thun? muß nicht Alles einmal ein Ende nehmen? — —

Das iſt ſo wie — oder die Uebergänge in der geſellſchaftlichen Unterhaltung.

Es würde fürwahr luſtig klingen — ſagte mir eines Tages ein Mann von Geſchmack — wenn man einmal ganz kühl eine geſellſchaftliche Unterhaltung läſe, die ein Geſchwindſchreiber nachgeſchrieben; verſteht ſich, keine Unterhaltung zwiſchen Gelehrten oder ſonſt wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die nicht ſo in den Tag hinein ſprechen, ſondern die Gegenſtände methodiſch verhandeln; ſondern eine Unterhaltung zwiſchen Weltleuten, die aller Augenblicke ein Anecdötchen erzählen, oder einen glücklichen Gedanken, ſo gut es gehen will, anbringen, oder die Neuigkeiten des Tages und der Moden im ſchnellen Wechſel vorübergehen laſſen. Solche Leute hüpfen und ſpringen von einem Gegenſtand auf den andern, von der Critik eines Schauſpiels auf eine Schlacht, von den Pferden eines Kunſtbereiters auf Schlegels Vorleſungen, wiſſen Moral und Skandal, guten Geſchmack und ſchlechten Ton, Trauriges und Fröhliches, Saures und Süßes mit einander zu vereinigen.

Ein paar Tage nachher befand ich mich in einer Geſellſchaft — es war in Frankreich — welche gewöhnlich von drei großen Erzählern, den Herren A., B. und C. beſucht wurde, die Alle drey nur durch ihr derbes Gedächtniß glänzten, und die — es mogte die Rede ſeyn wovon es wollte — immer mit Einem: das iſt ſo wie, dazwiſchen ſprangen. Ich bemühte mich, den Gang der Unterredung feſt zu halten, und gebe ihn treulich wieder.

N. Es iſt mir ſehr lieb, meine Herren, daß ich Sie hier beyſammen finde. Ein gewiſſer Menſch, der viel ſtärker iſt als ich, hat mir eine grobe Injurie unter die Naſe geſagt, ich habe ihn gefordert; er hat mir geantwortet, daß er wohl bisweilen ſchlüge, aber nie ſich ſchlüge, weil es, bey ſeiner Stärke, eine Thorheit ſeyn würde, ſein Leben einem Zufall auszuſetzen. Was meynen Sie dazu? was würden Sie an meiner Stelle thun?

A. Ich würde es machen, wie Madam de Forcalquier.

M. Und wie machte es die?

A. Sie war ſehr hübſch und verſprach ſchon in ihrer Kindheit auch ſehr klug zu werden. Im 14ten Jahre wurde ſie mit dem Herzog von Forcalquier vermählt, einem Herrn von gewiſſen Jahren, der ſeine Gemahlin wie ein Kind behandelte. Er machte zu Rannes ein großes Haus, und dort war es, wo er, bey einem häuslichen Zwiſt, ſich einmal ſo weit vergaß, daß er ihr eine Ohrfeige gab. Wüthend ließ die kleine Herzogin ſogleich anſpannen, fuhr zu den berühmteſten Advocaten der Stadt, und verlangte guten Rath, wie ſie es anzufangen habe, um ſich ſcheiden zu laſſen.

Die Herren Rechtsgelehrten ſammt und ſonders tadelten höchlich die Ehemännliche Grobheit, machten der hübſchen Klägerin tauſend Komplimente, äußerten aber, daß die Ohrfeige, da ſie bloß unter vier Augen gegeben worden, allenfalls geleugnet werden könnte, und daß kein Richterſtuhl die Klage annehmen würde. Madam de Forcalquier kam ſehr unzufrieden wieder nach Hauſe, machte ihre Toilette mit vieler Sorgfalt, um eine zahlreiche, vom Herzog eingeladene Geſellſchaft zu empfangen, wartete, bis dieſe ganz beyſammen war, trat dann mit abgemeſſenen Schritten in den Saal, grüßte Niemanden, ſondern ging gerade auf ihren Gemahl los und ſagte ſehr laut zu ihm: „Mein Herr, ich habe den ganzen Morgen damit zugebracht, die Advocaten zu befragen, wie ich es anſtellen ſolle, mich an Ihnen zu rächen; ſie haben mir Alle geantwortet, daß ich mit der Ohrfeige, welche Sie mir gegeben, nichts anfangen könnte, folglich bringe ich ſie Ihnen zurück.“ — Mit dieſen Worten applicirte ſie dem Herrn Herzog eine tüchtige Ohrfeige, kehrte ſich mit vieler Grazie zu der Geſellſchaft, machte eine tiefe Verbeygung, und unterhielt ſich, als ob nichts vorgefallen wäre.

N. Sie meynen alſo, ich ſoll mich damit begnügen, die Grobheit meines Gegners durch eine andere Grobheit zu erwiedern?

B. Man muß bekennen, daß Frau von Forcalquier ein bewundernswürdiges kaltes Blut bewieſen.

C. Das iſt ſo wie Argenſon. Dieſer Miniſter kam eines Abends unerwartet zu ſeiner Frau, und fand den Prinzen von Lothringen bei ihr in einem ſehr unzweydeutigen Negligee. Ohne die mindeſte Bewegung, begrüßte er den Herrn von Rohan, und fragte, ob er ſeinen Kammerdiener verlange, um ihm ankleiden zu helfen? Der Prinz, in der größten Verwirrung, zieht ſich an ſo gut als es gehen will, und verſucht zu entſchlüpfen. Aber mit groſſem Ernſt nimmt der Miniſter eine Kerze vom Tiſche und leuchtet ihm bis an den Wagen. Auf der Treppe ſtammelte der Prinz einige Entſchuldigungen. „Ew. Durchlaucht „ſcherzen,“ ſagt Argenſon, „wie könnte ich „mich über den Genuß, den Ihnen meine „Frau gewährt, beleidigt finden, da ich deſſel„ben Genuſſes bey mehreren Prinzeſſinnen „Ihres Geblüts mich zu erfreuen gehabt.“ Und hierin log er nicht, denn er war ein ſchöner Mann, dem ſelten eine Dame vom Hofe widerſtand. Am andern Morgen ging er zum Könige: „Sire,“ ſagte er, „ich habe Ew. „Majeſtät eine Neuigkeit zu hinterbringen, ich „bin Hahnrey.“ — Der König lachte und verbannte Madame d'Argenſon auf einige Zeit ins Kloſter.

N. Argenſon hat ſehr vernünftig gehandelt, aber mein Widerſacher iſt kein Prinz von Lothringen.

A. Der Miniſter hat bewieſen, daß er

nicht bloß Philoſoph, ſondern auch ein feiner Hofmann war.

B. Das iſt ſo, wie der Erzbiſchof von Sens. Sie müſſen wiſſen, meine Herrn, daß ein gewiſſer Perinet, Weinhändler en gros, das Geheimniß gefunden hatte, den Zoll entſetzlich zu betrügen, und viele tauſend Oxhofte-Wein jährlich in Paris zu verkaufen, ohne einen Heller zu bezahlen. Natürlich wurde er ſchnell reich. Vergebens ließ man die geſchickteſten Spione gegen ihn zu Felde ziehen, man konnte ihn nie auf friſcher That ertappen. Die Generalpächter in Verzweiflung, bekannten ſich überwunden, und boten ihm eine Million, wenn er ihnen das Geheimniß verrathen und den Handel aufgeben wollte.

„Eine Million iſt nicht genug, ſagte Perinet, man muß mir auch eine Generalpächterſtelle geben.“ Nach einigen Hin- und

Widerreden wurde ihm auch das noch zugeſtanden. Bald nachher erfuhr der Erzbiſchof von Sens dieſe Begebenheit, und daß der neue Cröſus, Perinet, eine ſehr liebenswürdige Tochter habe, die er, auf einem Gute in der Normandie, mit großer Sorgfalt erziehe. Auf der Stelle entwarf der Erzbiſchof, deſſen Familie nicht reich iſt, einen Plan, ſeinen Bruder, Lomenie de Brienne, mit Mademoiſelle Perinet zu verheyrathen; da er aber den Vater gar nicht kannte, und ihm ſehr leicht ein Anderer zuvor kommen konnte, ſo warf er ſich kurz und gut in den Reiſewagen, fuhr nach der Normandie, und gab ſeinem Poſtillion hundert Thaler, damit er gerade vor Perinets Schloſſe ein Rad zerbrechen mußte. Nun ſchickte er ſeine Leute hinein, und ließ um Beyſtand erſuchen. „Es iſt der Herr Erzbiſchof „von Sens,“ hieß es, „der, um ſeiner Geſundheit willen, Seebäder gebrauchen will, „und der jetzt draußen auf der Straße liegt.“ — Ganz natürlich eilen Herr und Madam

Perinet herbey — „Monſeigneur ſind doch „nicht verwundet?“ — Nur eine leichte Contuſion. — „Monſeigneur können ganz „unmöglich früher als nach zwey Tagen Ihre „Reiſe fortſetzen.“ — Er will aber durchaus fort. Man hält ihn faſt mit Gewalt zurück. Er giebt endlich nach, er bleibt zwey Tage — er bleibt acht Tage — iſt ſehr geiſtreich, ſehr liebenswürdig, entzückt die ganze Familie, und als er endlich abreiſt, iſt Mademoiſell Perinet ſeines Bruders Braut.

A. Man ſieht, daß der Herr Erzbiſchof ein guter Schauſpieler geworden wäre.

B. Die Anecdote von dem freywillig zerbrochenen Wagen iſt auch von Destaucherets in der heimlichen Heyrath benutzt worden.

A. Das iſt ſo wie die Geſchichte von ſeinem Schloſſe. Er war noch im Seminarium von St. Sulpice, ſtudirte Theologie, und war nichts mehr und nichts weniger als Baccalaureus, da träumte ihm einmal, daß er ein großes prächtiges Schloß baue. Dieſer Traum ſchien ihm von guter Vorbedeutung. Er ſchickte nach einem Baumeiſter, erzählte ihm denſelben, und erſuchte ihn, den Plan zu dem geträumten Schloſſe zu entwerfen, welches er ihm umſtändlich beſchrieb. Der Baumeiſter ſah ihn mit großen Augen an, und meynte, er habe den Verſtand verloren. „Ich habe „die Ehre Sie zu kennen," ſagte er, „Sie „können ja die Koſten eines ſolchen Gebäudes „nicht beſtreiten."

„Das geht Sie nichts an," antwortete der Baccalaureus, „ich weiß auch noch gar „nicht, wenn das Schloß gebauet werden „wird, aber es wird gebauet werden, darauf können Sie ſich verlaſſen. Uebrigens „koſtet der Plan nicht ſo viel als das Gebäude, und hier iſt Ihre Bezahlung." — Der Baumeiſter gehorcht und entwirft den

Plan, den der Baccalaureus ſorgfältig aufhebt, ihn oft betrachtet, und ſich dadurch zum Emporſchwingen anfeuert. Kurz und gut, er iſt Erzbiſchof von Sens geworden, und das geträumte Schloß ſteht wirklich da.

C. Sonderbar! gleichſam eine prophetiſche Inſpiration. Das iſt ſo wie der Eſel, den Beaumarchais ſeinen Wohlthäter nannte.

B. Vermuthlich ſpottweiſe?

C. Nein, nein, im ganzen Ernſt. Einige Tage vor dem Aufruhr vom 3ten September ſah Beaumarchais vor ſeiner Thür ein armes Grauſchimmelchen, mit einer ſchweren Laſt von Gemüſe beladen, welches ein Bauermädchen verkaufte. Das Eſelein ließ die Ohren hängen, war nichts als Haut und Knochen, wackelte auf ſeinen Beinen, und bemühte ſich dann und wann einen Strohhalm aus dem Holzſchuh ſeiner Gebieterin zu entwenden, die ihn aber hart anfuhr und ihm nichts zu freſſen gab. Der Verfaſſer des **Figaro** empfand Mitleid mit dem armen Thiere. Er ſchickte Einen ſeiner Leute hinaus, um der Bäuerin Gemüſe abzukaufen, ließ den Eſel nahe an das Gitter ſeines Hofes kommen, und fütterte ihn ſelbſt mit einem ganzen Bündel Heu. Wenige Minuten nachher ſagt ihm ein Nachbar, daß man Hausſuchungen vornehmen werde, daß er als verdächtig bezeichnet ſey, und daß, wenn er nicht verhaftet werden wolle, er augenblicklich fliehen müſſe. Beaumarchais zaudert und zaudert ſo lange, bis ein bewaffneter Haufe wirklich in ſein Haus eindringt. Er verſteckt ſich in einen Schrank. Man durchſucht das ganze Haus, man kommt ſeinem Schlupfwinkel ſehr nahe, allein man findet ihn nicht. Ein einziger Menſch öffnet den Schrank — er glaubt ſich verloren — glücklicherweiſe war es ſein beſter Freund, der, in der Hoffnung ihm nützlich zu werden, den revolutionairen Sbirren gefolgt war. „Stille! ſtille!“ flüſterte dieſer ihm zu: „man wird dieſen Abend wieder „kommen. Retten Sie ſich zuvor.“ — Beaumarchais läßt ſich das nicht zweymal ſagen. So bald die Gäſte das Haus verlaſſen haben, entſchlüpft er durch ſeinen Garten. Aber es war Nacht — die Straßen mit Patrouillen angefüllt — wie ſollte er ſie vermeiden? — Am ſicherſten war es, die Stadt zu verlaſſen. Es gelang ihm, durch eine ſchlecht bewachte Barriere zu entwiſchen. Da ſchweifte er aber nun auf dem Felde hin und her, bey einem heftigen Regen, ſuchte ein Obdach, klopfte vergebens an mehrere Thüren, ſah endlich von ferne ein Licht in einem alten Gemäuer, klopfte, rief und bat um ein Nachtlager. Ein Mann ſteckt den Kopf zum Fenſter heraus: „Ey ja „doch! ein Nachtlager? um dieſe Zeit? Geht „Eurer Wege, mein Freund, und ſucht an„derswo ein Unterkommen.“ — Beaumarchais bittet wiederholentlich ihn einzulaſſen, verſpricht zu bezahlen, muß aber dieſelbe Antwort hören, und ſteht ſchon im Begriff, ſeinen

Stab weiter fortzuſetzen, als er eine junge weibliche Stimme vernimmt: „Ach Vater! „macht geſchwind auf! das iſt der gute Herr, „der unſerm Eſel Heu gegeben hat.“

Sogleich wird die Pforte aufgethan, Beaumarchais wird geliebkoſt, gehätſchelt, er vertraut ſich dieſen dankbaren Menſchen, und findet mit ihrer Hülfe am andern Morgen eine bequemere Freyſtatt. Aber er verließ die Hütte nicht, ohne ſeinen Beſuch im Stalle bey dem ehrlichen Grauſchimmel zu machen, dem er die freundliche Aufnahme verdankte.

N. Die fünf Geſchichten, meine Herren, welche Sie zu erzählen die Güte gehabt haben, ſind ſehr unterhaltend, allein geſtehen Sie, daß die Frage, welche ich Ihnen gleich anfangs vorlegte, in ſehr geringen Zuſammenhang mit dem Zorn der Madam de Forcalquier und mit den Liebeshändeln der Madam d'Argenſon ſteht; daß dieſe hinwiederum keinen ſehr natürlichen

Uebergang zu dem zerbrochenen Wagen des Erzbiſchofs von Sens und zu ſeinem geträumten Schloſſe machten; und daß endlich die Beleidigung, welche man mir angethan, mit Beaumarchais's Eſel gar nichts gemein hat. Guten Rath habe ich vergebens von Ihnen erwartet, aber doch etwas dabey gelernt: daß nemlich die Unterhaltung ſehr zerſtückelt wird, wenn man der kreuz und queer nach Anecdoten haſcht, und daß nichts leichter auf der Welt iſt, als durch ein „das iſt ſo wie“ funfzig verſchiedene Fäden aneinander zu knüpfen.

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

(Fortſetzung.)

Nicht die Philoſophie ſchätzt angenehme Talente gering, ſondern die Ungerechtigkeit der

Philoſophen, die, gleich andern Menſchenkindern, nur das hochſchätzen, wodurch ſie ſich auszeichnen. —

Die Großen erben ihren Rang von ihren Vorfahren. Die Gelehrten ſind keine gebornen Erben der Kenntniſſe der Alten, wenigſtens iſt die Erbſchaft ſo ſchwierig anzutreten, daß ſie wohl nicht minder Ehre bringen ſollte, als jene. —

Mancher ſchwingt ſich zu erhabnen Kenntniſſen auf, iſt aber unfähig, ſie andern zu lehren. Es ſcheint bisweilen, daß es dem Geiſte ſchwerer wird, herabzuſteigen, als fort empor zu klimmen. —

Auch Geiſtesproducte, ſo gut als Kleider, ſind der Mode unterworfen. Lieber Gott! wie viele Bücher und Gattungen von Schreibart habe ich ſchon mit ihren Urhebern begraben ſehen, gleich wie manche Völker ihren Todten das Beſte, was ihnen im Leben zugehörte, mit auf den Weg gaben. —

Ich ſtaune unſere Metaphyſiker an und vermag mich nicht zu ihnen zu erheben. Nein, ich kann mir das Unendliche nicht denken, nicht einmal das Endliche von einer gewiſſen Größe. Die Idee, die ich mir vom Unendlichen mache, ſetzt weder die Möglichkeit des Unendlichen in der Natur, noch eine große Umfaſſungskraft meines Geiſtes voraus, ſondern bloß das Hinzudenken einer Vermehrung von einem beſtimmten, übrigens ſehr beſchränkten Begriffe. Es iſt als ſtünde ein Gefäß mit Waſſer vor mir, das ein Stoof oder Maaß hielte, und ich dächte mir nun, daß ich zu dieſem Waſſer noch mehr Waſſer hinzufügen könnte. Darum wird aber doch das Gefäß nicht mehr Waſſer aufzunehmen im Stande ſeyn. Das iſt alſo kein Beweis für das Unendliche, oder für die Kenntniß deſſelben, wenn deſſen Eigenſchaften bloß aus einer Vorausſetzung hervorgehen. —

Die Menſchen gleichen den Vögeln, die man immer wieder in denſelben Netzen fängt, in welchen ſchon hunderttauſend ihres Gleichen gefangen worden. Die Thorheiten der Väter ſind für die Kinder verloren. Die Menſchen aller Jahrhunderte haben dieſelben Neigungen und Leidenſchaften, über welche die Vernunft machtlos iſt; darum findet man zu jeder Zeit überall Thorheiten, und zwar immer *dieſelben* Thorheiten. —

„Die Menſchen ſind ausgeartet,“ ſprechen Einige: „die Natur hat vormals einige große „Männer hervorgebracht; gleichſam nur um „uns zu zeigen, daß ſie wohl im Stande ſey, „welche zu ſchaffen; jetzt aber ſchlummert ſie.“ Es iſt nicht wahr. Die Dinge ſcheinen in der phyſiſchen Welt durch Entfernung *kleiner*, in der moraliſchen *größer*, darum ſtaunen wir das *große* Alterthum an. Oder wir ſind auch unzufrieden mit *unſerer* Zeit, und dabey gewinnt die vergangene. Wir ſtellen die

Alten hoch hinauf, und überreden uns dann; die Zeitgenoſſen ſtünden tief. Wir achten unſere Vorfahren weit höher, als ſie verdienen, und unſere Nachkommen werden uns wiederum höher achten, als wir verdienen.“ Aber wir, unſere Vorfahren und Nachkommen, ſind alle von gleichem Schlage, und es gäbe wohl kein langweiligeres Schauſpiel, als das der Welt, wenn man es immer und immer mit anſehen müßte; denn es iſt ein ewiges Einerley. Man wechſelt die Kleider, aber nicht die Geſtalt. Man iſt bisweilen roh oder höflich, unwiſſend oder gebildet, doch das ſind lauter zufällige Außenſeiten: das Herz des Menſchen wechſelt nur, und man darf den Menſchen nur in ſeinem Herzen ſuchen. Man iſt unwiſſend in Einem Jahrhundert und gelehrt in dem Andern, wenn es Mode wird, gelehrt zu ſeyn; aber man iſt eigennützig in allen Jahrhunderten, die Mode der Uneigennützigkeit kehrt nie zurück, oder iſt vielmehr nie da geweſen. Unter den 1000 Millionen, welche, wie man sagt, die Erde bewohnen, giebt es wohl hie und da ein Dutzend Vernünftige, Gerechte; darum werden alle Vernunſt und Gerechtigkeit doch nie Mode unter den Menſchen werden. Dieſe wunderlichen Geſchöpfe trachten nach Allem, genießen nichts, ſchreiten immer vorwärts und kommen nirgends an. Große Bewegungen wird man unter ihnen gewahr, allein die Motive ſind ſehr klein, und es iſt fürwahr nothwendig, um den Ruhm großer Begebenheiten nicht zu vernichten, daß man ihre Triebfedern ja nicht aufdeckt; man würde lachen oder knieſchen müſſen. — Alexander ſah auf dieſer Erde nur Raum, um ein Reich zu ſtiften, Werther nur den Ort wo Lotte lebte, der Philoſoph nur einen Wandelſtern mit Narren bevölkert. —

Die tugendhafteſte Frau ſchwebt in Gefahr, ſo bald ſie heftig geliebt wird. — Man ſage einer Frau, man ſey ein Gott, ſie wird es nicht glauben; aber man ſchwöre ihr ewige

Treue, ſie wird es glauben; denn jener Irrthum wird nicht, wie dieſer, vom Herzen unterſtützt. Man hält den Liebhaber nicht für einen Gott, weil man es nicht *wünſcht*, aber man wünſcht ihn treu zu ſehen, und folglich glaubt man es auch. Es ſind ſo manche Irrthümer zu unſerm Glücke *nothwendig*, beſonders in der Liebe, und das Herz iſt immer bereit, uns damit zu verſorgen. —

Es giebt viele Männer, die vom *Glück der Liebe* ſchwatzen, und im Grunde nur das *Vergnügen zu erobern* fühlen. Sie wollen, daß die Weiber ihnen Widerſtand leiſten, doch nur eben ſo viel als nöthig iſt, um den Sieg deſto genußreicher zu machen. Die Weiber dürfen weder ſo ſchwach ſeyn, ſich *gleich* zu ergeben, noch ſo ſtark, ſich *niemals* zu ergeben. — Man zittert gewöhnlich vor dem erſten Schritt in der Liebe, es kommt aber nicht darauf an, *daß* man ihn thut, ſondern *wie* man ihn thut. Die unbefriedigte Liebe wird ſo leicht empfindlich, die befriedigte erlöſcht ſo leicht; das klügſte Weib verfehlt oft die Mittelſtraße. —

Das Recht, die Menſchen zu beherrſchen, hat die Schönheit von der Natur empfangen, die Tapferkeit nur von der Gewalt. Alexanders des Macedoniers räuberiſche Waffen konnten in einer Reihe von Jahren einen Redner nicht zum Schweigen bringen, aber eines Weibes Schönheit beſtach den geſtrengen Areopag. Den Ruhm der Eroberung verdankte das ſchöne Weib ſich allein, indeſſen Alexander höchſtens ein glücklicher Klopffechter geworden wäre, wenn er nicht an der Spitze eines tapfern Heeres geſtanden hätte.

Die meiſten Weiber verzeihen leichter, daß man ein wenig übel von ihrem Rufe, als von ihrer Schönheit oder ihrem Geiſte ſpreche. Wenn von einem unbekannten Frauenzimmer die Rede iſt, ſo fragt man gewöhnlich zuerſt:

iſt ſie ſchön? und dann: hat ſie Verſtand? Selten thut man eine dritte Frage. —

Es hat bisweilen Könige gegeben, (zum Beyſpiel Friedrich den Großen) welche den Mann im phyſiſchen Verſtande verleugneten, doch nie hat eine Königin das Weib verleugnet. Man erinnere ſich der Anecdote von der jungfräulichen Königin Eliſabeth. Eine holländiſche Geſandtſchaft wurde ihr präſentirt. Als ein junger ſchöner Mann im Gefolge des Geſandten ſie erblickte, wandte er ſich ſchnell zu einem der engliſchen Höflinge, und flüſterte ihm mit Haſtigkeit etwas ins Ohr, worüber dieſer lächelte. Eliſabeth bemerkte es; die Sprechenden hatten nach ihr hin geſchielt; von ihr war alſo die Rede; ſie brannte vor Begierde, den Inhalt des Geſprächs zu erfahren. Gleich nach der Audienz ließ ſie den Höfling rufen und befragte ihn deshalb mit ſtrenger Miene. Er erſchrack heftig, er ſuchte Ausflüchte, allein vergebens, Eliſabeth beſtand darauf, Alles zu wiſſen. Blaß und zitternd geſtand er endlich, der Fremdling habe einen unehrerbietigen Wunſch nach dem Genuß ihrer Reize geäußert. Die Königin wandte ſich erzürnt — um ihr Vergnügen zu verbergen. Der junge Holländer empfing beym Abſchied ein anſehnliches Geſchenk. Die weibliche Eitelkeit ſpielt auch mit dem Scepter. —

Aber ſelbſt in dieſer Schwachheit, wie viel liebenswürdiger erſcheinen die Weiber, als wir Herren der Schöpfung und der Schönheit Sklaven! *Gefallen wollen* iſt die Eitelkeit des Weibes, *von ſich reden machen*, die des Mannes, wenn auch Blutſtröme darum fließen müßten. Ueberhaupt wird die Welt von den Männern gleichſam nur als eine große Tafel betrachtet, die dazu geſchaffen ſey, um ihre Namen darauf zu ſchreiben. Iſt die Tafel voll, ſo werden die Namen wieder ausgelöſcht, um Platz für neue zu gewinnen, die auch nicht lange darauf bleiben. Ha! wenn alle Denkmäler der Alten noch ſtünden, wo fänden wir Raum für die unſrigen?

(Die Fortſetzung künftig.)

Zwey verlorne Proceſſe. Warnungsgeſchichten.

Die Gegenſtände dieſer beyden Proceſſe ſind zwar ſehr unbedeutend, und wurden bloß durch das empörte Gefühl des ſchnöde gekränkten Rechts anhängig gemacht, aber da ſie theils gegen ein paar hochberühmte Männer geführt wurden, (nemlich den Herrn Doctor Garlieb Merkel und den Herrn Kapellmeiſter Himmel, ein par nobile fratrum) theils die Entſcheidungsgründe derſelben künftig auch auf wichtigere Fälle anzuwenden ſind, ſo mögte eine Warnung an das unjuriſtiſche Publicum ſehr heilſam ſeyn, und mancher wird vielleicht, durch Erinnerung an dieſelbe, anſehnlichere Summen retten, als der Herausgeber der Biene verloren hat. Bekanntlich war Herr D. Merkel eine Zeitlang Redacteur und Herausgeber des Freymüthigen. Am 3ten Auguſt 1806 ſchrieb er aus Berlin an ſeinen Mitherausgeber Kotzebue: „er habe an Honorar „für deſſen Beyträge 78 Thaler Preußiſch „Courant von dem Verleger empfangen, über „welche K. disponiren könne.“

Dem zufolge disponirte K. in ſeiner Antwort über den größten Theil dieſes Geldes zu Bezahlung einer Rechnung, die er in Berlin noch ſchuldig war. Länger als ein Jahr verſtrich, ohne daß er ſich weiter darum bekümmerte, denn er hatte bisher die fatale Gewohnheit zu glauben, daß, wenn ein ehrlicher Mann bekennt, er habe Geld von einem Andern in Händen, und ſelbſt begehrt, es ſolle darüber disponirt werden, er auch dieſe Diſpoſition zu befolgen willens ſey. Zu K's nicht geringem Erſtaunen wurde er aber, länger als ein Jahr nachher, um Bezahlung der obenerwähnten Rechnung gemahnt. Sogleich ſchrieb er an den berühmten Herrn D. M., der ſich damals ſchon in Riga befand, und nun erſt erklärte dieſer, was er bis dahin in petto behalten, der Verleger des Freymüthigen ſey ihm noch Redactionsgebühren ſchuldig, darum behalte er K's 78 Thaler. — Man hätte glauben ſollen, ein rechtlicher Mann ſey wenigſtens verpflichtet geweſen, ſchon von Berlin aus K. zu unterrichten: „Ich habe die Rechnung, die „Sie mir zu bezahlen aufgetragen, aus der „und der Urſache nicht bezahlt." Denn es iſt ja nicht einem Jeden gleichgültig, ob ſeine Rechnungen unbezahlt bleiben oder nicht. Er ſchrieb ja auch während des folgenden Jahres viele Briefe an K., und hätte ſich doch einmal an jenes Geſchäft erinnern können. Doch wir wollen aus chriſtlicher Liebe annehmen, er habe es vergeſſen; nur hätte er nicht vergeſſen ſollen, daß **der Verleger** des Freymüthigen **alle Koſten** der Unternehmung herzuſchießen, contractmäßig übernommen hatte, folglich Herr Doctor Garlieb Merkel ſelbige von der Creditmaſſe des Verlegers, nicht aber von K. zu fordern hatte, eben ſo wenig als dieſer das Honorar für ſeine Beyträge vom Herrn D. Garlieb Merkel hätte fordern können, wenn es der Verleger dieſem nicht wirklich ausgezahlt hätte.

Dieſe Gründe wurden ihm, mit Berufung auf den Contract, auseinander geſetzt, und gedroht, man werde ihn verklagen, wenn er dieſe Kleinigkeit nicht berichtige. Hierauf antwortete er ſehr lebhaft am 1ſten December 1807, „er ſey nicht geſonnen, Einem ſeiner Freunde „mit Führung eines Proceſſes für ihn zu incommodiren und wolle lieber zahlen; K. ſolle „nur eine Quittung an den Buchhändler Herrn „Hartmann ſchicken, ſo ſolle die Zahlung ſogleich erfolgen.“

Wer hätte nicht glauben ſollen, daß die Sache nunmehro abgethan wäre? — K. war ſo gutmüthig, eine Quittung verlangter Maaßen zu überſenden, und erwartete das Geld. Aber der berühmte Herr D. Garlieb Merkel behielt die Quittung und zahlte das Geld dennoch nicht, ſondern ſchickte dagegen eine Quittung über 50 Thaler Redactionsgebühren, die er von 78 abzog. Mit einem Unwillen, den ſonder Zweifel jeder rechtliche Leſer theilt, klagte K. nunmehr bey der Regierung zu Riga, und legte die obenerwähnten, eigenhändigen Briefe des Beklagten bey. Er wurde abgewieſen, weil — er eine Quittung über die ganze Summe ausgeſtellt habe, und weil — von dem Herrn D. Merkel nicht eingeräumt worden, daß es mit dieſer Quittung die vorgegebene Bewandniß habe. Dieſer Spruch ſetzte K. freylich in Erſtaunen, da M's Brief vom iſten December 1807 ganz klar bewies, daß K. ihm die Quittung ſchicken müſſen, ehe die Zahlung erfolgt war. Es geſchah, weil K. ſeinen Gegner für einen ehrlichen Mann hielt, ſonſt würde er an den Buchhändler Herrn Hartmann dabey geſchrieben haben: „nehmen Sie „ſich in acht! geben Sie die Quittung nicht „eher aus den Händen, bis Sie das Geld „wirklich empfangen haben.“ Auf jedem Fall konnte Herr Hartmann vernommen werden, und würde bezeugt haben, daß M. die 50 Thaler nicht gezahlt; dann hätte der Beklagte die Bewandniß einräumen mögen oder nicht, ſo war er doch immer überwieſen. Vielleicht hielt aber die Regierung, als ein Forum executivum, die Sache nicht für liquid genug. Mit einem Worte: K. wurde aus der einzigen Urſach abgewieſen, weil M. die klare Bewandniß nicht eingeräumt, das heißt mit andern Worten: er hat behauptet, die 50 Thaler gezahlt zu haben. Nun könnte der Kläger freylich bey einem andern Richterſtuhle ſeine Klage wieder anhängig machen; allein er iſt einer Verhandlung herzlich müde, die zwey Jahre lang gewährt, und ihm am Ende, gegen den elenden Gewinn von 50 Thaler, nur Geringſchätzung und Mißtrauen gegen gebildete Menſchen einflößen würde. Er begnügt ſich alſo, dem Publikum die Sache einfach zu erzählen, und dem berühmten Herrn Doctor der Philoſophie zu den ſo wohl erworbenen 50 Thalern Glück zu wünſchen; den Leſer aber zu warnen, nie eine Quittung aus der Hand zu geben, ehe er das Geld empfangen hat; denn der Leſer ſieht aus dieſem Beyſpiele, daß man ſelbſt auf einen Doctor der Philoſophie ſich nicht immer verlaſſen darf.

Eben ſo wenig auf einen Kapellmeiſter, wenn er auch ein Vaterunſer trefflich componirt hätte, wie folgendes Beyſpiel beweiſt. — Im Jahr 1803 bearbeitete K. das franzöſiſche Vaudeville, Fanchon, nach Bouilly, und lieferte es dem Herrn Kapellmeiſter Himmel zur Compoſition. Was man damit anfangen wolle, wenn es erſt componirt ſey? und ob man die Muſik ſammt dem Texte, oder ob der Componiſt Jene, der Dichter Dieſen einzeln verkaufen wolle? darüber wurde nichts feſtgeſetzt.

Während der Arbeit des Componiſten ging K. auf Reiſen. Bey ſeiner Zurückkunft erfuhr er mit Erſtaunen, daß H. die unterdeſſen vollendete Compoſition, ſammt dem Text, an die meiſten Bühnen Deutſchlands verkauft hatte; (das Berliner Theater ausgenommen, deſſen Director zu gewiſſenhaft war, um fremdes Eigenthum ohne Vollmacht des Eigenthümers an ſich zu bringen.) K. beſchwerte ſich darüber gegen H. und forderte Erſatz. Um aber den Künſtler nicht zu drücken, oder ſich mit ihm zu entzweyen, verlangte er bloß die geringe Summe von 200 Thalern, gering in Beziehung auf ihn ſelbſt, dem jedes Manuſcript ſonſt zweymal mehr einträgt; gering in Beziehung auf H., der mit ſeiner Compoſition das Zehnfache gewann. Er geſtand auch ſchriftlich die Billigkeit von K's Forderung ein, er wiederholte dieſes Geſtändniß noch einmal ſchriftlich, entſchuldigte ſich aber mit dem Unvermögen zu zahlen. K. ſchlug ihm vor zu warten, bis ein Concert zu ſeinem Benefiz gegeben werde, und bat bloß um eine Anweiſung auf dieſes Benefiz. Aber es waren bereits ſo viele andere Anweiſungen darauf gegeben worden, daß auch dies nicht bewilligt werden konnte. Hingegen that H. den Vorſchlag, K. ſolle noch eine Oper für ihn dichten, die wolle er componiren, ſtechen laſſen, und dem Dichter ſo viele Exemplare davon geben, daß er aus dem Verkauf ſich bezahlt machen könne. Dieſen Vorſchlag mußte K. ablehnen, Einmal weil H's Benehmen ihm keine Luſt gemacht hatte, ſich ferner mit ihm einzulaſſen, zweytens, weil er ſich mit einem ſolchen Verkauf gar nicht befaſſen konnte.

Da nun der Herr Kapellmeiſter Himmel auf keine Weiſe zur Erfüllung der von ihm ſelbſt anerkannten Pflicht bewogen werden konnte, ſo klagte K. bey dem Inſtructionsſenat des königlichen Kammergerichts zu Berlin, welcher ihn abwies. Erſtens: weil Dichter und Componiſt Jeder alleiniger Eigenthümer ſeines Werkes bliebe. Zweytens: weil K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen. Drittens: weil er ſich durch den (nachmalligen) Druck des Stücks einen beſondern Vortheil verſchafft habe. Das ſchriftliche Anerkenntniß einer Verpflichtung von Seiten des Beklagten (denn deſſen Originalbriefe waren mit eingeliefert worden) ſollte füglich nur in einer moraliſchen Verbindlichkeit beſtehen.

Hier war nun aber, nach den eignen Worten des Urtheils, von K's Eigenthum die Rede. Es war bewieſen, und der Beklagte leugnete es auch nicht, daß er K's Eigenthum ohne deſſen Einwilligung verkauft habe. Folglich war er Erſatz ſchuldig, und gerade der erſte Grund, den der Senat für den Beklagten anführt, ſtreitet gegen ihn; denn wenn der Kläger alleiniger Eigenthümer ſeines Werkes blieb, mit welchem Rechte konnte H. es verkaufen?

Noch ſchwächer ſchien der zweyte Grund: daß das Berliner Theater dem Dichter ein Honorar gezahlt. Das gehörte gar nicht zur Sache, denn K. forderte auch nichts von H. für das Berliner Theater, ſondern dafür, daß er durch ihn außer Stand geſetzt worden, ſein Manuſcript, wie ſonſt üblich, an alle andere Theater zu verkaufen. Das hätte ſogar recht gut auch ohne H's Compoſition geſchehen mögen; denn das Stück konnte allenfalls ohne die Muſik aufgeführt werden, nicht aber die Muſik ohne das Stück. Ja, es konnte ja auch dem Dichter belieben, ſein Werk gar nicht bekannt zu machen, denn er war ja, nach Ausſpruch des Senats, alleiniger Eigenthümer deſ ſelben, wie mogte denn dieſer nemliche Senat ihm Erſatz für ſein, von einem Fremden mißbrauchtes, Eigenthum abſprechen?

Eben ſo hinfällig war der dritte Grund: K. habe ſich durch den Druck des Stücks einen beſondern Vortheil verſchafft. Das gehörte ja wieder gar nicht zur Sache. H. hat ſich durch den Stich ſeiner Noten auch einen beſondern Vortheil verſchafft, auf den K. nicht den mindeſten Anſpruch machte. Ueberhaupt fiel es ihm gar nicht ein, Antheil am Gewinn der Compoſition zu verlangen, (wie der Senat fälſchlich meynt) ſondern bloß Schadenerſatz für ſein verkauftes Eigenthum. Mit Einem Worte, es kam hier gar nicht darauf an, zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig Vortheil dieſer oder jener durch ſein Werk ſich verſchafft habe, ſondern lediglich die einfache Frage zu entſcheiden, ob man fremdes Eigenthum verkaufen dürfe? Daß ſolches geſchehen, war erwieſen, folglich der Erſatz nicht abzuſprechen. — Man bemerke doch auch das Wörtlein füglich. Was füglich geſchehen kann, iſt darum noch nicht rechtlich, und ein Inſtructionsſenat ſollte doch nur das Rechtliche beſtimmen.

Ueberzeugt von der Wahrheit dieſer Sätze, appellirte K. an das Kammergericht, und wurde abermals abgewieſen. Wenn der Leſer ſchon über das erſte Urtheil ſich verwundert hat, ſo wird er nun erſt in Erſtaunen gerathen. Das zweyte hebt alſo an:

„Auf die literariſche Würdigung der Oper „Fanchon, und ob das Verdienſt des deutſchen „Ueberſetzers oder des Componiſten einen grö„ßern Werth habe? darauf kommt hier nichts „an.“

Sehr wahr, und darum ſollte man denken, das Kammergericht hätte ſich die Mühe ganz erſparen können, zu ſagen, daß darauf nichts ankomme, denn es dürfe und werde im ganzen Urtheil davon nicht die Rede ſeyn. Aber man höre! obgleich gar nichts darauf ankommt, ſo wird dennoch dieſer Punct, deſſen noch keiner der ſtreitenden Partheyen erwähnt hatte, von dem Kammergericht gewiſſermaaßen als Erſter Entſcheidungsgrund aufgeſtellt; denn alſo fährt das Urtheil fort: — „So viel iſt jedoch notoriſch, daß die gedachte „Oper hauptſächlich der gefälligen Muſik und „dem Talente des Componiſten den allgemeinen „und fortdaurenden Beyfall zu verdanken hat." — Sollte man nicht glauben, dieſe Periode ſey aus dem Theaterartikel der Haude und Spenerſchen Zeitung entlehnt? — Das königliche Kammergericht iſt ja kein Recenſir-Inſtitut, und ſo vielen Reſpect auch ſeine juriſtiſchen Entſcheidungen einflößen mögen, ſo dürfte es doch in Sachen des Geſchmacks nicht von Jedermann als competentes Tribunal erkannt werden. „Es iſt notoriſch," beliebt ihm zu ſagen, „daß Fanchon ihr ganzes Glück

„auf der Bühne Himmels Muſik verdankt.“ — Wie, wenn man beweiſen könnte, daß das gar nicht notoriſch iſt? hätte dann nicht ein königlich Kammergericht ſich ohne alle Noth in einer Sache compromittirt, auf welche, nach ſeinem eignen Geſtändniß, gar nichts ankam? Fanchon von Bouilly wurde in Paris mit noch weit allgemeinetern und fortdauerndern Beyfall ohne Himmels Muſik gegeben. Man weiß, daß die Vaudeville-Melodieen einander ſo ziemlich alle gleichen, und es iſt auch Niemanden in Paris eingefallen (am wenigſten dem Grand ſaye daſelbſt) zu behaupten, daß Fanchon jenen Beyfall bloß dem Talente des Componiſten verdanke. Ferner hat die Folgezeit bewieſen, daß Herrn Himmels Talent nicht im Stande iſt, einen ſchlechten Text auf der Bühne zu erhalten. Er hat nemlich, zu derſelben Zeit, da dieſer Proceß im Gange war, eine neue Oper, die Sylphen, componirt, und ſo viel er auch von dieſem Meiſterwerke vor der Aufführung in allen Geſellſchaften krähte, und ſo geringſchätzig er zugleich von dem Text der Fanchon ſprach, ſo iſt doch notoriſch, daß ſeine, nur von ihm ſelbſt und vielleicht von einem Mitglied des Kammergerichts gerühmten Sylphen, in Berlin gar keine Senſation gemacht, und von den übrigen deutſchen Bühnen, meines Wiſſens, gar nicht aufgeführt worden ſind. Aus dieſem Beyſpiel möge das Kammergericht entnehmen, daß, ſo bald es vom Thron der Themis herabſteigt, um den Thron des Apoll zu beſteigen, ſeine Urtheile nicht mehr zuverläßig ſind. — Doch weiter! Nachdem nun der Richter den Punct, auf den gar nichts ankam, feſtgeſetzt hat, ſo zieht er daraus folgenden Schluß:

„In dieſer Ueberzeugung hat daher wohl „vorzüglich der Kläger ſich auch von ſelbſt beſchieden, daß er mit dem zehnten Theil desjenigen Honorars ſich begnügen wolle, welches der Componiſt dabey erhalten hat.“ —

Eben ſo unglücklich als das Kammergericht im Recenſiren des Textes geweſen, eben ſo unglücklich iſt es auch hier im Errathen von des Klägers Ueberzeugung; denn der einzige Grund, warum K. eine ſo genügſame Forderung machte, waren die notoriſchen Umſtände des Herrn Kapellmeiſter Himmel. Da aber nichts darauf ankommt, und der Kläger angebe, er dürfe in ſeinem Proceſſe von dem, worauf nichts ankommt, auch nicht reden, ſo überging er den eigentlichen Grund ſeiner geringen Forderung mit Stillſchweigen; nicht ahndend, daß das Kammergericht ſich bemühen würde, ihn zu errathen, und das Errathene wenigſtens als einen halben Entſcheidungsgrund aufzuſtellen. Denn gleich darauf erklärt es:

> „aber er hat gar keinen rechtlichen An„ſpruch auf eine ſolche Theilnahme."

Nun geht der Richter zu dem Beweiſe dieſes Satzes über, und da muſte er füglich erſt den fatalen Stein des Anſtoſſes aus dem Wege räumen, daß die Ueberſetzung der Oper Fanchon K's **Eigenthum** ſey. Der Inſtructionsſenat hatte das feyerlich erklärt, der Beklagte hatte dem nicht widerſprochen; was war nun zu thun? — Die verhandelten Acten ſind dem Kläger, bey deſſen Entfernung von Berlin, nicht zu Geſicht gekommen, allein aus dem Urtheil erſieht er, daß der Herr Kapellmeiſter Himmel im Auguſt die edle Dreiſtigkeit gehabt zu behaupten; „K. habe mit dem „Text ihm ein Geſchenk gemacht.“ — Freylich konnte er das mit nichts beweiſen, aber ſiehe da, glücklicher weiſe hat der Kläger ſelbſt es eingeſtanden; denn alſo läßt das Kammergericht ſich weiter vernehmen: „Wie Er ſelbſt „in ſeiner Klage ſagt, hat er dem Gegner die „von ihm überſetzte oder bearbeitete Oper **geliefert**, um ſie in Muſik zu ſetzen„ Dies „iſt mit andern Worten gerade daſſelbe (?) „was der Verklagte behauptet: er habe ihm „mit dieſer Ueberſetzung ein Geſchenk gemacht.“

Nicht genug, daß das Kammergericht ſich zum Recenſenten aufwirft, *wenn auch nichts darauf ankommt*, ſondern es liefert nunmehro auch einen wichtigen Beytrag zu den Synonymen der deutſchen Sprache. *Geliefert* und *geſchenkt* ſind gleich bedeutend. Sämmtliche *Lieferanten* bey der preußiſchen Armee werden über dieſe Entdeckung nicht wenig erſchrecken, denn ſie lernen daraus, daß, wenn ſie jemals wegen Zahlung für ihre Lieferungen bey dem Kammergericht klagbar werden müßten, man ihnen ganz trocken antworten würde: „was Ihr geliefert habt, das „habt Ihr geſchenkt, denn *liefern* und „*ſchenken* iſt einerley.“ Es giebt ein altes Sprüchwort: *Schuſter bleibe bey deinem Leiſten*; man könnte ein ähnliches erfinden: *Themis bleibe bey deiner Waage*. K. verſichert, allen nur erſinnlichen Reſpect gegen das Kammergericht als Kammergericht zu hegen, aber was die *Synonymen* der deutſchen Sprache betrifft, da kann er ſich unmöglich deſſen Ausſprüchen unterwerfen, weil er es beſſer zu verſtehen glaubt.

Der Richter fügt hinzu: „und worüber „er (nemlich der Kapellmeiſter Himmel) außerdem noch Beweiszeugen namhaft gemacht „hat.“ — Von dieſen Zeugen hat K. nichts weiter erfahren, und es wird ihrer auch ſonſt nicht mehr erwähnt. Wer waren ſie? Sind ſie abgehört worden? Was haben ſie ausgeſagt? — Gab es wirklich Beweiszeugen, warum wird ihr Zeugniß nicht mitgetheilt? — Da wir nicht in England leben, wo es ſo leicht iſt, Zeugen zu erkaufen, ſo kann ſich K. unmöglich vorſtellen, daß H. Perſonen gefunden haben ſollte, die etwas aus der Luft Gegriffenes hätten gerichtlich bezeugen mögen.

„So viel aber,“ fährt der Richter fort, „läßt ſich aus dieſer Thatſache, (?) die „der Kläger nachher vergebens (?) beſtreitet, „zumal in dem Verhältniß, worin der Dichter

„mit dem Componiſten ſteht, wohl mit Grunde abnehmen, daß Kläger die überſetzte Oper „dem Verklagten zu jeder weitern Diſpoſition, „welche von der muſikaliſchen Bearbeitung unzertrennlich war, überlaſſen hat.“ — Schade, daß es dem Kammergericht nicht gefallen hat, *das Verhältniß, worin der Dichter zu dem Componiſten ſteht*, näher zu beſtimmen, da es auch hierin unerwartete Kenntniſſe zu haben ſcheint, und da überdies hier wirklich *etwas darauf ankam*. Ueber das Wörtlein *wohl*, welches abermals, wie jenes *füglich*, etwas Schwankendes andeutet, will K. den Richter keinesweges ſchikaniren, was aber die weitere, von der muſikaliſchen Bearbeitung unzertrennliche Diſpoſition betrifft, welche K. dem Componiſten überlaſſen haben ſoll, ſo könnten die ſämmtlichen Bühnen Deutſchlands, mit welchen er im Verkehr ſteht, ihm aus eben dem Grunde die Zahlung für ſeine Manuſcripte verweigern, denn auch ihnen überläßt er dieſelben zur *weitern*, von der dramatiſchen Bearbeitung unzertrennlichen Dispoſition. Dies Beyſpiel beweiſt, daß man auch zu viel beweiſen kann.

Im Verfolg des Urtheils bemüht ſich nun der Richter, aus mehrern Geſetzſtellen darzuthun, daß zwiſchen Kläger und Beklagten keine Societas quaeſtuaria ſtatt gefunden. Das hat auch K. nie behauptet, und ſollte ſein Advocat eine ſolche Societät zum Fundament der Klage gemacht haben, ſo wäre das bloß ein Beweis von deſſen Ungeſchicklichkeit; denn er hätte das wahre Fundament, welches ihm vor den Füßen lag, wirklich erſt aus dem Wege ſtoßen müſſen, um ihm dieſes hinfällige zu ſubſtituiren. Verkauf des fremden Eigenthums ohne Vollmacht oder Einwilligung, das iſt der ſimple Status cauſae, deſſen Grund nur dann, wenn man liefern und ſchenken für einerley hält, dem Kläger abgeſprochen werden konnte. Von einer Societät war alſo nicht die Rede, das giebt K. gern zu; auch hat der Richter vollkommen Recht zu ſagen: K. habe einen ſchriftlichen Vertrag mit H. machen ſollen. Er hielt aber unglücklicherweiſe den berühmten Herrn Kapellmeiſter Himmel für einen Mann, bey dem es dergleichen mißtrauiſcher Vorſichtsmaaßregeln nicht bedürfe, und da, auch ohne ſchriftlichen Contract, bisher alle Bühnen, welchen er ſeine Manuſcripte liefert, ihm das Eigenthum derſelben nicht ſtreitig gemacht, ſondern ihn richtig bezahlt haben, ſo meynte er auch in dieſem Falle die Muſen nicht durch kaufmänniſche Cautelen beleidigen zu dürfen. Er iſt für ſeine Gutmüthigkeit beſtraft und wird ſich künftig hüten. — Nachdem nun der Richter mit vielen Citaten erwieſen, daß keine Societät, und keine Gemeinſchaft des Eigenthums zwiſchen K. und H. exiſtirt hat, (welches auch Gottlob! ſehr wahr iſt), ſo kommt auch Er auf das ſchwache, ſchon längſt widerlegte, Argument zurück, daß K. vom

Berliner Theater ein Honorar empfangen, und daß er durch den Druck einen Vortheil gewonnen. Das Erſtere beweiſt gerade für K., denn dieſer würde nicht bloß vom Berliner, ſondern von allen Theatern Deutſchlands Honorare empfangen haben, wenn der Herr Kapellmeiſter Himmel ihm nicht zuvorgekommen wäre und ſie ſchon eingeſtrichen hätte. Daher iſt es faſt unbegreiflich, wenn der Richter ſagt:

> „So wie K. dies eigenwillig, ohne alle
> „Concurrenz des Verklagten that, eben ſo konnte
> „er auch mit den fremden Bühnen wegen ſeiner
> „überſetzten Oper in Kauf treten, und Ver-
> „klagter hätte ihm, ſo wenig bey dieſer als
> „ſeinen andern Operationen hiebey Hinderniſſe
> „in den Weg gelegt.“

Mein Gott! das iſt es ja eben, worüber K. klagt, daß er mit den fremden Bühnen nun nicht mehr in Kauf treten konnte, weil ihm von H. Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, denn von ihm hatten ſie ja den Text ſchon gekauft, und würden alſo den Kläger ausgelacht haben, wenn er ihnen zugemuthet hätte, ihn noch einmal zu kaufen. Geſetzt, K. wäre durch irgend einen Zufall in Beſitz von H's Compoſition gekommen, oder H. hätte ſie ihm geliefert, ohne ausdrücklich zu erklären, daß liefern und ſchenken Synonyme ſind, wie würde es H. gefallen haben, wenn K. nunmehr den Text ſammt der Compoſition an alle Bühnen verhandelt, und ihm auf ſeine Klage nichts weiter geantwortet hätte, als: ich lege Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg, Ihre Muſik apart zu verkaufen? — Am natürlichſten und rechtlichſten ſcheint es wohl und füglich, daß der Herr Kapellmeiſter Himmel folgendergeſtalt zu den Bühnen hätte ſprechen ſollen: „Ich habe eine Oper componirt, deren Text „von Kotzebue iſt; wollt Ihr die Muſik haben, „ſo zahlt Ihr mir ſo und ſo viel. Wegen des

„Textes vergleicht Euch mit dem Verfaſſer.“ — Es ſcheint auch wohl und füglich, daß die Bühnen nach ſeiner Vollmacht hätten fragen, und, gleich dem wackern Iffland, ſich wegen des Textes nicht mit ihm einlaſſen ſollen. Vielleicht meynten ſie aber, es wäre für den Herrn Kapellmeiſter Himmel beſchimpfend, auch nur die Vermuthung zu äußern, daß er fremdes Eigenthum verkaufe.

Der Richter fährt fort: „eben ſo hat aber „auch Kläger kein Recht, dem Verkehr Schran„ken zu ſetzen, mit ſeinem Geiſtesproduct zu „wuchern, ſo gut er wußte und konnte“ — (Allerdings, aber nicht mit des Klägers Geiſtesproduct obendrein) — „und er hat keine „Befugniß, Theilnahme an ſeinem Gewinn zu „verlangen.“ (Die verlangt er auch nicht, ſondern nur die Vergütung ſeines Eigenthums. Wenn H. zum Beyſpiel von einer Bühne für Text und Muſik hundert Thaler empfangen hat, ſo fordert K. mit großer

Beſcheidenheit nicht mehr als zehn davon. Er muß es wiederholen: mit großer Beſcheidenheit; denn man frage einmal alle deutſche Bühnen nach der Reihe, ob ſie 90 Thaler für die Muſik ohne den Text würden gegeben haben?)

Nunmehro verſucht der Richter auch einen analogiſchen Beweis für die Gerechtigkeit ſeines Urtheils zu führen. „Es iſt hier,“ ſagt er, „analogiſch der Fall der künſtlichen Acceſſion „vorhanden, wozu die römiſchen Geſetze außer „der Adjunction die Specification zählen, und „worunter ſie die Handlung verſtehn, wenn „Jemand die Materie eines Andern umſtaltet (!) oder durch Zuſammengießung verſchiedener Materien einen neuen Körper bildet. (!) Wird dieſer neue Körper theils aus „der eigenen Sache des Specificanten, theils „aus fremder, roher oder geformter Materie „gebildet, ſo erwirbt ihn der Specificant unbedingt.“ (!)

Stände das hier Geſagte nicht in einem Kammergerichtsurtheile, ſo würde man wahrhaftig nicht wiſſen, ob man es für Ernſt oder Spaß halten ſollte. Wer hätte wohl jemals vermuthet, daß zum Beyſpiel der Herr Kapellmeiſter Reichardt die von Göthe geformte Materie Erwin und Elmire durch ſeine Compoſition unbedingt erworben habe? — Es wäre eine merkwürdige neue Entdeckung, wenn ſie nur eben ſo gewiß als merkwürdig wäre, und wenn der Richter ſich nicht gleich ſelbſt widerſpräche, denn er fügt zwar noch hinzu: „Verklagter hatte alſo auch in dieſer Rückſicht „ein Recht, die von ihm componirte Oper „mit der ihm gelieferten Ueberſetzung willkührlich zu nutzen, und damit als mit ſeinem Eigenthum zu verfahren“ — aber er meynt doch auch: „hier um ſo mehr, da „ſelbſt dies den Kläger nicht hinderte, von „ſeiner Dichtung und Ueberſetzung allen Vortheil zu ziehen, der ohne die muſikaliſche

„Mitwirkung des Verklagten davon zu erlan„gen war.“

Ohne zu wiederholen, daß eben dies den Kläger recht ſehr hinderte, ja es ihm ganz unmöglich machte, von ſeiner Dichtung allen Vortheil zu ziehen, will er nur bemerken, daß hier ein ganz neuer, außerordentlicher Satz aufgeſtellet iſt, nemlich der: Man kann aus fremden Eigenthum dennoch allen Vortheil ziehen. Fanchon iſt Himmels Eigenthum, mit dem er willkührlich ſchalten kann, und dennoch darf K., ohne Himmels Erlaubniß, allen Vortheil daraus ziehen, wenigſtens in ſo fern die muſikaliſche Mitwirkung dabey unnöthig iſt. Hier dürfte man wohl und füglich ein Dilemma aufwerfen: Entweder iſt Fanchon nicht Himmels Eigenthum, und dann durfte er ſie nicht verkaufen, oder ſie iſt ſein Eigenthum, und dann darf auch K. ohne ſeine Einwilligung nichts damit vornehmen.

Die gütige Erlaubniß, ohne die musikaliſche Mitwirkung davon Gebrauch zu machen, iſt gerade dieſelbe, die auch der Kläger dem Beklagten ertheilte, nemlich von ſeiner Muſik, ohne die dramatiſche oder dichteriſche Mitwirkung, jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Ein paſſenderes Beyſpiel, als das aus den römiſchen Geſetzen entlehnte, mögte folgendes ſeyn: wenn einem Zeichner oder Kupferſtecher ein Roman geliefert wird, um die Bildereyen dazu zu verfertigen, erlangt er dadurch das Recht, den Roman ſammt den Bildereyen an die Buchhändler zu verkaufen? — Die Fälle ſind ſehr ähnlich: der Componiſt ſchmückt die Oper durch ſeine Muſik, der Zeichner den Roman durch ſeine Bilder; die Oper kann auch ohne die Muſik geſpielt werden, (wie mit mehreren öfter geſchehen *) die Muſik nicht

---

*) Z. B. Der Eremit auf Formentera, der Gefangene u. ſ. w.

ohne die Oper; der Roman kann auch ohne Bilder geleſen werden, die Bilder bedeuten wenig oder nichts ohne den Roman.

Zum Schluß erwähnt der Richter auch noch mit wenigen Worten der ſchriftlichen Bekenntniſſe des Herrn Kapellmeiſter Himmel. „Die Briefe des Verklagten,“ heißt es, „ändern hierüber nichts. Sie verrathen blos „ein Gefühl von Billigkeit“ (die Billigkeit der Forderung geſteht man alſo doch zu?) „und eine Bereitwilligkeit, einem Anſpruch „des Appellanten auf irgend eine Art entgegen „zu kommen, ſo unverhofft auch derſelbe ſey; (!) „und Verklagter erklärte augenblicklich, als ſein „Gegner auf den Grund dieſer geäußerten „Gutmüthigkeit (!) ein vollkommenes „Recht ableiten wollte, wie er mit geſunder Vernunft (!) deutlich einſähe, daß „er auf dem Wege Rechtens zu nichts verpflichtet ſey.“ — K. bewundert die gerichtlich proclamirte Gutmüthigkeit des Herrn

Kapellmeiſter Himmel und beneidet ihn keinesweges um ſeine gefällige *geſunde Vernunft*; aber neugierig wäre er doch zu vernehmen, was die deutſchen *Juriſten* von dieſem Kammergerichtsurtheil ſagen werden, dem ſich der Kläger, indem er ſeine eigene geſunde Vernunft gefangen nimmt, demüthig unterwirft.

Das vom Herrn Kapellmeiſter Himmel componirte Vaterunſer hat K. noch nicht das Vergnügen zu kennen, zweifelt aber, daß die Bitte: *dein Wille geſchehe*, mit wahrem Gefühl ausgedrückt ſeyn könne, da dem Künſtler ſein Gewiſſen zuflüſtern mußte, die Art und Weiſe, wie er ſich gegen K. benommen, *ſey nicht Gottes Wille*. Hingegen mag er wohl die Bitte: *unſer täglich Brodt gieb uns heute*, vortrefflich componirt haben.

Zum Schluß noch eine Zeitungsnachricht aus Spanien, die vor zwey Jahren bekannt gemacht wurde. Die Regierung, hieß es, hat ein beſonderes Augenmerk auf die Verbeſſerung der Theater gerichtet. Unter andern neuen Anordnungen, ſollte jedes neue Luſt- oder Trauerſpiel ſeinem Verfaſſer, ſo lange er lebte, 8 Procent, ein Drama 5 Procent eintragen, eine Ueberſetzung drey Procent, Opern 8 Procent, und zwar ſo, daß der Componiſt 5, der Dichter 3 erhielte.

In Frankreich beſtehen ſchon längſt ähnliche Einrichtungen. Hieraus kann ein hochpreisliches Kammergericht erſehen, wie man in ſolchen Fällen in andern Ländern verfährt. Suum cuique, heißt es dort, wenn es gleich nicht die Ordensdeviſe iſt.

Quodlibet.

(Zum Theil uralte Anecdoten.)

Im Haag erſchien einmal (es iſt ſchon ziemlich lange her) ein Buch über den Schlaf, (du Sommeil) welches zwar nicht einſchläfert, aber doch auch nicht eigentlich erklärt, wie man ſchläft. Die Nerven ſollen während des Schlafs ſtumpf ſeyn; und was dergleichen mehr iſt, was recht gut klingt, aber nichts erklärt. An poetiſchen Floſkeln, die auch nichts erklären, hat es der Verfaſſer nicht ſehlen laſſen. Er vergleicht die Reizbarkeit mit einer Uhr, die wieder aufgezogen werden muß; er läßt die Nerven von den äußern Gegenſtänden erſchüttern, gleichwie der Wind ein Aehrenfeld bewegt; dann läßt er ſie wieder wie ein Schiff zwiſchen zwey entgegen geſetzten Strömen ſchwanken; den leichten Schlummer, den die Hitze verurſacht, vergleicht er mit einem flüchtigen Vogel, oder mit einem eigenſinnigen Liebhaber. Die viröſen Theilchen (molécules vireuſes, ich weiß das Wort nicht zu überſetzen) der narcotiſchen Mittel nennt er eine furchtbare Armee, gegen welche die Natur alle ihre Truppen aufmarſchiren läßt, u. ſ. w. Kurz, der Herr Verfaſſer hätte beſſer gethan zu ſchlafen, als über den Schlaf zu ſchreiben. Dieſes Wunder, welches uns nur deshalb nicht mehr wunderbar vorkommt, weil wir es täglich ſehen, hat wohl Niemand einleuchtender erklärt, als Gall, einer der größten und ſchärfſten Beobachter ſeiner Zeit, deſſen Genie erſt die Nachwelt gehörig zu würdigen wiſſen wird.

Es giebt einen handſchriftlichen Roman, (vermuthlich befindet er ſich jetzt in der kayſerlichen Bibliothek zu Paris), unter dem Titel, Jean d'Avennes, der eine gewiſſe kleine Liebesintrigue der Königin von Frankreich mit dem Sultan Saladin auf eine Art erzählt, wie ſie ſonſt nirgends erzählt wird. „Die Königin, heißt es, lernte Saladin auf ſeinen europäiſchen Reiſen kennen und verliebte ſich in ihn. Mit gleichen Geſinnungen fand ſie ihn im Morgenlande wieder. Er zeigte ſich ihr unter den Mauren von Ptolemais — (demſelben St. Jean d'Acre, wo Napoleons Glück zum Erſtenmal ſcheiterte) — er forderte die chriſtlichen Ritter zum Kampfe heraus. Sie erkannte ihn, und ließ ihn bekomplimentiren. Er antwortete ſo galant, daß die Königin die Begierde nicht unterdrücken konnte, den liebenswürdigen Muſelmann wieder zu ſehen. Sie bildete ſich ein, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, daß, bey einer Zuſammenkunft, es ihr gelingen würde, ihn zu bekehren, und ihm die Stadt des heiligen Grabes abzuſchwatzen. Sie wußte das ihrem Gemahl ſo glaubwürdig vorzuſpiegeln, daß der ſchwache König ihr erlaubte, mit einem Paß verſehen, ſich nach Jeruſalem zu begeben, und die Bekehrung zu verſuchen. Die ſchöne Miſſionairin reiſte ab, prächtig gekleidet, und der Sultan mangelte nicht, ihr vor den Thoren der Stadt entgegen zu kommen. Zum Glück hatte der König ſeiner Gemahlin einen ſehr braven Ritter, Namens Chauvigny, als Begleiter und Ehrenwächter mitgegeben. Dieſer war von der erſten Zuſammenkunft gar nicht erbaut, denn es kam ihm gerade ſo vor, als ob zwey Liebende nach einer langen Trennung ſich wieder ſähen. Als nun vollends die Königin erklärte, ſie bedürfe ſeiner Begleitung jetzt nicht, ſondern wolle ſich mit Saladin einſchließen, um an dem Heil ſeiner Seele zu arbeiten, ſo näherte ſich ihr Chauvigny und flüſterte ihr ins Ohr: „Wenn Ihr auf dieſe Weiſe eine Seele retten wollt, ſo mögte am Ende Eure eigene darüber zum Teufel fahren.“ Mit dieſen Worten packte er ſie ziemlich unſanft, zog ſie zu ſich auf ſein Roß und jagte mit verhängtem Zügel davon. Bey der Zurückkunft nach Europa ließ der König ſich von ihr ſcheiden.“

Der Gelehrte, der dieſe Anecdote ausgehoben hat, vermuthet, ſie enthalte die etwas entſtellte Geſchichte der Eleonore von Guyenne.

Bocaz hat ein lateiniſches Buch geſchrieben: de Caſibus illuſtrium virorum et foeminarum. Es enthält unter andern folgende

Erzählung: Alexander der Große ſchrieb an Ariſtoteles und begehrte, er ſolle ihm einen Mann ſchicken, der ihn recht oft an die weiſen Lehren ſeines Erziehers erinnerte. Die Wahl des Ariſtoteles fiel auf ſeinen Freund, und Schüler Kalliſthenes, einen der wackerſten Männer, der, nach langem Weigern, nur mit Widerwillen gehorchte. Kalliſthenes reiſte ab und fand den Eroberer an der perſiſchen Grenze, wo er bereits zwey Schlachten gegen Darius gewonnen hatte. Der Philoſoph wünſchte ihm Glück dazu, und rühmte ſein menſchliches Betragen nach dieſen Schlachten. „Wie!“ rief Alexander, „auch du ſchmeichelſt mir? um „Wahrheit, nicht um Schmeicheley, von dir „zu hören, habe ich dich hieher berufen.“ — „Herr!“ ſagte Kalliſthenes: „ich lobe dich, „aber ich ſchmeichle dir nicht. Es iſt eben ſo „wohl die Pflicht des Philoſophen, ſchöne „Thaten zu rühmen, als ſchlechte zu tadeln.“

Er folgte nun dem Heere, ſah die Schlacht bey Arbela gewinnen und das perſiſche Reich zerſtören, und fand noch immer nur Urſach, den Eroberer zu rühmen (??) bis in den lybiſchen Wüſten, im Tempel des Jupiter Ammon, der übermüthige Eroberer von den Schmeichlern überredet wurde, er ſey ein Gott! — Da trat Kalliſthenes in den Kreis ſeiner Anbeter, und fragte: „iſt es wahr? „glaubſt du ein Gott zu ſeyn?“ —

Noch erröthete Alexander, allein er bejahte die Frage. „Immerhin,“ ſagte Kalliſthenes, „hege den eitlen Wahn; die Philoſophie lächelt zu ſolchen Anmaßungen; doch vergiß nie, „daß, um Gott ähnlich zu ſeyn, du nur Wohlthaten um dich her verbreiten mußt.“ — Als bald darauf Alexander ſich täglich berauſchte, um eines Freudenmädchens willen eine Stadt in Brand ſteckte, ſeinen Freund Clibus erſtach, da war Kalliſthenes kühn genug, ihm zu ſagen: er verdiene nicht einmal unter die Menſchen gezählt zu werden, viel weniger unter die Götter. Natürlich mußte er dieſe Verwegenheit mit dem ſchmählichſten Tode büßen. — Ihm geſchah Recht. Ein Philoſoph, der einen Eroberer auch nur Einmal zu rühmen vermag, verdient einen entehrenden Tod. Selbſt dann, wenn die Eroberungen nur mit dem Vorſatz zu beglücken gemacht würden; in den Augen der Philoſophie bleiben ſie doch immer ein Raub.

William Jones, Mitglied der Univerſität zu Oxford, hat 1770 die Geſchichte des Thames Kuli Chan oder Nader Schach aus einem perſiſchen Manuſcripte überſetzt. Dieſer Böſewicht ließ ſich vom Volke den Befreyer von Perſien nennen. Alles zitterte vor ihm, und er raubte alle benachbarte Provinzen, die ihm anſtanden. Endlich wurde er, (zur Ehre der göttlichen Gerechtigkeit, die oft lange ſchlummert) von dreyen ſeiner eigenen Generale ermordet. „Die

„Mörder," ſagt der perſiſche Geſchichtſchreiber, „ſpielten Fangball mit einem Kopf, den „kurz zuvor die ganze Welt nicht hatte bändigen können." — Ein Franzoſe, Namens Dabaiſſon, hat ein Trauerſpiel aus der Geſchichte dieſes Wütrichs verfertigt, welches 1780 großen Beyfall erhielt, aber jetzt — nicht mehr geſpielt wird.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,

oder:

Reiſeabentheuer eines jungen Künſtlers.

(Aus einigen unzuſammenhängenden Worten einen kleinen Roman zu verfaſſen, iſt ein angenehmes Spiel des Witzes und der Einbildungskraft, welches allen Geſellſchaften, aus denen die Karten verbannt ſind, empfohlen werden kann. Schon vor vielen Jahren ſind von dem Herausgeber der Biene einige dergleichen Erzählungen geliefert worden (die Geſchichte meines Vaters und die gefährliche Wette.) Sie fanden Beyfall, darum ſchmeichelt er ſich, daß man auch dieſe, und vielleicht noch einige ſolgende, die Alle auf dieſelbe Art entſtanden ſind, nicht ungern leſen werde. Die ſechs Worte, welche diesmal auf Befehl einer liebenswürdigen Dame, zu einer romantiſchen Heyrathsgeſchichte verarbeitet werden ſollten, waren folgende: Königin, Wäſcherin, Bildergallerie, Haar, Aderlaſſen, Modell.)

Einleitung.

„Der Junge ſoll ein Mahler werden,“ ſagte der alte Advocat Spinne zu ſeiner Frau, der Madam Spinne. „ein Mahler „iſt in unſern Tagen der glücklichſte Menſch „auf Gottes verfluchtem Erdboden.“

Die Frau Advocatin entſetzte ſich heftig, denn er hatte ihr mütterliches Anſehn, und nebenher auch den lieben Gott angetaſtet, deſſen Erdboden, wie ſie meynte, ſeit dem berühmtem Pactum, für deſſen Erfüllung der Regenbogen Bürgſchaft leiſtet, nicht mehr verflucht ſeyn könne. Ihr ſchwarzgalligter Gemahl bewies ihr hingegen, daß wir, trotz des Regenbogens, mitten in der Sündfluth leben, und zwar in einer weit ſchlimmern, als jene noachitiſche war, denn ſtatt der Waſſerſtröme würde die Welt durch Blutſtröme überſchwemmt. Dieſer Sündfluth zu entrinnen, ſey es vergebens eine Arche zu bauen; denn man würde die Arche ſogleich in Requiſition ſetzen, um ein Feldlazareth daraus zu machen.

„Der liebe Gott,“ erwiederte Madam Spinne ſeufzend und an die Theurung des Kaffees gedenkend, „wird auch hier endlich „einen Regenbogen des Friedens erſcheinen „laſſen!“

„Er würde wohl thun,“ brummte der Advocat, „wenn er ein anderes Friedenszeichen „wählte; denn es könnte ſich zutragen, daß

„gewiſſe Leute den Bogen für eine Brücke anſähen, und mit hunderttauſend Mann hinaufmarſchirten, um den Himmel zu erobern.“

Da Madam Spinne wußte, daß ihr Mann über dieſen Text unerſchöpflich war, ſo hielt ſie für beſſer, ihm vor der Hand Gottes Erdboden Preis zu geben, und ſich auf die Vertheidigung ihrer gekränkten Mutterrechte zu beſchränken. Der Junge *ſoll* ein Mahler werden, hatte er geſagt. Dieſes *Soll*, ohne ihr *Will*, ſchien ihr für einen Ehemann doch gar zu keck. Er pflegte ſie zwar immer ſeine *zweyte Hälfte* zu nennen, und ſie nannte ihn hinwiederum ihr *anderes Ich*; aber zum Unglück paßten die Hälften ſo wenig zuſammen, als die Stücke von Olbers zerſprungenen Planeten, deren Jedes ſeine eigene Bahn wandelt, und das andere Ich wurde zum *Nichtich*, ſo oft es mit dem Ich der Lebensgefährtin in Eins verſchmelzen ſollte.

„Der Junge ſoll kein Mahler werden,“ ſagte Madam Spinne, „denn ich wüßte gar „nicht, warum er nicht auch Proceſſe führen „könnte, ſo gut, und vielleicht noch beſſer, als „Du?“

Herr Spinne. Lieber mögte er Kaſtanien braten, oder in einem Weinkeller den Gäſten die Auſtern aufmachen.

Frau Spinne. Ich denke doch, mein Schatz, du habeſt dich über die Themis nicht zu beklagen?

Herr Spinne. Ich beklage mich auch nicht über die alte Themis, ſondern über die neue. Ein halbes Jahrhundert hindurch habe ich jener gedient; ihre Geſetze verſtand ich; in ihrem Irrgarten wußte ich alle Wege und Stege zu finden. Nun ſoll ich im Alter das Neue lernen, ohne Ueberzeugung, daß es für uns das Beſſere ſey.

Frau Spinne. So laß es bleiben. Du haſt deine Schäfchen im Trockenen. Nun möge unſer Ludwig auf die Weide treiben. Er kennt das Alte noch nicht, ihm wird es nicht ſchwer fallen, das Neue zu lernen.

Herr Spinne. Sehr wohl; aber wer ſteht ihm dafür, daß um zehn Jahr das Neue wieder einem Neueren Platz machen muß? — wir leben in einer Zeit, wo man für gar nichts ſchwören darf, nicht einmal de credulitate. Alles, was dem Ehrgeize der Gewalt erreichbar iſt, das verwandelt ſich ſchneller als die Decorationen in der Donaunymphe. Königreiche werden geſchaffen und vernichtet, ohne daß man erfährt warum. Auch der Thron der neuen Themis ſteht noch gar nicht feſt gegründet. Die Kunſt hingegen iſt und bleibt unabhängig, kein Schwerdt erreicht ſie, kein Codex dringt ihr neue Formen auf. Der Mahler wandert aus, wenn es in der Heymath ihm nicht mehr behagt; mit Palette und Pinſel iſt er überall willkommen. Er findet Brodt ſo lange die Eitelkeit der Menſchen währt, das heißt — ewig. Das Mädchen läßt ſich mahlen für den Geliebten, der Vater für ſeine Kinder, der Gelehrte, um in Kupfer geſtochen zu werden; und nun vollends der Soldat! der begnügt ſich nicht einmal mit einem gewöhnlichen Porträt; der hat mit eigener Hand, auf hohen Befehl, ſo und ſo viele Menſchen erſchoſſen und erſtochen; das giebt ſchöne Gruppen, das muß gemahlt werden, es koſte, was es wolle, er kanns bezahlen, er hat genug requirirt. So füllt der Mahler ſeinem Beutel, wann, wie und wo er will, ruht oder arbeitet nach Belieben, ſammelt ſich ein Kapital, und ſucht am Ende ein ruhiges Plätzchen, um es ruhig zu verzehren.

Madam Spinne fühlte wohl, daß in den Worten ihres andern Ichs viel Wahrheit liege; da aber der Gedanke ganz allein von ihm herkam, ſo konnte er doch unmöglich unwiderſprochen bleiben. Zuerſt bemerkte ſie ein wenig ſpöttiſch, daß zum Juriſten kein Genie gehöre, wohl aber zum Mahler, und daß es zweifelhaft ſey, ob der kleine Ludwig vom Geiſte ſeiner Mutter ſo viel geerbt habe, daß dieſe Erbportion ihn zum Mahler qualifizire. Herr Spinne war ſo galant, ſie zu verſichern, daß der Junge keine Ader von ihm habe, und auch bereits ſo viele dumme Streiche mache, daß an ſeinem Genie gar nicht zu zweifeln ſtehe. Dieſem Grunde ergab ſich die zärtliche Mutter. Wohl! der Junge ſoll ein Künſtler werden. Damit es doch aber nicht heißen mögte, ſie habe zum Erſtenmale während ihres funfzehnjährigen Eheſtandes unbedingt nachgegeben, ſo verwarf ſie die Mahlerey und wählte die Bildhauerkunſt, weil es gewiſſermaßen eine ſeltenere, vornehmere Kunſt ſey, die übrigens eben ſo viel und vielleicht noch mehr eintrage als jene, weil Creti und Pleti, Flachköpfe und gebuckelte Schädel ſich in unſern ruhmdurſtigen Zeiten abformen und en buste repräſentiren ließen, um auf einem Piedeſtal den Winkel eines Zimmers zu zieren; weil ferner die Kunſtproducte eines Bildhauers weniger der Vergänglichkeit und Zerſtörung unterworfen ſeyen, als die eines Mahlers, indem zum Beyſpiel von Phidias noch manche Kunſtwerke bis auf uns gekommen, doch kein einziges von Polygnot; endlich und hauptſächlich, weil es ihre Idee war, und ſie nun das ſchwere Bekenntniß nicht abzulegen brauchte: mein Mann hat den Plan entworfen. Allein der Advocat Spinne beharrte eben ſo ſteif und feſt auf ſeiner Meynung, als Madam Spinne auf der ihrigen, und ſo ſah man ſich endlich gezwungen, einen Mittelweg einzuſchlagen, der beyde Theile zufrieden ſtellte; der kleine Ludwig ſollte nemlich beyde Künſte erlernen und treiben, da man ſich erinnerte, daß auch Michel Angelo Buonarotti in beyden gleich groß geweſen ſey.

So wurde der Knabe zum Künſtler geſtempelt, ohne Gall zu Rathe zu ziehen. Glücklicherweiſe kam die Natur den Launen der Eltern zu Hülfe, und entwickelte wirklich ſeltene Talente in ihm. Alles, was die Vaterſtadt und die Kunſtſchulen in Dresden und Wien an Hülfsmitteln darboten, wurde benutzt, und in ſeinem zwanzigſten Jahre hatte er es ſchon ſo weit gebracht, daß nur noch eine Wallfahrt zu den Kunſttempeln in Italien und Frankreich erforderlich war, um ihn den Meiſtern zuzugeſellen.

Der Vater hielt die Reiſe für überflüſſig, denn Ludwig hatte ihn bereits in einem ſchwarzen Sammtrocke mit dem Corpus juris unter dem Arme gemahlt, und ſo wohl getroffen, daß die alte Köchin ſich nicht genug darüber verwundern konnte. Die Mutter hingegen war von dem Gedanken, Briefe aus Paris zu erhalten, die ſie in ihren Theegeſellſchaften vorleſen könnte, dermaßen entzückt, daß ſie dem andern Ich ſo lange in den Ohren lag, bis es der zweyten Hälfte den Sieg zuerkannte.

1. Die Königin.

Ludwig begab ſich alſo auf den Weg nach Paris, mit Wechſeln, Mutter-Pfennigen und guten Lehren reichlich verſehen. Zu den letztern gehörte beſonders die tauſendmal wiederholte Warnung der Madam Spinne: „mein Söhnlein verplempere dich nicht!“

Wenn die guten Mütter ſich fein erinnerten, daß man einſt von jedem unnützen Worte Rechenſchaft ablegen ſoll: — (wobey jedoch ſchwer zu begreifen iſt, woher der liebe Gott ſo viel Zeit nehmen werde, alle unnützen Worte vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen, wenn er ſich auch bloß auf die Friedenstractate einſchränken wollte) — ſo würden ſie ihre reiſenden Söhne mit ſolchen Ermahnungen verſchonen, die, bey dem beſten Willen ſie zu befolgen, doch nur ſo lange im Gedächtniſſe bleiben, als es dem Zufalle beliebt. Dem jungen Künſtler ſelbſt ſchien ſeine Freyheit ſo koſtbar, daß er feſt beſchloſſen hatte, ſie nie zu veräußern, wenn auch die ſchönſten Augen von der Welt ihn darum anſprechen ſollten. Mit dieſem löblichen Vorſatze erreichte er wirklich die Grenzen von Frankreich, und da er auf dieſer Reiſe ganzer vier Tage zugebracht, auch in manchem Poſthauſe manches hübſche Mädchen geſehen hatte, ſo hielt er ſein Herz nunmehr für eben ſo unverwundbar, als den in den Styx getauchten Achilles.

Wohlgemuth kam er eines Abends in eine kleine Stadt zwiſchen Straßburg und Paris. Das Wetter war ſchlecht, der Abend ſehr dunkel, er beſchloß zu übernachten. Die Zeit wurde ihm lang, das ſagte er dem Poſtmeiſter, der ihm ſogleich einen geſchriebenen Comödienzettel unter die Augen ſchob.

„Wir haben hier eine Geſellſchaft von vortrefflichen Künſtlern,“ ſagte er mit jener wichtigen und jeden Widerſpruch verbittenden

Miene, die den Franzoſen, beſonders wenn
ſie von der Kunſt ſprechen, ſo eigen iſt. „Es
„ſind Leute darunter, die ſich auf dem Theatre
„français, dem Einzigen in der Welt, formirt
„haben; indem alle Billette, die herausgetra-
„gen, alle Stühle, die geſetzt wurden, durch
„ihre Hände gingen; ja mein Herr, wir be-
„ſitzen einen zweyten Talma, der den Oreſt,
„gleich Jenem, mit nackenden Armen ſpielt.
„Eilen Sie! heute giebt man Semiramis.
„Eine junge Künſtlerin wird debütiren. Man
„ſagt, ſie ſey ſchöner als Mademoiſelle George,
„und ſpiele wenigſtens eben ſo gut.“

Ludwig war kein Liebhaber von franzöſiſchen Trauerſpielen, deren unnatürlicher Pathos eben ſo weit über die eine Grenze ſchweift, als der deutſche Converſationston über die andere, aber die Langeweile trieb ihn hin. Er betrat eine von Brettern zuſammengeflickte Bude, in welcher die ſchöne Welt des Städtleins ſich verſammelt hatte, und mit ungeſtümen

Verlangen dem Aufrollen des Vorhangs entgegen ſah. Fünf Naſen mit Brillen bewaffnet ſaßen im Orcheſter und ſpielten auf fünf Violinen die Ouvertüre des Barbiers von Sevilla, worauf die vier erſten Scenen von Voltaire's Semiramis durch einige Babylonier in römiſchen Coſtüm und einen Oberprieſter im geblümten Schlafrock abgeleyert wurden. Zu Anfang der fünften Scene erſchien die Königin im Hintergrunde, auf ihre Vertraute geſtützt. Nie hatte Ludwig eine ſchönere Geſtalt noch ein lieblicheres Geſicht erblickt. Von ihrem erſten Erſcheinen an ſah er nur noch ſie, obgleich die Prinzeſſin Azema auch ein recht hübſches Mädchen mit feurigen Augen war. Das Publikum ſchien ſein Wohlbehagen zu theilen, denn es empfing die junge Debütantin mit einem ſo wüthenden Händeklatſchen, daß die Bude zitterte und die von der Decke herabhängende Lampe ſich bewegte.

Die Königin von Babylon verbeugte ſich tief vor ihren Richtern von Krähwinkel, und lehnte ſich dann wieder auf Otamens Arm. Als ſie endlich zu ſprechen anhub: „O Schleyer „des Todes! wann wirſt du meine bethränten, „müden Augen verhüllen!“ Da vollendete ihre ſanfte, bebende Stimme den mächtigen Eindruck, den ihre reizende Geſtalt auf den jungen Fremdling gemacht hatte. „Mein „Söhnlein verplempere dich nicht!“ flüſterte der Genius der Mutter ihm zu; aber Ludwig war taub für jede andere Stimme, als die, welche ſo ſüß von der Bühne herabliſpelte.

……

Umſonſt machte das Publikum mit dem flüſternden Genius gemeinſchaftliche Sache, indem es, nach dem erſten Wohlgefallen an der ſchönen Geſtalt der Semiramis, das entſchiedendſte Mißfallen gegen ihr Spiel an den Tag legte. Bekanntlich ſoll die Königin von Babylon, gleich nach den erſten Seufzern um den Tod, den Schatten des Ninus zu ſehen glauben, und den höchſten Schrecken ausdrücken. Das meynte ſie genügend zu vollbringen, wenn ſie, an die Vertraute ſich ſchmiegend, ſich gleichſam hinter ihr verbergend, ſtarr und bebend nach einer Gegend ſchaute, und wirklich fand Ludwig dieſen Ausdruck wahr und folglich ſchön. Die franzöſiſchen Zuſchauer hingegen, die es beſſer verſtanden, erwarteten, daß ſie ein wenig raſend auf der Bühne herum rennen, den Leib einziehen, die Arme weit voraus ſtrecken, mit allen zehn Fingern zittern und dabey aus hohler Bruſt heulen ſollte. Da von alle dem nichts geſchah, ſo ließ ſich bald ein leiſes Murmeln vernehmen: „ſie hat keine „moyens — Schade um die hübſche Figur —“ Nach und nach wurde das Murmeln immer lauter, die Stöcke der Kenner klopften auf den Boden, die Pfeifen der Kritiker ſchwirrten dazwiſchen, die arme Königin war mehr tod als lebendig. Ludwig ärgerte ſich, daß er blaß wurde. Er ziſchte ſeinen Nachbarn entgegen, wie einſt Göthe bey der Aufführung des famöſen Alarcos, um ſie zum Schweigen zu bringen; allein er bewirkte nichts dadurch, bis

Hohngelächter und verdoppeltes Geräuſch. Er erhub ſeine Hände und klatſchte aus allen Kräften, um eine Gegenparthey zu erwecken; aber Niemand klatſchte mit, und faſt hätte er über ſein einzelnes Klatſchen mit einem Militair-Händel bekommen, weil bekanntlich die Militairs in allen Theatern das große Wort, nicht ſelten ſehr zur Unzeit, führen. Es blieb folglich dem armen Ludwig nichts weiter übrig, als ein wenig mit den Zähnen zu knirſchen, und die bebende Semiramis herzlich zu bemitleiden. Dieſe Empfindung drückte er, während einer kleinen Pauſe, gegen einen ältlichen Mann aus, der, mit dem Kinn auf dem Stockknopf gedrückt, ruhig neben ihm ſaß, und weder pochte noch pfiff.

„Mein Herr," ſagte der Mann, „die „Demoiſell Nina hat dieſe Züchtigung verdient, denn ſie ſpielt in der That ſehr ſchlecht, „und hätte ſich nie unterfangen ſollen, vor einem ſo gebildeten Publicum, als das unſrige

„iſt, aufzutreten. Indeſſen zweifle ich nicht,
„man würde glimpflich mit ihr verfahren ſeyn,
„da ſie ſehr jung, ſehr hübſch und ſehr beſcheiden
„iſt; aber ſie hat die Unbeſonnenheit begangen,
„wenigſtens ein Dutzend unſerer reichſten
„und liebenswürdigſten jungen Herren
„durch eine unerhörte Prüderie vor den Kopf
„zu ſtoßen, ja ſie hat nicht einmal Einen
„begünſtigten Liebhaber; folglich Niemanden,
„der eine Parthey für ſie geworben hätte. Ihr
„geſchieht ganz Recht.“

Bey den letzten Worten ſchnupfte er eine Priſe Taback, und pflanzte ſein eiskaltes Geſicht wieder auf den Stockknopf, ohne zu ahnden, daß er den Liebespfeil, der bis jetzt Ludwigs Herz nur ein wenig geſchrammt, ihm durch dieſe ſinnreiche Erklärung tief hinein gedrückt hatte. Ludwig blickte nun mit inniger, zärtlicher Wehmuth auf die ſchöne, unglückliche Königin, die, gegen Ende des zweyten Actes, die Mißhandlungen der Zuſchauer nicht länger ertragen konnte, ſondern ohnmächtig die Bühne verlaſſen mußte, worauf eine lange, hagere Perſon, der alte Liebling des Publicums, die Rolle fortſpielte, und ſo entſetzlich wüthete und heulte, daß die Zuſchauer ſich die Hände wund klatſchten und vor Entzücken wollüſtige Thränen vergoſſen.

So bald Ludwig gewiß war, daß die ſchöne Nina nicht mehr erſcheinen würde, verließ er die Bude mit dem Bilde des lieblichen Mädchens im Herzen und mit dem heftigſten Verlangen ſie zu ſprechen. Daß es unſchicklich ſey, dieſes Verlangen noch am nemlichen Abende zu befriedigen, fühlte er wohl, da ſie itzt ſchwerlich in der Stimmung ſeyn konnte, Fremde zu empfangen. Er verſchob alſo ſeine weitere Reiſe auf unbeſtimmte Zeit und ſeinen Beſuch bis auf den andern Morgen. Die Nacht brachte er ſchlaflos zu, hin und her ſinnend, unter welchem Vorwande er ſich bey ihr wolle melden laſſen. Er ſtand aber bereits vor ihder Thüre, ohne etwas anders ausgeſonnen zu haben, als das gewöhnliche Compliment: ein Fremder laſſe um die Ehre bitten, der Demoiſell Nina aufzuwarten. Eine alte, grämliche Weibsperſon, die den Auftrag brummend übernahm, kam mit der Antwort zurück, Mademoiſell empfange keine Beſuche, wenn der fremde Herr ein Geſchäft habe, ſo möge er ſich an ihrem Vater wenden.

So unangenehm es auch für einen Verliebten iſt, wenn ihm der Vater für die Tochter untergeſchoben wird, ſo ergab ſich doch Ludwig mit guter Art in den Wechſel, hoffend, den Vater durch ſeine Treuherzigkeit zu gewinnen und von ihm ſelbſt zu der ſchönen Nina geführt zu werden. Ein alter kränklicher Mann erſchien, der unter den buſchigten Augenbraunen mißtrauiſche Blicke auf den fremden Jüngling richtete, und ihm, auf die hergeſtammelte Erklärung, daß er ein Reiſender ſey, der geſtern im Theater von den Reizen ſeiner Tochter ſo ſehr bezaubert worden, daß er die Stadt nicht verlaſſen könne, ohne ihr perſönlich zu huldigen, ſehr trocken antwortete:

„Mein Herr, wenn ſie auch nicht einer „Unglücklichen ſpotten, wie ich, nach dem, was „geſtern vorgefallen, wohl vermuthen dürfte, „ſo iſt doch unſere Lage von der Art, daß wir „durchaus keine Beſuche von jungen Leuten an„nehmen dürfen. Wir haben aus den Trüm„mern unſers Wohlſtandes nichts gerettet als „unſern guten Ruf, den wollen wir erhalten, „darum verzeihen ſie. —“ Bey den letzten Worten machte er eine Verbeugung und wollte ſich zurück ziehen. Ludwig wagte noch einen Verſuch. Er gab zu erkennen, daß er Mahler und Bildhauer ſey, daß er in der ſchönen Nina ein Ideal gefunden, welches er durch den Pinſel oder Meiſel darzuſtellen wünſche, daß dieſes Verlangen ſich bloß auf ſeinen Enthuſiasmus für die Kunſt gründe, und daß er ſogar mit Vergnügen die Zeit vergüten würde, wenn

Mademoiſell die Gefälligkeit haben wollte, ihm in Gegenwart ihres Vaters, einige Stunden zu ſitzen.

Aber auch dieſe, in großer Verwirrung herausgeſtammelte Bitte, wurde mit höflicher Kälte verſagt. Ludwig ſetzte ſich mit größtem Unmuthe auf den Poſtwagen und fuhr träumend nach Paris.

2. Die Wäſcherin.

Schon vier Monate hatte er in der Hauptſtadt von Europa verlebt, mit größtem Eifer die Kunſt getrieben, und ſeine Königin ſo ziemlich vergeſſen. Da er die Tage gewöhnlich im Muſeum Napoleon und die Abende im Theater zubrachte, ſo machte er wenig Bekanntſchaften und pflog eigentlich nur mit zwey Menſchen öftern Umgang. Der Eine derſelben, Heinrich York, war ſein Landsmann, und dieſe Eigenſchaft auch nur das einzige Band, welches den ſtillen, ſittſamen Ludwig an den wilden, leichtſinnigen Jüngling feſſelte. Der andere, ein reicher Engländer, zog ihn mehr durch ſeine Originalität an. Er ſtudierte bey Cuvier die Anatomie, und hatte eine ſeltſame Liebhaberey für alle chirurgiſche Operationen. Wo ein Arm oder ein Bein abzunehmen war, da fehlte er nicht und legte ſelbſt Hand mit an. Wenn es aber an dergleichen großen Operationen mangelte, ſo beſchränkte er ſich auf die kleinern des Aderlaſſens, welches er eben ſo gern verrichtete, als Peter der Erſte die Zähne auszog. Er beſchenkte überdies reichlich einen Jeden, der ſeine Ader ihm anvertrauen wollte. Die Armen in ſeiner Nachbarſchaft erfuhren das bald, und faſt an jedem Morgen fanden ſich Einige bey ihm ein, oft ohne das mindeſte Bedürfniß zur Ader zu laſſen, ſondern bloß um ein paar Unzen Blut gegen ein paar Livres zu vertauſchen. Ludwig lachte über den Sonderling, ſchätzte in ihm den braven, wohlthätigen Mann, und benutzte deſſen

Kenntniſſe in der Anatomie, einer, ihm für die Kunſt, ſo wichtigen Wiſſenſchaft.

Eines Morgens, nach einem Spaziergange auf den Boulewards, fiel es ihm ein, daß ſein Landsmann, Heinrich York, eine neue Wohnung bezogen, die nicht weit entfernt ſey. Er ging, um dort zu frühſtücken. Als er Heinrichs Vorzimmer betrat, wollte der Bediente ihn abweiſen, unter dem Vorwande, ſein Herr ſey nicht zu Hauſe; aber plötzlich hörte er in deſſen Zimmer ein weibliches Gekreiſch, ſprang hinzu, riß die Thür auf, und erblickte den Wildfang, der ein ſich ſträubendes Mädchen mit Gewalt in ſeine Arme ſchloß. Bey Ludwigs Erſcheinen ließ er ſie los, und dieſer ſtand verſteinert, als er die ſchöne Nina erkannte.

„Herr Bruder“ ſagte Heinrich, „du „kommſt diesmal zu ungelegener Zeit.“ Er begleitete dieſe Worte mit einem bittenden Winke ſich zu entfernen.

„Mir ſcheint“ erwiederte Ludwig mit kaltem Ernſte, „ich ſey für Mademoiſell zu ſehr „gelegener Zeit gekommen.“

„Für Mademoiſell?“ ſagte Heinrich ſpöttiſch lächelnd, „es iſt nur meine Wäſcherin.“

„Ja,“ rief Nina ſchluchzend, „ich bin „nur eine Wäſcherin. Ich habe geglaubt, „durch Unſchuld und Tugend könne man jeden „Stand adeln, jeden Uebermuth im Zaume „halten — ach! ich habe mich geirrt. Sie „wiſſen nicht, mein Herr“ fuhr ſie mit einem Blick voll bitterer Wehmuth gegen Heinrich gewendet fort; „Sie wiſſen nicht, wie viel Sie „mir rauben, indem Sie mich zwingen, auch „dieſem armſeligen Stande zu entſagen. Ich „muß es, denn wie könnte ich zum zweytenmale einer ſolchen Mißhandlung mich ausſetzen? Gott vergebe es Ihnen, daß Sie „mir und meinem kranken Vater dies karge, „mühſelige Brod entriſſen haben! Auf De-

„müthigungen war ich gefaßt, nicht auf Be„ſchimpfungen.“

Mit dieſen Worten eilte ſie, glühend von edlem Unwillen, nach der Thüre. Heinrich machte eine Bewegung, ſie zurück zu halten, aber Ludwig faßte mit Heftigkeit ſeinen Arm. Gott ſegne Sie! rief Nina, indem ſie an ihrem Retter vorüberſchlüpfte.

„Herr Bruder biſt du toll?“ ſprudelte Heinrich und ſtand im Begriffe, Ludwigs ungebetene Einmiſchung ſehr übel aufzunehmen; aber Ludwig, ohne ſich an die funkelten Augen zu kehren, ſagte ihm mit erzwungener Gelaſſenheit — denn im Herzen war er ſehr bewegt — es gäbe ja hübſche Dirnen genug in Paris, er ſolle doch nicht den Fluch der Unſchuld auf ſich laden. Heinrich brach in ein lautes Gelächter aus: „eine unſchuldige Wäſcherin in Paris!“

„Ich habe ſie als Königin gekannt,“ erwiederte Ludwig mit ausbrechender Hitze, „jedem Stande macht ſie Ehre.“ — Bey dem Worte Königin ſtutzte Heinrich, ſah den Landsmann bedenklich an und meynte, es ſey nicht recht richtig in ſeinem Kopfe.

„Wenn es ſchicklich wäre,“ ſagte er, „ſich um eine Pariſer Wäſcherin zu ſchlagen, ſo würde ich dich erſuchen, mir nach dem Gehölze von Boulogne zu folgen; aber das wäre in der That gar zu deutſch, und ich begnüge mich daher, dich ganz trocken zu bitten, mich mit deinen fernern Beſuchen zu verſchonen.“

„Sehr gern,“ antwortete Ludwig und eilte um ſo ſchneller hinaus, da ihn plötzlich der Gedanke ergriff, der ſchönen Nina zu folgen, und mit der Wäſcherin das Geſpräch anzuknüpfen, welches die Königin verweigert hatte. Mit einigen Sprüngen war er die

Treppe hinunter und auf der Straße; aber da ſtand er ſehr verlegen im Gewühle der tauſend Gehenden und Kommenden. Nach welcher Seite war ſie gegangen? wo ſollte er ſie ſuchen? er rannte auf gut Glück die eine Straße hinauf, wurde von einem Dutzend Cabriolets mit Koth beſprützt, ſtieß einen armen Blinden faſt über den Haufen, guckte jedem Frauenzimmer unter den Hut, kam mit jedem Karrenſchieber in unſanfte Berührung; aber alles war vergebens; Mina war verſchwunden.

Nachdem er ſich endlich müde gelaufen, geſchoben und geſtoßen, ſchlich er bedächtig zu einem Reſtaurateur, ließ vor deſſen Thüre von einem Savoyarden ſich reinigen, ging dann hinein und ſetzte ſich in einen Winkel, um bey einer Taſſe Chokolade ſeinem Herzen Audienz zu geben. Es ſprach ſehr laut zu Gunſten des räthſelhaften Mädchens, und ließ den mütterlichen Genius, mit ſeinem ewigen:

„Mein Söhnlein verplempere dich nicht!“ gar nicht zum Worte kommen. Der deutlichſte unter allen Gedanken, die auf ihn einſtürmten, unter allen Beſchlüſſen, die er faßte, war der, daß ſie aufgeſucht werden müſſe. Aber wie? und wo? — denn ohne einen ganz beſonders günſtigen Zufall ſchien es ihm faſt unmöglich, ſie zu finden, weil einem Verliebten das einfachſte Mittel immer zuletzt und oft gar nicht einfällt. Er durfte ja nur den Lohnbedienten ſeines Landsmannes fragen, wo Heinrichs Wäſcherin wohne? ſonder Zweifel war dieſer Menſch davon unterrichtet. Erſt ſpät in der Nacht, als Ludwig ſchon einige Stunden ſchlaflos verträumt hatte, überraſchte ihn dieſer Gedanke, und er fuhr in die Höhe, als habe ein Blitz ſein Schlafzimmer erleuchtet. Mit der brennendſten Ungeduld erwartete er nun den Anbruch des Tages, fuhr dann haſtig in ſeinen Oberrock, ſtrich durch die Straßen mit dem verwachten Antlitze eines Spielers, der die ganze Nacht an der Faraobänck geſeſſen, und gelangte keuchend in das Vorzimmer ſeines Landsmannes, der, wie zu vermuthen ſtand, noch im tiefſten Schlaf begraben lag.

Zum Glück hatte der Lohnbediente ſich bereits eingefunden, gab auf der Stelle die haſtig begehrte Nachweiſung, und wunderte ſich, ein Trinkgeld damit zu verdienen. Ein Dachſtübchen in einer entlegenen Straße war die angezeigte Wohnung, in welcher die unglückliche Semiramis jetzt hauſen ſollte. Ludwig flog dahin. Nachdem er fünf Treppen geſtiegen, ſtand er vor einer berußten Thüre und zog mit bebender Hand an einem ſchmutzigen Bindfaden, der ein helles Glöcklein inwendig in Bewegung ſetzte. Bald hörte er weibliche Schritte — ſie näherten ſich — eine Hand krabbelte an der Thür — der Schlüſſel wurde umgedreht — mit klopfendem Herzen erwartete Ludwig, bey dem erſten Knarren der Thüre, das reizende Geſicht nur zwey Zoll breit von dem.

ſeinigen zu erblicken, aber eine lange, ſpitzige Naſe ſchob ſich ihm entgegen, und ein zahnloſer Mund fragte nach ſeinem Begehren. —

„Ich ſuche eine Wäſcherin, die hier wohnen ſoll.“

„Ach ja, die kleine Mina, das Engels„kind, ſie hat mit ihrem kranken Vater ein „paar Monate bey mir gewohnt; aber geſtern „Abend iſt ſie ausgezogen.“

„Warum?“ —

„Das Quartier wurde ihr zu theuer, wö„chentlich Ein Livre, und ich konnte es doch „nicht wohlfeiler geben, denn es iſt hübſch, „wie Sie ſehen.“ —

Bey dieſen Worten ließ ſie den Fragenden in ein Loch ſchauen, deſſen vier ſchwarze Wände durch ein kleines Dachfenſter matt beleuchtet wurden. Ludwig ſchauderte. „Und dieſe Woh„nung war ihr zu theuer?“ —

„Ja, mein Herr. Es mochte wohl ein wenig Eigenſinn mit unterlaufen, denn ſie wäſcht vortrefflich und verdiente ein feines Stück Geld. Aber geſtern — der Himmel weiß, was ihr widerfahren ſeyn mag — geſtern kam ſie ſchluchzend nach Hauſe und erklärte, ſie habe alle ihre Kunden aufgegeben, wolle für Niemanden mehr waſchen. Der Vater, mit dem ſie eine Zeit lang leiſe ſprach, und immer dabey weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; der Vater, ſtatt ihr die Grillen aus dem Kopf zu reden, umarmte ſie und weinte mit, und ſprach: ich habe es dir wohl vorher geſagt. Du mußt zu etwas anderem greifen, denn lieber wollte ich verhungern, als ſolche Angſt um dich leiden, ſo oft du abweſend biſt. — Mich dauerten die guten Leutchen in der Seele. Ich erzählte ihnen zum Troſte, daß ſchon mancher ſchmucke junge Herr mich bey meinem Korbe angeſprochen — denn ich bin, mit Ehren zu melden, eine Obſtverkäuferin —

„und mir viel Geld geboten habe, wenn ich „ihnen, ſo zu ſagen, die köſtlichſte Frucht „verſchaffen könnte — Sie verſtehen mich „wohl. Die Leutchen verſtanden mich auch, „Gott weiß, ich meynte es gut; aber ſie gaben „mir ſpitzige Reden, als ob unſer Eins nicht „auch in die Kirche ginge. Nun da foderte „ich mit aller Gelaſſenheit den Miethzins, „und meynte, da das Jüngferchen doch nicht „mehr waſchen, auch ſonſt keine vernünftigen „Propoſitionen anhören wollte, ſo mögte ſie „wohl künftighin ſchwerlich im Stande ſeyn, „eine ſo theure Wohnung zu bezahlen. Das „meynte ſie auch und ſchnürte ihr Bündelchen „und ſchlich mit ihrem alten Grießgram in „der Dämmerung davon. Es hat mir recht „in der Seele weh gethan, und ich habe ihr „ein halbes Dutzend Aepfel mit auf den Weg „gegeben, die der liebe Gott mir hundertfältig „bezahlen mag, wenn es ihm gefällig „iſt.“

„Und Sie wiſſen nicht, wohin die Leute
„ihre Zuflucht genommen?“

„Nein, das weiß ich nicht. Man muß
„auch nicht alles wiſſen; man muß dem lieben
„Gott nicht vorgreifen, wenn er ſeine Prü-
„fungen über hochmüthige Seelen verhängt.“

Mit dem tiefſten Unmuthe, und mit einer Naſe, die faſt ſo lang und ſpitzig geworden war, wie die der Obſtverkäuferin, klimmte Ludwig die fünf Treppen wieder hinab, und bewegte jedes Wort, das er gehört, in ſeinem Herzen.

3. Die Bildergallerie.

In der erſten Woche, die auf dieſe Begebenheit folgte, war Ludwig ein bloßer Pflaſtertreter, der vom Morgen bis in die Nacht auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen zu finden war, der gedankenlos, aber mit weit geöffneten Augen und beweglichem Haupte, unter den dickſten Menſchenhaufen ſich herum trieb, und immer ausſah, als ob ihm ſein Taſchenbuch wäre geſtohlen worden. In der zweyten Woche fing er an zu begreifen, daß er dieſe Lebensart unmöglich länger fortſetzen könne, ohne an Leib und Seele zu verderben. In der dritten gelang es ſeiner Vernunft, doch nicht eher, bis ſein Freund, der Engländer, ihm ein paarmal zur Ader gelaſſen, ihn zu überzeugen, daß er nur in fleißiger Arbeit eine wohlthätige Zerſtreuung finden werde, und in der vierten begab er ſich wieder, wie er ſonſt zu thun pflegte, in die große Gallerie des Muſeum Napoleon, und pflanzte ſeine Staffeley vor einen heiligen, mit Pfeilen geſpickten Stephanus, den er ſich vornahm zu copiren, weil ihm in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung das gräßliche Bild behagte, und ſein Herz ihm eben ſo mit Pfeilen geſpickt ſchien, als der Körper des heiligen Stephanus.

Einige Schritte von ihm entfernt ſaß ein junger franzöſiſcher Mahler, der eine Hebe copirte. Ludwig gab anfangs wenig acht darauf; doch da ſein Auge, ſo oft er das Haupt empor hob, unwillkührlich auf jene Hebe fiel, ſo bemerkte er endlich, daß der junge Künſtler zwar das ganze Gemählde ſehr treu nachzuahmen befliſſen war, den Kopf hingegen und die Geſichtszüge der ſchönen Verſorgerin von Jupiters Adler, aus eigener Phantaſie zu ſchöpfen ſchien, und — welch ein Wunder! — je mehr dieſe Züge hervortraten, je deutlicher wurde es, daß er das Portrait der reizenden Nina entwerfe.

So bald Ludwig dieſe Entdeckung gemacht hatte, ſo war es vor der Hand um den heiligen Stephanus geſchehen. Er ſaß wohl noch mit ſeinem Pinſel hinter der Staffeley, aber die Farben vertrockneten auf der Palette und ſein Auge verfolgte gierig einen jeden Pinſelſtrich des benachbarten Künſtlers: die Aehnlichkeit wuchs mit jedem Tage, ſo wie Ludwigs Erſtaunen. Ein ihm neues, marterndes Gefühl erwachte in ſeiner Bruſt, die Eyferſucht. Wie konnt' es anders ſeyn? verliebt war der fleißige Nachbar in die ſchöne Minna, ſo verliebt als Ludwig ſelbſt, und ohne Zweifel ſah er ſie täglich, denn wie könnten ihre Züge ſonſt ſo tief in ſein Gedächtniß ſich gedrückt haben? — oder ſollte dieſe Aehnlichkeit bloß ein Werk des Zufalls ſeyn? — unmöglich!

„So frag ihn doch!“ flüſterte die Neubegier ihm zu. „Nein, frag' ihn nicht!“ ſprach das gereizte Herz, „du mögteſt nur beſtätigt „hören, was dich martert.“ — Dieſe geſpannte Lage ertrug er kaum eine Woche, und ein kleiner, ſeltſamer Umſtand trieb ſeine Neubegier aufs höchſte. Der junge Mahler nemlich pflegte ſehr oft, bisweilen drey, viermal in Einer Stunde, ſeine Staffeley zu verlaſſen und hinaus zu gehn; wenn er zurück kam, griff er haſtig nach dem Pinſel, als ob er einen drauſen aufgefaßten Zug geſchwind fixiren wolle, ehe er ſeinem Gedächtniſſe wieder entwiſchen könne, und jedesmal ging auch richtig eine neue Aehnlichkeit hervor. Nun konnte Ludwig länger nicht an ſich halten; er redete den Nachbar an, den er bisher nur ſtumm gegrüßt; er lobte ſein Gemählde mit jenem ſchmeichelhaften Ausdrucke des Kenners, und, nachdem er auf dieſe Weiſe ſchnell und leicht des jungen Künſtlers Wohlwollen erworben, rückte er mit der Frage heraus: warum Jener dem Kopfe der Hebe nicht die Züge des Originals leihe?

„Finden Sie die von mir gewählten Züge „nicht ſchöner?“ fragte der Franzoſe.

„O ja,“ erwiederte Ludwig erröthend, „ja „gewiß — und ſo ſchön, daß ich faſt vermuthen „mögte, Sie haben der Natur ſie abgeſtohlen.“

„Errathen,“ ſagte der Franzoſe lächelnd, „ich will Ihnen das Räthſel mit zwey Worren Wien. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich oft die Gallerie verlaſſe und ſtets neu begeiſtert zurückkehre?“

„Ja — ja — nun? — weiter?“ rief Ludwig in der höchſten Spannung.

„Ich begreife nicht,“ fuhr Jener fort, „wie es möglich iſt, daß ſo viele hundert Menſchen täglich hier aus und ein paſſiren, ohne das reizende Geſchöpf zu bemerken, welches draußen im Vorſaal den gedruckten Catalog der Gallerie verkauft? Sie iſt meine Hebe. Mehr jugendliche Anmuth, Unſchuld und Grazie ſah ich noch nie vereint. Faſt nur mit Lumpen bedeckt, erſcheint dies holde Weſen; aber unſere geſchmückten Schönen werden zu gemeinen Dirnen, wenn ſie an ihr vorüber gehen. Kommen Sie, mein Herr, urtheilen Sie ſelbſt; ich hoffe, Sie werden finden, daß ich der Natur ziemlich treu geblieben. Nur einen gewiſſen Zug von Gram

„und Schwermuth, einen ſehr intereſſanten „Zug, durft' ich auf meine Hebe nicht über„tragen, obſchon er Einen von des Mädchens „rührendſten Reizen bildet.“

Während dieſer Erklärung war der Franzoſe aufgeſtanden, voran geſchritten, und der, die Farben ſeiner Wangen mit jedem Augenblicke wechſelnde Deutſche folgte ihm ſtumm, mit hochklopfendem Herzen.

„Eins muß ich noch erinnern,“ ſagte der Franzoſe, indem ſie gingen, „ſehen Sie das „ſchöne Mädchen nicht zu ſcharf an, ſie wird „ſehr leicht verlegen, und ich ſelbſt habe ſie „ſchon einmal durch meine Blicke vertrieben. „Jetzt hüte ich mich, ſie ſcheu zu machen, „und wenn ich Einen ihrer Züge ſtehlen will, „ſo nehme ich ſtets den Augenblick wahr, wo „ſie ihren Catalog an irgend einen Fremden „verkauft. Während dieſes kleinen Handels, „während ſie Geld empfängt oder herausgiebt,

„trete ich unvermerkt ihr gegenüber und erhaſche einen Zug aus ihrem Engelsgeſichte."

Ludwig ließ den redſeligen Franzoſen immer fort plaudern, und verſchlang jedes Wort, ohne auch nur ein Einziges erwiedern zu können. Jetzt traten ſie in den Vorſaal — jetzt erblickte und erkannte er ſchon von Ferne die ſchöne Nina und rief überwältigt: Ja ſie iſt es! — Der Franzoſe meynte, dieſe Erkennung beziehe ſich auf ſein Bild, und ſagte mit großer Selbſtzufriedenheit: „nicht wahr, „ich habe ſie getroffen?" — Nina war ſo eben mit drey Ankömmlingen beſchäftigt, die ihren Catalog kauften; denn der Leſer muß wiſſen, daß im ſiebenten Jahr der einzigen und untheilbaren franzöſiſchen Republik, als das Muſeum Napoleon noch Muſée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine notice des tableaux des écoles françaiſe et flamande, expoſés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerey am Eingange zu verkaufen, wobey ſie dann freylich für ihre Mühe mit einem ſehr kargen Gewinne ſich begnügen mußten. — Der franzöſiſche Mahler irrte ſehr, wenn er glaubte, Niemand als Er, habe die ſchöne Nina bemerkt; es gab eine Menge lüſterne Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen ſtand, ſich immer richtig einfanden und auch immer wieder einen neuen Catalog kauften, bloß um das reizende Mädchen zu ſehen, mit ihm zu ſprechen und es durch Leichtfertigkeit ſchaamroth zu machen.

Zu dieſer Claſſe gehörten auch die drey, welche eben jetzt vor ihr ſtanden, während Ludwig, von ihr unbemerkt, ſeitwärts in ein Fenſter ſich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was ſie flüſterten, aber Nina's glühende Wange und der unwillige, durch eine Thräne hervorſchießende Blick, ließen es ihn errathen. Er ſah, daß man ihr ein Goldſtück bot, um es zu wechſeln, wohl vermuthend, daß ſie ſo reich nicht ſey, und nur Gelegenheit ſuchend, die Unterhaltung zu verlängern. Haſtig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren warfen ſcheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig die holde Verkäuferin anzureden. Er bat ſie, mit zitternder Stimme, um Eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen und überreichte ihr gleichfalls ein Goldſtück.

„Mein Herr,“ ſagte ſie betreten, „ich habe ſo eben geſehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehle.“

„Aber es ſoll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen,“ erwiederte er ſtammelnd, „ich verlange nichts heraus.“

Hoch erröthend ſah das Mädchen ihn mit großen forſchenden Augen an. Er ſchlug die

Seinigen nieder, das gab ihr Muth. „Wenn „Sie nichts weiter dafür verlangen, als dies „Büchlein und den gerührten Dank einer Un„glücklichen —"

„Nichts weiter!" rief Ludwig, drückte ihr das Geld haſtig in die Hand und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geſchenk, als ein widerliches Hohngelächter um ſie her ſie aus der angenehmen Beſtürzung riß. Es waren drey oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Catalogen verkauften, aber nicht um des allzukleinen Gewinns willen, ſondern nur um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina ſich zu ihnen geſellt hatte, wurden ſie überſehen, und vergebens drängten ſie ſich frech hervor, denn Jedermann wollte nur bey dem beſcheidenen, ſittſamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entſprungene Madonna aus der Gallerie zu ſeyn ſchien. Oefter ſchon hatten die Dirnen ſie deshalb boshaft geneckt, und ſich ergötzt, wenn ſie der gelaſſen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen preſſen konnten; jetzt, beym Anblick des Goldes, bemächtigte ſich ihrer die Wuth des Neides, und ſie theilten einander ihre hämiſchen Vermuthungen ſo laut mit, daß Nina endlich, in Thränen ſchwimmend, den Vorſaal verließ. Ein ſchallendes Gelächter begleitete ſie, zerriß ihr Herz, und verſcheuchte ſie für immer aus den Vorhallen des Kunſttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um ſich zu ſammeln und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntſchaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch ſein Geſchenk ſich die Sache erſchwert, das fühlte er wohl; denn ein ſolches Mädchen konnte dadurch nur ſchüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verſchwunden; wenn er nun ſich zu ihr drängte, ſo brach er ja ſein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe ſeines Nachbars, und beſchloß endlich ſehr weiſe, einen Brief zu ſchreiben, den er am andern Morgen ihr zuſtecken wollte. Von ſeiner Liebe ſollte nicht ein Wort darin ſtehen, dagegen aber recht viel von dem Intereſſe, welches ſie ihm eingeflößt, und von ſeinem uneigennützigen Wunſche, ihr zu helfen.

Mit dieſem Vorſatze ſtand er auf und faßte ſich ein heroiſches Herz durch den Vorſaal an ihr vorüber zu ſchreiten, ohne ſich zu verrathen. Ob ihm das gelungen ſeyn würde, muß unentſchieden bleiben, da Nina ſich bereits entfernt hatte, und folglich ſeine Standhaftigkeit, zu ſeinem großen Verdruſſe, nicht auf die Probe geſtellt wurde. Er ging heim, verſchloß ſich in ſein Zimmer, und ſtyliſirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach ſeiner Meynung, eiskalt war, obſchon aus jeder Zeile Flammen ſprühten. Wie und mit welchen Geberden er ihr denſelben überreichen wollte, überlegte er ſehr reiflich und probirte es ſogar vor dem Spiegel. Lauter verlorene Mühe, denn die reizende Nina erſchien nicht wieder. Ludwig fand ſich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug ſeinen Brief ſo lange in der Taſche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, ſo verhaßt, daß er ſeine Staffeley ſtehen ließ und den Meiſel ergriff, um durch dieſe, bisher wenig von ihm geübte Kunſt, ſich mehr Zerſtreuung zu verſchaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunſt ihn ſchnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Pajou, der ihm ſeine Werkſtatt öffnete, ſeinen Geſchmack bildete, und in den Kunſtfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bey dieſem wackern alten Manne zu, und hoffte ſchon zum zweytenmale die Semiramis vergeſſen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umſtürzte, was er ſeit Monaten ſo emſig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauſes, welches Payou bewohnte, hatte ſich ein Haarkünſtler etablirt, vormals Perückenmacher genannt, Einer der berühmteſten Artiſten in ſeinem Fache, der zu dem Artiſten Payou nicht ſelten mitleidig hinaufblickte; denn während die Werkſtatt oben nur ſparſam beſucht, und Payou's Marmorbüſten nur ſparſam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkſtatt unten von galanten Herren und Damen, welche die friſirten Wachsbüſten des Haarkünſtlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und ſchon die Treppe hinaufſtieg, u wie gewöhnlich bey ſeinem Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern Artiſten, der ſo eben ſeine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unſanft zu ihr ſagte: „Mademoiſell, ich habe Ihnen ſchon „vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare „wenigſtens noch vier Wochen wachſen müſſen, „ehe ich ſie gebrauchen kann. Es iſt ja kaum „einen Monat her, als Sie von mir ein ſchö„nes Stück Geld empfingen. In der That, „Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren ſchö„nen Haaren wuchern.“

Das Frauenzimmer antwortete bloß durch einen Seufzer, indem ſie das Auge gen Himmel hob, und in dieſem Moment erkannte Ludwig ſeine Nina. Eingewurzelt blieb er ſtehen und mußte ſich am Treppengeländer halten, und ehe er ſich noch beſinnen konnte, war ſie verſchwunden. Ohne recht zu wiſſen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünſtler in ſeine Bude und ſchauete die Wachsbüſten rings umher gedankenlos an.

„Was ſteht zu Ihren Dienſten?“ fragte Monſieur Petit.

„Wer war die junge Dame, die eben von „Ihnen ging?“

„Eine Dame? ich habe dieſen Morgen „noch keine geſehen.“

„Mein Gott, in dieſem Augenblicke.“

„Ach! Sie meynen die hübſche Kleine? „ja ihren Namen weiß ich nicht; aber ſie „kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr ſchönes „Haar zu verkaufen. Schon zweymal habe „ich ihr einen Tituskopf geſchnitten, und mit „ihren braunen Locken manche kahle Schöne „geſchmückt. Dem armen Dinge ſchien viel „daran gelegen, auch heute wieder die Zierde „ihres Hauptes einzubüßen, allein das Haar „war noch zu kurz.“

„Beſitzen Sie vielleicht noch etwas, fragte „Ludwig, von Ihrem letzten Ankaufe? wenn

„es auch nur ein dünnes Zöpfchen wäre; aber „laſſen Sie es mir und beſtimmen Sie den „Preiß.“

Monſieur Petit hatte Nina's Haar ſchon längſt verarbeitet, doch als der Schlaukopf merkte, daß dem jungen Herrn ſo viel an einem braunen Zöpfchen gelegen ſey, holte er ein ſolches von ähnlicher Farbe und verkaufte es ihm ſehr theuer. Ludwig legte es in ſein Taſchenbuch zu dem letzten Briefe ſeiner Mutter, die ihm abermals geſchrieben hatte: „Mein Söhnlein verplempere dich nicht!“

5. Das Aderlaſſen.

Daß in den Haaren der Geliebten eine beſondere Zauberkraft verborgen iſt, glaubten ſchon die Griechen; daß aber auch fremden Haaren, bloß durch die Einbildungskraft, dieſer Zauber mitgetheilt werden könne, davon machte Ludwig eine traurige Erfahrung, denn ſeitdem das braune Zöpfchen, Gott weiß von welcher Dirne, in ſeinem Taſchenbuche auf ſeiner Bruſt ruhte, ſeitdem hatte ſein Herz keine Ruhe mehr. Nina's Geſtalt umſchwebte ihn jetzt unaufhörlich. Sie ſchien ſehr blaß zu ſeyn, als ſie aus der Bude trat; war ſie krank? hülflos? — Quälender Gedanke! Er durchſtrich aufs neue die Straßen von Paris, und wo er einen braunen Tituskopf erblickte, da verdoppelte er ſeine Schritte, um ihn einzuholen. Doch er war nicht glücklicher in ſeinen Nachforſchungen, als das Erſtemal; das beugte ſeinen Muth, hemmte ſeinen Fleiß, trübte ſeine Laune. Er fühlte, daß er ſeinen Herzenskummer in den Buſen eines Freundes ausſchütten müſſe, und entſchloß ſich, den chirurgiſchen Engländer zum Vertrauten deſſelben zu machen. In dieſer Abſicht ging er zu ihm und fand ihn in der größten Beſtürzung.

„Freund!“ rief der Engländer dem Deutſchen entgegen: „Sie ſind mir heute zwie-

„ſach willkommen! ich habe einen dummen „Streich gemacht, den ich irgend Jemanden erzählen und bekennen muß, wenn ich „nicht daran erwürgen ſoll. — Herr!“ (fuhr er fort, als er ſah, daß Ludwig lächelte) „es „iſt, Gott verdamme mich! hier nichts zu „lachen, denn es kann mich die Ruhe meines „Lebens koſten.“

Jetzt wurde der Deutſche ernſthaft und ſah den Engländer befremdet an, der wirklich ganz verſtört ſchien. „Was iſt vorgefallen?“ fragte er mit Theilnahme.

„Sie kennen meine verdammte Liebhaberey „zum Aderlaſſen,“ hub Jener an; „Sie haben „mich ſchon öfter damit geneckt, und ich bekenne, daß ich mir ſelbſt bisweilen vorkomme, „wie ein Menſch, der den beſondern Appetit „hat, Spinnen zu eſſen. Kurz, wo ich einen „Arm oder Fuß aufgeſtreift ſehe, da kann ich „nun einmal der Begierde nicht widerſtehen,

„meine Lanzette in die Ader zu ſchlagen, und „das ſchönſte Mädchen beglückt mich weit weniger durch die feurigſte Umarmung, als durch „die Erlaubniß, ihr die Ader zu öffnen. Nun „ich bin auch, dem Himmel ſey Dank, in „meiner Kunſt ſo berühmt geworden, daß alle „vollblütige Menſchen aus meinem Stadtviertel mich aufſuchen, um ihren Blutüberfluß „loß zu werden.“

„Mich dünket,“ unterbrach ihn Ludwig, „Sie haben mir einmal geſagt, es ſey nicht „immer Ueberfluß, den Sie abzapfen?“

„Nun ja,“ fuhr der Engländer fort, „die „armen Teufel kommen wohl bisweilen, um „mit ihrem ſparſamen Blute einige Livres zu „verdienen, weil ſie wiſſen, daß ich gern dafür bezahle. Gewöhnlich forſche ich zuvor „nach ihrem Geſundheitszuſtande, fordere auch „wohl, daß ein Arzt den Aderlaß verordnet „habe, doch ich bekenne, daß ich es nicht im-

„mer ſehr genau damit nehme, wenn ich die „Lanzette einmal in der Hand halte.“

Ludwig. Das kann oft üble Folgen nach ſich ziehen.

Der Engländer. Manchmal ſage ich mir das auch; aber dann fällt mir gleich unſer **Generaladerlaſſer** ein, der jährlich ſo vielen tauſend Menſchen, nicht etwa Unzenweiſe, ſondern **alles** Blut bis auf den letzten Tropfen abzapft, bloß zu ſeinem hölliſchen Vergnügen.

Ludwig. Sie meynen den Krieg?

Der Engländer. Ich weiß wohl, was ich meyne. Kurz, meine Liebhaberey hat noch keinem Menſchen das Leben gekoſtet, während mein großes Muſter ganz wohlgemuth auf einem Berge von Leichen ſteht. Darum hatte ich im Stillen mit mir den Vertrag geſchloſſen — wie die Menſchen pflegen, wenn ſie durch ihr

Vergnügen den lieben Nächſten oder auch wohl ſich ſelber in Gefahr bringen — nicht weiter darüber nachzudenken, ſondern mit dem bequemen Sprüchlein mich zu tröſten: es wird wohl nichts zu bedeuten haben.

Nun hören Sie aber, wie es mir vor einigen Wochen ging. Ein wunderſchönes Mädchen tritt herein. Sie kam nicht zum Erſtenmale, ſie war ſeit einigen Monaten ſchon öfter bey mir geweſen, hatte ſtets, Gott weiß wie viele, Krankheiten vorgeſchützt, und mir jedesmal, gegen die Gebühr, eine ziemliche Portion des ſchönſten Blutes hier gelaſſen. Mit Thränen und Zittern pflegte ſie zu kommen; erleichtert ging ſie wieder von mir. Wer hätte ſich einbilden ſollen, ſie ſey nicht krank? —

Ludwig wurde von einer ſeltſamen Unruhe ergriffen; der Engländer bemerkte es und erbot ſich, ihm ſogleich zur Ader zu laſſen. Ludwig verbat es, und erſuchte ihn, fortzufahren.

„Nun damals," ſo erzählte Jener weiter, „damals ſchien mir das ſchöne Mädchen freylich noch ſehr blaß und matt, denn es waren „kaum fünf Tage ſeit der letzten Aderlaſſe verſtrichen; aber da ſie über Herzklopfen und „große Beängſtigung klagte, ſo trug ich kein „Bedenken, ihrem Geſuche zu willfahren. „Doch kaum war der Schlag mit außerordentlicher Nettigkeit geſchehen, kaum floß das „Blut, ich kann ſagen, recht mahleriſch, ſo „wurde ſie ohnmächtig. Das wird wohl nichts „zu bedeuten haben, dachte ich bey mir ſelbſt „und ließ noch ein Weilchen fließen. Nachdem „ich endlich den Arm verbunden und durch „allerlei Spirituoſa ſie wieder ins Leben gerufen hatte, finde ich ſie vor Mattigkeit ſprachlos, und ihren Puls in einer ſo bedenklichen „Erlöſchung, daß mir bange für ihr Leben „wurde."

„Um Gotteswillen!" rief Ludwig, „weiter! weiter!"

Der Engländer. Durch alten Wein und Kraftſuppen flößt ich ihr doch endlich wieder neue Lebensgeiſter ein, und brachte ſie zur Sprache. Nun denken Sie ſich mein Schrekken, mein Erſtaunen, meine Rührung, meinen Verdruß, als ſie mir ſchluchzend bekennt, ſie habe einen alten kranken Vater, den ſie ernähren müſſe; das thue ſie auf jede nur mögliche ehrliche Weiſe; aber ihr Geſchlecht, ihre Jugend hinderten ſie an ſo manchem, was nur geſchehen könne, indem man ſich den Augen der Welt und folglich Beſchimpfungen bloß ſtelle, daß ſie oft gezwungen ſey, zu den ſonderbarſten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. So habe ſie denn unter andern von mir und meiner Liebhaberey gehört, und augenblicklich den Entſchluß gefaßt, mich aufzuſuchen. Es gab ja einmal eine Tochter, ſetzte ſie freundlich hinzu, die ihren Vater mit der Milch aus ihrer Bruſt ernährte, warum ſollte es nicht auch eine Tochter geben, die mit ihrem Blute des Vaters Unterhalt erkauft? Freylich hatte ich ein wenig zu viel auf meine Jugendkraft gerechnet — ich wagte es zu oft — ſchon das letztemal fühlte ich eine große Erſchöpfung, und beſchloß, mich eine Weile zu ſchonen, da mein Leben meinem Vater ſo nothwendig iſt. Aber heute, als wir nichts mehr hatten, und ein unbarmherziger Hauswirth den Kranken vor die Thür zu ſtoßen drohte, da meynte ich, Gott werde mir wohl Kräfte verleihen, und ging in Gottes Namen. —

Denken Sie, mein Freund, wie ich ergriffen, gerührt und zerknirſcht wurde. Ich beugte unwillkührlich mein Knie vor dem Engel, aber das geopferte Blut konnte ich ihm doch ſo ſchnell nicht erſetzen.

„Sie heißt Nina!“ rief Ludwig mit glühenden Augen. Der Engländer ſtutzte: „kennen Sie ſie?“

„Nachher davon. Ich bitte Sie um „Gotteswillen! das Ende Ihrer Geſchichte.“

„Der Engländer fuhr fort: trotz ihrer gänzlichen Erſchöpfung und der wirklichen Gefahr, in der ſie ſchwebte, beſtand ſie darauf, nach Hauſe geſchafft zu werden, weil ihr Außenbleiben den kranken Vater ängſtigen würde. Ich ließ ſie in eine Sänfte tragen, ich ging ſelber mit. Sie ſchickte mich voraus, um ihren Vater auf ihren Anblick vorzubereiten; verbot mir aber ſtrenge ihm zu ſagen, was ſie ihm zu Liebe unternommen. Ich ſollte vorgeben, daß ich ſie auf der Straße, in einem Gedränge von Neugierigen, unpäßlich gefunden, und mich aus bloßem Mitleide ihrer angenommen. Zugleich erſuchte ſie mich zu verſchweigen, daß ich ein Engländer ſey. Ich kehrte mich aber weder an ihr Verbot noch an ihre Bitte. Warum ſollte ich einen Vater nicht die himmliſche Freude machen, ihn den ganzen Schatz kennen zu lehren, den er in ſeiner Tochter beſaß? und warum ſollte ich meine wackere Nation verleugnen? —

Ich fand den Alten in der Wohnung des Kummers und der Armuth, er lag auf reinlichem Strohe, ein weiſſes Kiſſen ſtützte ſein graues Haupt. Ich erzählte ihm was vorgegangen. Er hatte ſich mit halbem Leibe aufgerichtet, und ſobald er mich begriff, ſank er mit einem Schmerzensſchrey zuſammen; aber plötzlich ſchien auf einen Augenblick ſeine ganze Jugendkraft zurück zu kehren, er hob ſich leicht empor, ſein Auge glänzte, er ſah ſtolz gen Himmel: „Ich danke dir Gott!“ ſagte er mit erhabener Wehmuth, „du haſt mir alles „Verlorne reich erſetzt! nur deine Allmacht „konnte alle die entbehrten Lebensfreuden in „einen ſeligen Moment zuſammen preſſen!“—

Der kranke Greis, der ſeit vielen Wochen ſein Lager nicht verlaſſen hatte, ſchien neu belebt und ſtand und ging, und empfing die blaſſe Tochter, zu ihrem freudigen Erſtaunen, an der Thüre. Zum Erſtenmale, Freund, hab' ich Sie um Ihre Kunſt beneidet; die

Scene hätte ich mahlen mögen, kein Dichter kann ſie beſchreiben. Das Entzücken des Vaters und ſeine Angſt um die Kranke; die Heiterkeit der Tochter und ihr Zorn über meine Schwatzhaftigkeit; ſein Bemühen ſie zu pflegen; ihr Bemühen ſtark zu ſeyn; ſeine Vorwürfe und Liebkoſungen; ihre ablehnenden Bitten; endlich der feyerliche Segen, den er über ſie ausſprach, indem die großen Tropfen ihm über die Wange rollten — o das alles bleibt mir ewig unvergeßlich!

Ich ſtand, ein unbemerkter Zeuge des erſchütternden Schauſpiels; ich bat in Gedanken der oft von mir verhöhnten Menſchheit alle meine Sarcaſmen ab. Die erſte Spannung ließ endlich nach, und die Kräfte beyder Kranken, wie voraus zu ſehen war, ſanken um ſo tiefer. Nun war es mir vergönnt zu wirken. Ich ließ alles nöthige herbeyſchaffen, und mein Bedienter holte eine Wärterin, der ich einen vollen Beutel zuſteckte, mit dem Auftrage, nicht zu ſparen. Der dankbare Alte erzählte mir ſeine Geſchichte. Er iſt ein Mann von Stande und gehört zu den Millionen Unglücklichen, die durch die Revolution Alles verloren haben. Eine treffliche Erziehung, die er in beſſeren Zeiten ſeiner Tochter gegeben, ihre Schönheit, ihre Talente ließen ihn hoffen, eine vorzügliche Schauſpielerin aus ihr zu bilden, und ſie auf dieſe Weiſe nach ſeinem Tode, der ihm nahe ſchien, in einer unabhängigen Lage zu hinterlaſſen, deren Gefahren er übrigens für das tugendhafte Mädchen nicht ſcheute. Sie überwand ihre große Schüchternheit und trat, weil ihr Vater es wünſchte, zum Erſtenmale in einer kleinen Stadt in der Provinz auf, wurde aber vom Publikum ſo übel empfangen, daß ſie ſich nie entſchließen konnte, einen zweyten Verſuch zu wagen. Hingegen bot ſie ſeitdem unverdroſſen Alles auf, das Leben ihres hinſchmachtenden Vaters zu erhalten und zu verſchönern.

Ich war von Allem, was ich ſah und hörte, ſo bewegt, daß ich in einer Art von Taumel die Hand des Greiſes ergriff, und haſtig zu ihm ſagte: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.

Faſt hätte Ludwig bey dieſen Worten laut geſchrieen. „Nina Ihre Braut!“ rief er halb Athemlos mit ſtierem Blicke. — Ach nein! ſagte der Engländer. Bey meinem unerwarteten Anwerben ſah der Vater mir ernſt und ſtarr ins Geſicht, und die blaſſe Tochter erröthete.

„Finden Sie es übereilt,“ fuhr ich fort, „daß ich, nach dem, was ich von Ihrer Toch„ter weiß, ſie ohne alle weitere Ueberlegung „zu meiner Gattin nehmen mögte?“ — „Nein, antwortete er mir, ich finde es ſehr „natürlich.“

„Wohlan,“ ſagte ich, „ſo ſchlagen Sie „ein; ich bin ein ehrlicher und ein wohlhaben-

„der Mann, mir ahndet, daß wir uns wechſelſeitig beglücken werden.“ — Er erkundigte ſich nunmehr nach meinem Stande und Namen. Ich ſagte ihm beydes und verſchwieg ihm nicht, daß ich ein Engländer ſey. Plötzlich veränderten ſich alle ſeine Mienen, der tiefſte Unwille, ich nenne es ungern, Verachtung, wurde in ſeinen Zügen ſichtbar.

„Verzeihen Sie mein Herr,“ ſagte er mit bebender Lippe, „wir können nie Freunde werden. Ich haſſe Ihre Nation, ich „haſſe jeden Einzelnen aus Ihrem Volke; „lieber wollte ich meine Tochter im Grabe, „als in den Armen eines Engländers ſehen. „Ich bitte, verlaſſen Sie uns.“

Vergebens wandte ich meine größte Beredſamkeit an, den Eigenſinnigen zu bekehren; vergebens ſprach ich warm und herzlich; er blieb mürriſch und taub, und als die Tochter die Beſorgniß äußerte, daß meine längere Gegenwart ihm ſchädlich werden mögte, verließ ich ihn endlich, und verfluchte auf der Treppe allen Nationalhaß. Am andern Morgen, in aller Frühe, kam die verabſchiedete Wärterin zu mir, und brachte mir meinen Beutel mit der Erklärung zurück, der alte Murrkopf nehme nichts von einem Engländer. Ja, ſie hatte Vater und Tochter, mit einander flüſternd, den Entſchluß faſſen hören, ihre Wohnung zu verlaſſen, ſobald nur ihre Kräfte es erlauben würden, um meinen ſogenannten Zudringlichkeiten zu entgehen. Das verdroß mich freylich; aber das Mädchen hatte doch einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, troß meines Unwillens, noch einige Verſuche wagte, ſie wieder zu ſehen. Unerbittlich verſchloß man mir die Thüre, und als ich geſtern meinen Bedienten, einen Franzoſen, ſchickte, um wenigſtens zu erfahren, wie es mit beyder Geſundheit ſtehe, waren ſie ausgezogen, und Niemand wußte wohin. Nun wiſſen Sie, Freund, die ganze Geſchichte, die mich ſo unmuthig macht, daß ich ſogar ſeit drey Tagen keinen Menſchen zur Ader gelaſſen habe.

Ludwig vergalt des Engländers Vertrauen durch das ſeinige, und wünſchte ſich Glück ein Deutſcher zu ſeyn, da hoffentlich der Alte gegen die deutſche Nation nicht ähnlichen Groll hege wie gegen die engliſche, und da er, der Jüngling, entſchloſſen ſey, wenn jemals der Zufall ihm das herrliche Mädchen wiederum erblicken laſſe, ihr nicht eher von der Seite zu gehen, bis ſie am Altar die Seinige geworden.

6. Das Modell.

Diesmal zögerte der Zufall nicht lange. „Mir iſt etwas Sonderbares wiederfahren,“ ſagte der alte Payon eines Morgens zu dem hereintretenden Ludwig, „ja wahrhaftig, wären meine 64 Jahre nicht, ich glaube, ich hätte mich in allem Ernſte verliebt.“

„Ein Künſtler, wie Sie, wird nie alt,“ erwiederte Ludwig; „und man braucht nur die „Venus zu ſehen, an welcher Sie jetzt arbei„ten, um ſich zu überzeugen, daß ein ſchönes „jugendliches Feuer noch immer in Ihrem Bu„ſen glüht.“

„Eben dieſe Venus,“ verſetzte der Bildhauer lächelnd, „brachte mich in Gefahr. Nicht „daß ich, wie Pygmalion, in mein eigenes „Werk mich vergafft hätte; vielmehr fühlte „ich deſſen Unvollkommenheiten nur zu deutlich „und wünſchte ihnen abzuhelfen. Sie wiſſen, „mein junger Freund, daß ſolches nicht beſſer „geſchehen kann, als nach einem von der Na„tur gelieferten Modell; das zu finden, aber „nicht ſo leicht iſt, als man wohl glauben „ſollte, wenn man die vielen hübſchen Mäd„chen auf den Straßen herum laufen ſieht. „Mögen ſie noch ſo ſchlank einher treten, ſel„ten, wunderſelten, iſt ihr Körper ohne Fehl „gebaut. Wie manche habe ich — zwa

„reichlich belohnt, aber auch beſchämt — wie„der fortſchicken müſſen, wenn ſie das Gewand „fallen ließ. Darum war ich immer ſchwierig „in meiner Wahl und arbeitete in ſpäteren „Jahren ſelten nach Modellen. Auch die „Venus würde mit den Reizen ſich haben be„gnügen müſſen, die ihr meine erlöſchende „Einbildungskraft verleihen konnte, wäre nicht „vor Kurzem in mein Hinterhaus ein Mädchen „eingezogen, deſſen Reize Alles zu übertreffen „ſcheinen, was der Meiſel je gebildet. Sie „hat einen kranken, blutarmen Vater, für den „Sie Tag und Nacht arbeitet, und doch, trotz „aller Anſtrengung, das Nothdürftige kaum „zu erwerben vermag.“

Das iſt ſie! rief Ludwig haſtig. Wer? fragte Payou erſtaunt.

Der Schüler beſchwor den Meiſter fortzufahren, mit einer Angſt, welche ſchleunig zu mindern, dieſer ſeine Neubegier unterdrückte.

„Das Mädchen,“ ſagte er, „ſchien mir gleich „ſehr ſittſam, und eben jene Armuth war der „redendſte Beweis ihrer Unſchuld. Indeſſen „meynte ich ihr ſelbſt einen Dienſt zu erzeigen, „wenn ich ihr Gelegenheit verſchaffte, durch „das bloße Enthüllen ihrer Reize vor den Augen eines Greiſes, ein anſehnliches Stück „Geld zu verdienen. Meine brave alte Haushälterin mußte Bekanntſchaft mit ihr machen „und ihr den Vorſchlag thun. Anfangs ſchauderte ſie und verwarf ihn unbedingt; als „aber die Noth aufs höchſte ſtieg, als ihr „Vater kränker wurde, und ſie keine Erquikkung ihm verſchaffen konnte, als ferner meine „Haushälterin, eine ſo ehrbare Frau, nicht „abließ, ihr vorſtellen, daß die Gefälligkeit, „die man zum Behuf der Kunſt von ihr verlange, keinesweges ſchändlich ſey, und daß „ein alter Mann von 64 Jahren, der jederzeit „des unbeſcholtenſten Rufes genoſſen, ihr unmöglich Furcht einflößen könne: ſo entſchloß „ſie ſich endlich und beſtimmte den geſtrigen

„Abend zu ihrem erſten Beſuche. Sie kam „auch wirklich —

(Ludwig ſtand auf Nadeln) — „ſie kam „zitternd, wie eine Verbrecherin, die zum „Tode geführt werden ſollte. Meine grauen „Haare und der väterliche Ton, den ich gegen „ſie annahm, flößte ihr einigen Muth ein. „Sie ſetzte ſich zu mir auf den Sofa mit der „liebenswürdigſten Verwirrung, und ich knüpf„te ein Geſpräch mit ihr an, das ich eine Weile „unterhielt, um ſie nach und nach an meine „Gegenwart und an den ihr ſo fürchterlichen „Gedanken zu gewöhnen. Als aber nun end„lich der Augenblick gekommen war, wo meine „alte Haushälterin ſie entkleiden wollte, da „fing ſie wieder heftig an zu beben, kämpfte „vergebens mit ſich ſelbſt, ein Thränenſtrom „brach plötzlich aus ihren Augen, ſie warf ſich „zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, „und rief mit einem Tone, der mir nie aus „der Seele kommen wird: Verzeihen Sie

„mir! — entlaſſen Sie mich! mein „Blut konnte ich für meinen Vater „opfern; meine Schamhaftigkeit zu „überwinden, ſteht nicht in meiner „Macht!" — (Ludwigs Bruſt erleichterte ſich durch einen tiefen Seufzer.)

„Das Mädchen," fuhr Payou fort, „rührte mich unausſprechlich. Ich hob ſie „auf, ließ ſie wieder auf den Sofa ſitzen, und „bat ſie herzlich, mir ihre Geſchichte mitzutheilen. Sie that es. O mein junger Freund! „wo nehme ich Worte her, Ihnen zu erzählen —"

„Iſt nicht vonnöthen," unterbrach ihn Ludwig, „denn ich weiß ſchon Alles." Nun ließ er ſein Herz ausſtrömen, die Worte jagten und verſchlangen einander. Payou hatte Mühe, die eigentliche Erzählung aus allen den Exclamationen heraus zu finden. Am deutlichſten vernahm er die Bitte — denn Ludwig wiederholte ſie wohl zwanzigmal — daß er auf der Stelle hinüber gehen und für ſeinen Schüler um die Hand des ſchönen Mädchens werben ſolle.

„Sie wiſſen ja noch nicht einmal,“ ſagte der Alte lächelnd, „ob es Ihre Nina iſt?“

„Meynen Sie,“ erwiederte Ludwig ſehr ernſt, „es könne noch eine zweyte Nina in der „Welt geben?“ —

Gegen dieſes Argument eines Verliebten konnte Payon nichts mehr einwenden. Auf der Stelle ging er nun zwar nicht, er verſchob es bis zum andern Morgen, den Ungeduldigen verſichernd, daß er vor der Hand allen Bedürfniſſen des Kranken abgeholfen habe. Dann mußte Ludwig ihm ſeine ganze Lage in Deutſchland gewiſſenhaft ſchildern, mußte ihm durch Schwüre und Thränen überzeugen, daß keine vorübergehende Aufwallung ihm Nina's Beſitz als das höchſte Glück vorſpiegelte, mußte ſich ſogar, zu ſeinem innigſten Verdruſſe, noch eine Nacht Bedenkzeit nehmen, und erſt am andern Morgen, als Ludwig ſchon vor Tages Anbruch wieder an Payon's Thüre klopfte, holte dieſer ſeine wohl friſirte Perücke hervor, zog den braunen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen an, nahm ſein langes ſpaniſches Rohr in die Hand, ſeinen Hut unter den Arm und ging zum kranken Nachbar.

Mit welchen großen Schritten der junge Künſtler nunmehr das Zimmer maß, mit welchem Herzbeben er jeden Tritt auf der Treppe vernahm, mit welcher Ungeduld ſeine Blicke zwiſchen Payon's Wanduhr und ſeiner eigenen Taſchenuhr hin und her wandelten, ohne daß ihm auch nur ein einzigesmal der Mutter Sprüchlein in den Sinn gekommen wäre: „mein Söhnlein verplempere dich nicht“ — Alles das begreift jeder Leſer, denn jeder Leſer iſt doch wenigſtens Einmal in ſeinem Leben verliebt geweſen. Nach peinlichen zwey Stunden holte Payon ihn ab, weil der Alte ihn kennen lernen und Nina ihn ſehen wollte. Als Ludwig in die kleine dunkle Stube trat, hatte er nicht viel mehr Athem, als eine Maus unter der Luftpumpe, ſchöpfte aber deſſen bald wiederum ein wenig, da, zu ſeiner großen Erleichterung und zu ſeinem großen Verdruſſe, das ſchöne Mädchen nicht gegenwärtig war. Eine holde Schaam hatte ſie hinaus in die Kammer getrieben; es will aber verlauten, ſie habe, zum Erſtenmal in ihrem Leben, durch das Schlüſſelloch geguckt. Des Jünglings Beſcheidenheit und Herzlichkeit gewannen den Vater bald. Daß er ihn ſchon einmal in jener kleinen Provinzialſtadt geſehen und geſprochen, deſſen erinnerte er ſich nicht, wohl aber erkannte Nina auf den erſten Blick den ſchönen jungen Mann, der ſie als Wäſcherin aus den Armen eines Wollüſtlings befreyt und in der Vorhalle des Muſeum Napoleon ihr ein Goldſtück aufgedrungen hatte. Nach dieſer Entdeckung ge-

gerte ſie nicht, auf des Vaters Rufen zu erſcheinen, mit einer von der Morgenröthe geborgten Glut auf den Wangen.

Ludwig ſtammelte einige Worte, Nina ſtammelte einige Sylben; er faßte ihre Hand und ſah ſie ſchmachtend an, ſie ließ ihm die Hand und blickte ſchmachtend vor ſich nieder, während die beyden Alten das Nöthige verhandelten. Payou ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten; der Engländer durfte freylich nicht dazu geladen werden, aber er ließ es ſich nicht nehmen, die Braut insgeheim auszuſteuern.

Das junge glückliche Paar blieb in Paris, ſo lange Nina's wieder jung gewordene Vater lebte, und, als ihn endlich der Tod den Armen ſeiner Kinder und Enkel entriß, da folgte die liebliche Frau dem zum Meiſter gereiſten Gatten in ſein Vaterland, wo der Advocat Spinne die reizende Schwiegertochter ſchmunzelnd em pfing, und Madam Spinne, durch Nina's Anblick entwaffnet, zum letztenmale, freundlich den Kopf wiegend, ſprach: „Ey, ey, mein „Söhnlein, haſt du dich doch ver„plempert?“

Das Völkerrecht.

Bey Gelegenheit der engliſchen Vertheidigung der, gegen Coppenhagen verübten, Greuelthat, macht der Moniteur eine Bemerkung, die ſo ſchön iſt, daß ſie in Erz und Marmor gegraben zu werden verdiente. „Wie kann man, ſagt „er, ſo alle Kenntniß von Recht und Un„recht vertilgen, und keck ſolche, alle Civili„ſation untergrabende, Grundſätze ſtatt der „ewigen Grundfeſte des Völker-

„*rechts* aufſtellen? Alles was der engliſchen Regierung *vortheilhaft* iſt, wird in ihren Augen *gerecht* und *billig*. Die ungeſchickten Verfaſſer (der Vertheidigung) vermuthen gar nicht, daß man noch in Zweifel ziehen könne, ob das, was *ungerecht* iſt, einer Nation je *nützlich* ſeyn könne? und ſind hierinnen ſehr von den Athenern und dem Ariſtides verſchieden.“

Welche Freude für jeden Recht liebenden Mann, ſolche Grundſätze durch den Moniteur proclamiren zu hören! — Vergebens wollen boshafte Engländer das Schwerdt umkehren, indem ſie hämiſch fragen: ob die Eroberung von Spanien ein Beweis der Achtung für das Völkerrecht? und ob der Raub einiger Kriegsſchiffe ſchlimmer ſey, als die Unterjochung einer ganzen Nation? — Vergebens behauptet ein *Cevallos*: die Dynaſtie der Bourbons habe nur gezwungen dem ſpaniſchen Throne entſagt, und liefert, um es zu beweiſen, *Actenſtücke* die — er auch wohl ſelbſt geſchmiedet haben kann. — Vergebens ſtellt er den ſpitzfündigen Satz auf: geſetzt auch, jene Entſagung ſey freywillig geſchehen, ſo komme es doch nur der ſpaniſchen Nation zu, einen neuen König zu wählen, und das eben ſey das Völkerrecht — alle jene Kunſtgriffe ſchwinden vor jenem einzigen Paragraphen aus dem Moniteur, der fürwahr nicht würde geſchrieben worden ſeyn, wenn Napoleon der Große die ewige Grundfeſte des Völkerrechts nicht heiliger reſpectirte, als die Engländer, und wenn er nicht überzeugt wäre, daß das, was ungerecht iſt, auch weder ihm noch den Franzoſen nützlich ſeyn könne.

Freylich liegt noch ein dichter Schleyer über jener großen Begebenheit, die manche Klüglinge ſo klar zu ſehen glauben; aber die Nachwelt wird ihn aufheben, und — ſchaudernd vor Bewunderung — ſich dankbar des Moniteurs erinnern, der das Völkerrecht ſo kräftig in

Schutz nahm. — Heiliger Ariſtides! bitte für uns!

Deutſche und franzöſiſche Trauerſpiele.

Unter dieſem Titel hat Boufflers kürzlich einen Aufſatz drucken laſſen, der — als die Anſicht eines geſcheiten Franzoſen von unſrer tragiſchen Bühne — zwar eben nicht belehren, aber doch unterhalten wird. Wir haben (ſo hebt er an) auf unſerm Theater Ueberſetzungen deutſcher Stücke geſehen, und ſehen deren noch oft; ja, wir klatſchen ihnen ſogar bisweilen Beyfall zu, und laſſen ihren Verfaſſern gern volle Gerechtigkeit wiederfahren, ſelbſt dann, wenn wir zu zweifeln befugt ſind, daß Dieſer oder Jener unter ihnen gegen uns ein Gleiches beobachten würde.

(Woher dieſer Zweifel? Mich dünkt, die deutſchen Schriftſteller, und gerade die Vornehmſten unter ihnen, haben oft genug bewieſen, daß ſie die guten Werke der Franzoſen ſchätzen, und nicht ſelten ſogar überſchätzen. Göthe und Schiller haben Ueberſetzungen geliefert.)

Dieſe Stücke (ſo fährt Boufflers fort) ſind freylich ſelten treu überſetzt — (leider!) ſelten vollſtändig — (man denke nur an den Walſtein des Herrn Benjamin Conſtant) — und die Veränderungen, um nicht zu ſagen Verbeſſerungen (?), welche unſere Ueberſetzer ſich verbunden glauben, mit den Originalen vorzunehmen, beweiſen eine gewiſſermaßen unermeßliche Verſchiedenheit des Geſchmacks und des Genies der beyden Nationen.

(Der Geſchmack iſt freylich ſehr verſchieden, und kann es auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſeyn, ohne daß eine der beyden Nationen dabey verliert; das Genie hingegen kann wohl in verſchiedenen Formen ſich ausprägen, aber im Grunde darf es doch nicht verſchieden ſeyn, am wenigſten unermeßlich, ſonſt iſt Eins von beyden gewiß nicht das wahre, denn es giebt nur Ein wahres.)

Dieſe Verſchiedenheit, welche jeder Theil als einen Vortheil darſtellen mögte, iſt unabhängig von dem mehrern oder mindern Einſichten, (lumières) denn dieſe ſcheinen von beyden Theilen ſo ziemlich gleich zu ſeyn, und ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt von Unwiſſenheit nur ſo viel übrig geblieben, als einem Jeden gefällt. (que ce qui en plait à chacun.)

(Was will Boufflers damit ſagen? Die Unwiſſenheit gefällt nie, ſobald ſie als ſolche erkannt wird.)

Die Ungleichheit zwiſchen den beyderſeitigen Talenten, die man etwa annehmen wollte, kann auf den hier verhandelten Gegenſtand eben ſo wenig Einfluß haben; denn ſie exiſtirt nur zwiſchen einzelnen Menſchen, nicht aber zwiſchen Völkern und den Ländern, die auf einer gleichen Stufe der Cultur ſtehen. Die Auserwählten von 25 Millionen Menſchen müſſen nothwendig den Auserwählten von andern 25 Millionen die Wage halten. Die Verſchiedenheit der Sprachen ſcheint auf den erſten Anblick viel Einfluß zu haben, und in dieſer Hinſicht würde die Wage ſich auf die deutſche Seite neigen, denn die deutſche Sprache — wenn wir denen glauben dürfen, welche ſie gründlich ſtudiert haben, beſitzt große, von unſern Schriftſtellern zu benutzende Vorzüge; ſie iſt reich, und hat, wie alle Reiche, Mittel genug, um täglich noch reicher zu werden. Sie iſt kräftig, ausdrucksvoll, mahleriſch, abwechſelnd in ihren Tönen und Biegungen, empfänglich für verſchiedene Harmonieen, ſie kann eben ſowohl die höchſte Leidenſchaft als das ſanfteſte Gefühl, eben ſowohl die erhabenſte Idee als den feinſten Gedanken darſtellen. Unſer armes Franzöſiſch beſitzt nur einen kleinen Theil dieſer Vorzüge, hat weder Muſik noch Farbe, und begnügt ſich damit, gewiſſermaßen durchſichtig für den Gedanken zu ſeyn: (d'être transparent pour la pensée.)

(Wenn Boufflers unter dieſem transparent weiter nichts als die Klarheit verſteht, ſo ſteht die deutſche Sprache auch hierin gewiß der franzöſiſchen nicht nach; aber die Deutſchen machen ſich leider eine Ehre daraus, dieſe Klarheit zu verbergen; ſie meynen, ſowohl die Dichter als die Philoſophen, das wahrhaft Schöne oder tief Gedachte, dürfe nicht gleich empfunden oder verſtanden werden, ſondern man müſſe ſich erſt den Kopf ein wenig darüber zerbrechen, dann ſey es das rechte. Sie merzen gute, ehrliche und klare deutſche Worte aus, und bedienen ſich fremder, die wahrlich nicht transparent ſind, un die ſie zu Modeausdrücken erheben. Ich will hier nur an das verdammte Wort Tendenz erinnern, welches jetzt ſo allgemein ſpuckt, daß man ſich deſſen kaum erwehren kann, und daß ich es ſogar in Vater Wielands neueſten Schriften gefunden habe, obgleich die untadelhaften Worte: Zweck, Abſicht, Hinneigung u. ſ. w. gar nicht begreifen können, warum ſie wegen der Tendenz ſo ungerechterweiſe zurückgeſetzt werden! — ich finde ſogar in Wielands Cicero Ambition ſtatt Ehrgeiz, ambiren ſtatt trachten oder ſtreben; wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſteht vom dürren zu erwarten! — Es iſt uns in dieſen neueſten, mit jedem Fluche belegten Zeiten, ſo wenig Nationales übrig geblieben, daß wir wenigſtens unſere Sprache rein erhalten ſollten, ſo lange es der Sieger erlaubt.)

Nicht immer hängt von der Zahl der Saiten, noch von der Stärke des Tons der Wohlklang des Inſtruments ab, (ſo fährt Boufflevé fait, um ſeine Landsleute wegen des geringern Werthes ihrer Sprache zu tröſten.) und es giebt wenig große Fortepiano's, die ſo viel Vergnügen gewährten, als die Guitarre von Caſtro.

(Ich habe nicht die Ehre die Guitarre von Caſtro zu kennen; ich weiß aber, daß eine Guitarre, ſie führe welchen Namen ſie wolle, nie den Vergleich mit einem Fortepiano auszuhalten im Stande iſt. Das Gleichniß ſcheint mir alſo für den Zweck des Verfaſſers (oder ſeine Tendenz) ſehr unglücklich gewählt, übrigens aber ſehr paſſend, denn in der That verhält ſich die franzöſiſche Sprache gegen die deutſche wie eine Guitarre zu einem Fortepiano.)

Woher denn alſo bey den Deutſchen dieſer ſtets erkennbare Character? dieſer Stempel, dieſes Petſchaft mit ihrem Nahmenszuge, den ſie, ohne es zu wiſſen, ihrer ganzen Litteratur aufdrücken? — Wir ſind verſucht zu glauben, daß er von ihren alten deutſchen Sitten und Gewohnheiten abhängig iſt; von der tiefen Ehrfurcht ihrer Schriftgelehrten für Alles, was jene unterſcheidende Form beſtimmt, deren Wechſel ſie fürchten; von ihrem löblichen Bedürfniſſe, ihren Landesleuten mehr zu gefallen, als allen übrigen Menſchen. Es iſt alſo eine Huldigung, die ſie ſich wechſelſeitig zukommen laſſen, indem das Talent der Schriftſteller ſich dem Geſchmacke der Leſer, welcher er auch ſeyn möge, anſchmiegt; und daher entſpringt in ihren meiſten Werken dieſer Geſchmack des Grund und Bodens (goût de terroir) der nicht immer der Geſchmack der übrigen Welt iſt.

(Dieſe Anſicht ſcheint mir ſehr irrig. Kein Schriftſteller von einigem Genie wird jemals mit dem Gedanken ſich an den Schreibtiſch ſetzen, daß er ſich in den Geſchmack des Publikums fügen wolle; er wird ſich vielmehr beſtreben, daß ſein Geſchmack der Geſchmack des Publikums werde, und — wenn er wirklich ein Genie iſt — ſo wird das auch geſchehen. Ich weiß zwar wohl, daß, ſo oft man etwa einen beliebten Schriftſteller weh thun will, zu ſagen pflegt, er bemühe ſich nur dem großen Haufen zu gefallen; das beweiſt aber weiter nichts, als daß er transparent ſchrieb und die Kraft des Genies beſaß, ſeinen eigenen Geſchmack auszubreiten, eine Kraft, die gewöhnlich ſeinen Tadlern abgeht, wofür ſie ſich denn durch tauſendmal wiederholte Bitterkeiten gegen ihn und das Publikum tröſten. — Nein, es iſt in der That ſehr ſeltſam, daß Boufflers den eigenthümlichen Character unſerer Litteratur in unſerer Ehrfurcht vor die alten Sitten und Gewohnheiten ſieht, da wir doch von zehn Jahren zu zehn Jahren nicht allein dieſe, ſondern auch unſere Philoſophie, Dichtkunſt und ſogar unſere Moral zu wechſeln pflegen.)

Es iſt möglich, daß auch die deutſche Sprache, die faſt allen denen unbekannt bleibt, welche ſie nicht von ihren Ammen gelernt haben, und die bey groſſem Reichthume doch ein ganz eigenes Genie beſitzt, es iſt möglich ſage ich, daß dieſe Sprache auch einigen (?) Einfluß auf die Gattung der deutſchen Producte hat: Worte ſollten nur Ausdruck unſerer Ideen ſeyn, aber oft ſind ſie auch die Formen, in welche die Ideen gegoſſen werden, und daraus müſſen um ſo mehr Eigenthümlichkeiten entſtehen, je weniger Verwandtſchaft und Gemeinſchaft eine Sprache mit denen der übrigen Welt hat. Nun wird aber die deutſche Sprache blos in Deutſchland geſprochen — (nicht auch in Curland, Liefland, Eſthland? in Böhmen und Ungarn? in Dännemark? in Nordamerika? u. ſ. w.) — und auch da noch theilt ſie ſich in eine Menge Dialecte, die durchaus verſchieden unter einander ſind — (daſſelbe gilt auch von der franzöſiſchen Sprache) — und deren Viele ſich den Vorzug unter einander ſtreitig machen — (wir haben nur Eine Bücherſprache) — es giebt auch Gegenden, wo ſie auf immer auszuwandern anfängt —

(Leider! es ſind die von den Franzoſen eroberten Gegenden!) — ferner finden ſich in dieſem großen Lande überall Menſchenklaſſen, und zwar ſehr ausgezeichnete, die ihre Sprache zu vernachläſſigen affectiren, und die es weit vornehmer finden, unbekannt mit ihr zu bleiben. (Ach leider! leider! es ſind unſere Fürſten und Großen! die jetzt für dieſe Verkehrtheit ſtrenge büßen; denn — es möge paradox klingen, aber es ließe ſich wohl erweiſen: — hätten ſie immer deutſch geredet, ſo hätten ſie auch deutſch gedacht, und wären nie in fremde Sklaverey gefallen.)

Hiedurch iſt bey denjenigen, die ihrer Sprache treu geblieben, die Anhänglichkeit an dieſelbe und an die National-Formen feſter und ausgezeichneter geworden. Es ſind gleichſam Prieſter einer unterdrückten Secte, die wo möglich ihre Aufmerkſamkeit und Pünctlichkeit in Beobachtung ihrer Ceremonieen verdoppeln; und wäre es denn zu verwundern, wenn dieſe warmen Eiferer bisweilen ihre edle Hingebung bis zum Fanatismus hinauf ſchraubten, und ſo den Verfechtern eines andern Glaubens, einen Theil der Spöttereyen und Ungerechtigkeiten zurück gäben, deren Zielſcheibe ſie waren? Hier darf man wohl ausrufen: Je ne décide point entre Genève et Rome.

Indeſſen, da ſolcher Wetteifer mehr ein Spiel als ein Kampf iſt, ſo darf man nach Belieben zu dieſer oder jener Parthey ſich ſchlagen, oder auch gar keine ergreifen; Alles hören, ſammeln, abwägen, und die gefährliche Ehre zu entſcheiden Andern überlaſſen, welche den Trieb dazu verſpüren.

Die Deutſchen ſind ſeit Jahrhunderten (?) im Beſitz eines National-Theaters; aber, gleich den Griechen, haben ſie lange Zeit nur ein komiſches Theater gehabt, um die unwiſſendſte Klaſſe zu unterhalten, und jenes gute Völkchen zu ergötzen, welches, zu ſeiner Ergötzlichkeit, ſtarker Reize bedarf.

(Ich wünſchte, Boufflers hätte uns das, ſeit Jahrhunderten beſtehende, deutſche Nationaltheater etwas näher kennen gelehrt. Hat er vielleicht die Schauſpiele der Nonne Roswitha gemeynt? die im 10ten Jahrhunderte ſechs chriſtliche Comödieen nach dem Muſter des Terenz ſchrieb, und durch ihre elenden Producte dieſen Heyden für die chriſtliche Jugend entbehrlich machen wollte? — aber ſie ſchrieb lateiniſch. Von ihr bis zu Opitz, Gryphius und Lohenſtein iſt mir von einem deutſchen Nationaltheater nichts bekannt; man gab bloß geiſtliche Farcen.)

Auf dieſem Theater, welches im Grunde nur eine Nachbildung oder eine Karrikatur des alten italiäniſchen Theaters war, trug jeder Schauſpieler den Namen ſeines Rollenfachs und das Kleid deſſelben, er mußte auch mit dem Geiſte dieſes Rollenfachs vertraut ſeyn, und das Vergnügen der Zuſchauer eben ſo wohl durch ſeine Einbildungskraft, als durch ſei-

Gedächtniß befördern. Ein ſolcher Schauſpieler und halber Verfaſſer, war folglich ſehr geübt in allen Lazzis und allen Grimaſſen, die ſeiner Rolle zukamen, und verſorgte ſich im voraus mit einer Menge von ſogenannten witzigen Einfällen, die freylich nicht zart, aber den Umſtänden angemeſſen, und mit Sicherheit darauf berechnet waren, auf eine durch Arbeit oder Langeweile erſchöpfte Verſammlung zu wirken, einen Haufen guter, ehrlicher Leute, die, wenn ſie gearbeitet, gegähnt, getrunken und Toback geraucht hatten, doch vor Schlafengehen noch ein wenig lachen wollten.

(Boufflers macht die Deutſchen hier ein wenig zu früh zu Tobacksſchmauchern.)

Jenes Deutſchland iſt nicht mehr. — (Leider exiſtirt Deutſchland überhaupt nicht mehr!) — Das Licht der Wiſſenſchaften und des Geiſtes hat dort glänzender als ſonſt irgendwo geleuchtet. So bald die Nation anfing ſich aufzuklären, erröthete ſie über das, was ſie zuvor ergötzte, und ſie verſtieß ihre *Hanswürſte* und *Lipperle's* — (der Verfaſſer ſchreibt *Lypperley*) — ſo wie man die Kinderpuppen wegwirft. Das alte Theater fiel bald überall in Trümmern, und Ueberſetzungen der beſten, ausländiſchen, dramatiſchen Schriftſteller traten an die Stelle jener erbärmlichen und groben Hanswurſtiaden. Der Zeitraum von einer oder zwey Generationen iſt hinreichend geweſen, um dieſe große Verwandlung hervorzubringen, und — was merkwürdig iſt — die *komiſche* Gattung iſt den Deutſchen am wenigſten gelungen. — (Das Letztere gilt, wie mich dünkt, von allen Völkern; denn es iſt durchaus weit ſchwerer ein gutes Luſtſpiel, als ein gutes Trauerſpiel zu ſchreiben. Warum? dieſe Unterſuchung würde hier zu weit führen.) — Von einer, unſern guten Nachbarn eigenthümlichen Neigung getrieben, haben ſie das Rührende dem Ergötzlichen vorgezogen; und wenn vormals die Väter bloß ins Schauſpielhaus gingen, um zu lachen, ſo gehen jetzt die Söhne dahin um zu weinen.

(Hierin mögte Boufflers ſehr unrecht haben. Der bey weitem größere Theil des Publikums zieht die Luſtſpiele den Trauerſpielen vor, beſonders jetzt, da es außer dem Theater genug zu weinen giebt über das abſcheulichſte Trauerſpiel, welches ſeit Thamas Kuli Chan aufgeführt worden, und worin jeder Europäer, ohne Ausnahme, wider ſeinen Willen eine Rolle ſpielen, oder wenigſten leiden muß, daß mit ihm geſpielt werde.) *)

Die Ueberſetzung der wenigen Dramen, die wir (nemlich die Franzoſen) zu dieſer Zeit hatten, verbunden mit der Hervorbringung vieler neuer, bereitete die deutſche Bühne ganz natürlich auf die Einführung des Trauerſpiels vor. — (Um Verzeihung, wir beſaßen weit

---

*) Notabene: Die Engländer ſind ja bekanntlich an Allem ſchuld.

eher Trauerſpiele als Dramen.) — Es wurde mit Entzücken aufgenommen, und die ganze Nation, die jederzeit mit erhabenem Sinne, Tugend, Kraft — (wollte Gott!) und mit der Neigung für das Grandioſo begabt war, ſäumte nicht zu beweiſen, daß die edelſten Vergnügungen ihr auch die angemeſſenſten wären.

(Das Wort **grandios** iſt ein neuer Kunſtausdruck in der franzöſiſchen Aeſthetik. Die Franzoſen bringen es jetzt eben ſo oft vor, als wir unſere **Tendenz**. Es ſoll ſo viel heißen als **erhaben, im großen Styl.**) —

Ueberſetzungen, Nachahmungen genügten bald nicht mehr. Nur Schüler überſetzen und ahmen nach, nicht Meiſter. (Warum nicht? Göthe und Schiller haben überſetzt, und eigentlich ſollten nur Meiſter überſetzen.) —

Warum ſollte der Reiche noch leihen? warum ſich fremder Induſtrie bedienen, wenn er den erſten Stoff ſelbſt beſitzt? — Das weckte die deutſchen Muſen. Man glaubte zu fühlen, daß man gegen die Meiſter der Kunſt als Nebenbuhler auftreten könne, und man trat in die Schranken; man meynte wohl auch ſchaffen zu können, und man ſchuf.

Ehre gebührt jedem Schöpfer! und unter dieſem Geſichtspuncte hat das deutſche Theater uns auffallend bewieſen, daß den Talenten und ſelbſt den Genies, welche es mit ihren Meiſterwerken bereichert haben, nichts unerreichbar blieb. Iſt man nur einigermaßen in die Schönheiten der Sprache und des Styls eingeweyht, ſo findet man Verwickelungen, Charactere, Leidenſchaften, Situationen, Gemählde, Gedanken und eine Poeſie, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, ausgenommen etwa die Beobachtung der, von faſt allen unterrichteten Menſchen aller Zeitalter einſtimmig angenommenen Regeln, welche ſich zum Trauerſpiel verhalten, wie die unter den Mahlern eingeführten Verhältniſſe und Maaße zu der Wirkung ihrer Gemählde. — (Dies Gleichniß ſcheint ſehr unpaſſend.) —

So wären wir denn endlich auf weiten Umwegen bis zu dem Puncte gekommen, von dem wir ausgehen wollten. Die Deutſchen beſitzen ein Theater, ein Luſtſpiel, ein Trauerſpiel; ſie ſind zufrieden mit ihrem Trauerſpiele; ſie ſind ſogar zufriedner damit, als mit dem unſrigen. Das iſt fürwahr viel; und ihre Zufriedenheit iſt ſo groß, daß, wenn wir einigen ihrer beſten Kritiker glauben wollen, wir wohl thun würden, uns von Corneille, Racine und Voltaire los zu ſagen, und dagegen ihren Meiſtern zu folgen. Gewiß, wir ehren dieſe ihre Meiſter; allein ſie ſelbſt folgen der Fahne Shakeſpears, der ſo ſchwer zu erreichen iſt, und mit dem man ſo leicht ſich verirren kann. Folglich wäre der neue Kampf zwiſchen dem franzöſiſchen und deutſchen Theater, eigentlich nur eine Fortſetzung, oder eine Wiederaufwärmung der ewigen Nebenbuhlerſchaft, deren ſich England gegen Frankreich berühmt. Nicht genug, daß die Flotten, wie Virgil ſagt, die Ufer, die Heere einander entgegen ſtehn; nicht genug, daß die letzten Enkel mit den letzten Enkeln kämpfen, pugnant ipſique nepotes; es ſollte auch noch, was Virgil nicht vorher geſehen hatte, ein Theater dem andern, ein Dichter dem andern entgegen geſtellt werden.

Der Hauptſtreit betrifft die Regel der drey Einheiten, gegen welche die Deutſchen ſich empören, und die ſie als ein tyranniſches Geſetz betrachten, welches bloß erfunden ſey, um den Flug des Genies zu hemmen, und, unter dem Vorwande, das Genie zu ordnen, ihm die Flügel zu beſchneiden.

Es giebt einen Punct, über den die ganze Welt einig iſt, und den man als die erſte Regel für alle Theater betrachten kann, nemlich den: man muß gefallen. — (Guter

Boufflers! wie ſehr irreſt du, wenn du glaubſt, Jedermann ſey einig über dieſen Punct. Unſere deutſchen Theaterkritiker behaupten gerade das Gegentheil, oder geben es wenigſtens ſehr oft zu verſtehen. Ein gutes Stück muß dem Publikum nicht gefallen, denn das Publikum iſt nicht à la hauteur des froſtigen Dichters und des gelbſüchtigen Kritikers. Ein gefallendes Stück wird gewöhnlich in allen Zeitungen als ein ſchlechtes Stück bezeichnet, das den erhaltenen Beyfall bloß einigen Theatercoups, einigen witzigen Einfällen, und vor allen Dingen der Kunſt der Schauſpieler zu verdanken hat. Wehe dem Dichter, der etwa auftreten und ſagen kann: „ich gefalle — „und gefiel ſchon damals, als du Kritikus gebohren wurdeſt.“ — Für dieſe Herren iſt das nur ein Beweis, daß das Publikum zwanzig Jahre hintereinander blind geweſen iſt, und ſie fühlen ſich berufen, ihm rüſtig den Staar zu ſtechen. Ueber jenen Punct alſo mag die ganze Welt einig ſeyn, nur Deutſchland muß man ausnehmen, und jene **erſte** Regel mag für alle Theater gelten, nur für die Deutſchen gilt ſie nicht.) —

Es giebt zwey Arten zu gefallen: man **ergötzt**, oder man **intereſſirt**. Die Tragödie beſtrebt ſich bloß das letztere zu thun, und dem Dichter, der am meiſten zu intereſſiren weiß, wird die Palme gereicht. Die Denker unterſcheiden mehrere Gattungen von Intereſſe: Mitleid, Bewunderung, Schrecken. Mitleid entſteht in uns bey Betrachtung des Unglücks; Bewunderung durch Heldenmuth; Schrecken durch Verbrechen oder die Geißel des Schickſals. Auch hierüber ſind alle Stimmen einig. Wir müſſen uns alſo nur noch über die Art und Weiſe, dieſen Zweck zu erreichen, oder wenigſtens ihm ſo nahe als möglich zu kommen, mit einander verſtehen.

Ein Trauerſpiel iſt die Darſtellung einer heroiſchen Handlung — (dieſe Definition laſſen die Deutſchen nicht gelten: ein Trauerſpiel iſt ein Launenſpiel des Fatums) — es beginnt mit einer Expoſition, ſonſt würde man nicht wiſſen, wovon die Rede ſey; durch die Expoſition lernt der Zuſchauer alle die Perſonen kennen, welche in die Handlung verwickelt werden ſollen; ſie werden ihm vorgeführt, oder es wird von ihnen erzählt; er durchſchaut ihren Zweck, erfährt, welches verſchiedene Intereſſe ſie veruneinigt, welche Leidenſchaft ſie beſeelt, und ſo ſchlägt er ſich im Voraus zu einer oder der andern Parthey. Dann werden ihm die eintretenden Hinderniſſe gezeigt, und auf welche Weiſe die kämpfenden Partheyen einander zu ſchaden ſuchen; dieſe Verlegenheiten müſſen von Augenblick zu Augenblicke wachſen, und mit ihnen die unruhige Neubegier der Zuſchauer: gewöhnlich erfolgt dann eine Veränderung der Lage, und die Hoffnung trit auf einen Augenblick an die Stelle der Furcht, oder umgekehrt; endlich kommt die Entwickelung, und, damit das Intereſſe nicht vermindert werde: ſo muß dieſe entweder ganz unerwartet ſeyn, oder doch durch ein Mittel bewirkt werden, welches Niemand vorausgeſehen hatte. Es giebt kein Theater auf der Welt, und wär' es bey den Hottentotten, wo der Dichter nicht alles dies beobachtete, ſo gut er vermag. Warum? weil es der nothwendige Gang aller Handlungen und Begebenheiten des menſchlichen Lebens iſt, welchen ſich Schwierigkeiten entgegen ſtellen, und weil, wenn ſie deren nicht fänden, ſie auch nicht verdienten, Aufmerkſamkeit zu erregen.

Woher denn nun aber der Zwiſt, der zwiſchen beyden Melpomenen obwaltet? Daher, daß man von der Einen Seite die Regeln der drey Einheiten befolgen will, die man als eine ſehr weiſe Uebereinkunft betrachtet, welche zwar das Vorſchreiten verſtatten, aber das Verirren hindert; während man von der andern Seite behauptet, das Genie kenne nur ſeine eigenen Geſetze, und weder die von den Alten erfundenen Regeln, noch die von den Neuern aufgeſtellten Beyſpiele, dürften es beengen oder auch nur leiten; die Natur ſey das einzige Geſetz, dem es folgen, der einzige Geſetzgeber, den es hören müſſe; die Gängelbänder ziemten dem Beflügelten nicht. Alle dieſe Gründe ſind ohne Zweifel ſehr ſtark, aber — man leſe Schiller und man leſe Racine. — (Ja wohl, man leſe beyde. Uns Deutſchen kommt es ſo vor, als ob dieſe Probe nur zu unſerm Vortheile ausfallen könnte.) —

Man muß nie von der Natur abweichen, ſagen die Deutſchen. Die Franzoſen geben das zu; allein ſie fragen hier wiederum: ob man die Natur in allen ihren Einzelheiten zeigen müſſe? Jene wollen Alles darſtellen, was mit dem Gegenſtande verbunden iſt (tout ce qui tient au ſujet) dieſe nur Alles, was aus dem Gegenſtande entſpringt (tout ce qui nait du ſujet) — (Wortklauberey.)

Man ſieht gleichſam Mahler von verſchiedenen Schulen vor ſich, welche dieſelbe Gebenheit aus der Geſchichte darſtellen wollen; der Eine bildet ſich ein, je mehr Einzelheiten er der Natur gewiſſenhaft nachbilden werde, je mehr werde ſein Werk an Wahrheit und folglich auch an Vollkommenheit gewinnen; der Andere hingegen meynt, es komme nicht darauf an, dieſe oder jene Geſtalten ſich zum Muſter zu nehmen, ſondern eine Handlung zu mahlen, und er dürfe die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe durch nichts zerſtreuen; folglich werden ſeine Geſtalten keine Portraite ſeyn, ſondern einen Character, eine Leidenſchaft ausdrücken; ſie werden ſich in einer, dem Antheile, den ſie an der Handlung nehmen ſollen, gemäßen Lage befinden; kurz, der Mahler wird die Perſon zeigen, wie ſie ihm vorſchwebte (comme il le conçoit) und ſich mit den kleinlichen Details gar nicht abgeben, welche, nach ſeiner Meynung, blos dem Portraitmahler geziemen; und in der That, je mehr ſolche Einzelheiten jene liefert, je mehr leidet das Ganze darunter. Wollt ihr die Schmiede von Lemnos zeigen, ſo verbergt einen Theil der Cyclopen hinter den übrigen; denn man will nicht einen jeden Einzelnen, man will nur die Gruppe ſehen, weil ihre verſchiedenen Bewegungen, ihre contraſtirenden Stellungen, die Blaſebälge, die Zangen, die Hammer, Einſtimmigkeit und Thätigkeit der Arbeit verkünden. Hier tritt ungefähr der Unterſchied ein, zwiſchen dem der ganz in der Nähe, und dem der von oben herab ſieht. In der Nähe ſieht man freylich Alles, aber zu deutlich, (trop à loiſir) und das Ganze entgeht dem Auge; von oben herab ſieht man die Gruppe beſſer, man unterſcheidet aber nur die merkwürdigſten Gegenſtände und bekümmert ſich auch nicht um die Einzelheiten, welche die Entfernung dem Auge entzieht. Wir denken, wir Franzoſen nemlich, daß der Dichter ſich in demſelben Falle befindet, daß er von einem höhern Standpuncte herabſchauen, und den Zuſchauer auf dieſen ſeinen Standpunct hinauf ziehen müſſe.

(Alles das wird von Deutſchen keineswegs widerſprochen werden; aber Boufflers hätte uns Beyſpiele anführen ſollen, wo unſere guten Dichter bloß Portraite gemahlt hätten. Es giebt Einzelheiten, auch in hiſtoriſchen Gemählden, welche gar nicht außerordentlich ſind. Eine Einzelheit, z. B. die als Characterzug hervortritt, hört dadurch auf eine Einzelheit zu ſeyn und verbindet ſich innig mit dem Ganzen. Wenn Schillers Jungfrau ſich den Helm aufſetzt, oder wenn der Tyrann im Guſtav Waſa von den Speiſen, die man ihm bringt, zu koſten befiehlt, und dergl. m., ſo ſind das Pinſelſtriche, die den Character andeuten, und zur vollſtändigen Zeichnung deſſelben gehören. Eben das gilt von den Leidenſchaften. Die Einheit der Handlung beobachten gute deutſche Dichter eben ſo genau als die Franzoſen; aber es ſcheint nicht immer ſo, weil ſie manche kleine Nebenhandlungen, doch nur deswegen, anführen, um die Charactere und Leidenſchaften klar hervor treten zu laſſen. Wenn zum Beyſpiel der Prinz in Emilie Galotti dem Camillo Rota Audienz ertheilt, um ein Todesurtheil haſtig zu unterſchreiben, ſo iſt das ein detail, wie Boufflers es nennt, welches mit der Haupthandlung in keiner Verbindung ſteht, und in der That würde ein franzöſiſcher Dichter den Camillo Rota ganz weggelaſſen, und den Act mit einem prächtigen Monolog des Prinzen geſchloſſen haben, in welchem dieſer ſeine Leidenſchaft erzählt haben würde, da Leſſing hingegen die Heftigkeit derſelben durch eine Nebenhandlung verrathen ließ. Welches das Beſſere ſey? darüber herrſcht wohl unter Deutſchen nur Ein Glaube. Kurz, wir lieben die chineſiſchen Bilder ohne Hintergrund nicht, wo die Perſonen in der Luft ſtehn.) —

Die drey Einheiten, welche Ariſtoteles und Alle die nach ihm geſchrieben haben, ſo ſehr empfehlen, ſind offenbar unverträglich mit gehäuften details, und ſcheinen deswegen den deutſchen Tragikern eben ſo viele Steine des Anſtoßes, welche aus dem Wege zu räumen ſie für erlaubt halten, und man muß bekennen, daß, wenn wir auch unwiderſprechliche Autoritäten für uns haben, und Muſter, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, ſie hingegen Gründe für ſich anführen, welche wir, in der Theorie, nur ſchwach zu beantworten im Stande ſind.

Indeſſen werden ſie doch nicht wagen, die Fahne des Aufruhrs gegen Ariſtoteles ſo hoch zu erheben, daß ſie auch von der Einheit der Handlung, den wichtigſten unter den drey Einheiten, ſich loswickeln ſollten; aber ſie ſcheinen zu vergeſſen, daß die Alten dieſe Einheit, unter mehrern guten Gründen, auch darum feſtſetzten, damit die Handlung gedrängt ſeyn möchte, ad eventum feſtina. Hier iſt es, wo der Dichter ſowohl als der Mahler ſich erinnern muß, daß das Geheimniß der Wirkung großentheils in Aufopferungen beſteht. (Sehr wahr!) — Auf allen Theatern der Welt wird die Entwicklung ſtets die Neubegier des Zuſchauers beſonders reizen; je näher die Entwicklung rückt, je haſtiger muß er nach ihr verlangen; und in dem Maaſe, wie dieſes Verlangen heftiger wird, muß auch der Dichter eilen, ad eventum feſtina. Soll alſo der Gang des Stücks zögern, ſo muß das durch eintretende Hinderniſſe und nicht durch Nebendinge veranlaßt werden — (wer hat daran gezweifelt?) — ſonſt begeht der Dichter einen Fehler, und ſolche Fehler werden faſt immer hart gezüchtigt. Indem ich den deutſchen Schriftſtellern dieſe ängſtliche Beſorgniß vorwerfe, nichts hinter ſich zu laſſen, was ihnen, wenn nicht gerade nothwendig, doch von einiger Wichtigkeit ſcheint, ſo bekenne ich doch, daß oft große Schönheiten daraus entſprungen ſind; aber wenn man von einem dringenden Intereſſe bewegt und gequält wird, ſo iſt die Schönheit, welche uns auffält, keine Schönheit mehr für uns, und bliebe ſie es doch, ſo wäre das nur ein Beweis, daß das

Hauptintereſſe nicht lebhaft genug geweſen. — (Lauter Dinge, die kein Deutſcher widerſprechen, aber auch nicht zugeben wird, daß ſie auf ſeine guten Dichter anwendbar ſind.) —

Unterſuchen wir jetzt die beyden andern Einheiten. Hier mögte es ſcheinen, daß die Verfechter der dramatiſchen Freyheit mehr im Vortheil wären. Die Einbildungskraft, dieſe fruchtbare Mutter alles deſſen, was uns reizend erſcheint, dieſe flüchtige Bewohnerin aller Orte faſt zugleich, muß ſich, bey der Einheit des Orts, allerdings ſehr beengt fühlen. Statt ſich in jedem Augenblicke jedes Herumſchweifen zu erlauben, muß ſie gleichſam gefangen auf Einem Platze ſtehen, um von da aus Eine und dieſelbe Begebenheit ſich vorbereiten, nach und nach vorſchreiten, zurück weichen, wieder kommen und endigen zu ſehen. Könnte man dieſem ſtrengen Geſetze nicht das tägliche Beyſpiel unſerer lyriſchen Tragödien entgegen ſtellen, wo der Schauplatz ſich alle Augenblicke verändert, ohne daß irgend Jemand es anſtößig findet? So groß auch der Raum ſeyn möge, den man in einem Nu durchfliegen muß, die Einbildungskraft widerſtrebt nicht, die Unendlichkeit iſt für ſie nur Ein Schritt; ſo verſchieden auch die Geſtalten und Anſichten ſeyn mögen, ſie findet es nicht unmöglich, ja ſie weiß und thut mehr als alle Decorateurs; ſie billigt Alles, wenn ſie nur immer diejenigen Perſonen und Sachen wieder findet, mit denen ſie beſchäftigt iſt, wenn nur dieſelbe Handlung an den verſchiedenen Orten ſich fortſpinnt, und der Faden nicht zerreißt, weil er zu ausgedehnt war.

Aber was in der Oper ſich ſchickt, iſt unſchicklich in der Tragödie. — (Warum?) — Jene bedarf der Wunder — (warum?) — dieſe fürchtet alle Unwahrſcheinlichkeiten. — (Aber Boufflers hat ja ſchon zugegeben, daß die Einbildungskraft nichts Unwahrſcheinliches darin findet? oder dürfen wir die Einbildungskraft nur in die Oper mitbringen?) — Jene will vor allen Dingen nur den Sinnen und der Einbildungskraft gefallen, welche letztere gleichſam eine Strahlenbrechung der Sinne iſt (?) Dieſe hat zum Zweck den Geiſt zu intereſſiren, die Vernunft zu beſchäftigen, edle Bewegungen in der Seele zu erwecken, und nützliche, tiefe Eindrücke darin zurück zu laſſen.

(Daß beydes vereinbar ſey, haben Schiller und andere durch ihre Meiſterwerke bewieſen.) —

Um dieſen erhabenen Zweck zu erreichen, mußte man alle Mittel aufſuchen, um Zerſtreuungen zu vermeiden, und man muß geſtehen, daß der Anblick der unveränderten Umgebungen Vieles dazu beyträgt; dann ſammelt ſich der Geiſt, wie die Lichtſtrahlen in einem Brennglaſe. Es wäre alſo wohl möglich, daß dieſe, für die Dichter oft ſo drückende Einheit des Orts, von den Geſetzgebern der Bühne als ein Mittel betrachtet worden wäre, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu concentriren, eine ſehr weiſe Vorſicht ſchon an ſich, und beſonders für uns Franzoſen, die wir uns ſelbſt anklagen, flüchtiger zu ſeyn (plus légers) als die Deutſchen, und die wir dieſen Fehler mit den Atheniénſern gemein haben. —

(Zugeſtanden, daß die Einheit des Orts die Aufmerkſamkeit leichter feſſele, ſo kann die Verletzung deſſelben doch kein Fehler ſeyn, wenn der Dichter Kraft genug in ſich ſpürte, dieſes Nothbehelfs — wozu Boufflers ſelbſt durch ſeine Erklärung ſie macht — nicht zu bedürfen, und wenn er, wie Schiller, es wirklich beweiſt, daß er deſſelben entbehren konnte. Weſſen Aufmerkſamkeit erſchlafft wohl in der Jungfrau von Orleans?) —

Die Einheit der Zeit liefert der Vermittlung etwas Unbeſtimmteres, dem Streite mehr Unterworfenes und ſchwerer zu Entſcheidendes, als die Einheit des Orts. Die Einbildungskraft freylich kehrt ſich eben ſo wenig an die Grenzen der Zeit als an die des Raumes; denn die Dauer ſteht immer im Verhältniſſe mit dem Raume, alle ihre Phänomene ſcheinen ſich auf einander zu beziehen, und durch geheimnißvolle Geſetze mit einander verbunden zu ſeyn; Jedes iſt gewiſſermaßen der Anzeiger (l'indicateur) des Andern. Indeſſen kann man doch auf der Bühne eher vom Raume abſtrahiren als von der Zeit. Eine blitzſchnelle Verwandlung, die, ohne daß ich meinen Platz verlaſſe, mich vom Aequator zum Pole, von Mexico nach China verſetzt, ertrage ich leicht; aber man möge es anfangen, wie man wolle, nimmer werden meine Augen ſich daran gewöhnen, in derſelben Stunde einen Jüngling zum Manne reifen zu ſehen. Es war hier eine Uebereinkunft zu treffen, der Dichter bedurfte mehr Zeit, als der Zuſchauer verwilligt; allein, wo iſt die Grenze? — Iſt man darüber noch nicht einig, ſo ſollte man doch darüber einig werden, und da man, wie ich glaube, jetzt ſtreitſüchtiger geworden iſt, ſo würde vermuthlich der Zwiſt nie enden. Darum laßt uns den Alten danken, daß ſie uns die Verlegenheit erſpart haben, und laßt uns die Richtigkeit ihrer Anſichten nach den Meiſterwerken der Griechen und Römer beurtheilen. —

(Vor allen Dingen laßt uns über den Geſchmack nicht ſtreiten. Jede Nation hat den ihrigen und wird ihn behalten, trotz aller gräciſirenden Franzoſen oder Deutſchen. Bouſſlers hat nichts Neues geſagt, und es läßt ſich auch nichts Neues darauf antworten. Der Streit über die Einheiten wird noch oft erneuert, aber wohl nie beyden Partheyen genügend entſchieden werden. Wir haben die Einheiten ſo lange beobachtet, bis ein Genie unter uns aufſtand, welches durch eine, die Vortheile der Einheiten weit überwiegende Kraft ſie uns vergeſſen machte. Die Franzoſen werden ſie ſo lange beobachten, bis auch unter ihnen ein ſolches Genie auftreten wird.

Alte Urtheile über die Franzoſen.

Wie doch eine Nation ſich verändern kann! — man erſtaunt, wenn man lieſt, daß ihr eigener Landsmann, Commines, vor alten Zeiten ſie folgendermaßen beurtheilte:

„Sie werden nur zu Spiel und Poſſen erzogen. In Kleidung und Reden ſind ſie höchſt leichtſinnig, bekümmern ſich weder um ihre eigenen, noch um die Volksangelegenheiten, ſondern ſchieben Alles auf ihre Vertrauten. (in familiares omnia rejiciunt.) „Wenn auch dann und wann einmal Einer aus der Schlafſucht erwacht, ſo kommt er zu ſpät und die Gelegenheit iſt entſchlüpft.“ *)

---

*) Sic enim hodie complures inſtituuntur, quaſi ad ludum eſſent facti et jocum. In veſtitu et omni ſermone nihil moderate faciunt aut prudenter — de negotiis aut

Jetzt kann man den Franzoſen fürwahr nicht mehr vorwerfen, daß ſie zu ſpät kommen, obgleich Viele wünſchen, daß ſie ganz ausbleiben möchten. Uebrigens geſtand man ſchon in jenen Zeiten — es ſind nun 300 Jahre und drüber — ihnen den Vorzug einer feineren Ausbildung, einer höflichen Geſchmeidigkeit zu, verband aber gar gehäſſige Begriffe damit, die man zu Ludwigs XI. Zeiten aus ihren Unterhandlungen, Tractaten und ihrem ganzen Benehmen geſchöpft hatte. Ein engliſcher Geſandter auf dem Reichsconvente zu Coblenz 1492 drückte ſich darüber ſo aus: „Das ſchlechteſte Unterpfand, das ein Franzos in ſeinem Hauſe hat, iſt deſſen Treue und Glauben; was er verſpricht, ja was er beſchwört, geſchieht im-

---

ſuis aut populi non cognoſcant ipſi, verum in familiares omnia rejiciunt. — Si quis eſt aliquando, qui forte tanquam ex veterno expergefactus animum rebus gerendis adjiciat, hoc vero admodum fuit amiſſis propemodum occaſionibus.

„mer trüglich; er hält nur ſo viel davon, als „ihm beliebt, da doch ſelbſt Türken und Sa„racenen Treue und Glauben halten."

Freylich iſt das Urtheil eines Engländers, wenn es ſeine ewigen Feinde die Franzoſen betrifft, von keinem Gewichte; aber ſogar Kayſer Maximilian erlaubte ſich eine ähnliche Sprache in öffentlichen Manifeſten; zum Beyſpiel leſe man folgende bittere Naivetät: „Sie ſingen „höher dann genotiret, ſie leſen anderſt dann „geſchrieben, ſie reden und ſagen anderſt dann „ihnen im Herzen iſt." (Siehe Goldaſt Reichshandlungen T. II. p. 55.)

Alle dieſe Vorwürfe gelten heutiges Tages nicht mehr, da bekanntlich jetzt nichts zuverläßiger iſt, als das Wort eines Franzoſen.

Quodlibet.

Wie doch die Deutſchen ſich verändert haben! — noch im 15ten Jahrhunderte, als Kayſer Sigmund mit ſeinem Gefolge in Siena erſchien, ſagte eine gewiſſe Lucretia, vor deren Fenſtern er vorüberzog, und deren Worte Aeneas Sylvius uns aufbehalten: „Wo findet „man unter allen Volgken dergleichen Leute! „Sie haben noch alle cruſes Haar und „ſind mit uffrechten Achſeln grades „Libes;“ (jetzt gehn ſie verzweifelt gebückt und die Achſeln ſind nicht mehr uffrecht, weil ſie ſchwer zu tragen haben.) „Beſchaw „die Keyſerlichen geelgeferwten Haar. O

„was loblicher Angeſichten ſie haben! alle „Milchfarwe Halſe wohin ſie ſich keren. Was „ſtarker Bruſten! Das iſt ein ander „Geſchlecht der Menſchen, dann unſer Erbriche „tut geboren.“ — Auch von den Geſandten Kayſer Friedrich III., die nach Portugall geſchickt wurden, um die Prinzeſſin Eleonore zu werben, heißt es in dem ſogenannten weiſſen Kunig: „Dieſelbe Botſchaft hetten auch „ſchön gelbe Haar und von Art krauß, und „gingen mit ihrem Haupt aplegen bloß und „trugen Perlein widen, darob ſich das Volk „in bemeltem Kunigreich vaſt verwundert.“ Daß die krauſen gelben Haare unter den Deutſchen nicht mehr gefunden werden, hätte eben nicht viel zu bedeuten, wenn wir nur die ſtarken Bruſten noch hätten!

Wenn im Mittelalter irgend ein Eiſenfreſſer einen Krieg begann, mit deſſen Gerechtigkeit es übel ausſah, ſo pflegte er doch wenigſtens in den Fehdebrief zu ſetzen, daß er ſeine Ehre wollte bewahrt haben. Heutzutage hält man das für unnöthig; es werden die ſchändlichſten Kriege geführt und man nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ſeine Ehre dabey zu bewahren. Was ein gewiſſer Cuſanus, ein Schriftſteller des Mittelalters, lateiniſch ſchrieb, das muß man jetzt in allen Sprachen wiederholen: „Man trennt die Ehre „vom Rechte. Durch die Befehdung allein „glaubt man die Ehre zu retten, und hat man „dieſe dem Gegner angekündigt, ſo meynt man „auch ein Recht zu haben, Alles wegzunehmen, „was ihm gehört. — Ein Jeder läßt den Vogel ſchießen und übertritt die Geſetze ungeſtraft.“ — Dieſer Cuſanus hat ſchon das Gleichniß von den Spinnweben, in welchen nur die kleinen Fliegen ſich fangen; er nennt aber Heuſchrecken ſtatt der Fliegen, und behauptet, vormals hätten auch die wildeſten Eber ſich darin verwickelt. Ach! dieſes vormals war eine gute Zeit!

Die Schweizer haben den Ruf der Biederkeit und Treue nicht immer behauptet. Als Ludwig XII. und die Sforza's um Mayland ſich balgten, hatten die letztern 8000 Schweizer geworben, mit welchen ſie dem Erſtern die gemachten Eroberungen ſehr ſchnell wieder entriſſen. Aber Ludwig ſandte Hülfsvölker, unter denen ſich gleichfalls 10000 Schweizer befanden, deren Obriſter die Schweizer des Herzogs aufwiegelte, und ſie warnte, nicht gegen ihre Brüder zu fechten. Unglücklicherweiſe hatte Sforza ſich ſo ganz auf die bekannte Schweizertreue verlaſſen, daß er ſich ohne Bedenken in Novara mit ihnen einſchloß. Da kündigten ſie ihm förmlich den Sold auf, bedungen ſich freyen Abzug von den Franzoſen, und wollten den Verlaſſenen des Feindes Rache Preis geben. Kaum konnte er noch von ihnen erhalten, daß ſie ihn, als einen gemeinen Schweizer verkleidet, mit ſich ausziehen ließen. Aber auch dieſe demüthige Liſt rettete ihn nicht; ein Schweizer aus Uri verrieth ihn durch ein gegebenes Zeichen, man nahm ihn gefangen und ſchickte ihn nach Frankreich, wo er noch zehn Jahre lang bis an ſeinen Tod im engen Gefängniſſe ſchmachtete. Die Schweizer ließen zwar dem Verräther den Kopf abſchlagen; aber ſie vergaßen, daß ſie ſämmtlich Verräther waren, die gleichen Lohn verdienten. Ein Geſchichtſchreiber, Namens Pirkelheimer, ſagt, nicht allein die Schweizer, ſondern auch die Deutſchen hätten dadurch bey andern Nationen großen Schimpf auf ſich geladen, und von dem alten guten Rufe der Treue und Redlichkeit viel eingebüßt. — In unſern Zeiten hat man das nicht mehr zu befürchten; man kämpft nach Belieben bald für bald wider einen Fürſten, man verläßt ihn, wenn nichts mehr dabey zu gewinnen iſt, ja man theilt ſich auch wohl mit in ſeinen Raub.

Die Biene,

oder

neue kleine Schriften

von

A. v. Kotzebue.

Zweyter Jahrgang.

Vierter Band.

1809.

Universitäts-
Bibliothek
München

Inhalt.

Rudolph von Habsburg - - Seite 1
Virgil der Zauberer - - - 9
Eine Bemerkung bey Leſung der Biographie Johannes von Müllers - - 12
Das Feudalſyſtem - - - 15
Alte Sitten - - - - 18
Die Kirchenviſitation - - - 35
Quodlibet - - - 115 — 128

Englands politiſches Teſtament - - 129
Der Bauchredner - - - 142
Pyrrho - - - - - 149
Schlözer - - - - 175

Ueber den Ruhm - - - - Seite 181
Der erſte Bourbon auf dem ſpaniſchen Throne 204
Die Miethlinge - - - 211
Der Friede - - - - 215
Vom Recht des Krieges - - - 233
Quodlibet - - - - 250 — 256

Die Politik - - - - - 257
Predigten für junge Damen - - 311
Die Händeſprache - - - 317
Gemälde eines Unhöflichen nebſt dem Geſtändniſſe eines Franzoſen - - 324
Ruſtan - - - - - 329
Geſpräch zwiſchen einem Philoſophen und einem Landmanne - - - 338
Die Pförtgen oder Durchfahrten. (Les Guichets.) - - - - - 352
Unverhältnißmäßiger Verluſt in Schlachten 363
Freye Gedanken - - - 365
Ein Traum - - - - 369
Quodlibet - - - - 371 — 380

Rudolph von Habsburg.

Es giebt wohl keinen unter den Leſern der Biene, dem dieſer große Mann und Gründer des öſtreichiſchen Hauſes nicht bekannt wäre; auch bin ich gar nicht geſonnen, das Bekannte zu wiederholen; nur einige kleine Merkwürdigkeiten, ihn betreffend, und weniger im Umlaufe bey der Gelehrſamkeit ſcheuenden Leſewelt, hebe ich aus. Dahin gehört ein geheimes Schreiben des Biſchoffs Bruno von Ollmütz an den Pabſt Gregor X., in welchem er, gleich nach Rudolphs Kaiſerwahl, die damalige Lage von Deutſchland ſchildert, und ſich über den neuen Kayſer folgendergeſtalt ausdrücket:*)

„Es ſcheint faſt, als ob die geiſtlichen und weltlichen Fürſten die Kayſerliche Macht ſchon verabſcheueten. Sie wünſchen zwar, durch die Gnade des heiligen Geiſtes, einen gnädigen Kayſer zu beſitzen, wie auch, durch die eingeborne Weisheit Gottes, einen weiſen Kayſer zu erwählen; aber ſie leugnen gleichſam die dritte Perſon in der Gottheit, nemlich die Macht (Gott den Vater) da doch Wiſſen und Wollen, ohne das Können, wenig nützt, und nichts erſprießlicher ſcheint, als die Macht eines Einzigen, wenn ſie auch dann und wann ein wenig gemißbraucht wird.“

Im Lateiniſchen klingen die letzten Worte ſehr artig: etiamſi aliquantulum malignari vellet. Ach ja! das aliquantulum wollten wir uns wohl gefallen laſſen; aber — aber —

---

*) Bey Rainaldi zum Jahr 1273.

Uebrigens iſt ſehr bemerkenswerth, daß der letzte deutſche Kayſer aus dem öſtreichiſchen Hauſe gerade daſſelbe Schickſal erfuhr wie der Erſte: „Daß nemlich die geiſtlichen und weltlichen Fürſten die Kayſerliche Macht ſchon verabſcheuten;“ nur mit dem großen Unterſchiede, daß ſie damals keinem fremden Kayſer ſich unterwarfen, wovon ein gewiſſes deutſches Vorurtheil ſie abhielt, welches nun verſchwunden iſt.

Wenn ein Mann aus unberühmtem Geſchlechte einen Thron beſteigt — und gar einen Kayſerthron: — ſo ſetzen alſobald eine Menge Federn ſich in Bewegung, um zu beweiſen, daß er von hochberühmten Vorfahren abſtamme, wenn gleich zuvor es Niemand ahndete. Man kennt das eitle Bemühen unſerer Zeiten, dem Helden unſerer Tage Gott weiß welchen erhabenen Urſprung anzudichten, und wäre nur Etwas damit zu verdienen, man würde ſolche Träume noch täglich leſen. Da aber Napoleon der Große ſeinen Stammbaum nur auf ſein gezücktes Schwerdt gegraben hat, und von keinem andern wiſſen will: ſo ſchweigen endlich die Genealogieen-Fabrikanten. Anders dachte Kayſer Maximilian der Erſte, der ein großer Liebhaber von Stammbäumen war, und folglich auch reichlich damit bedient wurde.

Eine ganz beſondere Ehrſucht herrſchte damals unter den Deutſchen; jedes vornehme Geſchlecht wollte von *Römern* abſtammen, zum Beyſpiel: die *Hohenzollern* aus der *columneſiſchen* Familie, die *Hohenlohe* aus der *flaminiſchen*, u. ſ. w., folglich mußte auch für Rudolph von Habsburg ein römiſcher Urſprung ausgemittelt werden, und er fand ſich bald in der *aniciſchen* Familie, aus welcher er, mittelſt der *perleoniſchen* abſtammen ſollte. — (Wer weiß, ob nicht nach einigen Jahrhunderten — vielleicht auch ſchon jetzt — die Deutſchen ihre Ehre darin ſuchen werden, von Franzoſen abzuſtammen;

und wirklich mag das franzöſiſche Blut ſchon jetzt in vielen deutſchen Adern fließen, nur nicht das vergoſſene erſetzen.)

Andere ſtiegen, um einen würdigen Ahnherrn für Rudolph zu finden, bis zu den fränkiſchen Königen aus dem merovingiſchen Stamme hinauf, und nannten einen Prinzen Sigebert. Andere brachten ihn in Verwandtſchaft mit Karl dem Großen durch einen Sohn des Königs Lothar. Dies letztere gefiel dem Kayſer Maximilian am beſten, und dabey blieb es alſo bis in das 17te Jahrhundert, wo man ſich nicht ſchämte — (denn wovor ſchämt ſich Thron-Gier?) — Anſprüche darauf zu gründen, um die Bourbons vom franzöſiſchen Throne zu verdrängen. Da bewieſen franzöſiſche Gelehrte, daß Rudolph von einem elſaſſiſchen Grafen Gunthram, und dieſer wiederum von einem Alemanniſchen Herzoge Ethico abſtamme, der im 7ten Jahrhunderte lebte. Dabey iſt es vor der Hand wiederum geblieben.

Gewißheit iſt nie zu erlangen; denn wie oft ſoll man es den Ahnenſüchtigen wiederholen: daß die Familiennamen erſt vor ſieben bis achthundert Jahren gebräuchlich wurden, — und es alſo faſt unmöglich iſt, tiefer in die Nacht der Vorzeit zu dringen. In Urkunden kommt der Name Habsburg nicht früher als im Jahre 1114 vor, und war, nach damaliger Gewohnheit, von dem Schloſſe Habsburg im Argau entlehnt, welches ein Biſchoff von Straßburg hundert Jahr vorher gebaut hatte.

Rudolph war Vater von ſechs Töchtern, um welche, nach ſeiner Erhebung, die mächtigſten Fürſten freyten. Die Eine derſelben hatte den Muth, ſich mit dem Pfalzgrafen und Herzoge Ludwig von Bayern zu vermählen, der bereits ein gräßliches Beyſpiel von der Wuth der Eiferſucht gegeben hatte. Seine erſte Gemahlin nemlich, eine Prinzeſſin von Brabant, unterhielt ein geheimes Liebesverſtändniß mit einem Raugrafen. Einſt hatte ihr Gemahl Geſchäfte in der Pfalz; ſie war zu Hauſe geblieben und benutzte die Zeit, um an ihren Geliebten zu ſchreiben, doch brach ſie dieſer ſüßen Beſchäftigung noch ein Viertelſtündchen für den Eheherrn ab, ſchrieb auch an dieſen, und verſiegelte beyde Briefe, den an Ludwig mit rothem, den an den Raugrafen mit ſchwarzem Wachſe. Zum Ueberbringer wählte ſie einen des Leſens unkundigen Boten, der aber doch ſchwarz und roth ganz wohl unterſcheiden konnte, und den ſie bittend warnte, die Briefe ja nicht zu verwechſeln.

Das geſchah aber doch, aus Dummheit oder Bosheit. Der Pfalzgraf wüthete. — An dem Boten ließ er ſeine Wuth zuerſt aus, er ſtieß ihn auf der Stelle nieder; dann flog er nach Donauwerth, dem Aufenthaltsorte der unglücklichen Prinzeſſin, durchſtach den Schloßhauptmann, die Frau Oberhofmeiſterin und noch eine andere Hofdame, und ließ ſeine Gemahlin durch Henkershände öffentlich enthaupten.

Im Grunde ſoll ſie unſchuldig geweſen ſeyn, ob man gleich bekennen muß, daß die Briefgeſchichte ſehr verdächtig ausſieht. Allein man hielt ſie damals doch faſt allgemein für unſchuldig, und die Begebenheit empörte die Gemüther ſowohl des hohen als niedern Adels, zumal da ſie keine weitern Folgen hatte, als daß Ludwig den Beynamen der Strenge bekam und auf Befehl des Pabſtes ein Cartheuſerkloſter ſtiften mußte. Indeſſen war ihm doch ſelbſt dabey nicht wohl zu Muthe; er zitterte vor der Rache eines neuen Kayſers, und darum verkaufte er ſeine Stimme an Rudolph von Habsburg nur für die Zuſicherung, deſſen Tochtermann zu werden.

Die armen Prinzeſſinnen! ſie haben ſo oft das Schickſal der jungen Athenienſer, die man nach Creta ſchickte, um dem Minotaurus geopfert zu werden. Der politiſche Minotaurus verſchlingt die lieblichſten Fürſtentöchter.

Virgil der Zauberer.

Daß Virgil durch ſeine Verſe ſchon viele Generationen bezaubert hat, iſt bekannt; daß er aber im 13ten Jahrhunderte wirklich für einen ganz gemeinen, wiewohl ſehr furchtbaren Hexenmeiſter galt und daß ſeinen Knochen die wunderbarſten Zauberkräfte zugeſchrieben wurden, das wiſſen wohl nur Wenige.

Ein berühmter deutſcher Prälat, Biſchoff Conrad von Hildesheim, hat in einem ſeiner Briefe, den er zu jener Zeit aus Italien an den Probſt von Hildesheim geſchrieben,*) der Nachwelt dieſe Wunder aufbehalten. Virgil war, nach dem, dieſem Biſchoffe aufgeſchwatzten Mährchen, der Erbauer der Stadt Neapel. Vermuthlich wurde damals die Gegend von

---

*) Apud Arnold. Lubecc.

Neapel ſehr von Schlangen beläſtigt; denn Virgil fand für nöthig, ſämmtliche Schlangen aus der ganzen Nachbarſchaft in ein Loch zu ſperren, und dieſes Loch durch eine eiſerne Pforte zu verſchließen. Die ehrlichen Deutſchen, die damals eben ſo leichtgläubig waren, wie heutzutage, waren ſo feſt davon überzeugt, daß, als Heinrich VI. die Mauern und Thore von Neapel niederreißen ließ, kein Wagehals unter ſeinem Heere war, der Hand an dieſe Pforte legen wollte, aus Furcht, die eingeſperrten Schlangen mögten hervorziſchen. — Ferner wurde vom Hexenmeiſter Virgil erzählt: er habe ein Schlachthaus erbaut, in welchem, in den heißeſten Sommertagen, das Fleiſch 6 Wochen lang ſich friſch erhalte. Gegen den Veſuv habe er einen Mann von Erz mit geſpanntem Bogen aufgeſtellt; als ein Bauer den Bogen abgedrückt, ſey der Pfeil in den Berg gefahren, und ſeitdem ſpeye der Veſuv Feuer. Da in den neueſten Zeiten alle Verſuche des heiligen Januarius, den Krater des Veſu zu verſtopfen, mißlungen ſind, ſo muß wohl Virgil noch immer mächtiger ſeyn, als dieſer Heilige.

Der Sänger des Virgil muß auch wohl ein Mann geweſen ſeyn, den, wie man zu ſagen pflegt, die Mücke an der Wand ärgert; denn er ſoll auch eine Mücke von Erz über einem der Stadtthore angeheftet haben, und ſo lange dieſe unbeſchädigt geblieben, hat keine Mücke wagen dürfen, in Neapel zu ſummen.

Endlich erzählt auch der Biſchoff: Virgils Grab befinde ſich in einer nahen, überall vom Meere umgebenen Burg. So bald man es wage, die Gebeine an die freye Luft zu bringen, ſo ſchwärze ſich der Himmel, der Sturmwind heule und die Wellen brauſen. Das Unglaublichſte von alle dem iſt: daß ſeine Eminenz, der Herr Biſchoff von Hildesheim, damals kayſerlicher Kanzler, Ihrem Freunde, dem Herrn Probſte, verſichern, Alles das ſelbſt mit angeſehn und eigene Verſuche darüber angeſtellt zu haben.

Eine Bemerkung bey Leſung der Biographie Johannes von Müllers.

(In der Minerva.)

Der vortreffliche Verfaſſer dieſer Biographie, der gewiß durch dieſelbe die wenigen noch übrigen Deutſchen ſich zu den wärmſten Freunden gemacht hat, ſagt unter andern: Müller habe die Geſchichten der Schweizer zunächſt für den Bürger und Landmann, ohne Citaten geſchrieben. „In dem neuern Haupt„werke“ fährt er fort, „iſt das bekanntlich „anders: Noten, zum Theil ausführliche, „geben ſämmtliche Belege mit Recht, ob„wohl die Alten keine Noten ſchrieben.“

Dieſes mit Recht mögte doch wohl ſo ausgemacht noch nicht ſeyn. Der Herausgeber der Biene hat in ſeiner Preußiſchen Geſchichte gewagt, von dieſem, zwar allgemeinen, doch für jeden Leſer, der nicht bloß lernen, ſondern auch angenehm unterhalten ſeyn will, äußerſt beſchwerlichen Gebrauche, abzugehen, und er hat die Freude gehabt, daß Johann von Müller ſelbſt ſein Wageſtück gebilligt. Denn folgendes ſchrieb der große Mann an ihn, nicht lange vor ſeinem Tode; (am 7ten April 1809.)

„Die Stellung der Citate hat ihr Gutes,
„eben wie auch ihre Unbequemlichkeit; ich glau-
„be jedoch, daß das Gute überwiegt, und ge-
„denke bey erſter Gelegenheit eben dieſe Form
„zu brauchen."

Da Müller in den letzten Tagen ſeines Lebens von Vielen verkannt, und eines unmännlichen Wechſels der Geſinnungen beſchuldigt worden: ſo hält der Verfaſſer der Preußiſchen Geſchichte, den Müller mit ſeiner Freundſchaft beehrte, es für Pflicht, ein helleres Licht auf jene Geſinnungen zu werfen, indem er diejenigen Stellen der Preußiſchen Geſchichte citirt, welche Müller in jenem Briefe als beſonders lobenswürdig auszeichnete, und einigemal ſogar mit enthuſiaſtiſchen Ausrufungen begleitete. Er wagte es freylich nicht, ſie näher, als durch Angabe der Pagina zu bezeichnen; allein beym Nachſchlagen ſieht man ſogleich, daß der königliche Weſtphäliſche Staatsminiſter von Müller noch immer derſelbe Müller war, der 1786 ſchrieb: „In „Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen „Friedens, wo, ſtatt plötzlicher Ausrottung, „jährlich neue Laſten willkührlicher Auflagen „und immer tiefere Erniedrigung freyen Männern obſchweben; dahin, in einer Zeit, wo „man Alles beſorgen und vor nichts erſchrecken „muß, dahin ſeyd ihr gekommen." — Die Citate ſind im zweyten Bande pag. 47. 66. 236. Im dritten pag. 35, das Ende des Kapitels, und pag. 215. — Müllers Verehrer werden mir dieſe Verlautbarung Dank wiſſen; meine Verleumder hingegen (das heiſst, beynahe ein Jeder, der die Feder anſetzt, um über mich zu ſchreiben) werden ſie, wie gewöhnlich, als Eitelkeit auslegen, und mit hämiſchen Anmerkungen à la Buchholz begleiten. Das Vergnügen, einen Beytrag liefern zu können, wodurch der Character eines der letzten deutſchen Männer gerechtfertigt wird, ſoll mir auch dieſe, wie ſo manche andere Unbill ertragen helfen.

Das Feudalſyſtem.

Man ſagt, es ſey und werde nun überall abgeſchafft. Wenn es ſich nur nicht ganz unvermerkt wieder einniſtelt; denn der Urſprung des Lehnweſens war ja doch kein anderer, als daß verdiente Krieger mit einem Theile der eroberten Länder beſchenkt wurden, und das geſchieht ja auch noch jetzt ſehr häufig. Damals wurden ſie Mannen eines Fürſten, das heißt, ihr empfangenes Lehn verband ſie zu Kriegsdienſten. Jetzt wird dieſe Bedingung zwar nicht ausdrücklich hinzugefügt; allein man führt die Conſcription in den verſchenkten Ländern ein, oder man bildet ganze Heere aus verſchenkten Unterthanen, und das kommt auf Eins heraus.

Der Ausdruck: eines Andern Mann werden, empörte anfangs den Freyheitsgeiſt der Deutſchen; ſie gewöhnten ſich aber bald daran, und jetzt werden Könige ohne Bedenken die Mannen eines Andern, obſchon nicht geſagt wird, daß ſie ihre Königreiche zu Lehen tragen. Der Mann eines Andern ſeyn, klingt doch auch weit beſſer, als der gehorſame Diener eines Andern ſeyn, oder wohl gar aus Allerhöchſter Gnade in Dienſte genommen werden. — Bey alle dem waren jene alten Lehnsmänner in einer etwas drückenden Lage, wenn ſie ihrem Lehnsherrn gegenüber ſtanden. Ein gewiſſes jus feudale alemannicum unterſuchte, in Rückſicht ihrer Verhältniſſe, gar ſeltſame Fragen, zum Exempel: ob ſie auch in Gegenwart ihrer Lehnsherrn ausſpucken, huſten, nieſen, ſich abwiſchen, die Naſe ſchnauben, nicht kerzengerade ſtehen, oder eine Mücke, die ſie eben ſtach, wegjagen dürften? — (Cap. CXXVI.) Heutzutage ſind ſolche Unterſuchungen völlig überflüſſig, denn die heutigen Mannen rühren ſich nicht, und wenn ſie auch bis aufs Blut geſtochen werden, und nieſen thun ſie auch nicht, aus Furcht, es mögte ihnen Jemand zurufen: Gott helf! oder: zur Geſundheit!

Alte Sitten.

Die Prachtliebe der alten Deutſchen.

Unſere moderne Prachtliebe beſteht größtentheils nur in buntem Schaugepränge, illuminirten Häuſern und vielen Kanonenſchüſſen, wobey denn noch, ſo oft es ſich nur immer will thun laſſen, von weißgekleideten Mädchen Blumen geſtreut und Verſe geſtottert werden. Es iſt unbegreiflich, daß dieſe letztere, ſo entſetzlich abgenutzte Ehrenbezeugung, nicht endlich einmal abgeſchafft wird. Neulich ſtand in der Hamburger Zeitung, der König von Weſtphalen ſey durch das Blumenſtreuen ſehr gerührt worden. Das iſt unmöglich. Ein Fürſt, dem ſchon mehrere tauſend Centner Blumen vorgeſtreut worden ſind, und der ſie fuderweis einem jeden Mächtigen ſtreuen ſieht, kann unmöglich noch dadurch gerühret werden. Bey der Vermählung des Herzogs Geovon Bayern-Landshut mit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig, im Jahre 1475, wurden keine Blumen geſtreut, aber man ſah da eine gediegene Pracht. Der Churfürſt Albrecht von Brandenburg, von ſeiner Gemahlin begleitet, brachte mehr als hundert Ehrenfräulein mit, und bey ſeinem Einzuge umgaben ſeinen Wagen vierzehn edle Jungfrauen zu Pferde, deren Jede einen Strauß von Diamanten auf dem Hute trug. Eine ſolche allerliebſte Ehrengarde iſt doch von dem franzöſiſchen Kayſer noch nicht errichtet worden, und der Herausgeber darf es ſich bey dem ſchönen Geſchlecht zum Verdienſte anrechnen, daß er dieſe Idee wieder in Gang gebracht und unſern heutigen, des Reitens kundigen Damen dadurch Gelegenheit verſchafft hat, mit den Herren Kaufleuten und Ehrengardiſten in Erfurt zu wetteyfern.

Unter den Hochzeitgäſten bey jener Vermählung befanden ſich auch Kayſer Friedrich III. nebſt ſeinem Prinzen Maximilian; ſie hatten ſiebentehalbtauſend Pferde bey ſich. Der Churfürſt Albrecht allein zählte deren 1300. (Siehe Müllers entdecktes Staatscabinet.)

Als im Jahre 1397 die Fürſten bey Frankfurt zuſammen kamen, „lag da Herzog Lewpold von Oeſtreich mit großer Herrlichkeit“ (ſo erzählt die Limburger Chronik) und rief wohlgemuth: „Wer da will eſſen und trinken und ſeine Roſſe füttern, umb Gott und umb Ehre, der komme an meinen Hof.“ — Er ließ auch in der That täglich 4000 Pferden das Futter reichen. — Auf manchem Reichstage kamen bis 10000 Pferde zuſammen, ſo daß man bisweilen, aus Mangel an Lebensmitteln, den Reichstag nach einem andern Orte verlegen mußte.

Auch der Kleiderprunk übertraf den heutigen. Wir bilden uns wohl ein, wenn wir die alten Ritter in Stein gehauen ſehen, ſie hätten immer nur Helm und Harniſch getragen; aber ſie putzten ſich eben ſo gern als unſere Junker. Das verdammte Nachahmen fremder Trachten griff um ſich, die Mode ſchwang ihren Scepter. Die armen Schneider waren übel daran. Die Limburger Chronik ſagt von ihnen: „wer heuer ein Meiſter war, „der war über ein Jahr ein Knecht.“ — Daß beſonders den Damen das Kleider- und Modenwechſeln ſehr willkommen war, verſteht ſich von ſelbſt. Spangenberg in ſeinem Adelsſpiegel ruft aus: „iſts, daß man „einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, ſo darf ſich Manche einen Tag „wohl dreymal umkleiden, und ſolches etliche „Tage an einander; jetzt deutſch, dann „welſch, bald ſpaniſch, dann ungariſch, zuletzt gar franzöſiſch.“ — Das letztere ſcheint den guten Spangenberg am meiſten verdroſſen zu haben. Wie würde er ſich wundern, wenn er einen Blick auf die heutige Welt thun könnte, in der man ſich nicht blos franzöſiſch kleidet, ſondern auch franzöſiſch ißt und trinkt, franzöſiſch denkt und handelt.

Uebrigens mögte wohl die Mode (wenn ſie zurück kehrte) des öftern Umkleidens in verſchiedene Völkertrachten unſern Schönen nicht allein willkommen, ſondern auch ſehr vortheilhaft ſeyn. Diejenige, die als Griechin etwa nicht gefiele, würde als Chineſerin entzücken; und wenn als Ruſſin ihre geſchminkten Wangen keine Eroberung machten, ſo könnte ſie den Schleyer der Türkin verſuchen. Auch die Männer würden ſich bey dem ſteten Reize der Neuheit wohl befinden, und gern bey der Mittagstafel zwiſchen Franzöſinnen ſitzen, Nachmittags mit Otaheyterinnen tanzen, und Abends mit Indianerinnen zu Bette gehen.

Es war aber nicht blos der öftere Wechſel der Frauenzimmerkleidung, welcher manchen wackern Ehemanne damals Sorge machte,

Univ. Bibl. München

ſondern auch die Koſtbarkeit derſelben. Die oben erwähnte Braut des Herzogs Georg, die Prinzeſſin Hedwig, trug ein Gewand von rothem Atlas, über und über mit Perlen und Blumen geſtickt, in jeder Blume köſtliche Edelſteine; auch ihr hohes Koller (Kragen) ſtrotzte von Perlen. Ihr Haupt zierte eine Krone von Perlen und Diamanten, und unter der Krone „hing ein dünnes Tuch (ein Schleyer) „bis über die Augen, doch ſo, daß man die „Augen ſah, und hatte auch ein koſterliches „Halsband, und ging aufgericht, und ſchluge „doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt „ſehr ein hübſch Menſch, und dazu „gerad und ein liebliches Angeſicht, und ſieht „gar frey mit ihren Augen.“ — Dieſes hübſche Menſch wurde vom Kayſer geführt, der in Scharlach und Gold gekleidet, und deſſen Gewand gleichfalls mit Perlen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren wie beſäet war, auch trug er um den Hals ein ſehr koſtbares Kreuz von edlen Steinen. Er führte die Braut bey der rechten Hand, die Linke gab ſie dem Herzoge Otto, der einen braunen kurzen Rock trug, „das halb Theil des Rocks war „aller geſtickt mit Perlen." Des Bräutigams linker Ermel war von Perlen und die Worte darauf geſtickt: In Ehren liebt ſie mich.

Dieſer gediegene Luxus nahm ſo ſehr überhand, daß der fränkiſche, ſchwäbiſche, bayriſche und rheiniſche Adel ſich endlich genöthigt ſah, auf dem Turnire zu Heilbronn im Jahre 1485 die Uebereinkunft zu treffen, daß keine Frau oder Jungfrau, die beym Turniere erſcheinen würde, mehr als drey oder vier Geſchmück Röck haben ſolle, und ſelbſt unter dieſen ſollte kein güldin Stück oder ganz Perlein Röck ſeyn. (Es war alſo ſo weit gekommen, daß man Kleider von lauter Perlen zuſammen ſetzte.) Diejenige, die wider dieſe Verordnung handelte, ſollte im Turniere den Dank nicht austheilen dürfen und der Ehre des Vortanzes beraubt ſeyn. (Dieſe Strafe hatte ſicher ein Weiberkenner vorgeſchlagen; denn es giebt wohl wenige Dinge auf der Welt, die einen ſo großen Reiz für Damen hätten, als der Vortanz.)

Auch den Männern wurde unterſagt, güldin oder ſilberin Stück zu tragen, ausgenommen zu Wämmſen (Gillets). Keiner, der nicht Ritter oder Doctor war, durfte geſchlagen Geld, oder Ketten, oder Perlen öffentlich zeigen. (Dem Doctor Merkel wäre es alſo unverboten geweſen, zumal da er ſich auch alle Mühe giebt, bald an dieſem bald an jenem zum Ritter zu werden.)

Es iſt ſonderbar, daß gleich nach der groſſen Peſt, gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts, Pracht und Wohlleben ſich plötzlich mehrten, weil die übrig Gebliebenen nunmehr das reiche Erbe der Verſtorbenen verpraßten. Die Limburger Chronik ſagt: „Da hub die

„Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſeyn „und machten die Mann neue Kleidung, u. ſ. „w." Damals kamen die kurzen Röcke und die langen Schnäbel an den Schuhen auf. „Die Frauen trugen weite Hemde ausgeſchnitten, alſo daß man ihnen die Bruſt beynahe halb ſahe." (Das ſcheint dem ehrlichen Chroniken-Schreiber etwas anſtößig geweſen zu ſeyn; was würde er ſagen, wenn er jetzt die Bruſt beynahe ganz ſähe und den Rücken dazu?)

Die Narren.

Jetzt, da ganze Nationen zu Narren geworden ſind, oder wenigſtens für Narren gehalten werden, ziehen die einzelnen Narren nicht mehr herum, und die Hofnarren, nemlich die, welche wirklich Kappen trugen, ſind verſchwunden. Jammerſchade! denn bekanntlich waren ſie keiner Cenſur unterworfen, ſie durften ſagen und vermuthlich auch ſchreiben, was ſie wollten, und die Wahrheit, die jetzt eine weit ſchlimmere Contrebande iſt, als die engliſchen Waaren, durfte ohne Bedenken an den Höfen erſcheinen, wenn ſie nur keine andere Muſik als Schellengeklingel mit ſich führte. Die Narrheit war ein herrlicher Nahrungszweig, deswegen fing man an mit ſo vielem Eifer ſich auf dieſe freye Kunſt zu legen, daß der Narren endlich gar zu viele wurden. Denn es gab nicht bloß wirkliche Hofnarren, ſondern auch eine große Menge Titular-Hofnarren, das heißt ſolche, die, ſans comparaiſon, wie an unſern Höfen die Kammerherren, von irgend einem Fürſten mit dem Titel Hofnarr begnadigt wurden, aber keine Beſoldung zogen. Indeſſen wollten ſie doch auch von ihrer Narrheit leben, und wurden dadurch den Leuten ſehr beſchwerlich, die nun einmal keinen Geſchmack daran fanden; denn wenn ſie recht hungrig wurden, ſo waren ſie im Stande, ihre Poſſen Jedermann mit Gewalt aufzudringen, und da ſie gleichſam die Uniform des Fürſten, nemlich ſein Schild, ſein Wappen und Ring trugen, ſo durfte man ſie nicht mit Kolben laufen. Um dieſem Unweſen abzuhelfen, wurde auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1500, von derjenigen wegen, die Narrheit annehmen, beſchloſſen, daß, wer Luſt hätte Narren zu halten, ſie auch fein bezahlen ſolle, damit ſie „andere Leute unbeſucht und unbe„läſtigt ließen.“ — Ein Donnerſchlag für alle Titular-Narren und Närrinnen, denn es gab wirklich auch Frauenzimmer, die ſich auf dieſes Handwerk legten, da das ſchöne Geſchlecht doch nur dazu geſchaffen iſt, um den Männern die Narrenkappe aufzuſetzen.

Die adelichen Räuber.

Sie ſind verſchwunden. Gottlob! müßte man hinzuſetzen, wenn mit ihnen auch das Rauben verſchwunden wäre. Es ſcheint aber faſt, man habe es damit gemacht, wie der Löwe, der den Wölfen das Jagen verbot, damit er allein alles Wild freſſen könnte. Die deutſchen Edelleute machten es freylich arg. Der päbſtliche Nuntius Campanus ſagte: ganz Deutſchland ſey nur Eine Räuberbande, (Potentiſſima Germania eſt et potentiſſima et nobiliſſima. Sed ea tota nunc unum latrocinium eſt) und derjenige der Geehrteſte, der am beſten rauben könne, (et ille inter nobiles glorioſior, qui rapacior.) Nun, was das letztere betrifft, ſo mögte ſich wohl in den Sitten nicht viel geändert haben, oder vielmehr, die deutſchen Sitten mögten zu europäiſchen geworden ſeyn.

Aeneas Sylvius verfährt etwas glimpflicher mit den Deutſchen, er meynt denn doch, es wären nur noch Spuren der alten Raubſucht übrig. Poggius hingegen, der dem Concilium von Coſtnitz beywohnte, ſagt: die edlen Deutſchen leben auf ihren Burgen, „wovon ſich ein groſſer Theil auf das Rauben legt.“ (Quorum magna pars latrocinii deditur.) — Peter von Andlo verſicherte, daß ihm ein Stich durch das Herz gehe, ſo oft er dieſe Worte des Poggius leſe, indeſſen könnte er doch ſelbſt die Wahrheit derſelben nicht ganz leugnen. Sogar ein Erzbiſchoff von Cölln baute ein Schloß, und als die von ihm beſtellten Wächter fragten: woher ſie ihren Unterhalt nehmen ſollten, ſo antwortete er ganz gelaſſen: „Das Schloß liegt an vier „Straßen.“ (Quatuor viae ſunt trans Caſtrum ſituatae. Geſta Balduvini ap. Baluz. Miſcell.)

Einige, die noch ein Reſt von Schaam beläſtigte, gaben dem Dinge wenigſtens einen gelindern Namen, ſo wie man auch heutzutage deren mehrere für das Rauben erfunden hat; ſie nannten es Reiterey, ſich auf Reiterey legen, vom Sattel oder vom Stegreif leben. Man könnte ſagen, daß jetzt ganze Heere vom Stegreif leben, indem die Requiſitionen und Contributionen nichts anders wären, als vormals das ſogenannte Ranzioniren oder Pfänden, wo man kein anderes Recht hatte, als das der Gewalt; aber ich werde mich wohl hüten, es beweiſen zu wollen. Auffallend iſt jedoch, daß das Stehlen unter den Räubern für ſchimpflich geachtet wurde, gerade wie noch jetzt, weil es Mangel an Kraft vorausſetzte. Dadurch wurde ohne Zweifel, damals wie heute, der Grundſatz geradezu angenagelt, (affiſchirt), daß der Gewalt Alles erlaubt ſey, und durch Gewalt Alles rechtlich werde. Mit der Gewalt des deutſchen Adels hatte es freylich in ſpätern Zeiten nichts zu ſagen, hingegen wurden die Fürſten nachgriffig, (wie man es ſehr naif nannte), und dieſe Nachgriffigkeit hat ſich noch nicht ganz verloren.

Ein Sprüchwort.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts machte einſt der Markgraf Albrecht von Brandenburg dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern bittere Vorwürfe, wegen eines gewiſſen Horneck, der auch vom Sattel lebte, und den der Pfalzgraf in ſeinen Schlöſſern hegte. Vielleicht war das letztere nur ein leeres Gerücht, denn der Beſchuldigte entrüſtete ſich dermaaßen, daß er dem Markgrafen ins Geſicht ſagte: er löge als ein Fleiſchverkäufer, „auch den Degen zuckte „und den Markgrafen wollt zerſtochen han." Die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen.

Es fragt ſich nun, welche Gattung von Fleiſchverkäufern der Pfalzgraf meynte? Die gewöhnlichen Schlachter ſind, wenigſtens heutzutage, nicht in dem Rufe einer ſo außerordentlichen Lügenhaftigkeit, daß ſie zum Sprüchwort dienen könnten. Vielleicht meynte er eine andere Art von Fleiſchverkäufern, welche Heerden von Hunderttauſenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch noch jetzt mit der Wahrheit ſo wenig zu ſchaffen haben mögen, daß man in der Regel ſtets die Hälfte von dem was ſie ſagen für eine Lüge halten darf.

Die Vermählung durch Procuration.

Es iſt bekannt, daß die reiche Erbin von Burgund dem Erzherzoge Maximilian nicht allein bereits zugeſagt war, ſondern daß auch der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, Einer der Geſandten des Erzherzogs, das Beylager vel quasi in deſſen Namen vollzog. Dabey ging es folgendergeſtalt her: Die ſchöne Braut wurde in einem züchtigen Negligee in das Hochzeitbett gelegt, und neben ihr ſtand die Prinzeſſin Stiefmutter, Margaretha von York, nebſt der Frau Oberhofmeiſterin. Dann erſchien der Pfalzgraf in einem ſeltſamen Soldatennegligee, nemlich geharniſcht, aber nur am rechten Fuße und am rechten Arme. So legte er ſich neben die Braut; ihm zur Seite ſtanden die ehrbaren Räthe, und zwiſchen das Paar legte man ein entblößtes Schwerdt. Nachdem ſie nun einige Minuten ſo gelegen und vermuthlich einander nicht einmal angeſehen hatten, ſo ſtanden ſie wieder auf und empfingen die Glückwünſchungscomplimente.

Es iſt ſchwer zu begreifen, zu welchem Zwecke dieſe ſonderbare, und für eine züchtige Braut gewiß ſehr läſtige Ceremonie erfunden worden.

Derſelbe Maximilian, der ſich hier durch einen Andern vertreten ließ, bey einer Gelegenheit, wo man ſonſt recht gern in Perſon jede Obliegenheit wahrnimmt, erzeigte im Alter denſelben Liebesdienſt Einem ſeiner Enkel, an deſſen Stelle er ſich eine ungariſche Prinzeſſin antrauen ließ. Der Vater dieſes ſchönen blühenden Mädchens war von ſeiner Leutſeligkeit ſo bezaubert, daß er wünſchte, der Kayſer, der eben Wittwer war, mögte ſelbſt ſein Schwiegerſohn werden; allein dieſer antwortete eben ſo ſchlau als vernünftig: „er habe „oft von ſeinem Vater gehört, man könne einen „alten Mann nicht höflicher ums Leben bringen, „als wenn man ihn berede, ein junges, „hübſches Mädchen zu heyrathen.“

Die Kirchenviſitation.

Eine ſehr wahrſcheinliche Begebenheit. *)

Einleitung.

Unter allen Sorgen auf der Welt, deren fürwahr nicht wenige ſind, iſt die ſogenannte Seelſorge die leichteſte und ſchwerſte. Die leichteſte, wenn man ſie einzeln betrachtet; denn da die Seelen weder eſſen noch trinken, (ausgenommen in Liefland und Eſthland, wo man unter Seele einen Bauer verſteht) und folglich 100000 Seelen weder eines Brodmagazins noch einer Requiſition bedürfen, ſondern ſich im eigentlichſten Verſtande mit Wor-

---

*) Auch dieſe Erzählung iſt, gleich der im vorigen Hefte, aus ſechs aufgegebenen Worten entſtanden, und zwar aus folgenden: Dudelſack, Kanonen, Blumen, Hängeſchloß, Ofen, Staarmatz.

ven abſpeiſen laſſen; und da die Worte in Deutſchland, trotz der gewaltigen Theurung, doch immer wohlfeil bleiben, ſo kann es, in allen dieſen Rückſichten, durchaus keine leichtere Sorge geben, als die Seelſorge. Aber ſie iſt auch zugleich die ſchwerſte, weil ſie gewöhnlich mit der Nahrungsſorge ſich verbindet. Die ſchönen Zeiten ſind nicht mehr, wo ein einziges goldenes Kreuz aus dem Maynzer Kirchenſchatze 600 Pfund wog, und wo die Prieſter unter der Laſt der mit Perlen und Diamanten geſtickten Meßgewänder ſeufzten. Beſonders hat Doctor Luther nicht bloß die Kirchen, ſondern auch die Küchen der Geiſtlichen reformirt, und die Keller der lutheriſchen Prediger haben bloß in den neueſten Zeiten ſich eines Vorzuges erfreut, nemlich deſſen, daß ſie von den Franzoſen nicht ausgeleert werden konnten, weil nichts darin war.

In den engliſchen Romanen findet man oft der Vicarien erwähnt, die für ein paar

Pfund Sterling jährlicher Einkünfte ein halbes Dutzend Kirchſpiele verwalten, und ſolglich in ihrem Amte kein Brautpaar ſicherer copuliren, als die Seelſorge mit der Nahrungsſorge; aber auch in Deutſchland, in Sachſen, Thüringen u. ſ. w. giebt es Landprediger genug, die von jenen Vicarien nicht würden beneidet werden, Pfarreyen, wo die baaren Einkünfte in 20 oder 30 Gulden beſtehen, und wo die Jagdhunde des gnädigen Herrn ſich gnüglicher ſättigen, als die meiſt eben ſo zahlreichen Kinder des Pfarrers. Dennoch träumten Handwerker und Bauern vor 40 oder 50 Jahren von keiner größern Glückſeligkeit, als der, ihre Söhne Theologie ſtudieren zu laſſen, um ſie nachher als Candidaten, und ſpäter im Prieſterrocke hungern zu ſehn. Deutſchland war eben ſo überſchwemmt von Theologen, als es jetzt von Aerzten überſchwemmt iſt; Schade nur, daß es damals nicht weniger Sünder gab, und jetzt nicht weniger Kranke giebt.

Unter die Zahl jener geiſtlichen Hungerhirten gehörte auch der Herr Paſtor **Hans Leberecht Schaafmilch**, der ſeinen eigenen Namen nie ausſprach, ohne daß ihm der Mund voll Waſſer lief. Sein Vater war ein ehrlicher Schuſter, **Peter Schaafmilch**, der zwar das Söhnlein zu Fortſetzung des Handwerkes beſtimmt hatte, (welches in unſern Zeiten ihn reichlich genährt haben würde, da bisweilen eine geringe Stadt 10 bis 20000 Paar Schuhe liefern muß); der aber zu ſeinem großen Leidweſen die Entdeckung machte, daß Hänschen kein Genie zum Schuſter habe, und folglich beſſer thun würde, auf einen Pfarrer zu ſtudieren. Das that Hänschen, und vermittelſt eines Stipendiums von 10 Thalern und einiger Freytiſche, brachte er es auf der Univerſität ſo weit, daß er nicht mehr als drey Faſttage wöchentlich zählte. Gar zu gern hätte er bisweilen die Wahrheit des alten Sprüchleins geprüft: plenus venter non ſtudet libenter (bey vollem Magen ſtudiert es ſich nicht gut); aber ſo weit kam es bey ihm nie, und die Fleiſcheslüſte legten ſeinem Studium durchaus keine Hinderniſſe in den Weg. Hingegen ergab ſich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, gar bald eine Gelegenheit, ein anderes, nicht minder berühmtes Sprüchlein als völlig falſch zu erproben, nemlich: Sine Bacho et Cerere friget Venus (ohne Bachus und Ceres friert Venus.) Die Ceres lieferte ihm kaum einige Broſamen von ihrer großen Tafel, und daß er mit dem Bachus in irgend einer Bekanntſchaft ſtehe, konnte ihm ſein ärgſter Feind nicht nachſagen; dennoch fühlte er plötzlich in ſeiner nie geheizten Stube eine gewiſſe Wärme, die er, bey näherer Unterſuchung, bloß dem Einfluſſe der Venus zuſchreiben konnte.

Seiner Wohnung grade gegenüber ſaß das ſchöne Annelieschen den ganzen Tag am Fenſter. Sowohl bey Studenten als Philiſtern war ſie vor zwanzig Jahren unter dem Namen, das ſchöne Annelieschen, bekannt, vor zehn Jahren verweigerte ihr auch noch kein Philiſter dieſes liebliche Beywort; jetzt aber wurde ſie nur noch von ihrer ſtaarblinden Mutter ſo genannt, welche dagegen von ihr mit kindlichem Reſpect für die wahrhafteſte Perſon in der ganzen Stadt gehalten wurde. Noch hatte Annelieschen die Blütenknospe ihrer Schönheit kaum entfaltet, da zählte ſie ſchon ein Dutzend Liebhaber, wie es auf Univerſitäten zu gehen pflegt, und dieſe Zahl vermehrte ſich bisweilen, verminderte ſich ſelten, ſo lange der friſche Jugendreiz auf ihren Wangen glänzte. Freylich waren die Meiſten nur Hutabzieher und Pflaſtertreter, das heißt: ſterblich Verliebte, aber auch ſehr blöde Schäfer, welche ſich damit begnügen, ein halbes hundertmal täglich vor dem Fenſter der Schönen vorbey zu huſchen, wie Schwalben, welche die Mücken fangen, und durch demüthige, von ſchmachtenden Blicken begleitete Verbeugungen, ihre brennenden Herzen an den Tag zu legen. Aber unter den vielen Dutzenden von Liebhabern, die jährlich abwechſelten; befanden ſich doch auch Manche, die das Ding ſchon beſſer verſtanden, und folglich auch von dem ſchönen Annelieschen beſſer verſtanden wurden. Sie war nach und nach, wiewohl insgeheim, die Braut von zwey Grafen, drey Baronen und vier ſimpeln Edelleuten, die ihr ſämmtlich mit Thränen ewige Treue ſchwuren, und denen ſie ſämmtlich mit Thränen glaubte. Manche ließen auch nach ihrer Abreiſe noch etwas von ſich hören, nemlich, daß der gnädige Papa, oder die Ahnenſtolze Mama, oder die eigenſinnigen Vormünder nicht einwilligen wollten, worüber ſie, die Liebhaber, in Verzweiflung wären, und weder eſſen noch ſchlafen könnten; die meiſten verſchonten ſie aber gänzlich mit ſolchen traurigen Nachrichten und überließen es ihrer Empfindſamkeit, den ſchweigenden Bräutigam lieber tod als untreu zu glauben.

Zartfühlende Herzen werden leicht begreifen, daß das ſchöne Annelieschen oft ſehr lange, ja bisweilen vier Wochen lang, von ſolchen Leiden gemartert wurde, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ihr Auge auf die Hutabzieher zu werfen, um unter ihnen einen würdigen Nachfolger für den ihr vom Schickſale Entriſſenen zu erkieſen. Endlich faßte ſie ſogar den heroiſchen Entſchluß, die durch Helm und Schild ausgezeichneten Jünglinge gänzlich von allem Antheil an ihrer Zärtlichkeit auszuſchließen, da es nun einmal nicht Gottes Wille zu ſeyn ſchien, eine zweyte Pamela aus ihr zu machen. So wurde ſie nach und nach, wiewohl ſtets insgeheim, die Braut von ſechs bis ſieben bürgerlichen Muſenſöhnen, die an Freygebigkeit, wenn es auf Thränen und Schwüre ankam, den Adelichen keinesweges nachſtanden. Alle waren aus fernen Landen gekommen, um die Milch der Wiſſenſchaften an den Brüſten der Profeſſoren einzuſaugen; denn Jünglinge aus den nächſten Städten, oder wohl gar aus der Stadt ſelbſt, in welcher die Muſen thronten, wurden ſowohl von den hübſchen Mädchen, als von den häßlichen Philiſtern ſtets geringer geachtet, weil man ja ihre Heymath, und wohl gar ihren Herrn Papa und ihre Frau Mama perſönlich kannte, folglich die Einbildungskraft gar keinen Spielraum hatte, ſich Anſehn und Reichthum in weiter Ferne zu verſchaffen. Bekanntlich hat man ſogar ein Sprüchwort: Das iſt nicht weit her, welches eben ſo viel bedeutet als: das taugt nichts. Dem zufolge hielt Annelieschen Alle diejenigen, die nicht weit her waren, für Taugenichtſe, und ſah ſie über die Achſel an, zumal da dieſe unglücklichen Nachbarskinder von denen, die weit her waren, mit dem Spottnamen Kümmeltürken bezeichnet wurden, bloß weil ſie des Vorzugs genoſſen, Paſteten, die ihre Mütter am Morgen gebacken hatten, am Abend noch ganz warm zu empfangen, dagegen aber die ſchöne Freyheit entbehrten, Schulden zu machen und die Philiſter zu prellen.

Wenn gleich die Vaterlandsentfernung der Liebhaber des ſchönen Annelieschens der Liebe neuen Reiz verlieh, ſo war ſie hingegen der Treue ſehr ungünſtig. Ein Ungar, ein Liefländer, ein Pole und ein Schweizer hatten, Einer nach dem Andern heilig verſprochen, die ſchöne Braut heim zu führen; dieſe hatte ſchon im Geiſt in Ungarn ächten Tokayer getrunken, in Liefland von Leibeignen ſich bedienen laſſen, in Polen das koſtbarſte Pelzwerk eingekauft, und endlich in den Thälern der Schweiz den grünen Käſe machen ſehn; von welchen ſie auch ihren Freundinnen Präſente zu ſchicken verſprach; als aber die feurigen Briefe nach und nach ſich abkühlten und endlich gar ausblieben, als die von ſo manchem Theſeus verlaſſene Ariadne nicht einmal einen Bachus Sohn und Bruder, vielweniger den Bachus ſelbſt fand, um ſie zu retten: da entſchloß ſie ſich endlich, bis zu den Kümmeltürken herab zu ſteigen, ein Entſchluß, den der grämliche Spiegel ihr einhauchte, und den weniger das Gewicht der Gründe als das Gewicht der Jahre befeſtigte.

In dieſem bedenklichen Zeitraume war es, als der junge Hans Leberecht Schaafmilch das Dachſtübchen, ihrer Wohnung gegenüber, bezog, und nicht unempfindlich gegen ihre Reize blieb. Er hatte ſchon längſt einen entſchiedenen Geſchmack für alle diejenigen Naturſchönheiten geäußert, die ſich ihrem Ende nahten, zum Exempel für die untergehende Sonne und für die herbſtliche Schattirung der Bäume; er verglich Annelieschen mit den Zeitloſen, die im Spätherbſt die Wieſen ſchmücken, und ſie fand das Kompliment für einen Kümmeltürken artig genug. Das Flämmchen der Liebe, welches anfangs nicht viel heller brannte, als ſeine Studierlampe, wußte ſie geſchickt durch das Oel der Dankbarkeit zu unterhalten, indem ſie bey der blinden Mutter einen wöchentlichen Freytiſch für den fleißigen Nachbar auswirkte. Das feſſelte ſein Herz unwiderruflich, und wenn er gleich vor Tiſche oder während dem Eſſen durch den deſpotiſchen Nahrungstrieb verhindert wurde, das Liebäugeln der ihm gegen über ſitzenden holden Nachbarin zu bemerken, ſo ſprach doch nach Tiſche, ſobald der Magen ſchwieg, ſein Herz um ſo lauter, und ſchon am vierten Donnerſtage verſäumte er ein Collegium über die Dogmatik, um ein Collegium über die Liebe zu hören, welches ihm zwar vor der Hand auch gratis geleſen wurde, doch unter der Bedingung, es theuer zu bezahlen, wenn er einſt die eigene Kanzel beſtiege.

Nicht ohne geheimen Widerwillen hatte das ſchöne Annelieechen ſich ergeben; denn ihr neuer und letzter Liebhaber ſpielte eine traurige, oder vielmehr gar keine Figur unter den Muſenſöhnen, ſein Vater war nur ein Schuſter, der Stand, dem der Sohn ſich widmete, verhieß mehr Sorgen als Freuden, und ſogar ſein Name, Schaafmilch, war ihr zuwider; aber wenn ſie auf der andern Seite bedachte, daß die Figur ſpielenden Muſenſöhne an ihrer Figur keinen Geſchmack mehr fanden, daß der alte Schuſter vermuthlich ſterben werde, ehe der Sohn ein Amt erhielt, und daß es bereits einen berühmten Theologen gegeben, deſſen Namen, Süßmilch, um nichts angenehmer geklungen, als Schaafsmilch: ſo beruhigte ſie ſich bey der lachenden Ausſicht, künftig als Frau Pfarrin die erſte Perſon im Dorfe zu ſeyn, und gedachte der Worte Julius Cäſars: beſſer der Erſte im Dorfe als der Zweyte in Rom. Uebrigens konnte man doch nicht leugnen, daß Hans Leberecht Schaafsmilch ein recht hübſcher geſunder Junge war, gutmüthig, leichtgläubig und biegſam, kurz daß er ganz und gar aus dem Holze beſtand, aus welchem die beſten Ehemänner geſchnitzt und gedrechſelt werden.

Ja wenn er nur ſchon an dieſem, mit welken Myrthen bekränzten Ziele ſeiner kühnen Wünſche geſtanden hätte! aber zwiſchen dem Candidaten und dem Pfarrer lag noch eine tiefe Kluft, die kein vornehmer Gönner ihm überſpringen half, ſondern deren ſchroffen Abhang er ganz gelaſſen an der Hand ſeiner einzigen Freundin, der Geduld, umwandeln mußte. Das ſchöne Annelieschen unterſtützte ihm funfzehn Jahre lang in ſeiner löblichen Beharrlichkeit durch die zärtlichſten Verſicherungen treuer Liebe, und diesmal hatte es mit der Treue ſeine vollkommene Richtigkeit. Sprüchwörtlich zu ſagen: ſie war ihm treu wie Gold. Es wäre aber zu wünſchen, daß das Gold nicht länger auf dieſe Weiſe geehrt würde, denn es giebt in der That kein treuloſeres Metall als das Gold. *Treu wie Eiſen* ſollte man ſagen, denn eben die Eigenſchaft, durch welche das Gold den Ruhm der Treue uſurpirt haben mag, nemlich die, nicht vom Roſte angegriffen zu werden, ſcheint gar nicht zu den Beſtandtheilen der Treue zu gehören. Man denke nur zum Beyſpiel an den *Muth der Deutſchen*, an ihre *Staatsverfaſſung*, an gewiſſe *Tractaten*, lauter Dinge, denen man die Treue nicht abſprechen kann, wenn gleich der Roſt der Zeit gewaltig daran genagt hät. Man erinnere ſich ferner, wie untreu das Gold den Deutſchen jetzt iſt; wie es, je blanker, je unaufhaltſamer, aus ihren Taſchen und Beuteln ſchlüpft, um ſich in unausfüllbare Abgründe zu ſtürzen, wie hingegen das Eiſen, in Scheiden wohl verwahrt, wenigſtens noch immer eine Zierde ihrer Hüften bleibt: ſo wird man gegen die Umwandlung des Sprüchworts ſchwerlich etwas einwenden dürfen.

Alſo treu wie Eiſen blieb Annelieschen ihrem Schaafmilch; und dieſe Treue ſiegte endlich; er erhielt eine Pfarre, die ihm in guten Jahren, wenn er das Gras mitrechnete, welches ſeine Gänſe auf der Gemeinweide fraßen, wohl gegen hundert Thaler eintragen konnte. Alſobald führte er die züchtige Braut zum Altare. Sie erſchien koſtbar geſchmückt, ohne daß es ihm einen Heller gekoſtet hätte, denn ſie hatte mit löblicher Vorſicht alle die von ihren vormaligen Liebhabern empfangenen Geſchenke zu dieſem Ehrentage aufgeſpart; ſie wollte ſich noch einmal aller der ſüßen Täuſchungen gerade in dem Augenblicke erinnern, wo eine ſüßere Wirklichkeit an deren Stelle trat; ſie wollte gleichſam die ſämmtlichen Grafen, Baronen und bürgerlichen Etcätera's in dieſer feyerlichen Stunde zu Zeugen des ſtillen Glückes machen, welches die dürre aber willig ausgeſtreckte Hand ihres Schaafmilch ihr darbot. Dann aber entſagte ſie aus ehelicher Treue allem dieſen Tande auf ewig, verkaufte und vertrödelte die hübſchen Ringe, Halsbänder und Ohrgehänge und widmete ſich mit exemplariſcher Beharrlichkeit dem Flachsſpinnen, dem Gänſemäſten und der Zubereitung des edlen Käſes.

Man warf ihr vor — doch kam ein ſolcher Vorwurf nie über des geduldigen Schaafmilchs Lippe — ſie ſey ein wenig zu eifrig auf die Marktpfennige erpicht, denn, troz des vielen Flachſes, den ſie ſpinne und ſpinnen laſſe, erfreue ſich der Leichnam des Herrn Pfarrers keiner zuſammenhängenden Bedeckung, ja man wollte einſt, bey einer Feuersbrunſt, als er im blanken Hemde aus dem Bette ſpringen mußte, bemerkt haben, daß dieſe Bedeckung mit ſeinen Chorhemden kaum von gleicher Länge ſey, auch hieß es, am Martinstage ſtehe nie eine Martinsgans auf ſeinem Tiſche; indeſſen, da er ſelbſt nie klagbar geworden, vielmehr ſtets heiter und zufrieden einher wandelte, ſo läßt ſich vermuthen, daß nur die Verläumdung das häusliche Glück des ſchönen Annelieschen zu begeyfern ſuchte.

Obwohl ſie an Alter und Weisheit ſchon ſo lange zugenommen hatte, daß die Gnade der Fruchtbarkeit nicht eigentlich mehr an ihr zu erwarten ſtand, ſo beſchenkte ſie den rüſtigen Gatten dennoch mit einem Söhnlein und einem Töchterlein, genoß aber nicht lange das Glück, ſich in dieſen holden Pflanzen wieder aufleben zu ſehen, denn eine ſtarke Verkältung, die ſie bey der großen Wäſche ſich zuzog, veranlaßte ein Fieber, welches, da ſie durchaus keine Arzeney nahm, allen Arzeneyen widerſtand, und ihrem ſchönen thätigen Leben — ach! allzufrüh ein Ende machte!

Der Paſtor Schaafmilch war außer ſich, ſo oft er auch ſonſt predigte, daß man in ſich gehen müſſe. Am Begräbnißtage, den die alte, nun freye Hand habende Köchin durch einen Gänſebraten verherrlichte, aß er aus Verzweiflung ſo viel, daß in derſelben Nacht der Geiſt ſeiner Frau ihm erſchien, und ihm die heftigſten Vorwürfe wegen ſeiner Unmäßigkeit und Verſchwendung machte. Es wurde auch nur allzubald in ſeinem Hausweſen ſichtbar, daß der, zwar keifende, aber Segen bringende Genius der Gattin von ihm gewichen war. Von Wittwen pflegt man ſonſt zu ſagen, im erſten Jahre ihres Wittwenthums ſtehe der Mann noch überall hinter der Thüre, das heißt: es finden ſich immer noch eine Menge von ihm herrührende Einkünfte und Gefälle; hier galt daſſelbe von dem betrübten Wittwer, der in

Kiſten und Schränken der Verſtorbenen noch eine geraume Zeit ſo viele Erſparniſſe vorfand, daß er, außer ihrer gellenden, das ganze Haus belebenden Stimme, wenig entbehrte. Aber eben dieſe Stimme, die ſo manche Elle Leinwand hervorgezaubert hatte, fehlte jetzt in allen Ecken; die Mägde thaten, oder unterließen vielmehr, was ſie wollten; der Zehnte wurde nicht mehr mit derſelben gerechten Strenge eingetrieben, auch nicht mehr mit demſelben übervollen Maaße eingemeſſen, und ſo verwandelte ſich nach und nach die zeitherige freywillige Kümmerlichkeit des Hauswesens in eine unfreywillige.

Dennoch würde Paſtor Schaafmilch, dem die Bauern ſeiner Gutmüthigkeit halber ſo viele Eyer ins Haus trugen, als er nur immer eſſen wollte, bis an ſein ſeliges Ende genug gehabt haben, wenn nur das Söhnlein und das Töchterlein nicht ſo verzweifelt ſchnell heran gewachſen wären. Aber der kleine Hans ſollte ſtudieren, denn da der alte Hans, eines Schuſters Sohn, ſtudiert hatte, ſo konnte ja das emporſtrebende Geſchlecht der Schaafmilche nunmehro nicht wiederum zu der Pfrieme zurück kehren. Auch in dem kleinen Annelieschen entwickelten ſich immer mehr und mehr die Reize und Tugenden ihrer Mutter, und da ſie auf keiner Univerſität glänzen konnte, ſo wollte ſie wenigſtens keinen Jahrmarkt in den benachbarten Städten verſäumen. Auf dieſe Weiſe verband ſich die Nahrungsſorge ſtets feſter mit der Seelſorge und preßte dem ehrlichen Pfarrer täglich den Wunſch aus, doch endlich einmal in ein einträglicheres Amt verſetzt zu werden.

Jedermann ſagte ihm, dieſen Wunſch zu erreichen, ſey kein anderes Mittel, als die Gunſt des Herrn Superintendenten und Conſiſtorialpräſidenten zu gewinnen; das war aber nicht leicht, denn dieſer Mann — er hieß Feuerbiß — ſtand mit dem Paſtor Schaafmilch in gar keiner Berührung, weder des Geiſtes noch des Herzens. Er war ein theologiſcher ſchöner Geiſt, und Hans Leberecht Schaafmilch hielt alle ſchönen Geiſter in der Theologie für unreine Geiſter; er liebte guten Wein und leckere Speiſen, die Jener kaum dem Namen nach kannte, noch weniger im Stande war, Sr. Hochehrwürden Küche und Keller damit zu verſorgen; er hielt viel auf Unterthänigkeit und Demuth ſeiner Untergebenen, und hieran ließ der Pfarrer es zwar nicht ermangeln, hingegen konnte auch die demüthigſte Kriecherey, die der Herr Superintendent doch nur als eine Schuldigkeit betrachtete, keinen beſonders günſtigen Eindruck hervorbringen. Die einzige Hoffnung des ehrlichen Paſtor Schaafmilch beruhte auf der Kirchenviſitation, welche nächſtens den Sprengel treffen ſollte, in dem ſein Pfarrdorf lag. Er wußte, daß es dabey beſonders auf eine Küchenviſitation angeſehen war, und nahm ſich vor, durch eine ſplendide Bewirthung vor allen ſeinen Mitbrüdern ſich auszuzeichnen. Es könne nicht fehlen, ſagte man ihm, daß er das Herz des geiſtlichen Oberhirten rühren werde, wenn er durch den Gaumen zu ihm ſpräche.

1. Der Dudelſack.

Der große Tag rückte heran. Schon eine ganze Woche früher einquartierten die Frau Pachterin, die Frau Müllerin und die Frau Gerichtsſchreiberin, als drey verſtändige Wirthinnen, ſich im Pfarrhofe ein, buken Kuchen, machten Würſte, verguldeten Schweinsköpfe, ſcheuerten das Zinn und falteten die Servietten, indeſſen Annelieschen, das Töchterlein, die Fenſter mit Drapperieen von Hausleinwand verſah, und ihres Vaters Perücke mit dem feinſten Kartoffelmehl puderte. Es war die ganze Woche über ein Spectakel im Hauſe, als ob die ſelige Frau Pfarrin ausdrücklich zu dieſem Ehrentage ſich einen Urlaub in der

Unterwelt ausgewirkt hätte, und der Herr Paſtor mußte auf den Kornboden flüchten, um auf die wichtige Predigt ſtudieren zu können, die er vor ſeinem Gönner halten ſollte.

Endlich erſchien der große Tag unter Regenſtrömen, welche den ohnehin grundloſen Weg nicht verbeſſerten. Späteſtens morgens um neun Uhr würden Se. Hochwürden ſich einſtellen — ſo war es dem Paſtor angeſagt worden — dann ſollte, nach eingenommenem Frühſtück, ſogleich in die Kirche geſchritten, der liebe Gott abgefunden und hierauf zur Mittagstafel geeilt werden. Aber es ſchlug ſchon halb zehn, und noch gab der Bauerburſche, der als Wächter auf dem Kirchthurme ſtand, kein Zeichen von der Annäherung der hohen Gäſte. Endlich um zehn Uhr, als die geronnene Chocolade ſchon zweymal wieder aufgewärmt worden war, keuchte ein Bote auf den Hof, meldend, daß der Herr Superintendent mit ſeinem Wagen in einem Waſſerloche liege, und nicht allein die Achſe, ſondern auch ein Dutzend Bouteillen von ſeinem beſten Weine zerbrochen habe, weshalb er mit chriſtlicher Sanftmuth das ganze Dorf zu allen Teufeln wünſche, und den Herrn Paſtor erſuche, ihm ſchleunig Pferde und Wagen zu ſchicken, um ihn aus der Pfütze heraus zu holen.

Der arme Schaafmilch bebte vor Schrecken, und ließ ſeine beyden dürren Ackergaule ſogleich anſchirren; aber in der Ehrenvollen Vermuthung, ein bequemes Fuhrwerk bey ihm zu finden, hatten Se. Hochehrwürden ſich geirrt. Weder auf dem Pfarrhofe noch im ganzen Dorfe war dergleichen aufzutreiben; ein unbedeckter, ſogenannter Rollwagen, mit dem der Pachter die Wochenmärkte beſuchte, und der, weil ſeine Räder roth angeſtrichen waren, für ein höchſt elegantes Fuhrwerk galt, wurde haſtig angeſpannt, der Großknecht ſchwang ſich darauf, erweckte durch den Knall ſeiner Peitſche den ſchwachen Lebensfunken der Ackergaule, und brachte eine Stunde nachher das wohl durchnäßte Conſiſtorium glücklich auf den Hof.

Daß die Laune des Herrn Feuerbiß nicht die beſte war, kann man ſich denken; durch die geronnene Chokolade wurde ſie nicht verbeſſert. Er ließ ſich einen derben Schnaps reichen, und erhub ſich mit gerunzelter Stirn in die Kirche, wo er den Herrn Paſtor erſuchte, ſich kurz zu faſſen, da es ohnehin bald Mittag ſey. Aber Schaafmilch hatte ſich vorgenommen, ſeine ganze Orthodoxie und zugleich ſeine Kanzelberedſamkeit mit gehöriger Breite an den Tag zu legen, deshalb ſchenkte er dem Herrn Superintendenten auch nicht eine Sylbe von den zahlreichen Worten, die er auf dem Kornboden zuſammenſtudiert hatte. Wahrſcheinlich würde dieſe unzeitige Redſeligkeit ihn ſchon jetzt der gehofften Gönnerſchaft gänzlich beraubt haben, wenn nicht zum Glück der Herr Superintendent, erſchöpft durch Strapatzen, Ribbenſtöße, Aergerniſſe und ein wenig benebelt durch den reichlich genoſſenen Schnaps, in einen ſanften Schlummer verfallen wäre, aus dem er nicht eher erwachte, bis der Küſter mit tiefem Gebrüll der erbauten Gemeinde das letzte Lied vorſang. Es wiederfuhr ihm öfter, daß ein Mittagsſchläfchen ihn in der Kirche überraſchte, um aber dadurch auf keine Weiſe in Verlegenheit geſetzt zu werden, hatte er die Gewohnheit angenommen, die Augen in der Kirche zu ſchließen, auch wenn er wachte, gleichſam als geſchähe es nur, um dieſen Sinn vor allen irdiſchen Eindrücken zu bewahren. Die Prediger, denen er zuzuhören ſchien, zogen daraus den Vortheil, daß ſie immer von ihm gelobt wurden; denn hätte er ſie tadeln wollen, ſo wäre nöthig geweſen, ins Einzelne zu gehen. Das Lob hingegen durfte er nur in einigen gemerkten Phraſen ausdrücken, wohl wiſſend, daß der Menſch ein jedes Lob überhaupt, ohne weitere Zergliederung, als dem Ganzen gebührend, hinnimmt, von jedem Tadel hingegen das belegte Warum bis in die kleinſte Einzelheit zu wiſſen begehrt.

So trug denn auch Schaafmilch, als er ſchwitzend von der Kanzel herabſtieg, den gnädigen Beyfall ſeines Richters davon, der an der nicht gehörten Predigt nicht das mindeſte auszuſetzen wußte. Daß ſie über eine Stunde gedauert hatte, ſah er freylich wohl an ſeiner Uhr, allein der Schlaf hatte ihn ſo erquickt, und die nahe Ausſicht auf den Kirchenviſitationsſchmauß, als eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe, erheiterte ihn dermaßen, daß er in der beſten Laune von der Welt den Rückweg nach dem Pfarrhofe durch den tiefen Koth der Dorfſtraßen antrat; und die Bauern, die in zwey Reihen mit abgezogenen Hüten ſtanden, mit fromm-ſüßer Freundlichkeit rechts und links begrüßte. Als er in den Pfarrhof trat, dampfte ihm ſchon ein willkommner Geruch von Braten und Kuchen entgegen; er pflanzte ſich an die gebührende Ehrenſtelle bey der Taſel, und nahm mit Wohlgefallen der Gottesgaben viele zu ſich. Nur gegen das Ende der Mahlzeit, als er, ſeiner Gewohnheit nach, die trocknen Speiſen mit der gehörigen Quantität Flüſſigkeit vermiſchen wollte, war es ihm unmöglich, den Heidelbeerſaft hinunter zu bringen, den der Weinhändler im nächſten Städtchen dem Paſtor Schaafmilch für Pontak verkauft hatte, und es lagerte ſich die erſte Wolke auf ſeiner Stirn. Der gutmüthige Wirth rechnete darauf, dieſe durch eine Ueberraſchung zu zerſtreuen, die er für das Ende der Mahlzeit weislich aufgeſpart hatte.

Es war ihm nemlich geſagt worden, eine Tafelmuſik ſey die eigentliche Würze aller Speiſen, die vornehmſten Herren ließen bey Tiſche muſiciren, (freylich ohne zuzuhören), und ſogar auf der Leipziger Meſſe würde im hotel de Saxe bey der table d'hôte brav gegeigt. Ohne allen Zweifel würden Se. Hochehrwürden, Herr Superintendent Feuerbiß, es gewaltig hoch aufnehmen, wenn ein armer Landpfarrer ſich bey deſſen Bewirthung vor allen ſeinen Mitbrüdern durch eine Tafelmuſik auszeichnete. Schaafmilch ſandte ſogleich in die nächſte Stadt, um den ſogenannten Hauspfeifer (Stadtmuſikanten) nebſt ſeinem muſikaliſchen Gefolge einzuladen, und dieſer hatte auch zu erſcheinen verſprochen, ließ aber plötzlich am Vorabend des groſſen Tages abſagen, weil die Franzoſen eingerückt waren, und die Bürgerſchaft ihre unterthänige Freude darüber durch einen Ball an den Tag legen müſſe.

Der arme Paſtor loci empfing dieſe Botſchaft ſehr verdrüßlich, denn da er wußte, daß Amphion durch die Muſik ſogar wilden Thieren ein freundliches Vertrauen eingeflößt hatte, ſo zweifelte er auch keinesweges, daß ein Hauspfeifer im Stande ſey, einen Superintendenten dermaſſen zu rühren, daß er ohne Bedenken ſeinem aufmerkſamen Wirthe die beſte Pfarrſtelle im Lande zuwenden werde. Was war nun zu thun, um dieſe wohl ausgedachte captatio benevolentiam dennoch zu benutzen? Das Töchterlein erinnerte ihn zu rechter Zeit, daß unter ſeinen Pfarrkindern ſich ein ganz vortrefflicher Dudelſackbläſer befinde, ein Mann, der, weit und breit berühmt, zu allen Kirmſen und Hochzeiten auf drey Meilen in die Runde geholt wurde. Zwar ſtellte ſich bey dem Pfarrer die Bedenklichkeit ein, daß ein Dudelſack und ein Superintendent — wenn ſie auch gleich bisweilen in der Figur eine entfernte Aehnlichkeit mit einander haben — doch ſonſt nicht wohl zuſammen paſſen, und daß das Inſtrument zu gemein ſey, um bey einem vornehmen Gaſtmahle eine Rolle zu ſpielen; aber das Söhnlein hob dieſen Anſtoß durch die Bemerkung, die er in der Stadtſchule aufgeſchnappt hatte, daß Virtuoſität, auch in einer ſonſt gemeinen Sache, ſtets den Ruhm eines Künſtlers nach ſich ziehe, und daß ein vortrefflich geblaſener Dudelſack mehr werth ſey, als eine ſchlecht geſpielte Violine. Er führte zum

Beyſpiel an, daß nicht längſt ein Mann auf dem Brummeiſen Concerte gegeben, welche ſtark beſucht worden, und daß gewiſſe litterariſche Handwerksburſche bisweilen Declamationen krächzen, die jedem Dudelſacke weit nachſtehen. Uebrigens dürfe man nur den pöbelhaften Namen weglaſſen, und das Inſtrument eine Schallmey nennen, ſo ſey es würdig in jedem Speiſeſaale zu ertönen. Dieſen einleuchtenden Gründen ergab ſich der Pfarrer, ließ noch ſpät in der Nacht den kunſtreichen Dudelſackbläſer holen, und unterrichtete ihn, wie er am andern Tage bey der Mahlzeit, wenn der Kuchen herumgetragen werde, ganz unvermerkt hinter den Stuhl des Superintendenten treten, und plötzlich die ſüßeſten Töne aus ſeiner Schallmey hervorlocken ſollte.

Alles geſchah wie der Pfarrer es ausgeſonnen und beſtellt hatte, und der Künſtler, dicht an das rechte Ohr des Gönners geſtellt, begann gerade in dem Augenblicke ſeinen munterſten Bauerntanz, als Jener mit ſaurer Miene das von dicken Pontack geſchwärzte Glas vor ſich niederſetzte. Kaum vernahmen Se. Hochehrwürden die ſauchenden Töne an Dero rechtem Ohre, als Sie mit einer Art von Wuth aufſprangen, einen grimmigen Blick auf den erſchrockenen Wirth warfen, und vor Zorn ſtammlend fragten: ob er Sie für einen polniſchen Tanzbär halte?

Um zu begreifen, wie jenes unſchuldige Inſtrument einen Superintendenten ſo aus aller Faſſung bringen konnte, muß der Leſer wiſſen, daß Herr Feuerbiß in ſeiner Jugend Feldprediger geweſen, und daß eine Begebenheit aus jener Zeit ihm noch immer eine höchſt unangenehme Rückerinnerung zuwege brachte. Er hatte nemlich, als das Regiment, bey welchem er ſtand, in Winterquartieren lag, und die Officiere fleißig Bälle und Maskeraden veranſtalteten, oft den Wunſch geäußert, doch auch einmal einer Maskerade beywohnen zu dürfen;

war aber ſtets von dem ſtrengen Obriſten daran verhindert worden, unter dem Vorwande, daß es ſich für ſeinen Stand nicht ſchicke. Da erboten ſich am Faſtnachtsabend ein paar junge lockere Fähndriche, ſeinen Wunſch zu erfüllen, ohne daß er die mindeſte Gefahr laufe, erkannt zu werden. Er ſollte ſich nemlich in eine Bärenhaut einnähen laſſen. Einer der Officiere, als Bärenführer, wollt ihm an einer Kette leiten und der andere den Dudelſack dazu blaſen. Feuerbiß ließ ſich das Ding gefallen, erſchien auf allen Vieren im Redoutenſaale, richtete ſich auf, ſo oft der Dudelſack ertönte, und tanzte recht behende, ohne daß irgend Einer der Anweſenden auf den Einfall gerieth, der Tanzbär ſey ihr Beichtvater. Da er aber dieſe Rolle zum Erſtenmale, wiewohl vortrefflich, ſpielte, ſo war er mit den Beſchwerlichkeiten derſelben noch nicht bekannt. In einem heißen Tanzſaale in einer Bärenhaut zu ſtecken, und kaum ſo viel Athem ſchöpfen zu können, als eine ſchwindſüchtige Mücke, das würde ſelbſt der Feldprediger Alexander des Großen nicht lange ausgehalten haben. Die Fähndriche hatten ihm zwar verſprochen, der ganze Spaß ſolle höchſtens eine Viertelſtunde dauern; allein er machte ihnen ſelbſt ſo viel Vergnügen, daß ſie ſich an das Schnaufen und Brummen ihres Bären gar nicht kehrten, und nicht eher abließen ihn zum Tanzen zu zwingen, bis er in allem Ernſte ohnmächtig wurde. Jetzt mußte man eilen, die Bärenhaut aufzuſchneiden, und ſiehe da, zum großen Erſtaunen eines dichten Maskenkreiſes, ſchlüpfte der Herr Feldprediger, vom Angſtſchweiße triefend, heraus, und wurde von einem lauten Gelächter bewillkommt. Der Obriſte gab ihm einen derben Verweis, und den luſtigen Fähndrichen Arreſt auf 24 Stunden. Feuerbiß wurde krank, oder ſtellte ſich krank, um nur von Niemanden geſehen zu werden, mußte aber noch die hämiſche Kränkung erfahren, daß ihm in der folgenden Nacht unter ſeinem Fenſter ein Ständchen mit dem Dudelſacke gebracht wurde.

War es nun wohl ein Wunder, daß der Dudelſack ihn in Wuth verſetzte? hätte er nur mit der mindeſten Wahrſcheinlichkeit vermuthen können, Schaafsmilch habe dieſe Anecdote gewußt, und vielleicht gar darauf anſpielen wollen, er hätte ihn um Mantel und Kragen gebracht. Aber die leichenblaſſe Figur ſeines Wirths, die bebend vor ihm ſtand, beſänftigte ihn wieder ein wenig, und er gab ſich alle Mühe, die Stirne zu entrunzeln, um der entflohenen Freundlichkeit wieder Platz zu machen.

2. Die Kanonen.

Der Flüchtling kehrte auch um ſo williger zurück, als eben in dieſem Augenblicke der Jäger des Gutsherrn mit einem Korbe voll Champagner hereintrat, und einem ſehr artigen Kompliment des Inhalts: „Se. Gnaden hätten vernommen, daß Se. Hochehrwürden

„das Unglück wiederfahren ſey, Dero Reiſekeller zu zerbrechen, Sie nähmen ſich daher die Freyheit, mit einem Dutzend Bouteillen Champagner aufzuwarten, da der Pfarrkeller wahrſcheinlich nichts enthalte, was eines Feinzünglers würdig ſey.“ — Mit einer unausſprechlichen vornehmen Freundlichkeit ſtattete der Superintendent Sr. Gnaden den gebührenden Dank ab, und mit funkelnden Augen fügte er hinzu: „Setze er nur hieher mein Sohn.“ — Der Jäger leerte ſeinen Korb, empfing kein Trinkgeld und ging brummend. Der Superintendent ließ ſich ſehr behaglich auf ſeinem alten Platze nieder, den Dudelſack gänzlich vergeſſend; die Bouteillen wurden um ihn her geſetzt, und er warf einen großen Blick auf ſie alle, gleich einem Sultan, der unter den Schönen ſeines Harems wählt. Schon fuhr die fleiſchigte Hand zur Taſche, um ein Inſtrument zu Tage zu fördern, ohne welches der vorſichtige Mann nie zu reiſen pflegte, nemlich einen Korkenzieher. Die Stöpſel flogen, die Gläſer ſchäumten, die Fröhlichkeit wuchs, die Zungen lallten, und Paſtor Schaafmich beſchloß, dieſen ſchönen Augenblick zu nutzen, um ſein ganzes Herz dem hohen Gaſte in das Champagner-Glas zu ſchütten.

Aber Hans, das Söhnlein, hatte noch eine zweite Ueberraſchung veranſtaltet, die den Vater zugleich mit überraſchen ſollte. Wir haben ſchon oben geſehen, daß er aus der Stadtſchule ſehr nützliche Kenntniſſe über den Dudelſack mitgebracht; allein er beſaß deren auch in mehreren Fächern des menſchlichen Wiſſens, die nicht einmal vom Conrector gelehrt wurden, ſondern die ſein Genie bloß nebenher auffaßte. So wußte er zum Beyſpiel, daß Kanonen von dem vielſeitigſten Gebrauche ſind; man ſchießt damit die Menſchen nieder, folglich tod, man kündigt aber auch bisweilen durch ſie an, daß Einer gebohren worden; man ruft in Feuersbrünſten durch ihren Donner die Nachbarn zu Hülfe, und man entfernt durch ihren Donner

Alle die helfen wollen, wenn nemlich die Stadt belagert und in Brand geſchoſſen iſt; an hohen Geburtstägen, beym Einzuge gewaltiger Perſonen in eine Stadt brüllen ſie eben ſo laut, als beym Begräbniß eines Generals; bey Geſundheiten, an denen man ſich ungeſund trinket, oder bey den ſogenannten Toaſts, werden Kanonen abgefeuert, als ob man denjenigen, den man hoch leben läßt, daran erinnern wolle, wie leicht man ihn tod ſchießen könne; kurz die Menſchen haben das zerſtörendſte Mordgewehr zum Ausdrucke der Freude und des Ruhmes gewählt, nicht aber aus Bosheit, um bey jedem Schuſſe an entführte Köpfe und verſtümmelte Glieder zu erinnern, ſondern bloß weil es den meiſten Lärm macht; denn Alles, was Lärm in der Welt macht, vom Niagariſchen Waſſerfalle bis zur Kanone, vom Vulcane bis zum Eroberer, dünket den Menſchen erhaben und groß. Von dieſen Grundſätzen durchdrungen, hatte das Söhnlein ganz in der Stille ſechs tüchtige Söller von dem

Edelmanne geliehen, der auch bisweilen bey frohen Zechgelagen ſeinen abgeſtumpften Nerven eine angenehme Erſchütterung dadurch bereiten ließ.

Um die Wirkung dieſer überraſchenden Ehrenbezeugung noch zu vermehren, hatte er nicht allein die Kanonen ſehr dicht unter die niedrigen Fenſter der väterlichen Wohnung mit der Mündung gegen das Speiſezimmer poſtirt, ſondern auch die bis an den Hals vollgeladenen Feuerſchlünde durch eine Stupine mit einander verbunden, ſo daß er dieſe nur anzünden durfte, um alle ſechs auf Einmal loszubrennen. Sein Vater war eben voll Vertrauen dem Superintendenten ganz nahe gerückt, und hatte ſeinen Spruch bereits angehoben, Feuerbiß ſchenkte ihm ein geneigtes Ohr, indeſſen der Mund beſchäftigt war, noch ein Gläschen zu ſchlürſen, die Augen immer kleiner, die Stirne immer röther, die Wangen immer glänzender wurden. In dieſem vielverſprechenden aber Un=

glück ſchwangern Augenblicke geſchah die Exploſion — alle Fenſter zertrümmerten — Glasſcherben und Raſenſtücke, die zu Kanonenpfropfen gedient hatten, bedeckten die Tafel — das perlende Glas entfiel den zitternden Händen des hohen Gaſtes — erſchrocken ſprang er auf, weil er meynte, die Franzoſen bombardirten den Pfarrhof, doch hatte er bey dieſem Sprunge weder das natürliche, noch das vom Wein erborgte Gewicht ſeines Körpers zu Rathe gezogen, weshalb er taumelnd ſich ſogleich wieder nieder ſetzte, aber nicht auf den Stuhl, ſondern auf die Erde. Zu gleicher Zeit hatte der gegenüber ſitzende Conſiſtorial-Secretair, in einer durch den Schrecken erzeugten unwillkührlichen Bewegung, die Tafel mit ſolcher Haſtigkeit von ſich geſchoben, daß ſie gerade in demſelben Augenblicke umſtürzte, als der Superintendent ſich zu ihren Füßen niederließ, wodurch es geſchah, daß nicht allein Teller und Salzfäſſer über deſſen Kopfe zuſammen ſchlugen, ſondern auch eine Pflaumenſauce, die einer Torte zum Begleiter dienen ſollte. Paſtor Schaafsmilch hatte ſich zwar bey der Explosion auf den Beinen erhalten, als aber der Secretair ihm die Tafel ſo gewaltig auf dem Leib ſchob, da lagerte auch Er ſich zu ſeinem Gaſte, und, weil man im Schrecken der Beſinnung nicht mächtig iſt, er folglich, bey dem größten Verlangen den Vorfall zu entſchuldigen, keine Worte fand, ſo bediente er ſich mechaniſch derjenigen, auf die er ſchon ſo lange ſtudiert hatte und deren Fluß ſo plötzlich gehemmt worden war, das heißt, er ſetzte unter dem Tiſche die Bewerbung um ein einträglicheres Amt fort.

Die Antwort des Superintendenten: gehn Sie zum Teufel! verſtand er nicht eher, bis ſie einigemal wiederholt wurde, weil Zorn und Pflaumenſauce die kräftige Stimme erſtickten. Die unverhoffte Anweiſung an den Satan gab dem armen Schaafsmilch die Beſinnung wieder, er raffte ſich auf, wälzte mit

Hülfe des Secretairs die, dem Scherbenberge bey Rom gleichenden, Trümmer von der ſeufzenden Creatur, ließ alle Handtücher herbey holen, die ſein Wäſchſchrank bewahrte, wuſch und rieb den Gönner aus allen Kräften, konnte aber nur die Pflaumenſauce, nicht den gerechten Zorn von deſſen Geſichte waſchen.

Nach ausgemittelter Urſach des ſchrecklichen Ereigniſſes, wurde zwar der triefende Gönner etwas ruhiger, und erzwang ein Lächeln, als er vernahm, daß Hänschen Schaafmilch bloß die Abſicht gehabt, ihm die höchſte Ehre zu erzeigen, ja er that ſogar Vorſprache für den Buben, den ſein Vater exemplariſch züchtigen wollte; aber der günſtige Augenblick war dennoch verflogen, und keine Hoffnung, die gute Laune wieder herzuſtellen, da auch die noch übrigen Champagnerbouteillen bey dem allgemeinen Erdbeben ihr Grab unter dem Tiſche gefunden hatten.

3. Die Blumen.

Eine gewiſſe ſanfte Verzweiflung leuchtete aus den Blicken des armen Pfarrers, als ſein Töchterlein ihn mit kindlichem Mitleid in einen Winkel zog, ihn vertröſtend, daß ſie Alles wieder gut machen werde. Zwar hatte der keuſche Gaſt ihren aufblühenden Reizen keines Blickes gewürdigt, dennoch ſchmeichelte ſie ſich, daß die dritte Ueberraſchung, welche ſie mit zarter Weiblichkeit ausgeſonnen, durch eine milde Rührung die vorigen etwas derben Eindrücke verlöſchen werde; es nahte nemlich nunmehr einer der wichtigſten Augenblicke in dem täglichen Leben des Superintendenten, das Stündlein des Mittagsſchlummers. Das Gaſtzimmer am Ende eines langen Ganges war mit Beſemen geſchmückt und bereitet, ein hoch aufgeſchwollenes Bett, wozu ſämmtliche Hausgenoſſen ihre Kiſſen hatten hergeben müſſen, ſollte die ſchweren geiſtlichen Glieder zur Ruhe einladen, junge belaubte Birken, ſonſt nur dem Pfingſtfeſte geweyht, waren vom Förſter erbeten und in allen Ecken des Zimmers aufgeſtellt worden, um durch ihren narcotiſchen Duft den Schlaf zu befördern. Alle dieſe Anſtalten vernahm der ruhebedürftige Feuerbiß mit Wohlgefallen, und ſetzte ſich ſogleich in Bewegung, um die wohl gepolſterte Ruheſtätte zu erreichen. Annelieschen begleitete ihn, ſich ſchon im Voraus kitzelnd mit der freundlichen Wirkung, die ihre empfindſame Veranſtaltung hervorbringen würde, und diesmal irrte ſie nicht.

Zwar ſtutzte der Superintendent im erſten Augenblicke, als er die Thüre des ihm angewieſenen Zimmers öffnete, und, ſtatt des einſamen Morpheus, eine große Geſellſchaft von zwölf hübſchen Bauerdirnen darinnen antraf; allein er errieth ſogleich den Zweck dieſer feiſten Verſammlung. Waren die Nymphen auch nicht, dem gewöhnlichen Coſtüm gemäß, weiß gekleidet, ſo hatten ſie dagegen rothe und grüne

Frieſröcke bey Dutzenden über einander gezogen, und eine Jede hielt in zwey blauen Fäuſten den Korb, in welchem ſie Butter und Käſe zu Markte zu tragen pflegte, der aber jetzt mit Blumen aller Art, wie ſie der Herbſt nur immer noch hervorbrachte, angefüllt war. Sobald der ehrwürdige Schlafkandidat erſchien, ſtreuten ſie nicht allein dieſe Blumen in dicken Haufen von der Stubenthüre bis zum Bette; ſondern ſie überſchütteten auch damit das Lager ſelbſt ſehr reichlich, und warfen das Uebrige ihm ſo treuherzig an den Kopf, daß ſeine ganze Perücke voll Tauſendſchönchen hing.

Nun iſt aus den hamburgiſchen Zeitungen zur Genüge bekannt, daß, ſo oft Blumen in Deutſchland geſtreut werden, diejenigen erhabenen Perſonen, welche der Gegenſtand dieſer Ehrenbezeugung ſind, ſich jederzeit von tiefer Rührung ergriffen fühlen. Auch Feuerbiß konnte einer ſolchen poetiſchen Schmeicheley nicht widerſtehen; er lächelte und nickte ſehr freundlich den Maulaufſperrenden Nymphen zu, lobte das Töchterlein wegen dieſes allerliebſten Einfalls, gähnte aber auch zugleich ſo weit umfaſſend, daß Annelieschen mit ihrer holden Schaar ſich alſobald höflich zurückzog. Dem Vater berichtete ſie, er dürfe nunmehr vollkommen ruhig ſeyn; denn durch die Blumen ſey Alles ausgeglichen worden, und ſonder Zweifel werde der Gaſt, nach einem ſüßen Schlummer, mit ſtrahlender Heiterkeit wieder in die Geſellſchaft treten. Dieſes frohe Ereigniß mit Sehnſucht erwartend, ſtudierte Paſtor Schaafmilch auf eine geſchickte Wendung, das unter dem Tiſche abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen, war nach einigen Stunden völlig vorbereitet, und konnte nicht begreifen, warum ſeine hochverehrte Obrigkeit noch immer zögere zu erſcheinen, da der Secretair verſicherte, daß dieſelbe nie mehr als anderthalb Stunden der Sieſte zu widmen pflege. Man wartete, man ſchlich an die Thüre, man hörte ſchnarchen, man ging zurück und wartete wieder. Als aber ſchon die vierte Stunde ablief, da fand man es doch bedenklich, das Conſiſtorium noch länger ſchlafen zu laſſen. Die Thür wurde leiſe geöffnet; da lag der ſchnarchende Leichnam, das Geſicht ſo blau als die ſchönen Hände der Blumenſtreuerinnen, mit dicken Schweißtropfen bedeckt, und die ſehr mühſame Reſpiration bey dieſem todtenähnlichen Schlummer zeigte an, daß ein Schlagfluß nahe ſey. Man rüttelte und ſchüttelte ihn, man gab ihm Hirſchhorn zu riechen, man riß Thüren und Fenſter auf, und es gelang endlich, den Betäubten zu erwecken, den der allzu ſtarke Blumenduft, verbunden mit dem Duſt der Birken, aus dem engen, feſt verſchloſſenen Zimmer beynahe in das noch engere und noch feſter verſchloſſene Grab befördert hätte. Ins Leben rief man ihn zurück, aber einen ſehr heftigen Kopfſchmerz, als Nachwehen dieſer Begebenheit, vermogte man nicht zu lindern. Eine heitere Laune paart ſich bekanntlich ſehr ungern mit Kopfſchmerzen, hatte ſich folglich auch hier verdrängen laſſen; mürriſch und einſylbig ſaß der hohe Gaſt auf ſeinem Lehnſtuhle, und Alles was, außer dem Tabacksrauch, zwiſchen ſeinen Zähnen hervorging, war eine Verwünſchung des Blumenſtreuens. So verſchwand auch diesmal wieder Schaafmilchs Hoffnung, ſeine Noth in einem günſtigen Augenblicke an das große Superintendentenherz zu legen.

4. Das Hängeſchloß und 5. der Ofen.

Leider hatte das Schickſal ſeine Tücke noch nicht erſchöpft; die üble Laune des Gönners ſollte noch einen ſtarken Zuſatz durch die Angſt erhalten. Schon ſeit mehreren Monaten ſtreifte eine ſtarke Räuberbande in der Provinz umher, welche den neueſten politiſchen Grundſatz: „was man kann das darf man auch“ ſo unverdroſſen in Ausübung brachte, daß es in der ganzen Gegend nur noch wenige Dörfer gab, wo es nicht ausgeſehn hätte, als habe ein fremdes, ſiegreiches Heer daſelbſt bivouaquirt.

Eben als die Feuerbiſſiſchen Kopfſchmerzen ein wenig nachzulaſſen begannen, ſtürzte ein bleicher Bote in das Zimmer, den ein in der vorigen Nacht beraubter, und kaum eine halbe Meile entfernt wohnender geiſtlicher Mitbruder abgefertigt hatte, um ſeinen liebwertheſten Herrn Confrater zu warnen, inmaßen einige der betrunkenen Räuber ſich hatten verlauten laſſen, ſie würden in der folgenden Nacht gen Wurſtfeld ziehen — (ſo hieß die Schaafmilchiſche Gemeinde) — weil ſie in Erfahrung gebracht, daß der reiche Herr Superintendent daſelbſt Küchenviſitation halte, und folglich zum wenigſten ein leckerer Speiſevorrath zu erbeuten ſtehe.

Dem erſchrockenen Gaſte ſchlüpfte bey dieſer Botſchaft die Pfeife aus dem Munde. Er würde auf der Stelle haben anſpannen laſſen, um in die ſichere Reſidenz zurückzukehren, wo man doch wenigſtens nur Requiſitionen und gezwungene Anleihen erlegte; allein es war ein dunkeler Herbſtabend, die Straße grundlos, der Regen kalt; es ſchien noch weit gefährlicher, jenen Politikern auf der Landſtraße zu begegnen, als ihren Einbruch abzuwarten. Der geiſtliche Herr entſchloß ſich daher wider Willen zu bleiben und ſich der Fügung Gottes zu unterwerfen. Um aber dieſe göttliche Fügung mit menſchlichen Kräften zu unterſtützen, erſuchte er ſeinen Wirth ſolche Veranſtaltungen zu treffen, daß nicht die Räuber ſie unvorbereitet überfallen mögten, als die fünf thörigten Jungfrauen ohne Lampen, oder als die zwölf ſchlafenden Jungfrauen von Spieß. Man berief ſogleich den Nachtwächter in den geheimen Rath, und es wurde noch ein Adjunctus dieſer wichtigen Perſon für die künftige Nacht creirt. Alle Kettenhunde liefen los und ledig herum, alle Hofthüren wurden verrammelt. Durch dieſe Maaßregeln noch nicht gänzlich beruhigt, erhob ſich der Herr Superintendent auf ſein Zimmer, um mit eigenen Augen zu unterſuchen, ob ſich daſelbſt keine Fallthüre und kein verdächtiger Winkel befinde, wo die gefürchteten Gäſte ſich verbergen könnten.

Dieſe Unterſuchung fiel nun zwar gänzlich zum Vortheil des Zimmers aus, wo, die Mauſelöcher ausgenommen, ſich keine bedenkliche Oeffnung zeigte, aber er machte bey dieſer Gelegenheit eine andere Entdeckung, die ihm für ſein nächtliches Wohlbefinden von Wichtigkeit ſchien. Um nemlich den verderblichen Blumen- und Birkenduft gänzlich aus dem Zimmer zu verbannen, hatte man weislich Thüren und Fenſter aufgemacht, auch den Zweck dadurch vollkommen erreicht, hingegen der kühlen, naſſen Herbſtluft einen ſo freyen Durchzug verſtattet, daß die geiſtlichen Zähne und Gebeine darob klapperten und ſchauderten, und die Zunge das Verlangen von ſich gab, den Ofen ein wenig zu heizen. Auf der Stelle erging der Befehl an die Magd, des dürren Holzes einige Arme voll herbey zu ſchleppen, und den Freund, der uns im Winter durch ſeine Wärme an die ſchwarze Bruſt lockt, damit zu füllen.

Nach dieſen Veranſtaltungen ſetzte man ſich etwas beruhigt zur Abendtafel, und als der ſchäumende Porter, den Champagner erſetzend, fleißig kreiſte, der Nachtwächter fleißig ins Horn ſtieß, und die Kopfſchmerzen von dem Magen überwältigt wurden, da ſah man das Conſiſtorium noch einmal guter Dinge, und in dem Pfarrer regte ſich noch einmal eine leiſe Hoffnung, daß wenigſtens am andern Morgen das verſöhnte Schickſal ihm lächeln werde. Um keine Vorſichtsmaaßregeln zu vernachläßigen, wurde noch ſpät der Küſter auf den Thurm geſchickt, mit dem Befehle, die Sturmglocke zu läuten, ſo bald er Lärm im Dorfe vernehme. Durch alles dieſes beherzt und durch den reichlich genoſſenen Porter ſchläfrig gemacht, erhuben ſich Se. Hochehrwürden, unter Vortretung zweyer Wachskerzen, in Ders Schlafgemach, entließen die demüthigen Begleiter mit lallender Zunge, und verſchloſſen und verriegelten die Thüre hinter ſich.

Dem Pfarrer kam ſein Gaſtzimmer in dieſem Augenblicke vor wie eine Schatzkammer (nur keine deutſche), oder wie das grüne Gewölbe in Dresden, denn es enthielt, unter allen geiſtlichen Diamanten des ganzen Landes, den großen Pitt. Um ſo mehr zitterte er für deſſen treue Bewahrung. Gern hätte er ſeinen Schatz in der Stille bey Seite geſchafft, da er ſich erinnerte, daß man ſogar im Kriege Alles in Sicherheit bringt, was gewiſſe Menſchen, die nicht einmal Räuber heißen wollen, Belieben tragen könnten, mitzunehmen. Da nun aber das bey Seite ſchaffen einer ſo anſehnlichen Superintendenten-Maſſe nicht thunlich war, ſo fiel es dem Paſtor Schaafmilch um ſo ſchwerer auf das Herz, daß, bey einem etwaigen Einbruch der Räuber, keiner von allen Bewohnern des Hauſes einer ſo groſſen Gefahr ausgeſetzt war, als ſein hochverehrter Conſiſtorialpräſident. Das Zimmer nemlich lag, wie ſchon erwähnt, am Ende eines langen Ganges, von welchem eine kleine Treppe in den Hof führte. Dieſe Treppe, wenn ſie wie eine Art von Brückenkopf wäre befeſtigt worden, hätte allerdings tapfern Widerſtand leiſten können; allein ſie war nur mit einer ſchwachen Thüre gegen den Zugwind verſehen, die ſtatt des Schloſſes durch ein bloſſes Gewicht zugehalten wurde; gelang es den Räubern bis in den Hof zu dringen, ſo waren auch die Treppe und der Gang in ihrer Gewalt; hingegen da, wo der letztere mit dem Hauptgebäude zuſammenhing, befand ſich noch eine verſchließbare Pforte, welche die hinter ihr Hauſenden deckte. Der Gang war folglich der nächſten und gröſſten Gefahr bloßgeſtellt. Zwey Thüren, rechts und links auf demſelben, konnten die nächtlichen Requirenten locken, und ſie würden ihre Mühe hinter beyden belohnt gefunden haben;

denn die Eine führte zu dem Superintendenten, die andere zu der Schinkenkammer. So weh dem guten Schaafsmilch auch der Verluſt aller ſeiner Schinken gethan haben würde, ſo zitterte er doch noch weit mehr für ſeinen hohen Gaſt, und das Schloß, welches er von dieſem mit weiſer Vorſicht umdrehen hörte, beruhigte ihn nicht ganz, da ihm leider nur allzuwohl bewußt war, daß ſowohl dieſes Schloß, als das an der Schinkenkammer, unter die Invaliden gehörten, die beym erſten Angriffe einer rüſtigen Fauſt weichen würden. Zum Glück beſann er ſich, daß an der Bodenthüre noch ein recht gutes Hängeſchloß befindlich, weil ſein ſeliges Annelieschen auf dieſem Boden ihr liebſtes Haabe, die Wäſche, zu trocknen pflegte. Er eilte daher beſagtes Hängeſchloß zu holen, befeſtigte es leiſe an der mit einem Anwurf verſehenen Thüre des Conſiſtorial-Schlafgemachs, warf noch einen trüben Blick auf die Schinkenkammer, die er nicht mit gleichen Schutzwaffen ausrüſten konnte, verfügte ſich aber wenigſtens mit dem Troſte zu Bette, daß Se. Hochehrwürden gegen einen coup de main völlig in Sicherheit waren.

Die gefürchtete Nacht verging, wie es ihm ſchien, ganz ruhig, denn er ſchlief nach ſeiner Gewohnheit ungeſtört bis an den lichten Morgen. „Gott ſey Dank!“ ſagte er gähnend, als er in den Schlafrock kroch, „nun will ich „auch ſogleich das Hängeſchloß wieder abneh„men, weil es doch möglich wäre, daß der „Herr Superintendent früher als gewöhnlich „ſeine Ruheſtätte verließe.“

Er ging und unterwegs kitzelte er ſich mit dem Gedanken, wie gerührt Se. Hochehrwürden ſeyn würden, wenn Sie erführen, mit welcher außerordentlichen Vorſicht man für Dero Sicherheit zu wachen befliſſen geweſen. Leiſe nahte er ſich der Thüre, leiſe nahm er das Hängeſchloß ab, weil er den Gaſt noch im erquickenden Morgenſchlummer begraben vermuthete. Aber — wie groß war ſein Schrecken, als, nach kaum erfolgter Wegräumung des Hängeſchloſſes die Thüre mit Ungeſtüm aufgeriſſen wurde, und der Superintendent wie ein raſender Ajax vor ihm ſtand.

„Herr!“ ſo donnerte er den in eine Bildſäule verwandelten Schaafmilch an: „haben „Sie mich denn durchaus ermorden wollen?“

Um dieſen ſchweren Vorwurf zu verſtehen, muß der Leſer wiſſen, daß gehäufte Leiden in dieſer ſchrecklichen Nacht den frommen Feuerbiß trafen. Wir wollen nicht einmal der bangen Beſorgniß vor Räubern erwähnen, welche verurſachte, daß er fünf Minuten ſpäter als gewöhnlich einſchlief. Indeſſen ſchlief er doch nun und zwar ſo feſt, daß, wenn die Schlacht bey Aſpern vor ſeiner Thüre wäre geliefert worden, er nichts davon gehört haben würde. „Das Glück kommt im Schlafe,“ pflegt man, ich weiß nicht warum, zu ſagen; denn das

Unglück kommt weit öfter im Schlafe als das Glück. So auch hier. Den meiſten Schaden fügen gewöhnlich dumme Leute zu, die es recht gut meynen. Die Magd begnügte ſich nicht damit, den Ofen nach Vorſchrift ein wenig geheizt zu haben; ſondern, als es ihr bey ihrer letzten Umſicht auf dem Hofe ſo kalt vorkam, daß ſie die Hände unter der Schürze verbergen mußte, ſo meynte ſie bey dem Herrn Superintendenten ſich ein doppeltes Trinkgeld zu verdienen, wenn ſie bis Mitternacht beſtändig fort in ſeinem Ofen die hellſte Flamme lodern ließe. Zwey Stunden brach die gute Seele ſich von ihrem Schlafe deswegen ab, und erſt als ein Kohlenhaufen gleich dem Schwefel in der Solfatara glühte, ſchlich ſie, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, in ihr Bett.

Schon dadurch, daß der Ofen in dieſem Herbſte zum erſtenmale geheizt wurde, entſtand ein ſchädlicher Dunſt im Zimmer, und der Rauch drang aus den unverſchmierten Ritzen;

da jedoch die Fenſter, um dieſer Beſchwerde vorzubeugen, geöffnet, und erſt beym Eintritte des Gaſtes wiederum verſchloſſen wurden, ſo hatte dieſer nichts davon geſpürt, und war in Gottes Namen eingeſchlafen. Nun aber begann das Feuer, durch die liebevolle Sorge der Magd, immer heftiger zu wirken, keine ruſſiſche oder finniſche Badſtube war mit dem Schlafzimmer des Superintendenten zu vergleichen; ſeine ſonſt geſchmeidigen Schuhe ſchrumpften wie Horn zuſammen, und aus der Perücke, die er über einen Stuhl gehängt hatte, triefte die Pomade herab. Auf ſeiner Stirn perlte der Schweiß, jedes Haar auf ſeinem beſchornen Kopfe trug einen Thautropfen, und ſeine röchelnde Bruſt beneidete den Fiſchen den Vorzug durch die Kiefer athmen zu können. Bloß gewiſſen Thieren, die in den Ritzen der Bettſtellen ihre fruchtbaren Colonieen errichten, ſchien dieſes Uebermaaß von Wärmeſtoff nicht unbehaglich, ſie krochen bey Tauſenden aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und machten ſich mit dem ehrwürdigen Schläfer ſo familiär, als ob ſie ihn zeitlebens gekannt hätten. Bis Mitternacht widerſtand Morpheus dieſen vereinten Angriffen auf ſeine Macht, dann wich er endlich und räumte das mit Schweiß und Blut bedeckte Schlachtfeld. Die Athemzüge des unglücklichen Feuerbiß wurden immer ſchneller, immer ſchwerer, und vielleicht würde er bald den letzten gethan haben, wenn er nicht glücklicherweiſe, bey dem Herumwälzen in dem etwas ſchmalen Bette, ſich mit ſolcher Gewalt gegen den Bettpfoſten geſtoßen hätte, daß er mit einer großen Beule am Kopfe halb und halb erwachte.

Sein erſtes Erwachen glich aber nicht dem, vom Mahler Müller beſchriebenen, Erwachen Adams, der ſich behaglich im Paradieſe fand; der Superintendent hingegen glaubte ſich in der Hölle. Kaum hatte er noch ſo viel Kraft, ſich aus dem Bette bis ans Fenſter zu ſchleppen, und dieſes aufzureißen. Ein kalter Luftſtrom drang herein, kühlte zwar in Kurzem das Zimmer bis auf 20 Grad Reaumür wieder ab, hemmte aber auch die übermäßige Ausdünſtung des feiſten, nur mit einem dünnen Nachtgewande bedeckten Körpers ſo ſchnell, daß eine heftige Verkältung die nothwendige und nur zu bald ſich zeigende Folge davon war. Ein nagender Schmerz meldete ſich in den prieſterlichen Eingeweiden, und ſuchte ſich mit Gewalt Luft zu machen. Der Superintendent, der ſich von allen Bequemlichkeiten des Hauſes am Abend hinreichend unterrichtet hatte, warf den ſeidenen Schlafrock über, tappte nach der Thüre und öffnete haſtig das Schloß, weil gar keine Zeit mehr zu verlieren war. Himmel! da ſtieß er zu ſeinem größten Schrecken auf ein unerwartetes Hinderniß. Das Hängeſchloß erlaubte der Thüre höchſtens eine zollbreite Oeffnung, die unter dieſen Umſtänden dem Patienten von gar keinem Nutzen war. Er rüttelte und ſchüttelte vergebens, jeder neue Verſuch überzeugte ihn immer mehr; daß er wirklich eingeſperrt ſey, und jede körperliche Anſtrengung ſetzte ihn der Gefahr aus, früher als er wünſchen durfte, von ſeiner Bürde befreyt zu werden. Er nahm ſich männlich zuſammen, und ſuchte überall, wo man ſonſt dergleichen anzutreffen pflegt, eine gewiſſe, zur Erleichterung der Menſchheit wohlthätig ausgeſonnene Erfindung; aber auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn und die Gefahr wurde immer dringender.

Die Stimme des eben vorübergehenden Nachtwächters gab ihm wieder einigen Muth, er legte ſich mit dem halben Leibe aus dem Fenſter, entdeckte voll Vertrauen ſeine Noth, bat und befahl an die Hausthüre zu donnern, damit irgend eine mitleidige Seele zu ſeiner Erlöſung herbeyeilen mögte. Unglücklicherweiſe hatte der Nachtwächter die Furcht vor den Räubern durch eine ſo ſtarke Portion Branntwein zu verſcheuchen geſucht, daß er alle ſeine Sinne, und beſonders das Gehör, dadurch benebelt hatte. Nur ſo viel vernahm er, daß die Stimme, welche ihn anrief, eine Klageſtimme war, auch das Wort krank hatte er verſtanden, und da es ihm öfter bey der Ausübung ſeines nächtlichen Amtes begegnete, daß man aus Häuſern, wo ſchwere Patienten lagen, ihn um das Abſingen eines Troſt- oder Sterbeliedes erſuchte: ſo glaubte er auch jetzt zu dieſem Liebesdienſt aufgefordert zu ſeyn, ſtellte ſich deshalb dicht an die Mauer unter das offene Fenſter, und hub mit gellender Stimme an zu ſingen: Wer weiß wie nahe mir mein Ende. Je mehr der Superintendent von oben herunter brüllte, je mehr brüllte der Nachtwächter von unten hinauf; als nun der Erſtere ſah und fühlte, daß jede Hoffnung zu ſchleuniger Rettung verloren war, ſo faßte er plötzlich einen heroiſchen Entſchluß; er zog nemlich ſein Geſicht zurück und hängte ſtatt deſſen das Schild der, durch Thümmel wohlbekannten, holländiſchen Wirthin aus, und da der Ehrenmann nichts halb zu thun gewohnt war, ſo verſtummte der Nachtwächter plötzlich, weil es ihm vorkam, als ſey er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Um dieſer zu entgehen, ſtellte er ſich einige Schritte weiter, ſang ſein Lied mit großer Erbauung bis zu Ende, und wurde von dem Superintendenten mit großer Erleichterung accompagnirt.

Auch als der holde Sänger ſich ſchon längſt entfernt hatte, fuhr der Geplagte noch immer fort, ſeine Noth den Sternen zu klagen, die einzeln durch die Regenwolken ſchimmerten, und kaum hatte er im warmen Bette wieder einige Minuten Ruhe genoſſen, als der innere Sturm und Drang ihn immer wieder an das Fenſter rief, um ſeinen Herzen Luft zu machen.

So hatte er die ſchrecklichſten Stunden bis zum Anbruch des Tages durchwacht, ſeine Leiden verminderten ſich endlich, und er wollte eben noch ein Stündchen der ſo nöthigen Ruhe pflegen, als ein gewaltiger Lärm unter demſelden Fenſter entſtand, welches Zeuge ſeiner Schmerzen und ſeiner Beharrlichkeit ſich ihrer zu entledigen geweſen war. Es hatte ſich nemlich die liebe Schuljugend auf ihrer Wallfahrt zum Schulmeiſter unten verſammelt, und mit großem Erſtaunen die noch nie geſehene Verzierung der Mauer erblickt. Der muthwillige Haufe vergrößerte ſich von Minute zu Minute, des Gelächters und der derben witzigen Einfälle wurden immer mehr und mehr; der Conſiſtorialpräſident, der ſonſt alle Catechumenen nur vor ſich zittern zu ſehen gewohnt war, ſtand jetzt lauſchend hinter dem Vorhange, und wagte nicht mehr, weder auf die eine noch auf die andere Weiſe aus dem Fenſter zu ſchauen; aber der Geifer des Zorns nagte an ſeiner Leber, und — in dieſem Augenblicke nahm der Paſtor Schaafmilch das Hängeſchloß ab. Was Wunder alſo, daß die Donnerſtimme ihm entgegen brüllte: „Herr! haben Sie mich durchaus „ermorden wollen?“ —

Das Schaaf verſtummte vor ſeinem Scheerer. So wie die ſchreckliche Begebenheit ſich nach und nach entwickelte, wuchs auch die Verlegenheit des armen Pfarrers. Nichts als die heilige Betheurung, daß er es gut gemeynt habe, vermogte er den Vorwürfen ſeines erbitterten Gaſtes entgegen zu ſtellen. „Lieber will „ich mit einem verſtändigen Böſewicht zu thun „haben,“ fuhr dieſer heraus, „als mit einem „Narren, der es gut meynt.“ — Dies Donnerwort ſchlug auch die letzte Hoffnung zu Boden, den entrüſteten Gönner zu beſänftigen.

6. Der Staarmatz.

Schon wurden, auf Befehl des Superintendenten, die ſchleunigſten Anſtalten zur Abreiſe getroffen, ſchon ſchirrte der Kutſcher die Pferde an, und Se. Hochehrwürden, mit großen Schritten das Zimmer meſſend, würdigten nicht einmal das aufgetragene Frühſtück eines gnädigen Blickes. In dieſer höchſten

Noth gedachte Schaafmilch der Zauberkraft der Geſchenke, welche bisweilen die drohendſte Stirn entrunzelt. Er wußte von Hörenſagen, daß auch der ſtrenge Feuerbiß gegen dieſen Zauber nicht unempfindlich war, und es konnte nur einen einzigen, doch allerdings ſehr wichtigen Grund geben, der ihn noch abhalten konnte, ſich dieſes Mittels zu bedienen; er hatte nemlich nichts, was er für würdig hielt, ihm anzubieten.

Dieſen Kummer theilte er flüſternd ſeinem Töchterlein mit, welches ihm haſtig an ſeinen Staarmatz erinnerte. Das war in der That nes der liebenswürdigſten Thiere, welche jemals Federn getragen. Vor einigen Jahren rkrankte ein franzöſiſcher Emigrirter, der auf iner Brod-Entdeckungsreiſe durch die Welt griffen war, in dem kleinen Dorfe des Paſtor Schaafmilch, wurde von dieſem mit Allem as er beſaß, nemlich mit chriſtlicher Liebe, nterſtützt, und ſtarb zwar nicht eigentlich Hungers, aber doch in vertrauter Bekanntſchaft mit dieſem ältern Bruder der Peſt. Sein Nachlaß reichte kaum hin, einen Sarg damit zu beſtreiten; was ſonſt zu einem ſtillen Begräbniſſe erforderlich war, lieferte der mitleidige Pfarrer gratis und nahm ſich auch der Hinterbliebenen des Verſtorbenen großmüthig an. Dieſe beſtanden in einem alten magern Hunde und einem muntern Staarmatz, von welchem letztern der Selige oft zu ſagen pflegte: bey wieder erlangter Geſundheit ſey ihm nicht bange dafür, durch Hülfe dieſes Staarmatzes an irgend einem Hofe ein einträgliches Amt zu erhalten, denn kein Höfling könne mehr und beſſer ſchwatzen, als der.

Wahr iſts, es war ein flinkes Thierchen, das den ganzen Tag über den Schnabel nicht zuthat, auch ſonſt ſo zahm und zutraulich, daß man deſſen Liebkoſungen unmöglich widerſtehen konnte. Seit dem Tode des ſchönen Annelieschens hatte der betrübte Witwer ſich immer feſter an ein Geſchöpf angeſchloſſen, das wenigſtens eben ſo viel ſchwatzen konnte, als Jene, und er bedauerte nur, daß der kleine Schwätzer nichts als franzöſiſch ſprach, wovon er keine Sylbe verſtand.

Von einem ſolchen Lebensgefährten ſich auf ewig zu trennen, war eine ſchreckliche Zumuthung, die Hans Leberecht Schaafmilch mit Entſetzen verwarf und lieber in Geſellſchaft ſeines Staarmatzes fortdarben wollte wie bisher. Aber dazu hatte das Töchterlein gar keine Luſt und das Söhnlein auch nicht. Schon trug Jene Verlangen, wie weyland ihre Frau Mutter, die Staarmätze, welche man Liebhaber nennt, um ſich zu verſammeln; und dieſer brannte vor Begierde, auf der Univerſität die Philiſterpferde zu tummeln. Beyder Wünſche legte ſich das häßliche Thier, die Armuth, queer über den Weg, und wenn der Superintendent dieſen Unhold nicht bannte, ſo konnte Annelieschen ihre Jugend beym Spinnrocken vertrauen und der kleine Hans zu ſeinem Großvater in die Lehre gehen. Dieſe Gedanken fielen Beyden ſchwer aufs Herz, und das ſchlaue Töchterlein ließ in der Angſt den Papa bemerken, daß es hier nicht bloß darauf ankomme, eine fettere Pfründe durch den Staarmatz zu erlangen, ſondern wenigſtens die magere, die er beſaß, zu erhalten; denn das finſtere Schweigen des Conſiſtorialgewalthabers und die unter buſchigten Augenbraunen roth wie das Geſtirn des Mars ſchimmernden Augen, ließen befürchten, daß er ſeinem unglücklichen Wirthe nicht bloß ein Schloß vor die Thüre der Beförderung hängen, ſondern ihn vielleicht gar bey Gelegenheit aus ſeiner bisherigen Thüre jagen würde, ohne ihm Blumen zu ſtreuen. Bey dieſer Möglichkeit ſchauderte der Pfarrer, und beſchloß ſogleich ſeinen geſiederten Liebling zu opfern, wenn er nur erſt überzeugt ſey, daß er dadurch ſeinen Zweck nicht verfehlen werde.

Dies auszumitteln, erbot ſich das ſchnippiſche Annelieschen. Frauenzimmer ſind unter andern auch mit der Naturgabe ausgerüſtet, von dem Brummen der Männer gar keine Notiz zu nehmen, wenn ſie nicht wollen, ſondern die Brummenden mit einer Unbefangenheit anzureden, als ob ſie die beſte Laune bey ihnen vorausſetzten. Annelieschen näherte ſich ſchmeichelnd dem Superintendenten, erkundigte ſich mit großer Theilnahme nach deſſen kleiner Familie, und fragte ganz zutraulich, ob man dieſer nicht durch das Geſchenk eines vortrefflich abgerichteten Staarmatzes ein Vergnügen machen könne? Plötzlich erheiterte ſich das drohende Antlitz.

„Abgerichtet?“ erwiederte er freundlich, „wirklich abgerichtet?“

„O er ſchwatzt Tauſenderley, das drolligſte „Zeug von der Welt, freylich nur franzöſiſch“ —

„Franzöſiſch? deſto beſſer!“ Die Stirn entwölkte ſich immer mehr und mehr. Um zu begreifen, wie der Zorn eines Superintendenten durch die Hoffnung, einen Staarmatz zu erhalten, ſo ſchnell verſchwinden könne, muß man wiſſen, daß die älteſte Prinzeſſin des fürſtlichen Hauſes, eine muntere oft muthwillige Dame, die Gönnerin unſers Ehrenmannes war, oder eigentlich nur ſich gern über ihn luſtig machte; wodurch er denn, wie mehrere ſeines gleichen, ſich hochgeehrt glaubte. Sie ließ ihm oft aus Küche und Keller das beſte zufließen, zog ihn auch nicht ſelten an ihre Tafel, und es waren die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens, wenn er zu Jemanden, der ihn beſuchte, hingeworfen ſagen konnte: ich ſpeiſe heute bey der Prinzeſſin. Dafür trug er ihr Stadtneuigkeiten zu und ließ ſich gern ein wenig hudeln. Nur daß ſie, und nach ihrem Beyſpiele der ganze Hof, ihn bisweilen Tartüffe zu nennen beliebte, war ihm höchſt zuwider. Ja unter vier Augen hätte ſie nach Gefallen ihn mon cher Tartuffe anreden mögen, denn es iſt unglaublich, wie viel ein Menſch unter vier Augen verträgt, wenn zwey derſelben fürſtliche Augen ſind; aber daß ſogar ſchon die Zofen ihm, wenn er durch das Vorzimmer ging, das verwünſchte Tartüffe nachflüſterten, das war ihm ſehr verdrüßlich und verbitterte oft den reinen Genuß ſeiner Hoffreuden. Indeſſen hielt er dafür, daß man in manchen Fällen nicht bloß die Augen, ſondern auch die Ohren zudrücken müſſe; und die Gnade der Prinzeſſin war zu ſchmeichelhaft für ſeine geiſtliche Eitelkeit, als daß er um einer ſolchen Kleinigkeit willen ſie hätte verſcherzen mögen.

Faſt hätte er ſie ohnehin durch einen unglücklichen Zufall verſcherzt. Die Prinzeſſin hatte nemlich auch einen Staarmatz, dem ſie ſehr gewogen war, und der die Freyheit hatte, ſämmtliche Höflinge Spitzbuben zu nennen. Dieſes Thierchen entſchlüpfte eines Tages ſeinem Käſicht, als eben der Superintendent zugegen war, die Prinzeſſin wollte es fangen, der geiſtliche Herr ſtand ihr pflichtſchuldigſt bey, erwiſchte es auch mit ſeiner nervigten Fauſt, hielt aber das zarte Vöglein ſo herzhaft, daß, als er es nun der Gebieterin überreichen wollte, es nur noch einmal nach Luft ſchnappte und verſchied. Die ſchreckliche Folge davon war, daß er in ſechs Wochen nicht zur Tafel gebeten wurde, eine der traurigſten Epochen ſeines Lebens. Um die Gnade der Prinzeſſin wieder zu gewinnen, wäre er gern noch einmal in die Bärenhaut gekrochen und hätte nach dem Dudelſack getanzt, folglich war der Staarmatz des Pfarrer ihm das willkommenſte Geſchenk, und in der Freude ſeines Herzens ſchüttelte er ſogar dem Schaafmilch die Hand mit den Worten: „Sie ſind ein braver Mann, Herr Paſtor, „ich werde weiter an Sie denken.“

Wer war froher als der ehrliche Hans Lebrecht! er eilte auf der Stelle, den Staarmatz zu holen, während der Superintendent mit freundlicher Redſeligkeit Annelieschen erzählte, daß er Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin, seiner Gönnerin, und er dürfe wohl ſagen ſeiner Freundin, ein Geſchenk damit machen wolle. Aber ach! dieſe wahrhafte Geſchichte enthält ſchon der Launen des Schickſals ſo viele, daß man ſich nicht wundern darf, es noch einmal ſein böſes Spiel treiben zu ſehn. Der Staarmatz erſchien und war allerliebſt; allein das erſte Wort, welches er dem Superintendenten entgegen zwitſcherte, war — Tartüffe! — Der gute Pfarrer und ſeine Familie, die in ihrem Leben von Tartüffe nichts gehört hatten, konnten gar nicht begreifen, warum in den Blicken ihres Gaſtes der kaum erloſchene Zorn ſich ſo plötzlich wieder entzündete? und warum er ſo haſtig erklärte, er wolle den Vogel nicht haben? — Es ging ſehr natürlich zu; denn vor der Seele des Conſiſtorialpräſidenten ſchwebten ſogleich alle die Spöttereyen, denen er ſich ausſetzen würde, wenn er einen Schwätzer nach Hofe brächte, der das vermaledeyte Tartüffe von ihm gelernt zu haben ſchien. Ohne weitere Erklärung nahm er trocken Abſchied, ſetzte ſich in den Wagen und hinterließ den ehrlichen Pfarrer mit ſeinem verſchmähten Vogel in der größten Beſtürzung.

Das ſchlaue Töchterlein dachte der wunderlichen Begebenheit im Stillen nach, und meynte, das Wort Tartüffe müſſe wohl etwas ſehr unſchickliches bezeichnen; aber was? das hätte ſie für ihr Leben gern gewußt. Auf dem Edelhofe hätte ſie es wohl leicht erfahren können, denn die Junker wurden daſelbſt von einem franzöſiſchen Hofmeiſter erzogen, dem es in ſeinem Vaterlande durchaus nicht hatte glücken wollen, ein berühmter Haarkräuſler zu werden; aber — wie würde der Herr Gouverneur ſie ſchamroth gemacht haben, wenn das Wort Tartüffe nun wirklich etwas bedeutete, wonach ein ſittſames Mädchen nicht fragen ſoll. Lieber bezähmte ſie ihre Neubegier noch eine Weile, und gab ihrem Bruder den Auftrag, ſich bey dem Sprachmeiſter in der Stadt Raths zu erholen, und bey ſeinem nächſten Beſuche in den Ferien ihr wenigſtens verblümt zu berichten, was ein Tartüffe für ein Ding ſey. Hänschen brachte ihr die gewünſchte Erklärung und Annelieschen begriff nun ſogleich, warum der Herr Superintendent ſich gegen den Staarmatz ſo ungeberdig bewieſen, nachdem er zuvor das heftigſte Verlangen bezeigt, Ihro Durchlaucht, die Prinzeſſin, damit zu beſchenken. Er mußte alſo doch wiſſen, daß ein ſolches Geſchenk der Prinzeſſin angenehm ſeyn werde, und da ihrer geheiligten Perſon das Wörtlein Tartüffe unmöglich zuwider ſeyn konnte, ſo ſchoß plötzlich der Gedanke durch Annelieschens Kopf: „wie, wenn ich den Staar„matz ihr brächte? — wie, wenn ich dem Va„ter eine beſſere Pfarre verſchaffte?“ — es wurde ihr ganz warm dabey, ihr Auge funkelte und ihr Herz klopfte. Von dem lieben Papa, den ſie eben ſo unbeſchränkt zu beherrſchen anfing als die liebe Mama es gethan hatte, erhielt ſie leicht die Erlaubniß, mit der Frau Pachterin nach der Reſidenz zu fahren, um ihren Großvater, den Schuſter, zu beſuchen; des Dorfs Viehhirt lieferte ihr einen ſehr ziemlichen Käficht aus Weidenzweigen geflochten; der kunſtreiche Staarmatz wurde hinein geſperrt, und wenige Tage nachher ſtellte ſich das hübſche Mädchen mit einer Miſchung von Schüchternheit und Keckheit an die Paradetreppe des Schloſſes, um der Prinzeſſin, welche eben ſpatzieren fahren wollte, den mit Blumen beſteckten Käficht zu überreichen. Ihro Durchlaucht fanden großes Gefallen ſowohl an dem Vogel als an dem naiven Landmädchen; Sie geruhten Beyde in ihr Zimmer kommen zu laſſen, fanden Beyde ſehr unterhaltend, liehen den kindlichen Bitten der Tochter ein gnädiges Ohr und erkundigten ſich auf der Stelle, ob nicht eine einträgliche Pfründe vacant ſey? Allerdings fand ſich eine ſolche, nur war ſie bereits einem wackern Greiſe zugeſagt worden; da aber dieſer Greis keinen franzöſiſchen Staarmatz zu überreichen hatte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er nachſtehen mußte. Die Prinzeſſin ließ dem Herrn Superintendenten ihre Willensmeynung eröffnen; daß er den Paſtor Schaafmilch von Wurſtenfeld nach Krondorf verſetzen ſolle. Feuerbiß ſtutzte nicht wenig über dieſen unerwarteten Befehl, und begab ſich ſogleich nach Hofe, um wenigſtens einen Verſuch zu machen, dieſen Eingriff in ſeine Rechte zu hintertreiben. Schon ſchritt er gravitätiſch durch das Vorzimmer, da hörte er dicht neben ſich das verhaßte Tartüffe! Zornig wandte er den Blick nach der verwegenen Zofe, von der, wie er meynte, dieſer Willkommen herrühre; aber ſiehe, da hing der wohlbekannte Staarmatz in einem vergoldeten Käfiche, lachte überlaut und wiederholte ſein Tartüffe wohl noch zwanzigmal, wechſelte jedoch bisweilen, da er eben in der Laune zu ſchwatzen war, mit coquin! und grand coquin!

Jetzt errieth der Superintendent augenblicklich den Zuſammenhang der Geſchichte, und ſo feſt er auch entſchloſſen geweſen, gegen alle etwaige Gönner des Paſtor Schaafmilch zu Felde zu ziehen, ſo fühlte er doch, als ein erfahrner Höfling, ſogleich, daß er es nicht wagen dürfe, ſich dem Staarmatze der Prinzeſſin frevventlich zu opponiren. Der ehrliche Hans Leberecht empfing zu ſeinem höchſten Erſtaunen den Ruf nach Krondorf, und bald wurde der gefürchtete Feuerbiß nicht bloß ſein Gönner, ſondern ſogar ſein wärmſter Freund; denn die Prinzeſſin hatte das hübſche Annelieschen zu ihrer Kammerfrau erhoben, und da Ihro Durchlaucht nicht ſelten einer vertrauten Kammerfrau bedurften, ſo ſpielte ſie bald eine der wichtigſten Rollen am Hofe, und die Reihe war nun an ihr, ſich von den Kindern des Superintendenten Blumen ſtreuen zu laſſen. Dankbar pflegte ſie den Staarmatz, den Schöpfer ihres Familienglücks.

Quodlibet.

Wenn die Prälaten und Biſchöffe in unſern Tagen den Muth gehabt hätten, den die geiſtlichen Hirten ehemals bewieſen, man würde ſie nicht ſo leicht vernichtet haben. Der Erzbiſchoff Balduin von Trier war ein geborner Krieger, und übte dieſes traurige Talent ſein ganzes Leben hindurch. Von dem Biſchoffe von Eichſtedt ſagt ein alter Schriftſteller: „Dieſer „Prälat war ein überlanger freudiger Mann, „trug unter ſeinem Rocke, wenn er auf das „Rathhaus zu dem Rechten ging, ein ganzes „Panzerhemd, und ein bayeriſches langes „Rappier mit einem langen Heft von Hirn-

„ſchaalen gemacht, und ließ ſich oft verneh-
„men: er hätte Muthes genug mit fünf
„Bayern ſich herum zu hauen, wenn ſie ihn
„redlich angriffen.“ — Und ſolcher Biſchöffe
gab es viele.

Die eigentliche Urſache von Ovids Verbannung iſt noch immer ein Räthſel. Ein gewiſſer Herr Villenave hat kürzlich eine neue Ueberſetzung der Metamorphoſen herausgegeben, und in dem Leben Ovids jenes Räthſel zu löſen verſucht. Mit Recht zweifelt er ſehr, daß das Aergerniß, welches Ovids Schriften verurſacht, Veranlaſſung dazu gegeben, obgleich Auguſtus ſelbſt dies erklärte. Aber wenn man bedenkt, daß dieſer Kayſer nichts weniger als keuſch oder ſkrupulös in ſolchen Dingen war; daß Ovids Moral der Moral aller ſeiner Zeitgenoſſen glich; daß er ſie wenigſtens noch in zärtere Bilder als jene hüllte, und daß ſeine Kunſt zu lieben ſchon ſeit zehn Jahren die kayſerliche Bibliothek ſchmückte, als Auguſtus erſt auf den Einfall gerieth, Gift in einem Werke zu entdecken, das er zuvor bewundert hatte und deſſen Verfaſſer ſein Liebling war: ſo fällt dieſe Vermuthung gänzlich weg. — Ovids Verbindungen mit der älteren Julie, Auguſts Tochter, können eben ſo wenig die Quelle ſeines Unglücks geworden ſeyn, weil dieſe Julie ſchon ſeit zehn Jahren des Kayſers Ungnade trug, als der Blitz auch den Dichter traf. — Allein Ovid gehörte zu des Kayſers vertrautem Cirkel, er durfte im Pallaſt nach Gefallen aus- und eingehen, wahrſcheinlich entdeckte er alſo zufälligerweiſe irgend ein ſchimpfliches Familiengeheimniß der Cäſaren. Aber welches? — das mögte jetzt ſchwer zu errathen ſeyn. Einige glauben, er habe die Livia im Bade überraſcht. Nun wenn auch? ſollte denn ein ſchönes Weib daraus ein ſo ſchweres Verbrechen gemacht haben? nur die keuſche Diane dachte ſo ſtreng. Andere vermuthen, er ſey ein unberufener Zeuge der mehr als väterlichen Liebkoſungen geweſen, mit welchen, der Sage nach, Auguſtus die jüngere Julie, die Tochter der ältern, überhäufte. Aber ſie war ja ſeine leibliche Enkelin, und, was noch mehr iſt, er zählte wenigſtens ſchon 70 Jahre, und — was am meiſten dagegen beweiſt — Ovid macht in ſeinen rührenden, an den Kayſer gerichteten Klagen, beſtändige Anſpielungen auf die, von ihnen beyden wohlgekannte Urſache ſeiner Ungnade, auf das unfreywillige Vergehen des Dichters und auf die Herzenswunde des Fürſten; wenn Alles dies durch eine ſolche Blutſchande erklärt werden ſollte: ſo müßte Ovid doch ganz und gar den Kopf verloren haben, wenn er den Kayſer unaufhörlich an ein ſo ſchimpfliches Laſter erinnert hätte; ſchwerlich wäre das der Weg geweſen, ſeine Begnadigung zu erhalten.

Es bleibt alſo nichts anders übrig, als die Entdeckung irgend einer Abſcheulichkeit zu vermuthen, bey der es beſonders dem Tiber und der Livia darauf ankam, ſie in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Hierüber ſtellt Villenave neue und ſcharfſinnige Ideen auf, indem er alle die Umſtände, die uns aus der Geſchichte zur Zeit von Ovids Verbannung bekannt ſind, unter Einen Geſichtspunct bringt. Der alternde Auguſtus, von häuslichem Kummer genagt, von der Livia und ihrem Sohne Tiber tyranniſch beherrſcht, wird dahin gebracht, ſeine eigene Familie zu verbannen. Schon war er Ankläger und Richter ſeiner Tochter Julie geworden und hatte ſie aus der kayſerlichen Familie verſtoßen. Der junge Agrippa, ein Sohn dieſer Prinzeſſin, und Julie, deſſen Schweſter, blieben noch um den Großvater, und es ſchien, er werde alle ſeine Zärtlichkeit in dieſen Enkeln vereinigen. Die vornehmſten Bürger, ſelbſt die Günſtlinge des Kayſers, und unter andern Fabius Maximus, Ovids eifrigſter Freund, gaben laut genug ihre Wünſche für den natürlichen Thronerben zu erkennen, und — da war es, als Agrippa mit ſeiner Schweſter verbannt, Ovid gleichſam an die Grenzen der bewohnten Welt geſchickt wurde, belaſtet mit einem Geheimniſſe, von dem er den Kayſer beſtändig unterhielt, aber auch ſelbſt fühlte, wie gefährlich die Enthüllung deſſelben ihm werden könnte, und darum ſich begnügte, nur um einen mildern Aufenthalt zu flehen. — Indeſſen ſchienen Fabius Maximus, Sextus Pompejus und andere Freunde Ovids, die noch in der Gunſt des Kayſers ſtanden, deſſen Zärtlichkeit für ſeine Familie wieder erweckt zu haben. In den Buſen des Maximus vergoß der Beherrſcher der Welt insgeheim Thränen über ſeinen von ihm ſelbſt verkannten Enkel, den er doch nicht zurück zu berufen wagte. Aber dieſer bedenkliche Wechſel ſeiner Empfindungen blieb der Livia nicht unverborgen, und bald wurde Maximus gezwungen, ſich ſelbſt den Tod zu geben.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß Ovid ſich als die Urſache dieſes neuen Unglücks anklagt;

er hegte alſo vermuthlich, den Agrippa betreffend, gleiche Geſinnungen mit Maximus, ermunterte und überredete ihn vielleicht, Alles zu verſuchen, um dem Schickſale des jungen Prinzen eine günſtige Wendung zu geben; eine Begebenheit, die wahrſcheinlich auch ſeine Befreyung nach ſich gezogen haben würde. — Endlich beſchließt der Kayſer, den Römern den Jüngling wieder zu ſchenken, den ſie lieben, und ſogleich faſſen Ovids Freunde die lebhafteſte Hoffnung zu ſeiner Begnadigung; aber — Agrippa wird zu Nola ermordet — die beyden Julien ſterben im Elende — und von dieſem Augenblicke an ſieht Ovid ſelbſt ſo klar, daß ſein Schickſal unwiederruflich entſchieden ſey, daß er nicht einmal einen Verſuch macht, den Tiber zu bewegen, und daß er nur noch ein einzigesmal wagt, ihn um einen mildern Aufenthaltsort anzuflehen, eine Bitte, die nicht erfüllt wird. — Erfahren wir gleich aus dieſen intereſſanten Zuſammenſtellungen noch immer nicht die gewiſſe Urſach von Ovids Exil, ſo hat Herr Villenave doch ſehr wahrſcheinlich dadurch gemacht, daß die Politik es erheiſchte, und daß man fürchtete, er werde ein Geheimniß verrathen, deſſen Bekanntwerdung, durch ſeine weite Entfernung von Rom, unmöglich gemacht werden ſollte.

(Man vergleiche Bayle in einer der neuern Ausgaben ſeines Dictionaire in der Note k, wo er dennoch zweifelt, daß Ovid klug genug geweſen ſey, den Kayſer an irgend etwas ſchimpfliches lieber gar nicht zu erinnern, und daß vielleicht eben dieſe Unklugheit den Kayſer ſo unerbittlich gemacht habe.)

Es iſt bemerkenswerth, daß der Freymüthige in Nummero 139. dieſes Jahres dem Künſtlerlexicon von Meuſel einige in der That lächerliche Sprachſchnitzer vorrücket — zum Exempel:

Univ. Bibl.

„Curiger übte ſich von Kindheit an im „Zeichnen mit ſo glücklichem Erfolge, daß er in „ſeinem vierzehnten Jahre (nicht etwa ein „vorzügliches Kunſtwerk verfertigte, ſondern) „*ſeinem Bruder nach Paris folgte*.“ Ferner: „des *Thiermahlers* Grott vornehmſte Arbeit in Deutſchland, iſt das *kurfürſtlich bayeriſche Familienſtück* „zu München.“ Ferner: das Potterſche berühmte Gemählde in Caſſel, die *piſſende Kuh*, wird die *büſſende Kuh* genannt u. ſ. w., — daß aber das *Morgenblatt*, gleichfalls Nummero 139. und gleichfalls von dieſem Jahre, wiederum den *Freymüthigen* eben ſolcher Lächerlichkeiten bezüchtigt, zum Exempel:

„Wir paſſirten das, von dem dort verfertigt werdenden guten Büchſenpulver bekannte „Dorf.“ — „Ein ächt *pſychologiſches* „*Seelengemählde*.“ — „Eine für ihr „Alter ſehr *gelungene* Sängerin.“

Freylich ſollte man ſelbſt keine Blößen geben, wenn man fremde Blößen aufdecken will, und wer weiß, was wiederum dem Morgenblatte noch bevorſteht, wenn eine litterariſche Spürnaſe ſich die Mühe nimmt es durchzuwittern; denn es wird in der That nicht leicht einen Schriftſteller geben, dem nicht zuweilen etwas Menſchliches begegnete, wenn gleich nicht völlig ſo lächerlich als die oben angeführten Beyſpiele. So, zum Exempel, machte mir, als meine preußiſche Geſchichte erſchienen war, ein Freund die Bemerkung, daß ich gleich die Vorrede mit einem Sprachſchnitzer angehoben hätte. Ich ſtutzte nicht wenig, da ich mir bewußt war, in dieſem Werke einen ganz beſondern Fleiß auf die Sprache verwandt zu haben; aber er überzeugte mich bald von der Richtigkeit ſeiner Bemerkung, indem er mich erſuchte, die Ueberſchrift der Vorrede genauer zu erwägen. Sie lautet nemlich ſo: Ueber die bisher unbenutzten Quellen dieſes Werks. „Sind, ſagte er, die Quellen bisher, das heißt bis auf dieſen Tag, unbenutzt geweſen, ſo haſt auch du ſie ja nicht benutzt?“

Es iſt freylich ein wenig Mikrologie in dieſer ohnehin nur ſcherzhaften Critik; aber ſie iſt doch wahr, und mag zur Warnung dienen. Ich bitte die Beſitzer meiner Preußiſchen Geſchichte, jene Ueberſchrift unter die Druckfehler, und, ſtatt des Wörtleins bisher, des Wörtlein zuvor einzuſchalten.

Zum Glück giebt es unter den europäiſchen Fürſten keine von jenen verfluchten Geißeln der Menſchheit, die man Eroberer zu nennen pflegt. Sollte aber künftig Einer unter ihnen aufſtehen, und etwa ſein Gewiſſen ihn beläſtigen, ſo darf er ſich nur an die deutſchen Schriftſteller wenden, die werden ihm nicht allein beweiſen, daß er ein großer Mann iſt, der Bewunderung verdient; ſondern daß er auch ganz recht handelt. Man leſe zum Beyſpiele im Europäiſchen Beobachter (1808. Num. 21.) da ſteht mit dürren Worten: Große Reiche können nicht durch Trägheit erhalten werden. Sich mit dem Seinigen begnügen iſt die Sache eines Privatmanns; um Fremdes zu ſtreiten, das iſt der Ruhm der Könige. Ja, ſo weit geht deutſche Niederträchtigkeit. Wenn alſo einmal ein friedliebender König alle Staatskräfte auf die innere Verbeſſerung ſeines Landes wendete: ſo würde der Europäiſche Beobachter das Trägheit nennen, und ihm den Untergang prophezeyen. Er muß, wenn er Ruhm erwerben will, durchaus um Fremdes ſtreiten, das heißt, fremdes Eigenthum zu rauben ſuchen. Wer würde ſich nicht freuen, wenn der Aufſteller eines ſolchen Grundſatzes bey der erſten Gelegenheit rein ausgeplündert würde.

Attila nannte ſich eine Geißel Gottes. Es giebt auch Geißeln Gottes, die ſich nicht ſo nennen, vielleicht weil der Name ſo ſchrecklich klingt. Milder dem Klange nach, aber im Grunde gleich bedeutend, war der, welchen Erich IX. wählte: Gottes Freund der Menſchen Feind. Als ob beydes vereinbar wäre!

Der Kanzler d'Agueſſeau ſtellt in ſeinen Werken folgendes Bild einer vollkommenen Staatsverwaltung für Frankreich auf: „Eile „mit Weile, mindere des Königs Schulden, „ſtelle nach und nach die Seemacht wieder „her, begünſtige den Ackerbau, reize zur Induſtrie, belebe die Künſte, ſchütze den Handel: das iſt der wahre Weg, um zu einer „ſoliden Größe zu gelangen; (nicht ein Wort „von Eroberungen) ſo vermehrſt du die Kraft, „ohne den Neid zu wecken; ſo fängt man nicht

„eher an dich zu fürchten; bis du ſelbſt nichts „mehr zu fürchten haſt.“

Für Verliebte ſtelle ich hier eine intereſſante Frage auf: Wenn liebt man am wenigſten? wenn man zu brechen im Begriffe ſteht? oder wenn man eben bricht? oder nachdem man gebrochen hat?

Englands politiſches Teſtament.

Unter dieſem Titel erſchien im Jahre 1780 eine Broſchüre von wenigen Bogen, die in Paris bey dem Buchhändler Deſanges verkauft wurde. Man wird leicht errathen, welche Tendenz dieſe Schrift hatte. „Die Zeiten ſind nicht mehr, „wo Freundſchaft und Religion ſo treue Gefährten der Menſchheit waren, daß man „einen König von England und einen König „von Frankreich in demſelben Bette ſchlafen „ſah; die Zeiten ſind nicht mehr, wo der „Leopard im Schatten der Lilien ruhte.“

„Es iſt um euch geſchehen“ ſo hebt das teſtirende England ſeinen Spruch an: „meine letzte Stunde hat geſchlagen — meine Macht, die alle Meere von einem Pole zum andern beherrſchte, und alle übrigen Mächte zu verſchlingen drohte, die ſtürzt zuſammen und verſchwindet — meine ſtolze Nebenbuhlerin triumphirt, und die übrigen lauern ſchon auf den entſcheidenden Augenblick, um aus meiner Vernichtung Vortheil zu ziehen.“

(**Die arme Patientin hat ſich doch nachher wieder ein wenig erholt.**)

„O Pitt! als du die Zügel des Staates ergriffeſt, als deine glückliche Kühnheit meine Feinde, aber auch meine Triumphe vermehrte, als du den mächtigen Dreyzack in meine Hand gabſt, konnteſt du vorausſehen, daß er mir ſo ſchnell entriſſen werden würde? — (Es ſcheint, die Patientin war damals hypochondriſch. Sie wirft einen Blick auf ihre Herkunft, ſie bereut, daß ſie dieſelbe, wie alle parvenus — warum ſagte ſie nicht: wie alle Völker — mit dem Schleyer des hohen Alterthums bedecken wollen; ſie geſteht, daß ſie von herumirrenden Wilden in dicken Wäldern entſprungen, daß ſie durch eine Menge Abentheuer unterjocht worden, durch die Römer, deren verguldete Kette ſie geliebt — (giebt es doch heutzutage Völker, welche eiſerne Ketten lieben) — durch die Sachſen und Dänen — daß ſie eine Sklavin unter Canut dem Großen geweſen, mit Blut befleckt unter Edmund Ironſide, abergläubiſch unter Eduard dem Bekenner, und endlich der Raub eines normänniſchen Baſtards, der ſeine Rechte auf ein Vermächtniß gründete, deſſen Gültigkeit er durch 60000 Säbel bewies." — (Hat man denn jetzt beſſere Rechte? und beweiſt man ſie anders?) —

Die hypochondriſche Kranke vergießt nun bittere Thränen über die öftern Einfälle der Engländer in Frankreich; über die bey Creci und Azincourt errungenen Lorbeern; über die Abſcheulichkeiten, welche in dieſem Kriege vorfielen — (und in welchem Kriege fallen denn keine Abſcheulichkeiten vor?) — über die ſchändliche Hinrichtung des Mädchens von Orleans; über den ſchnellen Verluſt aller Eroberungen, die ſo viel engliſches Gold und engliſches Blut gekoſtet hatten, und wovon am Ende doch nur ein leerer Titel übrig blieb.

Im Verlaufe der Jeremiade, welche die Patientin über ihren Lebenslauf anſtimmt, kommt ſie denn auch auf die Enthauptung Carls des Erſten, dieſes mehr unbeſonnenen als verbrecheriſchen Monarchen, deſſen Ermordung ſie ſich bitter vorwirft. (Man vergeſſe doch nicht, daß eigentlich ein Franzoſe dieſes politiſche Teſtament geſchrieben hat.) Auf Cromwell wird wacker geſchimpft — (mein Gott! wie die Geſinnungen ſich ändern.) — Dieſer berühmte Böſewicht, heißt es, citirte Moſes und Joſua, indem er das Parlament caſſirte. Ludwig dem XIV. wird der Vorwurf gemacht, daß er die Schlüſſel von Dünkirchen dieſem Bedienten eines Biſchoffs übergeben, und daß er, nach deſſen Tode, mit ſeinem ganzen Hofe Trauer angelegt, während bloß Mademoiſelle den Muth gehabt, in einem farbigen Kleide bey Hofe zu erſcheinen, und auf dieſe Weiſe Frankreichs Ehre zu retten. (Es iſt höchſt ſonderbar, die Ehre eines ganzen Landes für gerettet zu halten, wenn eine einzige Perſon mit Character handelt. Was übrigens am Hofe Ludwig XIV. geſchah, könnte ſich wohl in der Folge noch öfter erneuern. Cromwell war ein Thor, daß er ſich nicht die Krone auf das Haupt ſetzte. Wäre das geſchehen, ſo würden ſeine Nachkommen vielleicht noch heute regieren, und man würde ſeinen Namen nur mit Ehrfurcht nennen.)

Nachdem die Kranke noch trübe Blicke auf die Neger und auf ihre Kolonien geworfen, klagt ſie, daß ſie 29 Millionen Pfund Sterling Schulden habe und folglich banquerout machen müſſe. (Ihre Schulden ſind ſeitdem gewaltig angewachſen, und doch machte die ſtolze Nachbarin eher banquerout als ſie.) Reuig beſchließt ſie, zwiſchen Irrland, Schottland und ihr, künftig eine vollkommene Gleichheit einzuführen; das Syſtem der Kolonieen in America erklärt ſie für unſinnig, da es ja höchſt thörigt ſey, ein Landhaus von einer Länge von 1500 Meilen, 2000 Meilen weit von ſeiner Wohnung zu beſitzen. Sie thut Verzicht darauf, wie auch auf die kleinen Landhäuſer auf den Antillen. Sie bedankt ſich bey Frankreich, daß es ſie von den Forts in Afrika entledigt hat. — (Frankreich kann jetzt dieſen Dank zurück geben.) Das Etabliſſement am Senegal allein ſoll ihr jährlich 30000 Pfund Sterling zu unterhalten gekoſtet haben. Sie überläßt den übrigen Europäern die Thorheit, Comptoire zu errichten, und Flotten in Oſtindien zu halten, bloß um das Vergnügen zu haben, die Ohren der Damen mit Diamanten zu ſchmücken, die Zimmer mit gemalter Leinwand zu tapezieren, den Magen mit einer bittern Pflanze und die Naſe mit einem ſchwarzen Pulver zu vergiften. Sie will künftig bloß handeln; eine allgemeine Handelsfreyheit einführen, und alle Häfen allen Nationen öffnen.

(Wollte Gott, ſie wäre bey dieſem guten Vorſatze geblieben!) — Alle Zölle ſollen aufgehoben werden, das Wort Contrebande ſoll man nicht mehr hören. (Amen!) Dann werde man auch weder Kriegsſchiffe noch ſtehende Heere mehr zu halten gezwungen ſeyn. „Bis zum letzten Jahrhundert“ ruft ſie aus, „kannte Europa die traurige Nothwendigkeit „nicht, mitten im Frieden den Schein des „Krieges zu behaupten, und Tauſende von „Müßiggängern zu ernähren, damit ſie beym „erſten Wink bereit ſeyn mögten, das ihnen „bezeichnete Schlachtopfer zu erwürgen.“ — (Die gute Kranke kannte damals die neueſten Einrichtungen noch nicht, durch welche Alle Völker Europa's in ſtehende Heere verwandelt worden ſind.) —

Sie kommt nun zu ihrem eigentlichen Zwecke, leiſtet Verzicht auf den Rang, den ſie vormals unter den Mächten eingenommen, und überträgt ihre ganze Größe an Frankreich.

„Ich ſetze Frankreich zu meiner Univerſalerbin ein; zwar hat es mir oft viel Böſes zugefügt, aber das verzeihe ich ihm gern um der guten Abſichten willen für das allgemeine Wohl.“ (Man ſieht, daß Frankreich ſchon damals, wie jetzt, bloß um des allgemeinen Wohls willen (pour le bien général) gegen England kämpfte.) — „Ich überlaſſe an Frankreich meine Herrſchaft über die Meere und theile mit ihm den amerikaniſchen Handel.“ (Fromme Vorſätze, die ein Kranker bisweilen faßt und vergißt, ſo bald er geſund wird.) —

„Wenn aber aus der Tiefe meines Elendes mein Rath ihm noch nützlich ſeyn kann, ſo werde ich ihm zurufen: es iſt dir gelungen (?) eine Macht zu demüthigen, die ſeit vielen Jahrhunderten deine Nebenbuhlerin war, benutze meine begangenen Fehler, ſieh und vermeide die Klippen, an welchen mein unbeſonnener Stolz ſcheiterte. Sey weder ſo thörigt Colonieen anzulegen, noch Eroberungen zu machen. Jede Colonie iſt ein Auswuchs des politiſchen Körpers, der dieſen am Ende zernagt. Denke nur an deine oſtindiſche Compagnie, die, trotz Colberts Genie, der Unterſtützung Ludwig XIV. und des Credits, den Law's Syſtem ihr verſchaffte, dennoch zu Grunde ging. Dieſes Beyſpiel und hundert andere werden dem jungen Fürſten, der Frankreich beherrſcht (Ludwig XVI.) eine nützliche Lehre geben, und ſeine bekannte Mäßigung bürgt dafür, daß er groß genug ſeyn wird, um den Wahnſinn der Eroberungen zu verachten." (Qu'il ſera aſſez grand pour dédaigner la manie des conquêtes.)

Hierauf vermacht die immer ſchwächer werdende Patientin ein Legat an Spanien, nemlich Gibraltar, und wirft zuletzt noch einen politiſchen Ueberblick auf alle Nationen. Dieſer iſt für uns das merkwürdigſte, weil er einige Prophezeyungen enthält, die leider eingetroffen ſind. Die Dänen ſcheinen ihr das einzige Volk, das einer guten Geſetzgebung ſich zu erfreuen habe, und ſie weiſſagt ihnen Glück, wenn ſie nicht von der Wuth, ferne Colonieen zu beſitzen, ergriffen werden, und wenn ihr kleines Comptoir zu Tranquebar nie ein Pondichery oder Madras wird. — Die polniſche Feudalregierung zerſtört den ganzen Einfluß, den Polen auf das Intereſſe von Europa haben ſollte. — Der Coloß, den Peter der Erſte aus dem Schlamme hervorzog (tiré de la boue) den die berühmte Frau, ſeine Nachfolgerin, zu formen begann, (ébauché) und der von der heutigen Beherrſcherin dieſes Reichs vervollkommt worden; dieſer Coloß iſt noch weit entfernt, furchtbar zu ſeyn. (Da befand ſich die Patientin in einem großen Irrthume.) — Die Türkey wird, durch die Erſchlaffung des Sultans und durch die Unfähigkeit ſeiner Veziere, von ewigen Stürmen heimgeſucht werden, obgleich die Abgeſtumpftheit des Volkes und deſſen Hang zu Vergnügungen ſie dafür ſchützen ſollte.

Deutſchland hat in dem Kriege von 1630 das Uebergewicht verloren, welches die Eroberungen und Intriguen Carls des Fünften ihm verſchafft hatten; es iſt im weſtphaliſchen Frieden gedemüthigt und herabgeſetzt worden. (humiliée et dégradée.) Deutſchland wird nie furchtbar ſeyn, ſo lange es, gleich dem Reiche des groſsen Moguls, unter ſo viele ſouveraine Nabobs vertheilt iſt.

Das Berliner Genie war zum Wunderthun geboren. Ohne Menſchen hat es Soldaten geſchaffen, ohne Gelehrte eine Akademie, ohne Waaren einen Handel. Mit zwey oder drey Häfen am Meere, und Etabliſſements in beyden Indien, wird Preuſſen noch ein Weilchen glänzen, (aura encore quelques éclairs) und dann in ſeinen erſten Zuſtand zurück ſinken. Sein jetziger iſt allzu widernatürlich. Wer nur eine Million Menſchen hat, ſagt Montesquieu, der kann nicht mehr als 10000 Mann halten.

Betrachtet Holland! ſeine politiſche Exiſtenz neigt ſich zum Ende. Von eiferſüchtigen und laurenden Mächten umringt, ſieht es täglich ein Blatt von ſeiner Ehrenkrone reißen und ſtirbt langſam. (Es iſt tod.)

Von Italien werde gar nicht geredet, weil es ſich ganz den frivolen Künſten weiht. Der Italiäner ſcheint nur dann eine Exiſtenz zu haben, wenn er den Meißel in der Hand hält oder eine Arie trällert.

Es giebt noch eine Macht, welche ein gewiſſes Uebergewicht erlangt hat, durch den Schrecken, den ſie einflößt, wenn ſie zu einer Parthey ſich hinneigt, durch die Güte ihrer Conſtitution, durch die Achtung, die man ihren

Sitten, ihrer Uneigennützigkeit, ihrem Geiſte der Unfeindſeligkeit (eſprit de neutralité) ſchuldig iſt; ſie wird jenes Uebergewicht verlieren, wenn der Luxus, die Thorheit der Manufacturen und des Handels bis zu ihr dringen. Nur das arme Sparta war frey und mächtig. (Meynt die Patientin die Schweiz?)

Es folgen nun noch eine Menge bittere Sarcasmen gegen alle Vertheidiger und Anhänger von England, welche klar beweiſen, daß der Notarius, dem die Kranke ihr Teſtament dictirte, kein Engländer war. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß dieſes politiſche Teſtament viele Wahrheiten enthält, die der Herr Notarius damals ſelbſt kaum ahnden konnte, und daß ſogar die großmüthige Ernennung Frankreichs zur Univerſalerbin wohl noch in Erfüllung gehen könnte. Ob aber dieſes Ereigniß pour le bien général ausſchlagen werde? — das muß die Zeit lehren.

Der Bauchredner.

Ein Wundermann iſt in Paris aufgetreten, er heißt Comte. Seiner Ausſage nach haben ſeine Zaubereyen ihn ſchon oft in Lebensgefahr gebracht. In Spanien wollte man ihn verbrennen; die deutſchen Bauern wollten ihn tod prügeln, (ein Umſtand, von dem man in Deutſchland nichts erfahren hat) beſonders zu Freyburg, (welchem Freyburg?) wo er ſie ein wenig zu arg vexirte. An einem andern Orte erneuerte er das Wunder von Bileams Eſelin. Ein Bauer, deſſen fauler Eſel nicht fort wollte, ſchlug das Thier gewaltig, da that es plötzlich ſeinen Mund auf und ſprach: „Hat der liebe Gott uns nicht Alle gleich erſchaffen? es iſt Zeit, daß wir einmal unſere Rollen wechſeln. Steig ab und laß mich auf dir reiten.“ — Der Bauer, der in ſeinem

Leben keine andere Eſel als Zweybeinigte hatte ſprechen hören, entſetzte ſich gewaltig, ſprang haſtig herunter und lief davon, feſt überzeugt, daß ſein armer Grauſchimmel vom Teufel beſeſſen ſey.

Ein anderesmal ſetzte Herr Comte die ganze Reiſegeſellſchaft in einer Diligence in großes Schrecken. Es war finſtere Nacht. Plötzlich laſſen ſich mehrere Stimmen draußen am Wagen vernehmen: den Beutel oder das Leben! Alle zittern, Alle greifen in ihre Taſchen und holen die Beutel hervor. Comte thut daſſelbe, und, da er dem Fenſter am nächſten ſitzt, ſo ſammelt er alle die unfreywilligen Gaben, um ſie den vermeyntlichen Räubern zu übergeben, deren Stimmen ſich darauf entfernen. Man wünſcht ſich Glück in der Diligence, noch ſo mit einem blauen Auge davon gekommen zu ſeyn, man ſchwatzt über die Begebenheit bis zum anbrechenden Tage, wo denn endlich der Künſtler ſie auslacht und ihnen ihr Geld zurück giebt.

Das größte Verdienſt hat Herr Comte ſich in der Revolutionszeit um eine Kirche erworben, in der ſich mehrere ſchöne Statüen befanden, welchen die Sanscülotten die Köpfe abſchlagen wollten. Kaum erhoben dieſe Vandalen das Beil oder die Keule, als dieſe Statüen anfingen zu ſprechen und ihren Henkern das Gewiſſen zu ſchärfen. Man kann denken, daß auch die Verwegenſten davon lieſen.

Im vorigen Sommer ließ Herr Comte in Paris ſeine Kunſtfertigkeit öffentlich bewundern, und nahm viel Geld ein. Unter andern ahmte er die Stimme eines Gaſtwirths nach, der unten in ſeinem Keller iſt, und mit Jemanden, der oben ſteht, ſpricht, auch ſogleich die Treppe nach und nach heraufkommt. Er wußte dieſe ſtufenweiſe Annäherung der Stimme ſo täuſchend darzuſtellen, daß, als ſie nun endlich im Saale ſelbſt anlangte, die ganze Verſammlung aufſprang und nachſuchte, in der feſten Meynung, es müſſe ſich Jemand verſteckt haben; man überzeugte ſich aber bald, daß die Stimme bloß in Herrn Comte's Bauche verſteckt war, und ſein Triumph war vollkommen.

Indeſſen, ſo kunſtreich auch dieſer Mann ſeyn mag, ſo gehört er doch immer nur zu einer ſehr untergeordneten Claſſe von Bauchrednern. Die Erſte derſelben bilden die politiſchen Bauchredner. Hier entwickelt ſich die Kunſt auf einer weit höhern Stufe; hier kommt es nicht bloß darauf an, ſechs oder acht Menſchen in einer Diligence, ſondern viele Millionen, durch Furcht die Beutel aus der Taſche zu locken, und, wohl verſtanden, ſie ihnen nicht zurück zu geben; denn alles Zurückgeben, wenn es auch geraubtes Gut wäre, iſt dieſem bauchredneriſchen Ruhme verkleinerlich. Hier kommt es nicht darauf an, Eſel reden zu laſſen, ſondern vernünftige Menſchen zum Schweigen zu bringen. Hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten — und wären es Heiligen Köpfe —

ſondern ſie, wo möglich, abzuſchlagen, wenn ſie ſich zu denken unterfangen. — Es gab zu allen Zeiten große politiſche Bauchredner und es giebt deren auch noch. Bald ſcheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geſchrieben worden; bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksverſammlung; aber der Zeitungsſchreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch geſprochen, das Volk hat ſtumm und betäubt zugeſehen; es war immer nur die Stimme des Bauchredners, die ſich ſo geſchickt zu vervielfältigen, ja ſogar bisweilen die Stimmen von funfzigtauſend auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußte, um dadurch zu überreden, ſie lebten noch.

So wie Herr Comte ſein Meiſterſtück bewies, indem er einen Gaſtwirth aus der Tiefe des Kellers herauf nach und nach immer näher brachte, und ihm ſagen ließ, was dem Künſtler beliebte; ſo legt auch ein politiſcher Bauch redner ſein Meiſterſtück ab, wenn er zum Beyſpiel die Stimme einer ganzen Nation nachahmt, die aus der Tiefe ihrer Dummheit und ihres Aberglaubens herauf immer näher rückt, und ſelbſt gehorſamſt bittet, aufgeklärt und unterjocht zu werden. Dieſe Nation muß natürlich nicht ein Wort davon wiſſen; aber die Täuſchung muß dennoch ſo groß ſeyn, daß das ganze verſammelte Europa darauf ſchwören kann, es habe die Bittenden gar deutlich vernommen.

Eben ſo täuſchend muß der politiſche Bauchredner die Stimme der Freundſchaft nachzuahmen wiſſen. Es giebt deren, die jeden Fürſten überreden können, er habe dieſe Stimme wirklich gehört, der er denn auch wohlgemuth folgt bis zum Abgrunde. — Aber nicht bloß auf fremde Nationen wirket die erhabene Kunſt des Bauchredners, ſie zeigt ſich auch bey ſeiner eignen Nation im höchſten Glanze. Wohin das Volk ſich nur immer kehrt und wendet, vernimmt es, in dieſem Winkel die Stimme des Patriotiſmus, in jenem die Stimme der allgemeinen Wohlfahrt, in dieſem die Stimme der väterlichen Liebe, in jenem die Stimme der Religion; es iſt immer nur Eine Stimme, nemlich die, welche aus dem Bauche der Herrſchſucht hervorgeht; aber das Volk ſchwört Stein und Bein, es ſey unmöglich, hier getäuſcht zu werden.

Nur mit einer einzigen Stimme iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, ſie täuſchend hervorzubringen, nemlich mit der Stimme der Nachwelt. Dieſe haben ſelbſt die größten politiſchen Bauchredner, trotz aller Mühe, die ſie ſich gegeben, noch nicht hervorzubringen gewuſt. Indeſſen kümmert ſie das auch wenig; ſie genießen vor der Hand die Früchte ihrer Zauberkunſt, befinden ſich wohl dabey und lachen die Mitwelt aus.

Pyrrho.

Ja wahrhaftig, wir leben in einer Zeit, wo die Philoſophie dieſes Mannes oft, recht oft uns tröſtlich werden kann. Wir ſollten ſie wieder hervorſuchen aus dem Schulſtaube, unſere Profeſſoren ſollten angewieſen werden, ſie vom Katheder zu lehren, ſtatt jener unnatürlichen Naturphiloſophie, die nichts vermag als gute Köpfe zu verrücken, und gute Menſchen in die intoleranteſten Schwärmer zu verwandeln. Der Pyrrhonismus hingegen iſt eine wahre Lebensphiloſophie, tröſtend im Unglück, mäßigend im Glück, duldſam ohne Schwäche. Denjenigen Leſern der Biene, welche den Pyrrho und ſeine Meynungen noch nicht kennen, wird die Bekanntſchaft willkommen ſeyn, Andere werden ſie gern erneuern; für die eigentlichen Gelehrten ſind dieſe Hefte nicht geſchrieben.

Pyrrho lebte 300 Jahre vor Chriſti Geburt, ungefähr in der 70ſten Olympiade, und war ein Zeitgenoſſe des Ariſtoteles, Theophraſt und Epikur, deren Ruhm den Seinigen nicht verdunkelte. Anaxarch aus Abdera, Democrits Schüler, war deß Pyrrho Lehrer; beyde folgten Alexandern, dem ſogenannten Großen, auf ſeinem Eroberungszuge nach Aſien, und aus den Gewaltthaten dieſer Geißel der Menſchheit, welche durch ſtupide Bewunderung der gegeißelten Menſchen vergolten wurden, abſtrahirte ſich Pyrrho vielleicht den auffallend klingenden, aber leider nur allzuwahren Satz: „daß „Ruhm und Schande, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, bloß in den verſchiedenen Anſichten, Geſetzen und Gewohnheiten der Menſchen ihren Grund haben.“ — Nicht als ob er das für Recht gehalten hätte, (dazu war er ſelbſt ein viel zu rechtlicher Mann); aber wenn er täglich ſehen mußte, wie Alexander, bloß mit dem Rechte der Gewalt ausgerüſtet, Alles wegnahm, was ihm beliebte, Könige entthronte, Länder verheerte, deren unſchuldige Einwohner in unbeſchreibliches Elend ſtürzte, und dennoch bewundert, dennoch vergöttert wurde; wenn er täglich Zeuge davon war, daß man den einzelnen Räuber verabſcheute und mit dem Tode beſtrafte, indeſſen man dem Räuber an der Spitze eines Heeres zujauchzte: mußte er da nicht jenen Satz als practiſch wahr aufſtellen?

Er war Mahler geweſen, ehe er Philoſoph wurde. Seine Wißbegierde trieb ihn hinaus in die Welt, er wünſchte die berühmten Gymnoſophiſten kennen zu lernen, und hätte folglich einen weit edlern Zweck nach Indien zu gehen, als Alexander. Er brachte von dort eine vollkommne, in unſern Zeiten ſehr beneidenswerthe, Gleichgültigkeit gegen Alles auf der Welt mit zurück; ich ſage beneidenswerth, denn was bleibt übrig, wenn man nur die Wahl hat zwiſchen Leiden durch Verbrechen oder der Theilnahme an Verbrechen, beſtände die letztere auch nur in Billigung und Anpreiſung der ſchändlichſten Gewaltthaten? Fürwahr, da iſt einem rechtlichen Manne, der ſich von Jugend auf gewöhnte, die Handlungen aller Menſchen, der Gewaltigen wie der Schwachen, nach gewiſſen Grundſätzen der Moral zu beurtheilen, nichts Heilſameres anzurathen, als den Verſuch zu machen, Pyrrho's Gleichgültigkeit zu erlangen, und wohl ihm, wenn der Verſuch glückt! — Freylich trieb Pyrrho dieſe Tugend wohl bisweilen ein wenig zu weit; er liebte nichts, und ärgerte ſich über nichts, und war von der Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge gleichſam durchdrungen. Dahin führen bittere Erfahrungen endlich den Weiſen. Wenn er redete, ſo galt es ihm gleich viel, ob man ihm zuhörte oder nicht; ja er redete immer fort, wenn auch die Zuhörer Alle davon gingen. Er lebte mit ſeiner Schweſter in häuslicher Eintracht, und theilte mit ihr die kleinſten Sorgen und Bemühungen für das Hausweſen. Er trug Hühner und kleine Milchſchweine auf den Markt zum Verkaufe; er nahm den Beſen zur Hand und fegte das Haus, er wuſch und putzte die Möbeln, trotz einer Magd; Alles weil er überzeugt war, es ſey völlig gleichgültig, was man thue.

Bisweilen wiederfuhr ihm aber auch, was allen Philoſophen zu wiederfahren pflegt, daß er ſeinen Grundſätzen ungetreu wurde. Einmal, zum Beyſpiel, zankte er ſich mit ſeiner Schweſter, weil er allerley zu einem Opfer, welches ſie den Göttern bringen wollte, hatte einkaufen müſſen, und als man ihn daran erinnerte, daß dieſer Zorn ſeiner unwürdig ſey, antwortete er: „meynt ihr, daß ich um eines „Weibes willen mich herablaſſen werde, die „Tugend der Gleichgültigkeit zu üben?“

Ein Andersmal floh er vor einem Hunde, der ihn verfolgte, und als man ihn damit neckte, ſagte er: „Es iſt ſehr ſchwer, den Menſchen ganz auszuziehen.“

Auch leben oder tod ſeyn hielt er für völlig gleichgültig. Warum ſtirbſt du denn nicht? fragte man ihn. „Eben deswegen,“ war ſeine Antwort, die man für eine bloße Ausflucht hielt; allein er bewies in einer großen Gefahr, als einſt Schiffbruch ihm drohte, daß er wirklich dachte wie er ſprach, denn er war der Einzige, der im Sturme ruhig blieb, und als er ſeine Gefährten in Verzweiflung ſah, bat er ſie ſehr gelaſſen, ſie mögten doch ein Schwein betrachten, welches mit auf dem Verdeck war und ſich im Freſſen gar nicht ſtören ließ. „Sehet da,“ ſagte er, „die ächte Unempfindlichkeit des Weiſen.“ — Der Vergleich war nicht ſchmeichelhaft für die Weiſen, und vermuthlich nur ein Scherz; aber daß Pyrrho in einer ſolchen Lage ſcherzen konnte, das macht ſeiner Weisheit Ehre. — Weniger Ehre ſeinem Herzen die Anecdote, daß er einſt ſeinen Lehrer Anaxarch in einem Graben liegen fand, und ſich gar nicht bemühte, ihm die Hand zu reichen, ſondern gleichgültig vorüber ging. Man ſchalt ihn deswegen; aber Anaxarch ſelbſt vertheidigte ihn, (das war conſequent von dem Lehrer), und rühmte ihn ſogar wegen dieſes ſchönen Beweiſes ſeiner gänzlichen Indifferenz. — Gleichermaßen erwiederte einſt ein Alter, auf den Vorwurf, daß er die Philoſophie gering ſchätze: „Eben „das heißt philoſophiren.“

Mehr als alles andere verachtet Pyrrho die menſchliche Natur, die auch in der That eine der jämmerlichſten Naturen auf Gottes Erdboden iſt. Beſtändig führte er die Worte aus Homers Iliade im Munde (der 146ſte Vers des 6ten Buches) wo der Dichter die Menſchen mit Blättern vergleicht. Er ſah darin nicht bloß die Sterblichkeit der Menſchen, ſondern auch den Wankelmuth ihrer Meynungen und Neigungen, mit denen jeder Wind, gleichwie mit Blättern, ſpielt. Eben ſo gerne citirte er auch die Stellen, wo Homer die Menſchen mit Vögeln und mit Mücken vergleicht und ihre kindiſchen Schwachheiten und Albernheiten aufzählt. Es iſt zu verwundern, daß er nicht auch den ſehr paſſenden Vers aus der Odyſſee (L. XVIII. v. 135.) auswendig wußte, wo es heißt, daß die Götter den Menſchen die Vernunft, gleichſam als ein tägliches Stück Brodt, an jedem Morgen friſch verleihen.

Die Unbegreiflichkeit aller Dinge war ein Hauptlehrſatz des Pyrrho, den unſere Naturphiloſophen, die Alles begreifen, ſehr lächerlich finden werden. Er fand überall Grund zu bejahen und zu verneinen, deswegen prüfte er bloß das für und wider, hielt aber ſeine Entſcheidung ſtets zurück, und ſagte weiter nichts, als: das iſt noch nicht klar. Er ſuchte alſo ſein ganzes Leben hindurch die Wahrheit, hütete ſich aber wohl, jemals zu geſtehen, daß er ſie gefunden habe.

Dieſe Kunſt, über alles zu diſputiren, ſein Endurtheil aber dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, (eine Kunſt, deren Erfinder er übrigens nicht iſt) bezeichnete man gewöhnlich mit dem Namen Pyrrhonismus. Seine Schüler nannte man Skeptiker (Unterſucher), Zetetiker (Forſcher), Ephectiker (unentſchieden laſſende), Aporetiker (Zweifler), weil ſie zweifelnd die Wahrheit ſuchten und immer die Wahrheit bezweifelten.

Pyrrho ſchrieb nie etwas, vermuthlich weil es ihm eben ſo gleichgültig war, geleſen als gehört zu werden; aus ſeinen eigenen Schriften wiſſen wir folglich nichts, weder von ſeiner Perſon noch von ſeiner Lehre. Neckereyen hat er genug erduldet, das konnte nicht fehlen. Man ſagte zum Exempel: daß er Nichts dem Nichts vorzöge, daß er keinem Wagen und keinem tollen Hunde aus dem Wege ginge, und daß, wenn er einmal im Gehen begriffen geweſen, er auch um eines Abgrundes willen keinen Umweg genommen, folglich hundertmal gerädert, gebiſſen und geſtürzt ſeyn würde, wenn ſeine Freunde ihn nicht immer begleitet und gerettet hätten. Aber ein gewiſſer Aenoſydemus, der acht Bücher von der Pyrrhoniſchen Secte geſchrieben hat, verſichert ausdrücklich, daß ihrem Meiſter nie ſolche Albernheiten in den Sinn gekommen wären. Wie hätte er auch wohl neunzig Jahre alt werden und große Reiſen unternehmen können, wenn er ſich ſo kindiſch betragen hätte? — läßt ſich denken, daß ein ſo lächerlicher Sonderling ſo viele der angeſehenſten Männer und Philoſophen unter ſeine Freunde und Schüler würde gezählt haben? — Was aber mehr als Alles jenen Fabeln widerſpricht, iſt die hohe Achtung, die er unter ſeinen Mitbürgern zu Elis, ſeiner Vaterſtadt, genoß. Sie machten ihn nicht allein zum Oberprieſter, ſondern ſie erwieſen ihm auch eine noch weit ſchmeichelhaftere Ehrenbezeugung, indem ſie, um ſeinetwillen, alle Philoſophen von Abgaben frey ſprachen.

So weit haben es unter uns weder Leibnitz noch Kant gebracht; in Hannover und Königsberg müſſen die Philoſophen zu den franzöſiſchen Contributionen ihren Beytrag liefern.

Epictet ſchätzte den Pyrrho beſonders hoch wegen des einzigen Satzes: Leben und Tod ſind das Eine ſo gleichgültig wie der Andere; hingegen konnte er die Pyrrhoniſten nicht ausſtehen; vielleicht ging es ihm wie uns mit den Kantianern, die dem groſſen Kant ſo wenig gleichen. Eines Tages wollte ein Pyrrhoniſt dem Epictet beweiſen, daß die Sinne ſtets Betrüger wären. „Aber ihr geht „doch nicht in eine Mühle,“ antwortete dieſer, „wenn ihr ins Bad gehen wollt? — „Fürwahr, wäre ich Euer Knecht, es würde „mir viel Spaß machen, Euch zu quälen. „Sprächt ihr zu mir: Epictet, gieſſe Oel ins „Bad, ſo würde ich Euch Salzlaake über den „Kopf ſchütten, begehrtet ihr ein Getränk „von mir, ſo würde ich Euch Eſſig bringen,

„und wenn Ihr Euch darüber beklagtet, ſo „würde ich ſagen: die Sinne täuſchen Euch, „was Ihr für Salzlaake und Eſſig haltet, iſt „Oel und Getränk.“

Solche Spöttereyen mogten die Schüler treffen, der Meiſter blieb immer hochgeehrt, und über ſeinen trefflichen philoſophiſchen Geiſt tönt aus dem hiſtoriſchen Alterthume nur Eine Stimme herauf.

Seiner Lehre, daß die Wahrheit auf der Erde nicht gefunden werde, oder vielmehr, daß nichts Wahres und nichts Falſches exiſtire, ſondern Alles ungewiß ſey, ſetzte man folgenden Schluß entgegen:

„Wenn deine Behauptung wahr iſt, ſo „giebt es ja etwas Wahres, nemlich deine Behauptung; iſt ſie aber falſch, ſo giebt es „auch etwas Wahres, denn ſonſt wäre ſie „nicht falſch.“

Ferner ſagte man: „Du, der du behaup„teſt, man wiſſe gar nichts, du weißt entwe„der was du behaupteſt, oder du weißt es nicht; „im Erſten Falle, wie kannſt du es behaupten? „im letzten bekennſt du ja ſelbſt, daß du etwas „weißt, nemlich daß du nichts weißt.“ — Pyrrho lächelte ſchweigend über ſolche Sophismen, und würde auch in unſern Tagen über den Cardinal Fleury gelächelt haben, der in ſeiner Kirchengeſchichte zu ſagen beliebt: „Zweifeln iſt ſchlimmer als Unwiſſenheit, denn „es führt zum Pyrrhonismus, der die ſchlimmſte unter allen Philoſophieen iſt, weil ſie ſogar hindert die Wahrheit zu ſuchen.

Wie konnten Se. Eminenz ſo etwas niederreiben? gegen einen Mann, der die Wahrit neunzig Jahre lang ſuchte, und, trotz ner Zweifel, mehr davon gefunden hatte, s die ſämmtlichen Herren im römiſchen Purr? gegen einen Mann, der die Gemüthshe des Weiſen zu erreichen ſtrebte, und auf ſeinem Wege auch wirklich erreichte, welches ſchon allein zur Gnüge beweiſt, daß ſein Weg, wenn auch nicht der einzige rechte, doch kein Irrweg war.

Aber freylich mußte wohl der Pyrrhonismus der chriſtlichen Kirche ein Greuel ſeyn; denn was er gegen dieſe vermogt haben würde, davon hat Bayle eine Probe geliefert. Zwey Abbés — ſo erzählt er — deren Einer, ein ehrlicher Kauz, bloß ſein Breviarium verſtand, der Andere hingegen ein guter Philoſoph war, geriethen in Streit. „Ich verzeihe „den heydniſchen Philoſophen,“ ſagte Jener ganz kalt, „daß ſie ſchwankend in ihren Meynungen geweſen; aber ich begreiſe nicht, daß „bey dem Lichte des Evangeliums noch elende „Pyrrhoniſten exiſtiren können.“

„Und ich behaupte,“ erwiederte der Andere, „daß, wenn Pyrrho in die Welt zurück „käme, gerade die chriſtliche Theologie ihm

„unauflösbare Argumente liefern würde.“ Jener verlangte Beweiſe, und dieſer gab ſie folgendermaßen: „Um einen Sieg über Pyrrhoniſten zu erfechten, muß man ſie vor allen Dingen überzeugen, daß die Wahrheit an irgend einem ſichern Zeichen zu erkennen ſey. Man pflegt ein ſolches Zeichen das Criterium veritatis zu nennen. Sie werden ſagen, die Evidenz (die Offenkündigkeit) ſey der ſicherſte Character der Wahrheit, denn wäre es dieſe nicht, ſo gäbe es gar keinen ſolchen. — Wohlan, würde der Pyrrhoniſt Ihnen antworten, ich werde Ihnen Dinge anführen, die Sie als falſch verwerfen, und die doch ſo evident als nur immer möglich ſind.“

„Erſtens: Es iſt evident, daß zwey Dinge, die einem Dritten vollkommen gleich ſind, auch unter ſich unmöglich verſchieden ſeyn können. Das iſt die Baſis aller unſerer Vernunftſchlüſſe, und dennoch verſichert die Offenbarung, indem ſie das Geheimniß der

„Dreyeinigkeit enthüllt, das Axiom ſey falſch.
„Sie mögen ſich hinter ſo viele Diſtinctionen
„verſchanzen als Ihnen beliebt, Sie werden
„doch immer zugeſtehen müſſen, daß jenes
„große Geheimniß jene evidente Wahrheit
„zertrümmert.“

„Zweytens: Es iſt evident, daß zwiſchen
„Individuum, Natur, Perſon,
„kein Unterſchied ſtatt findet; aber die Dreyeinigkeit
„hat uns bewieſen, daß die Perſonen
„vervielfacht werden können, indeſſen die
„Individuen und Naturen Eins bleiben.“

„Drittens: Es iſt evident, daß, um
„einen Menſchen zu bilden, der eine wirkliche
„und vollkommene Perſon zu nennen iſt, es
„hinreichend ſey, einen menſchlichen Körper
„und eine vernünftige Seele mit einander zu
„vereinigen; aber das Geheimniß der Menſchwerdung
„hat uns gelehrt, daß es nicht hinreichend
„ſey, woraus denn folgt, daß weder

„Sie noch ich mit Gewiſsheit behaupten können, daſs wir Perſonen ſind; denn wenn ein „mit einer vernünftigen Seele gepaarter menſchlicher Körper jederzeit nothwendig eine Perſon darſtellen müſste: ſo könnte Gott ſelbſt „das nicht verhindern, folglich iſt die Perſönlichkeit bloſs zufällig. Nun iſt aber alles „Zufällige auf mancherley Weiſe trennbar von „ſeinem Subjecte, es iſt alſo möglich, daſs „Gott uns auf vielen Wegen hindern könne, „Perſonen zu ſeyn, ob wir gleich aus Leib „und Seele beſtehen, und wer ſteht uns dafür, „daſs er es nicht wirklich thut? Muſs er uns „denn Alles offenbaren, was er mit uns vornimmt?"

„Viertens: Es iſt evident, daſs ein „menſchlicher Körper nicht an mehrern Orten „zugleich ſeyn, und daſs ſein Kopf nicht auf „einem untheilbaren Puncte von allen ſeinen „übrigen Theilen durchdrungen ſeyn kann; „dennoch lehrt uns das Geheimniſs der Eucha-

„riſtie, daß es täglich geſchieht, woraus denn
„folgt, daß weder Sie noch ich gewiß ſeyn
„können, ob wir von andern Menſchen unterſchieden
„ſind? und ob wir nicht vielleicht in
„dieſem Augenblicke uns im Serail zu Conſtantinopel,
„in Japan, in Canada, und mit
„einem Worte überall befinden, nur an jedem
„Orte unter verſchiedenen Bedingungen? Warum
„ſollte Gott, der nichts umſonſt thut,
„mehrere Menſchen erſchaffen, wenn ein
„Einziger hinreicht, der ſo geſchaffen iſt, daß
„er an verſchiedenen Orten mit verſchiedenen
„Eigenſchaften begabt erſcheint?“

„Dieſe Lehre zieht auch den Verluſt derjenigen
„Wahrheiten nach ſich, die wir in den
„Zahlen fanden, denn man weiß nun nicht
„mehr was zwey und drey eigentlich iſt. Wir
„meynen wohl, Hans und Peter wären zwey
„Menſchen, weil wir ſie an verſchiedenen Orten
„ſehen, und weil der Eine nicht alle die
„Eigenſchaften des Andern beſitzt; aber durch

„die Lehre von der Eucharistie iſt der gänzliche „Ungrund dieſer Meynung erwieſen. Es giebt „vielleicht nur ein einziges Geſchöpf auf „der ganzen Welt, aber an verſchiedenen Orten „mit verſchiedenen Eigenſchaften durch die „Schöpfungskraft vervielfältigt. Daſſelbe gilt „auch von allen übrigen geiſtigen oder körperlichen Weſen, die eben ſowohl auf ein Einziges ſich zurückbringen laſſen. Wir machen „gewaltige Regeln in der Arithmetik, als ob „es viele von einander wohl zu unterſcheidende „Dinge gäbe? Lauter Schimären! Wir wiſſen nicht allein nicht mehr, ob es zwey Körper giebt, wir wiſſen auch nicht einmal ob es „einen Körper und einen Geiſt giebt. Denn „wenn die Materie durchdringbar iſt, ſo iſt „klar, daß der Raum nur ein Zubehör (Accidenz) des Körpers iſt, folglich iſt der Körper ſeinem Weſen nach eine nicht ausgedehnte „Subſtanz, folglich kann er mit allen den „Eigenſchaften begabt ſeyn, die man ſonſt nur „dem Geiſte zuſchreibt, Vernunft, Wil-

„len, Leidenſchaften, Empfindungen. Es giebt alſo keine Regel mehr, die uns unterſcheiden lehrte, ob eine Subſtanz ihrer Natur nach geiſtig oder körperlich ſey, u. ſ. w. Wenn wir nun, indem wir aus der Finſterniß des Heydenthums an das Licht des Evangeliums hervortraten, die Falſchheit ſo vieles evidenten Wiſſens, ſo vieler unwiderſprechlich ſcheinenden Definitionen gelernt haben, was ſteht uns nicht bevor, wenn wir einſt aus der Finſterniß dieſes Lebens ſcheiden, um in den Glanz des Paradieſes einzugehen! Werden wir da nicht noch tauſend Dinge als falſch erkennen, die uns hienieden unbezweifelt ſchienen?“

„Noch ein Wort von der Moral. Erſtens: Es iſt evident, daß man das Böſe verhindern muß, wenn man kann, und daß man eine Sünde begeht, wenn man es unterläßt. Aber die Theologie zeigt uns das Gegentheil; ſie lehrt, daß Gott nichts thut,

„was nicht ſeiner Vollkommenheit würdig ſey, „ob er gleich alle die Unordnungen auf der „Welt duldet, die er ſo leicht hätte verhüten „können.“

„Zweytens: Es iſt evident, daß ein „Geſchöpf, welches gar nicht exiſtirt, auch „nicht unſchuldig an einer böſen Handlung „werden kann, und daß es ungerecht iſt, daſſelbe wegen einer ſolchen zu ſtrafen; allein „unſere Lehre von der Erbſünde zeigt den Ungrund dieſer Meynung.“

„Drittens: Es iſt evident, daß man „das Rechtliche*(l'honnête) dem Nützlichen „vorziehen muß, und daß, je heiliger eine „Sache iſt, je weniger es ihr frey ſtehe, das „Rechtliche dem Nützlichen unterzuordnen. „Allein die Theologen verſichern uns, daß „Gott, als er die Wahl hatte, eine vollkommene, mit allen Tugenden gezierte Welt, „oder eine höchſt ſündige Welt, wie die unſrige,

„zu erſchaffen, dieſe letztere vorzog, weil es
„ihm für ſeinen Ruhm erſprießlicher ſchien.
„Sie werden mir einwenden, daß man die
„Pflichten des Schöpfers nicht nach dem elenden
„Maaßſtabe unſerer Pflichten meſſen
„dürfe? aber wenn ſie das thun, ſo geben Sie
„Ihren Widerſachern gewonnen Spiel, denn
„die wollen ja eben beweiſen, daß die eigentliche
„Natur der Dinge uns unbekannt iſt, und
„daß wir nur gewiſſe Verhältniſſe derſelben
„kennen, indem wir von Allem nur durch
„Vergleichung urtheilen. Wir wiſſen nicht,
„ſagen ſie, ob der Zucker wirklich ſüß iſt, wir
„wiſſen bloß, daß er uns ſüß ſcheint, wenn
„wir ihn auf die Zunge bringen; wir wiſſen
„auch nicht, ob dieſe Handlung rechtlich an
„ſich ſelbſt iſt, wir glauben nur, daß ſie, in
„Beziehung auf Dieſem oder Jenem und unter
„gewiſſen Verhältniſſen, den Schein der Rechtlichkeit
hat. Unter andern Beziehungen und
„Verhältniſſen iſt es wieder anders. Solchen
„Antworten, mein Herr, ſetzen Sie ſich aus,

„wenn ſie behaupten, daß unſere Ideen vom
„Recht und von der Rechtlichkeit Ausnahmen
„leiden und relativ ſind. Bedenken Sie auch,
„daß, je mehr ſie der Gottheit das Privilegium
„einräumen, nicht nach unſern Ideen zu
„handeln, je gewiſſer zerſtören Sie das einzige
„Mittel, das Ihnen übrig bleibt, um zu beweiſen,
„daß es Körper giebt; es beſteht nemlich
„in dem Satze, daß Gott uns nicht betrügen
„kann, daß er es aber gethan hätte,
„wenn die Körperwelt gar nicht exiſtirte. Einem
„ganzen Volke ein Schauſpiel zeigen,
„ohne daß außer dem Geiſte das Geringſte
„vorginge, wäre ein Betrug. Ja, wird man
„antworten, wenn ein Fürſt es thut, ſo gebe
„ich es zu, wenn Gott es thut, ſo leugne ich
„es, denn Gott hat andere Rechte als die der
„Könige. Da alſo die Ausnahmen, die Sie
„von den Grundſätzen der Moral ſich erlauben,
„auf die unbegreifliche Unendlichkeit Gottes
„gegründet ſind, ſo kann ich mich auch nie
„von etwas vergewiſſern, denn nimmer werde

„ich die ganze Ausdehnung der Rechte Gottes
„begreifen lernen. Ich mache alſo den Schluß:
„wenn es ein Zeichen gäbe, an welchem man
„die Wahrheit mit Gewißheit erkennen könnte,
„ſo wäre es die Evidenz, die Evidenz iſt aber
„kein ſolches Zeichen, weil ſie auch bey falſchen
„Dingen gefunden wird, folglich giebt es gar
„keine gewiſſe Wahrheit.“

Da der fromme Abbé, an welchen dieſe lange Rede gerichtet war, ſtatt ſie zu beantworten oder zu widerlegen, nur auf die Pyrrhoniſten ſchimpfte, ſo machte der ſchlaue Gegner ſich den Spaß, ihm noch folgendes Problem vorzulegen: „Sie ſind 45 Jahr alt, daran zweifeln Sie nicht, und eben ſo gewiß glauben Sie, daß Sie die nemliche Perſon ſind, der man vor zwey Jahren eine Abtey gab. Ich werde die Ehre haben Ihnen zu beweiſen, daß Sie für beydes gar keine triftigen Gründe haben. Meine Beweiſe ſchöpfe ich aus unſerer Theologie. Ihre Seele iſt geſchaffen worden, folglich muß Gott in jedem Augenblicke deren Exiſtenz erneuern, denn die Erhaltung der Geſchöpfe iſt bloß eine fortgeſetzte Schöpfung. Wer kann Ihnen verbürgen, daß nicht Gott Ihre, ſeit dem erſten Augenblicke Ihres Lebens ununterbrochen geſchaffene Seele, dieſen Morgen wiederum in das Nichts hat zurück fallen laſſen? Wer ſteht Ihnen dafür, daß er nicht eine andere, bloß mit dem Bewußtſeyn Ihrer vorigen Seele, begabte Seele geſchaffen hat? Beweiſen Sie mir das Gegentheil, wenn Sie können."

Das Gegentheil blieb unbewieſen, und man erinnerte den Spötter an den Glauben, der höher ſey als alle Vernunft. Nebenher verwies man ihn auch auf den Ausſpruch des La Mothe le Vayer, in deſſen Abhandlung über die Tugenden der Heyden, daß, wenn auch manche andere Heyden par la foi implicite noch einige Hoffnung hegen dürften, die ewige Seligkeit zu erlangen, doch ganz ſicher kein Skeptiker oder Pyrrhoniſt den Weg zur Hölle habe vermeiden können. (ait pu éviter le chemin de l'enfer.)

Armer Pyrrho! du brennſt alſo ſchon ſeit ein paar tauſend Jahren! und doch iſt jeder Menſch, dem noch ein freyes Herz im Buſen ſchlägt, in unſern Tagen gezwungen, dich um jene Philoſophie zu beneiden, welcher du eine ſo vollkommne Gemüthsruhe verdankteſt. Ein Beweis, wie ſchlimm unſere Tage ſind, da man ſelbſt mit der Gewißheit zur Hölle zu fahren, dieſen großen Vortheil erkaufen mögte, überzeugt, daß es in der Hölle nicht ärger zugehen kann, als jetzt auf Gottes blutigem Erdboden.

Schlözer.

Er iſt nicht mehr! dieſer treffliche, Alles durchſchauende und von einem hohen Standpuncte überſchauende Kopf! Man kann ſein Andenken nicht beſſer ehren, als wenn man der Welt bisweilen dieſe und jene Stelle ſeiner Schriften in Erinnerung bringt, in der er, nicht den Gelehrten, ſondern den Menſchen, den hochherzigen Menſchen zeigte. Dahin gehört unter andern folgende Stelle aus ſeiner Weltgeſchichte:

„Erwache doch, beſonders das junge Publikum, aus einem Schlummer, in der uns die Erziehung eingewiegt — komme es doch von dem verderblichen Geſchmack an Mordſpielen alter und neuer Menſchenmörder, Helden genannt, zurück! Frohlocke es nicht länger über rauſchende Kriegsthaten der Eroberer, das iſt, über die Leidensgeſchichte der von dieſen Böſewichtern am Narrenſeil herum geführten Nationen! ſondern glaube es vorläufig, daß die ſtille Muſe eines Genies und die ſanfte Tugend eines Weiſen, oft größere Revolutionen angerichtet, als die Stürme allmächtiger Wütriche, und daß manch glücklicher Sorite die Welt mehr verſchönert habe, als die Fäuſte von Millionen Kriegern ſie verwüſtet haben."

„Ueberzeuge es ſich endlich, daß, wenn man künftig in der Weltgeſchichte Eſaus Linſengericht und die Kaziken von Sikyon übergeht, die Balgereyen der Spartaner mit den Meſſeniern, ſo wie die der Römer mit den Volskern, kaum berührt; aber die Erfindung des Feuers und Glaſes ſorgfältig erzählt, und die Ankunft der Pocken, des Branntweins, der Kartoffeln in unſerm Welttheile, nicht unbemerkt läßt, und ſogar ſich nicht ſchämt, von der Vertauſchung der Wolle mit dem Linnen in unſerer Kleidung, mehr Notiz zu nehmen, als von den Dynaſtieen Tßi, Leang und Tſchin — man ernſthaft und zweckmäßig handle. (pag. 70.)

Schon in der Einleitung (pag. 3.) zeigt ſich ſein edles Herz empört gegen alle Uſurpationen, es mögen Länder oder Ruhmſprüche uſurpirt werden. „Die Sammler der alten Univerſalhiſtorien,“ ſagt er, „ſammelten nicht bloß, ſondern urtheilten mitunter; ſie erzählten nicht bloß Begebenheiten, ſondern erklärten ſie auch; aber ſie urtheilten und erklärten ohne alle Kenntniß des Weltlaufes, oft ohne Menſchenverſtand;„ ſehr oft auf Koſten der Sittenlehre, deren Lehrerin doch Geſchichte ſeyn ſoll. Jedem Völker-Räuber hofirten ſie, wie Wieland Alexandern; jeden glücklichen Böſewicht nannten ſie reſpectabel, wie Wieland Cromwelln; thieriſche Rachſucht und blutigen Ehrgeiz erhoben ſie unter dem Namen des

Gravthuns; und verkapptes Laſter verwechſelten ſie mit Tugend.“

Es thut mir leid, daß unſer herrlicher Wieland ſeinen eigenen Ruhm befleckt hat; indem er Alexandern und Cromwelln gerühmt. Schlözer hat doch wahrlich Recht, wenn er behauptet, daß die Geſchichte eine Lehrerin der Moral ſeyn ſoll; daß ſie eben ſowohl als ein gutes Trauerſpiel — (denn ſie iſt ja leider auch nichts anders als ein großes Trauerſpiel!) — Abſcheu gegen den Verbrecher, Liebe für die Tugend, Mitleid für den Unterdrückten einflößen ſoll. Wenn dieſer heilige Beruf der Geſchichte entweiht wird, ſo iſt ſie gar nichts mehr werth. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es nie einen größern Verbrecher an der Menſchheit gab, als den Eroberer; das beweiſt ſchon der allgemeine Abſcheu, den die Mitwelt gegen ihn empfindet. Es mag ſeyn, daß er, nach endlicher Sättigung ſeiner Eroberungsgier, oder wenn gar nichts mehr zu verſchlingen übrig iſt, daß er, ſage ich, dann anfängt, den unterjochten Völkern Wohlthaten zu erzeigen; aber eben dann hat er ja aufgehört Eroberer zu ſeyn. So lange er nur das iſt, ſo lange iſt er der ungerechteſte Menſch auf Gottes Erdboden; darüber iſt nur Eine Stimme, wenn ſie gleich nicht immer laut werden darf; denn es gehört mit zu den nothwendig gewordenen Verbrechen eines Eroberers, daß er jedem von der Wahrheit ausgepreßten Schrey der zuckenden Menſchheit erſticken muß. Wehe dem Geſchichtſchreiber, der ſolche Unthaten preiſt! und zehnfach wehe ihm! wenn er ſogar ein lebender Zeuge derſelben war. Im erſten Falle mag er für einen bloßen Schwachkopf gelten, der in der Ferne das Blut, in welchem der Eroberer badet, für Purpur, und die Schlangen, die um ſein Haupt ziſchen, für Lorbeerzweige anſieht; im letzten Falle iſt er ein gefühlloſer Böſewicht, dem die Verzweiflung ſeiner zertretenen Mitbrüder nicht einen Seufzer koſtet, vielleicht weil Er ſich wohl befindet, weil ihm geſchmeichelt wurde.

Heil dir, ehrwürdiger Schlözer! nimmer hätteſt du deine Stimme für Gold oder ſogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbeſtechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geſchichtſchreiber erhoben; auf dieſen Ruhm bin ich ſtolz, und deinem Schatten ſchwöre ich es: nie ſoll irgend ein Wahnſinn mich verblenden, den Verbrecher zu preiſen, wenn auch aus deſſen Verbrechen das Heil der Welt entſpränge. Ich habe in einer Verhängnißſchweren Zeit gelebt, ich will dieſe Zeit der Nachwelt ſchildern, und ſie wird ſchaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's ſpielende Schweſtern mir eingaben, längſt verhallt iſt.

Ueber den Ruhm.

Von Marmontel.

(Der Herausgeber hält für nothwendig zu erklären, daß er hier bloß den Ueberſetzer macht und durchaus kein Wort von dem ſeinigen hinzufügt, ſo gern er es auch bisweilen gethan hätte. Allein er enthält ſich deſſen um der boshaften — — Zeitungsſchreiber willen, die ihm bey jeder Gelegenheit auf den Dienſt lauern, und — wenn ſie einen Gedanken finden, den ſie nicht haben dürfen, gleich ſchreyen, er ſey mit engliſchen Guineen bezahlt. Nun mögen ſie ihren eigenen, ſo hoch unter ihnen geachteten Marmontel beſchuldigen, wenn ſie glauben etwas Anſtößiges zu wittern.

Noch einem andern Tadel, der aber leider gewöhnlich von Deutſchen herrührt, muß ich begegnen. Sie pflegen nemlich zu ſagen: cui bono, daß man ſolche veraltete Maximen jetzt wiederum auf die Bahn bringt? es hilft doch zu nichts, zu gar nichts.

Dieſen antworte ich durch ein Gleichniß: Wenn vormals die preußiſchen Behörden — ich weiß nicht mehr bey welcher feyerlichen Gelegenheit — den ganzen Titel ihres Monarchen ablaſen, ſo fand ſich jedesmal ein Nürnberger Rathsherr dabey ein, der, wenn er die Worte vernahm: Burggraf zu Nürnberg, ſich ehrfurchtsvoll verbeugte und in ſeinen Bart murmelte: Mit nichten! — Durch dieſe Proteſtation meynten die Nürnberger ihre Rechte zu bewahren.

Nun meyne ich, es ſey doch wohl recht gut, daß — ſo oft in unſerer heutigen Moral ein Grundſatz vorkommt, den wir Moraliſten vom alten Glauben nicht dürfen gelten laſſen — wenigſtens Einer auftrete, ſich bücke und ſpreche: **mit nichten!** — Es wird uns vielleicht eben ſo wenig helfen, als es den Nürnbergern geholfen hat; allein dieſe thaten ihre Schuldigkeit, hoffend, es könne doch wohl einmal eine Zeit kommen, wo ihre Proteſtation wirkſamer ſeyn werde, und wenigſtens wollten ſie vor der Nachwelt als ehrliche Leute erſcheinen. Nach dieſem nothgedrungenen Vorberichte wollen wir hören, was Marmontel über den Ruhm ſagt.)

Der Ruhm iſt eine allgemeine, dauerhafte Bewunderung, deren Baſis das Wunderbare iſt, und wunderbar nennen wir, was die gewöhnlichen Kräfte der Natur zu überſteigen ſcheint. Folglich hängt der Ruhm ſehr von der öffentlichen Meynung ab, iſt falſch oder wahr, wie dieſe. Es giebt zwey Gattungen von falſchem Ruhme; die Eine gründet ſich auf ein täuſchendes, die Andere zwar auf ein wirkliches, aber Unheilbringendes Wunderbares. Jene herrſcht im Reiche der Täuſchungen und verſchwindet mit dieſem. So der Ruhm, den das Glück gewährt. Das Glück hat keinen eignen Ruhm, es uſurpirt den, welcher Talenten und Tugenden gebührt, weil der Menſch wähnt, dieſe ſtets im Gefolge des Glücks zu finden. Ein ſchneller Wechſel öffnet ihm die Augen, eripitur perſona manet res. Man betet den Günſtling des Glückes an, man verachtet den Gefallenen. Aber ſo empſindet nur der Pöbel. Dem Denker entreißt das Glück nie ſeine Stimme zum Ruhme, ſo wenig als er ſie dem Unglücke entzieht.

Das Unheilbringende Wunderbare macht einen dauerhaften Eindruck, und — zur Schande der Menſchheit ſey es geſagt — es bedarf eines Jahrhunderts, um jenen Eindruck zu verlöſchen. Das iſt der Ruhm außerordentlicher Talente, deren Anwendung Jammer und Elend in der Welt verbreitet. Die ſchrecklichſte, aber auch zugleich die blendendſte dieſer Wunderbarkeiten ſind Eroberungen. Sie mögen uns zum Beyſpiele dienen, wie abſurd es von den Menſchen iſt, den Urſachen ihres Elendes Ruhm beyzulegen.

Zwanzigtauſend Menſchen, von der Hoffnung Beute zu machen angefeuert, folgen einem Einzigen zum Blutbade. Dieſer Einzige, der an der Spitze von zwanzigtauſend entſchloſſener, gelehriger, unerſchrockener, gehorſamer Menſchen ſteht, wird ſogleich vom groſſen Haufen angeſtaunt. Dieſe Tauſende erſchlagen, verjagen oder unterjochen einen an Zahl überlegenen Feind. Ihr Anführer hat die Stirn zu ſagen: ich habe gekämpft und geſiegt; ſogleich wiederholt die ganze Welt: er hat gekämpft und geſiegt! Daher das Wunderbare und der Ruhm der Eroberungen.

Wißt ihr auch, was ihr thut? — ſo kann man die Bewunderer eines Eroberers fragen —

Ihr klatſcht Beyfall den Gladiatoren, die in eurer Mitte um den Preis ringen, den ihr ſelbſt für denjenigen ausgeſetzt habt, der Euch die tödtlichſten Streiche beybringen wird. Klatſcht nur! heute ſind es die blutigen Körper Eurer Nachbarn, die in den Sand geſtreckt werden, morgen trifft Euch die Reihe.

So reißt der falſche Ruhm den großen Haufen mit ſich fort. Die ſchaffenden Unternehmungen eines Fürſten gehen meiſtens einen ſtillen, langſamen Gang; die zerſtörenden hingegen ſind ſchnell und geräuſchvoll, darum erheben wir ſie zu Wundern. Man bedarf nur einiger Wochen, um ein Land zu verwüſten, aber vieler Jahre, um es fruchtbar zu machen. Man bewundert den, der es verwüſtet hat, und kaum nennt man den, der es fruchtbar machte. Iſt es denn nicht ſehr natürlich, daß ſo viel Böſes und ſo wenig Gutes in der Welt geſchieht? — werden denn die Völker nie ſo muthig oder ſo vernünftig werden, ſich dem ungezügelten Ehrgeize eines Einzigen nicht mehr zu opfern? ſich gegen ihn zu vereinigen, und wie Cäſars Soldaten zu ſprechen:

> Liceat diſcedere, Caeſar,
> Arabia ſcelerum, quaeris terraque marique
> His ferrum jugulis. Animas effundere viles,
> Quolibet hoſte, paras.
>
> Lucan.

Oder wie der Scythe zum Alexander: „Was „haben wir mit dir zu ſchaffen? nie ſetzten wir „den Fuß in dein Land. Iſt denn den Waldbewohnern nicht vergönnt, dich nicht zu kennen? und nicht zu wiſſen woher du kommſt?"

Wenn es doch zum wenigſten Eine Klaſſe von Menſchen gäbe, die ſich über den gemeinen Haufen erhübe, und weiſe, muthvoll, beredt genug wäre, um die Welt gegen ihre Unterdrücker aufzuwiegeln (ſoulever) und ihr einen barbariſchen Ruhm verhaßt zu machen. Die Schriftſteller beſtimmen die öffentliche Meynung von einem Jahrhunderte zum andern; ſie können die Ehrenrichter, und als ſolche, entweder die gefährlichſten oder nützlichſten Menſchen werden.

Vixere fortes (ruft Horaz) ante agamemnona
Multi; ſed omnes illacrymabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate ſacro.

In des Volkes Munde wird die Wahrheit bald zur Sage, und verliert ſich endlich in der Fabel. Das Heroiſche wird abſurd, indem es von Munde zu Munde geht. Anfangs ſtaunt man es an als ein Wunderwerk, nach und nach zählt man es zu den veralteten Mährchen, und endlich wird es gar vergeſſen. Nur was berühmte Schriftſteller aufzubewahren für gut hielten, das glaubt der vernünftige Theil der Nachwelt. — Ludwig XII. ſagte: „die „Griechen haben im Grunde wenig gethan; „allein ſie haben dies Wenige durch ihre erhabene Beredſamkeit veredelt. Die Franzoſen „haben viele groſſe Thaten verrichtet; aber „nicht verſtanden ſie zu beſchreiben. Nur die „Römer vereinigten beydes."

So erkannte ein König, daß der Ruhm der Nationen in den Händen der Schriftſteller liegt. Aber wie dann, wenn dieſe ſelbſt elende Schmeichler werden? wenn ſie ihr Lob dem glücklichen Verbrecher feil bieten? — Man frage den Virgil, welches Recht die Römer auf alle übrigen Völker hatten? Kühn wird er antworten: parcere ſubjectis, debellare ſuperbos. Man frage den Solis, was man von Cortez und Montezuma, von den Mexicanern und den Spaniern denken ſolle? — er verſichert, Cortez ſey ein Held und Montezuma ein Tyrann geweſen; er ſchilt die Mexicaner Barbaren und nennt die Spanier brave Leute. —

Solche Schriftſteller halten ſich, indem ſie ſchreiben, an Eine Perſon, Eine Parthey, und beziehen alles übrige auf der Welt nur auf dieſe. Aber des Weiſen Vaterland iſt der ganze Erdboden, ſein Held das Menſchengeſchlecht.

Möge immerhin der Hofmann ſchmeicheln, ſein Stand entſchuldigt ihn gewiſſermaßen, und iſt zugleich ein Gegengift, denn man traut ihm nicht, er war nicht frey. Aber was zwingt den Gelehrten, ſich und ſeine Brüder, die Natur und die Wahrheit zu verrathen? — Zwar nicht immer aus Furcht, Eigennutz, Kriecherey, ſondern auch bisweilen aus Verblendung, Täuſchung, Enthuſiasmus, haben ſie glänzenden Verbrechen die Krone des Ruhms zugeſprochen. Man wird, bey ungeheuren Laſtern eben ſo wohl als bey groſſen Tugenden, von der Geiſtes- oder Seelenſtärke ergriffen, die zu beyden nothwendig iſt, und die in der moraliſchen Welt — gleich dem Feuer in der phyſiſchen — leuchtet und wärmt oder brennt und verzehrt. Menſchen mit entzündbarer Einbildungskraft begabt, faſſen nur das große Bild auf, welches die Natur ihnen darſtellt: ſie preiſen die Wirkung, weil ſie die Urſach bewundern, und ſo werden die Geiſſeln des Erdbodens deſſen Helden.

Die für den Ruhm gebornen Menſchen ſuchten ihn da, wo die öffentliche Meynung ihn andeutete. Alexander hatte ſtets die Fabel vom Achilles vor Augen; Carl XII. die Geſchichte Alexanders. Daher dieſe traurige Nacheiferung, welche aus zwey tapfern talentvollen Königen zwey verheerende Krieger machte. Der Roman des Quintus Curtius hat vielleicht Schweden ins Unglück, das Gedicht Homers Indien ins Verderben geſtürzt.

Die Stoiker ſagten: „nur der Weiſe iſt „ein guter Dichter,“ und hatten Recht. Ohne des Geiſtes Geradheit und der Seele Reinheit, iſt die Einbildungskraft nur eine Circe und die Harmonie eine Syrene.

Daſſelbe gilt vom Redner und Geſchichtſchreiber. Aufgeklärt und redlich ſind ſie die Organe der Gerechtigkeit, die Fackeln der Wahrheit; durch Leidenſchaften oder Eigennutz geblendet, ſinken ſie bloß zu ſchmeichelnden Höſlingen des glücklichen Verbrechers herab.

Die Philoſophen haben ſich ihres Rechtes bedient, und vom Ruhme als Richter geſprochen. „Weißt du,“ ſagt Plinius zum Trajan, „wo der wahre, der unſterbliche Ruhm „eines Regenten thront? — die Triumphbögen, die Statüen, und ſelbſt die Tempel „und Altäre vertilgt die Zeit vom Erdboden, „ſie werden vergeſſen; allein der Ruhm des „Helden, der, über ſeine unbegrenzte Gewalt „erhaben, ſie ſelbſt zu zügeln wußte, dieſer „Ruhm altert nicht, blühet ewig.“

„Worin — (ſo ſprach Seneca vom Alexander) — worin glich wohl dem Hercules dieſer

„junge Thor, der den Ruhm ſuchte, ohne deſſen Natur und Grenzen zu kennen? und der, ſtatt aller Tugenden, *bloß eine glückliche Verwegenheit* beſaß? — Herkules kämpfte und ſiegte *nur für ſich ſelbſt*. Er durchſtrich die Welt, um ſie zu rächen, *nicht um ſie zu erobern*. Wozu bedurfte er auch der Eroberungen? Er, der Feind alles Böſen, der Beſchützer alles Guten, der Friedensſtifter auf Erd' und Meere. Alexander hingegen, von Kindheit an zum Raube geneigt, wurde der *Peiniger der Nationen*, die *Geiſſel ſeiner Freunde und Feinde. Sein höchſtes Gut war, ſich allen Menſchen furchtbar zu machen.* Er vergaß, daß ihm dieſer Vortheil, nicht allein mit den wildeſten Raubthieren, ſondern ſelbſt mit dem kriechenden Gewürme gemein war, deſſen vergifteten Biß man fürchtet."

So ſollten Männer, die zu Lehrern und Richtern ihrer Brüder geboren ſind, unaufhörlich die beſchützende und die zerſtörende Tapferkeit ihnen darſtellen, damit ſie die Opfer der Liebe von denen der Furcht unterſcheiden lernten, die ſie leider nur zu oft verwechſeln. — Ihr ſprecht, dem Ehrgeizigen gnüge Furcht, er achte der Liebe nicht; laßt ihn herrſchen und ſeine Wünſche ſind erfüllt. Aber der Ehrgeizige, ſeinen eigenen Kräften überlaſſen, iſt nur ein ſchwacher Menſch. Beweiſt denen, die ihm dienen, daß ſie ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzen, daß ſeine Feinde ihre Brüder ſind, und daß er ihrer Aller Henker iſt. Macht ihn denen verhaßt, die ihn furchtbar machen; was wird dann aus dem Wundermenſchen, vor dem Alles zitterte? Tamerlan, das Schrecken Aſiens, wird zur Fabel; vier Mann reichen hin, um ihn zu feſſeln, wie einen Raſenden, und zu züchtigen, wie ein Kind. Dahin würde es endlich kommen, wenn man dem Volke die Binde von dem Auge riſſe, und deſſen Furcht ausrottete.

Manche haben gemeynt, ſie wären ſehr weiſe, wenn ſie — um den Ruhm eines Siegers zu würdigen — genau abwägen, was er dem Zufalle und ſeinen Truppen, oder was er ſich ſelbſt allein verdankt. Als ob es hier darauf ankäme, den Ruhm zu theilen? Die Schande muß man ausbreiten, den Abſcheu einflößen. Derjenige, der die Welt zittern macht, iſt für ſie entweder ein Gott oder ein Teufel; ſie wird ihn anbeten oder verabſcheuen; der Aberglaube kennt kein Drittes.

„Nicht Er hat überwunden,“ ſprecht ihr von dem Eroberer? — Nein, doch Er hat den Sieg bewirkt. Iſt es denn nichts, einer Menge Menſchen den Entſchluß einzuflößen, unter ſeinen Fahnen zu kämpfen, zu ſiegen oder zu ſterben? Dieſe Macht über die Geiſter würde allein hinreichen zu ſeinem Ruhme. Darum verſucht es nicht, das Wunderbare der Eroberungen zu zerſtören, ſondern ſtellt dieſes Wunderbare eben ſo abſcheulich dar, als es Unheilbringend iſt; nur dadurch muß man es herabwürdigen.

Kraft, Erhabenheit einer wohlthätigen, großmüthigen Seele, Thätigkeit eines überlegenen Geiſtes zum Heil der Welt verwendet, dieſe Gegenſtände wählt, wenn ihr rühmen wollt. Dieſelbe Hand, welche dem Uneigennutz, der Menſchlichkeit, der Gnade Altäre baut, dieſelbe Hand ſchleppe den Stolz, den Ehrgeiz, die Rache, die Habgier, die Wuth, vor das furchtbare, unbeſtechliche Tribunal der Nachwelt; dann ſeyd ihr die Nemeſis Eures Jahrhunderts, die Rhadamante unter den Lebendigen. Und wenn ihr die Lebenden ſcheut, was habt ihr von den Todten zu fürchten? was ſeyd ihr dieſen anders ſchuldig, als Lob des Guten, Tadel des Böſen? Ihr ſeyd es der Welt ſchuldig! Die Schande, welche die Verſtorbenen trifft, verbreitet ſich auf ihre Nachahmer. Dieſe werden zittern vor demſelben Verdammungsurtheile, welches ihre Muſter entlarvte; ſie werden ſich ſelbſt in der Zukunft erblicken, und vor ihrem eigenen Andenken ſchaudern!

Aber ſelbſt unter den Lebenden,— welche Parthey ſoll ein redlicher Schriftſteller ergreifen beym Anblick des glücklichen Verbrechens? — Er ſoll aufſtehen und reden, wenn er Muth und Freyheit dazu hat; er ſoll ſchweigen, wenn er Jenes nicht darf. O warlich! ein allgemeines, düſtres Schweigen der Schriftſteller wäre ſchon ein ſchreckliches Verdammungsurtheil. Wenn alle Geſchichtſchreiber, Redner und Dichter, aus allen Gegenden des Erdbodens, ſich die Hände reichten, um bloß die guten Könige, die wohlthätigen Helden, die friedliebenden Sieger zu feyern; wenn jeder Menſch, der, durch Tugenden und Talente, um ſein Vaterland und die Menſchheit ſich wohl verdient gemacht, in den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen gleichſam im Triumphe getragen würde; dann mögte immerhin ein ehrgeiziger, ungerechter Gewalthaber auftreten; die Organe des Ruhms würden verſtummen; die Welt würde dies Schweigen hören, der Tyrann ſelbſt würde es hören, und leiſe murmeln: ich bin verurtheilt! man erwartet nur meinen Tod, um meine Schande in Erz einzugraben.

Welche tiefe Ehrfurcht würden der Griffel der Geſchichte, der Pinſel der Dichtkunſt, der Blitz der Beredſamkeit einflößen, wenn ſie von reinen Händen gehalten, geführt, geſchleudert würden? — Aretins ſchwache aber kühne Feder machte Kayſer zittern.

Der wahre Ruhm hat allein zum Gegenſtande das Nützliche, das Rechtliche, das Gerechte. Nur ein ſolcher hält den Blick der Wahrheit aus, und ſein Wunderbares beſteht einzig und allein in großen Talenten und Tugenden, die ſich am Glück der Menſchheit üben. — Wenn Virginius ſeiner Tochter den Dolch in die Bruſt ſtößt, ſo zeugt dieſe Handlung von eben ſo vieler Seelen*ſtärke*, und vielleicht von mehr Seelen*reinheit*, als die des Brutus, wenn er ſeine Söhne verurtheilt. Dennoch iſt nur die letztere *ruhmvoll*, denn Virginius rettete nur ſeine eigene Ehre, Brutus die Ehre der Geſetze und des Vaterlandes. Virginius war bloß ein rechtlicher Mann, ein wackerer Vater, Brutus war ein Held. Dies Urtheil iſt gerecht. Denn um dem allgemeinen Wohl ſein eignes zum Opfer zu bringen, bedarf der Menſch einer Anſtrengung, die ihn über ſich ſelbſt erhebt, und es giebt nur einen einzigen würdigen Lohn für ihn, den *Ruhm*. Denn was könnte man einem *Decius* für ſein Leben bieten? was einem *Fabius* für ſeine Ehre? einem *Camillus* für ſeinen unterdrückten Groll? einem *Brutus* oder *Manlius* für ihre Kinder? — Eine *ſich ſelbſt genügende* Tugend iſt eine *übermenſchliche* Tugend, und daher iſt es weder klug noch gerecht, zu fordern, daß die Tugend ſich ſelbſt genügen *ſolle*.

[illegible] muß im Verhältniſſe [illegible] mit dem Guten, welches ſie bewirkte, dem [illegible] und die ſie brachte; den perſönlichen [illegible], welche ihre Gehülfen waren, oder — wenn die letztern ihr mangelten — mit der Wahl fremder Talente, welche ſie zu ihrem Beyſtande rief; denn die Kunſt, dieſe Wahl zu treffen, begreift — bey einem Manne, der dem [illegible] — [illegible] Thäte ein Solcher Alles nur durch ſich ſelbſt, ſo würde er wenig vollbringen. Wenn Horaz den Augustus rühmt: Cum tot sustineas, et tanta negotia solus, ſo bedeutet das nur: daß Alles in ſeinem Namen, unter ſeinen Augen geſchah. Die Gabe, ruhmvoll zu herrſchen, heiſcht nur Ein Talent, und nur Eine Tugend; ſie erſetzen alle übrigen und werden durch keine andere erſetzt. Dieſe Eine Tugend iſt: der Beherrſcher muß die Menſchen lieben; dieſe Eine Eigenſchaft: er muß Jeden an ſeinen rechten Platz zu ſtellen wiſſen. Wenn ein

Monarch das Gute mit feſtem Willen ins Auge faßt, und wenn er diejenigen Tugenden und Talente um ſich ſammelt, die es befördern können, ſo iſt der Ruhm, den dieſe erwerben, der ſeinige, denn Er war deſſen Quelle.

Man glaubt doch wohl nicht, daß ausgezeichnete Tugenden und Talente ſich gleichſam das Wort geben, um in einem gewiſſen Lande, in einem gewiſſen Jahrhunderte zuſammen zu treffen? ſie ſind immer dazu bereit, es muß nur ein Magnet da ſeyn, der ſie anzieht, ein Hauch, der ſie entwickelt, ein Geiſt, der ſie beſeelt, ein Mittelpunkt für ihre Thätigkeit. Darum [illegible] Ruhm ſeiner Regierung; was er wünſchte, das hat er gethan. Um ihn und alle ſeine Unterthanen, ſchlingt ſich ein Band der Liebe und des Vertrauens; die Bevölkerung wächſt mit dem aufgemunterten Fleiße; Ackerbau und Handel gedeihen, Künſte und Wiſſenſchaften blühen; Tugenden werden geſchätzt; keine Thräne fließt, kein menſchlich Blut befleckt, den Saamen im Schooße der Ruhe und des Friedens ſammelt, der Fürſt einen unermeßlichen Schatz von Ruhm; und die Erndte gebühret der Hand des Sämanns.

Auch überwundene Schwierigkeiten müſſen dem Schöpfer des Guten in die Wagſchaale ſeines Ruhms gelegt werden, und das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie Lykurg und Peter der Große. Doch von dem Verdienſte des Erfolgs muß Alles wiederum abgezogen werden, was nur die Gewalt hervorgebracht hat. Es iſt ſchön, vorher zu ſehen, wie Lykurg, daß man ein wildes Volk durch Muſik bezähmen werde; hingegen iſt es kein Verdienſt, Gehorſam durch Säbelſtreiche zu erzwingen. Die einzige, wirklich ruhmvolle Herrſchaft iſt die, welche von den Menſchen aus Liebe oder Vernunft gewählt würde. Imperatoriam majestatem non solum armis decoratam, legibus oportet esse armatam, ſagt Kayſer Juſtinian [illegible]

Unter allen Verwüſtern des Erdbodens hat nicht Einen gegeben, der nicht verſichert hätte, ſein Zweck ſey das Glück der Menſchheit; aber ich ſage Euch, traut einem, der die Menſchen glücklicher zu machen begehrt, als ſie ſelbſt wollen. Das iſt nur [illegible] der Uſurpatoren, [illegible] Vormund, der [illegible] Derjenige, der ein Reich für ſich ſelbſt gründet, haut in das Volk, wie in Marmor, ohne der zerſplitterten Stücke zu [illegible] derjenige hingegen, der ein Reich um des Volkes willen ſtiftet, fängt damit an es geſchmeidig zu machen, ſeinen Stoff zu bilden, ohne ihn zu brechen. Darum iſt [illegible]lichkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten ein Majeſtätsverbrechen an der Menſchheit. Der Menſch, der die Ruhe und das Glück ſeiner Zeitgenoſſen zum Opfer für ſich begehrt, iſt von allen Thieren das grauſamſte und gefräßigſte; Alles muß ſich vereinigen, um ihn zu ſtürzen!

Der erſte Bourbon auf dem ſpaniſchen Throne.

Zu einer Zeit, wo die Bourbons den ſpaniſchen Thron verlaſſen haben, weil — wie ein franzöſiſcher Armee-Schriftſteller ſagt — ſie ausgeartet ſind, iſt es intereſſant, ſich zu erinnern, wie der Erſte Bourbon, der dieſen Thron beſtieg, geartet war, und wie er ſich benahm beym Antritt ſeiner Regierung. Er war bekanntlich ein Enkel Ludwig des Vierzehnten, und kaum ſiebenzehn Jahr alt, da er im Monat December 1700 nach Spanien abreiſte. Troz dem gewöhnlichen Pomp der ſpaniſchen Großen, fand er auf den Grenzen doch weder Equipagen ſeines Ranges würdig, noch ſonſt Bequemlichkeiten, wie man ſie erwarten durfte. Man hatte ihm nicht mehr als 1000 Piſtolen geſchickt. Als er in der Hauptſtadt und in ſeinem Pallaſte anlangte, trat er mit bedecktem Haupte in den Saal der Grands, die ſämmtlich mit entblößten Häuptern ihm die Hand küßten.

Das imponirende Anſehn von Größe und Weisheit, erweckte bey dieſer Gelegenheit einen hohen Begriff von den Spaniern. Der Marquis de Louville wunderte ſich, daß ſo reſpectable Perſonen ſo ſchlecht regiert hätten, und ſchrieb an Torcy: „Die Narren ſeines Vaterlandes würden an dieſem Hofe eine ſchlechte Rolle ſpielen, darum ſolle man ja keine hinſchicken.“

Der verſtändige Geiſt und die edlen Geſinnungen des jungen Monarchen thaten ſich bald durch einige Züge kund. Monſieur, Bruder Ludwig des Vierzehnten, bediente ſich einſt in einem Briefe, von der ſpaniſchen Nachfolge ſprechend, des Ausdrucks: es gebührt dem Rechte und der Größe unſers Hauſes. — „Das Recht iſt ein guter Grund," ſagte Philipp V, nachdem er geleſen, „aber „die Größe beweiſt gar nichts."

Bekannt iſt auch die damalige, drollige Gewohnheit, Kraft welcher der Rath von Caſtilien an jedem Freytage ſich im Thronſaale verſammelte. Der König mußte dann hereintreten, und fand alle Grands knieend. Er ſetzte ſich und winkte: ſteht auf! — Sie ſtanden auf. Dann ſprach er: ſetzt Euch! — Sie ſetzten ſich. Dann rief er: bedeckt Euch! und ſie bedeckten ſich. Weiter geſchah durchaus nichts in dieſer hochanſehnlichen Verſammlung. Philipp erſtaunte darüber, und fragte den Präſidenten: ob denn nie von Geſchäften die Rede ſey? — „Unter Carl dem „Zweyten nie," antwortete der Präſident, „aber unter Philipp dem Vierten wurden ihm „bisweilen die Rathsbeſchlüſſe vorgelegt."

„Und was ſagte Philipp IV?" — „Er „ſagte: das iſt recht gut."

„Das werde ich auch ſagen, wenn ich es „gut finde,“ fuhr der junge König heraus; „ſonſt aber werde ich ſagen: das iſt ſchlecht.“ — Dieſe Antwort ſetzte den Herrn Präſidenten in große Verwirrung, und man fing an zu glauben, daß Philipp künftig ein Selbſtherrſcher ſeyn werde. Allein es geſchah nichts weniger, und man ergötzte ſich in Kurzem an dem witzigen Einfalle eines gewiſſen Velasco, der die neue Regierung treffend ſchilderte. Dieſer Velasco nemlich hatte dem Könige eine Supplique überreicht, und erhielt von dieſem gar keine Antwort. Er unterlegte eine zweyte dem Cardinal Portocarrero, der ihn nicht einmal anhörte. Er wandte ſich an den Präſidenten von Caſtilien, der ihm ſagte, er könne nichts für ihn thun; endlich an den franzöſiſchen Geſandten, welcher erklärte, er wolle ſich nicht in die Sache miſchen. „Eine „vortreffliche Regierung, meine Herren,“ rief Velasco aus: „ein König, der nicht redet; „ein Cardinal, der nicht hört; ein Präſident

„von Caſtilien, der nicht kann, und ein fran„zöſiſcher Ambaſſadeur, der nicht will!“ Man belachte dieſen Einfall in allen Geſellſchaften, aber es blieb beym Alten.

Man hatte bekanntlich damals die wichtigſten Geſchäfte auf dem Halſe, Kriege und Friedenshandlungen, Intriguen und Kabalen; dennoch fand man noch Zeit und Muße, die elendeſten Kleinigkeiten als wichtige Dinge zu behandeln. Ich ſchweige von den komiſchen Streitigkeiten über Etikette und dergleichen, und führe nur ein einziges Beyſpiel an, welches für hunderte gelten mag.

Philipp hatte in einer Krankheit ſeine Haare verloren, wurde ſehr ſchlecht friſirt, mußte das oft von der Königin hören, und beſchloß endlich, ſich eine nagelneue Perücke machen zu laſſen. Aber das war ein höchſt wichtiges Ereigniß, von welchem der Marquis de Louville an das franzöſiſche Miniſterium ſchrieb: „Es hat ſich eine groſe Bedenklichkeit über die Perücken Sr. Majeſtät erhoben, auf die ich in allem Ernſte aufmerkſam zu ſeyn bitte. Es fragt ſich nemlich, ob die Haare zu dieſen Perücken von Mannsperſonen oder von Frauenzimmern ſollen genommen werden? Der Herr Graf von Benavente verſteht darüber keinen Spaß. Er verlangt auch, daß nur wohlbekannte Leute die Haare liefern ſollen, da mit Haaren viel Hexerey getrieben werden könne, und ſchon manches Unglück daraus entſtanden ſey.“

Die vornehmen Spanier waren wirklich mals noch ſo abergläubiſch als der gemeinſte bel. Die verwittwete Königin hatte dem nige einen Reiſewagen zum Geſchenk gemacht, nd Alle verwunderten ſich höchlich, daß Er n annahm, ohne Zauberey dabey zu fürchten. Der nemliche Graf von Benavente, der Kraft eines Amts die Aufſicht über ſolche Dinge hrte, brach darüber in Thränen aus, und hätte man ihm den Willen gelaſſen, (verſicherte Louville) er würde den Wagen, die Mauleſel und Alles, was dazu gehörte, exerciſirt haben.

Einſt wurde der König, von der Jagd heimkehrend, durch ein Donnerwetter überfallen. Jeder ſeiner Begleiter zog ſogleich ein Glöckchen hervor, und klingelte damit, um den Blitz abzuwenden. Philipp, der kein Glöckchen bey ſich hatte, und doch ruhig blieb, ſchien ihnen ein Held. Er war aber nichts weniger als ein Held, ſondern ein ſehr ſchwacher Regent, der immer tiefer ſank, und wenn die Ausartung hinreicht, um einen König zu entthronen, ſo hätte man ſchon bey dieſem Erſten Bourbon den Anfang machen müſſen. Vielleicht wäre das auch geſchehen, wenn man damals nur ſchon gewußt hätte; wem eigentlich das Recht zuſtehe, über eine ſolche Ausartung zu entſcheiden? Daß es dem Nachbar gebühre, glaubte man damals noch nicht, ſo viele Ehrfurcht man auch für Ludwig XIV. hegte.

Die Miethlinge.

Unter allen Thorheiten der Menſchen würde keine lächerlicher ſeyn, wenn ſie nicht ſo traurig wäre, als die, ſein Blut, ſeine Kraft, ſeinen Willen einem Andern zu vermiethen, um auf deſſen Wink Menſchen zu würgen, von denen man nie beleidigt worden, und Dinge auszuführen, vor denen die Meiſten ſchaudern würden, wenn man ihnen zumuthete, ſie für ſich ſelbſt zu unternehmen. Der ehrlichſte Mann, der ſonſt jede ſeiner Handlungen vor den Richterſtuhl des Gewiſſens zieht, macht ſich nicht das geringſte Bedenken daraus, bisweilen die ungerechteſten Räubereyen durch ſeinen Degen und ſeine Talente zu befördern. „Geht es doch auf *fremde* Gewiſſenskoſten,“ denkt er bey ſich ſelbſt; „wird einſt Verantwortung gefordert, ſo bin *ich* es nicht, dem

„ſie obliegt.“ — Dieſe Art zu denken iſt aber nur bey großen Verbrechen eingeführt; bey kleineren hingegen, die der menſchlichen Juſtiz erreichbar ſind, müſſen die Helfershelfer eben ſo wohl büßen, als ihr Anführer.

Furcht und Schmeichelen haben eine Menge ſpitzfindige Gründe erſonnen, um das unbedingte Vermiethen der phyſiſchen und moraliſchen Exiſtenz zu jedem beliebigen Gebrauche zu rechtfertigen; Eigennutz und Ehrgeiz haben die falſche Münze in Umlauf geſetzt, und unter einer Million ſolcher Miethlinge denkt kaum Einer daran, ſich ſelbſt die Frage vorzulegen: thue ich auch Recht? — Dieſer Leichtſinn hat einen ſeltſamen, ja fürwahr einen gräßlich-komiſchen Grund. Er liegt nemlich bloß darin, daß auch die beſten Menſchen keine Uebelthat ſcheuen, wenn ſie ſie nur in großer Geſellſchaft verrichten können. Es ſcheint gleichſam, als ob die Menge der Theilhaber jede Handlung veredelte. Man verſuche es einmal, und muthe einem einzelnen ehrlichen Manne zu, hin zu gehen und ſeinen Nachbar zu beſtehlen, oder tod zu ſchlagen: „Wie?“ wird er unwillig antworten, „willſt „du mich zum Räuber, zum Mörder machen?“ — Aber man fordere daſſelbe von hunderttauſend ſolchen ehrlichen Leuten, und ſie werden mit vielem Vergnügen, mit Muſik an der Spitze, ausziehen, um es zu vollbringen.

Die Gewohnheit Machthabender Böſewichter, die Menſchen zu mißbrauchen, um die Gefahren, welche mit der Ausübung ihrer Verbrechen verbunden ſind, von ſich ſelbſt zu entfernen, und bloß Andere für ſich bluten zu laſſen, iſt ſehr alt, und leider! ſehr allgemein. Wenn die Nairen, das heißt, die Edlen auf der Küſte von Malabar, Händel mit einander bekommen, ſo wählt jeder Theil Einen oder Mehrere ſeiner Vaſallen, läßt ſie einige Wochen lang gut füttern, und in den Waffen üben; dann zieht er, an einem beſtimmten

Tage, an ihrer Spitze aus, und ſein Gegner thut daſſelbe. Doch beyde bleiben nicht an der Spitze, wenn ſie aufeinander ſtoßen, ſondern ziehen ſich weißlich in den Hintergrund, und hetzen nur ihre Miethlinge gegeneinander. Dieſe dürfen bloß mit zwey kleinen, zweyſchneidigen Meſſern bewaffnet ſeyn; ſie greifen einander wüthend an, fechten Leib an Leib, und laſſen nicht eher nach, bis ſie faſt Alle blutend auf dem Tummelplatze liegen. Der Sieger — das heißt, derjenige Nair, deſſen Miethlinge die Oberhand behielten, hat nun ſeine gerechte Sache erwieſen, und verſöhnt ſich mit dem Feinde, der, ſo wenig als Er, einen Tropfen Blut vergoſſen hat. — Iſt das nicht ein treues Bild ſo manchen Krieges?

Es giebt ſogar Barbaren — und mögten ſie bloß in Aſien wohnen! — die ſich nicht ſcheuen, zu ihrem Vergnügen ein Gemetzel zu veranſtalten. Auf den moluckiſchen Inſeln lebt eine wilde Nation, die Alfurier — ich weiß nicht ob ſie ihren Namen von den Furien herleiten — ſie freſſen Schlangen, Kröten und Eydechſen, und ſaufen nichts lieber als Branntwein. Eines Abends kam ein holländiſcher Miſſionair, Namens Montanus, an einen Ort, Elipaputel, wo er Amtsgeſchäfte hatte. Man meldete ihm, daß der Rajah Sahulo, einer der mächtigſten Fürſten der Alfurier, mit einem großen Gefolge von den Gebirgen herabgekommen ſey, und ihn zu ſehen wünſche. Dieſer Wunſch war ein Befehl, Montanus nahm den Beſuch an. Nach einigen kurzen Complimenten forderte Sahulo Branntwein im gebrochenen Malayiſch, verſichernd, daß er dies Getränk ſehr liebe. Montanus — die Folgen fürchtend — erwiederte, er ſey faſt am Ziele ſeiner Reiſe, und habe nur noch eine kleine Proviſion. Da Jener dennoch auf ſeinem Begehren beſtand, ließ er ſpaniſchen Wein auftragen. Der Rajah koſtete ihn, ſpie ihn aber gleich wieder aus, fluchend, das ſey ein Getränk für Weiber und nicht für Männer. „Wenn das Branntwein iſt, ſagte er, ſo habe ich das Gedächtniß verloren.“ — Montanus ſah ſich endlich genöthigt, ſeine Branntweinsflaſche hervor zu holen; und kaum hatte Sahulo davon gerochen, als er vergnügt ausrief: „das iſt das Männergetränk!“

Nun that der Fürſt der Alfurier einen herzhaften Zug nach dem andern aus der gefährlichen Flaſche, wurde ſehr geſprächig, ſehr freundlich, ließ einen Speiſekorb herbey bringen, bot dem Miſſionair ein fettes Stück von einer Schlange an, und als dieſer mit Mangel an Eßluſt ſich entſchuldigte, beſtand Sahulo darauf, ihm auf eine andere Art ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, nemlich durch das Schauſpiel eines Kampfes auf Leben und Tod zwiſchen ſeinen Begleitern. Vergebens verbat ſich Montanus die Ehre; Sahulo ließ eine Menge Fackeln anzünden, und ſein Gefolge mußte den Kampf beginnen. Er ſelbſt feuerte die Kämpfer unaufhörlich durch Verſprechungen und Drohungen an. Bald floß das Blut in Strömen, Leichen und abgehauene Glieder bedeckten den Boden; der arme Montanus zitterte und bebte, und flehte den Fürſten an, das Blut ſeiner Unterthanen zu ſchonen. „Hat nichts zu bedeuten,“ erwiederte Sahulo, „es ſind „lauter todte Hunde, und ich mache mir ein „Vergnügen daraus, ihrer Tauſend ermorden „zu laſſen, um dir meine Hochachtung zu beweiſen.“ — Montanus verſicherte, daß er die hohe Ehre gebührend erkenne, daß aber ſeine Religion und die holländiſchen Geſetze ihm verböten, dieſes Vergnügen zu genießen. Es gelang ihm endlich, das Schauſpiel abzukürzen, und er befreyte ſich zugleich dadurch von der Angſt, daß die Alfurier — müde ihn auf ihre Koſten zu amüſiren — auf den vernünftigen Einfall gerathen könnten, ihn ſelbſt ſammt ihrem Fürſten, in Stücken zu hauen.

In der That wäre das auch das einzige Mittel, um ſolchen Barbareyen auf immer ein Ende zu machen. Mögte es nur ein paarmal geſchehen, daß mißbrauchte Menſchen die Waffen gegen ihre Peiniger kehrten, und ſie unter verdienten Qualen von der Erde vertilgten; was gilts, die Blutverſchwender würden bonne mine à mauvais jeu machen, und ſich plötzlich in fromme, friedliebende Fürſten verwandeln.

Der Friede.

Ueber Krieg und Frieden zu ſprechen, iſt heutzutage nicht erlaubt, es wäre denn, daß man auf die Engländer ſchimpfte, welches ſie freylich in vieler Rückſicht verdient haben. *) Indeſſen giebt es Leute, die auch keine Engel ſind, und, die Wahrheit zu geſtehen, es könnte der Welt

---

*) Geſchrieben im Januar 1809.

nichts Glücklicheres wiederfahren, als wenn mehrere Nationen zugleich von der Erde vertilgt würden, nemlich Alle die, welche den Frieden hindern, ſie mögen Caffern oder Hottentotten heißen. Nach dem Oelzweige ſchmachtet die Welt, und wird die Hand ſegnen, die ihn darreicht, er ſey auf dem feſten Lande oder auf einer Inſel gewachſen.

Männer wie Herr Schlange in Erfurt begreifen nicht, daß es noch ehrliche Leute auf der Welt geben kann, die keiner Parthey zugethan ſind, ſondern die bloß von ganzem Herzen Ruhe wünſchen, weil einige kleine Annehmlichkeiten des Lebens (als da ſind Ackerbau, Handel, Künſte, Wiſſenſchaften, Eigenthum und perſönliche Sicherheit) davon abhängen. Jedermann weiß und Jedermann giebt zu, daß im Kriege alle Leidenſchaften aufgereizt werden, daß folglich bald dieſe bald jene Parthey etwas thut, was ein unbefangener Zuſchauer nicht billigen kann; aber Herr Schlange meynt, man müſſe Alles billigen, was er billigen muß, und Alles tadeln, was ihm zu tadeln befohlen worden; und wer das nicht thut, dem giebt er keck auf den Kopf Schuld, er ſey an eine Parthey verkauft.

Recht ſo Herr Schlange! Bellen Sie nur immer darauf los, und kriechen Sie — wenn man ſich mit der Peitſche nach Ihnen umkehrt — unter den Rock Ihrer Dame. Wahrlich, ich wollte ſagen, Ihr Gebell beſchäme den Geſang jeder Nachtigall, wenn Sie Europa überreden (oder überbellen) könnten, daß es in dieſem allerneuſten Jahrhunderte glücklich ſey. Mögten doch immerhin die Schiffe, die einander auf dem Weltmeere begegnen, einander viſitiren oder nicht, wenn wir nur auf dem feſten Lande wieder eben ſo ruhig lebten als zuvor. Was hilft es mir, daß vielleicht meine Enkel ihre Gewürze wohlfeiler kaufen werden als ich? — Der vernünftige Wunſch jedes lebendigen Menſchen iſt, ſich ſelbſt wohl zu befinden; ſeinen Enkeln wünſcht er freylich auch alles Gute, aber nicht auf ſeine Koſten. Ein Menſch, der die Gicht und die Epilepſie zugleich hat, wünſcht ſich Geſundheit, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Gicht oder die Epilepſie ihn am meiſten quält.

Alſo Friede! Friede! — Millionen Seufzer tragen dieſes Wort zu den Ohren Gottes. Da aber Gott, nach ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen, das Ohr noch nicht neigen will, ſo laßt uns wenigſtens einſtweilen vom Frieden ſchwatzen; und da wir unſere eigenen Gedanken nicht ſagen dürfen, ſo wollen wir fremde hören. Zwar auch die mögten oft contreband ſeyn, wenn wir ſie einen Griechen oder Römer abborgten — nun ſo laßt uns von den Franzoſen leihen. So lange Diderots Schriften nicht verboten ſind, ſo lange wird ja auch wohl keine Gefahr dabey ſeyn, deſſen Gedanken vom Frieden zu wiederholen.

„Hobbes ſpricht von einem **ewigen** Kriege Aller gegen Alle. Aber das iſt eben ſo viel, als ob dieſer ſchwarzgallige Philoſoph geſagt hätte: Schmerz und Krankheit wären der natürliche Zuſtand des Menſchen. Die politiſchen Körper ſind, wie die phyſiſchen, oft ſchrecklichen Revolutionen unterworfen: das iſt eine Folge der menſchlichen Schwachheit; aber man kann ſie nicht einen natürlichen Zuſtand nennen. Der Krieg iſt eine Frucht der menſchlichen Verderbniß, ein heftiger Krampf des politiſchen Körpers, der nur im Frieden geſund iſt, das heißt, im natürlichen Zuſtande ſich befindet. Nur der Friede giebt den Staaten Kraft, erhält Ordnung und Geſetze, begünſtigt die Bevölkerung, den Ackerbau und Handel; kurz, der Friede allein ſchafft das Glück der Völker, und dieſes Glück iſt der einzige Zweck der **Geſellſchaft**.“

„Der Krieg hingegen entvölkert die Staaten, gebiert Unordnung, macht die Geſetze verſtummen vor der Ausgelaſſenheit, ſetzt Freyheit und Eigenthum der Bürger in Gefahr, zerſtört den Handel, verwüſtet die Felder. Kein Triumph, wäre er noch ſo glänzend, kann einer Nation den Verluſt ſo vieler Glieder erſetzen, die der Krieg verſchlang. Der Sieg ſelbſt ſchlägt ihr tiefe Wunden, die nur der Friede heilen kann.“

„Wenn die Vernunft die Menſchen regierte, wenn ſie über die Häupter der Nationen die ihr gebührende Herrſchaft ausübte: ſo würden ſich dieſe nicht ſo leichtfertig der Wuth des Krieges überlaſſen, nicht jene Blutgier zeigen, die nur wilden Thieren eigen iſt. Sie würden vielmehr mit ängſtlicher Sorgfalt über die Ruhe wachen, von der ihr eignes Glück abhängt. Sie würden nicht jede Gelegenheit ergreifen, um die Ruhe Anderer zu ſtören. Zufrieden mit den Gütern, welche die Natur unter alle ihre Kinder vertheilt, würden ſie nicht diejenigen beneiden, die ſie andern Völkern zugeworfen hat. Die Fürſten würden fühlen, daß Eroberungen, mit dem Blute ihrer Unterthanen erkauft, nie den Preiß werth ſind, den ſie koſten. Aber leider leben die Nationen in einem wechſelſeitigen Mißtrauen gegeneinander, ſtets beſchäftigt, ungerechte Angriffe abzuwenden, oder deren ſelbſt zu machen. Die elendeſten Vorwände geben ihnen die Waffen in die Hände, und man ſollte glauben, daß ſie nur ſtets darauf dächten, ſich ſelbſt der Vortheile zu berauben, welche die Natur oder ihr Fleiß ihnen verliehen haben. Blinde Leidenſchaften treiben die Fürſten, die Grenzen ihrer Staaten zu erweitern. Sie bekümmern ſich wenig um das Glück ihrer Unterthanen, ſondern ſuchen bloß die Zahl der Menſchen zu vermehren, die ſie unglücklich machen."

„Dieſe Leidenſchaften, durch ehrgeizige Miniſter entzündet, oder durch Krieger unterhalten, deren blutiges Handwerk mit der Ruhe unverträglich iſt, haben zu allen Zeiten die Menſchheit ins Elend geſtürzt. Die Geſchichte liefert uns nichts, als Beyſpiele von gebrochenen Friedensſchlüſſen, ungerechten, grauſamen Kriegen, verwüſteten Gefilden, geplünderten Städten. Nur die Erſchöpfung ſcheint von den Fürſten den Frieden zu erzwingen. Sie werden es immer zu ſpät gewahr, daß das Blut der Bürger ſich mit dem feindlichen Blute gemiſcht hat. Dieſes unnütze Blutbad hat zu nichts weiter gedient, als das ſchimäriſche Gebäude des Eroberers und ſeiner Krieger zu befeſtigen. Das Glück ſeiner Völker iſt das erſte Opfer, welches ſeiner Laune, oder dem Eigennutze ſeiner Höflinge, dargebracht wird.“

„In denjenigen Staaten, welche vormals durch die Gewalt der Waffen, oder durch einen Ueberreſt von Barbarey gegründet wurden, führt bloß der Krieg zu Ehrenſtellen, zu Anſehn und Ruhm. Friedfertige Fürſten oder

Miniſter werden ſtets getadelt, verſpottet, und von Blutmenſchen gehaßt, die ihren Vortheil in der Unordnung finden. Probus, ein ſanfter, menſchlicher Krieger, wird von ſeinen Soldaten umgebracht, weil er friedfertige Geſinnungen äußert. Unter einem militairiſchen Gouvernement iſt die Ruhe einer Menge von Menſchen unerträglich. Der Fürſt muß eine unerſchütterliche Feſtigkeit, eine unüberwindliche Liebe zur Ordnung und für das öffentliche Wohl beſitzen, um dem unaufhörlichen Geſchrey der Krieger, die ihn umgeben, zu widerſtehen. Ihre tumultuariſche Stimme erſtickt das Geſchrey der Nation, deren einziges Intereſſe die Ruhe iſt. Den Kriegsliebhabern fehlt es nie an Vorwande, um ihre eigennützigen Wünſche zu beſchönigen. „Nur durch den „Krieg, ſagen ſie, werden Staaten befeſtigt. „Friede verweichlicht eine Nation. Ihr Ruhm „verbindet ſie, an dem Hader ihrer Nachbarn „Theil zu nehmen. Ruhe ziemt nur Schwachen.“ — Durch ſolche ſpitzfindige Gründe getäuſcht, geben die Fürſten nach, und opfern der Furcht oder ſchimäriſchen Ausſichten, Ruhe, Blut und Schätze ihrer Unterthanen.“

„Obgleich Ehrgeiz, Habſucht, Neid und Treuloſigkeit benachbarter Völker, nur allzuviele gerechte Urſachen liefern, die Waffen zu ergreifen; ſo würde es doch weit weniger Krieg in der Welt geben, wenn man ſich immer nur durch triftige Gründe oder eine unvermeidliche Nothwendigkeit dazu bewegen ließe. Diejenigen Fürſten, die ihr Volk lieben, wiſſen recht gut, daß auch der nothwendigſte Krieg ſtets verderblich, und nur dann nützlich iſt, wenn er zum Frieden führt. Man ſagte einſt zu dem großen Guſtav: ſeine Tapferkeit ſey ein Geſchenk des Himmels zum Heil der Menſchheit. — O! rief er aus, wenn der Krieg, den ich führe, ein Heilmittel iſt, ſo iſt es ſchlimmer als eure Krankheit.“

„Friedensſchlüſſe — weil ſie auf die Ruhe und das Glück der Menſchheit ſo weſentlichen Einfluß haben — ſollen von den Völkern heilig und unverletzlich gehalten werden. Da Fürſten und Nationen keinen Richter haben, welcher entſcheiden darf, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht; ſo würde man nie auf einen Friedensſchluß bauen dürfen, wenn die Ausſicht einer ungerechten Furcht gewöhnlich ſtatt fände. Ich ſage gewöhnlich, denn freylich giebt es Fälle, wo die Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen ſo offenbar iſt, und der ungerechte Sieger, den Sieg mißbrauchend, ſo harte, grauſame, unleidliche Bedingungen dem Ueberwundenen auferlegt, daß das Völkerrecht dergleichen Tractaten durchaus nicht für gültig erkennen, noch den Beſiegten verpflichten kann, ſie treu zu erfüllen.“

„Laßt uns noch hinzufügen, daß — wenn gleich das Völkerrecht gebietet, (mit Ausnahme des einzigen erwähnten Falles) Friedensſchlüſſe treulich zu halten, und ſie nicht unter dem Vorwande, man ſey dazu gezwungen worden, zu annulliren — es doch auch unwiderſprechlich wahr iſt, daß der Sieger nicht mit gutem Gewiſſen die Vortheile eines ſolchen Tractats benutzen kann, und daß er, durch ein in ihm wohnendes Gefühl des Rechts, genöthigt wird, die Früchte eines ungerechten Krieges zurück zu geben.“

„Um mit Sicherheit zu beſtimmen, worüber ein König durch einen Friedenstractat disponiren könne, muß man Rückſicht nehmen auf die Gattung ſeiner Souverainität, und auf die Art und Weiſe, wie er dazu gelangt iſt. In ſogenannten Patrimonial-Königreichen, an und für ſich betrachtet, darf der König ſeine Souverainität, ganz oder zum Theil, veräußern.“ — (Ich bekenne, daß ich hier den Verfaſſer nicht verſtehe. Meines Wiſſens gründet ſich jede Souverainität entweder auf Gewalt, oder auf die Wahl des

Volkes. Vielleicht nennt er vererbte Gewalt patrimonial. Einer ſolchen aber — ſey ſie auch verjährt — wird von den Philoſophen kein Recht zugeſtanden.)

„Aber diejenigen Könige, welche bloß die Nutznießung der Souverainität beſitzen, können dieſelbe durch keinen Tractat, weder ganz noch theilweiſe, veräußern, ohne Zuſtimmung des Volkes oder der Stände.“

Unter den Clauſeln eines Friedensſchluſſes bemerkt der Verfaſſer beſonders, „daß, wenn ein gewiſſer Termin zu Vollziehung der Bedingungen feſtgeſetzt worden, dieſer Termin mit der äußerſten Strenge beobachtet werden müſſe, dergeſtalt, daß, nach deſſen Ablaufe, auch nicht die allermindeſte Verzögerung zu entſchuldigen ſey.“

Wir haben in neuern Zeiten Fälle erlebt, wo man ſich an dieſen Grundſatz nicht gebunden hat.

Monteſquieu ſagt: „Der ſchönſte Friedensſchluß, den die Geſchichte uns aufbehalten, iſt der, des Königs von Syracus, **Gelon**, mit den Carthaginenſern. Nachdem er dreymalhunderttauſend derſelben geſchlagen hatte, verlangte er weiter nichts von ihnen, als Abſchaffung der barbariſchen Gewohnheit, Kinder zu opfern, ſchrieb ihnen folglich nur ein, für ſie ſelbſt, oder vielmehr für die Menſchheit, ſegenbringendes Geſetz vor.“ **Napoleon** gleicht dieſem **Gelon**, wenn er von den Spaniern nichts weiter fordert, als **Abſchaffung der Inquiſition**.

Die mächtigſten Nationen tragen beſtändig den Frieden **im Munde** und die Waffen in der **Hand**. Griechen und Römer verehrten den Frieden als eine große Gottheit, übrigens ſo, wie wir die Tugend verehren, nemlich ohne ihr zu folgen. Die Römer hatten einen prächtigen Tempel des Friedens, und führten darum nicht weniger ungerechte Kriege. Bey den

Griechen wurde der Friede als eine Göttin abgebildet, die in ihren Armen den Gott des Reichthums als Kind trug. Bey den Römern hielt ſie einen Oelzweig in der Hand, oder war geflügelt, trug einen Mercursſtab, oder ein Füllhorn, und hatte eine Schlange zu ihren Füßen. Der Mercursſtab bedeutete die Unterhandlungen, denn Mercur war bekanntlich ein großer Unterhändler. Was die Schlange bedeutete, weiß ich nicht; wenigſtens hatte ſie auf den Herrn Schlange in Erfurt keinen Bezug.

Vom Recht des Krieges.

(Nach Voltaire.)

Ein Geſpräch zwiſchen Hans Plump, einem Deutſchen, und John Bull, einem Engländer.

Hans Plump.

Was verſtehen Sie unter einem Rechte des Krieges?

John Bull. Hm, die Antwort iſt nicht leicht; aber Hugo Grotius hat ein dickes Buch darüber geſchrieben, in dem er ein paar hundert griechiſche und lateiniſche Schriftſteller, auch einige Juden, citirt.

Hans Plump. Glauben Sie, daß Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough den Hugo Grotius ſtudiert hatten, als ſie die

Franzoſen ſchlugen? — Das Recht des Friedens kenne ich wohl; es beſteht darin, ſein Wort zu halten, und die Menſchen in Ruhe zu laſſen. Aber was ich aus einem Rechte des Krieges machen ſoll, das weiß ich fürwahr nicht. Ein Mord-Codex ſcheint mir eine ſeltſame Erfindung. Ich hoffe, man werde uns nächſtens mit einem Geſetzbuche der Straßenräuber beſchenken.

John Bull. Aber es hat doch überall und zu allen Zeiten Krieg gegeben? Wie machen wir es denn, daß wir dieſe alte Gewohnheit mit unſern Begriffen von Recht und Unrecht, mit dem angebornen Wohlwollen für unſers Gleichen, vereinbaren?

Hans Plump. Halt! halt! Jenes Verbrechen, welches eigentlich darin beſteht, eine zahlloſe Menge von Verbrechen in einer Linie unter Fahnen zu begehen, iſt nicht ſo allgemein, wie Sie ſagen. Die Braminen, die Quäker haben ſich deſſen nimmer ſchuldig gemacht. Die Völker jenſeit des Ganges vergießen ſelten Blut; eben ſo ſelten die Republik Sanct Marino, ungeachtet ihre Staaten eben ſo groß ſind, als die des Romulus waren. Die Völker am Indus und Hydaſpes erſtaunten nicht wenig, als die erſten bewaffneten Räuber ſich ihres ſchönen Landes bemächtigten. Mehrere amerikaniſche Völker hatten nie vom Kriege reden hören, als die Spanier, mit dem Degen in der Fauſt und der Bibel unter dem Arme, ſie angriffen. Wir leſen nicht, daß die Cananiten jemals Krieg geführt hatten, als eine jüdiſche Horde plötzlich ihre Dörfer in Flammen ſteckte, ihre Weiber auf den Leichnamen der Männer mordete, und die Kinder an den Brüſten der Mütter. — Wie ſoll man nun die verdammte Kriegswuth erklären?

John Bull. Eben ſo wie die Aerzte Peſt, Blattern, gelbes Fieber und Raſerey erklären. Es ſind Krankheiten, die wir zwar nicht immer bekommen, allein für die wir leider empfänglich ſind. Oft iſt es ſchon genug, daß Ein toll gewordener Staatsminiſter einen andern Staatsminiſter beißt, dann wird auch der wüthend, und in drey Monaten raſ't eine halbe Million Menſchen.

Hans Plump. Aber es giebt doch Arzeneyen gegen alle Krankheiten? giebt es denn keine gegen den Krieg?

John Bull. Nur Zwey, und deren hat ſich die Muſe des Trauerſpiels bemächtigt: Furcht und Mitleid. Die Furcht iſt bisweilen die Mutter des Friedens; und das Mitleid — dieſes Gegengift, welches die Natur uns gegen den fleiſchfreſſenden Heldenmuth verliehen — das Mitleid bewegt den Sieger bisweilen, der Beſiegten zu ſchonen. Ja der Eigennutz zwingt ihn wohl auch dazu, damit ſie ihrem neuen Herrn williger dienen. Freylich giebt es auch brutale Menſchen, welche den Unterjochten in ſchwere Feſſeln ſchmieden; dann muß man mit Spartacus ausrufen:

La loi de l'univers eſt malheur aux vaincus!

Hab ich ein wildes Roß gezähmt, ſo thue ich wohl, wenn ich es gut füttere, und ihm liebkoſe, dann läßt es ſich reiten. Bin ich aber ein wüthender Narr, ſo bringe ich es um.

Hans Plump. Das iſt eben nicht tröſtlich. Am Ende ſind wir doch faſt Alle unterjocht worden. Ihr Engländer durch die Römer, die Sachſen, die Dänen, und einen Baſtard aus der Normandie. Die Wiege unſerer Religion iſt in den Händen der Türken. Eine Hand voll Franken hat Gallien unterworfen. Die Tyrier, die Carthaginenſer, die Römer, die Gothen, die Araber, haben wechſelsweiſe Spanien bezwungen. Kurz, von China bis nach Cadix hat der ganze Erdboden immer dem Stärkern gehuldigt. Ich kenne keinen Eroberer, der mit dem Degen in Einer und dem Geſetzbuche in der Andern Hand aufgetreten wäre; Alle haben ihre Geſetze erſt nach dem Siege gemacht, das heißt, nach dem Raube, und bloß um ihre Tyranney zu ſtützen. Was würdet Ihr ſagen, Ihr Herrn Engländer, wenn noch Einmal ein Baſtard aus der Normandie käme, um Euch ſeine Geſetze aufzudringen?

John Bull. Ich für meine Perſon würde nichts ſagen. Ich würde mir, bey ſeiner Landung in meinem Vaterlande, alle Mühe geben, ihn umzubringen. Brächte er mich um, ſo hätte ich nichts weiter einzuwenden. Beſiegte er mich aber, ſo blieben mir nur zwey Wege übrig: entweder mich ſelbſt zu ermorden, oder ihm ſo gut als möglich zu dienen.

Hans Plump. Traurige Alternative! Wie? es gäbe kein Recht des Krieges? kein Völkerrecht?

John Bull. Es thut mir leid, aber es giebt kein anderes, als ſtets auf ſeiner Huth zu ſeyn. So denken alle Könige und alle Miniſter, und darum ziehen in Friedenszeiten täglich viele tauſend Miethlinge auf die Wache. — Wollte ein Fürſt ſeine Truppen verabſchieden, ſeine Feſtungen ſchleifen, und den Hugo Grotius leſen: ſo würde er auch in ein paar Jahren nicht mehr regieren.

Hans Plump. Das wäre eine große Ungerechtigkeit.

John Bull. Zugeſtanden.

Hans Plump. Und gar kein Mittel dagegen?

John Bull. Keins. Man muß ſich in den Stand ſetzen, jederzeit eben ſo ungerecht ſeyn zu können, als der Nachbar. Dann hält ein Schwerdt das andere in der Scheide. Hunde, gleich an Stärke, zeigen ſich nur die Zähne.

Hans Plump. Aber die Römer! die Römer! dieſe großen Geſetzgeber?

John Bull. Sie machten Geſetze, wie die Algierer deren für ihre Sklaven machen; aber wenn ſie ſelbſt auszogen, um Nationen zu unterjochen, ſo hatten ſie kein anderes Geſetz, als ihr Schwerdt.. Wie machte es Cäſar? Er ließ ein paar tauſend Bürger in Bretagne an's Kreuz ſchlagen, damit die übrigen geſchmeidig wurden. Hinterdrein, wenn die Nation ganz zahm geworden iſt, macht man Geſetze und allerley ſchöne Verordnungen; man baut Prachtgebäude, man legt Waſſerleitungen an, und die unterjochten Völker tanzen in ihren Ketten.

Hans Plump. Man behauptet aber doch, es gäbe einige Geſetze, die im Kriege beobachtet würden. Zum Beyſpiel: man ſchließt Waffenſtillſtand auf einige Tage, um die Todten zu begraben; oder man kommt überein, daß man eine gewiſſe Gegend meiden wolle; oder man capitulirt mit einer belagerten Stadt, man verſpricht ihr, die Häuſer nicht zu plündern, die Töchter nicht zu nothzüchtigen, und den ſchwangern Weibern die Leiber nicht aufzuſchneiden. Man iſt höflich gegen einen gefangenen feindlichen Officier, und wenn er an ſeinen Wunden ſtirbt, ſo läßt man ihn begraben.

John Bull. Alles das ſind keine Geſetze **des Krieges**, ſondern **des Friedens** und der Natur, die ſo tief in uns gepflanzt ſind, daß ſie auch mitten im Kriege ihre Stimme hören laſſen; und thäten ſie das nicht, ſo würden drey Viertheile der wüſten Erde bloß mit Menſchenknochen bedeckt ſeyn. — Wenn zwey in Proceß verwickelte, und durch ihre Advocaten ſchon faſt ganz ruinirte Menſchen, einen Vergleich mit einander ſchließen, der Jedem noch ein Stückchen Brodt übrig läßt, ſo iſt dieſer Vergleich ja kein Geſetz. Und ſo iſt es auch im Kriege. Nur die Nothwendigkeit zwingt beyde Theile, nicht *alles* das Böſe zu thun, was ſie thun könnten. Kurz, der Krieg iſt eine abſcheuliche Krankheit, welche Eine Nation nach der Andern ergreift, und welche von der Natur ſelbſt, aber ſehr ſpät, geheilt wird.

Hans Plump. Sie meynen alſo, es gäbe gar keinen *gerechten* Krieg?

John Bull. Ich habe nie von einem ſolchen gehört; auch kommt es mir widerſprechend und unmöglich vor.

Hans Plump. Aber bedenken Sie doch: Als der Pabſt Alexander VI. und ſein infamer Sohn Borgia, in Italien alle Edlen plünderten, mordeten, vergifteten, wäre es da nicht erlaubt geweſen, die Waffen gegen ſolche Ungeheuer zu ergreifen?

John Bull. Nun freylich; aber eben dieſe Ungeheuer führten ja *Krieg* und jene Edlen vertheidigten ſich nur. Es giebt allerdings in der Welt keine andern Kriege, als angreifende. Die Vertheidigung iſt nichts weiter, als der Widerſtand, den man bewaffneten Räubern thut.

Hans Plump. Ey ey, wo denken Sie hin? Zwey Fürſten ſtreiten über eine Erbſchaft, ihr Recht, ihre Gründe ſind von beyden Seiten gleich ſtark; ſo muß ja wohl der Krieg entſcheiden, und dann iſt dieſer Krieg von beyden Theilen gerecht.

John Bull. Ich muß die Frage umkehren: wo denken Sie hin? — Einer von beyden Theilen muß doch Unrecht haben? und iſt es nicht barbariſch und abgeſchmackt zugleich, daß ganze Nationen untergehen müſſen, weil Einer von jenen Fürſten ſchlecht raiſonnirt hat? — Mögen ſie ſich doch in geſchloſſenen Schranken nach Belieben herum balgen; aber daß ein ganzes Volk ihrer Habſucht aufgeopfert wird, das iſt das Abſcheuliche! — So, zum Beyſpiel, ſtritt der Erzherzog Carl mit dem Herzoge von Anjou um den ſpaniſchen Thron, und ehe der große Prozeß entſchieden war, hatten 400000 Menſchen geblutet. Ich frage, ob das recht iſt?

Hans Plump. Es ſcheint freylich wohl nicht. Man hätte einen andern Ausweg finden müſſen.

John Bull. Der lag ſehr nahe. Man durfte nur die Nation fragen, die man beherrſchen wollte.

Hans Plump. Sehr wohl, aber wenn die Stimmen der Nation getheilt ſind?

John Bull. Dann iſt ſie krank, ſammt Allen die in den Streit ſich miſchen; dann haben ſie ſämmtlich die Kriegswuth, deren ſchreckliche Symptome ein Dutzend Jahre währen, bis Erſchöpfung die Wüthenden zwingt, ſich zu vergleichen. Zufall, Waffenglück, Intriguen, Ermattung, löſchen einen Brand, der durch andere Zufälle, andere Intriguen, Habſucht, Neid und Hoffnungen angezündet wurde. Der Krieg gleicht dem Beſuv, deſſen Lava Städte bedeckt, und endlich zu fließen aufhört. Es giebt Zeiten, wo wilde Beſtien bis in die Dörfer dringen, und die Schaafe aus den Ställen holen; dann kehren ſie in ihre Höhlen zurück.

Hans Plump. Es iſt doch ein jämmerlicher Zuſtand, das Menſch ſeyn.

John Bull. Die Rebhühner ſind noch weit ſchlimmer daran. Füchſe, Habichte, Jäger erwürgen ſie, der Koch bratet ſie, und doch giebt es deren noch immer. Die Natur conſervirt die Gattung und bekümmert ſich ganz und gar nicht um die Individuen.

Hans Plump. Das iſt hart, und ſtimmt mit der Moral nicht überein.

John Bull. Es mag hart ſeyn, aber es iſt nun einmal ſo. Die Moraliſten thun ſehr wohl, unaufhörlich zu ſchreyen. „Ihr „elenden Sterblichen! ſeyd gerecht, wohlthätig, „pflügt den Boden, aber düngt ihn nicht mit „Blut. Ihr Fürſten! verheert nicht fremdes „Eigenthum, damit Ihr ſicher in dem Eurigen bleiben möget! Ihr Edelleute, flickt „Eure Schlöſſer aus, umgebt Eure Felder „mit lebendigen Zäunen, pflanzt Maulbeerbäume, laßt Eure Töchter ſeidne Strümpfe „weben, verbeſſert Eure Weinberge, und, „wenn Ihr die nicht habt, Eure Rübenfelder; „verdoppelt Eure Einkünfte; und wenn raſende Nachbarn Euren Wein trinken, oder Eure „Rüben eſſen wollen, ſo vertheidigt Euch muthig. Aber verkauft Euer Blut nicht an „Fürſten, die Ihr nicht kennt, und die Euch „doch nur wie Jagdhunde behandeln, die man „gegen den Eber hetzt, und hinterdrein im „Stalle verhungern läßt."

Solche Declamationen werden vielleicht auf drey oder vier wohl organiſirte Köpfe Eindruck machen, indeſſen hunderttauſend andere ſie gar nicht einmal hören, ſondern hinlaufen, um die Ehre zu haben, Huſarenlieutenants zu werden.

Was die übrigen beſoldeten Moraliſten betrifft, die man Prediger nennt, ſo haben ſie es nie gewagt, gegen den Krieg zu predigen. Sie declamiren allenfalls gegen die ſinnlichen Genüſſe, nachdem ſie ihre Chokolade geſchlürft haben. Schwitzend fluchen ſie auf der Kanzel der Liebe, und wenn ſie heimkommen, laſſen ſie ſich den Schweiß von ſchönen Händen abtrocknen. Sie erklären Geheimniſſe, von dem ſie ſelbſt nicht das mindeſte begreifen. Aber ſie hüten ſich wohl, den Krieg zu verſchreyen, der doch nichts anders darbietet, als Treuloſigkeit in Manifeſten, niederträchtige Schelmerey in Herbeyſchaffung der Lebensmittel für die Armee; Raub, Plünderung, Nothzüchtigung, Mord, Verwüſtung, Vernichtung. Ja dieſe gefälligen Prieſter ſegnen ſogar mit großer Feyerlichkeit die Mordfahnen ein, und ihre

Herren Confraters ſingen für Geld jüdiſche Lobgeſänge, wenn die Erde mit Blut überſchwemmt worden.

Man zeige mir im Bourdaloue oder Zollikofer eine einzige Seite gegen den Krieg. Als der Prediger Maſſillon die Fahnen des Regiments Catinat einſegnete, ſagte er: „der Ehr„geiz, das Streben nach Belohnungen Eurer „Dienſte, ſtreitet nicht mit der chriſtlichen „Moral.“ Dann bat er Gott, den Würgengel vor dem Regimente Catinat herzuſenden: „O mein Gott! laß ſtets Sieg und Tod vor „dieſen Kriegern hergehen! verbreite Schrecken „und Betäubung über die Feinde!“ — Nun weiß ich nicht, ob Gott Schrecken und Betäubung verbreitet; aber ich weiß, daß die öſtreichiſchen Prediger daſſelbe zu dem Küraſſierregimente des Kayſers ſagten, und daß der Würgengel nicht wußte, wo er ſich hinwenden ſollte.

Die jüdiſchen Prieſter gingen noch weiter. Man lieſt mit großer Erbauung die ſehr menſchlichen Gebote in den Pſalmen. Da iſt von nichts anderm die Rede, als das göttliche Schwerdt zu umgürten, den Weibern die Eingeweide auszureißen. Die Kinder an der Mutter Bruſt gegen die Mauern zu ſchleudern. Indeſſen war der Würgengel damals nicht glücklich, es wurde ein erwürgter Engel daraus; denn die Juden, trotz ihrer Pſalmen, wurden überall geſchlagen und unterjocht. — Kurz, überall und zu allen Zeiten haben die Prieſter ſelbſt den Mord geweiht und Gott um Mord angerufen.

Hans Plump. Was bleibt uns denn übrig nach allen dieſen traurigen Betrachtungen?

John Bull. Wir gehen nicht in den Krieg; wir laſſen uns nicht für Geld tod ſchlagen; wir bauen unſern Kohl, verzehren ihn im Stillen, und wehren uns im Nothfalle tüchtig gegen die Räuber, die man Eroberer nennt.

Quodlibet.

Nie thun die Menſchen wichtiger, als wenn ſie Kleinigkeiten unterſuchen. Wie viele gelehrte Diſſertationen beſitzen wir nicht über Dinge, die keinen Abſchnitzel eines Nagels werth ſind. Wir wollen alſo nicht über den Franzoſen lachen, der ein Buch über die Art und Weiſe ſchrieb, wie man das Ohr üben ſolle, den Tact beym Tanze zu halten. Tiefgelehrt unterſucht er den Urſprung des Wortes Menuet, und leitet es von dem lateiniſchen Worte minuere (verringern) her, weil die Menuet pas nicht ſo übereilt, und die Bewegungen des Körpers minder lebhaft wären. Dann macht er einem ſeiner Herrn Collegen, einem gewiſſen Pécour, große Complimente über die Vervollkommnung der Menuet, welche Vervollkommnung darin beſteht, daß man, ſtatt ſonſt die Figur eines S zu tanzen, jetzt ein Z tanzt. Endlich giebt er zwölf neu erfundene Arten an, den Schülern den Tact beyzubringen. Wie würde der gute Mann, der vermuthlich tod iſt, erſchrecken, wenn er ſähe, daß die herrliche Menuet jetzt weder als S noch als Z mehr getanzt wird, daß aber alle Europäer, beſonders die Deutſchen, Alle ſehr gelehrig nach dem Tacte tanzen, der ihnen auf keine von ſeinen zwölf neu erfundenen Arten, ſondern ganz einfach durch die Trommel beygebracht wird.“

Eine Nation, und überhaupt jede Gemeine, hängt noch an ihren Vorurtheilen, lange nachdem ſchon jedes Individuum ſich davon losgeriſſen. Das iſt auch wohl die Urſache, warum die Philoſophie, die ſchon bey Einzelnen ſo langſame Fortſchritte macht, noch langſamer auf die öffentliche Meynung wirket.

Es giebt Richter, die ein ſo ehrliches Mißtrauen in ſich ſelber ſetzen, daß es ſchon genug iſt, durch Freundſchaft oder Verwandtſchaft ihnen anzugehören, oder auch nur ihnen empfohlen zu werden, um die gerechteſte Sache zu verlieren. So unzuverläſſig iſt die menſchliche Tugend. Sogar gegen das edelſte Mißtrauen ſollten wir mißtrauiſch werden.

Ein Mann, der ſonſt für recht klug gelten wollte, beſchwerte ſich gegen einen Andern, daß er ihm in einem Briefe den ihm zukommenden Titel Excellenz nicht gegeben. „Sie haben Recht,“ antwortete ihm dieſer, „ich bin Ihnen die Ehre ſchuldig Sie Excellenz zu nennen, aber nicht die Ehre, Sie über ſolche Kleinigkeiten erhaben zu glauben.“

Die deutſchen Damen werden jetzt häufig des Mangels an Patriotismus angeklagt. Sie mögen ſich damit tröſten, daß es ihnen nicht geht wie der Römerin Clodia. Sie war die Schweſter des Clodius, der eine römiſche Flotte commandirte, welche von den Carthaginenſern vernichtet wurde. Eines Tages befand ſie ſich im Schauſpiel und wurde ſehr gedrückt. „Gott „ſey Dank!“ rief ſie aus, „daß in der Seeſchlacht, die mein Bruder verloren hat, ſo „viele Römer umgekommen ſind; denn wo „ſollte man bleiben, wenn auch dieſe noch hier „im Schauſpiele wären! Mögte doch mein „Bruder von den Todten wiederkehren, und „eine zweyte Flotte nach Sicilien führen, und „all den Pöbel darauf laden, der mich hier „erſtickt!“ — Dieſer unpatriotiſche Ausbruch des Unmuthes bekam ihr übel, denn die Aedilen citirten ſie vor Gericht, und verdammten ſie zu einer Strafe von 2500 Pfund Erz. Wir haben noch manchen Clodius, und manche Clodia, aber keine ſtrenge Aedilen mehr.

„Die Franzoſen ſind uns wohl nicht immer in der Tapferkeit, aber gewiß immer in der Gewandtheit überlegen. Hier ein Beyſpiel aus einem der ehemaligen Kriege gegen die Engländer. Dieſe landeten einſt bey Nacht 50 Mann auf den Küſten der Normandie. Ein gewiſſer Cabieux ſtand Schildwach und beſchloß ſich zu vertheidigen. Zufälligerweiſe war ſein Bruder nicht fern, dem rief er; ließ ihn ſchnell eine Trommel ergreifen, und den Generalmarſch ſchlagen. Zugleich rannten beyde hin und her, veränderten ihre Stimmen alle Augenblicke und klapperten mit ihren Holzſchuhen. Cabieux führte ſogar in der Geſchwindigkeit eine Comödienſcene auf; er ſtellte nemlich einen Officier vor, der mit einem Soldaten in Wortwechſel geräth, und der zuletzt den Soldaten in Arreſt ſchickt. Dann commandirte er, ſeine Truppe ſollte nicht auf Einmal, ſondern Jeder einzeln feuern; dann ſchrie er: Cabieux! gieb Feuer! ſchoß und verwundete den Anführer der Engländer. Die übrigen liefen davon, weil ſie meynten, es wenigſtens mit einigen Compagnien zu thun zu haben. Cabieux führte ſeinen Gefangenen im Triumphe heim.

Als Galland die Tauſend und Eine Nacht aus dem Arabiſchen überſetzt hatte, worin bekanntlich ſo oft wiederholt wird: „Schweſterchen, wenn du nicht ſchläfſt, erzähl' „uns doch Eins von deinen ſchönen Mährchen,“ kam einſt in einer kalten Winternacht ein Trupp junger Wildfänger unter ſein Fenſter, und rief ihn ſo lange bey Namen, bis er das Fenſter öffnete. Was wollen Sie meine Herrn? — „Um Verzeihung, ſind ſie nicht der Ueber„ſetzer von Tauſend und Eine Nacht?“ — Ja der bin ich. — „Nun lieber Herr „Galland, wenn Sie nicht ſchlafen, erzählen „Sie uns doch Eins von Ihren ſchönen „Mährchen.“

Daß jeder Gegenſtand einer poetiſchen Bearbeitung fähig ſey, hat ein gewiſſer Herr Vigi, ein Italiäner, bewieſen, indem er ein lateiniſches Gedicht auf die Trüffeln und ein anderes auf den Hanf verfertigt hat.

Es iſt ſchwer zu ſterben," ſagt Jedermann, und doch, wenn es dazu kommt, wird Jedermann fertig damit.

Die Politik.

Von Politik ſpricht heutzutage Jedermann, doch Niemand weiß, was Politik eigentlich iſt, und ich ſelbſt weiß es auch nicht. Mit einer Thurmfahne iſt ſie zu vergleichen, denn ſie dreht ſich nach dem Winde, wenigſtens nach dem *Sturme*, das ſehen wir; ſie knarrt und kreiſcht bisweilen recht ſchauerlich, das hören wir; aber wenn das *wie* und *warum* erforſcht werden ſoll, da ſtutzen wir. Denn wir ſehen, daß jeder Machthaber ſich eine eigene Politik ſchaffe, zum Nutzen ſeines Volkes, wie *Er* ſagt; zu ſeinem eigenen Nutzen, wie wir wohl gewahr werden; wir ſehen ferner, daß er ſeine Politik wechſelt, und Morgen diejenige als nothwendig darſtellt, die er geſtern mit Hohn verwarf; wir armen Zuſchauer auf der Gallerie ſchließen endlich daraus, daß es keine Politik ſondern Politiken giebt, und daß wir nicht wiſſen können, woran wir ſind.

Betrachten wir zum Beyſpiel einen getreuen Unterthan ſeines Fürſten, der, beym Ausbruche eines Krieges, die Manifeſte ſeines Hofes lieſt, die darin aufgeſtellten Gründe wahr und einleuchtend findet, folglich ſeine Politik darnach formt, und in dieſem Geiſte ſpricht und ſchreibt. Plötzlich macht ſein Fürſt Frieden und affiſchirt eine ganz neue, der vorigen ſchnurſtracks entgegen laufende Politik, aus keiner andern Urſache, als weil die Armee geſchlagen worden; was ſoll da der Unterthan von der Politik überhaupt denken? und wenn er ſich irgend einen feſten Begriff davon gemacht hat, gehört es zu ſeinen Unterthanenpflichten, dieſen Begriff fahren zu laſſen und einen andern aufzunehmen, bloß weil der Fürſt es hat thun müſſen?

Das iſt eine moraliſche Unmöglichkeit, und doch wird ſie nicht ſelten begehrt. Dann bleibt dem Unterthan zu ſeinem Troſte nichts weiter übrig, als in Büchern ſich des Raths zu erholen, den er in der Welt nicht mehr findet, und, zur Vertreibung ſeiner politiſchen Grillen, nachzuforſchen, welche politiſche Grillen andere geſcheute Leute vor ihm gehegt haben. Es gab einmal einen Biſchoff, er hieß Camus, der meynte, die Politik ſey mehr eine Kunſt die Menſchen zu betrügen als zu regieren. (Politica ars eſt non tam regendi quam fallendi homines) und da ihm dieſe Meynung verübelt wurde, oder ihm ſelbſt zu hart vorkam, ſo verbeſſerte er ſeine Definition und ſagte: die Politik ſey die Kunſt die Menſchen zu regieren und zu betrügen. (Politica eſt ars tam regendi quam fallendi homines). Dadurch war noch nicht viel gewonnen, denn ob eine Kunſt halb oder ganz dem Menſchenbetruge gewidmet iſt, das mögte wohl auf Eins hinaus laufen; Achtung, Vertrauen kann ſie auf keinen Fall erwecken.

Warum nicht? ſagen andere; der Zweck der Politik iſt die allgemeine Wohlfahrt und jedes Mittel zuläſſig, um dieſe zu erreichen. Die Politiker gleichen den Aerzten, die auch bisweilen ihre Kranken betrügen müſſen, um ſie deſto ſicherer zu heilen. — Das Gleichniß hinkt gewaltig. Wo ſind denn die Kranken, die der Politiker heilen will? er betrügt ſeine Feinde doch fürwahr nicht, um ſie glücklicher zu machen?

Der verdammte jeſuitiſche Grundſatz, daß der Zweck das Mittel heilige, kann auch von keinem Moraliſten angenommen werden. Aber geſetzt, man ließe ihn gelten, iſt denn die allgemeine Wohlfahrt wirklich der Zweck der Politik? — Das müßte erſt noch bewieſen werden, denn die Erfahrung beweiſt es nicht.

Der erſte Philoſoph, ſo viel ich weiß, der ſich damit abgab, das Weſen der Politik zu erforſchen, und einen Coloß von Schnee neben dem Krater eines feuerſpeyenden Berges zu erbauen, war Plato. Er fing damit an, die monarchiſche Regierung aus guten Gründen für die beſte zu erklären, doch müſſe ſie durch das Geſetz gemäßigt ſeyn. Alle Bürger ſollen ſich als Brüder betrachten und glücklich leben, ohne Armuth, ohne Reichthum, unter dem Schutze der Gerechtigkeit, das ſey der Zweck der Politik: folglich dürfe die ſouveraine Macht die Unterthanen nicht zu Sklaven herabwürdigen, und ihnen bloß Geduld, Treue und blinde Unterwürfigkeit zum Antheil beſtimmen. Dann unterſucht er, wie die Geſetze beſchaffen ſeyn müſſen, welche dem Monarchen die Hände binden und die Ruhe der Unterthanen verbürgen ſollen. Auf zwey Säulen ſtützt er vornemlich ſein Gebäude. Erſtens: Niemand ſoll fremdes Gut ſich zueignen oder das antaſten, was er nicht errichtet hat. Zweytens: Die

Obrigkeiten ſollen gewählt werden ohne Rückſicht auf Geburt, Reichthum, Einfluß, Macht, bloß nach Verdienſt und Rechtſchaffenheit, auf daß die Geſetze herrſchen und die Obrigkeiten deren Sklaven ſeyn mögen. —

Schöne Träume eines ehrlichen Mannes, der über die Politik ſchrieb ohne ein Politiker zu ſeyn. Wir, die wir die Kunſt, ſich fremdes Gut zuzueignen, in ein ordentliches Syſtem gebracht, und zu dem Worte Eroberung das Wort Recht gefügt haben, wir lächeln darüber. — Plato träumte ſich ferner einen Stand der Natur, und meynte, daß eine Stadt, deren Einwohner ſämmtlich aus dieſem Stande genommen wären, eine vollkommene Stadt ſeyn müſſe, eine Republik, die ohne die ſchönſte Harmonie gar nicht beſtehen könne. Um dieſe zu bewirken, theilte er die Menſchen in drey Claſſen: Volk, Krieger, Obrigkeiten; die letztern ſollten die Vernunft repräſentiren, die Krieger den Muth, das

Volk die Leidenſchaften. Daraus zog er endlich den Schluß, daß man denjenigen einen Gerechten nennen müſſe, deſſen Muth und Leidenſchaften der Vernunft gehorchen; die glücklichſte Regierung ſey die eines philoſophiſchen Königs, die unglücklichſte die eines Tyrannen, weil in jenem Falle die Vernunft, in dieſem nur die Leidenſchaft herrſche. Er hätte nur auch erklären ſollen, was er unter Vernunft verſtand? Die Vernunft unſerer Tage iſt der Egoismus, und unſere Politiker glauben gewaltig vernünftig zu ſeyn, wenn ſie bey allen ihren Unterhandlungen zuerſt auf ihren eigenen Vortheil ſehen. Zu Plato's Zeiten war es anders, wenigſtens in Plato's Kopfe, und es gab auch ſonſt noch viele ihm ähnlich Denkende, denn ſeine Republik wurde von allen rechtlichen und verſtändigen Menſchen mit lautem Beyfalle aufgenommen, nur nicht von Xenophon, dem Geſchichtſchreiber, auch einem Schüler des Socrates, gleich dem Plato, aber nicht einverſtanden mit den Beſchränkungen, welche Plato für die Monarchie heilſam erachtete.

Kaum hatte der eiferſüchtige Xenophon die beyden erſten Bücher von Plato's Republik geleſen, (denn dieſe erſchienen vor Vollendung des ganzes Werkes) als er beſchloß, die Fürſten ſeiner Zeit und der Nachwelt die Kunſt zu lehren, auch als unbeſchränkte Monarchen Liebe zu gewinnen. Um Beyſpiele aufzuſtellen, wählte er den Cyrus, als den vollkommenſten König des Alterthums, und den Ageſilaus, als den gemäßigteſten Regenten ſeiner Zeit.

Plato litt nicht gern Widerſpruch; er liebte Xenophon nicht, und ſprach verkleinerlich von deſſen Cyropedie. Nach ſeiner Meynung hatte Xenophon den Plan einer guten Erziehung ganz verfehlt; aber das Publikum unterſchrieb dies Urtheil nicht allgemein, ſondern ſah in dem allzuſtrengen Critiker nur den eiferſüchtigen Nebenbuhler. Plato's Schüler, Ariſtoteles, ſchrieb auch über die Politik, und natürlich hatte er die Grundſätze ſeines Meiſters angenommen. Ihm folgte Theophraſt, der Glücklichſte von Allen, denn er unterrichtete in dieſer Wiſſenſchaft zwey Könige, den von Macedonien, Caſſander, und den von Aegypten, Ptolomäus, folglich war ſie nicht mehr bloß ein Spielwerk philoſophiſcher Speculationen, ſondern ſie gelangte nun wirklich zu der Claſſe von Menſchen, die ſie in Ausübung bringen konnte, wenn ſie anders wollte.

Viele Miniſter der Könige befolgten Theophraſt's Beyſpiel, und es gab zu den Zeiten des Ptolomäus ſchon eine ſo ungeheure Menge Schriften über die Politik, daß Einer von deſſen Räthen ihm den Vorſchlag machte, ſie Alle in eine Bibliothek zu ſammeln, weil er auf dieſe Weiſe in allen vorkommenden Fällen Rathſchläge finden würde, die kein Höfling ihm zu geben wage. Der König genehmigte den Vorſchlag, und ſo entſtand die berühmte alexandriniſche Bibliothek, hundert Jahr vor Chriſti Geburt, deren erſter Oberaufſeher jener weiſe Demetrius war, deſſen Eifer die Zahl der Bände in kurzem auf 200,000 brachte. Nun ſtrömten aus Griechenland und vielen andern Ländern die Wißbegierigen herbey, um aus dieſer reichen Quelle zu ſchöpfen. Sie floß nicht lange, denn als Julius Cäſar im Gedränge die Flotte im Hafen von Alexandrien in Brand ſtecken ließ, führte der Wind die Flamme bis zu jener herrlichen Bibliothek und ſie wurde ein Raub des Feuers. Man hat dieſen Verluſt oft bitterlich und mit Recht beklagt; doch würde man irren, wenn man ſo gutmüthig wäre, vorauszuſetzen, unſere Machthaber würden, durch Hülfe der alexandriniſchen Bibliothek, wenn ſie noch exiſtirte, ſich eine reinere, wohlthätigere Politik zu eigen machen. Stets würde der Anblick von 200,000 Soldaten Alles verlöſchen, was in 200,000 Büchern geſchrieben ſtände. Auf die ſpeculativen Fortſchritte der

Wiſſenſchaften, und beſonders auch der Politik, hatte jener Brand freylich einen ſehr verderblichen Einfluß. Die letztere fiel nun in die Hände der Biſchöffe und Aebte, und da war ſie eben nicht in den beſten Händen.

Ueber 800 Jahre nach Chriſti Geburt nahm ſich ein Abt, Smaragdus heraus, Ludwig dem Frommen politiſchen Unterricht zu ertheilen, und ein Biſchoff, Jonas, dem Könige von Aquitanien, Pepin. Aus der Regierungsgeſchichte Carl des Großen hätten beyde Fürſten vermuthlich mehr lernen können, beſonders die ſchöne Kunſt, die Erwerbung des Beynamens der Große zu vermeiden, da ſie doch immer nur auf Koſten des Blutes der Zeitgenoſſen geſchieht, und die dumm-ſtaunende Nachwelt warlich nicht ſo freygebig damit ſeyn würde, wenn ſie unter jene Zeitgenoſſen gehört hätte. — Ein Erzbiſchoff, Hincmar, lehrte die Regierungskunſt Carl dem Kahlen und Ludwig dem Stammler; ja ſogar ein Heiliger gab ſich damit ab, der heilige Bernhard nemlich, der einige folgende Könige darin unterrichtete, ohne daß die Welt ſich darum beſſer befand.

Auch Könige wandelte die Luſt an, nicht bloß zu regieren, ſondern auch der Welt in Schriften zu zeigen, daß ſie nach Grundſätzen regierten, wenn ſie gleich dieſelben oft eben ſo wenig befolgten, als die Philoſophen die ihrigen. Ludwig XI. ſchrieb ein Buch: der Roſenſtock des Krieges. (Eine ſonderbare Zuſammenſtellung.) Es enthielt gute militairiſche Vorſchriften, ſonſt nicht viel, denn er war ein braver Soldat, aber ein ſchwacher König. Sein Lieblingsgrundſatz: „wer „ſich nicht verſtellen kann, der verſteht auch „nicht zu regieren. Wenn meine eigene Mütze „mein Geheimniß wüßte, ſo würde ich ſie verbrennen.“ Nach unſern heutigen Begriffen von Politik iſt freylich dieſer Grundſatz ſehr empfehlenswerth. — Jacob der Erſte, König von England, ſchrieb über die Politik für ſeinen Sohn, und gab ſeiner Schrift den Titel: Königliches Geſchenk. Fürwahr ich wüßte auch kein koſtbareres Geſchenk, was ein Fürſt ſeinem Nachfolger hinterlaſſen könnte. Wie herzlich wäre nicht zu wünſchen, daß Napoleon der Große einen Tractat über die Politik hinterließe, damit die Nachwelt ſeine Maximen mit ſeinen Thaten zuſammenſtellen, und ſein Nachfolger Unterricht daraus ſchöpfen mögte.

Carl I., der nach Jacob den Thron beſtieg, und ſeinen Kopf auf dem Blutgerüſte verlor, behielt Geiſtesruhe genug, um ein ſehr geſchätztes Werk zu ſchreiben, betitelt: Des Königs Bildniß. Man hat geurtheilt, daß ſeine politiſchen Maximen eines Tacitus, und ſeine redlichen Geſinnungen eines heiligen Bernhard würdig wären. Armer Carl! das hat dich eben aufs Schaffot gebracht! Große politiſche Böſewichter köpft man nicht.

Auch im Oriente ſchriftſtellerten zwey Kayſer in der Politik, Manuel Paleologus, der am Ende ein Mönch wurde, und Conſtantin Porphyrogmitus, der ſchwach genug war, ſeinem Schwiegervater ſo viele Macht einzuräumen, daß er ſeine eigene Mutter in's Elend mußte verjagen ſehen, und der, trotz der ſchönen Lehren, die er an ſeinen Sohn richtete, von dieſem vergiftet wurde.

Eben ſo wenig als die politiſchen Vorſchriften der Könige, wirkten im 15ten Jahrhunderte die Ueberſetzungen und Auslegungen des Ariſtoteles, mit welchen die Gelehrten ſich beſchäftigten, und alle geſcheute Leute kamen damals wie jetzt darin überein, daß die Geſchichte nicht allein die beſte, ſondern auch die einzige Lehrerin der Politik ſey.

Thomas Morus, der Kanzler von England, verfertigte unter dem Titel Utopia, ein Werk über die beſte Regierungsform. Es enthält gleichfalls den Plan zu einer Republik, wie Plato's Werk, und iſt oft überſetzt, viel gerühmt, auch viel getadelt worden; das letztere vielleicht beſonders von eifrigen Katholiken, weil in Utopia völlige Gewiſſensfreyheit herrſchte.

Der berühmte Erasmus, ein Freund des Thomas Morus, ſchrieb zu derſelben Zeit eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen, die nun längſt vergeſſen worden, obgleich ſie von den Zeitgenoſſen ſo hoch geſchätzt wurde, daß man einen bloßen Auszug daraus das goldene Codicill nannte. Der Name eines Schriftſtellers thut bekanntlich viel zur Sache. Erasmus durfte nur die Feder eintauchen, ſo wurde er ſchon gerühmt, wie heutzutage Göthe; aber die Nachwelt ſichtet. — Ein portugieſiſcher Biſchoff, Oſorius, ſchrieb ein ähnliches Werk, und ein preußiſcher Biſchoff, Cromer, gab ſich auch damit ab, Regierungsregeln zu entwerfen. Man könnte noch eine Menge politiſcher Schriftſteller aus dieſem Jahrhunderte nennen, aber es war kein

Genie darunter, und folglich wurden ſie kaum geleſen, ſchnell vergeſſen.

Aber im 16ten Jahrhunderte trat Machiavell auf. Wer kennt ihn nicht? wer hat nicht wenigſtens ſeinen Namen, von Lobſprüchen oder Verwünſchungen begleitet, nennen hören. Er dichtete zuerſt Schauſpiele, die in Rom aufgeführt wurden. Dann ſchrieb er über die erſte Decade des Titus Livius, entwickelte die Politik der Volksregierung, und ſprach mit großer Wärme für die Freyheit. Welchen Mann von Kopf und Herz hat nicht auch einmal in ſeinem Leben dies ſchöne Phantom bezaubert, das jeder ſich ſelbſt mit allen Reizen ſchmückt, wie Pygmalion ſeine Bildſäule, das aber kein Gebot ins Leben ruft! — Jeder gut organiſirte Menſch bringt einen kindlichen Glauben an alles Gute und Schöne mit auf die Welt, und windet ſich lange unter den Geißelhieben der Erfahrung, ehe er dieſen Lebenstroſt aufgiebt; doch was die Geſchichte ihn lehrt, und was er ſelbſt erblickt, zwingt ihn endlich den ſüßen Glauben fahren zu laſſen; denn es giebt keine Freyheit auf der Welt, auch nicht in Republiken; hie und da findet man einzelne Reliquien dieſer Heiligen, ſie ſelbſt iſt verſchwunden. Das konnte einem ſo ſcharfen Beobachter, als Machiavell war, nicht entgehen; als Jüngling hatte er für ſie geglüht, als Mann warf er die Puppe in den Winkel, und ſchrieb nun ſeinen Fürſten ein Buch, welches von Vielen das Noth- und Hülfsbüchlein der Spitzbuben und Böſewichter genannt worden, und in welchem Andere hinwiederum bloß eine Satyre auf die Fürſten ſeiner Zeit haben ſehen wollen. Es enthält große, wenn gleich oft ſchreckliche Wahrheiten, mit unter auch Irrthümer.

Wer den Thron nicht erbt, der wird, nach Machiavell, nur König durch Waffen, oder Glück, oder Tugend. Der letztere Fall iſt ſo äußerſt ſelten, daß er ihn bloß zu den Ausnahmen hätte zählen ſollen. Der neue König muß damit anfangen, die Macht der Großen zu zerſtören, hingegen bey dem Volke ſich beliebt zu machen; denn er iſt gezwungen immer mit demſelben Volke zu leben, nicht aber mit denſelben Großen, die er nach Belieben entfernen und wechſeln kann. Diejenigen Großen, die ſich mit auf ſeine Glückskugel ſtellen und ſich an ihn klammern, indem ſie dahin rollt, muß er begünſtigen, auch die, welche ſich aus Furcht an ihn ſchmiegen; hingegen alle die zurückſtoßen, die nur lauernd oder aus Ehrgeiz ihm den Hof machen; denn ſtürzte er, ſo ſind ſie die Erſten, die auf ihn treten. Der neue König ſoll keine Miethlinge, keine alliirte Truppen in ſeine Dienſte nehmen. Von den Miethlingen entwirft Machiavell ein ſehr ſchwarzes Bild, welches den ſogenannten Söldnern der damaligen Zeit vollkommen ähnlich ſieht. Wenn er aber auch von den verbündeten Truppen behauptet, ſie wären um nichts beſſer als die Söldner, und nur dem nützlich, der ſie ſchicke, nie dem, der ſich ihrer bediene, ſo widerlegt ihn ſchon die Erfahrung unſerer Tage zur Gnüge. Man weiß, was Napoleon durch ſeine Verbündeten ausgerichtet hat. Doch würde Machiavell vielleicht einwenden, die Rheinbundsfürſten wären nicht Alliirte, ſondern eine Art von Vaſallen.

Der Fürſt, ſo fährt der verſchrieene Politiker fort, muß ſich mit aller Kraft ſeines Geiſtes auf das Studium der Kriegskunſt legen, die einzige Kunſt, welche ihm zu wiſſen noth iſt. Deshalb empfiehlt er ihm auch die Jagd, um ſich abzuhärten, das Terrain kennen zu lernen u. ſ. w. — Zu ſeiner eigenen Sicherheit muß er vor allen Dingen ein wenig ſchlecht ſeyn; denn ein Menſch, der unter ſo vielen Schlechten gut ſeyn wollte, würde ſpät oder früh ein Opfer ſeiner Gutmüthigkeit werden. Freylich empfiehlt Machiavell ihm auch das Laſter zu meiden; aber, fügt er hinzu: „kann er das nicht ohne Gefahr, ſo

„muß er ſich auch nicht viel daraus machen, „infam laſterhaft zu erſcheinen; denn, Alles „wohl erwogen, würde dieſe oder jene Tugend „ihn nur ins Verderben ſtürzen, dieſes oder „jenes Laſter hingegen erhebe ihn zum Glücke.“

Iſt das nicht eine furchtbare, leider von der Geſchichte beſtätigte Wahrheit?

Der Fürſt ſoll ferner nicht freygebig ſeyn, um nicht zu verarmen oder rauben zu müſſen. Das Erſtere würde ihn verächtlich, das Zweyte verhaßt machen. Vor beyden muß er ſich hüten und lieber zu ſparſam ſcheinen, (denn darum wird man ihn nicht haſſen) als aus Freygebigkeit ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzen, mit vollen Händen zu nehmen. — Hier hätte Machiavell das Berauben der eigenen Unterthanen und das Berauben der Fremden unterſcheiden ſollen. Das Letztere hat nichts zu bedeuten, wird vielmehr ſehr glücklich angewandt, um wohlfeil und ohne

Gefahr freygebig ſeyn zu können. Denn was kümmert es den Fürſten, ob ihn Fremde haſſen?

Ferner ſoll der Fürſt lieber Furcht als Liebe einflößen. Beydes zugleich wäre freylich beſſer; aber da das ſehr ſchwer iſt, ſo muß er im Nothfalle lieber das Erſtere wählen, denn es iſt ſicherer. — Auch Verſtellung muß er zu Hülfe nehmen, und, wenn es Noth thut, ohne Bedenken ein Schurke ſeyn. Er darf ſein Wort nicht halten, wenn es ihm Nachtheil brächte, und wenn die Gründe, warum er es gab, nicht mehr exiſtiren. Da alle Menſchen ſchlecht und treulos ſind, ſo braucht er ſich auch gar kein Gewiſſen daraus zu machen, ſein Wort zu brechen, und an Vorwand kann es ihm nie fehlen. (Wie wahr! und wie treulich befolgt!)

Der Fürſt muß gnädig, höflich, redlich, fromm — ſcheinen, beſonders das Letztere; aber nie es wirklich ſeyn. Die Menſchen urtheilen nach dem äußern Scheine; folglich muß der ihnen gnügen.

Das ſind einige der vortrefflichſten Maximen Machiavells, die ſein Werk zu einem höchſt brauchbaren Handbuche für alle Fürſten qualifiziren und bey deren Befolgung ein Jeder ſich wohl befinden wird. Das fand auch der große Cosmus von Medicis: „mit dem Roſenkranze „in der Hand,“ pflegte er zu ſagen, „regiert „man keinen Staat.“ Und ein geſchickter Miniſter, Heinrich des Vierten, hielt dafür, daß ein Fürſt dem Staate mehr als ſeinem Gewiſſen ſchuldig ſey. Man könnte dieſe Maxime gelten laſſen, wenn man nur zuvor recht haarſcharf definirte, was der Staat eigentlich iſt; damit nicht die Fürſten, wie oft geſchieht, ihre Perſon und ihre Familien für den Staat halten, dem ſie Alles, auch ihr Gewiſſen, unterordnen.

Friedrich II. hat bekanntlich den Machiavell in der Theorie widerlegt und in der Praxis befolgt. — Man pflegt zu ſagen: jede Politik, welche die Moral mit Füßen tritt, iſt eine ſchlechte Politik. Eben ſo gut könnte man ſagen: eine Schlange, die, um den Baum gewunden, auf ein Eichhörnchen lauert, ſey eine ſchlechte Schlange. Eine moraliſche Politik iſt gar keine Politik (ſo ſagen Einige); Waſſer und Feuer vertragen ſich nicht. Die ſchönen philoſophiſchen Speculationen gleichen den Uebungen auf dem Fechtboden, die im Zweykampfe wenig Nutzen bringen.

Dahin gehört auch das viel bewunderte Werk eines Rechtsgelehrten aus dem 16ten Jahrhunderte, Namens Bodin, betitelt: die ſechs Bücher von der Republik. Bayle und der Kanzler de Thou erhuben ihn bis in den Himmel, er fand hingegen auch ſehr heftige Tadler an Scaliger und Cujaz. Die Urſach, warum der letztere ſein Feind und folglich auch ein ſchlechter Recenſent wurde, iſt ſehr drollig. Er war auch ein Rechtsgelehrter und hätte behauptet: man müſſe bey Taxationen die Gebäude nach der Elle oder nach Klaftern meſſen, und hiernach ihren Werth ſchätzen. Natürlich hatte Bodin ſich darüber luſtig gemacht, und gemeynt, auf dieſe Weiſe würde die erſte beſte Strohſcheune mehr werth ſeyn, als der kleine Tempel von Porphyr zu Siena. Das konnte Cujaz ihm nie verzeihen. Warum Scaliger, ſonder Zweifel gegen ſeine Ueberzeugung, den wackern Gelehrten Bodin für einen Ignoranten erklärte, den zu widerlegen ſogar eine Schande ſey, iſt unbekannt. Es giebt Leute, zum Beyſpiel Merkel, denen es genug iſt um Jemand zu haſſen, daß dieſer Jemand ſich einen großen Ruf erworben. Es ſind unglückliche Menſchen, die man bemitleiden muß, weil ſtets ein Geyer an ihrer Leber frißt.

Eine von Bodins ſchönſten und vor ihm nicht ins Licht geſtellten Ideen, war der vielfache Unterſchied in den menſchlichen Charactern, auf den man bey der Geſetzgebung Rückſicht nehmen müſſe, ſo wie ein Baumeiſter auf die Materialien, die er an dem Orte, wo gebaut werden ſoll, vorfinde. Für die nordiſchen Völker, die er ein wenig rauh und grauſam nennt, ſodert er männliche, vernünftige Geſetze; bey den ſüdlichen hingegen, die er ſchwach und feige ſchilt, ſoll man nach ſeiner Meynung weder Gewalt noch Vernunft anwenden, ſondern die Religion, weil man ſchwache Seelen nur durch Sanftmuth und Hoffnung leite. Da der Codex Napoleon jetzt ſowohl in Polen als in Neapel gilt, ſo wird es ſich bald zeigen, ob Bodin Recht gehabt.

Der Kanzler Baco in England vertiefte ſich zu derſelben Zeit in die Politik und kam in vielen Stücken mit Bodin überein. Die Geſetze eines Staats, meynt er, müßten auf das Staatsrecht gegründet ſeyn, welches der Wächter des Privatrechtes ſey. Da hat der wackere Mann die Erfahrung ſchwerlich zu Rathe gezogen; denn es giebt keinen treuloſern Wächter des Privatrechts als eben jenes Staatsrecht mit der wächſernen Naſe. — Baco's Werk iſt übrigens kein Compendium, ſondern beſteht nur aus einzelnen vortrefflichen Vorſchriften und Maximen. Sein Landsmann Hobbes hingegen lieferte ein ſolches unter dem Titel: Philoſophiſche Elemente des Bürgers, oder der entdeckte Grund der bürgerlichen Geſellſchaft. Der Genius, der ihm dieſes Werk einhauchte, ſoll der Dämon des Haſſes gegen das engliſche Parlament geweſen ſeyn, darum lehrte er, was die Fürſten ſo gerne hören, daß die königliche Gewalt keine Grenzen haben dürfe, und daß beſonders das Aeußere der Religion, als die Mutter ſo vieler Bürgerkriege, ganz von ihrem Willen abhängen müſſe. Sein politiſches Syſtem iſt allgemein bewundert worden, obgleich man den Grundſtein, auf welchen er baute, für Sand erklärte.

Alle Menſchen ſind ſchlecht, ſagte er gleich Machiavell, und darum haben ſie ſich, bloß aus Furcht, nicht aus gegenſeitiger Neigung, in Geſellſchaft zuſammengethan. Der Schlechte fühlte, daß er ſich gegen mehrere Schlechte nicht vertheidigen könne. Er trat nun zwar in eine Verbindung, aber in dieſer wollte er herrſchen, eben weil er nur ſich allein liebte, und alle die übrigen haßte; daraus entſprang Tyranney; der Stärkſte, an Körper oder Geiſt, wurde ein Tyrann der übrigen. Sollte ſich die Geſellſchaft dadurch nicht wieder auflöſen, ſo mußte man ein Mittel erfinden, dem Starken die Hände zu feſſeln und ihn dem Schwachen gleich zu machen; dieſes Mittel war das Geſetz, der Urſprung des Naturrechts, aus welchem alle übrigen Rechte und guten Regierungsformen herflieſſen. — Bayle läßt Hobbes Gerechtigkeit wiederfahren, macht aber die ſehr richtige Bemerkung, daß die beſte Theorie fehlerhaft erſcheint, wenn man ſie in

Ausübung, das heißt in Berührung mit den Leidenſchaften der Menſchen bringen will.

Deſcartes erklärte geradezu die Maximen des Hobbes für ſchlecht und gefährlich; und auch Bayle meynte, ganz ſo ſchlecht wären die Menſchen doch nicht, als Hobbes ſie zu machen ſich bemühe. (Ach! viel mag wohl nicht daran fehlen!)

Im 17ten Jahrhunderte ſchrieb Hugo Grotius ſein berühmtes Buch vom Recht des Krieges und des Friedens. Der große Schwedenkönig, Guſtav Adolph, las es mit Bewunderung und nahm ſich vor, den Verfaſſer zu ſeinem politiſchen Unterhändler zu machen. Der Tod vereitelte bey Lützen dieſes Vorhaben, aber ſein Premierminiſter, Graf Oxenſtierna, bekannt mit den Geſinnungen ſeines verſtorbenen Herrn, machte Hugo Grotius zum Geſandten am franzöſiſchen Hofe, wo er mit dem ſchlauen Cardinal Richelieu einen harten Kampf ſiegreich beſtand. In ſeinem Werke glaubte man die wahren Maximen der chriſtlichen Politik zu finden; der Pabſt dachte aber anders, ich weiß nicht warum, und ſetzte es unter die verbotenen Bücher.

Hugo Grotius unterſuchte beſonders zwey kitzliche Fragen: Erſtens, ob es erlaubt ſey Gewalt anzuwenden, wenn das Geſetz überſchritten worden ſey? alſo gegen einen Uſurpator. Dieſe bejahte er. — Zweytens, ob ein Krieg gerecht ſeyn könne und — auch dieſe bejahte er, doch nur in dem Falle, daß man ſein Eigenthum vertheidigen oder eine Beſchimpfung rächen müſſe. — In der Ausübung mögte dieſe letztere Maxime abermals keine Anwendung finden, denn bekanntlich weiß jede kriegführende Macht den Vorwurf, als ſey ſie der angreifende Theil, ſehr geſchickt von ſich abzulehnen, und vorzuſpiegeln, daß ſie ſich bloß vertheidige. Auch eine zu rächende Beſchimpfung läßt ſich leicht ausmitteln, denn der Stärkere, oder der ſich ſtärker Glaubende, iſt ſehr reizbar und macht es wie der Wolf, der dem Lamme vorwarf, es habe ihm die Quelle getrübt.

Auf das Werk des Hugo Grotius gründete Puffendorf ſein Natur- und Völkerrecht, worin er das Geſetz zur Richtſchnur aller unſerer Handlungen beſtimmt. Was ſich vom Geſetze entfernt, iſt ſchlecht, was mit ihm überein kommt, iſt gut. Aber dieſes Geſetz, wo kommt es her? wer hat es gegeben? wer wird es geben? — Es ſoll ſich auf die natürliche Verbindlichkeit und Billigkeit gründen; alle Handlungen, die es vorſchreibt, ſollen auf den Vortheil und die Erhaltung der Geſellſchaft und jedes Einzelne in derſelben abzwecken; alle Tugenden ſallen geübt, alle Laſter verhütet werden; alſo abermals ein ſchöner Traum, ein ſüßer Schlummer am Schreibtiſche, der den Philoſophen nie einwiegen würde, wenn er auf den Stufen eines Thrones ſäße.

Puffendorf lehrt und predigt mit vieler Salbung die Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nächſten, und aus der Erfüllung derſelben leitet er die wahre Glückſeligkeit ab. Ja er hat Recht, wenn er bloß von ſeltenen Menſchen ſpricht, denen, um glücklich zu ſeyn, an ihrem Bewußtſeyn gnügt; hat er aber unter Glückſeligkeit auch den äußern Wohlſtand, Gunſt, Reichthum, Ehre u. ſ. w. verſtanden, ſo ſchwebt er in einem großen Irrthume, denn dahin führen jene erfüllten Pflichten nicht.

Einen Traum von anderer Gattung, aber nicht minder lieblich, träumte Richard Cumberland, behauptend, daß unveränderliche Grundſätze der Wahrheit, unabhängig von allen bürgerlichen Geſetzen und Einrichtungen, unſere Handlungen leiten müßten. Alſo bloß Naturgeſetze, deren höchſtes ſey: zur allgemeinen Wohlfahrt mitzuwirken, denn das wahre Glück beſtehe in dem ausgedehnteſten Wohlwollen. Dieſer ſchöne Grundſatz hat ſich ſogar in den Mund der Eroberer verirrt; auch ſie wollen bloß erobern zur allgemeinen Wohlfahrt; auch ſie dehnen ihr bewaffnetes Wohlwollen ſogar bis auf die künftige Generation aus, ſollte auch die jetzige darüber zu Grunde gehen. Man ſieht, welcher Mißbrauch von den edelſten Maximen gemacht werden kann. — Cumberland beſtreitet aus allen Kräften den feindſeligen Ausſpruch des Hobbes, daß der natürliche Zuſtand des Menſchen ein Krieg Aller gegen Alle ſey. Er behauptet vielmehr, daß die Menſchen von Natur geneigt ſind ſich zu lieben, ſich wechſelſeitig zu helfen, und das iſt leider nicht wahr.

Der Ruhm der genannten Philoſophen lockte eine Menge mittelmäßiger Köpfe, die ſich einbildeten, nichts ſey leichter, als auf dieſem Felde der Ehre auch eine Palme zu brechen. Da gab es einen de la Hoguette, einen Scudery, einen Gregorio Leti, einen Varillas u. ſ. w.

kannter Schriftſteller von vieler Prätenſion, aber längſt vergeſſen.

Ein Abbé Duguet ſchrieb: Unterricht für einen Prinzen, ein, wie man ſagt, wohl ſtyliſirtes und ſonder Zweifel auch wohlgemeyntes Buch; er hätte aber, ehe er die Feder anſetzte, ſich vor allen Dingen an den lieben Gott wenden ſollen, um ihm einen Prinzen zu erſchaffen, wie er ihn verlangt; denn dieſes vollkommene Prinzenmodell ſoll erſtens gar keine Leidenſchaften und gar keine Sinnlichkeit beſitzen, ſoll zweytens alle Unwürdige von den Staatsämtern entfernen, alle Würdige hervorziehn, ſoll den Luxus haſſen, die Einfachheit lieben, den Reichthum gering ſchätzen, und diejenigen verachten, die ſich ſchnell bereichert haben; das Verdienſt belohnen, das Laſter beſtrafen, und vor allen Dingen die Gelehrten an ſich ziehen, weil jeder Reiſende gern in einem Lande verweile, wo er etwas lernen könne. Es gehört weder

Einbildungskraft noch Geiſt dazu, um ſolch ein Muſter aufzuſtellen, es dient aber zu nichts, als allenfalls einen Prinzen abzuſchrecken, wenn er das Unerreichbare vor ſich ſtehen ſieht.

Ich übergehe mit Stillſchweigen des gelehrten Burlamaqui Tractat von der Politik und einige andere dergleichen Wiederkäuungen; aber merkwürdig iſt in unſern Tagen, was ein Herzog von Rohan zu jener Zeit über das Intereſſe aller europäiſchen Fürſten geſchrieben, welches er beſonders darin findet, die Gleichheit zwiſchen den Häuſern Bourbon und Oeſtreich zu erhalten, (oder jetzt zwiſchen Frankreich und Oeſtreich), darauf beruhe die Sicherheit aller übrigen europäiſchen Fürſten. Dieſe mögen nun, wenn der Herzog Recht hat, ſich ſelbſt das Prognoſticon ſtellen.

Er ſpricht ferner von dem Intereſſe jedes einzelnen Fürſten. Das des deutſchen Kayſers ſetzt er in die gute Harmonie mit den übrigen

Reichsfürſten, damit ſie den Unternehmungen ihrer Nachbarn mit vereinten Kräften widerſtehen könnten. (Er hat Recht gehabt; denn die Vereinzelung der deutſchen Streitkräfte hat Deutſchlands Untergang herbeygeführt.) Das Intereſſe des Königs von Frankreich ſoll ſeyn: den Handel ſo viel möglich zu befördern, um dem Reiche Wohlſtand zu verſchaffen, und von Zeit zu Zeit etwas Krieg zu haben, um dem Genie der Nation Beſchäftigung zu geben, es gleichſam in Athem zu erhalten. (Ein ſeltſames und furchtbares Genie, das nur durch Blutvergießen in Athem erhalten werden kann.) Uebrigens ſey noch Frankreichs großes Intereſſe, in England Unruhen zu erregen, welches, bey deſſen Conſtitution, und bey der Verſchiedenheit der Religionsmeynungen, leicht zu bewirken ſey. — Das allgemeine Princip der Politik drückt der Herzog von Rohan folgendergeſtalt aus: „man ſoll erhalten, was man beſitzt, ohne ſich vergrößern „zu wollen; denn eine Nation, die ſich zu

„vergrößern ſuche, trübe ihre eigene Glückſeligkeit und laufe Gefahr in Sklaverey zu fallen.“ — (Eine glänzende Sklaverey iſt aber eben, was manchen Nationen wohlgefällt.)

Jetzt trat der Abbé St. Pierre auf mit einem Entwurf eines allgemeinen Friedens unter allen europäiſchen Mächten, den man den Traum eines guten ehrlichen Mannes genannt hat. Er will, daß ein Tribunal errichtet werde aus Bevollmächtigten aller europäiſchen Fürſten, welches permanente Sitzungen halten ſoll, um alle Streitigkeiten derſelben zu entſcheiden. Sämmtliche Fürſten ſollen ſich untereinander ihre Beſitzungen und Rechte garantiren, und alle etwaige Anſprüche auf Erbſchaften und dergleichen, ſoll einzig und allein das Tribunal entſcheiden, ohne daß es jemals unter irgend einem Vorwande erlaubt ſey, die Waffen zu ergreifen. Der Friedensbrüchige ſoll in den europäiſchen Bann gethan werden, als ein Feind der allgemeinen

Wohlfahrt; alle die übrigen Fürſten ſollen ihn bekämpfen, bis er den Ausſprüchen des Tribunals ſich unterworfen hat.

St. Pierre gab ſich alle Mühe, die Welt zu überreden, dieſer Plan ſey unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden worden, und habe deſſen Vater, den Dauphin, zum Verfaſſer; denn er dachte an den Soſias im Amphitrion, deſſen klügſte Gedanken man für albern erklärte, weil er ein armer Teufel war, der nichts galt, den man aber für ſehr weiſe würde gehalten haben, wenn er ein Mann von Anſehen geweſen wäre. Man muß fürwahr den Abbé de St. Pierre darum lieben, daß es ihm bloß um das Gelingen der guten Sache, nicht um den Ruhm ſeines Namens zu thun war, doch ſeine wohlgemeynte Liſt gelang nicht. Der Cardinal Fleury, dem er ein Exemplar zuſchickte, antwortete ihm: „Sie haben vergeſſen, „vor allen Dingen ein Heer von Miſſionairs „auszuſenden, um die Köpfe und die Herzen

„der Fürſten zu diſponiren.“ — Der Herr Cardinal bildete ſich ohne Zweifel ein, einen witzigen Einfall geſagt zu haben, vergaß aber, daß er zu gleicher Zeit einen ſehr geringen Begriff von den Köpfen und Herzen der Fürſten gab. — Man machte dem ehrlichen Abbé weit wichtigere Einwürfe.

„Du willſt, ſagte man, den Fürſten das Recht rauben, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, nach Gefallen ungerecht zu ſeyn, nach Belieben ſich zu vergrößern; ſie ſollen dem Schrecken ihrer Macht und dem Ruhme ihrer Eroberungen entſagen, den ſie ſo hoch ſchätzen, mit einem Worte, du willſt ſie zwingen, billig und gerecht und friedlich zu leben. Darauf antwortete der Verfaſſer: der wahre Ruhm eines Fürſten beſtehe nur in dem Glücke ſeiner Unterthanen, all' ihr perſönliches Intereſſe ſey dieſem Ruhme untergeordnet; der Maaßſtab des Weiſen für den Ruhm ſey einzig und allein das Gute, welches ein Fürſt der Menſchheit erzeigt, da nun ein ewiger Friede das höchſte Gut ſey, welches man einem Volke ſchenken könne, ſo ſey er auch das Ruhmwürdigſte für jeden Fürſten. — Er predigte tauben Ohren und machte ſich nur Feinde, deren Verfolgungen er in den Armen hübſcher Mädchen vergaß. Die Kinder, die er mit dieſen erzeugte, ließ er Handwerke lernen, und zwar beſonders das Perückenmacherhandwerk, weil, wie er ſagte, es nie an Köpfen mangeln würde, die Perücken tragen. Allein auch hier hat der gute Abbé ſich geirrt, denn wenn ſeine Kinder noch lebten, ſo müßten ſie verhungern.

Rouſſeau's Contrât ſocial iſt ſo bekannt, daß ich faſt nur deſſen Titel zu erwähnen brauche. Der ſchimmernde Verfaſſer fängt mit einem Angriff auf Grotius an, weil dieſer geſagt hat: ein Volk könne ſich einen König geben. Das Volk war alſo ſchon ein Volk, entgegnet Rouſſeau, ehe es ſich einen König gab? vor allen Dingen iſt alſo zu unterſuchen, wodurch es ein Volk geworden? Denn da dieſe Handlung früher iſt als die andere, ſo iſt auch nur ſie der Grundſtein der geſelligen Verbindung. — Dann behauptet er, daß, ſo viel auch ſchon über die Geſetze geſchrieben worden, doch noch immer Niemand wiſſe, was eigentlich ein Geſetz ſey? und welche Kennzeichen es an ſich tragen müſſe? — Er ſelbſt definirt es alſo: „Wenn das ganze Volk über das ganze Volk etwas feſt ſetzt, ſo nimmt es bloß Rückſicht auf ſich ſelbſt; wenn nun daraus irgend eine Beziehung entſteht, ſo tritt der ganze Gegenſtand unter einen andern Geſichtspunct, ohne irgend eine Theilung des Ganzen; dann iſt das Feſtgeſetzte allgemein, ſo wie der Wille, welcher feſt ſetzte, und das nenne ich ein Geſetz.“ — Das klingt freylich ganz anders, als Puffendorfs Definition: „Das Geſetz iſt der Befehl eines Obern, durch welchen er denen, die von ihm abhängen, die unvermeidliche Verbindlichkeit auferlegt, ſo zu handeln, wie er vorgeſchrieben, und,

„damit dieſes Geſetz gerecht ſey, muß es auf „das Naturrecht ſich gründen, das heißt: es „muß der Natur des Menſchen ſo zuſagen, „daß ohne deſſen Beobachtung keine friedliche „und ehrbare Verbindung unter den Menſchen „denkbar wäre.“

Das iſt wenigſtens klarer. Auch hat Rouſſeau ſelbſt gefühlt, daß er nicht klar ſey, und ſich mit der Armuth der franzöſiſchen Sprache entſchuldigt. (Iſt es nicht höchſt ſeltſam, daß eine Sprache, die Einer ihrer erſten Schriftſteller ſelbſt für arm erklärt, doch allgemeine Weltſprache geworden iſt?)

Es gab eine Zeit, wo das politiſche Teſtament des Cardinals Richelieu Aufſehn erregte; aber bloß weil es den Namen eines allmächtig geweſenen Premierminiſters an der Stirne trug. Der Inhalt iſt ſo unbedeutend, daß viele Gelehrte, und unter andern auch Voltaire, behaupteten, es ſey dem groſſen Staatsmanne nur untergeſchoben. Indeſſen iſt es doch ohne Zweifel Richelieu's Werk, denn es fand ſich nachmals in der königlichen Bibliothek ein, von deſſen eigner Hand mit Anmerkungen verſehenes Exemplar. Voltaire urtheilte von dieſem politiſchen Teſtamente, daß viel Geduld dazu gehöre, um es ganz zu leſen, und daß ohne Richelieu's Namen es Niemand leſen würde. Friedrich II. entſchuldigte den Cardinal in hübſchen Verſen, die mit der Spitze ſchließen:

L'esprit le plus profond s'éclipſe;
Richelieu fit ſon teſtament
Et Newton ſon apocalypſe.

Allein hier iſt noch ein gewaltiger Unterſchied zu bemerken, denn Newton ſchrieb über die Offenbarung, ohne ein Theolog zu ſeyn; Richelieu hingegen verfaßte ein politiſches Teſtament, nachdem er ſelbſt viele Jahre lang die Staatskunſt getrieben, und lieferte daher den Beweis, daß man Meiſter in einer Kunſt ſeyn kann, ohne darüber ſchreiben zu können.

Auch unſer großer Leibnitz, deſſen Genie alles umfaßte, hat ſich bisweilen mit Ruhm und Glück zu den politiſchen Schriftſtellern geſellt, obgleich ein Merkel jener Zeit, Namens Nizolius, von ihm zu ſagen beliebte: der dauernde Ruhm, deſſen er genöſſe, bewieſe bloß die Menge der Narren und die Dauer der Narrheit. Leibnitzens politiſche Schriften waren aber entweder bloß für Gelehrte beſtimmt, (wie ſein diplomatiſcher Codex des Völkerrechts) oder ſie bezogen ſich auf Begebenheiten ſeiner Zeit. — Die Blitze, welche Hubert Languet, unter dem Namen Junius Brutus, gegen die Tyrannen ſchleuderte, und der Königsmord, welchen der Dichter Milton kühn und laut vertheidigte, haben beyden einen Rang unter den Politikern erworben; einen Rang, den der wackere Algernon Sidney mit ſeinem Kopfe bezahlen mußte; denn der Hochverrath, den man ihm aufbürdete, beſtand wohl größtentheils in der Schrift, die man in ſeinem Pulte fand: von der Macht und Gewalt der Könige.

Dieſer Aufſatz iſt, wider den Willen des Verfaſſers, ſchon zu lang gerathen, um noch von Locke, Hume, Bollingbroke, Montesquieu, Juſtus Lipſius, Schlözer, Kant, Fichte u. ſ. w. zu ſprechen; auch würde das Reſultat immer daſſelbe bleiben: die Philoſophen ſtrengen ſich an, um eine Völkerbeglückende Politik zu erſchaffen, und die Fürſten thun das ihrige, um ſie zu vernichten. Doch ſey mir vergönnt, noch ein Wort von einem nagelneuen Politiker zu ſagen, der zwar in keiner Rückſicht neben den genannten zu ſtehen verdient, der aber jetzt geleſen und viel geleſen wird, indeſſen jene in beſtaubten Winkeln modern: ich meyne den Herrn von Maſſenbach. Dieſer Mann ſagt in ſeinen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, welche keinen geringen Werth für den künftigen Geſchichtſchreiber haben: „Die Politik des

„Königs müſſe das Gemüth des Königs „überwiegen, die Moralität des Privatmannes müſſe dem Geſetze der Nothwendigkeit weichen; auch Friedrich dem „Zweyten habe der erſte Schritt von der Moral des Privatmannes, zu der des Regenten „Ueberwindung gekoſtet, aber er habe ihn mit „Feſtigkeit gethan, u. ſ. w.“ — Ich weiß wohl, daß man ſchon tauſendmal wiederholt hat: der Fürſt müſſe eine andere Moral haben, als der Privatmann, ich weiß aber auch, daß nichts abſurderes auf der Welt geſagt werden kann; denn es giebt nur Eine Moral, die immer und überall dieſelbe bleibt, und die ſich eben ſo wenig als unſere Erdaxe biegen und ſchmiegen läßt. Eigentlich wollen ſolche Schriftſteller auch nicht zu den Fürſten ſagen: „Ihr „ſollt eine andere Moral haben,“ ſondern vielmehr: „Ihr ſollt gar keine haben;“ weil aber dieſer nackte Spruch unverdorbenen Fürſten allzuſehr auffallen und ihr Gemüth empören mögte, ſo ſucht man es in einem

Säftchen ihnen beyzubringen, und überredet ſie fürs Erſte, daß ſie doch immer noch eine Moral beſitzen, wenn gleich nicht die ihrer Unterthanen.

Bedenkt man auch, daß durch dieſe Lehre ſich Alles entſchuldigen läßt? und daß die Unterthanen das Vertrauen zu einem Fürſten nothwendig verlieren müſſen, deſſen Handlungen zu beurtheilen ſie gar keinen Maaßſtab haben? — Wenn der Fremde dem Fremden, der Chriſt dem Türken ſich mit Vertrauen nähert, trotz der Verſchiedenheit der Nationen oder des Glaubens, ſo wird dieſes Vertrauen durch die eingeborne Ueberzeugung in ihnen erweckt, daß ſie in jedem Menſchen das Menſchliche, daß ſie ihre eigene Moral wiederfinden werden, und nur den Wilden ſcheuet man, weil man nicht hoffen darf, jene Tochter einer höhern Cultur bey ihnen anzutreffen. Dieſe Scheu pflanzt ſich nun zwiſchen Fürſten und Unterthanen, wenn Jener laut erklärt, er habe eine andere Moral, die ihm zu thun erlaube, was dieſe für unrecht halten. — Und *warum* erlaubt ſie es ihm? doch nur um löbliche Zwecke zu erreichen, die ſonſt unerreicht bleiben müßten; denn wenn er mit der Moral des Privatmannes zum Ziele kommen könnte, ſo würde doch wohl Niemand ſo ſchlecht ſeyn, ihm eine andere anzurathen? — Und *warum* kann er mit dieſer nicht zum Ziele kommen? — Doch wohl nur, weil alle die übrigen Fürſten auch eine *andere* Moral haben? — Alſo mit einem Worte: er ſoll ſchlecht ſeyn, weil andere ſchlecht ſind. — Und warum ſind andere ſchlecht? — weil man ihnen daſſelbe gerathen hat. Siehe da die elende *Baſis* der Fürſtenmoral, wie Herr von Maſſenbach und mehrere ſie predigen, und die nur eines Fürſten Beelzebub würdig iſt. — Nein, es giebt nur *Eine, ewige* Moral, und wenn Fürſten gegen dieſe handeln, ſo mögen Thoren ſie immerhin bewundern und groß nennen, ſie bleiben darum doch Böſewichter.

Groß kann nur das Gerechte ſeyn. Herr von Maſſenbach konnte folglich dem Könige von Preußen keinen höhern Ruhm beylegen, als den, daß ſein Gemüth, mit andern Worten, ſeine Moral, ſich gegen die Aftermoral empört habe. Das wird ihm der philoſophiſche Geſchichtſchreiber einſt hoch anrechnen, indem er zugleich die ſogenannten großen Thaten ſolcher Fürſten zu würdigen wiſſen wird, denen jeder Zügel ihrer Ruhmgier und Habſucht läſtig und Maſſenbachs Grundſätze willkommen waren.

Dieſer Mann nennt in der Vorrede zu ſeinem Buche, die biedere Denkungsart des jetzigen Großkanzlers Beyme: „eine ſteife, auf „die engen Ideen des Rechts ſich gründende Logik." — Die ſeinige iſt alſo auf die weiten Ideen des Unrechts gegründet? — Wehe! wehe! —

Hingegen ſcheinen ſich die politiſchen Anſichten des Herrn von Maſſenbach in einem ſehr engen Kreiſe zu drehen, nemlich dem ſeiner Wünſche und Neigungen. Er iſt ein entſchiedener Bewunderer des in der That Erſtaunenswürdigen Kayſers der Franzoſen und preiſt folglich keine andere Politik als die franzöſiſche, aus der er ſonder Zweifel ſeine Maximen abſtrahirt hat. Da finden wir: „daß England „nicht bloß Frankreich, ſondern der Welt den „Untergang geſchworen, weil es den Handel „der Welt ungetheilt in ſeiner Gewalt behal„ten wolle," (pag. 17.) — Aber mit wem ſoll es denn handeln, wenn die Welt untergegangen iſt? — Ferner: „Britanniens Ab„ſicht ſoll ſeyn, alle Manufacturen des Con„tinents zu zerſtören." — (Warum hat man denn vor dem Kriege davon nie etwas gehört? warum blühten denn ſo viele Manufacturen auf dem Continente, ohne daß England ſich darum bekümmerte? — ich kenne Englands Abſichten nicht ſo genau, als Herr von Maſſenbach, und mag ſie auch keinesweges vertheidigen; aber das ſehe ich doch klar, daß

Alles, was geſchieht, nur deswegen geſchieht, weil man im Kriege begriffen iſt, und daß die Engländer eben ſo wohl ſagen könnten, man wolle ihre Manufacturen zerſtören, weil man alle Häfen ihnen verſchloſſen hat.)

Herr von Maſſenbach argumentirt weiter: „Das untergrabe die Grundfeiler der politiſchen Oekonomie aller Staaten, denn Zerſtörung der Manufacturen ſtreiſe dem Ackerbaue die Blüte ab, erſticke den Zuwachs der Bevölkerung im erſten Lebenskeime und gebe das lebende Geſchlecht dem Hungertode Preiß.“

(Das klingt ſchrecklich, iſt aber zum Glück nicht wahr. Gerade umgekehrt wird in England darüber geklagt, (wie man aus Thaers engliſcher Landwirthſchaft ſehen kann) daß durch die Manufacturen dem Ackerbaue ſo viele Hände entzogen werden. Gerade umgekehrt weiß Jedermann, daß die Wohlfahrt der Staaten nicht auf den Manufacturen, ſondern auf dem

Ackerbaue ruht, und daß die Völker dieſen eher trieben als jene, ſich folglich beym Ackerbaue ſo vermehrten, daß ſie Manufacturen anlegen konnten.)

Pag. 19. führt Herr von Maſſenbach den Beweis: „daß Rußland eine feindſelige Macht „gegen Preußen ſey, weil es durch drohende „Gewalt Preußen in einen Krieg verwickeln „oder den Durchmarſch erzwingen könne.“

(Wir haben freylich einen Durchmarſch durch die preußiſchen Staaten erzwingen ſehen, aber nicht von den Ruſſen.) „Er „fürchtete von jeher Rußlands Unterjochungs„geiſt.“ (Er fürchtete alſo das Ferne, das Nahe hingegen gefiel ihm wohl.) „Die„ſer Geiſt ſoll einem Strome gleichen, der „von den Iwanen ausgehe und nun keine Ufer „mehr kenne.“ (Scheint es nicht, als ob die Ruſſen nur den Namen herleihen müßten, um die Geſchichte einer andern Nation darunter zu verbergen?) — „Das ſey immer die „Tendenz der Nordländer, die Südländer zu „ihren Sklaven zu machen.“ — (Entweder der Hang Sklaven zu machen iſt anſteckend geweſen, oder es iſt nicht der der Nordländer allein, ſondern überhaupt jedes übermächtigen und übermüthigen Volkes.) —

„Rußlands Bewohner hätten eine ſtärkere „Tendenz nach dem Süden von Europa als „Frankreichs Bewohner nach dem Norden.“ (Den Gegenbeweis könnte Polen liefern.) — „Herr von Maſſenbach ſchaudert vor Rußlands „Despotismus, fürchtet aber Frankreichs Univerſalmonarchie nicht. —

(Wir, die wir in Rußland wohnen, befinden uns doch Alle recht wohl unter dieſem ſogenannten Despotismus. Wir tragen freylich auch einige unvermeidliche Folgen des Krieges; aber im Ganzen genommen giebt es jetzt kein Volk in Europa, das in einem ſo hohen

Erade, als die Ruſſen, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums genöſſe: folglich ſehnt ſich auch Niemand nach der franzöſiſchen Univerſalmonarchie.)

Im zweyten Theile pag. 72. wird „das „Herz des Herrn von Maſſenbach bey dem „Gedanken zerriſſen, Deutſchland überſtrömt „zu ſehen von den barbariſchen Horden des „Orients.“ Daß aber Deutſchland, in dem Augenblicke, wo er dieſes ſchrieb, wirklich ſchon überſtrömt war, daraus ſcheint er ſich nichts zu machen.

So iſt leider auch die Politik des Herrn von Maſſenbach nur eine von den vielen Politiken, die ein Jeder ſich ſelbſt nach der Lage der Umſtände und nach ſeinen Neigungen erſchafft. Feſte Grundſätze der Politik giebt es nur in Büchern, auf der Weltbühne nicht; da hängt Alles bloß vom Erfolge ab; da iſt heute gut, was geſtern ſchlecht war, und morgen ſchlecht, was übermorgen wieder gut ſeyn wird. Die Politik in der Theorie mögte die Kunſt ſeyn, das allgemeine Wohl durch rechtliche Mittel zu befördern; die Politik in der Ausübung iſt die Kunſt, die eben obwaltenden Umſtände zu benutzen, gleich viel durch welche Mittel. Dieſe Politik kann eben ſo wenig erlernt werden, als die Schlauheit; ſie wird den Menſchen angeboren und durch Erfahrung ausgebildet.

Seufzend ſchreibe ich dieſe Wahrheiten nieder! ſeufzend wiederhole ich den alten Spruch: Die Welt würde glücklich ſeyn, wenn die Philoſophen Könige, oder die Könige Philoſophen wären.

Predigten für junge Damen.

Auf die Gefahr beſpöttelt zu werden, wage ich es, meinen ſchönen jungen Leſerinnen die Predigten eines Engländers, James Fordyce, zu empfehlen. Vielleicht wäre ihnen mit engliſcher Contrebande mehr gedient, als mit engliſchen Predigten; aber wie, wenn ſie das Geheimniß lehrten, die engliſchen Waaren mit Vergnügen zu entbehren? — in der That, das lehren ſie, und die franzöſiſchen oben drein. Ich weiß nicht ob dieſe Predigten überſetzt ſind, kann aber, im Fall ſie es nicht ſeyn ſollten, verſichern, daß kein wackeres Mädchen bereuen werde, bloß um dieſer Predigten willen, engliſch gelernt zu haben.

Einige Fragmente mögen als Einladung hier Platz finden. Das Erſte aus der Predigt über die Sittſamkeit in der Kleidung.

„Wer dürfte hoffen," ſagt Fordyce, „daß Frauenzimmer, die noch von der Putzgier beherrſcht werden, jemals Gefallen an häuslichen Tugenden finden könnten? — Wer vor dem Spiegel wohnt, um ſeine Geſtalt zu betrachten, behält keine Zeit übrig, um ſeinen Character zu prüfen. Wer nur durch Putz und Aeuſſeres feſſeln will, wird der ſein Inneres ſchmücken?"

„Ja, ſchmücken dürfen ſich die Weiber, ſie dürfen in ihrem Aeußern wohl geſuchter erſcheinen als die Männer; aber iſt denn Grazie nur vereinbar mit Pracht? iſt ſie nicht weit öfter gepaart mit einfacher Eleganz? — Unterſcheidet wohl das Schimmernde von dem Angenehmen; nur zierlich ſey Euer Gewand, und müßt ihr dann und wann ein koſtbares Kleid tragen, ſo geſchehe es mit der größten Anſpruchloſigkeit. — Welche Summen könnten für löblichere Zwecke erſpart werden! welche Summen verliert das Land, um unſere gefährlichen Nachbarn zu bereichern! Franzöſiſchen Spielereyen müſſen unſere Manufacturen weichen u. ſ. w.“ —

In einer andern Predigt, über die weibliche Zurückhaltung, ſagt der Redner:

„Gedenket der ehrwürdigen Frauen, die vormals hier den Stand der Mütter ehrten, in heiliger Verborgenheit lebten und ſtarben; die man ſelten außer ihren Häuſern antraf und die in ihren Häuſern nichts koſtbareres aufzuweiſen hatten, als wohlerzogene Kinder. Wenn ſie heute zurückkehrten, und im Stillen die Sitten unſers Jahrhunderts beobachteten; wenn ſie Enkelinnen ſähen, die ſich mit Koſtbarkeiten brüſten, welche oft nicht einmal bezahlt ſind, die in groſſen Geſellſchaften die Augen hin und her werfen und Alles aufbieten, die Blicke der Männer auf ſich zu ziehen; in deren Zügen man eine Art von Triumph lieſt, wenn es ihnen gelungen iſt; die nicht die mindeſte Unruhe verrathen, wenn ein unverſchämter Jüngling ſein lüſternes Auge ſtarr auf ſie heftet, oder wenn der vergiftete Hauch eines Verführers ſie berührt. — Ach! ich habe den Muth nicht, dieſe Beſchreibung zu vollenden! — was würden jene ehrwürdigen Beobachterinnen von ihrer Nachkommenſchaft denken? und wie würden ſie vollends erſtaunen, wenn ſie wüßten, daß unter allen dieſen jungen leichtſinnigen Mädchen vielleicht nicht eine einzige iſt, die von ihrer Mutter oder ihren Freunden Lehren der Sittſamkeit und jener liebenswürdigen, dem ſchönen Geſchlechte ſo unentbehrlichen Zurückhaltung empfing!“ —

„Ich verſetze mich in die Zeit, wo Ihr Gattinnen ſeyn werdet; ich ſehe Euch umringt von Euren Kindern, mit dem Geliebten Eurer Seele die ſüße Sorge für deren Erziehung theilend. — Wer iſt der Verworfene, der, vor dieſem Bilde, Euer Geſchlecht gering ſchätzen mögte? Ihr verbreitet Tugend und Glück auf Erden, kommende Geſchlechter ſegnen Euch. Ja, das ganze Menſchengeſchlecht ſteht unter der Obhut der Weiber, und iſt, nach der Bemerkung eines Alten, abhängig von der Erziehung, welche die Mütter ihren Töchtern bis zu deren Vermählung, ihren Söhnen bis in das ſiebente Jahr ertheilen. Dieſe Zeit, wo der biegſame Geiſt noch offen für jeden Eindruck iſt, dieſe Zeit gehört allein den Müttern. Hört und fühlt es, ihr brittiſchen Töchter, das iſt der Ruhm Eures Geſchlechts! das iſt der ſchöne Beruf, durch den ihr dem Vaterlande nützlich werdet! — Beyde Geſchlechter wurden für einander geſchaffen; wir ſtreben Eure Herzen zu gewinnen, Ihr dürft und müßt Euch beſtreben die unſrigen zu feſſeln; aber nicht durch franzöſiſchen Tand, nicht durch Reize, die auf Koſten der Sittſamkeit glänzen; nur das Anſtändige, Ehrbare, Anſpruchloſe feſſelt wackere Männer. — Himmliſche Liebe! wie groß iſt deine Macht! du biſt der ſicherſte Wächter der Reinheit, du milderſt die Sitten, du zähmeſt den Wilden, du demüthigſt den Stolzen, du unterjochſt Alle; und doch erhebſt du den Muth, verwandelſt den Wilden in einen Menſchen und machſt aus dem Menſchen einen Helden!“ — Sie ſehen, meine ſchöne Leſerinnen, daß der Prediger, den ich Ihnen empfehle, kein Feind der Liebe iſt, auch verſichert der Herausgeber dieſer Predigten, der Verfaſſer habe ein Mädchen gefunden und zu ſeiner Gattin gewählt, die, ganz ſeinem Ideale entſprechend, ihn ſehr glücklich mache.

Bisweilen verliert der Prediger ſeinen ſchönen Gegenſtand auch wohl aus den Augen, und ſchwatzt ein wenig der kreuz und queer. So zum Beyſpiel unterſucht er, warum man die alten Ritterromane nicht mehr leſe? ein andersmal beweiſt er die Nützlichkeit des Tanzes, ſpricht über die Wirkungen der Muſik, deren Mängel und Schönheiten er auseinander ſetzt u. ſ. w. Man hat ihm das vorgeworfen;

man hat geſagt: ſolche Materien gehörten nicht auf die Kanzel; allein mich deucht, mit Würde vorgetragen, gehöre Alles, durchaus Alles auf die Kanzel, und kein Gegenſtand, der in das bürgerliche oder häusliche Leben eingreift, dürfe dem Prediger fremd bleiben.

Uebrigens iſt der ganze Aufſatz, den ich hier geſchrieben habe, völlig unnütz; denn ich wette, daß keine einzige meiner Leſerinnen die Predigten von James Fordyce kaufen, noch weniger leſen wird.

Die Händeſprache.

Es hat Jemand die Bemerkung gemacht — ob ſie wahr iſt, mögen die Herrn Phyſiologen entſcheiden — daß, gleichwie Uebereinſtimmung der Charactere die Seelen zur Freundſchaft verbinde, ſo empfänden auch die Körper ein weit größeres Vergnügen, wenn diejenigen Theile derſelben einander berühren, die miteinander übereinſtimmen; das Auge begegne am liebſten dem Auge, die Hand faſſe am liebſten die Hand, der Mund berühre am liebſten den Mund u. ſ. w. Dieſe Beobachtung kann noch ſehr fruchtbar an unerwarteten Reſultaten werden, kann vielleicht gar Aufſchluß über Sympathie und Antipathie geben; hier möge ſie vor der Hand uns auf das Kapitel von der Händeſprache leiten.

Bekanntlich iſt in der Liebe Alles excentriſch, jedes Wort ein Geheimniß, jede kleine Verſicherung ein Schwur, jede kleine Unwahrheit ein Meineyd. Gewöhnliche Menſchen können nur ſprechen indem ſie den Mund öffnen, Zunge und Lippen bewegen; Liebende hingegen ſprechen mit den Augen, mit der Stirn, mit dem ganzen Geſichte, ja ſogar mit den

Händen. Ein ſchüchterner Liebhaber hat noch nicht den Mund geöffnet, aber ſchon hat ein ſanfter Händedruck der Geliebten ſein Herz verrathen. — Wenn ein Frauenzimmer den Handſchuh auszieht und eine ſchöne, runde, weiße Hand ſehen läßt, ſo ſpricht dieſe Hand zum Vortheil aller der Reize, die ihre Beſitzerin verbirgt. Eben ſo laut ſpricht und warnt eine häßliche, magere Hand und predigt gleichſam gegen die Lüſternheit. — Auch vom Character deſſen, dem ſie zugehören, legen die Hände nicht ſelten ein gutes oder böſes Zeugniß ab. Verwegene Hände zum Exempel, die allzudeutlich mit einem hübſchen Mädchen reden, verkünden die Leichtfertigkeit; wenn hingegen die Hände des hübſchen Mädchens dem Eigenthümer der verwegenen Hände eine derbe Ohrfeige geben, ſo verkünden ſie Tugend und Sittſamkeit. Diejenigen Hände eines Liebhabers, die, während des erſten Rendezvous, nichts weiter thun, als einen Hut drehen, bezeugen Blödigkeit und ehrfurchtsvolle Schüchternheit; und Hände, die ganz in den Schooß gelegt werden, bedeuten Trägheit.

Wenn zwey Hände, deren Beſitzer zu verſchiedenen Geſchlechtern gehören, einander recht kräftig drücken, ſo reden ſie in dieſem Augenblicke ſo viel, daß ein Buch dazu gehörte, um es Alles aufzuſchreiben; die Herzen begeben ſich in die Finger und jeder Finger wird eine Zunge. Auch zwey Freunde ſagen ſich ſchweigend auf dieſe Weiſe die herzlichſten Dinge. Darum iſt der alte deutſche Händedruck noch immer unter uns in Ehren.

Oft, wenn zwey Liebende durch die Gegenwart einer ſtrengen Mutter oder eines Fremden beläſtigt werden, reichen ſie ſich verſtohlen die Hände, und dieſe flüſtern einander zu: es iſt recht fatal, daß wir nicht allein ſind.

Die von den Poeten ſo oft gerühmte Augenſprache hat zwar auch ihre Vortheile, ſteht aber doch der Händeſprache weit nach. Im

Dunkeln iſt ſie gar nicht zu gebrauchen. Geräuſch macht ſie zwar nicht, aber ein Tauber kann ſie hören, und nur dem Blinden bleibt ſie unverſtändlich; jedem nur halb Sehenden hingegen verräth ſie ſich gar zu leicht.

Wenn der Liebende zum Erſtenmale wagt die Hand der Geliebten zu faſſen, ſo zieht ſie dieſelbe entweder zurück, und das heißt: ich habe kein Herz für dich; oder ſie duldet es, und das heißt: wem ich es erlaube, mir die Hand zu berühren, der darf hoffen, auch mein Herz zu rühren. Bey verliebten Zänkereyen hingegen wird auch die Hand zurückgezogen, um den **Zorn** auszudrücken, doch bald wieder ausgeſtreckt zum Zeichen der **Verſöhnung**.

Was ſagt nicht Alles eine Hand, die eine andere Hand zum Munde führt, um dort geküßt zu werden! es geſchieht langſam oder haſtig, zitternd oder kühn, drückt **Höflichkeit** oder **Ehrfurcht**, **Dankbarkeit** oder **Liebe** aus.

Zwey Hände falten ſich, ihr Eigenthümer betet — die gefalteten Hände erheben ſich, er bittet — ſie reiben einander, er iſt ungeduldig. Oft bedarf dieſe Sprache nicht einmal der ganzen Hand, einige Finger, auch wohl nur Einer, ſind hinreichend, um ſich verſtändlich zu machen. Der aufgehobene Finger droht, der gekrümmte winkt, der ausgeſtreckte deutet an. Zwey Finger ſchlagen ein ſogenanntes Knipsgen, ein Zeichen der Geringſchätzung; drey Finger ſegnen.

Die Hand giebt, die Hand empfängt. Beydes ſpricht laut, vorzüglich beweiſt das Erſtere ſowohl das gute Herz des Gebens als das Verdienſt des Empfängers. Die Hand tadelt aber auch, indem ſie zurück weiſt.

Ein Finger auf den Mund gelegt, predigt Vorſicht. Man weiß, daß die Alten den Gott des Schweigens in dieſer Stellung abbildeten. Wie ſie die Venus dargeſtellt haben, weiß Jedermann; die Hände der Göttin ſagen: ich bin ſchamhaft. Die Grazien faſſen ſich bey den Händen, das heißt: wir ſollen unzertrennlich ſeyn. Zwey Hände, die ſich feſt halten, ſind das Symbol der Treue. — Die geballte Fauſt ſpricht von Wuth und Rache — die gekrümmte Hand fleht um ein Allmoſen — die Hand auf das Herz gelegt, betheuert — die Hand an der Stirn denkt — die Hand hinter den Ohren äußert Bedenklichkeiten — der Zeigefinger der Einen Hand über den Zeigefinger der Andern geſtrichen, redet ſpöttiſch und ſchadenfroh — die Spitze des Zeigefingers gegen die Spitze des Daumen gedrückt, und dann gegen die Naſe des Gottlieb Merks geſchnellt, iſt die Sprache der tiefſten Verachtung. —

Kurz es giebt nicht leicht eine Empfindung, welche die Hand nicht auszudrücken vermögte, und ſie erſetzt den Mund nicht allein vollkommen im Sprechen, ſondern ſogar, wiewohl etwas unvollkommen, im Küſſen, denn wenn der Mund nicht nahe der Geliebten kommen kann, ſo wirft die Hand ihr Küſſe zu.

Gemälde eines Unhöflichen nebſt dem Geſtändniſſe eines Franzoſen.

(Von Vigée.)

Die Geſellſchaft iſt eine Art von Maskenball, Jeder mag ſich kleiden nach Gefallen; aber man iſt überein gekommen, daß Jeder dieſelbe Larve tragen ſoll, nemlich die der Höflichkeit. — Was iſt die Höflichkeit? —

So ſprechen und handeln, daß die Eigenliebe eines Jeden befriedigt, wenigſtens nicht beleidigt wird; offen und zuvorkommend gegen ſeines Gleichen, weder zu demüthig noch zu vertraut gegen ſeine Obern ſeyn, die Untergebenen nicht zu entfernt halten, in allen Dingen den Wohlſtand beobachten, das iſt höflich.

Die Höflichkeit iſt ein Firniß, der guten Eigenſchaften noch mehr Glanz verleiht; die Fehler verſchleyert ſie; ja den Schein aller Tugenden leiht ſie dem, der vielleicht nicht eine einzige beſitzt. Die Verſchiedenheit der Sitten und Gebräuche giebt auch der Höflichkeit unter verſchiedenen Völkern eine andere Geſtalt; doch überall und in jeder Geſtalt wird ſie hoch geachtet, und nirgend iſt es erlaubt grob zu ſeyn. Einem Manne von außerordentlichen Verdienſten wird Unhöflichkeit allenfalls verziehen, oder man meidet ihn. Am unerträglichſten ſind die Menſchen, welche krochen, ſo lange ſie nichts waren und nichts hatten, nun aber durch Reichthum übermüthig werden, und vergeſſen, daß man den Neid nur durch Höflichkeit entwaffnet. — Zu dieſen Bemerkungen fügt der Verfaſſer folgendes Gemälde eines Unhöflichen.

Cliton tritt in den Saal, die Geſellſchaft iſt zahlreich, er ſcheint Niemanden zu bemerken, oder er redet ganz vertraulich Leute an, die er gar nicht kennt, zerreißt im Vorbeygehen einer Dame das Kleid, oder tritt dem, der mit ihr ſpricht, auf den Fuß, ohne irgend eine Entſchuldigung zu machen; er wirft ſich auf einen Seſſel, ſtreckt ſich aus, und kehrt ſich hin und her, als ob er in ſeinem Bette läge. Dann erhebt er die Stimme, unterbricht das Geſpräch, fährt es ganz allein fort; ſchwatzt, gähnt, ſchläft, während man vorlieſt oder Muſik macht, nieſt ganz entſetzlich, ſpuckt auf die parketirte Diele, ſchneuzt ſich die Naſe, daß die Fenſter zittern, präſentirt ſeine Doſe der ganzen Welt, greift ohne Umſtände in jede fremde Doſe, ſchnupfet und beſtreut ſeine Nachbarn mit Toback. Sieht er zwey Perſonen in einer Fenſterblende leiſe mit einander ſprechen, ſo geht er hin und hört zu, oder fragt auch wohl, wovon ſie reden? Wird der Frau vom Hauſe gemeldet, daß das Eſſen aufgetragen iſt, ſo bleibt er uneingeladen, ſetzt ſich bey Tiſche neben die Wirthin, fällt über die beſten Schüſſeln her, findet manche nicht nach ſeinem Geſchmacke; hört, daß man über einen witzigen Einfall lacht, und erklärt, er habe ihn ſchon lange gewußt; erzählt hingegen die unbedeutendſten Dinge von ſeiner werthen Perſon, widerſpricht Allen, weiß Alles beſſer, ſteht endlich auf und ſpült ſich den Mund aus, ohne ſich umzudrehen, läßt ſeine Uhr repetiren, ſagt, daß es Zeit ſey zu gehen, bleibt aber noch immer, wenn die übrigen Gäſte ſchon Alle fort ſind.

Die franzöſiſche Nation, ſo ſchließt Vigée, ſtand lange Zeit in dem Rufe, die höflichſte auf der Welt zu ſeyn. Frankreich war für alle Fremde eine Schule der Höflichkeit geworden.

Dieſe Schule iſt unglücklicherweiſe ſeit zehn Jahren verſchloſſen — (mich dünkt es ſind ſchon zwanzig Jahre) — es ſcheint, daß man ſie wieder öffnen wolle; allein ſie hat ihre alten Profeſſoren größtentheils verloren, und die jetzige Generation liefert keine Subjecte, die ihre Stelle erſetzen könnten. Ein höflicher Menſch in unſern heutigen glänzenden Cirkeln iſt faſt ein Phänomen! (trauriges Bekenntniß!) — wird man dergleichen in Frankreich jemals wiederſehen? — O ja, nur gebt uns Zeit.

(Dieſe Zeit wird nicht eher wiederkehren, bis Frankreich aufhören wird, ein *ganz militairiſcher Staat* zu ſeyn; denn ob es gleich unter dem Militair viele *einzelne* höfliche Männer giebt, ſo iſt doch das Militair *im Ganzen* nie höflich, nemlich in ſolchen Staaten, wo es *primirt*, die erſte Rolle ſpielt. Das gilt freylich von jedem Stande, der die erſte Rolle ſpielt, und darum iſt zum Beyſpiel in einem Staate, der bloß Handel treibt, der Kaufmannsſtand nie höflich. Man muß aber geſtehen, daß die Unhöflichkeit des Militairs am drückendſten iſt, weil ſie ſich am lauteſten ausſpricht. Man denke an Berlin, wie es noch vor einigen Jahren war; man denke an das rohe Tonangeben im Theater, auf den Straßen, auf den Clubbs, ſo hat man vermuthlich ein Bild von dem, was Paris jetzt iſt.)

Ruſtan.

(Der Herausgeber der Biene iſt nicht der Einzige, der ſich bisweilen das Vergnügen macht, aus unzuſammenhängenden Worten, die ihm vorgeſchrieben werden, eine Erzählung zu bilden; zu ſeiner nicht geringen Freude hat er unter den Verfaſſern eines neuen franzöſiſchen Almanachs einen Nebenbuhler gefunden, und zwar einen Nebenbuhler, den er nie errathen hätte, nemlich den Hospodar von der Wallachey. Während in Frankreich Blutſtröme floſſen, beſchäftigte ſich der Hof zu Buchareſt mit allen Gattungen von Spielen des Geiſtes und Witzes. Der Hospodar ſelbſt, von einem Franzoſen erzogen, ſprach das franzöſiſche ſehr fertig, und ging mit einigen Emigrirten ſehr vertraut um. In dieſem Cirkel ſchrieb er die nachfolgende Erzählung, zu welcher man ihm die Worte: Satan, Liebe, Sultan, Elephant, Diamant, Gefäß und Wermuth geliefert hatte.)

Ein armer Teufel von Muſelmann, Namens Ruſtan war immer außerordentlich fromm geweſen, und hatte vor den Heiligen des Korans ſein letztes Licht verbrannt, ohne daß Einer dieſer Herren ihn gewürdigt hätte, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Da wurde er endlich toll und böſe, und beſchloß, ſich dem Satan zu weihen, der bekanntlich unter allen großen Herren ſeine Verehrer am beſten belohnt. Er citirte alſo den Teufel mit allen erforderlichen Formalitäten, und gelobte ewiglich deſſen treuer Knecht zu ſeyn. Satan ließ ſich auch nicht lange bitten, um zu beweiſen, daß er feiner höre als der große Prophet. Er ſtieg aus den Abgründen herauf, gehüllt in einen prächtigen Rauchwirbel, der nichts weniger als nach Schwefel ſtank, ſondern von Roſen und Ambradüften geſchwängert war. Aus der Wolke trat er ſelbſt hervor, und zwar in der Geſtalt, in der er das meiſte Unheil auszuüben pflegt, nemlich als Engel der Liebe. Ruſtan, der eine gräßliche Erſcheinung erwartet, und ſich deswegen mit ſo viel Muth, als er nur immer auftreiben konnte, verſehen hatte, fiel aus den Wolken bey dieſem lieblichen Anblicke.

„Um Vergebung," ſagte er ſtammelnd, „ich
„habe einen Teufel begehrt, und ich ſehe, daß
„ein Engel ſich her bemüht hat."

„Gleichviel, mein Freund,“ erwiederte Satanas, „vertraue mir nur dein Anliegen „und zähle auf meine Hülfe. Du ſiehſt, ich „bin ein guter Fürſt, ich erlaube, daß man „Jedermann betrüge; aber ich habe es gern, „daß man aufrichtig mit mir rede, und Niemand „iſt nachſichtsvoller gegen die menſchlichen „Schwachheiten, als ich. Du könnteſt „dein ganzes Leben zu einem Faſtenmonate Ramazan „machen, du könnteſt hundert Jahre „lang in allen Moſcheen beten, und würdeſt „doch immer nur ein armer Wicht bleiben, „dem man große Herrlichkeiten verſprechen „würde, aber erſt nach ſeinem Tode. Die „Gebote ſind Wechſelbriefe, die auf ſehr lange „Termine ausgeſtellt, und in der Verfallzeit „doch wohl noch proteſtirt werden. Ich aber „zahle baar, darum rede, mein Freund, was „begehrſt du? willſt du ein Eroberer ſeyn? „oder ein Muffti? oder ein Sultan?“ (Es iſt merkwürdig, daß der Herr Hoſpodar von der Wallachey glaubte, der Teufel müſſe zuerſt den Eroberer nennen.) „Wähle,“ fuhr Satanas fort, „ich bin es, der die Gnadenbezeugungen vertheilt, und du wirſt bemerkt haben, daß in der Regel nur meine „Freunde deren empfangen. Deine Phyſiognomie gefällt mir, du ſiehſt aus, wie ein ehrlicher Teufel, alſo rede.“

„Sehr feuriger und ſehr hölliſcher Potentat!“ antwortete Ruſtan, „da ich von „Natur einen gewiſſen Hang verſpüre, meines Nächſten Frau zu lieben; da ich von „Natur ſehr hochmüthig, ſehr habſüchtig, „ſehr neidiſch und vor allen Dingen ſehr faul „bin —“

„Nun weiter?“ fragte Satanas ungeduldig.

„So würden Sie mich ſehr verbinden, „wenn Sie mir ein groſſes Volk zu beherrſchen „gäben, weil ich alsdann nach Herzensluſt „und ungeſtraft alle Thorheiten und Verbrechen begehen kann, die mir ſo eben einfallen.“

„Bravo, mein Freund, bravo!“ rief der Teufel, „du biſt mein Mann, und ich erhebe dich auf der Stelle zum Großſultan. Doch muß ich dir ſagen, daß die Bosheit des Himmels meine Macht hie und da immer ein wenig einzuſchränken pflegt, darum hüte dich, daß du nie mit einem größern Thiere zu thun bekömmſt, als du ſelbſt biſt, ſonſt ſtehe ich dir für nichts.“

„Das hat nichts zu bedeuten, Ew. brennende Majeſtät,“ erwiederte Ruſtan, „ich nehme es mit jedem Thiere auf, darum bitte ich gehorſamſt, nur unverzüglich zur Erfüllung Ihres Verſprechens zu ſchreiten; denn ich brenne vor Begierde in einem weiten Reiche unter einem glänzenden Hofſtaate als Ihr würdiger Repräſentant aufzutreten.“

Geſagt, gethan. Die Wolke zerrinnt, die Liebe verſchwindet, und ſtatt des Heubodens, auf welchem Ruſtan ſeine Beſchwörungen gemurmelt hatte, befand er ſich plötzlich in einem prächtigen Pallaſte, wo Säulen von Jaspis und Porphyr ein Gewölbe von Diamanten trugen, von welchem der Schimmer von tauſend wohlriechenden Lampen wiederſtrahlte, während zu beyden Seiten ein Heer von köſtlich gekleideten Sklaven beyderley Geſchlechts tiefgebückt dem neuen Herrſcher huldigte, und zum ſchwelgenden Genuß einlud.

Noch trunken von der ihm gezollten Bewunderung, erhebt Ruſtan ſein Auge und erblickt im Vorhofe des Pallaſtes eine prächtige Caravane, welche ſogleich Aller Blicke auf ſich zieht. Er iſt entrüſtet, daß man es wagen dürfe, die Augen der anweſenden Sklaven von ſeiner geheiligten Perſon abzuziehen. Er fragt — man ſchweigt und zittert — er droht — und einer der vornehmſten Sklaven faßt ſich ein Herz.

„Sonne der Sonnen!“ ſpricht er, „es „iſt Einer von den hundert Königen, die ſich

„glücklich preiſen, ſich deine Vaſallen zu nennen. Er iſt ſo verwegen, um die Erlaubniß zu bitten, mit ſeiner Zunge den Staub von deinen Füßen zu lecken. Er allein rühmt ſich, einen eben ſo ſchönen Elephanten zu beſitzen, als der Schlachtelephant deiner geheiligten Majeſtät.“

„Was!“ donnerte Ruſtan, „einen Elephanten ſo ſchön als den meinigen? Du lügſt, du Narr! und damit du künftig geſcheuter redeſt, ſo befehle ich, daß man dir die Zunge aus dem Halſe ſchneide.“

Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen und der Sklave ſprach nie wieder ein mißfälliges Wort. Allein damit war der Zorn des Sultans noch nicht geſtillt; in höchſt eigner Perſon rannte er auf den gerühmten Elephanten loß und ſtieß ihm ſein Schwerdt bis an den Heft in den Wannſt. Der arme Elephant wankte, fiel — aber von der höchſten Spitze des elfenbeinernen Thurmes herab, welchen ſein Rücken trug, fiel auch zugleich ein gewaltig großer Diamant, der dem Sultan zum Geſchenk beſtimmt war. Unglücklicherweiſe hatte der tapſere Ruſtan, bey der Heldenthat, die er ſo eben vollbracht, ſeinen Turban verloren, der ein nicht unbedeutendes Stück ſeines Kopfes ausmachte, weshalb der Diamant im Fallen Gelegenheit fand, die geheiligten Schläfe Seiner Majeſtät ſehr unſanft zu treffen. Kleine Zufälle ſind bey großen Herren nie ohne große Folgen, das dulden bekanntlich weder die Aerzte, noch die Wundärzte, noch die Thronfolger. Durch reichlichen Balſam wurde die Wunde immer bedenklicher. und trotz aller Chinaſurrogate wollte das Fieber nicht weichen. Mit der Krankheit ging es, den Bülletins zufolge, zwar täglich beſſer, aber mit dem Kranken täglich ſchlimmer. Das letzte Stündlein ſchlug, und kurz vorher, ehe der arme Teufel Ruſtan die Augen auf ewig ſchloß, erblickte er zwey Gefäße, der Rand des Einen war mit Honig, der des Andern mit Wermuth gerieben. Azarael, der Engel des Todes, ſtand zwiſchen den beyden Gefäßen und ſprach: „Ruſtan! ſie enthalten Tugend „und Laſter. Jenes iſt mit Wermuth gerieben, aber wer den Muth hat, davon zu „koſten, der findet den Honig auf dem Grunde; dieſes hingegen iſt mit Honig gerieben; „du haſt davon gekoſtet, nun mußt du den „Wermuth verſchlucken.“

Geſpräch zwiſchen einem Philoſophen und einem Landmanne.

Ein großer General nahm ſeinen Abſchied, ich weiß nicht in welchem Lande, noch unter welcher Regierung. Er hatte vormals eine Menge Schlachten gewonnen und für ſeinen Fürſten eine Menge Provinzen erobert, wofür ihm dieſer aus Dankbarkeit eine Menge Güter geſchenkt hatte, die freylich viel Blut, aber ſonſt keinen Heller koſteten. Auf dieſe Güter begab ſich der alte General und wurde aus langer Weile ein Philoſoph, wobey er jedoch den Soldaten, der ſeine Argumente von der linken Hüfte hernimmt, niemals ganz verleugnen konnte. Seine Güter lagen in einem erzkatholiſchen Lande, und es verdroß ihn, daß er ſo unphiloſophiſche Unterthanen hatte. Eines Tages fand er Einen ſeiner wohlhabendſten Bauern auf dem Felde, der, unter einer Linde ſitzend und ſein Pfeifchen ſchmauchend, den Arbeitern zuſah.

„Höre Michel," redete er ihn an, „ich „hab' es überlegt, du biſt ein braver Kerl, „ich will dich glücklich machen."

Michel. Gnädiger Herr, ich bin Gott ſey Dank recht glücklich.

General. Narr, du haſt einen Amtmann, der ein Schwachkopf iſt.

Michel. Herr, darum bekümmere ich mich nicht.

General. Aber er regiert Euch ſchlecht.

Michel. Das kann ſeyn; wir befinden uns Alle ziemlich wohl.

General. Er verwaltet die Gerechtigkeit nachläſſig.

Michel. Es mag wohl dann und wann etwas Menſchliches mit unterlaufen; aber ich habe mir ſagen laſſen, es ginge auf andern Gütern nicht um ein Haar beſſer.

General. Er preßt Euch das Geld aus dem Beutel.

Michel. Je nun, leben und leben laſſen. Wir eſſen doch Sonntags unſern Schweinebraten.

General. Er hat einen Schreiber, der thut mit Euch was ihm gelüſtet.

Michel. Der Herr Schreiber taugt freylich nicht viel, aber er läßt ſich abfinden.

General. Und bey alle dem nennt Ihr Euch glücklich?

Michel. Warum nicht? ein vollkommenes Glück hat uns der liebe Gott erſt in jenem Leben verheißen. Wir eſſen denn doch unſer Brodt in Ruhe. Es giebt Güter in unſerer Nachbarſchaft, wo der Amtmann die Bauern Alle zu Rekruten verkauft, wo keine Wittwe ihres einzigen Sohnes ſicher iſt.

General. Dafür erwerben die Nachbarn ſich auch Ruhm und Ehre.

Michel. In Gottes Namen! wir begehren nur Brodt.

General. Aber auch von dieſem Brodte müßt Ihr den Zehnten Eurem Pfarrer entrichten.

Michel. Freylich, der Pfarrer will auch leben.

General. Er iſt ein unwiſſender, abergläubiſcher Mann.

Michel. Wir glauben was er predigt, und ſind ruhig dabey.

General. Er quält Euch mit Alfanzereyen, er ſtraft Euch, wenn Ihr einmal an Faſttagen einen Biſſen Fleiſch genießt.

Michel. Er ermahnt uns aber auch väterlich und tröſtet uns in der letzten Stunde.

General. Auch Eure Landwirthſchaft taugt nichts.

Michel. Wir erndten doch ſo viel, daß wir ein Stück Brodt für einen Armen übrig behalten.

General. Da giebt es noch Moräſte auszutrocknen, Sand urbar zu machen.

Michel. Ach ja, zu thun giebt es immer. Unſere Kinder werden das wohl finden.

General. Es iſt aber Eure Pflicht, ſo zu handeln, daß Euren Kindern gar nichts zu thun übrig bleibt.

Michel. So? was werden denn die Kinder anfangen?

General. Genießen.

Michel. Ey warum haben denn unſere Väter nicht auch ſo für uns geſorgt?

General. Weil ſie dumm waren, und weil Euer vormaliger Herr ſie nicht geſcheut zu machen verſtand. Ich hingegen verſtehe das Ding beſſer, ich will Euch beglücken und bey dir den Anfang machen.

Michel. Ach, gnädiger Herr! bemühen Sie ſich nicht. Ich verſichere Ew. geſtrengen Gnaden, daß ich recht glücklich bin.

General. Es iſt aber nicht wahr. Du haſt andere Begriffe von Glückſeligkeit als ich, und folglich nicht die rechten.

Michel. Andere Begriffe? das glaub' ich wohl, aber warum denn nicht die rechten? ich bin nur ein einfältiger Bauer, ich denke, ein jeder Menſch iſt glücklich auf ſeine Weiſe, und, wenn er nur Niemand dadurch irrt, ſo habe ſich auch Niemand darum zu bekümmern.

General. Freund, wo ſollt auf dieſe Weiſe die höhere Kultur der Menſchheit bleiben? *Dahin* muß Alles ſtreben. Eine neue, vervollkommte Ausbildung der Geſellſchaft, die kann nur durch *meine* Grundſätze erlangt werden, und folglich ſehe ich mich gezwungen, dich glücklich zu machen, ſelbſt wider deinen Willen.

Michel. Ach du lieber Gott!

General. Euren Amtmann werd' ich abſetzen.

Michel. Thun Sie das nicht, wir haben ihn Alle lieb.

General. Euren Schreiber werd' ich zum Teufel jagen.

Michel. I nun, in Gottes Namen, wenn wir nur nicht einen noch ſchlimmern bekommen.

General. Euren Pfarrer werd' ich ein Stück Geld geben und fortſchicken.

Michel. Gnädiger Herr, nehmen Sie ſich in acht, das geht nicht gut. Wenn es unſern Pfarrer gilt, ſo ſtehen wir Alle für Einen Mann.

General. Dann ſeyd Ihr Rebellen.

Michel. Ach nicht doch, gnädiger Herr, wir verlangen ja nichts mehr, als daß Sie uns ſo laſſen ſollen, wie Sie uns gefunden haben.

General. Das geht nicht an, das kann ich vor der Nachwelt nicht verantworten.

Michel. Wer iſt denn die Nachwelt?

General. Das ſind Eure Kinder, Eure Enkel.

Michel. Ey denen wollte ich ja die Hälſe umdrehen, wenn ſie auf unſere Koſten glücklicher ſeyn wollten als wir.

General. Sie haben aber ein Recht, das zu verlangen.

Michel. Wo ſteht das geſchrieben?

General. Die Welt muß für die Nachwelt leben.

Michel. Und die Nachwelt wieder für die Nachwelt?

. General. Nein, ſie genießt die Früchte, die wir pflanzten.

Michel. Wiſſen Ew. Gnaden denn aber auch ganz gewiß, daß meine Enkel durch ihre Veranſtaltungen glücklicher ſeyn werden, als ich es bin?

General. Ganz gewiß. Ich werde die Laſt, Euch zu regieren, auf meine eigenen Schultern bürden, ich werde künftig ſelbſt Euer Amtmann und Euer Pfarrer ſeyn.

Michel. Werden wir dann keine Sporteln mehr entrichten?

General. Sporteln zahlt Ihr wie bisher, aber an mich.

Michel. Dem Pfarrer keinen Zehnten?

General. Den Zehnten wie bisher, aber an mich.

Michel. Wo bleibt denn des Pfarrers Haus und Garten?

General. Die behalt ich für mich.

Michel. Hm! hm! was haben wir denn am Ende von der neuen Glückſeligkeit?

General. Ich führe Euch zur höhern Cultur; ich mache, daß Ihr von allen umliegenden Dörfern als eine reſpectable Gemeinde betrachtet werdet.

Michel. Wir lebten mit allen unſern Nachbarn in Frieden.

General. Aber ſie ſpöttelten über Euch und beſtahlen Euch auch wohl bisweilen die Zwetſchgenbäume an der Grenze.

Michel. Wie ſoll denn das nun anders werden?

General. Ihr wißt, ich war Soldat, ich werde Eure junge Burſche exerciren lehren. Dann ſollen ſie für Euch wachen und zuſchlagen.

Michel. Wer wird denn für ſie arbeiten?

General. Ihr.

Michel. Und wovon ſollen ſie den leben?

General. Ihr müßt Ihnen geben, was ſie brauchen.

Michel. Und wenn ſie tod geſchlagen werden?

General. So müßt Ihr andere ſtellen.

Michel. Iſt das die höhere Cultur?

General. Das iſt der Erſte Schritt dazu.

Michel. Ach, gnädiger Herr! iſt es Ihnen wirklich Ernſt, uns glücklich zu wiſſen?

General. Das verſteht ſich.

Michel. Nun ſo beſchwöre ich Sie, laſſen Sie uns bey'm Alten. Dringen Sie uns keine Glückſeligkeit auf, die wir nicht begehren! Bereiten Sie unſern Kindern kein Glück, von dem Sie wahrlich noch gar nicht wiſſen können, ob es auch das alte erſetzen oder gar übertreffen werde. Ich habe immer gehört: was den Menſchen wirklich frommt, das macht ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Gewalt. Mit den Neuerungen iſt es eine mißliche Sache, ich ſehe das an meinen Feldbau. Manches ſcheint in der Speculation nützlich, iſt es auch wohl in der Ausübung; es wird aber oft auf einer andern Seite, an die man gar nicht dachte, mehr verloren als gewonnen, ſo daß man am Ende froh wäre, wenn man das Neue unterlaſſen hätte. Da ſind zum Exempel unſere Nachbarn in Springdorf, die haben ſeit zwanzig Jahren des Neuen gar viel verſucht; ſind ſie etwa glücklicher als wir? Ach nein! nur übermüthiger ſind ſie geworden, und haben ſich bey allen ihren Nachbarn verhaßt gemacht. — Ich bin ein einfältiger Mann, aber ich habe ſiebenzig Jahre in der Welt gelebt, und erfahren, daß es nur Ein ſicheres Mittel giebt, das wirklich Gute und Nützliche unter den Menſchen einzuführen, nemlich das Beyſpiel. Dem Beyſpiele, gnädiger Herr, widerſteht

Keiner.“ Es wirkt vielleicht langſam, aber es wirkt gewiß, und das neue Gute faßt Wurzel, ohne das alte Gute zu zerſtören. Darum, gnädiger Herr, iſt Ihnen ein Weg zu höherer Glückſeligkeit bekannt, ſo gehen Sie uns nur ganz ſtill mit gutem Beyſpiele vor, das wird mehr Nutzen ſtiften als die Gewalt, welche die Gemüther nur empört. Seyn Sie gerecht, ſo wird unſer Amtmann es auch werden; zeigen Sie aufgeklärte Frömmigkeit, ſo wird unſer Pfarrer keine Hukus Pokus machen, und vor allen Dingen erhalten Sie uns den Frieden, denn der kommt von Gott, und führt, ohne unſer Zuthun, alles Gute ſtill herbey.

General. Michel, ich habe Euch für einen geſcheuten Mann gehalten, da ich aber nun höre, daß ihr dumm und halsſtarrig ſeyd, weil Ihr nicht denkt wie ich: ſo muß ich Euch, durch die Mittel, welche Gott in meine Hand gegeben hat, klügere Gedanken beybringen.

Macht Euch nur gefaßt auf das neue Glück, deſſen Ihr theilhaftig werden ſollt und müßt. Habe ich dieſen Zweck erreicht, dann wollen wir weiter mit einander ſprechen.

Er ging — ſprach aber nie wieder mit dem ehrlichen Michel, denn der ſtarb aus Gram, als der General ſeine philoſophiſche Umwälzung begann. Auch dieſer ſtarb, ohne eine andere Frucht zu erndten, als Verwünſchungen. Ob die Enkel ihn ſegnen werden? — das mag Gott wiſſen! — thun ſie es, ſo werden ſie wenigſtens jedesmal hinzufügen: Aber unſere armen Voreltern! die haben es theuer bezahlt!

Die Pförtgen oder Durchfahrten.
(Les Guichets.)

So iſt ein franzöſiſcher Aufſatz überſchrieben, deſſen Tendenz — um mich nach der Mode auszudrücken — ungefähr dieſelbe iſt, als die des eben gelieferten Geſprächs; wenigſtens kann er Jenem zum Beweiſe dienen, daß das Gute ſich von ſelber nach und nach Platz macht, und daß nichts lächerlicher und ekelhafter iſt, als das Geſchrey, welches man jetzt aus ſo manchen feilen Kehlen vernimmt: eine gänzliche Veränderung der Dinge ſey durchaus nothwendig geweſen — Jedermann habe das längſt eingeſehen — ſo habe es nicht länger bleiben können — der Geiſt der Zeit habe es ſo gewollt — und was dergleichen Geſchwätz mehr iſt, welches von Leuten gekräht wird, die ſich vor dieſen Umwälzungen recht wohl befunden haben, und denen es damals gar nicht einfiel, unſern Zuſtand ſo verzweifelt zu finden. — Ach, dieſe verdammten Raiſonnements nach dem Erfolge, dieſe lächerliche, aus beſtochenen Zeitungen geſchöpfte Weisheit! — es kommt mir wahrlich ſo vor, als ob ein ganzer Schwarm von Häringen, die ein Wallfiſch auf Einen Zug verſchluckt hat, ſich in deſſen Bauche bekomplimentirte, und jeder Häring dem Andern bewieſe, daß es in der Häringsrepublik durchaus nothwendig geweſen ſey, eine neue Strömung zu benutzen, um in dieſen ſichern Aufenthalt, nemlich den Wallfiſchbauch, verſetzt zu werden. Unter der Protection des Wallfiſches werde man nunmehro zu höhern Zwecken ſich verbinden können; vor allen Stürmen, die draußen wüthen mögten, ſey man völlig ſicher, und ſo viel Waſſer, als zum Leben und Schwimmen nöthig ſey, würde Seine Oceaniſche Majeſtät auch wohl täglich einſchlucken. Freylich ſey dieſe Veränderung der Dinge vor der Hand mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; man müſſe zum Beyſpiel im Dunkeln bleiben, dürfe nicht weiter ſchwimmen, als es die Grenzen des oberherrlichen Magens verſtatten, müſſe ſich auch von dieſem mit herumſchleppen laſſen, wohin es ihm beliebe, oder wohl gar gewärtigen, daß man verdaut werde; aber Alles das ſey doch nur Kleinigkeit gegen die unendlichen Gefahren, welche draußen auf dem ſtürmiſchen Meere den Schwarm bedroht haben u. ſ. w. In der That, es kann einem ehrlichen Zuſchauer leicht wiederfahren, bitter zu werden, wenn er das deutſche Häringsgeſchwätz täglich mit anhören muß. Ey ſo genießt doch in Gottes Namen dankbar das Gute, welches ihr in den neuen Umwälzungen zu finden vermeynt, oder künftig zu finden hofft; verſchont uns aber mit der albernen Behauptung, daß es nur durch dieſe Umwälzungen zu erlangen geweſen ſey. — Doch ich vergeſſe die Pförtgen.

Ein alter Einwohner von Paris hatte einen Freund, der eigentlich keines Menſchen Freund war, und der das ganze Geſchlecht nicht etwa deswegen für das letzte Werk der Schöpfung hielt, weil es das vollkommenſte ſey, ſondern weil man ihm wohl anmerke, daß unſer Herrgott ſchon ſehr ermüdet geweſen, als er den Erdenklos angehaucht und dadurch eine Satyre auf ſeine ganze übrige Schöpfung gemacht habe. Es müſſe durchaus eine große, phyſiſch-moraliſch-politiſche Revolution entſtehen — meynte der Timon — es müſſe plötzlich das unterſte zu oberſt gekehrt werden, wenn einmal wieder etwas Erträgliches herauskommen ſolle. Der alte Pariſer gab das nicht zu, er dachte und ſprach wie der alte Michel, wurde aber ſtets überſchrieen und konnte auch die vielen Mißbräuche nicht läugnen, die Jener ihm alle Augenblick vorrückte. Das machte ihm endlich das Herz ſchwer, und mit dieſem ſchweren Herzen ging er in den Thuillerien ſpazieren, wo ſich ein unerwarteter Troſt in folgenden Betrachtungen ihm darbot.

Man weiß — ſo erzählt er — daß der Garten und der Pallaſt der Thuillerien, die lange Gallerie des Louvre in der Louvre ſelbſt, die Vorſtadt St. Germain von dem Stadtviertel des palais royal, des Platzes Vendome und einem Theile der Vorſtadt St. Honoré kommen. Als ich im Jahre 1740 nach Paris kam, wurde die Verbindung zwiſchen dieſen Theilen der Stadt nur durch drey kleine Durchgänge unterhalten, die man Pförtgen (Guichets) nannte. Das war äußerſt beſchwerlich. Alle die Wagen, die aus der Vorſtadt St. Germain über den pont royal kamen, um nach dem palais royal u. ſ. w. zu fahren, mußten durch Eines dieſer Pförtgen. In den Geſchäftsſtunden, oder wenn die Schauſpiele anfingen, ſtopften ſich die Pförtgen durch lange Reihen von Wagen, die Fußgänger geriethen in Lebensgefahr, und Unglücksfälle waren nicht ſelten.

Ich hatte das oft mit angeſehen, ohne weiter darüber nachzudenken, bis eines Abends im Jahre 1750, als ich eben aus einer Vorſtellung der Serva padrona zurückkam, in meiner Gegenwart ein unglücklicher Hausvater zu Tode gequetſcht wurde. Ich ſelbſt entging der Gefahr nur mit großer Mühe und kam ſehr bewegt nach Hauſe. Ich fluchte über die Fiacres; aber mehr noch über die barbariſche Nachläſſigkeit der Regierung, welche die Veranlaſſung zu ſolchen Unglücksfällen, nemlich den Mangel an gehöriger Verbindung der verſchiedenen Stadttheile, ſo gleichgültig beſtehen ließ. Ich wiederholte meine Verwünſchungen auf dem nächſten Kaffeehauſe, und bewies mit vielem Feuer, daß man durchaus noch ein viertes Pförtgen in der Gegend des pont royal öffnen müſſe.

Da miſchte ſich ein Polizeybeamter mit ins Geſpräch, der die Tochter eines königlichen Stallbeamten geheyrathet hatte. Er ſagte mir höhniſch, ich redete wie ein junger Menſch von Sachen, die ich nicht verſtände; Neuerungen, wenn ſie auch noch ſo gering ſchienen, hätten oft ſehr wichtige Folgen; wenn man dem Publikum mehr Bequemlichkeit durch ein viertes Pförtgen verſchaffte, ſo würde die Zahl der Fiacres dadurch vermindert, folglich viele Menſchen zu Bettlern werden; das hieße gewiſſermaßen das Eigenthum derer antaſten, die das Privilegium erworben hätten, das Publikum zu kutſchiren; durch die Verminderung der Pferde würde der Preis des Heues und folglich auch der Preis aller der Grundſtücke fallen, welche das Heu lieferten u. ſ. w. Es könnte ſich auch zutragen, fügte er noch halb leiſe hinzu, daß unſere Könige einmal wieder ihre Reſidenz in der Hauptſtadt aufſchlügen, dann wäre es ſehr unvorſichtig, ſo nahe dem Pallaſte der Thuillerien eine Communication zu eröffnen, vermittelſt deren, bey einem etwaigen Volksaufſtande, die Vorſtadt St. Germain der Vorſtadt St. Honoré die Hand reichen könnte. Es wäre auch nicht einmal ſchicklich, daß der Pöbel dem Pallaſte ſeiner Könige ſo nahe komme, die Franzoſen wären ohnehin geneigt zu einer ungeziemenden Vertraulichkeit u. ſ. w.

Endlich würde man auch, wenn man meinen Vorſchlag ausführen wollte, die ſchöne Reihe der königlichen Marſtälle unterbrechen müſſen, und wenigſtens ſechs Pferde Seiner Majeſtät würden ihrer Plätze beraubt werden.

Alle dieſe ſchönen Gründe überzeugten mich nicht, und ich ſtand im Begriffe ſie zu widerlegen, als ein kleiner alter Mann, der bisher ſchweigend und mit Achſelzucken zugehört hatte, das Wort nahm. Junger Menſch, ſagte er, was Sie wünſchen, wird nie geſchehen. Hier bey uns iſt es nicht gebräuchlich die Pferde ihrer Plätze zu berauben, um ſie Menſchen einzuräumen; in Monarchieen thut man nie etwas für das Volk; und dann — haben Sie nicht bemerkt, daß längs dem ganzen Louvre alte ſchmutzige Buden ſtehn, wo man Nägel und alte Schuh verkauft? wenigſtens fünf oder ſechs dieſer Buden müßten abgeriſſen werden. Aber der Eigenthümer derſelben iſt ein Vetter von dem Apotheker des Secretairs, der ein

Bruder der Kammerfrau der Maitreſſe iſt, u. ſ. w. Sie verſtehen mich wohl, ſolche Hinderniſſe ſind unüberwindlich.

Auch dieſer kleine alte Mann überzeugte mich nicht, aber er betrübte mich. Ich fuhr fort gegen die geringe Zahl der Pförtgen zu declamiren, und Alles blieb beym Alten.

Im Frühjahre 1758 verließ ich die Hauptſtadt und kam erſt nach Jahr und Tag zurück. Wie angenehm wurde ich überraſcht, als ich ſah, daß man während dieſer Zeit nicht Ein neues Pförtgen, ſondern drey geöffnet hatte, nemlich Eines für die Wagen und zwey für Fußgänger. Mit welchem Vergnügen ſtellte ich nun meine Betrachtungen an. Die politiſchen Bedenklichkeiten waren überwunden, die Buden gewichen, ob ſie gleich ſo feſt zu ſtehen ſchienen, als das Louvre ſelbſt. Ich erſtaunte über die Leichtigkeit, mit welcher die ſechs königlichen Pferde an eine andere Stelle verſetzt worden waren, und es that mir wohl, in den zwey Pförtgen für Fußgänger eine Vorſorge der Regierung für das gemeine Volk zu erblikken. Kurz, von dieſem Augenblicke an überzeugte ich mich, daß alle Mißbräuche nach und nach ohne Geräuſch abgeſchafft, alle verſtopften Gänge geöffnet, alle vermauerten Pförtgen durchbrochen werden können, und daß die menſchliche Geſellſchaft mit der Zeit, nicht durch Sprünge, ſondern Stuffenweiſe, zu einem höhern Glück gelangen werde. Dieſe Ueberzeugung befeſtigte ſich noch mehr, als 1784 nicht allein die drey neuen Pförtgen erweitert, ſondern abermals zwey neue geöffnet wurden.

Man wird lächeln, daß ich auf dieſe Pförtgen ſo große Dinge baue; aber iſt denn der Gang, den der menſchliche Geiſt nimmt, nicht derſelbe im Kleinen, wie im Großen? ſind die Hinderniſſe, welche der Abſchaffung aller Mißbräuche und der Vervollkommnung der menſchlichen Geſellſchaft im Wege ſtehn, nicht dieſelben, welche in alle Ewigkeit das Oeffnen jener Pförtgen hindern zu müſſen ſchienen? ſind es nicht auch kindiſche Befürchtungen, falſche politiſche Anſichten, kleinlicher Eigennutz, elende Gebräuche, erbärmliche Inſtitute gleich jenen Buden und Marſtällen? und werden nicht die nemlichen Urſachen, die in weniger als dreyßig Jahren fünf Pförtgen öffneten, nemlich das Bedürfniß und die öffentliche Meynung, daſſelbe in der moraliſchen oder politiſchen Welt bewirken?

So weit der kluge Franzoſe. Welchem Deutſchen fällt dabey nicht unſere alte Reichsverfaſſung ein? ſie war unſer Louvre; die Durchgänge waren auch ſehr beſchwerlich, und bisweilen wurde ein armer Teufel gequetſcht; an Buden und Marſtällen fehlte es gleichfalls nicht; man fühlte das Bedürfniß einer Verbeſſerung und die öffentliche Meynung ſprach es laut aus; aber man machte es nicht wie in Paris, man öffnete keine Pförtgen, ſondern man riß das ganze ehrwürdige Louvre nieder, und nun iſt freylich Platz genug. Es mag auch ſo recht gut ſeyn, ich habe nichts daran zu tadeln; aber die Ueberzeugung wird man mir nicht rauben: daß mit der Zeit und ohne Geräuſch die Pförtgen ſich würden geöffnet haben.

Unverhältnißmäßiger Verluſt in Schlachten.

Ich habe bisweilen, und auch wohl oft, Ungläubige gefunden, welche die Köpfe ſchüttelten, wenn ſie in den Zeitungen laſen, die Franzoſen hätten 20 oder 30000 Feinde erſchlagen, und ſelbſt dabey nicht mehr als 40 oder 50 Mann verloren. Hier iſt ein Beyſpiel aus der alten Geſchichte, daß dergleichen Fälle nicht unerhört ſind. Es wird freylich von einem verlornen Geſchichtſchreiber erzählt, über welchen der Spötter Lucian ſich weidlich luſtig macht, indeſſen war er doch Augenzeuge einer Schlacht zwiſchen den Römern und dem Vologeſus, König der Parther, deſſen Stickerey auf dem Gewande er ſogar beſchrieben hat. Als es zum Treffen, und zwar zum Handgemenge kam, (denn das Jus canonicum entſchied damals nicht) kletterte er weiſlich auf einen Baum, von wo herab er Alles mit anſah, und nachher auch die Todten zählte. Von den Barbaren, ſagte er, ſind ſiebenzigtauſend zweyhundert und ſechsunddreyßig geblieben, die Römer hingegen hatten nur zwey Todte und neun Verwundete. — Das war noch ein Bülletin!

Freye Gedanken.

Bewahre mich der Himmel, daß ich freye Gedanken haben ſollte! zu einer Zeit, wo es kaum noch zollfreye Gedanken giebt. Ich ſpreche bloß von einem engliſchen Buche, welches den Titel führt: Free thougts on despotic and free governments etc., für diejenigen, die weder Zeit noch Luſt haben, die Staatskunſt gründlich zu ſtudieren, iſt es ein empfehlungswerthes Büchlein, beſtehend aus vierzehn Kapiteln. Das Erſte iſt einer Skitze der Monarchie und Despotie gewidmet. Die Monarchie ſcheint dem Verfaſſer, wie billig, die vorzüglichſte Regierungsform. Er leitet ſie, wie gewöhnlich, aus der Gewalt eines Hausvaters her. „Wenn," ſagt er, „die Geſellſchaften auch bisweilen durch beſondere Umſtände beſtimmt wurden, die ſouve-

„raine Macht mehreren Hausvätern zu „übertragen, die ſie für gleich fähig hielten, „gemeinſchaftlich zu regieren, ſo kamen ſie „doch immer bald (?) von dem Irrthume „zurück, eine dauerhafte, zweckmäßige Regie„rungsform gewählt zu haben. Oberhäupter, „gleich an Macht, waren es nicht an Kräften, „Tugenden, Talenten, wurden entzweyt durch „Leidenſchaften. Die Geſellſchaft nahm Theil „an ihren Zwiſtigkeiten, Factionen entſtanden, „man war unglücklich, und man fühlte das „Bedürfniß, auf die Regierung eines Einzi„gen zurück zu kommen. Die Monarchie blieb „ſtets die letzte Zuflucht getrennter Geſellſchaf„ten, die, der Blutſcenen müde, nach Ruhe „ſeufzten. Hätte gleich die Monarchie ihre „Nachtheile, immer ſteht der Mißbrauch an „der Seite der Gewalt u. ſ. w.“

„Alle Menſchen trachten nach Glückſelig„keit“ — ſo fährt der Verfaſſer fort — „allein „nur wenige erreichen dies ſchöne Ziel. Ohne

„Freyheit giebt es kein Glück in der Ge„ſellſchaft, und — faſt alle Nationen „ſchmachten in Feſſeln! wohin wir un„ſere Augen wenden, erblicken wir Völker, die „mit eiſernem Scepter regiert werden. Mil„lionen Menſchen ſcheinen nur für Einen „geſchaffen, der ſich für einen Gott hält „und ſie verachtet. Dieſer Eine hält ſich „Alles erlaubt; die heiligſten Rechte müſſen „ſeinen Launen weichen; Er allein glaubt ſich „berechtigt, Allen zu ſchaden, ohne daß Je„mand auch nur einmal klagen dürfe.“

„Der Deſpotiſmus iſt eine uſurpirte Ge„walt, die jeden Willen des Beherrſchers „zum Geſetz macht.“ — Es ſcheint, der Verfaſſer habe mit andern Worten ſagen wollen: der Deſpotiſmus dulde keine Repräſentanten der Nation, (denn als ein ächter Engländer iſt ihm die Verfaſſung ſeines Vaterlandes die vollkommenſte.) Hier geht er aber doch zu weit; denn wir haben noch neuerlich in einem ſehr milde regierten Staate, den Grundſatz aufſtellen ſehen, daß es ſtrafbar ſey, die Nation vor dem Monarchen repräſentiren zu wollen. — Im zweyten Kapitel ſpricht der Herr Freydenker von den Geſetzen der verſchiedenen Regierungsformen, unter andern von dem gegen Hochverrath, und erwähnt im Vorbeygehen — wie es ſcheint, ſehr mißbilligend — daß man in China ein Hochverräther wird, wenn man der Perſon des Kayſers nicht Ehrfurchtsvoll begegnet. Allein das iſt allerdings ein vortreffliches Geſetz; denn die Perſon eines Deſpoten und der Staat, ſind Synonime. Wer jene beleidigt, oder ihren Leidenſchaften zu widerſtreben wagt, der hat den Staat angegriffen oder deſſen Wohlfahrt widerſtrebt, und hundert feile Federn ſind ſogleich bereit, es der Welt zu beweiſen. — Die folgenden Kapitel — unter welchen ſich beſonders das ſechſte, von der Toleranz, auszeichnet — ſprechen über Alles, was einen Verehrer des

Staatsrechts nur irgend intereſſiren kann, obgleich der Verfaſſer nirgends tief geſchöpft hat. Allein wozu auch? tief oder nicht tief, alle dieſe ſchönen Betrachtungen ſind doch nur geiſtige Spielwerke müßiger Köpfe oder gutmeynender Herzen. Man braucht aber jetzt weder Köpfe noch Herzen, ſondern *Arme*, und das Entbehrlichſte auf der Welt ſind *freye Gedanken*.

Ein Traum.

Die alten Chroniken erzählen einen Traum Kayſer Carl des Kahlen. Ihm erſchien ein Engel, band einen Faden um ſeinen Daumen, und zog ihn in die Hölle, wo er ihm alle Höllenqualen zeigte. Unter andern Verdammten erblickte er auch ſeinen eigenen Vater, Ludwig den Frommen, und ſeine Brüder, die in ſiedendem Pech und Schwefel herumſchwammen, heulten und ihm zuriefen: „Carl! Carl! weil „wir Todſchlag und Krieg und Raub geliebt, „deswegen ſchmooren wir hier in Pech und „Schwefel!“ — und eine Menge grinſender Teufel, die hinter ihnen ſtanden, ſchrieen gräßlich: „ſie waren groß und mächtig auf Erden, „jetzt leiden ſie große Pein!“ —

Ein närriſcher Traum. — O du Engel mit dem Faden! erſcheinſt du nicht mehr? oder findeſt du keinen Daumen mehr, um deinen Faden daran zu binden?

Quodlibet.

Unſere Myſtiker und Metaphyſiker gleichen jenem Pariſer Kinde, von welchem ein franzöſiſcher Schriftſteller erzählt: „Es ſchrie entſetzlich. Ich bot ihm Spielwerk und Bonbons, allein vergebens; es warf Alles mit Ungeſtüm von ſich, und wollte nur den *grand dada* haben. Wer iſt dieſer *grand dada?* fragte ich die Mutter. Ach! ſagte ſie, ich bin dieſen Morgen mit ihm über den *pont neuf* gefahren, da hat es die Bildſäule Heinrich IV. geſehen, und will nun durchaus damit ſpielen.“

Alexander, der vermaledeyte Eroberer, legte Homers Gedichte neben ſeinem Schwerdte unter das Kopfkiſſen, und machte dem Ariſtoteles Vorwürfe, daß er, außer ihm, noch Andere unterrichte. Marc-Aurel war eben ſo eiferſüchtig auf den Ruhm eines großen Philoſophen, als auf den eines großen Kayſers. Franz I. belohnte mit gleicher Freygebigkeit die Heldenthaten Bayards, die Gefälligkeiten der Herzogin von Etampes und das Griechiſche des Amiot. Friedrich der Große vereinigte die Lorbeern des Mars und des Apollo auf ſeinem Haupte. Aber die Liebe zu den Wiſſenſchaften iſt doch nur eine Buhlſchweſter, denn ſie verſchmäht auch die verdorbenſten Herzen nicht. Nero war Dichter und ein Freund der Künſte. Die größten Tyrannen und Despoten ſtellen ſich wenigſten, als ob ſie die Wiſſenſchaften hochſchätzten. Darum mag ich auch nicht glauben, was kürzlich erzählt worden: daß ein gewiſſer Fürſt zu einem der größten deutſchen Gelehrten geſagt habe: „ich brauche

„keine Gelehrten, ich brauche nur Soldaten „und Ignoranten,“ und daß der ſo Verunglimpfte darob an einem Gallenfieber geſtorben ſey.

Ein dummer Teufel ſah einen Spitzbuben zum Galgen führen. „Was hat der Menſch „gethan?“ fragte der dumme Teufel einen Spaßvogel, der neben ihm ſtand. — „Stellen Sie ſich vor,“ antwortete dieſer ſehr ernſthaft, „er hat im vorigen Winter Schnee „in einem Backofen getrocknet, und hat ihn „für Salz verkauft.“ — „Ach! der infame „Spitzbube!“ ſagte der dumme Teufel und wunderte ſich gewaltig.

Die Wittwe eines Unterlieutenants mit vier Kindern trat vor den wackern Kayſer Joſeph und überreichte ihm eine Bittſchrift, mit ihrem Namen unterzeichnet, und dabey geſchrieben: Oberlieutenant. Der Kayſer ſtutzte und fragte. „Ich habe Ew. Majeſtät in der That „als Oberlieutenant gedient," ſagte die Wittwe, „bis ich einſt ſchwer verwundet und beym „Verbande mein Geſchlecht entdeckt wurde. „Da heyrathete ich meinen ſeligen Mann und „gebahr Ihnen vier Söhne." — Gerührt nahm Joſeph das Geſchenk an, und verſorgte die brave Mutter, die leider jetzt in Wien nicht ihres Gleichen hat.

Michel Angelo war nicht bloß ein großer Mahler, ſondern auch ein guter Bildhauer und Dichter. Wir verdanken unter andern ſeinem Meiſel eine Bildſäule der Nacht; ſie iſt ſchlafend vorgeſtellt und wurde ſo vortrefflich befunden, daß man folgenden Vers darauf machte:

La Notte che tu vedi in ſi dolci atti
Dormire, fu da un Angelo ſcolpita
In queſto ſaſſo; e perche dorme, ha vita,
Deſtala ſe nol credi, e parleratti.

Zu deutſch: „Die Nacht, welche du hier ſo „behaglich ſchlummern ſiehſt, wurde von einem „Engel aus Marmor gehauen; ſie lebt, denn „ſie ſchläft. ~~wecke ſie, wenn du~~ mir nicht „glaubſt, und ſie wird ſprechen.“ — Schnell dichtete der Künſtler eine Antwort im Namen der Nacht:

Grato mi é il ſonno, e più l'eſſer di ſaſſo:
Mantre che'l danno e la vergogna dura.
Non veder, non ſentir, m'é gran ventura:
Però non mi deſtor — deh parla baſſo!

Zu deutſch: „Süß iſt mir der Schlaf und „froh bin ich aus Marmor zu beſtehn in einer „ſo ſchlimmen, unverſchämten Zeit. Nicht „ſehen, nicht fühlen, iſt mir eine Wohlthat. „Drum wecke mich nicht! rede leiſe!“ —

Wenn die Nacht ſeitdem immer fort geſchlafen hat, ſo wird ſie ſich wahrhaftig jetzt auch nicht wecken laſſen.

Olivier Maillard, Beichtvater Carls des Achten, ſtrafte jeden moraliſchen Unfug in ſeinen Predigten und verſchonte den König ſelber nicht. Einſt, als er es wieder ſehr arg gemacht, das heißt: freymüthig geſprochen hatte, ließ der König (deſſen Vater unlängſt die Extrapoſten eingerichtet) ihm ſagen, er werde ihn erſäufen laſſen. „Sehr wohl," antwortete der Beichtvater, „ſo gehe ich zu Waſſer in's „Paradies, wo Seine Majeſtät mit Ihren „Poſtpferden mich nie einholen werden." — Der König lachte, und ließ hinfort ihn ſchelten ſo viel er Luſt hatte. Es iſt auch in der That nichts leichter als dieſe Nachſicht, ſo lange man, trotz alles Scheltens, doch immer thun darf, was man Luſt hat. Und dennoch ſind die mächtigſten Monarchen oft am empfindlichſten gegen

Tadel und lähmen die Zungen durch Flintenkugeln; aber die ſchreyende Nachwelt erreichen dieſe Kugeln nicht.

Drays, der Tyrann, fand einſt im Tempel Jupiters ein knieendes Weib, das mit großer Inbrunſt für ſeine Erhaltung betete. Das gefiel ihm wohl, er nahte freundlich grinſend, und fragte die Betende, wodurch er ihre Liebe gewonnen? — „Ach Herr!“ antwortete ſie, „du biſt der dritte Tyrann, den ich über Sicilien herrſchen ſehe. Zur Zeit des Erſten hatte ich vier Kühe; er nahm mir Eine, ich flehte um ſeinen Tod, und er ſtarb. Sein Sohn nahm mir die zweyte Kuh, und auch ihn habe ich zu Tode gebetet. Du haſt mir die dritte genommen, und ich flehe Tag und Nacht um dein Leben, um wenigſtens meine vierte Kuh zu behalten.“

Vor mehr als dreyßig Jahren ſtiftete ein Herr Artau zu Paris eine Lotterie für keuſche Jungfrauen (filles ſages). Jetzt hört man nichts mehr davon. Iſt dieſe Lotterie eingegangen? oder giebt es keine filles ſages mehr?

Vormals wurde am erſten May dem Könige und der Königin von Neapel mit großem Pomp durch den Hofſteuermann von Neapel ein Geſchenk von Früchten, Blumen und Vögeln überreicht. Dieſe prächtige Ceremonie iſt in einem Gedichte beſchrieben, deſſen Verfaſſer ein Herzog von Betfort ſeyn ſoll. Man findet darin allerley Angaben, die heutzutage beſtritten werden, wenigſtens nach franzöſiſchen Anſichten. Da iſt eine ſchöne Pyramide, verziert mit den Wappen der Häuſer Bourbon und Oeſtreich; da lieſt man die Namen der vier Tugenden, die dem Könige eigen ſeyn ſollen (Ferdinand IV.), Religion, Gerechtigkeit, Gnade, Freygebigkeit; da tritt der Strom

Sobete aus ſeinen Ufern, um die allgemeine Freude zu theilen; da ſingen allegoriſche Schwäne die Glückſeligkeit der jetzigen (nemlich vorigen) Regierung u. ſ. w. Wenn man das ſo lieſt, ſo kann man ſich wahrlich nicht enthalten, alle Fürſten zu bemitleiden, denn ſie ſind gleichſam nur geboren, um auf dem Theater der Welt ſchwere Rollen zu ſpielen; ſo lange ſie auf der Bühne ſtehen, beklatſcht man ſie und wirft ihnen Blumen zu, ſie mögen ſpielen wie ſie wollen; müſſen ſie aber hinter die Couliſſe treten, ſo ſind ſie im Nu vergeſſen, und man jauchzt dem zu, der ſie ablöſt, wenn er auch zehnmal ſchlechter ſpielte. — Das iſt freylich ſchon oft geſagt, aber noch nicht ſo oft bewieſen worden, als in unſern Tagen.

Man hat lange geſchaudert, wenn man las: in Indien ſey die Caſte der Paria's ſo verachtet, daß jeder Nair (Edelmann) den erſten beſten Paria ungeſtraft erſchießen könne, aus keiner andern Urſach, als weil er etwa eben ſeine Flinte probiren wollen. — Schaudert man noch bey dieſer Erzählung? — wird etwa in Europa das Menſchenblut höher geachtet? — O es giebt eine große Menge Paria's in der ganzen Welt! —

Pudenda

oder

Archiv der Thorheiten unſerer Zeit.

Erſter Band.

Leipzig,
in Commiſſion bei Joh. Ambr. Barth.
1817

Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Pudenda.

Erſtes Stück.

Magnetiſirtes Scheidewaſſer.

Magnetiſirtes Scheidewaſſer.

Erſte Gabe.

Vorwort des Herausgebers.

Niemand wird läugnen, daß der Magnetiſmus, wenn er in ſeiner Herrlichkeit ſich beſtätigt, den ganzen Erdball umwendet, wie einen Handſchuh. Nichts Verborgenes mehr in der Natur; die Pforten des Geiſter-Reiches ſind geöffnet; und wenn wir zum Exempel über die Cometen noch ein wenig in Zweifel ſtehen, ſo kommt das bloß daher, weil es noch keinem Magnetiſeur eingefallen iſt, ſeine Clairvoyante zu fragen, wie es auf einem Cometen ausſieht.

Dieſe wichtige Betrachtung hat den Herausgeber dieſer Blätter bewogen, ſich an die Ehrenmänner anzuſchließen, deren Beſtreben dahin geht, den göttlichen Magnetiſmus immer mehr und mehr zu verbreiten, und zu dieſem Behufe wird er alle Koſtbarkeiten ſammeln, die er in ſeinem Magenmunde (das heißt, in ſeinem Gewiſſen) für würdig hält, dem Publikum mitgetheilt zu werden. Doch ſetzt er billig voraus, was ſchon die berühmten Herausgeber des *Archivs für den thieriſchen Magnetiſmus* S. 1 mit Recht fordern, nämlich: *Verläugnung des nüchternen Verſtandes*, der durchaus nicht hieher gehört; ein *berauſchter* Verſtand wird hiermit nachdrücklichſt empfohlen, und der Herausgeber darf verſichern, daß ſein eigner Verſtand ſchon einen ziemlichen Haarbeutel hat.

Das Erſte, was er hier zum Beſten giebt, ſind die vertrauten Briefe eines Freundes, des Herrn Doctor Brille, eines wahrhaft kindlichen Gemüthes, was man vormals eine ehrliche Haut zu nennen pflegte, was aber jetzt wohl richtiger durch ein ehrliches Sonnengeflecht bezeichnet werden möchte.

Wenn, wie der Herausgeber ſich ſchmeichelt, die berauſchte Vernunft des Publicums Gefallen daran findet, ſo wird er nicht ermangeln, noch mehrere Gläſer von ſeinem vorräthigen Waſſer zu magnetiſiren, wenn auch Mancher wünſchen ſollte, daß der bittere Kelch an ihm vorüber gehe. Vielleicht wird ſogar dem Herausgeber das Vergnügen zu Theil, daß Mancher der, gleich ihm, der fatalen nüchternen Vernunft entſagt hat, ihm ſeine benebelten Gedanken mittheilen werde, welches unmaaßgeblich unter Addreſſe des Verlegers geſchehen könnte.

Vor der Hand empfiehlt ſich der Herausgeber, indem er mit feſtem Willen das Publicum figirt, aber ja nicht um zu ſchlafen, ſondern um zu leſen.

Vertraute

Briefe des Doctor Brille

über

den Magnetiſmus.

Erſter Brief.

Ew. Wohlgeboren bin ich ſo frei, einige höchſt merkwürdige Thatſachen, betreffend den Magnetiſmus, mitzutheilen, vor welchen alle Spötter und Ungläubige verſtummen werden.

Sie wiſſen, aus Gmelin, Wienholt und Kluge, daß, wenn ein Magnetiſeur Pfeffer oder Salz in den Mund nimmt, ſeine Clairvoyante das Maul verzieht, hingegen ihr Wohlbehagen zu erkennen giebt, wenn er guten Wein trinkt: daß ferner, wenn Er ſich mit einer Nadel ſticht, ſie an derſelben Stelle des Körpers einen Stich fühlt; daß, wenn Er eine Diarrhöe hat, ſie einen Durchfall bekommt, ja daß ſogar eine Dame, die mit ihrer verheiratheten Schweſter bloß in einem natürlichen Rapport ſtand, Empfindungen an der Bruſtwarze hatte, wenn die

Schweſter ihren Säugling tränkte. Alles das, und noch weit mehr dergleichen, ſind in Kluge's animaliſchem Magnetiſmus*) zu leſen.

Ich ſelbſt bin ein rüſtiger Magnetiſeur, und habe ſchon viele Patienten von den ſchwerſten Krankheiten durch den Magnetiſmus — zwar nicht geheilt; allein ich geſtehe dennoch, daß obige wundergleiche Effecte mir bis jetzt zweifelhaft ſchienen. Nun aber hat der Glaube ſich durch folgende Begebenheit mir aufgedrungen.

Ich magnetiſire ein artiges, junges Mädchen ſchon ſeit geraumer Zeit; ſie iſt außerordentlich tugendhaft, und ich, ohne Ruhm zu melden, bin es auch. Nun ſtellen Sie ſich vor! ſo oft ich meine Frau küſſe, empfindet meine Clairvoyante ſehr lebhaft dieſen Kuß, und als endlich jene in die Wochen kam, litt dieſe die heftigſten Schmerzen, weil ich ſie mit jener in Rapport geſetzt hatte.

Es fehlt freilich nicht an Leuten, die darüber ſpötteln, allein mit welchem Rechte? Iſt es nicht erwieſen, daß Empfindungen, die in dem Körper des Magnetiſeurs vorgehen, ſich auch in dem Körper der Clairvoyante ereignen? und wenn dieſe den Durchfall bekommt, weil ihr Magnetiſeur eine Diarrhöe hat, kann ſie nicht eben ſo gut jede andere, normale oder abnorme Thätigkeit ſeines Körpers theilen? oder, wenn ſie den Wein ſchmeckt, den er trinkt, kann ſie nicht eben ſo gut den Kuß ſchmecken, den er ſeiner Frau giebt? ſind ihre Eingeweide oder ihre Zungen- und Bruſtwärzchen reizbarer, als andere Theile ihres Körpers? — mich dünkt, wer die Möglichkeit des Einen zugiebt, der dürfe auch das Andere nicht läugnen.

---

*) Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetiſmus als Heilmittel von C. A. F. Kluge.

Wienholt nahm einſt eine Abführung und in der Folge ein Brechmittel; ſogleich bekam auch ſeine Clairvoyante Durchfall und Erbrechen. Wie, wenn er die Wurzel Ginſeng eingenommen hätte, würde ſie nicht gleichfalls deren Wirkungen verſpürt haben? — und den Nadelſtich nicht zu vergeſſen — beweiſ't er nicht offenbar, daß der Magnetiſeur aus der Ferne durch eine willkührliche Handlung Schmerz (warum nicht auch Luſt?) bei ſeiner Clairvoyante hervorbringen kann?

Aengſtliche Väter und mißtrauiſche Ehemänner nennen das eine gefährliche Kunſt, zumal da wir ſelbſt geſtehen, daß wir unſere Kranken durch unſern bloßen Willen beherrſchen, und daß ſogar Eine zu Pezold ſagte: „ich fühle mich gedrungen zu thun, was Sie wollen.“ Aber wohl verſtanden, wenn der Magnetiſeur nur das wolle, was ihr gut ſeyn werde.

Sollten Ew. Wohlgeboren glauben, daß ich mit ſolchen Vätern ſogar über die Bedeutung des Wortes gut habe diſputiren müſſen? — Der Eine behauptete zum Exempel: ſeine Tochter könne an einer Krankheit leiden, deren Heilung von etwas abhängig ſey, was man gewöhnlich nicht gut nennt, was aber ihr ſehr gut ſeyn würde. Ich verſtehe Sie, war meine Antwort, allein Sie können auch aus Wienholt lernen, daß eine Clairvoyante „keiner Unlauterkeit fähig iſt, und daß ſelbſt eine ſchon Geſunkene wieder zum Tugend-Gefühle gelangt.“

Der Hartnäckige antwortete mir aus Kluge S. 191: „betrifft der Wille des Magnetiſeurs nicht geradezu den Nachtheil des Kranken, ſo iſt dieſer im magnetiſchen Schlafe nicht vermögend, demſelben zu widerſtehen, wenn er gleich im wachenden Zuſtande ſich dagegen geſträubt haben würde.“ — Ich erinnerte, daß ein Mittel, zwar phyſiſch vortheilhaft, allein pſychiſch nachtheilig wirken könne, und daß Kluge auch dieſen Nachtheil im Sinne gehabt habe. Er meinte, das ſey wohl möglich, er habe nichts gegen die Reinheit von Herrn Kluge's Geſinnungen, ſondern glaube nur, daß nicht alle Magnetiſeurs ihm darinn glichen. Man könne doch nicht läugnen, daß manche Frauenzimmer-Krankheit durch Erfüllung der Zwecke der Natur gehoben werde. Wenn nun dieſer Erfüllung nichts weiter entgegen ſtehe, als eine conventionelle Tugend, ſo ſehe er nicht ein, warum man das Mittel in ſolcher Lage nicht gut nennen dürfe?

zumal wenn es bloß mit dem reinen Willen angewandt werde, die Heilung der Kranken zu bewirken.

Ich erinnerte an die Pflichten der Gattin. Er antwortete, er ſpreche nur von unverheiratheten Frauenzimmern. Ich ſagte, die würden Convulſionen bekommen. Er bezweifelte das, ſprechend: der beiderſeitige reine Wille, nur das Gute, nämlich ihre Heilung, zu bewirken, und einen Zweck der Natur zu erfüllen, der mit keiner höhern Pflicht im Widerſpruche ſteht, werde und müſſe hinreichen, die Clairvoyante zu beruhigen.

Ueberhaupt warf er die Frage auf: wenn es wahr iſt, daß die Kranke „in eine geiſtige Befangung geräth, die das ganze gewöhnliche tranſitive und intellectuelle Leben aufhebt“ (Kluge S. 89), wenn es wahr iſt, „daß ſie aus dem (gewöhnlichen) Leben heraustritt“ (S. 92) und zwar „in höhere Verbindung mit der geſammten Natur“ (S. 95) „in unabgeänderte Verhältniſſe zu ihren Umgebungen“ (S. 107), wenn es wahr iſt, „daß ihr Denken freier und tiefer, ihr Urtheilen ſchneller und ſchärfer iſt“ (S. 172), nicht wahr, ſo werden auch ſolche Tugenden, ſolche Pflichten, welche die Natur nicht vorſchreibt, ihr minder wichtig ſcheinen? — wenn ſie zum Beiſpiel wachend vor einer Ehe mit ihrem Bruder Abſcheu empfindet, ſo wird ſie ſchlafend ſich erinnern, daß Gott nicht immer ſo ſtreng geweſen, und daß eine ſolche Ehe wohl erlaubt ſeyn könne: kurz, ſie wird von Allem abſtrahiren, was nur in der menſchlichen Geſellſchaft (und zwar zum Theil nur in der Europäiſchen) nach und nach zur Tugend und Pflicht geſtämpelt worden; „ſie tritt in höhere Verbindung „mit der geſammten Natur; die Verhältniſſe zu ihren Umgebungen ſind abgeändert“ ſie iſt ein reines Kind der Natur geworden, und folglich wird ſie nicht immer Convulſionen bekommen, wenn ihr ein Mittel dargeboten wird, welches dieſe neuen Anſichten und Verhältniſſe nicht verletzt. — Uebrigens — fügte dieſer Schwätzer hinzu — läugne ja Kluge ſelbſt nicht die Möglichkeit, daß zwiſchen dem Magnetiſeur und ſeiner Clairvoyante gar wunderliche Dinge vorgehen können; denn ſonſt wäre die Warnung ganz überflüßig, die er S. 315 gegeben: „daß Jeder ſich „wohl prüfen ſolle, damit er nicht den Leidenden phyſiſch auf eine Höhe verſetze, von welcher er ihn pſychiſch dann wieder hinabſtürze zur endloſen Tiefe.“ Wie könne nun ein Vater wiſſen, ob der Magnetiſeur bei ſeiner hübſchen Tochter dieſe Warnung beherzigt habe? und müſſe folglich ein Vater nicht immer befürchten, ſeine Tochter in endloſe Tiefen ſtürzen zu ſehen?

Nun bitte ich Ew. Wohlgeboren, was ſoll man mit einem ſolchen Vernünftler anfangen?

Ein Anderer — es war ein Ehemann — ſagte: er möge keine Frau, die „durch ihren Magnetiſeur empfinde, denke und handle, und in ihm gleichſam ein neues Organ finde, durch welches ſie mit den Außendingen in eine ganz eigenthümliche Verbindung geſetzt werde,“ (Kluge S. 93), denn ſie ſolle nur mit ihm in der alten Verbindung bleiben. Er möge keine Frau „die dem bloßen Willen des Magnetiſeurs gehorche und deren Gefühl dabei an Seeligkeit gränze (S. 95); er möge keine Frau, die ihn im Schlafrock und ihren Magnetiſeur im Heiligenſcheine ſähe; (S. 118) die ſchon in Kriſe fiele, „wenn der Magnetiſeur ſie anhaucht oder anſieht, wär's auch nur im Spiegel“ (S. 153), die ſogar ſeine Gemüthsaffecten theile“ (S. 169) oder, wenn der Mann ſie küſſen wolle, den Durchfall bekäme, weil ihr Magnetiſeur ein Abführungsmittel eingenommen. Er möge keine Frau, die ſich nur „vorzüglich wohl in der Nähe des Magnetiſeurs, ihres zweiten Ichs, fühle, Krämpfe bekomme, wenn er ſich entfernt, und ein convulſiviſches Zittern, wenn er ſich mit Andern unterhält.“ (S. 173.) Nur Er, der Mann, wolle ihr zweites Ich ſeyn und bleiben, nur in ſeiner Nähe ſolle ihr vorzüglich wohl ſeyn. Er möge keine Frau, „die auch außer der Kriſe ein Anziehen und Annähern zu ihrem Magnetiſeur fühle und eine Zuneigung zu alle dem, was ſein iſt“ wenn man auch gleich dieſe Zuneigung unſchuldig nennen wolle. (S. 174) Immer werde doch auf dieſe Weiſe der Magnetiſeur eine, dem Manne ſehr beſchwerliche Herrſchaft über das ganze Haus erhalten. Noch nicht genug! Solche Kleinmüthige führen wir eine Stelle an, die in einer in Petersburg erſchienenen Schrift: Coup d'oeil sur le magnetisme animal enthalten ſeyn ſoll, und die überſetzt alſo lautet: „Dieſe Herrſchaft des Magnetiſeurs über ſeinen Patienten, die eines unbeſchränkten Herrn über ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Sclaven, welchen Reiz muß ſie nicht für Jeden haben, der den Umfang ſeiner Macht auszudehnen liebt? und wie wenige Weiſe ſind frei von dieſem Triebe? Was ſoll aus der Freiheit des Einzelnen werden, wenn mit oder gegen ſeinen Willen, jeder Einzelne ſie ihm entreißen kann? — Die menſchliche Geſellſchaft, welche trachtet die Gränzen der Vernunft und moraliſchen Freiheit zu erweitern, wird künftig aus Tyrannen und Sclaven beſtehen, die ſich wechſelsweiſe alles deſſen berauben werden, was die Menſchheit Großes, Koſtbares und Heiliges beſitzt. Man wird einwerfen, nur die Kranken könne man ſo unterjochen; allein wer iſt denn ganz geſund in den gebildeten Claſſen? und, nach den Grundſätzen des Magnetiſeurs, iſt die Ueberlegenheit der phyſiſchen Kräfte und des Charakters hinreichend, um jenen gefährlichen Einfluß hervorzubringen. In Frankreich magnetiſirt man Dutzende von Bauern in einer Kette auf Einmal; und geſetzt, dieſer Einfluß erſtrecke ſich nur auf Kranke; rühmen ſich nicht viele Magnetiſeurs deren bei Hunderten behandelt zu haben, die ſtets mehr oder weniger innig mit ihnen verbunden bleiben?“ — Und an einer andern Stelle ſagt der Verfaſſer, der ein Profeſſor der Phyſik ſeyn ſoll: „wenn ihr dieſe unglaublichen Dinge glaubt, ſo „behauptet ihr, daß ein Menſch, ein erbärmliches „Weſen wie ihr und ich, mit den unveränderlichen „Geſetzen der Natur ſein Spiel treiben, die Kräfte „des menſchlichen Verſtandes nach Belieben vermehren, „die geſellige Ordnung abändern könne, und Alles mit „mehr Leichtigkeit, als man einem Kinde einen Zahn „auszieht.“

Gewiß werden Ew. Wohlgeboren mich bedauern, daß ich hier in der kleinen Stadt, die ich bewohne, mit ſo ſtupiden Menſchen zu kämpfen habe. Wie glücklich iſt man dagegen in groſen Städten! wo die verdammte Vernunft jetzt immer mehr und mehr dem Ueberſinnlichen Platz macht, und wo jeder Zweifel ſogleich durch die bekannte Stelle aus dem Shakeſpear niedergeſchlagen wird: „es giebt mehr Dinge „im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit „ſich träumt.“

Ach! ſollten Sie es glauben, hochgeehrter Herr! die Diſputare, von welchen ich ſo eben erzählt habe, ſind noch nicht die ſchlimmſten; es giebt hier ſogar noch Leute, die mir alle Wunder des Magnetiſmus keck abläugnen. Sie berufen ſich auf das Urtheil der Franzöſiſchen Commiſſarien, welche jene Wunder durch Täuſchung, Einbildungskraft, unwillkührliche Nachahmung, Hautreiz, Kitzel, Geſchlechtstrieb und abſichtlichen Betrug erklärt haben. Sie ſagen: ſo lange auf Einer Seite die berühmten Namen Franklin, Bailly, Lavoiſier u. ſ. w., auf der andern die Namen Wienholt, Gmelin, Kluge ſtehen; ſo lange könne einem vernünftigen Laien nicht verargt werden, wenn er Jenen und ſeiner geſunden Vernunft mehr Glauben beimeſſe.

Dann führen ſie auch unaufhörlich den freilich ſeltſamen Umſtand mir zu Gemüthe, daß die Clairvoyanten immer nur Frauenzimmer ſind; denn obgleich Herr Doctor Kluge beſtändig der Kranke ſage, ſo wäre in allen ſeinen Beiſpielen doch immer nur von einer Sie die Rede. Das ſey verdächtig; denn man wiſſe ja wohl, was man den Frauenzimmern einbilden könne. Ja, wenn die Herren Magnetiſeurs einen einzigen, kalt prüfenden Mann aufſtellen könnten, der ihre Wunder an ſich ſelbſt erfahren, ſo möchte es noch hingehen; allein ſo lange die Kunſt Clairvoyance hervorzubringen, ſich immer nur auf Frauenzimmer beſchränke, ſo lange müſſe man billig den Kopf ſchütteln.

Um dieſen ungereimten Satz zu beweiſen, berufen ſie ſich unter andern auf die Hexen, die vormals auf den Blocksberg ritten, dort mit dem Satan in fleiſchlicher Gemeinſchaft lebten, und, wenn ſie vor Gericht geſtellt wurden, Alles, was ſie geſehen, gehört und gefühlt, ſehr umſtändlich beſchrieben, auch ſogar ihr Zeugniß durch den Tod auf dem Scheiterhaufen beſiegelten. Nun meinen die Herren, wenn die Einbildungskraft ein Frauenzimmer ſolchen Unſinn überreden könne, ſo ſey ſie auch im Stande eine Clairvoyante zu behexen.

Darauf habe ich denn, wie billig, geantwortet, daß ja noch gar nicht erwieſen ſey, daß jene Hexen die Unwahrheit geſagt, und daß wir, Gott ſey Dank! in Zeiten leben, wo hoffentlich auch der Blocksberg wieder zu Ehren kommen wird.

Ich erinnerte ferner an Leſſing's Ausſpruch: die Natur wollte das Weib zum Meiſterſtücke machen; ſie vergriff ſich nur im Thon, ſie nahm ihn zu fein; und ſo erklärte ich genügend, wie es zugehe, daß nur die Frauenzimmer durch den Magnetiſmus ſo herrlich afficirt werden.

Endlich ſtellte ich meinen Gegnern auch noch vor, daß ja nicht bloß die Herren Wienholt, Gmelin und Kluge die Wunder des Magnetiſmus predigten, ſondern daß auch viele angeſehene und vernünftige Männer als Zeugen herbeigerufen, durch die Kraft der Wahrheit überwältigt, laut und öffentlich, mündlich und ſchriftlich alle jene Wunder bezeugt hätten.

Sie gaben mir das zu, ſetzten mir aber das Beiſpiel der Wunder des heiligen Paris auf dem Kirchhofe St. Medard entgegen, wo gleichfalls angeſehene Männer und Gerichts-Perſonen in eignen Protokollen die Wunder beglaubigten, über die heutzutage Jedermann nur lache.

Das Letztere läugnete ich ſtandhaft. Ich ſelbſt lache gar nicht darüber, und ich bin gewiß, ſo wie ich meine Zeitgenoſſen kenne, daß der heilige Paris recht Vielen wiederum ein Gegenſtand der Verehrung geworden.

Doch ich habe von dem Eifer für die gute Sache mich verleiten laſſen, von meinem Hauptgegenſtande abzuſchweifen. Nur mit neuen, die Wahrheit beſtätigenden, Wundern wollte ich Sie unterhalten. Mein zweiter Brief wird Ihnen ein ſolches mittheilen. Jetzt muß ich noch ſieben Frauenzimmer, drei Gläſer mit

Waſſer und 4 Bäume magnetiſiren, auch noch einen Brief ſchreiben, der einer Clairvoyante verſiegelt auf die Herzgrube gelegt werden ſoll, damit ſie leſe, was ſie zu thun hat. (Im Vorbeigehen, ich magnetiſire auch die Suppen, und werde nächſtens einen Verſuch mit einer Paſtete machen, denn ich ſehe nicht ein, warum das Waſſer allein dieſen Vorzug genießen ſollte.)

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſter Diener
D. Brille.

N. S. Das große D. vor meinem Namen werde ich künftig weglaſſen, denn Gott ſey Dank! man braucht nicht mehr promovirt zu werden, um das große, das einzige Heilmittel kräftig anzuwenden.

Zweiter Brief.

Ich eile, mein Verſprechen zu erfüllen. Doch ehe ich Ihnen die wundervolle Begebenheit mittheile, muß ich Sie zuvor an eine ähnliche erinnern, welche Kluge S. 183 geliefert hat. Der kränkliche Vater einer Clairvoyante ſaß um halb zwei Uhr in der Nacht wachend im Bette, und hatte den Kopf in die Hand geſtützt. Plötzlich hört er eine Thür aufgehen, die zu dem Hinterſaale und durch dieſen zu ſeinem Comptoir führte. Er rief: wer da? erhielt aber keine Antwort und die Thür wurde wieder zugemacht. Er weckt ſeine Frau, er klingelt, kein Domeſtik erſcheint. Die Frau ſteht auf, hält Runde im Hauſe, findet Alle im Bette, ſagt ihnen, was vorgegangen, verbietet aber auf das ſtrengſte, es der Kranken zu erzählen, die denn auch nichts davon weiß. Sobald ſie aber in den magnetiſchen Schlaf verfiel, berichtete ſie umſtändlich: ihr Vater habe im Bette geſeſſen, den Kopf in die Hand geſtützt, die Saalthür ſey aufgegangen, er habe gerufen, wer da? u. ſ. w. Man vermuthe Diebe, und nicht mit Unrecht; denn die Köchin ſey es geweſen, in einem rothen Rocke, mit einem Stückchen Licht in der Hand. Noch habe ſie nicht ſtehlen wollen, ſondern nur die Gelegenheit dazu auserſehn. Die Köchin erhielt hierauf unter einem Vorwande den Abſchied.

Nun vernehmen Sie, was ſich hier begeben. Der gichtbrüchige Gatte einer Clairvoyante ſitzt um Mitternacht ſtöhnend in ſeinem Bette, ſie aber ſchläft ruhig. Plötzlich hört er über ſich auf dem Boden ein Getrappel, ein Hin- und Herrauſchen, ja ſogar pfeifende Töne vernimmt er deutlich. Er macht Lärm, die Domeſtiken ſtürzen herbei, Laternen werden angeſteckt, der ganze Boden unterſucht; man findet aber nichts als Ratten. Der Mann beruhigt ſich dabei, ſchickt ſeine Leute wieder zu Bette und freut ſich, daß ſein liebes Weibchen bei alle dem Lärm feſt geſchlafen hat, ſagt ihr auch am andern Morgen nichts. Doch kaum iſt ſie in den magnetiſchen Schlaf verfallen, ſo weiß ſie Alles, beſchreibt die Schlafjacken der Bedienten, die zerbrochene Hauslaterne, und erinnert ſich ſogar, daß die Ratten, die auf dem Boden ihnen entgegen geſprungen, grau geweſen. Sie erklärt aber dieſe Ratten für unſchuldig. Ein junger naſeweiſer Schreiber, der im Hauſe wohnt, und der bisweilen ziemlich laut über ihre Kriſen geſpöttelt hat, iſt der Urheber des Unfugs geweſen, er hat eine Magd beſuchen wollen, die auf dem Boden ſchläft.

Der Mann hat ſeinem Schreiber dergleichen ſonſt nicht zugetraut, geräth in Harniſch, jagt ihn aus dem Hauſe, und erzählt überall, wie er durch die heuchleriſche Sittſamkeit dieſes Menſchen getäuſcht worden ſey. Der Schreiber hat eine liebenswürdige Braut, die deßhalb mit ihm bricht, obgleich der Unverſchämte ſeine Unſchuld mit Eiden betheuert. Wo nahm er die Stirn her, einer Clairvoyante zu widerſprechen! Ihm glaubt Niemand, er iſt ohne Brod, ohne Geliebte, und ſtürzt ſich in's Waſſer.

So herrlich hat der Magnetiſmus ſich abermals offenbart. Aber gleich ſind wieder die vermaledeiten

Krittler bei der Hand. Großer Gott! ſprechen ſie feierlich: wer iſt denn künftig noch ſeines Lebens und ſeiner Ehre ſicher, wenn das erſte beßte verrückte Weib ſchlafend ihm Verbrechen ſchuld geben darf, und er, ohne weitern Beweiß, für eine Handlung beſtraft wird, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen. Jene Köchin wurde zwar unter einem Vorwand aus dem Hauſe geſchickt (weil man gar keinen Beweis gegen ſie hatte), aber ſie wurde doch ihres Unterkommens beraubt und vielleicht unglücklich gemacht, bloß weil die Mamſell Clairvoyante ſchlafend ſie in einem rothen Rocke mit einem Stümpfchen Licht geſehen. Wäre es denn nicht die Pflicht der Obrigkeit ſolchem Unfug zu ſteuern? Sie ſelbſt verdammt Niemand ohne Beweis, und einer ſchlafenden Dirne ſoll vergönnt ſeyn, mit dem ehrlichen Namen ihrer Hausgenoſſen nach Belieben zu ſchalten? —

Leſen ſie doch nur, erwiederte ich: Kluge ſagt ausdrücklich: „erſt nach mehreren Nachforſchungen und der gefundenen Beſtätigung des Geſagten, habe die Köchin den Abſchied erhalten.“

Man antwortete mir: hier habe weder Nachforſchung noch Beſtätigung Statt gefunden, denn es ſey durchaus keine andere Quelle vorhanden geweſen, als das Delirium der Clairvoyante; darum habe man auch die Köchin unter einem Vorwande fortgeſchickt, deſſen man ſonſt gar nicht bedurft hätte.

Man citirt dabei Jung's Theorie der Geiſterkunde S. 47, wo der fromme Verfaſſer den Magnetismus eine höchſt gefährliche Sache nennt; und — „wenn man ihn gebrauche um Geheimniſſe zu erforſchen — eine Zauberei: Sünde ein Laſter der beleidigten Majeſtät Gottes.“

Man beruft ſich noch auf eine andere Geſchichte, die Kluge S. 200 erzählt. Ein Fremder kam mit Empfehlungsſchreiben eines angeſehenen Kaufmanns aus England nach Bremen, und war öfters gegenwärtig, wenn **Wienholt** eine Clairvoyante in magnetiſchen Schlaf verſetzte. Allein jedesmal bekam ſie die heftigſten Convulſionen, und erklärte endlich: „der Fremde ſey ein ſchlechter Menſch, deſſen Seele Leidenſchaft und Wolluſt eingenommen, und der ſich mit unreinen Begierden auf ſie fixirt habe.“ Bei näherer Erkundigung ſoll ſich Alles beſtätigt haben. Der Zutritt wurde ihm verſagt: er entfernte ſich betroffen und mit ſpöttiſcher Artigkeit.“

Nun meinen die Herren, der Fremde ſey noch ſehr gütig geweſen, bloß durch ſpöttiſche Artigkeit ſich zu rächen; er hätte der Mademoiſelle, die ihn in ganz Bremen zum ſchlechten Menſchen machte, einen Injurien-Prozeß an den Hals werfen, oder wenigſtens ſagen können: „was bilden Sie ſich ein? nur Gott kann den Menſchen in das Herz ſehen. Ihre reizenden Convulſionen haben nicht die mindeſte Begierde in mir erweckt, und, wenn Sie ſich unterfangen zu ſagen, ich ſey ein ſchlechter Menſch, ſo haben Sie wenigſtens Ruthen verdient.“

Eine Clairvoyante Ruthen! ach, wohlgeborner Herr! was ſoll daraus werden, wenn nicht die Obrigkeit den Weibern die Mäuler ſtopft? Das könnte am füglichſten geſchehen, wenn man künftig bei jedem Criminalgerichte eine Fräulin Aſſeſſorin Clairvoyante anſtellte, die, wenn die Verbrecher nicht bekennen wollten, mit ihnen in Rapport geſetzt, ſchlafend ihre Verbrechen enthüllte, worauf ſie dann ohne Weiteres gehangen werden könnten.

Ew. Wohlgeboren
betrübter Brill.

Dritter Brief.

Ach! wohlgeborner Herr! ich komme noch von Sinnen über die hartnäckige Ungläubigkeit meiner Landsleute. Sie ſind unermüdet, über das gediegene Werk unſers wackern Kluge zuſpotten. Sie behaupten: gleich der Titel ſey falſch, denn er müſſe heißen: vollſtändige Sammlung alles deſſen, was alte Weiber jemals geglaubt haben. Es iſt wahr, alte Weiber haben ſich jederzeit durch den Glauben beſonders ausgezeichnet; aber iſt es nicht ſündlich, eine Gabe zu verſpotten, ohne welche heutzutage kein Heil auf Erden gefunden wird? und beſteht nicht eben darin ein großes Verdienſt des Klugiſchen Werkes, daß es alle die verkannten Wohlthaten der unbegreiflichen Natur: die Träume, die Ahnungen, die Weiſſagungen, die Beziehungen mit der Geiſterwelt, die Amulete, die Zaubertränke, das Beſprechen, das Anhauchen, das Handauflegen ꝛc. ꝛc. wieder zu Ehren bringt?

Der Eine will ſich todt darüber lachen, daß ein gewiſſer Helmont, nachdem er ein wenig von der Wurzel des Napellus gekoſtet, zwar plötzlich den Kopf verloren, aber ihn auch eben ſo ſchnell in der Magenmündung wieder gefunden, und in dieſer ſchärfer gedacht habe als ſonſt, indem ſich die Denkkraft mit ungewöhnlichem Wonnegefühl durch den Magen verbreitet habe. (S. 17.) — Es iſt freilich wahr, daß man bisher ganz allgemein das Gehirn für das Organ der Denkkraft gehalten: aber beweiſt denn der Magnetiſmus nicht unwiderſprechlich, daß man völlig hirnlos ſeyn und doch denken kann? iſt es nicht ein großer Troſt für alle diejenigen, die das Unglück haben, geköpft zu werden, daß ſie mit ihrem Kopfe hier nichts Bedeutendes verlieren, ſo lange ſie nur den Magen behalten? — Darf man jetzt noch irgend einem Leckermaule verwerfen, er mache ſeinen Magen zum Gotte? iſt es nicht heilige Pflicht, die Denkkraft ſo viel möglich zu unterſtützen? und wie kann das anders geſchehen als durch Speiſen? Ein zuſammengeſchrumpfter Magen wird ſchwerlich große Gedanken hervorbringen. — Ueberhaupt iſt die nunmehr erlangte Gewißheit, daß das Gehirn keineswegs ein Privilegium zu denken beſitzt, höchſt fruchtbar an neuen Hoffnungen. Wer weiß, ob nicht mit der Zeit ein Podagriſt es ſo weit bringen werde, mit ſeiner großen Zehe zu denken? denn wenn die Magen-Mündung denken kann, warum nicht auch die große Zehe? Gott iſt mächtig in dem Schwachen!

Ein Anderer wundert ſich, daß Kluge, unter den Aegyptiſchen Hieroglyphen, die er S. 19 auf den Magnetismus bezieht, nicht auch die Schlange genannt hat, die ſich in den Schwanz beißt, und die man bisher fälſchlich für ein Sinnbild der Ewigkeit gehalten hatte. Dieſe Schlange beiße ſich keineswegs in den Schwanz, ſondern ſie hauche ihn nur an, wodurch er magnetiſirt und ohne Zweifel zu denken fähig werde.

Ein Dritter räth, die Wiegen abzuſchaffen, und vor allen Dingen die Ammen das Magnetiſiren zum lehren, damit ſie mit Plautus ſagen können: quid, si ego illum tractim tangam, ut dormiat? —

Ein Vierter fragt, warum Hr. Kluge (S. 49) es für Charlatanerie halte, daß man zu Clarenton ſchon angefangen, Pferde zu magnetiſiren? Ob denn nicht ein Pferd in ſeiner Art ein eben ſo edles Geſchöpf ſey, als ein Bauer? Ob es nicht auch eine Nerven-Atmoſphäre beſitze? und ob, da der Magnetiſmus höhere, ungekannte Kräfte wecket, man nicht vielleicht durch ihn den Thieren die Sprache verleihen könne? welches zur Entdeckung vieler Natur-Geheimniſſe führen würde.

Ich kann Ew. Wohlgeboren nicht verhehlen, daß dieſer Spott den ernſtlichen Wunſch in mir erweckt hat, ſolche Verſuche anzuſtellen. Daß die Thiere kein Sprachorgan beſitzen, kann die Möglichkeit, ſie ſprechen zu laſſen, nicht entkräften. Wir wiſſen ja nunmehro, daß unſere gewöhnlichen Organe gar nicht vonnöthen ſind, um das hervorzubringen, wozu ſie ſich privilegirt wähnten. Wir wiſſen, daß man ohne Augen ſehen und daß die Magenmündung nicht allein eben ſo gut, ſondern ſogar beſſer denken kann, als der Kopf, warum ſollte denn nicht auch, zum Beiſpiel der Nabel eben ſo gut ſprechen können, als die Zunge? Wer weiß ob Diderot's bijoux indiscrets ein bloßes Mährchen ſind? — Wer weiß, ob nicht die bekannte Sage: mein kleiner Finger hat mir das vertraut, mehr Wahrheit enthält, als wir gewöhnlich glauben? — und, wieder auf die Pferde zu kommen, was meinen Ew. Wohlgeboren, wenn ein ganzes Cavalerie-Regiment auf magnetiſirten Pferden ritte, und der Trompeter auf einer magnetiſirten Trompete blieſe — und vollends, wenn der Feldherr den Plan zur Schlacht mit der Magen-Mündung machte — ſollte da nicht der Feind in Convulſionen verſetzt werden?

Ein Fünfter fragt: woher Hr. Kluge wiſſe (S. 58) daß Franklin wegen Kränklichkeit den wenigſten Antheil an der Commiſſion genommen, welche in Frankreich den Manegtiſmus niederdonnerte? — Franklin habe das Gutachten unterſchrieben, und Franklin ſey allbekanntlich ein ſo vorurtheilsfreier, über jeden Tadel ſo hoch erhabener Mann geweſen, daß ſein Urtheil ewig vernichtend bleiben werde. — Dieſen Einwurf habe ich ſtets ſiegreich beantwortet. Franklin, habe ich geſagt, hat in ſeinem Leben nicht mit der Magenmündung gedacht, folglich nie ſo ſcharf und

Univ. München

ſo klar, als ein Menſch, der die Wurzel des Napellus gekoſtet hat, oder, welches auf Eins herauskommt, der magnetiſirt worden iſt.

Ein Sechſter fragt: woher Herr Kluge wiſſe (S. 71), „daß die Exiſtenz der menſchlichen Seele, obgleich ſie noch niemals phyſiſch erwieſen worden, doch immer mit voller Ueberzeugung angenommen werde?“ es gebe, Gott ſey Dank (ich ſpreche leider!) noch Menſchen genug, die den Beweis für die Exiſtenz ihrer Seele noch nie im Magen gefunden hätten.

Ein Siebenter behauptet, die Herren Magnetiſeurs ſtünden ſelbſt miteinander darüber im Widerſpruche, ob das Magnetiſiren ihnen Kraftverluſt verurſache oder nicht. Herr Kluge ſagt ausdrücklich S. 83, „nach einer wirkſamen Behandlung fühlt der Magnetiſeur im Allgemeinen Mißbehagen, Schwäche im Verdauungsſyſteme u. ſ. w. Viele Andere empfinden von alle dem nichts. Daraus will man nun den ungereimten Schluß ziehen, daß, wenn die Magnetiſeurs nicht einmal recht wiſſen, was ſie ſelbſt empfinden, ihnen noch weniger zu trauen ſey, wenn ſie die Empfindungen Anderer beſchreiben.

Ein Achter will zugeben, daß durch die Fingerſpitzen des Magnetiſeurs ein Stoff mitgetheilt werde, den dieſer verliere. (S. 85) Allein er meint, wenn es einen ſolchen Stoff gäbe, ſo müßte er nicht bloß in dem Augenblick ausſtrömen, wo der Magnetiſeur es haben will, ſondern immer fort, auch ohne ſeinen Willen und folglich müßte jeder Menſch, der zu magnetiſiren fähig iſt, auch immerfort Kraftverluſt erleiden. Er ſtellt ſich den magnetiſchen Strom als eine ſehr feine Ausdünſtung vor, die der Menſch willkührlich eben ſo wenig unterbrechen könne, als jede andere Ausdünſtung.

Dieſer gute Mann hat vergeſſen, was der Wille vermag. Nur wenn der Magnetiſeur will, ſtrömt ſein Fluidum. Aber folglich hat der Wille auch wiederum ſeinen Willen, der nicht immer will. Herr Kluge hat das an ſich ſelbſt erfahren, denn es währte lange, ehe er wirkſam magnetiſiren konnte; bloß weil ſein Wille nicht recht wollte. Und leider muß ich mein eignes Beiſpiel hinzu fügen! ich habe ſtets den Willen meine Patienten zu heilen, aber mein Wille muß doch noch nicht ſo recht willenhaft ſeyn, denn ſie bleiben faſt Alle krank.

Ein Neunter — ich möchte ihn einen Böſewicht nennen — glaubt in der Bemerkung, die Kluge S. 87 mittheilt, daß nämlich „der Magnetiſmus das kräftigſte Mittel ſey, die Menſtruation wieder herzuſtellen,“ einen Beweis gefunden zu haben, daß Alles großentheils auf erregten Geſchlechtstrieb hinauslaufe. Er nennt den Magnetiſmus eine feinere Art von Beiſchlaf, und meint, Jeder könne den Vergleich ohne weitere Andeutung ſehr leicht durchführen. Kraft empfangen und Kraft verlieren, ſey hier wie dort die Hauptſache.

Ein Zehnter ſchüttelt über das Taſchenſpieler-Stückchen, das Gmelin (S. 111.) angewandt, indem er aus einem Spiel Karten eine herausgezogen, und ſie ſeiner Clairvoyante auf die Herzgrube gedrückt, die dieſe dann richtig errathen habe, den Kopf. Er ſpöttelt auch über den verſiegelten Brief, den (S. 193) Dampierre ſeiner Clairvoyante auf die Herzgrube legte, und den ſie las, wie unſer Einer das Vaterunſer. Er meint, jeder Poſtmeiſter ſolle ſich eine Frau oder Tochter zulegen, die dieſe Kunſt verſtehe, ſo könne er ſich die Mühe ſparen, auf höchſten Befehl die Briefe zu erbrechen. Mir ſcheint, der Gedanke ſey ſo übel nicht. Der Magnetiſmus wird überhaupt noch viel zu wenig benutzt; allein ich hoffe, es werde eine Zeit kommen, wo er nicht mehr bloß für den Magnetiſeur, ſondern auch für die Clairvoyante eine Brodwiſſenſchaft ſeyn werde; es gäbe zum Exempel ein trefliches Unterkommen für alte Jungfern, die entweder in beſoldeten Dienſt als Hof-Clairvoyanten treten, oder ſich auch für einzelne Fälle an Privatleute vermiethen könnten.

Ein Eilfter ſchlägt vor — was ich auch ſehr thunlich finde — die Clairvoyanten in dringenden, Fällen als Telegraphen zu gebrauchen; denn es iſt bekannt (S. 115), daß, wenn Einer im dritten Zimmer etwas Geſchriebenes mit der flachen Hand bedeckt, zugleich mit der andern Hand einen von den Anweſenden berührt, und ſo, wie bei elektriſchen Verſuchen, durch wechſelſeitiges Halten der Hände eine Kette bis zu der Kranken gebildet wird, welcher ſodann der letzte die Hand auf die Herzgrube legt, ſie jenes Blatt im dritten Zimmer ganz vortreflich lieſ't. Dieſer Verſuch ließe ohne Zweifel von Petersburg bis Liſſabon ſich ausdehnen, und ſo erführe der Kaiſer von Rußland auf der Stelle, was ſein Miniſter in Liſſabon geſchrieben hat, oder was der König von Portugal in ſeiner verſchloſſenen Hand hält. (S. 114).

Ein Zwölfter meint (ich glaube mit Recht), alle Heilige wären Magnetiſeurs geweſen, denn der Heiligenſchein, den man an ihnen gewahr geworden, ſey offenbar derſelbe Glanz, der nach Kluge S. 118, gleich dem elektriſchen Feuer den Magnetiſeur umgiebt. Freilich ſieht nur die Clairvoyante dieſen Glanz, und zwar nur mit der Magen-Mündung;

aber Ew. Wohlgeboren glauben nicht, wie wohl es mir thut, einen ſolchen Heiligenſchein um mich her zu denken. Oft, wenn ich mitten unter Spöttern ſtehe, und nicht mehr aus noch ein weiß, erhebt mich der Gedanke: „Ihr Wichte! wären eure Magen nur „im Stande den Glanz zu ſehen, der mich umgiebt, „ihr würdet eure elende Vernunft ſogleich gefangen „nehmen.“

Ein ganzes Dutzend ſolcher Wichte habe ich in dieſem Briefe Ihnen vorgeführt, und leider werde ich nächſtens mit einem zweiten Dutzend aufwarten müſſen. Laſſen Sie mich nur erſt neue Kräfte ſammeln, denn ich bin ſo erſchöpft, als ob ich die Pferde in Clarenton magnetiſirt hätte.

Ew. Wohlgeboren

gläubiger Brille.

Vierter Brief.

Ich muß Ew. Wohlgeboren einige Verlegenheiten mittheilen, in welchen ich mich befinde. Ich behandle eine Somnambüle, die durchaus ihre Teutſche Mutterſprache nicht hören will. Nun findet ſich freilich auch in Wienholt's Schriften ein ſolches Beiſpiel (Kluge S. 124), aber jene, die weder Holländiſch noch Teutſch hören wollte, ließ doch wenigſtens Franzöſiſch mit ſich reden, und das war natürlich; denn die Teutſchen Frauenzimmer der höhern Stände haben ja von jeher ihre Mutterſprache verachtet und thun es auch jetzt wieder; weßhalb ich im letzten Kriege von einem Franzöſiſchen Trommelſchläger, der bei mir im Quartiere lag, ein wenig Sacre bleu gelernt habe. Allein leider iſt meine Somnambüle ſo ganz aus der Teutſchen Art geſchlagen, daß ſie auch nicht einmal Franzöſiſch hören will, ſondern — ſtellen Sie ſich um Gottes willen vor! — nur Otaheitiſch! — in unſerm ganzen Städtchen iſt kein Menſch, der nur ein Wort davon verſteht, auch nicht einmal Jemand, der Adelungs Mithridat beſitzt oder Vater's Wort-Sammlungen; ich bin daher oft genöthigt, wenn mich das Teutſche übereilt, meinen Finger auf den Mund zu legen, wie der Gott des Schweigens.

(Im Vorbeigehen: nicht wahr, der ausgeſtreckte Finger dieſes Gottes deutet offenbar auf Magnetismus? und lehrt uns das Geheimniß, geſchwätzige Weiber zum Schweigen zu bringen. Kluge lehrt S. 358. wie man die Lippen ſtreichen muß, um ſie feſt zu verſchließen.)

Eine andere Verlegenheit verurſacht mir die Behauptung meiner Somnambüle: ich ſtänke nach Schwefel, als ob ich aus der Hölle käme. Ich muß mit Fiſcher mich tröſten, deſſen Athem ſogar bisweilen nach Phoſphorus roch. (Kluge S. 129). Ich bin nur froh, daß meine Frau nichts davon riecht. Sie dürfen aber nicht glauben, daß meine Somnambüle mit der Naſe röche? Nein, ſie riecht Alles mit der Herzgrube, und wenn ich feinen Tabak ſchnupfe, ſo nieſ't ſie auch mit der Herzgrube.

Eine dritte Verlegenheit entſpringt daraus, daß meine Somnambüle, zwar nicht in Einem Hauſe, aber doch Wand an Wand mit einem Menſchen wohnt, den ſie nicht leiden kann. Wenn nun dieſer Menſch ſeine flache Hand gegen die Wand hält, ſo empfindet ſie die heftigſten Beängſtigungen, gerade wie die, von welcher Fr. Hufeland erzählt (Kluge S. 132). Ich habe nicht ermangelt, den Nachbar davon zu unterrichten, allein er gehört leider auch zu den Spöttern, lacht mich aus, und ſagt, es könne ihm Niemand wehren, in ſeinem Zimmer die Hand zu legen, wohin ihm beliebe. Uebrigens ſchwört der gewiſſenloſe Menſch, er ſey nicht einmal zu Hauſe geweſen, als die Somnambüle am heftigſten über ſeine Hand geklagt. Außerdem habe ich auch noch meine Noth mit jungen ſchwächlichen Männern, deren Gegenwart ſie nicht leiden kann. Junge ſtarke Männer aber verträgt ſie recht gut. (S. 133.)

In ſo manche Verlegenheiten mich dieſe Somnambüle ſetzt, ſo manche Freude hingegen gewährt mir eine andere, obgleich nur von gemeinem Stande. Ich bin ein feiner Oberſachſe, Ew. Wohlgeboren können ſich daher leicht vorſtellen, daß der hieſige grobe plattteutſche Dialekt mir das Ohr zerreißt. In dieſem ſpricht auch gewöhnlich meine Kranke, denn ſie iſt nie weiter, als bis auf das nächſte Dorf gekommen; aber im magnetiſchen Schlafe redet ſie nicht allein hochteutſch, ſondern auch mit einem feinen Oberſächſiſchen Dialecte, (S. 150), daß ich einen Leipziger zu hören glaube, und ſo ergiebt es ſich, daß ein Magnetiſeur zugleich der beſte Sprachmeiſter iſt.

Dieſelbe Kranke ergötzt mich oft durch eine ſeltſame Grille. Sie wiſſen aus Kluge (S. 151), daß Gmelin einer jungen Dame erwähnt, die im Somnambulismus glaubte, ſie ſey in einem Kloſter in Paris erzogen worden, und während deſſen nicht allein auf das eleganteſte Franzöſiſch ſprach, ſondern auch die Manieren einer gebornen Franzöſin nachahmte. Meine Kranke nährt ein ähnliche Einbildung, aber ſie glaubt nicht im Kloſter, ſondern im Bordell erzogen zu ſeyn, und ahmt daher die Sprache und Manieren der Freudenmädchen nach, welches mit ihrer ſonſtigen Sittſamkeit einen wunderlichen Contraſt bildet. Man ſollte meinen, das widerſpreche der Behauptung: daß eine Somnambüle nie etwas Unlauteres denken könne? Allein das iſt auch nicht der Fall.

Die meinige iſt auch im Bordell die keuſcheſte Perſon von der Welt; es kann nur nicht geläugnet werden, daß eine aufgeregte Phantaſie eine Kranke eben ſowohl dahin, als in ein Kloſter verſetzen kann.

Dieſelbe ſieht mich auch ſtets von hinten, ob ich gleich nicht ermangele ihr jedesmal mein Vordertheil zu präſentiren. Bisweilen hat mich das verdrießen wollen, da ich mir ſchmeichle, daß mein Geſicht gar keine Aehnlichkeit mit meinem salva venia Hintern hat; als ich aber fand, daß es Fiſcher'n ebenſo gegangen (Kluge S. 152), ſo beruhigte ich mich.

Einen hieſigen Gegner des Magnetiſmus habe ich neulich in eine komiſche Verlegenheit geſetzt. Er hat einen Sohn, der meine Somnambüle heirathen wollte, aber nicht durfte, weil der Vater ſie für verrückt erklärte. Natürlich kann ſie den Mann nicht leiden. Um meine Herrſchaft über ſie zu prüfen, befahl ich ihr neulich im magnetiſchen Schlafe, ihm am andern Tage um eine beſtimmte Zeit einen Beſuch abzuſtatten. Sie verſprach es. Erwacht wußte ſie nichts davon, und ich hüthete mich auch wohl, ſie daran zu erinnern. Aber um die feſtgeſetzte Stunde mußte ſie mir gehorchen, und trat mit großem Widerwillen in des Mannes Zimmer. Er erſtaunte und war ſo unhöflich, ſie gleich wieder fortzujagen. Ich entdeckte ihm den Zuſammenhang, da ſagte er mir Sottiſen, und behauptete: ein Magnetiſeur, der ſich erlaube, auf ſolche Weiſe in Familien-Angelegenheiten ſich zu miſchen, verdiene von der Polizei aus der Stadt verwieſen zu werden. Triumphirend ſchlug ich meinen Kluge auf, und zeigte ihm S. 158 eine ganze ähnliche Begebenheit, worauf er verſtummte.

Einen hohen Genuß gewähren mir die Clairvoyanten, die ihr Inneres beſchauen. Eine derſelben leidet an einer Krankheit des uterus. Nun werden Ew. Wohlgeboren aus Ihrem Kluge ſich erinnern, (S. 161) „daß die Clairvoyante mit vorzüglicher Deutlichkeit nur „denjenigen Theil ihres Leibes durchſchaut, über welchen der Magnetiſeur ſeine Hand hält.“ Ich halte folglich meine Hand ſehr ſittſam über ihren uterus und erfahre haarklein, was in demſelben vorgeht. Dann ſteige ich zum Nabel hinauf und höre, daß ein weißer Strick vom Halſe bis dahin geht; dann komme ich an die Schenkel und vernehme, daß der weiße Strick, in Fäden zertheilt, ſich bis zu ihrer Mitte erſtrecke u. ſ. w. (Kluge S. 162.) Sie verſchreibt ſich Arzneien, mit unter giftige, in ſehr ſtarken Doſen (S. 165) und macht mir bittere Vorwürfe, wenn ich, aus der mir noch anklebenden gemeinen Erfahrung, die Doſis mildere.

Hier trikt allerdings bisweilen eine nicht geringe Verlegenheit ein. Kluge ſagt ausdrücklich S. 166: „die Clairvoyante habe eine richtige Erkenntniß ihres innern Zuſtandes, und gebe ein zweckmäßiges „Heilverfahren an.“ Kluge ſagt aber auch ausdrücklich S. 375: „viele Kranke befänden ſich während des „magnetiſchen Schlafes in einem Zuſtande von Dunkelheit und Verworrenheit der Ideen.“ Können Ew. Wohlgeboren mich nicht belehren, welche von beiden Behauptungen die eigentlich wahre iſt? denn ich geſtehe, daß es mir ſcheint, als widerſprächen ſie einander.

Mein Orakel ſagt ferner, S. 167: „die Erfahrung „hat bewieſen, daß alle dergleichen Prognoſtica auf „das Pünktlichſte eintrafen“ und S. 379: „eine „genaue Befolgung der Vorſchriften des Kranken habe „ſtets den vorausgeſagten guten Erfolg.“ Hingegen verſichert es eben daſelbſt: „es könnten Umſtände eintreten, die eine Modification jener Vorſchriften nöthig machten.“

Ach, wohlgeborener Herr! das iſt eine verdammte Klippe! Wer mag immer richtig beurtheilen, ob die Clairvoyante eine wahre oder falſche Prophetin war? Ich bekenne Ihnen mit weinenden Augen, daß ich neulich einer ſolchen, im Vertrauen auf Wienholt und Kluge, eine Unze Arſenik verſchrieb, weil ſie es durchaus verlangte, daß ſie aber jetzt in jenen ſeeligen Gefilden wandelt, in welchen die lieben Engelein in lauter Herzgruben wohnen.

So ſchlimm iſt es mir freilich nur Einmal ergangen, aber eine andere fatale Erfahrung habe ich ſchon mehrere Male gemacht. Eine meiner Kranken bekam die Gicht, weil ich derſelben unterworfen bin, und eine andere die Gelbſucht, weil ich dieſelbe, im Diſputiren mit unſern Gegnern, mir an den Hals geärgert hatte. Die Letztere habe ich wieder curirt, allein die Erſtere hat die Gicht noch immer, und ich erlerne daraus die Wahrheit deſſen, was Kluge S. 169 verſicherte: „daß nämlich der Magnetiſeur ſeine „eigene Krankheit überträgt, und daß dieſe ſodann „auch im wachenden Zuſtande fortdauern könne."

Das hätte auch ſonſt nicht viel zu bedeuten, wenn nur die Spötter nicht daraus einen neuen Grund ſchöpften, vor dem Magnetiſmus zu warnen. Sogar auf verrufene Krankheiten ſpielen ſie an, und meinen, es ſey möglich, daß die unſchuldigſte Perſon auf ſolche Weiſe von ihrem Magnetiſeur angeſteckt werde.

Ich ſetze dem entgegen, daß Kluge ja ausdrücklich verlangt S. 314, daß der Magnetiſeur an Seel und Leib geſund und ſtark ſey; folglich dergleichen ſich gar nicht denken laſſe. Was meinen Sie, was man mir antwortet? — Herr Kluge möge immerhin geſund und ſtark an Leib und Seele ſeyn, das wolle man keineswegs bezweifeln (obgleich ſeine ſtupende Gläubigkeit eben kein Beweis von Seelenſtärke ſey); ob er aber auch dafür ſtehen könne, daß alle ſeine Collegen eines gleichen Ruhmes würdig ſind? — ob der Magnetiſmus nicht ein ſo einträgliches Handwerk geworden ſey, daß ſich wohl vermuthen laſſe, der Bedürftige oder Habgierige werde es nicht ſo genau mit den erforderlichen Eigenſchaften nehmen? und ob in jedem Falle nicht eine ſtrenge Prüfung vorausgehen müſſe, ehe man Creti und Pleti erlauben dürfe, mit der menſchlichen Geſundheit zu ſpielen? — Bisher, ſagen ſie, war dazu bloß eine Doctor-Promotion vonnöthen, und mediciniſche Kenntniſſe gaben auch einem ſchlechten Menſchen das Recht zu prakticiren; denn man hielt mit Recht dafür, daß ein ſolcher dennoch ein guter Arzt ſeyn könne. Nun aber verhält es ſich ganz anders. Hippocrates ſelbſt, mit unlautern Geſinnungen, würde als Magnetiſeur zum Mörder werden. Es iſt folglich durchaus nothwendig, um dem Publicum Vertrauen einzuflößen, daß man auf allen Univerſitäten Tugend-Facultäten errichte, und daß Keinem das Magnetiſiren verſtattet werde, der nicht zum Doctor der Tugend rite promovirt worden iſt. Hingegen kann man ihm den doctor medicinae erlaſſen.

Lieber Gott! welch' eine Kleinigkeits-Krämerei! Der Magnetiſmus läutert die Seele, und, wenn ein geſunder Mann (S. 315) nur nicht jünger als 25. und nicht älter als 50 Jahre iſt, (vermuthlich darf er auch kein Caſtrat ſeyn) ſo wird ſich das Uebrige finden. Er kann ja ohnehin dem Blicke der Clairvoyante nicht entgehen. Sie darf ja nur eine Glasplatte, ein Stück Papier oder Mouſſelin von ihm fordern, welche er einige Tage auf der bloßen Herzgrube getragen, und die ſie nunmehr auf die ihrige legt, ſo wird ſie ſeine innern Zuſtände deutlich fühlen und erkennen, wenn er auch viele Meilen von ihr entfernt wäre.

Beiliegend habe ich die Ehre Ew. Wohlgeboren eine ſolche Glasplatte zu überſenden. Belieben Sie dieſelbe auf Ihrer Herzgrube zu tragen, ſo werden Sie bald gewahr werden, daß ich bin und bleibe

der ehrliche Brille.

Fünfter Brief.

O Jemine! wohlgeborner Herr! ich habe bisher durchaus nicht glauben wollen, daß es auch boshafte Magnetiſeurs geben könne, aber leider iſt mir der

Glaube auf eine recht verdrüßliche Weiſe aufgedrungen worden. Hören Sie meine Geſchichte!

Einer meiner Herren Collegen magnetiſirte ein junges reiches Mädchen ſchon ſeit zwei Jahren. „Es iſt doch fatal,“ ſagte ich einmal zu meinem Sohne, „daß der Doctor Manipulus mir die reiche Kranke weggeſchnappt hat, da ſie in die angenehme Claſſe derjenigen gehört, die den Glauben an den Magnetiſmus nicht verlieren, wenn ihnen auch gar nicht geholfen wird.“ — „Wiſſen Sie was, Papa?“ erwiederte mein Söhnlein, ich will die Somnambule heirathen ſammt ihren Metallen, vor welchen ſie, qua Somnambule, ohnehin einen Abſcheu hat.“

Ew. Wohlgebornen errathen ſchon aus dieſer klugen Rede, daß mein Söhnlein weder auf den Kopf noch auf den Magen gefallen iſt. Dabei iſt er auch ein hübſcher ſtämmiger Burſche, folglich war gar nicht zu befürchten, daß ſeine Bemühung der Kranken unangenehm ſeyn werde. Ich ſprach fiat! gehe hin mein Sohn, und thue, wie du geſagt haſt. Er aber gieng hin und eröffnete ſeine keuſchen Wünſche.

Anfangs meinte ſie zwar, es ſey ein ſchlechter Menſch, und habe ſie mit unreinen Begierden fixirt. Weil aber doch vom älteſten Magnetiſmus auf Erden nämlich vom Heirathen die Rede war, ſo nahm ſie es ad deliberandum, mochte ſich auch wohl mit ihrem Magen-Munde zuvor berathen; kurz, in drei Tagen hatte er das Jawort. Das kam dem Doctor Manipulus ungelegen, allein er fixirte ſie vergebens mit ſeinem Willen, und der Hochzeittag ward anberaumt.

Ich kann Ew. Wohlgeboren verſichern, daß ich die ſchönſten und koſtbarſten Anſtalten dazu getroffen hatte. Unter Andern war ich geſonnen, anſtatt der vielen hitzigen Weine, die Hochzeitsgäſte mit magnetiſirtem Waſſer zu tractiren, und hatte zu dieſem Behufe bei mehreren offenen Zubern die Pugnal-Manipulation angewandt, auch fleißig comprimirt, ſpargirt und mit gläſernen Stäben umgerührt.

Schon waren die Gäſte verſammelt, und der geiſtliche Magnetiſeur hatte ſich auch ſchon eingefunden, nur die Braut kam nicht. Nach langem Warten begab ich mich ſelbſt in ihre Behauſung, um ſie abzuhohlen. Ach wohlgeborner Herr! da fand ich die Beſcherung! der boshafte Doctor Manipulus hatte, wie Jördens und Fiſcher (Kluge S. 360) ſich hinter ihren Stuhl geſtellt, und durch die doppelte Pugnal-Manipulation ſie ſo feſt auf dieſen Stuhl fixirt, daß kein Menſch als Er im Stande war, ſie davon loszureißen. Er aber war davon gegangen, über Land gefahren, und ſo blieb die Braut im eigentlichſten Verſtande ſitzen. Hochbetrübt kehrt' ich heim, und mußte mein magnetiſirtes Waſſer allein austrinken. Nun hat der Doctor Manipulus noch die Unverſchämtheit auszuſprengen, mein Sohn habe die Braut ſitzen laſſen, da ſie doch einzig und allein durch ihn ſitzen geblieben iſt.

Allein er hat den Vortheil, daß die Unverſtändigen glauben, es ſey nicht möglich, den Rock eines Frauenzimmers mit dem Sitz eines Stuhles — er ſey von Tuch oder Zeuch oder Leder — durch Magnetiſiren in einen ſolchen Zuſammenhang zu bringen, „daß kein Menſch vermögend iſt, ihn von demſelben loszureißen.“ Ich und Herr Kluge wiſſen leider wohl, wie ſehr das möglich iſt, und fände ich nur meinen Gegner einmal auf dem geheimen Gemach, ich wollte ihn dermaaßen durch die doppelte Pugnal Manipulation anſchmieden, daß er bis an ſein ſeliges Ende darauf ſitzen bleiben ſollte.

Haben Sie auch gehört, wie es in unſerer Gegend einer armen Somnambule in dieſer Hinſicht ergangen? — Ihr Magnetiſeur hatte ſie gleichfalls auf den Stuhl fixirt; zum Unglück rührte ihn gleich darauf der Schlag, er blieb mauſetodt, und ſo ſitzt nun die Kranke, der kein anderer Menſch helfen kann, auf ihrem Stuhle bis an den jüngſten Tag.

Nehmen Ew. Wohlgeboren an ihr und meinem betrübten Sohne ein warnendes Beiſpiel, und laſſen Sie ja vor dem Hochzeittage Ihre Braut nicht magnetiſiren.

Dero
entrüſteter **Brille.**

Sechſter Brief.

Heute habe ich das Vergnügen Ihnen zu melden, daß ich durch den Magnetiſmus einen dummen Jungen in ~~einen Redner umgeſchaffen habe,~~ der dem Cicero wenig oder gar nichts nachgiebt. Er iſt ein Bauernburſche, hat bisher der Huth der Gänſe rühmlich vorgeſtanden, auch kein anderes Liedlein zu ſingen gewußt, als jenes bekannte: Meine Mutter hat Gänſe, drei blaue, fünf graue u. ſ. w. Aber „ſeine Sprache iſt nicht mehr die, mit der er ſonſt redete; in einer höhern Sprechart drückt er ſich aus und ſeine Rede „enthält Feuer, Geiſt und Präciſion." (**Kluge** S. 172) Da er ſowohl die phyſiſchen, als pſychiſchen Eigenſchaften eines tüchtigen Magnetiſeurs beſitzt, ſo werde ich die göttliche Kunſt ihn lehren. Bei den Gänſen ſoll er anfangen, und ſodann mit Gottes Hülfe zu den Frauenzimmern übergehen.

Was meinen Sie, ſollte nicht der junge Wundermenſch Carl Witte eigentlich nur ein Clairvoyant ſeyn, der alle ſeine Weisheit aus dem Magenmunde hohlt? — und noch Eins! wäre es nicht Pflicht aller Magnetiſeurs, eine Sammlung der vielen ſchönen Reden zu veranſtalten, die ihre dummen Clairvoyantes „mit Feuer, Geiſt und Präciſion" gehalten haben? Eine ſolche Sammlung müßte fürwahr auch die hartnäckigſten Spötter zum Schweigen bringen, und ich bin verſichert, daß Ew. Wohlgeboren auf 10 Exemplare ſubſcribiren werden.

Noch ein anderes Wunder habe ich kürzlich in meiner Praxis beſtätigt gefunden. Sie wiſſen, daß zwei Kranke, wenn ſie von demſelben Magnetiſeur behandelt werden, eine gewaltige Zuneigung zu einander hegen, und, während ihres magnetiſchen Schlafes, einander ſogar ihre Fehler und Vollkommenheiten mittheilen. (S. 175) Die Wahrheit deſſen habe ich nun an einer Köchin und einer Comödiantin erprobt. Die Comödiantin iſt ein wenig taub und die Köchin ſtottert, nun aber ſtotterte jene und dieſe war taub. Jene bekannte dieſer, daß ſie in den Souffleur verliebt ſey, und dieſe bekannte jener, daß ſie ſich Marktpfennige mache; allein ich hatte die Freude, daß beide „ſchon Geſunkene wieder zum Tugendgefühle gelangten.“ (Kluge S. 199.)

Sehr bedauernswerth hingegen iſt eine andere meiner Kranken, die, gleich der von Tardy, einem Wurm in ihrem Magen herumſpazieren ſieht, (S. 178.) der dort täglich ſeine Mahlzeit zu ſich nimmt, und nach dem Eſſen ſich in ſein Schlafzimmer, den Zwölffingerdarm, begiebt. Ein läſtiger Gaſt! ein Wurm am Herzen iſt ſchon ſchlimm genug, ein Wurm im Kopfe iſt noch ſchlimmer, aber ſeitdem der Magen das Denken und Fühlen in ſich vereint, iſt ein Wurm im Magen am ſchlimmſten. Die Gegner lachen wie gewöhnlich über dieſen Wurm ſo unbändig, als ob ſie den Schauſpieler Wurm vor ſich hätten; aber ~~das ſoll mich nicht wurmen~~. Ich habe mich mit dem Wurm quaestionis in Rapport und ihn durch einen Magnet in Erſtarrung geſetzt; da nun bekanntlich ein erſtarrtes Glied dem mineraliſchen Magnet gehorcht (S. 144) „und ſich auf die auffallendſte Weiſe (wie ein Wurm) dreht und krümmt, „um den Gang des ihm genäherten Magnets zu verfolgen“ ſo hoffe ich, auch den erſtarrten Wurm dadurch aus dem Magen herauf in den Schlund und endlich an's Tageslicht zu locken. Vielleicht giebt der Magenmund meiner Clairvoyante mir auch noch andere Mittel an die Hand, und kann ſie dieſe etwa nicht nenmen, ſo mag ſie, gleich Wienholt's Patientin (S. 179) ſich in die Apotheke verſetzen, wo ſie nie zuvor geweſen, und den Ort andeuten, wo die Büchſe ſteht, welche das Mittel verwahrt. Oder ſie mag ſich Kräuter verordnen, die an einer, von ihr nie beſuchten Stelle außer der Stadt wachſen. Finden wird ſich Alles eben ſo gewiß, als Wienholt es gefunden hat. Denn ich habe bereits in einem andern Falle die Wahrheit ſeiner Ausſaaen erprobt. Drei ſeiner Kranken wußten lange vorher, daß ſie ſich den Fuß verſtauchen würden, (S. 180) und alle drei verſtauchten ihn auch wirklich, ſo ſehr man ſie davor gehütet hatte. Ebenſo ſagte eine meiner Kranken drei Monate voraus, daß ſie beim Butterbrodſchmieren ſich in den Finger ſchneiden würde, und es geſchah, ob ſie gleich weder Brod, noch Butter, noch Meſſer in die Hände bekam. Das einzige, was alſo Wienholt vor mir voraus hat, iſt, daß eine ſo ſeltene Begebenheit wie das Fußverſtauchen, ſich gerade mit dreien ſeiner Kranken ereignete, obgleich ſeit Jahren in ganz Bremen ſich Niemand den Fuß verſtaucht hatte.

Wenn eine entfernte Perſon mit der Clairvoyante in magnetiſcher Verbindung ſteht, oder wenn auch nur der Magnetiſeur dieſe Perſon kennt, und ſich dieſelbe lebhaft denkt (S. 181), ſo weiß die Kranke ſogleich von dem körperlichen Zuſtande des Entfernten, ja ſogar von ſeinen anderweitigen Verhältniſſen Rechenſchaft zu geben, und wenn auch der Erdball zwiſchen ihnen läge. So geſchah es neulich, daß ein wackerer Magnetiſeur, der aus Conſtantinopel kam, ſich bei ſeiner Kranken den Großſultan lebhaft dachte, und ſogleich wußte ſie, daß dieſer Monarch den Schnupfen habe, den er ſich bei einer im Harem entſtandenen Feuersbrunſt gehohlt. Bald nachher berichteten die Zeitungen wirklich dieſe Feuersbrunſt, wie Ew. Wohlgeboren ſich erinnern werden. Dieſelbe Clairvoyante ſagte einem kranken Reiſenden, er habe einmal vor zwanzig Jahren ſtark genießt, und bei der Gelegenheit ſich einen innern Schaden gethan, gerade wie jene Straßburgerin (S. 182) einem Reiſenden ſagte, daß er einmal vor 15 Jahren vom Pferde gefallen ſey. Er meinte zwar, es ſey vor vierzehn Jahren geſchehen, es fand ſich aber, daß ihr Magen richtiger rechnete als ſein Kopf.

Wer wird bei ſolchen Thatſachen noch an dem Ahnungsvermögen der Clairvoyanten zweifeln? — Schelling's Kranke beweinte einen Todesfall, der in einer Entfernung von 150 Meilen ſich in ihrer Familie ereignet hatte. (S. 186) Eine hieſige Patientin iſt noch weiter gegangen; ſie hatte ihrem Bruder ein Lieblingshündchen mit auf die Reiſe gegeben, der Bruder war jetzt in America, allein ſie wußte genau daß der kleine Azor geſtorben war, und weinte ſo heftig, daß ich ſie durch die Palmar-Manipulation calmiren mußte.

Dieſelbe ſagte einſt, daß ſie nach 4 Monaten auf einem Balle Maſuriſch tanzen, und ihr ſolches ſehr übel bekommen würde. Es traf richtig ein. Zufällig war ein naſeweiſer Profeſſor der Phyſik zugegen, der nicht glauben wollte, daß ſie Monate lang vorher, in ſo ernſten Augenblicken, ſich mit einer ſolchen Kleinigkeit als ein Maſuriſcher Tanz ſey, beſchäftigt habe. Allein ich verwies ihn triumphirend auf Kluge (S. 189), wo eine Patientin zwei Monate voraus ſagte, daß ſie bei einer Landpartie Luſt bekommen würde ein Pferd zu beſteigen.

Bei ſolchen Gelegenheiten nehmen die Ungläubigen ihre Zuflucht zu Jung's Theorie der Geiſterkunde, über die ſie ſonſt nicht weniger ſpotten, als über meinen Kluge; beſonders weil er das Copernicaniſche Syſtem geſtürzt, und die Erde nun wiederum in den Mittelpunkt des Weltalls geſetzt hat: aber wenn ſie ihn brauchen können gegen mich und meinen großen Lehrer, dann iſt er ihnen flugs ein frommer verehrter Mann. Jung hat S. 68 geäußert: „eine Perſon die Geſichte ſehe, erhabene Dinge ausſpreche, „die weit über ihren natürlichen Erkenntniß-Kreis hinaus gehen, u. ſ. w. ſey krank“ und S. 70: „die fleiſchliche Liebe ſey, beſonders bei dem weiblichen Geſchlecht, die reichhaltigſte Quelle magnetiſcher Entzükkungen, woraus gräuliche Verirrungen entſtünden, und wovon ihm viele traurige Erfahrungen bekannt wären.“ und S. 194: „das entwickelte Ahnungs-Vermögen könne auch in einer äußerſt verdorbenen, mit den unreinſten Bildern angefüllten Einbildungskraft vorhanden ſeyn,“ und S. 206: alle Künſteleien, das Ahnungs-Vermögen zu entwickeln, wären Zauberei-Sünde und von Gott ſtreng verboten.“ und S. 208. „Der Satan finde die Menſchen beſonders brauchbar zu ſeinen Zwecken, bei welchen das Ahnungs-Vermögen ſich entwickelt habe.“ und S. 368: „ein ſolcher Menſch befinde ſich in einem gefährlichen Zuſtande, denn es ſey erſtaunlich ſchwer, und es gehöre ein hoher Grad der Erleuchtung dazu, in dieſer ſo äußerſt anziehenden Sache den Mißbrauch zu vermeiden.“ — Solche Einwürfe pflege ich kurz und gut mit der Bemerkung abzufertigen, daß der Rath zu Baſel und der König von Würtemberg über Jung's Theorie der Geiſterkunde ein Verdammungs Urtheil ausgeſprochen, nicht aber über meinen Kluge, der offenbar berufen iſt, die Wunder des Magnetismus zu verkünden; Wunder, die mit jedem Tage, ſelbſt durch mich ſchwaches Werkzeug, immer herrlicher ſich offenbaren.

Endlich bin ich auch ſo weit gekommen, als Wienholt, Naſſe u. a. m. (S. 194 und f.) die ihre Kranken in großer Entfernung „bloß durch feſten „Willen und fixirten Geiſt“ in Kriſe verſetzten. Ich verſuchte es zuerſt mit der Comödiantin, von der ich oben geſprochen. Ich ritt zwei Meilen weit auf ein Dorf, ſtieg im Wirthshauſe ab, ließ mir Kaffee machen, rauchte ein Pfeifchen dabei, und fixirte meinen feſten Willen auf die abweſende Kranke. Welche erſtaunliche Wirkung das hervorgebracht, davon iſt leider das ganze Publicum Zeuge geweſen, denn ich hatte vergeſſen, daß ſie an dieſem Abend die Jungfrau von Orleans ſpielen mußte. Gerade in der Scene, wo ſie mit Lionel kämpfen ſollte, traf ſie mein fixirter Wille und, ſtatt zu fechten, ſank ſie ſchlafend in ſeine Arme, und blieb im Engliſchen Lager liegen, bis ich nach Hauſe kam. Einige junge Herren, die das Stück gern hätten ausſpielen ſehen (lauter ſchlechte Menſchen, welche die Jungfrau mit unlauteren Blicken fixirten) warfen mir Abends die Fenſter ein; ich aber, ſtolz auf meinen Sieg, machte aus den Scherben Glas-Platten, welche die Jungfrau von Orleans „bei Gelegenheit auf der Herzgrube tragen ſoll: „damit „ihr Körper, mit ihrem Geiſte zur reinſten Harmonie „verſchmolzen, allem gröberen Sinnlichen entrückt, in den „Zuſtand einer ruhigen, feſten und höheren Selbſtbetrachtung verſetzt werde.“ (S. 198.)

Ein Spötter fragte mich neulich, ob das Pferd, welches Tardy's Patientin beſteigen wollen, kein grober ſinnlicher Gegenſtand ſey? ich wandte ihm verachtend den Rücken, und verwies ihn auf das Beiſpiel einer Clairvoyante, die, als der Magnetiſeur ihr einen Kuß anbot, an der Epilepſie ſtarb. (S. 199.) Er fragte, ob der Mörder nicht gehangen worden ſey? Ich erwiederte mit hoher Würde, der Fall ſey äußerſt ſelten, daß ein Frauenzimmer an einem angebotenen Kuſſe ſtürbe. Oefter geſchehe es, daß ein Magnetiſeur durch etwas Härte ihr die Hand auf 24 Stunden lähme (S. 202), ſo daß ſie nicht im Stande ſey, ihrem Kammermädchen eine Ohrfeige zu geben.

Am meiſten ſetzen mich die unberufenen Frager in Verlegenheit, welche wiſſen wollen, wie denn eigentlich der animaliſche Magnetiſmus wirke? — Ich erzählte ihnen zwar von der Nerven-Atmoſphäre, die, nach Kluge's Behauptung, Humboldt wirklich entdeckt hat; denn er ſagt ausdrücklich S. 211: Humboldt habe die von Reil nur geahnte Nerven-Sphäre, durch Erfahrung wirklich beſtätigt und erwieſen und ſie ſogar ſinnlich dargeſtellt. Mein Gegner antwortete aber, das ſey nicht wahr. Humboldt habe bloß eine Hypotheſe aufgeſtellt, auf welche Kluge hinwiederum eine andere Hypotheſe gebaut habe. Das heiße mit andern Worten: ein

Schloß auf Sand gründen und noch ein Luſtſchloß oben darauf ſetzen.

Nun bitte ich Ew. Wohlgeboren! hat denn nicht Humboldt ſeine Nerven-Atmoſphäre ſogar in Kupfer ſtechen laſſen? Was ſoll daraus werden, wenn die Spötter nicht einmal mehr einen Kupferſtich reſpectiren? Iſt es nicht klar, daß, gleichwie die Natur in der Erd-Atmoſphäre durch Blitz und Regen die Felder erquickt, wir auch durch Ungewitter in der Nerven-Atmoſphäre heilſame Veränderungen in unſern Clairvoyanten hervorbringen? — Hochverdient iſt unſer Heiligenſchein, damit tröſtet ſich

Ihr
oft geneckter Brille

Siebenter Brief.

„Ohne Eingeweide würde der Menſch ſchwerlich Leidenſchaften haben" (Kluge S. 219). Da ich nun mit Eingeweiden zur Genüge verſehen bin, ſo werden Sie ſehr natürlich finden, daß ich über meine Gegner oft in Zorn gerathe. Man bezweifelt die Kraft des Willens, die ſchon Kant behauptete; man vergißt, daß Kluge Menſchen gekannt, „die durch bloßes daran Denken, in wenigen Augenblicken an einer be-

„liebigen Stelle der Oberfläche ihres Körpers eine ro-„ſenartige Entzündung hervorbrachten.“ Und ich füge hinzu, daß ich Menſchen kenne, die auf gleiche Weiſe Warzen entſtehen laſſen.

Andere hingegen dehnen die Kraft des Willens zu weit aus. Nämlich ſie meinen, es ſey nicht die mindeſte Urſache vorhanden, warum man der Kranken dieſe Kraft nicht eben ſo freigebig zugeſtehen ſollte, als ihrem Magnetiſeur; im Gegentheile, ihr müſſe ja weit mehr daran gelegen ſeyn, geſund zu werden, als jenem, und folglich werde auch ihre Willenskraft ſich noch ſtärker äußern, als die ſeinige. Anfangs wußte ich nicht, wo hinaus man damit wollte, und gab den Satz unbedenklich zu; doch Ew. Wohlgeboren werden ſogleich die verſteckte Bosheit erkennen.

Wozu — ſo ſprechen die Vernünftler — wozu die ganze Hypotheſe von Ausſtrömungen aus den Fingerſpitzen, Nerven-Atmoſphären u. ſ. w.? Da ja, um den Patienten in Kriſe zu verſetzen, nichts weiter nöthig iſt, als der Wille des Magnetiſeurs, ſelbſt in meilenweiter Entfernung? Wozu alſo die verſchiedenen Manipulationen, die ſelbſt in Diſtanz unanſtändig bleiben? — Man wird uns antworten, dem bloßen Willen des Magnetiſeurs werde nur in den höhern Graden der Clairvoyante gehorcht, allein mit dem Manipuliren müſſe ſtets der Anfang gemacht werden. Wir läugnen das a priori. Offenbar ſoll der Herrſchaft des Willens bloß vorgearbeitet werden; und die Manipulation iſt weiter nichts, als eine Erregung der Einbildungskraft zum Vortheil des fremden Willens; gleichſam Ausgeſandte in ein Land, welches erobert werden ſoll, um die Macht und Güte des neuen Herrn herauszuſtreichen, und dadurch die Unterthanen für die Unterwerfung zu ſtimmen. Man verſuche es nur einmal oder einigemal — ſo nennen die Verwegnen – eine Kranke gleich Anfangs mit dem bloßen Willen zu fixiren, (ſie muß aber davon unterrichtet ſeyn) was gilt die Wette, wenn ſie ſonſt empfänglich iſt, ſo wird ſie eben ſo geläufig als jetzt, eine Stufe nach der andern erklimmen. Ein kitzlicher Menſch zum Exempel fängt ſchon an zu lachen, wenn ein Andrer in der Ferne nur den Finger aufhebt, bloß, weil durch dieſes Finger-Aufheben die Vorſtellung des Kitzelns in ihm erregt wird. Auf gleiche Weiſe wird durch das Manipuliren die Vorſtellung erregt, daß nun Veränderungen im Körper ſich ereignen müſſen, und, wenn dieſe Vorſtellung lebhaft iſt, ſo ereignen die Veränderungen dann und wann ſich wirklich. Daß aber gerade das Manipuliren gewählt worden, um ſolche Vorſtellungen zu erregen, das iſt ganz zufällig und auch ganz gleichgültig. Man hätte eben ſo gut die Worte Abracadabra dazu wählen können, und es iſt ja auch bekannt, welche große Wirkungen das Murmeln von Worten zu mancher Zeit und bei manchen Völkern hervorgebracht. Das Beſprechen hat oft Wunder gethan, und ganz auf gleiche Weiſe wie der Magnetiſmus; nämlich indem es den aufmerkſamen Willen des Kranken auf den Siz ſeiner Krankheit leitete.

Wenn es wahr iſt — ſo fahren die Sophiſten fort — wenn es wahr iſt, daß der bloße Wille einer Perſon die Roſe auf ſeiner Hand hervorzubringen vermag, ſo muß derſelbe Wille auch im Stande ſeyn, eine andere, ſchon beſtehende Krankheit zu hemmen, oder zu vertilgen. Das iſt's ja auch, was ſchon Kant behauptet hat, und die Herren Magnetiſeurs bedenken nicht, welch übles Spiel ſie ſich ſelbſt bereiten, indem ſie ſich deßhalb auf Kant berufen. Denn, ſagt uns doch: wozu bedürfen wir der Magnetiſeurs, wenn jener feſte Wille des Patienten hinreicht? — Der ganze Magnetiſmus iſt nichts weiter, als ein eingekleideter Wi ... Die Manipulation iſt das Kleid. Auf Zeuch und Schnitt kommt's dabei nicht an. Vor deſſen Erfindung war das Beſprechen das Kleid, und in noch früheren Zeiten, die Convulſionen der Pythia auf dem Dreifuße und dergleichen. Alles that die nämlichen Dienſte. Mesmer ließ die Stäbchen weg und wirkte wie zuvor; laßt nun einmal die Finger weg, und Ihr wirket auch wieder wie zuvor. Ihr bedürft dieſer Alfanzereien jetzt um ſo weniger, da Ihr von Euerer Herrſchaft über die Patienten ſchon ſo lange und ſo laut geſprochen habt, daß Jeder bereits mit dem Gedanken vertraut iſt, und mehr bedarf es nicht. Kurz, der ganze Magnetiſmus mit allen ſeinen Wirkungen beſchränkt ſich auf die Kraft des menſchlichen Willens. Iſt der Patient ſelbſtändig genug, um dieſen Willen ſelbſt mit der nöthigen Kraft zu äußern, ſo iſt er ſein eigner Magnetiſeur und bedarf Eurer nicht. Gehört er aber zu der zahlreichen Claſſe von Menſchen, die, ohne Hülfe eines Andern, ihre eigenen Kräfte nicht zu wecken und zu üben verſtehen, nun ſo vermiethet ihm Euern Willen, und ſagt ihm ſo lange, das und das müſſe geſchehen, bis es geſchieht. Was darüber iſt, das iſt vom Uebel.

Denn warum wollt Ihr durchaus, wo Ein Agens hinreicht, deren zwei uns aufdringen? — Exiſtirt Euer magnetiſcher Strom wirklich, ſo brauchen wir den Willen nicht; und hat der Wille wirklich die ihm zugeſchriebene Kraft, ſo brauchen wir den magnetiſchen Strom nicht.

Ich habe Ew. Wohlgeboren dieß ganze ſeichte Raiſonnement in extenso mitgetheilt. Es verdient keine Widerlegung, und es war wohl albern von mir, daß ich manches ſchöne Wort an meine Gegner verſchwendet habe. Magnetiſiren wir denn nicht — ſo ſprach ich — auch kleine Kinder, die noch gar nicht wiſſen, was mit ihnen geſchieht? magnetiſiren wir denn nicht im Rücken des Kranken, oder gar entfernt von ihm, ohne daß er eine Ahnung davon hat? und bleiben die Wirkungen nicht immer dieſelben? — wo iſt denn da erregte Vorſtellung oder Einbildungskraft? — Auf ſo ſiegreiche Beweiſe wiſſen mir die Herren nichts weiter zu antworten, als entweder: ſie glaubten gar nicht an ein wirkſames Magnetiſiren ohne Mitwiſſen des Kranken; oder: die Einbildungskraft des Kranken ſey bereits durch unſere Künſte dermaßen in Bewegung geſetzt worden, daß ſie immer fort allerlei Phänomene hervorbringe, die aber nur dann bemerkt und herausgehoben würden, wenn ſie gerade in die Zeit fielen, wo wir etwa dergleichen hätten bewirken wollen.

Aber die Kinder? wiederhohlte ich. Kindern, wurde mir geantwortet, kann man weiß machen, was man Luſt hat, und, wenn die Mutter dem Kinde vorher erzählt: nun wird ein Wundermann kommen, der wird dich ſtreicheln, da wirſt du eingeſchlafen u. ſ. w., ſo ſey gar nicht zu verwundern, wenn das Kind bisweilen ſolche Wirkungen verſpüre. Sey doch ſchon mancher Erwachſene bloß davon geſtorben, daß man ihm ſeinen Tod prophezeit habe, (wie Schlegel im Alarcos ſagt: „aus Furcht zu ſterben, iſt er gar ge-

„Korben“) wie möge man denn über ein Kind erſtaunen, wenn es aus Furcht zu ſchlafen wirklich einſchläft?

Aber eben dieſes Schlafen — rufe ich aus — wie will man mir erklären, daß der Magnetiſmus immer den Schlaf hervorbringt, wenn man nicht ein einſchläferndes Princip, nämlich den magnetiſchen Strom zu Hülfe nimmt?

Das ſey gar nicht vonnöthen, meinen die Gegner. Man wolle auch noch ſo großmüthig ſeyn, der Langenweile nicht zu erwähnen, die wohl bisweilen den Patienten in Schlaf verſetzen könne. Man wolle ſich nur darauf berufen, daß ein angeſtrengtes Denken, ebenſowohl als angeſtrengte körperliche Arbeit, Erſchöpfung, und durch dieſe den Schlaf herbeiführe. Das ſey das ganze Geheimniß, und darum ſchliefen die ſchwächſten Perſonen immer am erſten, und Frauenzimmer leichter als Männer, und Dumme leichter als Kluge, weil ſie durch das Denken ſchneller erſchöpft würden. Die ganze Kraft der Aufmerkſamkeit ſey auf Einen Gegenſtand gerichtet, das müſſe bald Abſpannung herbei führen, und folglich Schlaf, zumal wenn er noch durch Streicheln befördert werde.

Ja, wenn es ein gewöhnlicher Schlaf wäre — habe ich dann bemerkt — aber die Schlafende ſieht, hört, redet, ahnet, prophezeit, verordnet Recepte ꝛc. und Alles trifft pünktlich ein. Wie will man das erklären?

Die unverſchämte Antwort war: daß unter zehn Fällen neunmal Betrug obwalte. Noch ſey, ſo viel man wiſſe, kein Mann Clairvoyant geworden; immer waren es Frauenzimmer, und wie ſtark bei dieſen der Trieb ſich äußere, Aufſehen zu erregen, ſey bekannt. In der Regel hätten alle Clairvoyanten ihren Magnetiſeur zum beßten, und ſo ernſtlich dieſer auch verſichere, daß er Alles angewandt, um ſich vor Selbſttäuſchung zu hüthen, ſo könne er doch nicht läugnen, daß er den Wunſch mitbringe, das Wunderbare zu finden, und, wär ein ſolcher Wunſch vorhanden, da ſey auch die Beobachtung nicht rein. Indeſſen wolle man ſogar zugeben, daß eine exaltirte Kranke bisweilen im Schlaf allerlei reden könne, aber man müſſe läugnen, daß, anders als durch ein Ungefähr, ihre Weiſſagungen jemals einträfen. Dieſe Ungefährs würden von den Magnetiſeurs mit großem Prunke herausgehoben, hingegen das weit öfter nicht Eingetroffene verſchwiegen. So habe man ſelbſt in Berlin ein protokollirtes Beiſpiel erlebt, wo eine Clairvoyante allerlei wunderliche Dinge, und endlich ſogar ihren Tod, auf einen gewiſſen Tag vorausgeſagt; dieſer Tag ſey längſt vorüber und ſie befinde ſich immer noch recht wohl. Solche Beiſpiele laſſe Niemand drucken. Betrug ſey in der Regel zu vermuthen, ſelbſt wenn die reſpectabelſten Männer, wie **Hufeland**, **Reil** u. a. m. bisweilen Zeugen der Behandlung geweſen: denn man ſolle ſich nur erinnern, wie oft der Fall ſchon vorgekommen, daß ein Weib ſich angeſtellt, als könne es leben ohne Nahrungsmittel, und wie oft es einer ſolchen Perſon gelungen, die redlichſten und ſchärfſten Beobachter Jahre lang zu täuſchen.

Am Ende läuft das Reſultat ſolcher ärgerlichen Diſpüten immer darauf hinaus: entweder der **Wille** ſey der Magnetiſmus, oder es gebe gar keinen Magnetiſmus. Im erſten Falle bedürfe der Kranke keines Arztes, denn das Manipuliren ſey und bleibe eine ſehr alberne und zugleich ſehr unanſtändige Willens-Erregung.

Wohlgeborner Herr! man wäſcht die Mohren nicht weiß, damit tröſtet ſich

Ihr
ärgerlicher **Brille**.

Achter Brief.

Geſegnet ſey der wackere **Kluge**, daß er ſo Manches, was in den Jahren der nun überſtandenen Vernunft-Epidemie verſpottet wurde, ſiegreich wieder zu Ehren gebracht! — Welch eine koſtbare Geſchichte liefert er uns S. 240 ſeines unſterblichen Werkes! — Der Sohn des Predigers Künzel reitet in der Nacht von Breslau nach Domslau, und zwar auf einem ſichern Pferde, welches die Wege genau kannte. Schon hat er die Hälfte des Weges ohne ein beſonderes Ereigniß zurückgelegt, da wird das kluge Pferd plötzlich unruhig, bleibt endlich ſtehn, iſt nicht weiter zu bringen, und der Reiſende muß in das nächſte Dorf zurück reiten, um dort die Nacht zu verweilen.

Was war dem Pferde angekommen? — Der Weg führte über eine Brücke, die Tages zuvor durch einen Reiſewagen eingebrochen war, und wobei die ganze Reiſegeſellſchaft den Hals gebrochen hatte. Das roch der kluge Gaul ſchon mehrere Hundert Schritte vor der Brücke.

Ich erinnere mich, ſolche Geſchichten von meiner Amme bei Hunderten gehört zu haben, und immer mit großem Reſpect. Allein als ich heran wuchs, vertilgte mein gottloſer Hofmeiſter dieſen Reſpect, ſprechend, es wären Ammen-Mährchen. Nun bin ich, Gott ſey Dank! wiederum Einer der Gläubigen, und biete dem Trotz, der es im Glauben weiter zu bringen vermeint, als Herr Doctor Kluge und ich. Sie werden ſich um ſo weniger darüber wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wie mir vor Kurzem ein Ziegenbock das Leben gerettet hat.

Mein älteſter Sohn wollte auf die Jagd reiten, nahm dazu aus meiner Gewehrkammer eine Flinte, die ſeines Wiſſens nicht geladen war, und begab ſich nach dem Stalle, um ein Pferd zu ſatteln. Beſagter Ziegenbock, der ſehr zahm iſt, begegnete ihm auf dem Hofe und ſtutzte ſich mit ihm, verfolgte ihn auch bis an die Stallthür, wo mein Sohn die Flinte an die Wand lehnte und in den Stall gieng. Iſt die Flinte geladen? rief ſein jüngerer Bruder ihm nach. Nein, antwortete er, und hierauf ſpielte der Knabe mit der Flinte. Da geſchah es von ungefähr daß ich ſelbſt in die Hausthür trat. Der Knabe, mich gewahrend, legte ſchäkernd auf mich an, ſchrie: Papa! ich erſchieße dich! und drückte los. Die Flinte war wirklich geladen, der Schuß fuhr heraus, und ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Ziegenbock in demſelben Augenblicke den Knaben geſtutzt hätte. Durch dieſe Bewegung bekam der Schuß eine andere Richtung und ich war gerettet.

Ohne Zweifel hatte der Ziegenbock ſchon mitten auf dem Hofe gemerkt, daß die Flinte geladen ſey, und war, um Unglück zu verhüthen, meinem Sohne bis zur

Stallthür gefolgt. Ich trage daher kein Bedenken, dieſen wackern Ziegenbock mit Herren Künzels edlem Roſſe in Eine Claſſe zu ſtellen, werde ihn auch nächſtens magnetiſiren; denn ich geſtehe abermals, daß ich nicht begreife, wie Hr. Kluge ſich über die magnetiſirten Pferde zu Clarenton luſtig zu machen wagen darf, nachdem er ſelbſt die Bekanntſchaft eines ſo klugen Gaules gemacht. Schwerlich wäre Darius König geworden, ohne ſein magnetiſirtes Roß.

Wie ſchön iſt nicht auch die Geſchichte von einem Gewiſſen Weiſe, dem die Katzen zuwider waren, und der in dem Zimmer eines Freundes in Ohnmacht fiel, weil auf dem oberſten Boden des Hauſes eine Katze bei ihren Jungen ſchlief. Daß es Menſchen giebt, die eine Katze nicht in ihrem Zimmer leiden können, wußte ich längſt; aber daß auch in ſolcher Entfernung, durch Böden und Mauern geſchieden, die Katzen-Atmoſphäre noch ſo heftig wircke, habe ich erſt durch Kluge erfahren, und bedaure nur den armen Weiſe, der ohne Zweifel täglich ein paarmal in Ohnmacht gefallen iſt, denn wo gäbe es eine Wohnung, in deren Nähe nicht eine Katze ſich aufhielte!

Wie glaubwürdig iſt auch die Geſchichte von dem taubſtummen Fräulein C. 245, welches in einer muntern Abendgeſellſchaft immer jammernd nach einer Himmelsgegend deutete, wo man, als man hinausſchaute, wirklich eine Feuersbrunſt erblickte. Ohne Zweifel hatte ſie vorher nicht am Fenſter geſtanden; denn ſonſt wäre nichts Uebernatürliches dabei. Daſſelbe Fräulein ſprang einmal aus dem Bette, und ließ ſchnell einen Theekeſſel an's Feuer ſetzen, weil es fühlte, daß ſein Bruder unverhofft aus Petersburg ankommen werde. Wer kann nun noch zweifeln, daß es eine ſenſible Körper-Sphäre giebt? — es iſt freilich auch nie daran gezweifelt worden, denn man kann ſie oft genug riechen; aber auf ihre geiſtigen Wirkungen hat der gläubige Herr Kluge zuerſt wieder aufmerkſam gemacht.

Mit gleicher Zuverläſſigkeit erinnert er an die Wünſchelruthe; an die Kraft, verborgenes Waſſer zu ſehen; an die alte Wahrnehmung, daß junge Leute ihre Lebensfülle an alte übertragen können, weßhalb der König David ſich von einem hübſchen jungen Mädchen habe wärmen laſſen; an die Krämpfe, die durch bloßes Beiſammenſeyn ſich verbreiten; und endlich gar an die Sympathieen, von welchen er S. 251 folgendes merkwürdige Beiſpiel erzählt. Ein angeſehener Franzöſiſcher Edelmann ſah ſeinen Schuſter in London jedesmal in Ohnmacht fallen, wenn er ſich das Maaß zu ein paar Schuhen von ihm nehmen ließ. Endlich fand es ſich, daß der Schuſter ſein Neffe war, der zwar in Frankreich geboren, aber ſchon als Kind durch mancherlei Zufälle in fremde Länder geſchleudert worden. Ein Muttermaal (recht wie in Comödien) ſetzte die Sache vollends außer Zweifel, und aus dem Schuſter wurde nun ein Freiherr. — Eben ſo bekannt und glaubwürdig iſt, daß Heinrich III. ſich in die Prinzeſſin Maria von Cleve ganz entſetzlich verliebte, weil er auf einem Balle ſein Geſicht mit einem Stück linnen Tuch abtrocknete, welches die Prinzeſſin kurz zuvor von ihrem ſchwitzenden Körper genommen hatte. Kurz: es kann durchaus nichts ſo Unglaubliches erſonnen werden, was Herr Kluge nicht im Stande wäre, in ſein herrliches Werk vom animaliſchen Magnetiſmus aufzunehmen. In dieſe geſchmeidige Form paßt Alles, und ſogar der Zeugungsact iſt, nach S. 254, bloß „ein auf beſtimmte Organe beſchränkter Magnetiſmus.“ Nur möchte ich zu den Wundern nicht gerade die Begebenheit S. 253 zählen, wo ein Mädchen in Ohnmacht fällt, weil ein Jüngling ſie in den Arm nimmt. Dergleichen Ohnmachten ſollen ſich oft ereignen.

Uebrigens bekennt Herr Kluge S. 259, daß die magnetiſchen Erſcheinungen ſich „zwar nicht erklären, aber doch zum Theil deuten laſſen.“ Meine boshaften Gegner acceptiren das nicht erklären können utiliter, und behaupten: bei dem zum Theil deuten, laſſe ſich gar nichts denken. Eine Sache, die ſich nicht erklären und nur zum Theil deuten laſſe, ſey und bleibe eine abgeſchmackte Sache.

Ew. Wohlgeboren merken wohl, daß es hier auf Wort-Klaubereien hinausläuft. Wir aber halten uns an die herrlichen Thatſachen, die alle eben ſo ſtreng erwieſen ſind, als daß Heinrich III. ſich in ein durchgeſchwitztes leinen Tuch der Prinzeſſin von Cleve abgetrocknet hat, und darauf bis an ſeinen Tod in ſie verliebt geblieben iſt.

Ich für meine Perſon fühle tief, daß Herr Kluge ſeinen ganzen Verſtand in ſein treſliches Werk ausgeſchwitzt hat, ich trockne mich darein, ich verliebe mich in ihn und bleibe bis an meinen Tod

der verliebte Brille.

Neunter Brief.

Schon ſeit vielen Jahren hat meine liebe Frau im Schlafe geſprochen, und ich hatte auch ſchon oft verſucht, einen Dialog mit ihr anzuſpinnen, es war mir aber nie gelungen; denn ich vertraute der alten Volksſage nicht, daß man des Schlafredners Daumen oder große Zehe dabei halten müſſe. Erſt jetzt, da mein Kluge S. 269 mir dieſes Mittelchen wiederum empfohlen hat, ſchwatze ich mit meiner Frau nach Gefallen. Leider muß ich nur bekennen, es erfreut mich nicht Alles, was ich auf dieſe Weiſe erfahre. Die Geſchichte mit meiner Tochter — ich habe Ew. Wohlgeboren noch nichts davon gemeldet.

Sie hatte einen Liebhaber, der mir mißfiel, und den auch ſie nicht leiden konnte; allein er hatte ſich bei meiner Frau eingeſchmeichelt. Dieſe iſt mir auch über den Kluge gerathen und hat ſich die Geſchichte S. 268 ad notam genommen. Von ihr geführt, tritt der Liebhaber zu verſchiedenen Malen an das Bett meiner feſt ſchlafenden Tochter, fixirt ſeinen ganzen Willen auf ſie, ſpricht leiſe ſeinen Namen aus, und ſetzt dieß Manövre ſo lange fort, bis ganz natürlich meine Tochter ſich in ihn verliebt. Nun waren die jungen Leute unter ſich einig, es fehlte nur noch an meiner Einwilligung, und ſieheda, ſie unterſtehen ſich, daſſelbe Kunſtſtückchen an mir zu probiren. Ich ahnte es gar nicht, wunderte mich aber ſehr, ganz deutlich zu fühlen, daß ich nach und nach in den jungen Mann mich auf das heftigſte verliebte und ſein Anblick mir nicht ſelten den Wunſch auspreßte, ein junges hübſches Mädchen zu ſeyn, um mich in ſeine Arme zu werfen. So iſt er nun mein Eidam geworden, aber es hat ſich leider gefunden, daß er ein Taugenichts iſt. Was ſoll ich machen? es war einmal geſchehen, und ich ergab mich darein. Jetzt, da ich vermittelſt der groſen Zehe meiner Frau erfahren habe, wie das Ding zuſammenhängt, ſtand ich im Begriff mich darob zu ärgern, allein der dreifache Triumph, den der magnetiſche Rapport bei dieſer Gelegenheit gefeiert hat, tröſtete mich wieder und ich habe mich begnügt, meine Frau auf eine komiſche Art ein wenig zu züchtigen.

Ich wußte nämlich aus meinem Orakel S. 269, daß man einmal einen Engliſchen Officier durch ſanftes Einflüſtern ein ganzes Duell träumen ließ und daß er nicht eher erwachte, als bis er ſelbſt eine Piſtole losſchoß, die man zu dieſem Behuf ihm in die Hand gegeben hatte. Nun ließ ich auf gleiche Weiſe meine Frau träumen, daß ſie mit der Frau Doctorin Manipulus ſich zanke, und hatte ihr zugleich ihr ſchönſtes Kopfzeug in die Hand gegeben. Sehr geſchickt führte ich den Traum bis zu dem Augenblicke, wo ſich Beide einander in die Haare fielen, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ſie nicht eher erwachte, als bis ſie ihr ſchönes Kopfzeug in kleine Stücke zerriſſen hatte. Sie gab mit freilich eine Ohrfeige, allein das war nur eine fortgeſetzte Wirkung des Traumes, indem ſie vermeinte, ſolche der Frau Doctorin Manipulus zu appliciren.

an der Pferdeſchwemme und die Letztere nicht weit vom Galgen wohnt.

Da ich nun Einmal in dieſem Schreiben ſo kühn geweſen, hier und da einen leiſen Tadel über meinen verehrten Kluge auszuſprechen, ſo kann ich mich auch nicht enthalten zu mißbilligen, daß er ſelbſt S. 300 nicht begreift: „wie ein körperliches Fluidum der Trä„ger des Geiſtigen (des Gedankens) werden könne.“ Mich dünkt, ein ſo ſtarkgläubiger Mann, wie er, ſollte auch das Unbegreifliche begreifen, und es hat mich in der That geſchmerzt zu leſen, daß er zwar eine Verbindung des Menſchen mit dem Geiſterreiche nicht widerſprechend findet, daß er aber doch die eigentlichen Geiſtererſcheinungen für Illuſion erklärt. — Wenn ein Gedanke auf einem körperlichen Fluidum reiten kann, warum nicht auch ein Geiſt, der doch um nichts geiſtiger iſt, als ein Gedanke? Warum will Herr Kluge — der aus dem reichen Füllhorn ſeines Glaubens uns Alles, Alles wiedergegeben, was unſere Großmütter in den Spinnſtuben erzählten, uns allein die Geſpenſter vorenthalten? — ja, nur die Geſpenſter ſind es, welche zu unſerer jetzigen Aufklärung uns noch fehlen, und ich lebe der frohen Hoffnung, daß auch dieſe nun bald ſich wieder zeigen werden; und iſt es denn nicht ſchon eine Art von Geſpenſtererſcheinung, wenn die Frau in Weſtpreußen S. 302 ganz geſunde Perſonen, die bald ſterben werden, ſchon als Todte vor ſich herum wandeln ſieht?

Warum dünkt es einem Manne, wie Herrn Kluge, ſchwerer, an Geſpenſter zu glauben, als an die wunderbare Begebenheit S. 304? Ein Bruder lag im Bette und ſchlief, während ſeine entfernte Schweſter ſtarb. Was war natürlicher, als daß er mit verſchloſſenen Augen aufſtand, und mit vielen Klagen ein Gedicht auf ihren Tod niederſchrieb, wovon er am andern Morgen keine Sylbe wußte?

Wohlgeborner Herr! zerreißen Sie dieſen Brief. Denn ich bereue ſchon die Kühnheit, auch nur dem leiſeſten Zweifel gegen meinen verehrten Kluge in meiner gläubigen Bruſt Raum gegeben zu haben. Nur beten will ich, daß Gott ihn endlich ſo hoch erleuchte, daß er auch Geſpenſter ſehe, damit ſeinem Ruhme nichts ermangle, und auch ein Strahl deſſelben zurückfalle auf

Ihren

beſcheidenen Brille.

Zehnter Brief.

Es iſt doch fatal, daß Hufeland ſelbſt geſagt hat (S. 316) der Magnetiſmus könne „dem rechten

Wege ab- und in die unſeeligſten Verirrungen leiten." Zwar hat er hinzugefügt: „daher müſſe ein Magnetiſeur ein moraliſch reiner Menſch ſeyn": und auch Kluge ſagt: „er müſſe ſeine Affecten und Leidenſchaften zu beherrſchen wiſſen."

Aber, meinen die Gegner, wie können wir unſere Frauen und Töchter einem Magnetiſeur anvertrauen, dem wir doch nicht in's Herz zu ſchauen vermögen? und geſetzt, der Ruf nenne ihn moraliſch rein, kann der Ruf nicht trügen? — geſetzt auch, er habe wirklich ſchon oft ſeine Affecten und Leidenſchaften beherrſcht, wird er immer im Stande ſeyn, ſie zu beherrſchen? — Der Menſch iſt ein gezähmtes wildes Thier, das ſeine Klauen nicht hervorſtreckt, allein darum bleibt es doch immer gefährlich, mit ihm zu ſpielen. Wer auf der Welt mag ſich rühmen, daß er ſeine Affecten immer überwunden habe?

Ach! durch ſolche Warnungen wird leider Mancher abgehalten, ſeine Frau oder Tochter unſerm Willen zu unterwerfen, und fürwahr, Hufeland und Kluge hätten beſſer gethan, zu verſchweigen, daß ein Magnetiſeur auch ein Wollüſtling ſeyn kann. Iſt es doch, zum Beiſpiel allgemein bekannt, daß es auch ſchlechte Prieſter giebt, aber es wäre unklug, das Volk davor zu warnen. Im Gegentheil, man hat ihm wohl ſchon geſagt, daß auch der ſchlechteſte Prieſter die Geheimniſſe der Religion kräftig und gültig handhaben könne. Was von der Religion gilt, ſollte doch wohl auch vom Magnetiſmus gelten? und der Gedanke muß keinen Ehemann abſchrecken: dieſer Mann, der jetzt „ſeine flachen Hände mit einzelnen Theilen meiner „Frau eine Zeitlang in andauernde Berührung „bringt," (S. 330) könnte wohl ein Wollüſtling ſeyn; weil doch Kluge ſelbſt geſteht (S. 337), das Herabgleiten über den Buſen könnte leicht bei dem Magnetiſeur eine Abſtraction der Gedanken hervorbringen, und weil, wenn er vorgeſchriebenermaßen (S. 342) „die Knie der Kranken mit ſeinen Knieen „umſchließt," ihm leicht etwas Aehnliches widerfahren könnte.

Ich ſelbſt kann Ew. Wohlgeboren verſichern, daß ich mich bloß auf meinen Daumen beſchränke, „welcher die kräftigſte Wirkung äußert," (S. 331) „nach „ihm der kleine Finger, dann der Zeige- und Goldfinger, „und der Mittelfinger verhält ſich gleich Null." Sind die Theile zu klein für die ganze Hand (S. 333), ſo manipulire ich bloß mit dem Daumen. (Im Vorbeigehen erinnere ich, daß jenes alte Kinder-Mährchen vom kleinen Däumling offenbar auf Magnetiſmus deutet.)

Durch Kluge erfahren wir auch (S. 334), daß das Kneten oder Manipuliren mit ſtarkem Contacte nichts weiter als Magnetiſmus iſt, den ſchon Martial und Seneca kannten, den die Chineſer ſchon längſt applicirten, und den auch die hübſchen Otaheiterinnen auf Cook und Forſter anwandten, indem ſie ihnen Arme und Schenkel mit weichen Händen rieben u. ſ. w. Auch eine tüchtige Tracht Prügel iſt eine Manipulation mit ſtarkem Contacte, und wirkt daher nicht ſelten auf das herrlichſte.

Sehr zweckmäßig werden Ew. Wohlgeboren, gleich mir, finden, daß Kluge S. 364 die Kunſt zu magnetiſiren bloß auf Aerzte beſchränkt, und ich bedaure nur, daß er früher nichts weiter von einem Magnetiſeur fordert, als daß er geſund an Leib und Seele ſey. Er hätte ſogleich zur Bedingung machen ſollen, daß er auch auf einer Univerſität rite promovirt ſeyn müſſe; denn nun werden die Laien ſich auf ihre handfeſte Geſundheit berufen, und uns die reichſten Somnambülen vor dem Munde wegfiſchen, wie bereits in meinem naſeweiſen Städtchen mir ſchon mehr als Einmal wiederfahren. Sogar ſchon Handwerker würden mir in's Handwerk pfuſchen, wenn nicht das obenerwähnte Beiſpiel — daß man dabei in ihre Frauen ſich verlieben kann — ſie etwas ſtutzig gemacht hätte. Auch hat es ſich vor Kurzem zugetragen, daß ein ehrlicher Schuſter, der ſeine Frau ſuchte, weil ſie ihm zu lange ausblieb, ſie auf dem Bette eines meiner Herren Collegen fand, und aus dieſem unſchuldigen Umſtande allerlei gehäſſige Folgen zog: und doch war nichts weiter geſchehen, als daß die Frau ſich auf den Rand eines Bettes geſetzt hatte, in welchem ohne ihr Wiſſen ein andres Frauenzimmer einige Stunden zuvor magnetiſirt worden war; dieß allein hatte die empfängliche Schuſters-Frau ſogleich in magnetiſchen Schlaf verſetzt; allein ihr Mann wollte es nicht glauben (auch dann nicht einmal, als man ihm in Kluge's Werke S. 368 ein ganz ähnliches Beiſpiel nachwies), ſondern manipulirte ſeine Frau mit ſtarkem Contacte dermaßen, daß ſie, gleich Wienholt's Patientin S. 377, „den Boden der See mit allen ſeinen Schönheiten geſehen zu haben glaubte."

Bemerken Ew. Wohlgeboren im Vorbeigehen, daß eine Frau, die auf gewöhnliche Weiſe geprügelt wird, höchſtens den Himmel für eine Baßgeige anſieht; eine Frau hingegen, die der Seeligkeit des magnetiſchen Schlafes theilhaftig worden, geht auf dem Boden der See ſpazieren, wie unſer Eins in ſeiner Stube. Mein Herr College befand ſich während dieſer Manipulation im Nebenzimmer und hörte nichts davon, weil er ſich die Ohren mit magnetiſcher Baumwolle verſtopft hatte. (S. 380).

Leider muß ich Ew. Wohlgeboren bekennen, daß mir ſelbſt ein noch weit größeres Unglück wiederfahren iſt, indem ich einen entfernten Kranken mit einer hieſigen Clairvoyante in Rapport geſetzt hatte, um von der Letztern zu erfahren, welche Mittel ich bei dem Erſtern anwenden ſollte. Kluge warnt dafür S. 383, weil die Clairvoyante in der Ferne ſich leicht irren, oder gar durch Anſtrengung in Tiefſinn und Geiſtes-Verworrenheit fallen könne. Allein ich traute dießmal meinem Kluge nicht, vermeinend, er widerſpreche ſich offenbar, indem er ja S. 379 ausdrücklich erklärt: „die kleinſte Vernachläſſigung ſolcher Vorſchriften muß der Kranke, und mit ihm auch der Arzt, oft ſehr hart entgelten, ſo wie im Gegentheil eine genaue Befolgung derſelben ſtets den vorausgeſagten guten Erfolg hat.“ Ich hatte überſehen, daß er ſchon S. 381 dieſen Ausſpruch wiederum entkräftet, indem er eben ſo ausdrücklich ſagt: „man dürfe den Ausſagen der Clairvoyante nicht unbedingten Glauben beimeſſen.“ Auch was die Ferne anlangt, ſchien es mir, er habe ſchon mehrere Male deutlich genug erklärt, „daß ſie kein Hinderniß ſey, und daß das Nerven-Fluidum durch den Willen determinirt werde.“ S. 203) Ich glaubte daher, ohne Bedenken es wagen zu dürfen; allein die Folge war, daß der entfernte Patient ſtarb und daß die Clairvoyante närriſch wurde.

Das war freilich ſchon arg genug, es iſt mir aber doch ein noch Aergeres wiederfahren. Es bat mich nämlich ein junger Herr, ihm eine Blume zu magnetiſiren; ich that es, ohne zu wiſſen, daß er in eine Clairvoyante verliebt war, und vor Begierde brannte, ſie im Schlafe zu küſſen. Er brachte ihr die Blume, ſie roch daran, warf ſie mit Heftigkeit von ſich, „war „aber auch in demſelben Augenblicke ſchon im Schlafe“ gleich der Klugen'ſchen Patientin (S. 410), worauf der junge Herr ſie nach Herzensluſt küßte, woraus, dem Vernehmen nach, allerlei böſe Folgen entſtanden ſind, über welche die Mutter der Kranken ſich dermaßen entrüſtet hat, daß ſie, als ich wiederkam, mich aus dem Hauſe werfen ließ.

Wenn ſolche Leiden mich treffen, ſo ziehe ich mich zurück in die Einſamkeit, nämlich in meinen Garten, wo ich ſämmtliche Obſtbäume magnetiſire, und Kluge's Verſicherung S. 417. „daß ſie nun „ſchneller und üppiger wachſen werden“ erfüllt zu ſehen hoffe. Freilich hat bis jetzt dieſe Hoffnung mich getäuſcht; mehrere junge Bäume ſind rein ausgegangen, und die übrigen zeigen durchaus keinen vermehrten Wachsthum, während mein Nachbar, der ſeine Bäume bloß begieß't, reinigt u.ſ.w., die herrlichſten Früchte ärntet, und mich noch obendrein auszulachen ſich erkühnt; aber ich laſſe mich das nicht anfechten, magneciſire immer drauf los, und ſetze auch bisweilen ein halbes Dutzend Kranke um einen ſolchen Baum, die ich durch Hanfſchnüre mit ihm verbinde, worauf ich denn immer ſo glücklich bin gewahr zu werden — beſonders wenn das Wetter ſchön iſt — daß die friſche Luft ihnen recht wohl thut.

Das ſind die Leiden und Freuden
Ihres
unerſchütterlichen Brille.

Eilfter Brief.

Ich komme ſo eben aus einer Geſellſchaft von Spöttern, und habe Unzerſches Pulver einnehmen müſſen, weil das Calmiren nicht helfen wollte. Es war aber auch zum Raſendwerden, wie unverſchämt die ſchlechten Menſchen ihren böſen Willen auf mich fixirt hatten.

Der Eine fand es höchſt lächerlich, daß die Juden mehr Empfänglichkeit für den Magnetiſmus haben ſollten, als die Chriſten (S. 426), und bezweifelte ſolches ſchon deßwegen, weil ein Jude nimmermehr Abſcheu vor Metallen empfinden könne. Ich zuckte ſpöttiſch die Achſeln.

Der Andere hingegen meinte, Kluge habe da eine ſehr paſſende Bemerkung gemacht. Zwar habe er keinesweges bewieſen (wie er doch hätte thun ſollen), daß und warum die Nerven-Atmoſphäre der Morgenländer und Juden ſenſibler wäre, als die der Chriſten, (was auch wohl völlig unerklärbar bleibe); allein er habe dennoch einen ſehr haltbaren Grund der größern Empfänglichkeit der Juden angeführt, weil er zugleich den Grund des ganzen Magnetiſmus enthalte; die Juden wären nämlich „dem Orientaliſchen Charakter noch nicht entwachſen." Wenn man nun frage: wodurch der orientaliſche Charakter ſich von dem Occidentaliſchen unterſcheide? ſo ſey die Antwort: durch eine wärmere Einbildungskraft, und folglich beruhe die Empfänglichkeit für den Magnetiſmus bloß in der Einbildungskraft. — Gelb und ſchwarz möchte man ſich ärgern, daß Kluge ſelbſt durch unbeſonnene Aeußerungen den Gegnern ſolche Waffen in die Hände giebt.

Ein Dritter fragt: ob die Nerven-Atmoſphäre ein krankhafter Zuſtand ſey? — ich antworte nein; doch er behauptet es, weil Kluge S. 486 ſagt: „erſt „durch Krankheit werde man empfänglich für den „Magnetiſmus, und bei zurückkehrender Geſundheit „höre man wieder auf, es zu ſeyn." Folglich wäre die Nerven-Atmoſphäre eine Nerven-Krankheit.

jede Erſcheinung des Magnetiſmus krankhaft und man könne eben ſo wenig darauf bauen, als auf die Phantaſieen eines Fieber-Patienten. Vergebens erinnere ich an das Beiſpiel der Muſchel, deren Perle auch eine Krankheit iſt. Man antwortet mir ſpöttiſch, ich ſollte nur die Muſchel fragen, ob ſie ihre Perle für ein Kleinod hielte? — eben das beweiſe, daß die Menſchen dümmer wären, als die Muſcheln.

Ein Vierter ſchwört, daß er nie eine Blondine heirathen wolle, weil die Blondinen, nach Kluge, empfänglicher für den Magnetiſmus ſind, als die Brünetten.

Ein Fünfter [illegible] von Sinnlichkeit und Geſchlechtstrieb, weil, nach [illegible] zur Zeit der Entwicklungs-Periode, und bei dem weiblichen Geſchlecht kurz vor der Menſtruation die meiſte Empfänglichkeit bemerkt wird. Er behauptet: alle Erſcheinungen wären verdächtig, wenn ſie in dieſe Perioden fielen.

Ein Sechſter wünſcht die Scene auf dem Theater zu ſehen, wo Puyſegür einen mit Händen und Füßen widerſtrebenden Poſtillon zweimal in Kriſe verſetzte, und meint, auf dem Theater werde ſich das recht komiſch ausnehmen.

Ein Siebenter kann nicht begreifen, warum Kluge S. 428 es ein erkünſteltes Sichhingeben nennt, wenn ein Patient „mit lebendigem Glauben „und feſter Erwartung der kommenden Wirkung, ſich „ganz dem Willen des Magnetiſeurs überläßt.“ Er fragt, wie es denn möglich ſey, ſich noch inniger hinzugeben? und meint, wenn das nichts zu Hervorbringung der magnetiſchen Erſcheinungen beitrage (wie Kluge verſichert), ſo ſey der ſonſt ſo kräftige Wille hier verzweifelt unkräftig.

Ein Achter findet kühn, daß Herr Kluge S. 436 die Todten-Erweckungen in der ältern Geſchichte als Wirkungen des mineraliſchen Magnetiſmus darſtellt und dadurch den Herrn Chriſtus zum bloßen Magnetiſeur herabwürdigt. Freilich hätten dieſe Herren ſich ſchon den Heiligenſchein zugeeignet, und ſo würde auch nicht zu verwundern ſeyn, wenn ſie nächſtens als Gottes Söhne aufträten.

Ein Neunter tadelt bitter, daß Herr Kluge „von unſerm jetzigen Zeitalter ſo auffallende Beiſpiele „nicht erwarte (S. 439), weil nur ein an Geiſt und „Körper höchſt energiſches Geſchlecht ſich mit Todten „in ſo innigen Rapport ſetzen könne.“ Er meint, das Menſchen-Geſchlecht ſey zu keiner Zeit mehr oder weniger energiſch; zu allen Zeiten wecke die Noth ſeine Kräfte, und, troz alles Geſchwätzes über unſer geſunkenes Zeitalter, hätten wir doch in unſern Tagen die höchſte Energie bewieſen. Es verrathe eine ſehr beſchränkte Anſicht von der Natur; wenn man glaube, menſchliche Eigenſchaften könnten jemals untergehen: nein, ſie wären immer da, und immer bereit zu wachen, wenn ſie nur geweckt würden. Ein Beiſpiel davon möchte Herr Kluge aus dem Magnetiſmus ſelbſt ſich ſchöpfen. Wer hätte vor 30 Jahren ſich eingebildet, daß die verſtändigen Teutſchen jemals an ihn glauben würden? Aber die Leichtgläubigkeit ſey nun einmal eine höchſt energiſche menſchliche Eigenſchaft. Darum hätten wir auch nächſtens wieder Todten-Erweckungen zu erwarten.

Ich geſtehe, daß ich das Leztere ſelbſt glaube, auch bereits viele Verſuche doch mit keinem Erfolg gemacht habe. Das ſoll mich aber nicht abhalten, zu Ihnen zu eilen, ſo bald Ew. Wohlgeboren geſtorben zu ſeyn belieben. Dann wird ſich höchſt energiſch mit Ihrem Leichname in Rapport ſetzen

der hoffende Brille

Zwölfter Brief.

Wohlgeborner Herr! ich glaubte biſher ein Mittel in meiner Gewalt zu haben, alle Schreier am Ende plötzlich zum Schweigen zu nöthigen, wenn ich ſpräche: ſagt, was Ihr wollt, und ich will Euch auch zugeben, was Ihr verlangt: aber Ihr könnt mir doch nicht wegdiſputiren, daß der Magnetiſmus die Kranken heilt. Das iſt die Hauptſache. Möge er wirken, wie er wolle, genug, er wirkt, und zwar zum Heil der Menſchheit.

Sollten Ew. Wohlgeboren für möglich halten, daß die heilloſen Menſchen mir auch das widerſprechen? Man könne, meinen ſie, keine einzige unbeſtrittene und über jeden Zweifel erhabene Erfahrung dafür anführen. Kluge ſelbſt geſtehe S. 366, man müſſe nur im Anfang der Behandlung alle Arzneimittel bei Seite ſetzen, und erſt im Verlauf der Cur nöthigenfalls Gebrauch davon machen. Kluge ſelbſt bekenne, der Magnetiſeur müſſe dem Kranken eine „ſehr vorſichtige und regelmäßige Lebensweiſe vorſchreiben, und auf deren genaue Befolgung ſtreng halten." Kluge ſelbſt ſchreibe vor S. 395. „die Elektricität nach Erforderniß anzuwenden." Kluge ſelbſt rathe, „den Gebrauch des magnetiſirten Waſſers als Vorbereitungs- und Unterſtützungs-Mittel." Kluge ſelbſt begehre, (S. 431) die Wirkung des Magnetiſmus

„durch den Nebengebrauch anderweitiger Hülfsmittel möglichſt zu verſtärken.“ Da nun Jedermann wiſſe, daß gute Diät, Elektricität, Waſſertrinken (es möchte magnetiſirt ſeyn oder nicht) und anderweitige Hülfsmittel, mehr als hinreichend ſeyen, die Heilung jeder Krankheit zu erklären, ſo dürfe man auch nicht zu einem unerklärbaren Mittel ſeine Zuflucht nehmen.

Zum Beweiſe führen ſie die famöſe Cur an, welche der berühmte Wolfarth an einer Nervenkranken vollbrachte, die mit mancherlei örtlichen Uterinalbeſchwerden behaftet war (ſiehe das mediciniſch-chirurgiſche Wochenblatt). Bei dieſer wurden, außer dem Magnetiſmus noch angewandt: Einreibungen von Kümmel, Anis, Ingwer, Senf, *Eau de Cologne*, Franzbranntwein, Einſpritzungen von kaltem Weingeiſt und Bleiwaſſer; das Einnehmen von Aether und Chamillen-Extract mit Pommeranzenblüthwaſſer, hernach vertauſcht gegen Brauſepulver; endlich Selterſerwaſſer mit Milch, auch drei Eigelb täglich. Dann folgten das kalte China-Extract mit Pfeffer Münzwaſſer und warme Bäder. Der Beſchluß wurde mit Rheinwein, Burgunder und Isländiſchem Moos gemacht.

Nun bitte ich Sie — ſo ſprach mein Gegner lachend — ſind das noch nicht Mittel genug, um eine Krankheit zu curiren, auch ohne Magnetiſmus?

Aber, mein Gott! erwiederte ich, Sie vergeſſen ganz, daß die Kranke ſich alle dieſe Mittel ſelbſt im magnetiſchen Schlafe verordnete? —

Ein guter Arzt, antwortete er mir, hätte ſie auch ohne dieſe Verordnung angewandt; und dann weiß man ja wohl, was es mit ſolchen Verordnungen für eine Bewandtniß hat; ſie werden der Kranken erſt durch die Fragen des Magnetiſeurs herausgelockt. Denn Kluge ſagt S. 374: „von der Art dieſes Fragens
„hängt meiſtentheils die mehrere oder wenigere Clair-
„voyance, und nicht ſelten das Glück der ganzen Cur
„ab, indem ſich viele Kranke während ihres magneti-
„ſchen Schlafes in einem Zuſtande von Dunkelheit
„und Verworrenheit der Ideen befinden, die nur durch
„ein gehöriges Fragen gehoben und zur Deut-
„lichkeit gebracht werden kann; ja, mitunter werden
„auch nur erſt im Momente des Fragens die Ideen
„im Kranken erzeugt.“

Aus dieſer herrlichen Stelle meines Kluge wird geſchloſſen, daß der fragende Magnetiſeur der Kranken die Antworten gleichſam in den Mund lege, woher es denn auch komme, daß, je nachdem der Arzt geſchickt oder ungeſchickt ſey, die Patientin etwas Vernünftiges oder Unvernünftiges verordne.

Ferner ſey es lächerlich, wenn Kluge S. 371 ſelbſt dann dem Magnetiſmus die Heilung einer Krankheit zuſchreibe, wenn die Beſſerung ganz ohne Eintritt magnetiſcher Erſcheinungen erfolgte und er bloß den Ausgang ruhig abwartete. Es ſey ja bekannt, daß die Zeit viele Krankheiten heile. In einem kranken Körper giengen, ohne alle angewandte Mittel, in jeder Secunde Veränderungen vor, und Jedermann wiſſe, daß viele Kranke geſund werden auch ohne alle Arzenei.

Kurz, man thue am beſten, ſich vor dem Magnetiſmus zu hüten, da er, nach Kluge's eigenem Ausſpruch S. 440, „in der Hand des Unvorſichtigen und Unkundigen furchtbar und zerſtörend ein namenloſes Elend herbeiführe," und man doch nie wiſſen könne, ob man nicht einen Unvorſichtigen oder Unkundigen vor ſich habe. Wohlgeborner Herr! gegen ſolche niederträchtige Angriffe waffnen wir uns mit unſerm Heiligenſchein. Wir nennen mit Wolfarth nur diejenigen Aerzte vorurtheilsfrei, die den Magnetiſmus billigen.

Der Name Wolfarth iſt mir entſchlüpft. Dieſer Name bezeichnet den Inbegriff der liebenswürdigſten Humanität, und ich kann meine Briefe an Ew. Wohlgeboren durchaus nicht glänzender beſchließen, als mit einem Kernſpruche dieſes großen Mannes, ausgeſprochen in ſeinen Erläuterungen über den Magnetiſmus S. 144.

„Der ächte Arzt iſt ein Prieſter und Diener des
„Magnetiſmus, oder, was daſſelbe iſt, der Natur,
„und kann allein vom Meſmeriſmus ſeine würdigſte
„Anerkennung erwarten. Der unächte Arzt hingegen,
„der Arzenei- und Giftkrämer, wird in ſeiner Blöße
„gezeigt. Er muß entweder lernen bereuen, und freu-
„dig die neue Bahn der Natur und des Lebens als
„natürlich magnetiſcher Arzt beginnen, oder er wird
„aus dem reinen Kreiſe der Edlen, welche das Theuer-
„ſte dem Menſchen bewahren und wieder verſchaffen,
„billig verbannt, und nicht mehr als Arzt, ſon-
„dern als Betrogener und betrügender Gauk-
„ler der Verachtung Preis gegeben, wenn nicht
„die Macht des Geſetzes ihn gänzlich hindert, ſein
„blindes Spiel mit der Geſundheit und dem Leben
„der Menſchen zu treiben.“

Allerwohlgeborenſter Herr! theilen Sie mein Entzücken! Haben Sie jemals etwas Humaneres geleſen? — Alle Aerzte, die nicht denken, wie Herr D. Wolfarth, ſind Arznei- und Giftkrämer, betrogene und betrügende Gaukler und werden der Verachtung

Preis gegeben von Rechtswegen. Allein das iſt noch nicht genug. Mein menſchenfreundlicher Wolfarth fordert ſogar die Obrigkeit auf, ſie Alle zum Teufel zu jagen. Mögen immerhin ſeine eigenen würdigen Lehrer ſich unter dieſer Zahl befinden; mögen immerhin die meiſten derſelben bisher für brave geſchickte Männer gegolten und Tauſenden das Leben gerettet haben, während Hr. Wolfarth Experimente machte; warum haben ſie ſich unterſtanden, die Kranken ohne Magnetiſmus wieder herzuſtellen? ſie müſſen fort! ſie müſſen mir und meinem Wolfarth Platz machen! Fiat justitia et pereat mundus! Warlich jene kräftige Stelle iſt der Triumph der Humanität! ſie beweiſ't, daß der Magnetiſmus nicht bloß heilſam auf den Körper würket, ſondern auch die Moralität auf das herrlichſte erweckt und ausbildet, indem ſie auch den letzten Keim jener verdammten Toleranz erſtickt, die der Satan für Schwachköpfe erfunden hat, die aber, Gott ſey Dank! noch nie irgend ein Naturphiloſoph ſich hat zu Schulden kommen laſſen.

Indeſſen kann ich Ew. Wohlgeboren nicht bergen, daß mir ſelbſt noch einige Schwäche in dieſer Hinſicht anklebt. Ich denke nämlich, wenn die hohe Obrigkeit — wie zu hoffen ſteht — aus ſchuldigem Reſpect für Hn. Wolfarth nächſtens alle nicht magnetiſirenden Aerzte zum Teufel jagt, was ſoll aus denen werden, die über 50 Jahre alt oder von ſchwächlicher Conſtitution ſind? — Geſetzt, ſie hätten auch den beſten Willen, ihre Arznei- und Gift-Krämerei aufzugeben und bei Herren Wolfarth in die Schule zu gehen, ſie können ja doch keine Magnetiſeurs werden, da dem Einen die Jugend, dem Andern die Geſundheit fehlt? — Nun iſt nicht zu läugnen, es befinden ſich Männer unter ihnen, die nach alter Weiſe, gewaltig viel Kranke geheilt und das Vertrauen großer Städte als Aerzte und Menſchen gewonnen haben, auch bloß von ihren erworbenen Kenntniſſen leben können; ſollen die nun Alle verhungern? — Mein Herz blutet, aber ich ſage ja! beſſer, daß ein paar Hundert Aerzte verhungern, als wenn auch nur Ein Kranker ohne Magnetiſmus geheilt würde. Sie mögen ſich mit den Perückenmachern tröſten, die auch verhungern müſſen, ſeitdem die Natur ihr Recht behauptet hat, oder wenn die Rache ihnen ſüß ſchmeckt, ſo mögen ſie nur warten, bis Wolfarth 50 Jahr alt geworden, dann muß auch Er ſeine Praxis niederlegen und verhungern, wenn nicht unterdeſſen durch das magnetiſche Fluidum ein goldnes Fluidum in ſeinen Beutel gefloſſen.

Kurz und gut, Wohlgeborner Herr! vivat der humane Wolfarth! das iſt das Feldgeſchrei

Ihres

triumphirenden Brille.

N. S.

Ew. Wohlgeboren lege ich sub A noch einen kleinen Aufſatz meines Sohnes bei, eines gelehrten Burſchen, wie Sie leicht erkennen werden. Ferner sub B eine malitiöſe Erzählung, die ein verruchter Anonymus mir zugeſandt hat, und die aus irgend einem Franzöſiſchen Wiſche der neuern Zeit entlehnt ſeyn ſoll. Dergleichen bleierne Pfeile machen nur blaue Flecken; aber gut wäre es doch, wenn die Verfaſſer von dergleichen Schmähſchriften durch eine Manipulation mit ſtarkem Contacte, zum Exempel durch den Staubbeſen, zum Schweigen gebracht würden.

Endlich sub C einen Auszug aus der Biblioteca italiana, den ich ſelbſt zwar nicht verſtehe, von welchem aber ein ehrlicher Freund mich verſichert, daß er verdiente Lobſprüche auf meinen verehrten Kluge enthalte.

Beilage A.

Das himmliſche Kreuz des Kaiſers Conſtantin.

Es iſt doch fürwahr eine große Thorheit oder Hartnäckigkeit, daß ſo viele ſonſt vernünftige Leute nicht an die Wunder des Magnetiſmus glauben wollen, bloß weil ſie dieſelben nicht begreifen können. Ei! können ſie denn begreifen, wie es zugegangen, daß der Kaiſer Conſtantin bei ſeinem Feldzuge gegen den Maxentius ein feuriges Kreuz am Himmel erblickte, mit der griechiſchen Unterſchrift: *εν τουτω νικα* (durch dieſes überwinde)? — Freilich, die Spötter lachen und ſprechen, auch das ſey ein Mährchen; aber die Beweiſe ſind unwiderſprechlich.

Socrates ſagt in ſeiner Kirchenhiſtorie (l. 1. c. 1.), der Kaiſer habe, als das Kreuz erſchienen, ſeinen Augen nicht getraut, und alle Umſtehende gefragt: ob auch ſie es gewahr würden? Alle bekräftigten es einmüthig. Alſo ein Heer von Augenzeugen. Man könnte einreden, Socrates habe nur auf Hörenſagen geſchrieben; allein dazu war er viel zu vorſichtig. Denn an einer andern Stelle, wo er von dem Kreuze des Erlöſers redet, welches Helena gefunden (l. 1. c. 14) fügt er ausdrücklich hinzu: ich weiß das vom Hörenſagen; folglich war er, was jene Erſcheinung betraf, ſeiner Sache gewiß; wenigſtens eben ſo gewiß, als Kluge von hundert Begebenheiten, die er gläubig anführt. Ueberdieß war er ein Mann, der vor den größten Gelehrten ſeiner Zeit in Sprachen, Wiſſenſchaften und Beredſamkeit unterrichtet worden war, und daher den Beinamen Scholaſticus erhalten hatte, folglich ein Mann, deſſen Zeugniß man vertrauen darf.

Eben ſo erzählt Euſebius von Cäſarea die Begebenheit mit allen Umſtänden. Ihm hatte Conſtantin's eigner Sohn aufgetragen, die Lebensgeſchichte ſeines Vaters zu ſchreiben, folglich waren ihm ſicher die authentiſchſten Materialien dazu geliefert worden. Auch der Arianer Philoſtorgius hat jene Erſcheinung nicht bezweifelt. Und Zoſimus, der große Eiferer für den Götzendienſt, der keine Gelegenheit entſchlüpfen ließ, das Chriſtenthum zu beſpötteln, würde er jenes weltkundige Wunder wohl mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn er es hätte beſtreiten können? — Ebenſo Julian der Abtrünnige; waren nicht, als er regierte, kaum 40 Jahre verfloſſen? und fehlte es ihm etwa an Mitteln, den noch lebenden Betrüger Euſebius zu entlarven? Lebten nicht noch

Soldaten genug, die er aufrufen konnte zu bezeugen, ſie hätten nichts geſehen? — Er, der heftigſte Feind der Chriſten, ſollte nicht mit Freuden dieſen Umſtand benutzt haben, ſie zu demüthigen? — Allein er ſchweigt, und ſein Schweigen iſt ein Bekenntniß.

Und der Rath zu Rom? der aus Heiden beſtand — wie lautete die Inſchrift, welche er auf den, Conſtantin zu Ehren errichteten, Triumphbogen ſetzen ließ? es ſey geſchehen, weil dieſer Kaiſer auf beſondere Eingebung der Gottheit (instinctu divinitatis) die Republik gerettet habe. Freilich wird des Kreuzes nicht ausdrücklich erwähnt; das war von Heiden nicht zu erwarten; allein die göttliche Eingebung konnten ſie nicht läugnen; gleichwie ein Widerſacher des Magnetiſmus die Wirkungen deſſelben bekennen muß, wenn er gleich den Heiligenſchein nicht ſieht, der den Magnetiſeur umgiebt, der offenbar aus derſelben Materie, wie das Kreuz des Conſtantin fabricirt worden iſt.

Und das Labarum? das heißt, die Fahne, welche Conſtantin jenem himmliſchen Kreuze zu Ehren verfertigen ließ, hat ſie nicht wirklich exiſtirt? hat ſie nicht Alle, die ſie umringten, mit Tapferkeit begabt, wie ein magnetiſches Baquet für Alle, die es umringen, Geſundheit ausſtrömt? — Hat nicht Julian der

Abtrünnige, der nichts weiter als ein kluger Mann und bei weitem kein Kluge war, das Labarum geziert um jenes Kreuzes willen? —

Und Prudentius! was ſagt er in ſeinen Verſen gegen den Symmachus? — quo signum dextera vindex protulerit, quali radiarunt stemmate pila! Ein Zeichen des Sieges, ein glänzendes Zeichen „gieng vor der rächenden Armee her.“ Christus signabat Labarum — clypeorum insignia Christus scripserat. „Chriſtus ſelbſt hat unterſchrieben.“ — Iſt das nicht ein klares Zeugniß? war Prudentius nicht ein vornehmer Mann? Zwar in ſeiner Jugend ein lockerer Zeiſig; aber damals, als er gegen den Symmachus ſchrieb, ein unbeſcholtner Höfling.

Und Conſtantin ſelbſt! würde er gewagt haben, das Labarum mit dem Kreuze an die Stelle der alten, hochverehrten römiſchen Fahnen zu ſetzen, wenn nicht ſein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel geſehen hätte? würden nicht die Heiden, die das Kreuz verabſcheuten, Alle davon gelaufen ſeyn, wenn ſie nicht Augenzeugen des Wunders geweſen wären?

Und was ſagt Theodoretus in ſeiner Kirchengeſchichte (l. 1. c. 2.)? „Der Kaiſer habe, wie der

„heilige Apoſtel, ſeinen Beruf nicht von Menſchen oder „durch Menſchen, ſondern vom Himmel erhalten.“ Zielt er da nicht offenbar auf das himmliſche Licht, welches den Paulus bekehrte, und nun den Conſtantin gleichermaßen bekehrt hatte?

Und Sozomenus in ſeiner Kirchengeſchichte ſagt ausdrücklich (l. 1. c. 3.): „es ſey dem Kaiſer ein „göttliches, himmliſches Zeichen erſchienen.“ — Dieſer Sozomenus war ein Advocat, und man weiß, wie wahrheitsliebend die Advocaten ſind.

Wäre es möglich, ein Wunder noch länger zu läugnen, welches vor tauſend Augenzeugen geſchehen, von den ehrwürdigſten Schriftſtellern des Alterthums aufbewahrt und beſtätigt, vom Römiſchen Senat durch Denkmäler verewigt, und von keinem Heiden widerſprochen worden? —

Gäbe es noch Hartnäckige und Unverſchämte, die es zu läugnen wagten, ſo dürfen wir ſie wenigſtens nicht unter den Verehrern des Magnetiſmus ſuchen, die für ihre Wunder durchaus keine glänzendern Beweiſe anzuführen haben, als Conſtantin für ſein himmliſches Kreuz. Ja, es war offenbar der Himmel ſelbſt, der Conſtantin's Heer magnetiſirte, ſo daß jeder Soldat mit ſeinem Magenmunde die griechiſchen Worte in den Wolken las.

Beilage B.

Ueberſetzung aus dem Hermite de la Chaussée d'Antin, IV. Band, pag. 144.

— Meſmer behauptete, ein neues Agens in der Natur entdeckt zu haben, deſſen Eigenſchaften zwiſchen Menſchen und Dingen neue Verhältniſſe, neue Verwandtſchaften bildend, wundervolle Wirkungen hervorbringe: er nannte es animaliſchen Magnetiſmus. Da nun dieſer beſonders auf Nerven- und Einbildungskraft wirkte, ſo waren unſere Damen die Erſten, die dadurch verführt wurden: Meſmer's Baquet wurde ein Rendezvous für die Schönheiten des Hofes und der Stadt: der Magnetiſmus gebahr die hyſteriſchen Zufälle, (vapeurs) die Krämpfe, die Nervenleiden von tauſenderlei Gattungen, und dieſe hervorgebrachten Krankheiten, deren ſich die Aerzte bemächtigten, verſchafften dem Teutſchen Herrn Doctor Proſelyten ſelbſt im Schooſe der Facultät. Diejenigen, welche die Wirkungen des Magnetiſmus am hartnäckigſten läugneten, wurden doch gewahr, daß er nicht ohne Einfluß auf die Sitten blieb; daß er viele Leute in Rapport miteinander ſetzte, die keineswegs dazu beſtimmt waren, und daß die Kraft des Baquet auf eine ganz beſondere Weiſe auf die Jugend der Weiber wirkte.

(Der maliciöſe Verfaſſer macht hier ein unüberſetzbares Wortſpiel mit vertu, welches ſowohl Kraft als Tugend bedeutet.)

Als die Regierung urtheilte, daß es Zeit ſey, dieſer Comödie ein Ende zu machen, ließ ſie dieſelbe auf dem Theater ſpielen, und das Luſtſpiel: les docteurs modernes brachte den Mode-Doctor um allen Credit.

Dieſe Meſmeriſche Gaukelei — von welcher Doppal, ein Schüler Deslon's, der ſelbſt ein Schüler Meſmer's war, ſehr naiv zu ſagen pflegte: „diejenigen, die unſer Geheimniß wiſſen, zweifeln noch mehr daran, als diejenigen, die es nicht wiſſen" — erzeugte den Somnambulismus, von welchem der Herr Abbé Faria in dieſem Augenblicke (1813) eine Schule errichtet hat, zu großem Aergerniß der geſunden Vernunft und der Philoſophie. Ich habe der Sitzung, das heißt: der öffentlichen Myſtification beigewohnt, welche am vorigen Mittwoch in einem Hauſe der Straße Clichy Statt hatte, und ich werde erzählen, was ich geſehen habe. Die bloße Erzählung wird hinreichen, um die Sache lächerlich zu machen.

Der Apoſtel des Somnambulismus hatte für ſeine Taſchenſpieler-Stückchen einen Saal in einem Erziehungs-Hauſe gewählt. Begleitet von fünf oder ſechs jungen Mädchen erſchien er an einem Ende des Saales in dem Bezirk, den er ſich vorbehalten hatte. Die Verſammlung war glänzend und zahlreich, zwei Drittel derſelben beſtanden aus jungen Frauenzimmern, auf deren Geſichtern man ſehr deutlich leſen konnte, daß ſie mit günſtigen Vorurtheilen für die neue Lehre ſich eingefunden hatten. Der Herr Abbé iſt ein ſchöner Mann, obſchon geſchwärzt durch die heiße Sonne von Goa, und ich habe zu bemerken geglaubt, daß die ſchöne Hälfte der Zuhörer über dieſen Punkt eben ſo wenig Vorurtheile hegte, als Desdemona in Shakeſpeare's Othello. Er begann mit einer Rede in einem ſo wunderlichen Style, daß man ein Franzoſe ſeyn und ſich ſtets erinnern mußte, daß ein Fremdling ſprach, um nicht bei jeder Phraſe ihn durch lautes Gelächter zu unterbrechen. Unglücklicherweiſe waren die Gedanken nicht minder lächerlich, als die Form, und es iſt zweifelhaft, ob der Unſinn weiter getrieben werden könne. Nach einer komiſch prunkvollen Anpreiſung des Magnetiſmus und ſeiner allgemeinen Eigenſchaften ſtellte der Herr Profeſſor den Grundſatz feſt: daß dieß geheimnißvolle Agens die Baſis alles Unterrichts, der Grund aller Wiſſenſchaften, der Schlüſſel aller menſchlichen Kenntniſſe ſey. Wer hätte ſich wohl eingebildet, bevor er dieſen Philoſophen von der Küſte von Malabar gehört hatte, daß der Magnetiſmus nicht allein die Kraft hat, die Geheimniſſe der Arzneikunſt, die Urſache, den Sitz und das Heilmittel aller Krankheiten zu enthüllen, ſondern auch die Bildung der Geſtirne, ihre Materie, ihre Bewegungen und die Natur ihrer Bewohner! — Auch iſt der Magnetiſmus die wahre Triebfeder der Moral. Aus ihm fließen alle Tugenden, wie alle Wahrheiten, und ſelbſt die Politik iſt ſeiner Wirkung unterworfen.

Nach dieſer ſo klaren Definition ſprach Herr Faria vom Somnambuliſmus, der unmittelbaren Wirkung des Magnetiſmus. So viel ich aus dem unverſtändlichen Wortkram habe herausklauben können, ſo iſt der Zuſtand des Somnambuliſmus für den Menſchen und beſonders für das Weib, der eigentlichſte und vortrefflichſte, der Zuſtand par excellence; er entwickelt in dem Schlafenden Kräfte und Kenntniſſe, die ihm wachend gänzlich fehlten, zum Beiſpiel die Gabe der Sprachen, das Vorausſehen der Zukunft; und, was am auffallendſten iſt, er öffnet bei gewiſſen Perſonen neue Organe. So zum Exempel beſitzt eine von Faria's Schülerinnen die ganz beſondere Gabe, im Schlafe mit demjenigen Theile des Leibes zu leſen, den der erſte Mann und das erſte Weib, der Sage nach, nicht einfach ſondern doppelt mit auf die Welt gebracht haben. Schade, daß man dieſes Experiment nicht wohl öffentlich machen konnte.

Indeſſen hatten die vier jungen Mädchen ſich in eine Reihe geſetzt, und ſie waren durch die Rede ihres Meiſters ſo trefflich zum Schlafen vorbereitet worden, daß der magnetiſche Finger ſie in einem Augenblicke in den tiefſten Schlummer verſetzte. Da ſagte die Eine, ſie habe Durſt. „Was wollen Sie trinken?“ fragte der Einſchläferer — „gezuckertes Waſſer“ war die Antwort. Sogleich präſentirte er ihr ein großes Glas helles Waſſer, welches er aber nicht zuckerte, ſondern bloß magnetiſirte. Das Mädchen trank und klagte, man habe zu viel Zucker hinein gethan. In dieſer Zeit, wo der Zucker ſo theuer iſt, hätte der Herr Abbé einen neuen Vortheil des Magnetiſmus geltend machen können; aber ohne auf die Einwürfe, die man ihm machte, zu antworten, gieng er zu einem andern Experiment über.

„Dieſe junge Perſon,“ ſagte er, indem er auf Eine der Schlafenden deutete, „verſteht, wie man leicht glauben kann, kein Lateiniſch; allein Sie werden hören, daß ſie im magnetiſchen Schlafe es recht gut verſteht. Ich mache die Probe. Ars longa, vita brevis. Antworten Sie, Mademoiſelle! was heißt das auf Franzöſiſch?“

„Das Leben iſt lang und kurz.“

Ein lautes Gelächter erſcholl von allen Seiten, und ſchwerlich hätte die Sitzung fortgeſetzt werden können, wenn nicht die Bewegungen und das Geſchrei einer dritten Schlafenden die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf's Neue gefeſſelt hätte. Sie ſchrie nämlich: Diebe! Mörder! haltet! — Der Magnetiſeur fragte: was geht vor?

„Ein Mord in der Straße von Clichy.“

Wer ſind die Thäter?

„Zwei Männer, die ich nicht erkenne.“

Hat man ſie arretirt?

„Einen davon ſo eben.“

Dieſe Gauckelei hätte Senſation machen können, wenn mehrere gegenwärtige Perſonen nicht von der Begebenheit unterrichtet geweſen wären, die ſich drei Stunden vorher zugetragen hatte, und die der Herr Profeſſor ſammt der Schlafenden eben ſo gut erfahren haben konnte, als die Uebrigen.

Das Experiment mit den Gliedern, die auf die Stimme des Magnetiſeur gelähmt werden, überwältigte endlich die Geduld und die ehrbare Haltung der Verſammlung. Man fieng an laut zu murren, dann erſcholl ein Hohngelächter, und endlich wurde der Indianiſche Herr Profeſſor förmlich ausgepfiffen. Er erklärte ſehr geſchickt den geringen Erfolg dieſer Sitzung, indem er verſicherte, daß die Gegenwart eines einzigen Ungläubigen hinreiche, um die magnetiſche Kraft zu neutraliſiren und das Talent des Magnetiſeurs zu Schanden zu machen.

Beilage C.

Auszug aus der Biblioteca Italiana, April 1816.

Saggio istorico intorno al magnetismo animale, di Kluge, stampato *in Berlino nel* 1815. Pare strano che in un' epoca così recente siansi stampate tante stravaganze, quanta se ne contengono in questo libro.

Der Herausgeber betrachtet **Kluge's** unſterbliches Werk come un tratto della storia delle aberrazioni dello spirito umano.

Druckfehler,

welche man vor dem Leſen zu berichtigen bittet.

S. 18 Z. 11 Leuten, ſtatt Weibern.
— 21 — 4 Ammen — Armen.
— — — 11 Baum — Bauer.
— 24 — 13 freylich — folglich.
— 42 — 16 quaestionis — quaesionis.
— 49 — 1 Luftſchloß — Luſtſchloß.

Auguſt von Kotzebue

gab 1817 (alſo vor Erſcheinung ſeines literariſchen Wochenblatts, damit man nicht glauben möge, es ſeyen Auszüge oder Abdrücke aus dieſem,) anonym heraus: Pudenda oder Archiv der Aborbeiten unſerer Zeit. 1r Band. Leipzig, in Commiſſion bei Joh. Ambr. Barth. Dieſes Buch fand wenig Abgang, **weil** — Kotzebue's Name auf dem Titel fehlte: deswegen haben wir den Reſt der Auflage an uns gekauft, und führen ſo zum zweiten Mal dieſe beißende Critik des Klugſchen Magnetismus in die Welt, — unter dem **wahren Namen** ihres Verfaſſers.

Gebrüder Hoffmann.

Magnetiſirtes Scheidewaſſer

von

August von Kotzebue.

Weimar 1819
bei den Gebrüdern Hoffmann.

0304265*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Magnetiſirtes Scheidewaſſer.

Erſte Gabe.

Vorwort des Herausgebers.

Niemand wird läugnen, daß der Magnetiſmus, wenn er in ſeiner Herrlichkeit ſich beſtätigt, den ganzen Erdball umwendet, wie einen Handſchuh. Nichts Verborgenes mehr in der Natur; die Pforten des Geiſter=Reiches ſind geöffnet; und wenn wir zum Exempel über die Cometen noch ein wenig in Zweifel ſtehen, ſo kommt das bloß daher, weil es noch keinem Magnetiſeur eingefallen iſt, ſeine Clairvoyante zu fragen, wie es auf einem Cometen ausſieht.

Dieſe wichtige Betrachtung hat den Herausgeber dieſer Blätter bewogen, ſich an die Ehrenmänner anzuſchließen, deren Beſtreben dahin geht, den göttlichen Magnetiſmus immer mehr und mehr zu verbreiten, und zu dieſem Behufe wird er alle Koſtbarkeiten ſammeln, die er in ſeinem Magenmunde (das heißt, in ſeinem Gewiſſen) für würdig hält, dem Publicum mitgetheilt zu werden. Doch ſetzt er billig voraus, was ſchon die berühmten Herausgeber des Archivs für den thieriſchen Magnetiſmus S. 1 mit Recht fordern, nämlich: Verläugnung des nüchternen Verſtandes, der durchaus nicht hieher gehört; ein berauſchter Verſtand wird hiermit nachdrücklichſt empfohlen, und der Herausgeber darf verſichern, daß ſein eigner Verſtand ſchon einen ziemlichen Haarbeutel hat.

Das Erſte, was er hier zum Beſten giebt, ſind die vertrauten Briefe eines Freundes, des Herrn Doctor Brille, eines wahrhaft kindlichen Gemüthes, was man vormals eine ehrliche Haut zu nennen pflegte, was aber jetzt wohl richtiger durch ein ehrliches Sonnengeflecht bezeichnet werden möchte.

Wenn, wie der Herausgeber ſich ſchmeichelt, die berauſchte Vernunft des Publicums Gefallen daran findet, ſo wird er nicht ermangeln, noch mehrere Gläſer von ſeinem vorräthigen Waſſer zu magnetiſiren, wenn auch Mancher wünſchen ſollte, daß der bittere Kelch an ihm vorüber gehe. Vielleicht wird ſogar dem Herausgeber das Vergnügen zu Theil, daß Mancher der, gleich ihm, der fatalen nüchternen Vernunft entſagt hat, ihm ſeine benebelten Gedanken mittheilen werde, welches unmaaßgeblich unter Addreſſe des Verlegers geſchehen könnte.

Vor der Hand empfiehlt ſich der Herausgeber, indem er mit feſtem Willen das Publicum fixirt, aber ja nicht um zu ſchlafen, ſondern um zu leſen.

Vertraute
Briefe des Doctor Brille
über
den Magnetiſmus.

Erſter Brief.

Ew. Wohlgeboren bin ich ſo frei, einige höchſt merkwürdige Thatſachen, betreffend den Magnetiſmus, mitzutheilen, vor welchen alle Spötter und Ungläubige verſtummen werden.

Sie wiſſen, aus Gmelin, Wienholt und **Kluge**, daß, wenn ein Magnetiſeur Pfeffer oder Salz in den **Mund** nimmt, ſeine Clairvoyante das Maul verzieht, hingegen ihr Wohlbehagen zu erkennen giebt, wenn er guten Wein trinkt: daß ferner, wenn Er ſich mit einer Nadel ſticht, ſie an derſelben Stelle des Körpers einen Stich fühlt; daß, wenn Er eine Diarrhöe hat, ſie einen Durchfall bekommt, ja daß ſogar eine Dame, die mit ihrer verheiratheten Schweſter bloß in einem natürlichen Rappert ſtand, Empfindungen an der Bruſtwarze hatte, wenn die

Schweſter ihren Säugling tränkte. Alles das, und noch weit mehr dergleichen, ſind in Kluge's animaliſchem Magnetiſmus*) zu leſen.

Ich ſelbſt bin ein rüſtiger Magnetiſeur, und habe ſchon viele Patienten von den ſchwerſten Krankheiten durch den Magnetiſmus — zwar nicht geheilt; allein ich geſtehe dennoch, daß obige wundergleiche Effecte mir bis jetzt zweifelhaft ſchienen. Nun aber hat der Glaube ſich durch folgende Begebenheit mir aufgedrungen.

Ich magnetiſire ein artiges, junges Mädchen ſchon ſeit geraumer Zeit; ſie iſt außerordentlich tugendhaft, und ich, ohne Ruhm zu melden, bin es auch. Nun ſtellen Sie ſich vor! ſo oft ich meine Frau küſſe, empfindet meine Clairvoyante ſehr lebhaft dieſen Kuß, und als endlich jene in die Wochen kam, litt dieſe die heftigſten Schmerzen, weil ich ſie mit jener in Rapport geſetzt hatte.

Es fehlt freilich nicht an Leuten, die darüber ſpötteln, allein mit welchem Rechte? Iſt es nicht erwieſen, daß Empfindungen, die in dem Körper des Magnetiſeurs vorgehen, ſich auch in dem Körper der Clairvoyante ereignen? und wenn dieſe den Durchfall bekommt, weil ihr Magnetiſeur eine Diarrhöe hat, kann ſie nicht eben ſo gut jede andere, normale oder

*) Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetiſmus als Heilmittel von C. A. F. Kluge.

abnorme Thätigkeit ſeines Körpers theilen? oder, wenn ſie den Wein ſchmeckt, den er trinkt, kann ſie nicht eben ſo gut den Kuß ſchmecken, den er ſeiner Frau giebt? ſind ihre Eingeweide oder ihre Zungen- und Bruſtwärzchen reizbarer, als andere Theile ihres Körpers? — mich dünkt, wer die Möglichkeit des Einen zugiebt, der dürfe auch das Andere nicht läugnen.

Wienholt nahm einſt eine Abführung und in der Folge ein Brechmittel; ſogleich bekam auch ſeine Clairvoyante Durchfall und Erbrechen. Wie, wenn er die Wurzel Ginſeng eingenommen hätte, würde ſie nicht gleichfalls deren Wirkungen verſpürt haben? — und den Nadelſtich nicht zu vergeſſen — beweiſ't es nicht offenbar, daß der Magnetiſeur aus der Ferne durch eine willkührliche Handlung Schmerz (warum nicht auch Luſt?) bei ſeiner Clairvoyante hervorbringen kann?

Aengſtliche Väter und mißtrauiſche Ehemänner nennen das eine gefährliche Kunſt, zumal da wir ſelbſt geſtehen, daß wir unſere Kranken durch unſern bloßen Willen beherrſchen, und daß ſogar Eine zu Pezold ſagte: „ich fühle mich gedrungen zu thun, was Sie wollen.“ Aber wohl verſtanden, wenn der Magnetiſeur nur das wolle, was ihr gut ſeyn werde.

Sollten Ew. Wohlgeboren glauben, daß ich mit ſolchen Vätern ſogar über die Bedeutung des Wortes gut habe diſputiren müſſen? — Der Eine behauptete zum Exempel: ſeine Tochter könne an einer Krankheit leiden, deren Heilung von etwas abhängig ſey, was man gewöhnlich nicht gut nennt, was aber ihr ſehr gut ſeyn würde. Ich verſtehe Sie, war meine Antwort, allein Sie können auch aus Wienholt lernen, daß eine Clairvoyante „keiner Unlauterkeit fähig iſt, und daß ſelbſt eine ſchon Geſunkene wieder zum Tugend-Gefühle gelangt.“

Der Hartnäckige antwortete mir aus Kluge S. 192: „betrifft der Wille des Magnetiſeurs nicht geradezu den Nachtheil des Kranken, ſo iſt dieſer im magnetiſchen Schlafe nicht vermögend, demſelben zu widerſtehen, wenn er gleich im wachenden Zuſtande ſich dagegen geſträubt haben würde.“ — Ich erinnerte, daß ein Mittel, zwar phyſiſch vortheilhaft, allein pſychiſch nachtheilig wirken könne, und daß Kluge auch dieſen Nachtheil im Sinne gehabt habe. Er meinte, das ſey wohl möglich, er habe nichts gegen die Reinheit von Herrn Kluge's Geſinnungen, ſondern glaube nur, daß nicht alle Magnetiſeurs ihm darinn glichen. Man könne doch nicht läugnen, daß manche Frauenzimmer-Krankheit durch Erfüllung der Zwecke der Natur gehoben werde. Wenn nun dieſer Erfüllung nichts weiter entgegen ſtehe, als eine conventionelle Tugend, ſo ſehe er nicht ein, warum man das Mittel in ſolcher Lage nicht gut nennen dürfe?

zumal wenn es bloß mit dem reinen Willen angewandt werde, die Heilung der Kranken zu bewirken.

Ich erinnerte an die Pflichten der Gattin. Er antwortete, er ſpreche nur von unverheiratheten Frauenzimmern. Ich ſagte, die würden Convulſionen bekommen. Er bezweifelte das, ſprechend: der beiderſeitige reine Wille, nur das Gute, nämlich ihre Heilung, zu bewirken, und einen Zweck der Natur zu erfüllen, der mit keiner höhern Pflicht im Widerſpruche ſteht, werde und müſſe hinreichen, die Clairvoyante zu beruhigen.

Ueberhaupt warf er die Frage auf: wenn es wahr iſt, daß die Kranke „in eine geiſtige Befangung gerāth, die das ganze gewöhnliche tranſitive und intellectuelle Leben aufhebt" (Kluge S. 89), wenn es wahr iſt, „daß ſie aus dem (gewöhnlichen) Leben „heraustritt" (S. 92) und zwar „in höhere Verbindung mit der geſammten Natur" (S. 95) „in unabgeänderte Verhältniſſe zu ihren Umgebungen" (S. 107), wenn es wahr iſt, „daß ihr Denken freier und „tiefer, ihr Urtheilen ſchneller und ſchärfer iſt" (S. 172), nicht wahr, ſo werden auch ſolche Tugenden, ſolche Pflichten, welche die Natur nicht vorſchreibt, ihr minder wichtig ſcheinen? — wenn ſie zum Beiſpiel wachend vor einer Ehe mit ihrem Bruder Abſcheu empfindet, ſo wird ſie ſchlafend ſich erinnern, daß Gott nicht immer ſo ſtreng geweſen, und daß eine ſolche Ehe wohl erlaubt ſeyn könne: kurz, ſie wird von Allem abſtrahiren, was nur in der menſchlichen Geſellſchaft (und zwar zum Theil nur in der Europäiſchen) nach und nach zur Tugend und Pflicht geſtämpelt werden; „ſie tritt in höhere Verbindung „mit der geſammten Natur; die Verhältniſſe zu ih„ren Umgebungen ſind abgeändert“ ſie iſt ein reines Kind der Natur geworden, und folglich wird ſie nicht immer Convulſionen bekommen, wenn ihr ein Mittel dargeboten wird, welches dieſe neuen Anſichten und Verhältniſſe nicht verletzt. — Uebrigens — fügte dieſer Schwätzer hinzu — läugne ja Kluge ſelbſt nicht die Möglichkeit, daß zwiſchen dem Magnetiſeur und ſeiner Clairvoyante gar wunderliche Dinge vorgehen können; denn ſonſt wäre die Warnung ganz überflüſſig, die er S. 315 gegeben: „daß Jeder ſich „wohl prüfen ſolle, damit er nicht den Leidenden phy„ſiſch auf eine Höhe verſetze, von welcher er ihn pſy„chiſch dann wieder hinabſtürze zur endloſen Tiefe.“ Wie könne nun ein Vater wiſſen, ob der Magnetiſeur bei ſeiner hübſchen Tochter dieſe Warnung beherzigt habe? und müſſe folglich ein Vater nicht immer befürchten, ſeine Tochter in endloſe Tiefen ſtürzen zu ſehen?

Nun bitte ich Ew. Wohlgeboren, was ſoll man mit einem ſolchen Vernünftler anfangen?

Ein Anderer — es war ein Ehemann —, ſagte: er möge keine Frau, die „durch ihren Magnetiſeur „empfinde, denke und handle, und in ihm gleichſam „ein neues Organ finde, durch welches ſie mit den „Außendingen in eine ganz eigenthümliche Verbindung „geſetzt werde,“ (**Kluge** S. 93), denn ſie ſolle nur mit ihm in der alten Verbindung bleiben. Er möge keine Frau „die dem bloßen Willen des Magnetiſeurs gehorche und deren Gefühl dabei an Seeligkeit gränze (S. 95); er möge keine Frau, die ihn im Schlafrock und ihren Magnetiſeur im Heiligenſcheine ſähe; (S. 118) die ſchon in Kriſe fiele, „wenn der Magnetiſeur ſie anhaucht oder anſieht, wär's auch nur im „Spiegel“ (S. 153), die ſogar ſeine Gemüthsaffecten „theile“ (S. 169) oder, wenn der Mann ſie küſſen wolle, den Durchfall bekäme, weil ihr Magnetiſeur ein Abführungsmittel eingenommen. Er möge keine Frau, die ſich nur „vorzüglich wohl in der Nähe des „Magnetiſeurs, ihres zweiten Ichs, fühle, Krämpfe „bekomme, wenn er ſich entfernt, und ein convulſiviſches Zittern, wenn er ſich mit Andern unterhält.“ (S. 173) Nur Er, der Mann, wolle ihr zweites Ich ſeyn und bleiben, nur in ſeiner Nähe ſolle ihr vorzüglich wohl ſeyn. Er möge keine Frau, „die auch außer der Kriſe ein Anziehen und Annähern zu ihrem Magnetiſeur fühle und eine Zuneigung zu alle „dem, was ſein iſt“ wenn man auch gleich dieſe Zuneigung unſchuldig nennen wolle. (S. 174) Immer werde doch auf dieſe Weiſe der Magnetiſeur eine, dem Manne ſehr beſchwerliche Herrſchaft über das ganze Haus erhalten. Noch nicht genug! Solche Kleinmüthige führen mir eine Stelle an, die in einer in Petersburg erſchienenen Schrift: Coup d'oeil sur le magnetisme animal enthalten ſeyn ſoll, und die überſetzt alſo lautet: „Dieſe Herrſchaft des Magnetiſeurs über ſeinen Patienten, die eines unbeſchränkten Herrn über ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Sclaven, welchen Reiz muß ſie nicht für Jeden haben, der den Umfang ſeiner Macht auszudehnen liebt? und wie wenige Weiſe ſind frei von dieſem Triebe? Was ſoll aus der Freiheit des Einzelnen werden, wenn mit oder gegen ſeinen Willen, jeder Einzelne ſie ihm entreißen kann! — Die menſchliche Geſellſchaft, welche trachtet die Gränzen der Vernunft und moraliſchen Freiheit zu erweitern, wird künftig aus Tyrannen und Sclaven beſtehen, die ſich wechſelsweiſe alles deſſen berauben werden, was die Menſchheit Großes, Koſtbares und Heiliges beſitzt. Man wird einwerfen, nur die Kranken könne man ſo unterjochen; allein wer iſt denn ganz geſund in den gebildeten Claſſen? und, nach den Grundſätzen des Magnetiſeurs, iſt die Ueberlegenheit der phyſiſchen Kräfte und des Charakters hinreichend, um jenen gefährlichen Einfluß hervorzubringen. In Frankreich magnetiſirt man Dutzende von Bauern in einer Kette auf Einmal; und geſetzt, dieſer Einfluß erſtrecke ſich nur auf Kranke; rühmen ſich nicht viele Magnetiſeurs deren bei Hunderten behandelt zu haben, die ſtets mehr oder weniger innig mit ihnen verbunden bleiben?" — Und an einer andern Stelle ſagt der Verfaſſer, der ein Profeſſor der Phyſik ſeyn ſoll: „wenn ihr dieſe unglaublichen Dinge glaubt, ſo „behauptet ihr, daß ein Menſch, ein erbärmliches „Weſen wie ihr und ich, mit den unveränderlichen „Geſetzen der Natur ſein Spiel treiben, die Kräfte „des menſchlichen Verſtandes nach Belieben vermehren, „die geſellige Ordnung abändern könne, und Alles mit „mehr Leichtigkeit, als man einem Kinde einen Zahn „auszieht."

Gewiß werden Ew. Wohlgeboren mich bedauern, daß ich hier in der kleinen Stadt, die ich bewohne, mit ſo ſtupiden Menſchen zu kämpfen habe. Wie glücklich iſt man dagegen in großen Städten! wo die verdammte Vernunft jetzt immer mehr und mehr dem Ueberſinnlichen Platz macht, und wo jeder Zweifel ſogleich durch die bekannte Stelle aus dem Shakeſpear niedergeſchlagen wird: „es giebt mehr Dinge „im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit „ſich träumt."

Ach! ſollten Sie es glauben, hochgeehrter Herr! die Diſputare, von welchen ich ſo eben erzählt habe, ſind noch nicht die ſchlimmſten; es giebt hier ſogar noch Leute, die mir alle Wunder des Magnetiſmus keck abläugnen. Sie berufen ſich auf das Urtheil der Franzöſiſchen Commiſſarien, welche jene Wunder durch Täuſchung, Einbildungskraft, unwillkührliche Nachahmung, Hautreiz, Kitzel, Geſchlechtstrieb und abſichtlichen Betrug erklärt haben. Sie ſagen: ſo lange auf Einer Seite die berühmten Namen Franklin, Bailly, Lavoiſier u. ſ. w., auf der andern die Namen Wienholt, Gmelin, Kluge ſtehen; ſo lange könne einem vernünftigen Laien nicht verargt werden, wenn er Jenen und ſeiner geſunden Vernunft mehr Glauben beimeſſe.

Dann führen ſie auch unaufhörlich den freilich ſeltſamen Umſtand mir zu Gemüthe, daß die Clairvoyanten immer nur Frauenzimmer ſind; denn obgleich Herr Doctor Kluge beſtändig der Kranke ſage, ſo wäre in allen ſeinen Beiſpielen doch immer nur von einer Sie die Rede. Das ſey verdächtig; denn man wiſſe ja wohl, was man den Frauenzimmern einbilden könne. Ja, wenn die Herren Magnetiſeurs einen einzigen, kalt prüfenden Mann aufſtellen könnten, der ihre Wunder an ſich ſelbſt erfahren, ſo möchte es noch hingehen; allein ſo lange die Kunſt Clairvoyance hervorzubringen, ſich immer nur auf Frauenzimmer beſchränke, ſo lange müſſe man billig den Kopf ſchütteln.

Um dieſen ungereimten Satz zu beweiſen, berufen ſie ſich unter andern auf die Hexen, die vormals auf den Blocksberg ritten, dort mit dem Satan in fleiſchlicher Gemeinſchaft lebten, und, wenn ſie vor Gericht geſtellt wurden, Alles, was ſie geſehen, gehört und gefühlt, ſehr umſtändlich beſchrieben, auch ſogar ihr Zeugniß durch den Tod auf dem Scheiterhaufen beſiegelten. Nun meinen die Herren, wenn die Einbildungskraft ein Frauenzimmer ſolchen Unſinn überreden könne, ſo ſey ſie auch im Stande eine Clairvoyante zu behexen.

Darauf habe ich denn, wie billig, geantwortet, daß ja noch gar nicht erwieſen ſey, daß jene Hexen die Unwahrheit geſagt, und daß wir, Gott ſey Dank! in Zeiten leben, wo hoffentlich auch der Blocksberg wieder zu Ehren kommen wird.

Ich erinnerte ferner an Leſſing's Ausſpruch: die Natur wollte das Weib zum Meiſterſtücke machen; ſie vergriff ſich nur im Thon, ſie nahm ihn zu fein; und ſo erklärte ich genügend, wie es zugehe, daß nur die Frauenzimmer durch den Magnetiſmus ſo herrlich afficirt werden.

Endlich ſtellte ich meinen Gegnern auch noch vor, daß ja nicht bloß die Herren Wienholt, Gmelin und Kluge die Wunder des Magnetiſmus predigten, ſondern daß auch viele angeſehene und vernünftige Männer als Zeugen herbeigerufen, durch die Kraft der Wahrheit überwältigt, laut und öffentlich, mündlich und ſchriftlich alle jene Wunder bezeugt hätten.

Sie gaben mir das zu, ſezten mir aber das Beiſpiel der Wunder des heiligen Paris auf dem Kirchhofe St. Medard entgegen, wo gleichfalls angeſehene Männer und Gerichts-Perſonen in eignen Protokollen die Wunder beglaubigten, über die heutzutage Jedermann nur lache.

Das Leztere läugnete ich ſtandhaft. Ich ſelbſt lache gar nicht darüber, und ich bin gewiß, ſo wie ich meine Zeitgenoſſen kenne, daß der heilige Paris recht Vielen wiederum ein Gegenſtand der Verehrung geworden.

Doch ich habe von dem Eifer für die gute Sache mich verleiten laſſen, von meinem Hauptgegenſtande abzuſchweifen. Nur mit neuen, die Wahrheit beſtätigenden, Wundern wollte ich Sie unterhalten. Mein zweiter Brief wird Ihnen ein ſolches mittheilen. Jezt muß ich noch ſieben Frauenzimmer, drei Gläſer mit

Waſſer und 4 Bäume magnetiſiren, auch noch einen Brief ſchreiben, der einer Clairvoyante verſiegelt auf die Herzgrube gelegt werden ſoll, damit ſie leſe, was ſie zu thun hat. (Im Vorbeigehen, ich magnetiſire auch die Suppen, und werde nächſtens einen Verſuch mit einer Paſtete machen, denn ich ſehe nicht ein, warum das Waſſer allein dieſen Vorzug genieſſen ſollte.)

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſter Diener
D. Brille.

N. S. Das große D. vor meinem Namen werde ich künftig weglaſſen, denn Gott ſey Dank! man braucht nicht mehr promovirt zu werden, um das große, das einzige Heilmittel kräftig anzuwenden.

Zweiter Brief.

Ich eile, mein Verſprechen zu erfüllen. Doch ehe ich Ihnen die wundervolle Begebenheit mittheile, muß ich Sie zuvor an eine ähnliche erinnern, welche Kluge S. 183 geliefert hat. Der kränkliche Vater einer Clairvoyante ſaß um halb zwei Uhr in der Nacht wachend im Bette, und hatte den Kopf in die Hand geſtützt. Plötzlich hört er eine Thür aufgehen, die zu dem Hinterſaale und durch dieſen zu ſeinem Comptoir führte. Er rief: wer da? erhielt aber keine Antwort und die Thür wurde wieder zugemacht. Er weckt ſeine Frau, er klingelt, kein Domeſtik erſcheint. Die Frau ſteht auf; hält Runde im Hauſe, findet Alle im Bette, ſagt ihnen, was vorgegangen, verbietet aber auf das ſtrengſte, es der Kranken zu erzählen, die denn auch nichts davon weiß. Sobald ſie aber in den magnetiſchen Schlaf verfiel, berichtete ſie umſtändlich: ihr Vater habe im Bette geſeſſen, den Kopf in die Hand geſtüzt, die Saalthür ſey aufgegangen, er habe gerufen, wer da? u. ſ. w. Man vermuthe Diebe, und nicht mit Unrecht; denn die Köchin ſey es geweſen, in einem rothen Rocke, mit einem Stückchen Licht in der Hand. Noch habe ſie nicht ſtehlen wollen, ſondern nur die Gelegenheit dazu auserſehn. Die Köchin erhielt hierauf unter einem Vorwande den Abſchied.

Nun vernehmen Sie, was ſich hier begeben. Der gichtbrüchige Gatte einer Clairvoyante ſizt um Mitternacht ſtöhnend in ſeinem Bette, ſie aber ſchläft ruhig. Plözlich hört er über ſich auf dem Boden ein Getrappel, ein Hin- und Herrauſchen, ja ſogar pfeifende Töne vernimmt er deutlich. Er macht Lärm, die Domeſtiken ſtürzen herbei. Laternen werden angeſteckt, der ganze Boden unterſucht; man findet aber nichts als Ratten. Der Mann beruhigt ſich dabei, ſchickt ſeine Leute wieder zu Bette und freut ſich, daß ſein liebes Weibchen bei alle dem Lärm feſt geſchlafen hat, ſagt ihr auch am andern Morgen nichts. Doch kaum iſt ſie in den magnetiſchen Schlaf verfallen, ſo weiß ſie Alles, beſchreibt die Schlafjacken der Bedienten, die zerbrochene Hauslaterne, und erinnert ſich ſogar, daß die Ratten, die auf dem Boden ihnen entgegen geſprungen, grau geweſen. Sie erklärt aber dieſe Ratten für unſchuldig. Ein junger naſeweiſer Schreiber, der im Hauſe wohnt, und der bisweilen ziemlich laut über ihre Kriſen geſpöttelt hat, iſt der Urheber des Unfugs geweſen, er hat eine Magd beſuchen wollen, die auf dem Boden ſchläft.

Der Mann hat ſeinem Schreiber dergleichen ſonſt nicht zugetraut, geräth in Harniſch, jagt ihn aus dem Hauſe, und erzählt überall, wie er durch die heuchleriſche Sittſamkeit dieſes Menſchen getäuſcht worden ſey. Der Schreiber hat eine liebenswürdige Braut, die deßhalb mit ihm bricht, obgleich der Unverſchämte ſeine Unſchuld mit Eiden betheuert. Wo nahm er die Stirn her, einer Clairvoyante zu widerſprechen! Ihm glaubt Niemand, er iſt ohne Brod, ohne Geliebte, und ſtürzt ſich in's Waſſer.

So herrlich hat der Magnetiſmus ſich abermals offenbart. Aber gleich ſind wieder die vermaledeiten

Krittler bei der Hand. Großer Gott! ſprechen ſie feierlich: wer iſt denn künftig noch ſeines Lebens und ſeiner Ehre ſicher, wenn das erſte beſte verrückte Weib ſchlafend ihm Verbrechen ſchuld geben darf, und er, ohne weitern Beweiß, für eine Handlung beſtraft wird, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen. Jene Köchin wurde zwar unter einem Vorwand aus dem Hauſe geſchickt (weil man gar keinen Beweis gegen ſie hatte), aber ſie wurde doch ihres Unterkommens beraubt und vielleicht unglücklich gemacht, bloß weil die Mamſell Clairvoyante ſchlafend ſie in einem rothen Rocke mit einem Stümpfchen Licht geſehen. Wäre es denn nicht die Pflicht der Obrigkeit ſolchem Unfug zu ſteuern? Sie ſelbſt verdammt Niemand ohne Beweis, und einer ſchlafenden Dirne ſoll vergönnt ſeyn, mit dem ehrlichen Namen ihrer Hausgenoſſen nach Belieben zu ſchalten?

Leſen ſie doch nur, erwiederte ich: Kluge ſagt ausdrücklich: „erſt nach mehreren Nachforſchungen und der gefundenen Beſtätigung des Geſagten, habe die Köchin den Abſchied erhalten.“

Man antwortete mir: hier habe weder Nachforſchung noch Beſtätigung Statt gefunden, denn es ſey durchaus keine andere Quelle vorhanden geweſen, als das Delirium der Clairvoyante; darum habe man auch die Köchin unter einem Vorwande fortgeſchickt, deſſen man ſonſt gar nicht bedurft hätte.

Man citirt dabei Jung's Theorie der Geiſterkunde S. 47, wo der fromme Verfaſſer den Magnetismus eine höchſt gefährliche Sache nennt; und — „wenn man ihn gebrauche um Geheimniſſe zu erforſchen — eine Zauberei: Sünde ein Laſter der beleidigten Majeſtät Gottes.“

Man beruft ſich noch auf eine andere Geſchichte, die Kluge S. 200 erzählt. Ein Fremder kam mit Empfehlungsſchreiben eines angeſehenen Kaufmanns aus England nach Bremen, und war öfters gegenwärtig, wenn Wienholt eine Clairvoyante in magnetiſchen Schlaf verſetzte. „Allein jedesmal bekam ſie die heftigſten Convulſionen, und erklärte endlich: „der Fremde ſey ein ſchlechter Menſch, deſſen Seele Leidenſchaft und Wolluſt eingenommen, und der ſich mit unreinen Begierden auf ſie fixirt habe.“ Bei näherer Erkundigung ſoll ſich Alles beſtätigt haben. Der Zutritt wurde ihm verſagt: er entfernte ſich betroffen und mit ſpöttiſcher Artigkeit.“

Nun meinen die Herren, der Fremde ſey noch ſehr gütig geweſen, bloß durch ſpöttiſche Artigkeit ſich zu rächen; er hätte der Mademoiſelle, die ihn in ganz Bremen zum ſchlechten Menſchen machte, einen Injurien-Prozeß an den Hals werfen, oder wenigſtens ſagen können: „was bilden Sie ſich ein? nur Gott kann den Menſchen in das Herz ſehen. Ihre reizenden Convulſionen haben nicht die mindeſte Begierde in mir erweckt, und, wenn Sie ſich unterfangen zu ſagen, ich ſey ein ſchlechter Menſch, ſo haben Sie wenigſtens Ruthen verdient."

Eine Clairvoyante Ruthen! ach, wohlgeborner Herr! was ſoll daraus werden, wenn nicht die Obrigkeit den Weibern die Mäuler ſtopft? Das könnte am füglichſten geſchehen, wenn man künftig bei jedem Criminalgeriche eine Fräulin Aſſeſſorin Clairvoyante anſtellte, die, wenn die Verbrecher nicht bekennen wollten, mit ihnen in Rapport geſetzt, ſchlafend ihre Verbrechen enthüllte, worauf ſie dann ohne Weiteres gehangen werden könnten.

Ew. Wohlgeboren
betrübter Brill.

Dritter Brief.

Ach! wohlgeborner Herr! ich komme noch von Sinnen über die hartnäckige Ungläubigkeit meiner Landsleute. Sie ſind unermüdet, über das gediegene Werk unſers wackern Kluge zu ſpotten. Sie behaupten: gleich der Titel ſey falſch, denn er müſſe heißen: vollſtändige Sammlung alles deſſen, was alte Weiber jemals geglaubt haben. Es iſt wahr, alte Weiber haben ſich jederzeit durch den Glauben beſonders ausgezeichnet; aber iſt es nicht ſündlich, eine Gabe zu verſpotten, ohne welche heutzutage kein Heil auf Erden gefunden wird? und beſteht nicht eben darin ein großes Verdienſt des Klugiſchen Werkes, daß es alle die verkannten Wolthaten der unbegreiflichen Natur: die Träume, die Ahnungen, die Weiſſagungen, die Beziehungen mit der Geiſterwelt, die Amulete, die Zaubertränke, das Beſprechen, das Anhauchen, das Handauflegen ꝛc. ꝛc. wieder zu Ehren bringt?

Der Eine will ſich todt darüber lachen, daß ein gewiſſer Helmont, nachdem er ein wenig von der Wurzel des Napellus gekoſtet, zwar plötzlich den Kopf verloren, aber ihn auch eben ſo ſchnell in der Magenmündung wieder gefunden, und in dieſer ſchärfer gedacht habe als ſonſt, indem ſich die Denkkraft mit ungewöhnlichem Wonnegefühl durch den Magen verbreitet habe. (S. 17.) — Es iſt freilich wahr, daß man bisher ganz allgemein das Gehirn für das Organ der Denkkraft gehalten: aber beweiſt denn der Magnetiſmus nicht unwiderſprechlich, daß man völlig hirnlos ſeyn und doch denken kann? iſt es nicht ein großer Troſt für alle diejenigen, die das Unglück haben, geköpft zu werden, daß ſie mit ihrem Kopfe hier nichts Bedeutendes verlieren, ſo lange ſie nur den Magen behalten? — Darf man jetzt noch irgend einem Leckermaule vorwerfen, er mache ſeinen Magen zum Gotte? iſt es nicht heilige Pflicht, die Denkkraft ſo viel möglich zu unterſtützen? und wie kann das anders geſchehen als durch Speiſen? Ein zuſammengeſchrumpfter Magen wird ſchwerlich große Gedanken hervorbringen. — Ueberhaupt iſt die nunmehr erlangte Gewißheit, daß das Gehirn keineswegs ein Privilegium zu denken beſitzt, höchſt fruchtbar an neuen Hoffnungen. Wer weiß, ob nicht mit der Zeit ein Podagriſt es ſo weit bringen werde, mit ſeiner großen Zehe zu denken? denn wenn die Magen-Mündung denken kann, warum nicht auch die große Zehe? Gott iſt mächtig in dem Schwachen!

Ein Anderer wundert ſich, daß Kluge, unter den Aegyptiſchen Hieroglyphen, die er S. 19 auf den Magnetiſmus bezieht, nicht auch die Schlange genannt hat, die ſich in den Schwanz beißt, und die man bisher fälſchlich für ein Sinnbild der Ewigkeit gehalten hatte. Dieſe Schlange beiße ſich keineswegs in den Schwanz, ſondern ſie hauche ihn nur an, wodurch er magnetiſirt und ohne Zweifel zu denken fähig werde.

Ein Dritter räth, die Wiegen abzuſchaffen, und vor allen Dingen die Armen das Magnetiſiren zum lehren, damit ſie mit Plautus ſagen können: quid, si ego illum tractim tangam, ut dormiat? —

Ein Vierter fragt, warum Hr. Kluge (S. 49) es für Charlatanerie halte, daß man zu Charenton ſchon angefangen, Pferde zu magnetiſiren? Ob denn nicht ein Pferd in ſeiner Art ein eben ſo edles Geſchöpf ſey, als ein Bauer? Ob es nicht auch eine Nerven-Atmoſphäre beſitze? und ob, da der Magnetiſmus höhere, ungekannte Kräfte wecket, man nicht vielleicht durch ihn den Thieren die Sprache verleihen könne? welches zur Entdeckung vieler Natur-Geheimniſſe führen würde.

Ich kann Ew. Wohlgeboren nicht verhehlen, daß dieſer Spott den ernſtlichen Wunſch in mir erweckt hat, ſolche Verſuche anzuſtellen. Daß die Thiere kein Sprachorgan beſitzen, kann die Möglichkeit, ſie ſprechen zu laſſen, nicht entkräften. Wir wiſſen ja nunmehro, daß unſere gewöhnlichen Organe gar nicht vonnöthen ſind, um das hervorzubringen, wenn ſie ſich privilegirt wähnten. Wir wiſſen, daß man ohne Augen ſehen und daß die Magenmündung nicht allein eben ſo gut, ſondern ſogar beſſer denken kann, als der Kopf, warum ſollte denn nicht auch, zum Beiſpiel der Nabel eben ſo gut ſprechen können, als die Zunge? Wer weiß ob Diderot's bijoux indiscrets ein bloßes Mährchen ſind? — Wer weiß, ob nicht die bekannte Sage: mein kleiner Finger hat mir das vertraut, mehr Wahrheit enthält, als wir gewöhnlich glauben? — und, wieder auf die Pferde zu kommen, was meinen Ew. Wohlgeboren, wenn ein ganzes Cavalerie-Regiment auf magnetiſirten Pferden ritte, und der Trompeter auf einer magnetiſirten Trompete blieſe — und vollends, wenn der Feldherr den Plan zur Schlacht mit der Magen-Mündung machte — ſollte da nicht der Feind in Convulſionen verſetzt werden?

Univ.-Bibl.
München

Ein Fünfter fragt: woher Hr. Kluge wiſſe (S. 58) daß Franklin wegen Kränklichkeit den wenigſten Antheil an der Commiſſion genommen, welche in Frankreich den Manegtiſmus niederdonnerte? — Franklin habe das Gutachten unterſchrieben, und Franklin ſey allbekanntlich ein ſo vorurtheilfreier, über jeden Tadel ſo hoch erhabener Mann geweſen, daß ſein Urtheil ewig vernichtend bleiben werde. — Dieſen Einwurf habe ich ſtets ſiegreich beantwortet. Franklin, habe ich geſagt, hat in ſeinem Leben nicht mit der Magenmündung gedacht, folglich nie ſo ſcharf und ſo klar, als ein Menſch, der die Wurzel des Napellus gekoſtet hat, oder, welches auf Eins herauskommt, der magnetiſirt worden iſt.

Ein Sechſter fragt: woher Herr Kluge wiſſe (S. 71), „daß die Exiſtenz der menſchlichen Seele, obgleich ſie noch niemals phyſiſch erwieſen worden, doch immer mit voller Ueberzeugung angenommen werde?“ es gebe, Gott ſey Dank (ich ſpreche leider!) noch Menſchen genug, die den Beweis für die Exiſtenz ihrer Seele noch nie im Magen gefunden hätten.

Ein Siebenter behauptet, die Herren Magnetiſeurs ſtünden ſelbſt miteinander darüber im Widerſpruche, ob das Magnetiſiren ihnen Kraftverluſt verurſache oder nicht. Herr Kluge ſagt ausdrücklich S. 83. „nach einer wirkſamen Behandlung fühlt der Magnetiſeur im Allgemeinen Mißbehagen, Schwäche im Verdauungsſyſteme u. ſ. w. Viele Andere empfinden von alle dem nichts. Daraus will man nun den ungereimten Schluß ziehen, daß, wenn die Magnetiſeurs nicht einmal recht wiſſen, was ſie ſelbſt empfinden, ihnen noch weniger zu trauen ſey, wenn ſie die Empfindungen Anderer beſchreiben.

Ein Achter will zugeben, daß durch die Fingerſpitzen des Magnetiſeurs ein Stoff mitgetheilt werde, den dieſer verliere. (S. 85.) Allein er meint, wenn es einen ſolchen Stoff gäbe, ſo müßte er nicht bloß in dem Augenblick ausſtrömen, wo der Magnetiſeur es haben will, ſondern immer fort, auch ohne ſeinen Willen und folglich müßte jeder Menſch, der zu magnetiſiren fähig iſt, auch immerfort Kraftverluſt erleiden. Er ſtellt ſich den magnetiſchen Strom als eine ſehr feine Ausdünſtung vor, die der Menſch willkührlich eben ſo wenig unterbrechen könne, als jede andere Ausdünſtung.

Dieſer gute Mann hat vergeſſen, was der Wille vermag. Nur wenn der Magnetiſeur will, ſtrömt ſein Fluidum. Aber folglich hat der Wille auch wiederum ſeinen Willen, der nicht immer will. Herr Kluge hat das an ſich ſelbſt erfahren, denn es währte lange, ehe er wirkſam magnetiſiren konnte; bloß weil ſein Wille nicht recht wollte. Und leider muß ich mein eignes Beiſpiel hinzu fügen: ich habe ſtets den Willen meine Patienten zu heilen, aber mein Wille muß doch noch nicht ſo recht willenhaft ſeyn, denn ſie bleiben faſt Alle krank.

Ein Neunter — ich möchte ihn einen Böſewicht nennen — glaubt in der Bemerkung, die Kluge S. 87 mittheilt, daß nämlich „der Magnetiſmus das kräftigſte Mittel ſey, die Menſtruation wieder herzuſteſſen.“ einen Beweis gefunden zu haben, daß Alles großentheils auf erregten Geſchlechtstrieb hinauslaufe. Er nennt den Magnetiſmus eine feinere Art von Beiſchlaf, und meint, Jeder könne den Vergleich ohne weitere Andeutung ſehr leicht durchführen. Kraft empfangen und Kraft verlieren, ſey hier wie dort die Hauptſache.

Ein Zehnter ſchüttelt über das Taſchenſpieler-Stückchen, das Gmelin (S. 111.) angewandt, indem er aus einem Spiel Karten eine herausgezogen, und ſie ſeiner Clairvoyante auf die Herzgrube gedrückt, die dieſe dann richtig errathen habe, den Kopf. Er ſpöttelt auch über den verſiegelten Brief, den („S. 193) Dampierre ſeiner Clairvoyante auf die Herzgrube legte, und den ſie las, wie unſer Einer das Vaterunſer. Er meint, jeder Poſtmeiſter ſolle ſich eine Frau oder Tochter zulegen, die dieſe Kunſt verſtehe, ſo könne er ſich die Mühe ſparen, auf höchſten Befehl die Briefe zu erbrechen. Mir ſcheint, der Gedanke ſey ſo übel nicht. Der Magnetiſmus wird überhaupt noch viel zu wenig benutzt; allein ich hoffe, es werde eine Zeit kommen, wo er nicht mehr bloß für den Magnetiſeur, ſondern auch für die Clairvoyante eine Brodwiſſenſchaft ſeyn werde: es gäbe zum Exempel ein trefliches Unterkommen für alte Jungfern, die entweder in beſoldeten Dienſt als Hof-Clairvoyanten treten, oder ſich auch für einzelne Fälle an Privatleute vermiethen könnten.

Ein Eilfter ſchlägt vor — was ich auch ſehr thunlich finde — die Clairvoyanten in dringendſten Fällen als *Telegraphen* zu gebrauchen; denn es iſt bekannt (S. 115), daß, wenn Einer im dritten Zimmer etwas Geſchriebenes mit der flachen Hand bedeckt, zugleich mit der andern Hand einen von den Anweſenden berührt, und ſo, wie bei elektriſchen Verſuchen, durch wechſelſeitiges Halten der Hände eine Kette bis zu der Kranken gebildet wird, welcher ſodann der letzte die Hand auf die Herzgrube legt, ſie jenes Blatt im dritten Zimmer ganz vortreflich lieſ't. Dieſer Verſuch ließe ohne Zweifel von Petersburg bis Liſſabon ſich ausdehnen, und ſo erführe der Kaiſer von Rußland auf der Stelle, was ſein Miniſter in Liſſabon geſchrieben hat, oder was der König von Portugal in ſeiner *verſchloſſenen Hand* hält. (S. 114).

Ein Zwölfter meint (ich glaube mit Recht), alle Heilige wären Magnetiſeurs geweſen, denn der *Heiligenſchein*, den man an ihnen gewahr geworden, ſey offenbar derſelbe *Glanz*, der nach *Kluge* S. 118, gleich dem elektriſchen Feuer den Magnetiſeur umgiebt. Freilich ſieht nur die Clairvoyante dieſen Glanz, und zwar nur mit der Magen-Mündung;

aber Ew. Wohlgeboren glauben nicht, wie wohl es mir thut, einen ſolchen Heiligenſchein um mich her zu denken. Oft, wenn ich mitten unter Spöttern ſtehe, und nicht mehr aus noch ein weiß, erhebt mich der Gedanke: „Ihr Wichte! wären eure Magen nur „im Stande den Glanz zu ſehen, der mich umgiebt, „ihr würdet eure elende Vernunft ſogleich gefangen „nehmen.“

Ein ganzes Dutzend ſolcher Wichte habe ich in dieſem Briefe Ihnen vorgeführt, und leider werde ich nächſtens mit einem zweiten Dutzend aufwarten müſſen. Laſſen Sie mich nur erſt neue Kräfte ſammeln, denn ich bin ſo erſchöpft, als ob ich die Pferde in Clarenton magnetiſirt hätte.

Ew. Wohlgeboren

gläubiger Brille.

Vierter Brief.

Ich muß Ew. Wohlgeboren einige Verlegenheiten mittheilen, in welchen ich mich befinde. Ich behandle eine Somnambüle, die durchaus ihre Teutſche Mutterſprache nicht hören will. Nun findet ſich freilich auch in Wienholt's Schriften ein ſolches Beiſpiel (Kluge S. 124), aber jene, die weder Holländiſch noch Teutſch hören wollte, ließ doch wenigſtens Franzöſiſch mit ſich reden, und das war natürlich; denn die Teutſchen Frauenzimmer der höhern Stände haben ja von jeher ihre Mutterſprache verachtet und thun es auch jetzt wieder; weßhalb ich im letzten Kriege von einem Franzöſiſchen Trommelſchläger, der bei mir im Quartiere lag, ein wenig Sacre bleu gelernt habe. Allein leider iſt meine Somnambüle ſo ganz aus der Teutſchen Art geſchlagen, daß ſie auch nicht einmal Franzöſiſch hören will, ſondern — ſtellen Sie ſich um Gottes willen vor! — nur Otaheitiſch! — in unſerm ganzen Städtchen iſt kein Menſch, der nur ein Wort davon verſteht, auch nicht einmal Jemand, der Adelungs Mithridat beſitzt oder Vater's Wort-Sammlungen; ich bin daher oft genöthigt, wenn mich das Teutſche übereilt, meinen Finger auf den Mund zu legen, wie der Gott des Schweigens.

(Im Vorbeigehen: nicht wahr, der ausgeſtreckte Finger dieſes Gottes deutet offenbar auf Magnetiſmus? und lehrt uns das Geheimniß, geſchwätzige Weiber zum Schweigen zu bringen. Kluge lehrt S. 358, wie man die Lippen ſtreichen muß, um ſie feſt zu verſchließen.)

Eine andere Verlegenheit verurſacht mir die Behauptung meiner Somnambüle: ich ſtänke nach Schwefel, als ob ich aus der Hölle käme. Ich muß mit Fiſcher mich tröſten, deſſen Athem ſogar bisweilen nach Phoſphorus roch. (Kluge S. 129). Ich bin nur froh, daß meine Frau nichts davon riecht. Sie dürfen aber nicht glauben, daß meine Somnambüle mit der Naſe röche? Nein, ſie riecht Alles mit der Herzgrube, und wenn ich feinen Tabak ſchnupfe, ſo nieſ't ſie auch mit der Herzgrube.

Eine dritte Verlegenheit entſpringt daraus, daß meine Somnambüle, zwar nicht in Einem Hauſe, aber doch Wand an Wand mit einem Menſchen wohnt, den ſie nicht leiden kann. Wenn nun dieſer Menſch ſeine flache Hand gegen die Wand hält, ſo empfindet ſie die heftigſten Beängſtigungen, gerade wie die, von welcher Fr. Hufeland erzählt (Kluge S. 132). Ich habe nicht ermangelt, den Nachbar davon zu unterrichten, allein er gehört leider auch zu den Spöttern, lacht mich aus, und ſagt, es könne ihm Niemand wehren, in ſeinem Zimmer die Hand zu legen, wohin ihm beliebe. Uebrigens ſchwört der gewiſſenloſe Menſch, er ſey nicht einmal zu Hauſe geweſen, als die Somnambüle am heftigſten über ſeine Hand geklagt. Außerdem habe ich auch noch meine Noth mit jungen ſchwächlichen Männern, deren Gegenwart ſie nicht leiden kann. Junge ſtarke Männer aber verträgt ſie recht gut. (S. 133.)

In ſo manche Verlegenheiten mich dieſe Somnambüle ſetzt, ſo manche Freude hingegen gewährt mir eine andere, obgleich nur von gemeinem Stande. Ich bin ein feiner Oberſachſe, Ew. Wohlgeboren können ſich daher leicht vorſtellen, daß der hieſige grobe plattteutſche Dialekt mir das Ohr zerreißt. In dieſem ſpricht auch gewöhnlich meine Kranke, denn ſie iſt nie weiter, als bis auf das nächſte Dorf gekommen; aber im magnetiſchen Schlafe redet ſie nicht allein hochteutſch, ſondern auch mit einem feinen Oberſächſiſchen Dialecte, (S. 150), daß ich einen Leipziger zu hören glaube, und ſo ergiebt es ſich, daß ein Magnetiſeur zugleich der beſte Sprachmeiſter iſt.

Dieſelbe Kranke ergößt mich oft durch eine ſeltſame Grille. Sie wiſſen aus Kluge (S. 151), daß Gmelin einer jungen Dame erwähnt, die im Somnambulismus glaubte, ſie ſey in einem Kloſter in Paris erzogen worden, und während deſſen nicht allein auf das eleganteſte Franzöſiſch ſprach, ſondern auch die Manieren einer geborenen Franzöſin nachahmte. Meine Kranke nährt ein ähnliche Einbildung, aber ſie glaubt nicht im Kloſter, ſondern im Bordell erzogen zu ſeyn, und ahmt daher die Sprache und Manieren der Freudenmädchen nach, welches mit ihrer ſonſtigen Sittſamkeit einen wunderlichen Contraſt bildet. Man ſollte meinen, das widerſpreche der Behauptung: daß eine Somnambüle nie etwas Unlauteres denken könne? Allein das iſt auch nicht der Fall.

Die meinige iſt auch im Bordell die keuſcheſte Perſon von der Welt; es kann nur nicht geläugnet werden, daß eine aufgeregte Phantaſie eine Kranke eben ſowohl dahin, als in ein Kloſter verſetzen kann.

Dieſelbe ſieht mich auch ſtets von hinten, ob ich gleich nicht ermangele vor jedesmal mein Vordertheil zu präſentiren. Bisweilen hat mich das verdrießen wollen, da ich mir ſchmeichle, daß mein Geſicht gar keine Aehnlichkeit mit meinem salva venia Hintern hat; als ich aber fand, daß es Fiſcher'n ebenſo gegangen (Kluge S. 152), ſo beruhigte ich mich.

Einen hieſigen Gegner des Magnetiſmus habe ich neulich in eine komiſche Verlegenheit geſetzt. Er hat einen Sohn, der meine Somnambüle heirathen wollte, aber nicht durfte, weil der Vater ſie für verrückt erklärte. Natürlich kann ſie den Mann nicht leiden. Um meine Herrſchaft über ſie zu prüfen, befahl ich ihr neulich im magnetiſchen Schlafe, ihm am andern Tage um eine beſtimmte Zeit einen Beſuch abzuſtatten. Sie verſprach es. Erwacht wußte ſie nichts davon, und ich hüthete mich auch wohl, ſie daran zu erinnern. Aber um die feſtgeſetzte Stunde mußte ſie mir gehorchen, und trat mit großem Widerwillen in des Mannes Zimmer. Er erſtaunte und war ſo unhöflich, ſie gleich wieder fortzujagen. Ich entdeckte ihm den Zuſammenhang, da ſagte er mir Sottiſen, und behauptete: ein Magnetiſeur, der ſich erlaube, auf ſolche Weiſe in Familien-Angelegenheiten ſich zu miſchen, verdiene von der Polizei aus der Stadt verwieſen zu werden. Triumphirend ſchlug ich meinen Kluge auf, und zeigte ihm S. 158 eine ganze ähnliche Begebenheit, worauf er verſtummte.

Einen hohen Genuß gewähren mir die Clairvoyanten, die ihr Inneres beſchauen. Eine derſelben leidet [illegible]ner Krankheit des uterus. Nun werden Ew. Wohlgeboren aus Ihrem Kluge ſich erinnern, (S. 161) „daß die Clairvoyante mit vorzüglicher Deutlichkeit nur „denjenigen Theil ihres Leibes durchſchaut, über welchen der Magnetiſeur ſeine Hand hält.“ Ich halte folglich meine Hand ſehr ſittſam über ihren uterus und erfahre haarklein, was in demſelben vorgeht. Dann ſteige ich zum Nabel hinauf und höre, daß ein weißer Strick vom Halſe bis dahin geht; dann komme ich an die Schenkel und vernehme, daß der weiße Strick, in Fäden zertheilt, ſich bis zu ihrer Mitte erſtrecke u. ſ. w. (Kluge S. 162.) Sie verſchreibt ſich Arzneien, mit unter giftige, in ſehr ſtarken Doſen (S. 165) und macht mir bittere Vorwürfe, wenn ich, aus der mir noch anklebenden gemeinen Erfahrung, die Doſis mildere.

Hier tritt allerdings bisweilen eine nicht geringe Verlegenheit ein. Kluge ſagt ausdrücklich S. 166: „die Clairvoyante habe eine richtige Erkenntniß ihres innern Zuſtandes, und gebe ein zweckmäßiges „Heilverfahren an.“ Kluge ſagt aber auch ausdrücklich S. 375: „viele Kranke befänden ſich während des „magnetiſchen Schlafes in einem Zuſtande von Dunkelheit und Verworrenheit der Ideen.“ Können Ew. Wohlgeboren mich nicht belehren, welche von beiden Behauptungen die eigentlich wahre iſt? denn ich geſtehe, daß es mir ſcheint, als widerſprächen ſie einander.

Mein Orakel ſagt ferner, S. 167: „die Erfahrung „hat bewieſen, daß alle dergleichen Prognoſtica auf „das Pünktlichſte eintrafen“ und S. 379: „eine „genaue Befolgung der Vorſchriften des Kranken habe „ſtets den vorausgeſagten guten Erfolg.“ Hingegen verſichert es eben daſelbſt: „es könnten Umſtände eintreten, die eine Modification jener Vorſchriften nöthig machten.“

Ach, wohlgeborener Herr! das iſt eine verdammte Klippe! Wer mag immer richtig beurtheilen, ob die Clairvoyante eine wahre oder falſche Prophetin war? Ich bekenne Ihnen mit weinenden Augen, daß ich neulich einer ſolchen, im Vertrauen auf Wienholt und Kluge, eine Unze Arſenik verſchrieb, weil ſie es durchaus verlangte, daß ſie aber jetzt in jenen ſeligen Gefilden wandelt, in welchen die lieben Engelein in lauter Herzgruben wohnen.

So ſchlimm iſt es mir freilich nur Einmal ergangen, aber eine andere fatale Erfahrung habe ich ſchon mehrere Male gemacht. Eine meiner Kranken bekam die Gicht, weil ich derſelben unterworfen bin, und eine andere die Gelbſucht, weil ich dieſelbe, im Diſputiren mit unſern Gegnern, mir an den Hals geärgert hatte. Die Letztere habe ich wieder curirt, allein die Erſtere hat die Gicht noch immer, und ich erlerne daraus die Wahrheit deſſen, was Kluge S. 169 verſicherte: „daß nämlich der Magnetiſeur ſeine „eigene Krankheit überträgt, und daß dieſe ſodann „auch im wachenden Zuſtande fortdauern könne.“

Das hätte auch ſonſt nicht viel zu bedeuten, wenn nur die Spötter nicht daraus einen neuen Grund ſchöpften, vor dem Magnetiſmus zu warnen. Sogar auf verrufene Krankheiten ſpielen ſie an, und meinen, es ſey möglich, daß die unſchuldigſte Perſon auf ſolche Weiſe von ihrem Magnetiſeur angeſteckt werde.

Ich ſetze dem entgegen, daß Kluge ja ausdrücklich verlangt S. 314, daß der Magnetiſeur an Seel und Leib geſund und ſtark ſey; folglich dergleichen ſich gar nicht denken laſſe. Was meinen Sie, was man mir antwortet? — Herr Kluge möge immerhin geſund und ſtark an Leib und Seele ſeyn, das wolle man keineswegs bezweifeln (obgleich ſeine ſtupende Gläubigkeit eben kein Beweis von Seelenſtärke ſey); ob er aber auch dafür ſtehen könne, daß alle ſeine Collegen eines gleichen Ruhmes würdig ſind? — ob der Magnetiſmus nicht ein ſo einträgliches Handwerk geworden ſey, daß ſich wohl vermuthen laſſe, der Bedürftige oder Habgierige werde es nicht ſo genau mit den erforderlichen Eigenſchaften nehmen? und ob in jedem Falle nicht eine ſtrenge Prüfung vorausgehen müſſe, ehe man Creti und Pleti erlauben dürfe, mit der menſchlichen Geſundheit zu ſpielen? — Bisher, ſagen ſie, war dazu bloß eine Doctor-Promotion vonnöthen, und mediciniſche Kenntniſſe gaben auch einem ſchlechten Menſchen das Recht zu prakticiren; denn man hielt mit Recht dafür, daß ein ſolcher dennoch ein guter Arzt ſeyn könne. Nun aber verhält es ſich ganz anders. Hippocrates ſelbſt, mit unlautern Geſinnungen, würde als Magnetiſeur zum Mörder werden. Es iſt folglich durchaus nothwendig, um dem Publicum Vertrauen einzuflößen, daß man auf allen Univerſitäten Tugend-Facultäten errichte, und daß Keinem das Magnetiſiren verſtattet werde, der nicht zum Doctor der Tugend rite promovirt worden iſt. Hingegen kann man ihm den doctor medicinae erlaſſen.

Lieber Gott! welch' eine Kleinigkeits-Krämerei! Der Magnetiſmus läutert die Seele, und, wenn ein geſunder Mann (S. 315) nur nicht jünger als 25, und nicht älter als 50 Jahre iſt, (vermuthlich darf er auch kein Caſtrat ſeyn) ſo wird ſich das Uebrige finden. Er kann ja ohnehin dem Blicke der Clairvoyante nicht entgehen. Sie darf ja nur eine Glasplatte, ein Stück Papier oder Mouſſelin von ihm fordern, welche er einige Tage auf der bloßen Herzgrube getragen, und die ſie nunmehr auf die ihrige legt, ſo wird ſie ſeine innern Zuſtände deutlich fühlen und erkennen, wenn er auch viele Meilen von ihr entfernt wäre.

Beiliegend habe ich die Ehre Ew. Wohlgeboren eine ſolche Glasplatte zu überſenden. Belieben Sie dieſelbe auf Ihrer Herzgrube zu tragen, ſo werden Sie bald gewahr werden, daß ich bin und bleibe

der ehrliche Brille.

Fünfter Brief.

O Jemine! wohlgeborner Herr! ich habe bisher durchaus nicht glauben wollen, daß es auch boshafte Magnetiſeurs geben könne, aber leider iſt mir der

Glaube auf eine recht verdrüßliche Weiſe aufgedrungen worden. Hören Sie meine Geſchichte!

Einer meiner Herren Collegen magnetiſirte ein junges reiches Mädchen ſchon ſeit zwei Jahren. „Es „iſt doch fatal,“ ſagte ich einmal zu meinem Sohne, „daß der Doctor Manipulus mir die reiche Kranke weggeſchnappt hat, da ſie in die angenehme Claſſe derjenigen gehört, die den Glauben an den Magnetiſmus nicht verlieren, wenn ihnen auch gar nicht geholfen wird.“ — „Wiſſen Sie was Papa?“ erwiederte mein Söhnlein, ich will die Somnambule heirathen ſammt ihren Metallen, vor welchen ſie, qua „Somnambule, ohnehin einen Abſcheu hat.“

Ew. Wohlgebornen errathen ſchon aus dieſer klugen Rede, daß mein Söhnlein weder auf den Kopf noch auf den Magen gefallen iſt. Dabei iſt er auch ein hübſcher ſtämmiger Burſche, folglich war gar nicht zu befürchten, daß ſeine Bemühung der Kranken unangenehm ſeyn werde. Ich ſprach fiat! gehe hin mein Sohn, und thue, wie du geſagt haſt. Er aber gieng hin und eröffnete ſeine keuſchen Wünſche.

Anfangs meinte ſie zwar, es ſey ein ſchlechter Menſch, und habe ſie mit unreinen Begierden fixirt. Weil aber doch vom älteſten Magnetiſmus auf Erden, nämlich vom Heirathen die Rede war, ſo nahm ſie es ad deliberandum, mochte ſich auch wohl mit ihrem Magen-Munde zuvor berathen; kurz, in drei Tagen hatte er das Jawort. Das kam dem Doctor Manipulus ungelegen, allein er fixirte ſie vergebens mit ſeinem Willen, und der Hochzeittag ward anberaumt.

Ich kann Ew. Wohlgeboren verſichern, daß ich die ſchönſten und koſtbarſten Anſtalten dazu getroffen hatte. Unter Andern war ich geſonnen, anſtatt der vielen hitzigen Weine, die Hochzeitsgäſte mit magnetiſirtem Waſſer zu tractiren, und hatte zu dieſem Behufe bei mehrern offenen Zubern die Pugnal-Manipulation angewandt, auch fleißig comprimirt, ſpargirt und mit gläſernen Stäben umgerührt.

Schon waren die Gäſte verſammelt, und der geiſtliche Magnetiſeur hatte ſich auch ſchon eingefunden, nur die Braut kam nicht. Nach langem Warten begab ich mich ſelbſt in ihre Behauſung, um ſie abzuhohlen. Ach wohlgeborner Herr! da fand ich die Beſcherung! der boshafte Doctor Manipulus hatte, wie Jördens und Fiſcher (Kluge S. 360) ſich hinter ihren Stuhl geſtellt, und durch die doppelte Pugnal-Manipulation ſie ſo feſt auf dieſen Stuhl fixirt, daß kein Menſch als Er im Stande war, ſie davon loszureißen. Er aber war davon gegangen, über Land gefahren, und ſo blieb die Braut im eigentlichſten Verſtande ſitzen. Hochbetrübt kehrt' ich heim, und mußte mein magnetiſirtes Waſſer allein austrinken. Nun hat der Doctor Manipulus noch die Unverſchämtheit auszuſprengen, mein Sohn habe die Braut ſitzen laſſen, da ſie doch einzig und allein durch ihn ſitzen geblieben iſt.

Allein er hat den Vortheil, daß die Unverſtändigen glauben, es ſey nicht möglich, den Rock eines Frauenzimmers mit dem Sitz eines Stuhles — er ſey von Tuch oder Zeuch oder Leder — durch Magnetiſiren in einen ſolchen Zuſammenhang zu bringen, „daß kein Menſch vermögend iſt, ihn von demſelben loszureißen.“ Ich und Herr Kluge wiſſen leider wohl, wie ſehr das möglich iſt, und fände ich nur meinen Gegner einmal auf dem geheimen Gemach, ich wollte ihn dermaaßen durch die doppelte Pugnal Manipulation anſchmieden, daß er bis an ſein ſeliges Ende darauf ſitzen bleiben ſollte.

Haben Sie auch gehört, wie es in unſerer Gegend einer armen Somnambule in dieſer Hinſicht ergangen? — Ihr Magnetiſeur hatte ſie gleichfalls auf den Stuhl fixirt; zum Unglück rührte ihn gleich darauf der Schlag, er blieb mauſetodt, und ſo ſitzt nun die Kranke, der kein anderer Menſch helfen kann, auf ihrem Stuhle bis an den jüngſten Tag.

Nehmen Ew. Wohlgeboren an ihr und meinem betrübten Sohne ein warnendes Beiſpiel, und laſſen Sie ja vor dem Hochzeittage Ihre Braut nicht magnetiſiren.

Dero
entrüſteter Brille.

Sechſter Brief.

Heute habe ich das Vergnügen Ihnen zu melden, daß ich durch den Magnetiſmus einen dummen Jungen in einen Redner umgeſchaffen habe, der dem Cicero wenig oder gar nichts nachgiebt. Er iſt ein Bauernburſche, hat bisher der Huth der Gänſe rühmlich vorgeſtanden, auch kein anderes Liedlein zu ſingen gewußt, als jenes bekannte: Meine Mutter hat Gänſe, drei blaue, fünf graue u. ſ. w. Aber „ſeine Sprache iſt nicht mehr die, mit der er ſonſt redete; in einer höhern Sprechart drückt er ſich aus und ſeine Rede „enthält Feuer, Geiſt und Präciſion.“ (Kluge S. 172) Da er ſowohl die phyſiſchen, als pſychiſchen Eigenſchaften eines tüchtigen Magnetiſeurs beſitzt, ſo werde ich die göttliche Kunſt ihn lehren. Bei den Gänſen ſoll er anfangen, und ſodann mit Gottes Hülfe zu den Frauenzimmern übergehen.

Was meinen Sie, ſollte nicht der junge Wundermenſch Carl Witte eigentlich nur ein Clairvoyant ſeyn, der alle ſeine Weisheit aus dem Magenwinde hohlt? — und noch Eins! wäre es nicht Pflicht aller Magnetiſeurs, eine Sammlung der vielen ſchönen Reden zu veranſtalten, die ihre dummen Clairvoyantes „mit Feuer, Geiſt und Präciſion“ gehalten haben? Eine ſolche Sammlung müßte fürwahr auch die hartnäckigſten Spötter zum Schweigen bringen, und ich bin verſichert, daß Ew. Wohlgeboren auf 10 Exemplare ſubſcribiren werden.

Noch ein anderes Wunder habe ich kürzlich in meiner Praxis beſtätigt gefunden. Sie wiſſen, daß zwei Kranke, wenn ſie von demſelben Magnetiſeur behandelt werden, eine gewaltige Zuneigung zu einander hegen, und, während ihres magnetiſchen Schlafes, einander ſogar ihre Fehler und Vollkommenheiten mittheilen. (S. 175) Die Wahrheit deſſen habe ich nun an einer Köchin und einer Comödiantin erprobt. Die Comödiantin iſt ein wenig taub und die Köchin ſtottert, nun aber ſtotterte jene und dieſe war taub. Jene bekannte dieſer, daß ſie in den Souffleur verliebt ſey, und dieſe bekannte jener, daß ſie ſich Marktpfennige mache; allein ich hatte die Freude, daß beide „ſchon Geſunkene wieder zum Tugendgefühle gelangten.“ (Kluge S. 199.)

Sehr bedauernswerth hingegen iſt eine andere meiner Kranken, die, gleich der von Tardy, einen Wurm in ihrem Magen herumſpazieren ſieht, (S. 178.) der dort täglich ſeine Mahlzeit zu ſich nimmt, und nach dem Eſſen ſich in ſein Schlafzimmer, den Zwölffingerdarm, begiebt. Ein läſtiger Gaſt! ein Wurm am Herzen iſt ſchon ſchlimm genug, ein Wurm im Kopfe iſt noch ſchlimmer, aber ſeitdem der Magen das Denken und Fühlen in ſich vereint, iſt ein Wurm im Magen am ſchlimmſten. Die Gegner lachen wie gewöhnlich über dieſen Wurm ſo unbändig, als ob ſie den Schauſpieler Wurm vor ſich hätten; aber das ſoll mich nicht wurmen. Ich habe mich mit dem Wurm quaesionis in Rapport und ihn durch einen Magnet in Erſtarrung geſetzt; da nun bekanntlich ein erſtarrtes Glied dem mineraliſchen Magnet gehorcht (S. 144) „und ſich auf die auf„fallendſte Weiſe (wie ein Wurm) dreht und krümmt, „um den Gang des ihm genäherten Magnets zu verfol„gen“ ſo hoffe ich, auch den erſtarrten Wurm dadurch aus dem Magen herauf in den Schlund und endlich an's Tageslicht zu locken. Vielleicht giebt der Magenmund meiner Clairvoyante mir auch noch andere Mittel an die Hand, und kann ſie dieſe etwa nicht nennen, ſo mag ſie, gleich Wienholt's Patientin (S. 179) ſich in die Apotheke verſetzen, wo ſie nie zuvor geweſen, und den Ort andeuten, wo die Büchſe ſteht, welche das Mittel verwahrt. Oder ſie mag ſich Kräuter verordnen, die an einer, von ihr nie beſuchten Stelle außer der Stadt wachſen. Finden wird ſich Alles eben ſo gewiß, als Wienholt es gefunden hat. Denn ich habe bereits in einem andern Falle die Wahrheit ſeiner Ausſagen erprobt. Drei ſeiner Kranken wußten lange vorher, daß ſie ſich den Fuß verſtauchen würden, (S. 180) und alle drei verſtauchten ihn auch wirklich, ſo ſehr man ſie davor gehüthet hatte. Ebenſo ſagte eine meiner Kranken drei Monate voraus, daß ſie beim Butterbrodſchmieren ſich in den Finger ſchneiden würde, und es geſchah, ob ſie gleich weder Brod, noch Butter, noch Meſſer in die Hände bekam. Das einzige, was alſo Wienholt vor mir voraus hat, iſt, daß eine ſo ſeltene Begebenheit wie das Fußverſtauchen, ſich gerade mit dreien ſeiner Kranken ereignete, obgleich ſeit Jahren in ganz Bremen ſich Niemand den Fuß verſtaucht hatte.

Wenn eine entfernte Perſon mit der Clairvoyante in magnetiſcher Verbindung ſteht, oder wenn auch nur der Magnetiſeur dieſe Perſon kennt, und ſich dieſelbe lebhaft denkt (S. 181), ſo weiß die Kranke ſogleich von dem körperlichen Zuſtande des Entfernten, ja ſogar von ſeinen anderweitigen Verhältniſſen Rechenſchaft zu geben, und wenn auch der Erdball zwiſchen ihnen läge. So geſchah es neulich, daß ein wackerer Magnetiſeur, der aus Conſtantinopel kam, ſich bei ſeiner Kranken den Großſultan lebhaft dachte, und ſogleich wußte ſie, daß dieſer Monarch den Schnupfen habe, den er ſich bei einer im Harem entſtandenen Feuersbrunſt geholt. Bald nachher berichteten die Zeitungen wirklich dieſe Feuersbrunſt, wie Ew. Wohlgeboren ſich erinnern werden. Dieſelbe Clairvoyante ſagte einem kranken Reiſenden, er habe einmal vor zwanzig Jahren ſtark genießt, und bei der Gelegenheit ſich einen innern Schaden gethan, gerade wie jene Straßburgerin (S. 182) einem Reiſenden ſagte, daß er einmal vor 15 Jahren vom Pferde gefallen ſey. Er meinte zwar, es ſey vor vierzehn Jahren geſchehen, es fand ſich aber, daß ihr Magen richtiger rechnete als ſein Kopf.

Wer wird bei ſolchen Thatſachen noch an dem Ahnungsvermögen der Clairvoyanten zweifeln? — Schelling's Kranke beweinte einen Todesfall, der in einer Entfernung von 150 Meilen ſich in ihrer Familie ereignet hatte. (S. 186.) Eine hieſige Patientin iſt noch weiter gegangen; ſie hatte ihrem Bruder ein Lieblingshündchen mit auf die Reiſe gegeben, der Bruder wär jetzt in America, allein ſie wußte genau daß der kleine Azor geſtorben war, und weinte ſo heftig, daß ich ſie durch die Palmar-Manipulation calmiren mußte.

Dieſelbe ſagte einſt, daß ſie nach 4 Monaten auf einem Balle Maſuriſch tanzen, und ihr ſolches ſehr übel bekommen würde. Es traf richtig ein. Zufällig war ein naſeweiſer Profeſſor der Phyſik zugegen, der nicht glauben wollte, daß ſie Monate lang vorher, in ſo ernſten Augenblicken, ſich mit einer ſolchen Kleinigkeit als ein Maſuriſcher Tanz ſey, beſchäftigt habe. Allein ich verwies ihn triumphirend auf Kluge (S. 189), wo eine Patientin zwei Monate voraus ſagte, daß ſie bei einer Landpartie Luſt bekommen würde ein Pferd zu beſteigen.

Bei ſolchen Gelegenheiten nehmen die Ungläubigen ihre Zuflucht zu Jung's Theorie der Geiſterkunde, über die ſie ſonſt nicht weniger ſpotten, als über meinen Kluge; beſonders weil er das Copernicaniſche Syſtem geſtürzt, und die Erde nun wiederum in den Mittelpunkt des Weltalls geſetzt hat: aber wenn ſie ihn brauchen können gegen mich und meinen großen Lehrer, dann iſt er ihnen flugs ein frommer verehrter Mann. Jung hat S. 68 geäußert: „eine Perſon die Geſichte ſehe, erhabene Dinge ausſpreche, „die weit über ihren natürlichen Erkenntniß-Kreis hin-

„aus gehen, u. ſ. w. ſey krank“ und S. 70: „die „fleiſchliche Liebe ſey, beſonders bei dem weiblichen Geſchlecht, die reichhaltigſte Quelle magnetiſcher Entzückungen, woraus gräuliche Verirrungen entſtünden, „und waren ihm viele traurige Erfahrungen bekannt wären.“ und S. 191: „das entwickelte Ahnungs-Vermögen könne auch in einer äußerſt verdorbenen, mit „den unreinſten Bildern angefüllten Einbildungskraft vorhanden ſeyn,“ und S. 206: alle Künſteleien, das „Ahnungs-Vermögen zu entwickeln, wären Zauberei-„Sünde und von Gott ſtreng verboten.“ und S. 208. „Der Satan finde die Menſchen beſonders brauchbar „zu ſeinen Zwecken, bei welchen das Ahnungs-Vermögen ſich entwickelt habe.“ und S. 368: „ein ſolcher „Menſch befinde ſich in einem gefährlichen Zuſtande, „denn es ſey erſtaunlich ſchwer, und es gehöre ein hoher Grad der Erleuchtung dazu, in dieſer ſo äußerſt „anziehenden Sache den Mißbrauch zu vermeiden.“ — Solche Einwürfe pflege ich kurz und gut mit der Bemerkung abzufertigen, daß der Rath zu Baſel und der König von Würtemberg über Jung's Theorie der Geiſterkunde ein Verdammungs-Urtheil ausgeſprochen, nicht aber über meinen Kluge, der offenbar berufen iſt, die Wunder des Magnetiſmus zu verkünden; Wunder, die mit jedem Tage, ſelbſt durch mich ſchwaches Werkzeug, immer herrlicher ſich offenbaren.

Endlich bin ich auch ſo weit gekommen, als Wienholt, Naſſe u. a. m. (S. 194 und f.) die ihre Kranken in groſser Entfernung „bloß durch feſten „Willen und fixirten Geiſt“ in Kriſe verſetzten. Ich verſuchte es zuerſt mit der Comödiantin, von der ich oben geſprochen. Ich ritt zwei Meilen weit auf ein Dorf, ſtieg im Wirthshauſe ab, ließ mir Kaffee machen, rauchte ein Pfeifchen dabei, und fixirte meinen feſten Willen auf die abweſende Kranke. Welche erſtaunliche Wirkung das hervorgebracht, davon iſt leider das ganze Publicum Zeuge geweſen, denn ich hatte vergeſſen, daß ſie an dieſem Abend die Jungfrau von Orleans ſpielen mußte. Gerade in der Scene, wo ſie mit Lionel kämpfen ſollte, traf ſie mein fixirter Wille und, ſtatt zu fechten, ſank ſie ſchlafend in ſeine Arme, und blieb im Engliſchen Lager liegen, bis ich nach Hauſe kam. Einige junge Herren, die das Stück gern hätten ausſpielen ſehen (lauter ſchlechte Menſchen, welche die Jungfrau mit unlauteren Blicken fixirten) warfen mir Abends die Fenſter ein; ich aber, ſtolz auf meinen Sieg, machte aus den Scherben den Glas-Platten, welche die Jungfrau von Orleans „bei Gelegenheit auf der Herzgrube tragen ſoll: „damit „ihr Körper, mit ihrem Geiſte zur reinſten Harmonie „verſchmolzen, allem gröberen Sinnlichen entrückt, in den „Zuſtand einer ruhigen, feſten und höheren Selbſtbe„trachtung verſetzt werde“ (S. 198)

Ein Spötter fragte mich neulich, ob das Pferd, welches Tardy's Patientin beſteigen wollen, kein grober ſinnlicher Gegenſtand ſey? ich wandte ihm verachtend den Rücken, und verwies ihn auf das Beiſpiel einer Clairvoyante, die, als der Magnetiſeur ihr einen Kuß anbot, an der Epilepſie ſtarb. (S. 199.) Er fragte, ob der Mörder nicht gehangen worden ſey? Ich erwiederte mit hoher Würde, der Fall ſey äußerſt ſelten, daß ein Frauenzimmer an einem angebotenen Kuſſe ſtürbe. Oefter geſchehe es, daß ein Magnetiſeur durch etwas Härte ihr die Hand auf 24 Stunden lähme (S. 20.), ſo daß ſie nicht im Stande ſey, ihrem Kammermädchen eine Ohrfeige zu geben.

Am meiſten ſetzen mich die unberufenen Frager in Verlegenheit, welche wiſſen wollen, wie denn eigentlich der animaliſche Magnetiſmus wirke? — Ich erzählte ihnen zwar von der Nerven-Atmoſphäre, die, nach Kluge's Behauptung, Humboldt wirklich entdeckt hat; denn er ſagt ausdrücklich S. 211: Humboldt habe die von Reil nur geahnte Nerven-Sphäre, durch Erfahrung wirklich beſtätigt und erwieſen und ſie ſogar ſinnlich dargeſtellt. Mein Gegner antwortete aber, das ſey nicht wahr. Humboldt habe bloß eine Hypotheſe aufgeſtellt, auf welche Kluge hinwiederum eine andere Hypotheſe gebaut habe. Das heiße mit andern Worten: ein

Schloß auf Sand gründen und noch ein Luftſchloß eben darauf ſetzen.

Nun bitte ich Ew. Wohlgeboren! hat denn nicht Humboldt ſeine Nerven-Atmoſphäre ſogar in Kupfer ſtechen laſſen? Was ſoll daraus werden, wenn die Spötter nicht einmal mehr einen Kupferſtich reſpectiren? Iſt es nicht klar, daß, gleichwie die Natur in der Erd-Atmoſphäre durch Blitz und Regen die Felder erquickt, wir auch durch Ungewitter in der Nerven-Atmoſphäre heilſame Veränderungen in unſern Clairvoyanten hervorbringen? — Hochverdient iſt unſer Heiligenſchein, damit tröſtet ſich

Ihr
oft geneckter Brille.

Siebenter Brief.

„Ohne, Eingeweide würde der Menſch ſchwerlich „Leidenſchaften haben" (Kluge S. 249). Da ich nun mit Eingeweiden zur Genüge verſehen bin, ſo werden Sie ſehr natürlich finden, daß ich über meine Gegner oft in Zorn gerathe. Man bezweifelt die Kraft des Willens, die ſchon Kant behauptete; man vergißt, daß Kluge Menſchen gekannt, „die durch bloßes daran „Denken, in wenigen Augenblicken an einer be-

„liebigen Stelle der Oberfläche ihres Körpers eine ro„ſenartige Entzündung hervorbrachten.“ Und ich füge hinzu, daß ich Menſchen kenne, die auf gleiche Weiſe Warzen entſtehen laſſen.

Andere hingegen dehnen die Kraft des Willens zu weit aus. Nämlich ſie meinen, es ſey nicht die mindeſte Urſache vorhanden, warum man der Kranken dieſe Kraft nicht eben ſo freygebig zugeſtehen ſollte, als ihrem Magnetiſeur; im Gegentheile, ihr müſſe ja weit mehr daran gelegen ſeyn, geſund zu werden, als jenem, und folglich werde auch ihre Willenskraft ſich noch ſtärker äußern, als die ſeinige. Anfangs wußte ich nicht, wo hinaus man damit wollte, und gab den Satz unbedenklich zu; doch Ew. Wohlgeboren werden ſogleich die verſteckte Bosheit erkennen.

Wozu — ſo ſprechen die Vernünftler — wozu die ganze Hypotheſe von Ausſtrömungen aus den Fingerſpitzen, Nerven-Atmoſphären u. ſ. w.? Da ja, um den Patienten in Kriſe zu verſetzen, nichts weiter nöthig iſt, als der Wille des Magnetiſeurs, ſelbſt in meilenweiter Entfernung? Wozu alſo die verſchiedenen Manipulationen, die ſelbſt in Diſtanz unanſtändig bleiben? — Man wird uns antworten, dem bloßen Willen des Magnetiſeurs werde nur in den höhern Graden der Clairvoyante gehorcht, allein mit dem Manipuliren müſſe ſtets der Anfang gemacht werden. Wir läugnen das a priori. Offenbar ſoll der Herrſchaft des Willens bloß vorgearbeitet werden; und die Manipulation iſt weiter nichts, als eine Erregung der Einbildungskraft zum Vortheil des fremden Willens; gleichſam Ausgeſandte in ein Land, welches erobert werden ſoll, um die Macht und Güte des neuen Herrn herauszuſtreichen, und dadurch die Unterthanen für die Unterwerfung zu ſtimmen. Man verſuche es nur einmal oder einigemal — ſo meinen die Verwegnen — eine Kranke gleich Anfangs mit dem bloßen Willen zu fixiren, (ſie muß aber davon unterrichtet ſeyn) was gilt die Wette, wenn ſie ſonſt empfänglich iſt, ſo wird ſie eben ſo geläufig als jezt, eine Stufe nach der andern erklimmen. Ein kitzlicher Menſch zum Exempel fängt ſchon an zu lachen, wenn ein Andrer in der Ferne nur den Finger aufhebt, bloß, weil durch dieſes Finger-Aufheben die Vorſtellung des Kitzelns in ihm erregt wird. Auf gleiche Weiſe wird durch das Manipuliren die Vorſtellung erregt, daß nun Veränderungen im Körper ſich ereignen müſſen, und, wenn dieſe Vorſtellung lebhaft iſt, ſo ereignen die Veränderungen dann und wann ſich wirklich. Daß aber gerade das Manipuliren gewählt werden, um ſolche Vorſtellungen zu erregen, das iſt ganz zufällig und auch ganz gleichgültig. Man hätte eben ſo gut die Worte Abracadabra dazu wählen können, und es iſt ja auch bekannt, welche große Wirkungen das Murmeln von Worten zu mancher Zeit und bei manchen Völkern hervorgebracht. Das Beſprechen hat oft Wunder gethan, und ganz auf gleiche Weiſe wie der Magnetiſmus; nämlich indem es den aufmerkſamen Willen des Kranken auf den Sitz ſeiner Krankheit leitete.

Wenn es wahr iſt — ſo fahren die Sophiſten fort — wenn es wahr iſt, daß der bloße Wille einer Perſon die Roſe auf ſeiner Hand hervorzubringen vermag, ſo muß derſelbe Wille auch im Stande ſeyn, eine andere, ſchon beſtehende Krankheit zu hemmen, oder zu vertilgen. Das iſt's ja auch, was ſchon Kant behauptet hat, und die Herren Magnetiſeurs bedenken nicht, welch übles Spiel ſie ſich ſelbſt bereiten, indem ſie ſich deßhalb auf Kant berufen. Denn, ſagt uns doch: wozu bedürfen wir der Magnetiſeurs, wenn jener feſte Wille des Patienten hinreicht? — Der ganze Magnetiſmus iſt nichts weiter, als ein eingekleideter Wille. Die Manipulation iſt das Kleid. Auf Zeuch und Schnitt kommt's dabei nicht an. Vor deſſen Erfindung war das Beſprechen das Kleid, und in noch früheren Zeiten, die Convulſionen der Pythia auf dem Dreifuße und dergleichen. Alles that die nämlichen Dienſte. Mesmer ließ die Stäbchen weg und wirkte wie zuvor; laßt nun einmal die Finger weg, und Ihr wirket auch wieder wie zuvor. Ihr bedürft dieſer Alfanzereien jetzt um ſo weniger, da Ihr von Euerer Herrſchaft über die Patienten ſchon ſo lange und ſo laut geſprochen habt, daß Jeder bereits mit dem Gedanken vertraut iſt, und mehr bedarf es nicht. Kurz, der ganze Magnetiſmus mit allen ſeinen Wirkungen beſchränkt ſich auf die Kraft des menſchlichen Willens. Iſt der Patient ſelbſtändig genug, um dieſen Willen ſelbſt mit der nöthigen Kraft zu äußern, ſo iſt er ſein eigner Magnetiſeur und bedarf Euer nicht. Gehört er aber zu der zahlreichen Claſſe von Menſchen, die, ohne Hülfe eines Andern, ihre eigenen Kräfte nicht zu wecken und zu üben verſtehen, nun ſo vermiethet ihm Euern Willen, und ſagt ihm ſo lange, das und das müſſe geſchehen, bis es geſchieht. Was darüber iſt, das iſt vom Uebel.

Denn warum wollt Ihr durchaus, wo Ein Agens hinreicht, deren zwei uns aufdringen? — Exiſtirt Euer magnetiſcher Strom wirklich, ſo brauchen wir den Willen nicht; und hat der Wille wirklich die ihm zugeſchriebene Kraft, ſo brauchen wir den magnetiſchen Strom nicht.

Ich habe Ew. Wohlgeboren dieß ganze ſeichte Raiſonnement in extenso mitgetheilt. Es verdient keine Widerlegung, und es war wohl albern von mir, daß ich manches ſchöne Wort an meine Gegner verſchwendet habe. Magnetiſiren wir denn nicht — ſo ſprach ich — auch kleine Kinder, die noch gar nicht wiſſen, was mit ihnen geſchieht? magnetiſiren wir denn nicht im Rücken des Kranken, oder gar entfernt von ihm, ohne daß er eine Ahnung davon hat? und bleiben die Wirkungen nicht immer dieſelben? — wo iſt denn da erregte Vorſtellung oder Einbildungskraft? — Auf ſo ſiegreiche Beweiſe wiſſen mir die Herren nichts weiter zu antworten, als entweder: ſie glaubten gar nicht an ein wirkſames Magnetiſiren ohne Mitwiſſen des Kranken; oder: die Einbildungskraft des Kranken ſey bereits durch unſere Künſte dermaßen in Bewegung geſetzt worden, daß ſie immer fort allerlei Phänomene hervorbringe, die aber nur dann bemerkt und herausgehoben würden, wenn ſie gerade in die Zeit fielen, wo wir etwa dergleichen hätten bewirken wollen.

Aber die Kinder? wiederholte ich. Kindern, wurde mir geantwortet, kann man weiß machen, was man Luſt hat, und, wenn die Mutter dem Kinde vorher erzählt: nun wird ein Wundermann kommen, der wird dich ſtreicheln, da wirſt du eingeſchlafen u. ſ. w., ſo ſey gar nicht zu verwundern, wenn das Kind bisweilen ſolche Wirkungen verſpüre. Sey doch ſchon mancher Erwachſene bloß davon geſtorben, daß man ihm ſeinen Tod prophezeit habe, (wie Schlegel im Alarcos ſagt: „aus Furcht zu ſterben, iſt er gar ge-

„ſtorben“) wie möge man denn über ein Kind erſtaunen, wenn es aus Furcht zu ſchlafen wirklich einſchläft?

Aber eben dieſes Schlafen — rufe ich aus — wie will man mir erklären, daß der Magnetiſmus immer den Schlaf hervorbringt, wenn man nicht ein einſchläferndes Princip, nämlich den magnetiſchen Strom zu Hülfe nimmt?

Das ſey gar nicht vonnöthen, meinen die Gegner. Man wolle auch noch ſo großmüthig ſeyn, der Langenweile nicht zu erwähnen, die wohl bisweilen den Patienten in Schlaf verſetzen könne. Man wolle ſich nur darauf berufen, daß ein angeſtrengtes Denken, ebenſowohl als angeſtrengte körperliche Arbeit, Erſchöpfung, und durch dieſe den Schlaf herbeiführe. Das ſey das ganze Geheimniß, und darum ſchliefen die ſchwächſten Perſonen immer am erſten, und Frauenzimmer leichter als Männer, und Dumme leichter als Kluge, weil ſie durch das Denken ſchneller erſchöpft würden. Die ganze Kraft der Aufmerkſamkeit ſey auf Einen Gegenſtand gerichtet, das müſſe bald Abſpannung herbei führen, und folglich Schlaf, zumal wenn er noch durch Streicheln befördert werde.

Ja, wenn es ein gewöhnlicher Schlaf wäre — habe ich dann bemerkt — aber die Schlafende ſieht, hört, redet, ahnet, prophezeit, verordnet Recepte ꝛc. und Alles trifft pünktlich ein. Wie will man das erklären?

Die unverſchämte Antwort war: daß unter zehn Fällen neunmal Betrug obwalte. Noch ſey, ſo viel man wiſſe, kein Mann Clairvoyant geworden; immer waren es Frauenzimmer, und wie ſtark bei dieſen der Trieb ſich äußere, Aufſehen zu erregen, ſey bekannt. In der Regel hätten alle Clairvoyanten ihren Magnetiſeur zum beſten, und ſo ernſtlich dieſer auch verſichere, daß er Alles angewandt, um ſich vor Selbſttäuſchung zu hüthen, ſo könne er doch nicht läugnen, daß er den Wunſch mitbringe, das Wunderbare zu finden, und, wär ein ſolcher Wunſch vorhanden, da ſey auch die Beobachtung nicht rein. Indeſſen wolle man ſogar zugeben, daß eine exaltirte Kranke bisweilen im Schlaf allerlei reden könne, aber man müſſe läugnen, daß, anders als durch ein Ungefähr, ihre Weiſſagungen jemals einträfen. Dieſe Ungefährs würden von den Magnetiſeurs mit großem Prunke herausgehoben, hingegen das weit öfter nicht Eingetroffene verſchwiegen. So habe man ſelbſt in Berlin ein protokollirtes Beiſpiel erlebt, wo eine Clairvoyante allerlei wunderliche Dinge, und endlich ſogar ihren Tod, auf einen gewiſſen Tag vorausgeſagt; dieſer Tag ſey längſt vorüber und ſie befinde ſich immer noch recht wohl. Solche Beiſpiele laſſe Niemand drucken. Betrug ſey in der Regel zu vermuthen, ſelbſt wenn die reſpectabelſten Männer, wie Hufeland, Reil u. a. m. bisweilen Zeugen der Behandlung geweſen: denn man ſolle ſich nur erinnern, wie oft der Fall ſchon vorgekommen, daß ein Weib ſich angeſtellt, als könne es leben ohne Nahrungsmittel, und wie oft es einer ſolchen Perſon gelungen, die redlichſten und ſchärfſten Beobachter Jahre lang zu täuſchen.

Am Ende läuft das Reſultat ſolcher ärgerlichen Diſpüten immer darauf hinaus: entweder der Wille ſey der Magnetiſmus, oder es gebe gar keinen Magnetiſmus. Im erſten Falle bedürfe der Kranke keines Arztes, denn das Manipuliren ſey und bleibe eine ſehr alberne und zugleich ſehr unanſtändige Willens-Erregung.

Wohlgeborner Herr! man wäſcht die Mohren nicht weiß, damit tröſtet ſich

Ihr
ärgerlicher Brille.

Achter Brief.

Geſegnet ſey der wackere Kluge, daß er ſo Manches, was in den Jahren der nun überſtandenen Vernunft-Epidemie verſpottet wurde, ſiegreich wieder zu Ehren gebracht! — Welch eine koſtbare Geſchichte liefert er uns S. 240 ſeines unſterblichen Werkes! — Der Sohn des Predigers Künzel reitet in der Nacht von Breslau nach Domslau, und zwar auf einem ſichern Pferde, welches die Wege genau kannte. Schon hat er die Hälfte des Weges ohne ein beſonderes Ereigniß zurückgelegt, da wird das kluge Pferd plötzlich unruhig, bleibt endlich ſtehn, iſt nicht weiter zu bringen, und der Reiſende muß in das nächſte Dorf zurück reiten, um dort die Nacht zu verweilen.

Was war dem Pferde angekommen? — Der Weg führte über eine Brücke, die Tages zuvor durch einen Reiſewagen eingebrochen war, und wobei die ganze Reiſegeſellſchaft den Hals gebrochen hatte. Das roch der kluge Gaul ſchon mehrere Hundert Schritte vor der Brücke.

Ich erinnere mich, ſolche Geſchichten von meiner Amme bei Hunderten gehört zu haben, und immer mit großem Reſpect. Allein als ich heran wuchs, vertilgte mein gottloſer Hofmeiſter dieſen Reſpect, ſprechend, es wären Ammen-Mährchen. Nun bin ich, Gott ſey Dank! wiederum Einer der Gläubigen, und biete dem Trotz, der es im Glauben weiter zu bringen vermeint, als Herr Doctor Kluge und ich. Sie werden ſich um ſo weniger darüber wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wie mir vor Kurzem ein Ziegenbock das Leben gerettet hat.

Mein älteſter Sohn wollte auf die Jagd reiten, nahm dazu aus meiner Gewehrkammer eine Flinte, die ſeines Wiſſens nicht geladen war, und begab ſich nach dem Stalle, um ein Pferd zu ſatteln. Beſagter Ziegenbock, der ſehr zahm iſt, begegnete ihm auf dem Hofe und ſtutzte ſich mit ihm, verfolgte ihn auch bis an die Stallthür, wo mein Sohn die Flinte an die Wand lehnte und in den Stall gieng. Iſt die Flinte geladen? rief ſein jüngerer Bruder ihm nach. Nein, antwortete er, und hierauf ſpielte der Knabe mit der Flinte. Da geſchah es von ungefähr daß ich ſelbſt in die Hausthür trat. Der Knabe, mich gewahrend, legte ſchäkernd auf mich an, ſchrie: Papa! ich erſchieße dich! und drückte los. Die Flinte war wirklich geladen, der Schuß fuhr heraus, und ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Ziegenbock in demſelben Augenblicke den Knaben geſtutzt hätte. Durch dieſe Bewegung bekam der Schuß eine andere Richtung und ich war gerettet.

Ohne Zweifel hatte der Ziegenbock ſchon mitten auf dem Hofe gemerkt, daß die Flinte geladen ſey, und war, um Unglück zu verhüthen, meinem Sohne bis zur

Stallthür gefolgt. Ich trage daher kein Bedenken, dieſen wackern Ziegenbock mit Herren Künzels edlem Roſſe in Eine Claſſe zu ſtellen, werde ihn auch nächſtens magnetiſiren; denn ich geſtehe abermals, daß ich nicht begreife, wie Hr. Kluge ſich über die magnetiſirten Pferde zu Clarenton luſtig zu machen wagen darf, nachdem er ſelbſt die Bekanntſchaft eines ſo klugen Gaules gemacht. Schwerlich wäre Darius König geworden, ohne ſein magnetiſirtes Roß.

Wie ſchön iſt nicht auch die Geſchichte von einem Gewiſſen Weiſe, dem die Katzen zuwider waren, und der in dem Zimmer eines Freundes in Ohnmacht fiel, weil auf dem oberſten Boden des Hauſes eine Katze bei ihren Jungen ſchlief. Daß es Menſchen giebt, die eine Katze nicht in ihrem Zimmer leiden können, wußte ich längſt; aber daß auch in ſolcher Entfernung, durch Böden und Mauern geſchieden, die Katzen-Atmoſphäre noch ſo heftig wirke, habe ich erſt durch Kluge erfahren, und bedaure nur den armen Weiſe, der ohne Zweifel täglich ein paarmal in Ohnmacht gefallen iſt, denn wo gäbe es eine Wohnung, in deren Nähe nicht eine Katze ſich aufhielte!

Wie glaubwürdig iſt auch die Geſchichte von dem taubſtummen Fräulein S. 245, welches in einer muntern Abendgeſellſchaft immer jammernd nach einer Himweiſsagend deutete, wo man, als man hinausſchaute, wirklich eine Feuersbrunſt erblickte. Ohne Zweifel hatte ſie vorher nicht am Fenſter geſtanden; denn ſonſt wäre nichts Uebernatürliches dabei. Daſſelbe Fräulein ſprang einmal aus dem Bette, und ließ ſchnell einen Theekeſſel an's Feuer ſetzen, weil es fühlte, daß ſein Bruder unverhofft aus Petersburg ankommen werde. Wer kann nun noch zweifeln, daß es eine ſenſible Körper-Sphäre giebt? — es iſt freilich auch nie daran gezweifelt worden, denn man kann ſie oft genug riechen; aber auf ihre geiſtigen Wirkungen hat der gläubige Herr Kluge zuerſt wieder aufmerkſam gemacht.

Mit gleicher Zuverläſſigkeit erinnert er an die Wünſchelruthe; an die Kraft, verborgenes Waſſer zu ſehen; an die alte Wahrnehmung, daß junge Leute ihre Lebensfülle an alte übertragen können, weßhalb der König David ſich von einem hübſchen jungen Mädchen habe wärmen laſſen; an die Krämpfe, die durch bloßes Beiſammenſeyn ſich verbreiten; und endlich gar an die Sympathieen, von welchen er S. 251 folgendes merkwürdige Beiſpiel erzählt: Ein angeſehener Franzöſiſcher Edelmann ſah ſeinen Schuſter in London jedesmal in Ohnmacht fallen, wenn er ſich das Maaß zu ein paar Schuhen von ihm nehmen ließ. Endlich fand es ſich, daß der Schuſter ſein Neffe war, der zwar in Frankreich geboren, aber ſchon als Kind durch mancherlei Zufälle in fremde Länder geſchleudert worden. Ein Muttermaal (recht wie in Comödien) ſetzte die Sache vollends außer Zweifel, und aus dem Schuſter wurde nun ein Freiherr. — Eben ſo bekannt und glaubwürdig iſt, daß Heinrich III. ſich in die Prinzeſſin Maria von Cleve ganz entſetzlich verliebte, weil er auf einem Balle ſein Geſicht mit einem Stück linnen Tuch abtrocknete, welches die Prinzeſſin kurz zuvor von ihrem ſchwitzenden Körper genommen hatte. Kurz: es kann durchaus nichts ſo Unglaubliches erſonnen werden, was Herr Kluge nicht im Stande wäre, in ſein herrliches Werk vom animaliſchen Magnetiſmus aufzunehmen. In dieſe geſchmeidige Form paßt Alles, und ſogar der Zeugungsact iſt, nach S. 254, bloß „ein auf beſtimmte Organe beſchränkter Magnetiſmus.“ Nur möchte ich zu den Wundern nicht grade die Begebenheit S. 253 zählen, wo ein Mädchen in Ohnmacht fällt, weil ein Jüngling ſie in den Arm nimmt. Dergleichen Ohnmachten ſollen ſich oft ereignen.

Uebrigens bekennt Herr Kluge S. 259, daß die magnetiſchen Erſcheinungen ſich „zwar nicht erklären, aber doch zum Theil deuten laſſen.“ Meine boshaften Gegner acceptiren das nicht erklären können utiliter, und behaupten, bei dem zum Theil deuten, laſſe ſich gar nichts denken. Eine Sache, die ſich nicht erklären und nur zum Theil deuten laſſe, ſey und bleibe eine abgeſchmackte Sache.

Ew. Wohlgeboren merken wohl, daß es hier auf Wort-Klaubereien hinausläuft. Wir aber halten uns an die herrlichen Thatſachen, die alle eben ſo ſtreng erwieſen ſind, als daß Heinrich III. ſich in ein durchgeſchwiztes leinen Tuch der Prinzeſſin von Cleve abgetrocknet hat, und darauf bis an ſeinen Tod in ſie verliebt geblieben iſt.

Ich für meine Perſon fühle tief, daß Herr Kluge ſeinen ganzen Verſtand in ſein treſliches Werk ausgeſchwizt hat, ich trockne mich darein, ich verliebe mich in ihn und bleibe bis an meinen Tod

der verliebte Brille.

Neunter Brief.

Schon ſeit vielen Jahren hat meine liebe Frau im Schlafe geſprochen, und ich hatte auch ſchon oft verſucht, einen Dialog mit ihr anzuſpinnen, es war mir aber nie gelungen; denn ich vertraute der alten Volksſage nicht, daß man des Schlafredners Daumen oder große Zehe dabei halten müſſe. Seit jezt, da mein Kluge S. 269 mir dieſes Mittelchen wiederum empfohlen hat, ſchwatze ich mit meiner Frau nach Gefallen. Leider muß ich nur bekennen, es erfreut mich nicht Alles, was ich auf dieſe Weiſe erfahre. Die Geſchichte mit meiner Tochter — ich habe Ew. Wohlgeboren noch nichts davon gemeldet.

Sie hatte einen Liebhaber, der mir mißfiel, und den auch ſie nicht leiden konnte; allein er hatte ſich bei meiner Frau eingeſchmeichelt. Dieſe iſt mir auch über den Kluge gerathen und hat ſich die Geſchichte S. 269 ad notam genommen. Von ihr geführt, tritt der Liebhaber zu verſchiedenen Malen an das Bett meiner feſt ſchlafenden Tochter, fixirt ſeinen ganzen Willen auf ſie, ſpricht leiſe ſeinen Namen aus, und ſetzt dieß Manövre ſo lange fort, bis ganz natürlich meine Tochter ſich in ihn verliebt. Nun waren die jungen Leute unter ſich einig, es fehlte nur noch an meiner Einwilligung, und ſiehe da, ſie unterſtehen ſich, daſſelbe Kunſtſtückchen an mir zu probiren. Ich ahnte es gar nicht, wunderte mich aber ſehr, ganz deutlich zu fühlen, daß ich nach und nach in den jungen Mann mich auf das heftigſte verliebte und ſein Anblick mir nicht ſelten den Wunſch auspreßte, ein junges hübſches Mädchen zu ſeyn, um mich in ſeine Arme zu werfen. So iſt er nun mein Eidam geworden, aber es hat ſich leider gefunden, daß er ein Taugenichts iſt. Was ſoll ich machen? es war einmal geſchehen, und ich ergab mich darein. Jetzt, da ich vermittelſt der großen Zehe meiner Frau erfahren habe, wie das Ding zuſammenhängt, ſtand ich im Begriff mich darob zu ärgern, allein der dreifache Triumph, den der magnetiſche Rapport bei dieſer Gelegenheit gefeiert hat, tröſtete mich wieder und ich habe mich begnügt, meine Frau auf eine komiſche Art ein wenig zu züchtigen.

Ich wußte nämlich aus meinem Orakel S. 269. daß man einmal einen Engliſchen Officier durch ſanftes Einflüſtern ein ganzes Duell träumen ließ und daß er nicht eher erwachte, als bis er ſelbſt eine Piſtole losſchoß, die man zu dieſem Behuf ihm in die Hand gegeben hatte. Nun ließ ich auf gleiche Weiſe meine Frau träumen, daß ſie mit der Frau Doctorin Manipulus ſich zanke, und hatte ihr zugleich ihr ſchönſtes Kopfzeug in die Hand gegeben. Sehr geſchickt führte ich den Traum bis zu dem Augenblicke, wo ſich Beide einander in die Haare fielen, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ſie nicht eher erwachte, als bis ſie ihr ſchönes Kopfzeug in kleine Stücke zerriſſen hatte. Sie gab mir freilich eine Ohrfeige, allein das war nur eine fortgeſetzte Wirkung des Traumes, indem ſie vermeinte, ſolche der Frau Doctorin Manipulus zu appliciren.

Da ſehen Ew. Wohlgeboren, wie herrlich jedes Wort in unſerm Kluge ſich beſtätigt. Auch der merkwürdigen Begebenheit S. 269, wo Einer im Traume das Feuer ſah, welches, als er erwachte, wirklich ausgebrochen war, weiß ich ſchon eine ähnliche entgegen zu ſetzen. Mir träumte nämlich von einer Waſſerfluth, und als ich erſchrocken in die Höhe fuhr, hatte meine Frau wirklich das volle Nachtgeſchirr umgeworfen.

Durch ſolche unläugbare Thatſachen verbreitet ſich, trotz aller Spöttereien, Kluge's Ruhm in unſerm Städtchen immer weiter, und ohne Zweifel würde auch der Ungläubigſte bekehrt werden, wenn nur der wackere Kluge nicht ſelbſt bisweilen Dinge ſich entſchlüpfen ließe, welche leicht irre machen können. So zum Beiſpiel, ſagt er S. 282, „der Somnambül „könne bei ſeinen Wahrnehmungen leicht durch ſeine „Phantaſie getäuſcht werden, ſo daß er Dinge zu ſehen glaube, die nur in dem Kopfe ſeines Magnetiſeurs exiſtiren.“

Ei wenn das iſt, ſagen die Gegner, ſo zerfällt ja wiederum das ganze Gebäude in Nichts? wer mag errathen, ob die Somnambüle jetzt in ihren Magen, oder nur in den Kopf ihres Magnetiſeurs ſchaut? — Dieſer Einwurf pflegte mich jederzeit etwas verdrüßlich zu machen. Auch ſollte ich meinen, Kluge würde wohl gethan haben, ſich ſolcher Beſchreibungen zu enthalten, welche von den Spöttern in eine komiſche Zweideutigkeit verdreht werden können, wie zum Exempel S. 288: „die Somnambüle nimmt die Nerventhätigkeit des Magnetiſeurs auf; das Nervenſyſtem des Letztern verlängert ſich und findet ſein peripheriſches Ende im Körper der Erſtern, indem ſeine Nerventhätigkeit auf die ihrige vom Centro nach der Peripherie zu einwirkt u. ſ. w.“

Gleichermaßen treiben die unreinen Gemüther ihren Spott mit der Anekdote S. 290, wo ein Patient nicht allein ſeinen Magnetiſeur, einen ehrlichen Handwerker, lieb gewinnt, ſondern auch deſſen Frau, und zwar von der Zeit an, wo ihre Schwangerſchaft entſtanden, bis zu dem Augenblicke ihrer Entbindung.

Hingegen verfehlen die Ahnungen ihre Wirkung nicht. Seitdem meine Frau Muhme, die Frau Oberfloß- und Fiſchreviſorin, geleſen hat (S. 295), daß zwei hyſteriſche Weiber im Gouvernement Bern, obgleich ſie in verſchiedenen Straßen wohnten, doch immer Eine um die Schickſale der Andern wußte, und ſowohl ihre eigenen Krankheiten, als die ihrer Freundin, ſtets richtig 3 bis 4 Tage vorher verkündigte, ſeitdem fühlt auch ſie ganz deutlich Alles, was der Frau Stadtacciſe-Caſſaſchreiberin paſſirt, obgleich die Erſtere an der Pferdeſchwemme und die Letztere nicht weit vom Galgen wohnt.

Da ich nun Einmal in dieſem Schreiben ſo kühn geweſen, hier und da einen leiſen Tadel über meinen verehrten Kluge auszuſprechen, ſo kann ich mich auch nicht enthalten zu mißbilligen, daß er ſelbſt S. 300 nicht begreift, „wie ein körperliches Fluidum der Träger des Geiſtigen (des Gedankens) werden könne.“ Mich dünkt, ein ſo ſtarkgläubiger Mann, wie er, ſollte auch das Unbegreifliche begreifen, und es hat mich in der That geſchmerzt zu leſen, daß er zwar eine Verbindung des Menſchen mit dem Geiſterreiche nicht widerſprechend findet, daß er aber doch die eigentlichen Geiſtererſcheinungen für Illuſion erklärt. Wenn ein Gedanke auf einem körperlichen Fluidum reiten kann, warum nicht auch ein Geiſt, der doch um nichts geiſtiger iſt, als ein Gedanke? Warum will Herr Kluge — der aus dem reichen Füllhorn ſeines Glaubens uns Alles, Alles wiedergegeben, was unſere Großmütter in den Spinnſtuben erzählten, uns allein die Geſpenſter vorenthalten? — ja, nur die Geſpenſter ſind es, welche zu unſerer jetzigen Aufklärung uns noch fehlen, und ich lebe der frohen Hoffnung, daß auch dieſe nun bald ſich wieder zeigen werden; und iſt es denn nicht ſchon eine Art von Geſpenſtererſcheinung, wenn die Frau in Weſtpreußen S. 300 ganz geſunde Perſonen, die bald ſterben werden, ſchon als **Todte** vor ſich herum wandeln ſieht!

Warum dünkt es einem Manne, wie Herrn **Kluge**, ſchwerer, an Geſpenſter zu glauben, als an die wunderbare Begebenheit S. 304? Ein Bruder lag im Bette und ſchlief, während ſeine entfernte Schweſter ſtarb. Was war natürlicher, als daß er mit verſchloſſenen Augen aufſtand, und mit vielen Klagen ein Gedicht auf ihren Tod niederſchrieb, wovon er am andern Morgen keine Sylbe wußte!

Wohlgeborner Herr! zerreißen Sie dieſen Brief. Denn ich bereue ſchon die Kühnheit, auch nur dem leiſeſten Zweifel gegen meinen verehrten **Kluge** in meiner gläubigen Bruſt Raum gegeben zu haben. Nur beten will ich, daß Gott ihn endlich ſo hoch erleuchte, daß er auch Geſpenſter ſehe, damit ſeinem Ruhme nichts ermangle, und auch ein Strahl deſſelben zurückfalle auf

Ihren

beſcheidenen **Brille**.

Zehnter Brief.

Es iſt doch fatal, daß **Hufeland** ſelbſt geſagt hat (S. 316) der Magnetiſmus könne „vom rechten

Wege ab- und in die unſeeligſten Verirrungen leiten." Zwar hat er hinzugefügt: „daher müſſe ein Magnetiſeur ein moraliſch reiner Menſch ſeyn": und auch Kluge ſagt: „er müſſe ſeine Affecten und Leidenſchaften zu beherrſchen wiſſen."

Aber, meinen die Gegner, wie können wir unſere Frauen und Töchter einem Magnetiſeur anvertrauen, dem wir doch nicht in's Herz zu ſchauen vermögen? und geſetzt, der Ruf nenne ihn moraliſch rein, kann der Ruf nicht trügen? — geſetzt auch, er habe wirklich ſchon oft ſeine Affecten und Leidenſchaften beherrſcht, wird er immer im Stande ſeyn, ſie zu beherrſchen? — Der Menſch iſt ein gezähmtes wildes Thier, das ſeine Klauen nicht hervorſtreckt, allein darum bleibt es doch immer gefährlich, mit ihm zu ſpielen. Wer auf der Welt mag ſich rühmen, daß er ſeine Affecten immer überwunden habe?

Ach! durch ſolche Warnungen wird leider Mancher abgehalten, ſeine Frau oder Tochter unſerm Willen zu unterwerfen, und fürwahr, Hufeland und Kluge hätten beſſer gethan, zu verſchweigen, daß ein Magnetiſeur auch ein Wollüſtling ſeyn kann. Iſt es doch, zum Beiſpiel allgemein bekannt, daß es auch ſchlechte Prieſter giebt, aber es wäre unklug, das Volk davor zu warnen. Im Gegentheil, man hat ihm wohl ſchon geſagt, daß auch der ſchlechteſte Prieſter die Geheimniſſe der Religion kräftig und gültig handhaben könne. Was von der Religion gilt, ſollte doch wohl auch vom Magnetiſmus gelten? und der Gedanke muß keinen Ehemann abſchrecken: dieſer Mann, der jetzt „ſeine flachen Hände mit einzelnen Theilen meiner „Frau eine Zeitlang in andauernde Berührung „bringt,“ (S. 330) könnte wohl ein Wollüſtling ſeyn; weil doch Kluge ſelbſt geſteht (S. 337), das Herabgleiten über den Buſen könnte leicht bei dem Magnetiſeur eine Abſtraction der Gedanken hervorbringen, und weil, wenn er vorgeſchriebenermaßen (S. 342) „die Knie des Kranken mit ſeinen Knieen „umſchließt“ ihm leicht etwas Aehnliches widerfahren könnte.

Ich ſelbſt kann Ew. Wohlgeboren verſichern, daß ich mich bloß auf meinen Daumen beſchränke, „welcher die kräftigſte Wirkung äußert,“ (S. 331) „nach „ihm der kleine Finger, dann der Zeige- und Goldfinger, „und der Mittelfinger verhält ſich gleich Null.“ Sind die Theile zu klein für die ganze Hand (S. 333), ſo manipulire ich bloß mit dem Daumen. (Im Vorbeigehen erinnere ich, daß jenes alte Kinder-Mährchen vom kleinen Däumling offenbar auf Magnetiſmus deutet.)

Durch **Kluge** erfahren wir auch (S. 334), daß das **Kneten** oder **Manipuliren mit ſtarkem Contacte** nichts weiter als Magnetiſmus iſt, den ſchon **Martial** und **Seneca** kannten, den die Chineſer ſchon längſt applicirten, und den auch die hübſchen Otaheiterinnen auf **Cook** und **Forſter** anwandten, indem ſie ihnen Arme und Schenkel mit weichen Händen rieben u. ſ. w. Auch eine tüchtige Tracht Prügel iſt eine **Manipulation mit ſtarkem Contacte**, und wirkt daher nicht ſelten auf das herrlichſte.

Sehr zweckmäßig werden Ew. Wohlgeboren, gleich mir, finden, daß **Kluge** S. 364 die Kunſt zu magnetiſiren bloß auf **Aerzte** beſchränkt, und ich bedaure nur, daß er früher nichts weiter von einem Magnetiſeur fordert, als daß er **geſund** an Leib und Seele ſey. Er hätte ſogleich zur Bedingung machen ſollen, daß er auch auf einer Univerſität rite promovirt ſeyn müſſe; denn nun werden die Laien ſich auf ihre handfeſte Geſundheit berufen, und uns die reichſten Somnambülen vor dem Munde wegfiſchen, wie bereits in meinem naſeweiſen Städtchen mir ſchon mehr als Einmal widerfahren. Sogar ſchon Handwerker würden mir in's Handwerk pfuſchen, wenn nicht das obenerwähnte Beiſpiel — daß man dabei in ihre Frauen ſich verlieben kann — ſie etwas ſtutzig gemacht hätte. Auch hat es ſich vor Kurzem zugetragen, daß ein ehrbar Schuſter, der ſeine Frau ſuchte, weil ſie ihm zu lange ausblieb, ſie auf dem Bette eines meiner Herren Collegen fand, und aus dieſem unſchuldigen Umſtande allerlei gehäſſige Folgen zog: und doch war nichts weiter geſchehen, als daß die Frau ſich auf den Rand eines Bettes geſezt hatte, in welchem ohne ihr Wiſſen ein andres Frauenzimmer einige Stunden zuvor magnetiſirt worden war; dieß allein hatte die empfängliche Schuſters-Frau ſogleich in magnetiſchen Schlaf verſezt; allein ihr Mann wollte es nicht glauben (auch dann nicht einmal, als man ihm in Kluge's Werke S. 368 ein ganz ähnliches Beiſpiel nachwies), ſondern manipulirte ſeine Frau mit ſtarkem Contacte dermaßen, daß ſie, gleich Wienholt's Patientin S. 377, „den Boden der See mit allen ſeinen Schönheiten geſehen zu haben glaubte.“

Bemerken Ew. Wohlgeboren im Vorbeigehen, daß eine Frau, die auf gewöhnliche Weiſe geprügelt wird, höchſtens den Himmel für eine Baßgeige anſieht; eine Frau hingegen, die der Seeligkeit des magnetiſchen Schlafes theilhaftig worden, geht auf dem Boden der See ſpazieren, wie unſer Eins in ſeiner Stube. Mein Herr College befand ſich während dieſer Manipulation im Nebenzimmer und hörte nichts davon, weil er ſich die Ohren mit magnetiſcher Baumwolle verſtopft hatte. (S. 380)

Leider muß ich Ew. Wohlgeboren bekennen, daß mir ſelbſt ein noch weit größeres Unglück wiederfahren iſt, indem ich einen entfernten Kranken mit einer hieſigen Clairvoyante in Rapport geſetzt hatte, um von der Letztern zu erfahren, welche Mittel ich bei dem Erſtern anwenden ſollte. Kluge warnt dafür S. 383, weil die Clairvoyante in der Ferne ſich leicht irren, oder gar durch Anſtrengung in Tiefſinn und Geiſtes-Verworrenheit fallen könne. Allein ich traute dießmal meinem Kluge nicht, vermeinend, er widerſpreche ſich offenbar, indem er ja S. 379 ausdrücklich erklärt: „die kleinſte Vernachläſſigung ſolcher Vorſchriften muß der Kranke, und mit ihm auch der Arzt, oft ſehr hart entgelten, ſo wie im Gegentheil eine genaue Befolgung derſelben ſtets den vorausgeſagten guten Erfolg hat.“ Ich hatte überſehen, daß er ſchon S. 381 dieſen Ausſpruch wiederum entkräftet, indem er eben ſo ausdrücklich ſagt: „man dürfe den Ausſagen der Clairvoyante nicht unbedingten Glauben beimeſſen.“ Auch was die Ferne anlangt, ſchien es mir, er habe ſchon mehrere Male deutlich genug erklärt, „daß ſie kein Hinderniß ſey, und daß das Nerven-Fluidum durch den Willen determinirt werde.“ S. 293) Ich glaubte daher, ohne Bedenken es wagen zu dürfen; allein die Folge war, daß der entfernte Patient ſtarb und daß die Clairvoyante närriſch wurde.

Das war freilich ſchon arg genug, es iſt mir aber doch ein noch Aergeres wiederfahren. Es bat mich nämlich ein junger Herr, ihm eine Blume zu magnetiſiren; ich that es, ohne zu wiſſen, daß er in eine Clairvoyante verliebt war, und vor Begierde brannte, ſie im Schlafe zu küſſen. Er brachte ihr die Blume, ſie roch daran, warf ſie mit Heftigkeit von ſich, „war „aber auch in demſelben Augenblicke ſchon im Schlafe" gleich der Klugen'ſchen Patientin (S. 410), worauf der junge Herr ſie nach Herzensluſt küßte, woraus, dem Vernehmen nach, allerlei böſe Folgen entſtanden ſind, über welche die Mutter der Kranken ſich dermaßen entrüſtet hat, daß ſie, als ich wiederkam, mich aus dem Hauſe werfen ließ.

Wenn ſolche Leiden mich treffen, ſo ziehe ich mich zurück in die Einſamkeit, nämlich in meinen Garten, wo ich ſämmtliche Obſtbäume magnetiſire, und **Kluge's** Verſicherung S. 417, „daß ſie nun „ſchneller und üppiger wachſen werden" erfüllt zu ſehen hoffe. Freilich hat bis jetzt dieſe Hoffnung mich getäuſcht; mehrere junge Bäume ſind rein ausgegangen, und die übrigen zeigen durchaus keinen vermehrten Wachsthum, während mein Nachbar, der ſeine Bäume bloß begieß't, reinigt u.ſ.w., die herrlichſten Früchte ärntet, und mich noch obendrein auszulachen ſich erkühnt; aber ich laſſe mich das nicht anfechten, magnetiſire [illegible] drauf los, und ſehe auch bisweilen ein halbes Dutzend Kranke um einen ſolchen Baum, die ich durch Hanfſchnüre mit ihm verbinde, worauf ich denn immer ſo glücklich bin gewahr zu werden — beſonders wenn das Wetter ſchön iſt — daß die friſche Luft ihnen recht wohl thut.

Das ſind die Leiden und Freuden
Ihrer
unerſchütterlichen Brille.

Eilfter Brief.

Ich komme ſo eben aus einer Geſellſchaft von Spöttern, und habe Unzerſches Pulver einnehmen müſſen, weil das Calmiren nicht helfen wollte. Es war aber auch zum Raſendwerden, wie unverſchämt die ſchlechten Menſchen ihren böſen Willen auf mich fixirt hatten.

Der Eine fand es höchſt lächerlich, daß die Juden mehr Empfänglichkeit für den Magnetiſmus haben ſollten, als die Chriſten (S. 426), und bezweifelte ſolches ſchon deßwegen, weil ein Jude nimmermehr Abſcheu vor Metallen empfinden könne. Ich zuckte ſpöttiſch die Achſeln.

Der Andere hingegen meinte, Kluge habe da eine ſehr paſſende Bemerkung gemacht. Zwar habe er keineswegs bewieſen (wie er doch hätte thun ſollen), daß und warum die Nerven-Atmoſphäre der Morgenländer und Juden ſenſibler wäre, als die der Chriſten, (was auch wohl völlig unerklärbar bleibe); allein er habe dennoch einen ſehr haltbaren Grund der größern Empfänglichkeit der Juden angeführt, weil er zugleich den Grund des ganzen Magnetiſmus enthalte; die Juden wären nämlich „dem Orientaliſchen Charakter noch nicht entwachſen.“ Wenn man nun frage: wodurch der orientaliſche Charakter ſich von dem Occidentaliſchen unterſcheide? ſo ſey die Antwort: durch eine wärmere Einbildungskraft, und folglich beruhe die Empfänglichkeit für den Magnetiſmus bloß in der Einbildungskraft. — Gelb und ſchwarz möchte man ſich ärgern, daß Kluge ſelbſt durch unbeſonnene Aeußerungen den Gegnern ſolche Waffen in die Hände giebt.

Ein Dritter fragt: ob die Nerven-Atmoſphäre ein krankhafter Zuſtand ſey? — ich antworte nein; doch er behauptet es, weil Kluge S. 496 ſagt: „erſt „durch Krankheit werde man empfänglich für den „Magnetiſmus, und bei zurückkehrender Geſundheit „höre man wieder auf, es zu ſeyn.“ Folglich wäre die Nerven-Atmoſphäre eine Nerven-Krankheit.

jede Erscheinung des Magnetismus krankhaft und man könne eben so wenig darauf bauen, als auf die Phantasieen eines Fieber-Patienten. Vergebens erinnere ich an das Beispiel der Muschel, deren Perle auch eine Krankheit ist. Man antwortet mir spöttisch, ich sollte nur die Muschel fragen, ob sie ihre Perle für ein Kleinod hielte? — eben das beweise, daß die Menschen dümmer wären, als die Muscheln.

Ein Vierter schwört, daß er nie eine Blondine heirathen wolle, weil die Blondinen, nach Kluge, empfänglicher für den Magnetismus sind, als die Brünetten.

Ein Fünfter ~~singt das alte Lied von Sinnlichkeit~~ und Geschlechtstrieb, weil, nach Kluge S. 427 zur Zeit der Entwicklungs-Periode, und bei dem weiblichen Geschlecht kurz vor der Menstruation die meiste Empfänglichkeit bemerkt wird. Er behauptet: alle Erscheinungen wären verdächtig, wenn sie in diese Perioden fielen.

Ein Sechster wünscht die Scene auf dem Theater zu sehen, wo Puysegür einen mit Händen und Füßen widerstrebenden Postillon zweimal in Krise versetzte, und meint, auf dem Theater würde sich das recht komisch ausnehmen.

Ein Siebenter kann nicht begreifen, warum **Kluge** S. 428 es ein **erkünſteltes Sichhingeben** nennt, wenn ein Patient „mit lebendigem Glauben „und feſter Erwartung der kommenden Wirkung, ſich „ganz dem Willen des Magnetiſeurs überläßt.“ Er fragt, wie es denn möglich ſey, ſich noch inniger hinzugeben? und meint, wenn das **nichts** zu Hervorbringung der magnetiſchen Erſcheinungen beitrage (wie **Kluge** verſichert), ſo ſey der ſonſt ſo kräftige **Wille** hier verzweifelt unkräftig.

Ein Achter findet kühn, daß Herr **Kluge** S. 436 die Todten-Erweckungen in der ältern Geſchichte als-Wirkungen des mineraliſchen Magnetiſmus darſtellt und dadurch den Herrn Chriſtus zum bloßen Magnetiſeur herabwürdigt. Freilich hätten dieſe Herren ſich ſchon den Heiligenſchein zugeeignet, und ſo würde auch nicht zu verwundern ſeyn, wenn ſie nächſtens als Gottes Söhne aufträten.

Ein Neunter tadelt bitter, daß Herr **Kluge** „von unſerm jetzigen Zeitalter ſo auffallende Beiſpiele „nicht erwarte (S. 439), weil nur ein an Geiſt und „Körper höchſt energiſches Geſchlecht ſich mit Todten „in ſo innigen Rapport ſetzen könne.“ Er meint, das Menſchen-Geſchlecht ſey zu **keiner Zeit** mehr oder weniger energiſch; zu **allen Zeiten** wecke die Noth ſeine Kräfte, und, troz alles Geſchwäzes über unſer geſunkenes Zeitalter, hätten wir doch in unſern Tagen die höchſte Energie bewieſen. Es verrathe eine ſehr beſchränkte Anſicht von der Natur; wenn man glaube, menſchliche Eigenſchaften könnten jemals untergehen: nein, ſie wären immer da, und immer bereit zu wachen, wenn ſie nur geweckt würden. Ein Beiſpiel davon möchte Herr Kluge aus dem Magnetiſmus ſelbſt ſich ſchöpfen. Wer hätte vor 30 Jahren ſich eingebildet, daß die verſtändigen Teutſchen jemals an ihn glauben würden? Aber die Leichtgläubigkeit ſey nun einmal eine höchſt energiſche menſchliche Eigenſchaft. Darum hätten wir auch nächſtens wieder Todten-Erweckungen zu erwarten.

Ich geſtehe, daß ich das Leztere ſelbſt glaube, auch bereits viele Verſuche doch mit keinem Erfolg gemacht habe. Das ſoll mich aber nicht abhalten, zu Ihnen zu eilen, ſo bald Ew. Wohlgeboren geſtorben zu ſeyn belieben. Dann wird ſich höchſt energiſch mit Ihrem Leichname in Rapport ſezen

der hoffende **Brille**.

Zwölfter Brief.

Wohlgeborner Herr! ich glaubte bisher ein Mittel in meiner Gewalt zu haben, alle Schreier am Ende plötzlich zum Schweigen zu nöthigen, wenn ich spräche: ſagt, was Ihr wollt, und ich will Euch auch zugeben, was Ihr verlangt; aber Ihr könnt mir doch nicht wegdiſputiren, daß der Magnetiſmus die Kranken heilt. Das iſt die Hauptſache. Möge er wirken, wie er wolle, genug, er wirkt, und zwar zum Heil der Menſchheit.

Sollten Ew. Wohlgeboren für möglich halten, daß die heilloſen Menſchen mir auch das widerſprechen? Man könne, meinen ſie, keine einzige unbeſtrittene und über jeden Zweifel erhabene Erfahrung dafür anführen. Kluge ſelbſt geſtehe S. 366, man müſſe nur im Anfang der Behandlung alle Arzneimittel bei Seite ſetzen, und erſt im Verlauf der Cur nöthigenfalls Gebrauch davon machen. Kluge ſelbſt bekenne, der Magnetiſeur müſſe dem Kranken eine „ſehr vorſichtige und regelmäßige Lebensweiſe vorſchreiben, und auf deren genaue Befolgung ſtreng halten“ Kluge ſelbſt ſchreibe vor S. 395 „die Elektricität nach Erforderniß anzuwenden“ Kluge ſelbſt rathe, „den Gebrauch des magnetiſirten Waſſers als Vorbereitungs- und Unterſtützungs-Mittel“ Kluge ſelbſt begehre, (S. 431) die Wirkung des Magnetiſmus

„durch den Nebengebrauch anderweitiger Hülfsmittel möglichſt zu verſtärken.“ Da nun Jedermann wiſſe, daß gute Diät, Elektricität, Waſſertrinken (es möchte magnetiſirt ſeyn oder nicht) und anderweitige Hülfsmittel, mehr als hinreichend ſeyen, die Heilung jeder Krankheit zu erklären, ſo dürfe man auch nicht zu einem unerklärbaren Mittel ſeine Zuflucht nehmen.

Zum Beweiſe führen ſie die famöſe Cur an, welche der berühmte Wolfarth an einer Nervenkranken vollbrachte, die mit mancherlei örtlichen Uterinalbeſchwerden behaftet war (ſiehe das mediciniſch-chirurgiſche Wochenblatt). Bei dieſer wurden, außer dem Magnetiſmus noch angewandt: Einreibungen von Kümmel, Anis, Ingwer, Senf, *Eau de Cologne*, Franzbranntwein, Einſpritzungen von kaltem Weingeiſt und Bleiwaſſer; das Einnehmen von Aether und Chamillen-Extract mit Pommeranzenblüthwaſſer, hernach vertauſcht gegen Brauſepulver; endlich Selterſerwaſſer mit Milch, auch drei Eigelb täglich. Dann folgten das kalte China-Extract mit Pfeffer Münzwaſſer und warme Bäder. Der Beſchluß wurde mit Rheinwein, Burgunder und Isländiſchem Moos gemacht.

Nun bitte ich Sie — ſo ſprach mein Gegner lachend — ſind das noch nicht Mittel genug, um eine Krankheit zu curiren, auch ohne Magnetiſmus?

Aber, mein Gott! erwiederte ich, Sie vergeſſen ganz, daß die Kranke ſich alle dieſe Mittel ſelbſt im magnetiſchen Schlafe verordnete? —

Ein guter Arzt, antwortete er mir, hätte ſie auch ohne dieſe Verordnung angewandt; und dann weiß man ja wohl, was es mit ſolchen Verordnungen für eine Bewandtniß hat; ſie werden der Kranken erſt durch die Fragen des Magnetiſeurs herausgelockt. Denn Kluge ſagt S. 374: „von der Art dieſes Fragens hängt meiſtentheils die mehrere oder wenigere Clairvoyance, und nicht ſelten das Glück der ganzen Cur ab, indem ſich viele Kranke während ihres magnetiſchen Schlafes in einem Zuſtande von Dunkelheit und Verworrenheit der Ideen befinden, die nur durch ein gehöriges Fragen gehoben und zur Deutlichkeit gebracht werden kann; ja, mitunter werden auch nur erſt im Momente des Fragens die Ideen im Kranken erzeugt.“

Aus dieſer herrlichen Stelle meines Kluge wird geſchloſſen, daß der fragende Magnetiſeur der Kranken die Antworten gleichſam in den Mund lege, woher es denn auch komme, daß, je nachdem der Arzt geſchickt oder ungeſchickt ſey, die Patientin etwas Vernünftiges oder Unvernünftiges verordne.

Ferner ſey es lächerlich, wenn Kluge S. 371 ſelbſt dann dem Magnetiſmus die Heilung einer Krankheit zuſchreibe, wenn die Beſſerung ganz ohne Eintritt magnetiſcher Erſcheinungen erfolgte und er bloß den Ausgang ruhig abwartete. Es ſey ja bekannt, daß die Zeit viele Krankheiten heile. In einem kranken Körper giengen, ohne alle angewandte Mittel, in jeder Secunde Veränderungen vor, und Jedermann wiſſe, daß viele Kranke geſund werden auch ohne alle Arzenei.

Kurz, man thue am beßten, ſich vor dem Magnetiſmus zu hüthen, da er, nach Kluge's eigenem Ausſpruch S. 440, „in der Hand des Unvorſichtigen und Unkundigen furchtbar und zerſtörend ein namenloſes Elend herbeiführe," und man doch nie wiſſen könne, ob man nicht einen Unvorſichtigen oder Unkundigen vor ſich habe. Wohlgeborner Herr! gegen ſolche niederträchtige Angriffe waffnen wir uns mit unſerm Heiligenſchein. Wir nennen mit Wolfarth nur diejenigen Aerzte vorurtheilsfrei, die den Magnetiſmus billigen.

Der Name Wolfarth iſt mir entſchlüpft. Dieſer Name bezeichnet den Inbegriff der liebenswürdigſten Humanität, und ich kann meine Briefe an Ew. Wohlgeboren durchaus nicht glänzender beſchließen, als mit einem Kernſpruche dieſes großen Mannes, ausgeſprochen in ſeinen *Erläuterungen über den Magnetiſmus* S. 144.

„Der ächte Arzt iſt ein Prieſter und Diener des
„Magnetiſmus, oder, was daſſelbe iſt, der Natur,
„und kann allein vom Meſmerismus ſeine würdigſte
„Anerkennung erwarten. Der unächte Arzt hingegen,
„der Arzenei- und Giftkrämer, wird in ſeiner Blöße
„gezeigt. Er muß entweder lernen bereuen, und freu-
„dig die neue Bahn der Natur und des Lebens als
„natürlich magnetiſcher Arzt beginnen, oder er wird
„aus dem reinen Kreiſe der Edlen, welche das Theuer-
„ſte dem Menſchen bewahren und wieder verſchaffen,
„billig *verbannt*, und nicht mehr als Arzt, ſon-
„dern als *Betrogener* und *betrügender Gauk-*
„*ler* der *Verachtung* Preis gegeben, wenn nicht
„die Macht des Geſetzes ihn gänzlich hindert, ſein
„blindes Spiel mit der Geſundheit und dem Leben
„der Menſchen zu treiben.“

Allerwohlgeborenſter Herr! theilen Sie mein Entzücken! Haben Sie jemals etwas *Humaneres* geleſen? — Alle Aerzte, die nicht denken, wie Herr D. *Wolfarth*, ſind Arznei- und Giftkrämer, betrogene und betrügende Gaukler und werden der Verachtung

Preis gegeben von Rechtswegen. Allein das iſt noch nicht genug. Mein menſchenfreundlicher Wolfarth fordert ſogar die Obrigkeit auf, ſie Alle zum Teufel zu jagen. Mögen immerhin ſeine eigenen würdigen Lehrer ſich unter dieſer Zahl befinden; mögen immerhin die meiſten derſelben bisher für brave geſchickte Männer gegolten und Tauſenden das Leben gerettet haben, während Hr. Wolfarth Experimente machte; warum haben ſie ſich unterſtanden, die Kranken ohne Magnetiſmus wieder herzuſtellen? ſie müſſen fort! ſie müſſen mir und meinem Wolfarth Platz machen! Fiat justitia et pereat mundus! Warlich jene kräftige Stelle iſt der Triumph der Humanität! ſie beweiſ't, daß der Magnetiſmus nicht bloß heilſam auf den Körper würket, ſondern auch die Moralität auf das herrlichſte erweckt und ausbildet, indem ſie auch den letzten Keim jener verdammten Toleranz erſtickt, die der Satan für Schwachköpfe erfunden hat, die aber, Gott ſey Dank! noch nie irgend ein Naturphiloſoph ſich hat zu Schulden kommen laſſen.

Indeſſen kann ich Ew. Wohlgeboren nicht bergen, daß mir ſelbſt noch einige Schwäche in dieſer Hinſicht anklebt. Ich denke nämlich, wenn die hohe Obrigkeit — wie zu hoffen ſteht — aus ſchuldigem Reſpect für Hn. Wolfarth nächſtens alle nicht magnetiſirenden Aerzte zum Teufel jagt, was ſoll aus denen werden, die über 50 Jahre alt oder von ſchwächlicher Conſtitution ſind? — Geſetzt, ſie, hätten auch den beſten Willen, ihre Arznei- und Gift-Krämerei aufzugeben und bei Herren Wolfarth in die Schule zu gehen, ſie können ja doch keine Magnetiſeurs werden, da dem Einen die Jugend, dem Andern die Geſundheit fehlt? — Nun iſt nicht zu läugnen, es befinden ſich Männer unter ihnen, die nach alter Weiſe gewaltig viel Kranke geheilt und das Vertrauen großer Städte als Aerzte und Menſchen gewonnen haben, auch bloß von ihren erworbenen Kenntniſſen leben können; ſollen die nun Alle verhungern? — Mein Herz blutet, aber ich ſage ja! beſſer, daß ein paar Hundert Aerzte verhungern, als wenn auch nur Ein Kranker ohne Magnetiſmus geheilt würde. Sie mögen ſich mit den Perückenmachern tröſten, die auch verhungern müſſen, ſeitdem die Natur ihr Recht behauptet hat, oder wenn die Rache ihnen ſüß ſchmeckt, ſo mögen ſie nur warten, bis Wolfarth 50 Jahr alt geworden, dann muß auch Er ſeine Praxis niederlegen und verhungern, wenn nicht unterdeſſen durch das magnetiſche Fluidum ein goldnes Fluidum in ſeinen Beutel gefloſſen.

Kurz und gut, Wohlgeborner Herr! vivat der humane Wolfarth! das iſt das Feldgeſchrei

Ihres

triumphirenden Brille.

N. S.

Ew. Wohlgeboren lege ich sub A noch einen kleinen Aufſatz meines Sohnes bei, eines gelehrten Burſchen, wie Sie leicht erkennen werden. Ferner sub B eine malitiöſe Erzählung, die ein verruchter Anonymus mir zugeſandt hat, und die aus irgend einem Franzöſiſchen Wiſche der neuern Zeit entlehnt ſeyn ſoll. Dergleichen bleierne Pfeile machen nur blaue Flecken; aber gut wäre es doch, wenn die Verfaſſer von dergleichen Schmähſchriften durch eine Manipulation mit ſtarkem Contacte, zum Exempel durch den Staupbeſen, zum Schweigen gebracht würden.

Endlich sub C einen Auszug aus der Bibliotecа italiana, den ~~ich ſelbſt zwar nicht verſtehe~~, von welchem aber ein ehrlicher Freund mich verſichert, daß er verdiente Lobſprüche auf meinen verehrten Kluge enthalte.

Beilage A.

Das himmliſche Kreuz des Kaiſers Conſtantin.

Es iſt doch fürwahr eine große Thorheit oder Hartnäckigkeit, daß ſo viele ſonſt vernünftige Leute nicht an die Wunder des Magnetiſmus glauben wollen, bloß weil ſie dieſelben nicht begreifen können. Ei! können ſie denn begreifen, wie es zugegangen, daß der Kaiſer Conſtantin bei ſeinem Feldzuge gegen den Maxentius ein feuriges Kreuz am Himmel erblickte, mit der griechiſchen **Unterſchrift**: *εν του τω νικα* (durch dieſes überwinde)? — Freilich, die Spötter lachen und ſprechen, auch das ſey ein Mährchen; aber die Beweiſe ſind unwiderſprechlich.

Socrates ſagt in ſeiner **Kirchenhiſtorie** (l. 1. c. 1.), der Kaiſer habe, als das Kreuz erſchienen, ſeinen Augen nicht getraut, und alle Umſtehende gefragt: ob auch ſie es gewahr würden? *Alle bekräftigten es einmüthig.* Alſo ein Heer von *Augenzeugen*. Man könnte einreden, Socrates habe nur auf **Hörenſagen** geſchrieben; allein dazu war er viel zu vorſichtig. Denn an einer andern Stelle, wo er von dem Kreuze des Erlöſers redet, welches Helena gefunden (l 1. c .14) fügt er ausdrücklich hinzu: ich weiß das vom Hörenſagen; folglich war er, was jene Erſcheinung betraf, ſeiner Sache gewiß; wenigſtens eben ſo gewiß, als Kluge von hundert Begebenheiten, die er gläubig anführt. Ueberdieß war er ein Mann, der von den größten Gelehrten ſeiner Zeit in Sprachen, Wiſſenſchaften und Beredtſamkeit unterrichtet worden war, und daher den Beinamen Scholaſticus erhalten hatte, folglich ein Mann, deſſen Zeugniß man vertrauen darf.

Eben ſo erzählt Euſebius von Cäſarea die Begebenheit mit allen Umſtänden. Ihm hatte Conſtantin's eigner Sohn aufgetragen, die Lebensgeſchichte ſeines Vaters zu ſchreiben, folglich waren ihm ſicher die authentiſchſten Materialien dazu geliefert worden. Auch der Arianer Philoſtorgius hat jene Erſcheinung nicht bezweifelt. Und Zoſimus! der große Eiferer für den Götzendienſt, der keine Gelegenheit entſchlüpfen ließ, das Chriſtenthum zu beſpötteln, würde er jenes weltkundige Wunder wohl mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn er es hätte beſtreiten können? — Ebenſo Julian der Abtrünnige; waren nicht, als er regierte, kaum 40 Jahre verfloſſen? und fehlte es ihm etwa an Mitteln, den noch lebenden Betrüger Euſebius zu entlarven? Lebten nicht noch

Soldaten genug, die er aufrufen konnte zu bezeugen, ſie hätten nichts geſehen? — Er, der heftigſte Feind der Chriſten, ſollte nicht mit Freuden dieſen Umſtand benutzt haben, ſie zu demüthigen? — Allein er ſchweigt, und ſein Schweigen iſt ein Bekenntniß.

Und der Rath zu Rom! der aus Heiden beſtand — wie lautete die Inſchrift, welche er auf den, Conſtantin zu Ehren errichteten, Triumphbogen ſetzen ließ? es ſey geſchehen, weil dieſer Kaiſer auf beſondere Eingebung der Gottheit (instinctu divinitatis) die Republik gerettet habe. Freilich wird des Kreuzes nicht ausdrücklich erwähnt, das war von Heiden nicht zu erwarten; allein die göttliche Eingebung konnten ſie nicht läugnen; gleichwie ein Widerſacher des Magnetiſmus die Wirkungen deſſelben bekennen muß, wenn er gleich den Heiligenſchein nicht ſieht, der den Magnetiſeur umgiebt, der offenbar aus derſelben Materie, wie das Kreuz des Conſtantin fabricirt worden iſt.

Und das Labarum! das heißt, die Fahne, welche Conſtantin jenem himmliſchen Kreuze zu Ehren verfertigen ließ, hat ſie nicht wirklich exiſtirt? hat ſie nicht Alle, die ſie umringten, mit Tapferkeit begabt, wie ein magnetiſches Baquet für Alle, die es umringen, Geſundheit ausſtrömt? — Hat nicht Julian der

Abtrünnige, der nichts weiter als ein kluger Mann „und bei weitem kein Kluge war, das Labarum zerſtört um jenes Kreuzes willen? —

Und Prudentius! was ſagt er in ſeinen Verſen gegen den Symmachus? — quo signum dextera vindex protulerit, quali radiarunt stemmate pila! „Ein Zeichen des Sieges, ein glänzendes Zeichen „gieng vor der rächenden Armee her.“ Christus signabat Labarum — clypeorum insignia Christus scripserat. „Chriſtus ſelbſt hat unterſchrieben.“ — Iſt das nicht ein klares Zeugniß? war Prudentius nicht ein vornehmer Mann? Zwar in ſeiner Jugend ein lockerer Zeiſig, aber damals, als er gegen den Symmachus ſchrieb, ein unbeſcholtner Höfling.

Und Conſtantin ſelbſt! würde er gewagt haben, das Labarum mit dem Kreuze an die Stelle der alten, hochverehrten römiſchen Fahnen zu ſetzen, wenn nicht ſein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel geſehen hätte? würden nicht die Heiden, die das Kreuz verabſcheuten, Alle davon gelaufen ſeyn, wenn ſie nicht Augenzeugen des Wunders geweſen wären?

Und was ſagt Theodoretus in ſeiner Kirchengeſchichte (l. 1. c. 2.)? „Der Kaiſer habe, wie der

„heilige Apoſtel, ſeinen Beruf nicht von Menſchen oder „durch Menſchen, ſondern vom Himmel erhalten.“ Zielt er da nicht offenbar auf das himmliſche Licht, welches den Paulus bekehrte, und nun den Conſtantin gleichermaßen bekehrt hatte?

Und Sozomenus in ſeiner Kirchengeſchichte ſagt ausdrücklich (l. 1. c. 3.): „es ſey dem Kaiſer ein „göttliches, himmliſches Zeichen erſchienen.“— Dieſer Sozomenus war ein Advocat, und man weiß, wie wahrheitsliebend die Advocaten ſind.

Wäre es möglich, ein Wunder noch länger zu läugnen, welches vor tauſend Augenzeugen geſchehen, von den ehrwürdigſten Schriftſtellern des Alterthums aufbewahrt und beſtätigt, vom Römiſchen Senat durch Denkmäler verewigt, und von keinem Heiden widerſprochen worden? —

Gäbe es noch Hartnäckige und Unverſchämte, die es zu läugnen wagten, ſo dürfen wir ſie wenigſtens nicht unter den Verehrern des Magnetiſmus ſuchen, die für ihre Wunder durchaus keine glänzendern Beweiſe anzuführen haben, als Conſtantin für ſein himmliſches Kreuz. Ja, es war offenbar der Himmel ſelbſt, der Conſtantin's Heer magnetiſirte, ſo daß jeder Soldat mit ſeinem Magenmunde die griechiſchen Worte in den Wolken las.

Beilage B.

Ueberſetzung aus dem Hermite de la Chaussée d'Antin, IV. Band, pag. 144.

— Meſmer behauptete, ein neues Fluid in der Natur entdeckt zu haben, deſſen Eigenſchaften zwiſchen Menſchen und Dingen neue Verhältniſſe, neue Verwandtſchaften bildend, wundervolle Wirkungen hervorbringe: er nannte es animaliſchen Magnetiſmus. Da nun dieſer beſonders auf Nerven- und Einbildungskraft wirkte, ſo waren unſere Damen die Erſten, die dadurch verführt wurden: Meſmer's Baquet wurde ein Rendezvous für die Schönheiten des Hofes und der Stadt; der Magnetiſmus gebahr die hyſteriſchen Zufälle, (vapeurs) die Krämpfe, die Nervenleiden von tauſenderlei Gattungen, und dieſe hervorgebrachten Krankheiten, deren ſich die Aerzte bemächtigten, verſchafften dem Teutſchen Herrn Doctor Proſelyten ſelbſt im Schooſe der Facultät. Diejenigen, welche die Wirkungen des Magnetiſmus am hartnäckigſten läugneten, wurden doch gewahr, daß er nicht ohne Einfluß auf die Sitten blieb; daß er viele Leute in Rapport miteinander ſetzte, die keineswegs dazu beſtimmt waren, und daß die Kraft des Baquet auf eine ganz beſondere Weiſe auf die Tugend der Weiber wirkte.

(Der maliciöſe Verfaſſer macht hier ein unüberſetzbares Wortſpiel mit vertu, welches ſowohl Kraft als Tugend bedeutet.)

Als die Regierung urtheilte, daß es Zeit ſey, dieſer Comödie ein Ende zu machen, ließ ſie dieſelbe auf dem Theater ſpielen, und das Luſtſpiel: les docteurs modernes brachte den Mode-Doctor um allen Credit.

Dieſe Meſmeriſche Gaukelei — von welcher Doppet, ein Schüler Deslon's, der ſelbſt ein Schüler Meſmer's war, ſehr wahr zu ſagen pflegte: „diejenigen, die „unſer Geheimniß wiſſen, zweifeln noch mehr daran, als diejenigen, die es nicht wiſſen" — erzeugte den Somnambulismus, von welchem der Herr Abbé Faria in dieſem Augenblicke (1813) eine Schule errichtet hat, zu großem Aergerniß der geſunden Vernunft und der Philoſophie. Ich habe der Sitzung, das heißt: der öffentlichen Myſtification beigewohnt, welche am vorigen Mittwoch in einem Hauſe der Straße Clichy Statt hatte, und ich werde erzählen, was ich geſehen habe. Die bloße Erzählung wird hinreichen, um die Sache lächerlich zu machen.

Der Apoſtel des Somnambulismus hatte für ſeine Taſchenſpieler-Stückchen einen Saal in einem Erziehungs-Hauſe gewählt. Begleitet von fünf oder ſechs jungen Mädchen erſchien er an einem Ende des Saales in dem Bezirk, den er ſich vorbehalten hatte. Die Verſammlung war glänzend und zahlreich, zwei Drittel derſelben beſtanden aus jungen Frauenzimmern, auf deren Geſichtern man ſehr deutlich leſen konnte, daß ſie mit günſtigen Vorurtheilen für die neue Lehre ſich eingefunden hatten. Der Herr Abbé iſt ein ſchöner Mann, obſchon geſchwärzt durch die heiße Sonne von Goa, und ich habe zu bemerken geglaubt, daß die ſchöne Hälfte der Zuhörer über dieſen Punkt eben ſo wenig Vorurtheile hegte, als Desdemona in Shakeſpeare's Othello. Er begann mit einer Rede in einem ſo unverdaulichen Style, daß man ein Franzoſe ſeyn und ſich ſtets erinnern mußte, daß ein Fremdling ſprach, um nicht bei jeder Phraſe ein lautes Gelächter zu unterdrücken. Unglücklicherweiſe waren die Gedanken nicht minder lächerlich, als die Form, und es iſt zweifelhaft, ob der Unſinn weiter getrieben werden könne. Nach einer ziemlich prunkvollen Anpreiſung des Magnetismus und ſeiner allgemeinen Eigenſchaften ſtellte der Herr Profeſſor den Grundſatz feſt, daß das geheimnißvolle Agens die Baſis alles Unterrichts, der Grund aller Wiſſenſchaften, der Schlüſſel aller menſchlichen Kenntniſſe ſey. Wer hätte ſich wohl eingebildet, bevor er dieſen Philoſophen von der Küſte von Malabar gehört hatte, daß der Magnetiſmus nicht allein die Kraft hat, die Geheimniſſe der Arzneikunſt, die Urſache, den Sitz und das Heilmittel aller Krankheiten zu enthüllen, ſondern auch die Bildung der Geſtirne, ihre Materie, ihre Bewegungen und die Natur ihrer Bewohner! — Auch iſt der Magnetiſmus die wahre Triebfeder der Moral. Aus ihm fließen alle Tugenden, wie alle Wahrheiten, und ſelbſt die Politik iſt ſeiner Wirkung unterworfen.

Nach dieſer ſo klaren Definition ſprach Herr Faria vom Somnambuliſmus, der unmittelbaren Wirkung des Magnetiſmus. So viel ich aus dem unverſtändlichen Wortkram habe herausklauben können, ſo iſt der Zuſtand des Somnambuliſmus für den Menſchen und beſonders für das Weib, der eigentlichſte und vortrefflichſte, der Zuſtand par excellence; er entwickelt in dem Schlafenden Kräfte und Kenntniſſe, die ihm wachend gänzlich fehlten, zum Beiſpiel die Gabe der Sprachen, das Vorausſehen der Zukunft; und, was am auffallendſten iſt, er öffnet bei gewiſſen Perſonen neue Organe. So zum Exempel beſitzt eine von Faria's Schülerinnen die ganz beſondere Gabe, im Schlafe mit demjenigen Theile des Leibes zu leſen, den der erſte Mann und das erſte Weib, der Sage nach, nicht einfach ſondern doppelt mit auf die Welt gebracht haben. Schade, daß man dieſes Experiment nicht wohl öffentlich machen konnte.

Indeſſen hatten die vier jungen Mädchen ſich in eine Reihe geſetzt, und ſie waren durch die Rede ihres Meiſters ſo trefflich zum Schlafen vorbereitet worden, daß der magnetiſche Finger ſie in einem Augenblicke in den tiefſten Schlummer verſetzte. Da ſagte die Eine, ſie habe Durſt. „Was wollen Sie trinken?" fragte der Einſchläferer — „gezuckertes Waſſer" war die Antwort. Sogleich präſentirte er ihr ein großes Glas helles Waſſer, welches er aber nicht zuckerte, ſondern bloß magnetiſirte. Das Mädchen trank und klagte, man habe zu viel Zucker hinein gethan. In dieſer Zeit, wo der Zucker ſo theuer iſt, hätte der Herr Abbé einen neuen Vortheil des Magnetiſmus geltend machen können; aber ohne auf die Einwürfe, die man ihm machte, zu antworten, gieng er zu einem andern Experiment über.

„Dieſe junge Perſon, ſagte er, indem er auf Eine der Schlafenden deutete, „verſteht, wie man „leicht glauben kann, kein Lateiniſch; allein Sie wer„den hören, daß ſie im magnetiſchen Schlafe es recht „gut verſteht. Ich mache die Probe. Ars longa, vi„ta brevis. Antworten Sie, Mademoiſelle! was heißt „das auf Franzöſiſch?"

„Das Leben iſt lang und kurz."

Ein lautes Gelächter erſcholl von allen Seiten, und ſchwerlich hätte die Sitzung fortgeſetzt werden können, wenn nicht die Bewegungen und das Geſchrei einer dritten Schlafenden die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf's Neue gefeſſelt hätte. Sie ſchrie nämlich: Diebe! Mörder! haltet! — Der Magnetiſeur fragte: was geht vor?

„Ein Mord in der Straße von Clichy.“

Wer ſind die Thäter?

„Zwei Männer, die ich nicht erkenne.“

Hat man ſie arretirt?

„Einen davon ſo eben.“

Dieſe Gaukelei hätte Senſation machen können, wenn mehrere gegenwärtige Perſonen nicht von der Begebenheit unterrichtet geweſen wären, die ſich drei Stunden vorher zugetragen hatte, und die der Herr Profeſſor ſammt der Schlafenden eben ſo gut erfahren haben konnte, als die Uebrigen.

Das Experiment mit den Gliedern, die auf die Stimme des Magnetiſeur gelähmt werden, überwältigte endlich die Geduld und die ehrbare Haltung der Verſammlung. Man fieng an laut zu murren, dann erſcholl ein Hohngelächter, und endlich wurde der Indianiſche Herr Profeſſor förmlich ausgepfiffen. Er erklärte ſehr geſchickt den geringen Erfolg dieſer Sitzung, indem er verſicherte, daß die Gegenwart eines einzigen Ungläubigen hinreiche, um die magnetiſche Kraft zu neutraliſiren und das Talent des Magnetiſeurs zu Schanden zu machen.

Beilage C.

Auszug aus der Biblioteca Italiana, April 1816.

„*Saggio istorico intorno al magnetismo animale, di Kluge,* stampato *in Berlino nel* 1815. Pare strano che in un' epoca così recente siansi stampate tante stravaganze, quante se ne contengono in questo libro.

Der Herausgeber betrachtet Kluge's unſterbliches Werk come un tratto della storia delle aberrazioni dello spirito umano.“

Druckfehler,

welche man vor dem Leſen zu berichtigen bittet.

S. 18	Z. 11	Leuten,	ſtatt	Weibern.
— 21	— 4	Ammen	—	Armen.
— —	— 11	Baum	—	Bauer.
— 24	— 13	feerlich	—	folglich.
— 44	— 16	quaestionis	—	quaesitionis.
— 49	— 1	Lufſchloß	—	Luſtſchloß.